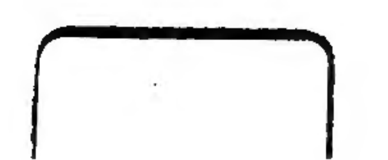








Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1848.

Erster Band.

No. 32 is misplaced after no. 33

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1848.

Erster Band.

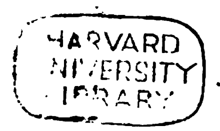
Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1 — 182, Literarische Anzeiger Nr. I — VII.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1848.



1876, Oct. 23.

Register.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Wilhelm von Humboldt.

Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Eine unerwartete und höchst erfreuliche Erscheinung! Wilhelm v. Humboldt im Briefwechsel mit einer Frau, einer ihm äußerlich fern stehenden und fern gebliebenen Frau, freundlich, hingebend und wahrhaft liebevoll eingehend auf Verhältnisse, Anschauungen und Fragen welche wir in den übrigen Kreisen seines Lebens kaum berührt finden, voll des Bestrebens eine empfängliche Frauenseele zu sich emporzuheben, sie zu leiten, zu beruhigen, zu trösten — also von einer wenn auch nicht ganz, doch größtentheils neuen Seite erscheinend, die ihn, wie kaum eine andere, mit dem Reize großer Liebenswürdigkeit bekleidet zeigt. So wird Wilhelm v. Humboldt durch dieses Buch denjenigen Kreisen des Publicums welchen er bisher völlig oder beinahe unzugänglich war, insbesondere auch der Frauenwelt, nahe gerückt, und gerade dieser Umstand ist es vor Allem der uns dieser Briefsammlung ein freudiges Willkommen! entgegenrufen heißt, wenngleich dieselbe auch an und für sich Interesse genug gewährt um als eine der bedeutendern literarischen Erscheinungen der neuesten Zeit bezeichnet zu werden. Sie stellt uns, um es hier gleich auszusprechen, ein klares, reines, scharf umgrenztes und fast vollständig ausgeführtes Bild der Seele Wilhelm v. Humboldt's — oder wenn man so will: seines Privatcharakters — vor Augen. Sind uns auch die Hauptzüge dieses Bildes längst bekannt und längst lieb geworden, die feinern Linien, die leisern Schattirungen, das belebtere Spiel der Mienen, mit Einem Worte, das lebhaft Sprechende des Bildes, alles Dies tritt uns wol zuerst aus diesen Briefen, und zwar mit dem vollsten Zauber des Einnehmenden und Herzgewinnenden, oft sogar des Hinreißenden, entgegen. Treffend bemerkt der Herausgeber in den dem ersten Theile vorangeschickten Eingangsworten:

> Was Wilhelm v. Humboldt in bewegter geschichtlich wichtiger Zeit dem Staate war, was er voll hoher Humanität und edler Freisinnigkeit den Völkern, der Menschheit leistete, was er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit erforschte, bewahrt die Geschichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerschöpflichen Reichthum der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannichfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen worin der Verewigte lebte, waltete vor Allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — „das herrliche Gemüth, die Seele voll Hochsinn und Adel", die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache? Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die ihm inwohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte. Alles Das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden.

So erscheint Humboldt allerdings in diesen Briefen — durchaus sich selbst gleich in der langen Reihe von Jahren in welche diese Correspondenz fällt, von 1814 (in regelmäßiger und ununterbrochener Folge von 1822) an bis fast zu dem Tage seines Todes; den ersten Brief schrieb er auf der Höhe seines politischen Lebens, am 3. Nov. 1814 vom Wiener Congresse aus, der letzte ist vom 28. März 1835; am 8. April starb er. Die Sammlung enthält 153 Briefe und Auszüge aus Briefen: 90 der erste, 63 der zweite Theil, die letztern sämmtlich (mit Ausnahme des ersten, welcher den nahenden Tod verkündigt) nach dem Tode der Gattin Humboldt's (26. März 1829) geschrieben, und darum im Ton, zum Theil auch am Gehalt,

etwas, aber doch nicht in dem Grade von den vorhergehenden abweichend wie die Empfängerin in dem Vorworte zum zweiten Theile angibt. Eine, wahrscheinlich von der Empfängerin noch selbst verfaßte, Inhaltsübersicht sämmtlicher Briefe ist dem zweiten Theile voran, einige Erläuterungen, gleichfalls von derselben Hand, sind theils dem ersten Theile voran, theils dem zweiten Theile nachgeschickt.

Wer war diese Empfängerin? Die Freundin Wilhelm v. Humboldt's? Antworten wir darauf zuvörderst mit den einfachen Thatsachen. Humboldt und Charlotte haben sich im Leben drei mal gesehen: zuerst im J. 1788 drei Tage lang, sie ein siebzehnjähriges Mädchen, er ein einundzwanzigjähriger Jüngling, damals Student in Göttingen; sodann nach 28 Jahren, im J. 1816, und zuletzt abermals 12 Jahre später, 1828; die beiden letzten male, als Beide im höhern und schon im Greisenalter standen, nur auf wenige Stunden. Von einer Freundschaft im üblichen Sinne des Worts, welche auf persönlichem Verkehr, auf Gleichheit der Stellung im Leben, auf Gemeinschaftlichkeit der Bestrebungen beruht, kann mithin hier, wo der persönliche Verkehr durch Raum und Zeit so weit zerklüftet erscheint, schon aus diesem Grunde nicht die Rede sein. Dazu kommt die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, welche kaum größer gedacht werden kann. Worin also liegt das gemeinschaftliche Interesse dieser Freundschaft? Das Interesse Humboldt's wurde gleich in den ersten Zeilen dieser Berichterstattung angedeutet: es ist die Theilnahme einer edeln männlichen Seele an einem gebildeten und empfänglichen weiblichen Gemüth, welches sich ihm mit tiefer Hochachtung und inniger Ergebenheit, ja mit unbedingtem Gehorsam anschloß und unterordnete; das Interesse seiner Freundin möge sie selbst aussprechen (Einleitung, IX—XI):

Wir lernten uns in früher Jugend im J. 1788 in Pyrmont kennen, wohin Hr. v. Humboldt, der in Göttingen studirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischgenossen an der Wirthstafel, und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so Viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! Wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde sie fand den tiefsten Anklang. Es war die letzte Epoche einer schönen, blüten- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und poetisch lebte. — — Hr. v. Humboldt reiste nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glücklichen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches, langes Leben aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhängnisse meines Lebens ungesehen lief, und fest in mir verborgen blieb. — — Es knüpfen sich an diese Erinnerung, so wenig als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe.

Und an Humboldt selbst schreibt sie in dem ersten an ihn gerichteten, und dem einzigen hier mitgetheilten Briefe vom 18. Oct. 1814:

Ich lege hier ein Blättchen ein (ein Stammbuchblatt, dessen Facsimile dem Buche vorgesetzt ist) das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückrufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten, und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen wird Ew. Excellenz eine Bekanntschaft zurückrufen welche die großen Bilder und Erscheinungen des Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüthe bleiben solche Eindrücke tiefer, und sind unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit sollte ich finden Ihnen nach 26 Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir die ersten ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wol bei der edlern Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es gewiß von der höchsten Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. — — Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüth gesenkte theuere Bild erbleichte nie mehr.

Gewiß, ein schöner Commentar zu Goethe's „Da ergriff ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten"! Eine weibliche Seele von solcher Tiefe, Durchsichtigkeit und Innigkeit war der Theilnahme jedes edeln männlichen Gemüths, war der Theilnahme eines Wilhelm v. Humboldt in hohem Grade werth. Zudem war diese Eröffnung nicht blos das Erzeugniß eines psychischen Bedürfnisses, sondern die Einleitung zu einer an Wilhelm v. Humboldt gerichteten Bitte: in seiner damaligen Stellung zum Ersatze großer Vermögensverluste, von welchen Frau Charlotte D. in Folge der politischen Ereignisse des Jahres 1806 betroffen worden war, behülflich zu sein, sodaß jene geistige Theilnahme auch durch ein ihr zur Seite gehendes äußeres Interesse, das der männlichen Hülfe durch Rath und That, verstärkt und gehoben wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eichendorff über die romantische Poesie.

Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Leipzig, Liebeskind. 1847. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Was dem Einen recht ist dem Andern billig. Man hat seit zehn Jahren, seit dem Erscheinen der bekannten Reihe von Aufsätzen in den „Hallischen Jahrbüchern" im protestantischen Deutschland unendlich viel über die Romantiker geredet und geschrieben, und meint ihnen für alle Folgezeit den Garaus gemacht zu haben. Nun tritt ein Epigone der Schule selbst auf und nimmt das Recht in Anspruch die Sache auch einmal von seinem Standpunkte aus beleuchten zu dürfen. Hören wir ihn ruhig an. Er schildert zuerst den Zustand der Literatur vor dem Auftreten der Romantiker. Die sogenannte Reformation, sagt er, hat einen durch alle ihre Verwandelungen hindurchgehenden Faden; sie hat die revolutionaire Emancipation der Subjectivität zu seinem Princip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt, und seitdem sind alle literarischen Bewegungen des nördlichen Deutschlands mehr oder weniger kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen. Da denn nun also zuerst der Sturm und Drang, dessen Vertreter zu Grunde

gehen *), dann kommen die sieben magern Jahre des Nicolaitismus, in ihnen Voß, „der sich von der vornehmen Erscheinung der gräflichen Freunde unwillkürlich gedemüthigt (?) fühlt und nun die eigene Plumpheit dem Aristokratismus zur Sünde anrechnet", Iffland und Kotzebue. Doch lag unter diesem Schutte schon das Senfkorn einer andern Zeit. Lessing **) zeigt überall eine ernste tiefe Sehnsucht; nur ward er zuletzt vom Dämon des Scharfsinns überwältigt, brachte aber damit den Protestantismus zu seiner Krise. Hamann ist der Mann welcher verkünden durfte, daß eine neue Zeit im Anzuge sei, wogegen freilich Herder und Jacobi über den rein subjectiven Glauben nicht hinauszukommen wissen. Dennoch aber fassen jetzt mehre erleuchtete Protestanten ihren Entschluß; Stolberg tritt zum katholischen Glauben über, und Lavater bekennt wenigstens, daß der Sturz der katholischen Kirche der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein würde. Dann kommen Goethe und Schiller. Beide suchen die verworrene geistige Verlassenschaft die sie vorfinden getreulich zusammenzufassen, um daraus eine Weltanschauung zu bilden die für Zeit und Ewigkeit Weg und Richtung gäbe, verfehlen aber ihr Ziel. Goethe zwar als Naturalist erkennt, daß die Natur auf etwas Tieferes hinweist, und schließt im „Faust" mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche; „wenn aber Schiller (S. 28) der Liebling der Nation geworden (was freilich seiner Zeit auch bei Kotzebue der Fall war), so liegt der Grund darin, daß er, wie kein anderer Dichter vor ihm, den Ton seiner Zeit anschlug, indem er den trockenen Rationalismus poetisch verherrlichte; sowie in der Macht die jederzeit ein ernstes ehrliches Streben und der blendende Schmuck einer schwunghaften Sprache über die Gemüther übt. Denn es ist in gewissen Zuständen der Cultur Nichts unverständlicher als das Einfache." Die Aufgabe, welcher diese beiden Männer nicht gewachsen waren, löste die Romantik. Goethe's Wirklichkeit und Schiller's Ideal hatten für dieselbe nur Bedeutung in Bezug auf ein Drittes über ihnen, wo beide bereits versöhnt und Eins sind: auf die Menschwerdung Christi, des göttlichen Vermittlers von Natur und Freiheit. „Freilich aber", diese Worte erlaube man mir buchstäblich anzuführen, denn sie enthalten den Kern des Buchs, „äußerte sich dieses Bestreben zunächst, da die Jünger ihre Milch an einer ganz andern Brust getrunken, und in einer andern Luft aufgewachsen waren, als ein unsicheres Suchen und Herumtappen einer sich selbst kaum verständlichen Sehnsucht. Die Poesie hatte sie vor die Thüren der katholischen Kirche, vor das in Waldesdickicht versteckte und längst vergessene Heiligthum hingeführt; kein Wunder daher, wenn sie ihre Aufgabe, die zur guten Hälfte eine ethische war, vorzüglich als eine ästhetische nahmen, und statt der sichtbaren lebendigen Kirche sich nicht selten mit einem träumerischen Halbdunkel, mit einer bloßen poetischen Symbolik dieser Kirche, einer neuen christlichen Mythologie abzufinden suchten." Vielleicht werden manche von unsern Lesern der Meinung sein, gegen solche Ansichten müsse man mit der größten Entschiedenheit auftreten. Aber die Erfahrensten unter ihnen dürften Das nicht sein. Ref. wenigstens bekennt sich nicht dazu berufen zu fühlen. Nicht leicht hat ein Buch eine so wohlthuende, ihn in seinen innersten Ueberzeugungen bekräftigende Wirkung auf ihn ausgeübt. Man hatte es seit zehn Jahren im nördlichen Deutschland freilich in Prosa und Versen genug gesagt, daß Das des Pudels Kern sei, und es konnte auch Niemand mehr daran zweifeln; — aber wer verurtheilt den Angeklagten gern ungehört? Es hätte diese Ueberzeugung doch immer noch nur ein geschichtsphilosophisches Aperçu, eine Art von Construction a priori sein können. Nun aber leistet der bekannte anmuthige Novellist der guten Sache den Dienst, unaufgefodert, freiwillig, ein unumwundenes, Alles bis ins Einzelnste hin bestätigendes Geständniß abzulegen. Zwar ob er nicht den Seinigen damit einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben scheinen wird? Bewahre uns, Herr, vor unsern Freunden, steht irgendwo geschrieben; nun so komme er zu uns nach Norddeutschland, denn uns hat er einen großen Dienst erwiesen. 1.

*) Daß Klinger in einem Ekel und einer absoluten Weltverachtung geendet habe (S. 5), welche sich dem Wahnsinn Lenz' an die Seite stellen ließe, ist uns bis jetzt nicht bekannt gewesen.

**) Die von ihm herausgegebenen Fragmente werden nicht mehr dem hamburger Reimarus blos zugeschrieben, wie der Verf. meint, sondern es ist bewiesen, daß er sie verfaßt; ebenso wenig schreibt man noch die „Erziehung des Menschengeschlechts" dem Albrecht Thaer zu, denn es ist bewiesen, daß sie nicht von diesem herrührt; Guhrauer's Schrift über diesen Gegenstand ist einer der werthvollsten Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur.

Zur polnischen Literatur.

1. Posłannictwo kobiety przez Panią F. *Trębicką*. Lemberg 1847.

Eine interessante Schrift, welche die Mission der Frauen behandelt und in der die Verf. ebenso klar als würdig auf das edle Ziel hinweist nach dem die Frauen, insbesondere die polnischen, in der Gegenwart zu streben haben. „Wollt ihr den moralischen und politischen Standpunkt eines Volkes kennen lernen", sagt sie, „so fragt, welche Stelle die Frauen in dem Volke einnehmen. Auch die Frauen haben ihre politische Mission, und zwar eine sehr wichtige und edle; wenn sie aber dieselbe auf das vollkommenste ausfüllen wollen, so müssen sie in der Sphäre bleiben in welche sie die Vorsehung gestellt hat, dürfen nicht den Kometen gleichen, die aus ihren Bahnen irrend alle Grenzen überschreiten, die Natur durch die Gewalt ihrer excentrischen Bewegungen erschüttern, und nachdem sie den Frieden und die Harmonie der Himmelskörper gestört haben, nutz- und spurlos verschwinden."

2. Zygmuntowskie czasy przez *J. J. Kraszewskiego*. Vier Bändchen. Warschau 1846.
3. Pani Orzelska przez autora Starosty Rabsztynskiego. Warschau 1846.
4. Powieści staro-szlacheckie przez *A. Kosińskiego*. Drei Bändchen. Warschau 1846.
5. Zamek Ogrodzieniec przez X. X. Krakau 1847.

Es ist lobend hervorzuheben, daß die polnischen Roman- und Novellenschreiber, im Gegensatze gegen die deutschen um neuen piquanten Stoff oft verlegenen Schriftsteller, ihre Darstellungen nicht aus der Geschichte aller Zeiten und Völker entlehnen, sondern daß sie ausschließlich polnische Verhältnisse, polnische Charaktere zu schildern suchen, und dadurch Interesse und Liebe für das Vaterländische zu wecken bemüht sind. Es ist dem Ref. unter den ziemlich zahlreichen polnischen Originalromanen, die in den letzten Jahren erschienen sind, auch nicht einer bekannt der nicht in die polnische oder doch slawische Vorzeit einführte. So auch die vier oben zugleich aufgeführten Romane. Unter ihnen ist der von Kraszewski der vorzüglichste, es wird in demselben das Hofleben der polnischen Großen zur Zeit des geistvollen Königs Sigismund August gegen das Ende des 16. Jahrhunderts meisterhaft dargestellt. Die andern beiden Romane schildern den Adel des 18. Jahrhunderts, der letzte geht bis ins 12. Jahrhundert zurück, und hat den Sturz des mächtigen Wojewoden Skarbimir zum Inhalte.

6. Pierwotne dzieje Polski i Litwy, wydał *W. A. Maciejowski*. Warschau 1846.

Ein umfassendes Werk des rühmlichst bekannten polnischen Geschichtsforschers Maciejowski, der hier in die ersten christlichen Jahrhunderte sich vertieft und historische Untersuchungen über die frühesten äußern und innern Verhältnisse Polens und Lithauens mittheilt. Der Verf. steht mit den Ergebnissen seiner Forschungen gegen die Schaffarik's häufig im Widerspruch.

7. Nowe opowiadania *Johna of Dycalp*. Leipzig 1847.

Der Verf., Placyd Jankowski in Wilna, hat sich durch mehre Werke als humoristischer Schriftsteller einen Namen er-

worden. Hier bekundet er, daß er auch ernste Ereignisse des täglichen Lebens anziehend zu schildern versteht.

8. Athenaeum. Szereg nowy. Wilna 1847.

Wenige polnische Zeitschriften haben einen so bedeutenden Umfang erlangt wie diese; in sechs Jahrgängen seit 1841 ist sie zu 36 starken Bänden angewachsen. Mit dem Jahrgange 1847 hat der als vielseitiger Schriftsteller bekannte Herausgeber derselben, Kraszewski, eine neue Folge begonnen, die nicht minder interessante Aufsätze wie früher enthält. Unter Anderm erhalten wir eine Biographie des am 4. April 1846 verstorbenen Leon Borowski, welcher 1784 in Pinsk geboren wurde, in Wilna zur Zeit als hier Männer wie die beiden Sniadecki, die beiden Frank, Groddek, Zundzill lehrten, studirte und 1823 ordentlicher Professor der Beredtsamkeit und Poesie an der wilnaer Universität wurde, nach Auflösung derselben 1831 aber zum Professor der Homiletik an der römisch-katholischen Akademie zu Wilna ernannt wurde. Er hat mehre kritische Schriften hinterlassen.

9. *Ostrowski* Dzieje i prawa kościoła polskiego. Zwei Bände. Posen 1846.

Der Wiederabdruck dieses 1793 in Warschau in drei Theilen erschienenen Werkes kann nicht zeitgemäß genannt werden, da nicht geleugnet werden kann, daß dessen Verf., der 1802 als Geistlicher in Lemberg starb, in strengster römischer Ansicht befangen bei dieser Darstellung des polnischen Kirchenrechts und der polnischen Kirchengeschichte ebenso parteiisch als unhistorisch verfahren ist. 2.

Afrikanische Schlauheit und europäische List.

Der berühmte Reisende Anthony d'Abbadie legt in einem im „Athenaeum" veröffentlichten Schreiben aus Omokullu vom 5. August 1847 den mündlichen Aussagen welche die Eingeborenen der Länder die er bereist auf die von Fremden eingezogenen Erkundigungen ertheilen einen höchst unzuverlässigen Werth bei, und gibt das sinnreiche Verfahren an welches er befolgt um der Wahrheit von dieser Seite auf die Spur zu kommen. Er erzählt, ein sehr intelligenter Aethiopier habe gegen ihn geäußert: Wenn ein Fremder an ihn eine Frage richte, so beantworte er sie stets durch eine Unwahrheit, weil er, wie er hinzufügte, durch eine tüchtige Lüge den Fragenden stets in seiner Gewalt behalte, und weil stets etwas Salz, d. h. Interesse, in einer Täuschung liege, das in einer nackten Wahrheit nie zu finden sei. Wenn er nun Auskunft ertheile, müsse er Geld oder wenigstens Dank dafür erwarten; oder er könne dadurch vielleicht seinem eigenen Interesse dienen; in jedem dieser Fälle müsse er seine Antwort so schmackhaft als möglich einrichten. Nun könne er nicht begreifen, wie trockene und nackte Wahrheiten schmackhaft sein könnten. Abbadie, um dieses Machiavellistische System die Ergebnisse seiner Forschungen nicht beeinträchtigen zu lassen, schlug nun folgenden Weg ein. Er vermied den Schein als suche er Leute auf von denen er Erkundigung einziehen wolle, und bezahlte niemals die Auskunft die er aus dem Munde der Eingeborenen empfing; wenn er ihnen Geld gab, so geschah es stets unter irgend einem andern Vorwande. Sobald er auf einen Unbekannten stieß, so begann er immer mit Fragen die diesen selbst angingen, über seine Familie, seinen Handel, seinen Viehstand, die Kriege in seinem Lande oder die Macht seines Königs. Im Verlauf des Gesprächs kam er behutsam dann auf seine eigene Absichten, wobei er durch sein Benehmen seinem Mann die Ueberzeugung zu geben suchte, daß es ihm ganz gleichgültig sei ob er mit Ja oder mit Nein darauf antworte; Dies geschah indem er so wenig als möglich directe Fragen stellte und jene vielmehr sich selbst aussprechen ließ. Ferner vermied er stets in Gegenwart Derer aus denen er Aufschlüsse herauszulocken suchte Etwas niederzuschreiben; wenn Dies in wenigen Fällen nöthig war, so bediente er sich der Schnellschrift auf einer Porzellandose, indem er sich stellte als spiele er damit, wobei er sein Auge nicht auf das Schreiben richtete. Nach sechs bis zehn Tagen stellte er dann dieselben Fragen an einen Andern, und wenn die Antworten oder die von selbst ertheilte Auskunft mit der ersten zustimmte, fing er an zu vermuthen, daß er die Wahrheit vernommen. Hatten ihm drei voneinander unabhängige Personen dieselbe Aussage gemacht, dann erst schrieb er die Sache um die es sich gehandelt als zuverlässig nieder; ja in wichtigen Dingen begnügte er sich nicht einmal mit drei solchen übereinstimmenden Aussagen, sondern suchte womöglich noch größere Zuverlässigkeit zu erlangen, wie er z. B. die Behauptung, daß der Homosluß viel größer als der Gojab, durch zehnfache Aussagen sich bekräftigen ließ. 3.

Literarische Notiz aus England.

Parlamentarischer Führer.

Der „Parliamentary companion", von dem jüngst der 15. Jahrgang erschienen, ist diesmal von besonderer Wichtigkeit, da er die Zusammensetzung des neuen Parlaments nach der letzten allgemeinen Wahl enthält, und seit dem ersten reformirten Parlament noch nie so viele neue Mitglieder auf einmal in das Unterhaus eingerückt sind. Bei den allgemeinen Wahlen nach Annahme der Reformbill zählte man 280 neue Mitglieder, bei den letzten 223. Von großer Wichtigkeit ist aber, daß durch die letzte Zusammensetzung die Mittelklassen ihre Macht verstärkt haben; denn es finden sich jetzt unter den Mitgliedern des Unterhauses weit mehr Eisenbahndirectoren, Ingenieure, Lieferanten, Advocaten, Kaufleute, Detailhändler, politische Schriftsteller und Professoren als je zuvor, während die Anzahl der Offiziere und Beamten im Heere und in der Flotte, der mit den hochadeligen Familien in Beziehung stehenden Personen und der Landedelleute beträchtlich abgenommen hat. Der Herausgeber hat diesmal auch angeführt, welche Mitglieder ihren Wählern besondere Zusagen in Betreff ihrer Haltung bei gewissen Fragen haben leisten müssen; größtentheils beziehen sich dieselben entweder auf die Besoldung der römisch-katholischen Geistlichkeit, oder auf Aufrechthaltung der Schiffahrtsgesetze, oder auf weitere Verwirklichung der Freihandelsgrundsätze. So ist denn zu den alten Parteibenennungen eine Anzahl anderer Kategorien entstanden, indem man die Anhänger der Politik Sir Robert Peel's, die Freunde der Regierung Lord John Russell's, die Parteigänger Lord John Bentinck's, die Vertheidiger der Volkscharte, die irische Widerrufspartei u. s. w. unterscheidet. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1848.

Wilhelm von Humboldt.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Von den weitern Lebensereignissen der Empfängerin dieser Briefe wird uns nur Wenig mitgetheilt; ja, es ist das sorgsame, oft fast ängstliche Bestreben sichtbar dieselben zu verwischen, unkenntlich zu machen und zu verbergen. Die Familienverhältnisse kommen nur in sehr vager, und da doch wiederholt auf dieselben Bezug genommen wird, beinahe ermüdender Allgemeinheit zur Sprache; ja, die Familiennamen werden nicht einmal durch Anfangsbuchstaben angedeutet, sie selbst nennt sich nur Charlotte, besteht auch darauf von Seiten Humboldt's nur so genannt zu werden; doch war Dies auch sonst ihrer Sitte gemäß, da sie in allen, auch nicht an Vertraute gerichteten, sogar in geschäftlichen Briefen, wie deren dem Berichterstatter eben eine Anzahl vorliegt, sich nur Charlotte zu unterzeichnen pflegt. Allerdings ist dieses Streben nach Verborgenheit, wie der Berichterstatter aus näherer Kunde der Verhältnisse weiß, zum Theil nicht ohne Grund, doch im Ganzen ohne genügende Veranlassung. Manche Briefe Humboldt's würden sogar etwas mehr Farbe und Bestimmtheit haben, wenn uns die Lebensverhältnisse der Frau D., auf welche sie Bezug nehmen, klarer vorlägen. Der Schreiber dieser Zeilen fühlt keinen Beruf den so vorsichtig übergeworfenen Schleier weiter zu lüften als die Angaben des Buches selbst reichen, wenngleich, so viel ihm bekannt, alle bei dem Geschick der Frau Charlotte D. näher Betheiligte, meistens schon seit langer Zeit, verstorben sind. Charlotte, eines Predigers Tochter, verheirathete sich kurz nach ihrer Bekanntschaft mit Humboldt, 1789, und brachte fünf Jahre in kinderloser Ehe zu. Nach einem trüben (und, dürfen wir hinzusetzen, eine Zeit lang verworrenen) Leben mehrer Jahre, in welche unter Anderm auch die angedeuteten schweren Vermögensverluste fielen, lebte sie unter verändertem Namen (als Frau H.) mit der Verfertigung weiblicher Kunstarbeiten beschäftigt — sie erlangte eine ausgezeichnete und wahrhaft künstlerische Geschicklichkeit in dem Verfertigen künstlicher Blumen nach der Natur — lange Zeit in Kassel, wo sie erst vor kurzem verstorben ist. Das kleine nette Haus in dem saubern anmuthigen Garten, von dem in diesen Briefen so oft die Rede ist, ihre Wohnung, ist dem Schreiber dieser Zeilen eine freundliche Erinnerung.

Diese Lebensumstände und das durch dieselben bedingte Verhältniß der Empfängerin dieser Briefe zu Humboldt dürfen nicht unberücksichtigt bleiben, wenn die in Humboldt's Zuschriften hin und wieder ziemlich stark und mit Absicht ausgesprochene Ueberlegenheit, wenn das zuversichtlich Mentorhafte und, wenn man so will, Imponirende, welches einen Theil der Briefe durchzieht, richtig gewürdigt werden soll; wenn es z. B. (I, 320) heißt:

> Ich kann auch sagen, daß die große und lebendige Dankbarkeit in der Sie sich gegen mich aussprechen gerecht ist.

Oder (I, 8):

> Ich habe es sehr gern wenn man meiner Bestimmung folgt. Ich will also, daß Sie nach Göttingen gehen sollen, und nicht blos aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, sondern weil es mir lieber ist.

Oder (I, 325):

> Es freut mich immer zu sehen, wie Sie erkennen, daß der nie sich verleugnende Ernst und die in sich geschlossene Festigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußern Dingen, meine Gewohnheit mein Glück mir nur aus meinem Innern zu schöpfen, über Ihnen schweben, wie Sie gern daran heraufblicken, und Ihre Ideen dadurch berichtigt sehen wo sie einer Berichtigung bedürfen.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man daraus auf eine geistige Unebenbürtigkeit der Correspondentin Humboldt's schließen wollte. Daß eine solche nicht stattfand, beweist schon das Vorhandensein dieses Briefwechsels selbst — ein Wilhelm v. Humboldt pflegte sich nicht in untergeordneten Persönlichkeiten wohlgefällig zu bespiegeln —, es bezeugen Dies zahlreiche ausdrückliche ehrenvolle Erklärungen Humboldt's, und, abgesehen von diesem Allen und dem stets den höchsten geistigen Angelegenheiten zugewendeten Inhalt der Briefe, weisen schon die vorher mitgetheilten Stellen aus den Aufzeichnungen der Frau D. dieselbe als zu einem Briefwechsel mit Humboldt vollkommen legitimirt aus. Ja, wir müssen bedauern, daß es sich Charlotte so streng versagt hat von ihren Briefen, außer dem ersten, irgend Etwas mitzutheilen, namentlich, daß uns ihre Jugendgeschichte, welche sie auf Humboldt's Auffoderung niederschrieb, und an die

sich, wie auf ihren Fäden, ein nicht unbeträchtlicher Theil der Correspondenz aufreihet, vorenthalten worden ist. Macht ihr doch Humboldt (I, 292) den Vorschlag als Schriftstellerin aufzutreten. Sie nahm voll Empfänglichkeit und voll einfachen und wahren Verständnisses Das auf was Humboldt ihr darbot, und eben darum zeigte der verehrte Freund ihr auch seine Seele ganz unverhüllt in ihrer eigensten Gestalt. Ist diese Gestalt auch in gewissen Grundzügen, wol sogar in ihrem Hauptgepräge, auf den ersten Anblick vielleicht keineswegs für alle Frauen liebenswürdig, ja nicht einmal ansprechend, sie ist stets edel und oft erhaben. Denn vor Allem tritt uns in sämmtlichen Briefen die häufig besprochene, meistens bewunderte, aber auch nicht selten verkannte, und wie wir wissen namentlich von Gentz so hart beurtheilte antike Ruhe, der großartige Gleichmuth, die strenge Selbstbeherrschung und die leidenschaftslose Kühle des Humboldt'schen Charakters entgegen.

Begünstigt durch die äußere Lage wie Wenige, wußte Humboldt das Störende, Zerstreuende, Beunruhigende äußerlich in der gemessensten Entfernung von sich zu halten. Noch weit entschiedener als Goethe erscheint er uns als ablehnend, ja als abwehrend, als vornehm, und es kommen dafür manche höchst charakteristische Belege in unserm Briefwechsel vor: wenn z. B. Humboldt seine Gleichgültigkeit gegen die Kälte des Winters dadurch motivirt, daß er sich derselben nur so verwahrt aussetze, daß sie ihm Nichts anhaben könne, und wenn er sich sogar im Zimmer den traurigen und einförmigen Anblick des Schnees durch Gardinen verschließt (I, 269); oder wenn er sagt, er habe nie daran Freude gefunden sich anders als wenn es ganz gelegentlich kam Andern mitzutheilen (I, 121), er sei nie der Meinung gewesen, daß es zur Freundschaft gehöre sich mitzutheilen was Einem Frohes oder Schmerzliches begegne (I, 206); es begegne ihm selten Etwas von Andern woraus er Etwas für sich zu nehmen wüßte (I, 251), und Dergleichen mehr. Aber weit imperatorischer als nach außen erscheint er nach innen, erscheint er gegen sich selbst. Wissen wir doch schon längst mit welcher Energie er die mächtig über ihn hereinbrechende Schwäche des Alters und schwerer Körpergebrechen bekämpfte, welchen siegenden Gleichmuth er bei der klarsten Erkenntniß seiner Lage dem psychischen Schmerze (zumal nach dem Tode seiner Gattin) wie dem physischen Leiden entgegensetzte; hier tritt diese Erscheinung fast in jedem Briefe, aber in jedem beinahe in anderer, aber gleich kräftiger und gleich stark ausgeprägter Form auf. Von seiner Freundin auf das Zitternde seiner Handschrift, welches er selbst nicht bemerkt, in dem Streben nach unbedingter Selbstbeherrschung gleichsam vor sich selbst verborgen hatte, aufmerksam gemacht, kämpft er einen für den flüchtig Hinschauenden vielleicht kleinlich erscheinenden, für Den aber der das Seelenleben zu erkennen und zu wägen versteht fast großartigen, gewiß wenigstens die höchste Theilnahme erweckenden Kampf mit — den Buchstaben welche seine Feder zeichnet. Unermüdet ist er in Versuchen diese Aeußerung seiner Schwäche nicht zu verbergen, nein, durch neue und immer neue anstrengende Uebungen zu corrigiren, fast möchte man sagen, seine Hand für ihre Widerspenstigkeit zu bestrafen; jedenfalls behandelt er sie gleich einer fremden, ja feindseligen Macht: denn, sagt er in dieser Beziehung einmal (I, 248), er gestatte nicht gern der Natur seinem Willen Etwas abzunöthigen, und er freut sich „eines Sieges den sein Wille endlich durch festen Vorsatz über seine Hand davongetragen hat" (II, 264). Fremde Theilnahme, welche sich auf dieses und ähnliche Leiden bezog, war ihm, dessen Streben unausgesetzt dahin ging „unabhängig in sich dazustehen" (I, 70), in hohem Grade unangenehm (II, 255), ja eine Theilnahme an seinen Lebensereignissen überhaupt, wenn er von derselben auch freundlich und gewissermaßen herablassend Kunde nahm, zu erfahren, ihrer gewissermaßen zu bedürfen, konnte er nicht zu den erwünschtesten Gefühlen rechnen (II, 256). Fremden Trost aber wies er, als eines Mannes völlig unwürdig, unbedingt zurück, und Mitleid war ihm „eine gar widrige Empfindung". Doch nicht Mitleid, Trost, Theilnahme, nein das **Bedürfen** überhaupt war seinem Gefühl „ungemein zuwider"; was dem Bedürfen angehöre, behauptet er, gehe dem wahren Vergnügen ab (I, 72). Charlotte hat ihn in diesen Aeußerungen durchgängig sehr wohl verstanden, und scheint in ihren Briefen, deren Abwesenheit wir eben in diesem Punkte ganz besonders bedauern, mit feinem Gefühl auf die allgemeine Scheidung der Menschen in Glückliche und Unglückliche eingegangen zu sein, indem sie Humboldt zu den erstern rechnet, und von ihm behauptet, daß er zuverlässig, so wenig er jemals ernstlich krank gewesen sein werde, so wenig auch jemals wirklichen Schmerz empfunden haben möge. Sind nun schon im Allgemeinen die Glücklichen selten fähig die Zustände der Unglücklichen zu begreifen, während nun unter diesen ein gegenseitiges ebenso schnelles als sicheres und tiefes Verständniß stattfindet*), so läßt sich, seiner Eigenthümlichkeit nach, am wenigsten Humboldt auf diese, wenngleich hier so ganz zutreffende und anschauliche Unterscheidung ein; sie lag ihm fern, ja er verstand sie wol kaum, und nur ein mal bricht in einer schönen Stelle, wo er von der Klarheit der Heiterkeit und der größten Klarheit der Wehmuth redet, ein Theil dieses Verständnisses durch. Auch die erwähnte ganz persönlich gehaltene Aeußerung seiner Freundin, er habe zuverlässig niemals wirklichen Schmerz empfunden, gewinnt ihm nur eine kurze, mehr ablehnende als eingehende Antwort ab. Ihm „ging die Masse der Ereignisse wie ein Schauspiel vorüber", und sie so anzusehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen oder

*) Wir besorgen hier zwar kein ernstliches Misverständniß; um jedoch auch die Möglichkeit desselben abzuschneiden, bemerken wir ausdrücklich, daß mit dieser Scheidung der Glücklichen und Unglücklichen nicht der moderne, noch äußerlich gefaßte Unterschied zwischen dem Glück der Reichen und der Noth der arbeitenden Classen gemeint sei. Von einer so derb materiellen Auffassung des Lebens redet weder Charlotte noch Humboldt, noch denken wir irgend daran wenn wir hier auf diese Aeußerungen eingehen.

sich gar in sie zu vertiefen, erklärt er allein des Menschen würdig. Klarheit der Gedanken ist für ihn die erste und unerlaßliche Bedingung eines genügenden Daseins im Leben für sich und im Umgange mit Andern, und diese Klarheit fließt ihm nur aus der stillen ernsten Heiterkeit, welche sich in keiner Weise mit genießender Fröhlichkeit berührt, die vielmehr die Dinge zeigt „theils als gingen sie fremd an Einem vorüber, theils als besitze man Stärke genug sich nicht von ihnen bewegen zu lassen" (I, 278). So ist auch nach dem Tode seiner Gattin sein Inneres nur damit beschäftigt sich mit dieser Lebens- oder Schicksalsperiode in das Gleichgewicht zu setzen (II, 10), sich aus den schmerzhaften Erlebnissen zu allgemeinen Betrachtungen zu erheben, sich in dem Bewußtsein festzustellen, daß „die Erinnerung an die Verstorbene, Das was sie und das Leben mit ihr in ihm gereift hat, kein Schicksal ohne ihn selbst zu zerstören ihm rauben könne", dagegen aber jeden Gedanken an Ersatz, an Trost, an Beruhigung, ja an Theilnahme, insofern er letztere in Anspruch zu nehmen habe, zurückzuweisen.

Mit diesen Gemüthsgrundlagen, die fast in allen Briefen unter den verschiedensten Gesichtspunkten und bei den verschiedensten Veranlassungen besprochen werden, hängt denn nun auch namentlich die Art und Weise wie Humboldt die Natur nimmt innig und nothwendig zusammen. Die Naturbetrachtungen nehmen eine bedeutende Stelle in den Briefen ein, in den meisten Fällen, wie es scheint, auf Veranlassung der Correspondentin, und sie gehören durchgängig zu den schönsten Partien des Buches. Ein Mitleben mit der Natur im Einzelnen, ein Mitfühlen mit der Natur, ein Mitleiden und Mitfreuen mußte dem Charakter eines Wilhelm v. Humboldt freilich unmöglich sein; er selbst spricht zu wiederholten malen (I, 132) aus was auch ohnedies dem geübten Auge auf den ersten Blick einleuchtet: er sei zum Naturforscher völlig ungeeignet, weil ihm die Fähigkeit fehle bei dem Einzelnen aufmerksam zu verweilen und sich ihm hinzugeben; er sei nur für eine allgemeine Betrachtung der Natur zugänglich. Desto vortrefflicher finden wir den mehr antiken, künstlerischen Genuß an den allgemeinen Formen der Natur vertreten. Die Abwechselung der günstigen und ungünstigen Witterung läßt er so theilnahmlos an sich vorübergehen „wie die Scenen einer theatralischen Darstellung", insbesondere macht unangenehmes Wetter keinen Eindruck auf ihn, der sich gegen jeden widrigen Eindruck der Außenwelt fest zu verwahren weiß; schöne Tage und sternhelle Nächte aber rechnet er zu den allerkostbarsten Geschenken des Himmels, weil sie die Empfindung des Schönen kräftigen und schärfen (II, 230). Höher jedoch als diese einzelnen Erscheinungen steht ihm die Betrachtung des Wechsels der Jahreszeiten, und wieder höher als diese die Anschauung der elementaren Kräfte und Erscheinungen der Welt; Tag und Nacht und Sonnenuntergang, die Sterne, die Wolken, das Wasser, Das sind die Gegenstände der Natur an denen er sich vorzugsweise nur erfreut (I, 332—333, II, 122, 230 und viele andere Stellen), und in diesem großartigern Stil sind auch die ganz vortrefflichen Schilderungen gehalten welche er seiner Freundin von Gastein und von Norderney gibt.

Das Besondere tritt sehr, tritt oft fast ganz zurück, aber mit desto mächtigerer Wirkung wird der allgemeine Eindruck, werden die großen Gesammtumrisse, werden die Massen dargestellt; und Dies zeigt sich mitunter auch in ganz speciellen und eben darum höchst charakteristischen Zügen: an den Bäumen des Waldes, zumal an ihren Formen im Großen hat er seine Freude, die Cultur- und Fruchtbäume flößen ihm keine Theilnahme ein. Kennen wir nun auch diese Eigenthümlichkeit Humboldt's bei dem Einzelnen wenig zu verweilen, vielmehr schnell zu allgemeinen Betrachtungen und Resultaten überzugehen, schon längst — wie denn seine Abhandlung über den Sprachbau diese Eigenschaften in einem so hohen Grade an sich trägt, daß sie durch dieselben an rechter wissenschaftlicher Fruchtbarkeit Einbuße gelitten hat —, so tritt dieselbe doch wol nirgend in so ansprechenden, und für die Mehrzahl der Leser, namentlich der Leserinnen, so belehrenden und erhebenden Formen hervor. So verweilt er zwar einen Augenblick bei den Blumen welche nach wenigen Wochen auf dem frischen Grabe seiner Gattin emporgeblüht waren; aber nicht um den tiefen Schmerz des Gegensatzes zwischen dem Tode der Geliebten und dem Leben der Natur, welcher weichere Herzen bewegt, zu empfinden, sondern nur, um an diesem regelmäßigen und gleichsam erbarmungslosen Fortschritt der Natur sich zu dem allgemeinen Gedanken zu erheben, daß doch etwas Sicheres, Zuverlässiges hier auf Erden vorhanden, und der Mensch in eine höhere, feste, unverrückbare Ordnung der Dinge eingereiht sei, welcher die Freude und das Leid des einzelnen Herzens Nichts anhaben könne. Oder er will der Freundin das Verhältniß zwischen Herder und Goethe, und das eigene individuelle Verhältniß der Leserin zu diesen Dichtern klar machen: — alsbald geht er zu allgemeinern, ausgezeichnet klaren und treffenden Bemerkungen über die zwiefache Art in welcher überhaupt gelesen zu werden pflege über (II, 231). Ebenso leitet er die Erwiderungen auf die Klagen seiner Freundin über ihr mit Arbeit überhäuftes Leben, über ihre Arbeitsnoth, wie sie sagt — und diese Klagen kommen öfter vor, ja sie scheinen bei Frau Charlotte fast stehend gewesen zu sein, da Ref. sie auch in andern, von ihr an verschiedene Personen gerichteten Briefen gleichmäßig und in steter Wiederholung gefunden hat —, auf eine ebenso zarte als erhebende Weise zu einer Betrachtung des Wesens der Arbeit überhaupt hinüber, des Einflusses derselben, und der weiblichen Arbeit insbesondere, auf das innere Leben, des Unterschieds zwischen männlicher und weiblicher Arbeit, und wie die letztere, so mechanisch sie sei, größere Lebensfrische erhalte, ja erzeuge, als die mechanischen Arbeiten der Männer u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Romane.

1. Anna Ansbach und die emancipirten Weiber. Aus der Gegenwart von George Hesekiel. Zwei Theile. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 2 Thlr.

Es ist ein trauriges Geschäft einen Roman zu recensiren welcher in keiner Hinsicht den Ansprüchen des Romans genügt. Diese Ansprüche sind so mannichfaltig; es ist so leicht von dem großen Erntewagen der Zeit einige fallende Aehren zu sammeln. Das Publicum ist immer dankbar, wenn es bekannten Zuständen zunicken kann wie bekannten Melodien, oder wenn es irgend eine Variation auf das große Thema der Gegenwart begrüßt. Dieser Roman wollte auch Etwas aus der Gegenwart bringen. Er schildert einen Kreis von emancipirten Frauen, welche rauchen, mit den Sporen klirren, freche zügellose Reden führen, den Pflichten der Mutter und Gattin Hohn sprechen, welche ihre Bedienten reitpeitschen und planmäßig ein unschuldiges Mädchen zu verderben suchen; und diese Frauen sollen jetzt in Berlin den Modeton angeben, nachdem sie vor einigen Jahren die Frommen gespielt, weil Solches damals Mode war! Auch Männer schildert der Autor, berliner Männer, welche sich zu einer geheimen Verbindung vereinigen, von der man Nichts erfährt als daß geheimnißvolle Ceremonien stattfinden, deren Beschreibung viele Blätter einnimmt, und daß die Aufnahme neuer Mitglieder dem Vorsitzführenden Geld einbringt. Letzterer, welcher selten Geld hat, speculirt auf das reiche Mädchen Anna Ansbach, vertröstet darauf seine Gläubiger und mordet deren Bräutigam, welcher 1000 Thlr. bei sich führt. Der Mörder ist der Sohn des Criminaldirectors, welcher den des Verbrechens angeklagten Sohn in sein Zimmer führen läßt, um ihm allein und ohne Zeugen das Geständniß abzunehmen, worauf er ihn in ein Cabinet weist, wo ein Strick zum Erhängen bereit ist; und der Sohn versteht den Wink! So Etwas geschieht in Berlin und soll als aus der Gegenwart genommen gelten! Sollen wir dem Leser noch andern Unsinn, noch fernere Geschmacklosigkeiten vorführen? Sollen wir ihm erzählen von dem alten Graf Rüdiger, welcher von einem schönen Mädchen mit Widerwillen geheirathet wird, nur um des Geldes willen? Er wird auch recht unangenehm und hochmüthig geschildert im Anfang. Als der in der Brautnacht Verschmähte im Wald umherirrt, begegnet er Anna Ansbach, verliebt sich in das schöne Mädchen, bittet sie um einen Kuß, und später um ihre Nachtmütze, die er des Nachts aufsetzen möchte um von ihr zu träumen. Seine Gemahlin ist so edelmüthig ihn frei zu geben und sich scheiden zu lassen. Er heirathet nun die Heldin, reist mit ihr nach Paris, und als er sie dort, nachdem sie eine Kammerjungfer verschmäht hat, einschnürt, bittet sie ihn das Kind zu berücksichtigen welches sie ihm gebären wird. Was hat nun diese Ehe mit den emancipirten Frauen zu thun? Was die emancipirten Frauen mit dieser widerlichen, unpoetischen, unheiligen Ehe? Ref. empfand einen wahren Ekel vor den einzelnen Zuständen und vor deren Zusammenstellung. Wie können dem Publicum noch in jetziger Zeit solche Gemeinheiten und Geschmacklosigkeiten geboten werden! Widerlich sind die Scenen des jungen berliner Edelmanns mit den von ihm bethörten Frauen, widerlich jeder Zug in der Darstellung der Emancipirten, und keine geistreiche Reflexion, keine elegante Erzählungsweise, kein poetischer Genuß versöhnt mit dem unangenehmen Stoff. Auch die Verse, welche wir einem jungen Dichter, ebenfalls ein Anbeter Anna's, verdanken, sind stümperhaft, und nun erst dessen Nachlaß! Maltitz' Fibelreime haben dem jungen Mann Stoff zum Nachdenken gegeben und ihn zu ziemlich langen und breiten Aufsätzen veranlaßt. Ref. kann sich aber nicht entschließen den Inhalt dieser Aufsätze näher zu beleuchten. In der jetzigen Zeit, wo so viele philosophisch gebildete Köpfe über Alles nachgedacht und über Alles geschrieben haben, können unmöglich die unreifen Reflexionen eines jungen Mannes interessiren welcher noch nicht klar in sich selbst war, und noch nicht recht wußte wie es in der Welt zugeht. Daß der unglückliche Dichter Justus Löwe so früh gestorben, mag ein Unglück für seine Familie gewesen sein, doch nicht für die Nachwelt, und wir wünschten, daß die Pietät der Angehörigen den Nachlaß mit in seinen Sarg begraben hätte. Die meisten Aufsätze, wie z. B. „Der Adel", „Ueber die Geistlichkeit", „Ueber das Duell" u. s. w., stehen nicht im geringsten Zusammenhang mit der Frauenemancipation noch mit Anna Ansbach; dagegen hat der Autor einen Fibelspruch des Hrn. von Maltitz benutzt, um Ansichten über den Ehestand und verschiedene Beispiele von ehelichen Verhältnissen zu geben; vielleicht hoffte er dadurch die emancipationslustigen Frauen, welche noch nicht durch seine Schilderungen der Emancipation abgeschreckt wurden, in eine bessere Richtung zu bringen. Was vermag aber eine Abhandlung auf das menschliche Gemüth wenn sie ohne Geist und Talent geschrieben ist, wie die vorliegenden Blätter?

2. Sarmatische Lebensbilder. Novellen aus Rußlands und Polens Geschichte von W. Schulze. Magdeburg, Baensch. 1848. 12. 1 Thlr.

Ref. kann nicht ganz mit der Art und Weise der geschichtlichen Darstellung dieser vorliegenden Blätter zufrieden sein. Das Bemühen historische Personen in Hauptfiguren eines Romans umzuwandeln ist größtentheils undankbar; durch die stets hervorleuchtende Absichtlichkeit verliert das Novelleninteresse. Der kleine Band enthält sieben Novellen auf polnischem und russischem Boden spielend. Die erste erzählt wie die Bojarentochter Maria Miroslawska dem Zaren Alexis verlobt ward; die zweite gibt eine Liebesepisode aus dem Leben Peter's des Großen nebst einer Skizze von dessen unglücklichem Schicksal; die dritte erzählt wie die Großfürstin Alexandra Paulowna im Augenblicke feierlicher Verlobung von dem geliebten König von Schweden verlassen wird, weil sie die griechische Kirche nicht verlassen soll. Die übrigen Novellen beschäftigen sich mit Polen und dessen Insurrection; sie sind kurz erzählt, ohne unnöthige Ausschmückung, aber auch ohne großes Interesse. 5.

Lesefrucht.

Eine Kirche in Rom: Domine quo vadis, und eine Legende über den heiligen Petrus.

Wie uns E. Willkomm in seinen vielfach interessanten „Italienischen Nächten" mittheilt, liegt seitwärts von der alten Via Appia ein prunkloses Kirchlein das den Namen Domine quo vadis (auch Santa-Maria delle palme) führt, und seine Erbauung und sein Fortbestehen einer in Rom sehr bekannten und vom Volke heilig gehaltenen Sage verdankt. Als nämlich Petrus im Kerker lag, des Todes wartend der ihm bevorstand, überfiel ihn eine menschliche Schwäche, und uneingedenk des Beispiels seines Herrn und Meisters flehte er zu Gott um Errettung. Sein Gebet fand wirklich Erhörung, die Mauern seines Kerkers öffneten sich und der heilige Apostel hatte nichts Eiligeres zu thun als sich möglichst schnell aus dem Staube zu machen. Schon lag die Stadt hinter dem Flüchtigen, da begegnet er an der Stelle wo jetzt die kleine Kirche steht dem geliebten Meister. Erstaunt über solch unbegreifliches Zusammentreffen fragt er den Gottessohn: „Herr, wohin gehst du?" (Domine, quo vadis?) und erhält darauf die Antwort: „Nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen!" Diese Worte des Welterlösers wirkten so gewaltig auf Petrus, daß er, sein Unrecht erkennend, Christum um Verzeihung bat, stehenden Fußes in sein Gefängniß zurückkehrte und freudig den Märtyrertod erlitt. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 3. — 3. Januar 1848.

Wilhelm von Humboldt.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Ein anderes mal gibt Humboldt die Bemerkung Charlottens, daß sie für den eben dargestellten Abschnitt ihrer Lebensgeschichte wol Tadel zu erfahren haben werde, zu einer Betrachtung Dessen Gelegenheit wie Lob und Tadel auf uns wirke, und inwiefern wir selbst loben oder tadeln können und dürfen, wobei er hinzufügt (I, 137):

Ueberhaupt aber bin ich in mir selten zum Tadeln fremder Handlungen oder Fehler, und fast ebenso wenig zum Loben geneigt. Ich nehme die Dinge geschichtlich auf wie sie sich im Innern und Aeußern gestalten, wo man selten recht bestimmt sagen kann wie sie entstanden sind, und noch weniger preisen und verdammen. Es ist so geworden und hat so werden müssen. Die sittliche Würdigung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen, und diese kann nur das Gewissen selbst richten.

Fast kein einziges mal bleiben die zahlreichen Mittheilungen über die Gesundheitszustände des einen oder des andern Correspondenten bei diesem Gegenstande stehen, geschweige denn daß sie sich um denselben in ermüdender Wiederholung drehten; immer wird eine solche Mittheilung oder Erwiderung nur der gelegentliche Anlaß zu theils sehr feinen und treffenden psychologischen Bemerkungen, theils zu allgemeinen, ebenso anregenden wie erhebenden Betrachtungen. Davon unter den vielen nur ein Beispiel (I, 191):

Wie ich mir Ihren körperlichen Zustand denke, liebe Charlotte, so hängt er auch sehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor Allem sich zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen. Es ist Dies freilich leichter zu sagen als zu thun, aber viel vermag es doch, wenn man sich nur Alles was Einem besorglich scheint recht klar macht, und vollständig auseinandersetzt, und Alles in sich zurückruft worin man mit dem Geschick zufrieden sein oder es vielleicht sogar dankbar preisen kann. Gelingt es dem Geist die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus sich zu entfernen und blos in den Körper zu bannen, so ist unendlich viel gewonnen, und so erträgt sich danach körperliches Uebel mit Fassung und wirklicher, nicht scheinbarer Ruhe, und erträgt sich nicht blos, sondern hat sehr oft auch noch etwas die Seele schön und sanft Reinigendes. Ich selbst bin zwar mehre male, und ein paar mal sehr gefährlich krank gewesen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich schwacher Constitution, habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hoffnung hatten sich je anders als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehörte Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in den Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundschaftlicher Mittheilung, und interessantem und selbst tiefem Gespräch. Er pflegte sogar wol zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Uebel arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreulichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

Dieselbe Methode, welche sich in diesen Beispielen an den Tag legt, wendet nun der belehrende Freund auch an wenn die Freundin ihn um Gegenstände der christlichen Erkenntniß und des christlichen Glaubenslebens befragt, und es kommt dieser Fall öfter vor als man vielleicht denken sollte, und als wir selbst erwartet hatten. So wird die Beschaffenheit der besondern Vorsehung Gottes, der Sinn zweier Capitel im ersten Briefe an die Korinther (13 und 14, in letzterm sogar das Reden mit Zungen!), und die Frage erörtert: wie weit es ohne Abgötterei möglich sei sich an eine Person, ein endliches Wesen, hinzugeben. Wir gestehen, wir hätten in allen diesen Fällen eigentlich wol lieber die gestellten Fragen gelesen, die nach Humboldt's Erörterungen zu schließen sehr eindringend und mit nicht gewöhnlichem Verständniß gestellt gewesen zu sein scheinen, als die Antworten, jedenfalls nicht die einen ohne die andern, da namentlich die letzte der erwähnten Fragen begreiflicherweise von Humboldt nicht einmal verstanden, geschweige denn erschöpfend behandelt oder gar abgeschlossen werden konnte; indeß ist uns eben in diesen Antworten Humboldt wahrhaft verehrungswerth und liebenswürdig zugleich erschienen. Mit feinem und achtungsvollem Sinne geht er auf diese ihm nach seiner ganzen Individualität völlig fremden Fragen ein, und wenn er sie auch nicht zu beantworten, kaum zu behandeln versteht, so weiß er denselben doch eine seiner „allgemeinen" Seiten abzugewinnen, und in diesem Sinne etwas so Ansprechendes und Bedeutendes zu sagen, daß man sich, wenn freilich auch nicht befriedigt, doch sehr zufriedengestellt fühlt. Mit mehr wahrem Verständnisse geht er bei Besprechung des Bunsen'schen Gesangbuchs auf die alten evangelischen Kirchen-

lieber, zumal auf Paul Gerhard's Dichtungen, ein, und es dürfte Manchem lieb sein für diese Gesänge, gegenüber den modernen geistlichen Dichtungen, ein so bedeutendes Zeugniß eines verhältnißmäßig Unbetheiligten, wie Wilhelm v. Humboldt's, zu vernehmen (II, 239).

Der Charakter dieser Briefe ist hiernach vorwaltend ein betrachtender, wie ihn Humboldt öfters selbst bezeichnet, als den einzigen den er für einen dauernden und nützlichen Briefwechsel zulässig finde; das innere Leben, Zustände der Seele, Stimmungen, Gefühle, Lebensansichten und Lebensmaximen, meistens mit directer Beziehung auf die besondern Verhältnisse des Frauenlebens, sind die Gegenstände derselben. Ueber Wehmuth und Heiterkeit, über den den begabtern und psychisch reichern Frauen so wohl bekannten Zustand der Freudlosigkeit, über Consequenz und Eigensinn, Selbstbeherrschung und Maßlosigkeit, Liebe und Freundschaft, über Geduld und Seelenfrieden, über Schicksal und Selbstbestimmung, Alter und Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen verbreiten sie sich, zum Theil wiederholt, aber fast jedesmal um den Gegenstand von einer neuen Seite zu fassen, und durchgängig mit ebenso reiner Milde wie tiefem Ernste, mit ebenso großer Eindringlichkeit wie mit sicherer Klarheit und ansprechender Kürze. Ja es fehlen sogar nicht Erörterungen über das „Berufen“, über magische Zustände und Geistererscheinungen; Alles an concrete Zustände und an Ereignisse angeknüpft, aber in die Region allgemeiner Betrachtungen und abschließender Resultate erhoben. Nachrichten über Zeitverhältnisse finden sich sehr selten, kurze Notizen über die fürstlich Radziwill'sche Familie, über die polnische Revolution, über die Cholera in Berlin und Kassel machen bei ihrer Flüchtigkeit eigentlich nicht einmal eine Ausnahme. Nur auf die zwar auch kurze, aber sehr bezeichnende und anerkennende Würdigung des Königs von Baiern (I, 364) wollen wir besonders aufmerksam machen. Ueber Paris und London erfahren wir aus den von dort aus (1828) geschriebenen Briefen Wenig, über Paris zumal fast gar Nichts. Auch auf literarische Gegenstände und Persönlichkeiten läßt sich Humboldt verhältnißmäßig nur selten ein, wo es indeß geschieht, so treffend, bestimmt und klar, so mild und billig, wie man es sonst von ihm gewohnt ist; aber auch zugleich so verständlich, so unmittelbar zugänglich und belehrend, wie man es eben sonst nicht an ihm gewohnt ist. Wir nennen in dieser Hinsicht die vorher schon erwähnte Charakteristik von Goethe und Herder, ferner die Besprechung von Gellert's Poesie, von Klopstock und Schiller (über den Letztern besonders, wenngleich die Bemerkungen welche ihn betreffen mehr nur im Vorübergehen gemacht sind, und uns fast allzu kurz und flüchtig erscheinen); sodann die Beurtheilung der Frau v. Staël und der Frau Rahel Varnhagen, Friedrich Leopold von Stolberg's, der Frau Therese Huber und Georg Forster's, Dohm's nebst dessen Frau, der Frau v. Laroche, des bekannten Kinderschriftstellers und Erziehers Campe, des Jugendlehrers von Wilhelm v. Humboldt, Gall's, des Schädellehrers, und einiger Andern.

Die letzte Mittheilung, welche Humboldt wenige Tage vor seinem Tode an Frau D. gelangen läßt, betrifft Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde“. Charakteristisch ist es, daß er seiner Freundin, die ihn um Zuweisung einer geistnährenden und ernstlich beschäftigenden Lecture angegangen hatte, zuerst Stolberg's „Kirchengeschichte“, und als diese Lecture an dem, wie es scheint, sehr fest stehenden kirchlichen Bewußtsein der Protestantin gescheitert war, Ritter's „Erdkunde“ empfiehlt. Letztere wird dann auch wirklich von der folgsamen Freundin auf das angelegentlichste und mit Erfolg gepflegt.

Im Eingange dieser unserer Besprechung haben wir Humboldt's Erscheinung, wie sie uns aus den vorliegenden Briefen entgegentritt, eine liebenswürdige genannt, und nachher, als wir von der selbstgenugsamen, vornehmen Art und Weise des Verf. sprachen, diesen Ausspruch scheinbar zurückgenommen, hierauf aber unsern Lesern überlassen aus dem weitern Inhalt unserer Mittheilungen die Lösung dieses Widerspruchs selbst zu entnehmen; nur einen Zug, in der Behandlung der ihm aus dem Bereiche des Christenthums vorgelegten Fragen, konnten wir bis dahin ausdrücklich hervorheben. Darüber sind wir noch einige Worte der Rechtfertigung schuldig. Die Liebenswürdigkeit jener Erscheinung liegt eben darin, daß ein Mann von so starkem Selbstbewußtsein und so unbeugsamer, beinahe eiserner Energie, von solcher Hoheit und Strenge, die er keinen Augenblick verleugnet oder nur versteckt, sich dennoch so unbefangen und zutraulich, so mittheilungsfähig und hingebend, so schonend und zart gegen Unzulänglichkeiten und selbst gegen Schwächen erweist, daß er mit so ungesuchter, so unabsichtlicher Herablassung auf Bedürfnisse eingeht an denen er keinen Theil hatte, auf Zustände deren er für seine Person sich sorgsam und kräftig erwehrte. Mag er seine Freundin in die Sternenwelt oder an den Strand von Norderney, in die Felsen und an die Wasserfälle von Gastein oder nach Tegel zu seinen Statuen, an seinen See und unter seine Bäume führen, immer ist es dieselbe wohlthuende, innere Sicherheit und geistigen Schutz verleihende „furchtlose Milde“ die uns begleitet, die, ohne jemals gelockt oder gereizt oder nur von außen bestimmt, ohne jemals gestört, geirrt, behindert zu werden, vermöge der Ursprünglichkeit ihres Wesens, und aus tiefem innern Reichthum in ruhigem, klarem, gleichmäßigem Ausströmen gibt und mittheilt was beruhigt, erhebt, tröstet und erfreut, und nur Das was zu erheben und zu erfreuen vermag. Es ist offenbar die reinste Lust des Gebers welche aus allen diesen Briefen spricht, die lauterste Freude daran einem Andern Etwas zu sein ohne Lohn, der nicht möglich, und ohne Dank, der erfreulich, aber nicht gefodert, nicht einmal erwartet war.

Die wohlthätige Wirkung welche diese Briefe einst auf die unmittelbare Empfängerin äußerten, vermögen wir ihr Brief für Brief, ja fast Zeile für Zeile nachzuempfinden. Aber es ist mehr als Das; es ist nicht blos ein Nachempfinden. Sie wirken gleich den edelsten Erzeugnissen der Dichtkunst, welche aus den besondersten

Verhältnissen, aus den individuellsten Erlebnissen hervorgegangen, gleichsam aus dem geheimen dunkeln Schoos der Erde emporgewachsen und demselben der Wurzel nach fortwährend angehörend, eben um dieses Ursprungs willen das kräftigste Leben, die eingreifendste Wirkung und das allgemeinste Verständniß haben — gleichwie die Wurzel der Pflanze nur einem Element, der Erde, angehört, ihr blütenreiches Haupt aber sich dem Licht der Sonne und dem Hauch des Windes, dem Thau der Tiefe und dem Regen des Himmels aufschließt.

Der uns unbekannte Herausgeber sagt im Vorworte (I, vi), diese Briefe seien nicht für Jedermann, wie Das kein Buch sei. Allerdings sind sie Das nicht, am wenigsten für den Jedermann der modernen Welt. Von den Zeitfragen der socialen oder der politischen Neuzeit wird nicht eine einzige angeregt oder nur berührt; ja, das Buch verlangt, um genossen oder auch nur verstanden zu werden, daß man sich außerhalb dieser mit Fragen angefüllten Welt stelle, und führt uns gleichsam mit Gewalt aus derselben heraus. Auch die von der Mode des Tages gefoderten Reize der Darstellung, den glatten, belebten, „siegenden", pointenvollen Stil sucht man umsonst. Humboldt's Darstellung, man erlaube den Vergleich, ist eine Münzstätte, in welcher aus mächtigen Barren edeln Metalls schwere Goldmünzen unter dem kräftigen Druck des Stempels geprägt werden; der moderne Stil dagegen — ein Kramladen voll Nippes. Wer nun ohne jene Zeitfragen und ohne diesen Nippesstil nicht leben und nicht lesen kann, der lasse das Buch ungelesen. Aber auch der bloßen Unterhaltung kann und will es nicht dienen, dazu — wir müssen uns des altfränkischen Ausdrucks bedienen — dazu ist es viel zu gut. „Und was hat man denn an dem Buche, wenn man dies Alles nicht daran haben soll?" Wir meinen zwar auf diese Frage durch die vorstehende Charakterisirung des Buchs zur Genüge geantwortet zu haben, sind jedoch nicht eitel genug um zu wähnen, es könne diese Frage jetzt nicht mehr aufgeworfen werden. So werde ihr denn auch die schließliche unverblümte Antwort: Man hat an dem Buche Belehrung die die Welt nicht mag, Verständigung die sie nicht begreift, Vertiefung durch die sie gelangweilt, und Erhebung durch die sie belästigt wird. Wer aber nach diesen Dingen jetzt noch sucht, wer sich mit sich selbst unterhalten und unberührt und ungeirrt von der Außenwelt in die Tiefen der eigenen Seele hinabsteigen will, dem versprechen wir einen reichen, und sogar bei wiederholtem Lesen gesteigerten Genuß. Wir haben hierbei zwar zunächst die Frauenwelt im Auge, welcher wir dieses Buch auf das angelegentlichste empfohlen wissen möchten; aber wenn uns nicht Alles täuscht, so ist es auch ein Theil und zwar ein edler Theil der Männerwelt, welcher nachgerade nach einer „Trösteinsamkeit", fast wie jetzt vor 40 Jahren, sich umzusehen beginnt. Diesen die der Ueberzeugung sind, daß es noch viel Großes und Würdiges in der Welt gebe, welches weder in Gustav-Adolf's-Vereinen, noch im „Weißen Saale", noch in dem vermeintlichen „Kampfe der Civilisation gegen die Barbarei" vor Luzern zu finden und herauszukämpfen ist: diesen sei in unserm Buche eine Trösteinsamkeit dargeboten die ihnen über die Zeit des erzwungenen Schweigens hinaushilft. Ganz umsonst werden sie auch kein Blatt dieses Buchs umschlagen. Hat man bei bekannten Briefsammlungen über die Masse des Unbedeutenden, sogar des Nichtigen laute und gerechte Klage geführt: — in dieser Sammlung ist kein unbedeutender Brief zu finden.

A. Vilmar.

Karl Bernhard König.

König von Anderbeck. Ein Buch für das deutsche Volk. Zweite, bis zu König's Tode fortgeführte Auflage von „Wanderung durch Vaterhaus, Schule, Kriegslager und Akademie zur Kirche". Magdeburg, Baensch. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Karl Bernhard König, als Vorkämpfer der sächsischen Lichtfreunde oft genannt, war am 19. Oct. 1797 zu Mühlhausen, wo sein Vater Superintendent war, geboren; nach Vollendung seiner Gymnasialstudien machte er den Feldzug von 1815 mit, erlitt bei Ligny eine nicht unbedeutende Verwundung, deren Folgen ihn bis ans Grab begleiteten, studirte dann in Halle und Jena Theologie, wurde kaum dreiundzwanzigjährig Pfarrer unweit seiner Vaterstadt, welche Stelle er 1827 mit der zu Danstedt bei Halberstadt, und diese 1836 mit der zu Anderbeck in derselben Gegend vertauschte. Ueberhandnehmende Körperleiden, welche ihren ersten Grund in der bei Ligny erhaltenen Wunde hatten, ließen ihn gegen Ende 1845 bei Krukenberg in der Klinik zu Halle Hülfe suchen; aber er fand hier am 23. März 1846 einen unerwarteten, ruhigen Tod.

Dies die äußern Lebensumstände eines Mannes der nach langen Jahren gesegneter und stiller Wirksamkeit erst während seiner letzten Jahre in die heftigsten Parteikämpfe verwickelt, von der einen Seite ebenso erhoben und verherrlicht als von der andern herabgesetzt, und, in oft unwürdiger Weise, geschmäht worden ist. Jedenfalls verdient ein solcher Mann, daß sein Leben, sein Wirken und Wollen eine treue Schilderung erfahre, die zugleich ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Kämpfe und Bewegungen ist, welche gerade jetzt eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen zu sein scheinen.

Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Theile, welche der Beurtheiler scharf auseinander zu halten hat. Die erste, größere Hälfte gibt fast ganz unverändert die Selbstbiographie wieder, die König als sein erstes selbständiges Werk und, wie er selbst gesteht, zunächst um des Gelderwerbs willen, im J. 1832 erscheinen ließ. Die zweite Hälfte führt jenes Werk bis zu König's Tode fort, und gibt sich als die Arbeit mehrer ungenannter Freunde des Verstorbenen zu erkennen. Für die Beurtheilung der ersten Hälfte ist es von großer Bedeutung, daß dieselbe mehre Jahre vor Ausbruch der Streitigkeiten in welche König später verwickelt wurde entstanden ist, und somit in keiner Beziehung den Verdacht irgend einer Beschönigung oder Absichtlichkeit erwecken kann. Sie enthält mit liebevollem Eingehen in das Einzelne eine schlichte, lebensvolle und sichtlich wahrheitsgetreue Erzählung; von der Schilderung eines würdigen, sittlich festbegründeten Familienlebens, der mancherlei heitere und ernste Anekdoten beigemischt sind, geht es über zu dem aufgeregten Lager- und Schlachtenleben, von da mit weit geringerer Ausführlichkeit zur Universitätszeit, endlich zu dem stillen Leben des Landpfarrers, welcher letztere Abschnitt der Natur der Sache gemäß weniger bei einzelnen hervortretenden Ereignissen als bei allgemeinen Erfahrungen und deren Nutzanwendungen verweilt.

Für König's letzte Lebensjahre und deren Inhalt ist es wichtig, aus dieser Darstellung zu entnehmen, daß früh in ihm

eine sehr rege, specifisch preußische Vaterlandsliebe, zugleich die Neigung zur lebhaften Betheiligung an mannichfacher Geschäftsthätigkeit und zum thätigen Eingreifen in die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse genährt worden war. Dagegen gibt er selbst zu, daß seine Umgebung und die gewichtige Persönlichkeit seines Vaters zwar die strengste Berücksichtigung des Sittengesetzes, weniger aber religiöse Gefühle und Ueberzeugungen in ihm angeregt habe; so sei denn anfänglich „von einem innern Berufe zum geistlichen Stande bei ihm keine Rede gewesen". Die ernsten Erfahrungen des Schlachtfeldes führten hier eine geistige Umgestaltung herbei. Dennoch muß man wol annehmen, daß König auch späterhin mehr die allgemein menschliche und praktische Seite des Christenthums sich angeeignet habe, als daß er sich in dogmatische und theologische Studien vertieft hätte, mit denen sich doch jeder Geistliche innig vertraut machen muß, wenn auch seine eigenen Ueberzeugungen mit dem strengen Dogma nicht übereinstimmen. Daß König diese Vertiefung in sein theologisches Studium nicht vorgenommen, Das läßt sich nach seiner Jugendgeschichte kaum anders erwarten; dafür spricht der Umstand, daß er in der Schilderung seiner Universitätsjahre eines wissenschaftlichen Studiums kaum gedenkt, und nur flüchtig die Häupter des Rationalismus als seine Lehrer begrüßt. Dafür spricht endlich auch sein späteres Leben; nach seiner eigenen Schilderung scheint sich sein pfarramtliches Wirken einerseits auf Mahnung und Leitung zur Sittlichkeit, begründet auf religiöses Gefühl, andererseits auf ein höchst verdienstliches Wirken für die mehr weltlichen Bedürfnisse seiner Gemeinden beschränkt zu haben, nur wenig aber auf religiöse und dogmatische Belehrung ausgegangen zu sein. Und überhaupt ist es ja die wesentlichste Eigenthümlichkeit der lichtfreundlichen Partei, daß sie neben manchem Vorzuge den sie vor ihren Gegnern voraushaben diesen doch in wissenschaftlicher Durchforschung des religiösen Gebiets bedeutend nachstehen, und zwar wissentlich und willentlich nachstehen. Und eben durch diesen Mangel werden sie einseitig und deshalb eine Partei, während sie sich durch Beseitigung desselben in mancher Beziehung ändern, zugleich aber außer der sittlichen auch noch eine geistige Macht gewinnen würden, die sie über alles Parteitreiben erhöbe. Gerade darin aber finde ich die nicht geringe Bedeutung vorliegender Lebensbeschreibung, daß sie uns neben mannichfachem stofflichen Interesse ganz unabsichtlich und dadurch recht augenfällig lehrt, wie aus den hier gegebenen Verhältnissen ein Lichtfreund mit innerer Nothwendigkeit erwachsen ist, wie mithin, da diese Verhältnisse von unzählig Vielen getheilt werden, und in der Geschichte der letzten 30—40 Jahre tief begründet liegen, die ganze lichtfreundliche Richtung mit Nothwendigkeit sich entwickeln mußte, wie sie ein geschichtlich Gewordenes ist, und deshalb auch nur im Verlaufe der geschichtlichen Entwickelung, nimmermehr aber durch Gewaltmaßregeln absterben oder eine innere Umgestaltung erfahren kann.

Von wesentlich anderer Beschaffenheit ist die zweite Hälfte des vorliegenden Buches: die schlichte, fortlaufende Erzählung verschwindet ganz oder tritt doch nur noch spärlich hervor. Dagegen erhalten wir eine Parteischrift, welche durchweg für König in die Schranken tritt, und seine Vertheidigung hauptsächlich dadurch führt, daß sie seine Schriften aufzählt, die Veranlassung, Entstehung und Folgen derselben angibt, endlich mehr oder weniger ausführliche Auszüge und Abschnitte aus denselben mittheilt. Was König's Persönlichkeit betrifft, so entnehmen wir dieser Darstellung, daß allerdings einige, wenn auch keineswegs unbegründete, persönliche Gereiztheit bei seinen literarischen und theologischen Streitigkeiten mit unterlief; Nichts aber berechtigt uns in dergleichen persönlichen Motiven die Hauptursache seiner Kampfslust und der in ihr bethätigten Richtung zu suchen. Das wird wol Niemand in Abrede stellen mögen, daß König stets nur für Das die Feder und das Wort ergriffen hat was er mit vollster Ueberzeugung für wahr und recht hielt; weniger unbedingt dürfte man alle Waffen billigen deren er sich bedient hat. Wol hat mancher heuchlerische Geselle den Spott und die bittere Satire reichlich verdient mit der ihn König überschüttete; ob aber diese nicht immer zarten Ausfälle des evangelischen Geistlichen im Kampfe um die höchsten Fragen und Güter würdig waren, Das möchte ich doch sehr bezweifeln. Ebenso wenig kann ich die mannichfach wechselnde und zum Theil hartnäckig festgehaltene Pseudonymität billigen deren er sich auf dem Titel mehrer Schriften bedient. Den höchsten und wol allein dauernden Werth haben unter seinen Schriften gewiß diejenigen die fern von aller Polemik die Belehrung des Landmanns zum Zweck hatten, und denselben durch ihre ebenso frische als einfache Fassung gewiß nicht verfehlt haben; ich erwähne in dieser Beziehung besonders seinen „Gustav Adolf, König der Schweden". Uebrigens darf nicht unbemerkt bleiben, daß die brieflichen Mittheilungen von König's eigener Hand, welche der vorliegenden Darstellung eingeschaltet sind und deren Vermehrung wünschenswerth gewesen wäre, die eben gerügten Mängel zu mildern wohl geeignet sind.

Schließlich muß ich noch davon sprechen, daß die in Rede stehende Schrift auf dem Titel als „ein Buch für das deutsche Volk" bezeichnet ist; der ersten, von König selbst herrührenden Hälfte gestehe ich dies nicht ungewichtige Beiwort gern zu, keineswegs aber der zweiten. Hätte sie es werden sollen, so wäre dazu vor Allem eine vollständige, nur auf das Thatsächliche beschränkte Darstellung alles Dessen nöthig gewesen worin die Bestrebungen der Lichtfreunde ihre Veranlassung fanden, worauf dieselben hinausgehen und wie sie dies Ziel zu erreichen gedenken. Eine solche populaire Geschichte des „Lichtfreundismus" wäre ein recht verdienstliches Werk gewesen, und hätte in möglichst kurzer Fassung einen ganz passenden Hintergrund zu einer Schilderung König's und seiner Betheiligung an diesen Kämpfen gegeben. Statt Dessen ist eben nur die letztere ohne hinreichende Uebersichtlichkeit und in einer Weise gegeben, daß Leser aus dem Volke nur sehr selten ergründen werden um was es sich dabei handelte. So bedeutend, und namentlich so in sich vollendet ist die oft leidenschaftliche Persönlichkeit König's nicht gewesen, daß sie um ihrer selbst willen ein allgemeines bleibendes Andenken für sich in Anspruch nehmen könnte. Aber an seinem Beispiele eine mächtig in unsere Zeit eingreifende Idee zu veranschaulichen, Das wäre eine löbliche, hier nicht gelöste Aufgabe gewesen. 7.

Bibliographie.

Althaus, Th., Weltgeschichte für die Jugend. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der alten Welt. 1ster Band. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 20 Ngr.

Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres. Im Vereine mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von G. Friederich. 1stes und 2tes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. à 5 Ngr.

Büttner, C., Die Entstehung des Erdballs, des Mondes und anderer grossen Weltkörper, aus den Lagerungsverhältnissen der Erde abgeleitet. Erlangen, Enke. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Clarus, L., Schweden Sonst und Jetzt. Geschildert in Briefen auf einer Reise. Zwei Theile. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dür, J. M., Der deutsche Cardinal Nicolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit. Mit dem Bildnisse Cusa's. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1847. Gr. 8. 4 Thlr.

Gollmick, C., Der Unsterbliche. Roman aus dem Künstlerleben. Leipzig, Kollmann. 1847. 8. 1 Thlr.

Gottschalck, F., Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1848. 18ter Jahrgang. Dresden, Gottschalck. 16. 1 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Levin. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Jeckel, F. W., Gedichte. Hanau, Edler. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1848.

Ueber die Methodik des geschichtlichen Unterrichts.

1. Ueber die Idee, das Wesen, die Bedeutung, die Darstellung und das Erlernen der Geschichte, nebst den Grundzügen des Entwickelungsganges der Menschheit. Von August Arnold. Königsberg i. d. N., Striese. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien. Sendschreiben an den Consistorialdirector Seebeck in Hildburghausen von Johann Wilhelm Loebell. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

In frühern Zeiten wurde in unserm Vaterlande wie der Staat den Regierenden so die Schule fast ganz den Lehrern überlassen. Die Behörden kümmerten sich wenig, das Publicum fast gar nicht um das höhere Schulwesen. Es wäre ungerecht wenn man verkennen wollte, daß trotzdem auf den Schulen in jener Zeit Viel geleistet worden ist. Die großartige Cultur- und Literaturentwickelung des vorigen Jahrhunderts wurzelt tief in der damaligen Schulbildung, und vor einem so handgreiflichen Zeugniß der Geschichte muß sich die Kritik bescheiden zurückziehen. Doch der Umschwung der Zeit, die allgemeinere Verbreitung der Bildung mußte, wie in allen Lebenskreisen, auch für das Erziehungs- und Schulwesen eine allgemeine Theilnahme erzeugen. Man prüfte theoretisch und praktisch, ob der zeitherige Unterrichtsplan, ob die bisher geübten Methoden den erhöhten Foderungen der Zeit entsprächen, und wie den bei dieser Prüfung erkannten Gebrechen abgeholfen werden könne. So begann eine Reform in unserm Schulwesen, welche unter manchen Kämpfen berufener und unberufener Streiter, die bald mit Maß und Gewissenhaftigkeit, bald leidenschaftlich und unbesonnen vorwärts schritten, immer mehr Raum gewonnen hat. Es ist ganz natürlich, daß in dieser Zeit neben den Agitatoren, die im Großen und Ganzen das Schulwesen umgestalten wollten, viele Lehrer ihre Ansichten über die Methode in einzelnen Unterrichtsgegenständen veröffentlicht haben. Da gibt es nun Manche die dieses allerdings nothwendige Ferment in dem Entwickelungsprocesse unserer pädagogischen Zustände überschätzen, die es nicht begreifen können und wollen, daß die Individualität und das angeborene und durch die Praxis gebildete Geschick des Lehrers mehr werth ist als vieles Gerede über die Art und Weise wie gelehrt werden soll. Andere aber verkennen wieder in selbstgefälliger Trägheit den Nutzen den der überhaupt zum Lehrer befähigte Pädagog aus den Mittheilungen erfahrener Schulmänner über Das was er in irgend einem Unterrichtsgegenstande gewollt und geleistet hat für seine eigene Praxis gewinnen kann. Und von diesem Gesichtspunkte aus werden und müssen solche Mittheilungen dem strebsamen Lehrer willkommen sein.

Bei diesen Bestrebungen ist natürlich auch der Geschichtsunterricht ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. In frühern Zeiten war dieser Unterricht wenigstens in der Praxis meistens auf die alte Geschichte beschränkt. Als sich später der Gesichtskreis erweiterte, dachte man doch auf vielen Gymnasien noch gar nicht daran dem Schüler eine wohlgeordnete Uebersicht der allgemeinen Geschichte zu geben. Ref. selbst erfreute sich in den zwanziger Jahren auf dem Gymnasium eines anregenden Geschichtsunterrichts eines jetzt verstorbenen geistreichen Lehrers; doch war derselbe so planlos, daß Ref. in fünf Jahren von Julius Cäsar bis zu Friedrich Barbarossa geführt wurde. Was vorher und nachher geschehen war, Das wurde ihm nur fragmentarisch durch Privatlection bekannt, und diejenigen seiner Mitschüler welche dazu keine Lust, und keine Neigung zu fortgesetzten Studien auf der Universität hatten, waren und blieben in der Geschichte höchst unwissend. Dabei war übrigens an Repetitionen oder andere Mittel zur festern Begründung des Wissens nicht zu denken. Hierin ist es wol nun überall anders und besser geworden. In Preußen hat die seit vielen Jahren mit großer Umsicht durchgeführte Ueberwachung des Gymnasialwesens dergleichen Misgriffe unmöglich gemacht. Wir aber in Sachsen haben durch die einsichtsvolle Thätigkeit des jetzigen Cultusministers vor zwei Jahren ebenfalls bestimmte Vorschriften bekommen, welche nach sorgfältiger Berathung mit Sachverständigen gegeben worden sind. Demnach soll der Geschichtsunterricht im Progymnasium biographisch sein, was auf dieser Stufe wol allgemein als die einzig richtige Methode anerkannt wird. Der eigentliche Gymnasialcursus soll in Quarta oder wenigstens in Tertia mit der alten Geschichte beginnen, doch so, daß hier vorzugsweise die Griechen und Römer berücksichtigt werden. In Secunda soll die mittlere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, und in Prima vom univer-

salhistorischen Standpunkte aus die neuere Geschichte vorgetragen werden. Die Hauptmomente der sächsischen Geschichte sind an gehöriger Stelle einzureihen. Ref. hat die Grundzüge dieses Lehrgangs hier mitgetheilt, um seinen Standpunkt bei Beurtheilung der in den oben erwähnten Schriften gemachten Vorschläge anzugeben; denn er hatte ehe das Regulativ erschien bereits fast zehn Jahre lang nach diesen Grundsätzen die Geschichte mit Erfolg im Gymnasium vorgetragen, und er mußte in der Wahrnehmung, daß die Lehrer der Geschichte an der meißener Landesschule und an Blochmann's Erziehungsanstalt unabhängig ganz dieselben Grundsätze befolgt hatten, und daß diese von den übrigen Sachverständigen und vom Ministerium im Wesentlichen gebilligt wurden, eine erfreuliche Bestätigung der Meinung erhalten, daß er zeither auf dem rechten Wege gewesen war. Und mit dieser Meinung, die er natürlich sogleich aufgeben würde wenn man ihn vom Gegentheile überzeugen könnte, wendet er sich nun zur Beurtheilung der beiden Schriften der Herren Arnold und Loebell, deren Besprechung in d. Bl. in dem jetzt unter allen Gebildeten erwachten Interesse für alle Schulfragen ihre vollständige Rechtfertigung findet.

Hr. Arnold übergibt in dem oben genannten Buche dem Publicum eine neue Bearbeitung einer schon 1828 geschriebenen Schrift, die von dem verstorbenen Minister v. Altenstein beachtet, und damals von Sachverständigen günstig beurtheilt worden ist. Er zeigt sich darin als ein geistvoller und mit den philosophischen und pädagogischen Bewegungen der vergangenen Jahrzehnde vertrauter Mann. Doch dürften seine Ansichten in den höhern Regionen des politischen Lebens seines Vaterlands, trotz der besonnenen Mäßigung die er überall bewahrt, jetzt schwerlich die Anerkennung finden die sie unter dem freisinnigen Altenstein gefunden haben. Die Ansichten Hegel's haben auf ihn gewirkt so wie sie bis vor sieben Jahren in praktischer Popularisirung in Preußen vielfach in der Literatur hervorgetreten sind, bis dem plötzlich auftauchenden Junghegelianismus die Reaction entgegentrat. Denen welche sich auf dem Gebiet der Geschichte orientiren wollen, besonders jüngern Geschichtsfreunden, ist das gut und klar geschriebene Buch angelegentlichst zu empfehlen. Diejenigen aber welche mit der Geschichte und ihrer Behandlung vertrauter sind, werden an der etwas breiten Behandlung Anstoß nehmen, mit der Das was ihnen wenigstens schon hinlänglich bekannt ist hier besprochen wird. Dahin gehören die ganze Darstellung des Verhältnisses des Christenthums zur Philosophie (S. 14—47), das Capitel von der Freiheit (S. 54—59) und die Aufstellung der Grundzüge der Weltgeschichte (S. 144—245), lauter Gegenstände deren Entwickelung dem denkenden Geschichtsfreunde willkommen, dem erfahrenen Lehrer der Geschichte überflüssig erscheinen wird. Dieser wird seine Aufmerksamkeit besonders auf die Capitel wenden welche sich auf die Unterrichtsmethode beziehen. Was der Verf. hier von der untersten Stufe sagt, scheint dem Ref. durchaus zweckmäßig. Die wichtigsten allgemeinen Weltereignisse sollen hier an den Faden der Zeit gereiht einfach und anschaulich erzählt werden: die Erzählung soll den biographischen Charakter haben, ohne sich in Biographien aufzulösen. Eine mäßige Menge von Jahreszahlen soll dem Gedächtniß eingeprägt werden. Die historischen Bilder welche er empfiehlt sind gewiß den Knaben, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß, sehr dienlich. Nur kann sich die Schule damit nicht einlassen. Das ist die Sache eines verständigen Vaters, der den Schulunterricht zu ergänzen verpflichtet ist. Merian's Kupfer in den alten Bilderbibeln und in Gottfried's „Chronik", an denen sich schon Goethe erbaute, werden noch jetzt dem Knaben den historischen Unterricht anschaulicher machen, Flaxman's Umrisse zum Homer müssen für ihn, dem die Homerischen Sagen frühzeitig in Schule und Haus bekannt geworden sind, das größte Interesse haben, und an neuern Illustrationen welche die im Volksbewußtsein lebendig hervortretenden Persönlichkeiten des Alten Fritz, Napoleon's, Blücher's u. A. anschaulich machen fehlt es ja auch nicht. Nur die Foderung des Verf., daß jüngere Lehrer die nicht erzählen könnten sich von den Schülern die Abschnitte in guten Geschichtsbüchern vorlesen und wiedererzählen lassen sollen, muß Ref. als ganz unzweckmäßig zurückweisen. Wer den Kindern nicht erzählen kann, gehört nicht auf das Katheder; er mag in seiner Studirstube sitzen bleiben. Auf der nächsten höhern Stufe (also im Gymnasium) soll mit Rücksicht auf das mehr Aeußerliche und Thatsächliche die Staatengeschichte, und zwar in Tertia die alte, in Secunda die neue Geschichte, und in Prima mit Berücksichtigung des mehr Innern und Begriffsmäßigen die allgemeine Weltgeschichte folgen. Wie der Verf. in einem selbst zweijährigen Cursus in Secunda die ganze Staatengeschichte seit dem Untergange des römischen Reichs, und gar in Prima, selbst nach dem Vorgange der Staatengeschichte, die Weltgeschichte auf eine dem Schüler nützliche Weise bewältigen will, ist dem Ref., der eine lange Erfahrung für sich hat, und stets bemüht gewesen ist nur das Wichtigste auszuwählen und in übersichtlichen Bildern zusammenzudrängen, völlig unbegreiflich. Was er für Prima verlangt, Das läßt sich nur auf der Hochschule erreichen, wo bei gehöriger Vorbereitung auf dem Gymnasium eine solche Uebersicht der Weltgeschichte in sechs, ja selbst in vier Stunden eines Semesters mit Erfolg gegeben werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Biedermann's Auffassung des Socialismus.

Vorlesungen über Socialismus und sociale Fragen. Von Karl Biedermann. Leipzig, Biedermann'sche Verlagsbuchhandlung. 1847. 8. 1 Thlr.

Hr. Biedermann hat die vier Vorlesungen welche er über den genannten Stoff in Leipzig und Dresden hielt drucken lassen. Er hat sie, wie wir aus einer Note (S. 279) sehen, auch in Berlin halten wollen, die „competente Behörde" hat aber nicht die Erlaubniß ertheilt. Hr. Jules Lechevalier, ein gewesener St.-Simonist, durfte doch nach Berlin kommen und seine sociale Weisheit in einer Reihe von französischen Vorlesungen auskramen. Gab man etwa nur die Erlaubniß, weil Hr. Lechevalier Socialist gewesen war oder weil er Französisch

sprach? Nun, Hr. Biedermann ist niemals Socialist gewesen und wenn die „competente Behörde“ jetzt einen Blick in die gedruckten Vorlesungen des Hrn. Biedermann thun wollte, so möchte sie sehen, wie unbedenklich er auch in Berlin über Socialismus und sociale Fragen hätte lesen können vor Herren und Damen.

Hr. Biedermann hat seine Vorlesungen dem Druck übergeben. Wir können voraussetzen, daß er sehr wohl weiß, wie hierdurch an seine Vorlesungen ein ganz anderer Maßstab gelegt werden muß. Als Hr. Biedermann über Socialismus und sociale Fragen *las*, da mochte es für den Kreis welcher sich von ihm unterrichten lassen wollte genügen, wenn er das Längstbekannte capitulirte, wenn er über wissenschaftliche Probleme ein allgemeines Résumé gab, wenn er nicht untersuchte, sondern nur Resultate und Gesichtspunkte aufstellte. Aber Hr. Biedermann hat seine Vorlesungen *drucken* lassen. Er wendet sich damit an ein anderes Publicum, er wendet sich damit an Leute welche längst wußten was Hr. Biedermann in seinen vier Vorlesungen zusammengestellt hat, er wendet sich damit an Männer die in der Entwickelung der socialen Probleme ihr Studium, ihren Lebensberuf, selbst ihre Religion suchen.

Wie genügt nun hier Hr. Biedermann? Nein, er genügt nicht. Zur Behandlung einer solchen Frage wie Hr. Biedermann sie in seinen vier Vorlesungen annimmt, gehört etwas Mehr als ein formelles Geschick im Resumiren, im Compiliren, im Popularisiren; es gehört dazu eine innere Betheiligung an der Frage selbst, sei es dafür, sei es dagegen; es gehört dazu mehr als ein Juste-Milieu, als ein Einerseits-Andererseits, als ein Nicht-Fisch-Nicht-Fleisch-Sein, als ein So-Thun als ob man hoch erhaben stände über den großen Conflicten des Lebens und den Problemen der Wissenschaft, als ob man von dem kleinen Vorlesetisch zu Dresden und Leipzig aus diese Conflicte und Probleme wie ein Zeus in olympischer Ruhe beherrschte und eine Orakelstimme darüber abgeben wollte. Was hat Hr. Biedermann gethan? Er hat über den Socialismus Vorlesungen gehalten, und auch noch darüber geschrieben. Das ist Alles.

Der größte Vorwurf von dem diese Vorlesungen getroffen werden ist ihre Principlosigkeit. Dazu kommt ihre Dürftigkeit und selbst ihre Formlosigkeit. Wir wollen uns darüber etwas näher auslassen, wenn auch nicht „erschöpfend“, da Hr. Biedermann selbst „auf eine erschöpfende Behandlung des so unendlich reichen und schwierigen Themas“ verzichtet.

Zuerst die Principlosigkeit. Wenn man in vier Vorlesungen den Socialismus und die socialen Fragen auch nur übersichtlich behandeln will, so werden diese Vorlesungen schon in Rücksicht auf das „unendlich reiche und schwierige Thema“ entweder so gut wie gar Nichts enthalten, oder auf jeder Seite werden Kernsätze zusammengedrängt sein müssen. In der leichtsinnigen, durchaus oberflächlichen Behandlung des Socialismus, man möchte sagen in einem fortwährenden Wiederkäuen des mannichfach veralteten Stein hat es die deutsche Literatur seit einigen Jahren weit gebracht; es haben eine Menge Leute über den Socialismus geschrieben blos weil er bereits in das Reich der Buchhändlerspeculation rc. gekommen. Es möge immerhin von Andern als ein Verdienst anerkannt werden wenn man den Socialismus bereits wie jede Hülfswissenschaft in Schulbüchern und Compendien abhandeln sieht, und ihn an Kreise deren Basis mit ihm im Widerspruch steht heranbringt, nicht weil er wahr ist, sondern weil er interessant und modisch geworden: für die sociale Bewegung selber ist ein solches Thun und Bemühen durchaus nebensächlich. Wenn Jemand, während zwei feindliche Heere in blutiger Schlacht, wo es Sieg oder Tod gilt, aufeinander stürzen, groß oder klein genug ist um während dieser Schlacht schon über ihren Verlauf strategische Vorlesungen zu halten, anstatt sich auf einer oder der andern Seite zu betheiligen, wem würde Dies nicht lächerlich erscheinen? Und ist es etwas Anderes mit dem Kampfe in welchem sich der Socialismus befindet? Wer es sich anmaßt während dieses unentschiedenen Kampfes den ganzen Kampf schon übersehen zu wollen, wer dreist genug ist die Anfänge als Resultate zu bezeichnen, wer parteilos sein und nur interessant und populair schulmeistern will, kann der wol der Principlosigkeit entgehen? Er hat ja weder das eine noch das andere Princip ergriffen, er will Alles beobachten, Alles fixiren, Alles mit seiner Insektennadel aufspießen, und darüber entgeht ihm Alles. Die Principlosigkeit ist die nothwendige Folge eines solchen Standpunkts. Es wundert uns also nicht, daß auch Hr. Biedermann ihr auf diesem Standpunkte nicht entgehen konnte. In seiner Vorrede ist er damit zufrieden wenn seine Vorlesungen „das Interesse am Socialismus in weitern Kreisen wecken und die Einsicht in sociale Fragen wenigstens einigermaßen fördern helfen“. Am Schlusse seiner Vorlesungen dankt er aber schon für das Interesse mit welchem man ihm gefolgt ist, und er dankt nicht blos in seinem Namen, sondern auch „im Namen der Sache welcher meine Bemühungen galten“. Im Namen der Sache! Aber welcher Sache? Das ist das Räthsel des Buchs! In allen vier Vorlesungen haben wir nicht entdecken können welcher Sache denn eigentlich die Bemühungen des Hrn. Biedermann galten. Ob einer von seinen Zuhörern es entdeckt hat?

Er verwahrt sich dagegen, daß er ein Socialist sei, und doch ist er wieder „gewissermaßen“ (S. 256) Socialist, indem er die Einkommensteuer, Kranken- und Sparkassen als Maßregeln im Sinne des Socialismus bezeichnet; er ermahnt den Socialismus weise wo er es gut gemacht habe und wo er zu excentrisch sei; hier vertheidigt er ihn, hier bestreitet er ihn. Aber man sieht, er vertheidigt und er bestreitet ihn aus demselben Grunde, weil er in Betreff der socialen Bewegung principienlos geblieben ist, weil er weder ihre Quellen kennt noch den tief-innern Proceß welchen sie durchmacht. Gleich zu Anfang, in der ersten Vorlesung, wo Hr. Biedermann das Wort „social“ definiren will, hat man in der Unselbständigkeit und Principlosigkeit den Schlüssel zu allem Folgenden, und wie auffallend macht es sich dann, wenn Hr. Biedermann die einzelnen Processe und Nuancen, die Gegensätze und Probleme des Socialismus, das Eine ebenso behaglich wie das Andere, weil es ihm bei Beidem nicht auf das Wesen, sondern nur auf die Vorlesung ankommt, in Pastellfarben hinstellt, ganz so als ob er todte Insekten in einem Kasten ordnet. Wer merkt es bei der Lecture dieser Vorlesungen, daß wir uns in einer Zeit befinden in welcher der sociale Gedanke alle Voraussetzungen und Zustände in Frage stellt? Wie nüchtern, wie compilatorenmäßig ist Alles gehalten. Wer ahnt hier Etwas von dem Feuer, welches sich fortwühlt unter dem Boden des Jahrhunderts? Es ist uns niemals eine Schrift über sociale Fragen in die Hände gekommen worin wir eine so große Kälte und Gleichgültigkeit gegen den Gegenstand selbst bemerkt haben als hier in Biedermann's Vorlesungen, welche doch Nichts weniger als auf dem socialen Gebiete orientiren wollen!

Vielleicht hat Hr. Biedermann selbst gefühlt, daß er nicht berufen sei eine wissenschaftliche Erörterung der Socialbewegung zu versuchen; es zeigt sich wenigstens Nichts von einer wissenschaftlichen Selbstthätigkeit in seinem Buche, und wir halten es deshalb auch durchaus für überflüssig hier über sociale Grundsätze zu polemisiren. Es zeigt sich darin fast nur eine formelle Thätigkeit, ein Sammeln, ein Popularisirungsversuch. Hr. Biedermann scheint geglaubt zu haben, daß eine solche rein äußerliche, formelle Thätigkeit ausreiche um Vorlesungen über den Socialismus zu halten. Aber er ist auch hier von einer falschen Voraussetzung ausgegangen. Er scheint geglaubt zu haben, wenn er sich auch nicht an dem socialen Processe wissenschaftlich und innerlich betheiligt habe, so habe er doch Vielerlei über den Socialismus gelesen, er werde schon zusammenstellen können was diese Partei meine und was jene. Daraus würden denn schon vier interessante Vorlesungen werden, und aus die-

sen Vorlesungen würden die Zuhörer auch Etwas lernen können. Mit andern Worten: Weil ich den Socialismus nicht wissenschaftlich prüfen kann, kann ich ihn in Vorlesungen für Herren und Damen popularisiren! Aber ist Dies ein richtiger Schluß? Ist diese Voraussetzung auf der die Biedermann'schen Vorlesungen zu ruhen scheinen begründet? Brauchen wir über die Haltlosigkeit derselben noch einige Worte zu verlieren? Wäre sie richtig, so könnte die Popularisirung eines großen Zeitproblems, einer wissenschaftlichen Bewegung nichts Anderes als eine geistesleere, mechanische Arbeit sein; und allerdings als mechanisch müssen wir den Popularisirungsversuch des Hrn. Biedermann über den Socialismus und die socialen Fragen betrachten.

Aus dieser rein mechanischen Behandlung des Stoffes folgert auch die Dürftigkeit und eben die obenerwähnte Flauheit dieser Vorlesungen. Es fehlt die organische, innere Verbindung, es fehlt das geistige Band, der volle frische Athemzug des Lebens und des tief beschäftigten Geistes. Lauter zusammengelesenes und rein mechanisch zusammengestelltes Stückwerk über die wichtigsten Probleme. Es wird z. B. von der Arbeitstheilung, von den Arbeitslöhnen und von der Organisation der Arbeit gesprochen: wo aber fänden wir die Arbeit in ihrer eigenen Natur und Bedeutung, diesen wichtigsten Punkt in allen socialen Systemen erörtert? Aphorismen, wo eine Entwickelung nothwendig gewesen wäre. Die Devisen und Etiquetten folgen rasch aufeinander. Aber ersähe man, daß das Vorangegangene dem Folgenden eine Nothwendigkeit wäre, wo fände man einen Zusammenhalt in dem Allen? Und dadurch haben Leute über den Socialismus belehrt werden sollen? Ist Dies in der That möglich gewesen? Wenn Hr. Biedermann die wichtigste Frage der Gegenwart so lückenhaft und dürftig behandelt, so wird seine Darstellungsweise wol kaum auf eine detaillirte Kritik einen Anspruch machen dürfen. Wahrhaft naiv hilft er sich über die innere historische Entwickelung der socialen Bewegung weg. So heißt es z. B. (S. 119):

„Wollte ich systematisch, gewissermaßen philosophisch zu Werke gehen, so würde ich Ihnen die Versuche zur Lösung dieser einzelnen Aufgaben des Socialismus in einem gewissen logischen Zusammenhange vorführen müssen. Ich würde dann jeden einzelnen Hauptgedanken des Socialismus gleichsam in seiner nothwendigen innern Entwickelung zu verfolgen haben, und die einzelnen socialistischen Systeme würden mir nur als Beispiele oder Belege dienen, um zu zeigen, inwieweit und nach welchen Richtungen hin eine solche Entwickelung schon eingetreten sei oder noch eintreten müsse. Allein auf diese Weise würden Sie kein klares Bild von den einzelnen Systemen in ihrer Totalität (!) erhalten rc. rc."

So schwingt Hr. Biedermann sich dilettantenhaft über jede innere, systematische Entwickelung des Socialgedankens fort, so wirft er selbst jeden „logischen Zusammenhang" bei Seite. Er sagt seinem Publicum geradewegs ins Gesicht: Du bist nicht im Stande auf dem Wege auf welchem man sonst in der Wissenschaft zur Klarheit und Einsicht gelangt, ein klares Bild zu erlangen, du mußt dich mit Stückwerk begnügen, und Hr. Biedermann läßt dann statt einer einheitlichen Entwickelung des Socialgedankens ein Gerölle von Socialsystemen (natürlich auch diese nur äußerlich aufgefaßt) folgen, in denen Pythagoras, Baboeuf, Fourier, Owen, Proudhon förmlich übereinander hinstürzen. Und auf diese atomistische, mechanische Weise haben die Zuhörer ein „klares Bild von den einzelnen Systemen in ihrer Totalität" erhalten sollen? Wie wäre Das möglich geworden? Meint Hr. Biedermann wirklich, daß sich ein Moment in einer Bewegung ohne die Bewegung „in ihrer Totalität" begreifen läßt? Hat Hr. Biedermann so gedacht, so ist es schlimm für ihn. Hat er nicht so gedacht, sondern seinem Publicum nur so gesagt, weil er sich nicht im Stande fühlte eine einheitliche Entwickelung des Socialgedankens darzustellen, so ist Das wenig besser. Das was Biedermann nun in der dritten Vorlesung ganz zusammenhangslos über die einzelnen Socialsysteme anmerkt, bedingt in keiner Weise den Schluß, daß er sich mit den Quellen selber vertraut gemacht habe. Es sprechen in Deutschland so viele Leute von Fourier und seinem System, und doch, wie Wenige haben Fourier's Schriften selbst gelesen!

Die Formlosigkeit dieser Vorlesungen ist es aber noch ganz besonders welche uns aufgefallen ist. Nun nehme man eine von diesen vier Vorlesungen welche man wolle, und lese sie im Zusammenhange durch: gibt es in ihr denn wirklich (von dem innern ist gar nicht mehr die Rede) auch nur einen äußern Zusammenhang? Der Mörtel fällt allenthalben auseinander. Wir halten es für durchaus unmöglich, daß die Zuhörer am Schluß einer solchen Vorlesung noch wissen konnten was der Anfang dieses Schlusses gewesen, und wie der Gang der Vorlesung war, was sie zu ihrem eigentlichen Mittelpunkte hatte. So durchaus willkürlich ist Alles gesetzt, und diese Willkürlichkeit ist vielleicht dadurch noch deutlicher geworden, daß Hr. Biedermann sich in den gedruckten Vorlesungen bemüht hat zu ordnen und zu verbinden. Diese Vorlesungen haben Nichts als die Ueberzeugung bei uns bestätigt, daß eine blos formelle Fähigkeit immer an einem großen Stoffe, auch wenn sie ihn blos „zurechtlegen" will, scheitert. Die Socialbewegung bedarf weniger der Handlanger und der Gesellen, welche weiter Nichts können als mechanisch einen Stein neben den andern legen, sie bedarf kühner Architekten. Dessenungeachtet mag in Deutschland das Publicum dem Hr. Biedermann über den Socialismus noch etwas Neues und Originelles sagt kein geringes genannt werden können.

8.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Ehe vom rechtlichen Standpunkte.

Das in unzähligen Romanen auf die widrigste Weise geschmähte, durch leichtsinnige und sträfliche Verirrungen geschändete Institut der Ehe hat jetzt einen Mann gefunden der es vom wissenschaftlichen Standpunkte aus auf eine wahrhaft würdige Weise erfaßt. P. Odier, Professor an der Akademie zu Genf, hat sich in seinem „Traité du contrat de mariage" die Aufgabe gestellt: die verschiedenen, zum Theil höchst spitzfindigen und verschränkten Lehren über das Wesen und die rechtliche Bedeutung der ehelichen Verbindung zusammenzustellen und kritisch zu beleuchten. Daß dabei der tiefe moralische Werth der Ehe im schönsten Lichte erscheint kann man von Seiten eines so gründlichen und wissenschaftlichen Forschers wohl erwarten. Der Ehevertrag — contrat de mariage ist die dem „Code civil" entlehnte Bezeichnung — bedurfte in der That einer solchen Behandlungsweise wie sie in diesem dreibändigen Werke, auf das wir die gelehrte Welt nur vorläufig aufmerksam machen wollen, in Anwendung kommt.

Ein Jesuiten-Roman.

„Le juif errant" von Sue hat die schleichende Gestalt des Jesuiten in der Sphäre des Romans wieder in Mode gebracht. Die Intriguen und weitgreifenden Ränke dieser großen Corporation bieten in der That einen reichen Stoff für den bedrängten Romandichter, der in der Noth seines Herzens um die Erfindung neuer, piquanter Situationen in Verlegenheit ist. Nur genügt es freilich nicht Verbrechen auf Verbrechen zu häufen, plumpe Verwickelungen einzufädeln, deren Träger nichtswürdige Mitglieder der Gesellschaft Jesu sind — wie J. Eckmann es in seinen „Disciples d'Escobar" gethan hat — um einen interessanten Roman zu Stande zu bringen. So plump und gemein wie sie hier gezeichnet werden sind die Jesuiten nie und nirgend aufgetreten. Auch abgesehen von allem ästhetischen Gefühle hätte, wenn anders es dem Verf. auf Wahrheit der Zeichnung angekommen wäre, und wenn er es nicht blos auf einen wohlfeilen Effect abgesehen hätte, ihn sein Takt von einer so trivialen Anhäufung roher Gemeinheiten, die ohne Plan und Zweck begangen werden, abhalten sollen.

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1848.

Ueber die Methodik des geschichtlichen Unterrichts.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Die Schrift des Hrn. Prof. Loebell, zu welcher sich Ref. nun wendet, handelt in ansprechender Gedrängtheit durchweg von der Methode des Geschichtsunterrichts. Die wissenschaftliche Bedeutung und die günstige Stellung des Verf., der früher Gymnasiallehrer gewesen ist und jetzt auf der Universität zu Bonn geschichtliche Vorträge hält, gibt eine sichere Bürgschaft, daß auch sachverständige und erfahrene Geschichtslehrer, selbst wenn sie auf ihrem Standpunkte seinen Ansichten entgegentreten müßten, in dieser geistvollen Schrift vielfache Anregung und Belehrung finden werden. Ist es doch schon sehr erfreulich, wenn die Herren Professoren statt in gelehrtem Hochmuth und in selbstgenügsamer Bequemlichkeit zu dociren, auch ein lebendiges Interesse an den pädagogischen Fragen des praktischen Lebens kundgeben. Auch in dieser Beziehung ist diese Schrift als eine willkommene Gabe zu betrachten. Der Verf. klagt über das geringe Ergebniß des geschichtlichen Unterrichts auf den Gymnasien, er klagt, daß kein anderer Universitätslehrer über das Maß der von seinen Zuhörern mitgebrachten Kenntnisse so sehr in Ungewißheit sei, und daß schwerlich bei einem andern Unterrichtszweige von dem auf die Hochschule mitgebrachten Wissen so viel in der Folge eingebüßt werde. Betrachten wir diese Klagen etwas genauer. Sollte es denn wirklich mit der historischen Vorbildung auf den preußischen Gymnasien, welche der Verf. hier vorzugsweise im Auge hat, so schlecht stehen? Ref. weiß es glücklicherweise aus eigener Erfahrung, daß es in der That gar nicht schwierig ist bei sehr mäßigen Foderungen an die anderweits so viel beschäftigten Schüler sehr erfreuliche Resultate zu erzielen. Zu einer klaren und zusammenhängenden Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten der Weltgeschichte, und zu einer für ihr Alter passenden Beurtheilung ihrer Entwickelung, können und müssen auch die mittelmäßigen Schüler gebracht worden sein wenn sie das Gymnasium verlassen. Wo Dieses nicht erreicht werden sollte, müssen die Lehrer ungeschickt oder pflichtvergessen oder alles Beides sein, was Ref. zu Ehren der deutschen Gymnasiallehrer nicht glauben darf. Was aber den dritten Punkt betrifft, daß nämlich das auf die Hochschule mitgebrachte Wissen wieder eingebüßt werde, so liegt die Schuld dieser Einbuße, insoweit sie begründet ist, gewiß am wenigsten an den Gymnasiallehrern, sondern meistentheils in allgemeinen Einflüssen der Zeit, welche der gründlichen wissenschaftlichen Bildung der Studirenden weniger günstig ist, und in den einseitigen Ansprüchen an die einzelne Fachwissenschaft, welche Behörden und Professoren hier und da gemacht haben oder noch machen. Trotzdem aber wird für Geschichtskenntniß immer noch mehr bewahrt und dazu gewonnen werden als in irgend einem andern Gegenstande des Schulunterrichts, wo die Einbuße bei geringerer Bedeutung des Unterrichtsgegenstandes für das praktische Leben noch weit größer zu sein pflegt. Geschichte treibt mehr oder weniger noch jeder gebildete Jurist oder Arzt, während er auf die classischen Studien und oft auch auf die höhere Mathematik, die er auf der Schule getrieben, im günstigsten Falle noch mit einer gewissen Pietät zurückblickt, die ihn vor den Schmähungen bewahrt mit welchen viele seiner Collegen über dieselben absprechen.

Doch lassen wir diese Anklagen bei Seite, und wenden uns zu den Vorschlägen und Bemerkungen des Verf., welche ganz abgesehen von jenen Klagen unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen. Im Progymnasium fodert und rechtfertigt der Verf. die biographische Methode, nachdem er (S. 5 fg.) den Leser durch eine sehr verständig angelegte Systematik orientirt hat, in welcher die aufeinander folgenden Unterrichtsstufen nach Form, Inhalt und Auffassung des zu lehrenden Materials charakterisirt werden. Der Hauptgesichtspunkt muß hier die Ueberlieferung sein, hier soll, wie in der ersten Entwickelung der Geschichtschreibung, das poetische Element vorwalten. Dabei empfiehlt der Verf. Orientirung auf dem Schauplatz der Thatsachen, die Berücksichtigung der Geschichte in der Geographie und umgekehrt, was auch in dem den sächsischen Gymnasien vorgeschriebenen Lehrgange nachdrücklich empfohlen wird. Nur damit ist Ref. nicht einverstanden, daß auf dieser Stufe noch keine Uebersicht der allgemeinen Weltgeschichte gegeben werden soll, da er diese als Rahmen für die Biographien immer als sehr zweckmäßig erkannt hat. Auf der nächsten höhern Stufe im Gymnasium will Hr. Loebell die allgemeine Geschichte in zwei Abtheilun-

gen behandelt wissen. In Quarta und in Tertia sollen die in ihren unmittelbaren äußerlichen Folgen scharf hervortretenden Thatsachen in ihrem äußerlichen Zusammenhange verknüpft dargestellt werden. Schon hier soll die Culturgeschichte mit Maß berücksichtigt werden; historische Kritik und die reflectirende Betrachtung bleiben ausgeschlossen. An diesen Cursus schließt sich in Secunda und Prima der zweite Lehrgang an, in welchem die vorher zur Erleichterung der Uebersicht weggelassenen oder nur angedeuteten Begebenheiten eingereiht oder ins rechte Licht gestellt werden sollen. Die faßlichsten Resultate der historischen Kritik sind hier zu berücksichtigen, der Culturgeschichte soll mehr Raum gegeben werden, doch auch hier die reflectirende und philosophische Betrachtung ganz ausgeschlossen bleiben.

Ehe Ref. auf das Stoffliche eingeht, muß er im Allgemeinen bemerken, daß ihm diese Eintheilung in zwei Lehrgänge in den fünf oder sechs Jahren des Aufenthalts des Schülers im eigentlichen Gymnasium aus dem schon oben angegebenen Grunde unzweckmäßig erscheint. Wie soll der Lehrer die mittlere und neuere Geschichte, namentlich nach den vom Verf. für diese Stufe gemachten Foderungen, auf eine nur einigermaßen befriedigende Weise in Prima in anderthalb oder zwei Jahren durchbringen? Ref. kann nur in dem den sächsischen Gymnasien vorgeschriebenen Lehrgange die Möglichkeit zur Realisirung eines fruchtbaren Geschichtsunterrichts finden. Uebrigens kann Alles was Loebell von seinen beiden Lehrgängen verlangt zusammengenommen in diesem einzigen Lehrgange seine Berücksichtigung finden. Kann in Quarta und Tertia, wo die alte Geschichte vorgetragen wird, auf die Resultate der historischen Kritik nur hingedeutet, und die Culturgeschichte nur in ihren wichtigsten Erscheinungen besprochen werden, so wird hier Nichts versäumt, da Das was noch wegbleiben muß für die reifern Schüler in den spätern Repetitionen, und bei der fortdauernden Beschäftigung mit den alten Classikern leicht zu ergänzen ist. Für die mittlere und neuere Geschichte aber finden auf der höhern Stufe in Secunda und Prima diese Beziehungen im Geschichtsvortrage selbst ihre völlige Erledigung. Aber auch das pragmatische und philosophische Element würde Ref. nicht völlig ausschließen. Es versteht sich von selbst, daß hier verständig Maß gehalten werden muß, daß der Lehrer der jetzt so verbreiteten Neigung unreifer Knaben und Jünglinge zum kecken Politisiren und Philosophiren über den noch nicht gehörig verarbeiteten Stoff keineswegs Vorschub leisten darf. Aber Das was der Verf. und zwar auf der höchsten Stufe gestattet, das Hinstellen der Beweggründe als Thatsachen ohne ein Urtheil über die Weisheit oder Thorheit dieser Bestrebungen, die Angabe der Richtungen und Bestrebungen ohne Hinweisung auf die innere Nothwendigkeit derselben genügt schon deshalb nicht, weil die jetzigen Schüler bei der leider oft sehr frühzeitig eintretenden Empfänglichkeit für die Einflüsse der sie umgebenden Lebensatmosphäre angetrieben werden sich nach unreifen Ansichten, die sie überall im Alltagsgespräch hören und in der Tagesliteratur lesen, ein ganz verkehrtes Urtheil zu bilden, das durch passende Reflexionen des Lehrers vielfach berichtigt werden kann. „Die ganze Erkenntniß führt zum Heil", sagt der Verf. zur Rechtfertigung seiner Ansicht, „statt der halben wäre gar keine besser." Nach diesem Grundsatz müßte man überhaupt auf allen Unterricht verzichten, der immer nur in der Erkenntniß weiter führen, dieselbe aber niemals abschließen kann.

Einige Beispiele mögen unsere Ansicht noch deutlicher machen. Soll der Gymnasiallehrer nicht von der Thorheit sprechen welche die Stuart's zu Grunde richtete, und von der Selbstsucht eines Cromwell durch welche die improvisirte Republik in England so schnell vernichtet ward? Darf er nicht mit Indignation über die Sünden der Fürsten und des Adels reden welche die Revolution in Frankreich vorzugsweise herbeiführten, und über die Sünden der Männer des Volks durch welche manche Frucht der Revolution verloren ging? Und wird er bei solchen Gelegenheiten nicht von selbst zu mancher fruchtbaren Bemerkung gedrängt werden welche der philosophischen Betrachtung der Geschichte angehört? Der Lehrgang für die sächsischen Gelehrtenschulen verlangt geradezu, daß die Lehrer besonders auf der höhern Stufe das Nothwendige im Gange der Erscheinungen nachweisen und die Gegenwart aus der Vergangenheit erläutern sollen, eine Aufgabe die ganz und gar in das von Hrn. Loebell vom Gymnasialunterrichte ausgeschlossene Gebiet der philosophischen Geschichtsbetrachtung gehört.

Mußte Ref. in dieser Beziehung der Ansicht des Hrn. Loebell entgegentreten, so ist er dagegen ganz einverstanden mit Dem was er (S. 67) vortrefflich über die besonnene Behandlung der confessionnellen Fragen im geschichtlichen Unterrichte sagt, und mit der schönen durch Beispiele veranschaulichten Entwickelung der Frage: wie durch zweckmäßige übersichtliche Gruppirung der Thatsachen, und durch die verschiedenartigsten Beziehungen der Ereignisse besonders bei Repetitionen der Unterricht fruchtbar gemacht werden könne. Allerdings wäre es wünschenswerth, wir hätten ein nach Art der vom Verf. als Probe gegebenen Lehrstücke ausgearbeitetes Compendium der Geschichte für die Schule. Nur müßte trotz der verständigen Sparsamkeit in den Zahlen dem Schüler nicht zugemuthet werden dieses ganze Material sogleich sich vollständig anzueignen. Eine solche überspannte Foderung müßte im Schüler alle Lust für das Geschichtsstudium ertödten. Selbst das wörtliche Auswendiglernen von kürzer gefaßten Tabellen, was hier und da gefodert wird, bringt vielleicht scheinbar zur Parade in einer Prüfung Nutzen, aber wahres Interesse für die Wissenschaft und tüchtige Kenntniß der Geschichte wird es gewiß nicht erzeugen. In einem solchen Compendium und in Tabellen soll sich der fleißige Schüler, unterstützt durch den Vortrag und durch passende Lecture, nach und nach orientiren, und allmälig mehr durch geistige Erfassung, an welcher der Schüler seine Freude hat, als durch oft gedankenloses Auswendiglernen, das ihm die Lust zum Lernen verleidet, sich den Stoff aneignen, der auf der Hoch-

schule und im Leben weiter bearbeitet zu einer wahrhaft organisch entwickelten Geschichtskenntniß gestaltet werden kann. Auch das Memoriren der Olympiaden und der Jahreszahlen der römischen Zeitrechnung, welche der Verf. verlangt, muß Ref. als eine unnütze Quälerei der Schüler betrachten: es wird genügen, wenn sie, wo es nöthig ist, dieselben mit Leichtigkeit auf die Jahre Christi zurückführen können.

Doch Ref. bricht hier ab mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Hr. Loebell recht bald erfreulichere Erfahrungen machen, und dadurch die Ueberzeugung gewinnen möge, daß die fruchtbaren Bemerkungen deren er in seiner Schrift so viele gemacht hat auf einen guten Boden gefallen sind.

K. G. Helbig.

A. J. Groß-Hoffinger als Satiriker.

1830. Roman von A. J. Groß-Hoffinger. Zwei Bände. Leipzig, Hermann. 1848. 8. 3 Thlr.

Bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Richtungen in die der Geschmack an literarischen Productionen heutzutage auseinandergeht, bei der hierdurch bedingten Verschiedenartigkeit der Kunstwerke selbst wird es einem Recensenten äußerst selten so glücken, daß er mit Demjenigen was ihm zur Beurtheilung vorliegt ganz einverstanden sein kann. Desto erfreulicher muß es ihm sein, wenn was ihm verwerflich erscheint durch bedeutende Autoritäten ebenfalls verworfen, und das Echte und Wahre in der Kunst zur Geltung gebracht wird. Welche Freude daher für den Ref., da er in gegenwärtigem Roman eine höchst gelungene und geschickte Verfolgung Dessen fand was auch ihm als das gerade Gegentheil eines echten Kunstwerks erscheint! Hr. Groß-Hoffinger hat nämlich erkannt, daß die gewaltsame Aufregung aller Leidenschaften, ohne den Leser auch nur irgend einmal zur Ruhe kommen zu lassen, daß die kühnsten Ueberraschungen, hervorgegangen aus vollständiger Planlosigkeit, daß der Mangel an jeder psychologisch wahren Charakterzeichnung, daß mit Einem Wort die Gattung Romane wie sie durch Eugène Sue auch bei uns heimisch zu werden droht, den Anfoderungen der Kunst geradehin Hohn spricht. Um nun das Publicum von der Geschmacklosigkeit und Verkehrtheit einer solchen Richtung zu überzeugen, hat es Hr. Groß-Hoffinger unternommen obigen Roman zu schreiben. Denn die geneigten Leser müssen wissen, daß Hr. Groß-Hoffinger nur deshalb die kecksten Phantasien im Aussinnen von Mordthaten, Vergiftungen und lüsternen Situationen überschritten, daß er nur deshalb auf jede künstlerische Anordnung des Stoffs Verzicht geleistet hat, um durch Ueberbieten Dessen was Sue und Andere in diesen Fehlern geleistet haben uns auf dieselben aufmerksam zu machen. Freilich ist die Satire sehr fein angelegt, und Ref. ist davon überzeugt, daß es sehr wenige Leser dieses Romans geben wird welche im Stande sein werden sie herauszuerkennen; aber wer trägt die Schuld davon? Herr Groß-Hoffinger? Schwerlich, wenigstens nicht allein; denn für kundige Leser scheint die Ironie doch wol deutlich genug, indessen das Leihbibliotheken-Publicum, dem der Roman ausschließlich angehören wird, nimmt ihn gewiß für baare Münze, und empfindet an seinen Abenteuerlichkeiten Rührung, Schmerz und Freude.

Schon der Titel ist eine allerliebste Persiflage der vielversprechenden Ankündigungen mit denen Schriftsteller der untersten Ordnung ein gewöhnliches Publicum anlocken und blenden. 1830 — wer erwartet da nicht einen historischen Roman der uns die großen Weltbegebenheiten dieses denkwürdigen Jahres lebendig zur Anschauung bringt? Nichts davon, Hr. Groß-Hoffinger spottet ja nur mit seiner Ankündigung, er erzählt uns eine Geschichte, oder vielmehr eine Menge von Geschichten, die sich um das und im Jahr 1830 zugetragen haben, erwähnt dabei auch die Julirevolution, und zeigt sie hin und wieder im Hintergrunde, ohne auch nur im mindesten an eine Verwebung der Historie mit seinem Romane zu denken. Natürlich, Hr. Groß-Hoffinger will ja die Romane in ihrer ganzen Blöße zeigen welche unter dem Aushängeschilde des Historischen einen gewöhnlichen Stoff rein äußerlich an irgendwelche geschichtliche Begebenheit anlehnen, und so auf das bequemste einige Bände füllen. Es gehört freilich viel Entsagung dazu, so ganz und von vornherein in das Genre des Allergewöhnlichsten einzustimmen, aber — es war nun einmal Hrn. A. J. Groß-Hoffinger's Wille so zu persifliren, und die Verhöhnung jedes Gesetzes der Kunst geht durch das ganze Werk. Der Held des Romans ist ein Marquis von Quarin-Osinsky, von dem einige Andeutungen vermuthen ließen, er wäre ein gemeiner Abenteurer, ohne auf den Marquis gerechte Ansprüche zu haben; allein diese Andeutungen sind nur ganz feine Satire über die unerfüllten Erwartungen welche uns andere Romane vorspiegeln. Hr. Groß-Hoffinger hat dadurch die unmotivirten Spannungen lächerlich gemacht, und erzählt dann ganz harmlos den richtigen Adelsbrief des Marquis. Dieser heirathet die reiche Gräfin Emilie Beaumarchais, betrügt sie im Ehecontract, und begünstigt insgeheim ein Liebesverhältniß derselben mit einem Advocaten Arthur v. Bonval, damit er nach der mit der lebendigsten Anschaulichkeit beschriebenen Entdeckung seiner Gattin das Vermögen ganz abpressen kann. Da er aber durch einen Gläubiger, den ruchlosen Advocaten Batout, zur Bezahlung einer bösen Schuld getrieben wird, kocht er für seine Frau ein furchtbar wirksames Gift. Das sieht sein geistesschwacher Bruder mit an, erfährt durch Bonval, daß es nur für die unglückliche Frau bestimmt sein kann, und — wird das arme Schlachtopfer retten? — nicht doch! Das wäre gewöhnlich: erschöpft vom Blutverlust aus einer Wunde die ihm der Marquis in der vergangenen Nacht, ohne es selbst zu wissen, und ohne daß der Verwundete einen Laut von sich gegeben, beigebracht hatte, erreicht er das Schloß ohne Besinnung, und veranlaßt die Abrufung des Marquis aus dem Schlafzimmer der Gattin, wo schon das verhängnißvolle Gift in ein Glas Wasser geträufelt ist. Wenn daher die Marquise nicht stirbt, so hat ihr Schwager Nichts zu ihrer Rettung beigetragen, sondern nur der leidige Zufall, welcher sie das Wasser nicht an den Mund führen ließ. Welche geistreiche Verspottung der gewaltigen Hebel die so oft in Romanen in Bewegung gesetzt werden, und die sich nachher als unnütz erweisen! Hr. Groß-Hoffinger versteht sich auf beißende Satire.

Nun beginnt ein scandalöser Ehescheidungsproceß: beide Parteien bieten alles Mögliche auf um ihres Siegs gewiß zu sein, Reden werden einstudirt welche gehalten werden sollen, die Parteien werden für und wider eingenommen, der Termin zur Verhandlung ist festgesetzt, und — o köstliche Ueberraschung! — die Gatten versöhnen sich wieder, der unglückliche Liebhaber Bonval wird in einem abenteuerlichen vierfachen Duell vom Marquis blamirt, und das Ehepaar zieht friedfertig nach Paris. Dort unterhält der Marquis ein Liebesverhältniß mit einer Grisette, welche durch Bonval's Dazwischenkunft Namen und Stand ihres Liebhabers erfährt, und dafür natürlich, damit der Marquis nicht auf seinen schlechten Wegen erkannt werde, sterben muß. Osinsky verreist mit ihr, und es gelingt ihm nach zwei vergeblichen Versuchen sie umzubringen, indem er sie in einen Felsenspalt stürzt: „Sogleich faßte er die halb Ohnmächtige an den Beinen und schleuderte sie vom Felsen hinab. Ihr Körper drehte sich mehrmals um sich selbst, bevor er den Rand der Oeffnung erreichte, von wo er unrettbar in den Abgrund flog. Diesem zurollend schrie sie: «Ich habe dich nicht verrathen — ich bin unschuldig!»" Hohn, Nichts als Hohn, mit dem Hr. Groß-Hoffinger die kolossalen Erfindungen Sue's und die Ausmalung solcher Scenen geißelt welche ohne Zeugen vor sich gehen, und von denen nachher niemals wieder die Rede ist.

Doch es würde zu weit führen und den Raum d. Bl. überschreiten, wollte Ref. auf die gelungene Persiflage in ihrer ganzen Ausdehnung aufmerksam machen. Darum nur noch den Schluß des Romans und dann noch ein oder zwei Einzelheiten. Der Marquis kehrt nach seinem Schlosse Champagny wieder zurück, und besucht, um den Leuten die vollständige Aussöhnung mit seiner Gemahlin zu beweisen, und sie so noch am empfindlichsten zu kränken, mit ihr die Kirche, und wird vor dem Altar von Bonval, der vorher Gift genommen hat, erschossen. Finis coronat opus! Von dem Bruder des Marquis erfahren wir über das frühere Leben dieses Ungeheuers, daß er schon einmal verheirathet gewesen ist, seine Frau aber erst schnöde verlassen und dann erdolcht hat; danach kommt es aber an den Tag, daß die Erdolchte noch lebt, und Niemand anders ist als die Kupplerin bei der sich die von Osinsky umgebrachte Grisette aufhielt; und um die Ironie vollständig zu machen, ist diese Grisette selbst des Marquis eigene Tochter. Das sind doch noch Ueberraschungen! Indessen Hrn. Groß-Hoffinger's Satire betrifft auch noch andere Gegenstände: der Marquis war nach Ostindien gereist, wie uns sein Bruder erzählt, und hatte dort die Bereitung des fürchterlichen Gifts Wurali gelernt, welches nach Hrn. Groß-Hoffinger's Darstellung in Südamerika bereitet wird. So züchtigt denn Hr. Groß-Hoffinger durch seinen komischen Roman die kindische Unwissenheit so mancher Scribenten, welche sich zu Lehrern der Nation aufwerfen, und dabei in ihrer Geistesnacht im Stande sind West- und Ostindien miteinander zu verwechseln.

Wir scheiden mit Dank gegen Hrn. Groß-Hoffinger von diesem Romane, welcher uns die Jämmerlichkeit gewisser Machwerke von neuem kennen gelehrt hat. **Stips.**

Urtheil eines Engländers über Deutschland.

Neun verschiedene deutsche Schriften, darunter „Memorabilien" von Immermann, „Personalien" von Jacobs, „Was ich erlebte" von Steffens, „Erinnerungen" von Arndt, „Vorlesungen" von Droysen, „Erinnerungen" von Henckel von Donnersmark, haben im Octoberhefte des „Edinburgh review" einen Aufsatz über die Fortschritte der socialen und politischen Verhältnisse in Deutschland veranlaßt, welcher in Betreff der den erstern anderweit bevorstehenden Wechsel sich in folgender vielleicht nur zu wahren Weise äußert: „Die Tage sind nahe oder bereits gekommen, wo Literatur und Philosophie, durch welche Deutschland seit lange und in mehrfacher Beziehung zu seinem unendlichen Vortheile sich gegen andere Länder hervorgethan hat, ihre große Rolle nun dort ausgespielt haben werden. Jedenfalls sind die Tage nahe, wo der freie, natürliche Ausdruck der Zuneigung «unmännlich», die Umarmung und die Thräne einer von ihrer Tochter scheidenden Mutter «eine Scene» genannt und deshalb vermieden werden wird. Leider ist es wol wahr, daß eine große und weitgreifende politische Thätigkeit, ein aufgeregtes öffentliches Leben sich mit der hohen Stellung nicht vertragen will welche Kunst und Literatur bisher in Deutschland eingenommen haben. Sie sind seine Königinnen gewesen, müssen nun zu seinem Spielzeuge herabsinken. Gleich einer eifersüchtigen Mutter wird die Nation alle Gedanken aller ihrer stärksten Söhne für sich fodern und den Anbau der Künste und Wissenschaften den minder kräftigen überlassen. Auch Das ist wol leider wahr, daß Mannheit und Festigkeit des Charakters leicht in Härte ausarten, und daß Gefühle sich durch Angewöhnung nicht unterdrücken lassen ohne Beeinträchtigung ihrer Zartheit und Stärke, mindestens jenes kindlichen, herzgewinnenden Vertrauens auf Theilnahme. Deutschland — das Deutschland unserer frühern Liebe und unserer Träume wird aufhören zu sein. Seine überragende Herrschaft und seine freimüthigen Schwächen werden zugleich verschwinden. Wir möchten weinen wie die Helden seiner Romane, wenn wir daran denken, daß die Eigenheiten die wir bisweilen belächelt und stets lieb gehabt, schon wegen der süßen und edeln Quellen aus denen sie entspringen, untergehen werden in der Flut öffentlicher Angelegenheiten. Indeß ist Das eine der Klemmen welche im Menschenleben bei jedem Wechsel eintreten, Ursache zu vergeblicher Klage für Diejenigen welche unvereinbare Bedingungen vereinigen wollen. Der Kluge wägt sie, so lange er Herr seiner Wahl, und ist er der nicht mehr, nimmt er die unvermeidliche Alternative mit Ergebung hin." 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Biographie der Zeitgenossen.

Wir haben die Fortsetzung der geistreichen „Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien" in d. Bl. längere Zeit unberücksichtigt gelassen, obgleich die spätern Lieferungen dieser trefflichen Sammlung an Interesse den frühern nicht nachstehen und die öffentliche Anerkennung dem bekannten Unbekannten sich immer mehr zugewendet hat. Der neunte vor kurzem beendete Band des Werks behandelt wieder eine so ansehnliche Auswahl interessanter Persönlichkeiten, daß wir durch eine bloße Aufzählung der Namen wenigstens unsere Leser auf diese kleinen Hefte wieder aufmerksam machen wollen. Wir beziehen uns dabei, was die literarische Fähigkeit des anspruchslosen „homme de rien", seine piquante Darstellung, seinen richtigen Takt, die Vollständigkeit seiner Angaben und die Sauberkeit seiner Zeichnung betrifft, auf unsere frühern Mittheilungen. Der neue Band, von dem wir hier sprechen, führt uns in bunter Aufeinanderfolge G. Cuvier, den General Jackson, den Marschall Bugeaud, Thorwaldsen, Sainte-Beuve, Cherubini, Martignac, Barante, Uhland und Walter Scott, würdige Vertreter der Wissenschaft, des Kriegs und der Kunst, vorüber. Liebevolles Eingehen auf die Persönlichkeit welche er zeichnet, ruhige und dabei höchst sachgemäße Würdigung der fremden Verdienste, gerechte Vertheilung des Lichts und des Schattens, große künstlerische Abrundung, die sich besonders in dem ansprechenden Bilde zeigt welches uns in der Charakteristik von Walter Scott gegeben wird, sind die bedeutendsten Vorzüge des Verf., die wir auch in den vorliegenden Heften wiedererkennen.

Die moderne Tragödie.

Die Geister großer Abgeschiedener sind schon oft beschworen, um über die Erscheinungen der Gegenwart und über die modernen Bestrebungen zu Gericht zu sitzen. Das Urtheil welches der Kritiker über die Personen und Dinge seiner Zeit auszusprechen beabsichtigt, scheint im Munde der berühmten Alten ein ganz anderes Gewicht zu bekommen. Der Verf. des „Le Jury des ombres, ou les modernes appréciés par les anciens sous le rapport de la scène tragique" bedient sich dieser seit Lucian so oft gebrauchten Form, indem er Sokrates, Euripides, Sophokles, Perikles, Aspasia und andere Koryphäen des Griechenthums sich über die bedeutendsten Erscheinungen der modernen dramatischen Literatur in ausführlicher motivirten Urtheilen oder in flüchtiger Gegenrede ergehen läßt. Die Ansicht welcher der Verf., R. Châtelain, beizupflichten scheint, und die auf einen vernünftigen Eklekticismus hinausläuft, verdient zwar gewiß alle Billigung; aber einigermaßen sonderbar dürfte es doch erscheinen, wenn wir sehen wie in seiner Darstellung Euripides die Ueberlegenheit der Racine'schen „Phädra" proclamirt, und Sophokles sich über die Vortrefflichkeit von Shakspeare's „Richard III." in schwärmerischen Ergüssen ausläßt. Man begreift in der That nicht, weshalb er diese Form wählte, wenn er den Alten, statt sie von ihrem Standpunkte aus reden zu lassen, eine durchweg moderne Auffassung unterschiebt. Dadurch wird offenbar ungeachtet einiger geistreichen Einfälle die beabsichtigte Wirkung zerstört und aufgehoben. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 6. — 6. Januar 1848.

Noch einmal Herr Johann Sporschil.

Kritische Beleuchtung der Reformvorschläge der schriftstellerischen Gegner der östreichischen Regierung von Johann Sporschil. Leipzig, Jackowitz. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.*)

Jean Paul sagt irgendwo: Recensionen hätten ihm jederzeit leichte Arbeit gemacht, weil er sich nur mit den besten Büchern darauf eingelassen habe. Mit dem äußersten Gegensatz derselben, wofern die Züge scharf genug hervorgehoben sind, meine ich, müßte die Mühe ebenso gering und sogar lohnend sein, weil auch Gegensätze den Kreis unserer Erkenntnisse erweitern und uns nicht selten nebenbei auch erheitern. Sporschil's neuestes oben angezeigtes Erzeugniß entspricht so wenig wie das erste demselben vorangegangene dem Titel. „Broschürenschmiede gegen das Kaiserthum Oestreich existiren nicht; denn bisher hat noch kein östreichischer Publicist den östreichischen Staat, sondern allein das Regierungssystem angegriffen." Es scheint, daß Sporschil diese Begriffsverwechselung absichtlich beliebte, um desto gewisser für den Hochverrath eine Grundlage zu gewinnen. Seine „Kritische Beleuchtung" ist in der Titelwahl deshalb verfehlt, weil sie weiter Nichts als die Fortsetzung jener gemeinen Polemik ist die er in seiner ersten Schrift entwickelte. Wie dort so ist auch hier das Bestreben vorwaltend, die Welt glauben zu machen, Grundsätze und Verfahren der östreichischen Regierung seien Offenbarungen einer über jeden Zweifel erhabenen Staatsweisheit, an die nicht zu glauben oder nicht ihr unbedingt beizupflichten Unsinn oder Verbrechen wäre. Hr. Sporschil mag sich wol eingebildet haben, er schreibe für Kinder, und mindestens dafür die Oestreicher angesehen haben, ein Irrthum, von der bösen Folge begleitet, daß jene Behauptungen von den Wienern als willkommener Stoff zu Witzen verbraucht, statt wie er voraussetzt gläubig und dankbar hingenommen werden. Wäre mit Sporschil's Anpreisung des östreichischen Systems eine nur halbweg stichhaltige Beweisführung verbunden, daß die Reformvorschläge der Gegner minder zweckmäßig als der Status quo seien, hätte der Verf. selbst nur eine derartige Untersuchung von einem freien Standpunkte angestellt, statt den der Regierung zu wählen, so ließe sich mit ihm darüber verhandeln. Allein auf Angaben wofür die Gründe blos aus dem seichten Schachte der Lobrednerei geholt sind läßt sich nicht anders als durch eine nackte Schaustellung zum Ergötzen des Publicums eingehen. Hören wir ihn also: „Unsere Altvordern schrieben der Herrschaft der Fürsten göttlichen Ursprung zu. Der christliche Fürst ist die Personificirung des Rechts, also mit diesem gleichen, folglich göttlichen Ursprungs." Frage, was ist nicht göttlichen Ursprungs? Ist der Fürst allein von Gottes Gnaden, oder ist es nicht auch der Grashalm und die Milbe? Dieser einfache Einwurf hebt den Boden worauf die ganze Hallerisch-Sporschil'sche Staatstheorie gebaut ist aus den Angeln. Jenes Prädicat „Von Gottes Gnaden" war ursprünglich nichts Anderes als eine Demuthsäußerung kirchlicher Würdenträger, womit der Sinn einer göttlichen Rechtsverleihung erst in neuerer Zeit verbunden ward. Von allen Theorien ist die theokratische die unhaltbarste; denn indem sie den Fürstenwillen zum Ausflusse des göttlichen Willens macht, sanctionirt sie den Despotismus. Aus dem Bibelgebot der Obrigkeit zu gehorchen folgen die in dieser Theorie aufgestellten Heischesätze keineswegs. Welche Verlegenheiten bereitet endlich den Anhängern dieser Theorie die Kirche, da sie den göttlichen Ursprung derselben weder leugnen können noch es thun. Wenn der Fürst mit der Kirche im Zwiespalt ist, er Etwas gebietet was diese verbietet, Beide aber den Charakter göttlicher Willensoffenbarung an sich tragen, wenn, wie Sporschil behauptet, „der christliche Monarch hoch über allen Häuptern der Menschen, gleich einem der Himmlischen zu verehren ist" — wem soll denn da bei solchem Willenszwiespalt Folge geleistet werden? Alle Vernünftigen haben längst eingesehen, daß man die theokratische Herleitung der Fürstengewalt fallen lassen müsse, wenn man dem daraus bereiteten Labyrinth von Widersprüchen und Verwickelungen entgehen soll. Sie haben eingesehen, daß diese Lehre nicht befruchtet, und daß schon deshalb weil kein Erdreich zu finden welches sie aufnähme man sie aufgeben müsse. Hr. Sporschil wäre vermuthlich auch so weit gekommen wenn er Etwas lernte. Dies ist so wenig der Fall, daß er sich vermuthlich einbildet, die Fürsten werden ihm für die Zumuthung sie „gleich Himm-

*) Vergl. Nr. 264 d. Bl. f. 1847., wo Sporschil's Schrift: „Oestreich und die Broschürenschmiede gegen dieses Kaiserthum", besprochen wurde. D. Red.

lischen" zu verehren Dank wissen. Hierin irrt er sich unzweifelhaft, selbst wenn er ausschließend Oestreich dabei im Auge hätte. Er ist so kurzsichtig, daß er den mit solcher chinesischen Vergötterung den Fürsten erwiesenen schlechten Dienst gar nicht ahnt. Setzen wir den Fall, es wäre möglich das Volk zu dem Glauben zu bringen, die Fürsten seien himmlische Wesen und als solche zu verehren: was müßte daraus unvermeidlich erfolgen? Eine Zurechnung träte ein, wonach die Tugenden der Fürsten in den Augen des Volkes keinen Werth hätten, weil sie bei himmlischen Wesen nicht mehr Producte des freien Willens, sondern natürliche Ausflüsse sind. Von der andern Seite zerstörten diesen Glauben alsbald ihre Fehler und Schwächen, oder sie würden ihnen auf eine übermenschliche Weise angerechnet.

Solche Folgen führten die Sophismen Sporschil's herbei wenn ihre Verwirklichung denkbar wäre. Sieht er nicht ein, daß die vernünftigste und erfolgreichste Theorie von der Fürstengewalt diejenige ist wobei Alles auf eine natürliche Weise hergeht, wobei gezeigt wird, daß sie in der Weltordnung gegründet und ein Gesetz der Vernunftnothwendigkeit ist? Diesem kann Keiner sich widersetzen, folglich kann ein Streit über ihre Authenticität gar nicht eintreten; auf dem Gebiet des bloßen Autoritätsglaubens hingegen, wie er von Sporschil geltend gemacht wird, ist immerwährender Kampf unvermeidlich.

In seiner „Kritischen Beleuchtung" beschäftigt er sich volle 157 Seiten blos mit den Reformvorschlägen des Verfassers von „Oestreichs innere Politik" und widmet denen von „Oestreichs Zukunft" nur die 10 Seiten des Restes seiner Flugschrift; alle übrigen von andern östreichischen Publicisten ignorirt er. Dabei ist es überaus seltsam, daß er mit einem „Narren" sich so abmüht. Nachdem er nämlich den Verfasser von „Oestreichs innere Politik" in seiner ersten Schrift als „den gefährlichsten Feind der Regierung, als einen Majestätsbeleidiger und Hochverräther" gebrandmarkt hat, behauptet er in der zweiten Schrift, daß derselbe „den bestbegründeten Anspruch auf einen Platz im Irrenhause habe". Solche ungereimte Zusammenstellungen sind für die Logik und den Charakter Sporschil's zu bezeichnend um sie in einer Recension seiner Geisteserzeugnisse übergehen zu können. Bedauerlich ist dabei nur, daß die Vertheidigung der Regierung eines großen Staats in Hände gerieth welche von ihren, ohne Auswahl ergriffenen, Waffen überdies noch einen so schlechten Gebrauch machten, daß die Regierungsvertreter zuversichtlich darüber in der Lage sind auszurufen: „Gott behüte uns vor unsern Freunden, vor den Feinden werden wir uns schon selbst zu schützen wissen." Nach der bestehenden Einrichtung wäre der beste Grund zu einem Ankündigungsverbot der Sporschil'schen Vertheidigungsschriften in Oestreich gegeben gewesen, weil es richtiger Grundsatz ist dem „Ridicule" nicht in die Hände zu arbeiten.

Wie viel Herz Sporschil bei Behandlung der wichtigsten Menschheitsfragen an den Tag legt, möge folgende Stelle darthun:

Woher das Recht der Bauerschaft auf die Landstandschaft abzuleiten sei, da sie ein solches Recht zu keiner Zeit besessen noch in Anspruch genommen, ist nicht abzusehen. Die Bauern sind im Verhältnisse der Unterthänigkeit zu den Herrschaftsbesitzern belassen worden; es widerspricht daher offenbar dem Begriffe der Landstandschaft, Leute die zu Frohndiensten verpflichtet sind als gleichberechtigt mit Denen welchen sie dieselben zu leisten haben auf die Landtage zu berufen. Es scheint daher, als müßte, damit die Foderung der liberalen Staatskünstler Erfüllung finden könne, die Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses zu den Grundherren vorangehen. Das ist aber eine so durchgreifende Reform, daß sie nicht mehr mit diesem Namen, sondern mit dem einer vollständigen Umwälzung der bisherigen Grundeigenthumsverhältnisse belegt werden müßte. Man begnüge sich doch mit der unablässigen Fürsorge, womit die Regierung die Lasten der Bauerschaft zu erleichtern bemüht ist, und greife nicht ihrer Weisheit, greife nicht der alles Gute reifenden Zeit vor, indem man den Bauern in den Kopf setzt, sie gehörten eigentlich auch zur Landstandschaft.

Dieser Gesinnungsausdruck sei gleich einem Bilde behandelt vor welchem man den Vorhang herabfallen läßt, damit es uns nicht länger angrinsen könne. Eine andere Probe von Sporschil's historischer Treue. Um den Adel von dem Vorwurfe der Empörungssucht reinzuwaschen, behauptet er, nur den protestantischen Adel treffe dieser Vorwurf. Hier heißt es:

Nicht der östreichische Adel überhaupt, sondern nur die protestantischen in offener Auflehnung begriffenen Stände haben mit den Feinden des Hauses Oestreich conspirirt. Wenn auch alle Adelsgeschlechter der böhmischen Lande und des Erzherzogthums Oestreich von jenen Rebellen des 17. Jahrhunderts abstammten, so wäre es bei der mehr als zweihundertjährigen seither bewiesenen Treue eine Roheit sonder Gleichen die gegenwärtigen Stände als eine Fortsetzung jener zu bezeichnen, und davon ein Argument gegen die östreichische Aristokratie herzunehmen.

Fast möchte ich bei dieser Stelle ausrufen: „Darauf war ich nicht gefaßt!" Vergegenwärtigen wir uns noch einmal recht deutlich Sporschil's große Behauptung, nach welcher seit zwei Jahrhunderten keine Adelsrebellion in Oestreich vorgefallen wäre, und nur Protestanten überhaupt daran Theil gehabt hätten! So sagt er, während die östreichischen Geschichtsbücher zum J. 1670 die wegen Hochverraths an dem Grafen Zrinyi, Nadasti, Frangipani und Tattenbach zu Wien, Wiener-Neustadt und Grätz vollzogene Todesstrafe berichten. Der mitverschworene Franz Rakoczy ward auf Verwendung der Jesuiten freigelassen. Kaiser Leopold ließ den gegen die Genannten geführten Proceß drucken. Sie hatten den Plan gebrütet, für Zrinyi Ungarn, für Rakoczy Siebenbürgen unter türkischem Beistand an sich zu reißen, und waren im Uebrigen wie ihre in diesem Hochverrathsact mitverwickelten Weiber — Katholiken. Tökely stellte sich acht Jahre später an die Spitze der ungarischen Misvergnügten, welche mit Ludwig XIV. von Frankreich im Bunde standen, und ließ sich unter türkischem Beistande zum Fürsten Ungarns wirklich ernennen! Durch diese Meutereien des ungarischen Adels, woran auch der Steiermärker Tattenbach Theil nahm, wurden die Türken herbeigelockt. Von den ungarischen Großen, den Verräthern an ihrem eigenen Lande, trefflich unterstützt, drangen sie bis Wien vor, dessen Belagerung im J. 1683 eigentlich

ihr Werk ist. Der früher begnadigte Franz Rakoczy erhob sich 1703 neuerdings zum Aufruhr, unterstützt von ungarischen Magnaten und von Frankreich. Seine Eroberungen hatten so raschen Fortgang, daß die Kurutzen, seine Söldner, bis Wien streiften, und nur die bald nachher eingetretene Regierungsveränderung diesem Unwesen ein Ende zu machen vermochte. Dies geschah Alles nach den böhmischen Unruhen, innerhalb der zwei Jahrhunderte während welcher Sporschil von einer unverbrüchlichen Adelstreue historische Zeugenschaft gibt. Wenn aber unter Ferdinand II. nur Protestanten Hochverräther waren, wie konnte denn eben dieser Regent seinen eigenen Oberfeldherrn, den erzkatholischen Friedländer, seiner Würde entsetzen und die Schuld seiner und seiner Generäle Ermordung auf sich nehmen? Und soll ich in Erinnerung bringen, daß ein Erzbischof von Gran und die Bischöfe von Agram und Fünfkirchen dem Sultan auf seinem Eroberungszuge mit dem Handkusse huldigten, daß ein anderer ungarischer Bischof unter der Regierung des letztverstorbenen Kaisers, also in neuester Zeit, über einen Revolutionsplan betreten ward, daß der katholische Adel und Klerus in Belgien und Tirol gegen das Ende Joseph's II. eine Volksgährung herbeiführten, deren Ausbruch bevorstand? Um wie viel besser, frage ich, sah es denn damals in Böhmen unter dem Adel aus? Bricht endlich seit den letzten 25 Jahren in Oberitalien und Galizien nicht eine Adelsverschwörung nach der andern aus? Will Hr. Sporschil nur dem protestantischen Adel Oestreichs Rechnung tragen, so müßte er die keinem Sterblichen verliehene Macht erwerben, das Gedächtniß Dessen zu vertilgen was der katholische Theil vor und nach der Reformation verbrochen hat. Um übrigens zu zeigen wie schlecht er sich auf die Anwaltschaft der Aristokratie versteht, führe ich hier folgenden Schwulst seiner Rede an:

> Ihr ruhmesumrauschten Namen Liechtenstein, Schwarzenberg, Stahremberg, Rosenberg, Trautmansdorf, Khevenhüller, Colloredo, Hardegg, Fürstenberg, Lobkowitz, Nadasti, Esterhazy, Bathyany, und wie sie alle heißen, jene historischen Namen die hinaufreichen weit über ein halbes Jahrtausend, die auf jedem Blatt der östreichischen Geschichte mit leuchtenden Zügen eingegraben sind, euch wagt ein Mensch, der nicht einmal den Muth hat seinen Namen zu nennen, im Angesichte von Deutschland des Hochverraths anzuklagen!

Das Lächerliche an diesem begeisterten Ausruf ist, daß unter den von ihm mit Namen angeführten Adelsgeschlechtern zwei sind deren eines an der Spitze jener östreichischen Adelspartei stand welche die Reichsfürstenthümer Oestreich und Steiermark an den Böhmenkönig Wenzel und seinen Sohn in Folge von Bestechungen überlieferten und dadurch die legitimen Seitenverwandten, die meißener Prinzen, von der Nachfolge ausschlossen; dann daß dieses nämliche Geschlecht später durch gerichtlichen Urtheilsspruch eines Verbrechens wegen aller seiner Besitzungen verlustig wurde, während das zweite von Sporschil aufgerufene Geschlecht die Makel eines Hochverraths an sich trägt, in Folge dessen einer seiner Ahnen sein ungeheueres Vermögen und den Kopf verlor. So geschickt beschwört Sporschil die Manen jener Geschlechter herauf, deren Thaten „auf jedem Blatte der östreichischen Geschichte mit leuchtenden Zügen eingegraben sind".

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Verfasser des „Struwwelpeter".

Humoristische Studien von Heinrich Hoffmann. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat bereits in derselben Anstalt die fünfte Auflage seines „Struwwelpeter", ein Buch voller lustiger Geschichten und drolliger Bilder für Kinder, erscheinen lassen. Die seit kurzer Zeit aufeinander gefolgten Auflagen beweisen hinlänglich, daß er den rechten Ton und die Anschauungsweise der Kleinen getroffen hat. In einzelnen Geschichten werden darin die Hauptunarten der Kleinen behandelt und oft mit wahrhaft ergötzlichem Humor dargestellt; diese Schilderungen verfehlen um so weniger ihren Zweck, als sie ungemein schlicht und natürlich der Auffassungsweise der Kinder sich anschließen. Besonders gelungen und wahrhaft volksmäßig ist die Geschichte Paulinchen's mit dem Feuerzeug gehalten, wo zwei Katzen mit ihrem Gesang erst warnend, dann hülferufend und zuletzt wehklagend die Handlung begleiten:

> Und Minz und Maunz, die Katzen,
> Erheben ihre Tatzen.
> Sie drohen mit den Pfoten!
> Der Vater hat's verboten!
> Miau! Mio! Miau! Mio!
> Laß steh'n! Sonst brennst du lichterloh!

Die „Humoristischen Studien" sind nach dem eigenen Geständnisse des Verf. nur die Ergebnisse meist gelegenheitlicher poetischer Steckenpferdsreiterei; allein sagt er ferner: „Pferde die man selten in das Freie führt werden mitunter wild und schlagen wol etwas aus." In der That läßt sich nicht verkennen, daß in den beiden dramatischen Gedichten: „Die Kartoffelkomödie, ein gar arg Trauerstück in drei Acten", und „Die Mondzügler, eine Komödie der Gegenwart", von denen die letztere in zweiter Auflage hier erscheint, manch treffender Schlag nach den Gebrechen der Zeit geschieht und manche Seite des deutschen öffentlichen Lebens mit der Geißel des Witzes gepeitscht wird. Es hat jedoch dieser Witz Nichts gemein mit einer gewöhnlichen seichten Possenreißerei, sondern er wird mit Ernst und Würde und nicht selten ohne tiefere Beziehung, wenn man auch von Einzelheiten, die bedingt waren durch die Art und Weise innerhalb welcher diese Sachen entstanden, absehen kann, auf die schmerzlich wunden Stellen der Zeit gehandhabt. Der Verf. sagt darum auch (S. 159):

> Werthlos scheinet der Witz, wenn tieferen Sinns er ermangelt,
> Und nur, ein eiteler Geck, selbst sich im Spiegel begafft.

Das muntere Roß, das aber mitunter gar gewaltig ausschlägt, scheint mit republikanischem Hafer gehörig gefüttert zu sein, nehme man beispielshalber nur die Stelle aus der „Kartoffelkomödie", wo der berliner Friseur Adrian Männecken dem Kaiser von China, Wuwatz LX., das Wesen des Staats erklärt: „Der Staat gleicht einem gedeckten und wohlbestellten Tische. Es steht ein appetitlicher Hammelsbraten darauf. Das ist das Volk. Die Regierung im Allgemeinen sitzt behaglich an diesem Tische und verzehrt den Braten. Die Hände, die das Fleisch zurechtschneiden und in den Mund bringen, Das sind die Gerichte und die Provinzialbeamten. Von den Zähnen wird nun Alles fein zurechtgekaut und genießbar gemacht, und Das wären etwa die Minister. Das Ganze aber kommt in den Magen und ist der Hauptheld, der Zweck, der Fürst. Gesetze sind die Kochbücher der Regierung, je schmackhafter sie den Hammelsbraten zuzubereiten lehren, um so besser sind diese

Ersetze." „Die Mondzügler", das beste Stück des ganzen Buchs, sind mit mehr Feinheit und größern ernstern Beziehungen zur Gegenwart gedichtet. Er schildert darin, wie wir Deutschen stets in der Hoffnung ein glückliches Volk zu werden speculiren, erwägen, phantasiren und darüber die Zeit zum Handeln vergessen. Im Prolog heißt es darum (S. 164):

> Alles wurde da reiflich erwogen, demüthig erbettelt,
> Und dann aufs neue bedacht, wieder erbettelt aufs neu'.
> Das war Alles gar schön! Doch ist mittlerweilen die Freiheit
> Theoretisch ergraut, praktisch ein lallendes Kind.
> Dennoch ist groß die Zeit und bedeutsam! Der Engel der Menschheit
> Schwingt sich auf leuchtender Bahn mächtigen Fluges empor....
> Aber der Schwindel erfaßt auch die Kämpfenden; arge Verblendung
> Hüllt sie in tiefere Nacht; Eines vor Allem zumeist:
> Jene Begierde nach Gold und die Sucht nach Genuß, die im Taumel
> Selbst das Gemeinste ergreift, weil sie den Himmel vergaß,
> Solches erkannte der Dichter, als muntere Rhythmen sich fügten,
> Und durch das scherzende Lied klingt ihm der ernstere Ton.

Außer diesen beiden dramatischen Gedichten enthält das Buch noch manches Andere in Prosa und Versen, von denen aber Einzelnes seinen flüchtigen Ursprung nicht verbergen kann, wiewol im Ganzen ein heiterer leichter Ton das Werk durchzieht; schließlich soll hier noch an die Geschichte in Versen „Wie der Teufel den Schwanz verlor" erinnert werden.

11.

Mancherlei.

Pedantismus und Philisterthum sind verschrien. Auf die Frage: wodurch beide sich unterscheiden? antwortete Jemand: „Jener sei Das im Geistigen was dieses im Leiblichen, also der Pedant ein Geistesphilister und der Philister ein Leibespedant." Beide Unliebenswürdigkeiten finden sich häufig, fast so allgemein als Welthypochonder, und man möchte von Weltpedantismus und Weltphilisterei reden. Pedantismus herrscht in Kirchen und auf Kathedern, Philisterei im Weinhause und auf Bierbänken, beide kennen Glockenschläge und Policeistunden. Da zu beiden ernste Werthgebung erfoderlich ist, so entfliehen ihnen diejenigen welche witzig Werthgebungen wechseln, und nur wenn diese Flucht wieder zu werthvoll ihnen erscheint, werden sie zu Witzpedanten und Dandyphilistern. Gelehrte kommen am leichtesten zum Pedantismus, und Weltleute stellen sich ihnen gegenüber die ebenso leicht in Philisterei verfallen, nämlich diejenige der Höfe, des Ceremoniels, der Tafelfeste, und in den Pedantismus der Glaubensverehrung ihres hohen Herrn und seiner außerordentlichen Gaben, welche Abgötterei unter den Gelehrten auf Bücher und Worte sich erstreckt. Weil Weiber mehr im Hause leben als am Hofe und in der Bibliothek, auch eher Verehrung erwarten als verschwenden, so bezieht sich ihr Pedantismus auf Küche, Keller und Kleider, ist dadurch ursprünglich Philisterthum, obwol sie den Pedanten und Philister am wenigsten lieben. Nicht unangemessen ließe sich der historische Fortgang des Menschengeschlechts als einer zum Pedantismus und Philisterthum bezeichnen: die ersten Christen waren weniger dogmenpedantisch als nachherige Kirchenglieder; frühere Schulen weniger als spätere; ältere und einfache Wohnhäuser und Geräthe weniger philistrig als die neuern Comforts der Wohnungen, Küchen und Kochkünste.

Die „Märchen" des Clemens Brentano sind sein glücklichstes Werk.*) Die Phantasie darin ergeht sich heimatlich nach Belieben, das eigene phantastische Leben bringt sich in geordnete Erzählung, es will keinen Ernst, keine prosaische Wirklichkeit die von dem Märchenleben als Philisterthum verspottet wird, sondern nur sich selbst. Im nicht ernsthaft gemeinten Abenteuerlichen mit Zusammenhange und äußerlichem Ernst des Vortrags liegt ein eigener Reiz phantastischer Erfindung; doch dürfen dabei gewisse übereinstimmende Voraussetzungen nicht aufgehoben werden, wogegen Brentano an manchen Orten übermuthig zu fehlen scheint, indem er Mondschein, Luft und dergleichen Elementarisches als Personen aufführt und ihnen zugleich unpersönliches Wesen zuschreibt, was dem sinnlichen Eindruck schadet ohne in Allegorie überzugehen, die gleichfalls unmärchenhaft ist. Selbst Märchen müssen sinnenfaßlich bleiben, und wenn der Schulmeister Klopfstock mit seinen Söhnen, auch Gokel, Hinkel und Gakeleia es im dichterischen Schmucke sind, so scheint die Erzählung vom Müller Radlauf mit allem einzelnen Schönen zu ungeheuerlich verschwimmend. Verfehlt ist das Märchen „Fanferlieschen Schönfüßchen", dessen Albernheiten nicht ergötzen, worin der Verf. taufen, durch Vögel eine Kirche von Pappe in der Luft aufführen läßt, damit die frommen Personen Gottesdienst halten, und am Ende Alles erbaulich mit der Bekehrung eines wilden, grausamen Königs schließt. Frömmigkeit und Bekehrung sind keine Sache der Märchen, selbst daß die Märchenhelden Brentano's oft Gott anflehen und ihm danken ist fremdartig und unschicklich, sie müssen auf Zauber vertrauen und brauchen keine Vorsehung und Himmelswunder. Vielleicht stammt das Verunglückte aus der spätern Zeit des Verf., als seine Phantasie sich in Katholisch-Christliches und Nonnenereignisse verlor, und hat er zum Frühern, wie von Beurtheilern angemerkt worden, überlieferten Märchenstoff benutzt und reizend zusammengewirkt, so ist wahrscheinlich in dem Spätern sein Eigenstes zu erkennen, nämlich ein in Märchen und Fabelgestaltung sich auflösendes Kirchenchristenthum.

12.

*) Vergl. ausführlichere Mittheilungen darüber in Nr. 351—353 d. Bl. f. 1847. D. Red.

Bibliographie.

Bagge, H., Reise nach dem Orient, der europäischen Türkei, Aegypten, Nubien und Palästina. Frankfurt a. M., Hermann. 1847. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bauer, E., Ueber die Ehe. Die Ehe im Sinne des Lutherthums. Die Aufklärung und die Civilehe. Leipzig, O. Wigand. 1847. 8. 20 Ngr.

Egeria. Taschenbuch für Bilder aus dem Volksleben. 1848. Mit Beiträgen von J. Lasker, A. M. Neidhardt, O. Ruppius, G. Schirges und H. Walden. Mit 6 Stahlstichen. Breslau, Trewendt. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grützner, A., Monographie über das fürstliche und gräfliche Haus Schönburg. Leipzig. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Hahn, C. U., Geschichte der Ketzer im Mittelalter, besonders im 11., 12. und 13. Jahrhundert, nach den Quellen bearbeitet. 2ter Band. Geschichte der bibelgläubigen Ketzer. — A. u. d. T.: Geschichte der Waldenser und verwandter Sekten. Mit 1 Karte der Waldenser Thäler. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lorm, H., Gräfenberger Aquarelle. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meinhold, W., Gesammelte Schriften. 5ter bis 7ter Band, — A. u. d. T.: Sidonia von Bork die Klosterhexe, angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglich-pommerschen Regentenhauses. Drei Bände. Mit Portrait der Sidonia, als Fürstenbraut. Leipzig, Weber. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. 12ter Band. 2te Abtheilung. Leopold II. und Franz II. bis 1815. (Schluß.) Mit Register, verfaßt von C. J. Löschke. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 4 Thlr.

Müller's, K., Leben und kleine Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, G. Reimer. 1847. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Nachtseiten der Gesellschaft. Eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen und Rechtsfälle. 2te Serie. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 7. — 7. Januar 1848.

Noch einmal Herr Johann Sporschil.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Das noch weit Lächerlichere der Sporschil'schen Entrüstung wegen der derben Zurechtweisung welche der Verfasser von „Oestreichs innere Politik" gegen die in „Oestreichs Zukunft" enthüllten aristokratischen Tendenzen losließ, besteht vollends darin, daß Matthias Koch in seinem Buche „Wien und die Wiener" (Karlsruhe 1842) ganz das Nämliche mit östreichischer Censurbewilligung gesagt hat, daß somit Sporschil's erhitzter Eifer auf das von ihm vertheidigte Regierungssystem, welches Koch's Bekämpfung der aristokratischen Tendenz zuließ, zurückfällt. Die Stelle in „Oestreichs innere Politik" welche Sporschil's Zorn in dem Grade aufregt, daß er ausruft: „Eine so abscheuliche Verleumdung ist noch nie über die Lippen eines Menschen gekommen den Oestreich erzeugt zu haben das Unglück hat" (sic!), lautet so:

Unwillig, daß die Dinge nicht so rasch vorwärts gehen wie die aristokratische Partei von der gegenwärtigen Zeit zuversichtlich hoffte, trat ein Führer aus ihrer Mitte und veröffentlichte in der Schrift „Oestreich und dessen Zukunft" dumm- und plump herausplatzend, was diese Partei insgeheim bisher angestrebt, was ihr mislungen, was sie selbst mit offener Empörung durchzusetzen gesonnen.

Vergleichen wir nun damit die censirte Stelle in Koch's angeführtem Buche (S. 443):

Sie (die aristokratische Partei) droht — man sehe die Schrift „Oestreichs Zukunft" am Ende — sie droht, im Falle man ihr nicht gewähren läßt, mit Nichts weniger und gerade wie von jeher als mit offener Rebellion! Furchtbare Thorheit und Verblendung. Lächerliches Aufblähen der Ohnmacht! Vergißt man denn ganz und gar, daß die Zeit vorüber ist, wo dem Rebellen der Weg offen stand von einem Raubneste zum andern zu ziehen, Genossen und Söldner zu sammeln, dann loszubrechen mit einer Schar von Buschmännern, Heckenreitern und anderm zusammengerafften Gesindel, das flache Land auszuplündern u. s. w.

Sind beide Stellen, die censirte und nicht censirte, in der Hauptsache nicht offenbar identisch, und würde die Censur „eine so abscheuliche Verleumdung" zugelassen haben, wenn sie überhaupt eine wäre? So gedankenlos ist Sporschil, daß er den Ausbruch der mittlerweile erfolgten galizischen Rebellion, die doch ein reiner Adelsaufstand ist, bei seinem grimmigen Ausfall gar nicht berücksichtigte. Thäte er nicht besser sich auf ein anderes Handwerk zu verlegen, da er sich mit der publicistischen Advocatie solche Blößen gibt? „Der Mensch", sagt er, „den Oestreich erzeugt zu haben das Unglück hat, ist so feig nicht einmal seinen Namen zu nennen." Er meint den Verfasser von „Oestreichs innere Politik". Abermals ein Misgriff in der Waffenführung. Nicht Feigheit, sondern pflichtschuldige Rücksichten für Andere, Rücksichten die nicht aus den Augen gesetzt werden durften, haben den Verfasser von „Oestreichs innere Politik" zur Anonymität bestimmt. Feigheit einem Manne seiner Stellung vorzuwerfen, erscheint Jedem der diese kennt weniger als Ehrenverletzung denn als Unsinn schlechtweg. Abermals macht auch dieser Anschuldigung Sporschil sich lächerlich, da vor kaum vier Wochen von der Partei die er vertritt die Schrift „Denk-, Rede-, Druck-, Preßfreiheit" censirt und doch anonym in Wien erschienen ist. Wenn alle Anonymität Feigheit ist, so muß Sporschil diesen Grundsatz auch auf dieses publicistische Erzeugniß anwenden. Möge er hierdurch zur Einsicht gelangen, daß er sich in aller Rücksicht stets mit seinen eigenen Waffen schlägt, und noch zu sehr Neuling ist um sie mit Verstand und Glück zu führen. Kann Feigheit überhaupt im Charakter eines Mannes liegen in dessen Schrift gesinnungsvoller Ernst und reine Wahrheitsliebe auf jeder Zeile ausströmen? Wer wüßte aber nicht, daß es der Wohldienerei eigen ist gegen Redliche grundlose Anschuldigungen zu schleudern, weil ihr andere nicht zu Gebote stehen? Von Sporschil'scher gegen alle höhern Stände geübten Wohldienerei hier eine kleine Probe. Er sagt:

Die Sitten der Geistlichkeit verdienen keinen Tadel, ihre Frömmigkeit unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, ihr Glaubenseifer ist so heiß wie ihre Liebe zur katholischen Religion, die Zucht in den Klöstern und Abteien ist musterhaft, die Seelsorge wird mit Pflichttreue und Hingebung verwaltet u. s. w.

Ohne Zweifel glaubt er, die östreichische Geistlichkeit wisse ihm für diese Lobesüberschwenglichkeit großen Dank. Wie reimt sich aber sein dem Verfasser von „Oestreichs innere Politik" nachgesprochener Antrag auf Berufung einer Synode damit zusammen, da diese, sind seine Angaben richtig, ganz überflüssig wäre? Mit frommem Eifer vertheidigt er die Jesuiten, sagt aber der Jesuitenpartei eine Grobheit sonder Gleichen, indem er, um der Geistlichkeit zu schmeicheln, Folgendes bemerkt:

Wenn den Jesuiten die Leitung der Gymnasien, Lyceen und Ritterakademien vorzugsweise in Oestreich übertragen und

sie jenem Theil der Geistlichkeit genommen würde der damit beauftragt ist, so dürfte man sich keines schiefen oder harten Urtheils schuldig machen (wie zartfühlend!), wenn man Das eine Uebereilung, ja eine Ungerechtigkeit nennen möchte.

Da nun die Jesuitenpartei gerade das Entgegengesetzte anstrebt und Sporschil für Einen der Ihrigen hält, so wird er sich mit diesem Verstoß bei ihr in ein Zwielicht gesetzt haben, dessen Verscheuchung ihm vielleicht nie mehr gelingt. Vom Cölibat spricht er wie ein Mönch, indem er sagt:

Die östreichische Geistlichkeit würde, wenn die Cölibatsfrage zur Verhandlung käme, sich für Beibehaltung dieses uralten heiligen Instituts (die Ehe ist auch ein heiliges Institut, ein Sacrament sogar) erklären. Indirect spricht sie gar wohl für den Cölibat, wie Dies die vielen in Bezug auf den heiligen Aloysius gehaltenen Predigten beweisen.

Diese Argumentation ist verwandt mit einer andern gleichfalls an geistiger Schwindsucht siechenden. Der Verfasser von „Oestreichs innere Politik“ stellt die Nothwendigkeit einer Vergrößerung des politischen Ansehens der Geistlichkeit vor, weil sie dieses theils durch die materielle Richtung eingebüßt hat, der sie wie alle andern Stände durch die grundsätzliche Begünstigung derselben Seitens der Regierung verfallen ist, theils weil ihr die Censurstrenge die Gelegenheit benimmt auf wissenschaftlichem Gebiet Ansehen beim Volke zu erwerben. Sporschil, dessen politische Weisheit im Ignoriren des Ursächlichen und im komisch-naiven Entgegensetzen eines Andern dafür besteht, bekämpft jenen Antrag, indem er sagt:

So viel politisches Ansehen als der Klerus bedarf, hat er durch seine Landstandschaft, durch seinen Grundbesitz und den natürlichen Einfluß der in diesen Elementen liegt. Der Verfasser von „Oestreichs innere Politik“ macht aber die Erlangung eines größern politischen Einflusses, Ansehens der Geistlichkeit von „seiner Bedeutung in der öffentlichen Meinung“ abhängig, und bedingt diese durch eine „Thätigkeit zu welcher ihr die Entbindung vom Geisteszwang“ Gelegenheit verschaffte.

Nun dazu die Erklärung:

Das heißt — fährt er fort — in klares Deutsch übersetzt: „Die Geistlichkeit soll so lehren und predigen wie die Fortschrittsmänner es wünschen, dann werden sie mehr Einfluß auf das Volk, mithin ein größeres politisches Ansehen erlangen.“

Auf solchen Absprüngen vom nervus rerum und Hinüberspielen der Beschwerden in ein Gebiet wo es möglich ist sie durch Verdrehung zu einer die Gesinnung des Gegners verdächtigenden Schlußfolge zu benutzen, auf dieser echtjesuitischen Manier beruht Sporschil's ganze Taktik. Man trifft sie fast in jedem Satz seiner Beweisführung angewendet. Da er aber zu wenig Geist besitzt, so fallen derlei Kniffe meist zu plump oder komisch-naiv aus, wie z. B. der von der Aloysius-Andacht der Geistlichkeit für ihre Cölibatsanhänglichkeit geführte Beweis, oder jener andere von der äußern Standesvertretung derselben durch die wiener Fronleichnamsprocession. Wenn übrigens Sporschil meint, der östreichische Klerus könne am Ansehen welches die Landstandschaft und der Grundbesitz gewähren ein Genügen haben, dasjenige aber welches die öffentliche Meinung verleiht entbehren, so mag er gewiß sein, daß der bessere Theil der östreichischen Geistlichkeit diese Zumuthung ihm mit Verachtung dankt; denn sie ist die feile Beschönigung des von ihm beklagten geistigen Drucks. In der ganzen östreichischen Monarchie besteht keine, nur halbweg wissenschaftlicher Anfoderung entsprechende theologische Zeitschrift. Es ist auch schlechterdings unmöglich eine emporzubringen, weil jede freie Auffassung wie jede kritische Untersuchung ausgeschlossen sind. Selbst die Concession zur Herausgabe solcher Zeitschriften wird gar nicht oder unter Erschwerungen ertheilt die ein solches Unternehmen geradezu vereiteln. Natürlich werden theologische Schriften ebenso behandelt, daher das ganze theologische Fach so schlecht bestellt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Cardinal-Minister und ein Jude als Biographen Fieschi's.

Schiller's unsterbliche Muse hat den Genueser Giovanni Luigi Fieschi, Grafen v. Lavagna, dem deutschen Publicum weit bekannter gemacht als diesem leider viele seiner eigenen ausgezeichneten Männer der Vorzeit geworden sind. Merkwürdigerweise hat dieser kühne Verschwörer, der in Deutschland seine dichterische Verherrlichung fand, seine beiden vorzüglichsten Lebensbeschreiber in einem französischen Cardinal und Minister, dem berühmten oder berüchtigten Retz, und in einem Juden, dem bekannten Rabbi Joseph, erhalten. Die Schrift des Erstern ist neuerdings in einer von Didot in Paris unter dem Titel „Petits chefs-d'oeuvre historiques“ herausgegebenen Sammlung von Antoine de Latour zum Druck besorgt und mit einer Einleitung und Noten versehen erschienen. Es ist interessant die Schilderungen der Hauptmomente der Handlungen und die Hauptzüge des Charakters des Genuesers, wie sie von den beiden Biographen aufgefaßt wurden, einander gegenüberzustellen und daraus zu erkennen, inwiefern sich unser Dichter bei seiner Schöpfung mehr oder minder treu an das Geschichtliche gehalten. Den Charakter der Parteien im Freistaat Genua zur Zeit der Verschwörung des Fieschi schildert die Meisterhand des Cardinals mit wenigen Worten wie folgt: „Der Adel, welcher die Gewalt in Händen hatte, konnte der Beleidigungen nicht vergessen die er vom Volke während der Zeit hatte erleiden müssen, wo die Aristokratie vom Ruder war. Das Volk seinerseits mochte die Herrschaft der Adeligen nicht dulden, die es als eine der alten Verfassung des Staats widersprechende neue Tyrannei betrachtete. Selbst eine Partei unter den höhern Classen, die nach Vermehrung ihres Vermögens trachtete, war neidisch auf die Uebrigen. Solchergestalt gab es auf einer Seite Macht mit Hochmuth, auf der andern Unterwerfung mit Ingrimm, und Viele glaubten, daß sie geknechtet worden seien, blos weil sie nicht mit unbedingter Gewalt sich der Herrschaft bedient.“

Als der greise Doge Andreas Doria, von der Last des Alters gebeugt, seinem Neffen und Adoptivsohn Giannetino Antheil an der Regierung gab, reifte in jener unzufriedenen Adelspartei der Entschluß sich der Dorias zu entledigen. Retz will in den Beweggründen welche den Grafen v. Lavagna bestimmten sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen, Nichts als Entwürfe des Ehrgeizes erblicken. Rabbi Joseph hingegen deutet auf ein in der menschlichen Natur noch weit gewaltigeres Motiv hin, dessen sich auch Schiller bei seiner Darstellung, obwol nicht in unmittelbarer Beziehung zu Fieschi, bedient hat, Eifersucht und Rache. Der Rabbi erzählt nämlich in dem einfachen Stil der heiligen Urkunden seines Volks Folgendes: „Nun hatte Gian Luigi, Graf von Fiescho, ein Weib, die war schön und wohlgelitten und ihr Name war Leonora. Und Giannetino Doria buhlte um sie und seine Seele hing an ihr, und er sprach liebkosend zu ihr Tag für Tag von der Liebe die er für sie hegte. Und die Sache ward ruchbar dem Gian Luigi und er ward eifersüchtig auf sein Weib; aber er getröstete sich selbst, sofern es Giannetino betraf, denn er beschloß

ihn zu tödten; denn Eifersucht ist die Wuth eines Mannes — und wer vermag Stand zu halten wider Eifersucht?" Malt der Jude mit diesem einfachen und doch so ergreifenden Pinselstriche die eine Seite der Natur Fieschi's, so enthüllt der Cardinal die andere antreibende Gewalt derselben in folgender Schilderung: „Große Ströme verursachen nie großes Unglück, so lange sie in ihrem ursprünglichen Bette bleiben und Nichts ihren Lauf stört; aber sobald sie auf das geringste Hinderniß stoßen, erheben sie sich in ihrer Wuth, und oft geschieht es, daß ein kleiner Damm sie veranlaßt die Ebenen zu überschwemmen die sie früher befruchteten. Auf solche Weise würde, wenn der angeborene Meistergeist des Grafen von Fieschi auf seinem Weg zum Ruhm sich nicht durch die Macht der Dorias durchkreuzt gesehen hätte, er in den Grenzen der Mäßigung geblieben sein, und in dem Dienste der Republik jene glänzenden Eigenschaften verwendet haben die zu seinem Untergange in Wirksamkeit gesetzt wurden."

Der Charakter Giannetino's, gegen welchen zuletzt der Haß des Volks und des Adels besonders sich richtete, wird von Retz nur oberflächlich angedeutet, während der Rabbi ihn kurz und bündig bezeichnet, indem er sagt: „Das Volk war ihm früher sehr gewogen, darob ward sein Herz stolz, und er setzte seine Hoffnung auf Gold, und ob seines Hochmuths ward er ein Abscheu allem Fleisch. Und es geschah, daß Giannetino eines Tags vier Schiffe traf die dem Papst gehörten, und er nahm sie und brachte sie nach Genua; und die Adeligen dieser Stadt waren höchst misvergnügt und verleugneten ihn."

Das Bild welches Retz von dem Staatsmann Fieschi entwirft findet sich in folgender Schilderung: „Es gibt Personen übergenug welche Verdienst, Muth und Ehrgeiz besitzen, und die unbestimmte Wünsche und allgemeine Gedanken hegen sich emporzuschwingen und ihre Lage zu verbessern; aber selten begegnet man Männern die dergleichen Entwürfe gefaßt haben, und die zugleich die zu deren Ausführung geeigneten Mittel zu wählen wissen, und die in dem zum Gelingen nothwendigen fortgesetzten Bemühen nicht laß werden, oder die endlich, wenn sie sich solche Mühe geben, nicht zu ungeduldig sind um den geeigneten Zeitpunkt abzuwarten. In Angelegenheiten dieser Art nehmen sich die Menschen gewöhnlich zu lange Zeit um ihren Entschluß zu fassen, aber kaum jemals genug um auszuführen was sie beschlossen. Sie richten nicht aus langer Hand alle ihre Handlungen auf den Zweck den sie sich vorgesetzt, noch thun sie jeden Schritt in Uebereinstimmung mit dem Plan den sie entworfen, indem sie für großen Vorrath von Ansehen sorgen, Freunde gewinnen und jeder Handlung ihres Lebens eine unmittelbare Richtung auf das Ziel ausdrücken welches sie im Auge haben. Im Gegentheil sehen wir sie oft plötzlich ihren ganzen Lebenslauf ändern. Ihre Geister scheinen unstät und erdrückt von dem Geheimniß und dem Gewicht ihres Unternehmens, und in dem Wechsel und der Unregelmäßigkeit ihrer Handlungsweise lassen sie Etwas sich entschlüpfen was die Behutsamen warnen oder den Feindseligen Argwohn erwecken mag. Graf Johann Ludwig v. Fieschi vermied klugerweise diese Unzuträglichkeiten; denn in dem Bewußtsein, daß er einen zu großen Entwürfen befähigten hohen Geist besitze, und in der Voraussicht, daß er eines Tags im Stande sein werde denselben auf einen seinem Ehrgeiz entsprechenden besondern Zweck zu richten, gab er sich diesem Gedanken völlig hin; und da er von Natur einen unglaublichen Ruhmdurst und viel Gewandtheit sein Ansehen zu erhöhen besaß, so lebte er auf eine Weise, daß alle die großen Eigenschaften die er entwickelte die natürlichen Ergebnisse seines angeborenen Hangs und nicht eine wohlüberdachte Richtschnur der Handlungsweise zu sein schienen. Sein Benehmen war offen, einnehmend und selbst heiter. Er war höflich gegen Jedermann; aber mit gebührender Rücksicht auf Stand und Bildung. Seine Freigebigkeit war so groß, daß sie die Verlegenheiten seiner Freunde übertraf, sodaß er die Armen durch seine Verschwendungen, die Reichen durch seine Zuvorkommenheiten gewann. Er war gewissenhaft im Halten seiner Versprechungen, und trachtete eifrig danach Verpflichtungen aufzuerlegen die nie ihre Kraft verloren. Sein Haus und seine Tafel stand allen Gästen offen, und bis zur Verschwendung war er prachtliebend in allen Dingen. Aber was allen diesen seltenen Eigenschaften einen wunderbaren Glanz verlieh, war seine schöne Gestalt, und daß Alles was er that das Gepräge jener edeln und würdevollen Sitten trug, welche die Leute an seine berühmte Herkunft erinnerten, und die ihm die Liebe und Achtung Aller gewannen." Dies das Bild des Staatsmannes vom Staatsmann mit Machiavellistischer Meisterhand entworfen. Nun die Skizze des Menschen von der Feder des jüdischen Rabbi: „Gian Luigi war ein gewaltiger Jäger nach Volksgunst, und der größte Theil des Volks der Stadt erhob das Auge zu ihm und hing ihm an mit größerer Liebe als der Liebe zum Weibe; denn das Liebäugeln war in seinem Munde, seine Lippen troffen von Honigsaum."

Die Verschlagenheit womit Fieschi seine Entwürfe vor den Dorias geheim zu halten wußte, und die Täuschungen zu welchen er dieses Zwecks halber seine Zuflucht nahm, fanden wie natürlich bei einem Staatsmann wie der Cardinal einen viel günstigern Beurtheiler als bei dem Rabbi. Der Erstere nimmt ihn gegen die Anklage der Falschheit und Undankbarkeit in Schutz, wo er von der Thatsache spricht, daß Lavagna unter falschem Vorwand auf seiner Galeere 200 Bewaffnete in den Hafen gebracht. „In Angelegenheiten", bemerkt er, „wo unser Leben und die allgemeinen Interessen des Staats auf dem Spiele stehen, ist Offenheit eine sehr ungehörige Tugend, da die Natur schon in dem Instinkt der niedrigen Thiere darauf hindeutet, daß in solchen Fällen Hinterlist als Vertheidigung gegen Gewaltthat und Unterdrückung gestattet ist." Der Jude zeigt durch seine Darstellung, daß er diese That in anderm Lichte betrachtet, und sein Urtheil wird um so gewichtiger, wenn man erwägt, daß er gar keinen Grund hatte den Dorias besonders freundlich gesinnt zu sein, indem er nach Genua gekommen war um von Giannetino seinen Bruder auszulösen, den jener in Gefangenschaft hielt, und daß Letzterer einen so hohen Preis foderte, daß der Rabbi nicht im Stande war seiner Bruderliebe genugzuthun. „In diesen Tagen", erzählt Joseph, „brachte Graf Gian Luigi eine seiner Galeeren und 200 Mann darin nach Genua; und er verbarg sein Geheimniß vor Niemandem. Und Andreas Doria und Giannetino sagten: «Was bedeutet denn diese Stimme des Volks in meinem Ohr?» Und der Graf antwortete mit Arglist: «Damit ich sie sende nach Osten um Beute zu holen in den Ländern unserer Feinde, habe ich sie hergebracht.» Und sie trauten seinen Worten und blieben sicher. Und einige Leute schrieben an Andreas Doria und sagten: «Hüte dich vor der Familie des Fieschi.» Und er ward schwach in seinem Herzen und glaubte ihnen nicht. Und er sagte: «Wer anders von der Familie der Fieschi kann mehr oder weniger ausrichten außer der Graf? Und siehe, er ist mein Sohn. Es ist Nichts als das verruchte Herz Derer die mit bösem Leumund einhergehen, und möge der Herr alle ihre Schmeichellippen zerstören!» Und während sie also noch sprachen, siehe da war Gian Luigi bei Hofe, denn er fürchtete, daß er verrathen würde, und er kam dahin um zu spähen und schlich sich in ihre Herzen und sprach friedlich zu ihnen und küßte die Kinder Giannetino's und ging in Frieden davon." Nach der Anschauungsweise seiner Vorväter sieht der Rabbi in der Verblendung der Dorias, welche den Untergang Giannetino's herbeiführte, die unmittelbare Vergeltung der Vorsehung für die von Letztern an ihm begangenen Unbilde. „Der gefangene Jüngling" (sein Bruder), ruft er, „blieb weinend sitzen an den fremden Wassern, und der Herr sah Solches und es war Uebelthat vor seinem Angesicht, und er goß aus seinen Zorn auf Giannetino, und sein Verderben kam über ihn wie der Sturmwind." Auch der Cardinal will die Hand der Vorsehung in der ganzen Entwickelung der Dinge erkennen. „Die kluge Berechnung des Fieschi", bemerkt er, „war eine der Ursachen der Fahrlässigkeit, womit Doria die ihm von Genzaga und zwei oder drei Andern hinterbrachte Kunde über das Unternehmen aufnahm. Ich sage e i n e der Ursachen — weil, obwol des Grafen Handlungsweise dazu beitrug den Argwohn

dieses alten und tüchtigen auf seine Macht eifersüchtigen Staatsmannes zu zerstreuen, doch wol noch einige andere Gründe für eine so große Verblendung vorhanden gewesen sein müssen, die nur dadurch zu erklären ist, daß man sie der Vorsehung zuschreibt, welche oft Gefallen daran findet die Richtigkeit der menschlichen Klugheit offenkundig zu machen, und den Hochmuth Derer zu verwirren die sich schmeicheln, daß sie im Stande sind die geheimen Irrgänge des Herzens zu erforschen und ein unfehlbares Urtheil in allen menschlichen Dingen zu besitzen. Dieses Vorurtheil ist nie lächerlicher als in jenen hohen Geistern die fortgesetztes Forschen, tiefes Nachdenken und lange Erfahrung dergestalt über den Haufen emporgehoben und mit guter Meinung von sich selbst berauscht hat, daß sie in den schwierigsten Umständen sich auf die Richtigkeit ihrer eigenen Einsicht verlassen und auf die Rathschläge Anderer nur hören um sie zu verachten. Es ist wahr, daß der größere Theil jener außerordentlichen Männer bei denen sich Andere wie bei Orakeln Raths erholen, und die so tief in die Zukunft der sie nicht betreffenden Interessen eindringen, blind in Bezug auf diejenigen werden die sie selbst aufs nächste angehen. Sie sind in dieser Hinsicht viel unglücklicher als Andere, insofern sie weder nach eigenem Verstand noch nach dem ihrer Freunde ihre Handlungsweise einzurichten verstehen."

Die Beschreibung der Versammlung, worin Fieschi seine Entwürfe und die Art ihrer unverweilten Ausführung seinen Mitverschworenen auseinandersetzte, lassen wir nach der einfachen Erzählung des Rabbi folgen, da Retz in oratorischer Ausschmückung dabei zu verschwenderisch gewesen, indem er alle Reden die dabei gehalten sein sollen, als hätten ihm die Niederschriften eines Schnellschreibers zu Gebote gestanden, ausführlich mittheilt. Dagegen meldet der Jude: „Nun dachte der Graf in seinem Herzen: «Es ist Zeit, daß ich gewaltig rede und daß ich mir einen Namen mache. Ich will ziehen mein Schwert, meine Hand soll sie Alle vernichten.» Und er ging in die Häuser seiner Freunde und seiner Genossen und sprach zu ihnen: «Ihr sollt essen mit mir zu Nacht.» Und sie versammelten sich mit ihm in seinem Haus, und so ward vor ihnen aufgetragen zu essen; und sie ergötzten sich zu dieser Zeit. Und an dem Eingang seines Hauses stellte er Wachen aus und sprach: «Laßt Keinen herausgehen.» Und Keiner von ihnen wußte, welche Weisung er gegeben hatte. Und es geschah, daß, als sie guter Dinge waren, Graf Gian Luigi also zu ihnen sprach: «Ihr, meine Genossen, kennt Giannetino und seine Freundschaft, und wie er sich selbst überhebt und sagt: Ich will herrschen! Kommt denn und laßt uns ihn erschlagen. Und auch Die so Wache halten an den Thoren der Stadt laßt uns schlagen mit der Schärfe des Schwertes und sie lebendig verschlingen wie das Grab, und wir wollen die Stadt an uns reißen, und durch euer Wort soll sie regiert werden — nur auf dem Thron will ich größer sein denn ihr. Ich werde euer Hauptmann sein.» Und sie sprachen: «Siehe, wir wünschen, daß es geschehe nach deinem Worte.» Und sie ließen Zwei die nicht mit ihnen gehen wollten in dem Haus und setzten einen Wächter über sie. Und seine Mutter und sein Weib flehten ihn sehr, um ihn seinem Misgeschick zu entziehen, und sie erhoben ihre Stimmen und weinten, aber er wollte nicht auf sie hören." Die Ermordung Giannetino's und den Ausgang des Unternehmens schildert der Rabbi in ähnlicher Weise: „Die Wachen bei den Schiffen flohen bei dem Geschrei Fieschi's und seiner Anhänger; denn es waren ihrer nur Wenige an Zahl. Um der Vernichtung Giannetino's halber ward alles Dies vollbracht, und darum begannen sie es auszuführen. Und die Kunde darob ward gehört in dem Hause Andreas Doria's, und Giannetino eilte auf den Lärm nach dem Wall bei dem Eingange des Thors der Stadt und rief laut. Und die Leute des Grafen gingen hinaus ihm entgegen und erschlugen ihn. Und sein Leichnam lag gleich Mist auf dem Boden, den Keiner auflieſt. Und Andreas und die Kleinen Giannetino's flohen bei ihrem Geschrei, denn sie sagten: «Sonst wird uns die Erde auch verschlingen.» Und er ritt auf einem Pferd und floh nackt und entblößt. Er sah nicht hinter sich, denn er wußte nicht, woher solch großes Uebel über sie gekommen. Und es geschah, daß, als der ungestüme Gian Luigi in der Finsterniß der Nacht nach den Schiffen ging, gehüllt in ein geschupptes Panzerkleid und auf seinem Haupte einen Helm von Erz, seine Füße glitten und er in das Meer fiel; und er ward ganz ohnmächtig und starb. Und es war Niemand da der ihn rettete des großen Geschreis halber das es dort gab, und seine Mutter ward kinderlos unter den Weibern zu dieser Zeit. Und die Völker hörten von ihrer Vernichtung: «daß der Gewaltige war gestrauchelt wider den Gewaltigen und daß sie Beide zusammengestürzt.» Giannetino und der Graf an demselben Tag."

Der Cardinal von Retz ergeht sich am Schlusse seiner Arbeit in politischen Betrachtungen über das Ereigniß selbst. Er sagt: „So endigte dieses große Unternehmen. So starb Ludwig v. Fieschi, Graf v. Lavagna, den Einige mit großen Lobeserhebungen gepriesen, Andere mit Vorwürfen beladen, für den die Meisten Entschuldigungen gefunden. Wenn man der Maxime Rücksicht schenkt welche den Rath gibt, daß alle bestehenden Regierungen geachtet werden müssen, so muß zweifelsohne sein Ehrgeiz verbrecherisch erscheinen; aber wenn man seinen Muth und die edeln Eigenschaften in Betracht zieht die er in der That entwickelte, so wird er hochsinnig und ruhmreich erscheinen. Wenn wir die Macht des Hauses der Dorias in Rechnung ziehen, welche ihm Gründe lieh die Vernichtung der Republik und seine eigene zu besorgen, so ist seine Handlungsweise zu entschuldigen; aber auf andere Weise betrachtet können leidenschaftliche Zungen und Federn ihm nichts Schlimmes beimessen das er nicht mit den berühmtesten Männern theilte. Er war in einem kleinen Staate geboren, wo alle Sonderverhältnisse seinem Herzen und seinem Verdienst nicht gewachsen waren. Die angeborene Unruhe seiner Natur neigte sich stets der Neuerung zu; die Erhabenheit seines Genius, seine Jugend, sein großes Vermögen, die Anzahl und Schmeichelei seiner Freunde, die Volksgunst, das Aufsuchen von Seiten fremder Fürsten und endlich die allgemeine Achtung der Menschen waren gewaltige Verlockungen einen selbst maßvollern Geist als den Fieschi's dem Ehrgeiz zugänglich zu machen. Das Ergebniß seines Unternehmens war einer von jenen Zufällen die menschliche Weisheit nicht voraussehen kann. Wäre sein Erfolg so groß gewesen als sein Benehmen gewandt und thatkräftig war, man hätte wol annehmen dürfen, daß die Souverainetät über Genua weder seinen Muth noch sein Glück übertroffen, und daß Diejenigen welche nach seinem Tode sein Andenken verdammten die Ersten gewesen wären ihm bei Lebzeiten Weihrauch zu streuen. Die Schriftsteller, welche ihn durch so viele Verleumdungen angeschwärzt, um den Dorias zu gefallen und die Unredlichkeit des genueser Senats zu rechtfertigen, würden die Lobrede auf ihn verfaßt haben, wäre der Ausgang ein anderer gewesen, und das Gelingen würde ihn unter die Helden seines Zeitalters versetzt haben. Solches ist in Wahrheit die Macht des guten oder schlimmen Erfolgs in seinem Einfluß auf unser Urtheil außerordentlicher Handlungen. Nichtsdestoweniger muß ich mit all der Billigkeit welche ein Geschichtschreiber bei dem Aussprechen des Urtheils über den Ruf von Männern bewahren soll, erklären, daß Nichts dem Ruhme Johann Ludwig's mangelte als ein längeres Leben und gesetzmäßigere Mittel bei Erlangung seines Ruhms."

Das Verfahren des wieder zur Gewalt gelangten Doria wider den Leichnam seines Feindes schildert Rabbi Joseph folgendermaßen: „Jener böse und ungestüme Graf Fieschi erhielt nicht einmal ein Begräbniß; denn Andreas Doria wollte es nicht gestatten. Und sie zogen ihn heraus, daß sie ihn erkennen möchten, aber warfen ihn wieder in das Meer — und dort blieb er für immer. Und die Meisten seiner Bekanntschaft und vieles Volk weinte manche Tage über Gian Luigi; für die Schönheit seines Antlitzes und die Milde seiner Sprache konnte sie Nichts getrösten, und Viele trauerten um ihn." 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 8. — 8. Januar 1848.

Noch einmal Herr Johann Sporschil.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Wenn es, wie Sporschil behauptet, richtig ist, daß der Cölibat kein Abhaltungsgrund der Widmung zum geistlichen Stande für Solche ist, welche nicht ihre Versorgung zu berücksichtigen haben, wie erklärt es sich sodann, daß von den höhern Ständen eine so außerordentlich geringe Anzahl dem Priesterstande sich widmet? Obgleich der östreichische Adel eine halbe Million Individuen zählt, so sind demselben aus den erstern Häusern kaum drei oder vier einverleibt, während sie zu Dutzenden im Heere und im Civilstaatsdienste aufgenommen sind. Die Meistzahl der östreichischen Erzbischöfe und Bischöfe ging aus dem Bauern- und Bürgerstande hervor. Die Thatsachen sprechen zu laut gegen seine Behauptungen um dafür Boden gewinnen zu können, besonders da sie von solchen Schlüssen wie folgender unterstützt werden. „Wer gern katholischer Priester werden möchte, wenn er nur nicht ehelos bleiben dürfte", sagt er, „gleicht einem Menschen der gern Soldat werden möchte, wenn er nur nicht im Kriege auf sich schießen lassen müßte." Vermuthlich bildet Sporschil auf solche Vergleichungen sich auch noch Etwas ein. Da er sich bei allen kirchlich-politischen Angelegenheiten immer entschieden auf kirchlichen Standpunkt stellt, und sie auch ganz im salbungsreichen Predigerton abhandelt, so löst er alle Schwierigkeiten mit Hülfe der von jenem gebotenen Mittel. Darum verweist er auch bei der Cölibatfrage auf die himmlischen Gnadenmittel, womit jene überwunden werden. Zugegeben, daß eine hohe sittliche Kraft im Stande ist sinnliche Triebe zu beherrschen, so folgt daraus doch nicht, daß der Zweck den Cölibat durchzuführen auch nur bei einer kleinen Mehrzahl erreicht, und das Concubinat sammt gewissen widernatürlichen, immer mehr umsichgreifenden Lastern fern gehalten werden könne. Von dieser Seite mögen die östreichischen und bairischen Bischöfe unter Ferdinand I. und Max von Baiern diese Frage angesehen und für Abstellung des Cölibats gestimmt haben, als sie jenen Fürsten ein Gutachten darüber erstatteten. Sporschil, der die Gegner des Cölibats und der Jesuiten als Radicale und Kirchenabtrünnige behandelt, versetzt sonach die genannten beiden Regenten, welche die Cölibatsaufhebung in Rom betrieben, sammt den Bischöfen die dazu riethen stillschweigend in die nämliche Kategorie; abermals eine von jenen Lächerlichkeiten der er durch seine unbemessene Wohldienerei sich blosstellt. Der Verfasser von „Oestreichs innere Politik" beantragte keineswegs einen gewaltsamen Staatsschritt in der Cölibatsfrage, sondern blos, daß sie nicht immerfort ignorirt, sondern vielmehr als Gegenstand einer Synodalprüfung, die einzuleiten wäre, aufgegriffen werde, weil dafür ein reelles Bedürfniß spricht. In der „Kritischen Beleuchtung" (S. 137) heißt es:

> Warum der Verfasser von „Oestreichs innere Politik" auch die Mendicantenorden aus Oestreich entfernt wissen will, würde man sich kaum enträthseln können, wüßte man nicht, daß der Fortschritt wie alle Neuerer ihn verstehen allen Mönchsorden feindselig entgegensteht.

Sporschil läßt sich bei diesem Ausfall abermals auf dem verächtlichen Manoeuvre durch Verleugnung der Gründeangaben falsche Beschuldigungen zu schmieden ertappen. Mit folgenden Worten motivirte der Verfasser von „Oestreichs innere Politik" die Abschaffung der Bettelorden:

> Möge man doch die Summe Geldes berechnen welche Jahr für Jahr zum Unterhalte eines einzigen, aus 30 — 50 Individuen bestehenden, ganz und gar auf die Spenden der Gemeindebewohner angewiesenen Mönchs- oder Nonnenklosters benöthigt wird, und erwägen, daß in manchem Bezirk nicht etwa blos **ein** solches Kloster, sondern mehre bestehen, und häufig für die Seelsorge ganz überflüssig sind! Wenn es, um den Bauernstand der zunehmenden Verarmung zu entreißen, wird Grundsatz sein müssen die Steuerlast nach allen Richtungen zu verringern, so wird vor Allem die unnöthige indirecte Besteuerung welche die Mendicanten und Nonnenklöster verursachen abzuthun sein.

Deutlicher können die Gründe nicht angegeben sein, dennoch ignorirt sie Sporschil. Zweifelt er, daß das Publicum ein solches Verfahren zu würdigen wissen werde, daß selbst Die es misbilligen werden denen er damit gefällig zu werden glaubt? Doch nicht allein diese Unehrenhaftigkeit des Verfahrens, sondern hauptsächlich die **Gefühllosigkeit für die Leiden des Volks**, welche er unverholen neben einer unbedingten Schutznahme eben jener Staatseinrichtungen an den Tag legt, woraus diese Leiden hervorgingen, drücken seinen Schriften das Gepräge der Verwerflichkeit auf. Er will keine Verbesserung des Schicksals des völlig verarmten Bauernstandes, nicht Wegschaffung der ihn erdrückenden Frohn-

den und Servituten, weil — der Gutsbesitzer dabei zu Schaden kommen könnte. Er sagt:

In dem von der Vorsehung den Bauern und gemeinen Arbeitern einmal gesetzten Beruf liegt eine durchaus nicht überschreitbare Grenze der Verbesserung ihres materiellen Wohls. Setzen wir die Zehnten, Frohnden, kurz alle Dienstbarkeiten und Abgaben an die Herrschaftsbesitzer als abgelöst, so haben die Grundstücke der Bauern an Werth gewonnen, die jener nicht. Es gibt daher eine gewisse Grenze, über welche hinaus von der Regierung Wenig weiter zur Förderung des materiellen Wohls der Bauern geschehen kann.

Solche Aeußerungen stellen Den aus dessen Munde sie kommen ohne alles fremde Zuthun an den wohlverdienten Pranger. Sie stehen denen zur Seite welche die Particularrechte der Körperschaften, namentlich der großen Grundbesitzer, als Staatszweck, mit Unterordnung der allgemeinen Wohlfahrt vertheidigen, und lauten so:

Was ist das Wesen des repräsentativen oder constitutionellen Staats? Daß Alles Recht ist was durch die Volksvertreter und das Staatsoberhaupt beschlossen wird; eine logisch nothwendige Folgerung der antichristlichen Behauptung, daß das Recht nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprungs ist. (Unsinn! Die Leibeigenschaft ist also auch göttlichen Ursprungs?) Mögen die so erlassenen Gesetze das Wohl des Einzelnen (der Feudalrechtsbesitzer) oder des Staats selbst verletzen, sie sind zu Recht bestehend, und müssen von Allen befolgt werden. Mögen noch so geheiligte Rechte den Absichten der Volksvertreter entgegenstehen, jene müssen fallen, da diese ja die Quelle alles Rechts sind. Man schützt zwar dabei das gemeine Beste vor, da aber die Einsicht was das gemeine Beste fodere nicht immer die richtige ist, und da die herrschende Partei (also auch die Bureaukratie und der Adel wo sie vorherrschen, ein guter selbst gelegter Fallstrick) gewöhnlich Das was ihr zusagt für das gemeine Beste hält, so wird oft das heilige, von Gott eingesetzte Recht himmelschreiend verletzt. (Dieser Nachsatz ist ebenfalls nach vorstehender Parenthese zu beurtheilen.) Daß das Staatswohl der oberste Grundsatz so sei, daß jedwedes Recht von ihm zermalmt werden dürfe, daß alle Rechte gleichsam in ihm aufgehen, ist das Wesen des heidnischen Staats. Das Wesen des christlichen Staats dagegen gebietet uneingeschränkt, daß das von Gott eingesetzte Recht keiner Rücksicht, auch nicht dem Staatswohle nachgesetzt werden dürfe; es gebietet aber zugleich jedem Staatsangehörigen der Erhaltung der Unabhängigkeit des Staats nicht nur seine Rechte, sondern wenn nöthig seine Habe, sein Leben selbst zum Opfer zu bringen.

Satis. Wir verstehen die Prämisse und den Schlußsatz dieser Auseinandersetzung Alle so gut, daß es eines Commentars nicht bedarf. Doch sei dem gelehrten Feudalisten Eines im Vertrauen bemerkt: derjenige Theil von Staatsangehörigen welchem der Schluß gilt läßt sich die Prämisse ebenso wenig als die Regierung gefallen; denn gibt es sogenannte „geheiligte Rechte", welche letztere dem Staatswohl nicht opfern darf, wenn dieses ein solches Opfer heischt, so kann sie nie die Anfoderung stellen ihren Zwecken Leben und Freiheit zum Opfer zu bringen, denn von allen Rechten sind nur diese beiden „unveräußerlich".

Ich schließe mit der Frage: welchen Gewinn haben die Sporschil'schen Schriften dem östreichischen Regierungssystem gebracht? 13.

Aus dem Leben einer deutschen Fürstin. Von Maria Feodora Freifrau von Dalberg, geb. von Mülmann. Mit drei Stahlstichen. Karlsruhe, Nöldeke. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Titel des vorliegenden Buchs ist gewiß geeignet das lebhafteste Interesse für dasselbe zu erwecken; denn es gibt so wenig Memoiren deutscher Fürstinnen, und diese wenigen sind so ausgezeichnet, daß eine neue Erscheinung dieser Art wol überall mit Freuden begrüßt werden dürfte. Wer erinnerte sich nicht mit Vergnügen der seltsamen Familiengeschichten welche die Markgräfin von Baireuth mit so viel geistreicher Coquetterie vorträgt, und der naiven Herzensergüsse der edeln Herzogin von Orleans, die inmitten des sittenlosesten Hofes ihrer Zeit nie ihren sittlichen Ernst und ihre makellose Rechtlichkeit verleugnet. Ein Vorzug den diese beiden Fürstinnen schon von vornherein vor der Prinzessin von Nassau, von der das obige Buch handelt, haben, besteht übrigens darin, daß Beide selbst ihre Erlebnisse erzählen, während die Biographin der Letztern eine Verehrerin ist, und zwar eine von Denen gegen welche das bekannte Gebet: „Herr, behüte mich vor meinen Freunden!" passend anzuwenden wäre. Denn abgesehen davon, daß sie durch immer wiederkehrende Lobsprüche auf ihre Heldin den Leser um die Freude bringt sich selbst ein Urtheil zu bilden, und ihn dadurch zum Widerspruche reizt, so ist es auch unbegreiflich, wie eine befreundete Hand so schonungslos dem Publicum die Geheimnisse einer Verstorbenen preisgeben kann. In dem Munde oder aus der Feder der Fürstin selbst, und in der Form von Selbstbekenntnissen, würden alle diese Erlebnisse in einem weit mildern Lichte erscheinen, während in der jetzigen Gestalt ein Theil der Erzählung weit besser verschwiegen geblieben wäre. Ein kurzer Auszug wird diese Behauptung gewiß rechtfertigen.

Auguste Amalie von Nassau-Usingen, geb. 1778, war ein schwächliches zartes Kind, krankhaft reizbar und von sehr lebhaftem Gefühl. Da ihre Schwestern sie ihrer großen Empfindlichkeit und ewigen Thränen wegen oft neckten und zurückwiesen, so zog sie sich dadurch verletzt in die Einsamkeit zurück, fand ihre einzige Freude im Lesen von Feenmärchen und Romanen, und lebte schon in früher Kindheit mehr in ihren Träumen als in der Wirklichkeit. Dabei sah sie sich gern bemerkt und hervorgezogen, und fühlte sich bitter gekränkt als sie in ihrem vierzehnten Jahre in Wien von den hohen und höchsten Herrschaften zuweilen petite princesse genannt oder auch wol ganz übersehen wurde. Der damit zusammenhängende Wunsch geliebt zu werden, und ihre romantische Phantasie hatte sie schon mehre Jahre früher zu dem Entschlusse vermocht sich nur dann zu vermählen wenn gegenseitige heiße Liebe ihre Ehe schlösse. Da jedoch trotz ihrer lebhaften Empfindungen ihr Herz fortwährend kalt blieb, und allmälig die Hoffnung ihr Ideal zu finden in ihr erlosch, gab sie, nachdem sie manchen Bewerber abgewiesen hatte, dem Andringen ihrer Aeltern nach, und verlobte sich, 24 Jahre alt, mit dem Prinzen Ludwig Wilhelm von Hessen-Homburg, der ihr ebenso gleichgültig wie die frühern Freier, doch auch nicht gleichgültiger war. Kurz nachher verlegte ihr Vater, der eben zur Regierung gelangt war, seine Residenz nach Biberich, und hier sollte denn bald die Stunde der Prinzessin schlagen. Eines Tages fiel bei Tafel ihr Blick auf den 19jährigen Hofjunker und Lieutenant von Bismark, welcher wol alsbald die elektrische Wirkung desselben empfunden haben muß; denn es entspann sich von dem Tage an zwischen Beiden ein geheimes zartes Verständniß, welches freilich kurze Zeit hindurch keine andere Aeußerung fand als die welche Bürger so schön beschreibt:

Lenardo sah her, Blandine sah hin,
Mit Augen, erleuchtet vom zärtlichsten Sinn.

Nach einigen Tagen aber fand sich während eines Spaziergangs die Gelegenheit zu einem freilich ganz harmlosen Zwiegespräch, wobei jedoch der junge Lieutenant den Muth gewann zum Ab-

schiede der Tochter seines Herrn zu vertrauen, daß sein Herz nicht mehr ihm gehöre. Die Prinzessin verstand ihn, oder wie die Verf. sagt: „Seit jenen Stunden wob sich zwischen ihr und Bismark das magische Band welches zum Verständniß der Seelen führt." In Bezug auf den jungen Liebenden sagt sie schon früher: „Ein zwanzigjähriges Herz einer Fürstin gegenüber die nur wenig älter, durch Geist blendete und durch Liebenswürdigkeit anzog, welchen empfänglichern Boden gäbe es für Liebe und Poesie!"

„Liebe und Poesie — denn zu diesen gehört ein Ringen und Streben, jener Schaukel zwischen Bangen und Hoffen, alles Das was ein Herz dem andern in einer Lage abzugewinnen vermag bei deren bestehender Form das Gefühl nur durch tausend Schwierigkeiten zum Gefühl dringen kann."

Ein kurzer Besuch des Prinzen von Homburg vermehrte nur die Abneigung, womit jetzt seine Braut an ihre Vermählung dachte, sowie nach einigen kleinen Zwistigkeiten mit Bismark sich ihre Liebe zu ihm vermehrte. Sein älterer Bruder suchte ihn um diese Zeit zu bereden in fremde Kriegsdienste zu treten; doch die Prinzessin, der er dies Vorhaben anvertraute, schien so viel Kummer darüber zu empfinden, daß er, dadurch ermuthigt, einige Tage später in einem einsamen Gebüsch des Schloßgartens das Geständniß seiner Liebe gegen sie wagte. Sie erwiderte zwar im ersten Momente: „Ich bin Braut", zürnte aber nicht, sondern rief als sie allein war in der höchsten Exaltation, die Hände über die hochklopfende Brust legend: „Jetzt fürchte ich kein Leiden der Zukunft mehr; werde ich doch wie Thekla sagen können: Ich habe gelebt und geliebt." „Von da an sahen die Tannenbäume die Prinzessin und den jungen Offizier oft." Als später Regen eintrat, besuchte er sie heimlich in ihrem Zimmer; einst „nahm er Platz zu ihren Füßen, und sie verglich ihre beiderseitige Stellung mit jenen Bildern worin die Maler im Geiste des romantischen Ritterthums Liebe und Ergebenheit darstellen".

Bald jedoch heißt es: „Die Gefühlsrichtung edlerer Naturen wird gewiß vom Idealischen beherrscht. Wer aber möchte behaupten, daß die Empfindungskette, besonders im Leben eines Mannes, nie von andern Mahnungen durchzogen würde." In Folge dieser Mahnungen vergißt sich der Liebende bald so weit, bei einer Trennungsscenę die Fürstin an sich zu drücken und zu küssen, was sie hoch empört. Doch muß bald die Versöhnung erfolgt sein, denn von nun an heißt es öfter: „Er sprach sie umschlingend", „er küßte ihr Stirn und Wangen", „sie flog in seine Arme" u. s. w. Nur der Gedanke an ihren Brautstand trübte das Glück der Prinzessin, die öfter mit dem Entschlusse kämpfte ihre Aeltern dringend um Aufhebung dieser Verbindung zu bitten. „Allein die Sorge, daß durch diesen Schritt das Geheimniß ihrer Liebe an den Tag gezogen, Bismark entfernt und sie also gänzlich von ihm getrennt würde, bewog sie zu schweigen."

Der Prinz kam also im Herbste wieder nach Biberich, die Verlobung wurde öffentlich gefeiert, und nach seiner Abreise „kehrte jene Zeit zurück, wo schimmernd im Glanze einer idealischen Beglückung den Liebenden die Tage verflossen". Die Liebe, meint die Verf., läßt sich durch Nichts in ihrem poetischen Fluge hemmen. Bald darauf ward auch das erste Du gewechselt. Bismark weigerte sich entschieden eher in fremde Kriegsdienste zu treten als bis die Prinzessin ganz für ihn verloren sei, und da er in dieser Zeit nicht mehr in Biberich sondern in Westerfeld in Garnison stand, so zog die Prinzessin ihre Kammerfrau ins Vertrauen, und es begann mit ihrer Hülfe ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen den Liebenden. Der erste Brief der Prinzessin beginnt so: „Dank dir, mein lieber bester Fritz, für die Freude die dein Brief mir gestern gegeben hat. Es ist doch sonderbar, wie unsere Gedanken sich gewöhnlich begegnen! Sieh einmal nach, was ich auch am 8. Januar zur nämlichen Zeit als du in meinem Geburtsorte warst gedacht und geschrieben habe — ja, wir lieben uns von ganzer Seele, und es ist kein Zweifel mehr, wir werden durch etwas Höheres beschützt."

Als während dieser Zeit die Prinzessin mit ihrer Mutter eine Zeit lang in Frankfurt war, beschied sie durch einen Brief Bismark dorthin, wo er in der Nähe ihres Hôtels eines günstigen Moments harren sollte, in dem ihre vertraute Kammerfrau ihn in ihr Zimmer geleiten könnte. Die Gelegenheit zögerte jedoch zu erscheinen, der Liebhaber wartete bis Abends, die Ungeduld überkam ihn und „ein böser Vorsatz, sowie ihn die Stunde einer innern Zerrissenheit einem mit Leidenschaft liebenden Manne eingeben kann, tauchte zuletzt in ihm auf. Genieße, so flüsterte die Stimme der Versuchung in ihm, die kurze Zeit die noch dir gehört — und er faßte den Drücker der Hausthür."

Hier traf er glücklicherweise die Kammerfrau, die ihn zu der Prinzessin führte, deren Anblick sein besseres Selbst weckte, und während einer langen Umarmung beichtete er ihr reuig seine Verirrung: „Ich wollte dich besitzen ehe ich dich verlöre — an einen Gatten verlöre." Ohne den Stab über Etwas brechen zu wollen was außer dem Bereiche meiner Beurtheilung liegt, möchte ich hier doch fragen: wie es möglich war, daß ein gebildeter junger Mann das Ohr seiner Geliebten, seiner Fürstin mit einem so schmählichen Geständnisse beleidigen konnte. Indessen mögen die Ansichten verschieden sein; denn die Verf. knüpft an diese Scene die Betrachtung: „Auf solche Stunden zurückblicken zu können mit der Erinnerung, daß das Princip des Guten so übermächtig war die schlimmen Eingebungen erlöschen zu lassen, bleibt ein glänzender Lichtpunkt im Liebeleben."

Im Frühjahr ward Bismark wieder nach Biberich versetzt und „bis zur Mitte des Julimonats ließ das Glück, worin verbundene Herzen schwelgen, die Liebenden so ziemlich von der in der Zukunft liegenden Trennung absehen". Die auf den 2. August festgesetzte Vermählung der Prinzessin „riß jedoch die Liebenden aus der Versunkenheit worin ihnen die Tage vergangen verzweifelnd auf". Jetzt gestand nun endlich die Fürstin ihrer Mutter den Zustand ihres Herzens, fand aber so entschiedenen Widerstand bei ihr, daß sie sich in ihr Schicksal ergab, und nach einem schmerzlich zärtlichen Abschiede von dem Geliebten ward sie mit dem Prinzen von Homburg vermählt, der wahrlich kein beneidenswerthes Loos zog. Bismark ging zwar jetzt wirklich in englische Dienste und trat in die Deutsche Legion ein; aber einige Tage nach ihrer Hochzeit erhielt die Prinzessin einen glühenden Brief von ihm, den ihr einer seiner Freunde, vor dem ganzen Hofe, in ein angeblich von ihr verlorenes Tuch gewickelt, überreichte. „Mit rascher Geistesgegenwart nahm sie das Tuch", und verabredete später mit dem dienstfertigen Freunde und ihrer Kammerfrau die Maßregeln zur Fortsetzung des Briefwechsels. Sie folgte nun zwar ihrem Gemahl nach Homburg, aber „ihre Tage vergingen in Trauer und Thränen", und endlich gelang es „der Festigkeit ihrer Liebe zu Bismark, der Beständigkeit ihrer Bitten den Aeltern gegenüber, und ihrer unsaglichen Schwermuth in Homburg sowol von dem Prinzen von Homburg als von dem Fürsten und der Fürstin zu Nassau die Bewilligung zur Lösung des eingegangenen Ehebundes zu erhalten". Es drängt sich hier unwillkürlich die Frage auf, warum dieses Alles nicht früher angewendet wurde, warum die Fürstin durch ein offenes Geständniß gegen ihren Verlobten nicht sich und ihm das Elend eines solchen Ehestandes ersparte; denn die Verf. nennt den Prinzen einen achtungswürdigen Charakter, und als solchen muß ihn dieses Verhältniß ebenso schwer gedrückt haben als sie, die, nur ihre Leidenschaft im Auge haltend, über ein Jahr lang schweigend einer verhaßten Verbindung entgegenging, um für den Augenblick ungestört einer andern Neigung leben zu können.

Obgleich die Prinzessin jetzt wieder frei war, so gelang es ihr doch erst nach zwei Jahren die Einwilligung ihres Vaters zu einer Vermählung mit Bismark, der noch in englischen Diensten stand, zu erlangen, und als er sie endlich gab, geschah es unter der Bedingung, daß die Heirath geheim gehal-

ten werden solle. Am 7. Sept. 1807 wurde denn endlich das vielgeprüfte Paar in Frankfurt ganz im Stillen vermählt, mußte sich aber nach kurzen Flitterwochen wieder trennen. Später ging Bismark in würtembergische Dienste, stieg im Krieg und Frieden zu hohen Ehren, ward in den Grafenstand erhoben und (nachdem schon früher die Prinzessin ihrer Schwester, der Markgräfin Friedrich von Baden, zu Liebe sich in Karlsruhe niedergelassen hatte) Gesandter in Karlsruhe, wodurch denn endlich Beide völlig vereint wurden. Warum die Prinzessin auch nach dem Tode ihres Vaters nicht den Namen ihres Gemahls annahm, wird nicht erwähnt. Die zweite Hälfte des Buches beschäftigt sich überhaupt mehr mit den Erlebnissen des Grafen Bismark, und kehrt nur zu seiner Gemahlin zurück um eine Schilderung ihrer Tagesordnung in Karlsruhe, Eberstein oder Baden zu geben, und endlich die Geschichte ihrer letzten Krankheit und ihres im Sommer 1844 erfolgten Todes zu erzählen.

Von dem Stile sind schon früher einige Proben angeführt worden, denen ich hier noch einige hinzufügen will, zum Beweise, daß er mitunter an einiger Unklarheit und zugleich an Ueberschwenglichkeit leidet. Gleich bei der ersten Bekanntschaft der Prinzessin mit Bismark heißt es: „Poesie und Leidenschaft sind allerdings nicht verwandt, aber die letztere reift unter den Fittichen der erstern heran, und ehe man es gewahr wird prasselt neben der himmlischen Flamme auch die irdische auf.“ Später: „Die größte Lehre, die tiefste Warnung einer idealischen Sicherheit liegt in der Geschichte Pygmalion's, aber der Glaube ist so schön, so edel, daß der Irrthum fast anbetungswürdig ist.“ „Es war eine Flammenliebe, nicht sinkend, nicht erlöschend, weil sie neben der Ausfüllung die von der irdischen Wesenheit bedingt wird auf einem geistigen Verstehen beruhte.“

Eine Eigenthümlichkeit die störend auffällt ist es auch fast auf jeder Seite, oft mehr als ein mal, den Namen: August von Nassau, mit gesperrten Lettern gedruckt, anzubringen. Die Verf. schließt ihre Vorrede mit den Worten: „Ich lege im Geiste diese Blätter auf die Gruft einer Frau, einer Fürstin nieder, die niemals sich selbst und dem heiligsten Gefühle ihres Lebens untreu geworden ist. Möchte ich um dieses zu schildern die Worte gefunden haben die ihrem Wunsche und meiner Verehrung gleichmäßig entsprechen!“

Es scheint als ob die Verehrung sich auf verschiedene Weise aussprechen kann. 14.

Bibliographie.

Brakonnier, E., Anwendung der Geographie auf die Geschichte. Für Deutsche bearbeitet von F. Schwab. Zwei Bände. Freiburg im Breisgau, Wagner. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Carlton, W., Der schwarze Prophet. Aus den Zeiten irischer Hungersnoth. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Drobisch, T., Aus voller Brust! Humoristische Lieder und Theatercouplets. Leipzig, Naumburg. 16. 2½ Ngr.

— — Dorfkalender für 1848. Ein Büchlein zu heiterer Unterhaltung in den Winterabenden. Ebendaselbst. 16. 2½ Ngr.

Eustathius von Thessalonich, Betrachtungen über den Mönchsstand. Eine Stimme des 12. Jahrhunderts. Aus dem Griechischen von *G. L. F. Tafel*. Berlin, Herm. Schultze. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Gfrörer, A. F., Untersuchung über Alter, Ursprung, Zweck der Dekretalen des falschen Isidorus. Freiburg im Breisgau, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.

Häufler, J. V., Kleine historische Bilder-Gallerie aus Ungarns denkwürdiger Vorzeit. Pesth, Heckenast. 1847. Br. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Lorinser, F., Entwicklung und Fortschritt in der Kirchenlehre. Nach Henry Newman. Breslau, G. P. Aderholz. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Lucilius ab Uva, Der Oberon von Sanssouci. Ein tragikomisches Heldengedicht. Mit Kommentar. Leipzig. 1847. 16. 6 Ngr.

Ludwig's I., König von Bayern, Gedichte. 4ter Theil. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Politische Märtyrer. I. — A. u. d. T.: Alexander Andrayne. Der politische Gefangene in den Kerkern zu Mailand und auf dem Spielberg. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Herrschaft in Italien. Von J. G. G. Leipzig, Blum u. Comp. 1847. 8. 6 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Geschichte der Reformation des 16. Jahrhunderts. Aus dem Französischen von M. Runkel. 1ster Band. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 22½ Ngr.

Neander, Pauline v., Gelegenheits-Gedichte zu verschiedenen Familienfesten nebst einem Anhange von Gedichten vermischten Inhalts. Berlin, E. Krause. 1847. 8. 22½ Ngr.

Oelsner-Monmerqué, G., Schwarze und Weiße. Skizzen aus Bourbon. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scheible, J., Das Schaltjahr, welches ist der teutsch Kalender mit den Figuren und hat 366 Tag. 4ter Band. Januar. IV. Stuttgart. Leipzig, Expedition des Klosters. 1847. 8. 2 Thlr.

Das Theater des Auslandes. In Bearbeitungen von W. Friedrich. 5te Lieferung: Nur Hindernisse! Schwank in 1 Act, nach Brisebarre. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1847. Lex.-8. 5 Ngr.

Winter, A., Geschichte des neugriechischen Freiheitskampfes. Berlin, Hübenthal u. Comp. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Züge aus dem Leben der Elisabetha Fry. Aus dem Englischen. Frankfurt a. M., Brönner. 1847. 8. 2 Ngr.

Tagesliteratur.

Drei Aktenstücke, Union und Lutherthum betreffend. Zur Aufklärung und Verständigung über den Austritt einiger Pommer'schen Geistlichen aus der unirten Landeskirche Preußens, dargeboten von einem derselben. Leipzig, Dörffling. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

Constant, L., Texas. Das Verderben deutscher Auswanderer in Texas unter dem Schutze des Mainzer Vereins. Berlin, G. Reimer. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Haugwitz, A. v., Vorschläge zur Beförderung von Fideicommiß-Stiftungen, nebst einigen Bemerkungen über die Worte: Aristokratie und Verfassung. Ein Beitrag zur Würdigung der zwischen adeligen und bürgerlichen Gutsbesitzern Mecklenburgs obwaltenden Streitigkeiten. Neubrandenburg, Brünslow. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Irenophilos, Friedensknospen auf religiös-kirchlichem Gebiete. Offenes Sendschreiben an Se. Heiligkeit Pius IX. sowie an alle christlichen Regierungen. Leipzig, Serig. 1847. 8. 7½ Ngr.

Kletke, G. M., Die Geldkrisis und der Pauperismus, verbunden mit der Bankfrage und Bankreform im Preußischen Staate. Berlin, Mylius. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Meier, F. und R. Meier, Gruß aus Wisconsin's Urwäldern in Nord-America an ihre Mecklenburger Landsleute. Malchin, Piper. 1847. Gr. 16. 5 Ngr.

Meyer, J. M., Predigt beim Beginn der Aerndte gehalten den 22. Juli 1847 zu Nördlingen. Nördlingen, Beck. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Ludwig von Mieroslawski's Vertheidigungsrede vor dem K. Kammergericht zu Berlin am 3. August 1847 in polnischer Sprache gehalten. Mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung. Berlin, Hayn. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Misch, E. R., Preussens Patrimonialgerichte. Leipzig, O. Wigand. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

Moras, T., Haft und Flucht. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. Gr. 16. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1848.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Dritter und vierter Band. Jena, Frommann. 1847. Gr. 8. 4 Thlr.

Wie aus einem unerschöpflichen Born strömen uns die Gaben des alten Pilgersmanns alljährlich zu. Denn kaum sind zwei Jahre verflossen und wir haben wieder zwei ansehnliche Bände dieser Tagebücher vor uns, die durch die Reichhaltigkeit, ja Massenhaftigkeit ihres Inhalts, durch die Sammlung neuer oder wenig bekannter Urkunden und durch die Zugabe genealogischer Tafeln das lauteste Zeugniß für des Verf. Talent und Erudition ablegen (wenn es eines solchen überhaupt bedürfte), und durch ihre Lebendigkeit, Frische und Farbenpracht der Darstellung einen Geist verrathen der seine frühere Rüstigkeit besitzt, ungebeugt von der Last der Jahre. Freilich würden alle diese Vorzüge durch eine bessere Anordnung und Festhalten der Hauptgegenstände, durch die Enthaltung von Zwischensätzen und Episoden, welche die Hauptsachen oft beeinträchtigen, durch zweckmäßige Ueberschriften und Absätze noch weit mehr hervortreten und dem Leser weit mehr Muße gewähren das Ganze in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, sodaß mit einer solchen Ausstattung die Schriften unsers Verf. weit mehr das volksthümlichere Interesse erregt haben würden, dessen sie in vieler Beziehung so würdig sind. Aber freilich ist diese Art zu schreiben, in der Gedanken und Worte sich in aufsprudelnder, unaufhaltsamer Bewegung dem Verf. darbieten, dem Hrn. v. Hormayr so eigenthümlich, ja gleichsam mit allen Aufsätzen aus seiner Feder, den größern sowol als den kleinern, so eng verwachsen, daß eine Aenderung gar nicht mehr erwartet werden kann, die wir auch nicht einmal wünschen würden, wenn der überreiche Inhalt darunter leiden sollte.

Sehen wir nun im Allgemeinen auf die beiden neuen Bände der „Anemonen", so hatten die ersten Bände, welche wir in Nr. 9—12 d. Bl. f. 1846 besprochen haben, den Vorzug einer größern Neuheit der erzählten Begebenheiten und eines reichern Vorraths von Aufschlüssen über die Geschichte von Oestreich und von Baiern, womit sich eine lebhaftere Betheiligung des Verf. bei manchen selbsterlebten Begebenheiten auf anziehende Weise vereinigt hatte, von der wir jetzt nur einmal (IV, 389) eine Spur finden. In dem dritten und vierten Bande empfangen wir dagegen mehr Erweiterungen und Zusätze zu der früher behandelten Geschichte beider Länder, die sich gleichfalls durch einzelnes Neue und manches neu Gestellte auszeichnen, hauptsächlich aber doch sich mit der Aufsuchung und Auslegung von Thatsachen beschäftigen welche die langjährigen feindseligen Absichten Oestreichs auf Baiern und die mangelhafte Verwaltung des erstern Staats in den höchsten Stellen darthun sollen. Denn Baiern sei stets der unterdrückte Staat gewesen, seine Selbständigkeit bedroht und kein Vorwurf ungerechter als daß es sich häufig auf französische Seite geneigt und undeutsche Gesinnungen gehegt hätte. In der zweiten Beziehung ist das östreichische Volk zwar brav, gut und treu wie Gold, aber in seinen obersten Behörden in Kriegs- und Friedenszeiten trotz einzelner ausgezeichneten Persönlichkeiten, unten denen besonders Prinz Eugen von Savoyen hervortritt, meistens schlecht berathen gewesen. Von Karl's V. Tode bis zu Maria Theresia habe das Land keine Fürsten gehabt welche den unerschöpflichen Reichthum desselben gehörig zu benutzen verstanden hätten, nur die Letztere hat Großes gethan; denn „es hat kaum eine Frau gelebt die zugleich größer auf dem Throne und makelloser im Privatleben gewesen wäre".

Wir haben uns bereits in dem vorerwähnten Aufsatze über die Art und Weise geäußert wie Hr. v. Hormayr unser deutsches Wort „Niemandem zu Lieb und Niemandem zu Leid" in seinen neuern Schriften ausgelegt hat, und beabsichtigen jetzt nicht zu wiederholen was sich gegen die Behandlung sagen läßt welche die östreichischen Zustände und Fürsten seit einer Reihe von Jahren von ihm erhalten haben. Wir meinen keineswegs, daß der Schreiber der Geschichte seine ganze Persönlichkeit vergessen soll, am wenigsten würde Dies den Hormayr'schen Büchern anstehen, die doch mehr oder weniger den Charakter memoirenartiger Darstellungen tragen; aber es darf nicht eine zu starke Absichtlichkeit hervorleuchten, und eine, gerade unserm Verf. im hohen Grade zu Gebote stehende, Anhäufung von Thatsachen welche den Uneingeweihten blenden und zu voreiligen Urtheilen hinüberziehen müssen. Dazu ist aber auch in diesen beiden Bänden der „Anemonen" der Weg angebahnt. Hr. v. Hormayr mag immerhin im östreichischen Staatsdienste schlecht behan-

delt sein und Undank als Lohn für vieljährige Anstrengungen empfangen haben. Dies durfte ihn aber doch nicht zu einer so bittern Darstellung fast aller östreichischen Zustände (einzelne Ausnahmen werden wir weiter unten gewissenhaft verzeichnen) bewegen, es mußte namentlich die alte Stammeseifersucht zweier deutschen Völkerschaften nicht so geflissentlich in einer Zeit aufgeregt werden, wo man der deutschen Eintracht bedeutende Opfer zu bringen entschlossen ist. Denn nicht blos Zollstätten und Einfuhrverbote entfremden die gegenseitigen Gemüther, auch das gedruckte Wort, besonders in den Schriften eines Mannes von anerkannter Gelehrsamkeit, findet Eingang und bethört eben um dieses Mannes willen so Manchen dem es an eigener Einsicht in die deutschen Zustände vergangener Jahrhunderte fehlt.

Von jeder Art der Auffassung unsers Verf. mögen nun einige Beispiele folgen, wie sie sich beim Durchlesen der Bände einem Jeden darbieten. So bemüht sich Hr. v. Hormayr gleich zu Anfang des dritten Bands wie schon in den frühern Bänden und in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" die „obligat gewordene, deutschthümliche Heuchelei" aufzudecken, als ob Baiern jemals eine undeutsche Hinneigung zu Frankreich gezeigt habe; es würde vielmehr ohne den vom Verf. wiederholt gepriesenen Kurfürsten Maximilian I. gar kein deutsches Haus Oestreich mehr geben. In der ausführlichen bairischen Geschichte im vierten Bande heißt es von Herzog Ludwig dem Strengen von Oberbaiern: „Wo es immer das Unrecht und die Größe seines Hauses galt, war Ludwig fortan die perennirende Dupe eines viel größern und bessern Mannes, Rudolf's von Habsburg", ja es wird dem Letztern fast als Unrecht ausgelegt, daß er den Herzog für sich durch die Hand seiner Tochter Mechtild gewann, und weiter unten zum Vorwurf gemacht, daß er Ludwig dem Strengen die „zweischneidige Gunst" erwiesen habe zwischen seinen Söhnen zweiter und dritter Ehe abermals theilen zu dürfen, um eine Gleichheit in der Erbportion herstellen zu können. „Das war", sagt der Verf., „ein wahrer Zwietrachtsapfel und Giftrock des Nessus, der Anlaß unzähliger blutiger Zwiste und der Hauptgrund alles über Wittelsbach gekommenen Unheils und der folgenreichsten bedenklichsten Rückschritte in der Folgezeit." Demnach wäre also eigentlich Rudolf von Habsburg der Stifter der unseligen, langdauernden Zwietracht zwischen den Linien des Wittelsbach'schen Hauses! Die Losreißung Tirols von Baiern nach dem Tode des Grafen Meinhard am 13. Jan. 1363 und die rasche Abdication der Gräfin Margaretha wenige Tage darauf zu Gunsten der habsburgischen Erzherzöge, heißt ein ebenso urkundlich handgreifliches Unrecht von Seiten Oestreichs als die spätern Vergewaltigungen durch den Kölner Spruch mit Kufstein, Rattenberg und andern Avulsen (1505), durch den Teschener Frieden mit dem Innviertel (1779), durch die unaufhörlich nachfolgenden Tauschprojecte (1784, 1792, 1802) und die geheimen Artikel von Campoformio (1798). Ferner wird nicht übergangen, wie oft Oestreich versucht habe bairische Truppen in der Treue gegen ihren Landesherrn wankend zu machen, und wie empörend während der zehnjährigen Besetzung des Baiernlandes in demselben von den Oestreichern gehaust sei. Ein damals erlassenes Patent Joseph's I. vom 20. Dec. 1705 nennt Hr. v. Hormayr „Eingebung einer lächerlichen Wuth", und theilt daraus folgende Stellen mit: es seien alle Baiern der beleidigten Majestät der Allerhöchsten Person Joseph's I., als des ihnen von Gott vorgesetzten, alleinigen, rechtmäßigen Landesherrn, schuldig und daher ohne Weiteres mit dem Strange vom Leben zum Tode zu richten. Nur aus allerhöchster Clemenz und landesväterlicher Mildigkeit werde verordnet, daß allezeit 15 zu 15 ums Leben spielen und Jener auf den das Loos fällt im Angesicht der Andern aufgehängt werden soll. Dagegen aber müsse von diesem Loose abgesehen, aus jedem Gerichtsbezirk ein Bösewicht hergenommen und ohne Loos hingerichtet werden. Von den Bürgern sei nicht der funfzehnte, sondern der zehnte Mann, oder wenn deren nicht genug der fünfte Mann aufzuhängen, die tauglichen Bürger unters Militair zu stecken, die übrigen auf ewig Baierns und der Oberpfalz zu verweisen und all ihre Habe zum Fiscus einzuziehen.

Bei diesem Patente geben wir nur zu bedenken, ob sich dies nicht sowol auf die Besitznahme Baierns im Allgemeinen, wie es nach dem Zusammenhange bei unserm Verf. vermuthet werden muß, bezieht, als vielmehr auf den Aufstand Pliganser's im Oct. 1705, welcher durch ähnliche blutige Maßregeln gedämpft und erstickt wurde. Namentlich ist Dies von den Bürgern und Landleuten bekannt die dem Metzger Kraus in Kelheim bei seiner Ueberrumpelung der Stadt gefolgt waren, wobei Menzel („Neuere Geschichte der Deutschen", IX, 406) bemerkt, daß 80 Jahre früher der bairische Statthalter Herbersdorf in Oberöstreich dieselbe Barbarei ausgeübt habe. Ebenso wenig ist von Hrn. v. Hormayr nur angedeutet, daß der bairische Adel und die Geistlichkeit sich bei jener östreichischen Besitznahme ohne Weiteres und sogar gern dem Willen des Kaisers gefügt hatten. Oder wollte der Verf. Dies etwa durch die bedauernden Worte bezeichnen, daß Max Emanuel von Baiern und sein Sohn Karl VII. keine einzige, im Rathe oder im Felde bedeutende Natur zur Seite gehabt hätten? „Sonst wäre ein anderes Baiern, ein anderes Deutschland, auch wol ein anderes Europa." Das ist in der That ein Patriotismus der an rhetorische Tiraden streift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tendenz-Literatur.

1. Aus dem Kloster. Eine Spanne Menschenleben von Heinrich Bode. Zwei Bände. Leipzig, Gerhard. 1847. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schilderungen die der Verf. von seinem Aufenthalte in dem Institute des Jesuitenordens entwirft nennt er „eine Spanne Menschenleben", weil sie einen Abschnitt aus seinem Leben, einen Uebergang seiner Entwickelungsperiode bilden. Er hat es sich

zur Aufgabe gestellt ein möglichst treues, in den kleinsten Einzelheiten wiedergegebenes Bild der Hauptstadien des Jesuitenordens zu liefern, und in der That ist Dies ihm auch, was namentlich die ersten vorbereitenden Stufen zur Entwickelung und Ausbildung des jesuitischen Geistes anlangt, vollständig gelungen, während er von der eigentlichen tief eingreifenden Wirkung welche diese Ordensmänner, nachdem sie die Lehrjahre überstanden haben und zu Meistern geworden sind, auf ihre Umgebung und die öffentlichen Verhältnisse ausüben, nur wenig oder gar keine Kenntniß zu haben scheint, oder diese Wirkung so gering anschlägt, daß er sie vollständig zu übergehen sich berechtigt hielt. In letzterer Ansicht wird Ref. besonders dadurch bestätigt, daß der Verf. am Ende des zweiten Bandes sagt: „Man irrt wenn man annimmt — und gewiß ist man meistenorts von der übertriebenen Furchtsamkeit zurückgekommen —, daß die Jesuiten, hier also die nach außen wirkenden Priester des Ordens, eine rege, sich in Alles drängende, überall ihren geheimen Einfluß sendende Gesellschaft sind, welche stets auf der Lauer nach Gewinn und Proselyten liegen. Im Gegentheil, sie sind unscheinbar, drängen sich wenig auf, jagen keiner Persönlichkeit, keinem Gewinnste, keiner Auszeichnung nach, sondern beobachten stets eine gewisse Zurückgezogenheit, ein stilles Benehmen, das selbst bei erbetenem Rathe denselben Rang ertheilt, und nur in Leistung von religiösen oder pädagogischen Diensten überaus willfährig ist."

Der Verf. scheint sich durch seinen längern Aufenthalt unter den Jesuiten, vielleicht auch durch persönliche Beziehungen zu einzelnen Mitgliedern, eine etwas zu milde Form des Urtheils angeeignet zu haben. Es mag zwar wahr sein, daß die Jesuiten sich nicht aufdrängen: sie treten leise auf; aber immer haben sie hierbei ihr Ziel im Auge, das, weil sie es nun einmal nicht im Sturm- und Siegerschritt erlangen können, erschlichen werden muß. Ihr Verhalten ist nur eine Nothwendigkeit, ein Resultat des Mistrauens und der scharfen Beobachtung das man andererseits ihnen entgegensetzt; sie wollen die Gegner einschläfern, sicher machen, um dann ebenso rasch und entschlossen zu handeln als sie vorher zurückgezogen erschienen. Nehme man nur die letzten Ereignisse in der Schweiz, so wird gewiß Nimand im Stande sein zu sagen, die Jesuiten seien still, zurückgezogen oder wol gar blöd gewesen. Das Hauptstadium in der Entwickelungsgeschichte des Jesuiten, wo dieser anfängt zu wirken, nach außen hin die tief eingeprägten Lehren, Grundsätze und Gesinnungen zu verbreiten, ist im vorliegenden Buche nur oberflächlich berührt; dagegen ist die Mittheilung über die Novizen und Scholaren vollständig genügend, und zwar so lebendig und so frisch dargestellt, daß man ein getreues Bild dieses Abschnitts aus dem Leben eines Jesuiten erhält, deutlich sieht wie der Verf. Herr seines Stoffs ist, und wie tief ihn dieser in seinen innersten Seelenfasern erfaßt hat. Es muß Erstaunen erregen, mit welcher Consequenz, mit welcher Härte und psychologischen Schärfe die Lehren und Vorschriften der Jesuiten für ihre Novizen und Scholaren entworfen sind, ganz darauf berechnet den freien selbständigen Geist in dem Menschen zu ersticken, jeden Gedanken der nicht in ihrem Systeme Platz greift zu entwurzeln, und so den jungen Leib zu einem Leichname in der Hand seines Vorgesetzten zu machen.

Der Verf. führt uns zuerst nach St.-Acheul, einer Residenz, d. i. einem Aufenthaltsort für die Priester welche durch Ablegung der zweiten Gelübde der Gesellschaft als berechtigte Mitglieder angehören; eine Residenz darf Güter besitzen und erwerben, während die Bewohner der Profeßhäuser, welche die eigentlichen Wissenden des Ordens, denen die innere Leitung und Verwesung, das höhere Lehramt und die bedeutendsten Posten anvertraut sind, von Almosen leben sollen. Seminar dagegen, die letzte Classe der Häuser, wird der Aufenthaltsort derjenigen noch unberechtigten Glieder des Ordens genannt die sich mit dem Studium der Theologie beschäftigen. Haus nennt man die feste Wohnung einzelner Priester an einem Orte, oder ein Ableger eines Residenzhauses, dem noch nicht genug Wichtigkeit und Personenmenge innewohnt um die übliche Hausordnung der Verwaltung einzuführen. Mission heißt der Aufenthalt eines oder einiger Mitglieder an einem Orte, wo die Fortdauer der Niederlassung nicht verbürgt ist oder nur zeitweilig nothwendig erscheint. Die Schilderungen des Verf., die über das Leben in St.-Acheul gegeben werden, sind ungemein lebendig und frisch, und ganz geeignet uns einen tiefen Blick in die innere Maschinerie des Ordens und seiner Disciplin thun zu lassen, um dann zu erkennen, auf welchem geschlossenen Systeme, auf welcher genau und scharf berechneten Grundlage das Ganze ruht, zugleich aber auch, um uns unabänderlich und unverwüstlich die Ueberzeugung aufzudrängen, daß der Geist der hier herrscht mit dem freien Menschengeiste im Widerspruche steht, und daß alle Regeln nur darauf berechnet sind „die menschlichen Gefühle und Gedanken zu vernichten, und an ihre Stelle den Fanatismus eines von Staat und Familie losgeschälten priesterlichen Egoismus aufzupflanzen". Vor Allem gewähren zur Begründung eines solchen Urtheils die sogenannten exercitia spiritualia — deren Schilderung der beste Theil des ganzen Buches ausmacht — eine treffliche Grundlage. Der Verf. sagt von diesen: „In Wahrheit gibt es kein anderes Mittel das so geeignet wäre einen höchsten Grad von Schwärmerei und fieberhaftem Hinschwelgen in dumpfer Träumerei zu erzeugen als die geistlichen Uebungen. Sie sind eine Reihenfolge von Betrachtungen über biblische Stoffe, welche so zusammengelesen sind, daß sie eine Art System von biblischer Philosophie bilden, welches jedoch Alles ausschließt was nicht dem einseitigen Zweck zerknirschter Buße und willenloser Ergebung entspricht." Diese Uebungen dauern vier Wochen. „Schon die erste Woche", sagt der Verf., „mit allem dem Entsetzlichen reicht hin um ein Ausschweifen der Einbildung herbeizuführen, und aus dem Bestreben sich den Stoff stets in höchster Lebendigkeit zu versinnlichen ist nicht weit zu der festen Einbildung, daß man das Vorgestellte in der That sehe. Es gehört nur eine lebhafte, feurige Phantasie dazu, so träumt man im wachen Zustande, oder richtiger in dem Hinbrüten der geistlichen Betrachtungen mit der größten Wahrscheinlichkeit der wirklichen Erscheinung."

Ueber die ganze Lebens- und Unterrichtsweise bei den Jesuiten finden sich im vorliegenden Buche treffliche Aufschlüsse, die gewiß jeden Leser anziehen werden. Um noch einen Beweis zu geben, bis zu welchem spielenden Formelwesen das Gebet benutzt wird, wollen wir hier erwähnen, daß in den Erholungsstunden, wo es den Novizen erlaubt ist Billard und Domino zu spielen, um — Ave Maria gespielt wird. Wer verliert ist nämlich verpflichtet sogleich nach entschiedener Partie niederzuknien und ein Ave Maria zu sprechen, welches dem Gewinner angerechnet wird. Zum Schlusse wollen wir noch eine Stelle, die besonders bemerkenswerth erscheint, aus einem Buche anführen das gewiß viele aufmerksame Leser finden wird: „Die Geschichte ist längst klar über die Jesuiten geworden, und weiß, daß sie keine Bande von versteckten Sündern und Mördern waren; allein sie hat auch eingesehen, daß ein gefährlicher Kern in dem Gesetzbuche steckt, welches ihren Orden regiert, die Feindseligkeit gegen die Wissenschaft, gegen die Freiheit, und man möchte die Zeiten nicht wiederkehren sehen, wo der vorgerückte Geist auf die Folter gespannt, und um des Glaubens willen Länder unter Blut gesetzt wurden. Darum greifen den Orden alle Vertreter der berechtigten Menschheit an."

2. Ein deutscher Michel vor hundert Jahren und der deutsche Michel von Heute. Ein Lebensbild von H. E. R. Belani. Leipzig, Fritzsche. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. hat in zwei Erzählungen ein Bild des deutschen Michel zu entwerfen gesucht; und zwar spielt die erste Novelle zur Zeit Friedrich Wilhelm's I., die zweite in unserer Zeit und mit Personen die zum Theil selbst dem Namen nach

bekannt sein werden. Wenn es in der ersten Erzählung Aufgabe des Verf. war die gute alte Zopfzeit mit ihren lehnsherrlichen Standesvorrechten, mit dem Stockregimente und der Herrschaft einer energischen Willkür zu schildern, so hat er in der Novelle „Der Michel von Heute" verschiedene Auswüchse der modernen Zeit in der Person seines Helden vereinigt, der aber nicht wie jener der Zopfzeit das Portépée vom König erhält, und in der Wachtparade auf Avancement fortdient, nachdem seine Geliebte, eine Fischerstochter, in den Adelstand erhoben worden ist, sondern in Noth und Kummer als Assessor mit Diäten stirbt, während er gerade zum Rath ernannt ist, und nachdem bereits schon längst seine Geliebte an der Lungenschwindsucht, durch Kummer und angestrengte Arbeit herbeigeführt, verschieden war. Der Michel von Heute enthält allerdings manche treffende Züge aus der Zeit, vereinigt in sich manche satirische Beziehung auf gegenwärtige Zustände, ohne darum doch ein wahres lebendiges Bild uns bieten zu können; der ganze Charakter sieht so gemacht aus, man sieht es ihm an, wie mit Gewalt von allen Seiten die verschiedensten Richtungen herbeigeholt sind, um ihn zu einem Mittelpunkte zu machen. Allein es fehlt der Erzählung die wahre innere Einheit, die Eigenschaften sind nur äußerlich auf den Charakter übertragen, und die ganze Darstellung, namentlich wo sie das politische und sociale Gebiet bestreicht, läßt kalt; dagegen sind einzelne Partien, namentlich gegen das Ende, wo das Leben Michel's als Referendar, Actuar und gehaltloser Assessor geschildert ist, nicht ohne Frische und natürliche Wahrheit. Im Ganzen aber ist die Betrachtungsweise und Schilderung des Verf. äußerlich und ohne besondere Tiefe; die Erscheinungen sind von dem historischen Boden losgetrennt, man sieht nicht den Zusammenhang ein den sie unter sich haben, und wie sie nur als das Product der Zeit so und nicht anders werden können, und vor Allem vermißt man den höhern sittlichen Gedanken, der uns aufrecht erhalten soll und muß, nachdem in dem Bilde fast alle Richtungen der Zeit erniedrigt und lächerlich gemacht sind, und ein Bild vor unsern Blicken aufgerollt ist, in welchem jegliches höhere Streben in Egoismus und Materialismus versunken und verloren gegangen ist. Das Lebensbild ist hiernach nicht eigentlich eine getreue, wahre, tiefe Auffassung des Lebens und seiner Verhältnisse, versinnlicht an concreten Figuren, sondern mehr ein zur Caricatur ausgezogenes, in Einzelheiten befangenes Bild einzelner übertriebenen Richtungen der Zeit. Deutlicher noch zeigt sich dieser Vorwurf in der Novelle aus der Zopfzeit, wo das historische Bild fast zur Farce auseinandergereckt ist, und die ganze Auffassung und Darstellung als höchst übertrieben und forcirt erscheinen muß. „Das waren andere Zeiten", sagt der Verf., „andere Sitten, und wenn unsere modernen Dramendichter und Romanschreiber Gutzkow und Lewald jene Zeit schildern, so umgehen sie gern solche markige Züge die unsere heutige verfeinerte Welt abscheulich finden würde. Aber hier kommt es nur darauf an, jene Zeit, wo sich der deutsche Michel Alles gefallen ließ, in ihrer nackten Wahrheit zu skizziren, und dazu gehören solche historisch wahre Züge, wenn sie auch unschön sind." Der Verf. legt ein zu großes Gewicht auf die einzelnen zufälligen Erscheinungen, und irrt sehr wenn er glaubt, daß man ein genaues Bild der Zeit erhalten könnte ohne daß man den allgemeinen Geist derselben vorher erfaßt hat, durch welchen allein die einzelnen markigen Züge erst ihren bedeutsamen Hintergrund erhalten. 11.

Ist die Pest ansteckend?

Die so oft schon beregte Frage, ob die Pest ansteckend oder nicht ansteckend sei, hat, obgleich sich mehr als ein verdienter Arzt die Erforschung ihres Wesens zu seiner Lebensaufgabe machte, immer noch keine genügende Erledigung gefunden. Die Gegensätze stehen sich ungeachtet aller Beobachtungen und Versuche ebenso schroff noch wie früher gegenüber, und man darf kaum hoffen den schon Jahrhunderte lang währenden Streit so bald geschlichtet zu sehen. Wie die Sachen jetzt stehen, kann keiner, auch nicht der gewichtigsten Autorität eine entscheidende Stimme eingeräumt werden. Wir fürchten, selbst das Votum welches jüngst die Pariser Akademie über diesen wichtigen Punkt abgegeben hat wird nicht im Stande sein den Ausschlag nach irgend einer Seite hin zu geben, obgleich dieses ausführliche Gutachten, schon um der Männer willen von denen es ausgeht, gewiß wissenschaftlichen Werth hat. Wir finden es niedergelegt in dem vor einiger Zeit veröffentlichten „**Rapport à l'Académie royale de médecine sur la peste et les quarantaines, fait au nom d'une commission, par le docteur *Prus***". Im J. 1844 wurde nämlich von Seiten der Königlichen Akademie der Medicin eine eigene Commission, welche aus Adelon, Bégin, Dubois, Dupuy, Ferrus, Londe, Mélier, Pariset, Poiseuille, Prus und Royer-Collard bestand, zur Beleuchtung dieser ganzen Frage niedergesetzt. Das Resultat der gepflogenen Verhandlungen, welche einen Zeitraum von 20 Monaten hindurch gewährt haben, lautet dahin, daß die Pest für keine ansteckende Krankheit zu halten ist. Wir können dem Berichte nicht in das Gewirr der wissenschaftlichen Beweisführung folgen, und wollen nur noch bemerken, daß die Mitglieder der betreffenden Commission unbeschadet ihrer Ueberzeugung von dem nicht contagiösen Charakter der Pest dennoch die bisher gegen die Uebergriffe dieser Krankheit angewandten Maßregeln nicht ohne Weiteres über den Haufen gestoßen wissen wollen, wennschon ihnen eine Verringerung des bisher üblichen Quarantainesatzes angemessen erscheint. 15.

Literarische Notiz.

Schweizergeschichte.

Die „Geschichte der Eidgenossenschaft" von Tillier hat in Deutschland im Ganzen keine allzu günstige Beurtheilung gefunden, obgleich sie im Grunde, da wir noch keine genügende Darstellung der Schweizergeschichte aufzuweisen haben, immer eines von den brauchbarern Werken welche diesen Gegenstand behandeln bleibt. Jetzt ist diese Schrift auch ins Französische übersetzt, eine Ehre die bekanntlich nicht vielen unserer historischen Werke zu Theil wird. Der Bearbeiter, A. Kramer, ist bei seiner Wahl im Ganzen auch wol weniger in Rücksicht auf absolute Vortrefflichkeit als durch den relativen Werth der Schrift, die durch diese Uebersetzung eine größere Verbreitung besonders in der französischen Schweiz finden dürfte, geleitet worden. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 10. —— 10. Januar 1848.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Dritter und vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Wenden wir uns jetzt zu einigen Stellen des Tadels über Oestreich, seine Fürsten, seine Feldherren und Minister. Die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs bietet dem Verf. zunächst Gelegenheit über die zweihundertjährige consequente Unterdrückung jeglicher Freiheit des Denkens, des Glaubens, der urkundlichen Rechte, der nationalen Sprache und Sitte ein bitteres Klagelied zu erheben und es auszusprechen, daß 1809 Oestreich in einem ähnlichen Zustande geistiger Ermattung gewesen sei als 1756, sodaß sich das Volk selbst durch einen Augenblick des alten, freudigen, jungfräulichen Selbstgefühls nicht habe so emporreißen lassen, daß nicht schnell die vollständigsten Niederlagen hätten erfolgen müssen. Auch wir wissen, daß Mangel an Einheit in den Operationen der einzelnen Feldherren und vielleicht die Besorgtheit Alles auf das Spiel zu setzen, damals die kühnsten Hoffnungen Deutschlands zertrümmert hat; aber wozu hier der herbe Spott über die Policeilluminationen mit bengalischem Feuer, rosenrothen Scheins, oder die blau angelaufenen Leute, da es den Oestreichern wahrlich nicht an redlicher Vaterlandsliebe fehlte, die ja Hr. v. Hormayr selbst früher so kräftig gelobt hat. Im Siebenjährigen Kriege nun, heißt es gleich darauf weiter, habe Friedrich II. in Wien selbst einen Verbündeten darin behalten, daß das Genie nur Anfeindung, die Intelligenz und die Charakterstärke keinen Curs fand, daß man es vor allen Dingen mied als der angreifende Theil zu erscheinen. „Jene sophistische Induction“, sagt der Verf. in einer der hierher gehörigen Stellen, „auf den hausbackenen gesunden Menschenverstand, als wäre Der der Aggresseur der zuerst marschirt und kanonirt, und nicht Der der den Krieg unausweichlich gemacht hat, ist aber dem Hause Lothringen schlimm heimgekommen.“ Daher wird selten Etwas auf östreichischer Seite während des Siebenjährigen Kriegs gelobt, Karl von Lothringen als der „allerliebste Herr Schwager Maria Theresia's“ verspottet und während der Schlacht bei Prag sogar als ein Sinnloser, Trunkener geschildert, ohne daß man erfährt woher der Verf. so anzügliche Nachrichten geschöpft habe. Freilich ist dieser Mangel an Quellennachweisung ein von uns bereits früher gerügter Fehler in den „Anemonen“. Ueber den Feldmarschall Daun schwankt das Urtheil zwischen Lob und Tadel, er sowol als Traun waren kenntnißreich, vorsichtig, persönlich tapfer; Daun hatte zu viel Schwefeläther des bas empire im Leibe, Traun aber gar keinen, vielmehr die ganze ironische Trockenheit seines Meisters, Guido Starhemberg. Haugwitz heißt ein spanischer Reiter gegen die Wirren der Unordnung u. s. w., die Nachrichten und Urtheile über den Fürsten Kaunitz enthalten nur Ergänzungen und Wiederholungen zu der meisterhaften Charakteristik desselben im ersten Bande der „Lebensbilder“.

Eine zweite Gruppe von Schilderungen einzelner Vorgänge und Personen bilden die Aeußerungen über die schlechte Verwaltung des östreichischen Staats, über Absolutismus und Ultramontanismus, namentlich über das gewaltige, jede freie Regung erstickende Regiment der Jesuiten, jedoch mit besonderer Hervorhebung der unerschöpften und wenig beachteten Kräfte einzelner Provinzen und namentlich der altgläubigen südlichen Grenzvölker. Die Geschichten der Kroaten, Krainer, Waresdiner u. s. w. sind auf das beste beschrieben, und manches hervorragende Adelsgeschlecht, z. B. die Auersberg, mit jener Anschaulichkeit geschildert die man aus ähnlichen Schriften des Hrn. v. Hormayr kennt. Ein um so allgemeinerer Tadel trifft dafür den östreichischen Hofkriegsrath und seine die besten Feldherren einschürenden Maßregeln, wobei denn auch Lascy's Militairreformen und sein großes Talent im Organisiren, die Anlegung militairischer Schulen und Bildungsanstalten, die Invalidenhäuser und die ruhmwürdige Sorgfalt Maria Theresia's, einer mater castrorum, endlich die Stiftung des militairischen Maria-Theresienordens besprochen werden und das Lob nach Verdienst gespendet ist, wennschon dasselbe sich hier und da in einen Haken abbiegt. Wir würden ferner ungerecht gegen unsern Verf. sein, wenn wir hier nicht anmerken wollten, daß die Wiedererweckung der Wissenschaften und die Namen der unter Karl VI. und Maria Theresia ausgezeichneten Gelehrten ihre rühmliche Erwähnung empfangen haben, als der berühmte Swieten, Riegger, Sonnenfels, Gottfr. Bessel, Eckhel u. A., ja, wie feind Hr. v. Hormayr auch den

östreichischen Jesuiten ist, so verweilt er doch gern bei den begabten Männern welche aus den Mitgliedern dieses Ordens für Kunst und Wissenschaft Großes geleistet haben. Aber nur ein Dichter, Denis, ist unter ihnen gewesen.

Eine dritte Ursache der Verrottung östreichischer Zustände im 17. und 18. Jahrhundert und eine Rechtfertigung seines Tadels findet der Verf. in der bodenlosen Schlechtigkeit mit der „Kriegshandwerker und patentisirte Räuber" ohne Feldherrntalent und Ansehen ihr Amt verwaltet haben. Mit Lazarus Schwendi war die alte Heldenschule Karl's V. ausgestorben. An ihre Stelle traten Feigheit und Verrätherei, Artilleristen ließen sich erkaufen um die Basteien Wiens zu sprengen, Feldherren aus den ersten Familien wurden schmählich hingerichtet, Offiziere auf Wiens Hauptplätzen geviertheilt und vor seinen Thoren gespießt, das Althann'sche, das Moosberg'sche Regiment, die meuterischen Besatzungen von Pape, Kleinkomorn, Gran decimirt, die Rädelsführer lebendig eingegraben und nach ihren Köpfen gekegelt, die ungarischen Nationalhelden, vor Allen jenes Scipionengeschlecht der Zrinyi, von den deutschen Generalen angefeindet, verleumdet, im Stiche gelassen, wälsche Wüthriche, wie Basta und Belgiojoso, führten weit wilder den Krieg gegen die Ungarn als gegen die Türken. Solcher Sündenregister ließen sich noch manche ähnliche anführen, sowie allerhand Ehrentitel und starke Ausdrücke, mit denen der Verf. sehr freigebig ist. Fecit indignatio versum. So nennt er Wallenstein einen „convertirten Glückspilz", den Kurfürsten Karl Theodor von Baiern einen „wiener Hampelmann", den Pater Frank einen „unverbrennlichen Gewissenspflasterschmierer", und spart auch bei den nicht östreichischen Angelegenheiten ebenso wenig seine kecken, mitunter sehr originellen Urtheile. Die Pompadour heißt mehrmals die Königshure, ihr Liebling Soubise ein „Laffe", die Russen bei Zorndorf werden „Eisbrecher" genannt und Peter's III. holsteinische Leibwache seine „Sardellen", Katharina's II. Gesandter Saldern in Warschau aber die Composition „eines holsteinischen Bauern von vierschrötiger Roheit und der Pedanterie eines deutschen Ludimagister", und vor den „Südgelüsten" und „gierigen Fäusten" wird eine ernsthafte Verwahrung eingelegt. Ueberall hat Hr. v. Hormayr sich als einen entschiedenen Widersacher der russischen Nation gezeigt, aber in der Aufzählung russischer Regentenmorde Manches gesagt, wozu ihm eine streng historische Beglaubigung schwer fallen dürfte.

Die letzte unter den von uns aufzuführenden Beschuldigungen, die „wie Keulenschläge" auf den „Helm Oestreichs" fallen sollen, erhebt der Verf. über das Benehmen dieser Macht gegen Baiern im Bairischen Erbfolgekriege und bei den Tauschverhandlungen über dasselbe Land. Diese Verhältnisse bilden den dritten Abschnitt unter den drei großen Abschnitten, von denen die beiden andern den Siebenjährigen Krieg und die Theilung Polens umfassen. Ueber diese werden noch einige Worte zu sagen sein.

Von den bairischen Händeln im vorigen Jahrhundert hat, streng genommen, Hr. v. Hormayr nach den Schriften eines Dohm, Görz, Zschokke u. A. nichts bisher Unbekanntes gesagt, ist auch, so viel wir bemerken konnten, nicht auf neuere Bücher, wie auf Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts", eingegangen. Eine solche Benutzung von Werken aus den letzten zehn Jahren wird man überhaupt bei diesem Verf. vergebens suchen, wodurch sowie durch einige Stellen in beiden Bänden wir auf die Vermuthung gerathen sind, als habe der größte Theil derselben schon seit Jahren druckfertig gelegen. Indeß wird man in der lebhaften und durch anziehende Einzelheiten gehobenen Darstellung gern die Verhältnisse Baierns und des Wittelsbach'schen Hauses bei sich vorübergehen lassen, die Schicksale des Landes im Spanischen Erbfolgekriege, den Frieden zu Füssen, die Erneuerung und Vervollständigung der bairischen Hausverträge durch Maximilian Joseph, dem troß der schlechten Verwaltung in seinem Leben die treue Liebe der Baiern und nach seinem Tode ein großer, rührender Schmerz gefolgt war, zuletzt die traurige Schwäche Karl Theodor's, seinen Harem und seine Verkäuflichkeit an Oestreich. „Was würde wol", ruft der Verf. aus, „der mit Recht vielgepriesene Lykurgische erste Maximilian empfunden haben, wäre sein Schatten inmitten dieses brezenheimisch-schenkisch-leiningisch-castell-oberdorfisch-bettschardischen, irregulairen Polygons erschienen!" Die folgende Erzählung schildert die östreichischen Vergrößerungspläne, die Verbindung altbairischer Patrioten, eines Lori, Hofenfels, Esebeck, Obermayer, André, Kennedy u. A. unter der Aegide der geistreichen Herzogin Clemens, das Einschreiten Friedrich's II., des „königlichen Heldengreises", den der Verf. mit dem höchsten Lobe feiert, die Begebenheiten des Bairischen Erbfolgekriegs bis zu Thugut's Vermittelung im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia und zum Abschlusse des Teschener Friedens. Daß in dieser ganzen Darstellung der Verf. sich durchaus auf bairische Seite gestellt und östreichische Ansprüche gar nicht anerkannt hat lag in seiner ganzen Denkungsweise, ist aber hier auch durchaus der Wahrheit und Gerechtigkeit angemessen. Wir haben Dies um so mehr anzumerken, weil erst in diesem Jahre das östreichische Verfahren einen warmen Anwalt in Hrn. Groß-Hoffinger gefunden hat, der in seiner Schrift „Geschichte Joseph's II." *) ohne Weiteres sagt, daß die Rechte des kaiserlichen Hofs auf Baiern ganz entschieden gewesen wären und die Bemühungen der Herzogin Clemens nichts Anderes als ein „fruchtbares Intriguengespinnst". Es genüge an dieser beiläufigen Erwähnung, denn sonst würden wir neben Hrn. v. Hormayr's gründlichem Buche der Groß-Hoffinger'schen Compilation gar nicht gedacht haben.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vergl. Nr. 317 d. Bl. f. 1847. D. Red.

Polemische Briefe von Arnold Ruge. Manheim, Grohe. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die briefliche Form ist bekanntlich auf mehren Gebieten der Literatur im Dienste der Bequemlichkeit, welche die Mühe der objectiven Darstellung scheut, schon öfter angewandt worden. Es gab eine Zeit, wo sie zu reinem Mittel herabgesunken war und als etwas Apartes Mode wurde. Romantischen, wissenschaftlichen, politischen Inhalt goß man in diese Form, die als eine unnütze Maskerade meist ebenso wenig selbständigen Werth hatte wie der Inhalt für den man sie gut genug erachtete. Einige mal ist diese Form jedoch mit innerer Nothwendigkeit und Selbständigkeit aufgetreten; wir weisen nur auf ihre vollendetste Erscheinung die „Junius-Briefe" hin; und da der Uebersetzer des Junius sie in ähnlicher Bedeutung aufgefaßt und vielfach zu ähnlichen Zwecken angewandt hat, müssen wir wol des allgemeinen Interesses an dieser Form wegen einen Augenblick bei ihr verweilen.

Das was sie zur öffentlichen Discussion so geeignet macht, ist von vornherein die größere Freiheit in der Darstellung, welche man bei ihr vergönnt und entschuldigt, und in Folge der rechten Anwendung derselben die größere Deutlichkeit und Popularität Dessen was brieflich verhandelt wird. Die Grenze darin läßt sich durch eine Analogie ganz wohl bestimmen. Die Briefform steht, wie der Vortrag vor einer gemischten Versammlung, in der Mitte zwischen Abhandlung und Conversation, an Beides darf gestreift, aber keins von Beidem mit dem selbständigen Charakter dieser Form verwechselt werden. Insofern erscheint dieselbe dem Autor, der sich uns diesmal in ihr vorstellt, besonders homogen; die Scherze, die Gemüthlichkeit und die Freiheit des Humors, die gelegentliche Derbheit des Ausdrucks, welche ein wesentliches Element in Ruge's schriftstellerischer Eigenthümlichkeit sind, können in wissenschaftlichen Darstellungen zuweilen nicht am rechten Orte scheinen; wem sie aber in diesen Briefen misfallen sollten, der muß doch wenigstens bekennen, daß sie wenn irgendwo sicher hier am ersten zu gestatten sind. Es handelt sich dann nur noch wesentlich darum: ob es im Interesse des Schriftstellers selbst liegen kann das Pathos für den Gegenstand durch die Art der Behandlung zu schwächen. Und Dies führt uns überhaupt auf einige Bemerkungen über den Stoff der in die briefliche Form paßt.

Kann das Pathos denn durch den Humor geschwächt werden? wird man vorerst noch fragen. Wenn die Freiheit unser Pathos ist, feiert sie dann nicht als vollendete Freiheit des Geistes und Gemüths einen Triumph, wenn der Humor den Menschen aus dem hochtrabenden Pathos erlöst, von dem früher unvermeidlichen Talar und Kothurn befreit, sodaß er nach Belieben aus ungetheiltestem Affect zum Witz und Spott übergehen kann? Zeigt der Freie nicht eben dadurch, daß Das was er noch heilig nennt für ihn nicht mehr die angebetete höhere Macht, sondern nur das frei von ihm selbst Erkannte und Gefühlte ist? Man muß Dies freilich in solcher Allgemeinheit bejahen; wer aber etwas Erfahrung hat, wird vor der Frivolität warnen zu welcher diese Freiheit leicht im Besondern ausartet. Bei Ruge ist Das nun nicht zu fürchten; keiner von den Männern der absoluten theoretischen Freiheit hat bekanntlich stärker gegen die Frivolität polemisirt als er; was er in dieser Beziehung in den „Jahrbüchern" über und gegen Heine schrieb, war der Anfang zu dem Bruch mit den mehr als frivolen berliner Freien. Der rechte Stoff für diesen Humor aber sind die Persönlichkeiten, welche lächerlich sind als schwankende und wunderlich modern aufgeputzte Revenants, und doch zugleich neben der Ironie und dem gutmüthigen Spott den Ernst und Zorn herausfodern, weil ihre Verkehrtheiten zum Theil Schlechtigkeiten sind, weil sie noch ein oft plumpes, aber darum nicht weniger niederdrückendes und wirkliches Gewicht in die Schale des Unsinns legen. Ihnen ist kaum anders beizukommen als mit dem beweglichen Humor, welcher der Dummheit zürnt, weil sie zugleich Tyrannei ist, und sich über die Tyrannei lustig macht, weil sie zugleich Dummheit ist. Diese Stimmung herrscht wechselnd in mehren der „Polemischen Briefe".

Wenn wir nun sagen, daß der Stoff der „Polemischen Briefe" die gesammte Bewegung der Gegenwart in Literatur und Leben ist, daß sie kämpfen in dem großen Krieg um die geistige und politische Befreiung, so leuchtet freilich gleich ein, daß die briefliche Form eine sehr passende Waffe ist, mit der man empfindliche Wunden versetzen und praktisch bedeutend wirken kann; die „Junius-Briefe" sind ein Beispiel von der Handhabung und den Wirkungen dieser Waffe. Und ebenso (da doch unser politischer Junius noch kein rechtes Terrain finden könnte und kein Public advertiser unverboten bleiben würde) ist es klar, daß in Hinsicht auf die theoretische Freiheit die Briefform wieder ein vortreffliches Mittel ist. Die feinern Verzweigungen der Principien, welche so leicht übersehen, die groben Irrthümer, welche so unglaublich oft ungestraft ausgesprochen werden, lassen sich in ihr trefflich aufdecken, widerlegen und in populairster Form depopularisiren. Aber freilich scheinen polemische Briefe dann auch einen nicht viel größern Anspruch auf dauernde, über den Tag und das Jahr hinausreichende Beachtung machen zu können als die Flugschriften, als die größern Artikel eines Journals. Man müßte sie dennoch deshalb schreiben, ebenso wie man sich von dem melancholisch-ephemeren Charakter einer Zeitung nicht abhalten lassen darf Gutes, Geistreiches, das ein besseres Schicksal verdiente, in diesen schnell vorbeirauschenden Strom zu werfen; indeß wird jeder Autor doch darauf denken auch diesen Producten irgendwie einen bleibenden Stempel aufzuprägen. Das kann geschehen durch die Classicität der Form im Allgemeinen, und dann durch die richtige Wahl des Gegenstandes. Die Stellung der angegriffenen Persönlichkeiten muß entweder historisch so bedeutend sein wie etwa die Derer welche der große englische Unbekannte für seine Gegenwart und für alle Erinnerung der Nachwelt vernichtet und gebrandmarkt hat; die Principien, die Intentionen, die Gedanken welche bekämpft werden, müssen innerlichst von den die Zeit bewegenden Nerven durchzuckt sein, oder noch besser, nur diese Nerven selbst müssen getroffen werden. Mit Einem Wort: solche Briefe müssen um die Ehre ringen eine den Memoiren, den poetischen und wissenschaftlichen Werken ebenbürtige Geschichtsquelle ihrer Zeit zu werden.

Hiermit haben wir den Gesichtspunkt gewonnen aus welchem das vorliegende Buch zu beurtheilen ist. Wenn die deutsche Lesewelt es mit dem historischen unbefangenen Sinne liest, der uns noch so sehr zu wünschen ist, so wird sie dem Verf. verzeihen, daß er auch jene Briefe die einst einen solchen Sturm des Hasses erregten in die Sammlung aufgenommen hat. Sie durften in der That nicht fehlen, denn in ihnen ist die wirkliche Stimmung der Bewegungsmänner in jener Zeit, als die öffentliche Discussion der Lebensfragen in Deutschland unmöglich gemacht schien, ausgesprochen: in aller Schärfe und darum in der ganzen Wahrheit haben die bittern Verzweiflungsgefühle ihren adäquaten Ausdruck erhalten. Und der gemüthliche Deutsche wird, wenn er einen mäßigen Sinn für die Freiheit hat, nicht ohne Genugthuung diesen Verlauf des Kampfes an sich vorübergehen lassen, da die „Versöhnung" und das „Aufbauen" so kurze Zeit nach dem „Verneinen und Zerstören" hervortreten: im J. 1841 die Kämpfe mit der Censur und dem Staat, in denen schon der Drang ist die letzten freundlich verhüllenden Formen abzustreifen; zwei Jahre später das schroffe Aussprechen des innerlich fast schon vollendeten Bruches in den Briefen welche in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern" erschienen; dann 1845 die Anerkennung und Vertheidigung der religiösen Bewegung, und endlich jetzt die Adresse an den preußischen Landtag, welche in der That das Aeußerste leistet und zugibt was die Conservativen von einem Radicalen nur irgend billigerweise verlangen können. Es ist zwar schon eine Consequenz des „humanen" Princips, daß man für jede Bewegung zur Freiheit in jeder Nation, also auch in Deutschland, Sympathie haben

muß; wer sich aber jemals von den Aeußerungen des Mismuths zu dem Glauben hatte verleiten lassen, daß der alte Burschenschafter „kein Herz für sein Volk" mehr habe, muß jetzt sein Anathema gegen den Vaterlandsverräther zurücknehmen.

Gehen wir nun zu dem Einzelnen über. Die „Sechs lächerlichen Briefe über das Lächerliche", welche als die der Zeit nach ersten Producte den Eingang bilden, sind durch ihren Inhalt durchaus nicht mit dem in den übrigen Briefen verarbeiteten Stoffe verwandt; doch sind sie zum Theil in der Form so sehr gelungen und so wirklich witzig geschrieben, daß man sie immerhin noch gern liest. Hr. Hofrath Stephan Schütze in Weimar, ihr Empfänger, wird darin auf eine sehr gutmüthige Weise angegriffen; und wenn irgendwo so war bei der schlüpfrigen und flüchtigen Natur gerade des Lächerlichen diese leichte und neckische Form, die niemals in den Abhandlungston zurückfällt, angebracht. Ein Beispiel mag genügen:

„Ew. Wohlgeboren haben sich seit längerer Zeit für das Lächerliche interessirt, also auch ohne Zweifel die Bemerkung gemacht, daß man sich bei Briefen über das Lächerliche von vornherein resigniren muß lächerliche Briefe zu schreiben. Der Gegenstand bringt es mit sich, daß man ihn auf jeden Fall zur Erscheinung bringt, wenn man über ihn schreibt, selbst wenn man 100 Meilen vorbeischießen sollte; dann nämlich an sich selbst."

Die nun folgende „Motivirte Correspondenz" ist in ziemlicher Vollständigkeit der Briefwechsel welcher zwischen dem Verf., dem Verleger der hallisch-deutschen „Jahrbücher", dem Censor derselben und verschiedenen höhern Behörden geführt ist. Von bleibenderm Interesse in dieser Correspondenz sind die Briefe an die letztern, in welchen unternommen ist die Bewegung der modernen Kritik des Staats und der Kirche unter Gesichtspunkte zu bringen die dem Minister und dem Kritiker gemeinsam wären. Es kann dabei nicht fehlen, daß mehr Nachdruck auf den guten Ruf des Staats als eines Staats der Intelligenz, und auf die Wichtigkeit, die vorhandenen und nicht wegzuschaffenden Conflicte wissenschaftlich ins Reine zu bringen, gelegt wird, als auf die bewußten Tendenzen und nothwendigen Consequenzen dieser Bewegung. Wer will daraus einen Vorwurf machen? Wenn der freie Politiker nicht umhinkann das größte Gewicht auf die politischen Formen der Freiheit zu legen, welche die Basis für das ganze Gebäude sind, welche eine erziehende Bedeutung für die geistige und gemüthliche Freiheit haben, so wird der freie Philosoph mit gleichem Recht hervorheben, daß diese politischen Formen keineswegs die erfüllte menschliche Freiheit sind; er wird den Nachdruck auf die geistige Befreiung legen, welche zu der Arbeit am großen Ganzen am besten befähige. Man muß dem Freien gestatten sich abwechselnd auf einen dieser beiden Standpunkte zu stellen, da dieselben sich theoretisch freilich durch den Begriff der Wechselwirkung vereinigen lassen, in der Praxis aber nothwendig sich trennen. Die Hauptstelle in dieser Beziehung ist folgende:

„Politisch sind die Consequenzen: der freie Mensch und die vernünftige Weltordnung in Staat und Geschichte sei die höchste Erscheinung des Göttlichen. Und hier fürchtet man nun Demokratie und Republik, als wenn die Philosophie diese Form ohne den freien Menschen, etwa in Schwyz und Uri, frei finden könnte, als wenn irgend ein Mensch, ohne geistig sich selbst zu befreien, also der blanke Pöbel wie ihn die Natur hoch oder niedrig erzeugt, frei sein könnte!"

Das „Sendschreiben an die Schriftsteller der literarischen Zeitung" ist eigentlich kein Brief, sondern ein Journalartikel, in welchem die Gegner nur zuweilen angeredet werden. Der „Briefwechsel von 1843" ist dagegen zu sehr wirklicher Briefwechsel, Gegenreden der Verzweiflung an Deutschland und der Hoffnung auf seine Erhebung; nicht mit dem Bewußtsein von der Bedeutung der polemischen Briefform geschrieben. Diese vollendet sich eigentlich nur so: daß zwei entgegengesetzte Anschauungen vollständig Gestalt gewinnen, und die betreffende Frage damit abgemacht ist; ein polemischer Brief muß sein Wiederaufnehmen des Themas zulassen.

Das deutsche Programm zu den „Deutsch-französischen Jahrbüchern" ist ein Programm, eine Rede, wenn man will, und fände noch unter andern Rubriken seinen Platz; indeß steht es auch hier ganz gut wegen seines Inhalts, und weil es ein Glied in der historischen Kette ist die sich durch das ganze Buch schlingt.

(Der Beschluß folgt.)

Ein neuer Roman von James.

Ein neuer Roman von G. P. R. James hat längst aufgehört eine Neuigkeit zu sein. Das aber ist neu an seinem „The castle of Ehrenstein; its lords, spiritual and temporal; its inhabitants, earthly and unearthly" (3 Bde., London 1847), daß der dritte Band anfängt womit in chronologischer Folge der Begebenheiten der erste, und dieser anfängt womit der dritte anfangen sollte. Die Sache an sich ist nicht neu, nur neu bei James, der bisher den dramatischen Kanon, daß die ganze Handlung sich auf der Bühne vor dem Zuschauer begeben müsse, in seinen Romanen beobachtet, und darin allerdings die Classicität eines „Tom Jones", „Don Quixote" oder „Gil Blas" für sich hat. Auch soll die Abweichung von seinem Grundsatze ihn nicht unbedingt tadeln. Wer so Viel und so schnell schreibt wie er, kann im Zuschnitte seines Stoffs nicht zu wählerisch sein, abgesehen daß etwas Varietät seinen Lesern und ihm selbst muthmaßlich gut thut. Jedenfalls entschuldigt ihn in „Schloß Ehrenstein" die Nothwendigkeit. Hätte er dem Leser gleich anfangs den Anfang seiner Geschichte gegeben, so war der Spaß aus. Statt Dessen läßt er ihn die Katastrophe ahnen und verwickelt ihn bis zu deren Eintritt in Irrgänge die außerdem eine schnurgerade Allee gewesen wären. Die Angel des Ganzen ist die Büberei eines deutschen Edelmanns welcher aus Gelüste nach dem Familiengute einen Anschlag gegen das Leben seines Bruders im Gelobten Lande entwirft. Weil der Bruder Weib und Kind hat, müssen natürlich auch diese sterben. Alles Dies hält er für geschehen als der Bruder mit Weib und Sohn erscheint und die Geschichte sich in ein Tableau auflöst. Einzelne Partien sind vortrefflich gearbeitet und die zahlreichen Personen mit allem Zubehör des Feudalwesens angethan: was den Roman einigermaßen in die höhere Geschichtssphäre hebt. Scenerie, Architektur, Costume und Sitten mögen ziemlich treu sein. Ebenso wenig fehlt es an charakteristischen Zeichen der Zeit und an Gewirr und Bewegung durchaus. 10.

Literarische Notiz aus England.

Zu Gunsten Irlands.

Irlands nie endende Hungersnoth, seine unaufhörlichen Parteistreitigkeiten, seine anscheinende Unfähigkeit sich selbst zu helfen, verbunden mit Vielem, Vielem mehr, müssen den Glauben begründen, daß Irland unrettbar verloren, zu ewigem Elende verflucht und verdammt sei. Gleichwol ist Das ein Irrthum. Es wird in Irland besser. Die von der Gesetzgebung unterstützten Regierungsmaßregeln der neuern Zeit äußern eine sich entschieden zum Bessern neigende Wirkung, und schon die Gewalt der Nachahmung hat in socialer Hinsicht das irische Leben zu etwas ganz Anderm gemacht als was es vor 60 oder 70 Jahren war. Die sicherste Art sich hiervon zu überzeugen ist eine Vergleichung von Irlands gegenwärtigen Gesellschaftszuständen mit den der zwei oder drei letzten Generationen, und ein treffliches Mittel dazu bietet das Buch eines irischen Schriftstellers unter dem Titel: „Sketches of Ireland sixty years ago" (Dublin 1847). Gefechte, gewaltsame Entführungen, Räubereien, Spielwuth und Trunkenheit, wie sie damals Regel waren, sind jetzt wenigstens nur Ausnahmen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1848.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Dritter und vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Die Theilung Polens im J. 1772 nennt unser Verf. am Schlusse des ersten Bandes „ein greuelvolles Ereigniß, einen Erisapfel, eine wahre Büchse der Pandora", und hat ihr auf den ersten 58 Seiten des zweiten Bandes eine längere Erzählung gewidmet. Auch hier liegt wieder in der Frische der Schilderungen, die mitunter zur Derbheit werden, und in den eingeschalteten Vergleichungen oder überraschenden Zusammenstellungen der größte Reiz; denn nach Dohm's historisch-politischer Beleuchtung des diplomatischen Theils dieser polnischen Geschichte, nach der umständlichen Darlegung der einzelnen Umstände der Theilung bei Manso, Ferrand, Rulhières und Raumer, und nach Hertzberg's publicistischen Staatsschriften waren keine neuen Forschungen anzustellen oder Thatsachen aufzuführen. Wir gedenken daher hier nur der Charakterskizzen der frühern polnischen Könige, der zweckmäßigen Bemerkungen über die Entwickelung der Reformation in Polen, der Erörterung über die feindlichen Richtungen zwischen Russen und Polen, als „einer die fata morgana des Panslawismus sehr verdunkelnden Wahrnehmung", der Wahrheit über Sobieski's Thaten vor Wien, wo der Polen Hülfe gar sehr überschätzt worden ist, indem der deutschen Hülfe das schönste Blatt in diesem Siegeskranz gebührt, und der schon früher in den „Anemonen" oft berührten Meinung, daß vieljähriges Unheil für Polen vermieden sein würde, wenn seine Königskrone an Brandenburg-Zollern statt an Sachsen gekommen wäre. Was nun aber den ersten Gedanken zur Theilung Polens betrifft, so erklärt der Verf., daß das oligarchisch-ochlokratische Conglomerat in Polen allerdings schlimm genug gewesen sei, aber nicht im mindesten die Schuld Derjenigen mindere welche die Verewigung der Anarchie als das trefflichste Mittel ansehen dort im Trüben zu fischen. Darin gebühre freilich Rußland eine „entsetzliche Proedrie". Hr. v. Hormayr hat hierin Recht; denn Polen verharrte durch Rußlands Schuld in der Anarchie, jede Besserung ward unmöglich und so die Theilung wesentlich befördert. Nicht minder wahr ist seine Zusammenstellung Katharina's und Maria Theresia's, der unbedingten Herrschlust der Erstern und der zögernden Gewissenhaftigkeit der Letztern, bis sie endlich Kaunitz überwand und dadurch zugleich seine Deferenz gegen das aufsteigende Gestirn Joseph's bezeigte, aber nur erst als er wußte, daß Oestreich und Preußen keine müßigen Zuschauer bleiben würden. Endlich loben wir es an unserm Verf., daß er es offen heraussagt, Friedrich II. habe aus der Noth eine Tugend für die Erhaltung seines Staats machen müssen, daß er es nicht verkennt, wie unbeliebt der König von Preußen in Paris, Wien und London gewesen sei und daß er demnach genöthigt war das achtjährige Bündniß mit Rußland schon 1764 zu schließen, dessen geheimer Artikel freilich den festen Entschluß zum Untergange Polens in sophistischen Wendungen prophezeite. Eine Reihe von Briefauszügen bestätigte diese Ansicht des Königs, die auch Raumer und Schlosser gebilligt haben, von denen der Letztere kurz und bestimmt sich in folgenden Worten ausdrückt:

> Wir halten es um so mehr für unfruchtbar über die Theilung Polens nach den armseligen Geheimnissen des Redens, Denkens, Schreibens der Cabinete zu forschen, da die offenbaren Thatsachen immer der einzige Boden sind auf dem wir fußen, und uns der Zustand Polens, die Erbärmlichkeit der königlichen Regierung und der Conföderirten, die Verlegenheit in welche Preußen und Oestreich durch die Siege der Russen in Polen und über die Türken gebracht wurden, ganz natürlich auf eine Theilung leiten. („Geschichte des 18. Jahrhunderts", III, 1, 236.)

Der von uns bezeichnete längere dritte Abschnitt, die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs, erregt wiederum durch die sinnvolle Aufmerksamkeit und gründliche Kenntniß, mit mächtiger Gedächtnißkraft verbunden, unsere große Theilnahme, wenn auch hier nach den Forschungen des verdienstvollen Preuß und den neuern Bereicherungen der preußischen Kriegsgeschichte wichtige Aufschlüsse nicht an den Tag gebracht werden konnten. Aber schon den Nichtpreußen hier voll warmer Bewunderung Friedrich's II. sprechen zu hören (z. B. III, 36, oder in der Vergleichung des an Allem so reich gesegneten Baiern mit dem Sande Brandenburgs, IV, 292) gewährt ein besonderes Vergnügen; denn die Sache der Oestreicher vertritt der Verf. keineswegs, wie schon aus den gleichlautenden Stellen in den frühern Bänden der „Anemonen" erinnerlich sein wird, noch viel weniger die der Franzosen und Russen. So gehen denn in farbenreichen Bildern die Schlachten bei Prag (mit uns bisher unbe-

kannten Einzelheiten), bei Kollin, bei Hochkirchen, bei Leuthen und Torgau in echter Siegesfreudigkeit eines Kämpfers aus jenen Tagen bei uns vorüber; die Noth und die Verheerungen des Kriegs sind in weiten Umrissen vor den Lesern entfaltet, und trotz der Großartigkeit des ganzen Gemäldes ist auch für ausgezeichnete Thaten und unbelohnten Heldenmuth Einzelner oder kleinerer Truppentheile Raum gewonnen. So wird auch die Einschließung der Sachsen bei Pirna mit gefühlvoller Theilnahme erzählt. Aber die Untersteckung derselben unter preußische Regimenter ist nicht beschönigt, sondern in Uebereinstimmung mit Menzel (a. a. O., XI, 235 fg.) geurtheilt, daß Friedrich den gemeinen Mann nicht der Anhänglichkeit an seinen Landesherrn und sein Vaterland über den geleisteten Kriegseid hinaus (der doch bei Pirna nur ein abgedrungener war) für fähig gehalten habe. Ebenso wenig wird das Prägen des schlechten Geldes oder das Falschmünzen, wie es geradezu genannt ist, in Schutz genommen; „es war dadurch die edle Erfindung gemacht Tausende von ruhigen und wohlhabenden, vom Kriege gar nicht berührten Menschen an den Bettelstab zu bringen und die geregeltsten Firmen in Bankrott zu stürzen" (III, 117). Aber daß Friedrich schon in den Jahren seiner Größe von der lebhaftesten Eifersucht auf jedes militairische Talent nicht freizusprechen gewesen sei, Das ist eine leicht hingeworfene Aeußerung des Hrn. v. Hormayr, für die er schwer einen Beweis würde führen können. Was er Eifersucht nennt, war nichts Anderes als die gerade von unserm Verf. so oft belobte Eigenthümlichkeit, daß Friedrich II. König sein wollte in seinem Heere, und da mochte dem damaligen Beobachter und Zeitgenossen (wir denken dabei z. B. an die Tagebücher des Grafen Henckel von Donnersmark) wol Manches als Eifersucht oder Misgunst erscheinen was der Geschichtschreiber unserer Tage aus einem höhern Gesichtspunkte und in Verbindung mit der Regenten- und Feldherrnweisheit Friedrich's überhaupt zu betrachten hat. Dagegen stellt sich Hr. v. Hormayr bei der Beurtheilung der Aussprüche Napoleon's über Friedrich II. auf die richtige Stufe und zeigt, daß seine Machtsprüche auf St.-Helena, die zu oft sich selbst widersprächen, den gesunden Menschenverstand nicht überzeugen können und daß Friedrich's und Napoleon's Kriegsführung nie und nirgend vergleichbar sei.

Friedrich's erhabene Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, ist durch beide Bände die Heldin des Verf. Ihre Frauenschönheit, ihre Gatten- und Mutterliebe, ihre Arbeitsamkeit, wahre Demuth und innige Ergebung, ihre Standhaftigkeit sowol im Unglück als wider die Uebergriffe der Hierarchie, ihre Gerechtigkeit und Milde, ihr kluges Benehmen zur glücklichen Vereinigung der so verschiedenartigen Bestandtheile ihres großen Reichs — alle diese Tugenden und noch andere wirken auf das wohlthätigste auf die Leser, denen sonst genug Grau in Grau geboten wird, und rechtfertigen den Wunsch des Verf., daß ihr Leben als ein Noth-, Hülfs- und Lesebuch in allen östreichischen Hütten und Palästen gelesen werden möchte. Bei so leuchtenden Vorzügen konnte derselbe auch ungescheut heraussagen, daß Maria Theresia ihre Fehler gehabt habe, weil kein Mensch ohne diese ist; daß zwar die persönliche Schmeichelei bei ihr keinen goldenen Boden gefunden, desto üppiger aber der Weizen der Tartufe gebläht habe; daß ihre Wohlthätigkeit oft verschwenderisch gewesen und daß ihr feines Gefühl für das Schickliche und für die Würde der Frauen sie zu dem Misgriffe verleitet habe die Sitten durch policeiliche Eingriffe und Keuschheitscommissionen bessern zu wollen oder manche Ehe blos durch Zwang oder durch Convenienz zu knüpfen. So schön und wahr auch alles Dies gesagt ist, so hätten wir doch von Hrn. v. Hormayr im Einzelnen noch mehr und noch Anziehenderes erwartet.

Ohne uns nun bei solchen Erwähnungen schon besprochener Gegenstände, von denen des Verf. Herz und Sinn erfüllt ist, länger aufzuhalten, wollen wir vielmehr noch einige Ausstellungen gegen Thatsachen erheben, die uns bei Hrn. v. Hormayr um so auffallender sind, je strenger er sich selbst in dieser Beziehung gegen Andere erwiesen hat. Wir finden nämlich die irrige Angabe, als habe Friedrich II. in der Schlacht bei Torgau den Grenadieren scherzend sein Giftfläschchen gezeigt, und müssen uns in der That wundern, daß der Verf. so beharrlich an der falschen Ueberlieferung über die Eröffnung des dresdener Archivs durch preußische Abgeordnete festhält, die wir bereits im zweiten Bande der „Anemonen" mit Berufung auf Preuß' urkundliche Darstellung in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1841, Nr. 59, 60) gerügt haben. Flüchtig ist ferner der Bericht über die Unerschrockenheit des preußischen Generals Wolfersdorf, nachdem er zur Uebergabe der Festung Torgau genöthigt war. Der General setzte nämlich nicht dem Prinzen von Stolberg „die Pistole auf die Brust", sondern hielt ihm nur mit ernsten Worten seinen Bruch der Capitulation vor, wie nach Bülow erst jetzt wieder der Verfasser des Buchs „Von einem deutschen Soldaten" erzählt hat. Wollte aber Hr. v. Hormayr jene geheimnißvolle häßliche Geschichte vom Hofe zu Dresden im J. 1777, bei welcher ein Hauptmann (nicht Oberst) d'Agdalo eine so unglückliche Rolle spielte, einmal berühren, so durfte er auch seinen Lesern um so weniger die vollständigsten gedruckten Nachrichten in Barthold's Commentar zu Casanova's Denkwürdigkeiten (II, 330 — 333) vorenthalten, da er ja selbst angibt, daß die angesehenern sächsischen Geschichtschreiber eine Erörterung aus leicht begreiflichen Gründen vermieden haben. In ähnlicher Weise hätte der Verf. die mehr als unwahrscheinliche Ueberlieferung nicht wiederholen dürfen, daß der breslauische Fürst-Bischof Graf Schaffgotsch sich den preußischen Schwarzen Adlerorden abgerissen und ihn mit Füßen getreten habe. Denn nach der quellen- und actenmäßigen Erzählung bei Menzel (a. a. O., XI, 329) kann diese Begebenheit nicht als historische Wahrheit angenommen werden, da alle urkundlichen Zeugnisse, die wol schwerlich in diesem schlim-

men Falle zurückgehalten worden wären, gänzlich fehlen, sondern nur für ein Volksgerücht gelten, das in der öffentlichen Meinung um so leichter seine Begründung fand und sich fortpflanzte, da man wußte, wie ungnädig Friedrich den Fürst-Bischof behandelt und ihn sogar mit dem Galgen bedroht hatte.

Die Ausstattung mit zahlreichen Urkunden fehlt auch den vorliegenden Bänden nicht. Der größere Theil des zweiten Bandes enthält eine Reihe von bairischen und östreichischen Staatsschriften über die Erbfolgestreitigkeiten zwischen beiden Höfen, die Friedensverhandlungen in den J. 1744 und 1745, die salzburgische Erzbischofswahl im J. 1744, sodann mehre Verfügungen Kaiser Karl's VII. und andere zur Geschichte seiner Regierung gehörige Stücke. Außerdem sind 18 genealogische Stammtafeln zur Verdeutlichung der Familienverhältnisse in den bedeutendern europäischen Staaten beigegeben, die für viele Leser eine sehr nützliche Hülfe sein werden, um sich in jenen verwandtschaftlichen Zuständen, bei denen der Verf. oft und gern verweilt, zurechtfinden zu können. 17.

Polemische Briefe von Arnold Ruge.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Jetzt beginnt eine Reihe von „Offenen Briefen zur Vertheidigung des Humanismus". Der erste darunter ist eine Antwort auf die Anklage des Staatsanwalts gegen das Buch „Zwei Jahre in Paris", gerichtet an den Präsidenten und die Räthe des berliner Obercensurgerichts. Dieser Brief ist ein Muster der polemischen Form, er ist meisterhaft in dieser Art. Wenn in dem Frühern der Kampf gegen die Censur theils einfach mit den Waffen der Vernunft, theils mit dem männlichen Zorn der unterdrückten, nach Lebensluft und Freiheit ringenden Partei geführt wurde, so hat Ruge hier jetzt eingesehen, daß es lächerlich sein würde jenen Ernst und Zorn noch jetzt gegen ein Institut aufzubieten welches selbst von den Regierungen nicht mehr ernstlich, sondern nur als ein temporairer Nothbehelf, so lange man keinen Muth zu der entschiedenen Einführung der Preßfreiheit haben zu dürfen glaubt, vertheidigt wird. Indem nun dieser Zustand des Schwankens eben in Preußen eine Gestalt gewonnen hat im Institut des Obercensurgerichts, wird dieser Uebergangsmoment hervorgehoben, in seiner wirklichen Unhaltbarkeit mit feiner superiörer Ironie kritisirt, und gleichsam für die Zukunft in Spiritus gesetzt. Nicht nur diese Ironie hat das langweilig gewordene abstracte Raisonnement ausgetrieben, sondern der Brief ist plastischer, künstlerischer, lebendiger geworden dadurch, daß er sich wirklich polemisch an die Repräsentanten jenes Uebergangszustandes wendet. Ruge hat das Glück gehabt in dem damaligen Staatsanwalt v. Lüderitz, welcher die Anklage verfaßte, einen Gegner zu finden der als Individuum vollkommen auf demselben Standpunkte der geistigen Bildung stand welchen das von ihm vertretene Institut in der politischen Bildungsgeschichte einnimmt; die Tendenz zur Freiheit ist nicht zu verkennen, und doch ist sie noch so wenig realisirt, daß diese Freiheitsform vielmehr das Mittel ist der wirklichen Freiheit entgegenzutreten. Einige Citate werden zeigen wie fein Dies hervorgehoben ist.

„Ihr Verfahren, Herr Präsident, hat eine Tendenz auf die Jury. Der Name Staatsanwalt, die Anklageform, die Auffoderung des Beklagten, und wenn auch nicht gerade des Beklagten, doch des Instruments mit dem er sich vergangen, des Buchhändlers, alles Dies gibt dem Obercensurgericht eine Tendenz auf das wahre Rechtsprechen durch eine Jury. Es fehlt freilich Ihrem Institute zur Vollendung des Schwurgerichts: daß die Mitglieder Gemeindeglieder, nicht besoldete Richter, sondern zu dem jedesmaligen Spruch gewählte Mitbürger (Peers) des Angeklagten wären; es fehlt wie die Einsetzung von Gemeinde wegen, so auch die öffentliche Verhandlung vor und in der Gemeinde; es fehlt endlich Ihrer Censur der rein theoretische Charakter, denn Sie verfügen und executiren zugleich eine Strafe. Man könnte also sagen, es fehle Ihrem Verfahren Alles wodurch es ein Gericht, und Alles wodurch es eine Censur würde."

Nachdem Dies noch mit gutmüthigem Witz ausgeführt ist, heißt es weiter: „Weil ich also in Ihrem Verfahren eine Tendenz auf das Richtige erblicke, und Dies gerade vermöge meiner Principien, in denen Sie eine Tendenz auf das Unrichtige sehen, so will ich es nicht für unmöglich halten, daß ich in meiner Gegenausführung gegen den Herrn Staatsanwalt Sie überzeuge."

Von diesem richtigen Standpunkte der „Tendenz" aus wird nun die ganze Anklageschrift beleuchtet. Sie ist sehr elegant, präcis, gebildet abgefaßt; „es begegnet mir", sagt der Angeklagte mit Recht, „daß der Staatsanwalt im Staate der Intelligenz mich besser versteht als die Volkstribunen in der Opposition." Und weiterhin: „Der Herr Staatsanwalt versteht den Humanismus, er nimmt ihn nicht an, wie die Preußen die politische Freiheit verstehen und sie ebenfalls nicht annehmen."

Die wahrhaft classische Anklage läßt sich wenig auf concrete Anwendungen ein, sie wendet sich nur gegen die Principien; so begegnet es ihr aber, daß die angeklagten Principien, eben weil sie in ihrem allgemeinsten Ausdruck gefaßt sind, sich in der Tendenz schon in Preußen selbst angebahnt finden, und dieser Widerspruch ist eine reiche Quelle der Ironie für den Vertheidiger.

„Der Herr Staatsanwalt beginnt damit als ein Volksanwalt aufzutreten, und endigt damit dem Volke das Richteramt über mein Buch zu entziehen."

„Wenn der Herr Staatsanwalt mir vorwirft: «ich verwürfe die Arbeit und Industrie, welche zu Privatzwecken ausgebeutet wird», so scheint er zu verstehen, ich verwürfe alle Industrie und alle Arbeit; oder ist der Herr Staatsanwalt, der doch selbst zu öffentlichen Zwecken arbeitete als er die Klage niederschrieb, gegen die Arbeit zu öffentlichen Zwecken?"

Aber nicht nur das Obercensurgericht und der Staatsanwalt, der vollendete Repräsentant der Bildung im absoluten Staate der Intelligenz, sind in jenem Widerspruche von Tendenz und Realisirung, von Prämissen und Consequenzen befangen, sondern auch in Bezug auf die gegenwärtige religiöse und politische Bildung findet sich derselbe Charakter des Widerspruchs und Uebergangs. Preußen vertheidigt das absolut monarchische Princip als Landesgrundgesetz; aber in den Gesetzen von 1806—13 ist eine wesentlich republikanische Tendenz; in den Verfassungsproclamationen ist die Berechtigung des Volkes im Staate ausgesprochen, und so läßt sich sagen, daß die Wahrheit des preußischen Staats von seinem Anwalte verleugnet wird, daß die verfolgten Freiheitsfoderungen nur die Consequenzen der Tendenz der Gesetze sind. Ebenso mit dem Christenthum. Das Christenthum tritt in der Geschichte ganz offenbar als eine Form des Humanismus auf, welche man nur vom Unwesentlichen zu reinigen und zu realisiren braucht um zu der socialen Gleichheit zu gelangen. Indem der christliche Staatsanwalt die letztere verfolgt, läßt sich also sagen, daß er das Unwesen des Christenthums gegen seine Wahrheit und sein Wesen in Schutz nimmt. Mit Einem Wort: die Stellung der Principien zeigt denselben Charakter wie die des betreffenden Instituts und des dasselbe vertretenden Individuums. Der polemische Brief, welcher in der leichten eleganten Form, die von freier Bildung verlangt wird, und mit der feinen Ironie, welche das Merkmal des siegreichen Bewußtseins ist, diese Conflicte rein, ohne ungehörige Nebenbeziehungen, ohne späterhin unverständlich werdende Einzelheiten darstellt, erfüllt demnach wesentlich die Ge-

seße seiner Formgattung, und ist ein prägnantes historisches Document zu nennen, in welchem mit künstlerischer Wahrheit ein wichtiger Moment der deutschen Entwickelungsgeschichte festgehalten ist.

An dieser ausführlichen Analyse eines der besten polemischen Briefe mag es genügen; der Raum erlaubt uns nicht in ähnlicher Weise auf das Uebrige einzugehen, wir geben nur noch kurz den Inhalt an.

In dem Briefwechsel mit W. Schulz und ähnlich in den Briefen aus dem literarischen Zürich werden Lanzen gebrochen mit den Romantikern der Freiheit, wie mit Schulz und Follen, welche hinter der philosophischen Bildung des Jahrhunderts zurückgeblieben sind und ihre Liebe zum Volk und zur Freiheit nicht geklärt und gereinigt haben. Sie gerathen daher in die wunderliche Stellung, daß sie die Mächte der Uncultur, weil sie noch populair sind, in Schuß nehmen gegen die Macht der Einen und ganzen Freiheit. Derselbe Standpunkt, nur mit dem Unterschiede, daß an die Stelle des revolutionnairen und demagogischen Freiheitspathos die Doctrinen des Philisterliberalismus getreten sind, wird in dem Briefe „An Magister Helbig" angegriffen. Dagegen erscheint der Kampf in dem Briefe an Prutz schon auf einer fortgeschrittenen Stufe, es ist nicht mehr die Romantik der Religion, sondern nur noch die der Nationalität, und zwar wesentlich im Interesse der sogenannten „praktischen Brauchbarkeit" und der Natur- und Volkspoesie, für welche Prutz zu Felde zieht. In Hinsicht auf Klarheit und Popularität ist dieser Brief einer der gelungensten.

Ein Gleiches läßt sich von dem ersten der „Drei Briefe über die deutsch-religiös-politische Bewegung" rühmen. In ihm wird so verständig, klar und ruhig anerkennend, wie kaum in einem andern Stück der hierüber so reichen Literatur, die Bedeutung der religiösen Bewegung auseinandergesetzt für Diejenigen welche sie von einem einseitig politischen Standpunkte aus verwerfen. Die Rückkehr aus dem Feldlager der Theorie, wo jede Bewegung nur mit dem Barometer der principiellen und bewußten Freiheitshöhe gemessen wurde und wird, in das Lager der Praxis hat hier den Markstein erreicht, über den man nicht hinausgehen darf ohne dem Princip untreu zu werden und die alten Mächte zum Dienst der neuen Zeit heraufzubeschwören; bis zu dem man aber auch fortgehen muß, wenn die Theorie nicht auf ihrer einsamen Höhe verbleiben soll, wo sie freilich über die unklaren Köpfe welche die Massen bewegen, aber auch über die Massen und über das Leben selbst erhaben ist, in todter und abgeschmackter Erhabenheit.

Ebenso ungefähr wird in „Drei Briefen über den Communismus" die Verständigung gesucht, nur mit dem Unterschiede, daß der Kampf gegen die falschen Theorien den Hauptinhalt bildet, und Das was in dieser Beziehung Anerkennendes zu sagen war kurz abgemacht wird.

Außerdem tragen noch einige kürzere Briefe einen mehr öffentlichen Charakter an sich. Es ist die „Adresse an die Opposition des vereinigten Landtags in Berlin", dann die humoristisch gehaltene „Dankadresse der liberalen Baiern an ihre Befreierin", und endlich das ironische „Gratulationsschreiben an die berliner Akademie", in welchem letztern dieser Körperschaft Glück gewünscht wird zur Ausstoßung des in Nordamerika zur Freiheit und politischen Vernunft verführten Mitgliedes, und zur Rückkehr in den seligen Himmel der Wissenschaft, wo man über dergleichen die Studien störende Angelegenheiten der irdischen, ethisch politischen Welt weit erhaben ist. 18.

Bibliographie.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach für das Jahr 1848. 25ster oder Neuer Folge 3ter Jahrgang. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1847. 8. 3 Thlr.

Alvensleben, L. v., Kasernenabende. Abenteuer, Schilderungen und Erinnerungen aus dem Soldatenleben im Kriege und im Frieden. Zwei Bände. Leipzig, Kossa. 1847. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Barthold, F. W., Deutschland und die Hugenotten. Geschichte des Einflusses der Deutschen auf Frankreichs kirchliche und bürgerliche Verhältnisse von der Zeit des Schmalkaldischen Bundes bis zum Gesetze von Nantes. 1531—1598. 1ster Band. Bremen, Schlodtmann. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bracklow, T., Wahrheit ohne Hülle. Leipzig, Jurany. 1847. 8. 1 Thlr.

Brennglas, A., Berliner Volksleben. Ausgewähltes und Neues. 2ter Band. Mit 4 Illustrationen von Th. Hosemann. Leipzig, Engelmann. 1847. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Drobisch, T., Humoristische Blätter. Leipzig, H. Fritzsche. 1847. 8. 5 Ngr.

Dumas, A., Der Chevalier von Harmental. Historischer Roman. 3te verbesserte Auflage. Herausgegeben von L. Bourdin. Vier Bände. Leipzig, Berger. 1847. 16. à 15 Ngr.

Freiherr von Eulen-Spiegel, oder Lebensbilder aus der Neuzeit. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1847. 8. 3 Thlr.

Eunika, Michaline Fürstin Uwaroff. Erzählung aus der letzten Revolution Polens 1830—1831. Glogau, Flemming. 1847. Gr. 16. 22½ Ngr.

Stehendes Heer und Volkswehr, ein Beitrag zur der Bewaffnungsfrage der Gegenwart, von einem deutschen Offizier. Mannheim, Bassermann. 1847. 8. 15 Ngr.

Hewer, J. J., Geschichtliche Beschreibung der Burgen an der Saar. Trier. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Lewis, L., Vollständiges Hand- und Lehrbuch der Jacotot'schen Methode zur Erlernung der englischen Sprache nach eigenen Grundsätzen bearbeitet und dargestellt. Wien, Kaulfuss Wwe., Prandel u. Comp. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, K. O., Handbuch der Archäologie der Kunst. 3te, nach dem Handexemplar des Verfassers verbesserte, berichtigte und vermehrte Auflage von Fr. G. Welcker. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Kleine deutsche Schriften über Religion, Kunst, Sprache und Literatur, Leben und Geschichte des Alterthums. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Müller. 2ter Band. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Murner's, T., Gedicht vom großen Lutherischen Narren. Herausgegeben von H. Kurz. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Nadler, K. G., Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Frankfurt a. M., Brönner. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Naturleben des Weibes. Dargestellt in Briefen an Gebildete von einem Arzte und Naturforscher. Cassel, Hotop. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Passy, J. N., Nekrolog des hochwürdigen Herrn P. Ant. Passy, Priester an der Versammlung des heiligen Erlösers, gestorben den 11. März 1847. Mit dem Bildnisse des Verstorbenen. Wien, Rohrmann. 1847. Ler.-8. 18¾ Ngr.

Schriften der Akademie von Ham. 2ter Band. Zwei Abtheilungen. 1ste Abtheilung enthaltend: die 3 ächten und die 4 unächten Briefe des Ignatius von Antiochien. Hergestellter und vergleichender Text mit Anmerkungen. Von *C. C. J. Bunsen*. 2te Abtheilung: Ignatius von Antiochien und seine Zeit. 7. Sendschreiben an Dr. Aug. Neander von *C. C. J. Bunsen*. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1847. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Wache und bete! Einer Mutter Geleitsworte an ihre Tochter. Aus dem Norwegischen von H. L. Sebald. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 8. 18 Ngr.

Wildenhahn, A., Erzgebirgische Dorfgeschichten. 1ster Band. Leipzig, Gebhard und Reisland. 8. 22½ Ngr.

Wintergabe, den armen Webern in Schlesien dargebracht. Eine Sammlung von Gedichten verschiedener Verfasser und Verfasserinnen. Herausgegeben von Sophie v. Krosigk. Leipzig, Orthaus. 1847. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 12. — 12. Januar 1848.

Neun Bücher preußischer Geschichte. Von Leopold Ranke. Erster Band. Berlin, Veit und Comp. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Es kann nicht fehlen, daß die Aussicht auf ein neues Werk aus der Feder von Ranke jedesmal die zahlreichen Verehrer dieses ausgezeichneten Mannes mit den gesteigertsten Erwartungen erfüllt. Die Feinheit seiner Combination, die Tiefe der Anschauung, dieses Belauschen der geheimsten Motive in der Entwickelung des geistigen Lebens von Völkern und Individuen, verbunden mit der Frische der Darstellung und dem über dem Ganzen lagernden Duft der Poesie: — in jedem seiner Werke tritt es dem Leser immer neu, immer überraschend und fesselnd entgegen. Und wird der Verf. — diese Frage drängte sich dem Ref. zunächst entgegen als er das oben genannte Buch aufschlug — auch auf dem Gebiete der neuern preußischen Geschichte mit derselben Freiheit sich bewegen, mit derselben Unbefangenheit den Blick über Ereignisse und Charaktere gleiten lassen und die lebendig gewonnenen Eindrücke in gleicher Unmittelbarkeit auf seine Leser übertragen wie er bisher zu thun gewohnt war? Wird seine Stellung als Reichshistoriograph, die großartige Bewegung welche gerade jetzt seine Heimat durchzittert und der sich gleichgültig zu entziehen Gottlob! nur Wenigen möglich sein möchte, die specielle Behandlung des Lebens und der Regierung eines Friedrich II., auf den man im Sturm politischer Discussionen von den verschiedensten Seiten provociren hört, nicht Blick und Darstellung trüben?

Wir sind weit entfernt die Gewandtheit zu verkennen mit welcher Ranke, ohne seiner Würde als freier Mann zu vergeben, die wichtigsten Streitpunkte im Gebiete der Politik und des Glaubens zu behandeln und einer allseitigen Beleuchtung zu unterziehen versteht. Aber in dem vorliegenden Werke tritt er so unmittelbar in den Bereich der Fragen deren Lösung unsere Zeit fast ausschließlich einnimmt, daß hier die Foderung nach einem entschiedenen Ausspruche nicht füglich zurückgewiesen werden kann, während letztere wiederum mit Inconvenienzen der mannichfachsten Art verknüpft sein dürfte. Fassen wir das Gesagte zusammen: es hält schwer die Befürchtung zurückzudrängen, daß in einem Werke dieser Art jene fürstlichen Herren, durch welche der Grund zu der überraschend schnellen Entfaltung der politischen Größe Preußens gelegt wurde, die Maximen nach denen sie, dem deutschen Reiche, den einzelnen Mitständen und dem eigenen Volke gegenüber, ihre Stellung einnahmen und behaupteten, nicht mit der vollen Unbefangenheit gezeichnet werden können die der Verf. noch in seinen beiden jüngsten Werken an den Tag gelegt hat. In diesem Sinne schien dem Ref. schon das Urtheil welches in der Vorrede über die Memoiren Friedrich's II. gefällt wird maßgebend zu sein. Hier heißt es:

Was von Cäsar's Commentaren gesagt wird gilt vielleicht noch im eigentlichern Sinne von den Denkschriften Friedrich's: Niemand könnte versucht sein sie als historische Materialien zu behandeln; kaum entschließt man sich Etwas daraus zu wiederholen: so eigen tragen sie das Gepräge ihrer Zeit und vor Allem des Genius aus dem sie hervorgegangen sind.

Eben dahin gehört der Ausspruch, daß der preußische Staat nicht so sehr im bewußten Ehrgeiz wie durch die Pflicht der Selbsterhaltung gedrängt eine nach allen Seiten unabhängige Stellung zu ergreifen versucht habe, ein Ausspruch der allerdings weitschichtiger Commentare bedarf um überall verstanden zu werden. Man kann nicht umhin in der Auseinandersetzung der Verhältnisse in welchen die deutschen Territorialfürsten zum Kaiserthum standen, ein Anbahnen der Beleuchtung zu erkennen welche der Verf. demnächst auf die Zeit der Regierung Friedrich's II. fallen lassen wird. Und bedarf es in der That dieser vorsichtigen Beseitigung jedes Steins des Anstoßes? Das Fürstenhaus der Hohenzollern ist so reich an großartigen, gebietenden Persönlichkeiten, daß die Bedeutsamkeit desselben durch das Dazwischentreten kleiner knapper Geister, die auch hier nicht fehlen durften, unmöglich geschmälert werden kann. Wenn wir dem schöpferischen Geiste, der starken Manneskraft des Großen Kurfürsten die volle Anerkennung nicht versagen, warum nicht mit derselben Offenheit das schlaffe, willenlose Wesen eines Georg Wilhelm schildern? Friedrich Wilhelm I. zeigt so viel des Tüchtigen und Achtungswerthen, er erhebt sich in der Festigkeit seines Glaubens, in dem lebendigen Gefühl deutscher Würde und in der Treue gegen seine Gemahlin so hoch über die an fast allen Höfen jener Zeit vorwaltende Unsittlichkeit und die Anbetung der Gesetze von Versailles, daß man, trotz mancher derben Schwäche, mit Liebe bei ihm verweilt.

Deshalb that ein Verschweigen dieser Schwächen so wenig noth wie ein Bemänteln derselben. In der Vorrede heißt es:

Nicht Alles was man bisher über die Irrungen in welche Friedrich II. zu seinem Vater gerieth angenommen hat, will ich, indem ich davon schweige, für unwahr erklären, aber der Widerspruch den ich zwischen den unzweifelhaften Urkunden und der gäng und gäbe gewordenen Ueberlieferung wahrnahm, flößte mir ein solches Mistrauen gegen diese ein, daß ich mich auch dann wenn sie sich allenfalls mit jenen hätten vereinigen lassen nicht entschließen konnte sie zu wiederholen. Die Alten schrieben gleichzeitige Geschichte mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe; uns sei der Versuch gestattet Ereignisse die nun schon ein Jahrhundert hinter uns liegen, unbekümmert um die Neigungen oder Abneigungen des Tages, zu so viel möglich objectiver Anschauung zu vergegenwärtigen.

Wir wiederholen es, wir wären einem Ranke ungleich lieber in solche Gebiete gefolgt wo es dem Menschen erleichtert wird sine ira et studio zu forschen und zu erzählen, wo keine Gebundenheit von außen, kein Zwang für die Wahl von Färbungen und Stellungen ihm obliegt, wo er seine mit breitem Blick gewonnenen Anschauungen mit dem der innersten Wahrheit entquellenden und deshalb rasch treffenden Worte bezeichnen kann, wo kein ängstliches Abwägen des Ausdrucks und noch weniger eine Berechnung des Eindrucks auf die streitenden Ansichten des Tages sich aufdrängt.

Daß in der Enthüllung und Beurtheilung von Thatsachen, sowie von Ansichten der handelnden Personen des Neuen und Trefflichen unendlich viel geboten wird, kann Den nicht überraschen der die Sicherheit kennt mit welcher der Verf. im Suchen nach lautern Erzgängen den Hammer einzuschlagen versteht. Dazu kommt, daß die königlich preußischen Archive sich ohne Rückhalt ihm erschlossen, daß er die in Dessau aufbewahrten Papiere des Fürsten Leopold, die in Dresden befindlichen Correspondenzen des Grafen Brühl, die auf preußische Verhältnisse bezüglichen Actenstücke in den königlichen Archiven zu Paris und London zu benutzen im Stande war.

Das erste Buch, mit der Ueberschrift „Vom Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht", gibt eine bis auf die Zeit von König Friedrich Wilhelm I. herabreichende historische Einleitung, in jenem raschen Vorüberführen und dem Zusammendrängen großer Zeiträume in ein einziges, durch glücklich markirte Glanzpunkte gehobenes Bild, wie eben nur ein Ranke es zu geben vermag. Es läßt sich voraussehen, daß gerade die Zeit in welcher der schöpferische Geist des Großen Kurfürsten waltete, und die feste Grundlage für die Entwickelung des preußischen Staats gelegt wurde, mit Fleiß und besonderer Vorliebe behandelt ist, und namentlich bietet die Erörterung über die Steuerverwaltung der Marken unter diesem Fürsten ebenso viel des Neuen wie des Belehrenden. Wenn aber das Verfahren welches der Große Kurfürst, den Ständen des Herzogthums Preußen gegenüber, einschlug so wenig Misbilligung findet, daß dasselbe vielmehr wie ein durch die Nothwendigkeit gebotenes bezeichnet wird, so kann Ref. das Geständniß nicht zurückhalten, daß die Darstellung Stenzel's in allen Beziehungen mehr auf einer freien, durch keine Rücksichten gebundenen Entwickelung der Thatsachen beruht, ohne irgend eine aus der Jetztzeit übertragene Beimischung.

Eine jener Schilderungen möge dem Leser schon hier geboten werden. Sie betrifft den Großen Kurfürsten und lautet also:

Ein Mann von natürlichster Einfachheit, der wenn er über den Markt geht wol ein paar Nachtigallen kauft die man feilbietet, denn er liebt Singvögel in seinen Gemächern; der in seinem Küchengarten das aus der Fremde gebrachte Reis mit eigener Hand pfropft, in Potsdam die Trauben im Weinberge lesen, die jungen Karpfen im Teich fischen hilft, — bei dem Allen aber hält er auf einen gewissen Glanz in der äußern Erscheinung, schmückt sich gern mit dem Orden der ihn vor allen seinen Unterthanen unterscheidet, verschreibt für seine Gemahlin den köstlichsten Schmuck aus den Niederlanden oder aus Paris; er nimmt es beinahe übel, wenn ihn Jemand an die Kosten erinnert welche eine seiner Liebhabereien verursachen könne, denn er lebe nunmehr so, daß ihn Niemand nach seinem Aufwande fragen dürfe; hat er einmal herausgesagt, daß er Etwas zu kaufen wünsche, so läßt er sich durch die Foderung nicht mehr davon zurückschrecken.

Daß derselbe Kurfürst auch die Gebrechen seiner Zeit theilte, daß ihm seine Stellung als Territorialfürst ungleich mehr galt denn als Stand des Reichs, die Mark mehr als Deutschland, daß er, sobald sein Vortheil es erheischte, kein Bedenken trug selbst in Frankreich eine Stütze zu suchen, um seinen Foderungen gegen das Haus Habsburg Nachdruck zu verleihen — das Alles tritt uns freilich als Thatsache im Vorübereilen der Erzählung entgegen; aber der Verf. verweilt dabei nicht, er läßt es bei einem raschen Berichte bewenden. Daß man den Kurfürsten unbedenklich einem Gustav Wasa zur Seite stellen könne, möchte leicht zu viel gesagt sein; denn Friedrich Wilhelm legte nicht wie der Schwede den Grundstein für die bürgerliche religiöse Freiheit seines Volks, sondern für eine schrankenlose Fürstenmacht. Ueberall blitzt durch dieses mühereiche Ringen, diese rastlose Regierungsthätigkeit des Kurfürsten der persönliche Ehrgeiz hindurch. Der Verf. sagt:

Alle öffentlichen und gemeinschaftlichen Dinge hielt er für den Gegenstand der landesherrlichen Thätigkeit, von deren Berufe er einen erhabenen Begriff in sich trug. Nur gehörte dazu, daß sie auch Organe fände die sich nicht wieder von dieser Seite unbefugte Eingriffe zu Schulden kommen ließen. Schon er selbst hatte viel mit einem factiosen Wesen zu kämpfen; gründlich konnte es nur dann abgestellt werden, wenn man stark genug wurde das eigene Princip über jede fremdartige Einwirkung zu erheben. Aber in wie weiter Ferne lag dieses Ziel! Wir sahen wie er auch da seine Ansprüche nicht durchführen konnte wo sie mit allgemein deutschen zusammenfielen, geschweige da wo er gegen die mächtigen Reichsstände oder den Kaiser anzugehen hatte. Er täuschte sich wenn er glaubte, auch nur der sehr geringfügige Ersatz (?) mit dem er sich zufrieden gab sei ihm ernstlich zugestanden; und wie wenig genügte dieser seinem Ehrgeiz. Friedrich Wilhelm hatte ohne Zweifel die Absicht einen Platz unter den nordischen Königen zu erwerben; hätte er Pommern behauptet, so würde er auch die Krone angenommen haben. Ein eigenthümlich ausgebildetes Innere und ein selbständiges politisches Ansehen entwickeln sich immer nebeneinander. Die Gewalt die er hinterließ enthielt für seine Nachkommen zugleich eine unbeschreibliche Auffoderung zur Anstrengung und Arbeit.

Aehnlich ist die Skizze des ersten Königs aus dem Hause der Hohenzollern entworfen, und wenn der Verf. bemerkt (S. 102):

Eine dem Jahrhundert überhaupt noch eigene Vorliebe für Pracht und äussern Glanz theilte er in hohem Grade; doch nahm sie in ihm zugleich eine Richtung auf das jenseit des blossen Scheines Liegende —

so stimmen die von Förster gesammelten Materialien nicht immer mit diesem Resultate überein. Die kurze Andeutung des Verf. (S. 108):

Wir wollen die Ceremonien des 18. Jan. 1701 nicht schildern; sie haben für unser Gefühl, wenn wir davon lesen, etwas Ueberladenes.

und die etwas später folgende Bemerkung (S. 124):

König Friedrich fühlte sich glücklich wenn er in der Pracht seines Ornats auf seinem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette, vorn und hinten überhängend, getragen wurde, seinen Kammerherren mit dem goldenen Schlüssel, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Heers —

sprechen in dieser Beziehung beredter als die vorangegangenen Erzählungen. Uns wird erzählt, daß Pufendorf vom Könige mit dem würdigsten Auftrage betraut worden sei die Geschichte des Großen Kurfürsten mit furchtloser Wahrheitsliebe zu schreiben; aber es fehlt die freilich schwer zu gewährende Versicherung, daß der Historiograph dem ihm gewordenen Auftrage gerade in diesem Sinne vollkommen entsprochen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Märchen aus der Gegenwart. Von Theodor Althaus. Leipzig, Jurany. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. der „Märchen aus der Gegenwart", den Ref. durch dieses Buch zum ersten male kennen lernt, muß eine höchst eigenthümliche und ganz absonderliche Poetik haben, daß er seinen sieben — ja, was soll man sagen? — Productionen den Namen Märchen gibt. Bisher hat sich Ref. immer gedacht, daß der Name Märchen eine ganz bestimmte Dichtungsgattung bezeichne, zu welcher wesentlich ein frei ersonnener historischer Stoff gehört; Hr. Althaus muß anderer Meinung sein, denn er bietet uns hier ein buntes Allerlei, das weder sachlich noch formell Etwas miteinander gemein hat, und von dem man höchstens dem einen Stücke in allgemeinerm Sinne den Namen eines (satirischen) Märchens geben könnte. Die „Herberge der Gerechtigkeit" erzählt uns: wie der Verf. aus dem Dampfschiffe gestiegen, auf einem Omnibus von Bingen nach Kreuznach gefahren sei, und Betrachtungen über die „kleinen Leiden" angestellt habe, die Einem das Leben noch mehr verbittern könnten als die wirklichen Leiden; wie er dann die Burg Franz v. Sickingen's besucht, und hier Betrachtungen über die dahingeschwundene deutsche Herrlichkeit gehabt habe. Dies ist das erste Märchen. „Ein Idyll" erzählt, daß der Verf. auf Verordnung seines Arztes in ein westfälisches Bad, und von da in den Teutoburgerwald zum Hermanns-Denkmal gereist sei, daß er dort mit Bauern und anderer Gesellschaft zusammengetroffen sei, daß dort ein junger Mann — als am Pfingsttage — eine schöne Ansprache an die Gesellschaft gehalten, und daß er denselben noch begleitet habe. Dies ist das zweite Märchen. „Das alte Lied" enthält Betrachtungen über Luther's Lied „Eine feste Burg ist unser Gott", wie es auf dem Theater profanirt werde, in der Kirche von dem heutigen Geschlecht profanirt werde, und am Ende auch von Denen profanirt werde die jenes Beides beweisen können. Dies ist das dritte Märchen. So könnten wir fortfahren, obschon anzuerkennen ist, daß „Aus der Einsamkeit" und „Zwei Freunde" wenigstens einen realen Stoff haben, und daß „Ein Freiheitstanz" Aehnlichkeit mit einem Tendenz-Märchen hat. Hier wird uns leicht und ansprechend erzählt, daß eine Tänzerin Carambola den König von Klosterfingen durch ihren Tanz in seinen liberalen Gedanken befestigt, den Minister Kain (der von Abel abstammen soll), die beiden Herausgeber der histrionisch-pontinischen Sumpfblätter Jürgen und Vielliebchen, wie auch den Hrn. Lasso stürzt, und eine neue Zeit in Klosterfingen heraufbringt. „Eine Nacht der Gegenwart" erzählt einen allegorischen Traum, und stellt Betrachtungen über das Melancholische des Regens an. „Meine Poesie! Wenn ich auch nur wüßte was sie wäre!" läßt der Verf. den Helden aus der „Einsamkeit" sagen. Man könnte sehr wohl diesen Ausspruch auf den Verf. selbst anwenden. Poetisches enthält sein Buch besonders in den Naturschilderungen; aber dieses fortwährende Abhängigsein von „Stimmungen" des einen, und dieses gänzlich unbesonnene Treiben des andern seiner „Poeten" verrathen dieselbe Unklarheit des Verf., wie sein Hin- und Herreden über allerhand Dinge ohne Concentration des Gedankens. 19.

Florentinische Geschichte.

Das Urtheil des „Edinburgh review" (Octoberheft) über Napier's „Florentine history, from the earliest records to the accession of Ferdinand III., grand-duke of Tuscany, by *Henry Edward Napier*" (6 Bde., London 1846—47) stellt sich in Folgendem zusammen:

„Es herrscht in diesen Bänden eine Kraft und eine Lebendigkeit, ein Ernst des Wollens und eine Unabhängigkeit der Meinung, daß wir uns stark zu ihnen hingezogen fühlen, ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit, ihrer Ablenkungen, ihrer fehlerhaften Anordnung und greulichen Interpunctation. Man freut sich einem Geschichtsbuche zu begegnen welches weder Compilation noch Auszug ist, und einem Geschichtschreiber in dessen ungeschminktem und derbem Stile sich das Malerische seiner Autoritäten spiegelt. Jede Seite des Werks gibt Zeugniß, daß Capitain Napier Florenz liebt als wäre er dort geboren und in der Sitte des Landes erzogen, und daß er geschrieben hat nicht um ein Buch zu machen, sondern weil wie bei Bunyan ein Gedanke in seinem Herzen war..... Das Werk hat ziemlich 3600 Seiten. Wäre es mit der gewöhnlichen Schrift und dem breiten Rande der Octavbände gedruckt worden, müßte die Zahl sich verdoppelt haben. Der Verf. haßt Abkürzungen. Wir auch. Nur ist er in das entgegengesetzte Uebermaß verfallen — an Sachen und Worten. Es ist uns selten, wenn je, ein Buch vorgekommen das bei einer solchen Fülle vortrefflichen Materials so wenig Plan, Eintheilung und Klarheit hat. Häufig schaltet der Verf. eine Urkunde ein wo ein Extract, und gibt ein Extract wo ein Satz, eine Zeile, eine Verweisung genügt hätte. Er predigt hundert mal über denselben Text, verweilt wohlgefällig bei jedem lumpigen Scharmützel in den kleinen italienischen Kriegen, leert vor seinen Lesern alle Phiolen der italienischen Annalisten, die Nichts weniger als mindest langweilige Menschen, und besetzt seine überladene Tafel mit der Hälfte von Muratori's Abhandlungen, der Nichts weniger als der mindest ermüdende Alterthumsforscher. Oft haben wir das Buch fortgelegt, verzweifelnd seinen Inhalt zu bewältigen, haben oft, wenn geirrt von der Interpunction oder erdrückt von der Weitschweifigkeit, ausgerufen: «Barmherzigkeit, großer Herzog, mit Menschen von sterblichem Stoff!» Es ist aber eine Seele in diesem Körper von Ueberfülle, welche uns ebenso oft zurückrief, und dann stießen wir

[illegible] Dichter der [illegible] des [illegible], über unsere [illegible] [illegible]. Allerdings [illegible] sich [illegible] der [illegible] Darstellung auf einen Mangel, welchen jeder Leser des Dante empfunden haben muß. Jedem [illegible] in den [illegible] die Menge oder [illegible] des [illegible] von Namen, Begebenheiten und Anspielungen auffallen, die eines Commentars bedürfen. Napier's Werk ist ein ausgezeichneter Commentar über die zahlreiche Satire des Dichters. Was aber an einem Commentator verdienstlich, Das ist an einem Geschichtschreiber fehlerhaft ... Nachdem wir so unverhohlen die Mängel des Verf. besprochen, dürfen wir nicht vergessen, daß, insoweit es uns möglich gewesen seine Forschungen zu prüfen, wir ihn ängstlich genau gefunden haben. Allerdings gibt es wenige Spuren von [illegible] und gar keine von deutschen Autoritäten, die gleichwol zu einer vollständigen Kenntniß der florentinischen Geschichte [illegible] unentbehrlich sind, so besser sie die italienischen [illegible] berichtigen und die entgegengesetzten Ansichten der geistlichen und der Reichsverfechter darlegen. Aber mit seinen italienischen Quellen ist der Verf. sehr vertraut. Einige hat er zum ersten male [illegible], von allen die bisher [illegible] waren hat er bessern Gebrauch gemacht. Lebendiger [illegible] und unermüdeter Fleiß geben sich auf jeder Seite kund, sodaß, obschon wir immer noch eher das Material zu einer florentinischen Geschichte als die Geschichte selbst besitzen, doch Capitain Napier einen oberflächlichen Bericht von derselben Periode und von denselben Begebenheiten zu einer nicht zu entschuldigenden [illegible] [illegible] gestempelt hat ... Keinen Theil des Werks haben wir mit größerm Vergnügen gelesen als die gemischten Kapitel, in welchen der Verf. das häusliche Leben, die [illegible] Gewohnheiten, das [illegible] und die Künste und Wissenschaften der Florentiner bespricht. Sie sind nicht allein die lehrreichsten, sondern auch die anziehendsten Partien — willkommene Ruheplätzchen inmitten des Lärmens der [illegible] und der Greuelthaten der Intrigue und des Kriegs. Sie [illegible] sich [illegible] bis auf das 13., 14. und 15. Jahrhundert, brechen mit der Zeit ab, wo das [illegible] [illegible] und das [illegible] [illegible] eigentlich [illegible] wurden. 60.

Literarische Curiositäten.

Der [illegible] Theaterbesuch.

Eins der schwersten Proben auf welche Molière's Muth, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Ansicht je gelegt wurde, fand zu der Zeit statt wo er es dem Könige Ludwig XIV. durchgesetzt hatte, daß der außerordentlich weit ausgedehnte freie Eintritt in sein Theater aufgehoben wurde. Bis zum Jahre 1663 hatten dieses die Offiziere von allen sogenannten Hoftruppen, d. h. die sogenannten Mousquetairs, Garde-du-Korps, Gendarmen und Chevaurlegers. Sie füllten oft das ganze Parterre, und ohne daß ein Pfennig in der Kasse eingegangen war. Allein der königliche Befehl, daß alle die Herren von nun an bezahlen sollten, brachte sie so in Harnisch, daß sie bei der ersten nun folgenden Vorstellung mit Gewalt eindrangen, und der Theaterbilleteinnehmer als er es hindern wollte von mal hundert Degen durchbohrt wurde. Kaum waren sie darin, als sie Miene machten auf die Bühne zu steigen und gleiche blutige Rache an den Schauspielern selbst zu nehmen. [illegible]re's Bejart, hatte sich schon [illegible] erschien als alter Mann [illegible] zu seiner [illegible] dem Bühne, einen achtzigjährigen [illegible] schaß [illegible] um ein paar Tage noch zu rigen Greif [illegible] [illegible] Molière auf dem Fuße leben habe [illegible] [illegible] auseinander die [illegible] nach und so [illegible] sie nicht gehorchen zu wollen. faz sie habe [illegible]

[illegible] die [illegible] Menge [illegible] [illegible] und die Vorstellung hatte so gut wie möglich ihren Fortgang. Alle Mitglieder der Gesellschaft waren aber der Meinung, daß es am besten sei, um ähnliche Auftritte zu verhüten, den Offizieren [illegible] wieder freien Eintritt wie bisher zu gestatten. Nur Molière beharrte beim Gegentheile. Gleich am nächsten Morgen ließ Ludwig alle die Subaltern-Offiziere der genannten Regimenter [illegible] um die eigentlichen Rädelsführer ermitteln und bestrafen lassen zu können. [illegible] Folgen ließen sich wieder davon fürchten! Molière eilte daher sogleich zu dem versammelten Stabe, und setzte diesem die ganze Sache so trefflich auseinander, daß er alle Gemüther beruhigte. „Es war weder meine noch meiner Schauspieler Absicht", sagte er, „daß Jemand der zum Hofe des Königs gehört den Vortheil des freien Theaterbesuchs verlieren sollte; wir wollten nur Alle abhalten welche eine Militairuniform anlegen sich frei ins Parterre zu drängen. Dergleichen gibt es gar Manche, und ich glaube nicht, daß Männer von Stand, von Charakter, zu den königlichen Garden gehörig, auf das Privilegium, frei ins Theater zu gehen, so sehr halten werden um selbst Blut zu vergießen. Besser paßt so ein freier Entree für arme Poeten und arme Teufel welche nicht 15 Sous zur Bezahlung eines Billets haben, denen man folglich aus Mitleiden den Eintritt gestatten muß!" Diese Appellation an das Ehrgefühl wirkte. Die Haustruppen gaben ihr Privilegium auf und der Proceß [illegible] des [illegible] am Abend vorher wurde niedergeschlagen. Der arme Theaterdiener allein hatte die Kosten mit seinem Leben bezahlt!

Der Papst Pius VI. und seine Cardinäle.

Es war im Anfang Januar des Jahres 1797 als der junge, siegreiche Feldherr Bonaparte seine Waffen gegen Rom wendete, wo man Alles gethan hatte im Rücken der Franzosen einen Aufstand vorzubereiten. Jetzt hatte er Mantua, und die Angst in Rom kannte keine Grenzen. An Spöttern fehlte es damals so wenig wie jetzt, und so erschien in Paris ein Epigramm von [illegible], das [illegible] [illegible] [illegible] Gedächtniß zurückgerufen zu werden. Wir geben es in unserer Uebersetzung:

> Der heil'ge Vater war erschrocken
>   Sehr über Bonaparte's Sieg,*)
> Und rief in Eil' mit allen Glocken
>   Die Cardinäle auf zum Krieg.
> Mit ihnen glaubt' er sich geborgen,
>   Denn eine Gans erhielt einst 's freie Rom.
> Jetzt theilen hundert Gänse seine Sorgen;
>   Weißt du noch Rath? Komm, Bonaparte: komm!**)

Die Sache macht sich um so komischer wenn man sich erinnert, wie in der That das ganze päpstliche Heer damals, von einem Cardinale angeführt, der siegreichen Armee der Franzosen entgegenging, um beim ersten Kanonenschusse auseinander zu stäuben! 90.

*) Die Schlacht bei Rivoli am 15. und 16. Januar.

**)
> Des succès de Bonaparte
>   Notre Saint-Père épouvanté,
> A de ses cardinaux rassemblé le collége,
>   [illegible]
>   Au milieu de tout ce cortége
>   Ce n'est pas, vraiment, sans raison;
> Car si jadis à Rome un seul oison
>   A pu sauver la république,
> Qu'a-t-il à craindre en ce moment critique
>   De [illegible] dans sa maison?

[illegible] [illegible] Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1848.

Neun Bücher preußischer Geschichte. Von Leopold Ranke. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Was oben von den trefflichen Umrissen der Charakteristik des Großen Kurfürsten gesagt ist gilt in gleichem Grade von der Zeichnung welche der Verf. von der Königin Charlotte, der Tochter der geistreichen Sophia von Hanover und der warmen Freundin von Leibniz, entwirft (S. 121):

Sie gehörte zu den Naturen welche der Widerwille gegen alles äußerliche Wesen in der Religion eher auf die entgegengesetzte Seite treibt; aber sie war wohlthätig und leutselig, theilnehmend an fremdem Unglück, gefaßt im eigenen; sie durfte glauben, sie stehe gut mit ihrem Gott: oft hat sie von dem Frieden Gottes geredet. Zu ihrer Zufriedenheit war ihr genug, in dem Garten zu Lietzenburg, das seitdem ihren Namen trägt, zu lustwandeln, in der Umgegend der Stadt spazieren zu fahren, zuweilen die Heimat wiederzusehen; sie bedurfte nur Luft und Sonne und hauptsächlich geistige Beschäftigung. Wenn sie sich, was sie nicht verschmähte, mit ihren Damen zu weiblichen Arbeiten niedergelassen, ward Etwas vorgelesen; noch sind die Musikalien übrig an denen sie eine natürliche Gabe dafür übte. Ihr eigenthümliches Talent aber — vielleicht das dem weiblichen Geiste, wenn er zu seiner Reife gelangt, entsprechendste — war das der Conversation. Recht im Gegensatz mit ihrem Gemahl, der sich am frühesten Morgen erhob und sein Tagewerk gern mit ceremoniöser Pracht unterbrach, liebte sie die langen Abende, zwanglose Hoheit, freies Gespräch. Keine Schmeichelei, viel weniger etwas Unschönes hätte sich an sie heranwagen dürfen; sie wußte das Echte von dem Falschen zu unterscheiden, und zeigte ein Urtheil das man wol der Literatur in weitern Kreisen gewünscht hätte. Die Gelehrten die sie umgaben haben der Verbindung von Schönheit und Geist, Adel und Höflichkeit die in ihr war nie vergessen. So erschien sie auch in der Gesellschaft die den Hof bildete. Sie kannte ihre Leute durch und durch und schonte ihrer Eigenschaften in ihren vertrauten Gesprächen mit nichten; Anmaßung, namentlich ungeschickte, wies sie mit Kälte von sich, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor. Sie war stolz, unverstellt und voll Anmuth. In Geschäfte hat sie sich wol nie gemischt, nur zuweilen in persönlichen Dingen die sie durchschaut spricht sie eine Meinung aus, zieht sich aber sogleich wieder in ihre Sphäre zurück.

Ist die Digression über die Steuerverwaltung, die Bewirthschaftung der herrschaftlichen Domainen und die Gründung einer Landmiliz unter König Friedrich I. als ebenso lehrreich wie anziehend hervorzuheben, so liefert die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's I., welche sonst nur zu einseitig nach den barock hervortretenden Seiten aufgefaßt zu werden pflegt, einen besonders reichen Stoff für interessante Schilderungen. Wir begegnen hier einem harmonisch geschlossenen Ganzen; die eine Erscheinung findet in der andern ihre Erläuterung; ein originales Bild, in welchem man bei dem Anschauen des treuen kräftigen Wesens des Königs die wunderlichen Schnörkeln und Randzeichnungen leicht aus dem Auge verliert. Mit diesem Könige beginnt der Verf. seine Specialerzählung und nähert sich damit der eigentlichen Aufgabe seines Werkes, wie die Ueberschrift des zweiten Buchs: „Auswärtige und häusliche Angelegenheiten Friedrich Wilhelm's I. von 1725—32; Jugendjahre Friedrich's II.", zeigt. Von nun an ein genaueres Eingehen in die politischen Verhältnisse Europas, besonders des Deutschen Reichs, und indem der Verf. mit bekannter Feinheit die Verwickelungen der Diplomatie entwirrt, führt er den Leser sichern Schritts zu der Anschauung der leitenden Maximen und der Hoffnungen und Befürchtungen der Höfe.

Bei einem Manne wie Ranke einzelne Stellen hervorheben zu wollen die von der glücklichsten Auffassung historischer Verhältnisse und von der Meisterschaft der Darstellung zeugen, möchte dem Leser ein Lächeln entlocken, da man in Bezug hierauf nach Belieben jedes zufällig umgeschlagene Blatt benutzen könnte. Aber es sind Eigenthümlichkeiten in der Erzählungsweise des Verf., die schwerlich ein Anderer mit ihm theilt, in denen sich die Individualität desselben abspiegelt: diese Gabe, aus kleinen, scheinbar unbedeutenden Partikeln ein Bild zusammenzusetzen, das durch Frische und Lebendigkeit frappirt, und Personen, Zustände, Betrachtungsweise der Vergangenheit so licht und klar vor uns hinzaubert wie es durch keine weitläufige Interpretation hätte erreicht werden können. Dahin rechnen wir z. B. die Erörterung der Gründe welche 1726 den König bewogen zu der früher behaupteten Neutralität zurückzukehren, vor allen Dingen die Ausführung der Persönlichkeit Seckendorf's und seiner Stellung zum Könige (S. 217):

Eines Abends (im Juni) saß der König an einem Fenster des Schlosses, den Blick auf die in der Nähe am Wasser auf und ab Lustwandelnden gerichtet, als er unter diesen einen alten Bekannten, den kaiserlichen General Grafen Seckendorf, ansichtig wurde. Er winkte ihm, bat ihn einzutreten, neben ihm niederzusitzen. Graf Seckendorf war dadurch ausgezeich-

net, daß er, obgleich Norddeutscher und Protestant, Neffe jenes Seckendorf der sich als Geschichtschreiber des Lutherthums einen so rühmlichen Namen erworben, dennoch zu den höchsten Stellen im kaiserlichen Heer und zu vielem Einfluß auf die Geschäfte gelangte. Den protestantischen Fürsten schien er ein sehr geeigneter Vertreter an dem Hofe, von dessen günstiger oder ungünstiger Stimmung für einen Jeden noch unendlich viel abhing; seinerseits stützte er sich wieder auf das Vertrauen das ihm diese widmeten. Längst schon, in den niederländischen Feldzügen, war er mit Friedrich Wilhelm I. bekannt geworden und seitdem in Correspondenz mit ihm geblieben. Er sagt einmal: von Jugend auf habe er dem Könige seine Treue und Devotion gewidmet; ein anderes mal: ein nach längerer Unterbrechung bei ihm eingegangenes königliches Schreiben habe ihn gleichsam wieder lebendig gemacht. War er fern, so versäumte er Nichts um des Königs Gunst zu behaupten. Erschien er dann persönlich, so zeigte er sich so recht als einen Mann für den König. Da er in vielen Feldzügen gedient und oft in diplomatischen Geschäften gebraucht war, so besaß er die mannichfachste Kenntniß der lebenden Welt; seine Conversation war angenehm und unterrichtend. Er hatte einige ähnliche Eigenschaften: große Wirthschaftlichkeit, untadelhafte Aufführung in Bezug auf das weibliche Geschlecht und äußere Religiosität, Unermüdlichkeit wie in der Arbeit so auf Reisen oder bei der Jagd. Friedrich Wilhelm theilte mit Niemand lieber seine langen Sitzungen bei der Mittagstafel oder des Abends bei Taback und Bier. Das hatte um so mehr zu bedeuten, da Seckendorf bei allem Anschein von Treuherzigkeit und Hingebung doch vor Allem nach dem Lobe trachtete, das ihm Eugen beigelegt, ein geschickter Negociateur zu sein. Ich weiß nicht, ob eine Stellung wie die seine, wobei man zwei entgegengesetzten Parteien gerecht zu werden genöthigt ist, nicht eine allzu große Versatilität nothwendig macht und mit der innern Wahrhaftigkeit bestehen kann; Seckendorf erscheint in den zahlreichen Briefen die von ihm übrig sind vielleicht nicht als ein Anspinner von Ränken und Hinterlist, aber er sieht deren überall, sucht sich nicht allein vor ihnen zu hüten, sondern auch wol sich ihrer zu bedienen; so viel möglich unter anderm Schein geht er immer auf sein Ziel los, mit zäher Bedachtsamkeit, weitschweifig und gewandt. Er ist eine Figur die uns noch manchmal begegnen wird.

Bei der Erzählung der Jugendjahre Friedrich's II. dürfte vielleicht des Details zu viel herbeigezogen sein, wenn es auch immerhin durch Den welchen es betrifft für Manchen eine gewisse Bedeutsamkeit gewinnt. Die Stellung des Kronprinzen zu dem harten, strengen, mitunter in mehr als gewöhnliche Derbheiten sich verlierenden Vater ist mit großer Feinheit, aber nach Möglichkeit versöhnend, ausgleichend gezeichnet; deshalb darf auch auf die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth hier nicht jenes Gewicht gelegt werden das man ihnen sonst nicht ohne Grund beimißt. Ob der Verf. in Bezug hierauf nicht zu weit geht, wenn er die Maßnahmen des Königs bei dem Fluchtversuche des Kronprinzen in einem möglichst milden Lichte darzustellen sich befleißigt, auf die sonst unverdächtigen Berichte von Augenzeugen nur deshalb nicht eingehen zu dürfen glaubt, weil amtliche Belegstücke fehlen: — wir überlassen das Urtheil dem Leser, können aber nicht umhin auf die inhaltsschwere Mittheilung (S. 318) zu verweisen welche über die Art der Vollziehung des Todesurtheils an dem unglücklichen Katte handelt.

Das dritte und letzte Buch dieses Bandes führt die Ueberschrift: „Politik und Staat Friedrich Wilhelm's I., 1732—40.“ Die hier zunächst berührten Verhältnisse Preußens zu Polen werden, trotz des Aufwandes an Scharfsinn in Zergliederung der vorwaltenden Principien, den unerquicklichen Eindruck eines Vorspiels der nachmaligen entsetzlichen Ereignisse beim Leser zurücklassen welche die Republik in dem letzten Drittheil des 18. Jahrhunderts trafen. Man fühlt das gespenstische Heranschleichen russischen Einflusses; aber man wagt keinen ehrlichen Widerstand; man fördert erstern vielmehr, vom kurzsichtigen Egoismus getrieben.

Den Schlußstein der Charakteristik Friedrich Wilhelm's I. gibt auf ebenso zarte als verständliche Weise das Ende des vorliegenden Bandes (S. 496):

> Dem König Friedrich Wilhelm war versagt was auf den Höhen der Gesellschaft am leichtesten erscheinen sollte, das Leben selbst in heiterer und geistiger Genugthuung zu genießen, Andere um sich her zufrieden und glücklich zu machen. Wir wollen nicht darauf zurückkommen was in seiner Familie vorfiel, doch mag noch ein Wort der Königin erwähnt werden. Man rühmte ihr einst die trefflichen Eigenschaften des Herzens und Geistes welche die Kaiserin, ihre Verwandte, am Hofe zu Wien entwickele; sie gestand, daß sie ihr nicht gleichkomme, aber für die Kaiserin, fügte sie hinzu, sei es auch viel leichter ihre Gaben zu entfalten; der lache die Welt, nicht ihr, der Königin, welche ihre Tage in fortwährender Unruhe hinbringe. Diese mildere Seite des Daseins war dem Könige versagt. Dagegen war ihm gewährt in einer seinem angeborenen Talent entsprechenden, glänzenden Thätigkeit ein Staatswesen einzurichten welches Lebensfähigkeit in sich trug; charaktervoll abgeschlossen und energisch aufstrebend, entwickelungsfähig im Innern, nach außen mächtig, voll von Zukunft.

21.

Rheinische Poesie.

Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung. Jahrgang 1847. Herausgegeben von Gottfried Kinkel. Essen, Bädeker. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Auch Bücher verrathen wie Menschen schon durch das Aeußere ihr Wesen. Wer diesen schön gedruckten, zierlich gebundenen, goldschimmernden Octavband erblickt, wird sogleich auf Tüchtigkeit rathen, aber auf Tüchtigkeit im Bunde mit Anmuth. Und so ist es. Deutschland, das seit 70 Jahren mit Musenalmanachen und Taschenbüchern so reich, so über alles Bedürfniß hinaus bedacht worden, empfängt hier zum ersten mal eine Gabe wie sie ihm noch nicht geboten worden.

Ein so eigenthümlich entwickelter und im Verein mit Allem was in unserer Zeit Bewegtes und Fortschreitendes liegt sich weiter entwickelnder Theil des deutschen Vaterlandes wie der Rhein bedarf auch in künstlerischer und literarischer Beziehung eines Organs. Bald nachdem, unter Immermann's rastloser Mitwirkung, die düsseldorfer Kunstschule durch ihre Ausstellungen, durch ihren Einfluß auf die Bühne, durch Anregung dichterischen Lebens sich in dieser Rücksicht an die Spitze des geistigen Fortschritts im Rheinlande gestellt hatte, erschien zu Köln (1840) der erste Jahrgang des „Rheinischen Jahrbuch“, herausgegeben von Freiligrath; Matzerath und Simrock. Immermann nahm Theil. Er gab seinen Schwanengesang, den ersten Theil von „Tristan und Isolde“, hinein, gewiß sein reifstes, schönstes Werk. Sein früher Tod scheint auch dem Jahrbuche verhängnißvoll gewesen zu sein. Es ist nicht über den zweiten Jahrgang (1841) hinausgekommen, so gediegen auch der Inhalt, so wacker das Streben der Herausgeber war und blieb. Erst 1846 versuchte Levin Schücking eine Wiederbelebung, ebenfalls in Köln, jedoch in einem andern Verlag, und in kostbarer prangender Ausstattung, wie die Zeit sie

verlangt, mit Gold und Seide, und zwölf Bildern nach de Keyser, dem berühmten belgischen Maler. Aber auch dieser Versuch scheint nicht den erwünschten Anklang gefunden zu haben, trotz der piquanten Reliquien A. W. Schlegel's und der Abschnitte aus Varnhagen's Denkwürdigkeiten, die er neben andern unverächtlichen Gaben bringt. Das Buch war sehr theuer, sein Inhalt mit dem Rhein und seinem Leben gar nicht in natürlichem Zusammenhang.

Hier aber ist der Punkt auf den wir deuten. Wie es im Liede heißt:

> Gebt mir Wein,
> Und vom Rhein
> Soll er sein!

so hat auch ein Buch dieser Art erst dann seinen Zweck erreicht, wenn es rheinisches Leben und Streben wie es war und ist zur Anschauung bringt. Dies thut nun Kinkel's neues Jahrbuch auf eine ausgezeichnete Art. Betrachten wir ein wenig näher seinen Inhalt!

Karl Simrock, der edle Erneuerer unserer ältesten Heldenlieder „Nibelungen", „Gudrun" und „Parzival" und wie sie alle heißen, steht am Eingang, etwas finster und ernst blickend, doch im Grunde herzlich wohlwollend, wie es Heldensänger sollen. Gleich darauf ruft in einer Confessio der „Gott der Zeit" uns zu:

> Ihr sollt die Flamme wahren im Heiligthum!
> Sie werden hassen — lehrt sie lieben
> Und das Geheimniß des Geistes achten!

Ein gutes Wort! Denn es athmet Hoffnung, Muth, Vertrauen zur Zukunft und zum deutschen Geist. Und gleich um das Wort wahr zu machen, begegnen uns drei sehr gelungene Nachbildungen neuer Gemälde der Düsseldorfer Schule: Hübner's „Wohlthätigkeit in der Hütte der Armen", Meyer's „Kinder beim Blindekuhspiel" und Volkhart's „Todesgang der Maria Stuart". Das vierte Blatt ist die „Krönung Mariens" nach einem Deckengemälde des 13. Jahrhunderts in der vor kurzem abgebrochenen Deutsch-Ordens-Kapelle der Komthurei Ramersdorf bei Bonn. Klar auf Geist und Richtung eingehend erläutert Kinkel diese Blätter. Wenn doch immer so über Gemälde gesprochen würde!

Daran schließen sich fünf Erzählungen von verschiedenem Charakter und Gehalt. „Die Ahnfrau" von Luise v. G. freilich ist kein Meisterwerk, weil blos Einzelnes, abgerissene Stücke, Zustände, Stimmungen in derselben Wahrheit haben, das Ganze aber nicht. Viel anmuthiger erzählt C. B. Cünzer allerlei Jugenderinnerungen vom Rhein, der Mosel, und dem Westerwald unter dem Titel „Eine harmlose Geschichte". Harmlos ist sie in der That. Wir sehen die Kinder geistliche Ceremonien nachmachen, wir leben im Pfarrhofe zu Seenheim, im Zauber ländlicher Natur, und hören die kindischen Schelmereien des gutmüthigen Erzählers mit Lust und Behagen. Eine wirkliche Geschichte ist es freilich nicht, außer insofern Alles Geschichte ist was irgendwo geschieht. Ganz anders das folgende Stück: „Debut eines Schauspielers", von R. Benedix. Es ist der Eingang seines vor kurzem (Leipzig 1847) in zwei Bänden gedruckten Buchs „Bilder aus dem Schauspielerleben". Schwerlich möchte darin Leben oder Kunst am Rhein zu finden sein. Von der Dichtung wollen wir lieber gar nicht reden. Seitdem Goethe's „Wilhelm Meister" in der Welt ist haben es die Maler des Theaters hart. Denn mit aller Mühe gelingt ihnen nichts Besseres, und schlimm ist die Nachahmung. Sonst wollen wir in diesem Bruchstücke den Bühnenverständigen, Schauspielbewanderten gern gelten lassen, und so auch seine Ansichten über Auftreten, Spiel und Vortrag.

Die erste Stelle unter allen gebührt der Erzählung Gottfried Kinkel's „Margret, eine Geschichte vom Lande". Sie hat einen festen Boden, die herrliche Gegend der Ahr und die Eifel, sie ist wahr und einfach wie das Leben. Den Inhalt zu erzählen ist nicht unsere Aufgabe. Aber hervorheben als Glanzpunkte müssen wir die Schilderung des Vogelschießens und dann Margretens Sorge um ihr Kind und den Kampf mit der Wölfin zu Nacht im schneebedeckten Walde. Hier, wo der Dichter aus der Idylle sich bis auf die Höhe der Tragödie erhebt, streift er freilich an die Grenze des künstlerisch Zulässigen und Erlaubten. Allein er kommt über diese Klippe ziemlich glücklich hinweg, und behält menschlich und dichterisch sein Recht!

Allerdings gibt es Stellen wo wir dem Dichter unser Bedenken nicht vorenthalten können. So ist Das was vom Unterricht des gelehrten Candidaten unter den Bauern, und namentlich von dessen Einfluß auf die Seele seiner jungen Heldin gesagt wird, die dadurch „aufopferungsfähiger und ausdauernder in ihrer Lebensaufgabe" werden soll, nicht treu nach der Natur. Auch Nicola's schnelles Hineinleben in die berliner Großstädterei mit ihren ästhetischen Kreisen, seine Huldigungen von der vornehm blassen Adelaide gern hingenommen, haben Vieles gegen sich. Hier verließ den Verf. der ruhige, klare Geist seiner Dichtung. Er suchte nach Gegensätzen und Schlaglichtern. Sie stellten sich denn auch ein; doch: „Man merket Absicht und man ist verstimmt." Aber diese Schwächen überwiegt weit das liebende Eingehen der Novelle in rheinisches Volksleben, die feine Art mit welcher dessen anmuthigste Seiten hervorgehoben sind, und besonders der große Sinn der ganzen Geschichte: Mutterliebe und Treue über Alles. Absichtlich haben wir das kleine Phantasiegemälde von Johanna Kinkel: „Lebenslauf eines Johannisfünkchens", welches sonst der „Margret" voransteht, bis hierher verschoben, weil es wenigstens zu Dem nicht gehört was man bisher Erzählung nannte. Damit ist aber nicht behauptet, es sei kein reizendes Märchen, süß wie Shakspeare's Elfen im „Sommernachtstraum" und weich wie Mendelssohn's Töne. Mit Lust versenkt sich das Herz in diese kleine Welt voll Dichtung und Liebe.

Zur Kunst und Literatur gehören vier Aufsätze. Zuerst nennen wir eine meisterhafte „Darstellung der (obenerwähnten) Kirche zu Ramersdorf und ihrer Gemälde" aus Karl Schnaase's trefflicher Feder, eine wahre Zierde des Jahrbuchs. Die „Fragmente zur Charakteristik Wilhelm von Schlegel's", von J. W. Loebell, verbreiten sich geistvoll über die vielseitigen Verdienste dieses „grammatischen Poeten und poetischen Grammatikers". Als Vertreter der romantischen Schule (mit L. Tieck) sowie als glücklicher Uebersetzer des Shakspeare und Calderon, aber auch als Kritiker und Polemiker ist er hier gewürdigt. Ein gerechtes Urtheil über Schlegel und seine in letzter Zeit unleugbarer Charakterschwächen wegen mitunter vergessenen frühern Verdienste bereitet sich in Deutschland vor, wie dieselben der Literaturgeschichte mehr und mehr anheimfallen. Kommt es einst dazu, so wird auch dieses Wort eines seiner gewesenen Collegen nicht überhört werden. Und doch möchte man beklagen, daß hier Schlegel's neuere Periode, die Zeit wo er am Rhein lebte und zehn Jahre früher, fast nur erwähnt wird. Wenn heutzutage die andern Völker Europas, namentlich Franzosen und Engländer, über deutsche Literatur einsichtiger, anerkennender urtheilen als sonst, so verdanken wir Deutschen Dies eben zum größten Theile Schlegel, seinen Arbeiten bei und mit Frau von Staël, besonders auch an deren Werk über Deutschland, endlich seinen Reisen in jenen Ländern, und den persönlichen Beziehungen zu ihren literarischen Größen. Gerade diese Seite der Schlegel'schen Wirksamkeit wird über dem Schatten zu weit getriebenen Selbstgefühls und kleinlicher Eitelkeit zu oft übersehen. Doch kommen wird der Tag wo auch Dies ins rechte Licht tritt. Dagegen erregt die nun folgende „Charakteristik der westfälischen Dichterin Annette von Droste" von Levin Schücking, bei vielem Guten und Wahren das sie enthält, durch eine gewisse panegyrische Fülle gerechtes Bedenken. Wenn man, wie Hr. Schücking, gleich mit einer „Dreizahl von glänzenden Dichtergenien, um deren Stirn das Eichenlaub ihrer westfälischen Heimat als schönster Schmuck liegt" (die Droste, Freiligrath und Grabbe sind gemeint), anhebt, so ist freilich zu einer gerechten Erwägung und Beurtheilung wenig Aussicht. Wir lassen gern den Patriotismus gelten

wo er hingehört. Es mag sein, daß gemüthliche Aufregung jenen westfälischen Sängern als Naturgabe vor allen eigen ist. Wenn aber damit sich so wenig ätherische Leichtigkeit und Grazie paaren als selbst hier zugegeben wird, so erleidet jenes überschwengliche Lob vor der Hand doch eine starke Ermäßigung. Und irren wir nicht ganz, so hat die Stimme des größern Publicums sowie der meisten urtheilsfähigen Kunstkenner Deutschlands in den jüngsten Monaten und Jahren über jene Dichtergenien sich bereits klarer auszusprechen angefangen als es im ersten Augenblicke möglich war. Ruhiger, klarer, gesetzter handelt darauf Gottfried Kinkel über Karl Simrock, indem er seines Freundes Lebensgeschicke mit dessen fruchtreichen, ehrenwerthen Bemühungen um Wiederbelebung der deutschen Heldensage vor dem Leser vorüberführt. Diesem Gegenstande wird hier die volle Aufmerksamkeit zugewendet die ihm gebührt. Es ist ganz richtig, daß der edelste Zweig unserer deutschen Art auf dem uralten Stamm der Sagen und Märchen erwuchs, daß wir nichts Lieberes und Besseres thun können als den jungen Deutschen in Schule und Haus vor Allem das echtdeutsche Element der Ueberlieferung bieten. Was S. 270 u. fg. hierüber gesagt wird ist uns aus der Seele geredet. Noch ist der Sieg der guten Sache nicht entschieden, weil die Parteien streiten. So lange Männer wie beide Grimm, Simrock, Wackernagel mitkämpfen, stehen die Sachen gut. Ob nun aber in dieser Darstellung Simrock's nicht Einiges fehlen dürfte, ob überhaupt zu einer solchen Schutzrede für ihn schon jetzt bei Leibesleben Anlaß war, ist eine andere Frage.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Bibliographisches.

Die Bibliographie ist in Belgien, wo sich sonst die literarische Thätigkeit eben zu keiner großen Selbständigkeit entfaltet hat, zu einer erfreulichen Blüte gediehen. Sie verdankt dieselbe besonders der Anregung und dem Einflusse Reiffenberg's, der überhaupt als einer der würdigsten Vertreter belgischer Gelehrsamkeit bekannt ist. Eine neue Bethätigung des Aufschwungs den die bibliographischen Studien in Belgien genommen haben, erhalten wir in der vor kurzem erschienenen Schrift: „Recherches historiques, généalogiques et bibliographiques sur les Elzevir", von A. de Reume, welche des Neuen und Beachtenswerthen viel enthält. Es handelte sich hier für den Verf. gewissermaßen um die Erhöhung nationalen Ruhms, indem die in der Druckergeschichte so berühmte Familie der Elzevir ihren Ursprung in Belgien genommen zu haben scheint. Loys Helschevier, der in der Genealogie dieser bibliographischen Dynastie als Louis I. bezeichnet zu werden pflegt, wurde 1540 zu Löwen geboren, und siedelte sich erst später nach Leyden über, wo er die ersten Werke, welche als Elzevir'sche Editionen bekannt sind, die „Drusii Ebranarum questionum libri duo" (1583) und den „Eutropius" vom J. 1592, erscheinen ließ. Reume verfolgt mit großer Vollständigkeit die weite Verzweigung der ausgebreiteten Familie, und gibt uns ein klares Bild ihrer rastlosen Thätigkeit. Ueberall stützt er sich auf authentische, zum Theil noch nicht benutzte Quellen, und wenn auch namentlich die bibliographischen Angaben noch mancher Zusätze fähig sein dürften, so ist sein gründliches Werk doch jedenfalls als eine wesentliche Bereicherung der äußern Literargeschichte und als ein erfreulicher Beweis großen Fleißes zu betrachten.

Philosophie der Geschichte.

Arbanère gehört nicht zu den flüchtigen historischen Schriftstellern welche mit staunenswerther Leichtigkeit die umfangreichsten Werke gleichsam aus dem Aermel schütteln, und die Geschichte ganzer Staaten flüchtig Reisenden gleich binnen weniger Monate Frist wie im Fluge beseitigen. Seit dem Erscheinen seiner philosophischen Betrachtungen über die Geschichte des Alterthums ist eine geraume Zeit bereits verstrichen und erst vor kurzem ist er mit der Fortsetzung und dem Schlusse dieses gedankenreichen Werks, „Études sur l'histoire universelle; troisième partie: moyen âge, temps moderne", hervorgetreten. Dafür trägt diese Schrift, welcher der Ernst eines ganzen Lebens gewidmet ist, das Gepräge einer Reife wie man sie bei den meisten der französischen Historiker, die sich mit ihrer philosophischen Betrachtungsweise brüsten, vergebens suchen würde. Arbanère erkennt in der Philosophie der Geschichte — sein Werk ist der einzige würdige Versuch in Frankreich eine solche zu construiren — eine zusammenhängende Darlegung vom gesammten Entwickelungsgange des menschlichen Geschlechts, und nicht blos eine bequeme Gelegenheit an einzelne losgerissene Thatsachen mehr oder weniger treffende Betrachtungen, geistreiche Einfälle und Ansichten anzuknüpfen. Daher strebt denn auch Alles bei ihm zu einer Einheit, und der Schluß des Ganzen dient zur Abrundung Dessen was in den frühern Bänden niedergelegt ist. Die Darstellung bietet eine ruhige Entwickelung, ein langsames aber sicheres Vorschreiten, das durch keinerlei Gedankensprünge gehemmt und unterbrochen wird. Ein näheres Eingehen auf die dem Ganzen zu Grunde liegenden Ideen und die dem Verf. eigene Auffassungsweise versagt uns hier der Raum; aber wir wollen es doch nicht unterlassen auf die gedankenreichen Schlußcapitel, besonders auf die Abschnitte „Harmonie des éléments sociaux" und „De l'avenir du monde", in denen die Conflicte der Gegenwart, die flutenden Zeitinteressen und die Hoffnungen der Zukunft zur Sprache kommen, aufmerksam zu machen.

Die Philippinen.

Die Philippinen, eine von den wenigen Besitzungen welche bei Spanien verblieben sind, während dasselbe nach außen hin fast aller Colonien verlustig ging, sind, wenn man von einigen ältern Forschern absieht, im Ganzen nur wenig für die Wissenschaft ausgebeutet worden. Sie bieten dem Reisenden noch Stoff zu mancherlei interessanten Beobachtungen. Einen werthvollen Beitrag zur wissenschaftlichen Kunde dieser für Spanien ehemals so ergiebigen Inselgruppe erhalten wir in der von T. Mallat kürzlich veröffentlichten Schrift: „Les Philippines, histoire, géographie, moeurs, agriculture, industrie et commerce des colonies espagnoles dans l'Océanie" (2 Bde.), welche sich auf eigene Beobachtung sowie auf gewissenhafte Benutzung glaubhafter älterer Quellen stützt. Das Bild welches der gelehrte Verf. von jenen Gegenden entwirft ist äußerst vortheilhaft. Er hält nicht nur die Philippinen für ein mit allen Vorzügen gesegnetes Land, sondern glaubt auch, daß sie einer immer steigenden Colonisation fähig sind, zu der bereits ein weitern Fortbaus würdiger Grund gelegt ist. Bemerkenswerth ist, daß er einen guten Theil von den Vorzügen welche diese spanischen Besitzungen vor andern Colonien genießen dem umsichtigen Wirken einer thätigen Geistlichkeit und zwar den Missionnairen insbesondere zuschreibt.

Der Sensualismus.

Die sensualistische Philosophie hat in Frankreich noch ihre zahlreichen Anhänger; besonders sind ihr einige der namhaftesten Aerzte, unter denen sie immer ihre bedeutendsten Vertreter gehabt hat, zugethan. Eine neue Production dieser Richtung erhalten wir in folgender Schrift: „Physiologie philosophique des sensations et de l'intelligence", die von Dr. P. N. Gerdy herrührt. Sie zeichnet sich vor ähnlichen Erscheinungen dadurch aus, daß sie, obwol im Allgemeinen auf den Grundlehren des Sensualismus fußend, die neuern Forschungen und Beobachtungen auf dem Gebiete der physiologischen Wissenschaften benutzt. Der Verf. ist übrigens auch nicht crasser Sensualist; er erkennt im Menschen mehr als ein passives, lediglich den Sinneseinflüssen ergebenes Wesen, und mißt ihm auch ein besonderes Verständniß (faculté d'entendement) bei, über das er sich indessen deutlicherer Bestimmungen enthält. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1848.

Römische Zustände.

1. Rom unter den letzten drei Päpsten und die zweite Reformation in Deutschland. Von J. G. Köberle. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1846. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Geheimnisse von Rom im 19. Jahrhundert. Schattenseiten aus dem Volks-, Hof- und Kirchenleben. Nach E. Brifault bearbeitet. Sechs Bände. Leipzig, O. Klemm. 1846. 16. 3 Thlr.
3. List und Trug der Priester und Mönche. Von Gabriel d'Emiliane. Nach der fünften Originalausgabe von neuem herausgegeben, verbessert und mit einer historischen Einleitung, sowie mit Anmerkungen versehen von einem Katholiken des 19. Jahrhunderts. Aus dem Französischen von Ludwig Hain. Leipzig, Jurany. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Ursprung und erste Gestaltung des Stifts Maria-Einsiedeln, nebst einem Anhange über die Engelweihe und die Wallfahrt. Von Justus Landolt. Einsiedeln, Benziger. 1845. Gr. 8. 22½ Ngr.
5. Horárik's Kampf mit Hierarchie und Kirche in den Jahren 1841—45. Leipzig, Jurany. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Rom und die Reformation in Italien. Nach dem Englischen von F. Freiherrn von Biedenfeld. Jena, Luden. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
7. Clemens XIV. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Die Erwartungen der katholischen Christenheit im 19. Jahrhundert von dem Heiligen Stuhle zu Rom. Auf Veranlassung des Rundschreibens Pius' IX. an die sämmtlichen Bischöfe. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.
9. Das Rundschreiben Pius' IX. Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift: Die Erwartungen der katholischen Christenheit u. s. w. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1847. Gr. 8. 8 Ngr.

Indem wir vorliegende Schriften aus der Masse Desjenigen auswählen was auf dem gleichen Gebiete fortwährend zu Tage gefördert wird, beabsichtigen wir keineswegs Eulen nach Athen tragend uns dem Chore der Lobredner anzuschließen die der Zufall welcher Pius IX. auf den Stuhl Petri hob im gutmüthigen Deutschland erweckt hat. Ebenso wenig haben wir jedoch im Sinne einen No-Popery-Ruf anzustimmen in einer Zeit in der man sich beinahe darauf gefaßt machen muß das Papstthum populair werden zu sehen. Am weitesten sind wir endlich von der Anmaßung entfernt geringschätzig über den Aufschwung abzuurtheilen den ein, wir können leider nicht sagen befreundeter Volksstamm unter römischer Aegide in unsern Tagen nimmt. Wir haben uns blos zur Aufgabe gemacht einige Züge zusammenzustellen, die dazu beitragen können den Entwickelungsgang und das Wesen einer Macht zu bezeichnen die hier ebenso große Besorgnisse erregt als sie dort Hoffnungen einflößt, einer Macht von der eine zahlreiche Partei das Heil der Welt erwartet, während eine andere sie als das Haupthinderniß betrachtet das dem Fortschritt der Menschheit entgegensteht.

Drei Gegner: den Staat, vertreten durch die kaiserliche Gewalt, die Kirche, vertreten durch die Concilien, das rebellische Individuum, vertreten durch die Ketzer, hatte das Papstthum bei seinem Bestreben sich die irdische Allmacht zu sichern mit ziemlichem Glücke bekämpft, als der menschliche Geist selbst sich mit ihm in unversöhnlichen Widerspruch setzte und dem Autoritätszwange gegenüber den Grundsatz der freien Forschung verkündete. Diesen Grundsatz schrieb, freilich ohne ihn noch vollständig zu begreifen, die Reformation auf ihr Banner und benutzte ihn zuvörderst, während es unserer Zeit vorbehalten blieb ihm in allen seinen Folgerungen Geltung zu verschaffen, den Schutt von den Quellen wegzuräumen aus denen die Christuslehre lauter und unverfälscht strömen sollte. Welche Hülfe ihr bei diesem Beginnen das Aufleben der alten Literatur und die Buchdruckerkunst leisteten, braucht nicht erwähnt zu werden; weniger bekannt scheint es aber, in welchem Umfange sie dabei gerade dort Unterstützung fand, wo solche Bestrebungen den meisten Widerstand erfahren und mit der größten Gefahr verknüpft sein mußten. Dies, wiederholen wir, scheint weniger bekannt; denn in Nr. 6 finden wir ein Werk wieder aufgefrischt das diese Bestrebungen, so weit sie eben Italien zum Schauplatz hatten, ausführlich schildert. Wir meinen Thomas M'Crie's „Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im 16. Jahrhundert; nebst einem Abrisse der Geschichte der Reformation in Graubünden" — so heißt der Titel der bereits im J. 1829 von Pfarrer Friederich in Frankfurt veröffentlichten Uebertragung —, welche Schrift in Hrn. v. Biedenfeld einen zweiten Ueber-

setzer gefunden hat. Dies ist nun bei einem so guten Buche wie das M'Crie's allerdings kein Nachtheil: desto mehr fällt es auf den jetzigen Herausgeber mit dem Originale so wenig vertraut zu sehen, daß er nicht einmal den Namen des Verfassers kennt und das Werk dem Publicum überdies verstümmelt vorlegt. Es mangelt nämlich die Einleitung mit der M'Crie seine Geschichte eröffnet und die Hrn. v. Biedenfeld leicht hätte auf die Spur führen können woher „das ihm ohne Titel zugekommene Buch" stammte. Abgesehen von dieser Lücke und einigen Uebersetzungsfehlern — Whitsuntide (Pfingsten) z. B. wird in eine Gegend der Stadt Neapel verwandelt, und von Brucioli heißt es, er sei verurtheilt worden als einer von Denen welche weder Gutes noch Schlechtes von Gott reden (damnatus nec bene nec male de deo loqui, d. h. es wurde ihm theologisches Stillschweigen auferlegt) — verdient Hrn. v. Biedenfeld's Bemühen den Dank aller Derjenigen die, mit M'Crie's Arbeit noch nicht bekannt, über die Versuche belehrt sein wollen welche Italiens edelste Geister machten um das Joch römischen Glaubenszwanges abzuschütteln. Gerade jetzt ist es doppelt anziehend solchen Forschungen zu folgen. Denn obschon in Italien für den Augenblick die religiöse Frage in den Hintergrund geschoben und von der politischen ganz verdrängt scheint, so muß es doch, bevor diese völlig erledigt werden kann, zur Entscheidung kommen, wie weit sich das Papstthum mit dem politischen Fortschritte verträgt. Da dieser, wenn er nicht auf selbem Wege stehen bleiben will, durchgreifende Reformen auf religiösem und kirchlichem Gebiete nothwendig macht — Reformen welche die römische Kirche nie zugeben kann ohne sich selbst untreu zu werden —, so ertönt ohne Zweifel früher oder später an der Tiber ein Halt dem man am Arno oder Po kaum zu gehorchen Lust haben wird. Dann werden sich aber, freilich in milderer Weise, die Gegensätze erneuern, deren Kampf im 16. Jahrhundert M'Crie schildert, und wenn die Enkel der Valla und Bracciolini, der Carnesecchi und Paleario denselben Muth offenbaren der diese beseelte, so werden sie ihrem Vaterlande im Reiche des freien Geistes gewiß den Platz erringen der seiner würdig ist.

Allein wie Viel bleibt vorher noch zu überwinden übrig! Wie enge sind die Misbräuche welche von Rom aus die Welt überflutet haben mit dem Volksleben verwachsen! Welch giftige Früchte hat der Baum schon getragen unter dessen Schatten jetzt die Saat der Freiheit gedeihen soll! Die unter Nr. 1, 2 und 3 zusammengestellten Schriften liefern einige Proben davon aus ältern und neusten Tagen. D'Emiliane's Schilderungen — er trat um die Zeit des Widerrufs des Edicts von Nantes zum Protestantismus über — beziehen sich auf ein Jahrhundert wo Roms Macht sich neu befestigt hatte, und der römisch-katholische Klerus wieder in jene Verdorbenheit zu versinken drohte die der Reformation solche Berechtigung verlieh. Diese Verdorbenheit war es auch welche den Einfluß eines Ordens beförderte der öffentliches Aergerniß sorgsamer vermied als seine Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, und gerade damals die umfassendste Thätigkeit entfaltete. Beispielsweise mag hier stehen was d'Emiliane über das Treiben der Jesuiten in England anführt. Er sagt:

Sie haben sich dort im höchsten Grade verhaßt gemacht, und zwar nicht blos wegen ihrer Bemühungen die Ketzer zu bekehren oder vielmehr zu verderben, sondern weil sie arglistige Mittel anwenden die öffentliche Ruhe zu stören. Da es ihnen nicht möglich ist die Leute durch ihr armseliges Geschwätz zu überzeugen, so suchen sie das ganze Königreich in Zwietracht zu bringen und die Protestanten aufeinander zu hetzen, damit irgend ein katholischer Fürst leichtes Spiel habe Dasjenige durch das Schwert zu erzielen was durch die Vernunft zu erreichen nicht möglich ist. Vor ungefähr drei Jahren sagte ein Jesuitenvater in Mailand zu mir, daß die Engländer sehr hartnäckig seien, und daß die hochwürdigen Jesuiten-Missionnaire kein anderes Mittel mehr zu ihrer Bekehrung hätten als sie gegenseitig in einen Vernichtungskampf zu hetzen. An diesem Werke arbeiteten die würdigen Väter ohne Unterlaß, und sie hofften, daß Gott ihre gute Sache segnen werde ... England hat eine besondere Anziehungskraft für sie: Das ist das Gold, und wenn sie einst Beichtväter all der schönen Engländerinnen werden könnten, Das würde ihnen sicherlich behagen ... Die Jesuiten sind in England so sicher vor Verfolgungen, daß sie, ungeachtet mehrer Verordnungen des Parlaments gegen ihre staatsgefährlichen Projecte, hinsichtlich ihrer religiösen Zwecke völlig freie Hand haben. Jedoch wenn sie in ihre Heimat zurückkehren, werden sie ihrem Gebrauche zufolge sicher nicht versäumen auszuposaunen, daß sie in England verfolgt, ins Gefängniß geworfen und gequält worden seien, und daß man sie unfehlbar getödtet haben würde, wenn sie nicht durch die Vermittelung der Heiligen Jungfrau oder irgend eines Heiligen wunderbarerweise gerettet worden wären.

Daß die „Geheimnisse von Rom" blos Schattenseiten darbieten, gesteht schon der Titel. Diese „Schattenseiten" sind jedoch Nichts weniger als geheim, und noch schlechter paßt letztere Bezeichnung auf die geschichtlichen, statistischen, liturgischen und andern Nachrichten mit denen der Verf. den Faden seiner ziemlich locker zusammenhängenden Erzählung häufig unterbricht. Solche Nachrichten sind in hundert andern Büchern zuverlässiger und ausführlicher zu finden (von deutschen Werken nennen wir nur die „Römischen Briefe", Neigebaur's „Der Papst und sein Reich" u. s. w.); der romantische Bau aber dem sie zur Unterlage dienen ist so mangelhaft gefügt, daß man bedauern muß einen so dankbaren Stoff nicht in geschicktern Händen zu sehen. Der Titel macht so wenig das Buch als die Kutte den Mönch; und wenn Hr. Brisfault durchaus „Geheimnisse von Rom" enthüllen wollte, so hätte ihn, um des „Bücherfreundes Jakob (?)" „Katakomben" unerwähnt zu lassen, Karl Didier's treffliches „Unterirdisches Rom" belehren können wie man dabei zu Werke geht. Hr. Köberle, der sich eine ähnliche Aufgabe stellte, hat sie jedenfalls besser gelöst, obschon auch der Titel seines Buches Mehr verspricht als der Inhalt leistet. Die „Allgemeine Zeitung", welche größtentheils als Quelle benutzt wird, und die persönlichen Erfahrungen die der Verf. machte und unter dem Titel „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings im Deutschen Colleg zu Rom" bereits früher veröffentlichte, reichen wol nicht hin um ein klares Bild von Dem zu geben was „Rom unter den letzten drei Päpsten" war. Wenn aber auch

dem Buche eigentlich historischer oder künstlerischer Werth abgeht — was der Verf. selbst zugibt, indem er die mittlern drei Bücher „eine bunt zusammengewürfelte Reihe der seltsamsten Scenen und Bilder" nennt, „sämmtlich von Augenzeugen gezeichnet und geschildert so wie sie im Kirchenstaat bunt durcheinander erscheinen", wobei seine, des Verf., Hand beinahe gar Nichts zur Darstellung beigetragen —, so stellt es doch eine Menge theils vergessener, theils da und dort zerstreuter Thatsachen zusammen, die geeignet sind den Geist der römischen Regierung im erwähnten Zeitraum einigermaßen zu bezeichnen. Namentlich machen wir auf Das aufmerksam was im ersten Bande über Leo's XII. Doppelstellung gesagt wird. Auch Leo trat als Reformator auf, und man glaubt eine Zeitungsnachricht aus dem laufenden Jahre vor sich zu haben wenn man bei Köberle liest:

In diesem Monat (Jan. 1826) sprach das Publicum von nichts Anderm als von dem heftigen Auftritt der in der Mitte des Cardinalscollegiums und in Leo's Gegenwart vorgefallen war. Veranlassung dazu gab Leo's taktvolle und von jedem parteilosen Beobachter nur zu billigende Strenge in Bezug auf öffentliche Ersparnisse, Abschaffung der zahllosen Misbräuche und rücksichtslose Versetzung oder sonstige Entfernung aller jener Beamten deren Nachlässigkeit und Eigennutz er bei improvisirten Besuchen entdeckt hatte.

Das Letztere und die Einziehung der Aemter mit hohem Gehalt und keiner Verpflichtung hatte viele an das dolce far niente gewöhnte Monsignori in die höchste Wuth versetzt und zu Leo's unversöhnlichen Feinden gemacht. Unmittelbar vor der Januarversammlung der Cardinäle ließ dieser die Finanzverwaltung des Heiligen-Geist-Hospitals ebenso unerwartet prüfen als er ein Jahr vorher selbst die Krankensäle mit einem mitternächtlichen Besuche überrascht hatte. Die Finanzen waren dabei in solcher Unordnung befunden worden, daß Leo ohne lange Umstände alle Krankendiener vom Hospitaldirector Monsignore Gazzoli bis herab zum letzten Kassendiener theils mit theils ohne Pension absetzte und den weniger Schuldvollen (darunter dem Monsignore Gazzoli selbst) andere Stellen außerhalb Rom übertrug. Das Hospital übergab er den durch ihren strengen General Micara an Zucht gewöhnten Kapuzinern. Seine Reformen beschränkten sich jedoch auf innere Angelegenheiten des Kirchenstaats; als Haupt der römisch-katholischen Kirche hingegen wich er nicht nur kein Haar breit von dem durch Gregor VII. vorgezeichneten Wege ab, sondern schlug sogar mit schlauer Berücksichtigung der Zeitumstände Richtungen ein die unter seinen mildern Vorgängern schon längst verlassen schienen. Es heißt a. a. O.:

Wie Leo als Beherrscher des Kirchenstaats diesem durch Hebung des bürgerlichen Wohlstands ein zeitgemäßeres Verhältniß zu den übrigen Ländern Europas zu erringen suchte, ihm aber auch zugleich das ceremonielle Schaugepränge des religiösen Cultus mit all seinem äußern Pomp im Geiste seiner Vorfahren ließ, so arbeitete er in selbem Geiste reagirend gegen das bereits mit vorausgeeilte Ausland, indem er durch Abschließung von möglichst günstigen Concordaten das Bestätigungsrecht der Bischofs- und Prälatenwahlen, die Oberaufsicht über die geistlichen Lehranstalten, und das Recht seine in den Schulen der römischen Jesuiten erzogenen Priester allenthalben in öffentliche Functionen treten lassen zu dürfen, sich und seinen Nachfolgern allen katholischen Höfen gegenüber aufrecht zu erhalten bemüht war; oder wo jene Rechte den betreffenden Ländern gegenüber bereits die bindende Gesetzeskraft verloren hatten, diese nun zu erobern sich bestrebte. Auf diese Art wurde Leo — unter allen neuern Päpsten der größte Wohlthäter des römischen Volks — der Hauptagent der europäischen Reaction, und nächst Pius' VII. Jesuiten-Restauration zugleich die ursprüngliche Veranlassung zu der gegenwärtig im Herzen der katholischen Bevölkerung Deutschlands zum Durchbruch gekommenen Lossagung von Rom; denn wie Pius VII. durch Einsetzung der Jesuiten dem Ultramontanismus mit allen seinen abergläubischen Brüderschaften, Wallfahrten, Ablässen und Reliquienverehrung wieder einen festen und kräftig um sich greifenden Mittelpunkt gegeben hatte, so verpflanzte Leo jene ultramontanen Elemente durch Hebung des Deutschen (Jesuiten-) Collegiums in Rom und Verbreitung seiner Zöglinge über alle Theile unsers Vaterlands vorzüglich wieder nach Baiern und den Bisthümern Münster, Trier und Köln. Als unmittelbare Folge davon sind die kölner Wirren und die trierschen Geschichten zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rheinische Poesie.

(Beschluß aus Nr. 13.)

Die poetische Abtheilung des Jahrbuchs bringt zuerst Episches und Idyllisches, und hier wie billig zum Eingang eine Kerlingische Heldensage von K. Simrock: „Bertha die Spinnerin." Vielleicht ist der Ton der echtdeutschen Romanze, heiter und ehrlich, ohne Gram und Hohn, noch nie so trefflich angeschlagen worden als in diesen schönen Strophen, die uns mit ihren sieben kurzen Reimzeilen an alte Volksweisen mahnen. Hier ist für Jeden Etwas: Zartes und Kräftiges. Lesen wird es gewiß Jeder dem nach Gediegenem der Gaumen steht. Wolfgang Müller's „Melusine" in elegischem Versmaß schildert ein Begegnen und Finden von der zartesten, reinsten Art. Es ist zierliche Schilderung darin, Sprache und Vers biegsam und weich. Einzelne Verstöße, z. B. den Pentameter: „Ein phantastisches Bild, das nicht der Erde gehört", wollen wir nicht zu streng rügen. Doch vermißt man in dem Ganzen Etwas: die Wärme der Empfindung, die Alles durchzuckende Kraft der Elegie. Zu ernst zur Idylle, zu malerisch zur Elegie erregt dieses Gedicht blos eine matte, unentschiedene Rührung, die ganz das Entgegengesetzte ist von der herrlichen Goethe'schen Art in „Alexis und Dora". Hermann Bohn-Eschenburg bringt ein serbisches Volkslied „Die treue Gattin", das (durch manches Schöne) wol sich Wirkung versprechen dürfte, wäre Deutschland nicht seit Jahren mit serbischen Liedern übersättigt worden. Neue Töne, frische Weisen, ihr Poeten!

Unter den lyrischen Gedichten findet sich viel Schönes, und in manchen Beziehungen darf man wol zugeben, hier sei geschehen was Eminus verlangt:

> Aus Allem was beglückt mein Leben,
> Aus meiner Liebe Träumerei'n,
> Aus meinen Freuden, meinem Streben
> Möcht' ich dir eine Krone weben,
> Rheinland, im gold'nen Sonnenschein!

Ich sage: in manchen Beziehungen. Denn, gestehen wir es, der echte rheinische Frühling in Gesängen die da klingen soll eben noch kommen. Auch die allzu bewegte Zeit mag Schuld tragen an diesem Mangel tiefer Lyrik am Rhein. Nun bleibt uns noch eine starke Hoffnung, besonders wo so wackere Kämpen immer tüchtig mit ins Feld rücken, wie der „greise Jüngling" E. M. Arndt hier wieder thut. In ihm ist die Liebe, die Lust des Rheins noch stets lebendig, mag er nun klagen

um den entschwundenen Frühlingstraum oder seinem Herzenssaitenspiel kräftig gebieten:

> Und laß sie spielen die Saiten
> Auf dir, du altes Herz,
> Und frage nicht Nähen noch Weiten:
> Spielt Alles doch himmelwärts.
>
> So fliege mit tanzenden Himmeln,
> Und glaube, die Welt ist dein;
> Wo Götter und Sonnen sich wimmeln
> Rolle mit in dem Klang und Schein!

Rührend ist endlich das „Gespräch mit Stöcken und Degen", die bald mit Andern

> Lustig über Berg und Thal,
> Seen und Ströme wandern.

Er selbst aber, der tüchtige Wandersmann, will aus frischem Holz sich einen neuen Stab zur Himmelswanderung schneiden, und mit neu geschliffenem Stahl neuen Kampf streiten.

> Also ist es, soll es sein!
> Nimm dir kühnes Wollen,
> Und so laß dein Küglein froh
> Mit den Sternen rollen.

Es kann nicht unsere Absicht sein aller dieser Lieder zu erwähnen die noch folgen. Wir verweilen nur da wo wir uns gehalten fühlen. So bei Ludwig Wihl's „Jehovahliedern". Von den Ufern der Erft blickt ein Jude nach dem Hain zu Mamreh, nach Jerusalem, zu den Flüssen Babels, und trüber Schmerz feuchtet das Auge. Hier ist keine ohnmächtige Wuth, keine welthassende Lästerung. Es tönt stark und gewinnend der gerechte Jammer des seit Jahrtausenden verbannten Volkes. An den wohlklingenden Liedern von Emanuel Geibel, Wilhelm Ganzhorn (einem Sprößling der L. Tieck'schen Romantik), Gustav Pfarrius müssen wir vorübergehen. Alexander Kaufmann aus Bonn schildert „Maikäfers Freierei", mehr kindisch-possenhaft als zu wünschen war. Viel besser ist der „König Trojan", der Feind des Lichts:

> Die Morgenröthe, das ist mein Tod;
> Ich bin ja König der Nacht —
> Es hat das leuchtende Morgenroth
> Uns Allen Verderben gebracht:
> Mein Vater starb an dem blauen Meer,
> D'rauf Rosen der Morgen goß;
> Meinen Urahn trugen sie kalt daher
> Als der Strahl um die Bergwand floß:
> Wir Alle sterben am Sonnenlicht.

Nun kommt freilich am Ende die Spitze, der Dorn zu den Rosen, den seit Heine unsere junge Poesie nicht mehr loswerden kann. Aber man lasse sich bei Zeiten warnen! An der Ironie ist die Schlegel-Tieck'sche Romantik gestorben, an den Spitzen und Witzen krankt die neue. Gerade einen der begabtern Sänger, obgleich im begrenzten Kreise, sehen wir ungern solche Fehlgriffe thun als Alexander Kaufmann's „Wallonen" sind die hier folgen. Hat den Wallonen doch ein Schiller („Wallenstein") und W. Scott („Quentin Durward") ganz andere Denksteine gesetzt. Freilich ist Kaufmann's Scherz noch Gold gegen den „Laternenpfahl", den „Esel" und den „Bock" von Karl Cramer. Sonderbar, daß dieses poetische Jahrbuch am Schluß sich doch in die trüben Sphären verliert in welchen der Tag sich verzehrt und fruchtlos abarbeitet! So spielt denn auch Kinkel's „Männerlied" zum Beschluß noch einen Trumpf an den „frommen Schwarm" aus, der besser hier nicht ausgespielt würde. „Seid klug!" ist ein hohes Wort; „seid gerecht!" ein höheres. In die Tiefen gehören die Nebel, der Stank und Zank. Auf den Sonnenhöhen der Poesie aber sei Licht, sei Liebe!

> Unser Schuldbuch sei vernichtet!
> Diesen Kuß der ganzen Welt!

Tag im Carneval zu Köln, zu Mainz u. s. w. der herrliche Rhein die Krankheitsstoffe absetzen, im bunten Schellenklang der kurzen Thorheit, welche in Jahr und Tag sich dort angehäuft haben. Da wollen wir lachen, grollen, jubeln, spotten. Allein die Musenhöhe der Dichtung überragt am Rhein wie überall die Wolken des Tages. 22.

Literarische Notizen aus England.

Auswanderung und Deportation.

Außer der Frage der Volkserziehung und der Bank- und Geldfrage wird in England gegenwärtig keine eifriger in der Presse verhandelt als die der freiwilligen und der erzwungenen Auswanderung. Unter den zahlreichen Flugschriften welche darüber in der jüngsten Zeit zu Tage gefördert wurden sind zu erwähnen: „Travels in New South Wales, by *A. Marjoribanks*"; „Canada as it is", by *J. W. Warr*"; „Penal settlements and their evils; penitentiaries and their advantages, by *J. B. Atkinson*"; „Ireland saved without cost to the imperial treasury, by *R. Torrens*"; „The clergyman in the goal." Alle diese Schriften drehen sich hauptsächlich um Erörterung und Beantwortung der beiden Fragen: Inwiefern kann die freiwillige Auswanderung zur Abhülfe oder Erleichterung des Nothstandes der arbeitenden Classen benutzt werden? und: Inwieweit ist der Zwangsverpflanzung oder Deportation ein Nutzen zur Verhütung des Verbrechens und zur Besserung der Verbrecher abzugewinnen? Die Länder welche in obigen Veröffentlichungen zu solchem Zweck in Betracht gezogen werden sind Australien, Neuseeland, Canada und das östliche Afrika. Den reichlichsten Stoff zur Lösung der Fragen liefert die Schrift von Marjoribanks, die speciellste Belehrung die von Warr. Torrens schlägt ein umfassendes Colonisirungssystem vor, das mittels eines Anlehens ins Werk gesetzt werden soll, welches auf die künftigen Verkäufe von Ländereien zu hypotheciren wäre. Bekanntlich ist der frühere Präsident des Handelsamts unter dem Ministerium Peel, Hr. Gladstone, schon mit einem ähnlichen und noch großartigern Plane der Massenauswanderung umgegangen.

Die australischen Sprachen.

Die australische Presse erscheint bereits auf dem europäischen Büchermarkte. Kürzlich ist ein für Völker- und Sittenkunde nicht unwichtiges Werk daraus hervorgegangen. Es hat einen Beamten der Anpflanzung auf Neusüdwales zum Verf. und führt den Titel: „Remarks on the probable origin and antiquity of the aboriginal natives of New South Wales." Auch der Verf. dieses Buchs ist der Ansicht, daß die eingeborenen Stämme dort ihrem völligen Verlöschen schnell und ebenso unrettbar entgegengehen wie die Rothhäute im Norden Amerikas. Er klagt, daß die Sprachen dieser Völkerschaften so außerordentlich begriffsarm sind, indem sie beinahe keine Worte besitzen die etwas Anderes bezeichneten als die allernothwendigsten Bedürfnisse des Lebens und die häuslichen Beziehungen. Auch seien die Mundarten an und für sich so ungewiß und schwankend, daß es fast unmöglich falle dieselben durch gewisse Regeln festzustellen und damit eine Grundlage zur Vergleichung, zum Studium und zu weiterer Ausbildung zu schaffen. Namen und Ausdrücke werden unaufhörlich von diesen Stämmen gegen andere vertauscht. So werde z. B. bei dem Tode irgend eines ihrer Häuptlinge dessen Name für ewige Zeiten vertilgt und seine ganze Verwandtschaft müsse einen andern annehmen; der frühere dürfe bei Strafe nicht mehr ausgesprochen werden. Auf solche Weise sei es vor gar nicht lange geschehen, daß, als ein vornehmer alter Mann gestorben sei, in dessen Namen das „Feuer" bedeutende Wort vorgekommen, der letztere sogleich aus dem Sprachschatz des Stammes gestrichen wurde und derselbe nun für dies Element keinen Ausdruck mehr besitze. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 15. — 15. Januar 1848.

Römische Zustände.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Die Anwendung auf unsere Tage ergibt sich von selbst, und man braucht blos einen Blick auf Schriften zu werfen wie die Nr. 4 und 5 bezeichneten, um sich zu vergewissern welche Folgen solche römische Einwirkungen überall wo sie hinreichen erzeugen oder in Aussicht stellen. Pater Landolt's Abhandlung kann zum Beispiele dienen mit welcher Zuversicht Märchen, in den finstersten Zeiten ersonnen, wieder aufgewärmt werden, vor denen man sich, um den Verstand nicht ganz zu verlieren, gern zum Heiligen Rocke flüchtet. Das Kloster Einsiedeln in der Schweiz, durch das wunderthätige Marienbild bekannt, dem es seinen Ruf und, was in den Augen der frommen Körperschaft wahrscheinlich nicht geringen Werth hat, sein großes Vermögen verdankt, stützt sein Ansehen hauptsächlich auf ein „Ereigniß", über das Pater Landolt folgendermaßen berichtet:

Im September des J. 948 lud Abt Eberhard den Bischof Konrad von Konstanz, zu dessen Diöcese Einsiedeln gehörte, zur feierlichen Einweihung der nunmehr vollendeten Klosterkirche wie der vergrößerten Muttergotteskapelle nach Einsiedeln ein. Auf den bestimmten Tag kamen mit Konrad auch der Bischof Udalrik von Augsburg, eine bedeutende Zahl des hohen Adels aus Deutschland und eine große Menge Volkes in den finstern Wald. Um Mitternacht, die der Einweihungsfeier voranging, erhob sich Konrad und mit ihm einige Mönche von ihrem Lager, um die übrige Zeit in Gebet und Betrachtung in der Kirche zuzubringen. Da vernimmt der Bischof wie er in die Kirche eintritt einen wundersüßen Gesang. Er schaut umher und gewahrt immer deutlicher, daß Engel dieselben Gesänge singen, dieselbe Ordnung beobachten und dieselben Ceremonien verrichten die bei Einweihung der Kirchen gebräuchlich sind. Er sieht, daß in der Gnadenkapelle Christus in violetter Meßkleidung das heilige Opfer auf dem Altare darbringt, assistirt von den heil. Petrus, Gregorius, Augustinus, Stephanus und Laurentius. Während dieser Handlung stand die seligste Jungfrau vor dem Altare in glänzender Lichtgestalt. Michael, der Erzengel, leitete den Gesang. Der heil. Stephanus verrichtete den Dienst eines Subdiakons, und der heil. Laurentius den eines Diakons. Das Sanctus wurde auf folgende Weise gesungen: „Heiliger Gott, in der Wohnung der glorreichen Jungfrau, erbarme dich unser. Hochgepriesen sei der Sohn Maria's, der gekommen ist in Ewigkeit zu regieren." Das Agnus Dei lautete also: „O du Lamm Gottes, erbarme dich der Lebenden die an dich glauben, erbarme dich unser. O du Lamm Gottes, erbarme dich der Abgestorbenen die in Hoffnung auf dich ruhen, erbarme dich unser. O du Lamm Gottes, gib den Frieden den Lebenden und den Hingeschiedenen, die selig in dir herrschen." Auf das: Der Herr sei mit euch, antworteten die Engel: „Der da sitzt über den Cherubim und in die Tiefen hinabschaut."

Indessen rückte der Morgen an. Es war Donnerstag, der 14. des Herbstmonats, an welchem das Fest der Kreuzerhöhung auf dem ganzen christlichen Erdkreise begangen wird. Alles zur Einweihung Erfoderliche war in Bereitschaft. Die zur Vornahme der hohen, kirchlichen Handlung verordneten Geistlichen und alles herbeigeströmte Volk stand bereits gesammelt auf der heiligen Stätte. Nur der Bischof zögerte, er konnte sich von der Stelle an welcher er so wunderbare Dinge wahrgenommen, gesehen und gehört hatte kaum mehr trennen. Es ging gegen Mittag, und noch verweilte er unbeweglich auf derselben Stelle. Nun drangen Alle in ihn die Einweihung endlich vorzunehmen. Konrad entschuldigte sich mit dem Bedeuten: er warte auf ein Zeichen. Zuletzt offenbarte er einigen Wenigen was er gesehen und gehört hatte. Allein diese hielten das Vernommene mehr für ein Traumgesicht, oder für das Ergebniß des in himmlischer Betrachtung entzückten Geistes des heiligen Bischofs. Ohne also auf das Vorgegangene Rücksicht zu nehmen, nöthigten sie ihn die Einweihung zu beginnen. Kaum aber als diese beginnen sollte, ertönte aus der Höhe die Stimme: „Höre auf, höre auf, Bruder! Die Kapelle ist göttlich eingeweiht." Die Anwesenden, diese Worte zum dritten mal vernehmend, wurden mit heiligem Schauer erfüllt. Und nun erkannten Alle, daß Dasjenige was Bischof Konrad gehört und gesehen hatte nicht ein Traumgesicht, nicht das bloße Ergebniß einer begeisterten Einbildungskraft, sondern wirkliche Thatsache sei.

Dies ist der Hergang des ewig denkwürdigen Ereignisses, welches seither gewöhnlich unter dem einfachen Namen Engelweihe bezeichnet wird. Die heimkehrenden Pilger verkündeten das Wunder in ihren Gegenden, übertrugen es von Mund zu Mund, von den Vätern auf die Söhne und Enkel, und zahlreiche Gebetserhörungen die auf der göttlich geweihten Stätte gewirkt wurden drückten ihm das Siegel der Erscheinung auf.

Das Andenken an diese „Engelweihe" nun wird im Kloster Einsiedeln jährlich am 14. September durch ein prunkvolles Fest gefeiert, das Tausende von Wallfahrern herbeilockt und Tausenden von Ablässen Absatz verschafft. Pater Landolt stellt „das Außerordentliche der Thatsache" nicht in Abrede. Er sagt:

Daß Christus, der im Himmel ewig thronende Hohepriester, wieder auf die Erde herabsteigt, und die Einweihung eines Bethauses in eigener Person, umgeben von seinen Engeln und Heiligen, vornimmt, ist ein Ereigniß, ebenso geeignet, dem Orte an welchem es geschehen die höchste Ehrwürdigkeit zu verleihen als den Weisen dieser Welt, die selbst an den durch die Bibel bezeugten, und somit von den Gläubigen aller Jahrtausende (sic!) für wahr gehaltenen Wundern Anstoß nehmen, einen Abgrund von unendlichen und unbesiegbaren Zweifeln zu eröffnen. Es hält deshalb äußerst schwer die Wirklichkeit eines

Vorgangs Denjenigen gegenüber zu beweisen die den zu beweisenden Gegenstand schon des Inhalts wegen in den Bereich der Unmöglichkeiten verweisen.

Solche unverbesserliche Skeptiker werden von Pater Landolt bei seiner „historisch-kritischen Untersuchung" mit Recht gar nicht berücksichtigt; er stellt sie blos zum Besten Derer an „die die Wunderwirkungen in der heiligen Kirche zu allen Zeiten für möglich halten, und das einzelne Wunder, wenn es auf hinreichenden Gründen beruht, als solches auch gläubig anerkennen". Wer aber wird behaupten wollen, daß es im vorliegenden Falle an „hinreichenden Gründen" fehlt? „Den ältesten Bericht über die göttliche Einweihung der einsiedlischen Gnadenkapelle", versichert Pater Landolt, „hat Bischof Konrad von Konstanz, der herbeigerufen war dieselbe einzuweihen, als der glaubwürdigste Augenzeuge selbst hinterlassen." Leider ist dieser höchst wichtige Bericht jetzt nur noch bruchstückweise und in jüngerer Abschrift (aus dem 14. Jahrhundert) vorhanden. Eine „authentische, beglaubigte" Abschrift befand sich zwar „zweifelsohne" gleich von Anfang im Archive zu Einsiedeln, wurde dann aber „wahrscheinlich" ein Opfer der ersten Feuersbrunst im J. 1029, „oder" der zweiten 1226. Wie lange die Urschrift selbst, die sich einst in den Händen des Bischofs Konrad befand, sich zu Konstanz erhalten, oder überhaupt welches Schicksal sie in der Folge gehabt habe, kann Pater Landolt ebenfalls nicht „mit Bestimmtheit" sagen. Er glaubt jedoch ohne vermessenes Urtheil annehmen zu dürfen, „daß eine böswillige Hand sie frühzeitig vernichtet habe". Er fährt fort:

Denn was die Bischöfe Sidonius und Egino dem Kloster St.-Gallen im 8. und 9., Das waren in spätern Jahrhunderten einige andere konstanzische Bischöfe dem Kloster Einsiedeln. Es gab Zeiten wo man in Konstanz nur zu geneigt war Alles zu unterdrücken was zu Gunsten Einsiedelns sprach.

Außer diesem ältesten Berichte, der unglücklicherweise spurlos verschwunden ist, und dem Zeugnisse alter einsiedlischer Kalendarien und Jahrbücher, das man jedoch, weil in eigener Sache abgelegt, für verdächtig halten könnte, bestätigt die „Engelweihe" auch eine Stelle in der Chronik des Hermann Contractus (geboren 1013), auf die um so größeres Gewicht zu legen ist, als dieser Schriftsteller die fragliche Thatsache noch aus dem Munde von Augenzeugen vernehmen „konnte". Dieser Reihe von Zeugnissen setzt endlich eine Bulle die Krone auf, die, man höre, Papst Leo VIII. im J. 964 ausfertigte, eine Bulle deren Ansehen leider einigermaßen durch den Umstand beeinträchtigt wird, daß Leo VIII. sogar von Baronius zu den Afterpäpsten gerechnet wird, die während des römischen Maitressenregiments einander auf dem Stuhle Petri ablösten. Auch scheint sie nicht mehr in der Urschrift vorhanden zu sein, und Leo's Nachfolger haben beinahe ein halbes Jahrtausend verstreichen lassen, bevor sie dieselbe bestätigten. Letzteres that auch Pius VI., jedoch in ganz allgemeinen Ausdrücken, die das Wunder selbst unerwähnt lassen, eine Lücke die aber, auch wenn Pius IX. sie nicht ausfüllen sollte, wenig zu bedeuten hat, so lange das Kloster Einsiedeln solche Geschichtsforscher zählt wie Pater Landolt. Ein würdiger Nebenbuhler der Mabillon, Montfaucon, Calmet u. A. zeichnet er sich überdies durch die eigenthümlichen Wendungen aus die er, hingerissen von frommer Begeisterung, seinem Stile gibt. Wo er z. B. vom Gelübde der Keuschheit spricht, ruft er aus:

Jener Prophet der die Leiden und die Herrlichkeit des Messias in der fernsten Zukunft auf das deutlichste erschaute, war eine Jungfrau; jener Evangelist der im kühnsten Fluge sich zum Throne Gottes erhob, und von diesem aus die Geschichte des menschgewordenen Erlösers entwickelte, war eine Jungfrau, und die meisten Kirchenväter, in deren Schriften wir neben der einfach erhabenen Wahrheit die tiefsten wissenschaftlichen Forschungen bewundern, waren Jungfrauen.

Und wie tief Pater Landolt nicht blos in den Geist der alten Zeit, sondern auch in den der deutschen Sprache eingedrungen ist, beweist die Schilderung welche er von der Abschiedscene zwischen Bischof Udalrik und Abt Eberhard entwirft:

In eben dem Augenblicke war ihm dieser nachgeeilt, und sprach zu ihm unter wiederholten Küssen und mit weinenden Augen die Worte: „Von dieser Stunde an werden Sie mich nicht mehr sehen, bis wir, nach Ablegung der sterblichen Leiber, das Glück haben werden vor dem Angesichte Gottes wieder zusammenzutreffen." Auf diese Rede antwortete der Bischof: „Allerliebster Vater! Woher wissen Sie denn, daß ich bald aus dieser Welt scheiden werde?" Da antwortete ihm Abt Eberhard: „Für Sie ist zwar das Ende des Lebens noch nicht gekommen, dessenungeachtet dürfen Sie an der Wahrheit meiner Worte nicht zweifeln."

Wie rührend ist dieses Sie!

Sollte Pater Landolt seine Feder fernern „historisch-kritischen Untersuchungen" weihen wollen, so würden wir ihm dazu die Wunder empfehlen welche mittels des Benedictuspfennigs gewirkt werden, den das Kloster Einsiedeln, wir wissen nicht ob unentgeltlich, austheilt. Namentlich verdiente eine solche Untersuchung die beigegebene Gebrauchsanweisung, welche ausführlich beschreibt gegen welche Krankheiten und Hexenkünste bei Menschen und Vieh das Amulet den Gläubigen hilft.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Romane.

1. Die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikanischen Leben. Von Robert Spring. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1847. 8. 3 Thlr.

Es gereicht dem Ref. zu ganz besonderer Freude einen Roman wie den vorliegenden dem Lesepublicum zu empfehlen. Er bietet Alles was man von einem guten Roman erwarten kann, Belehrung und Unterhaltung; er führt den Leser auf amerikanischen Boden, und lehrt ihn die dortigen Zustände und Menschen kennen; er bespricht vor ihm die verschiedenen Erscheinungen der fremden Hemisphäre und den Eindruck den dieselben auf die verschiedenen Einwanderer hervorbringen; er würzt die spannende Erzählung mit humoristischen Reflexionen, und unterbricht den oft verschlungenen Faden einer interessanten Liebesgeschichte mit Schilderungen von amerikanischen Gegenden und Begebenheiten. Das durch die tollkühne Wettlust des Capitains in die Luft gesprengte Dampfboot gibt Veranlassung zu lebhaften Bewegungen im Roman. Der Fluß Missuri in seinen verschiedenen Extravaganzen und Launen, mit seinen furchtbaren Ueberschwemmungen, wird der Schauplatz von Erlebnissen der Helden, wozu die reiche Naturschilderung den willkommenen Hintergrund liefert. Neuyork und andere Städte werden berührt, in ihren Eigenthümlichkeiten beschrieben. Die Auswanderer-

schar zieht ein mit getäuschten oder erfüllten Hoffnungen, Pläne scheitern und gelingen; man erfährt wie die verschiedenen Nationen einheimisch werden auf dem fremden Boden. Unter den ausgewanderten Deutschen stirbt einer auf dem Verdeck des Dampfschiffs welches ihn nach Amerika trug; er ist einer jener Unglücklichen für welche Deutschland noch keine Gerechtigkeit, noch kein schützendes Gesetz hat. Sein Name war von gutem Klang im Geburtsland. Sein Schicksal fand allgemeine Sympathie; er ward gefangen gehalten Jahre lang im Kerker, weil er der Freiheit huldigte und seinem Volk den Weg zur Freiheit erleuchten wollte. Er hatte Vermögen, Freunde und Freiheit für dieses Volk gewagt und verloren! Nach langem Leiden sandte ein fürstlicher Gnadenspruch ihn nach Amerika. „Er war fest wie ein Löwe. Er war fest wie ein Römer, aber nur so lange als er in Rom war. Fern von seinem Lande im unfreiwilligen Asyle siechte sein Körper und sein Geist bis er dahinsank. Er war ein Löwe, aber nur so lange er in der Wüste seiner Geburt irrte."

„Die Rebe stirbt fern vom eigenen Lande, sagte einer der Umstehenden, oder ihr Saft wird zum Krätzer, und doch ist sie edel. Die Eiche, wenn sie groß ist, läßt sich nicht verpflanzen, und doch ist sie stark. Er lebte und starb wie seine edle und starke Natur es gebot. Friede seiner Asche!" Das letzte Wort des Sterbenden möchten wir noch mittheilen; es gilt vielleicht als eine Lehre seinen Brüdern in Deutschland.

„Treuer Bruder, fing er an, die Zeit mein Testament zu machen ist gekommen. Schicke es übers Meer an meine Leidensgefährten. Sie sollen nicht fallen ehe sie geschlagen sind. Sie sollen nicht erliegen ehe sie die Schlacht verloren haben. Geschlagen und besiegt sollen sie ihre Gebeine nicht außer Landes tragen. Ihre Leichen sollen den unfreien Boden düngen, bis er kräftig wird dem Baum der Freiheit Nahrung zu geben."

Auch an amerikanischen Gestalten fehlt es nicht. Der Kentuckier und die beiden Warrick sind solche; die verschiedenen Grade von Schlechtigkeit der beiden Letztern sind Früchte der amerikanischen Berechnung, Auswüchse jener moralischen Uebermacht des Geldes! Sara, die Amerikanerin, mit dem vaterländischen Enthusiasmus ist die Heldin; sie ist durchaus liebenswürdig und weiblich geschildert, und ihr Stolz eine Amerikanerin zu sein kleidet ihr wohl. Gaston, ihr Geliebter, äußert sich über den Nationalstolz den er empfindet auf folgende Weise:

„Ich bin nicht stolz auf meine Geburt, aber glücklich, daß mich der Zufall Das werden ließ was ich bin, ein Amerikaner. Höre mich an, Sara. Auch ich besitze den Instinct der der großen Heerde der Menschheit eigen ist. Ich fühle mich gehoben durch den Blick auf ein Land dessen weites Gebiet sich zwischen zwei Oceanen erstreckt, dessen Ströme mächtiger, dessen Seen größer, dessen Wälder herrlicher, dessen Prairien unendlicher und dessen Felder fruchtbarer sind als die eines andern Landes der Welt. Ich war stolz, daß ich von Gottes Gnaden ein freier Mann war, und daß die Millionen meiner Mitbürger gleiches Maß mit mir hielten, und in dem Bewußtsein ihrer Würde Niemanden über sich erkannten als Gott. Ich war stolz auf die Geschichte unsers Landes. Unsere Väter, die dieses Land zuerst bewohnten, waren charaktervolle, bewußtvolle, principvolle Männer. Ihre Nachkommen, die Männer der Revolution, sind größer wie ihre Väter gewesen. Sie waren groß im Kriege und größer im Siege. Sie fochten um ein Recht und wagten Gut und Blut um ein Princip. Die Ausströmung ihrer Seelen, die Unabhängigkeitserklärung und die Constitution sind der geistige Strom der einst die Menschheit auf dem Berge Ararat landen wird. Und ich war stolz auf das mitlebende Geschlecht meines Volks. Ich erkannte, daß trotz der Urtheile Derer die es nicht liebten und deshalb nicht erkennen konnten, es ein auf der Bahn menschlicher Vervollkommnung fortschreitendes Geschlecht sei."

„Und seit wann und warum ist dieser gerechte Stolz von dir gewichen? fragte Sara. Seitdem, versetzte Gaston, Erkenntniß den Instinct in mir bekämpft und überwunden hat, seitdem ich durch geistigen Kampf zur Würde meines Bewußtseins als Mensch durchgedrungen bin. Ich reiste durch Europa und lernte die großen Nationen kennen welche die Civilisation der alten Völker auf die neuen übertragen, welche der Alten Welt Gesetze und der Neuen Welt Menschen gegeben haben. Ich fand ihre gebildeten Männer gesittet, mild, bescheiden und aufgeklärt, ich fand dieselben Männer als Engländer, Franzosen, Deutsche, Spanier roh, barbarisch, prahlerisch und voller Vorurtheile. Sie sprachen von sich und ihren Verdiensten mit Demuth und in großsprecherischen Ausdrücken von ihrem Lande und dessen Geschichte. Sie würden erröthet haben ihren eigenen Werth mit fremden vergleichend zu preisen, und waren stolz darauf ihr Land vor jedem andern ruhmredig zu erheben. Im Namen der Nation war ihnen Manches ruhmwürdig zu thun was ihnen im Einzelnen verächtlich erschienen. Sie hatten eine Moral welche sie leitete, eine andere welche ihren Staat regierte. Sie suchten alte Sprache neu zu beleben, deren bessere Hälfte der Sturm der Zeit längst verweht, alte Volksfeste aus dem Schutte zu graben der auf ihnen gelegen, alte Vorurtheile aus den Gräbern zu ziehen in denen sie vermodert, und sie stiegen in den mit der Stickluft der Vergangenheit gefüllten Schachten hinab, trotz des warnenden Zeichens, daß das hinabgesandte Licht der Civilisation in den tödtenden Dünsten erstickte. Die Mauern der Vorzeit, welche Feinde von Feinden getrennt hatten, waren auf vielen Stellen gefallen und Freunde begegneten sich, nicht wissend wo die alte Linie gezogen war; auf andern Stellen standen sie nur brusthoch und Männer schüttelten über denselben einander freundlich die Hände: da kamen die Patrioten und suchten nach den alten Fundamenten und bauten die Mauern höher und machten Feinde aus Freunden. Dort lernte ich den Patriotismus verachten der durch rothe Linien auf der Landkarte eingeschlossen ist, und die Menschenliebe welche nicht über die geographische Grenze hinaus darf. Dort erkannte ich die Thorheit Derer welche in den Grüften der Erde nach Licht für die Zukunft umherwühlen. Seit jener Zeit streifte ich von mir ab die Barbarei der Vorzeit, welche unter dem prächtigen Namen des Patriotismus und der Nationalität selbst den Besten der Menschheit anklebt. Ich bin blos stolz ein Mensch zu sein."

Gaston mag durch diese Ansichten wol zum Typus des gebildeten, vorurtheilsfreien Amerikaners gestempelt sein. Unter diesen Repräsentanten einer ausgeprägten Nationalität spielt sich ein interessanter Roman voll spannender Scenen, dessen Schluß Ref. indeß weniger grauenhaft herbeigeführt wünschte. Heitere humoristische Schilderungen und Reflexionen unterbrechen die Erzählung oft; die Beschreibung des Kentuckiers im Kampf mit den Moskitos, die Betrachtung über die Mode des Fracks und manches Andere können den Leser nur erfreuen.

2. Die Tochter einer Kaiserin. Roman von L. Mühlbach. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1848. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

„Eine große, blutige Tragödie ist die Geschichte Rußlands, bei welcher jeder Act mit einer Mordthat schließt; glücklich noch und menschlich, wenn nur ein Mord das blutige Ende eines Acts ankündigt, glücklich wenn nicht Ströme Bluts ihn bezeichnen, nicht die Wehklagen Tausender aus den Steppen Siberiens als unheilvoller graufiger Chor dazu erschallen. So ist es gewesen von alten Zeiten her, so ist es geblieben bis in die neuesten Zeiten hinein, und die würdigen Nachfolger und Söhne Iwan's des Schrecklichen herrschen auf dem Throne der mächtigen Zaren. Dort ist es das Volk welches Nichts gelernt, und der Zar welcher Nichts vergessen hat; das Volk verharrt in seiner dumpfen Sklavenunterwürfigkeit, der Zar in seinem despotischen Tyrannenübermuth, und wenn man von dort ein Bild der Vergangenheit sich entrollt, ist es zugleich eins der Gegenwart."

Dieses die Vorrede der Verf., und wenn Ref. auch nicht ganz mit ihr übereinstimmen kann, in ihrer Anschauung russischer Politik der jetzigen Zeit, obgleich auch Ref. in Rußland den Fortschritt des Jahrhunderts ahnt, und eine Läuterung des „Despotismus", eine Dämpfung des Tyrannenübermuths zu spüren meint, so kann er doch nicht leugnen, daß die Grund-

lage der russischen Geschichte, ein Fundament von blutigen Tragödien, zu dem Glauben an die Möglichkeit künftiger Wiederholung derselben berechtigt. In den vorliegenden Bänden hat nun die Verf. allerdings einige der grausigsten Momente hervorgesucht und aneinandergereiht, um den Roman gehörig vorzubereiten und den Leser auf dessen grauenhaftes Ende gefaßt zu finden. Mit der Hinrichtung des Grafen Dolgoroughi beginnt diese historische Skizze; der Fluch seiner Gattin soll in Erfüllung gehen. Die Kaiserin Anna ist gestorben, und, ein unerhörter Fall in der Zarengeschichte, eines natürlichen Todes. Biron wird zum Regenten ernannt, bald setzt eine Intrigue ihn ab und die Anna Leopoldowna, die Mutter des zum Kaiser gekrönten Kindes Iwan, schickt ihn mit der Gemahlin nach Sibirien. Bald hebt eine neue Verschwörung Elisabeth, Peter des Großen Tochter, auf den Thron und wieder erhält Sibirien sein Opfer. Sie, die heitere, sanfte, alles Ehrgeizes ermangelnde und nur in Liebe für den Schreiber Alexis erglühende Kaiserin, sie, die bei ihrem Regierungsantritt zum Andenkengeschenke für das russische Volk die Todesstrafen abschafft, sie läßt den kleinen Iwan von der Mutter trennen und zum Idioten erziehen, und Eleonore Lapuschkin, auf deren Schönheit sie eifersüchtig war, geknutet, mit ausgerissener Zunge nach Sibirien schicken. Die Zunge des gemarterten Weibes sprach, ehe sie auf ewig verstummte, einen furchtbaren Fluch; der Kaiserin Tochter solle ein gleiches Schicksal werden als Strafe einer grausamen Mutter. Dieser Fluch ist nun die Eröffnung des Romans. Natalie ist die Tochter der Kaiserin, welche die Mutter um sie dem Fluch zu entreißen unerkannt erziehen läßt, und welche, als Elisabeth stirbt, von dem getreuen Paolo Raszinsky nach Rom geflüchtet wird. Dort wird sie unbewußt ihrer Geburt erzogen, und die Verf. entwirft ein Bild von dem damaligen Treiben in Rom unter Ganganelli's Herrschaft. Erzählungen und Schilderungen wechseln ab in bunter Reihenfolge, und lagern sich häufig so unterhaltend zwischen den Roman, daß man letztern vergißt, und die arme Kaiserstochter mit ihren Dichtergaben und ihrer Schönheit, mit ihrer unschuldigen Liebe zum Sänger und ihrer kindlichen Neugierde nach der Improvisatrice Corilla und den Freuden der Welt in den Hintergrund tritt. Erst als die Intriguen beginnen denen sie erliegen muß, als der Freund Paolo von ihrer Seite gelockt wird, und der listige, grausame Orlow ihre Liebe gewinnt, erst dann kehrt das Interesse ihr ganz zu, und mit Zittern sieht man die Unschuldige in dem künstlich gespannten und gewobenen Netze sich fangen, bei der vorgespiegelten Trauung dem Verräther liebend ihre Hand reichen und ihm folgen nach Rußland, wie sie meint zur Krönung, zum Kaiserglück! Der Fluch der gemarterten Eleonore Lapuschkin wird an ihr erfüllt. „Auf den Rücken des Henkers wird sie gehoben und die Peitsche saust durch die Lüfte, zerfleischt den Rücken und das Blut fließt.“ Mit diesem Bild endigt der zweite und letzte Band, und der Leser mag selbst empfinden, welchen peinlichen Eindruck er hinterläßt. Für Leser welche der Nervenaufregung bedürfen, welche sich durch Lecture der Monotonie des Lebens entziehen wollen, gibt der vorliegende Roman manche Reizmittel noch außer den aufgezählten Grausamkeiten an den Prätendenten zum Kaiserthrone; denn es fehlt nicht an Knuten- und Peitschenstrafen russischer Dienerschaft, noch an todtgeprügelten Leibeigenen. Aber auch für andere Leser ist gesorgt, und sowol die Schilderung der Charaktere als der Zustände, sowol die Scenen in Rußland als die in Italien sind geeignet das Interesse zu erregen und zu fesseln. Der Stil ist mitunter etwas schwülstig, doch bei der lebendigen Erzählung, welche oft den Gemälden mit grellen Farben gleicht, weniger störend. Der vorliegende Roman scheint einer der gelungensten der Verf., gewiß ein willkommenes Geschenk dem größern Publicum, welches das kleine auserwählte, sich selbst ausschließende, das fein gebildete ebenfalls nicht von sich weisen wird. 5.

Bibliographie.

Jacobi, C., Das zehnte Armee-Corps des deutschen Bundesheeres. Kriegsverfassung und Verwaltung seiner Contingente. Nach amtlichen Mittheilungen herausgegeben. Hannover, Hahn. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kerner, J., Lyrische Gedichte. 4te, sehr vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1847. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die politischen Lyriker unserer Zeit. Ein Denkmal mit Portraits und kurzen historischen Charakteristiken. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Märchen und Mehr für kleinere und größere Leute. Mit 6 colorirten Kupfern von J. Kirchhoff. Berlin, Schartmann. 1847. 12. 18 Ngr.

Meier, K., Geistliche Lieder. Zürich, Höhr. 1847. Gr. 16. 2½ Ngr.

Neumann, S., Die öffentliche Gesundheitspflege und das Eigenthum. Kritisches und Positives mit Bezug auf die preussische Medizinalverfassungs-Frage. Berlin, Rieß. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Pellico's, S., Gefangenschaft von ihm selbst geschildert und mit Benutzung seiner andern Werke sowie der „Zusätze“ seines Freundes Maroncelli neu herausgegeben von F. X. Görlich. Neisse, Müller. 1847. 12. 15 Ngr.

Prutz', R., dramatische Werke. 2ter Band. Karl von Bourbon, Schauspiel in 5 Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Dieselben. 3ter Band: Erich der Bauernkönig. Schauspiel in 5 Akten. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pulte, J. H., Organon der Weltgeschichte. Cincinnati 1846. Gr. 8. 24 Ngr.

Rau, H., Worte zum Herzen des deutschen Volkes. Vorträge und Gebete, gehalten in den deutsch-katholischen Gemeinden zu Stuttgart, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, Darmstadt, Ulm, Eßlingen ꝛc. Stuttgart, Franckh. Gr. 8. 28 Ngr.

Rebekka und Amalia. Briefwechsel zwischen einer Israelitin und einer Adeligen über Zeit- und Lebensfragen. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Reform und Reaktion. Geschichts-Bibliothek für das Volk. Herausgegeben von R. Habermann. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die Hussiten. Eine geschichtliche Darstellung ihres Kampfes und Untergangs. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 12 Ngr.

Reich, G. C., Lehr-Versuch der Lebenskunde in Berichtigung ihrer Rechnungsfehler und möglichst richtiger Beantwortung der allerwichtigsten Lebensfragen. Zwei Bände. Grundzüge der allgemeinen Lebenskunde. — Grundzüge der besondern Lebenskunde aller lebenden Wesen. Berlin, A. v. Schröter. 1847. Gr. 8. 5 Thlr.

Rogge, F. W., Gedichte. 4te, veränderte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 12. 2 Thlr.

Romang, J. P., Die Bedeutung des Communismus. Aus dem Gesichtspunkte des Christenthums und der sittlichen Cultur gewürdigt. Ein Vortrag gehalten in der schweizerischen Predigergesellschaft. Bern. 1847. Gr. 8. 11 Ngr.

Rospatt, J. J., Die Vertheidigungskriege der Römer am Rhein seit der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. bis zum Untergange der Römerherrschaft in Gallien. Köln, J. G. Schmitz. 1847. Gr. 4. 5 Ngr.

Ross, J. C., Entdeckungsreise nach dem Süd-Polar-Meere in den Jahren 1839—1843. Deutsch von *J. Seybt*. Mit 1 Abbildung und 1 Charte. Leipzig, Lorck. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rupertus, (R. v. Beyer), Gesammelte Schriften. 1ster bis 3ter Band. — A. u. d. T.: Allerlei Rau. Novellen und Erzählungen. Drei Theile. Pesth, Heckenast. 8. 4 Thlr.

Sand, George, Teverino. Phantasie-Gemälde. Aus dem Französischen. Stolberg a. H., Schwegler. 1847. 8. 18 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

›Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 16. — 16. Januar 1848.

Römische Zustände.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Während die Schrift Nr. 4 einen Blick thun läßt in die Werkstätte wo die narkotischen Pillen bereitet werden, die das katholische Volk im Geistesschlafe erhalten sollen — einen Blick gleichsam in die Rüstkammer der römischen Kirche: zeigt uns Nr. 5 einen Priester dieser Kirche im Kampfe mit ihr selbst, einen „Apostaten" der ihr abtrünnig wird „um in den Staat, in den Menschen zurückzukehren". Den Anlaß dazu gab ihm der Streit wegen der gemischten Ehen, der von Rom aus in Deutschland angefacht, auch in Ungarn die unseligsten Spaltungen herbeizuführen drohte. Hier war es nun, wo Horárik mit einem Muthe der in seiner Stellung besondere Anerkennung verdient dem starren Dogma gegenüber die Foderungen der Humanität geltend machte und, was seiner Einsicht Ehre macht, ohne auf halbem Wege stehen zu bleiben auf „Emancipirung und Vermenschlichung" der Ehe drang. Daß solche Gesinnungen ihn mit der Hierarchie in schneidendsten Widerspruch brachten, versteht sich von selbst, und die Folge davon war sein Uebertritt zum Protestantismus. Den Schilderungen der Kämpfe, die er zu bestehen hatte bevor er zu diesem Ergebniß gelangte, schickt er einen Ueberblick seiner Lebensbahn voraus: — Bekenntnisse die um so anziehender sind, als sie unverkennbar den Stempel der Wahrheit tragen, und nicht blos ein einzelnes Sein, sondern die Zustände ganzer Classen anschaulich machen. Namentlich widmet Horárik, aus dem Volke hervorgegangen, auch diesem vorzügliche Aufmerksamkeit und entwirft von der beklagenswerthen Lage desselben in einem Lande wo sich der römisch-katholische Klerus im Besitze ungeheurer Reichthümer und mächtigen Einflusses behauptet hat, manch trauriges Bild. Er sagt irgendwo:

Das Volk ist die Quelle des Glücks aller Wohlhabenden. Ohne Volk hätten die römischen Aristokraten Proletarier werden müssen, und unsere Geburt- und Geldaristokratie wäre genöthigt den Bettelstab wo nicht den Pflug zu ergreifen. Das arme Volk zahlt seinem Grundherrn im Baaren, zahlt mit Leib, zahlt mit Zeit; es steuert und arbeitet dem Comitate, zahlt und arbeitet der Gemeinde, zahlt und arbeitet dem Geistlichen, steuert und arbeitet dem Lande, zahlt und dient dem König, besoldet und ernährt das Militair, tritt an den Adel alle Bürger- und manche Menschenrechte ab; entsagt zum Vortheil desselben Adels allen Würden, Aemtern, Vorzügen und Vorrechten; resignirt an die Geistlichkeit seine Vernunft und seinen Willen; gibt seine Söhne in den Blutdienst der Soldateska, bewacht so seine eigene Sklaverei und schützt die Herrschaft seiner Herren über und gegen sich selbst. Das Volk, das dumme, gute Volk, fällt unsere Wälder, bereitet unser Brot und Kleid, baut unsere Häuser, wärmt unsere Zimmer, schnitzt den Luxus der Reichen her; kurz: es opfert sich für das Wohl des Ganzen auf, und — zum Lohne für dies Alles — deckt es sich mit Lumpen, ißt und trinkt schlecht, bettet sich häufig neben sein Vieh, und wird von Allen, weil Alle über ihm stehen, wie etwas Unmenschliches beritten, ausgesaugt, geblendet, geschoren, geschunden, und am Ende, um nicht rasend zu werden, mit dem Himmel und dessen Glückseligkeiten nach dem Tode vertröstet. Da keine starke einige Seele ihm innewohnt, die es zu einer Macht zusammenbeschwören könnte, trägt es mit religiöser oder mit verzweifelter Ergebenheit seine Lebenslasten.

Welchen Gegensatz bilden zu diesem Elende die Schätze der Kirche und ihrer Diener! Horárik schreibt einem Freunde:

Wüßte ich nur dir keinen Ekel einzuflößen, wenn ich dich in das Palais unsers Bischofs führte! Er bewohnt ein Ritterschloß auf einem Felsen, von allen Reizen der Natur, Thälern, Gewässern, Hügeln, Wiesen, Weingärten, Ebenen, Bergen, Feldern, Aussichten, Thürmen u. s. w. umgeben. Aeußerlich imposant, innerlich prachtvoll; dazu rechne noch vier Domainen und Reichthum vollauf. Bei seiner gestrigen Tafel saßen wir gegen Hundert an der Zahl: für Alle hatte man schwere silberne Teller, darauf das feinste Porzellan, vor jedem Gaste sechs Weingläser, auf dem ganzen Tische wenigstens vier Centner Silber. Es wimmelte von reichgekleideten bischöflichen Husaren, Beamten und hochrothlivirten Dienern. Man servirte wenigstens zwanzigerlei Essen, etwa achterlei Weine, eine Menge ausgesuchter Leckerbissen und andere theure Ueberflüssigkeiten, welche nur von dem Geiste der Völlerei, d. h. völlig bösen Geiste herrühren und wovor es einem frommen Gotteskinde wahrhaft grausen muß. Mir wird bei dem Bedenken dieses Separatismus so zu Muthe als möchte ich ein solches Bauchchristenthum sammt seinen Hohenpriestern statt der Schächer zum Kreuze verdammen; denn solch ein Christenthum ist doch die feierlichste Lüge, ein Affront, eine unermeßliche Schande gegen die nüchterne Religion unsers Gottmenschen.

Wären nicht die Nachfolger Desjenigen der nicht hatte wohin er sein Haupt legen konnte vor Andern berufen so schreienden Misbräuchen abzuhelfen? Wäre Dies nicht die würdigste Aufgabe für den Mann auf welchen sich jetzt so Vieler Augen hoffend richten? Wir glauben aber, daß gerade die Statthalter Christi am wenigsten daran denken solchen Uebeln zu steuern, und halten eine Kirche, von einem Papste auf ihre ursprüng-

liche Aufgabe zurückgeführt, für ein Utopien das sich selbst die feurigsten Verehrer Pius' IX. nicht träumen lassen. Mindestens findet sich keine Spur davon in den Schriften Nr. 7, 8 und 9, die wir ausgewählt haben um zu zeigen welche Hoffnungen sich in deutschen Landen an den Umschwung im Kirchenstaate knüpfen.

„Clemens XIV." hat einen Protestanten zum Verfasser, der seine Schrift „dem erlauchten Nachfolger Ganganelli's" „verehrungsvoll" widmet. Zur Veröffentlichung derselben bewog ihn hauptsächlich die Absicht „die Erinnerung an den unvergeßlichen Urheber des Breve vom 21. Juli 1773 bei den immer gewaltiger um sich greifenden jesuitischen Umtrieben neu aufzufrischen", und einige Worte am Schlusse geben deutlich zu verstehen, daß er in Pius IX. einen zweiten Ganganelli sieht und von ihm eine Bulle im Geiste des Breve „Dominus ac redemtor noster" erwartet. Wir lassen dieser Anschauungsweise gern Gerechtigkeit widerfahren, ebenso wie dem Bemühen dem edeln Ganganelli „in deutschen Landen und in deutschen Herzen ein lebensgeschichtliches Denkmal zu setzen": ein Bemühen das um so verdienstlicher ist, als eine volksthümliche Schilderung dieses seltenen Mannes unserer Literatur bis jetzt noch fehlte. Wir besitzen allerdings ein „Leben Clemens' XIV... aus zuverlässigen Nachrichten bis auf gegenwärtige Zeit kurz und unparteiisch beschrieben..." (3 Thle., Berlin und Leipzig 1774—75), und in neuester Zeit hat uns eine treffliche Feder mit „Ganganelli, seine Briefe und seine Zeit" beschenkt *); allein jenes Werk ist veraltet, und dieses war als die hier angezeigte Schrift veröffentlicht wurde noch nicht erschienen. Sie ist also, wie gesagt, nicht ohne Werth, und wird Denjenigen willkommen sein die einen so merkwürdigen Lebenslauf in kurzer Uebersicht dargestellt zu lesen wünschen. Welche Enttäuschungen hingegen dem wohlwollenden Herausgeber vorbehalten sein mögen, läßt sich aus jener Reihe von Schritten abnehmen womit Pius IX. seine Stellung gegenüber der Reformpartei in der römisch-katholischen Kirche nur zu deutlich bezeichnet hat.

Einer dieser Schritte — das Umlaufschreiben welches den Bischöfen die Thronbesteigung ihres neuen Oberhirten verkündete — hat zu den Schriften Anlaß gegeben die wir unter Nr. 8 und 9 zusammenstellten. Sie rühren ohne Zweifel von Gliedern der eben erwähnten Partei her, von Männern welche die Verfassung ihrer Kirche im Sinne eines Gerson oder Hontheim umgestaltet, das bischöfliche Amt im Geiste eines Fénélon oder Wessenberg geübt sehen möchten. Das Papstthum soll, meinen sie, eine großartige völkerbeglückende Wirksamkeit entfalten, sich an die Spitze der religiösen Bewegung stellen die unsere Zeit ergriffen hat, und die Welt für das echte, thatkräftige Christenthum gewinnen. Es soll die Losung geben zu einer Wiedergeburt der Kirche von innen heraus, zu ihrer Erneuerung nach dem Vorbilde der apostolischen Tage. Sie vergessen dabei mit welcher Consequenz das Papstthum selbst von jeher Alle verdammt hat die ihm eine solche Rolle zumutheten; sie vergessen das Schicksal der Savonarola und Lamennais, sie vergessen, eine warnendere Lehre, das Schicksal der Völker welche von der durch das Papstthum vertretenen Kirche ihr Heil erwartet haben. Wessenberg, den diese Richtung mit Recht als ihren Führer verehrt, hat ja an sich selbst erfahren was ein dem Wohle der Menschheit, ein der Religion und Wissenschaft geweihtes Leben, wenn es hierarchische Zwecke zu fördern verschmäht, in den Augen einer Macht gilt die über solchen Zwecken ihren idealen Beruf, wenn er ihr überhaupt jemals vorschwebte, nicht nur schon längst aus den Augen verloren, sondern auch sich zur Erfüllung desselben ganz untauglich gemacht hat, und Diejenigen welche sie an ihn zu erinnern wagen als ihre schlimmsten Feinde verfolgt. Ja, Wessenberg hat, was ihn gewiß noch schmerzlicher kränkte, die Zahl der Katholiken welche der Kirche die Kraft zu einem Regenerationsprocesse zutrauen immer kleiner werden sehen, während das Papstthum wiederholte Triumphe feierte, freilich andererseits ziemlich aufgewogen durch den Abfall Derer die an ihm verzweifelnd ihr Heil in neuen kirchlichen Formen suchten. Der Verfasser der Schrift Nr. 1 sagt, indem er das Umlaufschreiben mittheilt womit der edle Mann 1827 von den Geistlichen und Seelsorgern des Bisthums Konstanz, das er 26 Jahre lang mit so viel Segen verwaltet hatte, Abschied nahm:

> Wessenberg bewies als wirklich großer Mann seinen innern Beruf zum Reformator. Leider scheinen seine, wir möchten sagen, unsterblichen Schriften vom größern Theile der mit Rom unzufriedenen Katholiken ebenso wenig als von den Ultramontanen gewürdigt oder auch nur gelesen worden zu sein. Wessenberg schrieb zu gründlich für jene Menschenclasse die für Floskeln zu schwärmen gewohnt ist; dagegen war er den Helden deren Religion bei der Reliquie beginnt und beim Rosenkranz aufhört zu freisinnig. So blieb er zwischen den Extremen einsam stehen und wird einst im Grabe erst bei den Katholiken die verdiente Anerkennung finden, wie vor ihm schon mancher heller als seine Umgebung sehende Mann. Wir wollen mit diesen Worten keineswegs allen Ansichten beistimmen die er aufgestellt; doch Das können wir kühn behaupten, daß die frühere und jetzige Reformation in Deutschland einen ganz andern Gang genommen hätte, daß wir im Herzen der Nachbar- und Bruderlande ebenso wenig jemals die Greuel blutiger Religionskriege als die Schmerzen und nationalen Nachtheile der Confessionstrennungen empfunden, daß die deutschen Völker vor den Anmaßungen einer privilegirten Mönchs- und Priesterzucht, vor dem Umsichgreifen irgend einer autokratischen Hierarchie bewahrt geblieben, daß wir nie die bittern Früchte sittlicher Entartung gekostet, und daß unser Vaterland längst im Innern stark und groß geworden, wenn alle jene Prälaten die Männern wie Wessenberg fluchten, von jeher durch einen ihm ähnlichen Geist beseelt worden wären.

Diesen Geist nun athmen die beiden durch das Rundschreiben Pius' IX. hervorgerufenen Schriften, und obschon Nichts unwahrscheinlicher ist als daß die Zurufe welche sie an Rom richten Erhörung finden werden, so empfehlen wir sie doch auf das nachdrücklichste der Aufmerksamkeit unserer Leser. Wir empfehlen sie ihnen vorzüglich mit Rücksicht auf den Ort ihres Erscheinens;

*) Vergl. hierüber eine Mittheilung in Nr. [illegible] d. Bl. f. 1847.
D. Red.

denn wenn es je einen günstigen Zeitpunkt gegeben hat „um auf dem uraltchristlichen apostolischen Grund, auf dem ewig festen Eckstein, einen heiligen Tempel fortzubauen, der ein Nachbild des allumfassenden Himmelsgewölbes ist, und in dem Alle als Hausgenossen mit aufgebaut und eingebaut werden zu einer Wohnung Gottes im Geiste", so ist dieser gegenwärtig in der Schweiz eingetreten — in der Schweiz wo ein Abgeordneter des Statthalters Christi, statt durch ein entscheidendes Wort den Zwiespalt zu schlichten, die Waffen segnete zum blutigen Bürgerkriege. 23.

Die nordamerikanischen Staatsmänner der Gegenwart.

The statesmen of America in 1846. By *Sarah Mytton Maury*. London 1847.

Es kann wol nicht fehlen, daß ein Buch wie vorgenanntes über die äußere und innere Persönlichkeit der Männer welche gegenwärtig an der Spitze der nordamerikanischen Politik stehen, ins Deutsche übertragen, viel gelesen und zu vielen Journalartikeln ausgeschrieben werden wird. Der Stoff ist lockend und meist federrecht, das Interesse gewiß. Aber wem dankt die Literatur diese Schilderungen? Wer und was ist Frau Maury, die Verf.? Die Frage erscheint wichtig genug für eine Antwort, und es fügt sich, daß einiges Material dazu vorliegt.

Mrs. Maury ist Engländerin, aber seit 19 Jahren an einen amerikanischen Kaufmann verheirathet und Mutter mehrerer Söhne und Töchter. Im J. 1845 besuchte sie Amerika, blos von einem ihrer Söhne begleitet und reichlich mit Empfehlungsbriefen versehen. Auf der Ueberfahrt bekam ihr Sohn die Pocken, und der Umstand, daß am Bord des amerikanischen Schiffs kein Arzt war, veranlaßte sie zu einer Vorstellung an den Congreß, jedes Passagierschiff zur Mitnahme eines Arztes zu verpflichten. Die Petition ist unberücksichtigt geblieben. Tags nach ihrer Ankunft — am Neujahrstage, wo der Präsident Lever hält — war sie unter den Anwesenden und der Präsident schüttelte ihr die Hand. Ebenso bei einer andern Gelegenheit van Buren. Nachdem sie den Oberrichter M'Lean kennen gelernt, verbrachte sie manche Stunde in den Sitzungen seines Gerichtshofs und wußte es zu rühmen, daß er sie jedesmal von seinem Sitze aus grüßte. Im Congreß wurde sie eines Tags von der Rede des Abgeordneten Hannegan so elektrisirt, daß sie ihm ihren Handschuh zuwarf. Laut ihrer Versicherung hob er ihn auf, drückte ihn an die Lippen, sah dankend zu ihr auf, verbeugte sich und schob ihn unter die Weste. So oft das damalige Zerwürfniß mit England sie beunruhigte, eilte sie um Auskunft zu Buchanan, der ihr stets Worte des Trostes gab. Bis zu einem Abende, wo sie einer Balleinladung folgte, hatte sie keinen Gedanken ein Buch zu schreiben. Eine Dame machte ihr Vorwürfe, daß sie nicht zu ihr komme. Sie entschuldigte sich mit der vielen Zeit welche sie auf dem Capitole zubringe. „Wenn Das ist", erwiderte die Dame, „so haben Sie gewiß die Absicht ein Buch zu schreiben, und das wird von England aus uns ungünstig lauten." Frau Maury hatte Buchanan's Arm, und dieser fiel mit der Bemerkung ein, daß, wenn sie schriebe, sie gerecht sein werde. Im Scherz fragte sie, ob sie es ihm zueignen dürfe. Er sagte mit Freuden Ja. So entstand das Buch und die Zueignung, und dem Leser bleibt nun anheimgestellt, wie viel oder wenig Werth er den Urtheilen und Aussprüchen einer solchen Dame beimessen will.

Im Allgemeinen vertheidigt sie die Amerikaner gegen „niedrige und unwissende" Kritiker und nennt jene „ein hochgesinntes und kluges, auf ihre Ehre eifersüchtiges Volk", findet ihre „Stirnen immer schön gewölbt", ihren „Wuchs höher und schlanker als den der Engländer", ihre „Hände und Füße zarter", ihre „Schenkel länger" und ihren „Gang schneller". Für witzig hält sie die Amerikaner nicht, wol aber für fähig „kluge Dinge zu sagen". Nach ihrer Ueberzeugung gehört Oregon zu Amerika und können die Amerikaner die mexicanischen Kriegskosten bezahlen ohne es zu empfinden.

Im Einzelnen dünkt ihr Polk „ein ernster, gedankenvoller Mann", denn obschon oft lächeln, sah sie ihn nie lachen. Buchanan hat merkwürdige Eigenheiten; „sein Wort gilt ihm ein Schuldschein, und wiewol unverheirathet hegt er vom weiblichen Charakter den finnigsten und erhabensten Begriff". White ist durch und durch Whig und die Verf. „wagt zu glauben, daß er die Whigs über die Demokraten stellt". Sie bewundert Lawrence und erklärt Hannegan's Gesicht für den „untrüglichsten Index seines Geistes". Sie „brauchte ihn nur anzusehen um zu wissen wie die Debatte stand". Ein General Gaines ist ein so strenger Disciplinar, daß er „mit dem Ringkragen um den Hals und dem Schwert an der Hüfte sich ins Bett legt". Dr. Hughes, römisch-katholischer Bischof von Neuyork, ist ihrer Angabe zufolge „der größte weltliche Fürst in Amerika und der größte geistliche Fürst in der Welt". Von Seward erfahren wir, daß „das Geheimniß seines Charakters innige, rastlose und allgemeine Menschenliebe ist". Die Verf. würde „nicht zögern ihm ihre wichtigsten Interessen und seiner Freundschaft ihr Leben anzuvertrauen". Haywood ist der nordamerikanische Chesterfield, „ein Mann von höchster Eleganz, vollkommen in allen anerkannten Gebräuchen des geglätteten Umgangs und spricht vortrefflich Englisch". Van Buren ist „ein Magiker; solchen Zauber wirft er über seine Worte, die doch ganz gewöhnliche Worte sind". Winthrop ist „die aufgehende Sonne der Whigs, sein Glaubensbekenntniß genau das seiner Partei". Taney, der Oberrichter, „sieht in der That aus wie der Oberrichter eines großen Landes". Die Verf. besuchte ihn und auf jede ihrer Fragen nach „der Regierungsform, den gesetzlichen Institutionen und den politischen Verwickelungen" antwortete er mit jener „Klarheit und Deutlichkeit die ihn vor Allen auszeichnen". M'Lean behagt ihr aber besser. „Dieser nicht minder gelehrte Richter ist überdies ein merkwürdig schöner Mann, schlank und voll Würde, der sein schwarzseidenes Amtskleid mit unendlicher Grazie trägt." Webster würde an der Verf. eine lebhafte Bewundererin haben, wenn nicht sein Geist für das Mittel durch welches er sichtbar wird zu ruhig und leidenschaftslos wäre. Er ist nur ein Staatsmann von geringer Geltung. Man nennt ihn in Amerika „den Ausleger der Constitution, den Hofhund, der immer wacht und horcht, ob Jemand einbricht". Weit steht er gegen Rufus Choat zurück. Die Verf. hörte diesen eine Rede halten, in welcher „es schien als könnten nur Thränen die unbeherrschbare Bewegung dämpfen welche ihn durchbebte, auf seiner Lippe und in seiner Stimme zitterte. Der starke Nerv des Mannes allein befähigte ihn den Sturm seiner Gefühle zu bemeistern". Webster war zugegen, aber augenscheinlich „zweite Violine".

Ingersoll, bekannt durch seine Anklage Webster's wegen Unterschleifs, ist „eine Hauptsäge". Die Verf. nennt ihn ihren „Schutzengel und den einzigen Witzbold in Amerika, der auch ganz Europa in tiefem Wissen und erfinderischem Kunstgeschick übertrifft". Aber die zwei Glanzpunkte sind unstreitig Calhoun und Clay. Calhoun's Augen sind so schwarz und leuchtend, daß die Verf. glaubt, „sie leuchten im Dunkeln". Er ist die Blume der amerikanischen Staatsmänner, abwechselnd Alles und Nichts lange gewesen; Vertheidiger des freien Handels und Sklavenbesitzer, Vertheidiger des Tarifs, der Union, des Kriegs und des Friedens, Whig, Demokrat, Verräther, Patriot, Teufel und Halbgott. Da er demgemäß ein gründlicher Staatsmann ist, alle Tiefen selbst gemessen hat, „umfassen seine Ansichten die gesammten Principien aller rechtmäßigen Regierungen", und die Verf. bezeichnet ihn in ihrer Bewunderung als „den Dekalog der Republiken". In Calhoun sieht sie „den mächtigsten Mann der Vereinigten Staaten. Zugleich ist er der populairste, sein Name ein Zauberspruch, bei welchem Män-

niglich sich erhebt ihn zu preisen". Es scheint die Frauen bleiben nicht sitzen. Sie sind „der Rosenkranz, der sich um den Namen Henry Clay flechtet". Die meisten der 1845—46 geborenen Kinder sind nach ihm getauft. „Es gibt eine große kleine Generation von zweijährigen Henry Clays."

Damit schließt das Buch und die Verf. verspricht Fortsetzung. 10.

Bibliographie.

Amthor, E., Bagatellen. Eine Reihe kleiner humoristischer Erzählungen, meist nach französischen Quellen. Leipzig, Schrey. 1847. 8. 15 Ngr.

Annecke, Ausführliche Nachrichten über die Königl. Preuß. Wittwen-Pensions- und Verpflegungs-Anstalten. Aus amtlichen Quellen. Dortmund, Krüger. 1847. 8. 10 Ngr.

Arming, F. W., Die Wiellinger. Historisches Gemälde aus der Zeit des oberennsischen Bauernkrieges. Drei Theile. Leipzig, Weber. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bender, F., Die Waldenser, geschichtlich dargestellt. In zwei Lieferungen. 1ste Lieferung. Darmstadt, Pabst. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Bertrant, G., Die schöne Advocaten-Tochter zu Wachholderleben. Ein Seitenstück zur Pfarrers-Tochter zu Taubenhayn. 2te Auflage. Leipzig, Literarisches Museum. 1847. 12. 20 Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 64ster Band. Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt. Von L. Holberg. Aus dem Lateinischen übersetzt von E. G. Wolf. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1847. 8. 1 Thlr.

Bötticher, W., Die Zukunft Israels und der Christenheit, oder die Erfüllung der biblischen Weissagungen über Israels Bekehrung und die daraus folgende Verpflichtung aller evangelischen Christen, vornehmlich der deutschen, jetzt schon dazu mitzuwirken. Berlin, Thome. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. 1ster bis 3ter Band. — A. u. d. T.: Der Verurtheilte. Von G. P. R. James. Auf Veranstaltung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chezy, W. v., Der Ehrenherold. Eine Uebersicht des Wissenswerthesten aus der Wappenkunst. Stuttgart, Cast. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Chowanetz, J., Die Geschichte Ungarns von den ältesten Zeiten bis zum Tode Franz I. In umfassender Kürze dargestellt. Hamburg und Gotha, F. u. A. Perthes. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1848. Begründet von A. Schreiber und fortgesetzt von W. Tesche. 33ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Denkmal der Erinnerung an den General-Lieutenant v. Sohr I. Allen seinen Verehrern und besonders den ehemaligen Freiwilligen des Brandenburgischen Husaren-Regiments in treuer Cameradschaft gewidmet von dem Verfasser, nebst dessen Kavallerie-Glaubensbekenntniß und einigen Worten der Liebe an die Jugend der Armee. Mit dem Umschlagstit.: General-Lieutenant v. Sohr I. Erinnerungen und Gedanken eines alten Husaren-Offiziers. Berlin, Mittler. 1847. Gr. 4. 1 Thlr.

Diaz del Castillo, B., Die Entdeckung und Eroberung von Mexiko, nach dessen gleichzeitiger Erzählung bearbeitet von der Uebersetzerin des Basari. Mit einem Vorwort von K. Ritter. Zwei Bände. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1847. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Gelzer, H., Die neuere deutsche National-Literatur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Zur inneren Geschichte des deutschen Protestantismus. 1ster Theil. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Weidmann. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hebbel, F., Neue Gedichte. Mit Portrait des Verfassers. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Horn, U., Böhmische Dörfer. Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1847. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Körner, T., Leyer und Schwert. 8te rechtmäßige Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Dichters. Berlin, Nicolai. 1847. Gr. 16. 20 Ngr.

Lindenbaur, A., Das Schiff Petri und seine Fahrt durch den Strom der Jahrhunderte. 2te Auflage. Augsburg, Schlosser. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Luft, H., Dorf- und Stadtgeschichten für das Volk. Grünberg, Levysohn. 1847. Gr. 8. 8 Ngr.

Puschendorf, K. v., Kassel. Humoristische Schilderungen. Leipzig, Thomas. 8. 7½ Ngr.

Scharpff, F. A., Handbuch der christlichen Religion. Zwei Abtheilungen. Gießen, Ferber. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Schenkel, D., Die religiösen Zeitkämpfe in ihrem Zusammenhange mit dem Wesen der Religion und der religiösen Gesammtentwickelung des Protestantismus in 20 Reden beleuchtet. Zum Streit und zum Frieden. Hamburg u. Gotha, Fr. u. A. Perthes. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schomburgk, R., Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844 im Auftrag des Königs von Preussen ausgeführt. Nebst einer Fauna und Flora Guiana's nach Vorlagen von *Joh. Müller*, *Ehrenberg*, *Erichson*, *Troschel* u. And. Mit Abbildungen und 1 Karte von Britisch-Guiana aufgenommen von *R. Schomburgk*. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1847. Gr. 4. 13 Thlr. 10 Ngr.

Tebeldi, A., Die Geldangelegenheiten Oestreichs. Leipzig, Barth. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Alippi, E. B., Die der Allerheiligen Dreieinigkeit gewidmete neuerbaute katholische Kirche in Leipzig von ihrer Begründung bis zu ihrer Einweihung. Nebst den bei den heiligen Weihen gesprochenen Reden, Gebeten, Festliedern und der Festpredigt. Mit 5 Stahlstichen. Leipzig, Jackowitz. Hoch 4. 20 Ngr.

Der Character Friedrich Wilhelm's IV., Königs von Preußen. Eine Rede am 15. October 1847 in einer Preußischen Lehranstalt für Jünglinge gehalten. Frankfurt a. O., Hoffmann. 1847. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Denkmal auf dem Monarchenhügel bei Leipzig. Aus Nr. 193 der Weserzeitung. Bremen, Schünemann. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Gülich, G. v., Ein Wort über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Deutschlands Handel, Gewerbe und Ackerbau mit besonderer Berücksichtigung des Getreideverkehrs und des Ergebnisses der Ernte vom J. 1847. Berlin, Schneider u. Comp. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Frische Pillen gegen die Rationalisten chemisch zugesetzt und als Konservativpulver dargereicht. Quedlinburg, Franke. 1847. 8. 5 Ngr.

Reichenbach, O. Graf, Meine Wahl zum landständischen Deputirten. Leipzig, Mayer. 1847. Gr. 8. 1 Ngr.

Rudolph, A. F., Ueber Judenemancipation und jüdische Verhältnisse, mit Berücksichtigung des Gesetzes vom 23. Juli 1847. Nordhausen, Büchting. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Schick, L., Das Eisenbahn-Actienwesen in besonderer Beziehung zur Wiener Börse und ihren jüngsten Ereignissen. Leipzig, G. Wigand. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Siefert, A., Predigt am Geburtstage S. K. H. des Großherzogs Leopold von Baden am 29. Aug. 1847. Heidelberg, Groos. 1847. Gr. 8. 4 Ngr.

Uhlich's Suspension so wie die Verkehrtheiten in den kirchlichen Kämpfen unserer Tage. Von einem protestantischen Theologen. 2te, durch Uhlich's Protest, Luther's Zeugniß und die Stimmen der Gegenwart vermehrte Ausgabe. Leipzig, Blum u. Comp. 1847. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1848.

Baron Baerst's Werk über die Pyrenäen.

Die Pyrenäen. Von Eugen Baron Baerst. Zwei Theile. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1847. Gr. 8. 4 Thlr.

Hr. v. Baerst, der ein gebildeter Mann und ein gescheiter Kopf ist, hat sich unendlich viel Mühe gegeben ein Staatsmann zu werden. Es ist ihm Dies nicht gelungen, theils weil er in dem Glauben stand auch dienend seinem eigenen Kopf und Herzen folgen zu können, theils weil es ihm an Muth und Ausdauer gebrach aus dem Kleinen anzufangen, und weil er mit beiden Füßen zugleich und auf einmal mitten in die Diplomatie hineinspringen wollte. Es ist natürlich, daß ein solcher Versuch ihm Feinde machen mußte. Da nun seine bekannten Reisen in das Hauptquartier des Prätendenten Don Carlos, oder König Karl V. wie er ihn nennt, keinen erfolgreichen Ausgang nahmen, so hat er, theils um von sich und seinem Wollen Rechenschaft zu geben, theils um doch einigermaßen an seinen Feinden Rache zu nehmen, dies Buch geschrieben, dem ein bedeutendes Interesse nicht abzusprechen ist. Er hat dabei den guten Geist gehabt seine Mission zu Don Carlos als eine Mission des „eigenen Herzens" darzustellen, obwol er, wir sind davon überzeugt, uns noch manches andere „feine" Wort über die Veranlassung zu diesen Reisen sagen könnte, wenn er gewollt hätte. Wir loben sein discretes Schweigen und finden, daß er Recht hat, da seine Mühen erfolglos blieben nun dem Publicum durch die Bekanntmachung seiner Erlebnisse nützen zu wollen. So viel über die Veranlassung dieses Buchs; über das Buch selbst ist es schwerer zu einem abgeschlossenen Urtheil zu gelangen. Eine Reihe incongruenter Bestandtheile, nur lose durch einen durchgehenden Gedanken verbunden, eine Masse trefflicher Bemerkungen, gefolgt von einer Flut von Irrthümern und unklaren, oft auch ungereiften Gedanken, lebendige und warme Schilderungen, gemischt mit trockenen Auszügen, die Vermischung aller Stilformen, die Erzählung durch eben geschriebene Briefe unterbrochen, Excerpte und hingeworfene Notizen aller Art — kurz, die vollständigste Formlosigkeit der Schrift läßt zu einem einheitlichen Urtheil über dies Buch nur mühsam und erst am Schluß der ganzen Lecture gelangen. Das ganze Buch zerfällt eigentlich in 14 kleine Schriften von dem allerverschiedensten Interesse, welche zugleich an Werth wie an Inhalt höchst ungleich erscheinen. Wir müssen sie einzeln überblicken

Die Reise von Breslau nach Marseille, im October unternommen, wo Monatsrosen an allen Hecken blühten und die Olivenernte noch nicht vollendet war, während den Reisenden 14 Tage zuvor von Berlin bis Halle zwei Fuß tiefer Schnee begleitet hatte, der Abschnitt „Die Provence", in deren alter Geschichte sich der Verf. bewandert zeigt, gewähren nur die gewöhnliche Touristen-Ausbeute. Es ist eine eigenthümliche Behauptung des Reisenden, daß der Süden Frankreichs stets eine entschiedene Vorliebe für Freiheit und Unabhängigkeit bewiesen habe, während dem Ref., der die Südfranzosen auch zu kennen glaubt, stets scheinen wollte als finde das ungebändigte Freiheitselement Frankreichs an der Loire seine feste Grenze. Wohlleben, Neigung zu den Geschäften des Handels und der Schiffahrt, Geist der Intrigue und Raffinement überhaupt, verbunden mit Legitimitätsideen und dem Kirchenthum, schienen dem Ref. den Charakter Südfrankreichs, gegenüber dem rauhern, einfachern, denkenden und politisirenden, geradern und arbeitsamern Nordfrankreich, zu bezeichnen und auszuprägen. Marseille, von der Natur zum ersten Handelsplatz Frankreichs bestimmt, hat seit dem Frieden seine Bevölkerung verdoppelt; es lagen über 2000 Schiffe auf einmal im Hafen, und die Douanenregister weisen 45 Mill. Francs mehr Einnahme nach als Bordeaux, Havre und Nantes zusammen aufweisen können. Von dem indischen Verkehr aber erwartet es erst seine glänzendste Handelsepoche. Man hat die Provence dürr und öde genannt, sagt der Verf.; wer so urtheilt, kennt nicht Hyères, Grasse bei Draguignan, wo weite Felder von Rosen, Reseda und Nelken, Veilchen und Hyacinthen die Luft mit Balsamdüften füllen wie irgend in der Welt, Nizza mit seinen Palmen und Marseille. Die Wahrheit liegt, wie fast immer, in der Mitte: die Provence hat öde, aber auch sehr schöne Landstriche; der Verf. aber ist ein zu enthusiastischer Führer um immer ein zuverlässiger zu sein. Nach einer langen und sehr beschwerlichen Seefahrt gelangt er nach Barcelona, und ist nun in dem Lande seiner Sehnsucht, das zu der Zeit, wie noch heute, das Land der Unordnung und gesetzlosesten Willkür war. Baron de Meer hält mit eiserner Faust den feindseligen

Geist Cataloniens darnieder; Barcelona zeigt nach die Spuren des letzten Bombardement. Nichtsdestoweniger findet der Verf. die Stadt blühend und schön, die Rambla reizend, Lärmen und Geschrei überall, die Frauen hinreißend, die Fonda der cuatro naciones gut und mit dem prächtigsten comedor (Wirthstafel) versehen; übrigens überall Betrug und Theuerung. Die Reise nach Valencia scheitert, das Dampfschiff wird unbrauchbar, man muß von Tarragona nach Barcelona zurückkehren. Nun wird die Reise nach dem Süden aufgegeben und Pau zur Winterresidenz erwählt. Auf dem Wege dahin durch Catalonien und die französischen Pyrenäen empfangen wir eine flüchtige Schilderung von Catalonien (dritter Abschnitt), die, wie der Verf. es liebt, aus einem bunten Gemisch ältester und neuester Geschichtsfragmente, erlebter und excerpirter Notizen, wichtiger und unbedeutender Bemerkungen besteht. Man wüßte nicht wo man anzufangen oder zu enden hätte, sollte hiervon eine Uebersicht geliefert werden. Die Postreise von Barcelona nach Perpignan schildert die bekannten Küstenstriche von Mataro, Gerona, Figueras, die Maisfelder, Oliven- und Johannisbrothaine mit einzelnen Palmen geziert, welche an dieser Küste die tropische Vegetation der Corona di Ponente fortsetzen; wir erfahren von Räubern, Wirthshäusern und Zigeunern das Herkömmliche: Dinge die wir um so lieber mit Schweigen übergehen, als wir erheblichere Abschnitte vor uns haben. Die Geschichte des Roussillon (vierter Abschnitt) gibt nach guten Studien ein lesenswerthes Stück Specialhistorie, in der sich die zähe Natur dieser Bevölkerung und die Anstrengungen hervorheben deren es bedurfte sie von ihren spanischen Sympathien loszureißen, was erst lange nach dem Pyrenäischen Frieden gelang.

Reizend malt uns der Autor im fünften Abschnitt den Winteraufenthalt in Pau, das, nachdem er es durch Schnee und Eis erreicht hatte, von der Mitte des Decembers ab fast ununterbrochen mit Frühlingslüften ihn umspielte; nur ein mal, im Februar, fiel ein zweitägiger Schnee. Die wundervollste Ansicht der Pyrenäenkette lag vor den Fenstern seiner Wohnung den ganzen Winter hindurch rein und grün ausgebreitet, und der berühmte Park von Pau, eine Schöpfung der großen Margaretha Valois, Gemahlin Heinrich's II. von Navarra, verlor niemals seinen Schmuck und seinen Reiz. Die Geschichte dieser merkwürdigen Frau, der festesten Stütze des Protestantismus in Südfrankreich, macht diesen Abschnitt zu einer unterhaltenden Lecture: eine Probe aus ihren „Contes de la reine de Navarre" führt uns in ihre schriftstellerische Leistungen ein, die vor Allem gegen den römisch-katholischen Unfug der Zeit gerichtet waren.

Der sechste Abschnitt beleuchtet die Pyrenäen, welche der Verf. drei mal, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, wie er anführt, besucht hat. Der Verf. gehört sich hier jedoch nicht selbst an, und die Schilderung, die er aus fremden Berichten entlehnt, entbehrt der Anschaulichkeit wie der Richtigkeit. Es ist ein eigenes Ding um die Naturbeobachtung, und dem Verf., der Zustände und Personen oft mit wenigen Zügen meisterhaft-treffend zu schildern versteht, scheint es nicht gegeben zu sein Naturbilder klar und anschaulich vor uns hinzustellen. Er hat offenbar seinen Geist nicht auf diese Dinge gerichtet, allein er sollte Dies fühlen und eine Arbeit nicht beginnen die ihm eben deshalb nicht gelingen kann. Zufriedener sind wir mit dem Resultat der Untersuchung, auf welchem Wege Hannibal die Pyrenäen überschritt: es war offenbar der Paß von Pertus im Roussillon: Die Unabhängigkeit, die Freiheitsliebe des alten Volksstamms der Pyrenäenbewohner und ihre nationale Isolirung im Stamm der Basken hebt er gut hervor; allein er unterscheidet nicht scharf zwischen den eigentlichen Basken und den gothisch-romanischen Mischlingsvölkern welche jene umwohnen. So ist es ganz unrichtig wenn er (S. 245) sagt: „Die baskische Sprache hat wenigstens Das mit der spanischen gemein, daß sie das b und v verwechselt", denn in echt baskischen Worten kommt diese Verwechselung niemals vor, obwol man Biscaya und Viscaya sagt. Ebenso wenig ist es richtig, wenn der Verf., um zu zeigen welche treffliche Grenze die Pyrenäen bilden, sagt: „Starre Eisfelder trennen die Thäler der Garonne von denen des Ebro." In solchen Dingen beherrscht er weder seine Feder noch seine Phantasie. Einen allzu strengen Maßstab dürfen wir aber überhaupt nicht an die einzelnen Anführungen dieses Berichts legen, dessen leicht hingeworfene Form auf Genauigkeit und Gründlichkeit wenig Anspruch macht. So ist z. B. kaum eine der vielen spanischen Anführungen sprachlich richtig, und es muß auffallen, daß der Verf. nach längerm Verweilen am Hofe des Prätendenten sich den äußerst currenten Ausdruck „Vamos", der ganz dem französischen „Allons" entspricht, nicht zu erklären weiß, vielmehr über eine angeblich sehr gebräuchliche Interjection „Bamus" eine lange und mystische Anmerkung schreibt. Ebenso führt er aus dem Munde eines Lohnbedienten in Barcelona an, daß die „Gans" ein seltener Vogel in Spanien sei und mit einem Louisdor bezahlt werde, während bekannt ist, daß fast jeder Spanier zu Weihnachten seinen Gänsebraten ißt, der merkwürdigerweise „un ganso" heißt und daß namentlich die Provinz Badajoz Millionen von Gänsen auferzieht. Solcher Ausstellungen wären, wenn sie nicht unerheblich wären, viele aufzuführen.

Nachdem der Verf. im siebenten Abschnitt die anziehende Geschichte des kleinen Königreichs Bearn überblickt, seine Verfassung in aller ihrer Eigenthümlichkeit erörtert und die Geschichte des guten Königs Heinrich und seiner Aeltern uns in einem recht annehmlichen Bilde vorgeführt, auch des komischen Ereignisses gedacht hat wie der Deputirte von Bearn im Convent den Antrag stellte, in der Mitte der Alles verschlingenden Revolution die vollkommene alte Verfassung Bearns aufrecht zu erhalten, gelangt er im zweiten Theile seines Berichts endlich zur Darstellung der ihn persönlich betreffenden Umstände bei seiner „Mission" an den Hof und in das Lager des Prätendenten zu Llodio. Wir gestehen gern, und vielen Lesern wird es wie uns erge-

hen, daß wir besonders um dieser Erzählung willen das Buch des Hrn. v. Baerst zur Hand nehmen. Befriedigt uns nun sein Bericht auch nicht ganz, und finden wir namentlich auch dagegen zu bemerken, daß er vielleicht in einem Uebermaß von Discretion Manches verschweigt was seine Freunde, zu denen Ref. sich rechnet, aus seinem Munde erfahren; ist dieser Bericht auch im Ganzen genommen minder interessant als die mündlichen Erzählungen des Verf. es waren, und trifft ihn auch der Vorwurf zerrissener, unklarer und lückenhafter Darstellung der Verhältnisse, sodaß er der spannenden und warmen Erzählung Rahden's u. A. an Interesse nachsteht: so müssen wir doch einräumen, daß wir dem Verf. eine Reihe sehr willkommener Aufklärungen über die Personen und die Verhältnisse des kleinen Hofs und besonders eine völlig klare Einsicht in die Umstände verdanken welche den gänzlichen Verfall der königlichen Sache nach dem wilden und unerklärlichen Verrath Maroto's herbeiführten, und die Don Carlos aus der Lage eines glücklichen Siegers in die eines geschlagenen Prätendenten und endlich in die eines obdachlosen politischen Flüchtlings versetzten. Die Ursachen dieses gar nicht zu erwartenden Ausgangs eines so höchst merkwürdigen sechsjährigen Kampfes, in dessen Verlauf die Sache der Royalisten eine Zeit lang der des Gegners so offenbar überlegen war, werden uns hier zu klarster Anschauung gebracht: der unglückliche Zug nach Madrid, der Geist der Parteiung zwischen Denen die verzeihen wollten und Denen die keinen Vertrag mit dem Gegner mochten, weil ihr Geiz darunter litt, endlich die Schwäche des Fürsten, der zwischen beiden Richtungen zu keiner entschiedenen Wahl gelangen konnte, waren die nahen Ursachen dieses traurigen Ausgangs eines der heldenmüthigsten Kriege unserer Zeit. Wir nennen diesen Ausgang traurig, und wahrlich — wer, der den entsetzlichen Umsturz aller socialen und moralischen Staatsbedingungen, aller Sitte und aller Gesetze im heutigen Spanien mit menschlich fühlendem Auge nur überblickt, wer die bodenlose, ja fast hoffnungslose Zertrümmerung des heutigen spanischen Volkswesens, sei es mit dem Geiste oder mit dem Herzen, überschaut — wer, fragen wir, muß diesen Ausgang des karlistischen Heldenkampfs nun nicht traurig finden? Don Carlos selbst war ein Fürst von milder Denkart; nehmen wir nun an, daß er siegte, so ist Nichts gewisser als daß er sich endlich doch für das System der Verzeihung und der Versöhnung entschied, sobald nur sein Thron gesichert war. Spanien erlangte Ruhe unter einem Fürsten dessen legitimes Thronrecht nicht zweifelhaft ist. Was hat es statt Dessen nun erlangt? Wohin hat Espartero's Sieg das Land geführt? Wir wollen diese Frage nicht beantworten! Die Antwort ist zu traurig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein offenes Bekenntniß die Juden betreffend.

In einer Zeit wo für und gegen die Emancipation der Juden eifriger wieder gesprochen wird, dürfte es nicht ohne Interesse sein, das offene Bekenntniß eines geachteten deutschen Gelehrten, noch mehr eines deutschen Mannes, des Gymnasialdirectors Professor Dr. Weber in Bremen, aus seiner „Revision des deutschen Schulwesens" mitzutheilen, damit es auch außerhalb des Kreises in welchem diese Schrift vorzugsweise gelesen werden dürfte, bekannt wird. *)

„Aber Eins", so sagt Prof. Weber (S. 366), „will ich freimüthig bekennen, weil sich dazu hier die Gelegenheit darbietet, obgleich die Sache mit meinen Revisionsvorschlägen an sich selbst Nichts zu schaffen hat. Ich nehme nämlich hiermit feierlichst alles Dasjenige zurück, und bedauere aus Grund des Herzens was ich jemals von meinem Standpunkte aus, als Pädagog wie als Mensch, wider das Judenthum und demselben anhangende Individuen von dem Gesichtspunkte ihres religiösen Glaubens her Tadelhaftes und Vorurtheilsvolles geäußert und namentlich geschrieben habe. Ich kann es lediglich im Lichte oder vielmehr in der Verfinsterung einer Schwachheit und Kurzsichtigkeit fassen, daß ich mich, bei aller, Das weiß Gott! ungeheuchelten Begeisterung für menschlich Schönes, Wahres und Gutes, unter dem doch unverkennbar die Freiheit der Gewissen als eines der edelsten Besitzthümer der Menschheit beuchtet, so lange konnte verblenden lassen, gerade bei und trotz dem freigewählten Berufe des Pädagogen und Humanisten meinen Standpunkt so niedrig zu nehmen, um nicht den Menschen als Menschen schlechthin, sondern nach seiner überdies so trügerischen Glaubensfarbe zu schätzen! Es machte mich nicht irre, daß ja Christus, mir persönlich und unaffectirt der heiligste Inbegriff alles sittlich und religiös Vollkommenen in der Menschheit, selbst ein Jude gewesen und danach der unwiderleglichsten Logik zufolge, da wir Alle zugestehen, daß über Christi Vorbild in der Menschheit noch Keiner gekommen, der Potenz seiner Strebsamkeit nach das Judenthum sogar eine Größeres als das Christenthum vermögende Religionsform zu sein sich rühmen dürfte. Es machte mich nicht irre, daß diese in ihrer zähen Unaustilgbarkeit jenem rastlos und ruhelos die Erde auf- und abwandernden Ahasverus mit Recht verglichene Religionsform in ihren Schicksalen und Geschichtsphasen mir, dem leidenschaftlichen Freunde der Poesie, eine, ganz abgesehen von dem tragisch ergreifenden realen Pathos, von den Millionen Thränen und dem millionenfach vergossenen Blute dieser Schicksale, hochpoetische, mithin auch darin schon reinmenschlich bedeutsame und ehrwürdige Erscheinung gewesen. Es machte mich nicht irre, daß ich bei dem entschiedensten Widerwillen gegen jede Art von religiöser Proselytenmacherei mit mir selbst in beständigem Widerspruch lebte, indem ich die Juden als Das was sie religiös waren nicht leiden zu können mich überredete, und doch im Princip es billigen mußte wenn der Jude ein Jude blieb. Es machte mich endlich nicht irre, daß es ja geringes Vertrauen auf die weltüberwindende Herrscherkraft und die ewige Dauer des christlichen Bildungsprincips setzen hieße, aus dem harmlosen Phantasma, daß noch einst ein Mosaischer Messias erstehen soll, welcher alle Völker zu seinen Füßen legen und das Judenthum als solches zur Weltreligion machen werde, einen politischen Vorwand hernehmen zu wollen, daß man die Juden als Nation hassen und ihre Rechte unterdrücken müsse, auf daß sie nicht allenfalls einst noch wirklich eine Eroberung der Erde durch Waffengewalt unternehmen könnten! Als ob die einbilderischen Entschädigungsgedanken mit welchen ein Gekränkter und Unterdrückter sich über eine trostlose Lage hinauszuheben sich abmüht Strafe verdienten; als ob die Furcht vor gewaltsamen Rebellionen beseitigt würde wenn man den Zunder der Rebellionen fortnährt und häuft; als ob z. B. die barbarischen Mishandlungen des geknechteten Polenthums unser Mitleid, dessen auch noch so unglückliche Abschüttelungsversuche Bewunderung und dennoch dieselben Gefühle in dem gemishandelten Judenthume blos Züchtigung und Abscheu verdienten! Aber so

*) Auf das genannte Werk von Weber kommen wir später noch zurück. D. Red.

tief war einmal auch ich in einem guten Stücke von Dem was uns jetzt unter der Firma germanisch-christlicher Ausschließlichkeit zu Haus und zu Hof kommt befangen; denn Nichts wirkt leider solch einen hartnäckigen Rost an dem reinen Spiegel der Menschenseele als die dogmatische Befangenheit. Wie überzeugt seit Menschengedenken ich davon war, und Allen auf die ich lehrend zu wirken hatte es lehrte: Christus habe kein Dogma gestiftet; sei eben dadurch der größte Lehrer wahrer Menschlichkeit, daß er eine über das Dogma erhabene Religion verkündet; und sei ein Märtyrer seiner Lehre geworden, weil die Dogmatiker empfanden, bei dieser Lehre sei es mit allem Dogma aus; ich dachte oder supponirte stillesweges, wie der Patriarch im «Nathan»: «Thut Nichts, der Jude wird verbrannt!» So sei es mir doch wenigstens nach langem Irrthum eine Genugthuung, auf keines Menschen Zurede, sondern aus freier und auf freies Nachdenken, was wir denn eigentlich mit unserer so vielgefeierten und so lebhaft mit Recht gefoderten Denkfreiheit, Volksmündigkeit und staatlichen Bildungshöhe wollen und wollen müssen, erwachsener Ueberzeugung hier laut und offen diesen Widerruf auszudrücken, und meinen jüdischen Mitmenschen, meinen, ich kann mit Wahrheit sagen, in Christo und um Christi willen geliebten Mitstreitern im Reiche eines freien, gottgefälligen Bildungsstrebens, eines aufrichtigen Anschlusses an die Bitte: «daß Gottes Reich auf Erden und in allen Nationen komme», alle Unbill die ich ihnen bisher aus Ursache und Anlaß einer abweichenden Religionsansicht, mit oder ohne Wissen und Willen angethan, aufrichtigst abzubitten!" 24.

Angelsächsische Sprachschätze.

Sprach-, Geschichts- und Alterthumskunde haben in der von der Gesellschaft der Alterthumsforscher in London veranlaßten und von dem Custos der Handschriftensammlung des Britischen Museum Sir Frederic Madden besorgten Herausgabe von Lazamon's „Brut, or chronicle of Britain; a poetical semi-saxon paraphrase of the Brut of Wace. Now first published from the Cottonian manuscripts in the British Museum; accompanied by a literal translation, notes and a grammatical glossary" einen neuen höchst wichtigen und schätzbaren Beitrag erhalten. Das Werk gehört der Zeit des 12. Jahrhunderts an, wo das reine volle Angelsächsische sich bereits in das Altenglische abzuschwächen anfing, jedenfalls weniger durch äußere Einflüsse, wie die Unterjochung des angelsächsischen Stammes durch die Normannen, als durch das der Sprache selbst innehaftende Gesetz, dessen Walten sich auch in den andern germanischen Sprachen bis hinauf zum Isländischen, worauf die wenigsten äußern und fremden Einflüsse Geltung gewinnen konnten, bemerkbar machte. Die Wichtigkeit dieser dichterischen und sprachlichen Urkunde jener Zeit geht daraus hervor, daß das Gedicht nicht weniger als 32,000 Zeilen zählt, wozu kommt, daß es mit einem zweiten Text versehen ist, welcher geraume Zeit nach dem ursprünglichen abgefaßt wurde und den augenscheinlichen Zweck hat, was in letzterm im Laufe der Zeit und der Fortbildung der Sprache unverständlich geworden war zu erklären, wodurch es möglich wird durch Vergleichung die Aenderungen einzusehen die in diesem Zwischenraume in der Sprache, sowol was Form als Ausdruck anlangt, vorgegangen sind. Da ein großer Theil des Werks in Gesprächform abgefaßt ist, so gewährt es muthmaßlich zugleich den Vortheil, zu erkennen wie damals die gewöhnliche Umgangssprache gelautet haben mag. In Bezug auf den geschichtlichen Werth dieser Veröffentlichung ist zu bemerken, daß dieselbe eine Umschreibung der „Historia Britonum" Geoffroy's von Monmouth nach der anglo-normannischen Bearbeitung von Wace ist, wobei der Verfasser außerdem die angelsächsische Uebersetzung von Beda's Kirchengeschichte, die man Alfred dem Großen zuschreibt, und noch eine andere lateinische Quelle benutzt zu haben scheint. Aber Lazamon hat bei seiner Umschreibung das Verdienst, daß er nicht nur die walisischen Namen und Ortschaften der Legenden, die weder bei Geoffroy noch bei Wace zu finden sind, mittheilt, sondern daß er auch eine große Anzahl sehr interessanter Zusätze macht, die alle auf die walisische Mythe und Heldenzeit hindeuten. Der Verfasser dieses angelsächsischen Werks war seiner eigenen Angabe zufolge ein Geistlicher zu Ernley, einer kleinen Kirche in der Nähe von Redstrone an den Ufern des Severn; seine Kenntniß zweier Sprachen, des Französisch-Normannischen und des Lateinischen außer seiner Muttersprache in der er schrieb, in einer so unbedeutenden Stellung veranlaßt Madden zu der Vermuthung, daß die Geistlichkeit im Allgemeinen und selbst die höhern Classen der Laien sich damals keineswegs in dem Zustande so tiefer Unwissenheit befunden haben wie man gewöhnlich annimmt.

Ein anderes wichtiges Denkmal der angelsächsischen Literatur, welches jetzt auf Kosten der im Jahre 1843 gegründeten Aelfric Society von dem bekannten Sprachforscher Benjamin Thorpe herausgegeben worden ist, sind die „Homilies of Aelfric. With an English translation" (2 Bde). Der Verf. dieses angelsächsischen Werks, zu dessen Ehren die Gesellschaft die ihre Thätigkeit mit der Herausgabe seiner Schriften begonnen hat ihren Namen gewählt, war einer der ausgezeichnetsten Gelehrten der angelsächsischen Zeit. Da zwei gelehrte Geistliche dieses Namens ziemlich zu gleicher Zeit in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts lebten, von denen der Eine Erzbischof von York, der Andere Erzbischof von Canterbury war, so hat viel Streit darüber geherrscht, welcher von Beiden der Verf. dieser Predigten war. Der Herausgeber weist mit triftigen Gründen nach, daß der Erzbischof von York der Autor der Homilien war; es sind deren 85, wovon bisher nicht mehr als sechs veröffentlicht waren. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1848.

Baron Vaerst's Werk über die Pyrenäen.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Der Verf. erfüllte, wie er wiederholt versichert, eine „Mission des Herzens" als er nach Llodio ging. Wir müssen ihm glauben, daß keine andern Antriebe hierbei vorlagen; allein daß sein Streben bei dieser Mission dahin ging sie allmälig zu einer „politischen" zu erheben, die Sache Don Carlos' den befreundeten Mächten näher zu führen, ihre Interessen zu fördern, einen warmen Apologeten derselben zu machen, seine Macht in ein richtigeres Licht zu stellen, wer kann Das bezweifeln? Und war diese Ansicht des Verf. nun nicht eine richtige, hat der Erfolg nicht dargethan, daß von dieser Seite allein dem leidenden Volke Heil kommen konnte, mit Einem Wort, hat der Verf. nicht bewiesen, daß ihn ein richtiger staatsmännischer Blick bei seinem Unternehmen leitete? Diese Gerechtigkeit und wie Vieles wir auch an seinem Buche zu tadeln haben, diese Anerkennung seines Strebens sind wir ihm schuldig, dies Bedauern, daß sein Streben fehl ging und daß Miskennung an höherer Stelle, über welche er vielfach klagt, ihn — vielleicht zu früh — eine Sache aufgeben ließ der er sich ganz gewidmet zu haben schien.

Am Hofe Don Carlos' nahm man seine Mission anders auf. Es war ganz natürlich, und die einfachste Politik wies darauf hin, den nordischen Besucher als einen Abgesandten der nordischen Höfe, oder mindestens als den Vorläufer einer solchen Gesandtschaft dem eigenen und dem feindlichen Heere gegenüber darzustellen, und sich das Ansehen zu geben als knüpfe man an sein Erscheinen die sichere Hoffnung baldigster Anerkennung von jener Seite her. Baron Vaerst wurde daher bei seiner vorher schon angekündigten Ankunft mit Aufmerksamkeiten und Ehrenbezeigungen förmlich überschüttet: er erhielt eine militairische Escorte, eine Adjutantur, er empfing, was er uns jedoch nicht erzählt, den St.-Karlsorden. Seine wiederholten Protestationen helfen ihm so wenig als die Bekanntmachungen im „Journal des débats", für den Hof von Llodio blieb er eine Art von Gesandter aus dem Norden, und er selbst bekennt, daß er sich zuletzt genöthigt sah auf diese troz seiner Protestationen ihm gemachte Stellung wohl oder übel einzugehen. Unstreitig ist ihm Dies in seiner Heimat sehr übel ausgelegt worden, indem das Verhältniß zu Frankreich eine solche geheime Ambassade durchaus nicht zuließ, und es sind ihm hieraus alle die Verwickelungen entstanden über welche er mehrfach in seinem Berichte klagt, und wegen welcher ihn die Auszeichnungen die er von Seiten des Königs Karl's V. und seines Hofs erfuhr nun trösten müssen.

Doch wir greifen dem Berichte selbst vor und wollen denselben daher nun in seinem Verlauf verfolgen. Die Erzählung der Gefahren und Nöthe welche der Verf. bei seiner Reise oder besser gesagt bei seiner Flucht aus Frankreich — denn die Gendarmerie war ihm auf den Fersen — zu bestehen hatte, enthält er uns noch bis zum elften Abschnitt vor, indem er im achten, neunten und zehnten Abschnitt uns zuvor ein Bild der politischen Zustände Spaniens und der Lage gibt in welcher sich die karlistische Sache zu jener Zeit befand. Wir denken es war im Jan. 1838, denn es gehört zu den sehr unangenehmen Eigenthümlichkeiten dieses Buchs, daß es uns nirgend klar bestimmte Daten gibt, was denn bei einer an sich schon so wenig geordneten Erzählung nicht wenig zur Vermehrung der Verwirrung gereicht. Der Verf. schildert den großen Haufen der Spanier als treu, gläubig, festhaltend an seinen Vorurtheilen und von natürlichem und verständigem Urtheil über die politische Lage der Dinge. Tapfer, mäßig, leicht befriedigt wie der gemeine Mann ist, die Fremden hassend, dem Königthum „quand même" ergeben, ist der Nordspanier ein geborener Guerrilla; der Kampf ist sein eigenstes Element, die politischen Theorien haßt er; das Althergebrachte ist ihm das Rechte. Hierzu kommt bei den Basken die Erinnerung an ihre alten Vorrechte. Der Verf. überblickt die geschichtlichen Phasen der Cortesregierung und zeigt ihre Fehler, ihre völlige Wurzellosigkeit im Volk. Das Unheilvollste und Unheilbarste ist die Finanzverwirrung, herbeigeführt durch die unbesonnensten Schritte, z. B. durch die Aufhebung der Zehnten, von welchen die Regierung den größten Theil bezog und die in der That die einzige Grundsteuer Spaniens bildeten. Hieraus entstanden die 15 verschiedenen Anleihen im Betrag von 1800 Mill. Thlr., welche Spanien erschöpft haben und die es nothwendig ins Verderben stürzen müssen. Eine andere äußerst verderbliche Maßregel ist der zur Regel gewordene Grundsatz, daß jede siegende

Partei alle Diejenigen welche sich ihr anschließen, indem sie ihre Pflicht verrathen, um eine Rangclasse erhöht. Eine schlimmere Versuchung für das stets zu Emeuten aufgelegte Heer ist gar nicht zu erdenken, und Revolutioniren ist dergestalt ein Mittel zum Avancement geworden, daß es eine Menge junger Generale gibt, die diesen Rang einzig und allein den sechs oder sieben Revolutionen verdanken denen sie sich gewissenlos anschlossen. Der Druck der Geistlichkeit ist eine andere jener unseligen Maßregeln welche die Verwirrung verewigen. Es ist ein großer Irrthum, obwol sehr verbreitet, die spanische Geistlichkeit für reich zu halten. Im J. 1788 bestand der gesammte spanische Klerus mit Einschluß von 72,000 Mönchen und Nonnen aus 147,000 Personen; also etwa der 69ste Theil der Bevölkerung schon zu einer Zeit wo in Frankreich der 52ste Einwohner ein Geistlicher war. Im J. 1833 waren die Revenuen dieser Körperschaft so gesunken, daß etwa 4 Thlr. monatlich auf jeden Geistlichen kamen; das jetzige Verhältniß ergibt etwa 8 Thlr. monatlich, wovon in Norddeutschland kein Domestik zu erhalten ist. Rechnet man zu diesen Maßregeln die Vergeudung der Kronrevenuen, die Bereicherung blutsaugender Lieferanten und die 20 Ministerien, welche von 1834—44 Spanien regierten, so begreift sich die Verarmung, der Verfall, die zu Revolutionen drängende Noth des unglücklichen Landes, an dessen Mark ein Heer von 30,000 Pensionnairen und eine zahllose Beamtenkaste zehrt, welche in eigener Bedrängniß stets nur die Situacion, d. h. das herrschende System, das Ministerium verwünscht und bedroht. Wenn nun alle diese Fehlgriffe der Regierenden Spanien ins Verderben gestürzt und die Bevölkerung zum brudermörderischen Kampf zwischen Christinos und Carlistas, Carbonaros und Communeros, Pasteleros, Feballistas, Liberales, Agraviados, Exaltados, Camarilleros, Negros, Feotas, Francisquistas, Infantistas, Ajacuchos, Jovenes Españoles, und wie die zahllosen Parteien alle heißen, unter welchen die Spanier selbst nicht mehr zu unterscheiden wissen, angeleitet haben: so ist doch das schlimmste aller Uebel Das, daß allen diesen Parteien, sowie sie zur Gewalt gelangen, die „weise Mäßigung" fehlt, welche allein eine dauernde Herrschaft zu gründen vermag und die wir nicht anstehen als den wahren und größten politischen Fortschritt des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen. In der That, hat die Welt Etwas gelernt in diesem Jahrhundert, so ist es die Kunst: eine fremde Meinung zu ertragen, diese, so lange sie bloße Meinung bleibt, gelten und gewähren zu lassen. An diesem Fortschritt aber hat das heißblütige Spanien — à demi Africain, wie Custine sagt — nicht Theil genommen, und Dies ist das größte aller Uebel an denen dies Land leidet, wo man den Andersdenkenden noch immer bis zum Untergange verfolgt. Daher hat der Verf. unsers Erachtens auch Recht wenn er sagt: „Der Retter Spaniens wird Derjenige sein der, welcher Form seine Regierung auch sei, die verschiedenen Parteien alle in sein Interesse zu ziehen das Geschick hat." Dem Prätendenten Don Carlos war Dies vor dem Zuge nach Madrid möglich: es ist zu beklagen, daß man sich für die Gewalt der Waffen entschied.

Den Enthusiasmus der baskischen Provinzen für die Sache des Prätendenten erklärt der Verf. zum größten Theil aus den durch die Cortesregierung nicht anerkannten Privilegien des Landes. Die biscayischen Freiheiten, vom J. 1375 datirend, resumirt er dahin, daß die Regierung des Landes nur Landeseingeborenen übertragen werden konnte; denn der Corregidor wie die Regidores welche die Administration leiteten mußten Biscayer sein; diese votirten die Abgaben. Jeder Biscayer von einem Stammgenoß im Königreich die Rechte des Adels, welche daher 60,000 Familien zukamen. Kein Biscayer konnte außerhalb Landes vor Gericht gestellt werden, kein spanischer Soldat durfte ohne Erlaubniß des Corregidor ins Land kommen; Biscaya stellte keinen Rekruten, das Land hatte das Recht der Selbstvertheidigung, kein Estaneo (Verkaufsprivilegium) durfte für Biscaya ertheilt werden. Wir glauben gern, daß so exorbitante Vorrechte dem Lande theuer sein mochten; indeß sind wir doch der Meinung, daß die Erhaltung der Fueros stets mehr einen Vorwand, die Zollfreiheit und der natürliche Hang zum kriegerischen Leben die Haupttriebfedern der Basken, geistlicher Einfluß aber den Vereinigungspunkt des Kampfes darboten. Wenigstens waren alle Basken die wir je gesprochen darüber einig, daß die Aufrechthaltung der Fueros zu fodern in der jetzigen Lage des Staats widersinnig sei.

(Der Beschluß folgt.)

Sommer's geographisches Taschenbuch.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Johann Gottfried Sommer. Für 1848. Mit einem Stahlstich. Prag, Calve. 1848. 8. 15 Ngr.

Unter den vielen ausgezeichneten literarischen Bestrebungen zur Verbreitung geographischer Kenntnisse nimmt das vorliegende Unternehmen einen längst bewährten Ehrenplatz ein. Es besteht nun bereits 47 Jahre und hat sich in dieser langen Reihe von Jahren einen sehr geachteten Namen, eine ausgezeichnete Popularität erworben. Für unsere heutige, durch den genialen Ritter so wissenschaftlich hoch gesteigerte Erdkunde hat es Großes geleistet; es gab dazu die erste allgemein faßliche Grundlage und die spätern emporhebenden Haltpunkte. Und gerade in unsern Tagen eignet es sich noch ganz vortrefflich dazu, den Sinn für die vergleichende Erd- und Völkerkunde auf den rationalen Standpunkt zu bringen und darauf zu erhalten.

Schon in der Hand des kenntnißreichen ämsigen länder- und völkerkundigen F. A. W. v. Zimmermann, welcher diesen Almanach mit dem Jahrgange für 1802 unter dem Titel: „Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18. Jahrhunderts in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Productenkunde" zuerst ins Leben gerufen hat, gewann das Unternehmen viel Vertrauen und Beifall. Es war belehrend, unterhaltend und erweckte in den weitesten Kreisen der gebildeten Lesewelt ein reges, vorher nie dagewesenes Interesse für unsere Erde und ihre Bewohner. Dies Interesse steigerte sich von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr, und

wußte sich selbst dann noch dauernd zu erhalten, als man von mehren Seiten anfing es auf andere ähnliche Werke hinüberzuziehen. Im J. 1823 ging das Taschenbuch in die Hand seines jetzigen Verf. über, und hierin hat es sich nun schon wieder volle 25 Jahre als ein tüchtiges, den beständig sich steigernden Anfoderungen der Zeit entsprechendes Werk bewährt, von dem man recht von Herzen wünschen muß, daß es noch lange fortbestehen möge. Der neue Verf. hat sich sehr geschickt in den Plan seines Vorgängers hineingefunden, hat mit Umsicht und feinem Takte immer nur das für die allgemeine Bildung passende Interessanteste herausgewählt. Wenn nun dennoch, ungeachtet der allgemein anerkannten Befähigung unsers Verf. zur zeitgemäßen und zweckmäßigen Bearbeitung des Taschenbuchs, der Ankauf desselben merklich in Abnahme gekommen ist, so müssen wir den Grund hierzu einzig und allein nur in der eben jetzt sehr stark gesteigerten Concurrenz suchen. Es gibt in unsern Tagen tausend andere Werke, welche unter den anlockendsten, neuesten Titeln die Neugier der Lesewelt anzuregen und von unsern Almanachen abzuziehen wissen. Das ist aber das betrübte Loos aller alten Bücher, sowie das hoffnungsvolle Streben aller neuen, und es wäre eine durchaus übel angebrachte Parteilichkeit, wenn man entweder jenes Loos ausschließlich nur beklagen, oder dieses Streben ganz unbedingt unterstützen wollte. Die literarische Freiheit schärft und härtet den Geist, sie erhält ihn wach und macht ihn praktisch für die Erdenwelt. O diese goldene Freiheit, sie sollte heilig gehalten, durch Nichts in der Welt beeinträchtigt werden! Wir können uns hier eines höchst humoristischen Ausspruchs Jean Paul's nicht enthalten, der mit ebenso viel Witz als scharfer Satire das bekannte Lamento über neue Bücher und neue Köpfe gar trefflich zu geißeln verstand. „Alle neuen Bücher", sagt er, „sollen verboten werden: so bleiben die alten Köpfe und die alten Bücher; und es ist unmöglich, wenn vollends Druck dazu kommt, das Feuer zu ersticken das unser Gold läuterte und fremde Waffen schmilzt." Verfasser und Verleger beklagen nun auch mit keinem Worte die Verminderung des Absatzes ihrer Schrift; sie bringen bereitwillig große Opfer zur würdigen Erhaltung ihres würdigen Unternehmens und stellen sich kampfrüstig in die vorderste Reihe ihrer Concurrenten. Sie liefern ihr Werk auf feinstem Velinpapier, mit ausgezeichnet schönem Druck und sogar einem meisterhaft ausgeführten Stahlstiche für — einen halben Thaler. Und so wie das Aeußere hervorragend schön und billig, so ist auch das Innere höchst interessant und populair. Ref. wünscht recht aufrichtig, daß das Taschenbuch in dieser neuen Folge auch aufs neue die alte Liebe und Anerkennung finden möge, welche es verdient und einst im reichsten Maße besaß.

Doch nun wollen wir uns auch den Inhalt des vorliegenden Buchs etwas näher ansehen. Da finden wir lauter interessante Capitel aus der allerneuesten Erd- und Völkerkunde sachverständig kurz und bündig behandelt. Voraus steht eine mit Umsicht und Feinheit gegebene allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen. Hierin werden alle die wichtigsten Unternehmungen zur Ausbildung der Erdkunde in einer für jeden Gebildeten verständlichen edeln Sprache kurz durchsprochen und beurtheilt. Daran schließt sich ein Beitrag zur Kenntniß der Sulu-Inseln; dann kommen Skizzen aus der britischen Capcolonie, ferner Bilder aus der arabischen Wüste und Aegypten, Beschreibungen von Chiwa, Madrid, Madagaskar, Berichte aus der Mandschurei und der Halbinsel Korea, Skizzen aus der australischen Inselwelt. Und unter allen diesen Abschnitten ist auch wol nicht einer den man tadeln könnte, der nicht anziehend und belehrend wäre.

In der allgemeinen Uebersicht erzählt der Verf. unter mehren andern wichtigen Forschungen über das immer noch wenig bekannte Innere Afrikas auch von der merkwürdigen Reise des Engländers James Richardson, welcher in den J. 1845 und 1846 von Norden her aus Tripolis tief in das Innere dieses Erdtheils eindrang. Er reiste ganz allein, in maurischem Costume, ohne Ferman oder sonstige Empfehlung von Consuln oder Regierungen; nicht einmal Waffen mit denen er sich hätte vertheidigen, oder Geschenke mit denen er die eingeborenen Häuptlinge für sich hätte gewinnen können, führte er mit sich. Nur des Arabischen war er hinlänglich mächtig. Dieser kühne Mann hat Wege betreten, wohin bis jetzt noch kein Europäer den Fuß gesetzt. Ueber das noch wenig bestimmte Land Darfur im Innern Afrikas, von dem seit 1797, wo es von dem Engländer Browne besucht ward, Nichts wieder bekannt geworden, berichtet der Verf., daß vor zwei Jahren zu Paris die Beschreibung einer Reise erschienen sei welche ein aus Tunis gebürtiger Araber, Schaikh Mohammed-Ebn-Omar, gegenwärtig Oberaufseher der medicinischen Schule zu Kairo, in den J. 1803 fg. durch dies Wunderland gemacht hat. Diese Reise sei besonders ausführlich und genau in Hinsicht der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, und was ihr vielleicht abgehen sollte an wissenschaftlicher Genauigkeit und Form, Das würde ihr reichlich ersetzt durch den Vortheil, daß der Reisende selbst Araber und Muselmann sei. Von dem gegenwärtig wieder lebhaft angeregten Verbindungswege zwischen dem Rothen Meere und Mittelländischen Meere über die Erdenge von Suez bespricht der Verf. sowol die Ansicht für eine Eisenbahn als die für einen Kanal, hält aber die Realisirung des letztern für wahrscheinlicher, da die Hauptuntersuchung des im Dienste des Vicekönigs von Aegypten stehenden Franzosen Linant ergeben hat, daß der Durchstich der Landenge unter allen Umständen das sicherste Mittel zur Herstellung einer freien Verbindung sei, und daß seiner glücklichen Durchführung durchaus kein unübersteigliches Hinderniß im Wege liege.

Die Bilder aus der arabischen Wüste und aus Aegypten, welche unser Verf. nach den Reiseberichten der Gemahlin des Majors Griffith entworfen hat, sind sehr treu nach dem Leben gezeichnet, und tragen besonders dadurch eine stark anziehende Eigenthümlichkeit, daß sie mit Hülfe eines ebenso feinen als scharfen Auges einer Dame entstanden sind. Wir theilen davon Einiges mit: „Auf der Reise durch die Wüste von Suez nach Kairo in einem der traurigen Stationsgebäude begleitete die Reisende, weil sie im Hause nicht Ruhe finden konnte vor der entsetzlichen Qual der Fliegen, ihren Gemahl vor das Haus wo dieser eine kleine Umschau hielt und sich im Schatten des Gebäudes niedersetzte, um eine unterwegs gepflückte Blume zu zeichnen. Bald machte ihn das Gebell aller Hunde der Station auf einen Gegenstand aufmerksam welcher in einiger Entfernung über die Ebene lief. Es war ein großer Wolf, der bei der Annäherung der Hunde langsamer ging, und zuletzt mit eingezogenem Schweif stehen blieb. Die Hunde thaten ein Gleiches, faßten aber im nächsten Augenblicke wieder frischen Muth und drangen bellend auf den Wolf ein, konnten jedoch, da sie sich nicht allzu weit vom Hause entfernen mochten, die Verfolgung nicht fortsetzen. Der Wolf schlich nun langsam dem Hause zu, und Hr. Griffith entdeckte jetzt die Ursache, warum er sich am hellen Tage in die Nähe menschlicher Wohnungen gewagt hatte. Es waren die Reste eines vor zwei oder drei Tagen gefallenen Kameels, an welchem das Raubthier, unbekümmert um die Hunde, die es in respectvoller Entfernung hielt, behaglich schmauste. Hr. Griffith warf einen Stein nach ihm. Der Wolf sah sich ein paar Minuten um, und setzte dann ruhig seine Mahlzeit fort. Ein zweiter Wurf aber brachte ihn doch, obwol langsam, zum Weichen." Sehr interessant ist der Besuch des Harems von Mochtah Bei zu Kairo, wovon Frau Griffith ein anmuthiges Bild entwirft. „Wir durchzogen", gibt unser Verf. ihr das Wort, „eine Menge schmaler Gassen und hielten nach einer halben Stunde vor einem großen hölzernen Thore, welches auf ein gegebenes Zeichen von einem Sklaven geöffnet wurde. Nach dem Eintreten befanden wir uns in einem geräumigen Hofraum, auf den ringsum zahlreiche mit geschmackvollem Gitterwerk verzierte Fenster gingen. Hier wurden wir von einem reichgekleideten Eunuchen empfangen. Wir stiegen

ab, ließen unsere Thiere nebst der Sänfte unter der Aufsicht der Wärter zurück und folgten dem Eunuchen über eine Marmortreppe zu einer mit Vorhängen versehenen Thüre, durch welche wir in einen zweiten, mit Marmor gepflasterten Hof gelangten, der von einem Säulengange umgeben war und wo wir von fünf oder sechs Sklavinnen empfangen wurden. Meine Freundin ging voraus mich anzumelden, und winkte mir dann ihr zu folgen. Eine zweite Thür brachte uns aus dem Hofe in ein Zimmer zu ebener Erde, welches zwei Fenster hatte. Es war ein sehr geräumiges, hohes Gemach und bestand aus zwei Abtheilungen, dem Durkaah und dem Liwan. Der Fußboden des letztern mochte sechs oder sieben Zoll höher liegen als der des erstern. Wir kamen durch die Thüre zuerst in das Durkaah, welches mit schwarzen und weißen Marmorplatten getäfelt war, zwischen denen mancherlei Muster von polirten rothen Ziegeln eingelegt waren. Der Mittelpunkt enthielt einen Springbrunnen, dessen Wasserstrahl fast bis an die Decke emporstieg und dann in ein kleines, mit herrlicher Mosaik verziertes Becken zurückfallend ringsum köstliche Kühle verbreitete. Die Wände des Zimmers waren längs der untern Hälfte mit eingelegten Marmorplatten von prächtigen Farben bekleidet. Die eine Wand enthielt auf Pfeilern und Bogen, ebenfalls von Marmor, eine Art von offenem Schrank, worin verschiedene silberne Gefäße standen. Das Liwan oder der erhöhte Theil des Zimmers war mit sehr schönen Teppichen bedeckt und mit niedrigen Divans umgeben, deren rothe und gelbe seidene Ueberzüge in Verbindung mit den Teppichen einen äußerst glänzenden Eindruck auf das Auge machten.... Was nun die schönen Bewohnerinnen des Zimmers betrifft, so saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Haufen violettfarbener Atlaskissen, welche sich auf dem Fußboden dicht neben dem Springbrunnen befanden, eine schöne, würdevoll aussehende Frau. Obschon sie wenigstens 40 Jahre alt sein mußte, war auf ihrer feinen Haut doch noch keine Runzel zu bemerken. Die Gesichtszüge waren regelmäßig, die Zähne blendend weiß, und die dunkelblauen Augen blickten mich recht freundlich an. Das Haupthaar war gänzlich durch ein reich gesticktes Tuch (Farudeieh) bedeckt, welches um den Turbusch (eine Art Haube) gebunden war. Außerdem trug die Dame ein schneeweißes, aus einer Art Seidengaze bestehendes Hemd und ein Paar sehr weite Pantalons, welche um die Hüften fest gebunden bis auf die Füße herabhingen. Ein kurzes Leibchen (Anteri) bis zu den Hüften herabgehend und mit offenen Schleifen versehen, vollendete den Anzug. Der einzige Putz bestand in fünf Schnüren sehr großer Perlen, die vom Halse bis auf die Brust herabhingen. Diese Dame war die Mutter der Gemahlin Mochtah Bei's. Ihr Sohn ist unermeßlich reich. Es sollen ihm ein Drittel aller Häuser und Gärten von Großkairo gehören. Sie selbst ist eine Verwandte des Pascha. Als wir eintraten blieb sie (da sie älter war als wir Beide) sitzen, reichte uns aber zum Empfang die rechte Hand, drückte sie an ihren Busen und berührte hierauf damit ihre Lippen und ihre Stirn. Sie wollte mir nicht gestatten mich auf den Divan zu setzen, sondern befahl, mit der Bemerkung, daß sie die europäischen Gebräuche wohl kenne, einer Sklavin einen grünen atlassenen Stuhl (den einzigen im Hause) herbeizuholen, auf welchem ich neben ihr Platz nehmen mußte. Hierauf that sie mittels meiner französischen, als Dolmetscherin dienenden Freundin eine Menge Fragen an mich, z. B.: Wie alt sind Sie? Sind Sie verheirathet? Wie alt ist Ihr Gemahl? Wie groß ist er? Was hat er für Haare? für Augen? Liebt er Sie? Hat er noch mehr Weiber außer Ihnen? Warum läßt er Sie ohne Schleier durch die Straßen reiten? Haben Sie Kinder? Warum sind Sie einen so weiten Weg hierhergekommen?... Endlich erschien die Tochter, die eigentliche Frau vom Hause. Sie machte durch ihre Liebenswürdigkeit einen sehr angenehmen Eindruck. Ihre Hautfarbe war die weißeste die man sich denken kann. Das dunkelbraune, in Zöpfen und Flechten nachlässig über Schultern und Rücken herabfallende Haar ließ, da es nach türkischer Sitte rings um das Antlitz kurz abgeschnitten war, die schöne hohe Stirn ganz unbedeckt. Die Zähne, welche zwischen den rosigen lachenden Lippen hindurch fortwährend sichtbar blieben, waren von blendender Weiße, während der von den dunkelblauen Augen hervorgebrachte Eindruck durch die zarte Färbung der Augenlider und Augenbrauen mit dem bekannten Chol (Henna) noch mehr erhöht wurde.... Sie kam mit dem allen türkischen Damen eigenthümlichen watschelnden Gange auf mich zu, grüßte mich auf dieselbe Weise wie ihre Mutter und hockte sich dann auf einen ähnlichen Polsterhaufen nieder, indem sie mich einlud neben ihr Platz zu nehmen. Abermals wurde ich nun mit einer Reihe neugieriger Fragen ins Examen genommen. Die Dame schritt nun zu einer genauen Untersuchung meines Putzes. Alle meine Fingerringe wurden im Einzelnen betrachtet. Eine schöne Broche die ich trug gefiel der Dame ganz besonders. Sie bat mich sie abzunehmen, damit sie solche genauer betrachten könne, befestigte sie dann ganz gleichgültig an ihrem eigenen Hemd und lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Ich wartete einige Zeit und fragte dann, da sie keine Miene machte die Broche zurückzugeben, ich aber ebenso wenig Lust hatte ihr ein Geschenk damit zu machen, meine Begleiterin, was sie dazu sage. Diese bemerkte der Dame, die Broche sei so schwer, daß sie befürchte die Gaze des Hemdes zu beschädigen, und erbot sich daher ihr beim Aufmachen derselben behülflich zu sein. Die Dame verstand, obwol nicht ohne Empfindlichkeit, den gegebenen Wink; mir aber that es Leid nicht ein weniger kostbares Putzstück bei mir zu haben, das ich ihr zum Andenken hätte hinterlassen können. Ohne Zweifel würde sie das Compliment erwidert haben." 25.

Literarische Notiz aus Frankreich.

De la Boëtie.

Estienne de la Boëtie gehört zu denjenigen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts welche oft citirt, aber wenig gelesen werden. Zum Theil mag diese unverdiente Vernachlässigung daher rühren, daß seine zerstreuten Werke nur eine geringe Zugänglichkeit boten. Diesem Uebelstande hat jetzt ein jüngerer, durch ähnliche Arbeiten bereits vortheilhaft bekannter Gelehrter, Léon Feugère, durch eine sehr zweckmäßige Gesammtausgabe („Oeuvres complètes d'Estienne de la Boëtie") abgeholfen, sodaß sich jetzt Jeder die Bedeutsamkeit dieses Mannes, auf den die Aufmerksamkeit schon wegen seines innigen Freundschaftverhältnisses mit Montaigne gelenkt sein müßte, durch eigene Lecture veranschaulichen kann. In der That sind seine Werke, und zwar nicht blos sein oft erwähnter „Discours de la servitude volontaire" für das Studium der alterthümlichen Sprache, wie sie uns das 16. Jahrhundert bietet, von hohem Werthe. In dieser Beziehung verdienen die Uebersetzungen welche er von einigen classischen Werken des Alterthums geliefert hat besondere Berücksichtigung. Man sieht hier recht deutlich, wie die ältern Uebersetzer in der Uebertragung aus fremden Sprachen viel weniger durch die Launen und Fesseln einer conventionnellen Sprache beengt waren als die modernen es sind, und wie frei und leicht sich jene oft den Feinheiten und Eigenthümlichkeiten des Originals anschmiegen durften. Was die eigenen Poesien Boëtie's anlangt, so möchten wir denjenigen in denen er sich der lateinischen Sprache zum Ausdrucke seiner Empfindungen bedient, den Vorzug geben, obgleich auch seine französischen Verse in ihrer anmuthigen Naivetät eines gewissen dichterischen Werths nicht ermangeln. Der Herausgeber hat die Bedeutung seiner Sammlung durch sprachliche und sachliche Erläuterungen noch erhöht. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1848.

Baron Vaerst's Werk über die Pyrenäen.

(Beschluß aus Nr. 18.)

Die Geschichte des sechsjährigen Bürgerkriegs in Spanien nimmt der Verf. an dem Punkte auf, wo Zumala-Carréguy endlich mit völlig gleichwiegenden Kräften den Christinos gegenüberstand, das moralische Uebergewicht aber offenbar auf seiner Seite war. Dieser eminente Mann fand 1833 drei schlecht organisirte Bataillone vor und hinterließ 1835 ein wohl organisirtes Heer von 20,000 Mann trefflicher Truppen, gut genährt, gut bezahlt, das ganze Land einfach, aber gut organisirt. Das System unter dem Don Carlos' Sache bis dahin fortwährend an Macht und Umfang zunahm, wurde nach dem Tode des Feldherrn verlassen. Zumala-Carréguy wußte, daß man Spanien nicht erobert indem man es durchzieht: er verließ seine Berge nicht. Nach ihm zersplitterte man sich in entfernte Expeditionen, und als endlich die große königliche Expedition nach Madrid nach langem Streiten zur Ausführung kam, war der verderblichste Schritt gethan. Dieser unglückliche Feldzug wurde (im Mai 1837) mit 51 Bataillonen, etwa 30,000 Mann stark, unternommen. Der Verf. schildert ihn ausführlich, bezeichnet die Fehler die man beging, und malt uns die Kämpfe und den traurigen Ausgang des Unternehmens; am 23. Sept. kehrte man im Angesichte Madrids, auf das man keinen Angriff wagte, zurück, froh mit Verlust der halben Armee die schützenden Berge wieder zu erreichen. Die Hauptschuld hierbei wird der Eifersucht des Infanten gegen den alten Marschall Moreno beigemessen.

Seitdem änderte Don Carlos sein Ministerium. Der junge Alcalde Jose Arias Teyeiro wurde Ministerchef, Larraga, ein unversöhnlicher Fanatiker, Gewissensrath des Königs, der unfähige Guergué Chef der Armee. In dieser Lage fand Baron Vaerst den karlistischen Hof zu Llodio, und es folgen jetzt in den Capiteln 12, 13 und 14 die Abschnitte welche diesem Buche sein vorzüglichstes Interesse geben. Alles Vorangehende ist nur um ihretwillen vorhanden, und seine Bedeutung beruht nur darin, daß es die nun folgenden Berichte erläutert und verdeutlicht. Von Bordeaux und Bayonne aus werden die Mittel vorbereitet den Verf. glücklich und von der strengen Policei unbemerkt über die Pyrenäen in das Lager der Karlisten zu befördern, und die Ungeduld des Verf. den König zu sehen der, während sein Bruder in Napoleon's Hände die schönste Krone niederlegte, den Muth hatte zu rufen: „Mas vale morir, que viver sin honor; yo non consiento", wuchs mit jeder Stunde des Verzugs. Endlich am 8. Dec. 1837 war Alles bereit. Der Verf. bestieg ein Cabriolet, täuschte die Gendarmerie und fuhr gegen Ustariz nach Laressort, als junger Theologe verkleidet. Hier ward Toilette gemacht und dieselben baskischen Kleider wurden angelegt in denen kürzlich der Bischof von Leon die Grenze überschritten hatte. Auf Schleichhändlerwegen wurden die drei Stunden vom Seminar Laressort bis zur Grenze mühevoll und gefahrvoll genug an einem frühen Wintermorgen zurückgelegt, eine Scene die der Verf. mit Walter Scott'schen Farben anziehend ausmalt; zuletzt, hart an dem Grenzflüßchen, entsteht noch ein falscher Lärm und der Verf. springt brusthoch in den angeschwollenen Bach und von dort hinüber auf das spanische Gebiet. Am 9. Morgens 1 Uhr war er unter dem ersten spanischen Dach in Sicherheit. Die Behörden waren überall benachrichtigt und der Reisende wurde mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen, verpflegt und befördert. Die Offiziere machen ihm die Aufwartung, er besichtigt die Truppen und verlacht nun die Anstrengungen der französischen Gendarmerie. Der Redacteur der „Breslauer Zeitung" ist auf einmal eine diplomatische Person von Rang geworden.

Nach einer dreitägigen Ruhe, während welcher auf den abhanden gekommenen Bedienten gewartet werden mußte, zieht der Verf. mit einer acht Mann starken Escorte durch die unwegsamsten Gebirge Navarras nach Guipuzcoa, drei starke Tagemärsche an der französischen Grenze hin nach Llodio, bei welchem Zuge die Langsamkeit und der Zeitverlust seiner Begleitung den Reisenden oft zur Verzweiflung bringt. Bekanntlich hat der Spanier immer Zeit, Eile kennt er nicht, und das Sprüchwort: Me venga la muerte de España! hat vollen Grund. Sein Nachtquartier auf diesem Zuge schildert er oft in sehr launigen Bildern, z. B. zu Sumbilla:

Um das Feuer, das auf ebener Erde angemacht das gewöhnliche Rendezvous aller Hausbewohner war, saß ein Oberst

ab, ließen unsere Thiere nebst der Sänfte unter der Aufsicht der Wärter zurück und folgten dem Eunuchen über eine Marmortreppe zu einer mit Vorhängen versehenen Thüre, durch welche wir in einen zweiten, mit Marmor gepflasterten Hof gelangten, der von einem Säulengange umgeben war und wo wir von fünf oder sechs Sklavinnen empfangen wurden. Meine Freundin ging voraus mich anzumelden, und winkte mir dann ihr zu folgen. Eine zweite Thür brachte uns aus dem Hofe in ein Zimmer zu ebener Erde, welches zwei Fenster hatte. Es war ein sehr geräumiges, hohes Gemach und bestand aus zwei Abtheilungen, dem Durkaah und dem Liwan. Der Fußboden des letztern mochte sechs oder sieben Zoll höher liegen als der des erstern. Wir kamen durch die Thüre zuerst in das Durkaah, welches mit schwarzen und weißen Marmorplatten getäfelt war, zwischen denen mancherlei Muster von polirten rothen Ziegeln eingelegt waren. Der Mittelpunkt enthielt einen Springbrunnen, dessen Wasserstrahl fast bis an die Decke emporstieg und dann in ein kleines, mit herrlicher Mosaik verziertes Becken zurückfallend ringsum köstliche Kühle verbreitete. Die Wände des Zimmers waren längs der untern Hälfte mit eingelegten Marmorplatten von prächtigen Farben bekleidet. Die eine Wand enthielt auf Pfeilern und Bogen, ebenfalls von Marmor, eine Art von offenem Schrank, worin verschiedene silberne Gefäße standen. Das Liwan oder der erhöhte Theil des Zimmers war mit sehr schönen Teppichen bedeckt und mit niedrigen Divans umgeben, deren rothe und gelbe seidene Ueberzüge in Verbindung mit den Teppichen einen äußerst glänzenden Eindruck auf das Auge machten.... Was nun die schönen Bewohnerinnen des Zimmers betrifft, so saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Haufen violettfarbener Atlaskissen, welche sich auf dem Fußboden dicht neben dem Springbrunnen befanden, eine schöne, würdevoll aussehende Frau. Obschon sie wenigstens 40 Jahre alt sein mußte, war auf ihrer feinen Haut doch noch keine Runzel zu bemerken. Die Gesichtszüge waren regelmäßig, die Zähne blendend weiß, und die dunkelblauen Augen blickten mich recht freundlich an. Das Haupthaar war gänzlich durch ein reich gesticktes Tuch (Farudeieh) bedeckt, welches um den Turbusch (eine Art Haube) gebunden war. Außerdem trug die Dame ein schneeweißes, aus einer Art Seidengaze bestehendes Hemd und ein Paar sehr weite Pantalons, welche um die Hüften fest gebunden bis auf die Füße herabhingen. Ein kurzes Leibchen (Anteri) bis zu den Hüften herabgehend und mit offenen Schleifen versehen, vollendete den Anzug. Der einzige Putz bestand in fünf Schnüren sehr großer Perlen, die vom Halse bis auf die Brust herabhingen. Diese Dame war die Mutter der Gemahlin Mochtah Bei's. Ihr Sohn ist unermeßlich reich. Es sollen ihm ein Drittel aller Häuser und Gärten von Großkairo gehören. Sie selbst ist eine Verwandte des Pascha. Als wir eintraten blieb sie (da sie älter war als wir Beide) sitzen, reichte uns aber zum Empfang die rechte Hand, drückte sie an ihren Busen und berührte hierauf damit ihre Lippen und ihre Stirn. Sie wollte mir nicht gestatten mich auf den Divan zu setzen, sondern befahl, mit der Bemerkung, daß sie die europäischen Gebräuche wohl kenne, einer Sklavin einen grünen atlassenen Stuhl (den einzigen im Hause) herbeizuholen, auf welchem ich neben ihr Platz nehmen mußte. Hierauf that sie mittels meiner französischen, als Dolmetscherin dienenden Freundin eine Menge Fragen an mich, z. B.: Wie alt sind Sie? Sind Sie verheirathet? Wie alt ist Ihr Gemahl? Wie groß ist er? Was hat er für Haare? für Augen? Liebt er Sie? Hat er noch mehr Weiber außer Ihnen? Warum läßt er Sie ohne Schleier durch die Straßen reiten? Haben Sie Kinder? Warum sind Sie einen so weiten Weg hierhergekommen?... Endlich erschien die Tochter, die eigentliche Frau vom Hause. Sie machte durch ihre Liebenswürdigkeit einen sehr angenehmen Eindruck. Ihre Hautfarbe war die weißeste die man sich denken kann. Das dunkelbraune, in Zöpfen und Flechten nachlässig über Schultern und Rücken herabfallende Haar ließ, da es nach türkischer Sitte rings um das Antlitz kurz abgeschnitten war, die schöne hohe Stirn ganz unbedeckt. Die Zähne, welche zwischen den rosigen lachenden Lippen hindurch fortwährend sichtbar blieben, waren von blendender Weiße, während der von den dunkelblauen Augen hervorgebrachte Eindruck durch die zarte Färbung der Augenlider und Augenbrauen mit dem bekannten Chol (Henna) noch mehr erhöht wurde.... Sie kam mit dem allen türkischen Damen eigenthümlichen watschelnden Gange auf mich zu, grüßte mich auf dieselbe Weise wie ihre Mutter und hockte sich dann auf einen ähnlichen Polsterhaufen nieder, indem sie mich einlud neben ihr Platz zu nehmen. Abermals wurde ich nun mit einer Reihe neugieriger Fragen ins Examen genommen. Die Dame schritt nun zu einer genauen Untersuchung meines Putzes. Alle meine Fingerringe wurden im Einzelnen betrachtet. Eine schöne Broche die ich trug gefiel der Dame ganz besonders. Sie bat mich sie abzunehmen, damit sie solche genauer betrachten könne, befestigte sie dann ganz gleichgültig an ihrem eigenen Hemd und lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Ich wartete einige Zeit und fragte dann, da sie keine Miene machte die Broche zurückzugeben, ich aber ebenso wenig Lust hatte ihr ein Geschenk damit zu machen, meine Begleiterin, was sie dazu sage. Diese bemerkte der Dame, die Broche sei so schwer, daß sie befürchte die Gaze des Hemdes zu beschädigen, und erbot sich daher ihr beim Aufmachen derselben behülflich zu sein. Die Dame verstand, obwol nicht ohne Empfindlichkeit, den gegebenen Wink; mir aber that es Leid nicht ein weniger kostbares Putzstück bei mir zu haben, das ich ihr zum Andenken hätte hinterlassen können. Ohne Zweifel würde sie das Compliment erwidert haben." 25.

Literarische Notiz aus Frankreich.

De la Boëtie.

Estienne de la Boëtie gehört zu denjenigen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts welche oft citirt, aber wenig gelesen werden. Zum Theil mag diese unverdiente Vernachlässigung daher rühren, daß seine zerstreuten Werke nur eine geringe Zugänglichkeit boten. Diesem Uebelstande hat jetzt ein jüngerer, durch ähnliche Arbeiten bereits vortheilhaft bekannter Gelehrter, Léon Feugère, durch eine sehr zweckmäßige Gesammtausgabe („Oeuvres complètes d'Estienne de la Boëtie") abgeholfen, sodaß sich jetzt Jeder die Bedeutsamkeit dieses Mannes, auf den die Aufmerksamkeit schon wegen seines innigen Freundschaftverhältnisses mit Montaigne gelenkt sein müßte, durch eigene Lecture veranschaulichen kann. In der That sind seine Werke, und zwar nicht blos sein oft erwähnter „Discours de la servitude volontaire" für das Studium der alterthümlichen Sprache, wie sie uns das 16. Jahrhundert bietet, von hohem Werthe. In dieser Beziehung verdienen die Uebersetzungen welche er von einigen classischen Werken des Alterthums geliefert hat besondere Berücksichtigung. Man sieht hier recht deutlich, wie die ältern Uebersetzer in der Uebertragung aus fremden Sprachen viel weniger durch die Launen und Fesseln einer conventionnellen Sprache beengt waren als die modernen es sind, und wie frei und leicht sich jene oft den Feinheiten und Eigenthümlichkeiten des Originals anschmiegen durften. Was die eigenen Poesien Boëtie's anlangt, so möchten wir denjenigen in denen er sich der lateinischen Sprache zum Ausdrucke seiner Empfindungen bedient, den Vorzug geben, obgleich auch seine französischen Verse in ihrer anmuthigen Naivetät eines gewissen dichterischen Werths nicht ermangeln. Der Herausgeber hat die Bedeutung seiner Sammlung durch sprachliche und sachliche Erläuterungen noch erhöht. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1848.

Baron Baerst's Werk über die Pyrenäen.

(Beschluß aus Nr. 18.)

Die Geschichte des sechsjährigen Bürgerkriegs in Spanien nimmt der Verf. an dem Punkte auf, wo Zumala-Carréguy endlich mit völlig gleichwiegenden Kräften den Christinos gegenüberstand, das moralische Uebergewicht aber offenbar auf seiner Seite war. Dieser eminente Mann fand 1833 drei schlecht organisirte Bataillone vor und hinterließ 1835 ein wohl organisirtes Heer von 20,000 Mann trefflicher Truppen, gut genährt, gut bezahlt, das ganze Land einfach, aber gut organisirt. Das System unter dem Don Carlos' Sache bis dahin fortwährend an Macht und Umfang zunahm, wurde nach dem Tode des Feldherrn verlassen. Zumala-Carréguy wußte, daß man Spanien nicht erobert indem man es durchzieht: er verließ seine Berge nicht. Nach ihm zersplitterte man sich in entfernte Expeditionen, und als endlich die große königliche Expedition nach Madrid nach langem Streiten zur Ausführung kam, war der verderblichste Schritt gethan. Dieser unglückliche Feldzug wurde (im Mai 1837) mit 51 Bataillonen, etwa 30,000 Mann stark, unternommen. Der Verf. schildert ihn ausführlich, bezeichnet die Fehler die man beging, und malt uns die Kämpfe und den traurigen Ausgang des Unternehmens; am 23. Sept. kehrte man im Angesichte Madrids, auf das man keinen Angriff wagte, zurück, froh mit Verlust der halben Armee die schützenden Berge wieder zu erreichen. Die Hauptschuld hierbei wird der Eifersucht des Infanten gegen den alten Marschall Moreno beigemessen.

Seitdem änderte Don Carlos sein Ministerium. Der junge Alcalde Jose Arias Teyeiro wurde Ministerchef, Larraga, ein unversöhnlicher Fanatiker, Gewissensrath des Königs, der unfähige Guergué Chef der Armee. In dieser Lage fand Baron Baerst den karlistischen Hof zu Llodio, und es folgen jetzt in den Capiteln 12, 13 und 14 die Abschnitte welche diesem Buche sein vorzüglichstes Interesse geben. Alles Vorangehende ist nur um ihretwillen vorhanden, und seine Bedeutung beruht nur darin, daß es die nun folgenden Berichte erläutert und verdeutlicht. Von Bordeaux und Bayonne aus werden die Mittel vorbereitet den Verf. glücklich und von der strengen Policei unbemerkt über die Pyrenäen in das Lager der Karlisten zu befördern, und die Ungeduld des Verf. den König zu sehen der, während sein Bruder in Napoleon's Hände die schönste Krone niederlegte, den Muth hatte zu rufen: „Mas vale morir, que viver sin honor; yo non consiento", wuchs mit jeder Stunde des Verzugs. Endlich am 8. Dec. 1837 war Alles bereit. Der Verf. bestieg ein Cabriolet, täuschte die Gendarmerie und fuhr gegen Ustariz nach Laressort, als junger Theologe verkleidet. Hier ward Toilette gemacht und dieselben baskischen Kleider wurden angelegt in denen kürzlich der Bischof von Leon die Grenze überschritten hatte. Auf Schleichhändlerwegen wurden die drei Stunden vom Seminar Laressort bis zur Grenze mühevoll und gefahrvoll genug an einem frühen Wintermorgen zurückgelegt, eine Scene die der Verf. mit Walter Scott'schen Farben anziehend ausmalt; zuletzt, hart an dem Grenzflüßchen, entsteht noch ein falscher Lärm und der Verf. springt brusthoch in den angeschwollenen Bach und von dort hinüber auf das spanische Gebiet. Am 9. Morgens 1 Uhr war er unter dem ersten spanischen Dach in Sicherheit. Die Behörden waren überall benachrichtigt und der Reisende wurde mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen, verpflegt und befördert. Die Offiziere machen ihm die Aufwartung, er besichtigt die Truppen und verlacht nun die Anstrengungen der französischen Gendarmerie. Der Redacteur der „Breslauer Zeitung" ist auf einmal eine diplomatische Person von Rang geworden.

Nach einer dreitägigen Ruhe, während welcher auf den abhanden gekommenen Bedienten gewartet werden mußte, zieht der Verf. mit einer acht Mann starken Escorte durch die unwegsamsten Gebirge Navarras nach Guipuzcoa, drei starke Tagemärsche an der französischen Grenze hin nach Llodio, bei welchem Zuge die Langsamkeit und der Zeitverlust seiner Begleitung den Reisenden oft zur Verzweiflung bringt. Bekanntlich hat der Spanier immer Zeit, Eile kennt er nicht, und das Sprüchwort: Me venga la muerte de España! hat vollen Grund. Sein Nachtquartier auf diesem Zuge schildert er oft in sehr launigen Bildern, z. B. zu Sumbilla:

Um das Feuer, das auf ebener Erde angemacht das gewöhnliche Rendezvous aller Hausbewohner war, saß ein Oberst

in zerlumptem Costume mit seiner Dame, die sich eben die Strümpfe ausbesserte und die bloßen Füße behaglich gegen das Feuer ausgestreckt hatte, sich aber, sobald sie die zahlreiche Gesellschaft eben ankommen sah, geschwind einen rosaseidenen Hut aufsetzte. Noch saßen da vier Maulthiertreiber, sechs Soldaten und einige zu drei Viertel nackte Kinder in bunter Reihe ohne alles Ansehen der Person gemischt. Zur Erquickung empfing jeder Gast ein Glas Bolado, eine Art Orgeade vom trefflichsten Geschmack, die allgemein verbreitet ist; die Speisen aber waren von der Oelfettung ganz ungenießbar. In Leyta kochten über dem Feuer Waschlappen und blutige Hadern, an den Wänden hingen Gedärme und Würste umher, am Spieße briet ein Hammelviertel, im Eingang des Hauses war ein Schwein geschlachtet. Ein entsetzliches altes Weib schälte rauchende Gedärme aus, ein Mädchen maß den Salamin (1½ Metze) Mais für jedes Pferd; als sie aber in Folge eines zarten Maulthiertreiberscherzes auf dem blutigen Boden ausglitschte, ward der Höllen-Breughel wüthend, zog das blutige Messer aus dem Munde und schwang es fürchterlich drohend in der Rechten. Indessen hatte ein nackter Junge ein Huhn lebendig gerupft und ließ es federlos laufen — es war eine gigantische Scene.

Von Leyta ging es über Ibarra nach Tolosa durch schöne Kastanienwälder; die Luft war hier, im Januar, milder wie im August in den glatzer Bergen. Auf dem schönen Camino reale wurde das berühmte Kloster Ignacio de Loyola, das Karl II. über dem Geburtshause des Heiligen errichtete, erreicht, ein kolossales Bauwerk, wo der Verf. den bekannten Pater Gil, den Freund Ferdinand's VII., kennen lernte: ein vollendeter Jesuit im besten Wortsinne, ein Mann von ebenso viel Verstand als Einfluß, sagt der Verf. In Durango traf man Landsleute, den Fürsten Lichnowsky, der durch seine Tapferkeit selbst die nichtsfürchtenden spanischen Guerrillaführer in Erstaunen setzte, Graf Keyserling u. A. Am 19. endlich ward das Hoflager in Llodio erreicht; Empfang durch den Minister Teyeiro, Handkuß beim Infanten, Vorstellung bei dem „Könige" folgten sich rasch hintereinander.

Der König, welcher sich sehr gnädig bewies, sich lebhaft nach seiner in Salzburg verweilenden Familie erkundigte und wiederholt von dem ihm sehr unangenehmen kölner Ereigniß sprach, hatte bei offenen Thüren und vor vielen Personen von den Befehlen gesprochen die er in Rücksicht auf die Stellung und den Charakter des Reisenden erlassen hätte, und aus diesen Worten, welchen nicht zu widersprechen war, entsprangen nun für den Verf. die peinlichsten Situationen. Man hatte ihm somit eine „Sendung" gemacht, natürlich um den gesunkenen Muth der Partei möglichst zu beleben, und der Minister Teyeiro hielt, allen Gegenerklärungen zum Trotz, hieran fest. Deutsche und französische Blätter bezeichneten sogar den Zweck dieser Sendung, nämlich die Vermittelung einer allgemeinen Amnestie, und nur der Nicht-Katholicismus des Verf. erregte einigen Personen Anstoß. Nichtsdestoweniger kamen die Fälle vor, daß der König öffentlich seinen Rath foderte, ihn wie einen Gesandten einer befreundeten Macht geflissentlich auszeichnete und ihm auf diese Art täglich neue Verlegenheiten bereitet wurden. Einen Rath, meint der Verf., hätte er dem Könige wohl zu geben gehabt; allein er überzeugte sich nur zu bald, daß dieser unter einem Ministerium wie das Teyeiro's, der ganz in den Händen der Fanatiker war, völlig nutzlos sein und seine augenblickliche Entfernung herbeiführen müßte. Wir sind der Ansicht, daß er es dennoch, fühlte er wirklich warm für die Sache, hätte versuchen sollen, selbst auf die Gefahr hin seine „Mission" beendet zu sehen. Er hätte nun, nachdem sein Bemühen doch gescheitert ist, wenigstens für sich das Bewußtsein einer achtbaren, überzeugungstreuen und aufopfernden That!

Im Uebrigen wird uns das Spiel der Parteien an dem kleinen Hofe zu Llodio selbst aus diesem Berichte ziemlich klar. Der Verf. bewährt Blick genug um selbst das Treiben hinter den Coulissen uns deutlich zu machen. Er läßt uns sehen wie der König, obwol er anscheinend ganz in den Händen des fanatischen Ministers war, doch Mittel gefunden hatte seine eigenen Gedanken zu verfolgen, wie er, vor Jedermann ein Geheimniß, seine Transactionen mit der Königin fortführte, und wie diese ganz nahe daran waren unter Frankreichs Vermittelung und auf der Basis einer Verheirathung ihrer Kinder zum Ziele zu führen und den Bürgerkrieg zu schließen. Der Verf. kennt den Reisenden der diese Verhandlungen führte, ohne ihn zu nennen. Die Sache der Moderirten, d. h. Derer die eine Transaction wünschten, wuchs sogar während des Aufenthalts des Verf. im Lager, und Toreno's entschiedenere Sprache machte Teyeiro zuerst auf diese geheimen Unterhandlungen aufmerksam. Nun brach auch er hervor, bezeichnete Dies als revolutionnaire Gesinnung und foderte eine offene Erklärung vom König. Don Carlos schwankte. Als in dieser kritischen Zeit, wo Teyeiro's Einfluß auf dem Spiele stand, der Fürst einmal mit großer Anerkennung vom König von Preußen sprach, benutzte der Verf. die Gelegenheit laut zu sagen: er glaube, daß der König von Preußen nur darum so hoch in der Liebe seiner Völker und in der Achtung der Fürsten stehe, weil er der moderirteste Herrscher sei. Don Carlos antwortete, er habe Recht und der König von Preußen sei sehr glücklich. Die Moderirten triumphirten; Teyeiro, schlau, unermüdlich, fein und von scharfem Verstande, sah ein worauf es nun ankam; die moderirte Partei Moreno, Villareal, Gomez, Ellio, Vargas, Uranga, Sopelano mußten vernichtet werden. Er hatte nur Larraga, den Berichterstatter des Königs, Echeverria, den Freund Don Carlos' und den unfähigen Guergué als General ihnen entgegenzusetzen; denn der Bischof von Leon war entfernt und Maroto war in Gibraltar; Sierra und Erro, die andern Minister, waren unbedeutend. In dieser Noth ward Pater Gil herangezogen. Inzwischen stand der Krieg fast still. Guergué, im Gefühl seiner Ohnmacht, versäumte selbst das Nächste. Er ließ sich aus dem uneinnehmbaren Lager am rechten Ebroufer von Espartero verdrängen; die Generale Sanz, Goni, Sopelano verlangten umsonst zu kämpfen. Maroto erschien, und nach der Niederlage von Peñacerrada erhielt er das Commando. Teyeiro aber, sein Gegner, blieb Minister. Umsonst stellte Maroto

die Armee wieder her; seine Untergenerale waren und blieben die Creaturen des Ministers. Bei Mendavia überzeugte er sich, daß sie ihn verriethen. Die Parteien standen auf Tod und Leben einander gegenüber; da ließ Maroto die Generale Sanz, Garcia, Guergué und Carmona verhaften, verurtheilen und erschießen. Der König, der ganze Hof verlor den Kopf über dieser wilden That; Maroto wurde zum Hochverräther erklärt, nichtsdestoweniger siegte er über seine Feinde; allein aus einer Correspondenz des flüchtigen Teyeiro mit Cabrera sah er, daß sein Untergang beschlossen sei, und warf sich Espartero, der ihm diese Correspondenz übersendete, in die Arme. Dies war der Ausgang der Sache des Don Carlos, die Frucht seiner eigenen Unschlüssigkeit, des Raths der Fanatiker! Der geringste Umstand, ein Wort der nordischen Mächte hätte eben diese Sache zum Siege führen können — und wie ganz anders stünde dann Spanien zur Stunde da!

Wenden wir uns von diesem nicht tröstlichen Bilde zu den persönlichen Erlebnissen des Verf., so ist zuvörderst anzuerkennen, daß dem vorliegenden Berichte nicht nur das Verdienst zukommt, über die zum Theil unbekannten Vorgänge welche die Sache Don Carlos' untergruben völlig aufgeklärt zu haben, sondern auch das weitere Verdienst einer wenn auch etwas ungeordneten, doch anziehenden Darstellung interessanter persönlicher Erlebnisse und treffender Zeichnungen der in diesem Kampf berühmt gewordenen Männer. Der geistreiche Marschall Moreno, der cynische und unfähige Guergué, der fanatische aber talentvolle Teyeiro, Larraga, der junge, vielversprechende Sopelano, endlich der König selbst mit seinen milden, feinen Formen treten in lebendigen Gestaltungen vor uns auf. Wir wollen zum Schluß noch einige solcher die Dinge vergegenwärtigenden Züge hier aufnehmen. Der immer boshafte Marschall Moreno fragte den Verf. eines Tags: was ihm denn Guergué während seiner täglichen ewiglangen Besuche zu sagen habe. „Er wiederholt mir immer, er sei ein Spanier von altem Schrot und Korn", erwiderte der Verf. „Der Unglückliche", rief Moreno aus, „glaubt er denn, daß unsere Vorfahren auf allen Vieren gegangen sind?" Nachdem der Verf. die Linien von Tudela bereist und von hier aus das feindliche Lage besichtigt hatte, traf er zurückkehrend mit dem König zusammen. Er fährt fort:

Der König fragte mich über meine Reise, über die Position von Villasana, über General Sanz. Auffallend war mir dabei, daß der König während des langen Gesprächs mit offenbarer Absichtlichkeit den Hut in der Hand hielt. Zu Hause angekommen beehrten mich Guergué und Teyeiro mit ihrem Besuch. Letzterer zeigte mir an, daß mich Don Carlos Abends in geheimer Audienz empfangen wolle, was mir um so erwünschter war, als ich bisher immer nur bei offenen Thüren Audienz gehabt hatte. Das geheime Audienzzimmer des Königs ist eine elende Kammer, sechs Schritt lang und ebenso breit; in der Mitte desselben steht in einem hölzernen Reif ein großes kupfernes Kohlenbecken — brasero. Hinter demselben stehend empfing mich Se. Majestät. Das Ganze hatte etwas Mystisches, als gäbe es ein Opfer. Der König fragte mich über die Stellung der Truppen, die Verschanzungen im Thale Mena und ob ich hierdurch die Belagerungstruppen von Balmaseda hinreichend gedeckt hielte. Ich sagte ihm: ich sei überzeugt, daß Balmaseda einem ernsten Angriff nicht 48 Stunden widerstehen könne; Guergué aber hatte acht Tage allein zu den Vorbereitungen gefodert. Der König klagte nun über den unersetzlichen Verlust Zumala-Carréguy's. Ich gab Dies zu, fügte aber bei, daß große Fürsten immer ihnen ähnliche Generale und Minister fänden. Der König, wohl fühlend, daß ich hiermit weder Guergué noch Teyeiro bezeichnete, nahm diese Bemerkung sehr gut auf, und sprach zum ersten mal offen den Wunsch aus, mich in einer halbofficiellen Stellung an seine Person attachirt zu sehen — ein Wunsch, setzt der Autor hinzu, der zu meinen schönsten und entschiedensten Hoffnungen gehörte.

Der Eifer ungeschickter Freunde vereitelte jedoch diese Hoffnung, die französische Regierung, so scheint es, schöpfte aus dem Aufenthalt des Verf. in Llodio Verdacht; es ergingen Anfragen hierüber, mit Einem Wort, der Entwurf mußte aufgegeben werden. Der Autor kehrte nach Paris zurück, mit dem Bewußtsein, die redlichsten Kräfte, den besten Willen und Opfer aller Art auf eine verlorene Sache verwendet zu haben. Er brachte nun eine vollständige Einsicht in die Lage der Dinge, und die Erinnerung an einen inhaltreichen Lebensabschnitt und an die vortreffliche Aufnahme mit zurück die er in Spanien gefunden hatte. Sein letzter Rath war, dem System des Zumala-Carréguy treu zu bleiben, sich den vollen Besitz der aufgestandenen Provinzen mit ihren festen Plätzen zu sichern und alle Eroberungsidee in der Ferne aufzugeben. Mit einem Heer von 58 Bataillonen, 13 Escadrons und 79 Kanonen war man so unüberwindlich — aber freilich gehörte hierzu ein anderer Heerführer als der unthätige, furchtsame Guergué oder der wilde, vor Leidenschaft fast wahnwitzige Maroto.

Hiermit müssen wir den Verf. entlassen, obwol zu interessanten Auszügen noch viel Stoff in seinem Berichte enthalten ist. Er hat ein nützliches und unterhaltendes Buch geliefert, das einem künftigen Historiker dieses langen Bürgerkriegs unentbehrlich ist und das, obgleich wenig geordnet und theilweise flüchtig hingeworfen, doch eine lehrreiche und anziehende Lecture gewährt. Und so ist wenigstens nicht alle seine Bemühung verloren, wenn auch die Sache untergehen mußte der er so rühmliche Anstrengungen zunächst widmete. 26.

Gedichte von Uffo Horn. Leipzig, Herbig. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fast hat es das Ansehen als ob der Brunnen der Lyrik östreichischer Dichter deren Gedichte im J. 1847 im Druck erschienen sind ein unerschöpflicher sei, und als ob die lange Reihe noch immer sich nicht schließen wolle. Es ist schon schwer die einzelnen Erscheinungen noch klar und kräftig auseinander zu halten; die innern Beziehungen sind sich so verwandt, die Motive sehen sich so ähnlich und selbst die Form in Bild und Wort erinnert hier und da allzu sehr an gemeinsame Anfänge und Ausgänge, daß man nur in großen Gruppen, innerhalb welcher der Einzelne verschwindet, die literarische Bedeutung derselben anerkennen wird. Horn würde etwa an Mautner oder Nordmann sich anschließen, ohne daß man jedoch behaupten könnte, daß er über oder unter diesen stände; der Kreis der Anschauungen, die Tragweite der poetischen Schwungkraft, die Schwingungen der empfindsamen Seele sind unbeschadet manches individuellen schönen Zugs so ziemlich dieselben. Es finden

sich nur wenige Stellen in den Sammlungen bei welchen der Kritiker gern und länger verweilen, auf die er wiederholt zurückkommen möchte; er läßt sich von Strophe zu Strophe, von Lied zu Lied weiter tragen, es ist just ihm Nichts begegnet was besonders angestoßen, aber auch Nichts was besonders angezogen hätte; die Worte der Bilder waren verändert, aber dennoch waren es nur bekannte Gedanken, vertraute Gestalten, mit denen er sich aufs neue unterhalten hat. Nur in diesem Sinne vermag Ref. die Gedichte Horn's zu beurtheilen, in denen weniger eine tiefe selbstthätige Empfindung oder der Erguß innerer tief angeregter Bewegungen der Seele sich kundgibt, als vielmehr das Talent des Dichters an Gestalten sich erschöpft die von außen gegeben in fast epischer Anschauungsweise wieder dargestellt werden. Im „Liedergarten", der zweiten Abtheilung des Buchs, ist diese Eigenschaft freilich mehr in den Hintergrund getreten; allein die durch dieselbe herbeigeführte Kühle, die Gleichgültigkeit gegen die Empfindung durch das Ueberragende des Stoffs verschwindet auch hier nicht ganz, und die enge beschränkte Welt der innern Anregung, der subjectiven Lyrik, erschöpft sich in einzelnen Liebesliedern. Die „Lieder eines Blinden", die der Idee nach beiläufig gesagt an Keller's „Gedichte eines Lebendigbegrabenen" erinnern, wie

> Tief dunkel, sagt man, ist's im Grab, im kühlen,
> Zu sterben brauch' ich nicht um Das zu fühlen!
> Lebendig todt! . .

beweisen jedoch, gegen den Reichthum dieses Dichters gehalten, wie beschränkt die subjective Anschauungsweise Horn's ist, indem er es in diesen Gedichten, wo so manche Anregung so nahe war, so leicht der Stoff von selbst sich erweiterte, nicht über die Liebe hinausbringt. Die Erinnerung an die Geliebte ist das einzige Gefühl in welchem der Blinde lebt, und wie sehr ließen sich hier die Bilder erweitern, die Gefühle nach allen Richtungen hin ausdehnen! Daher mag es auch kommen aus diesem Mangel innerer, tieferer lyrischen Thätigkeit, daß der größte Theil des Buchs aus Balladen und Romanzen besteht, daß diese auch den besten Theil des Buchs ausmachen, und daß der Poet von selbst bewußt oder unbewußt sein Feld mehr auf epischem Gebiete gesucht und gefunden hat. Die Reflexion stört hier nicht die Handlung und hat nicht nöthig den Mangel eines Gefühls zu verbergen, sowie auch das Wort und Bild besser gedeiht wo ein lebendiger Gedanke ihm zu Grunde liegt. Unter den vielen Balladen findet sich nicht ein einziges Gedicht das so matt und gewöhnlich wäre wie das Lied „Such' die Blumen die im Thal!" wo der Gedanke einfach der ist, daß auf dem Berge andere Blumen als im Thale wachsen, — und wer wollte Dies leugnen?! Von den Balladen, auf die wir fortwährend zurückkommen, wären manche als wohl gelungen hervorzuheben; wir beschränken uns jedoch auf das eine besonders schöne und abgerundete Gedicht von Spartacus, wo das Leben und die Frische gewiß jeden Leser ansprechen wird. Es beginnt (S. 189):

> Es sitzen in der ruß'gen Halle
> Um einen Tisch von rohem Stein
> Viel Männer, stumm und schweigend Alle
> Und Keinen drängt es froh zu sein.
> Rings hängen Helme, Schwerter, Schilde
> Und harren Spieße auf ein Ziel:
> Erkennt in diesem düstern Bilde
> Fechtsklaven vor dem Kampfesspiel.
>
> Die Becher bleiben unberühret
> Und ernst ist jedes Angesicht:
> Der Gram, der ihre Herzen schnüret,
> Erleichtert der Falerner nicht!
> Die Brust des Starken gleicht dem Steine
> An dem die Flut vergebens tost —
> Der Schwache nur ersäuft im Weine
> Das Leid und sucht im Rausche Trost.

Nur Einer sitzt da dem es im Herzen gährt wie die tiefverborgene Glut im Aetna, der fodert sie auf zur Rache:

> Soll unser Blut im Kampfe fließen,
> So sei es nicht durch Bruderhand,
> Im Felde will ich mein's vergießen,
> Und nicht auf der Arena Sand!

Es folgen nun vier Strophen von wahrhaft drastischem Interesse und dann schließt das Gedicht:

> Sie zieh'n von dannen stolzen Ganges,
> Die kleine Schar wächst riesengroß,
> Gewaffnet springt das Kind des Zwanges —
> Die Freiheit — aus dem Mutterschoos!

Mögen diese Strophen zugleich auch als Proben der Form und der Sprache dienen. 11.

Bibliographie.

Der Aussätzige von Aosta. Prediger Sal. VII, 4. 9. 15. (Aus dem Französischen des Grafen *Xav. de Maistre*, von *J. F. M. v. Olfers*.) 2te Auflage. Berlin, Nicolai. 1847. Br. 8. 15 Ngr.

Zeitgemäßer Auszug aus den Schriften der bedeutendsten Kirchenlehrer älterer Zeit nebst Lebensbeschreibungen und den nothwendigsten Erklärungen. Ein Beitrag zur allgemeinen Belehrung und Erbauung. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Leben und Schriften des Kirchenvaters Aurelius Augustinus, Bischofs von Hippo. 1ste Lieferung. Zürich, Meyer u. Zeller. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Brock, G. W. H., Die evangelisch-lutherische Kirche der ehemaligen Pfalzgrafschaft Neuburg. Ein geschichtlicher Versuch. Nördlingen, Beck. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Brunner, S., Die Prinzenschule zu Möpselglück, Schildereien aus der jungen Welt. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1847. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Curtmann, W. J. G., Spiegel der Christenheit. 1ster Theil. Die jugendliche Christenheit. Mit einer Widmung an den Gustav-Adolf-Verein. Darmstadt, Diehl. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 9te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1847. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

— — Juniuslieder. Stuttgart, Cotta. 1847. 8. 1 Thlr 25 Ngr.

— — Auf Felix Mendelssohn-Bartholdy's Tod. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1847. 8. 4 Ngr.

— — König Sigurds Brautfahrt. Eine nordische Sage. Berlin, Besser. 1847. 16. 20 Ngr.

Hieronymi, W., Gebete. Frankfurt a. M., Meidinger. 1847. 16. 16 Ngr.

Neumaier, J., Grabreden. Nebst einem Anhange trostreicher Sentenzen und Inschriften für Grabsteine. Regensburg, Manz. 1847. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schleiden, M. J., Die Pflanze und ihr Leben. Populäre Vorträge. Mit Tafeln und Holzschnitten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schopenhauer, A., Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung. 2te sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Hermann. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.

Schulze, E., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Illustrirter Schweizer-Kalender für 1848. Des schweizerischen Bilder-Kalenders gegründet von M. Disteli 10ter Jahrgang. Mit vielen Holzschnitten von Ziegler. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 4. 7 Ngr.

Silhouetten, das sind: Schattenrisse, Anecdoten, Bocksstreiche des berühmten Theaterdirector Bock. Herausgegeben von M. J. R. 1ster Schnitt. Leipzig, Koffka. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1848.

Aus Heinrich Luden's Nachlaß.

Der am 23. Mai 1847 in Jena verstorbene Heinrich Luden hat unter den deutschen Gelehrten unsers Jahrhunderts in doppelter Beziehung eine bedeutende Stellung eingenommen. Er hat nämlich als Geschichtschreiber gezeigt wie sich der Fleiß und die Gelehrsamkeit in historischen Untersuchungen, dies alte Erbtheil der Deutschen, mit geistvoller zeitgemäßer Auffassung vereinigen lassen, und Dies nicht allein in seinen Schriften, sondern auch auf dem akademischen Lehrstuhle bethätigt. Denn Luden's Vorträge waren lange Zeit durch den Glanz seiner Rede und ihren begeisternden, anregenden Inhalt von keinen andern in Deutschland übertroffen. In der zweiten Beziehung aber ist Luden auch ein öffentlicher Charakter geworden, und hat, seit Schlözer wieder der Erste, seine geschichtlichen Studien mit den Staatswissenschaften zu verbinden gewußt; er ist als ein Publicist im besten Sinne des Worts in seiner „Nemesis" und in den mündlichen wie in den schriftlichen Verhandlungen des weimarischen Landtags aufgetreten, und hat nach den Vorbildern eines Leibniz, Spittler, Heyne, Dohm gezeigt, in welcher Weise deutsche Gelehrte ihr eigenstes, scheinbar auf abgeschlossenes Sinnen und Forschen beschränktes Gebiet von innen heraus dergestalt erweitern, daß dies zuletzt eine selbstgeschaffene, lebensthätige Wirksamkeit erhält. Die Ungunst der Zeitumstände und eigene Verstimmung über das Misglücken seiner Hoffnungen ließen Luden nach vierjähriger Herausgabe der „Nemesis" dies Unternehmen aufgeben, späterhin auch die Wirksamkeit als Landtagsabgeordneter, und sich zu den stillern Geschäften eines akademischen Geschichtslehrers zurückziehen. Von den neuesten Zuständen der heutigen Staaten wandte sich seine Thätigkeit den Forschungen über die Urzeiten der Deutschen zu, und so entstand die „Geschichte der Deutschen" (1825), ein unvergängliches Denkmal vaterländischen Sinnes, das auch von Vielen als ein Nationalwerk gepriesen worden ist. Später nahm die Theilnahme ab, der langsam fortschreitende Gang ermüdete die Leser, der große Umfang schreckte die Käufer, die ungewöhnlichen Ansichten erschienen Vielen durch die Quellen nicht gerechtfertigt, der Verfasser selbst ermattete nach seinem eigenen Geständniß geistig und körperlich unter der großen Bürde, deren er sich mit zu großem Heldenmuthe unterzogen hatte, und erklärte im Sommer 1837 dem Erzbischof Pyrker: er habe nie die Absicht gehabt das Werk bis auf die neuesten Zeiten fortzusetzen, wie denn Dies auch in der begonnenen Weise für einen einzelnen Menschen eine Unmöglichkeit sein möchte. Daher ist sein Werk mit dem zwölften Bande, der bis zur Reformation reicht, beendigt, die vollständige Würdigung desselben aber bleibt einer spätern Zeit vorbehalten. „Sie werden", so lautete Goethe's prophetisches Wort zu Luden im Herbste 1806, „spätern Geschlechtern gefallen, wenn Sie auch den Tadel Ihrer Zeitgenossen zu erdulden haben sollten."

Was sich nun in dem Nachlasse dieses achtbaren Mannes vorgefunden hat, empfangen wir jetzt aus der Hand des Sohnes, Herrn Friedrich Luden.*) Es sind einzelne Aufsätze, wie sie Luden zu verschiedenen Zeiten zur Erinnerung für seine Kinder niedergeschrieben hat, und die wenigstens bis zu seinem Tode ungedruckt bleiben sollten, wie wir Dies bereits aus seinem eigenen Vorworte zu dem im J. 1843 erschienenen Schriftchen: „General von Grolman, Student in Jena", wußten. Aber mit Recht hat sich Hr. Friedrich Luden durch die allgemeine Theilnahme welche jenes Stück aus seines Vaters Lebensgeschichte gefunden hatte zur rechtzeitigen Mittheilung der noch vorräthigen Stücke bestimmen lassen, indem in den meisten Fällen einer solchen Veröffentlichung ihre Verspätung zu beklagen bleibt, wodurch die Wirkung nothwendig verkümmert werden muß. Jetzt aber sind wir um ein anziehendes Buch zur Geschichte deutscher Zustände aus den ersten Decennien des Jahrhunderts reicher geworden und ergänzen durch diese Mittheilungen aus Luden's Privatleben und aus seinen Gesprächen mit merkwürdigen Zeitgenossen den Lebensabriß welchen Heinrich Döring in Nr. 172—174 d. Bl. f. 1847 mitgetheilt hat, und der allerdings bei der guten Gelegenheit welche ihm zu Gebote stand und bei den Vortheilen eines langjährigen Zusammenlebens an persönlichen und örtlichen Bezügen hätte reicher sein können.

Die eben gemachte Bemerkung, daß die Verspätung solcher Bekenntnisse häufig ihren Lebensreiz ersterben läßt, haben wir in gewisser Beziehung auf die drei letzten

*) Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden. Jena, Luden. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Aufsätze des Buchs anzuwenden. Diese betreffen das kölner Ereigniß, die sogenannte Allocution des Papstes am 12. Dec. 1837 und eine neue allgemeine Reformation. Obschon nicht arm an geistreichen Bemerkungen und wahrhaften Ansichten können doch solche Auffassungen jetzt, nach 10 Jahren, weniger befriedigen, weil wir über die Fäden und Verwickelungen des kölner Ereignisses thatsächlich besser unterrichtet sind als es Luden in seiner Stellung sein konnte, und weil jene Allocution jetzt nicht anders als im Lichte des unverschämtesten Ultramontanismus, der sich selbst richtet, erscheinen kann. Der dritte Aufsatz ist eine politische Phantasie voll wohlgemeinter Betrachtungen, unter denen die Stellen über wahre und falsche, über nützliche und schädliche Schriftstellerei auch auf Gegenstände die nicht mit der Reformation zusammenhängen ihre volle Anwendung finden.

Unter Denen die man Schriftsteller nennt wird jenes luftige Völkchen, das wie Pilze aufschießt und sich in den Tageblättern breit macht, wol noch lange nicht aussterben. Und warum sollte man ihnen nicht auch das Leben gönnen, diesen sogenannten Literaten? Sie sind unschädlich und dienen nur sich selbst; sie suchen nur ihren Bedürfnissen abzuhelfen und ihre kleinen Leidenschaften zu befriedigen. Da sie Nichts gelernt haben und an Nichts ihr Leben zu setzen wissen, so fühlen sie eine arge Leere im Kopfe und eine arge Leere im Herzen, und da sie sehr leicht sind, so treiben sie sich wegen dieser Leichtigkeit wirbelnd hoch in die Luft. Ihr Ruhm ist ein Quinquenniumsruhm den sie erreichen, diese brotlosen Größen, und auch diesen erreichen sie nur in ihrem eigenen Kreise, bei Frauen die den Pips haben, bei sehnsüchtelnden Mädchen und bei Knaben die den Scheideweg für das Ziel halten.

So schrieb Luden 1837, und 1847 haben seine Worte noch große Wahrheit. Mehr noch Das was er weiter über die andere, gefährlichere Classe von Schriftstellern gesagt hat, die er in zwei Abtheilungen zerfallen läßt, die beide weder ohne Ernst noch ohne Absicht sind, die beide Ansehen und Bewunderung erringen wollen, die sich angestrengt haben, nicht ohne Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geist sind; aber den Einen fehlt die Welt des Geistes, den Andern die wirkliche, die Welt des Irdischen, und Beiden der sittliche Halt, die tüchtige Gesinnung, das nachhaltige Gepräge. Auch sie solle man laufen lassen, sie sind nicht zu bändigen, sie werden sich selbst an das Höchste und Heiligste im Leben wagen; aber wenn man keine Notiz von ihnen nimmt, so werden sie zuverlässig bald jener Classe angehören von deren Mitgliedern Goethe sagt, daß Einer von dem Andern abgethan werde.

Lebendiger und eingehender in Luden's Leben ist eins der charaktervollsten Stücke der ganzen Sammlung: „General von Grolman, Student in Jena", das bereits 1843 gedruckt war und von uns in Nr. 29 d. Bl. f. 1844 besprochen worden ist. Es bedarf hier nur der kurzen Erwähnung, daß dieser Aufsatz uns den Verkehr Luden's mit dem nachmals so berühmten General von Grolman, den Arndt („Kleine Schriften", III, 404) einen der gelehrtesten, erfahrensten und kühnsten Soldaten des preußischen Heers genannt hat, mit Klarheit und Anmuth vor Augen gestellt hat. Derselbe kam nach Ostern 1812 in Jena an und hörte unter dem Namen des Hauptmanns v. Gerlach (erst später erfuhr Luden den eigentlichen Namen) Luden's Vorlesungen, bis ihn die Niederlage Napoleon's und die Hoffnung einer bessern Zeit am 31. Dec. 1812 aus Jena forttrieb zu den preußischen Fahnen. Ein zweiter Besuch erfolgte nach dem Siege bei Leipzig und verhinderte Luden's Entschluß in die Reihen der Freiheitskämpfer zu treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung. Von Georg Weber. Zweiter unveränderter Abdruck. Leipzig, Engelmann. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nicht leicht sind wir noch mit größerer Freudigkeit an die Anzeige eines geschichtlichen Werkes gegangen als es bei dem vorliegenden der Fall ist. Und wenn es auch nicht mehr zu unserer Aufgabe gehören kann dasselbe nach allen Richtungen hin zu beleuchten, indem das öffentliche wissenschaftliche Urtheil dadurch bereits vollständig gerichtet hat, daß nach ganz kurzer Zeit eine neue aber unveränderte Auflage nothwendig geworden ist: so dürfen wir es doch für eine Sache unserer Pflicht und unserer dankbaren Freude zugleich ansehen, jenem Werke gleichsam nachträglich noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, vielleicht nicht ohne die Hoffnung demselben den einen oder andern Gesichtspunkt abzugewinnen, wodurch sein Werth und seine Bedeutsamkeit für das specielle Literaturfach dem es angehört um so deutlicher ans Licht tritt.

Ein geschichtliches Lehrbuch ist entweder nicht nöthig, oder wenn dasselbe wirklich nöthig sein sollte, so ist die Verabfassung eines solchen eine viel schwierigere Aufgabe als man gewöhnlich glaubt, wie die vielen misglückten Versuche und die vielfach vernehmbaren Klagen beweisen, daß man kein Lehrbuch habe ausfindig machen können welches die methodischen und wissenschaftlichen Bedürfnisse gleichmäßig befriedige. Für einen tüchtigen, seinem Fache ganz gewachsenen Geschichtslehrer ist es eine Art Bevormundung oder ein moralischer Zwang, der ihn verletzen oder wenigstens beengen muß, wenn er nach einem Lehrbuche zu unterrichten verpflichtet wird. Und nur dann wird er sich gern und bereitwillig einem solchen Führer anvertrauen, wenn dieser an Geist, Kenntnissen, Auffassungs- und Darstellungsweise ein Verwandter von ihm ist. Wie oft kann Dies aber der Fall sein? Da jedoch das Bedürfniß geschichtlicher Lehrbücher, aus Gründen deren Erörterung uns hier zu weit führen würde, sich einmal Anerkennung zu verschaffen gewußt hat, so knüpft sich daran eine ziemlich lange Reihe von Fragen, über welche der Verf. eines geschichtlichen Lehrbuches nothwendig mit sich erst ins Reine kommen muß, bevor er Hand ans Werk zu legen sich für berechtigt und befähigt ansehen darf. Aus jener Reihe von Fragen erlauben wir uns folgende hervorzuheben und in möglichster Kürze zu besprechen. Erstlich: Soll der Lehrende und der Lernende ein und dasselbe Lehrbuch in den Händen haben, oder soll das letztere dergestalt eingerichtet sein, daß es in zwei Theile zerfällt, von denen der eine auf den andern basirt und berechnet ist? Indem wir uns für das Erstere erklären zu müssen glauben, weil es immer am vortheilhaftesten ist wenn Lehrer und Schüler Hand in Hand gehen — wir haben natürlich in dieser Angelegenheit stets Schulanstalten vor Augen —, so wollen wir damit nicht ausgesprochen haben als ob nicht auch die zweite Methode Anwendung erleiden könne. Nur müssen wir für angemessener erklären, daß dem Schüler das ausführende Lehrbuch zum Gebrauche überlassen werde, während der Lehrer nach dem Ab-

oder Grundrisse vorträgt auf dem jenes gleichsam erbaut ist. Denn abgesehen von abstracten Erklärungsgründen, es spricht namentlich die Erfahrung dafür, daß magere, leblose aber vielleicht künstlich gegliederte, mit Namen und Jahreszahlen reichlich ausgestattete Geschichtsabrisse dem Gedeihen des historischen Unterrichts nicht nur nicht günstig, sondern sogar nachtheilig gewesen sind. Gute Geschichtstabellen sind an deren Stelle zu setzen. Wenn Das was wir soeben besprochen haben lediglich das Methodische betrifft, so wird es eine zweite Frage, die wir hier noch in Untersuchung ziehen wollen, vorzugsweise mit dem historischen Materiale zu thun haben. Es fragt sich nämlich: Was soll aus dem historisch Gegebenen zur Darstellung gebracht werden? Die Geschichte umfaßt die Totalität des menschlichen Seins und Wirkens; und in eben dieser Totalität liegt ihr höchster wissenschaftlicher und ethischer Werth. Nothwendig muß nun auch die geschichtliche Darstellung, insofern sie eine allgemeine sein will, diesen Umfang haben: jedes andere Verfahren ist eine Verstümmelung der Geschichte. Das Maß des in die Darstellung Aufzunehmenden, seine Auffassung und sprachliche Ausstattung wird durch den Zweck eines Lehrbuchs bestimmt. Eine dritte Frage, die wir deshalb für erwähnungswerth halten, weil über sie so wenig Einhelligkeit obzuwalten scheint, ist die: Sollen in Lehrbüchern Quellen und Hülfsschriften angeführt werden? Wir bejahen diese Frage unter folgenden Voraussetzungen: erstlich, daß eine gute Auswahl getroffen und das erfoderliche Maß gehalten werde; zweitens, daß das Lehrbuch für die obersten Classen einer wissenschaftlichen Unterrichtsanstalt bestimmt sei; drittens, daß kurze, eine richtige Würdigung der einzelnen Literaturangaben herbeiführende Bemerkungen beigefügt werden. Eine gute Befriedigung dieser Foderungen ist schwieriger und mühevoller als man gewöhnlich zu denken scheint. Und unbedingt darf man es für besser erklären die Literaturangaben ganz wegzulassen, und das Erfoderliche dem Lehrer anheim zu geben, sobald man sich nicht die Mühe geben kann oder mag die soeben gestellten Bedingungen zu erfüllen; bloße Quellen- und Büchertitel nützen an sich dem angehenden Jünger der Geschichtswissenschaft Nichts, mögen sie gedruckt oder in die Feder dictirt werden.

Messen wir nun das vorliegende Lehrbuch auch nur nach den Grundsätzen die wir soeben ausgesprochen haben, so können wir schon deshalb dasselbe als einen Führer bezeichnen dem sich jeder Geschichtslehrer einer wissenschaftlichen Anstalt anvertrauen darf, und wir selbst sind um so bereitwilliger dazu, da das Buch Eigenschaften besitzt die wir schon vielfach anderweit für unbedingt erfoderlich erklärt haben, wenn der Geschichtsunterricht gedeihen und des sich in ihm liegenden Segens erfreuen soll. Wir haben dasselbe gleich bei seinem ersten Erscheinen mit Freuden begrüßt, ihm Musterhaftigkeit zugesprochen, und den Wunsch an den Tag gelegt, daß ihm eine allgemeine Einführung in die betreffenden Anstalten zu Theil werden möchte. Klar ist sich der Verf. in ausgezeichnetem Grade über seine Aufgabe und wahrhaft würdevoll die Meinung die er von der Geschichte und der Bestimmung ihres Unterrichts hegt: deshalb ist schon das Vorwort geeignet den Leser für den Verf. zu gewinnen. Und namentlich die schöne Stelle in welcher der Verf. sein Glaubensbekenntniß über Geschichte und Geschichtsunterricht ablegt ist uns wie aus der Seele geschrieben. Sie verdient die weiteste Verbreitung und allgemeinste Anerkennung, und darum möge sie auch hier mitgetheilt werden:

„Soll der Geschichtsunterricht seine Aufgabe lösen, so muß er möglichst umfassend sein; er muß Cultur und Literatur berücksichtigen, muß Religionswesen und Staatsverfassung in sein Bereich ziehen, muß Sitten, Denkweise und Lebenszustände darstellen und würdigen, er muß die Lebensthätigkeit der nach Völkern gesonderten Menschheit in ihrer Totalität auffassen. Nicht als ob ich verlangte, daß diese Seite des geschichtlichen Lebens erschöpfend behandelt werden sollte: solche Foderungen würden eine gänzliche Miskennung des jugendlichen Fassungsvermögens und einer Lehranstalt beurkunden: ich meine nur, daß man die Geschichte als ein lebendiges Ganze erfasse, daß, wie wenig man auch ins Einzelne eingehen mag, doch jede Aeußerung des geistigen und praktischen Nationallebens gewürdigt werde; ich verlange nur, daß man die Geschichte nicht als Sache des bloßen Gedächtnisses betrachte, sondern als eine wirkende und schaffende Welt, in der sich die Thaten und Bestrebungen, die Meinungen und Denkungsarten vergangener Geschlechter abspiegeln, und wo der Lebende Belehrung und Unterweisung finde für Alles was in der Gegenwart seinen Geist beschäftigt, seine Wißbegierde reizt; daß der geschichtliche Inhalt nicht als ein geschehener, sondern als ein geschehender sich darstelle, an dem sich das Herz erwärme, der Charakter bilde, die Urtheilskraft schärfe. Denn nur dann, wenn das jugendliche Gemüth das Große und Erhabene der geschichtlichen Thaten und Erscheinungen mitfühlt, über das Schlechte und Gemeine Unwillen empfindet, wirkt die Geschichte bildend. Für eine derartige Behandlung der Weltgeschichte müssen auch die Lehrbücher einen größern Umfang und eine andere Gestalt erhalten, sie müssen sich über alle Seiten der geschichtlichen Lebensthätigkeit der verschiedenen Völker erstrecken; sie müssen die historischen Erscheinungen in eine lebendige Erzählung einkleiden und in einen pragmatischen Zusammenhang bringen, damit die Phantasie der Lesenden oder Hörenden geweckt und zugleich der denkende Geist durch Darlegung von Ursache und Wirkung beschäftigt und befriedigt werde. Ein solches Lehrbuch darf weder ein registerartiges Repertorium von Namen, Zahlen und Begebenheiten sein, noch ein leichtes Lesebuch für Kinder; in jenem Falle wäre es trocken und reizlos, in diesem würde der Ernst und die Würde des Gegenstandes verletzt werden. Es muß alle wichtigen Momente in conciser aber klarer und verständlicher Darstellung, und in edler Sprache dem jugendlichen Geiste, der gefesselt und beschäftigt werden soll, vorführen; es muß in Ton, Haltung und Stil die großartigen Ereignisse von erhabener, poetischer Natur vor den gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens auszeichnen; es muß suchen durch Wärme der Darstellung Theilnahme und Begeisterung für das Hohe und Edle in Gesinnung und That zu erzeugen."

Ein Mann der seine Aufgabe so schön und richtig erkannt hat, und besonders auch von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß in dem Schreibenden und Lehrenden Gemüthswärme und Geistesfrische sein müsse, um auf die lernende Jugend mit Erfolg wirken zu können, der wird unmöglich, zumal wenn er wie der Verf. der Sache in materieller Beziehung zugleich gewachsen ist, seines Zieles fehl gehen. Außerdem ist es dem Verf. in einem vorzüglichen Grade gelungen sowol das richtige Maß in der Darlegung des geschichtlichen Stoffs durchgängig innezuhalten, als auch den Stoff so zu ordnen und zu vertheilen, daß die wünschenswerthe Uebersichtlichkeit und Klarheit erreicht wird. Und so ist dem Lehrer auf der einen Seite der erfoderliche Spielraum zu ausführenden Anknüpfungen zu Theil geworden, und auf der andern Seite hat der Lernende die Möglichkeit erhalten aus dem Lehrbuche auch ohne anderweite Führung und Erklärung recht Ersprießliches und Bewahrheitetes in Geist und Herz aufzunehmen.

Nach dieser allgemeinen Beurtheilung des Lehrbuches könnten wir es nun für unsere Pflicht ansehen in Einzelnes einzugehen, um theils Vorzügliches hervorzuheben, theils Solches zu besprechen worüber man eine von dem Verf. abweichende Ansicht aussprechen darf. Allein in ersterer Beziehung hat das öffentliche Urtheil bereits gerichtet und entschieden; was aber den zweiten Punkt betrifft, so glauben wir auch von diesem absehen zu können: denn längere speciell-geschichtliche Erörterungen und Beweisführungen dürften hier nicht ganz an ihrem Orte sein, und kurze, vielleicht apodiktische Behauptungen dem Verf. entgegensetzen zu wollen würde eine Misachtung seiner Leistungen und Verdienste verrathen, von der wir doch so weit entfernt sind. Allein einen Punkt vermögen

wir nicht unberührt zu lassen, und zwar um so weniger, weil man rücksichtlich desselben nach unserer festen Ueberzeugung dem Verf. offenbar Unrecht gethan hat. Es ist nämlich dem Lehrbuche ein Abriß der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis auf Goethe als Anhang beigegeben: Gervinus ist dabei zum Führer gewählt worden. Wir müssen diese Zugabe, die außerhalb der übrigen geschichtlichen Darstellung steht, für ebenso nothwendig als zweckmäßig bezeichnen. Denn wer wollte sagen, er habe auf dem Wege der Geschichte den Geist, das Leben und die Leistungen eines Volkes kennen gelernt, ohne wenigstens eine allgemeine und zugleich möglichst richtige Ansicht von dessen Literatur sich verschafft zu haben? Und wird es im vorliegenden Falle nicht um so zweckmäßiger sein diese Ansicht mittels des in dem Lehrbuch vorgezeichneten Geschichtscursus den „gereiftern" Zöglingen vorzüglich solcher Lehranstalten beizubringen welche „Vorschulen für das Leben selbst" sein sollen? Uebrigens liegt in diesem Verfahren theils Zeit- theils Geldersparniß, und Das ist für Zöglinge jeder Anstalt in der That nicht ohne Werth. Wollte man nun noch gegen die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit jenes Abrisses den Grund geltend machen, daß des Verf. Lehrbuch ja allgemeine und nicht blos deutsche Geschichte enthalte, so muß dagegen erinnert werden, daß die deutsche Geschichte allerdings vorzugsweise ins Auge gefaßt worden, und das Lehrbuch auf Anstalten berechnet ist die eine „vollständige deutsche Bürgerbildung" zu erstreben suchen. Kurz, wir sind der vollkommenen Ueberzeugung, daß dem Verf. aus dem Wunsche, den geschichtlichen Unterricht über das Vaterland durch seinen beigegebenen Literaturabriß vervollständigt zu sehen, kein Tadel erwachsen könne. Es fügt aber derselbe seinen Worten über diesen Abriß in der Vorrede noch Folgendes bei:

„Bei diesem Unterrichte würde ein chronologisch geordnetes Lesebuch mit Auszügen aus den erwähnten Schriftstellern und Werken von großem Nutzen sein, namentlich wenn es so geordnet wäre, daß es die zur Charakteristik des Autors bezeichnendsten Stellen enthielte, und somit die im Lesebuche (Lehrbuche?) niedergelegten Urtheile bekräftigte und ergänzte. Sollte der Wunsch nach einem solchen Sammelwerke geäußert werden, so würde ich mich gern der Arbeit unterziehen, und mich dabei nicht blos an die deutsche Literatur halten, sondern auch aus den übrigen im Lehrbuche erwähnten Schriftstellern der Alten Welt und der neuern ausländischen Völker passende Stücke in deutschen Uebersetzungen beigeben; auch die altdeutschen Poesiestücke bis zu dem Zeitpunkte wo die Sprache allgemein verständlich wird, würde ich lieber in einer Uebertragung als im Urtexte mittheilen."

Dieser Vorschlag hat allerdings etwas sehr Empfehlendes für sich, doch ist er auch nicht ohne Bedenklichkeit. Erstlich: eine solche Sammlung müßte ziemlich umfangreich und deshalb theuer werden. Theuere Bücher aber, sobald sie nicht eine unbedingte Nothwendigkeit ihres Ankaufs in sich tragen, sind in öffentlichen Anstalten schwer zu verbreiten. Zweitens: Uebersetzungen vermögen ein Original niemals zu ersetzen, sie bleiben stets, wie Cervantes sich treffend ausdrückt, „ein umgekehrter Teppich", und würden den Zweck nicht zu erreichen vermögen den der Verf. im Auge hat. Dagegen möchten wir den Vorschlag auf die deutsche Literatur beschränkt wünschen, doch auch hier Uebersetzungen ausgeschlossen sehen. Ein gutes Wörterbuch und Erklärung der schwierigsten Stellen in Anmerkungen würden das Verständniß unter Leitung des geeigneten Lehrers gewiß herbeiführen. Auf diese Weise würden die Literaturoriginale der vorhochdeutschen Periode unmittelbar in ihrer Eigenthümlichkeit kennen gelernt und gleichsam zur lebendigen Anschauung gebracht. Uebrigens sind wir auch überzeugt, daß die Zeit nicht mehr fern ist welche die Nothwendigkeit anerkennen wird in höhern Bürgerschulen und Realgymnasien Unterricht in den Hauptdialekten der Vorzeit unserer Muttersprache zu ertheilen. Dann würde ein deutsches Lesebuch wie der Verf. beabsichtigt, aber in der von uns angegebenen Weise, vorzüglich an seinem Orte sein.

Wir scheiden schließlich mit dem aufrichtigen Wunsche von dem Verf., daß sein Lehrbuch durch tüchtige Lehrer und allgemeine Verbreitung die Früchte tragen möge auf deren Erzeugung es die gerechtesten Ansprüche hat!

A. Zimmer.

Gräfenberger Aquarelle. Von Hieronymus Lorm. Berlin, A. Duncker. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gewiß für die Freunde des Verf., welche seiner Curreise nach Gräfenberg mit Theilnahme gefolgt sind, interessant sich vorlesen zu lassen. Allein was soll das Publicum damit? Es ist eben eine „Gräfenberger Aquarelle", d. h. die Wasserheilanstalt ist mit Wasserfarben dargestellt; dazu gehören denn noch Witzeleien und etwas Ausbeute an Schauergeschichten 19.

Literarische Notizen aus England.

Zwei neue religiöse Romane

bieten sich den nach solchem Genusse Lüsternen in „**Trevor, or the new St. Francis, a tale of the times**" und in „**Steepleton, or, high-church and low church**" (London 1847). Obschon beide demselben Zwecke dienen, sind sie doch in Anlage und Ausführung wesentlich unterschieden. „Trevor" ist eine romantische und anziehende Geschichte unserer Zeit, „Steepleton" eine trockene, buchstäbliche Niederschrift der dermaligen kirchlichen Zerwürfnisse. „Trevor" hat mehr literarisches Verdienst, „Steepleton" gibt eine deutlichere Anschauung, einen klarern Ueberblick jener Streitigkeiten. Für einen religiösen Roman ist „Trevor" zu romantisch, für einen Roman überhaupt „Steepleton" zu einförmig. Eine Verschmelzung beider würde das rechte Maß liefern.

Ein Schauderroman.

Eine Classe Romane die wenigstens in England selig entschlafen zu sein schien erwacht plötzlich in „**Truth and falsehood, a romance, by** *Elizabeth Thornton*" (3 Bde., London 1847). Es ist die Classe Romane, wo ein Abenteuer das andere, eine Mysterie die andere, ein Schauder den andern jagt, sodaß der Leser, vom Strome der Begebenheiten fortgerissen, nicht zum Athmen und aus der Angst nicht herauskommt. Was man auch mit Recht gegen diese Gattung einwenden möge, sie zeugt jedenfalls von Erfindungsgabe, mithin von Etwas das sich immer seltener zu machen anfängt. Vielleicht interessirt es zu hören, daß eine der Hauptpersonen in „**Truth and falsehood**" ein junger deutscher Edelmann ist und der Roman zum Theil in Deutschland spielt. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 21. — 21. Januar 1848.

Aus Heinrich Luden's Nachlaß.

(Fortsetzung aus Nr. 20.)

Das folgende Stück, „Die Schlacht bei Jena", führt uns noch tiefer in Luden's persönliche Bezüge ein, und gewährt heutigen Lesern nicht blos einzelne Striche, sondern ein vollständiges Gemälde aus der Geschichte jener großen vaterländischen Calamität, deren Eigenthümlichkeit nicht blos darin bestand, daß durch sie ein großes Reich umgestürzt ward, sondern daß auch die Verhältnisse Vieler im nördlichen Deutschland, die in einem bescheidenen Wohlstande lebten, durch sie bis in das Innerste erschüttert worden sind. Man wird es aus solchen Lebensbegebenheiten, die so klar und anschaulich wie hier in den treuesten Zügen geschildert sind, begreifen lernen, wie durch die französische Invasion 1806 das Glück unzähliger Familien auf lange Jahre hin gestört worden ist. Luden, im Sommer 1806 als außerordentlicher Professor der Geschichte in Jena angestellt, befand sich im Herbste auf der Rückreise aus seiner niedersächsischen Heimat mit Frau und Kind, ganz unbesorgt über etwanige Wechselfälle des Kriegs. Zwischen Halle und Lauchstädt begegneten sie zuerst versprengten Preußen von dem Gefechte bei Saalfeld her, und bewogen nicht ohne Mühe ihren Kutscher zum Weiterfahren, nachdem sie bei einem Landpfarrer die Nachricht, es sei Alles vollkommen sicher, empfangen hatten. Die Figur dieses Geistlichen, der „angethan mit einem gestreiften Schlafrocke, die Pelzmütze auf dem Kopfe und in der Hand eine sehr lange Pfeife" kerzengrade vor Luden stand, umgeben von Frau und drei Töchtern, und unter mächtigen Zügen aus seiner Pfeife seine Worte wie Orakelsprüche von sich gab, ist das treffliche Bild sächsischer Landgeistlichen aus jener Zeit. Erst auf der ungemein belebten Chaussée zwischen Merseburg und Naumburg erhielt Luden sichere Nachricht über den traurigen Stand der Dinge und sah sich nun zur Umkehr nach Lauchstädt genöthigt. Hier harrten sie in bitterer Langeweile drei Tage, die Menschen gingen ihren gewöhnlichen Geschäften nach, die Kriegsgerüchte drangen nur spärlich hinein, einzelne Patrouillen kamen und gingen, von der kaum drei Stunden von Lauchstädt gelieferten Schlacht bei Halle am 17. Oct. ahnete Niemand Etwas, nur am 14. Oct. zitterte die Erde von dem Kanonendonner bei Auerstädt unter den Füßen der Menschen und die losen Fensterscheiben klirrten. Erst am 18. Oct. gelang es Luden durch die Hülfe eines französischen Generals, der sich freute in ihm einen Hanoveraner zu finden, weil er lange im Hanöverschen gewesen sei und die Hanoveraner liebte, Pferde und Wagen zum Fortkommen zu erhalten, während ihn dessen Worte über das Schicksal von Jena in große Unruhe versetzten. „Die arme Stadt", sagte der Franzose, „hat viel gelitten, und nach der Lage derselben konnte es kaum anders sein. Aber der Krieg hat seine Launen, la guerre est capricieuse, er kann Sie verschont haben."

Durch die ungeheuere Masse französischer Soldaten, welche, so weit das Auge reichte, nach allen Seiten hin die Landstraße bedeckten, fuhr das kleine Wäglein, das den jenaischen Professor mit Frau und Kind trug, unangefochten hindurch; die Offiziere nickten grüßend, die Soldaten riefen Bon jour! Manches Bravo! belohnte den geschickten Wagenlenker und ein lautes Oh mon Dieu! erscholl als das leichte Fuhrwerk in einen Graben zu stürzen drohte. In Naumburg war Alles überfüllt; keine Möglichkeit zum Unterkommen oder Weiterreisen. Die Gutmüthigkeit freundlicher Menschen (Luden nennt den Buchhändler Reinicke, einen M. Schocher und die Witwe Grohmann) gewährte ihnen endlich und zwar ganz zufällig eine enge Wohnung; aber das öffentliche Unglück vereinigte die Menschen, sie waren behaglich beieinander, verzehrten die schmalste Kost, da in Naumburg Nichts zu haben war, und ließen sich die Hühner gut schmecken welche die Einquartierung, zwei gemeine Trainknechte, „häßliche, schmuzige Leute, aber gute Jungen", mitgebracht hatte. Am gewaltigsten ergriff den Erzähler der Anblick der preußischen Kriegsgefangenen. Die einst so stolzen Offiziere drückten sich an den Häusern weg, sie trugen Uniform aber keinen Degen, sahen schmuzig und jammervoll aus und wurden von den Franzosen mit Gleichgültigkeit, Schadenfreude und Hohn betrachtet. Noch mehr schauderte Luden als er die auf einer Wiese eingepferchten Gefangenen erblickte.

So weit mein Auge reichte und so weit ich in dem dicken Rauche der über der Masse gelagert war erkennen konnte, sah ich die Gefangenen dicht zusammengedrängt, hier eilend sich durcheinander winden, dort regungslos nebeneinander stehen, und an vielen Stellen am feuchten Boden um Feuer liegen,

die mehr Rauch als Flammen von sich gaben, Alle wahre Bilder des Jammers.

Und vorher:

Ueberhaupt hat Niemand eine Vorstellung vom Kriege der den Krieg nicht gesehen. Es ist unmöglich, daß Beschreibungen, selbst die genauesten, den ganzen Jammer, das unermeßliche Unglück fühlbar machen das der Krieg über die Menschen bringt.

Solche Gespräche waren natürlich damals unter den Leidensgenossen die gewöhnlichsten, und sie wurden auch mit den französischen Offizieren geführt, deren einer, ein billiger, mäßiger Mann, die Truppen seines Heers gegen den Vorwurf Luden's vertheidigte, daß sie in Jena wie Vandalen gehaust, daß die Offiziere ruhig zugesehen und der Kaiser die Greuel gutgeheißen hätte. In dieser Auseinandersetzung liegt viel Wahres, aber das berüchtigte Wort Napoleon's: C'est la guerre, schreibt sich gerade aus den Schlachttagen bei Jena her, und sehr traurige Erinnerungen leben noch in vielen norddeutschen Familien an die Greuelthaten französischer Soldaten, die weder durch Hunger noch durch Mangel oder durch die jedem Soldaten so natürliche Erhitzung nach einer Schlacht oder nach der Erstürmung einer Stadt herbeigeführt waren.

Was Luden in Jena, wohin er endlich am 19. Oct. (seine Frau war noch in Naumburg geblieben) zurückkehrte, antraf, war vollkommen geeignet ihm die Schrecknisse des Kriegs in unvergänglicher Erinnerung zu erhalten. Bleich und eingefallen, in schmuziger Kleidung trat ihm am späten Abend sein alter Hauswirth, ein jenaischer Magisterstudent, mit den Worten entgegen:

Herr Professor, von Allem was Sie in mein Haus gebracht haben werden Sie nicht das Geringste wiederfinden. Alles ist geraubt, von den Franzosen geraubt oder von jenaischem Pöbel gestohlen.

Und so war es auch.

Auf dem Vorsaale lagen Kisten, Tonnen, Koffer, aufgebrochen, zerbrochen und zusammengefallen, durcheinander. Die Thüren der Zimmer standen auf; die Schlösser waren abgesprengt. Die Zimmer selbst waren ganz mit Stroh angefüllt, das größtentheils aufgelockert dalag, wie wenn es durchwühlt worden wäre. Es war nicht möglich mit einem Lichte hineinzudringen; ich warf daher nur einen Blick auf meine Repositorien und bemerkte, daß auch meine schönen Bücher sämmtlich dahin waren. Schweigend wandte ich mich um und schweigend ging ich die Treppe hinab, dann nach dem Griesbach'schen Hause, ohne recht zu wissen warum. Zuverlässig suchte ich keinen tröstenden Zuspruch, wahrscheinlich ein Nachtlager.

Von dem Aussehen der Stadt Jena empfangen wir gleich darauf folgende Schilderung:

Ich kannte die Stadt kaum wieder und die Menschen gar nicht. In manchen Häusern waren Thüren, Fenster und Fensterladen noch zerbrochen, die Straßen waren auseinander getrieben; hier und dort fanden sich Haufen von Unrath. Die Menschen deren ich ansichtig wurde schienen freilich sämmtlich zu den geringern Classen zu gehören, aber ich erblickte auch nicht eine einzige nette, behagliche oder reinliche Gestalt. Alle Gesichter waren eingefallen und lang geworden; keine rothe Wange, ja keine Wange in welcher ein Blutstropfen zu entdecken war zeigte sich. Das Auge sah scheu vor sich hin, und nirgend ward ein freudiger Laut gehört, nirgend eine Spur von Heiterkeit entdeckt. Selbst die Kinder waren eingeschüchtert und blickten mit Aengstlichkeit seitwärts auf die Franzosen die einzeln durch die Gassen gingen. Nackte Leichname wurden auf Leiterwagen geworfen, leicht verwundete Soldaten sahen mit düsterm Blicke dem Schauspiele zu. Auf dem Schutte der Brandstätte befanden sich viele Menschen welche hackten und gruben, ob sie vielleicht noch Etwas finden möchten von ihrem Eigenthume was des Aufhebens werth wäre.

Wir müssen uns auf diese Mittheilungen aus dem inhaltreichen Aufsatze beschränken. Sonst würden wir noch erzählen mit welcher Entschlossenheit Luden an die Wiederherstellung seiner Wohnung ging, wie er selbst die gastfreundlichste Aufnahme in der Familie des Hofraths Seidenstücker fand, von ihm und seiner trefflichen Gattin mit Betten, Wäsche, Tischzeug unterstützt ward, ja sogar ein Darlehen an baarem Gelde aus der Hand des wackern Mannes annehmen mußte, und wie der edle Griesbach mit Rath und That behülflich war. Zu Ende des Octobers konnte er seine Frau aus Naumburg in die neu eingerichtete Wohnung führen. Beim Eintritt übermannte ihn die Wehmuth über die Fassung, ja die Heiterkeit der jungen Frau; sie aber richtete so herzliche, gottergebene und ermuthigende Worte an ihn, daß wir dadurch nur wieder das alte Wort des englischen Dichters Sidney bestätigt gefunden haben, daß „die schönere Hälfte unsers Lebens ein Freund ohne Wanken und ein Rather ohne Stolz" ist, sowie die folgende Schilderung ihres häuslichen Beisammenseins in einer so trüben Zeit einen schönen Beleg zu desselben Dichters Worten abgibt, daß „kein größerer Segen für den Mann ist als in des Weibes stiller, froher Liebe".

Mehr als 100 Seiten sind den Erinnerungen Luden's an Goethe und an zwei Männer aus seinem Freundeskreise, Hufeland und Knebel, gewidmet. Es reihen sich dieselben den Gesprächen Goethe's, die Eckermann, Riemer und Falk bekannt gemacht haben, auf die würdigste Weise an, sie schließen uns wieder ein Stück aus der glänzendsten Zeit des weimarischen Lebens auf und verhelfen uns wiederholt zu einer Art persönlichen Umgangs mit Goethe, wobei freilich, wie Luden bei einer Gelegenheit bemerkt hat, das Anmuthigste und Piquanteste oft fehlen muß, nämlich Goethe's Augen, Stimme und Geberdenspiel: denn er erzählte nicht blos, sondern stellte Alles mimisch vor. Von dieser Art ist die Geschichte von den zwei alten Gräfinnen, die einen so unermeßlichen Umfang hatten, daß Goethe eine solche Dehnbarkeit der menschlichen Haut für ganz unmöglich gehalten hat, deren jede aber auch z. B. zum Spinat sechs harte Eier nahm und die halbgeschnittenen mit ebenso großer Leichtigkeit hinunterwarf wie der Strauß ein halbes Hufeisen. Voll des köstlichsten Humors ist die andere Geschichte von einem tapfern, hochbejahrten östreichischen General, der Goethe in Karlsbad anredete, und als er sich vergewissert hatte, daß er sich „Herr Goethe" nenne und aus Weimar sei, in der gutmüthigsten Beschränktheit nach seinen „Versen" fragte, die schön sein sollten und nach „dem Versemachen, bei dem es wol halter auf die Laune ankäme und ob man gut gegessen

und getrunken habe". Worauf denn Goethe meinte: „es sei ihm fast so vorgekommen." Der Alte foderte ihn endlich auf nach Wien zu kommen, sich bei ihm zu melden, er habe Bekanntschaft, Einfluß, Verwandtschaft. „Schreiben's nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das Letzte ist nothwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter Viel im Kopfe habe." Und so ging es in der ergötzlichsten Weise weiter.

Sollen wir aber die wichtigste Stelle für Goethe's Charakteristik und die Ehre seines Gedächtnisses aus diesen Luden'schen Rückblicken herausheben, so ist es unstreitig die Unterredung mit dem Verfasser im November 1813, als dieser in Weimar mit Bertuch die Verabredungen wegen des Verlags der „Nemesis" traf. Damals sagte Goethe, er habe als öffentlicher Beamter gegen die Herausgeber einer Zeitschrift Nichts einzuwenden, wäre er aber vertraulich um seine Meinung gefragt worden, so würde er jene widerrathen und Luden aufgefodert haben zu seinen gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, ohne sich in den Zwist der Könige zu mischen, in welchem doch niemals auf seine oder auf Luden's Stimme würde gehört werden. Dagegen redete Luden mit Lebhaftigkeit über die große Entscheidung der Zeit, über die verheißungsvollen Proclamationen der Fürsten, die Erhebung Deutschlands und die Pflicht eines guten Menschen nach seiner Stellung und nach seinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser großen Tage des neuen Heils. Goethe hatte ihn ruhig angehört. Er spreche, entgegnete er, ungern über solche Dinge, würde es auch jetzt meiden, wenn von etwas Geschehenem die Rede wäre. Aber er hielte sich jetzt verpflichtet ihn auf die Schwierigkeiten der Herausgabe eines politischen Journals aufmerksam zu machen, weil er dem weimarischen Fürstenhause und der Regierung alle Unannehmlichkeiten zu ersparen wünsche, ebenso von der Universität jeden Nachtheil abzuwenden: „Ich denke endlich, warum sollte ich es nicht sagen, an meine Ruhe und an Ihr Wohl." Nach einer Pause fügte Goethe die merkwürdigen Worte hinzu:

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen, Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unsers Wesens und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost den sie gewähren ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören.

Man liest nun weiter, in welcher Weise Goethe wollte, daß die Einzelnen für die Heraufführung einer bessern deutschen Zukunft thätig sein sollen, wie er aber daran zweifelt, ob die Entscheidung jetzt wirklich da sei und das deutsche Volk wirklich erwacht ist, ob es wisse was es will und was es vermag, ob es seine Freiheit erlangt habe und nicht vielmehr nur Befreiung von einem fremden Joche. Mit einer sehr deutlichen Hinweisung auf die Gefahren die Deutschland von Rußland zu besorgen hat, schloß er seine Rede. Luden sagt:

Noch Manches ward gesprochen, immer schärfer und bestimmter; ich trage indeß Bedenken es niederzuschreiben. Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß Diejenigen im ärgsten Irrthume sind welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und den Dingen wol entschließen mußte.

Solche Eröffnungen und Zeugnisse dürfen nicht übersehen werden wo es sich heutzutage um die Beurtheilung der vaterländischen Gesinnung Goethe's handelt. Die zwei Jahre später geschriebenen Worte Varnhagen's von Ense („Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", VII, 156) erhalten in obigen Aeußerungen eine neue Bestätigung, für die wir jetzt nur noch eine Briefstelle Goethe's an Zelter vom 16. Dec. 1817 heranziehen wollen, welche gerade in die Zeit der wartburgischen Händel gehört.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Literatur der Volksschriften.

Eine Schande der deutschen Presse nachgewiesen in der Literatur der Volksschriften. Dem deutschen Volke, seinen Freunden und Vertretern gewidmet von Karl Schneitler. Stolberg, Kleinecke. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Da es sich in vorliegendem Buche vielfach um Persönlichkeiten handelt oder doch zuletzt auf solche zurückkommt, so sei, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gleich hier bemerkt, daß der Verf. desselben, Hr. Schneitler, Besitzer einer Buchhandlung in Stolberg ist, und mit mehren ihm benachbarten Fachgenossen schon vor der dem größern Theile nach zuerst in einem Localblatt geschehenen Veröffentlichung seines Aufsatzes nicht im besten Einvernehmen gestanden zu haben scheint. Ebenso muß aber auch bemerkt werden, daß sich aus der Schrift Beweise für irgend unlautere Beweggründe bei Verbreitung derselben durchaus nicht entnehmen lassen. Wie Dem aber auch sei, so hat Hr. Schneitler in der Sache jedenfalls sehr Recht, und verdient für die hier gegebene Anregung wol einen öffentlichen Dank.

Während nämlich diejenigen Volksschriften welche die allgemeine Gefühls- und Verstandesbildung des Volkes zu fördern bezwecken in den letzten Jahren vielfache Berücksichtigung erfahren haben, während Theorie und Praxis gleichzeitig bemüht gewesen sind immer Vollkommeneres in dieser Art zu schaffen und zu verbreiten, ist die andere Seite des Volksschriftenthums, welche positive Belehrung über Gegenstände des praktischen Lebens gewähren soll, zu wenig beachtet worden, und die Folge davon ist, daß hier das abscheulichste Unkraut fortwährend im reichlichsten Uebermaße wuchert. Da erscheinen in buntem Gemisch Briefsteller, Complimentirbücher, Anleitungen zum Betriebe der verschiedensten Gewerbe u. dgl. m.; noch gefährlicher sind die angeblich populairen Schriften über medicinische Gegenstände, als deren äußerstes Uebermaß die schon durch den bloßen Titel Ekel erregenden Schriften über

geschlechtliche Verhältnisse, eheliche Geheimnisse u. dgl. betrachtet werden müssen. Gewiß haben sich schon oft vernünftige Männer über diesen Unfug, ja diese Versündigung geärgert, wenn sie auch das ganze Unwesen nur aus marktschreierischen Buchhändleranzeigen kannten. Nur zu lange aber hat man einem solchen Unwesen stillschweigend zugesehen. Jetzt endlich hat sich Hr. Schneitler die Mühe gegeben einer solchen Fabrik schlechter Bücher auf den Grund zu gehen und die wahrhaft himmelschreienden Resultate seiner Bemühungen zu veröffentlichen. Da erfahren wir denn, daß ein Dr. phil. K. Schöpfer, ein noch nicht eben alter Mann, der früher in Nordhausen, dann in Magdeburg, Quedlinburg, Stolberg, jetzt in der Gegend von Halberstadt lebt, nach eigenem Geständniß 170, schreibe einhundertsiebzig Schriften, oder richtiger Scharteken der oben bezeichneten Art verfaßt hat; dieselben umfassen so ziemlich alle möglichen Fächer des Wissens und Könnens, und sind von dem einen Manne unter 31 verschiedenen Namen ans Licht gestellt worden. Was die von dem Verf. gewählten Namen betrifft, so wiederholt sich auch bei Hrn. Schöpfer der schon mehr dagewesene gemeine Kunstgriff, daß er sich die Namen geachteter Schriftsteller beilegt, und nur durch Aenderung der, dem Unkundigen gleichgültigen, vorgesetzten Anfangsbuchstaben sich vor der Anklage der Fälschung sichert. Ein Theil dieser Schriften, und zwar die dem Inhalte nach erträglichsten, sind schamlose Nachdrücke, wie Hr. Schneitler an einigen zu gerichtlicher Beurtheilung gekommenen Fällen actenmäßig nachweist. Diejenigen welche Hr. Schöpfer wirklich selbst verfaßt hat bilden ein merkwürdiges Gemisch von Unwissenheit und Unverschämtheit. Mit Recht hat Hr. Schneitler bei seiner Giftblumenlese vorzugsweise die populair-medicinischen Schriften als die gefährlichsten ins Auge gefaßt, z. B. „Die Kahlköpfigkeit und ihre Heilung", „Hausarzneikunde", „Keine Hämorrhoiden mehr" u. m. a. Hr. Schneitler aber hat sich wohl gehütet über diese Dinge wie der Blinde von der Farbe zu sprechen, sondern verständigerweise ein sachkundiges Gutachten eingeholt; der praktische Arzt Dr. med. Kröning in Stolberg hat sich dieser Mühe unterzogen, und eine hier (S. 33—86) abgedruckte Mittheilung über „Die Gefährlichkeit medicinischer Volksschriften" abgefaßt, welche offenbar der seinem stofflichen Gehalte nach wichtigste Theil der vorliegenden Schrift ist.

Auf die persönlichen Anfeindungen und wahrhaft nichtswürdigen Angriffe denen Hr. Schneitler in Folge seiner Veröffentlichung ausgesetzt gewesen ist, einzugehen ist hier nicht der Platz; wahrscheinlich haben dieselben zu verschiedenen Injurien- und sonstigen Processen geführt, deren Ausgang der Angegriffene als Nachtrag zu seiner Schrift wol veröffentlichen könnte. Wol aber wären hier noch ein paar Worte darüber zu sagen, wie dem Unfug und Schandfleck des deutschen Schriftsteller- und Verlegerwesens, welcher sich leider nicht auf das von Hrn. Schneitler gebrandmarkte Beispiel beschränkt, ein Ende gemacht werden könne.

So lange wir in Deutschland noch unter Censur stehen, sollte diese wenigstens ihre Thätigkeit nicht darauf beschränken misliebige politische Aeußerungen zu verfolgen, sondern sie sollte ihr Dasein vor Allem dadurch zu rechtfertigen suchen, daß sie Schriften und Ankündigungen von Schriften welche Gesundheit, Leben, Sittlichkeit und nebenher auch den Geldbeutel des Volkes gefährden nicht aufkommen läßt. Zwar sprechen es alle gesetzlichen Bestimmungen aus, daß die Censur zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit vorhanden sein solle; wie wenig sie aber diese Seite ihrer Pflicht erfüllt, Das bedarf wahrlich keines Beweises, oder ist Das kein Beweis, wenn, wie Hr. Schneitler (S. 25) anführt, „zwei Modezeitungen, die doch vorzugsweise in die Hände von Frauen und Mädchen kommen, die großgedruckten Anzeigen von: Albrecht, «Hülfsbuch für Männer welche an Schwäche der Geschlechtstheile leiden» u. s. w., «Heimlichkeiten der Frauenzimmer» u. s. w., «Die radicale Heilung des Unvermögens» u. s. w. bringen?" Völlig unbegreiflich aber wird diese Unthätigkeit der Censur, wenn man (S. 89 fg.) liest, daß die königlich preußischen Minister des Cultus und des Innern in ausdrücklichen Worten ihre völlige Beistimmung zu den Bemühungen des Hrn. Schneitler aussprechen, während doch der beschränkte Unterthanenverstand glauben soll, daß gerade die genannten Herren Minister derartigen Unfug von Amtswegen gar nicht könnten aufkommen lassen, oder daß es dieselben doch nur ein Stückchen Censurinstruction mehr koste demselben ein schleuniges Ende zu bereiten.

Die Censur also, scheint es, bewährt sich auch hier nicht als heilbringend, und man muß auf anderweitige Abhülfe denken. Diese kann aber nur dann eintreten, wenn alle ehrenhaften Redactionen von Journalen und Anzeigeblättern fortan alle buchhändlerischen Anzeigen der betreffenden Bücher streng zurückweisen, und sich dazu durch öffentliche Erklärung verbindlich machen; das pecuniaire Opfer welches sie hierdurch bringen würde ihnen durch Steigerung ihres guten Rufs wohl aufgewogen werden. Nebenbei sei bemerkt, daß auf demselben Wege auch zur Unterdrückung von Spielhöllen, Lottos und Ausspielungen, mit denen jetzt so viel Unfug getrieben wird, Viel beigetragen werden könnte. Ein ferneres Mittel würde sein, wenn alle Sortimentsbuchhandlungen, wenn namentlich der Verein der deutschen Buchhändler als ein Ganzes die betreffenden Bücher von dem eigentlich buchhändlerischen Vertriebe ausschlössen. Ich weiß wohl, daß solchem Beschlusse mancherlei Schwierigkeiten entgegenstehen, aber an eine Unmöglichkeit kann ich bei der verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Firmen die er treffen würde nicht glauben. Das Beste endlich wird auch hier Belehrung und Ueberzeugung wirken müssen, und auf diese in ihrem Kreise hinzuwirken ist die Pflicht von Guts- und Lehrherren, Geistlichen, Gerichts- und Verwaltungsbeamten, welche sich dadurch ein viel größeres Verdienst erwerben können als durch viele Bogen vollgeschriebener Acten. 7.

Literarische Notiz aus England.

Mistreß Crowe.

Freunde der englischen Literatur, besonders wenn sie schon vor etwa zehn Jahren sich damit befreundet haben, erinnern sich vielleicht eines Romans „The adventures of Susan Hopley", welcher den Namen der Verf., Mrs. Crowe, schnell bekannt machte und hochgespannte Erwartungen an ihre fernere belletristische Thätigkeit knüpfte. „The adventures of Susan Hopley" sind in der Novellenflut nicht untergegangen, aber das Schweigen der Verf. hat sie für todt gelten lassen; aber sie lebt, beweist es plötzlich durch einen Roman: „The story of Lilly Dawson" (3 Bde., London 1847). Erregt Das Neugier, so wird diese durch das Lesen sich eher belohnt als getäuscht sehen. In gewisser Beziehung ist „The story of Lilly Dawson" das bessere Buch. Die Einzelheiten stellen sich minder klar heraus, das melodramatische Gewebe ist minder dicht, das Interesse minder concentrirt, aber die Haltung im Ganzen ist edler, die Einzelheiten sind ansprechender, die Beweise intellectueller Kraft zahlreicher. Die Verf. erzählt die Geschichte einer Waise, welche als Kind von Schmugglern gefunden und in einer elenden Dorfschenke, dem Schauplatze ihres Gewerbes, untergebracht worden ist. Mishandlungen haben ihre geistigen Fähigkeiten gelähmt. Sie wächst auf wie eine Pflanze, und verrichtet ihr Tagewerk ohne einen Strahl von Bewußtsein oder Erkenntniß, daß es eben nur ihr Tagewerk ist. Unerwartet treten Umstände ein welche sie in andere Sphären bringen und ihrer Geschichte das tiefste Interesse geben. Züge innerster Wahrheit wechseln mit Belegen feiner Lebens- und Charakterauffassung. Die Liebe eines armen Landmädchens zu einem blödsinnigen Knaben, die Coquetterie und Vergehungen einer lustigen Städterin und die Erhebung der weiblichen Natur Lilly's aus ihrer geknickten Kindheit sind in ihrer Art vortrefflich. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1848.

Aus Heinrich Luden's Nachlaß.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Wie Goethe über die ständischen Einrichtungen dachte, ist bekannt. Im J. 1826, als Luden Abgeordneter war, stand Goethe mit dem Landtage durchaus in keinem freundschaftlichen Verhältnisse, entweder weil er die Landtage überhaupt nicht liebte, oder weil ihm der Landtag in Weimar nicht gefiel, der von ihm die belegte Rechnung der in der Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst gemachten Ausgaben verlangte. Luden versichert Alles angewendet zu haben, um nach der ersten verneinenden Antwort Goethe's ihn in der mildesten Weise zu veranlassen sich den gesetzlichen Foderungen zu fügen. Goethe hatte jedoch hierzu wenig Neigung. Da trat die treffliche Großherzogin Luise ins Mittel, und die feine, zarte Art in welcher sie mit Luden verhandelte ist sehr lesenswerth; denn sie wünschte auf alle Weise das gute Vernehmen mit dem Landtage, der unzweifelhaft in seinem Rechte sei, erhalten zu wissen, aber auch die Stellung Goethe's zum Großherzoge, zum Hofe und zum Lande berücksichtigt zu sehen. Diese seit Jahren behauptete Stellung habe natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt und namentlich auf seine Ansicht, über die Zweckmäßigkeit der verwendeten Gelder selbst zu entscheiden. „Mein Wunsch", sagte die Fürstin unter Anderm, „ist nur, daß die freundlichen Verhältnisse unter uns erhalten und dem alten Herrn Geheimerath eine Verdrießlichkeit erspart werden möchte." Und dann: „Wir besitzen nur Einen Goethe, und wer weiß wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden." Luden half durch das vortreffliche Mittel die Sache liegen zu lassen, denn er hatte große Achtung und Liebe zu Goethe, wenngleich er für diesen seit dem J. 1813 kein Mann des Vertrauens mehr war, wie der dritte seiner Aufsätze über Goethe zeigt.

Der Anfang ihrer Bekanntschaft hatte Dies nicht vermuthen lassen. Diese geschah zu Jena im Hause Knebel's im Herbste 1806, eben als Luden nach Jena gekommen war. Von Hufeland bei Knebel eingeführt befand er sich am Abend dort in Goethe's Gesellschaft, dessen Schilderung auf die bezeichnendste Weise durch seinen Verdruß über Luden's Zuspätkommen („denn der Geheimerath", sagte die anmuthige Frau von Knebel, will auf Niemand warten, sondern verlangt, daß alle Welt auf ihn warten soll") eingeleitet wird. Luden wickelte sich aber gut heraus, sah sich von Goethe freundlich angeredet und wohlwollend beachtet, am andern Morgen zu ihm, „einem der Götter dieses Landes", wie er den Ausdruck des Ankömmlings nicht ohne Behagen wiederholte, entboten. Hier entspann sich nun eine lange Unterredung über den „Faust", dessen ersten Theil Luden beinahe auswendig wußte. Es ist aber nicht unsere Absicht dieselbe jetzt zu verfolgen, wir setzen daher nur her, daß Luden dem großen Dichter gegenüber in den Windungen eines von seiner Seite sehr lebendig geführten Gesprächs, erst mit Scheu, dann mit wachsender Zuversicht, erklärte: für ihn sei der „Faust" ein köstliches Fragment und von so wunderbarer Trefflichkeit der einzelnen Stücke, daß er einen bestimmten Mittelpunkt darin niemals habe finden können, es auch eigentlich nie ernstlich gewollt hätte. Denn der Glaube an einzelne leitende Ideen sei ihm schnell wieder entschwunden, worauf er denn endlich aller Grübelei entsagt habe, sich Dessen freue was vorliegt, und Andern zu ergründen überlasse was vielleicht unergründlich ist. Als nun Luden das wenige Tage nachher niedergeschriebene Gespräch seinen Beschützern Hufeland, Griesbach und Knebel mittheilte, so ward durch des Erstern Bedenklichkeit sein eigener Zweifel, er sei wol Goethe zu nahe getreten, allerdings verstärkt und er wegen etwaniger Folgen fast erschreckt. Aber da tröstete ihn Hufeland, weit energischer jedoch als der gutmüthige Arzt redete späterhin Griesbach zu ihm:

> Warum hätten Sie selbst dem Autor ins Angesicht nicht Ihre Meinung über sein opus sagen sollen? Bleibt ihm ja doch das Recht zu denken, daß Ihre Meinung einfältig sei und daß Sie die Sache nicht verstehen. Goethe ist viel zu stolz als daß er auf mein oder Ihr Wort über seine Dichtung irgend ein Gewicht legte. Und sollte er Ihnen Etwas übel genommen haben, was geht Goethe Sie an?

Knebel endlich nahm im Ganzen die Sache auch so. Zu Luden's Erzählung rief er bald „Bravo" oder sein „Jo jo", aber auch: „Was Teufel, Das haben Sie gesagt? Sind Sie verrückt oder toll?" und ähnliche Dinge, bis er endlich in eine köstliche lange Rede ausbrach. Da erging er sich weidlich über die Kritiker, welche der Poesie eigentlich gar nicht werth wären und die Zartheit dieses himmlischen Wesens nicht zu fassen verständen; dann kam er auf Goethe und meinte:

Dem da drüben ist sein Recht geschehen, daß ihm einmal eine freie Meinung ausgesprochen worden ist, gleichviel ob sie richtig war oder nicht. Er hört sonst nur Schmeicheleien. Sie haben ihm nicht eben geschmeichelt. Aber vielleicht hat er es doch als Schmeichelwort angenommen. Große Herren wissen sich Etwas damit, daß sie zu Freimüthigkeiten auffodern; sie wissen, daß sie dadurch nicht verlieren, nur gewinnen können. Sie thun auch was sie wollen. So ist Goethe. Er bekümmert sich um kein Urtheil.

Und nun fuhr Knebel mit dem liebenswürdigsten Humor fort bald vom Publicum zu sprechen, vor dem Goethe eine „souveraine Verachtung" habe, bald die Hoheit und Reinheit der Goethe'schen Poesie zu loben, um deren willen die Deutschen verpflichtet wären seinen Namen hoch und hehr zu halten, bald von sich selbst Etwas einzuschalten, bis ihm eine Luden gebotene Prise einen ergötzlichen Panegyrikus auf das Schnupfen eingibt und eine Diatribe gegen das Tabackrauchen, wie sie in Rumohr's „Deutschen Denkwürdigkeiten" kaum besser zu lesen ist. Goethe nämlich konnte weder das Rauchen noch Schnupfen leiden, wie wir hier ausführlich erfahren. An diese Rede schließt dann Luden eine Abschilderung Knebel's, die man sowie die frühere Bemerkung mit vieler Befriedigung lesen wird, da Mundt's Biographie noch Manches zu wünschen übrig gelassen hat. Die letzten Seiten dieses Abschnitts sind dem Andenken des edeln Griesbach gewidmet, des Mannes der bei großer Gelehrsamkeit, seltener Geschäftskenntniß, feinem Takt und würdiger Haltung ein wahrhaft kindliches Gemüth und eine wohlwollende Gesinnung sich bewahrt hatte. Er ist Luden mit unverbrüchlicher Freundschaft zugethan geblieben und vermachte ihm bei seinem Ableben seinen Schreibtisch, ein „derbes Institut, der feststeht wie ein Granitcubus".

Wir haben noch des zweiten Theils des Gesprächs, welches mit der Unterhaltung über den „Faust" begann, zu gedenken. Es bezog sich auf die Geschichte, auf ihre Erforschung, auf ihr Lehren, auf ihre Darstellung, worüber Luden eine Art von Examen zu bestehen hatte und Goethe sich in der Kunst des Fragens als ein erfahrener Meister bewies. Namentlich möchten wir auf die anziehenden Bemerkungen über das Verhältniß des Dichters und des Historikers aufmerksam machen. Goethe sagt am Schlusse:

Ich habe in Ihnen einen jungen Mann kennen gelernt der klar sehen will, der sich nicht durch hohle Worte verwirren und nicht durch Blendwerke irre führen läßt. Sie streben eifrig nach Wahrheit, ohne der Poesie entfremdet zu sein; selbst ihre täuschenden Gebilde mögen Sie wohl leiden. Das ist löblich und gut. In Ihrem wissenschaftlichen Treiben sind Sie auch auf gutem, auf rechtem Wege.

Und dann:

Schreiben Sie klar und einfach, ohne Scheu vor einem poetischen Anflug, und ziehen Sie eine bequeme Entwickelung der geschraubten Kürze vor, die man schlagend zu nennen und hoch zu bewundern pflegt.

Zwischen beiden Männern fand 1808 nochmals ein historischer Gedankenaustausch über die Geschichte des Herzogs Bernhard statt. Beide aber stimmten darin überein, daß der Herzog zwar ein ausgezeichneter Kriegsheld gewesen sei, tüchtig, fromm, einsichtig, tapfer, kühn, von fürstlicher Gesinnung, aber daß es schwer, wenn nicht unmöglich wäre ihn aus vielen andern Helden herauszunehmen und ihm eine bestimmte, anständige Physiognomie zu geben. Wir verweilen jetzt nicht bei diesem Urtheile, das allerdings in der spätern Röse'schen Biographie Bernhard's zum Theil seine Widerlegung gefunden hat, müssen aber neben manchen zweckmäßigen Bemerkungen über den „heillosen Heuchelkrieg" (ein Wort Luden's) uns gegen die Art verwahren in der Goethe und Luden über Gustav Adolf urtheilen. Sein Haupt sei mit einem heiligen Schein umgeben, Niemand habe daher noch unter den Protestanten gewagt ihn zu zerstören, und da er so früh gefallen, so sei die Wahrheit von der Geschichte entfernt geblieben. Er würde sich später wahrscheinlich in so wirre Dinge verstrickt haben, daß es ihm weder möglich gewesen wäre seinem Wesen getreu zu bleiben noch den Schein zu retten. Wir sehen also hier eine Ansicht angedeutet welche in unsern Tagen, worüber man nach Jakob Grimm's Ausspruch erröthen müsse, deutsche protestantische Schriftsteller aufgeworfen und es gänzlich verkannt haben, daß Gustav Adolf auch schon durch sein halbes Werk die deutsche Freiheit aufrecht erhalten habe, die ohne ihn, soweit Menschenaugen sehen, preisgegeben war. Wenn der König aber an Eroberungen dachte, so war Das nur des Siegers Zeichen und die Schweden würden vielleicht über Gustav Adolf mehr zu klagen gehabt haben als die Deutschen. Alle diese Verhältnisse finden in der Abhandlung Rud. Köpke's: „Deutschland und Gustav Adolf", die in Schmidt's „Zeitschrift für Geschichte", 1845, IV, 434—524, steht, eine sehr ausreichende Erörterung und Rechtfertigung gegen die Angriffe Menzel's, Barthold's und Gfrörer's. Sonst braucht es allerdings keines Beweises für Luden's gute deutsche Gesinnung. Doch können wir es uns nicht versagen noch seine Worte mitzutheilen die er bald nach der Schlacht bei Jena zu Goethe sagte, nachdem er bedauert hatte durch den erlittenen Verlust in seinen Arbeiten gehindert zu sein.

Aber das Unglück der Einzelnen, der Städte, Gemeinden und Familien verschwindet vor dem ungeheuern Unglücke das auf Deutschland, unserm Vaterlande, liegt. Mich drückt und quält lediglich die Schmach und Schande, die über uns hereingebrochen ist, die uns bevorsteht. Wäre die Schlacht bei Jena gewonnen worden, gern hätte ich jegliches Opfer dargebracht und auch nackt und bloß den fliehenden Feinden nachgejubelt. Und dann — Alles was mir genommen worden kann ersetzt werden. Das Beste ist mir doch geblieben, und so lange wir selbst sind und die Berge da feststehen und die ewige Sonne scheint, so lange gebe ich Nichts verloren, weder meine eigene Sache noch die des Vaterlandes.

Knebel rief sein enthusiastisches „Bravo, so recht", aber Goethe sagte kein Wort und verzog keine Miene. Und doch war Das in derselben Zeit wo er im edeln Zorn über das Schicksal des Herzogs Karl August erglühte und den Uebermuth der Franzosen mit harten Worten in der Rede strafte die uns Falk in dem Buche über Goethe aufbehalten hat.

Noch sind zwei kürzere Stücke der Sammlung übrig.

Das eine über Niebuhr, bezieht sich auf die Aeußerung in der Vorrede zur „Römischen Geschichte" vom 5. Oct. 1830, daß uns, wenn Gott nicht wunderbar hilft, eine Zerstörung bevorsteht wie die römische Welt sie um die Mitte des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfahren hat, Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung und der Wissenschaft. Luden, obschon von großer Achtung gegen Niebuhr erfüllt, nahm hiervon Veranlassung das Misliche jener Vergleichung zu zeigen und zugleich sich auf das entschiedenste gegen alles Parallelisiren in der Geschichte zu erklären. Der Raum gestattet uns nicht hierüber unsere im Einzelnen abweichende Meinung darzulegen, sowie den Irrthum näher zu beleuchten als sei Niebuhr's Liebe zum Parallelisiren philologischer Art gewesen. Der andere Aufsatz steht als eine heitere Darbietung zwischen ernsten Arbeiten. Ein Besuch den Luden im Sommer 1837 von dem Erzbischof Pyrker empfangen hatte, wird hier in anmuthiger Einfachheit erzählt, und es bleibt der Sache selbst überlassen sich geltend zu machen.

Gewiß werden die Leser mit uns das Bedauern theilen, daß Luden's Nachlaß nicht noch ähnliche Mittheilungen enthalten hat. Seine Vorrede zur Uebersetzung von Droz' „Geschichte Ludwig's XIV." würde man um so lieber hier wiedergefunden haben, da sie ebenfalls in die persönlichen Verhältnisse ihres Verfassers eingreift. 17.

Zur Kritik des „Taucher".

Welche enthusiastische Verehrung die Dichtungen Schiller's noch immer genießen, erhellt unter Anderm auch daraus, daß nicht leicht ein Angriff gegen dieselben unerwidert bleibt. So habe auch ich mir durch meinen in Nr. 99 d. Bl. f. 1847 enthaltenen Aufsatz „Friedrich Schiller", der sich allerdings in einigen Partien gegen den Dichter polemisch verhält, einen in Nr. 345 d. Bl. f. 1847 gegen mich auftretenden Gegner erweckt, der zwar, da er alle meine sonstigen Angriffe, z. B. auf „Ideal und Leben", auf „Maria Stuart", auf „Wilhelm Tell" u. s. w., völlig unangefochten läßt, im Ganzen und Wesentlichen mit mir übereinzustimmen scheint, in einem Punkt jedoch, nämlich durch eine tadelnde Bemerkung, die ich mir über den Anfang des „Taucher" erlaubt habe, sich so sehr verletzt und befremdet fühlt, daß er dagegen die Ansicht geltend zu machen sucht, meine „Ausstellung beruhe auf einem völligen Misverständnisse, einem gänzlichen Verkennen der Intention des Dichters". Dieser Vorwurf ist hart, aber nichtsdestoweniger würde ich ihn zu Ehren Schiller's gern hingenommen haben, wenn mich mein Gegner wirklich von der Gerechtigkeit desselben überzeugt hätte. Leider aber hat mich eine nochmalige Prüfung des Gedichts und eine sorgfältige Erwägung der zu seiner Vertheidigung beigebrachten Punkte nur noch mehr in meiner Ansicht bestärkt; und so mögen denn auch mir, nicht sowol zur Rechtfertigung meiner selbst, als vielmehr um eine Verständigung über diese vielleicht für Manchen interessante Streitfrage anzubahnen, einige Worte über diesen Gegenstand, und namentlich eine nachträgliche Begründung der von mir gemachten Ausstellung gestattet sein. Diese Ausstellung bestand nämlich in der nur beiläufig und nach einer Vertheidigung des von Grün angegriffenen Schlusses unsers Gedichts leicht hingeworfenen Aeußerung: „daß, wenn einmal Grün am «Taucher» tadeln wolle, er seinen Angriff gegen den Anfang richten müsse, der ziemlich prosaisch und hölzern sei, und in welchem sich die von einem Könige edeln Rittern für ein so gefahrvolles Unternehmen gebotene Belohnung höchst komisch ausnehme." Den ersten Theil dieser Worte greift der Verf. der Rechtfertigung nur durch ein beigefügtes Ausrufungszeichen an, und auch ich will daher nur kurz auf den schon von H. Marggraff in seinem „Johann Mackel" persiflirten klappernden Rhythmus der ersten Zeile, auf den nach „Schlund" höchst matt und fast tautologisch erscheinenden Reim „schwarze Mund" in der vierten Zeile, auf die noch störendere Tautologie in der sechsten Zeile, sowie auf die gedehnte Construction und die ebenso unschöne als fehlerhafte Aneinanderschiebung gleichartiger, obwol nicht zusammengehöriger Bestimmungen in den vier ersten Zeilen des zweiten Verses aufmerksam machen, um anzudeuten, was ich mit den Ausdrücken „prosaisch" und „hölzern" gemeint habe. Ausführlicher polemisirt die Rechtfertigung gegen den zweiten Theil meiner Bemerkung, und ich werde daher dem Verf. Schritt für Schritt folgen müssen. Zunächst belehrt er mich: „Nicht der goldene Becher nach seinem materiellen Werthe habe die Ritter oder Knappen zu dem gefährlichen Wagstück anfeuern sollen, sondern der Ruf der Ehre, der Todesverachtung; der Becher sei hier nur Symbol eines rein geistigen Motivs." Bedarf ich aber dieser Belehrung? Ich sage ja nur, es nehme sich die dargebotene Belohnung höchst komisch aus, nicht aber, daß sie vom Dichter wirklich in diesem komisch wirkenden Sinne gemeint sei. Ich richte daher meinen Angriff nicht gegen die niemals von mir verkannte Intention des Dichters, sondern nur gegen den doppelsinnigen Ausdruck derselben.

Ich gebe daher von vornherein zu, daß dem Dichter eine höhere Idee vorgeschwebt habe, und tadle ihn nur darum, daß er diese Idee nicht klar und unzweideutig zur sprachlichen Erscheinung gebracht hat. Oder hätte er Dieses dennoch gethan? Die Schlußworte des ersten Verses:

> Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
> Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.

deuten davon auch nicht das Geringste an, ja die darin enthaltene doppelte Hervorhebung des Begriffs Eigenthum zwingt recht eigentlich dazu den Becher nur von Seiten seines materiellen Werths zu denken, und was daher auch der wahre und tiefere Sinn der Worte sein möge: die sich zunächst darbietende buchstäbliche Auffassung derselben, welcher der Dichter in den vorangehenden Worten durch Nichts vorgebeugt hat, ja zu welcher er sogar selbst verführt, läßt die dargebotene Belohnung nothwendig in komischem Lichte erscheinen, wie Jeder fühlen wird, wenn er den Nachsatz in den beiden Schlußversen mit demjenigen Nachdruck zu sprechen versucht welchen der die höchste Spannung erweckende Vordersatz eigentlich erfodert. Auf mich wenigstens hat dieser Passus, gerade wenn er mit gehöriger Accentuation gesprochen wurde, seine heitere Wirkung nie verfehlt; und daß dieser Effect auch ein allgemeinerer gewesen sein muß, geht am unverkennbarsten daraus hervor, daß der derbe Volkswitz diesen ersten Vers des „Taucher" auf eine Weise parodirt hat in der sich recht unverblümt die Vorstellung ausspricht, daß eine solche Belohnung für eine solche That nur einem — gleich zu achten sei. Nun kann der Dichter zwar fodern, daß eine einzelne Stelle seines Gedichts nie blos buchstäblich und isolirt, sondern aus der Idee und dem Ganzen heraus interpretirt werde; mit demselben Recht darf aber auch an ihn die Foderung gestellt werden, daß er die Idee des Ganzen klar und unzweideutig auch aus dem Einzelnen herausleuchten lasse, und nicht durch einen schiefen, schielenden Ausdruck selbst zu Misverständnissen Anlaß gebe. Hiergegen aber hat Schiller hier, wie so oft, gefehlt. Er hat die Idee nicht zu packen, nicht festzuhalten gewußt, sie ist ihm, als er sie eben mit dem Fleisch und Blut der Sprache vermählen wollte, unter den Händen davongelaufen; und so hat er uns statt des die Idee in sich tragenden, lebendigen Worts nur eine leere, todte Phrase zu bieten vermocht, die lahm und lächerlich hinter der Idee herhinkt. Oder stellt sich etwa wirklich ein goldener Becher ohne Weiteres als ein von selbst verständ-

liches Symbol der Ehre dar? In diesem Falle müßte Schiller an einen modernen Ehrenbecher gedacht haben; eine solche Vorstellung dürfte aber kaum minder komisch wirken als die sich zunächst darbietende; und jedenfalls hätte auch darauf vom Dichter hingedeutet, und nicht die Belohnung vorzugsweise als ein Behalten und Besitzen des Bechers bezeichnet werden müssen. Auf alle Fälle ist also der Becher, für dessen Wahl mein Gegner selbst nur das zufällige, durch Nichts motivirte Zurhandsein desselben anzuführen weiß, ein durchaus willkürlich gewähltes Symbol, und ebenso stellt sich die Wahl der Worte durch welche der König zur That anspornen will augenfällig als eine höchst unglückliche dar. Schon daraus kann dem Dichter mit Recht ein ernstlicher Vorwurf gemacht werden; dennoch würde man darüber hinwegsehen, wenn wenigstens der weitere Verlauf des Gedichts die Form recht bestimmt und unzweideutig zur Erscheinung brächte. Aber auch Das ist nicht der Fall. Zwar meint der Verf. der Rechtfertigung: schon die Worte des Königs:

> Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
> Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

ließen über den fraglichen Punkt keinen Zweifel zu; Dies leuchtet mir aber durchaus nicht ein. Hier wird zwar anerkannt, daß nur ein Beherzter die That vollbringen und den Preis gewinnen könne; der vom Könige im ersten Verse bereits genannte Preis selbst aber wird dadurch nicht im mindesten näher erklärt: denn diese Anerkennung versteht sich so sehr von selbst, daß sie durchaus nicht als der eigentliche Preis gefaßt werden kann; auch läßt die grammatische Fügung eine solche Erklärung durchaus nicht zu, sondern spricht von der Beherztheit eben nur als von einer conditio sine qua non.

Noch weniger aber überzeugt mich mein Gegner wenn er behauptet, noch deutlicher trete es zum Schlusse hervor, daß der Becher nur als Symbol der Ehre genommen werden könne: denn hier werde die Liebe als Beweggrund für die Wiederholung des Wagnisses angegeben, diese sei aber ein rein geistiges Motiv, und es finde also offenbar ein Stufengang höherer geistiger Motive, nämlich von der Ehre und einem todesverachtenden Muthe zur Liebe als der höchsten Potenz, statt. Daß dieser Schluß nicht stichhaltig ist, leuchtet ein; denn daraus, daß das letzte Motiv ein höheres geistiges ist, folgt noch nicht, daß auch das erste ein solches sein müsse. Angenommen aber auch, diese Folgerung wäre erlaubt und das Ende des Gedichts höbe wirklich die komische Zweideutigkeit des Anfangs auf — bliebe es nicht dennoch sehr zu beklagen, daß uns diese Aufklärung erst so spät geboten wird? Nun aber gewährt nicht einmal das Ende diese Aufklärung, sondern es leistet vielmehr der irrthümlichen Auffassung auf das entschiedenste Vorschub. Denn als der Jüngling den Becher zurückgebracht, sagt der König:

> Der Becher ist dein,
> Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
> Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
> Versuchst du's noch einmal u. s. w.

Wenn nun, wie mein Gegner behauptet, der Becher nur als Symbol der Ehre gedacht werden kann, was hat hier der Ring zu bedeuten? Die Ehre hat der Knappe doch nun einmal weg, welcher höhere Preis kann im Ringe versteckt liegen? Der Dichter deutet wiederum nicht das Geringste an, ja durch den Zusatz, daß der Ring mit dem köstlichsten Edelgestein geschmückt sei, legt er, gerade wie im Anfang, den Nachdruck wieder auf den materiellen Werth des Preises, und gibt also aufs neue dem Spötter Gelegenheit sich über die wahrhaft königliche Belohnung eines solchen Wagnisses zu belustigen. Und in der That muß Jeder herausfühlen, daß jener Zusatz, wodurch der König den Werth des Ringes hervorhebt, kaum nobler ist als die heutzutage herrschende Sitte, an den Ringen und Dosen womit Virtuosen und Sängerinnen beehrt werden den Zettel mit der Werthangabe zu belassen, damit sich die beehrten Herren und Damen beim Juwelier das Geld dafür einwechseln können. Es ist also klar, daß Schiller die höhere Idee, die ihm, wie auch ich glaube, dunkel vorgeschwebt hat, durch einige unangemessene Wendungen selbst dem Misverständnisse preisgibt, und zwar nicht blos in den genannten Stellen, sondern auch noch in einer dritten, welche mein Gegner gerade für Schiller anführt. Denn die aus dem Herzen des Volks eingefügten Worte:

> Und würfst du die Krone selber hinein
> Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
> Er soll sie tragen und König sein!
> Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.

sollen doch augenscheinlich die Vorstellung eines Preises erwecken der weit über den Werth des Bechers hinausgeht; wenn nun aber der Becher schon ein Symbol der Ehre ist, die doch dem Ritter als das Höchste, und auch mehr als Macht und Herrschaft gelten soll — erscheint dann nicht diese Steigerung völlig widersinnig, nämlich als eine Wiederherabsetzung des dem Becher anfangs zuerkannten innern Werths?

Doch das Gesagte wird genügen um meinen Gegner zu überzeugen, daß meine Ausstellung nicht auf einem gänzlichen Verkennen der Intention des Dichters beruht, weil sie überhaupt nicht gegen die Idee des Gedichts, sondern gegen die Fassung und Durchführung der Idee gerichtet ist. Daß aber diese Fassung wirklich von der Art ist, daß mit ihr in den besprochenen Stellen, namentlich in der letzten Zeile des ersten Verses ein komischer Sinn verbunden werden kann, auch Das dürfte mein Recensent wol kaum länger in Abrede stellen. Uebrigens bewundere auch ich am „Taucher" viele und große Schönheiten; die angedeuteten Mängel aber scheinen mir gerade aus der vom Verf. lobend erwähnten Abweichung der Dichtung von der ihr zum Grunde liegenden Fabel hervorgegangen zu sein. Denn mag auch immerhin diese Fabel, in welcher die gemeine Habsucht als Motiv der Kühnheit dargestellt ist, einen etwas rohen Anstrich haben, mehr Einheit hat sie jedenfalls, und es hätte ihr auch wol eine höhere Idee abgewonnen werden können, ohne daß darum die Geschichte selbst corrigirt zu werden brauchte. Das Corrigiren der wirklichen oder traditionellen Geschichte für poetische Zwecke ist aber überhaupt ein höchst misliches Unternehmen; denn genau betrachtet hat sie nicht nur immer Recht, sondern befriedigt auch das ästhetische Gefühl, sodaß also die Aufgabe des Dichters, der sie poetisch behandeln will, eben nur darin bestehen kann, die vielleicht verborgene Gerechtigkeit und verhüllte Schönheit in ihr zur Offenbarung zu bringen. Hiergegen hat Schiller gar häufig verstoßen. Statt sich dem Stoff gläubig hinzugeben und aus ihm die Idee zu entwickeln, macht er ihn sich nach einer vorgefaßten, ihm willkürlich aufgedrungenen Idee zurecht; der Stoff aber erweist sich gegen eine solche Zumuthung in der Regel spröde, und so geschieht es, daß fast nie eine wirkliche Einheit von Stoff und Idee, sondern nur eine dualistische Mischung zu Stande kommt, in welcher die Idee durch den Stoff, und der Stoff durch die Idee beeinträchtigt wird. Die meisten seiner historischen Tragödien liefern hierfür den Beleg, und auch im „Taucher" ist der Dichter seines Stoffs nicht in dem Grade mächtig geworden, daß nicht aus den symbolischen Ehrenzeichen des Bechers und des Ringes die gespickte Börse der Fabel noch herauslachte.

Richard Morning.

Literarische Notiz.

Voltaire's Geburtstag.

Ueber Voltaire's Geburtstag finden sich in den ihn betreffenden biographischen Artikeln sehr voneinander abweichende Angaben. Neuerdings erst hat Barthélemy in seiner „Histoire du village de Châtenay-les-Bagneux" (Châtenay 1847), wo bekanntlich Voltaire geboren ward, alle Zweifel gelöst, indem er aus dem Taufregister von Châtenay den 21. November 1694 als Voltaire's Geburtstag glaubhaft nachweist. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 23. — 23. Januar 1848.

Proudhon über die Widersprüche der Nationalökonomie.

Système des contradictions économiques, ou philosophie de la misère, par *P. J. Proudhon.* Zwei Bände. Paris 1846.

Die politische Oekonomie, sagt Adam Smith, beschäftigt sich mit zwei verschiedenen Gegenständen: zunächst, dem Volke eine reichliche Subsistenz zu verschaffen, oder dasselbe vielmehr zu der Erwerbung einer solchen Subsistenz in den Stand zu setzen, sodann aber dem Staate eine für die öffentlichen Bedürfnisse ausreichende Einnahme zu gewähren. Sie hat also zum Zweck Volk und Regierung reich zu machen. Smith's Nachfolger haben diese Erklärung in restrictivem Sinne ausgelegt, und das Gebiet der Nationalökonomie auf den Reichthum und dessen Erwerb und Pflege beschränkt. Die Fragen, sagt Senior, bis zu welcher Ausdehnung und unter welchen Umständen der Reichthum überhaupt seinem Besitzer oder der Gesellschaft schädlich oder nützlich ist; welche Vertheilung des Reichthums in den verschiedenen Zuständen der Gesellschaft am wünschenswerthesten ist; die Mittel durch welche in einem bestimmten Lande eine solche Vertheilung herbeigeführt werden kann? — alle diese Fragen sind freilich schwierig und bedeutungsvoll, aber sie bilden ebenso wenig einen Theil der Nationalökonomie als die Nautik einen Theil der Astronomie bildet. Eine solche Beschränkung der Nationalökonomie auf Reichthum und Reichthumserwerb, ein solches Losreißen derselben von allen weitern socialen und politischen Fragen führte indeß zu Resultaten die Niemandem genügen konnten. Das bloße Vorhandensein der materiellen Mittel in einem Staate hilft weder diesem noch den Individuen, sobald die Vertheilung eine falsche ist. Die mit jenen Systemen verbundene Maxime des Laissez-faire, ohne welche man in der That die Berührung mit mannichfachen socialen und politischen Fragen nicht vermeiden konnte, ließ die Individuen in ganz abstracter Isolirung und Freiheit als bloße Zahlen erscheinen, und diese Isolirung von allen andern allgemein menschlichen Beziehungen, ja sogar von den besondern Bedingungen des einzelnen Landes entsprach den Anfoderungen der Wirklichkeit viel zu wenig, als daß die in diesem Sinne aufgefaßte Nationalökonomie hätte praktischen Werth haben können.

Einen Anstoß zur Erweiterung einer so engen Auffassung gab der Socialismus und Communismus, welche auf neue durchgreifende Organisationen zum Zwecke einer bessern Vertheilung des Reichthums drangen. Von einer wahrhaften Förderung der Wissenschaft kann freilich auch beim Communismus und Socialismus nicht die Rede sein: sie bleiben ganz bei dem Individualismus den sie bekämpfen wollen stehen, und richten sich mit ihren Organisationsplänen auf völlig einseitige Weise ein mal nur an die Individuen, und nicht an die über den Individuen in jeder Gesellschaft vorhandenen und die individuellen Bestimmungen umfassenden Sphären, sodann aber von diesen Sphären nur an die der materiellen Interessen und des äußern Wohlseins, sodaß alles Uebrige zur untergeordneten Nebensache wird. Jedenfalls ward aber durch die Erscheinungen des Socialismus und Communismus die Wahrheit deutlich: daß man die Nationalökonomie nicht ausschließlich und einseitig behandeln dürfe, und daß sie, von der Einwirkung der übrigen socialen und politischen Wissenschaften abgeschlossen, nur einseitige und unpraktische Resultate liefern könne. Mit der Erkenntniß dieser Wahrheit befanden sich die Bearbeiter der Wissenschaft freilich vor einer neuen Schwierigkeit: war früher der Gegenstand zu beschränkt, so ward er jetzt so umfangreich, und es kam darauf an ihn wieder zu begrenzen. Say sagt:

> Die Beziehungen zu unsern Mitmenschen sind so zahlreich und verwickelt, daß es unmöglich ist sie zusammen und in einem Werke zu betrachten. Es würde sonst zugleich eine Abhandlung über Politik, über öffentliches Recht, über die Ethik des Einzelnen und der Gesellschaft, über internationales Recht neben der Behandlung der Nationalökonomie gegeben werden müssen. Allein durch Zusammenhäufen verschiedener Wissenschaften entsteht noch kein Gewinn. Sie haben zwar alle Berührungspunkte, und die Resultate der einen wirken auf die andern; aber bei der Ausmittelung dieser Berührungspunkte muß doch immer der besondere Gegenstand der Abhandlung festgehalten werden.

Die Aufgabe würde sonach keine andere sein als Wissenschaft und Leben miteinander in Einklang zu bringen. So wie das Leben der menschlichen Gesellschaft einen aus verschiedenen, mannichfach verketteten Elementen bestehenden Organismus bildet, so ist auch die Wissenschaft im Grunde nur eine, und ihre Theile bilden ebenso viel einzelne, harmonisch aufeinander einwirkende

Wissenschaften. Die wahrhaft philosophische Behandlung der einzelnen Wissenschaft hat daher den Gegenstand der letztern nicht a priori zu construiren, sondern als Theil eines höhern Organismus nachzuweisen und seinen harmonischen Zusammenhang mit den übrigen Theilen darzulegen. Ist aber, so müssen wir fragen, bereits die Zeit gekommen diese eine Wissenschaft vom Menschheitsleben darzustellen, in welcher die Wissenschaft vom Staate, von der Religion, der Kunst, von der äußern Wohlfahrt als harmonisch aufeinander einwirkende Theile erscheinen? Kann gleich die Wissenschaft dem Leben vorauseilen und Resultate liefern welche noch nicht verwirklicht sind, so wird sie doch bis auf einen gewissen Grad von den wirklich vorhandenen Verhältnissen abhängig bleiben, und keine Lehren bieten dürfen welche sich nicht durch Anknüpfen an diese Verhältnisse verwirklichen ließen. Sie läuft sonst Gefahr, sich namentlich in unserer durchaus positiven und conservativen Zeit dem Vorwurfe des Spielens mit Chimären und Utopien auszusetzen, und als radical und communistisch denuncirt zu werden. Deshalb glauben wir allerdings, daß die bestehenden Verhältnisse und die allgemeine Weltansicht der Gegenwart einer Ausbildung der Wissenschaft in dem bezeichneten Sinne noch entgegenstehen. Ehe nicht die verschiedenen Elemente der Gesellschaft auf geschichtlichem Wege ihr Gleichgewicht finden, ehe nicht die Geltung der materiellen Interessen auf ihr Maß zurückgeführt, und ihr Wechselverhältniß zu dem politischen Elemente oder dem Staate, zu Religion, Sittlichkeit und Kunst festgestellt ist, wird die Wissenschaft nur einseitig oder schlechthin kritisch sein können. Einseitig sind die Nationalökonomen so gut wie die Socialisten, indem bei beiden die außer der äußern Wohlfahrt vorhandenen Elemente nicht zur Geltung kommen. Es eröffnet sich daher zunächst die Kritik gegen beide, die von den unmittelbaren praktischen Consequenzen ausgeht und nachweist wie ebenso wol die individualistische Nationalökonomie, die es nur auf Vermehrung des Reichthums absieht, in der Vorliebe für eine misverstandene Freiheit eine weitere regelnde Organisation verschmäht, und es dem Zufall oder dem blos natürlichen Gesetze überläßt, wohin der Reichthum fällt, als die socialistisch-communistische Ansicht zu Widersprüchen in der Theorie und zu Leiden und Elend in der Praxis führte. Ein gewisses Schwanken wird freilich in dieser Kritik noch immer bemerkbar bleiben, eben weil eine völlig sichere Kritik nur vom Boden der positiven Wahrheit aus möglich ist, diese aber nur durch eine Begründung der Wissenschaft in jenem höhern Sinne, durch Zurückführung der Theilwissenschaft auf ein höheres, sie begründendes Ganzes erreicht werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Goethe's „Iphigenia“ und Diderot.

Die wissenschaftliche Erkenntniß des Kunstwerkes beruht einzig und allein darauf, daß man seinem Entstehen nachforscht, oder daß man dem Krystallisationsproceß nachzugehen sucht aus welchem es sich ergibt; denn es versteht sich von selbst, daß man nur auf diesem Wege eine vollständige Einsicht in den Zusammenhang des künstlichen Baus selbst gewinnen kann. Der Künstler hatte einen Stoff, ein Gegebenes vor sich, dieses hat er im Kunstwerke umgebildet; wie hat sich nun solche Umbildung gefunden, welche Motive liegen bei dem Einzelnen zu Grunde? Besonders ergeben sich hier interessante Gesichtspunkte, wenn die umgestaltete Grundlage nicht etwas in der Natur oder Geschichte unmittelbar Gegebenes ist, sondern selbst schon eine künstlerische Verarbeitung. Diese mußte doch der Anlage nach vollkommen gut und zweckmäßig sein; wie rechnet sich's nun heraus, daß das spätere Werk Dies, nach andern Rücksichten und Gesichtspunkten betrachtet, ebenfalls ist? Natürlich ist bei solchen Untersuchungen sehr erwünscht, wenn bestimmte Fingerzeige oder gar ausdrückliche Aeußerungen von Seiten des Künstlers selbst zu Grunde gelegt werden können; sie befriedigen dann und wann, z. B. bei Goethe's „Werther“, das wissenschaftliche Bedürfniß einstweilen gänzlich. Nur wenn der verarbeitete Stoff in größerer Vollständigkeit zugänglich wird, wie Dies in diesem Fall bei Veröffentlichung der Briefe an Lotte geschehen würde, werden weiter ins Einzelne gehende Betrachtungen nothwendig. Aber es wird uns selten so gut auf dergleichen positiven Angaben fußen zu können; in den meisten Fällen sehen wir uns auf unsere Intuition von der Wirkungsart des Künstlergeistes angewiesen, und was sich in ihm in tiefster Einlebung in seinen Stoff, der zugleich die freieste Schöpfung ist, auferbaut, müssen wir auf eben dieselbe Weise nachconstruiren.

So wie überall wo man sich auf einen concreten Vorgang in der Natur und im Geiste einläßt, sind auch hier unendliche Beziehungen zu bemerken. Die beiden Fälle die ich soeben genannt schließen mannichfaltige Combinationen in sich. Eine der einfachsten findet statt, wenn es sich ergibt, daß der Künstler fremde Reflexionen über den Gegenstand benutzt hat. Hier eröffnet sich uns ein so wunderbares Schauspiel im Reiche des Geistes, wie es im Reiche der Natur der Lebensproceß der Infusionsthierchen oder der Säfteumlauf der Pflanzen nur immer sein mögen. Die künstlerische Reflexion ist etwas so ganz in die Schöpferthätigkeit Verwebtes und nur in ihr Ruhendes, daß eine von außen hinzutretende, in Worten ausgesprochene Betrachtung an und für sich gar nicht in ihren Kreis einzutreten vermag. In diesem Falle aber tritt sie dennoch in ihn ein, was nur dadurch möglich ist, daß der Schaffende sich von vornherein in jenes Kunstleben dem sie entsprossen zu versetzen weiß, und sie nur in seinem Sinne auffaßt. Es verschlingt sich hier also das ursprünglich in organischer Geschlossenheit Nebeneinanderstehende zu lebendiger Einheit, ein Lebendiges assimilirt das andere, und das Wunder der Kunst verdoppelt sich gewissermaßen; denn wenn ihr Geheimniß darin liegt, daß ein natürlicher oder geschichtlicher Stoff einen geistigen Mittelpunkt erhält der nicht der seinige ist, und mit welchem ihm doch nicht Gewalt angethan wird, so findet sich hier, was übrigens nur seine eigene Intention haben konnte, im Sinne eines Fremden aufgenommen, ja über sich selbst erhöht. Und Das gibt denn zugleich den höchsten Maßstab für die Größe des Künstlers an die Hand; wenn sonst schon Der für den größten gilt welcher einen gegebenen Stoff mit der geringsten Veränderung zum Kunstwerk umzuschmelzen weiß, wie soll man Den bezeichnen der selbst über die Aeußerungen eines fremden Geistes solch eine heitere Herrschaft ausübt?

Ein so viel mir bekannt ist bisher noch nicht bemerkter Umstand gibt uns für eine Dichtung die sich bis jetzt in geschlossener Vollendung den Betrachtungen über ihre Entstehung fast wie ein altes Bildwerk entzog, das man namenlos und beziehungslos aus dem Boden gräbt, für Goethe's „Iphigenia“, einen Stoff zu dergleichen Betrachtungen an die Hand.

Die viel besprochene Correspondenz des Barons Grimm ist wenigstens in Deutschland nicht so bekannt wie sie es verdiente, vielleicht weil ihr Verf. von Gottsched ausgegangen war, und man also doch nur eben Geistloses bei

ihm zu finden glauben mag. Aber sie hat wenigstens im Anfange eine ganz eigenthümliche Wichtigkeit. Es ist nämlich hier im Grunde Diderot der in ihr spricht und kein Anderer; Grimm, der zwar, wie ich nächstens an einem andern Orte zu zeigen Gelegenheit haben werde, so unbedeutend von Anfang an nicht war wie man aus seiner Beziehung als Gottschedianer schließen möchte, dürfte jener zum Theil höchst treffenden Bemerkungen über französische Literatur nach so kurzem Aufenthalte in Frankreich doch kaum schon fähig gewesen sein; er hat offenbar ursprünglich nur über die Gespräche beim Baron von Holbach und in Diderot's Kreise Protokoll geführt. Es gibt hierfür sehr bestimmte Beweise, z. B. wenn er nach einer Ereiferung über das Ungenügende der Comédie larmoyante hinzusetzt: „J'imagine un genre de comédie bien plus tragique, si l'on peut parler ainsi, que le larmoyant. Pourquoi empêcherai-je mon joueur ou mon dissipateur de se tuer à la fin de la pièce dans les accès de désespoir qui sont ordinairement les suites de ces égarements? Une telle comédie, bien conduite, serait plus dans la nature que la plupart de nos tragédies, et j'ai dans la tête qu'elle produirait des effets étonnants." So konnte er nur dem Diderot nachsprechen, der ein Jahr darauf seinen „Fils naturel" und die dazu gehörigen Dialoge, welche die Idee des bürgerlichen Dramas aussprechen, veröffentlichte.

Bei diesem Verhältniß lag es sehr nahe, daß Diderot, den Grimm überall unendlich lobte und der für ihn den Mittelpunkt der Literatur bildete, bisweilen selbst die Feder ergriff. Und da findet sich denn unter andern Aufsätzen, die Grimm geradezu als ihm angehörig einführt — sollte etwa auch derjenige aus welchem wir soeben einige Worte angeführt haben von Diderot selbst herrühren, so hätten wir hier Reliquien desselben die noch nicht gesammelt sind, und die Correspondenz gewinnt in Bezug auf ihn noch an Wichtigkeit —, einer in welchem eine Anzahl von Veränderungen in der Fabel der Iphigenia bei den Tauriern, oder die künstlerischen Motive zu denselben demgemäß angegeben werden wie wir dieselbe bei Goethe behandelt finden.

Grimm berichtet unter dem 1. Aug. 1757 über ein Stück „Iphigénie en Tauride"*) von einem gewissen Guymond de la Touche aus Toulouse, welches so günstig aufgenommen sei wie seit Voltaire's „Zaïre" und „Mérope" keine Tragödie. Er rühmt an ihr die antike Einfachheit und besonders den Umstand, daß der Verf. es vermieden habe, wie Das Racine in einem nachgelassenen Entwurf nicht gethan, die Fabel durch eine abgeschmackte Liebschaft zu entstellen. Doch will er sein Urtheil noch aufschieben. „En attendant que la reprise de cette pièce me mette en état de vous faire part de mes idées, je mettrai ici les observations d'un homme dont le génie et la tournure sont très-propres à dégoûter de mon barbouillage." Hierauf folgen rhapsodische „Observations de Mr. Diderot sur l'Iphigénie" u. s. w. wie man sie etwa nach einer ersten Vorstellung aufs Papier wirft. Ich theile die Stellen mit welche mir für Goethe's „Iphigenia" von Bedeutung zu sein scheinen.

„Une grande faute, c'est de n'avoir pas senti, à la fin du premier ou du second acte, après l'entrevue d'Iphigénie et des captifs, que la situation était si forte, que tout ce qui suivrait serait traînant. — Le dernier acte m'a paru froid. Cela vient, je crois, de ce que je ne crains pas assez de la part de Thoas et de ce que le péril d'Oreste et le secours de Pylade ne sont pas montrés assez pressants. Thoas est en général un froid personnage; il fallait y substituer le peuple, et avoir le courage de faire paraître sur la scène ce peuple; l'effet aurait été bien autre. Il y a au moins douze ans qu'Iphigénie égorge des hommes; c'est une prêtresse dont les mains sont accoutumées au sang. Pourquoi donc lui a-t-on donné le caractère et les discours pusillanimes d'une femme qui en serait au premier sacrifice? Il me semble qu'en lui donnant moins de sensibilité, on en eût fait sortir davantage la tendresse fraternelle.... Reste à savoir, après cela, si les événements sont bien distribués. Il m'a semblé, par exemple, que quand Iphigénie les a reconnus pour Grecs, et qu'elle leur a demandé des nouvelles d'Agamemnon, etc., toute la reconnaissance devrait s'en suivre: on sépare ces deux événements contre toute vraisemblance; ils s'entraînent si nécessairement, qu'il n'est aucun spectateur qui ne s'y soit attendu. C'est donc la vérité. Comment peut-on se tromper et aller là-contre?"

Goethe hat das Stück des Hrn. Guymond de la Touche, auf welches sich diese Bemerkungen zunächst beziehen, vermuthlich ebenso wenig vor Augen gehabt wie wir. Aber er muß sie als Fingerzeige betrachtet haben auf die man überhaupt bei Behandlung dieses Stoffs zu achten habe; denn Diderot's Foderungen sind alle bei ihm berücksichtigt, und das in ihnen Gefoderte ist von ihm zum Theil auf eine viel tiefere Weise als es Diderot selbst vorschweben mochte ermöglicht: nämlich gerade durch den Grundgedanken der künstlerischen Composition, wie er sich nur bei Goethe findet und nur bei ihm finden kann.

Was Diderot an dem französischen Stücke tadelt wird bei einer modernen Bearbeitung zunächst immer zu befürchten sein. Die ursprüngliche Geschichte ist wesentlich politisch-religiösen Inhalts, mag auch Euripides selbst nicht mehr daran glauben, und daher sein Stück nicht von der Bedeutung sein wie ein Drama desselben Inhalts von Sophokles und Aeschylos sein würde. Es handelt sich von der Uebertragung des Gottesbildes nach Attika, wobei die menschliche Beziehung des drohenden Fortwirkens der Ate, die über dem Atriedenhause schwebte, je älter eine Bearbeitung des Stoffs war, vermuthlich am wenigsten in Betracht gekommen wäre. Dieser religiösen Beziehung ist der Schluß, der damit gemacht wird, daß Athene als Deus ex machina dem Thoas befiehlt die Geschwister mit dem Bilde ziehen zu lassen, ganz angemessen; im Grunde kann ja, da doch Thoas von dem Befehl des Apollo nur aus dem Munde des Orestes, welcher Partei ist, wissen konnte, ein objectiver Abschluß gar nicht anders bewirkt werden. Nun fällt aber für uns Andere das religiöse Interesse gänzlich weg und den Deus ex machina können wir auch aus ästhetischen Gründen nicht gelten lassen. Es bleiben also nur die menschlichen Beziehungen übrig, die in der alten Auffassung mehr oder weniger nebenher gehen, und diese vermögen natürlicherweise das Stück nicht genügend auszufüllen. Hier wird erstlich, wie Diderot sagt, die Erkennung die Hauptsache sein; denn sie wird die Gefahr, daß die Schwester den Bruder tödte, beseitigen, und weiterhin werden wir eine unerträgliche Leere fühlen, denn es wird nur noch von der äußern Rettung der Geschwister die Rede sein, die doch im Gegensatz zu jener sittlichen Rettung der Iphigenia gar nicht in Betracht kommt, und von der Entführung des Bildes, die uns nicht interessirt, ja die für uns ein verächtlicher Diebstahl ist. Und zweitens wird die Person des Thoas eine ganz unbedeutende sein; denn Das worin er Recht hatte sich das Bild nicht nehmen zu lassen, hat für uns keinen Sinn. Endlich ist auch nicht einzusehen wie der Schluß anders als willkürlich ausfallen soll; es muß eben die eine oder die andere Partei siegen wie es dem Dichter gefällt.

Dieses Alles hat Goethe damit vermieden, daß er mit der modernen Auffassung wirklich Ernst gemacht, und die Tragödie rein auf die menschlichen Verhältnisse zurückgeführt, ja die sittliche Persönlichkeit der in ihr auftretenden Individuen zu dem alleinigen bewegenden Princip gemacht hat. In diesem Sinne handelt es sich nun gar nicht mehr um das Bild, sondern um Iphigenia. Denn Orest wird das Orakel selbst — in Weise Herder'-

*) So schreiben die Franzosen nach Analogie der „Iphigénie en Aulide" beständig, was denn auch zu dem Goethe'schen „Iphigenia in Tauris" Veranlassung gegeben haben mag. Bekanntlich haben die Alten nur den Namen des Volkes, die Taurier, das Land heißt etwa die Taurische Halbinsel; der Name Tauris kommt nur einer in ganz anderer Gegend liegenden Insel zu.

scher Parampthen in dieser sittlichen Weise ausgelegt, und dem Thoas lag von vornherein nur an der Iphigenia — das alte Gesetz und die Werthschätzung des Bildes holt er nur herbei, weil ihn das Mislingen des Anschlags auf die Jungfrau verdrießt. Dadurch bekommt Thoas ein wirkliches Pathos, einen Inhalt eines Interesses, und zugleich wird er für uns auch insofern zu einer bedeutendern Gestalt, als wir doch Den welcher Iphigenia zu schätzen weiß nicht verachten können. Ferner aber wird in der zweiten Hälfte des Dramas ein Inhalt welcher die Erkennung und ihre Folgen an sittlichen Interessen in der That noch übertrifft, und also hier eine Steigerung statt einer Schwächung bewirkt, durch die sittliche That der Iphigenia eingeführt, mit der sie den Diebstahl und Betrug, der uns in der alten Auffassung anstößig ist, mit Entschiedenheit von sich weist, bis sich denn der Abschluß hier wiederum dem Geiste des Ganzen gemäß in einer sittlichen That, einer Entsagung des Thoas, bewerkstelligt.

Hieran schließt sich nun auch das Fernere, in Bezug auf welches Goethe's Stück den Foderungen Diderot's entspricht. Bei Euripides haben wir anzunehmen, daß Iphigenia die früher gelandeten Fremden in der That geopfert. Diese Vorstellung ist uns unerträglich, aber bei nur oberflächlicher moderner Auffassung des Stoffs wird es sich nicht motiviren lassen, daß es nicht geschehen. Nach Goethe hat die sittliche Persönlichkeit der Iphigenia eine solche Wirkung ausgeübt, daß die barbarischen Sitten des Volks 12 Jahre lang gezügelt worden sind. Selbst von dem „Volk", von dem Diderot die Foderung der Opferung ausgehen lassen will — und zwar sehr verständigerweise, denn wenn der Inhalt derselben uns nicht mehr bedeutend erscheinen kann, so muß der Dichter versuchen uns wenigstens durch die Macht welche sie aufstellt zu imponiren — macht Goethe eine sinnige Anwendung, indem er uns die Stimmung desselben gegen den nunmehr kinderlosen König bei dem Heirathsprojecte des ältern Mannes im Hintergrund zeigt. Endlich schließt sich bei Goethe die Entdeckung und Erkennung — was allerdings wie Diderot sagt in der Natur der Sache lag — der Erzählung der Schicksale des Hauses des Atreus an, nur freilich so, daß sich hier die geistige Grundstimmung der einzelnen Individuen und ihre sittliche Stellung gegeneinander zugleich auf die tiefste Weise ausspricht.

Sollen wir annehmen, solche Uebereinstimmung beider Männer oder vielmehr solches Eingreifen des Einen in die Intentionen des Andern sei nur durch den Zufall herbeigeführt worden? Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß Goethe, als er seine „Iphigenia" entwarf, die Bemerkungen Diderot's zu Gesicht gekommen waren. Ich weiß zwar nicht zu sagen, ob der weimarische Hof die Grimm'sche Correspondenz regelmäßig hielt, aber der gothaische war vielleicht die Veranlassung des ganzen Unternehmens. Man wird also annehmen dürfen, daß Goethe sehr bald nach seiner Ankunft in Weimar von der Sache werde Kunde erhalten haben, und daß er da wenigstens aus Neugierde sich jene ältern Jahrgänge zu verschaffen gesucht haben werde, liegt auf der Hand. Auch argwöhne man nicht etwa, daß er in seiner damaligen Abneigung gegen das französische Wesen — denn er hatte freilich noch Etwas vom Sturm und Drang in sich — es verschmäht haben werde die Lecture fortzusetzen und gründlich zu betreiben. Gerade von diesem Standpunkte aus mußte Goethe sich von Diderot, dessen Geist jene Blätter belebt, im höchsten Grade angezogen fühlen. Villemain sagt („Tableau de 18ième siècle") von diesem: „Comme critique, il a quelque chose de la liberté de l'école allemande, quelque chose aussi de ses affectations. Ce qu'il veut, ce qu'il admire, c'est le naturel, le spontané, le simple, un homme enfin et non pas un auteur. Ce qu'il est dans ses jugements, c'est un homme passionné et original, qui ne juge ni par règles ni avec méthode, mais sous les impressions qu'il reçoit ou par des vues d'esprit qui lui sont propres. Mais ce qu'il est naturellement, il affecte encore plus de l'être. Il prétend toujours que sa critique soit neuve." Damit ist in der That die Kunstauffassung der deutschen Genieperiode beschrieben — man denke nur an Goethe's „Erwin" oder Herder's Jugendschriften.

Uebrigens wird man mich nicht so verstehen als wolle ich behaupten, es habe sich bei Goethe die sittliche Grundidee seiner „Iphigenia" nur bei der Gelegenheit, oder gleichsam zu dem Behufe ausgebildet, daß es darauf angekommen aus dem Stoff der Geschichte der Iphigenia bei den Tauriern eine wohleingerichtete Tragödie zu machen. Jene Idee entstand in ihm nach dem Gesetz seiner eigenen Entwickelung, ja man kann sagen der Entwickelung der modernen Jahrhunderte. Und wenn hier die reine Schwester den Bruder rettet, so ist das Allgemeine was Dem zu Grunde liegt eben nur Das was man Goethe's letztes Wort nennen könnte, so eine Art von Johanneischem „Liebet euch untereinander", nämlich „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan". Aber wie überhaupt in der Kunst die wunderbarste Gegenseitigkeit und Wechselwirkung zwischen dem innern Inhalte und den äußern Bedingungen des Werks stattfindet, so wird denn auch hier einerseits die Idee Goethe für jene Bemerkungen Diderot's empfänglich gemacht und ihm gezeigt haben, wohin sie führen könnten; andererseits werden diese Bemerkungen, weil sie auf eine Aufgabe hinweisen die sich in der That nur von dieser Idee aus lösen läßt, dieselbe selbst für Goethe's Anschauung zu größerer Klarheit vermittelt haben.

Vollführte doch Goethe mit seiner „Iphigenia" Diderot's Intention noch in einem viel tiefern und allgemeinern Sinne. Wir treffen in der Grimm'schen Correspondenz, wo von demselben Philoktet eines gewissen Châteaubrun die Rede ist, der auch Lessing's dramaturgische Geißel hat fühlen müssen, auf folgende Aeußerung: „Pour rendre Philoctète digne d'un théâtre qui a eu des Corneille et des Racine, il faudrait traduire la pièce de Sophocle dans toute sa simplicité, dans toute sa sublime et majestueuse naïveté, et en prose, parce que nos vers sont trop maniérés pour ne point tuer un sujet aussi grave que celui-là; entreprise d'une difficulté énorme, qui supposerait une tête prodigieuse comme celle de l'auteur de Clarisse." Das ist eine Stelle bei welcher sich dem Kenner der Literatur jener Zeiten eine Welt von Beziehungen vor Augen stellt. Richardson war es bekanntlich welcher Diderot zu seinem bürgerlichen Drama anregte. An ihm war ihm das neue Princip aufgegangen, aus der Fülle der individuellen Persönlichkeit die Geschicke der Tragödie herzuleiten. Was verlangt also Diderot an dieser Stelle? Die Behandlung eines antiken Stoffes in diesem Sinne, wobei zugleich die antike Reinheit der Form beibehalten werde. Dieses und nichts Anderes hat Goethe in der „Iphigenia" geleistet, deren Stoff sich freilich dazu besser eignete. Wenn Jemand im Sinne jener Zeiten ein Geistesverwandter Richardson's heißen durfte, so war es gewiß der Verfasser des „Werther". Und wenn man sich gewundert hat, wie in Goethe aus dem Sturm und Drang heraus das Bedürfniß nach griechischer Klarheit erwachsen, so macht ihm hier Diderot den Uebergang vor. Endlich soll jener Diderot'sche Philoktet in Prosa geschrieben sein — man hat mit Recht bemerkt, daß die ursprüngliche prosaische Iphigenia uns Spätern, die wir an die versificirte gewöhnt sind, eine kaum zu realisirende Vorstellung sein würde, wäre sie nicht vorhanden —: in diesem Zusammenhange wird sie vollkommen begreiflich.

W. Danzel.

Bibliographie.

Poetische Bilder aus der Zeit. Ein Taschenbuch herausgegeben von A. Ruge. II. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Boberthal, E. v., Schnieglöckla. Eine Sammlung Gedichte in schlesischem Bauerndialect mit besonderer Berücksichtigung der Gebirgsmundarten. 1stes Sträußchen. Schweidnitz, Heege. 1847. 16. 10 Ngr.

Bolhuis, W., Erinnerungen. Drei Vorträge. Emden. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

④ Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 24. — 24. Januar 1848.

Proudhon über die Widersprüche der Nationalökonomie.

(Beschluß aus Nr. 23.)

In diesem Sinne ist nun auch das vorliegende Werk von Proudhon durchaus negativ und kritisch, dessen näherer Betrachtung wir einige Bemerkungen über den Verf. voranzusenden haben. Oft nimmt man Proudhon wegen seiner Schrift: „Qu'est ce que la propriété?" in welcher Eigenthum und Raub für identisch erklärt werden, für den Repräsentanten des rohesten Communismus. Proudhon hat allerdings behauptet: La propriété c'est le vol, allein man macht sich die Sache zu leicht wenn man sich damit begnügt Nichts weiter als diesen Ausspruch von ihm zu wissen, und hiernach über ihn aburtheilt. Jene paradox klingende Behauptung ist bei Proudhon ein dialektischer Gegensatz, in dem Sinne wie Hegel z. B. erklärt: Sein und Nichts wären identisch. Es soll damit ausgesprochen sein, daß das Eigenthum in sich widerspruchsvoll ist, was offenbar noch etwas Anderes ist als wenn man alle Eigenthümer für Räuber erklärt. Proudhon ist überhaupt kein Pamphletist: seine Schriften sind viel zu schwierig und erfodern viel zu viel Studium als daß man sie — der freilich sehr unverholen ausgesprochenen Rücksichtslosigkeit des Verf. wegen — im Wesentlichen für etwas Anderes als Früchte langer Studien und wahrhaft wissenschaftliche Productionen halten dürfte. Ebenso wenig aber ist Proudhon — und hiermit müssen wir Diejenigen beruhigen die an jener Aeußerung über das Eigenthum mehr Anstoß nehmen als nöthig ist — Communist oder Socialist. Den Communismus erklärt er in gleich dialektischer Wendung für oppression, servitude, und den Socialismus für reine Chimäre und Haschen nach Utopien. Gerade bei Proudhon findet sich das Schärfste und Schlagendste was sich gegen Communismus und Socialismus sagen läßt. Es würde hiernach ungerecht sein, den Proudhon'schen Arbeiten die Beachtung welche sie eben von wissenschaftlicher Seite in Anspruch nehmen zu versagen. In dieser Beziehung haben wir das vollste Recht, die Möglichkeit des Misbrauchs mancher Aussprüche und die Leichtigkeit, viele scharf und schroff hingestellte Sätze als scheinbare Rechtfertigung communistischer Umtriebe geltend zu machen, ganz zu übersehen, und uns lediglich an die wissenschaftliche Seite zu halten.

Im Allgemeinen charakterisirt sich auch diese Schrift Proudhon's durch außerordentliche logische Schärfe und Gewandtheit, durch tiefes Eindringen in die behandelten Gegenstände, und große allen Misdeutungen und Denunciationen sich offen gegenüberstellende Rücksichtlosigkeit. Sie liefert ein vollständiges System der nationalökonomischen Ansichten Proudhon's, und ist schon in dieser Beziehung gewiß merkwürdig. In der Hauptsache aber ist sie leider negativ und kritisch, sodaß wir die Bereicherung welche sie der Wissenschaft liefert weniger in der versuchten principiellen Abänderung des Sinns und der Bedeutung der Nationalökonomie als in den reichen und scharfsinnigen Erörterungen über die speciellen zur Sprache gebrachten Gegenstände finden müssen. Proudhon stellt zunächst im ersten Capitel die Nationalökonomie und den Socialismus einander scharf gegenüber. Jene hält sich an die Tradition und ist eine Sammlung der bis jetzt gemachten Beobachtungen über Production und Vertheilung, über die allgemeinsten und spontansten, folglich auch am meisten authentischen Formen der Arbeit und des Verkehrs. Diese Beobachtungen hat man classificirt, und die bemerkte Nothwendigkeit in den Erscheinungen zu Gesetzen gemacht. Die Nationalökonomie ist daher factisch und rechtlich haltbar: factisch, weil jene Erscheinungen constant sind und sich ganz von selbst ergeben; rechtlich, weil sie die größte Autorität die es geben kann, die der ganzen Menschheit, für sich haben. Der Socialismus, der wie der Gott Wischnu ewig lebt und stirbt, ist seit etwa 20 Jahren zu einer neuen Incarnation gekommen. Er behauptet, daß die jetzige Verfassung der Gesellschaft, und mithin auch alle frühern, aus denen die jetzige sich historisch ergibt, falsch ist, und zu Unterdrückung, Verbrechen und Elend führt. Muß er so die Nationalökonomie als eine zum Nutzen der Minderzahl und zum Verderb der Mehrzahl erfundene Sophisterei anklagen, so kann er auch die Jurisprudenz, welche eben die Rechtmäßigkeit der von der Nationalökonomie erörterten und classificirten Gegenstände voraussetzt, nicht gelten lassen. Es kommt ihm also auf nichts Geringeres an als auf eine völlige Umschmelzung der Rechtsideen, der Politik und der Ein-

richtungen und Sitten überhaupt. Bei einem Streite dieser Art liegt die Wahrheit nicht schlechthin in der Verwerfung eines der Gegensätze, sondern in ihrer Vereinigung, nicht in einem juste milieu, sondern in einem höhern, die Gegensätze verbindenden Principe. Beide Theile aber berufen sich auf die Wissenschaft, und glauben, daß ihr System die wahre Lehre von der Gesellschaft sei. Es kommt also darauf an zu prüfen, was es mit dieser Lehre für eine Bewandtniß haben kann. Wissenschaft im Allgemeinen ist die vernünftige und systematische Erkenntniß Dessen was ist. Die Wissenschaft von der Gesellschaft beschränkt sich also nicht auf Das was die Gesellschaft war oder sein wird, sondern umfaßt Das was sie in ihrem ganzen Leben, in allen ihren sich folgenden Erscheinungsweisen ist. Sie schließt also die Gesammtheit des Menschheitslebens ein, wie ein Gemälde auf dem sich die in Zeit und Raum ausgedehnte Entwickelung der Gesellschaft in Eins zusammengezogen fände, und die Reihenfolge der Zeitalter und Erscheinungen, und ihre Verkettung und Einheit klar würde. Für diese Wissenschaft ist aber die Nationalökonomie, ungeachtet ihrer Einseitigkeit, ein wesentliches Element: wir müssen einerseits das wirklich Vorhandene kennen, andererseits aber nicht mit dem jetzt Vorhandenen abschließen wollen. So ist es hinsichtlich der Frage von der Organisation der Arbeit weder wahr, daß, wie die Nationalökonomen wollen, die Arbeit organisirt ist, noch daß, wie die Socialisten meinen, sie es nicht ist, und organisirt werden muß, sondern die Arbeit organisirt sich, sie thut es seit Erschaffung der Welt, und wird es bis zum Ende der Welt thun. Ist also die Lehre von der Gesellschaft wesentlich gegen die Zukunft gerichtet, so liegen ihre Elemente doch in der Vergangenheit, und namentlich in der Nationalökonomie im Gegensatz gegen den Socialismus. Diese Auffassung entspricht auch der allgemeinen Ansicht der Gegenwart. Das jetzt Bestehende findet wenig Vertheidiger, und gleichwol hegt man gegen alle Utopien einen tiefen Widerwillen. Man sucht vielmehr die Wahrheit in einem Principe welches das Beharrende und das Bewegende vereinigen würde. Dabei befindet sich die Wissenschaft für jetzt noch in einer eigenen Lage. Wir müssen es Smith, Say, Ricardo und Malthus Dank wissen, daß sie die Mysterien der Glücksgöttin bekannt gemacht, und Herrschaft des Capitals, Unterdrückung der Arbeit und die Listen der Monopolwirthschaft den Blicken Aller dargelegt haben. Man denkt und conjecturirt über die beobachteten Erscheinungen; Misbräuche und Unbilligkeiten verfallen dem allgemeinen Tadel, und man muthmaßt, daß die Leitung der Gesellschaft nicht von leeren Hirngespinnsten in der Weise des Contrat social, sondern wie Montesquieu bemerklich machte von den Beziehungen der wirklich vorhandenen Gegenstände erlernt sein muß. Es bildet sich nach und nach eine linke Seite aus, die sich über die gewöhnliche parlamentarische Ansicht von der Unverbesserlichkeit des jetzt Bestehenden stellt, und in der Analyse der Thatsachen die Geheimnisse des Lebens der Menschheit zu ergründen sucht. Wir können uns also die Nationalökonomie als eine große Ebene vorstellen auf der die Materialien für ein Gebäude umherliegen. Die Arbeiter warten auf das Zeichen zum Anfange, aber der Baumeister ist davongegangen und hat keinen Plan zurückgelassen. Die Nationalökonomen erinnern sich wol mancher Einzelheiten, sie wissen Ursprung, Werth und Nutzen aller Balken und Steine, aber von dem Platze den jedes Stück einnehmen soll, von dem Plane des Ganzen haben sie keine Idee. Sobald sie eine Zusammensetzung versuchen, fehlt der wahre Zusammenhang; und so haben sie endlich die Unmöglichkeit ihn zu finden in ihrem Unmuthe zum Princip gemacht, von den nothwendigen Uebelständen die mit allen Einrichtungen verbunden sind gesprochen, und damit im Grunde alle wahre Wissenschaft geleugnet. So hat man den Bau aufgegeben, die Menge ist über den Bauplatz hergefallen und hat das Material hingenommen und unter sich vertheilt. Aus den vorhandenen Stoffen hat das Eigenthum statt eines prächtigen Tempels eine Menge Hütten erbaut. Es kommt also nicht blos darauf an den Plan des Tempels wiederzufinden, sondern auch die Bewohner der Hütten aus diesen zu vertreiben; und diese Bewohner erklären eben ihre Stadt für ganz vortrefflich, und treten bei der bloßen Erwähnung einer Restauration kampfgerüstet vor ihre Thüren. Dieser Zustand ist immer dagewesen, und wir stehen im Wesentlichen noch auf derselben Stufe auf welcher sich das Alterthum befand. Man behauptet wol, daß sich der allgemeine Wohlstand vermehrt habe, und daß Dieses dem Einflusse des Christenthums zuzuschreiben sei. Allein das Christenthum, bei seiner Entstehung wirklich mit der Idee einer durchaus neuen Weltordnung erfüllt, konnte sich nur halten und ausdehnen indem es die Liebe zur Privattugend werden ließ, von ihrer Anwendung auf die Organisation der Gesellschaft in den Hauptsachen abstrahirte, und alle bisher vorhandenen Gegenstände der Nationalökonomie so wie sie waren annahm, Arbeit, Capital, Grundrente, Zins, Handel und Eigenthum, und sich also dem römischen Rechte, dem reinsten und höchsten Ausdrucke der Nationalökonomie, schlechthin anschloß.

Die nächste Aufgabe ist es hiernach das vorhandene Material der Nationalökonomie zu prüfen. Proudhon untersucht zu diesem Ende zunächst als die Cardinalfrage der ganzen Wissenschaft die Frage vom Werthe, und hiermit beginnt, wie er es nennt, die Reihe der ökonomischen Widersprüche. Er erörtert alsdann die einzelnen Elemente der Nationalökonomie, nicht nach der Folge ihrer historischen Entstehung, sondern nach ihrer logischen Auseinanderfolge und Verkettung, und handelt so nacheinander ab die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Concurrenz, das Monopol, das Abgabensystem, die Handelsbilanz, den Credit, das Eigenthum, die Gütergemeinschaft und die Bevölkerung. Diese Erörterungen bilden den beiweitem größten und wichtigsten Theil des Werks, und enthalten einen großen Reichthum an neuen und fruchtbaren Ideen. Proudhon's dialektisches Talent

zeigt sich hier im vollen Glanze, und man kann seine Abhandlungen über Werth, Theilung der Arbeit u. s. w. gewiß als Muster einer bis in das innerste Wesen der Sache eingehenden Kritik ansehen. Daß die Tendenz wesentlich kritisch sein mußte, ließ sich bereits aus dem oben Gesagten abnehmen; eine solche Kritik aber wie sie der Verf. hier liefert, eine so gründliche, rücksichtslose Zergliederung der Gegenstände, die eben ihres Scharfsinns und ihrer Wissenschaftlichkeit wegen von bloßer Pamphletschreiberei weit entfernt ist, kann der wahren Wissenschaft nur ersprießlich sein. Eben dieses Reichthums wegen ist es uns aber hier nicht möglich dem Gedankengange des Verf. genauer zu folgen, und wir müssen uns auf wenige Andeutungen und Bruchstücke beschränken.

Als Grundlage des ganzen Baus der Wissenschaft betrachtet Proudhon die Lehre vom Werthe, und in seiner Ansicht über diesen soll der Fingerzeig zur Lösung des ganzen Problems liegen. Er zeigt wie sich Nutzwerth und Tauschwerth gegenseitig bedingen, wie sie sich aber auch widersprechen, indem gerade die Vervielfältigung nützlicher Waaren deren Tauschwerth hinabdrückt. Eben aus diesem Widerspruche fließen manche Erscheinungen die man bei dem Werthe wahrnimmt; es ist aber unrichtig wenn die Nationalökonomen daraus folgern, daß es keinen Maßstab des Werths gebe, sondern daß sich dieser nur nach Angebot und Nachfrage bestimme. Ein solcher Maßstab existirt allerdings. Denken wir uns, sagt Proudhon, den Reichthum als eine Masse welche durch eine chemische Macht im Zustande der Zusammensetzung erhalten wird, und in welche neue Elemente unaufhörlich eintreten und sich nach einem gewissen Gesetze combiniren. Der Werth ist dann das Verhältniß oder das Maß nach welchem jedes einzelne dieser Elemente einen Theil des Ganzen ausmacht. Hieraus folgt einmal, daß es falsch ist den Maßstab des Werths in einem bestimmten Gegenstande, Korn, Geld u. s. w., zu suchen, und dann, daß das Verhältniß des Werths sich ändern kann und dabei doch einem Gesetze unterworfen ist. Es kommt also nicht sowol auf einen Maßstab als auf ein Gesetz an, auf das Gesetz der Verhältnißmäßigkeit der Producte. Sind die einzelnen Elemente der ganzen Reichthumsmasse nicht im richtigen Verhältnisse, so combiniren sie sich zwar, aber das Ganze absorbirt sie nicht alle, sondern wirft einen Theil als unnütz fort. Die innere Bewegung in der Gesellschaft, durch welche sich diese Combination bildet, ist der Verkehr mit der ganzen Gütermasse. Was nun aber die Verhältnißmäßigkeit der Producte bestimmt, ist nichts Anderes als die Arbeit.

In den folgenden Abschnitten über Theilung der Arbeit, Maschinen, Abgabensystem, Credit, Eigenthum u. s. w. ist alsdann der leitende Gedanke der, daß alle diese Verhältnisse und Institute nothwendig und nützlich sind, daß sie aber, wie durch providentielle Fügung in sich einen Widerspruch tragen, und daß Mehrung des Wohlstandes und Fortschritt in materieller Cultur mit dem Elende und der moralischen Verwahrlosung in gleichem Maße zunimmt. In dieser doppelten Richtung wirkend erscheinen die genannten national-ökonomischen Kategorien auch unter sich in einem festen logischen Zusammenhange. Das Einzelne können wir hier nicht verfolgen, und so mag es passend sein durch einige Bruchstücke eine Anschauung von Proudhon's Darstellung zu geben. Er sagt:

Eine bemerkenswerthe Folge der Theilung der Arbeit ist der Verfall unserer Literatur. Im Alterthum und Mittelalter galt der Gelehrte Alles: er war eine Art lebendiger Encyklopädie und Nachfolger des Sängers und Dichters; die Literatur herrschte ganz offen, die Könige suchten die Gunst der Gelehrten oder rächten sich wegen der Verachtung der Gelehrten, indem sie sie und ihre Bücher verbrannten. Das war immer noch eine Anerkennung der Souverainetät der Literatur. Heute dagegen ist man Industrieller, Advocat, Arzt, Banquier, Kaufmann, Ingenieur, aber man ist nicht mehr Gelehrter, oder vielmehr Jeder der in seinem Berufe einen ausgezeichnetern Standpunkt errungen hat ist eben hierdurch Gelehrter. Der bloße Gelehrte ist der öffentliche Schriftsteller, eine Art Phrasenverkäufer, dessen bekannteste Varietät der Journalist ist. Es war eine seltsame Idee der Kammern ein Gesetz über das literarische Eigenthum geben zu wollen! Als ob nicht die Idee künftig Alles, der Stil Nichts sein würde. Es ist, wofür man Gott zu danken hat, um die parlamentarische Beredtsamkeit wie um die epische Poesie und die Mythologie geschehen. Das Theater zieht die Geschäftsleute und Männer der Wissenschaft nur selten an, der Roman gewährt nur Interesse sofern er sich der Wirklichkeit anschließt, die Geschichte wird zu einer Art anthropologischer Exegese, und überall ist die Kunst der Rede nur eine Dienerin der Idee oder der Thatsache. Der Cultus des Wortes, ein zu dichtes und langsames Studium für die Ungeduldigen, wird vernachlässigt, und seine Künste verlieren ihre verführische Kraft. Die Sprache des 19. Jahrhunderts besteht aus Zahlen und Thatsachen, und der ist der Beredteste der mit den wenigsten Worten die meisten Sachen auszusprechen weiß. Wer diese Sprache nicht versteht gilt für einen Schwätzer, und man sagt, daß er keine Ideen habe. In einer sich noch bildenden Gesellschaft geht der Fortschritt der Sprache dem der Philosophie und Industrie voraus, aber es kommt die Zeit wo der Gedanke mächtiger ist als das Wort, und wo das Fortbestehen der Vorherrschaft der schönen Literatur ein Zeichen des Verfalls sein würde.

Ueber die Handelsfreiheit sagt Proudhon:

Der hauptsächlichste national-ökonomische Grund der Handelsfreiheit liegt darin, daß der Reichthum der Gesammtheit und des Einzelnen durch den nationalen Verkehr befördert wird. Wenn die Consumtion durch diesen Verkehr mannichfaltiger wird, wenn die Einzelnen ein Recht haben durch Bezug vom Auslande sich gegen Monopolisirung im Inlande zu schützen, so sind die Gründe freilich triftig; aber es liegt in ihnen nur immer ein Tausch und keine Vermehrung von Werthen. Um diese zu finden muß man die Sache von einer andern Seite ansehen. Man kann den Verkehr als eine Anwendung des Gesetzes der Theilung auf die Consumtion der Producte definiren. Wie die Theilung der Arbeit die Quelle einer Vermehrung der Werthe ist, so ist auch die Theilung der Consumtion durch den Verkehr das mächtigste Mittel zur Absorption jener Werthe. Wenn man die Consumtion durch Verschiedenartigkeit der Verbrauchsartikel und freien Verkehr theilt, so mehrt man die Fähigkeit zu consumiren, ebenso wie man durch Theilung der Arbeit die productive Kraft vermehrt. Wenn zwei Gesellschaften die verschiedene Producte erzeugen, und deren jede jährlich für 100 Millionen verzehrt, ihre Producte austauschen, so wird ihre Consumtion zusammen bald nicht 200 sondern 250 Millionen betragen. Die Einwohner beider Länder werden sich nicht auf einen bloßen Austausch, eine Substitution des Einen für das Andere begnügen, sondern die Mannichfal-

tigkeit der Artikel wird sie dazu führen das Fremde noch außer dem Eigenen zu consumiren.

Dann hat aber freilich nach dem unglückseligen Widerspruche in dem sich alle unsere Zustände befinden, die man sich willkürlich und frei bilden ließ, die ganze Sache auch ihre Kehrseite, und was Proudhon gegen die Freihandelslehre der Theoretiker vorbringt, ist vielleicht das Vollständigste und Scharfsinnigste was über die ganze Frage geschrieben ist.

In der Lehre vom Eigenthum macht Proudhon eine Bemerkung, in welcher sich der Grund findet weshalb die hin und wieder bestehenden Gesetze über die Nothwendigkeit besonderer policeilicher Erlaubniß zu Verheirathungen und gegen das Entstehen armer Familien Nichts helfen:

> Gerade in der Familie offenbart sich die tiefere Bedeutung des Eigenthums. Familie und Eigenthum gehen Hand in Hand, und Eins verliert ohne das Andere seine Bedeutung. Mit dem Eigenthume begründet sich erst die Stellung der Frau. Der Haushalt, dieses ideale Ding worüber man mit Unrecht spottet, ist das Reich der Frau, das wahre Zeichen einer vorhandenen Familie. Fällt der Haushalt weg, so bleiben nur noch Paare von Menschen aber keine Familien übrig. In den großen Städten fallen die arbeitenden Classen nach und nach durch den Mangel fester Wohnungen, durch die Haltlosigkeit des Haushalts und durch den Mangel des Eigenthums in Concubinat und Roheit. Ohne Haushalt ist die Frau Concubine.

So äußerst lehrreich und interessant nun auch das Gemälde ist welches Proudhon von den Widersprüchen der Nationalökonomie entwirft, so sehr es dazu dient richtigere Einsicht über eine Reihe von Einzelheiten zu gewinnen, so kann man doch am Ende einer Lösung nicht entbehren. Wir sehen, wie alle Verhältnisse sich durch das planlose Gehenlassen oder das Einrichten nach ganz speciellen Interessen und Rücksichten so ineinander geschoben und eingeklemmt haben, daß man Nichts gründlich bessern kann ohne zu beschädigen, daß jedes nothwendige und heilsame Verhältniß seine Kehr- und Schattenseite hat, und daß die Theorie, welche lehren soll was gut ist und frommt, machtlos wird und in Widersprüche fällt, weil das Nützende schadet und das Gute schlimm, das bloße Berufen auf nothwendige Inconvenienzen, die mit dem Nützlichen verbunden sind, aber eine durchaus unwissenschaftliche Ausrede ist. In diesem Wirrwarr müssen wir, um das Unglück nicht für nothwendig und ewig zu halten, und uns nicht bei den Unvollkommenheiten aller menschlichen zu beruhigen, eine Lösung fodern, und die Wissenschaft muß sie am Ende geben. Wo ist nun also der verloren gegangene Plan zu dem zerstückten Gebäude? Wo die Lösung aller jener Widersprüche? Auf diese Fragen findet uns der Verf. leider auf eine Weise ab, daß wir sein Hauptverdienst eben nur in dem Klarmachen der Mängel und Widersprüche, also in der Kritik, erblicken müssen. Das ganze System der ökonomischen Widersprüche enthält auch die Elemente des Wahren, und zeigt uns wie auf einer umgekehrten Stickerei das verkehrte Bild der zukünftigen Organisation. Die Wahrheit liegt nicht in der herkömmlichen Nationalökonomie, und nicht in den Hirngespinnsten des Socialismus: die Materialien sind aber da, und es kommt nur darauf an die Formel für die Ausgleichung aller Widersprüche zu finden. Welches ist nun, fragt der Verf., diese Formel? Wir können sie gleichsam von fern erblicken, es muß ein Gesetz des Verkehrs und Austausches sein, ein System von Garantien welches die alten Formen unserer bürgerlichen und commerciellen Gesellschaften auflöst, und allen von der Kritik bezeichneten Bedingungen der Wirksamkeit, des Fortschritts und der Gerechtigkeit genügt; eine nicht blos conventionnelle, sondern eine wirkliche Gesellschaft, welche die Zerstückelung zum Werkzeuge der Wissenschaft macht, welche die Unterdrückung durch Maschinen, und die Krisen beim Entstehen der letztern hindert, welche aus der Concurrenz einen Gewinn, aus dem Monopol eine Bürgschaft der allgemeinen Sicherheit macht, welche durch die Macht ihres Princips statt vom Capitale Credit und vom Staate Schutz zu bitten, der Arbeit Capital und Staat unterwirft, durch Rechtlichkeit des Handels Solidarität unter den Völkern begründet u. s. w.; eine Gesellschaft endlich welche zugleich Organisation und Transition und doch kein bloßes Provisorium ist, welche Alles schützt und Nichts fesselt. Die Theorie der Mutualität oder des mutuum, des Naturaltausches also, dessen einfachste Form das Leihen zum Verbrauche ist, ist aus dem Gesichtspunkte des Collectivwesens die Synthese der beiden Begriffe Eigenthum und Gemeinschaft; eine Synthese so alt als die Elemente aus denen sie besteht, da sie ja nichts Anderes ist als die Rücksicht der Gesellschaft zu ihrer ursprünglichen Verfahrungsweise durch ein Labyrinth von Erfindungen und Systemen, das Resultat einer Forschung von 6000 Jahren über den Satz a = a.

Daß hiermit die Aufgabe nicht gelöst sei, sieht der Verf. selbst ein, und da diese ganze Aeußerung kaum mehr als eine vorläufige Andeutung sein kann, über welche sich ihrer Dunkelheit wegen kaum urtheilen läßt, so wollen wir unser Urtheil bis zu einer vielleicht zu erwartenden weitern Entwickelung des ganzen positiven Theils zurückhalten.

F. Liebe.

Nordamerikanische Alterthümer.

Ein neuyorker Brief vom 29. October 1847 enthält folgende Mittheilungen: „Außer den Kriegsbegebenheiten interessiren das hiesige Publicum (wenigstens das beschränkte literarische) jetzt besonders die merkwürdigen Ausgrabungen in Ohio und im Mississippithale. Daß früher ein den Indianern, welche die Weißen hier fanden, ganz fremdes Geschlecht hier gewohnt habe, wird immer gewisser und nun zulässiger, die Azteken sich von hier aus nach Mexico verbreitet zu sehen. Eine Menge von Werkzeugen, ja einfachen Kunstproducten, die man aufgefunden hat scheint auf einen erträglichen Culturzustand zu deuten. Besonders aber lassen manche ausgegrabene Gegenstände auf das Dasein von viel mehr Verkehrmittel schließen als uns bei den alten Völkern bekannt sind. Denn die ausgegrabenen halb unterirdischen Bauten bestehen zum Theil aus Materialien wie sie nur noch in großer Ferne existiren, als Gestein das mehre hundert Meilen hat transportirt werden müssen, Muscheln die nur am Golf von Mexico gefunden werden, u. s. w. Die Urgeschichte Amerikas liegt noch in so vollständigem Dunkel, daß Frage sich an Frage reiht ohne auf eine einzige genügende Antwort rechnen zu können.“ 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 25. — 25. Januar 1848.

Psyche. Zur Entwickelungsgeschichte der Seele. Von Karl Gustav Carus. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 1846. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Der im Fache der Medicin wie in dem der Psychologie gleich ausgezeichnete Verf. dieser Schrift hat sich, der Vorrede zufolge, den Kreis von Lesern dem er diese neue Gabe seines Geistes darbietet selbst ausgewählt. Es sind nicht Die welche in das brausende Treiben industrieller, commercieller, statistischer, ökonomischer und politischer Interessen eingezwängt und festgehalten, nicht zu einem ruhigen Schauen in sich gelangen; auch nicht Die in denen der stete Kampf mit der peinigenden Noth des Lebens, der Mangel aller geistigen Bildung und Nahrung den Drang jener höhern Sehnsucht, und die Begierde nach Lösung jener höhern Aufgabe über das Wesen der göttlichen Dinge, und somit auch der Seele, auf keine Weise mehr aufkommen läßt; sondern es ist die kleine gezählte Menge der Seelen denen es schon in früher Zeit der Entwickelung ihres Geistes keine Ruhe läßt dem angeborenen Streben nach Selbsterkenntniß zu genügen, der Seelen welche fortwährend von innerm Sehnen getrieben nach der Speise sich umthun welche schon Dante „das Brot der Engel" nannte, denen es Bedürfniß ist in die Tiefe ihres eigenen Wesens einzudringen. Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß viele Menschen, theils aus Mangel an geistiger Bildung, theils aus Trägheit oder überwältigt von sinnlichen Genüssen und weltlichen Interessen, nie dahin gelangen sich Rechenschaft über das Wesen ihres geistigen Zustandes und über sein Verhältniß zum körperlichen Leben, zu ihren Nebenmenschen, zu Gott u. s. w. abzulegen; allein die Zahl Derer die Dies freilich auf ihre eigene Weise thun, scheint uns, wenigstens unter dem gebildetern Theil derselben, doch nicht ebenso geringe zu sein als der Verf. voraussetzt, ja, es scheint uns in vielen Menschen das Bedürfniß zu liegen nicht allein darüber zu denken, sondern auch sich womöglich darüber Aufschluß zu verschaffen. Aber der Gegenstand selbst liegt so weit ab von den gewöhnlichen Wegen denen der Mensch im Leben zu folgen pflegt, er fodert einen solchen Grad von Selbstentäußerung und Vertrautheit mit einer philosophischen Denkungsweise, und schließt bei aller Forschungsbegierde so viel noch unlösliche Mysterien ein, daß es nur Wenige wagen tiefer in die Sache einzugehen, viel weniger darüber zu sprechen und zu schreiben, sondern die Forschungen darüber lieber den Philosophen vom Fache überlassen, wenngleich ihnen Nichts erwünschter sein würde als den Vorhang hinter dem sich die geahnte und ersehnte Wahrheit verbirgt gelüftet zu sehen. Nicht Mangel an Interesse ist es daher welcher sie abhält dergleichen Untersuchungen weiter nachzugehen, sondern Mangel an eigener selbständiger Geisteskraft, einen Stoff zu bewältigen an dem sich bereits die scharfsinnigsten Denker versucht haben und noch versuchen, ohne damit aufs Reine zu kommen. Was daher das Verlangen nach Aufklärung über die von dem Verf. behandelten Gegenstände betrifft, so hat er gewiß nicht einen kleinen, sondern vielmehr einen ausgebreiteten Kreis von Lesern zu erwarten. Nur müssen wir voraussetzen, daß er für dieses größere Publicum den rechten Ton getroffen habe, und zu ihm auf eine Weise rede die seinem Fassungsvermögen angemessen ist.

Treten wir nun aber mit solchen Anfoderungen an die hier zu besprechende Schrift heran, so müssen wir billigerweise bezweifeln, ob sie sich unter einem größern Theil der von uns oben bezeichneten Classe von Lesern Freunde erwerben werde, und ob sich diese in Untersuchungen und Ansichten wie sie ihnen hier zur Aufklärung jener dunkeln Gebiete der psychischen Seite des Menschen geboten werden, finden können. Nicht allein mannichfaltige naturwissenschaftliche und physiologische Kenntnisse werden hier vorausgesetzt, sondern das Verständniß des Ganzen erfodert auch einen Grad von Abstractionsvermögen und ein so strenges Festhalten an dem Princip aus welchem Alles abgeleitet wird, wie man es bei dergleichen Lesern nicht annehmen kann. Dazu kommt, daß eben jenes Princip, das freilich als die Basis des Ganzen auf welche der Verf. seine Lehre von der Psyche gründet, immer auch in allen einzelnen Theilen sich geltend machen muß, wie ein langausgehaltener Ton den Leser auf allen Seiten des Buchs verfolgt, und so die Lecture desselben etwas ermüdend macht.

Abgesehen indessen von diesen Eigenschaften der Schrift, welche sie unserer Meinung nach für einen größern Theil des lesenden Publicums weniger zugänglich machen, hat sie ihre großen Vorzüge, und wird insbesondere von De-

nen welchen das Studium der Philosophie überhaupt nicht fremd ist, und welche die Mühe nicht scheuen dem Verf. mit Aufmerksamkeit und mit einiger Anstrengung in alle Einzelheiten seines Gegenstandes zu folgen, mit Interesse gelesen werden. Denn die Ansicht von der menschlichen Seele und vom leiblichen Leben, welche uns der Verf. hier bietet, ist durchaus neu, und gewinnt durch ihre Einfachheit und innere Consequenz. Alle Trennung sowol der verschiedenen Eigenschaften der Seele als des geistigen und leiblichen Lebens verschmilzt hier zur vollkommenen Harmonie, und Erscheinungen in beiden Reichen denen man bis jetzt keinen schicklichen Platz anzuweisen wußte, erhalten ihre Deutung. Und so lohnt es sich denn wol der Mühe dem in vielfacher Beziehung bedeutungsvollen und zum weitern Forschen auffodernden Werke einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Da es uns indessen hier zu weit führen würde das ganze System des Verf. in allen seinen Theilen unsern Lesern vorzulegen, so beschränken wir uns nur darauf sie wenigstens in seinen Ideengang einzuführen und dabei Einzelnes herauszuheben.

Der Grundgedanke, der dem Ganzen zur Basis dient und aus dem Alles, gleich den Aesten eines Baumes, aus dem Stamm herauswächst, erscheint auf den ersten Anblick als ein sehr paradoxer, ist unsers Bedünkens aber ein sehr glücklicher, mit dem man sich leicht versöhnt, wenn man im Verfolg des Werkes seine Bedeutung für die Erklärung der Erscheinung des körperlichen und geistigen Lebens erst erkannt hat. Er heißt: „Der Schlüssel zur Erkenntniß vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins." Der Mensch, als Individuum, lebt nämlich in drei ganz wesentlich verschiedenen Zuständen sein Leben: 1) als nur mikroskopisch wahrnehmbares, aus concentrischen Hüllen bestehendes Ei; 2) als innen im Ei Keimendes, d. i. Embryo, und 3) als eigentlicher Mensch. Erst mit der Geburt hebt die dritte und eigentlich menschliche Lebensperiode an, und wie eine weite Außenwelt mit dem Organismus in mannichfaltige Wechselwirkung tritt, so dämmert allmälig in den dunkeln, bis dahin bewußtlosen Regionen des Lebens, d. i. der Seele, eine schwache Unterscheidung des eigenen Seins vom fremden Sein auf, und nach und nach und mit periodisch immer wiederkehrendem Versinken ins unbewußte Leben entwickelt sich bei herannahender Lebensreife die eigenthümliche Welt der selbstbewußten, fühlenden, wollenden und erkennenden Seele aus jenem frühern bewußtlosen Zustande. Eine feste Scheidewand zwischen Seele und Lebenskraft kann nicht aufgefunden werden. So unmöglich es überhaupt sein würde, daß, wenn diese beiden Energien etwas wahrhaft auch in jeder Art Verschiedenes wären, die Empfindungen des Sinnenlebens der Seele zugute kämen, und die Seele selbst wieder auf den Leib zu wirken vermöchte, so gewiß ist es, daß Alles darauf uns hinweist, daß nur ein einiges Princip des Lebendigen, nur ein aus sich selbst Bewegendes — eine Entelechie mit Aristoteles, oder eine Idee nach Platon, oder eine Psyche, eine Seele, mit Einem Worte, ein Göttliches, nenne man es nun wie man wolle — die Grundbedingung jeglicher Lebenserscheinung, und also auch jeglicher Bildung sein könne. Dieses Göttliche bezeichnen wir als Urgrund eines irgendwie Lebendigen mit dem Namen der Idee seines Daseins, oder (sobald in dieser Idee sich irgend eine Art des Bewußtseins entwickelt hat) mit dem Namen der Seele.

Die Schrift zerfällt nun in drei Abschnitte, deren erster vom unbewußten Leben der Seele, der zweite vom bewußten Leben derselben, und der dritte von Dem handelt was im Unbewußten und Bewußten der Seele vergänglich und was darin ewig ist.

Im ersten Abschnitt wird gezeigt: wie Vieles auch innerhalb des bewußten Zustandes unserer Seele nur als ein Unbewußtes sich bewegt und vollendet. So gehorchen z. B. die Muskeln welche der Bewegung des Athemholens dienen, durch die zu ihnen sich verbreitenden Wirkungen des Nervenlebens, der Willkür unsers bewußten Seelenlebens. Nichtsdestoweniger geschehen diese Bewegungen in der Regel und fortwährend unser ganzes Leben hindurch größtentheils vollkommen unbewußt, und machen es uns verständlich, daß zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein eine sehr bewegliche Grenze liegt, und daß das Bewußte wie das Unbewußte Strahlungen einer und derselben Einheit sind. Noch auffallender vielleicht ist Dies bei allen Bewegungen welche irgend einer Kunstfertigkeit dienen. Hier, ganz in der Region des Bewußtseins, und ausgeführt von durchaus der Willkür unterworfenen Muskeln, ist Das was wir „Einlernen", „Einübung" nennen, gar nichts Anderes als ein Bestreben Etwas das dem Bewußtsein angehört wieder in die Region des Unbewußtseins zu bringen. Man denke sich den Klavierspieler: jede einzelne Fingersetzung, Fingerschnellung ist ursprünglich willkürlich, und muß zuerst durch absichtlich einzeln gewollte Nervenströmung auf die geeigneten Muskeln hervorgerufen werden. Wird sie nun vielfältig hervorgerufen und immer wieder erneut, so geht sie allmälig in ihrer besondern Complication ganz ins Reich des Unbewußtseins über, und wird dergestalt dem Bewußtsein entzogen, daß sie einzeln gar nicht mehr gedacht zu werden braucht, sondern daß die Vorstellung vom Realisiren gewisser Tonfolgen überhaupt schon genug ist um sich ganz unbewußt in ihrer Gesammtheit und in jeder gewollten Zeitfolge ebenso sicher hervorzurufen wie die Athmungsbewegungen ohne unser Darandenken sich folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Deutschlands Beruf in der Gegenwart. Von Theodor Rohmer. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 22½ Ngr.

„In einer Zeit wie die unserige ist, so bewegt nach innen, so inhaltsschwanger nach außen, schaut das Auge jedes denkenden Menschen in die Zukunft, und wer irgend fähig ist, durch Geist oder Bildung, hineinzublicken in das Treiben der Geschichte, sucht durch Anschauung Dessen was ist, durch Vergleichung Dessen was war in das verworrene Räthsel

Dessen was da kommt einzudringen." So beginnt der Verf. Und dieser erste Satz seines Buches ist fast der einzige mit dem wir übereinstimmen können. Wir erinnern daran, daß Hr. Theodor Rohmer bereits vor einigen Jahren unter ähnlichem Titel denselben Stoff behandelte. Er sollte schon damals nichts Anderes thun als die große Sendung seines Bruders, des Hrn. Friedrich Rohmer, dieses „neuen Messias", vorbereiten. Dieser „neue Messias" ist nun bekanntlich nur zum Spott und Scandal geworden, und er zog sich seit längerer Zeit, nicht blos in seiner literarischen Charlatanerie und politischen Mission, sondern auch in seiner Persönlichkeit schwer getroffen, ins Dunkel zurück. Wie es scheint hält er aber jetzt den Augenblick für günstig wieder hervorzutreten, und sein Bruder, Hr. Theodor Rohmer, muß aufs neue die Trompete zur Hand nehmen, um anzukündigen, daß sein Bruder, Hr. Friedrich Rohmer, wiederum eine Komödie aufführen will.

Wir glauben mit dieser Bemerkung den eigentlichen Fernpunkt, die eigentliche Bestimmung dieses Buches getroffen zu haben. Es kommt hier nur noch darauf an den Beweis zu liefern. Ueber das Princip des Buches, d. h. das Princip des neuen Messias, des Hrn. Friedrich Rohmer, dann nachher. Es heißt (S. 50): „Lasset eine Macht geboren werden welche die Gebildeten um sich sammelt von aller Art und Farbe, in welcher der Glaube des Einen, die Wünsche des Andern sich einigen, wie tausend Strahlen in Einem Lichte, lasset es eine deutsche Macht sein, und sie wird uns in Noth und Gefahr vorangehen, gleich einer Wolkensäule in der Wüste, sie wird den Einen Gott uns wiedergeben, den wir verlassen haben über den vielen Göttern, und mit ihm die Kraft alle Zwietracht, so viel auch noch übrig bleiben möge, hintenanzusetzen, wo es dem Vaterlande gilt." Hr. Theodor Rohmer hat hier nur die Zukunfts-Messiade seines Bruders Friedrich im Sinne! Der soll uns Alle versammeln, der soll uns den Einen Gott wiedergeben u. s. w. Das wird noch deutlicher (S. 59). Nachdem Hr. Theodor Rohmer über die „Erneuerung" phantasirt hat deren die deutsche Nation bedürfe, kommt er mit dem eigentlichen Geheimniß zum Vorschein. Es heißt: „Nur ein göttliches Wort, ausgesprochen von einem gottgesandten Menschen, und eine göttliche Kraft vermag das Chaos zu lichten, an welchem gewöhnliche Kunst der Fürsten wie Völker vergeblich nach Ordnung ringt."

Natürlich, nur Hr. Friedrich Rohmer kennt dieses göttliche Wort, nur Hr. Friedrich Rohmer kann es aussprechen, nur Hr. Friedrich Rohmer ist der gottgesandte Mensch, der „neue Messias", nur Hr. Friedrich Rohmer kann durch seine göttliche Kraft unser Chaos lichten! O Deutschland, was verkennst du deine Propheten! S. 62 heißt es: „Jetzt oder niemals ist die Zeit gekommen wo Ein Bewußtsein, Eine Hoffnung uns Alle einigen muß." Und: „Die Stimme des Propheten schallt nicht durch Krieg und Kriegsgetöse hindurch. Im Frieden soll das Wort gesprochen werden um welches Deutschland sich schart, um ein einiges, mit einigem Bewußtsein dem Schicksal zu begegnen."

Natürlich ist wieder Hr. Friedrich Rohmer dieser Prophet. Er wird dich führen, Vaterland! Hr. Theodor Rohmer will in seinem Buche nichts Anderes als dem Messias der da kommen soll, dem großen Friedrich Rohmer, die Wege bereiten! Schwingt die Palmen! Ruft Hosianna! Seite 64 heißt es: „Was unsere Zeit verlangt ist nicht die Blüte einer Epoche, Gesundheit einer Periode, es ist Gipfel der Geschichte, zweite Erlösung der Menschheit." Natürlich wird Niemand anders als Hr. Friedrich Rohmer auf dem Gipfel der Geschichte stehen, nur von ihm natürlich kann die zweite Erlösung der Menschheit ausgehen. Heil ihm der da kommt zu erfüllen was geschrieben steht in dem Buch seines Bruders!

Es wäre allerdings ein Grund vorhanden hiermit die Kritik des vorliegenden Buches zu schließen, und über die Personalien gar nicht an die eigentliche Kritik zu kommen. Denn wie „Deutschlands Beruf in der Gegenwart" da aufgefaßt werden muß, wo sich unser ganzes nationales, staatliches und wissenschaftliches Leben um einen Hrn. Friedrich Rohmer gruppiren soll, Das wird Jeder sich von selbst sagen können. Doch gehen wir weiter. Ehe wir an das Princip herangehen, wollen wir einige Worte über die Art und Weise sagen wie die Politik in diesem Buche behandelt wird. Hr. Theodor Rohmer ist auf dem Gebiete der Politik ein bloßer Phantast, jede Seite spricht dafür, und je praktischer sich unser nationales und staatliches Leben gerade jetzt gestaltet, um so wunderlicher muß sich das betäubende Opfer ausnehmen welches Hr. Theodor Rohmer seinem Bruder, dem neuen Messias, wieder einmal gebracht hat. Deutschlands „Sendung" soll die erste der Welt sein, Deutschland soll sich die „Erstlingschaft" erringen, dieses Thema wird nach allen Seiten variirt; aber leider Gottes hat das nationale Pathos für uns allen Werth verloren, schon da wo es ganz inhaltslos erscheint, um so mehr aber da wo es einer Narrheit oder gar einem Jesuitismus zum Aushängeschilde dienen soll. Dieses ist aber jedenfalls in dem vorliegenden Buche der Fall. Wir erlassen Hrn. Rohmer gern seine äußere und innere Anschauung der deutschen Geschichte, sowie seine durchaus unklare Charakteristik des europäischen Staatengebäudes, und halten uns auch hier an des Pudels Kern. Und da läuft denn das ganze nationale Pathos dieses Buches auf nichts Anderes heraus als auf den Grundsatz der allertrivialsten Restauration, einer Restauration wie sie in der Schweiz von dem bekannten Dr. Bluntschli, eben dem großen Beschützer und Anhänger unsers „neuen Messias", gelehrt wurde. Auch hier wird es am besten sein das Buch selbst sprechen zu lassen.

S. 3: „Der Religion kommt als Grundlage unserer ganzen Bildung die unmittelbarste Wirksamkeit zu." S. 58: „Eine wahre Verfassung kann nur aus der Wahrheit selbst (nicht aus entlehnten Stücken französischer und englischer Weisheit) entsprießen, wie sie nur die Frucht eines deutschen Princips sein kann." S. 61: „Glaubt mir, es lebt Etwas in dem heutigen Sinn des deutschen Volkes, erhaben über die leichtsinnige Begierde nach neuen Genüssen, über die krankhafte, revolutionnaire Sucht, die an der eigenen Lust sich steigert: es ist die ungestillte Ahnung eines höhern Gutes." S. 69: „Jener dämonische Uebergriff, jener staatliche Aufbau, aus der Aufklärung gezimmert, welche selbst ein leichtsinniger Uebergriff gewesen, verursacht das Erstaunliche der (französischen) Revolution." S. 75: „In der Revolution liegt der Same des Unkrauts, das heut dort (in Frankreich) so reichlich wuchert; schwerer als der Dreißigjährige Krieg auf dem deutschen Volke gelastet hat, lastet sie noch auf dem französischen. Die Aufklärung hatte das religiöse Bewußtsein in Frankreich zerstört, die Revolution vernichtete vollends den moralischen Gehalt, und flößte den Gemüthern jene unselige Hast nach Neuem, den Geistern jene flatterhafte Unruhe ein welche durch ewiges Negiren jede positive Schöpfung im voraus unterwühlt." S. 76: „Eine kleine Partei gibt es in Frankreich welche in der Religion allein das Heilmittel für den gesunkenen Nationalgeist findet, in der Politik will sie die gesetzliche Freiheit und Beschützung des Princips der Freiheit in Europa; sie allein enthält Keime des Lebens." S. 89: „Das Schicksal des Papstthums ist an das der katholischen Kirche geknüpft. Diese kann, wie jenes, eine andere werden im Laufe der Zeit; fallen wird sie nur wenn das Christenthum besiegt und die Kirche vom Staat verschlungen werden sollte. Es hängt aber der Ausgang des Kampfes und damit die Gestaltung des Papstthums von jener geistigen Entscheidung ab, die allein über Glauben und Unglauben, über Kirche und Staat zu bestimmen vermag. Woher sie kommen muß, Das wissen wir." (Wirklich? Von Hrn. Friedrich Rohmer?) S. 119: „Deutschland vor Allem ist berufen Rußlands falsche Gegenwart zu bekämpfen, seine wahre Zukunft heraufzuführen" u. s. w. (Was heißt Das, Hr. Theodor Rohmer?)

Alle Länder Europas nun, deren tiefliegenden Organismus Hr. Theodor Rohmer mit wenigen Worten, ohne klaren

Einblick in die Substanz ihres Lebens, darstellen will, scheinen ihm nicht fähig das Princip der Restauration, welche in den beiden Rohmer ihre Polichinels gefunden hat, durchzuführen: Deutschland allein ist das herrliche Land! Darum wird in dem Buche so viel von Deutschlands Größe, Deutschlands Glorie u. s. w. gesprochen. Es wird eben das Nationalpathos benutzt, um durch seine Gehaltlosigkeit und affectirte Wichtigthuerei zu betäuben. S. 170: „Das deutsche Volk ist das gottbegnadigteste das die Geschichte kennt." Also wieder eine brutale Ausschließung, wieder ein auserwähltes Volk Gottes gegenüber den Heiden und den Philistern.

Doch genug. Die mitgetheilten Stellen sind nicht aus dem Buche blindlings herausgerissen, sie tragen das Buch, sie enthalten die Grundsätze desselben. Wir haben schon gesagt, daß die Restauration in Hrn. Friedrich Rohmer ihren Polichinel gefunden habe; indem nun sein Bruder sich zum Verkündiger dieses confusen Polichinels hergibt, kann er uns wenigstens keinen Beweis seiner geistigen Klarheit liefern, und seiner Befähigung über Deutschlands Beruf in der Gegenwart ein Wort mitzusprechen.

Aber nun das Princip! Das große Rohmer'sche Princip! Das Princip welches die Welt zum zweiten male erlösen wird! Deutschland horche! Auch hier soll der Prophet sich selbst kund thun. S. 43: „Das große Werk, wozu die Reformation den Anstoß gegeben, worum drei Jahrhunderte geblutet und gekämpft, zu vollenden, ist Deutschlands Beruf in der Gegenwart." (Nun davon sind auch wir überzeugt, aber wie soll die Vollendung geschehen?) S. 44: „Der Protestantismus, wie er unverrückt nach der Wahrheit gestrebt hat, muß aus seiner Mitte ein Princip erzeugen welches die innersten Fragen des Geistes und die tiefsten Probleme der Zeit zu lösen vermag." Aber wie? Das ist auch hier die Frage. Halt. Auf derselben Seite treten wir dem Rohmer'schen Messiasplan näher: „Der Protestantismus, wenn die Sendung erfüllt ist um derentwillen die Vorsehung ihn ausgeschieden hat, wird wieder eins werden mit dem Katholicismus. Dieser letztere wird erkennen, daß über dem Princip in dem die Kirche wurzelt ein zweites sich erhebt, welches allein dem seinigen Bestand verleihen kann, daß Philosophie und Religion, als die zwei Spitzen der Menschenseele, statt zu kämpfen sich ergänzen sollen." Hr. Friedrich Rohmer, als Expiator, wird natürlich den ersten Anspruch auf dieses allgemeine Papstthum haben. Und dieses lächerliche Papstthum ist das eigentliche Princip des vorliegenden Buches, darum so viel nationales Pathos, darum so viel Rederei von Deutschlands Größe und „Sendung"! S. 188: „Noch einmal wie vor achtzehnhundert Jahren muß das Wort als der Morgenstern aufgehen in den Herzen der Völker, muß es die Welt erretten als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle die daran glauben!" Hr. Friedrich Rohmer wird der zweite Christus sein! Hr. Friedrich Rohmer hat das Wort gesprochen, Hr. Friedrich Rohmer wird selig machen Die an ihn glauben! Hr. Rohmer wird uns bringen (S. 196) „die lebendigste und sicherste Weissagung der kommenden Wahrheit". Ebendaselbst: „Der Mann der die letztere uns brächte würde unter die Philosophen des Tages hineintreten wie einst Sokrates unter die Sophisten." Das wird natürlich wieder Hr. Rohmer sein.

Es erscheint uns als überflüssig das Princip nach dem Gesagten noch näher zu beleuchten. Es gibt Dinge wo die Kritik am Ende ist. Gegen die Grundsätze und Maßregeln der Restauration und Reaction läßt sich kämpfen, wo aber die Restauration in der Harlequinsjacke auftritt, da ist Lachen besser. Bedauernswerth wäre nur das Eine, daß ein Polichinel wieder einen Polichinel als dienenden Geist gefunden hat, Hr. Friedrich Rohmer seinen Bruder Theodor, den Herausgeber des vorliegenden Buches. Wer aus diesem Buche Deutschlands Beruf in der Gegenwart erkennen kann, aus diesem Hexenkessel nationalen, speculativ-philosophischen, politisch- und kirchlich-reactionnairen, knabenhaft-phantastischen Abhubs, der muß in der That eine solche „psychologische Persönlichkeit" sein wie sie schon früher von Hrn. Friedrich Rohmer und, ihm nachsprechend, von dem großen schweizer Reactionnair Hrn. Bluntschli, jetzt natürlich auch wiederum von Hrn. Theodor Rohmer gepredigt wurde, d. h. der mag Anspruch auf eine Stelle in irgend einem Irrenhause haben, wo bekanntlich die leersten, geistesödesten Subjecte sich für Kaiser, Könige und Welterlöser halten und dafür gehalten werden wollen.

Ueber die „psychologische Persönlichkeit" hier noch eine Stelle (S. 207): „Christus muß als geschichtliche Individualität begriffen, als psychologische Persönlichkeit erläutert werden, ehe wir das Christenthum klar zu fassen vermögen. Der Menschensohn muß vor uns stehen, heilig und erhaben, wie er war und gelebt hat und gestorben ist. Alsdann wird erhellen wie er unter allen Söhnen Gottes sich den Eingeborenen nennen, und als Mittler zwischen Gott und den Menschen in Wahrheit darstellen konnte, warum er sich opfern, und warum sein Tod für jene Zeit sowol als für alle Zeiten eine Versöhnung werden mußte. Es wird sich zeigen wie weit die Herrschaft eines solchen Geistes über andere Geister sowol als über die Natur, wie weit die niemals vorher in solchem Maße gewesene, niemals ähnlich wiederholte, in ihm und um ihn waltende Steigerung des Gemüthslebens jene Vorgänge erzeugen konnte welche von der Kirche als Wunder bezeichnet, von einer Kritik aber der die geheimen Tiefen der menschlichen Seele verborgen sind, schlechtweg als Märchen verworfen werden." Dies eine Probe der Rohmer'schen Psychologie.

Hr. Rohmer gibt uns die freudige Aussicht, daß in dem „neuen Messias", in dem neuen „Tröster" „eine ähnliche Steigerung des Gemüthslebens" walten und „ähnliche Vorgänge" erzeugen wird. Uebrigens hat Hr. Theodor Rohmer diesem neuen Messias auf ziemlich plumpe und ungeschickte Weise die Wege bereitet.

F. Gaß.

Notiz.

Das Diakonat.

Ein sehr ansprechendes Bild von den segensvollen Einwirkungen des Diakonats innerhalb der christlichen Kirche erhalten wir in einer kleinen Schrift, welche von Réville, Pastor der reformirten Kirche zu Dieppe, unter dem Titel „Pierre le diacre" herausgegeben ist. Das Institut welches hier der Aufmerksamkeit der Gegenwart empfohlen wird, ist aus den Gewohnheiten und der Anschauung der ältesten Christen hervorgewachsen, und wird unzweifelhaft unter den Bedingungen wie sie der Verf. annimmt auch jetzt noch für die Belebung des religiösen Gefühls, besonders für die Ausübung der mildthätigen Pflichten wie sie das Christenthum will, von größtem Nutzen sein.

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1848.

Psyche. Zur Entwickelungsgeschichte der Seele. Von Karl Gustav Carus.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Indem der Verf. nun die ersten Bildungsvorgänge des menschlichen Organismus einer nähern Betrachtung unterwirft, weist er insbesondere auf das Factum der ursprünglichen vollkommenen Gleichheit aller seiner Elementartheile oder auf die Wahrheit hin, daß alle Vergrößerung des Gliedbaus im lebenden Körper bedingt werde durch unendlich vielfältige Wiederholungen einer und derselben einfachsten Grundform. Die einfachste aller Gestalten ist aber die reine Sphäre, und so sind es unendlich kleine Hohlsphären, Bläschen, Urzellen, welche als organische Einheiten (Monaden) die Vielgestaltigkeit aller organischen Bildung begründen. In diesen Vorgängen aber sehen wir das erste bewußtlose Wirken jener göttlichen Idee welche als Seele sich darleben soll. Wie nun hinsichtlich der räumlichen Erscheinung des Organismus stets eine unendliche Menge von Einzelheiten der Bildung einer höhern, einer Gesammtform untergeordnet ist, so ist es jener fortschreitenden erhaltenden Wirkung, jenem zeitlichen Schaffen des unbewußten Göttlichen im Organismus eigen und nothwendig, alle einzelnen Zeitmomente seiner Existenz einem Höhern, einer allgemeinen Zeit seines Daseins unterzuordnen. Dieses Göttliche nämlich, welches als solches nothwendig auch am Prädicat der Ewigkeit Theil hat, offenbart sein Wesen stets, man könnte sagen, in einem Bruchtheile dieser Ewigkeit, in einem immerfort in Vergangenheit und Zukunft zerfallenden Zeittheil, welchen wir gleichsam seine relative Ewigkeit, d. i. seine Lebenszeit, nennen. Eben weil aber sonach jede Vergangenheit und jede Zukunft des lebenden Organismus integrirende Theile eines Ganzen, nämlich Bruchtheile einer relativen Ewigkeit sind, so müssen sie auch stets in der allergenauesten Beziehung aufeinander sich verhalten, das Vorhergehende muß auf das bestimmteste auf das Folgende, und das Vorhandene ebenso auf das Vergangene deuten; und hierin liegt eben der höhere Grund jener Beziehung der Zeiten, die später im Bewußtsein als Erinnerung und Voraussicht bezeichnet werden.

Sehr schön wird dieses Prometheische und Epimetheische des Unbewußten an dem geheimnißvollen stillen Fortbilden der Pflanzenwelt, und an dem unruhigern, bewegtern Leben und Treiben der Thierwelt nachgewiesen. So z. B. deuten die ersten Theilungen des Pflanzenkeims auf die Art und Stellung späterer Blätter, so die Blätter auf die Art und Stellung der Blumenkrone, und so zeigt schon die erste Anlage der Blüte die bestimmte Gliederung eines Gebildes aus welchem bei ihrem Lebensanfange die ganze Pflanze hervorging, und welches ihr, obwol unbewußt, doch so gut im Gedächtniß geblieben ist, um es auf ihrer Lebenshöhe wieder ganz zu reproduciren, d. i. des Samenkorns. Wenn ferner in niedern Thieren die verloren gegangene Gliedmaße sich auf das vollkommenste, gleichsam nach dem in unbewußter Erinnerung fest gebliebenen Bilde der verlorenen, wiedererzeugt, wenn in dem zuerst blos mikroskopischen menschlichen Ei während seiner allmäligen Entwickelung zum reifen Menschen das Bild der menschlichen Organisation überhaupt, ja der mütterlichen oder väterlichen Organisation insbesondere dergestalt durch Reihen von Jahren unvergessen bleibt, daß immer mehr und mehr und in ganz allmäliger Folge das Bild jenes ersten Stammes zuletzt wirklich deutlichst wieder hervortritt, wenn das ein Jahrtausend trocken aufbewahrte Samenkorn die Gestalt der Pflanze von welcher es stammt mit der Deutlichkeit festhält, daß es dieselbe, sowie Feuchtigkeit, Nahrung und Wärme ihm geboten werden, mit allen Einzelheiten des mikroskopischen Zellenbaus wieder darzustellen vermag, so ist ein mächtiges Epimetheisches hier gar nicht zu verkennen. Wenn anderntheils, während der Embryo noch von der Atmosphäre in welche er später eintreten soll nicht die mindeste Ahnung haben zu können scheint, in ihm doch schon mit größter Vollständigkeit das wunderbare Gewebe des Lungengebildes vorbereitet wird, in welches diese Atmosphäre doch erst nach der Geburt eindringen soll, wenn die die Eier des Nachtschmetterlings deckenden Absonderungen stärker sich ergießen sobald ein strengerer Winter bevorsteht, wenn die Samen so vieler Pflanzen ihre Flugwerkzeuge, durch welche sie späterhin vom Winde fortgetragen sich verbreiten sollen, schon lange zuvor innerhalb des Samenbehälters an sich ausbilden, so deutet dieses Alles wieder die Macht des Prometheischen und

die Sicherheit des unbewußten Vorausschauens auf das bestimmteste an.

Der Verf. geht zur Betrachtung der ersten durch unbewußtes Walten der Ideen gesetzten Gliederung des Organismus in verschiedene Systeme über und zeigt, daß der bisher angenommene Gegensatz von Seele und Leib gar nicht, sondern nur ein solcher Gegensatz zwischen verschiedenen bald bewußten, bald unbewußten Regionen der sich darlebenden Seele, oder eines zeitlich und organisch sich darlebenden göttlichen Urbildes bestehen, und wie allmälig aus dem Walten eines Unbewußten, und nach höherer göttlicher Ordnung eine Gliederung der verschiedenen Lebenssphären hervorgeht, und immerfort, obwol auch in innigstem Vereinleben der Glieder, so erhalten wird. Unter diesen Lebenssphären ist nur das Nervensystem rein seelisch, ist in sich ein indifferentes, ruhendes, ein nur eigenthümliches, geheimnißvolles, den magnetischen und galvanischen ähnliche Strömungen zeigendes Ganzes. Unklar ist uns was der Verf. hier als Erfühlung der Seele im Leben des Blutgefäßsystems oder des Verdauungssystems bezeichnet. Es soll das Bedingende aller der Stimmungen sein deren Reflex im bewußten Leben als Muth oder Kleinmuth, als Sättigungsgefühl und Gefühl des Darbens u. s. w. erscheint; Erfühlung soll auch die Pflanze, jede Urzelle, jedes nicht nervöse Gebilde im Thier wie im Menschen haben. Obwol wir im bewußten Geiste entschieden diese Empfindungen selbst durch das Nervensystem erhalten, so soll doch deren Ursache nicht in ihm gesucht werden, und wieder diese Ursache nichts Anderes sein können als jenes nun aufgenommene bewußtlose Gefühl von dem Zustande in welchem diese andern nicht nervösen Systeme sich befinden. Wir gestehen nun aber uns von einem solchen bewußtlosen Gefühl welches nicht durch Nerven vermittelt wird keinen Begriff machen zu können. Sowie wir dem Verf. hier nicht weiter auf das Gebiet der einzelnen Lebenssphären folgen können, so müssen wir auch Das übergehen was von dem wesentlich Unbewußten des Vorganges gesagt wird, durch welchen innerhalb der Gattung die Individuen vervielfältigt werden.

Reich an scharfsinnigen Gedanken und Bemerkungen ist der folgende Abschnitt: von Dem was in einer ihrer selbst bewußt gewordenen Seele immer noch dem Reiche des Unbewußtseins angehört. Es wird insbesondere darauf hingewiesen, daß nicht blos in einer Art, sondern in mehren Formen das Unbewußte unsers Seelenlebens sich bethätigt. Es gibt eine Region des Seelenlebens in welche kein Strahl des Bewußtseins dringt (das absolut Unbewußte). Dieses absolut Unbewußte verbreitet sich aber entweder noch über alles Walten der Idee in uns allein, wie im embryonischen Dasein, und dann nennen wir es das allgemeine; oder es ist nicht mehr allein und ausschließend der Charakter alles Seelenlebens, sondern es hat sich zwar irgendwie ein Bewußtsein entwickelt, die Idee ist wirklich Seele geworden, aber auch hierbei verbleiben alle Vorgänge des bildenden, zerstörenden, und wieder gestaltenden Lebens ganz ohne Theilnahme des Bewußtseins, und ein solches Unbewußtes ist daher nicht mehr ein Allgemeines, sondern nur ein Partielles. Dem absoluten oder schlechthin Unbewußten ferner, wie es bald als allgemeines, bald als partielles erkannt wird, steht gegenüber das relativ Unbewußte, d. h. jener Bereich eines wirklich schon zum Bewußtsein gekommenen Seelenlebens, welcher jedoch für irgend eine Zeit jetzt wieder unbewußt geworden ist, immer jedoch auch wieder ins Bewußtsein zurückkehrt, ein Bereich welcher immerfort selbst in der ganz gereiften Seele den größten Theil der Welt des Geistes umfassen wird, weil wir in jedem Augenblick doch immer nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil von der ganzen Welt unserer Vorstellungen wirklich erfassen und gegenwärtig halten können. Als Beispiele des partiell Unbewußten werden aufgeführt, daß ein vorherrschendes Leben der Verdauung die Beweglichkeit und Leichtigkeit des Vorstellungslebens stört, daß eine veränderte Stimmung des Blutlebens nicht ohne Einfluß bleibt auf die Stimmung des Geistes u. s. w.

So weit das Reich des Bewußtlosen geht, herrscht auch die Nothwendigkeit, während unmittelbar mit dem Aufgehen des Bewußtseins auch die Freiheit sich begründet. Die in sich ewige Wesenheit der Seele bethätigt sich insofern mehr im Unbewußten als im Bewußtsein, als in jenem kein Augenblick Stillstand, keine Unterbrechung, sondern ein während des ganzen Lebens schlechthin unausgesetzter Zug der Thätigkeit erscheint, dahingegen das Bewußtsein nicht dieser Stetigkeit fähig, sondern einer periodischen Rückkehr ins Unbewußte bedürftig ist, einer Rückkehr die wir mit dem Namen des Schlafes bezeichnen. Jedoch nicht blos das schlechthin Unbewußte, inwiefern es die Basis ist aus welcher später das Bewußtsein sich entfaltet, und wiefern es auch noch neben dem Bewußtsein besteht, ist in der Seele anzuerkennen, sondern auch das relativ oder secundair Unbewußte, in welches das Bewußte periodisch immer wieder zurückkehrt. Gleich dem durchaus Unbewußten wirken nämlich alle bereits früher einmal zum Bewußtsein gelangten, dann aber wieder unbewußt in der Seele schlummernden Gefühle und Erkenntnisse auf das bewußte Seelenleben, wie auf das was das absolut unbewußte Seelenleben genannt worden ist, ein: das Geordnete, Schöne — wohlthätig und fördernd; das Rohe und Unschöne — störend und hindernd.

Die Art wie auch Vorstellungen, d. h. Regungen des bewußten Seelenlebens auf Bildungsvorgänge, d. h. auf Umstimmungen des bewußtlosen Seelenlebens, einwirken können, und umgekehrt Bildungsverhältnisse auf Vorstellung stets wirken, wird durch folgende Beispiele erläutert: Nicht blos die Empfindung, sondern schon die lebhafte Vorstellung bekannter Flüssigkeiten, des Citronensaftes etwa, ruft eine vermehrte Absonderung der Speichelflüssigkeit ebenso bestimmt hervor wie andererseits irgend ein Gegenstand des Zorns fast augenblicklich Gallenergießung bewirkt, dergestalt, daß dann selbst andere milde Absonderungen, z. B. bei Stillenden die Milch,

sofort auf diese Weise eine scharfe, selbst giftige Eigenschaft annehmen können. In beiden Fällen erfolgen diese Umänderungen in der genannten Absonderung allerdings ganz unbewußt, aber doch immer nur deshalb weil bewußtes und unbewußtes Seelenleben zuletzt immer wesentlich eins bleiben, und weil eben jene die Veränderung der Absonderung bewirkende Umstimmung des unbewußten Bildungslebens ganz das Gleichnamige ist von Dem was eben im Bewußtsein unter der Form jener Vorstellungen gegenständlich wird. Die Gallenabsonderung, die Giftbildung nämlich, ist wirklich im Unbewußten das Gleichnamige von Dem was im Bewußtsein der Zorn ist, und wird die zornmüthige Vorstellung erregt, so ruft Dies in dem Unbewußten auch unmittelbar jene Absonderungen hervor.

Ebenso können nun auch umgekehrt diese Regungen im Bewußtlosen anheben, und auf das Bewußtsein reflectirend, in gewissen gleichnamigen Vorstellungen gleichsam verklärt wieder erscheinen. So wirkt z. B. eine den Schlafenden afficirende, durch Kohlendunst verdorbene Atmosphäre hemmend auf den Athmungsvorgang der Lungen, und unmittelbar steigen im träumenden Bewußtsein des Schlafenden ängstliche Vorstellungen auf, von Ungeheuern die sich erstickend auf die Brust legen u. s. w. Ebenso sind auch die sämmtlichen, gewöhnlich ausschließend psychisch genannten Wirkungen der Medicamente (d. h. solche welche, wie Opium, Hyoscyamus u. dgl., die bewußte Sphäre des Seelenlebens afficiren) nur auf diese Weise verständlich; sie erregen nämlich im Bewußtlosen eine Umstimmung welche der gleich ist die durch gewisse bewußte psychische Zustände ihrerseits wieder im Unbewußten hervorgerufen werden kann, und auf umgekehrtem Wege also ruft nun das Medicament durch primaire Affection des Bewußtlosen secundair und polarisch die Aenderung im Bewußtlosen hervor.

Als ein wesentliches und wichtiges Attribut aller unbewußten Seelenwirkung wird auch noch eine sehr merkwürdige Eigenschaft desselben betrachtet, welche der Verf. mit dem Worte Verallgemeinerung bezeichnet, d. h. die im Unbewußten wesentlich bestehende besondere innige Verbindung mit dem Allgemeinen der Welt, oder das in ihm insbesondere wahrnehmbare sozusagen Einverleibtsein in das Allgemeine. Auch hieran knüpft der Verf. sehr scharfsinnig die Deutung mancher Erscheinungen. Betrachtungen über Das was im unbewußten Seelenleben an Krankheit vorkommen kann, beschließen diesen ersten Abschnitt.

Der zweite, vom bewußten Leben der Seele handelnde Abschnitt zieht zuerst das erste Hervorbilden des Bewußtseins aus dem Unbewußtsein in Betrachtung. Es wird gezeigt wie die erste Beurkundung des Bewußtseins der Seele, unmittelbar nach dem blos unbewußten Zustande, als Weltbewußtsein erscheine; wie, bevor nicht die Ausbildung des Nervensystems eine gewisse Reife erlangt habe, unmöglich irgend ein Bewußtsein, irgend ein Wissen vom eigenen Zustande sich ausbilden könne; wie dazu das Vorhandensein und Einwirken einer Außenwelt nothwendig sei, und wie auf dem prometheischen unbewußten Vorausgebildetwerden des Nervensystems zuerst die Möglichkeit des Bewußtseins, so auf dem epimetheischen Festgehaltensein aller Anregungen des Seelenlebens, d. h. auf der Erinnerung, alle Möglichkeit der höhern Ausbildung des Bewußtseins ruhe; endlich, daß nicht blos ein Vorhandensein mehrfacher Vorstellungen in bleibender Gegenwart überhaupt als Bedingung des Bewußtseins betrachtet werden könne, sondern daß diese Mannichfaltigkeit von Vorstellungen ein gewisses Maß, einen gewissen Umfang erreichen, eine größere und reichere sein müsse, wenn es möglich sein soll, daß das Wunder des Bewußtseins sich offenbare.

(Der Beschluß folgt.)

Ein neues Aushebungssystem für Frankreich.

Études sur le recrutement des armées, par *Joffrès*. Paris 1847.

Die unumgängliche Nothwendigkeit das französische Ersatzsystem zu verändern wird von Niemandem in Abrede gestellt; nur Eine Stimme herrscht darüber, daß es zu einer guten Zusammensetzung des Heers nicht genügt. Sowol in der französischen Pairs- als in der Deputirtenkammer haben die erfahrensten Militairs ihre Stimme gegen jene Masse von Einstellern erhoben die sich in die Reihen der Regimenter drängen, und die Erfahrung hat bewiesen, daß die bis jetzt angewandten Gegenmittel nur dazu beitrugen das Uebel zu vergrößern, weil keins darauf berechnet war es an der Wurzel anzugreifen. Auch die deutsche Presse hat sich vielfach mit dem wichtigen Gegenstand beschäftigt, und ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, daß das französische Gouvernement keine Maßregeln zu treffen suche einem System ein Ende zu machen das den traurigsten Einfluß nicht blos auf das Heer, sondern auch auf die ganze Gesellschaft ausübt. Sie vergaß dabei, daß nirgend die Gesetze rascher in die Gewohnheiten übergehen als in Frankreich, und daß hier eine Revolution leichter ist als eine Reform. Wie Dem auch sein mag, es ist Thatsache, daß alle Versuche dem täglich mehr um sich fressenden Krebsschaden des Einstellsystems Einhalt zu thun gescheitert sind, und die Ueberzeugung hiervon hat das Gouvernement bewogen ein neues Aushebungssystem zu prüfen, welches ihm von Hrn. Joffrès, Advocaten des Kriegsministeriums, vorgelegt worden ist. Hr. Joffrès hat in zwei Broschüren seinen Plan entwickelt, und der Kriegsminister hat eine Commission zusammengesetzt um einen gutachtenden Bericht darüber zu machen. Die Grundzüge des Systems des Hrn. Joffrès sind folgende:

Anstatt es dem blinden Zufall anheimzustellen, welche von den dienstpflichtigen jungen Männern Soldat werden sollen oder nicht, schlägt Hr. Joffrès vor, daß Jeder dem Heere seinen Tribut zahlen soll, entweder mittels persönlichen Dienstes oder mittels Geldleistungen. Und zwar in folgender Weise: Nachdem die mit der körperlichen Untersuchung der jungen Leute beauftragten Commissionen ihre Operationen beendigt haben, wird jedem als diensttauglich Anerkannten die Wahl gelassen in das Heer einzutreten oder eine Geldsumme zu leisten. Diejenigen welche Letzteres vorziehen zahlen eine Summe von wenigstens 100 und höchstens 800 Francs, je nach ihrem Vermögen und nach der Entscheidung eines aus dem Friedensrichter, dem Steuereinnehmer, dem Bürgermeister und zwei Mitgliedern des Arrondissementconseils gebildeten Vertheilungsausschusses. Die in jedem Cantone eingelegten Summen bilden ein Departementalcapital, das in eine Renteneinschreibung verwandelt, und nebst den Zinsen nach Ablauf der Dienstzeit unter diejenigen jungen Leute desselben Contingents die persönlichen Dienst gewählt hatten vertheilt wird. Der Antheil der während der Dienstzeit Gestorbenen fällt ihren natürlichen Erben zu.

die Sicherheit des unbewußten Vorausschauens auf das bestimmteste an.

Der Verf. geht zur Betrachtung der ersten durch unbewußtes Walten der Ideen gesetzten Gliederung des Organismus in verschiedene Systeme über und zeigt, daß der bisher angenommene Gegensatz von Seele und Leib gar nicht, sondern nur ein solcher Gegensatz zwischen verschiedenen bald bewußten, bald unbewußten Regionen der sich darlebenden Seele, oder eines zeitlich und organisch sich darlebenden göttlichen Urbildes bestehen, und wie allmälig aus dem Walten eines Unbewußten, und nach höherer göttlicher Ordnung eine Gliederung der verschiedenen Lebenssphären hervorgeht, und immerfort, obwol auch in innigstem Vereinleben der Glieder, so erhalten wird. Unter diesen Lebenssphären ist nur das Nervensystem rein seelisch, ist in sich ein indifferentes, ruhendes, ein nur eigenthümliches, geheimnißvolles, den magnetischen und galvanischen ähnliche Strömungen zeigendes Ganzes. Unklar ist uns was der Verf. hier als Erfühlung der Seele im Leben des Blutgefäßsystems oder des Verdauungssystems bezeichnet. Es soll das Bedingende aller der Stimmungen sein deren Reflex im bewußten Leben als Muth oder Kleinmuth, als Sättigungsgefühl und Gefühl des Darbens u. s. w. erscheint; Erfühlung soll auch die Pflanze, jede Urzelle, jedes nicht nervöse Gebilde im Thier wie im Menschen haben. Obwol wir im bewußten Geiste entschieden diese Empfindungen selbst durch das Nervensystem erhalten, so soll doch deren Ursache nicht in ihm gesucht werden, und wieder diese Ursache nichts Anderes sein können als jenes nun aufgenommene bewußtlose Gefühl von dem Zustande in welchem diese andern nicht nervösen Systeme sich befinden. Wir gestehen nun aber uns von einem solchen bewußtlosen Gefühl welches nicht durch Nerven vermittelt wird keinen Begriff machen zu können. Sowie wir dem Verf. hier nicht weiter auf das Gebiet der einzelnen Lebenssphären folgen können, so müssen wir auch Das übergehen was von dem wesentlich Unbewußten des Vorganges gesagt wird, durch welchen innerhalb der Gattung die Individuen vervielfältigt werden.

Reich an scharfsinnigen Gedanken und Bemerkungen ist der folgende Abschnitt: von Dem was in einer ihrer selbst bewußt gewordenen Seele immer noch dem Reiche des Unbewußtseins angehört. Es wird insbesondere darauf hingewiesen, daß nicht blos in einer Art, sondern in mehren Formen das Unbewußte unsers Seelenlebens sich bethätigt. Es gibt eine Region des Seelenlebens in welche kein Strahl des Bewußtseins dringt (das absolut Unbewußte). Dieses absolut Unbewußte verbreitet sich aber entweder noch über alles Walten der Idee in uns allein, wie im embryonischen Dasein, und dann nennen wir es das allgemeine; oder es ist nicht mehr allein und ausschließend der Charakter alles Seelenlebens, sondern es hat sich zwar irgendwie ein Bewußtsein entwickelt, die Idee ist wirklich Seele geworden, aber auch hierbei verbleiben alle Vorgänge des bildenden, zerstörenden, und wieder gestaltenden Lebens ganz ohne Theilnahme des Bewußtseins, und ein solches Unbewußtes ist daher nicht mehr ein Allgemeines, sondern nur ein Partielles. Dem absoluten oder schlechthin Unbewußten ferner, wie es bald als allgemeines, bald als partielles erkannt wird, steht gegenüber das relativ Unbewußte, d. h. jener Bereich eines wirklich schon zum Bewußtsein gekommenen Seelenlebens, welcher jedoch für irgend eine Zeit jetzt wieder unbewußt geworden ist, immer jedoch auch wieder ins Bewußtsein zurückkehrt, ein Bereich welcher immerfort selbst in der ganz gereiften Seele den größten Theil der Welt des Geistes umfassen wird, weil wir in jedem Augenblick doch immer nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil von der ganzen Welt unserer Vorstellungen wirklich erfassen und gegenwärtig halten können. Als Beispiele des partiell Unbewußten werden aufgeführt, daß ein vorherrschendes Leben der Verdauung die Beweglichkeit und Leichtigkeit des Vorstellungslebens stört, daß eine veränderte Stimmung des Blutlebens nicht ohne Einfluß bleibt auf die Stimmung des Geistes u. s. w.

So weit das Reich des Bewußtlosen geht, herrscht auch die Nothwendigkeit, während unmittelbar mit dem Aufgehen des Bewußtseins auch die Freiheit sich begründet. Die in sich ewige Wesenheit der Seele bethätigt sich insofern mehr im Unbewußten als im Bewußtsein, als in jenem kein Augenblick Stillstand, keine Unterbrechung, sondern ein während des ganzen Lebens schlechthin unausgesetzter Zug der Thätigkeit erscheint, dahingegen das Bewußtsein nicht dieser Stetigkeit fähig, sondern einer periodischen Rückkehr ins Unbewußte bedürftig ist, einer Rückkehr die wir mit dem Namen des Schlafes bezeichnen. Jedoch nicht blos das schlechthin Unbewußte, inwiefern es die Basis ist aus welcher später das Bewußtsein sich entfaltet, und wiefern es auch noch neben dem Bewußtsein besteht, ist in der Seele anzuerkennen, sondern auch das relativ oder secundair Unbewußte, in welches das Bewußte periodisch immer wieder zurückkehrt. Gleich dem durchaus Unbewußten wirken nämlich alle bereits früher einmal zum Bewußtsein gelangten, dann aber wieder unbewußt in der Seele schlummernden Gefühle und Erkenntnisse auf das bewußte Seelenleben, wie auf das was das absolut unbewußte Seelenleben genannt worden ist, ein: das Geordnete, Schöne — wohlthätig und fördernd; das Rohe und Unschöne — störend und hindernd.

Die Art wie auch Vorstellungen, d. h. Regungen des bewußten Seelenlebens auf Bildungsvorgänge, d. h. auf Umstimmungen des bewußtlosen Seelenlebens, einwirken können, und umgekehrt Bildungsverhältnisse auf Vorstellung stets wirken, wird durch folgende Beispiele erläutert: Nicht blos die Empfindung, sondern schon die lebhafte Vorstellung bekannter Flüssigkeiten, des Citronensaftes etwa, ruft eine vermehrte Absonderung der Speichelflüssigkeit ebenso bestimmt hervor wie andererseits irgend ein Gegenstand des Zorns fast augenblicklich Gallenergießung bewirkt, dergestalt, daß dann selbst andere milde Absonderungen, z. B. bei Stillenden die Milch,

sofort auf diese Weise eine scharfe, selbst giftige Eigenschaft annehmen können. In beiden Fällen erfolgen diese Umänderungen in der genannten Absonderung allerdings ganz unbewußt, aber doch immer nur deshalb weil bewußtes und unbewußtes Seelenleben zuletzt immer wesentlich eins bleiben, und weil eben jene die Veränderung der Absonderung bewirkende Umstimmung des unbewußten Bildungslebens ganz das Gleichnamige ist von Dem was eben im Bewußtsein unter der Form jener Vorstellungen gegenständlich wird. Die Gallenabsonderung, die Giftbildung nämlich, ist wirklich im Unbewußten das Gleichnamige von Dem was im Bewußtsein der Zorn ist, und wird die zornmüthige Vorstellung erregt, so ruft Dies in dem Unbewußten auch unmittelbar jene Absonderungen hervor.

Ebenso können nun auch umgekehrt diese Regungen im Bewußtlosen anheben, und auf das Bewußtsein reflectirend, in gewissen gleichnamigen Vorstellungen gleichsam verklärt wieder erscheinen. So wirkt z. B. eine den Schlafenden afficirende, durch Kohlendunst verdorbene Atmosphäre hemmend auf den Athmungsvorgang der Lungen, und unmittelbar steigen im träumenden Bewußtsein des Schlafenden ängstliche Vorstellungen auf, von Ungeheuern die sich erstickend auf die Brust legen u. s. w. Ebenso sind auch die sämmtlichen, gewöhnlich ausschließend psychisch genannten Wirkungen der Medicamente (d. h. solche welche, wie Opium, Hyoscyamus u. dgl., die bewußte Sphäre des Seelenlebens afficiren) nur auf diese Weise verständlich; sie erregen nämlich im Bewußtlosen eine Umstimmung welche der gleich ist die durch gewisse bewußte psychische Zustände ihrerseits wieder im Unbewußten hervorgerufen werden kann, und auf umgekehrtem Wege also ruft nun das Medicament durch primaire Affection des Bewußtlosen secundair und polarisch die Aenderung im Bewußtlosen hervor.

Als ein wesentliches und wichtiges Attribut aller unbewußten Seelenwirkung wird auch noch eine sehr merkwürdige Eigenschaft desselben betrachtet, welche der Verf. mit dem Worte Verallgemeinerung bezeichnet, d. h. die im Unbewußten wesentlich bestehende besondere innige Verbindung mit dem Allgemeinen der Welt, oder das in ihm insbesondere wahrnehmbare sozusagen Einverleibtsein in das Allgemeine. Auch hieran knüpft der Verf. sehr scharfsinnig die Deutung mancher Erscheinungen. Betrachtungen über Das was im unbewußten Seelenleben an Krankheit vorkommen kann, beschließen diesen ersten Abschnitt.

Der zweite, vom bewußten Leben der Seele handelnde Abschnitt zieht zuerst das erste Hervorbilden des Bewußtseins aus dem Unbewußtsein in Betrachtung. Es wird gezeigt wie die erste Beurkundung des Bewußtseins der Seele, unmittelbar nach dem blos unbewußten Zustande, als Weltbewußtsein erscheine; wie, bevor nicht die Ausbildung des Nervensystems eine gewisse Reife erlangt habe, unmöglich irgend ein Bewußtsein, irgend ein Wissen vom eigenen Zustande sich ausbilden könne; wie dazu das Vorhandensein und Einwirken einer Außenwelt nothwendig sei, und wie auf dem prometheischen unbewußten Vorausgebildetwerden des Nervensystems zuerst die Möglichkeit des Bewußtseins, so auf dem epimetheischen Festgehaltensein aller Anregungen des Seelenlebens, d. h. auf der Erinnerung, alle Möglichkeit der höhern Ausbildung des Bewußtseins ruhe; endlich, daß nicht blos ein Vorhandensein mehrfacher Vorstellungen in bleibender Gegenwart überhaupt als Bedingung des Bewußtseins betrachtet werden könne, sondern daß diese Mannichfaltigkeit von Vorstellungen ein gewisses Maß, einen gewissen Umfang erreichen, eine größere und reichere sein müsse, wenn es möglich sein soll, daß das Wunder des Bewußtseins sich offenbare.

(Der Beschluß folgt.)

Ein neues Aushebungssystem für Frankreich.

Études sur le recrutement des armées, par *Joffrès*. Paris 1847.

Die unumgängliche Nothwendigkeit das französische Ersatzsystem zu verändern wird von Niemandem in Abrede gestellt; nur Eine Stimme herrscht darüber, daß es zu einer guten Zusammensetzung des Heers nicht genügt. Sowol in der französischen Pairs- als in der Deputirtenkammer haben die erfahrensten Militairs ihre Stimme gegen jene Masse von Einstellern erhoben die sich in die Reihen der Regimenter drängen, und die Erfahrung hat bewiesen, daß die bis jetzt angewandten Gegenmittel nur dazu beitrugen das Uebel zu vergrößern, weil keins darauf berechnet war es an der Wurzel anzugreifen. Auch die deutsche Presse hat sich vielfach mit dem wichtigen Gegenstand beschäftigt, und ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, daß das französische Gouvernement keine Maßregeln zu treffen suche einem System ein Ende zu machen das den traurigsten Einfluß nicht blos auf das Heer, sondern auch auf die ganze Gesellschaft ausübt. Sie vergaß dabei, daß nirgend die Gesetze rascher in die Gewohnheiten übergehen als in Frankreich, und daß hier eine Revolution leichter ist als eine Reform. Wie Dem auch sein mag, es ist Thatsache, daß alle Versuche dem täglich mehr um sich fressenden Krebsschaden des Einstellsystems Einhalt zu thun gescheitert sind, und die Ueberzeugung hiervon hat das Gouvernement bewogen ein neues Aushebungssystem zu prüfen, welches ihm von Hrn. Joffrès, Advocaten des Kriegsministeriums, vorgelegt worden ist. Hr. Joffrès hat in zwei Broschüren seinen Plan entwickelt, und der Kriegsminister hat eine Commission zusammengesetzt um einen gutachtenden Bericht darüber zu machen. Die Grundzüge des Systems des Hrn. Joffrès sind folgende:

Anstatt es dem blinden Zufall anheimzustellen, welche von den dienstpflichtigen jungen Männern Soldat werden sollen oder nicht, schlägt Hr. Joffrès vor, daß Jeder dem Heere seinen Tribut zahlen soll, entweder mittels persönlichen Dienstes oder mittels Geldleistungen. Und zwar in folgender Weise: Nachdem die mit der körperlichen Untersuchung der jungen Leute beauftragten Commissionen ihre Operationen beendigt haben, wird jedem als diensttauglich Anerkannten die Wahl gelassen in das Heer einzutreten oder eine Geldsumme zu leisten. Diejenigen welche Letzteres vorziehen zahlen eine Summe von wenigstens 100 und höchstens 800 Francs, je nach ihrem Vermögen und nach der Entscheidung eines aus dem Friedensrichter, dem Steuereinnehmer, dem Bürgermeister und zwei Mitgliedern des Arrondissementconseils gebildeten Vertheilungsausschusses. Die in jedem Cantone eingelegten Summen bilden ein Departementalcapital, das in eine Renteneinschreibung verwandelt, und nebst den Zinsen nach Ablauf der Dienstzeit unter diejenigen jungen Leute desselben Contingents die persönlichen Dienst gewählt hatten vertheilt wird. Der Antheil der während der Dienstzeit Gestorbenen fällt ihren natürlichen Erben zu.

Dies ist die Basis des in Rede stehenden Systems. Wir müssen des beschränkten Raums wegen die Details mit Stillschweigen übergehen, glauben aber, daß das Angeführte hinreichend ist um daraus auf die Vortheile zu schließen die Heer und Bevölkerung von dem System des Hrn. Joffrès erwarten dürfen. Beim ersten Blick zeigt es sich, daß dieses System auf dem Grundsatz der gleichen Vertheilung der Lasten beruht. Der Militairdienst ist überall wo er nicht allgemein, und namentlich in Frankreich, die drückendste Last für den armen Bewohner des Landes und der Städte geworden, während er doch eigentlich als das wichtigste Recht des Bürgers betrachtet werden sollte. Dieses Recht oder diese Pflicht ist der Einsatz einer Lotterie, deren Chancen der Zufall allein bestimmt. Je nachdem man eine gute oder eine schlechte Nummer zieht, ist man Soldat oder ist man es nicht. Die Aussicht die dieser unsittliche Zustand dem jungen Mann bietet, dem Zufalle seine Befreiung vom Militairdienste zu verdanken, macht, daß Diejenigen die der Zufall täuschte mit Widerwillen in die Reihen des Heers treten. Die in dem System des Hrn. Joffrès den dienstpflichtigen Individuen gelassene Wahl würde dagegen alle jene Befürchtungen zerstreuen die jetzt der Epoche der Einberufung vorhergehen, und zunächst die Menge von Selbstverstümmelungen erzeugen welche die Justiz in jedem Jahre zu bestrafen hat. Eine große Zahl kräftiger Männer die durch das Loos begünstigt heute dem Heere entzogen werden würde diesem zugute kommen. Es gibt in der That unter den 130—140,000 Dienstpflichtigen, die jährlich eine glückliche Nummer ziehen, sehr Viele die theils aus Neigung, theils in Folge ihrer persönlichen Verhältnisse sich gern dem Militairdienste unterzögen, die aber keineswegs gesonnen sind weder als Freiwillige noch als Einsteller in das Heer zu treten; nicht als Freiwillige, weil der Staat ihnen keinen Ersatz für die ihm geopferten Jahre bietet, nicht als Einsteller, weil ihr Ehrgefühl es ihnen nicht erlaubt sich zu verkaufen. Wissen sie dagegen, daß sie bei ihrer Entlassung eine gerechte Entschädigung erwartet, dann ließe sich mit Gewißheit voraussehen, daß sie keinen Anstand nehmen würden die Waffenpflicht zu erfüllen. Denn jene Entschädigung ist nicht unbedeutend. Nach der Berechnung des Hrn. Joffrès würde die Totalsumme der Geldleistungen für jedes Contingent sich auf 60 Millionen belaufen, und diese Summe nebst den Zinsen jedem entlassenen Soldaten einen Antheil von 1200 Francs abwerfen. Zwölfhundert Francs sind aber ein kleines Vermögen für den Arbeiter und Landmann. Da das System des Hrn. Joffrès auch die Capitulation gestattet, so versteht es sich von selbst, daß diejenigen Soldaten und Unteroffiziere die ihre Dienstzeit freiwillig verdoppelt haben, Anspruch auf eine doppelte Entschädigungssumme gewinnen. Hrn. Joffrès ist es ferner nicht entgangen welchen Einfluß auf die Führung des Soldaten die Furcht vor dem Verlust eines Theils oder selbst des Ganzen des Geldantheils ausüben muß, und er hat daher die Fälle vorgesehen in denen ein solcher Verlust in Folge von gewissen Vergehen und Verbrechen eintritt.

Eine glückliche Consequenz seiner Combination führt Hrn. Joffrès auf die Unterdrückung des Einstellsystems, dieser Schande eines Theils der heutigen Armeen. Zahlen beweisen. Im J. 1805 bildeten die Einsteller den achten Theil der französischen Armee, 1836 den fünften, 1842 den vierten, heute bilden sie den dritten Theil des Heers, und die Zeit läßt sich berechnen in der sie die Majorität bilden werden. Marschall Soult gestand selbst vor kurzem, daß alsdann an die Aufrechthaltung der Mannszucht nicht mehr zu denken sei. Es gab ferner im vorigen Jahre unter 350 Einstellern Einen zu entehrenden Strafen Verurtheilten, unter den übrigen Soldaten Einen unter 1980. Was die disciplinarisch Bestraften betrifft, so ist das Verhältniß noch schroffer. Die jungen Soldaten überwiesen den Strafcompagnien Einen von 1340, die Einsteller Einen von 168! Es kosten endlich die Einsteller jährlich 40 Millionen Francs, und die in diesem Augenblick im Heere befindlichen haben 200 Millionen gekostet. Zweihundert Millionen jenen Lasterhöhlen zur Verfügung gestellt die unter dem Namen Bureaux de remplacements zu den nichtswürdigsten Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um Menschen für die Armee zu kaufen!

Dieser unselige Zustand verschwindet vor dem in diesem Augenblick der Prüfung unterworfenen System, dessen glückliche Resultate sich nicht blos auf das Heer beschränken, sondern sich auch auf die Gesellschaft im Allgemeinen erstrecken würden, weil diese und besonders deren untere Schichten nicht mehr dem demoralisirenden Einfluß ausgesetzt wären den die entlassenen Soldaten jetzt überall ausüben.

Auch einen bemerkenswerthen ökonomischen Vortheil hätte die Gesellschaft von dem System des Hrn. Joffrès zu erwarten. Der beiweitem größte Theil jener 60 Millionen jährlicher Geldleistungen wird von den Familien beigesteuert welche die Städte bewohnen; hier befinden sich die wohlhabenden Leute, und die es vorziehen ungestört in ihren bürgerlichen Verhältnissen zu bleiben. Der kleinere Theil wird von Familien beigesteuert die das Land bewohnen; aber hier befinden sich die Leute welche geneigt sind eine Zeit lang einem Stande anzugehören der ihnen die sichere Aussicht auf einen spätern Wohlstand eröffnet. Wohin fließt nun im Augenblick der Geldvertheilung der größte Theil jenes Capitals von 60 Millionen? Offenbar auf das Land. Unberechenbarer Vortheil, der nothwendigerweise das große Elend das in vielen Cantonen herrscht bedeutend lindern, und an dessen Stelle Wohlhabenheit unter dem Bauernstand verbreiten würde.

Wir beschränken uns auf diese Andeutungen; sie dürften hinreichen um unsern Lesern die Vorzüge des besprochenen Systems vor dem in Frankreich und mehren deutschen Staaten eingeführten deutlich zu machen. Uns scheint es als ob es — abgesehen von seinem rein militairischen Werthe — ganz dazu geeignet wäre die Interessen des Staats mit denen der Familien und Individuen in Einklang zu bringen, den Soldatenstand den übrigen Ständen zu nähern, und aus dem Heere eine Pflanzschule tüchtiger Staatsbürger zu machen. Vielleicht auch ist dieses System der einzige mögliche Uebergang zu der preußischen Militairorganisation, an deren Einführung in Frankreich nach dem Urtheil aller Franzosen zur Zeit gar nicht zu denken ist.

28.

Eine Parodie auf eine Grabschrift von Klopstock.

Daß Klopstock Manches gesungen hat was wie Dichtung aussieht, genauer betrachtet aber Nichts als Wortgeklingel ist, dürften jetzt wol Wenige ableugnen. So hatte er unter Anderm nach dem Tode einer Dame in Kiel eine Grabschrift eingesendet:

Julia, N. N.'s Frau, schläft einen ruhigen Schlummer
Hier im einsamen Grab. Tod der Gerechten ist Schlaf.

Das klingt hübsch und ist doch Nichts als die Wiederholung Eines Gedankens in mehren Worten im ersten Satze, sowie ein leeres Wortspiel im zweiten. Der dortige Justizrath Hirschfeld (starb 1792), der Begründer unserer Gartenkunst, ein Mann von Kenntniß und Geschmack, ließ sich durch Klopstock's Namen nicht blenden. Bald nachher fuhr er mit einigen Freunden spazieren. Der Wagen ging immer langsamer und blieb endlich gar stehen, denn — sein Kutscher war sanft und ruhig eingeschlafen. Ohne sich zu erzürnen gab er den Freunden eine Parodie auf das Klopstock'sche Epitaphium zum Besten:

Ludewig, Hirschfeld's Knecht, schläft einen Todesschlummer
Auf dem ledernen Bock. Schlaf der Faullenzer ist Tod!

20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1848.

Psyche. Zur Entwickelungsgeschichte der Seele. Von Karl Gustav Carus.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Der Verf. geht nun weiter fort auf das Heranbilden der Seele in der Reihe der Thiere, und von da auf das Heranbilden der Seele und des Geistes im Kinde und im Erwachsenen. Nach ihm verhält sich die menschliche Seele nicht etwa zuerst blos als eine thierische und wird erst allmälig zur menschlichen, sondern immer wird sie sich in ihrem frühesten Bethätigen sogleich als eine eigenthümliche und höhere sicher erkennen lassen. Schon in den ersten dunkeln Aeußerungen psychischen Lebens im Kinde kündigt sich an, es solle sich hier offenbaren ein im Gegensatz zur Thierheit durchaus Neues, ein Wesen durch welches erst eigentlich das Erdenleben geistigen Werth, geistige Bedeutung erhält, mit Einem Worte: gleichsam der erste geistige Gedanke des Planeten. Im allmäligen Hervortreten der Idee des Menschen werden aber drei Stufen unterschieden: 1) die Offenbarung der durchaus unbewußten Idee in der Organisation; 2) die Offenbarung der als Seele zum Weltbewußtsein gelangten Idee, aber noch ohne Freiheit, mit Nothwendigkeit gleichsam nur die Organisation selbst fortsetzend, im Triebe; 3) die Offenbarung der Seele durch entwickeltes Selbstbewußtsein — im Geiste. Das Höhere und Spätere umfaßt und schließt auch hier immer das Niedere und Frühere mit ein. Die Entwickelung des Geistes wird nach drei verschiedenen Perioden, als die des Verstandes, der Phantasie und der Vernunft betrachtet.

Wir übergehen das nun Folgende über das fortwährende Bedingtsein des Bewußten durch das unbewußte Seelenleben, über die Art und Weise wie das bewußte Seelenleben auf das unbewußte einwirkt, sowie über das Rückkehren des erstern in das letztere, obwol auch darin manche interessante Aufschlüsse über die bis jetzt immer nur getrennt gehaltenen Seiten des geistigen und körperlichen Lebens niedergelegt sind; müssen jedoch besonders darauf aufmerksam machen was im letztern dieser Abschnitte vom Vergessen der Vorstellungen gesagt wird. Einen deutlichern Begriff, heißt es, uns davon zu machen, wie die Existenz einer Vorstellung beschaffen sei deren wir uns nicht bewußt sind, und die uns doch unverloren ist, wird nie möglich sein; erinnern können wir uns jedoch dabei an Das was wir in der Physiologie ein latentes Leben zu nennen gewohnt sind. Wir treffen nämlich da auch auf Zustände wo alle wahrnehmbaren Lebensvorgänge, alle Erscheinungen des Lebens aufgehoben sind, und das Leben doch nicht erloschen ist (man denke nur etwa an das ein Jahrtausend liegende Samenkorn, dessen Keimfähigkeit sich doch bei dem ersten Zutreten von Feuchtigkeit und Wärme bethätigt), und auf diese Weise sind wir genöthigt auch dies Entschwinden einer Vorstellung zu denken wo jedes Erscheinen der Vorstellung aufgehoben, und doch die Vorstellung selbst unvernichtet vorhanden blieb; ein leiser Anstoß — und sie stellt sich wieder dar. Ob nun aber doch auch Vorstellungen und Gefühle welche auf diese Weise ins Unbewußte zurückgegangen sind, allmälig sich ganz verlieren können, fragt sich. Um diese Frage zu beantworten muß dem Verf. zufolge unterschieden werden was der in sich ewigen Wesenheit der Seele aus den Vorstellungen zugute kommt, und was durch die Organisation des Hirns und seine eigenthümliche Innervationsspannung bedingt ist. Könnte man sagen, daß jegliches Vorstellen und Fühlen ganz allein der Idee an und für sich, nur der Seele selbst, oder der zum Geist entwickelten Seele angehörte, so müßte nothwendig alles und jedes solches Vorstellen auch an dem Prädicat des Ewigseins Theil haben, und es wäre dann auch gar nicht zu denken, daß nur Etwas davon dem Bewußtsein zeitlich entschwinden könnte. Dem ist nun aber entschieden nicht so. Alles führt uns zu der Ueberzeugung, daß ganz unbezweifelt ebenso wie die Sinneswahrnehmung bedingt ist durch eine eigenthümliche peripherische Modification der Innervationsspannung in der Ausbreitung der Sinnesnerven, so die Vorstellung bedingt wird durch eine eigenthümliche centrale Modification der Innervationsspannung im Gehirn. Zwischen der möglichen Dauer derselben Organisation und Erhaltung derselben Modification von Innervationsspannung, und der möglichen Dauer einer Vorstellung muß daher nothwendig ein gewisser Zusammenhang, ein Parallelismus, stattfinden, und wenn unleugbar, sobald einmal die Idee des Individuums durch die Gestaltung des Organismus sich dargelebt hat, dieser Typus für die Zeit des Lebens im Wesentlichen erhalten bleiben muß, obwol immerfort innerlich in Schwankung

und in Auflösung und Wiederbildung begriffen, so wird eigentlich dadurch zugleich die Frage über vergessen oder nicht vergessen können vollkommen entschieden. Der Verf. erinnert hier an die bekannten Fälle vom Verlust einzelner Sinnesorgane. Wer das Gesicht verliert als zartes Kind, wenn noch die Hirnmasse innerlich minder entwickelt und in rascher Umbildung begriffen ist, der wird wie sich die frühere Substanz des Gehirns umbildet, auch so vollständig alle Gesichtsvorstellungen vergessen, daß ihm deren auch in Träumen nicht mehr erscheinen werden; wer hingegen schon erwachsen das Gesicht verliert, der vergißt die Vorstellungen dieses Sinnes im ganzen Leben nicht mehr völlig, und träumt mindestens noch oft sich als sehend, obwol doch auch hier nach einer Reihe von Jahren ein Abblassen dieser Vorstellungen und ein selteneres Auftauchen derselben immer unverkennbar sein wird. Ja selbst die allgemeine Erfahrung, daß wir aus den ersten drei Lebensjahren uns als Erwachsene in der Regel schlechterdings Nichts mehr zu erinnern wissen, gehört hierher, und Viele werden sogar kaum bis ins fünfte Jahr zurückdenken können. Nehmen wir nun noch hinzu, daß wieder in hohen Lebensjahren, wenn eine krankhafte Erweichung des Gehirns (die Hirnerweichung der Greise) Platz greift, allgemeine Vergeßlichkeit die unausbleibliche Folge davon ist (Ref. macht hier nur darauf aufmerksam, daß diese Vergeßlichkeit sich mehr oder minder bei allen Greisen findet die nicht an Hirnerweichung leiden, ohne jedoch damit ableugnen zu wollen, daß der Grund davon gleichfalls, wenn auch in andern Abweichungen, in der Organisation des Gehirns liegen möge), so muß es hierdurch bis zur vollkommensten Evidenz erwiesen sein, daß das gänzliche Verlieren von Vorstellungen nur insoweit möglich sei, als die organische Bedingung ihres Bestehens vollkommen aufgehoben wird; wo diese Bedingung nicht aufgehoben ist, da kann oft noch so lange eine Vorstellung im Unbewußtsein verharren, und doch wird sie sich einmal plötzlich wieder hervordrängen.

Höchst bemerkenswerth erscheint was der Verf. über den Schlaf, als die periodische Rückkehr des Bewußtseins ins Unbewußte, sowie über das merkwürdige Gebiet der Träume sagt, und man muß eingestehen, daß hier Alles in seiner Theorie seine angemessene Deutung findet. Nach ihm kann die Seele, so lange sie überhaupt die Bedingungen des Bewußtseins erhält, das Selbstbewußtsein nicht wieder verlieren wenn sie es einmal erlangt hat, und also besitzt sie es auch im Traume; aber von den drei Stufen in denen sich der selbstbewußte Geist entwickelt, Verstand, Phantasie und Vernunft, kommen doch eigentlich nur die beiden ersten in Wirksamkeit, da, um daß der Geist des Menschen fähig sei des Gebahrens in höchster Weise, d. h. eben als Vernunft, ein durchaus ungetrenntes gleichzeitiges Walten nach allen Richtungen, also auch das Vorhandensein eines wirklichen Wissens von der Welt, und ebenso der schön sich darlebenden Basis eines Unbewußten unerlaßlich ist.

Die Seherkunst des Traumes wird auf folgende Weise gedeutet: Während nämlich das Bewußte des Organismus erst die Individualität und zuhöchst die Persönlichkeit und Freiheit erscheinen läßt, bindet das Unbewußte dagegen ihn enger an das allgemeine Leben der Welt, verallgemeinert ihn gleichsam, sodaß er daher als ein Unbewußtes eigentlich auch von allen Regungen der Welt durchzogen ist und daran Theil hat, ja daß in ihm nicht allein Fernes und Nahes, und überhaupt Räumliches, sondern auch Vergangenes und Zukünftiges, und überhaupt Zeitliches sich durchdringt und begegnet. Wissen wir nun, daß der Schlaf ein eigenthümliches Befangensein des Bewußtseins im Unbewußten, mit Aufheben des Wissens von einer wirklichen Welt und der Wirksamkeit gegen eine solche, darstellt, so können wir auch begreifen wie in diesem wunderlichen Zustande allerdings die Seele, eben wegen ihres tiefern Eingetauchtseins im Unbewußten, mehr als in ihrem freien bewußten Zustande participiren müsse an jenem Miteingeflochtensein im Allgemeinen, und an dem Durchdrungensein von allem Räumlichen und Zeitlichen wie es dem Unbewußten überhaupt zukommt. Von hier aus wird uns dann verständlich wie dem im Unbewußten befangenen Bewußten nun im Schlafe oder Traume gleicherweise Manches zugänglich sein könne was im Wachen ihm nimmermehr erreichbar sein wird. Hängen doch alle Ereignisse der Menschheit, ja der Welt als ein großes unermeßliches Ganzes zusammen, die größten sowol als die kleinsten, und ist es doch ganz natürlich und nothwendig, daß, sowie in unserm eigenen Organismus sich oftmals die merkwürdigsten Sympathien zwischen verschiedenen Organen zeigen, so auch in diesem großen äußern Organismus die unsichtbaren Fühlfäden unsers Innern gewisse Seiten mehr, andere weniger umfassen, sodaß die enger umfaßten dann mit vollkommener Deutlichkeit, auch ohne von unserm erwachten Geiste wahrgenommen zu werden, in unserm Unbewußten widerklingen müssen. Diese sind es denn welche erschaut werden können, wenn der Geist im Unbewußten umfangen ruht u. s. w.

Bei dieser Gelegenheit wirft der Verf. auch einen Blick auf das Fernsehen im magnetischen Schlafe, den er wie wir glauben mit vollem Rechte, nicht wie so Viele als den höchsten menschlichen, ja als einen überirdischen Zustand betrachtet, indem die eigentliche Lebenshöhe der Menschheit nicht in einem solchen wesentlich im Unbewußten befangenen Zustande bestehen könne, sondern nur als einen Höhepunkt des kranken Lebens, im Gegensatz der lebensthätigen Weisheit des gesunden.

Der Verf. handelt nun ferner vom Wachsthume des Seelenlebens durch Lebensinnerung und Lebensäußerung; von der Heranbildung der Seele zur Persönlichkeit und zum Charakter, und von der Verschiedenheit der Seelen; von den verschiedenen Strahlungen des Seelenlebens, wobei besonders die Gefühle der Freude, der Trauer, der Liebe und des Hasses, die gleichmäßigen Zustände des Gemüths, sowie Erkenntniß und Wille in Betrachtung genommen werden; von dem Verhältnisse der Seele zu

andern Seelen, zur Natur und zu Gott; von der Seelengesundheit und Seelenkrankheit, und schließt endlich seine Untersuchungen mit der Betrachtung von Dem was im Bewußten und Unbewußten der Seele vergänglich, und was darin ewig ist. Ihm weiter in das Detail dieser Untersuchungen zu folgen, dazu fehlt es uns ebenso wol an Raum als an dem Geschick, das Wichtigere von dem minder Wichtigern zu trennen, sowie den Reichthum an Gedanken und scharfsinnigen Ansichten in wenige Worte zusammenzufassen, ohne den schönen Bau des Ganzen zu zerstören oder zu Misverständnissen Veranlassung zu geben, obwol es uns nicht an Veranlassung fehlen würde unsere Leser auf manches Schöne, Erhebende, Tiefgedachte im Einzelnen hinzuweisen. Möge das Wenige was wir mitgetheilt haben genügen, Diejenigen welche die Mühe nicht scheuen in die Tiefen solcher Untersuchungen vorzudringen und sich eine lebendige Ansicht von den mannichfachen Beziehungen des Seelenlebens zu verschaffen, aufmerksam zu machen, welchen geistreichen Führer auf diesem Gebiete sie an dem Verf. zu gewinnen zu der Hoffnung berechtigt sind. Indessen können wir es uns nicht versagen aus dem Schlußabschnitt noch die Ansicht des Verf. über das Leben der Seele nach dem Tode mitzutheilen.

Der Verf. erklärt es nämlich als eine unbedingte Nothwendigkeit, die Ewigkeit der Idee überhaupt und auch die Ewigkeit des An-sich-seins der menschlichen Seele anzuerkennen, wird aber zu der Annahme geführt, daß dieses Ewige, wenn es einmal wieder abgestreift habe die Form eines zeitlichen Lebens, in seinem ganz reinen An-sich-sein nicht als ein Bewußtes, sondern als ein Unbewußtes gedacht werden müsse. In dem reinen An-sich-sein der Seele nämlich ist jede Art von erschlossenem Bewußtsein undenkbar, und undenkbar deshalb, weil nach den Untersuchungen des Verf. mit der entschiedensten Gewißheit die Bedingungen nachgewiesen worden sind unter deren Vorhandensein allein das Wunder des Bewußtseins sich erschließen kann, und mit deren Aufgehobenwerden die Offenbarung des Bewußtseins demnach so gewiß schwindet, als die leuchtende Spitze eines Doms einstürzt wenn das Fundament aus den Fugen weicht und zerbricht. Werden also gewiß und durchaus unzweifelhaft diese Bedingungen erst nach und nach gegeben und erfüllt, während die Idee unsers Wesens in irgend einer besondern lebendigen Entwickelung sich darlebt, und werden sie ebenso unzweifelhaft wieder aufgehoben durch Vernichtung dieser Lebensform, so muß das An-sich-sein der Idee selbst als außerhalb alles individuellen Bewußtseins nothwendig gedacht werden. Wenn es daher unmöglich anders sein kann, als daß nach vollkommener Aufhebung ihres zeitlichen Sichdarlebens die Idee wieder rein zu ihrem An-sich-sein zurückkehrt, nur Das behaltend was sie an unmittelbarer Steigerung oder Minderung der Energie dieser Idee während ihrer freien Offenbarung als Geist gewonnen oder verloren hat, so muß man auch einsehen und deutlich begreifen, daß dieses eigentlich Ewige der Seele, dieses reine An-sich-sein der Idee von dem sie ausgeht und wohin sie immer wieder zurückkehrt, jenes Ewige welches immer wieder das Zeitliche gebiert und immer wieder auch aufgibt, daß dieses als solches nicht ein Bewußtes, sondern nur ein Göttliches, Ursprüngliches, Unbewußtes genannt werden dürfe.

Wir können nicht umhin zu bemerken, daß diese Ansicht des Verf. etwas Trostloses in sich schließt, und uns in Hinsicht auf die Zukunft unsers Seelenzustandes gleichsam im Finstern stehen läßt; denn wenn das Ewige der Seele immer wieder in das Unbewußte zurückkehrt, so ist es am Ende der Betrachtung für das Individuum einerlei, ob es an der Ewigkeit Theil nimmt oder nicht. Zwar wird das Herbe dieser Ansicht gewissermaßen wieder gemildert durch die folgenden Worte: „Nichtsdestoweniger ist es aber klar, daß das göttliche Urbild einer Seele in diesem seinem unbewußten An-sich-sein nach einem schön vollendeten menschlichen Leben ein anderes und höheres sein müsse als es vor diesem Sichdarleben war, und daß dasselbe, sobald es abermals neu in irgend besonderer Lebensform sich offenbart, nun auch unfehlbar in höherm Sinne sich offenbaren werde als es in jener vorhergehenden menschlichen Existenz sich beurkunden konnte, und umgekehrt; nur liegen alle diese Dinge ganz außerhalb des Kreises menschlicher Erfahrung, und lassen daher nur zu zu sagen: sie müssen sein, aber nicht wie sie sein müssen." Allein volle Beruhigung gewährt auch diese Erweiterung der Ansicht nicht; denn auch ein solches Fortleben auf höherer Stufe, wenngleich es unserm Streben und unsern Mühen in unserer jetzigen Existenzform ein Ziel zeigt, entbehrt doch viel des Trostes und der Beruhigung, sofern es das Bewußtsein eines frühern Lebens nicht mit herübernimmt. Gern stimmen wir indessen dem Verf. darin bei, daß sich hier Alles in geheimnißvollen Nebel auflöst, und daß es deshalb der Wissenschaft gezieme bescheiden ihre Volumina zu schließen. 29.

Bibliographie.

Abhandlungen der Fries'schen Schule von Apelt, Schleiden, Schlömilch und Schmid. I. Heft. I. Ueber den Unterschied zwischen Anschauung und Denken. II. Untersuchungen über die Philosophie und Physik der Alten. III. Die Richtigkeit der Dogmatik. Leipzig, Engelmann. 1847. Gr. 8. 27½ Ngr.

Baader, F., Philosophische Schriften und Aufsätze. 3ter Band. Herausgegeben von F. Hoffmann. — A. u. d. T.: Kleine Schriften. Aus Zeitschriften zum erstenmal gesammelt und herausgegeben. Würzburg, Voigt u. Mocker. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 2 Ngr.

Belani, H. E. R., Der Schatz des letzten Jagellonen. Roman aus der Zeit der neuesten Polenbewegung. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 4 Thlr.

Fritze, E., Bernhard von Bellinghausen. Roman. Zwei Theile. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gaugengigl, J., Gothischer Wortschatz als Grundlinien zur hochdeutschen Rechtschreibung. Passau, Pustet. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Gaupp, K. F., Die Union. 2te, zum Theil neu bearbeitete Ausgabe. Breslau, Hirt. 1847. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gerstäcker, F., Die Flußpiraten des Mississippi. Drei Bände. Leipzig, Vereins-Verlags-Buchhandlung. 1847. 8. 5 Thlr.

Gervinus, G. G., Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 3ter Theil. Vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Engelmann. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Jüngst, C. W., Die volksthümlichen Benennungen im Königreiche Preußen. Berlin, Decker. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. 7ter Band. 25ste bis 28ste Zelle. — A. u. d. T.: Der Festkalender, enthaltend: Die Sinndeute der Monatszeichen, die Entstehungs- und Umbildungsgeschichte von Naturfesten in Kirchenfeste, Schilderung der an denselben vorkommenden Gebräuche ꝛc. Von F. Nork. Mit 37 Tafeln Abbildungen. Stuttgart, Leipzig, Expedition. 1847. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Dasselbe. 8ter Band. 29ste bis 32ste Zelle. — A. u. d. T.: Joh. Fischart's Geschichtklitterung und aller Praktik Großmutter. — Thom. Murner's Gäuchmatt, nebst mehren Satyren wider ihn. Herausgegeben von J. Scheible. Mit 59 Holzschnitten. Ebendaselbst. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Der Schatzgräber in den literarischen und bildlichen Seltenheiten, Sonderbarkeiten ꝛc. hauptsächlich des deutschen Mittelalters. 5ter Theil. — A. u. d. T.: Die Baseler Todtentänze in getreuen Abbildungen. Nebst geschichtlicher Untersuchung, so wie Vergleichung mit den übrigen deutschen Todtentänzen, ihrer Bilderfolge und ihren gemeinsamen Reimtexten. Sammt einem Anhange: Todtentanz in Holzschnitten des 15. Jahrhunderts. Von H. F. Maßmann. Ebendaselbst. Gr. 16. 16 Ngr.

Schletter, H. T., Der öffentlich-mündliche Strafprozeß in Deutschland. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die rheinische Gerichtsverfassung und das rheinische Strafverfahren. Studien und Reisebeobachtungen, mit besonderer Berücksichtigung der Criminalstatistik und der jurisprudence. Mit 13 criminalistischen Beilagen. Altenburg, Helbig. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, C., Das Wesen der Religion. Zwei Theile in einem Band. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sherwood's ausgewählte Erzählungen. Eingeleitet von G. Plieninger. 11ter und 12ter Band. — A. u. d. T.: Kleinere Erzählungen. Nach dem Englischen von A. Döring. Zwei Theile. Stuttgart, Belser. Gr. 16. à 7½ Ngr.

Spreu. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Strauß, F. A., Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. 2te verbesserte und vermehrte Auflage, mit 2 Original-Ansichten und 1 Plane von Jerusalem. Berlin, Jonas. 1847. 8. 25 Ngr.

Therese, Eine Reise nach Wien. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Umbreit, F. W. C., Neue Poesie aus dem Alten Testament. Hamburg und Gotha, F. u. A. Perthes. 1847. Gr. 12. 1 Thlr.

Voigts, F., Novellen. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Offene Antwort auf das offene Schreiben vom Hrn. Dr. Schnelle auf Buchholz von einer Volksstimme. Hamburg. 1847. Lex.-8. 2 Ngr.

Der philosophische Bandwurm. Eine Appellation an den Verein der Philosophen in Gotha. Würzburg, L. Stahel. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Flüchtige Betrachtungen über die Wichtigkeit der Bayerschen Ostbahn von München über Rosenheim nach Salzburg und ihren Einfluß auf die Süd-Nordbahn. München, Franz. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Buchner, K., Die Gräfin von Görlitz in Darmstadt, ihr Tod, und der Angelegenheit weiterer Verlauf. Geschichtlich und kritisch dargestellt. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Oehler. Gr. 8. 5 Ngr.

Einhorn, D., Antrittspredigt am 4. Sept. 1847 zu Schwerin bei seiner Einführung in das Amt eines dortigen Landesrabbinen gehalten. Schwerin, Kürschner. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Gespräch zwischen zwei Eisenbahnarbeitern über die Mecklenburgische Eisenbahn. 2te vermehrte Auflage. Lübeck. 1847. 12. 3 Ngr.

Zweites Gespräch zwischen zwei Eisenbahnarbeitern ꝛc. Ebendaselbst. 1847. 12. 3 Ngr.

Hannovers Eisenbahnen vor dem Urtheile der Oeffentlichkeit, nebst einem vertraulichen Berichte der Eisenbahn-Commission über das Königl. Schreiben und das Schreiben des Königl. Cabinets vom 24. Februar 1846 die West- und Südbahn betreffend. Leipzig, Orthaus. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Kämpfe, G. A., Wie viel darauf ankomme, daß wir an der Rede Jesu bleiben. Predigt am 7. November in Magdeburg gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Kopf, D. T., Sendschreiben an den Vorsteher des rauhen Hauses in Horn bei Hamburg, Hrn. Cand. Wichern, betreffend einen in Nr. 4 Serie IV. seiner „Fliegenden Blätter" enthaltenen Reisebrief. Berlin, Lassar. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Krummacher, F. W., Zeitpredigten. VI. Wer blieb hinter der Zeit zurück? Gehalten am Missionsfeste zu Düsseldorf. Elberfeld, Hassel. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Dieselben. VII. Drei Fragen. Ebendaselbst. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche Christi. Osterpredigt, gehalten in Crefeld 1847. Crefeld, Klein. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Rechtsausführung des Justiz-Commissars Lewald und Entscheidung des K. Kammergerichts über den Gebrauch der polnischen Sprache im Großherzogthum Posen bei öffentlichen Verhandlungen. Berlin, Hayn. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Liebe, F., Was predigen uns Tage des Segens nach Zeiten der Noth? Predigt an dem Ernte-Dankfeste Dom. XII. p. Trin. d. 22. Aug. 1847, zu Oschatz gehalten. Oschatz, Oldecop's Erben. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Liebelt's, C. F., Vertheidigungs-Rede vor dem K. Kammergericht zu Berlin in der Sitzung am 7. Sept. 1847. Berlin, Hayn. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Maier, A., Gedächtnißrede auf Johann Leonhard Hug, Dr. th. Prof. Geh. Rath ꝛc., bei dessen akademischer Todtenfeier zu Freiburg am 11. März 1847 gehalten. 2ter Druck. Freiburg im Breisgau, Wagner. 1847. 8. 8 Ngr.

Mayer, G., Trauerrede bei dem Ableben J. D. der regierenden Fürstin Eugenie Hortensie Napoleone von Hohenzollern-Hechingen, geb. Prinzessin von Leuchtenberg, am 5. Sept. 1847 zu Hechingen gehalten. Hechingen, Egersdorf. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Müller, J. R., Die Emancipation der Israeliten. Eine Warnungs- und Ermunterungs-, wie auch Trost-, Schutz- und Trutzschrift für Israel in seinem letzten Exil. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Muß die Patrimonialgerichtsbarkeit in Preußen gänzlich umgestaltet werden? Glogau, Reisner. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Otto, E., Aufruf zur Gründung von Volkslesevereinen und Dorfbibliotheken nebst einem Verzeichniß guter Volksschriften. Aus dem badischen Volksblatt abgedruckt. Mannheim, Bensheimer. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Sehet euch vor! Ein Zuruf an die St. Katharinen-Gemeinde zu Magdeburg und an alle evangelischen Gemeinden. Veranlaßt durch Uhlich's „weitere Mittheilungen". Magdeburg, Heinrichshofen. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1848.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Neunter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Friedrich von Raumer's. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist gewiß, daß jeder auch nur einigermaßen gebildete Gesellschaftskreis das Bedürfniß einer gewissen Summe historischer Kenntnisse fühlt. Die Vergangenheit greift in alle Lebensverhältnisse und Zustände der Gegenwart herüber, und es ist die letztere ohne Bekanntschaft mit der erstern schlechterdings nicht wahrhaft verständlich. Die Verschiedenheit jener gebildeten Gesellschaftskreise bedingt aber ebenso wol eine Verschiedenheit historischer Kenntnisse und des Umfangs derselben als eine Mannichfaltigkeit der Methoden diese Kenntnisse zu verbreiten, und ihnen diejenige Fruchtbarkeit zu geben die ihnen um des Menschen und des Lebens willen gewünscht werden muß. Und eine richtige Würdigung sowol der Geschichte selbst als der obwaltenden Verhältnisse hat insbesondere die Deutschen in den jüngst verflossenen Jahrzehnden veranlaßt die Geschichtswissenschaft gleichsam flüssig zu machen, und aus den Rüstkammern der Gelehrsamkeit in die verschiedensten Kanäle des praktischen Lebens zu leiten. Wie nothwendig aber diese Thätigkeit und dieses Verfahren sei ist uns in der allerneuesten Zeit erst wieder recht klar geworden. Denn die politische Publicität hat in unsern Tagen mit einer Keckheit, wenn anders dieser Ausdruck nicht noch zu mild ist, auf die Unwissenheit selbst der höher gebildeten Welt in der Geschichte speculirt — man kann kaum einen andern Ausdruck gebrauchen —, daß der Kenner der Geschichte mit dem tiefsten Unwillen über ein solches Verfahren erfüllt werden muß. Und entweder ist der Mangel an historischen Kenntnissen wirklich so groß als jene kecke Publicistik voraussetzt — nun dann hat der Fleiß der deutschen Geschichtschreiber noch wenig fruchtbar gewirkt, und seine Thätigkeit muß noch mehr Energie und Mannichfaltigkeit entwickeln —, oder die Publicistik hat sich abermals eine Blöße gegeben, die sie wiederum in den Augen der Gebildetsten und Aufgeklärtesten um eine Stufe herabsteigen läßt. Wir können und wollen hier nicht untersuchen welcher von beiden Fällen angenommen werden müsse, so viel bleibt gewiß: tüchtige und allgemein verbreitete Geschichtskenntnisse sind die besten und sichersten Wächter gegen beabsichtigte Verdummung, die bewährtesten Entdecker der hinterlistigen Versuche das öffentliche Urtheil zu täuschen oder zu verführen. Willkommen muß daher dem Wohlmeinenden jedes Schriftwerk sein das auf dem Wege der Geschichte Aufklärung und richtige Ansichten über die Natur und die Entwickelung der menschlichen Dinge auf ihren mannichfaltigen Gebieten theils der Vergangenheit theils der Gegenwart zu verbreiten redlich bemüht ist. Zugleich muß aber ein solches Schriftwerk eine Methode befolgen und sprachlich so ausgestattet sein, zumal wenn es für das größere gebildete Publicum bestimmt ist, daß es eine gewisse Anziehungskraft besitzt, und den Sinn für historisches Wissen zu beleben vermag. Denn was schreckt selbst den wißbegierigern Laien mehr ab als gelehrtes Fachwerk, das künstlich geordnete Gerippe einer Wissenschaft, oder eine leb- und farbelose Darstellungsweise? Eine schöne Sprache und eine tüchtige Gesinnung bilden zusammengenommen die nothwendigste Mitgift für ein historisches Schriftwerk das den gebildeten Laien ansprechen und seine Geschichtskenntnisse erweitern und zugleich läutern soll. Und nach diesem Ziele hat das „Historische Taschenbuch" gleich von seinem ersten Erscheinen an mit Geschicklichkeit und Ausdauer hingearbeitet, und daß dieses Bestreben sich auch eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen gehabt habe, dafür bürgt nicht nur der Werth der einzelnen Jahrgänge, sondern auch die ziemlich lange Reihe derselben: ein Umstand der in unsern Tagen um so höher angeschlagen werden muß, je wandelbarer, ungeduldiger und neuerungssüchtiger die Gemüther der Zeitgenossen auf dem Gebiete der Lecture sind.

Indem wir uns nun unsers Auftrags, den neuesten Jahrgang jenes Taschenbuchs hier zur Anzeige und Besprechung zu bringen, zu entledigen im Begriffe stehen, wollen wir zuvörderst unsere Leser im Allgemeinen mit den Monographien bekannt machen die in demselben enthalten sind:

1) „Ueber Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien während des 18. Jahrhunderts und bis auf die neueste Zeit", von W. A. Arendt. 2) „Ueber die römische Staatsverfassung", von F. v. Raumer. 3) „Kurfürst Johann Georg III. bei dem Entsatze von Wien im Jahre 1683. Nebst einem Anhang, den Antheil Sobieski's an dem Entsatze und eine Darstellung der Ereignisse bis zum Schlusse des Feld-

zugs enthaltend." 4) „Philipp Franz und Johann Philipp, Wild- und Rheingrafen zu Dhaun. Ein Reichsstandsdasein im Jahrhundert der Reformation", von F. W. Barthold. 5) „Das Trauerspiel in Afghanistan", von K. F. Neumann.

Was die erste Monographie betrifft, die als Fortsetzung einer frühern im Jahrgange 1845 anzusehen ist, so können wir unsere Freude nicht bergen, daß wir den Verf. unserm damals ausgesprochenen Wunsche entsprechend wiederum auf dem geschichtlichen Felde finden, auf dem er so heimisch ist, und daß wir auch diesmal die Klarheit und die Zweckmäßigkeit der Darstellung loben müssen, die wir bereits an der frühern Arbeit des Verf. zu rühmen hatten. Man liest aber die Fortsetzung derselben mit um so größerer Aufmerksamkeit und mit um so größerm Interesse, da die Begebenheiten und Zustände die sie schildert bis in die jüngste Zeit der Geschichte Belgiens hereinreichen. Der Gesammtinhalt kann in wenige Worte zusammengefaßt werden: Sie schildert wie aus den belgischen Gemeindegliederungen und aus der Mannichfaltigkeit ihrer nebeneinander bestehenden Verfassungs- und Verwaltungsformen von der östreichischen Herrschaft an die französische und holländische Regierungszeit hindurch eine belgische Staatseinheit, ein Königreich Belgien sich entwickelt habe. Die östreichische Herrschaft über die ehemaligen Niederlande war insofern eine entscheidende, als die politischen Interessen in den Gemüthern der Niederländer gegen früher bedeutend in den Hintergrund traten, die materiellen dagegen das Uebergewicht erhielten. Maria Theresia begünstigte und pflegte diese Richtung des niederländischen Volkes ohne dessen Erinnerungen an die frühern politisch regsamern Zeiten und deren Rechts- und Verfassungsüberlieferungen zu nahe zu treten. Und Fürst Kaunitz beurtheilte die in jener östreichischen Provinz obwaltenden Verhältnisse unstreitig aus dem richtigen Gesichtspunkte wenn er sagt *):

Die Niederlande unterscheiden sich noch mehr durch ihre Verfassung als durch ihre Ausdehnung von Italien. Ihre Verwaltung erheischt ganz andere Grundsätze als diejenigen sind die man in diesem Lande befolgt. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß folgende Grundsätze am angemessensten sind. Wir können in den Niederlanden keine nur einigermaßen wichtige Maßregel ökonomischer oder politischer Natur unternehmen ohne die Freiheiten und Rechte der Stände zu berühren. Alle bedeutende Operationen in den Finanzen, sowie in der Verwaltung überhaupt, müssen daher ruhigen Zeiten vorbehalten werden. Ich habe deswegen Alles was zu Differenzen mit unsern Nachbarn zu Lüttich sowol wie in der Republik der Vereinigten Provinzen führen konnte vermieden, um dadurch jeder von solchen Streitigkeiten unzertrennlichen Aufregung im Innern vorzubeugen. Was die Stände und insbesondere die von Brabant betrifft, die von jeher so geneigt zu übertriebenen Anfoderungen, und so hartnäckig in ihrer Behauptung waren, so habe ich von Allem gesucht ihre Klagen zu beschwichtigen und jeder Entscheidung aus dem Wege zu gehen die den Rechten der Krone oder den Privilegien der Stände zuwider gewesen wäre. Dasselbe System der Mäßigung ist in den geistlichen Angelegenheiten befolgt worden u. s. w.

Maria Theresia ertheilte diesen Grundsätzen ihren ganzen Beifall, und schrieb eigenhändig unter den Originalbericht ihres Ministers folgende Worte: „Cet ouvrage vous fait honneur et vous me ferai (?) plaisir, ne pouvant communiquer le tout aux autres dicasteres, de me faire un extrait que je puisse leur communiquer et leur servir de canevas." Wie richtig Beide gesehen und gehandelt beweisen am besten die unglücklichen Zerwürfnisse und heftigen Bewegungen die aus dem entgegengesetzten System welches Joseph II. befolgte hervorgingen, und die unser Verf. in dem „Historischen Taschenbuch" 1843 ebenso anschaulich als nach guten Quellen geschildert hat. Die französische Herrschaft hatte auf die belgischen Zustände nicht den tiefeindringenden Einfluß den man voraussetzen sollte. Dagegen traf Hollands Verfahren das Innerste des niederländischen Volkes, und die daraus entstehende Aufregung der Gemüther wußte die klerikalische und aristokratische Partei so geschickt zu benutzen, daß sie zur Revolution und diese zur Trennung von Holland führte. Ueberhaupt war die Vereinigung Belgiens mit Holland insofern unbedingt ein politischer Misgriff oder, wenn man will, ein Gewaltstreich, als den geschichtlichen Vorgängen, der Individualität der Nationalcharaktere dadurch getrotzt ward. Die gegenwärtige Verfassung der Belgier beruht zwar vielfach auf den frühern Gemeindeverhältnissen, hat aber nothwendig, insofern der Schwerpunkt in der Krone liegt, diesem monarchischen Principe diejenigen Kanäle offen lassen müssen mittels deren dasselbe seinen Einfluß auf das Ganze auszuüben im Stande ist.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Stelle ist nach einem merkwürdigen noch wenig bekannten Actenstücke aus dem brüsseler Staatsarchiv, das der bekannte Gachard 1830 veröffentlicht hat in der Schrift „Analectes de Belgique".

Vom Südpol.

Endlich wird dem durch schwankende Zeitungsnachrichten genährten und gesteigerten Verlangen nach beglaubigten Resultaten der unter Capitain Roß im J. 1839 an den Südpol gesendeten Forschungs-Expedition von ihm selbst in einem Werke genügt unter dem Titel:

A voyage of discovery and research in the southern and antarctic regions, during the years 1839—43. By Captain Sir *James Clark Ross*. Zwei Bände. London 1847.

Für den allgemeinen Leser ist das Buch allerdings nicht, dagegen von unberechbarem Werthe für den Meteorologen, den Geologen und Botaniker. Hauptsächlich in ihrem Interesse wurde das Unternehmen ausgerüstet; es sollten Daten gesammelt werden zu Feststellung vieler streitigen Punkte der Naturwissenschaften; geographische und Handelsbeziehungen standen in zweiter Classe. Namentlich kam der Magnetismus in Frage, dieser in der jüngsten Zeit von den Gelehrten mit so vielseitiger Aufmerksamkeit behandelte Gegenstand. Der Comité der Königlichen Gesellschaft in London machte es sich zur Aufgabe die Offiziere mit einer Reihe betreffender Instructionen zu versehen, und es läßt sich nicht anders sagen als daß diese sie treulich vollstreckt haben.

Die zwei Expeditionsschiffe, der Erebus und der Terror, jener vom Verf., letzterer vom Capitain Crozier befehligt, verließen England im Sept. 1839, und die wissenschaftlichen Forschungen begannen in der Bucht von Biscaya, wobei sich unter Anderm ergab, daß das Wasser in einer Tiefe von 300 Faden um 10 — 15 Grad kälter war als auf der Oberfläche. Nach einer Landung auf den St.-Pauls-Felsen zum Behuf magnetischer Beobachtungen wurde die Linie des Nichteintau-

chens oder der magnetische Aequator gekreuzt und so genau getroffen, daß beide Schiffe das Signal in demselben Momente aufzogen. Es darf hierbei bemerkt werden, daß diese Linie die Erde in einer keineswegs parallelen Richtung mit dem Erdäquator umgibt, sowie daß eine 1840 im Wendekreise von Capricorn vorgenommene Sondirung eine Tiefe von 2425 Faden erreichte, folglich eine Senkung des Oceanbetts unter seine Oberfläche von ziemlich der Höhe des Montblanc nachwies.

Interessante Niederschriften über Stärke, Temperatur und Richtung der Strömungen bezeichnen den Aufenthalt am Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo die Schiffe zunächst bei der Prinz-Eduards-Insel vor Anker gingen. Wenige Tage nachdem sie weiter gesegelt erblickten sie das erste Stück Südpoleis, zwar so klein, daß es bei einer Höhe von 20 Fuß kaum ein Eisberg heißen konnte, doch ungeachtet seiner raschen Auflösung fest genug ein anfahrendes Schiff stark zu beschädigen. Im Mai 1840 erreichte die Expedition den Weihnachtshafen der Kerguelens-Insel. Wiewol im höchsten Grade steril lieferte das Land einige gute Beiträge zur Pflanzen- und Thierkunde, und trotz der stürmischen Witterung — von 68 Tagen stürmte es an 45 und waren blos 3 ohne Regen oder Schnee — wurden die astronomischen, die Flut- und Pendelbeobachtungen ununterbrochen fortgesetzt. Es stellte sich heraus, daß beim Schneegestöber der Thermometer mehre Grade fiel, während die Meertemperatur dieselbe blieb, was denn wegen des Frierens der aufsteigenden warmen Dünste immer mehr Schnee zur Folge hatte. Ein anderes merkwürdiges Phänomen zeigte sich später bei der Fahrt nach Vandiemensland darin, daß die Temperatur des Meers von 35 plötzlich auf 46 Grad stieg und ihn 86 Meilen weit behielt. Jedem Sturme gingen eine Menge nach allen Winden schießende Meteore voraus.

Am 5. Jan. 1841 geriethen die Schiffe in dichtes Südpoleis. Die Breite des sie umschließenden Eisgürtels maß 200 Meilen. Am Ende des fünften Tags hatten die Schiffe sich durchgezwungen und eine offene See lag vor ihnen. Während man gerade auf den Magnetpol zusteuerte, wurde aus einer Entfernung von 100 Meilen das erste Land gesehen: „Es war ein schöner heller Abend und wir genossen den reizenden Anblick von zwei prächtigen Bergketten, deren mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel sich von 7000 — 10,000 Fuß über die Meeresfläche erhoben. Die Gletscher, welche die Zwischenthäler füllten und fast von den Gipfeln herabkamen, ragten an vielen Stellen meilenweit ins Meer und brachen in hohen senkrechten Klippen ab. Nur daß hier und da Felsen die Eisdecke durchbohrten, war Beweis, daß Land den Kern dieses anscheinenden riesigen Eisbergs bildete."

Am Bord der Schiffe war große Freude. Das anhaltende schöne Wetter berechtigte zu der Hoffnung den gewünschten Pol bald zu entdecken. Man segelte längs des Landes, nannte jede hervortretende Höhe nach einem der namhaftesten englischen Naturforscher, und legte nach wenigen Tagen an, um von dieser desolaten Gegend im Namen der Königin Besitz zu nehmen. Die Insel wurde Besitzinsel getauft. „Wir bemerkten nicht die geringste Spur von Vegetation; aber Pinguine in zahllosen Myriaden bedeckten die Insel weit und breit, säumten die Abgründe, hingen an den Spitzen der Hügel, griffen uns an als wir durch ihre Reihen drangen, hackten nach uns mit ihren scharfen Schnäbeln, schienen um den Besitz mit uns kämpfen zu wollen. Dies und ihre lauten schrillen Töne, verbunden mit dem unerträglichen Gestanke der tiefen Guanolager, die unsern australasischen Ackerbauern eines Tags sehr willkommen sein mögen, trieben uns zur Beschleunigung des Rückzugs, sobald wir unsere Boote mit geologischen Proben und Pinguinen voll geladen hatten."

Auch zwei Vulkane wurden entdeckt, der eine, jetzt erloschen, Berg Terror, der andere, 12,000 Fuß hoch und in voller Thätigkeit, Berg Erebus genannt. „Um 4 Uhr Nachmittags sahen wir den Berg Erebus Rauch und Flammen in ungewöhnlichen Massen auswerfen — ein großartiges Schauspiel. Senkrecht stieg bei jedem neuen Stoße eine dichte Rauchsäule von 1500 — 2000 Fuß über die Oeffnung des Kraters empor. Dann zuoberst sich verdichtend sank sie in Nebel oder Schnee herab und löste sich allmälig auf um nach ungefähr einer halben Stunde — denn die Zwischenräume waren nicht gleich — von einer ähnlich glänzenden Erscheinung gefolgt zu werden. Der Durchmesser jeder Rauchsäule mochte zwischen 200 und 300 Fuß betragen, und sobald der Rauch sich zerstreut, sah man die helle rothe Flamme aus dem Krater heraufzüngeln. Einige Offiziere glaubten auch Lavaströme die Seiten herabfließen zu sehen, bis sie sich im Schnee verloren, welcher etliche Hundert Fuß unterhalb des Kraters anfing und in senkrechter Eisspitze mehre Meilen ins Meer hinausstarrte."

Da eine steile Eiswand von 200 Fuß Höhe und muthmaßlich 1000 Fuß Dicke das weitere Vordringen nach Süden hinderte, segelten beide Capitaine 450 Meilen entlang, eine Oeffnung suchend und keine findend. Nicht gemeint jedoch umzukehren ohne den Magnetpol erreicht zu haben, setzten sie ihre Forschungen bis Februar fort, wo die schnelle Bildung frischen Eises und andere Anzeichen des nahenden Winters sie zur Umkehr nöthigten. Sie waren kaum 160 Meilen von dem ersehnten Ziele. Der Verf. wünschte sehr im Angesicht des großen Vulkans zu überwintern, um bei gelegener Zeit den Berg zu ersteigen und den Magnetpol zu finden. Es scheint, unbesiegbare Hindernisse vereitelten seinen Wunsch. Uebrigens gab er dem vom 70. bis zum 79. Breitengrade befahrenen Küstenlande, der äußersten Grenze südlicher Entdeckung, den Namen Victorialand.

Durch vielfache Gefahren kamen die Schiffe im April nach Vandiemensland und segelten im Juli zu neuen Gefahren aus. Auch diese wurden glücklich bestanden; doch kostete es statt der frühern fünf jetzt 56 Tage den Eisgürtel zudurchbrechen. Dennoch kamen sie 10 Grad weiter östlich und drangen sechs Meilen weiter vor, mußten dann aber nach den Falklandsinseln umwenden, die sie mühsam im April 1842 erreichten. Da sich die Nothwendigkeit ergeben in der Nähe des Cap Horn eine Reihe magnetischer Beobachtungen anzustellen, gingen die Schiffe im September nach der Bucht St.-Francis, Terra del Fuego, und ankerten in St.-Martins-Cove nahe der Eremiteninsel. Ueber Cap Horn sagt der Verf.: „Die poetischen Beschreibungen älterer Seefahrer von diesem berühmten und gefürchteten Vorgebirge verursachten uns beim ersten Anblicke einige Täuschung. Es steht allerdings scharf hervor, eine kühne, fast senkrechte Landspitze, und ohne viel Phantasie läßt sich eine Aehnlichkeit entdecken mit «einem schlafenden Löwen der den Stürmen des Südens trotzt». Dennoch ist es nur Theil einer kleinen Insel und seine Höhe 500 oder 600 Fuß macht keinen imposanten Eindruck. Freilich war der Tag wunderbar schön, sodaß wir dieses Cap des Schreckens und der Stürme gewissermaßen zu seinem Nachtheile sahen."

Im Dec. 1842 wurde die dritte und letzte, von den wenigsten Erfolgen begleitete Fahrt nach dem Südpol unternommen, im April 1843 das Vorgebirge der guten Hoffnung, im Sept. England erreicht. Schließlich die Bemerkung, daß die größte bisher entdeckte Meerestiefe zwischen der Ascensioninsel und Rio Janeiro vorkommt, wo das Senkblei mit 27,600 Fuß Schnure keinen Grund fand. 10.

Neue Romane.

1. Der Unsterbliche. Ein Roman aus dem Künstlerleben von Karl Gollmick. Leipzig, Kollmann. 1848. 8. 1 Thlr.

Begeistert für die Musik, als die hohe, reine und heilige Kunst, geißelt der Verf. mit scharfer Satire die Abirrungen des Modegeschmacks und stellt das Thun und Treiben der Handwerker auf künstlerischem Boden mit grellen, leider nur zu wahren Farben dar. Ein bankrotter Banquier, welcher ehedem in eitler Selbstgefälligkeit den Kunstprotector gemacht hatte,

erhält von seiner Gattin, einer gewesenen Tänzerin, einen Sohn, der schon vor seiner Geburt zum Virtuosen bestimmt wird, um dem Heruntergekommenen sein Vermögen zwei- und dreifach wieder einzubringen. So werden von dem rohen Vater wie von einem modernen Lehrer alle Qual- und Marterwerkzeuge angewandt welche erfunden sind um aus einem talentlosen Knaben einen Meister in der Technik des Clavierspiels zu machen. Die Mutter, welche durch reine Mutterliebe von ihrer frühern Jämmerlichkeit geheilt ist, bemüht sich vergebens ihren gequälten Sohn zu schützen, da sie richtig erkennt, daß ihm das wahre Talent doch fehlt. Durch den noch immer viel vermögenden Einfluß des Vaters, durch erbärmliche Bestechungen und die andern elenden Kunstgriffe, deren tägliches Vorkommen man sich leider eingestehen muß, in die Höhe gebracht, wird der Knabe, von der Masse des sogenannten kunstliebenden Publicums bewundert, zum Doctor der Musik ernannt und feiert auf flüchtigen Reisen große Triumphe. Eine Reihe von Jahren wird übersprungen und wir lernen unsern Helden als jungen Mann kennen, nachdem er soeben eine Oper componirt hat. Des Vaters Bestechungen und des Sohnes Bemühungen um die erste Sängerin, für die er eigens eine Rolle geschrieben hat, verschaffen auch diesem Werke eine überaus glänzende Anerkennung und des jungen Mannes Ruhm erhebt sich zu den Wolken. Doch die Stimme eines Kunstrichters bleibt parteilos und unbestochen, sie tadelt das Fehlerhafte der ganzen Richtung welche den Kopf echauffirt und das Herz kalt läßt; dem Vater des Componisten, der durch Spiel und Trunk äußerlich und innerlich immer mehr verkommen ist, raubt dieser Tadel in Begleitung anderer Umstände das Leben; der Sohn dagegen wird durch die Bekanntschaft mit seinem Tadler und dessen Schwester, „der verkörperten Muse der Tonkunst", von seiner verkehrten Richtung in der Musik wie seiner vermeinten Liebe zu jener Sängerin zurückgebracht, er heirathet seine Bekehrerin und weiß sich unsterblich in seinem reinen Glück.

Dies ist in Kurzem der Inhalt eines freilich mehr skizzirten als ausgeführten, aber desto gedankenreichern und im edelsten Sinne des Wortes nüchternen Romans, von dem es wol zu wünschen wäre, daß er in den weitesten Kreisen bekannt würde, damit er dazu beitragen könnte den gesunkenen Geschmack zu heben und auf die richtige Bahn zurückzuführen. Noch Dies sei uns vergönnt anzuführen, daß der Verf. in seiner reinen und ungefälschten Liebe zur echten Kunst weit von der pedantischen und doch coquettirenden Verehrung des Alten entfernt ist, und daß er auch gegen diese Modethorheit seine Satire richtet.

2. Aurelie. Ein Roman von Johannes Nordmann. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1847. 8. 3 Thlr.

Leider verstattet die Einrichtung d. Bl. dem Ref. nicht so viel Raum als nöthig wäre die vorliegende offenbar mit großem Fleiße und vieler Liebe geschriebene Arbeit in der Ausführlichkeit zu besprechen als es sein eigener Wunsch wäre. Deshalb schiene es ihm aber auch eine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit gegen den Verf., wollte er sich bei den Ausstellungen die er zu machen hätte länger aufhalten als bei der Empfehlung zu der er sich gedrungen fühlt. Goldsmith sagt einmal: „Ein Buch kann von allen nachweisbaren Fehlern frei und doch dabei recht langweilig sein, hinwiederum kann es hundert Fehler haben und dessenungeachtet ein gutes Buch sein"; — natürlich wenn jene Fehler nur die Außenseite, die Stafage betreffen und den eigentlichen Gehalt unberührt lassen. Wenn wir daher auch wahrnehmen, daß die zu oft wiederkehrenden einzelnen Vergleiche und größern Gleichnisse eine gewisse Eintönigkeit bedingen, daß, hiermit zusammenhängend, mehr gesprochen als gehandelt wird (obschon es an lebendiger und wirksamer Handlung durchaus nicht fehlt), und daß hier und da eine kleine Ungefügigkeit des Ausdrucks die sonst edle und gefeilte Sprache stört: so thut Das dem Werthe des Romans keinen Abbruch; denn dieser beruht auf der feinen Beobachtung und geschmackvollen Darstellung unserer socialen Zustände, der lebenswahren Charakterzeichnung und der leichten und gefälligen Erfindung und Anordnung des Stoffs. Das Bedeutendste bleibt jedenfalls die psychologische Wahrheit sämmtlicher Charaktere, die sich, ein seltener Vorzug, getreu bleiben, auch da wo es dem Leser anfangs schwer fällt sich in die scheinbar neue Wendung zu finden.

Einer ausführlichen Darlegung des Inhalts enthält sich der Ref., weil er sich der Hoffnung hingibt, er werde durch seine Anzeige so manchen Leser d. Bl. anregen den Roman selbst in die Hand zu nehmen, und weil er diesem die Freude der Ueberraschung nicht verderben möchte; daher finde nur der leitende Grundgedanke seine Stelle. Ein junger, dem höchsten Stande angehöriger Mann, der bisher nur ein sündliches Spiel mit der Liebe getrieben hat, liebt wahr und innig, gelangt aber, durch sein früheres Leben am Charakter beschädigt, nicht zum Ziele und trägt wesentlich dazu bei den Gegenstand seiner Liebe zu Grunde zu richten. Jedoch Aureliens Untergang, welcher zugleich durch ihren starr-gerechten Vater und seine erschütternden, zur Unzeit angebrachten Mittheilungen bedingt ist, kann nicht als die unmotivirte und widerliche Quälerei eines vollkommen fleckenlosen Engels angesehen werden, vielmehr sind von vornherein diejenigen Seiten ihres Charakters zu erkennen die uns mit ihrem traurigen Ende versöhnen können, indem sie es, zum Theil wenigstens, als selbst verschuldet erscheinen lassen. Ueberhaupt besteht darin ein fernerer Vorzug unsers Romans, daß nicht nach modern-französischer Art absolutes Recht auf der einen und absolutes Unrecht auf der andern Seite zu suchen ist; vielmehr ist lebenswahr jede Individualität in ihrer relativen Berechtigung anerkannt, und wir finden nur ein Plus oder Minus in der Verschuldung, keine absolute, d. h. satanische Bosheit. Die Nebenfiguren und Nebenscenen verschwinden weder in eine gestaltlose Ferne, in welcher nichts Klares mehr zu erkennen ist, noch drängen sie sich allzu breit in den Vordergrund, sodaß sie das Hauptinteresse beeinträchtigten. Höchst anziehend und drastisch lebendig ist das Kegelspiel und lärmende Vergnügen von Bauern, plötzlich unterbrochen durch entsetzliches Unglück des Tageshelden. Wenn Ref. noch hinzufügt, daß Hr. Nordmann uns eine ganze Reihe von feinen und zutreffenden, wenn auch nicht immer neuen, doch eigenthümlich eingekleideten Bemerkungen über das Wesen der Frauen und das Verhältniß beider Geschlechter zueinander gibt, so glaubt er „Aurelie" als eine unterhaltende und anregende Lecture hinlänglich empfohlen zu haben. 19.

Literarische Notiz.

Für Indologen.

Zu dem im J. 1845 in Athen erschienenen „Ἰνδικῶν μεταφράσεων πρόδρομος" des Demetrios Galanos ist nunmehr 1847 der erste Band der von ihm hinterlassenen und zum Drucke bestimmten indischen Uebersetzungen, d. h. altgriechischen Uebersetzungen aus dem Sanskrit, und zwar unter dem Titel: „Βαλαβαράτα ἢ συντομὴ τῆς Μαχαβαράτας κτλ." in Athen erschienen.*) Derselbe enthält eine freie Bearbeitung des großen indischen Heldengedichts „Mahabarata", dessen Entstehung dem letzten Jahrh. v. Chr. angehört, und er gewährt durch diesen seinen Inhalt den Freunden der indischen Literatur in Europa ein um so größeres Interesse, da jene Bearbeitung bisher in Europa noch nicht gedruckt worden und gänzlich unbekannt gewesen ist. Die „Mahabarata", deren besseres Verständniß die „Balabarata" bezweckt, ist bei den Indiern ein Nationalepos, und ist, wie im alten Griechenland die Dichtungen Homer's auf die Entwickelung des Nationalgeistes der Hellenen, so in gleicher Weise bei den Indiern von dem mächtigsten Einflusse gewesen. Es ist in der That eine eigenthümliche Erscheinung, daß nun auch im 19. Jahrh. die Weisheit der Indier im Gewande altgriechischer Ausdrucksweise dem Abendlande dargeboten wird. 6.

*) Durch Brockhaus & Avenarius in Leipzig zu beziehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 29. — 29. Januar 1848.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Neunter Jahrgang.

(Beschluss aus Nr. 28.)

Die zweite Monographie versetzt uns aus der jüngsten Zeit in das classische Alterthum, in die älteste Entwickelungsperiode des römischen Staats. Wir finden es sehr zweckmäßig, daß ein Schriftwerk welches zugleich auf die geschichtliche Fortbildung Derer berechnet ist die auf wissenschaftlichen Anstalten in der Geschichtswissenschaft unterrichtet worden sind, auch auf die älteste Zeit des römischen Staats eingeht, da bekanntlich durch Niebuhr's Forschungen, Ansichten und Hypothesen, so viel er deren auch später selbst theils zurücknahm theils in gewisse Grenzen zurückwies, nicht blos für den Laien, sondern selbst für den Fachgelehrten eine gewisse Unsicherheit eingetreten ist, die dadurch eher vermehrt als vermindert worden, daß Gegenbestrebungen stattgefunden haben die sogar so weit gegangen sind, daß man sich nicht entblödete dem berühmten und gewiß redlichen Forscher politische Beweggründe unterzulegen. Peter v. Kobbe hat Dies in der Einleitung zu seiner „Römischen Geschichte" unverholen gethan; ebenso wenig mochte sich Hegel mit Niebuhr's Ansichten über die älteste Geschichte Roms befreunden; die Italiener haben ihm den Versuch ihren überlieferten Glauben an die Wahrheit jener Geschichte zu zerstören nie verzeihen können; ein Engländer sagt in dem „Quarterly review" (1829): „Niebuhr is what M. Wordsworth should not have called Voltaire «a pert, dull scoffer.»" Der Laie muß nothwendig in Folge dieser Erscheinungen in eine Art Verwirrung gerathen: gut ist es also wenn ihm ein Compaß in die Hände gegeben wird, mittels dessen er sich durch das Labyrinth von Meinungen, Hypothesen und die Mannichfaltigkeit der Stellenauslegungen hindurchfinden und zu einer bestimmten Ueberzeugung gelangen kann. Daß Hr. v. Raumer die Sache in die Hände genommen hat können wir nur einen glücklichen Gedanken nennen: er kennt das staatliche Alterthum, ist mit den Quellenschriften desselben nicht unbekannt, und was in der vorliegenden Sache mehr als Dieses ist, er hat durch eigene Anschauung, durch Nachdenken und Schreiben Staatswesen und Völkerleben kennen gelernt. Wem eine solche Erfahrung nicht gegeben ist wird, so glauben wir zuversichtlich behaupten zu dürfen, weder Niebuhr gründlich verstehen noch auch mit Glück ihn zu widerlegen im Stande sein. Und wir haben schon bei andern Gelegenheiten, die uns veranlaßten über Niebuhr und seine römisch-geschichtlichen Werke zu urtheilen, die Behauptung ausgesprochen: daß derselbe, wäre er nicht Staatsmann durch und durch gewesen, die römische Staatsgeschichte niemals in der Art aufgefaßt, und die Quellenschriftsteller niemals so eigenthümlich ausgelegt oder in einzelnen Theilen so zuversichtlich verworfen haben würde als es von ihm geschehen ist. Vor seiner Seele stand im Allgemeinen das Bild eines Staats und die nach demselben ausgeprägte Idee von dem römischen Staate und dessen Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte insbesondere. Diese Idee ward aber getragen von den Eindrücken welche die römischen und griechischen Historiker die über Roms ältestes Staatswesen geschrieben haben in ihm zurückgelassen hatten: es war ihm unmöglich die Gründung Roms und seine staatlichen Bildungsphasen anders zu denken als er sie in seinen Werken geschildert hat. Fest und unerschütterlich blieb ihm in der Hauptsache die einmal gewonnene Ueberzeugung; sie leuchtet in seinen sämmtlichen Schriften über Rom im Ganzen wie im Einzelnen überall durch. Kein Wunder: Niebuhr's Charakter war scharf ausgeprägt, und unwandelbar ethisch sowol als wissenschaftlich. Man könnte ihn von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ohne Bedenken den Luther der deutschen Geschichtschreibung nennen. Uebrigens hatte ein holländischer Gelehrter, Perizonius, ihm schon 100 Jahre früher die Bahn gebrochen, aber ohne verstanden zu werden und Gehör zu finden.

Kehren wir jetzt zu Raumer's Monographie zurück. Sie ist bemüht an der Hand der alten Historiker, namentlich des Livius, die Verfassungsgeschichte Roms zu constituiren, und nimmt hier und da Bezug auf Moses, Lykurg und die Gesetzgebungen des neuern Europa. Sie ist aber keineswegs blos den Laien zu empfehlen, sondern auch den Gelehrten von Fach. Sehr schön und wahr ist ihr Schluß:

> Die Hälfte welche der gesammten römischen Rechtsentwickelung von Augustus bis zum letzten byzantinischen Kaiser fehlt ist das Staatsrecht. Hierfür thaten die römischen Rechtskundigen gar Nichts; oder wo irgend Etwas der Art zum Vorschein kommt, ist es irrig und von Uebel. Leider haben Romanisten durch ihr einseitiges und übertriebenes Lob-

preisen des römischen Rechts diesen großen Mangel nur zu lange, ja bis auf unsere Tage verdeckt oder verheimlicht; sie haben den grundsätzlichen Knechtssinn, die schon aus Mangel aller Formen entstehende schrankenlose Tyrannei, verkehrterweise nur zu oft auf germanische Zustände auszudeuten und anzuwenden gesucht; sie haben dem ganzen Rechtsstudium eine einseitige Richtung gegeben, und das Staatsrecht kaum jemals aus dem höhern und allgemeinern Standpunkte echter Freiheit begriffen und entwickelt. Kein Volk kann allein durch das Privatrecht lebendig erhalten werden und fortschreiten, und kein einzelner Grund hat so viel zum Untergange der Römer beigetragen als der Mangel alles wahren, wirksamen Staatsrechts. Möge diese furchtbare Erfahrung auch unserer Zeit zur Lehre und zur Besserung dienen!

Der dritten Monographie, deren Verf. nicht genannt ist, aber keine ungeübte Feder verräth, ist namentlich durch den Anhang, der Sobieski's Briefe an seine Gemahlin während des Feldzugs enthält, ein ganz besonderer historischer Werth, und für jeden Leser eine bedeutende Anziehungskraft zu Theil geworden. Betrachtet man aber ihren Inhalt aus dem politischen und nationalen Gesichtspunkte, so kann man sie nicht ohne Unwillen und Schmerz zugleich lesen. Wie erbärmlich erscheinen die deutschen Zustände, wie kleinlich, jammervoll und undankbar der wiener Hof mit seinem Kaiser Leopold I. War er eines Starhemberg's, des heldenmüthigen Vertheidigers von Wien, eines Herzogs von Lothringen, eines Georg's III., und besonders eines Sobieski's nur im entferntesten würdig? Und es ist in der That unbegreiflich wie Adolf Menzel in seiner neuern „Geschichte der Deutschen" (Bd. 9) sich überhaupt zum Vertheidiger Leopold's hat aufwerfen können. Ja es klingt fast wie Ironie wenn es daselbst (S. 113) heißt:

> Der Kaiser hatte mit seiner Familie Wien in der Nacht vor der Ankunft der Türken verlassen, und sich nach Linz gewendet, bei den lauten Schmähreden des Pöbels auf die Rathschläge der Jesuiten wie unter den Mühen der Fluchtreise unerschütterlichen Gleichmuth bewahrend. War Leopold zwar kein Kriegsfürst, so besaß er doch in diesem Gleichmuthe und der ihm beiwohnenden Standhaftigkeit Eigenschaften die in den schweren über ihn verhängten Nöthen mehr werth waren als die Kunst selbst Heere zu führen, zumal die Gunst des Glücks es ihm an Männern für dieses Geschäft nicht fehlen ließ.

Wir enthalten uns jeder Bemerkung zu diesem Urtheile; nur Das wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Leopold I. der leibhaftige Doppelgänger Kaiser Friedrich's III. war; doch hatte der Letztere natürlich noch keine Jesuiten in seiner Umgebung und zu seinen Rathgebern. Das historisch so berüchtigte Benehmen Leopold's bei der Zusammenkunft mit Sobieski, der von Allen als Retter*) nicht nur Wiens sondern auch des Habsburgischen Hauses mit Recht gefeiert ward, ist von Menzel in möglichst günstigem Lichte geschildert worden. Hören wir dagegen in aller Kürze Sobieski selbst, wie er den Vorgang in einem Briefe an seine Gemahlin schildert. Nach vielem Hin- und Herschicken, und nachdem sich Sobieski überzeugt hatte, „daß Alles nur Ränke waren", und daß es sich für den Kaiser, der mit seinem Hofe ganz in spanisches Ceremoniel versunken war, lediglich um die Frage handle: „wer bei der Zusammenkunft die rechte Seite einnehmen solle", erzählt der ritterliche Polenkönig seiner Gemahlin in dem betreffenden Briefe Folgendes:

> Wir begrüßten uns ziemlich höflich; ich sprach dann meine Anrede lateinisch, in wenigen Worten; er antwortete in derselben Sprache und in gewählten Ausdrücken. Da wir uns einander nun einmal so gegenüber befanden — der Uebereinkunft gemäß Beide zu Pferde —, stellte ich ihm meinen Sohn vor, der sich näherte und ihn begrüßte. Der Kaiser legte nicht einmal die Hand an seinen Hut; ich war wie vom Blitz getroffen. Ebenso benahm er sich mit den Senatoren und Hetmans, und selbst mit seinen Verwandten. Um alles Aufsehen und die Glossen des Publicums zu vermeiden, richtete ich noch einige Worte an den Kaiser, dann wendete ich mein Pferd. Wir begrüßten uns gegenseitig noch einmal, worauf ich nach meinem Lager zurücktritt. Der Palatin von Rußland hat dem Kaiser seinem Wunsch gemäß unsere Armee gezeigt; aber unsere Leute fühlten sich sehr verletzt, und beklagten sich laut, daß der Kaiser sie auch nicht des mindesten Dankes für so viele Mühen und Entbehrungen gewürdigt habe. Nach dieser Trennung hat sich nun Alles umgestaltet; es ist wirklich als wisse man nicht mehr wer wir sind.

Uebrigens sind Sobieski's Briefe voll von Zeugnissen anderer Rücksichtslosigkeiten welche die Polen mit ihrem Könige nach der Schlacht vor Wien und während des Feldzugs in Ungarn von Leopold und seiner Regierung zu ertragen hatten. Womöglich noch rücksichtsloser war das Benehmen Leopold's und seines Cabinets gegen Georg III. von Sachsen: mit dem Reichsfürsten glaubte man noch weniger Umstände machen zu dürfen. Als daher die Gefahr für die östreichischen Erbstaaten vorüber war, zog der sächsische Kurfürst unmuthsvoll mit den Seinen rasch nach Hause. Aber auch bis dahin verfolgte ihn das unwürdige Benehmen des östreichischen Hofs. Der Kaiser sendete ihm eine Beschwerdeschrift nach über das üble Verhalten der sächsischen Truppen während ihrer Heimkehr ins Vaterland. Der Kurfürst ließ die Sache untersuchen, und es fand sich, daß die geführten Beschwerden fast ohne allen Grund waren. Dagegen hatten sich Georg und Sobieski gegenseitig achten gelernt. Sie blieben längere Zeit miteinander in Correspondenz. Auch hatte sich der Letztere sehr vortheilhaft über die sächsischen Truppen und deren Haltung, namentlich der Garde, ausgesprochen. Genug: dem Heldenmuthe auswärtiger Fürsten und der Tapferkeit ihrer Kriegsvölker verdankte das Haus Habsburg seine Rettung in einem verhängnißvollen Kampfe, der die Kraft der Türken für immer brach. Und als Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen den Ueberrest türkischer Furchtbarkeit zertrümmerten, da „ward die Pforte zum Spielball der europäischen Mächte; nicht ein Schatten der frühern Macht und Größe ist ihr geblieben, und leichter als daß das Allahgeschrei wieder vor den Thoren Wiens erschallt, möchte es geschehen daß Konstantinopel zittert vor dem Schlachtrufe der Abendländer".

Indem wir rücksichtlich der vierten Monographie nur im Vorbeigehen erwähnen, daß sie ein sehr sprechendes

*) Als man den Prinzen Karl von Lothringen über das Ceremoniel bei dem Empfange des polnischen Königs um Rath fragte, antwortete dieser mit hochherziger Gesinnung: „Mit offenen Armen, denn er hat die Monarchie gerettet."

Charakterbild des damaligen deutschen Fürstenlebens zeichnet, und in derselben Art und Eigenthümlichkeit ausgeführt ist wie der Verf. schon mehre Schriften geliefert hat, wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem „Trauerspiel in Afghanistan" zu.

Den aufmerksamen Lesern der Zeitungen wird das Wesentliche des Unglücks welches die Engländer in Afghanistan am Ausgange des Jahres 1841 und zu Anfange 1842 traf bekannt und noch erinnerlich sein. Allein man würde sich sehr irren, wollte man in der vorliegenden Darstellung nur eine geordnete Zusammenstellung Dessen suchen was die Zeitungen seiner Zeit geliefert haben. Vielmehr ist der Verf. bemüht gewesen, wie es wol auch von einem so sorgfältigen Beobachter und gründlichen Kenner der neuern orientalischen Verhältnisse wie Hr. Neumann ist zu erwarten stand, Reiseberichte, Gesandtschaftsschriften und Tagebücher sich zu verschaffen, zu vergleichen, und aus diesen Materialien eine historische Arbeit zusammenzusetzen die als ein möglichst beglaubigtes Document über jenes unglückliche politisch-militairische Ereigniß betrachtet werden darf. Unsere Geschichtswerke, wenn sie in den Darstellungen der neuesten Geschichte jene Begebenheit besprechen wollen, wie sie nicht anders können, werden Hrn. Neumann's Arbeit unbedenklich zur Grundlage nehmen dürfen. Wir kennen wenigstens zur Zeit in Deutschland keine Schrift die ihr den Rang streitig zu machen geeignet wäre. Es macht aber das Ganze jenes Dramas einen tiefen Eindruck auf die Seele des Lesers; und wir gestehen diesen Eindruck jetzt erst recht lebhaft wieder empfunden zu haben, als wir im Zusammenhange wie ihn der Verf. gegeben hat wieder lasen was wir früher bruchstückweise in den verschiedenen Schriften zu lesen Gelegenheit hatten, die der Verf. zu benutzen und auszubeuten sich hat angelegen sein lassen. Und ergreifend ist der Schluß der Schilderung des furchtbarsten Trauerspiels von dem die Geschichte Englands in Indien weiß:

Nur ein einziger schwer verwundeter Brite von Stand erreichte die Festung Dschellalabad, wo Trompeter Tag und Nächte lang die ergreifenden Nationalmelodien des schottischen Hochgebirgs bliesen, ein Zeichen für die im Schnee verloren Herumirrenden, daß sie dem Schalle entgegeneilen und zu den befreundeten Landsleuten sich retten möchten. Umsonst, der Jammer ist zu Ende; kein Brite ist mehr erschienen welcher Einlaß verlangte. So sind 16—17,000 Mann durch die Schuld ihrer Obern, durch den Verrath eines barbarischen Feindes hingeschlachtet worden, und darunter die begabtesten, freisinnigsten Männer, welche auch in diesen furchtbaren Tagen der Menschlichkeit nicht vergaßen, und mehrmals, um einen Freund, eine Frau oder ein Kind zu retten, dem sichern Tode entgegeneilten. Der Bericht über das Trauerspiel in Afghanistan wird kein fühlendes Herz ungerührt lassen; denn ein einziger selbständiger Geist, auf der Höhe des 19. Jahrhunderts, wiegt in den Augen des Denkenden schwerer als die im Wahnglauben befangenen, von selbstsüchtigen geistlichen und weltlichen Herrschern willkürlich geleiteten Horden.

Es haben zwar die Engländer die Schmach die ihre Waffenehre befleckt gerächt, und den Stoß den ihre Politik von Osten aus nach Westen erlitten unschädlich zu machen gewußt; aber den Jammer dem Tausende erlegen waren haben sie nicht ungeschehen zu machen, und die Erinnerung an denselben nicht aus den Annalen ihrer Geschichte zu tilgen vermocht. Und darin liegt eben die Furchtbarkeit der Geschichte für Frevel, Thorheiten, Jammer und Elend der Menschen, daß sie von keiner menschlichen Macht weder zum Schweigen noch zum Vergessen gezwungen werden kann! **K. Zimmer.**

Des Flavius Josephus Charakter als Mensch und Geschichtschreiber.

Die historischen Werke des Flavius Josephus sind seit lange hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit von mehr als einer Seite angefochten worden, und eine unbefangene Kritik hat darin immer mehr Belege zu entdecken gewußt die denselben das Gepräge einer aufs höchste entstellten und verfälschten Darstellung der Zustände und Ereignisse verleihen die ihr Verfasser schildert. Seine Glaubensgenossen sowol wie die christliche Gelehrsamkeit haben Theil an der Entblätterung dieses Lorbers genommen. In der neuesten Zeit hat der bekannte Philarète Chasles in seinen historischen Studien über die frühere christliche Literaturgeschichte diesen Gegenstand behandelt, und kurz darauf hat der Engländer Isaak Taylor bei der Herausgabe einer neuen englischen Uebersetzung der Werke des Josephus von Robert Traill gleichfalls Untersuchungen angestellt, deren Ergebniß in vielen Stücken mit dem Urtheil des Franzosen übereinstimmt, und die für die historischen Verdienste des jüdischen Staatsmannes ebenso ungünstig ausgefallen sind wie für seinen Charakter als Mensch. Ein Umstand welcher von besonderer Wichtigkeit in dieser Hinsicht erscheint und der früher häufig übersehen wurde, ist der, daß die echten Juden, obwol Josephus aus vornehmem jüdischen Stamme entsprungen war, ihn doch nie als Einen der Ihrigen haben anerkennen wollen, ihn vielmehr stets als einen Abtrünnigen und Verräther betrachtet haben, der mit seinen Schriften Nichts bezweckt hätte als sich von solchen schweren Vorwürfen rein zu waschen und zugleich seiner Bosheit gegen sein von ihm verrathenes Vaterland Luft zu machen. So schreibt Isaak Abrabenel in seinem großen Werk über den Propheten Daniel: „Wir erkennen diesen Josephus nicht an. Er hat Viel geschrieben, aber er hat stets die Wahrheit verfälscht, um die Römer stolz zu machen, wie der Knecht in den Händen eines strengen Gebieters, der blos zu reden wagt wie es seinem Herrn gefällt. So findet sich Vieles in diesen Werken welches nur aus Furcht vor dem Misfallen der Römer geschrieben wurde. Er redete seine Herren mit hochtönenden Redensarten und honigsüßen Worten an, in denen sie die Schmeicheleien nicht erkannten; er pries seine Herren nach ihrem Wunsch über alle Maßen. Bei seinem Aufenthalt in Rom inmitten der Könige und Senatoren der Welt, unter ihre Aufsicht gestellt, beschrieb er die Ereignisse wie er wußte daß sie in ihren falschen Auffassungen sich eingeprägt hatten. Er ist kein Geschichtschreiber, sondern ein Schmeichler." Ein anderer jüdischer Geschichtschreiber, Manasse Ben Israel, erklärt in ähnlichem Sinne, jene Werke sollten nicht den Namen des Josephus, sondern den des Flavius tragen, welchen er bekanntlich annahm als er in die Dienste der Römer trat.

Nach seiner eigenen Erzählung stammte Josephus aus einem der vornehmsten Priestergeschlechter der Juden und ging bereits in seinem 26. Jahre, im 61. Jahre der christlichen Zeitrechnung, unter der Regierung des Nero mit einer wichtigen politischen Sendung nach Rom. Er wandte sich nicht unmittelbar an den Kaiser, sondern an dessen Kebse, die berüchtigte Sabinerin Poppäa, die er in sein Interesse zu ziehen wußte. Bezeichnend für den Charakter des Mannes ist es, daß er diesem Weibe, welches Tacitus im 13. und 14. Buche seiner „Annalen" so treffend geschildert, eine „ausgezeichnete Frömmigkeit" beimißt.

durch die Gunst dieses frechen Geschöpfs gelang es ihm seine Sache durchzusetzen, ein Erfolg welcher ihm nach seiner Rückkunft ins Vaterland die Stelle eines Statthalters in Galiläa verschaffte. In dieser wichtigen Stellung ging sein ganzes Sinnen und Trachten darauf aus sich von der Regierung zu Jerusalem, die ihn eingesetzt, unabhängig zu machen. Jedoch argwöhnten seine Glaubensgenossen in dieser Provinz, daß es ihm nicht sowol um eigene Selbständigkeit zu thun sei, sondern daß er ein Abkommen mit den Römern treffen und deren Pläne fördern wolle. Dieser Argwohn kam in einem Volksauflaufe zum Ausbruch, wobei die Wuth des Volks so hoch stieg, daß man seinen Kopf foderte. In dieser Gefahr bewährte er sich als vollendeten Schauspieler und wußte dadurch sich zu retten. Er begab sich mit zerrissenem Kleid und das Haupt mit Asche bestreut unter die tobende Volksmenge, warf sich dort zur Erde nieder, bekannte reumüthig seine Schuld und bat um Verzeihung. Nachdem es ihm auf solche Weise gelungen war die aufgeregten Wogen der Volkswuth zu besänftigen, verfügte er sich von einem Haufen der Aufrührer begleitet in seinen Palast zurück und hielt, nachdem er sich in demselben eingeschlossen, vom Söller herab eine Rede an die vor demselben versammelte Menge, an deren Schluß er ihren Anführer zu sich einlud, um ihm eine bedeutende Summe Geldes zur Vertheilung unter das Volk einzuhändigen. Kaum sah er jedoch den hauptsächlichsten Rädelsführer in seinen vier Mauern, als er denselben festnehmen und ihn in einem entlegenen Gemache des Hauses dergestalt mit Ruthen peitschen ließ, daß, wie Josephus selbst erzählt, „das Fleisch von seinem Leibe gerissen wurde"; dann wurde ihm die Hand abgehauen, ihm um den Hals gebunden und er in diesem Zustande den Blicken des eingeschüchterten Volks preisgegeben.

Josephus Verhalten als Vespasian die Juden mit Krieg überzog erscheint nicht minder treulos. Josephus rückt den Römern an der Spitze eines bedeutenden Heeres entgegen, schließt sich aber bald in eine Veste ein, die nach siebenwöchentlicher Belagerung vom Feinde, wie aus Allem hervorgeht, durch Verrath, an welchem Josephus Theil genommen hat, erstürmt und in Asche gelegt wird. Denn während die Besatzung zum großen Theil niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt wird, erfährt Josephus die großmüthigste Behandlung von dem Sieger, den er, wie er selbst berichtet, als er demselben vorgeführt wird, mit Lächeln begrüßt. Den Messiasglauben seines Volks benutzt er um diesem in dem römischen Feldherrn den Erlöser aus seinen Drangsalen zu zeigen, während er dadurch zugleich dem Ehrgeiz Vespasian's schmeichelt, indem er ihm den Kaiserthron in der Ferne sehen läßt. Er nahm den Namen Flavius an und heirathete, den Gesetzen seines Volkes spottend, eine Heidin. Von da an trat er den nationalen Bestrebungen seines Volkes noch offener gegenüber als er Solches in seiner frühern Stellung gethan. Er befand sich im Heere des Titus als dieser zur Belagerung Jerusalems schritt; er verrieth den Römern die schwächsten Punkte der belagerten Stadt; er leitete einen Theil der zur Erstürmung nothwendigen Arbeiten; er suchte die Belagerten zu vermögen sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und als diese Bemühungen sich vergeblich erwiesen hatten und das traurige Loos mit der Zerstörung der Hauptstadt über sein Volk gefallen war, war Josephus es welcher die edlern Beweggründe die einen so hartnäckigen Widerstand erzeugt hatten entstellte und schmähte, indem er seinen Landsleuten alles Schlimme zuschrieb, sie verwerflichen Ehrgeizes, wilder Plünderungslust und wahnsinnigen Treibens anklagte, und Scheußlichkeiten erfand um sein Urtheil zu rechtfertigen. Josephus gefällt sich darin die Vorgänge in Jerusalem während der Belagerung, den Kampf der Factionen und das entsetzliche gegenseitige Zerfleischen, wozu derselbe Veranlassung gegeben haben soll, bis in die größten Einzelheiten auszumalen, Dinge, von welchen er bei seiner Stellung zu seiner Nation doch nur höchst Unzuverlässiges erfahren haben konnte, weil er als Renegat allen Factionen in seinem Vaterlande gleich verhaßt war. Aus allen diesen Thatsachen geht aber hervor, wie wenig glaubwürdig im Allgemeinen die Aussagen dieses Geschichtschreibers sein können und wie sehr früher der Werth desselben als Geschichtsquelle überschätzt wurde, was hauptsächlich darin seinen Grund hat, daß die christlichen Schriftsteller eine gewisse Befriedigung darin fanden, daß ein Jude selbst seine Glaubensgenossen als ein so verworfenes und entartetes Volk geschildert wie es von Josephus in seiner „Geschichte des jüdischen Kriegs" geschehen ist, und daß sie seine Schilderung dazu benutzen konnten die Zerstörung Jerusalems als ein vom Himmel verhängtes Strafgericht wegen der Kreuzigung Christi betrachten zu lassen.

3.

Schwarz, Roth, Gold! Ueber deutsche Freiheit und Einheit. I. Leipzig, Weller. 1847. 8. 5 Ngr.

Zu einem Journalartikel hätte diese kleine Schrift vielleicht eher gepaßt als zu einer besondern Broschüre. Ihr Standpunkt ist der socialistische, welcher mit der Politik gebrochen hat, und dem vor allen Dingen der „Rechtsstandpunkt" der Liberalen nicht zusagt. Sie will zeigen, daß unsere ehemaligen Schwarz-Roth-Gold-Schönredner ganz und gar nicht aus der Rolle gefallen sind, daß die ehemaligen Revolutionnaire und Häupter der Bewegung, wenn sie ihren Grimm allmälig verschnaufen, ihre stumpfen Waffen wegwerfen und ihren Gegnern so recht versöhnlich die Hand bieten konnten, wenn sie auch über ihre ungestillte Sehnsucht, ihre verworrenen Bitten ungestüm aufbrausten und einen Augenblick den Anschein gewährten als gingen sie über ihre spießbürgerlich-liberalen Ansichten hinaus, ihrer eigentlichen Ueberzeugung nicht untreu geworden sind. Sie wollten ja nur versöhnen. Allerdings haben unsere Schwarz-Roth-Gold-Leute in sehr wüsten Träumen gelebt, sie haben vergebens auf das „goldene Morgenroth der Freiheit" gehofft, vergebens zu dem „Gott der Rache" gebetet, vergebens und unerfahren genug in Widersprüchen herumgetaumelt. Man kann allerdings für jene „Bewegung" nur noch ein mitleidiges Lächeln haben, und ihre Helden erscheinen uns als Theatergestalten; aber wozu heute noch auf Das was Siebenpfeiffer, Harro Harring und Coremans — in diesen sieht übrigens der Verf. noch eine sociale Entwickelungsfähigkeit —, Wirth, Seybold, Hochdörfer, Stromeyer, Rauschenblatt, Seidensticker einst geschrieben haben eine so besondere Rücksicht nehmen? Uebrigens wirkt die kleine Schrift sehr anregend, und wir müssen das eifrige Quellenstudium des Verfassers als ein Werk der deutschen Geduld und Ausdauer bewundern! Heutzutage noch genau untersuchen was Rauschenblatt, Harro Harring ꝛc. einst in Schwarz-Roth-Gold-Phantasien niedergeschrieben haben!

8.

Literarische Notiz aus England.

Neue Dichtungen von Charles Mackay.

Charles Mackay, der bekannte Verfasser der „Memoirs of popular delusions", und auch als Dichter und Schöngeist durch seine „Voices from the crowd" nicht ohne Ruf, ist mit neuen Dichtungen unter dem Titel „Voices from the mountains" hervorgetreten, welche durch den humanen Geist welcher diese Stimmen durchweht, und der den mit Schrecken und Furcht bewaffneten Einrichtungen und Gesetzen der alten Gesellschaft den Krieg macht, sich auszeichnen. In England, wo von solchem Erbtheil des grausamen und verwilderten Mittelalters noch immer Vieles gültig geblieben, von der neunschwänzigen Katze an bis zum Galgen, sind dergleichen Veröffentlichungen wohlthuende Erscheinungen, wenn auch diese dichterischen Schöpfungen nicht gerade first rate sind und den standard works nicht beigezählt werden dürfen.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1848.

Zur Geschichte der jesuitischen Umtriebe in der Schweiz.

Da von den schweizerischen Jesuiten die Weissagung in Erfüllung gegangen zu sein scheint welche ihnen, nachdem sie wie Füchse sich eingeschlichen und wie Wölfe gehaust, das Schicksal von Hunden verspricht die man mit Fußtritten fortjagt, so werden sich ohne Zweifel bald Federn finden um das Treiben dieses Ordens und die Katastrophe zu schildern die seinen Entwürfen, für geraume Zeit wenigstens, ein Ziel setzte. Die neue Regierung von Freiburg z. B. beabsichtigt, wie es heißt, die im dortigen Collegium gefundenen Papiere zu veröffentlichen, und die Redaction des „Berner Verfassungsfreundes" hat angekündigt, daß sie, gemeinschaftlich mit dem Verfasser des „Jesuitenspiegel", eine Sammlung ähnlicher Spolien herauszugeben gedenke, weshalb sie Alle denen solche in die Hände gefallen um Mittheilung derselben ersucht. Wenn die Unternehmer nur nicht Alles doppelt sehen wie der scharfsinnige Entdecker der „Universalen" in eben jenem Blatte! In den Verzeichnissen der Ordensmitglieder wird nämlich bei jedem Ordenshause die Zahl der Bewohner nach ihren Rangstufen übersichtlich angegeben und das Facit beigefügt. So heißt es z. B. in einem Verzeichnisse der Mitglieder der oberdeutschen Provinz im J. 1834 beim Collegium und Noviziate Brieg: PP. 7, M. 1, FF. 12, Nov. Schol. 18, Nov. Coadj. 6, Univ. 44 (Patres, Magister, Fratres oder Coadjutores, Novitii Scholastici, Novitii Coadjutores, Universim). Aus diesem „Univ." nun macht der Mitarbeiter des „Berner Verfassungsfreundes" eine geheimnißvolle Classe von Jesuiten, „Universalen" genannt, die stets ebenso viele Mitglieder zählte wie die andern Classen zusammengenommen, und wie er zu verstehen gibt wahrscheinlich die weltlichen Angehörigen des Ordens umfasse! Wir zweifeln keineswegs, daß auch nach der Vertreibung aller in den öffentlichen Verzeichnissen eingetragenen Mitglieder des Ordens noch genug Jesuiten in der Schweiz übrigbleiben werden, glauben aber, daß es für dieselben keiner neuen Bezeichnung bedarf, indem sie kenntlich genug sind; so kenntlich, daß man sich wundern muß wie ein sonst gut unterrichteter Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" blind sein konnte für ein Treiben das in seinen verborgensten Windungen schon längst kein Geheimniß mehr ist. Genanntem Blatte wird nämlich von Luzern aus geschrieben (s. „Allgemeine Zeitung" vom 6. Dec. 1847): „Man habe die gelehrten Mönche von Einsiedeln mit Unrecht beschuldigt an der Aufregung im Lande besondern Antheil genommen zu haben. Der hochwürdige Abt, Herr Heinrich Schmid, sei im Gegentheil ein toleranter, gelehrter, fast freisinniger Herr, der vom Papst Pius IX. stets mit begeisterter Verehrung spreche." Der Correspondent scheint nicht die geringste Kunde erhalten zu haben von einem Processe der jüngst vor dem zürichischen Gerichte schwebte und ziemliches Aufsehen machte. Diesen Proceß führte das Kloster Einsiedeln mit einem zürichischen Cantonsbürger, Namens H*******n, um ihn zur Rückzahlung bedeutender Summen zu nöthigen die es ihm geliehen zu haben behauptete. Aus den Acten ging jedoch hervor, daß das Kloster Hrn. H., wohlgemerkt, einen Protestanten, schon seit einer Reihe von Jahren als politischen Agenten verwendet hatte, hauptsächlich um durch ihn mit Magnaten des Cantons Schwyz und einflußreichen Staatsmännern von Zürich Verbindungen zu unterhalten. Am 8. Oct. 1839, also einen Monat nach der in Zürich in Folge der Berufung von Strauß vorgefallenen Umwälzung, wurde Hrn. H. von Seite des Klosters Einsiedeln ein Plan vorgelegt zur Stiftung eines „Nationalvereins zur Verknüpfung aller Vaterlandsfreunde in der ganzen Schweiz zur Unterstützung der religiösen und der rechtlichen Principien durch gesetzliche Mittel". Zu diesen „gesetzlichen" Mitteln gehörten ohne Zweifel neben jenen die kurz vorher in Zürich angewendet worden waren die harten Thaler des Klosters, von denen Hr. H. ad majorem dei gloriam eine große Zahl an den Mann brachte. Im Jan. 1841, also unmittelbar nach Aufhebung der Klöster im Aargau, wird Hr. H. angewiesen dahin zu wirken, daß eine Lossagung von dem durch die Maßregeln gegen die Klöster gebrochenen Bunde von 1815 zu Stande komme. Beide male wird Zürich zugemuthet sich an die Spitze zu stellen; jetzt wird den Staatsmännern dieses Cantons namentlich zu bedenken gegeben wie enge ihre Sache mit jener der innern Cantone zusammenhänge, und wie sie sich auf die Dauer nur behaupten könnten wenn sie sich mit diesen auf das

innigste verbänden. Welchen Anklang diese Vorschläge Einsiedelns in der Stadt Zwingli's fanden, lassen wir hier unerwähnt, und wenden uns, um dem Anwalte der „gelehrten" Mönche von Einsiedeln über ihren Antheil an der Aufregung im Lande noch nähern Aufschluß zu geben, zu der Predigt die der gelehrteste derselben „bei Anlaß der gemeinsamen Wallfahrt des löblichen Cantons Schwyz nach Maria Einsiedeln" am 17. Oct. 1847 in der dortigen Stiftskirche hielt. Diese „Ursprung des Kriegs und Bedingung des Siegs" betitelte Predigt hätte sich der Correspondent bei Konrad Kuriger in Einsiedeln um vier Kreuzer verschaffen, und da der Verfasser, Stiftsbibliothekar P. Gall Morel, nicht nur für den gelehrtesten, sondern bisher auch für den gemäßigtesten Mönch des Klosters galt, nach dem Spruche „Ex uno dixi omnes" daraus auf die Gesinnungen der übrigen schließen können.

Mitten in einer der schönsten Gegenden Europas — in dieses Gleichniß kleidet der Prediger die „geschichtliche Darstellung", mit der er den ersten Theil seines Vortrags eröffnet — liegt das Dorf *Schweizerland*, ein uraltes Gemeinwesen, durch eidlich beschwornen Vertrag und gemeinsame Schicksale verbunden, und gegenwärtig aus 22 Haushaltungen bestehend. Bei Entstehung dieser Gemeinde traten anfangs nur drei Familien zusammen, die sich zur Abwehr ungerechter Bedrückung verbunden, es waren die Familien Uri, Schwyz und Unterwalden: einfache, fromme, kräftige Hirten, deren Häuser auf Hügeln standen. Ihr Gemeinwesen gefiel bald andern umliegenden Haushaltungen, die sich sofort nach und nach mit ihnen zum gleichen Zwecke verbanden. Zuerst das Haus Luzern und Zug als die nächsten; dann auch größere Handelshäuser, wie Zürich und Bern, bis allmälig 13 Familien beisammen waren. Da geschah es denn oft, daß die größern Häuser in Gefahr waren und die Hirten von den Hügeln zu Hülfe riefen. Diese verließen auch jedesmal ihr Vieh und alle ihre Habe und retteten die größern mit eigener Lebensaufopferung; nach wie vorher hatte jede Familie ein Dorf, sie mochte klein oder groß sein, ihre gleichen Rechte bei Berathung gemeinsamer Anliegen.

So wurde die Gemeinde stark im Innern und angesehen nach außen, und es ging Alles nach Wunsch, weil Jeder des Andern Recht ehrte und schützte. Da geschah es, daß durch einen Mann, Namens Ulrich Zwingli, eine Spaltung in Glaubenssachen entstand und zweierlei Kirchen, eine katholische und reformirte, im Dorfe erbaut wurden. Diese Spaltung in der Hauptsache mußte nothwendig auch in allen andern Dingen Spleen und Zwietracht erzeugen: ja es kam schon in den ersten Jahren so weit, daß die größern reformirten Häuser die kleinern katholischen überfielen, aber auf zwei Hügeln, Kappel und Gubel genannt, kräftig zurückgeschlagen wurden. Darauf wurde der Friede zwar zur Nothdurft hergestellt; aber es war nicht mehr der Friede aus den schönen alten Zeiten. Noch zwei mal im Lauf von zwei Jahrhunderten kam es zu blutigem Streit, während in allen öffentlichen, die ganze Gemeinde betreffenden Verhandlungen Mistrauen und Kälte herrschte. Ein fremdes, großes, starkes Volk, die Franzosen, überfielen vor 50 Jahren die Schweizergemeinde, und jene Glaubensspaltung war nicht geringe Ursache, daß das ganze Dorf erobert und verheert wurde, obwol die kleinen Hirtenfamilien wie Löwen sich gewehrt hatten.

Die Franzosen zogen wieder ab, und das Gemeinwesen wurde aufs neue, und nach großen Ereignissen 12 Jahre später abermals frisch geordnet. Das letzte mal, es war 1815, war man gar ernstlich bedacht den Frieden zu sichern, indem man die 22 Haushaltungen so einrichtete und eintheilte, daß jede Glaubenspartei ungefähr gleiche Rechte in Gemeinsachen ansprechen und ausüben konnte. Das ging anfangs recht gut, aber insgeheim suchten immerfort fremde Lehren und Lehrer Samen der Zwietracht auszustreuen, der endlich nach dem J. 1830 als wucherndes Unkraut überall emporschoß. Jetzt war eine rechte babylonische Verwirrung im Dorf. Das Beleidigen, „Schnauzen und Schmähen" von beiden Seiten nahm wieder zu, die alten katholischen Familien wurden bei jedem Anlaß beleidigt, und besonders der katholische Pfarrer, und selbst Bischof und Papst arg beschimpft, und sogar falsche Bullen von demselben ans Licht gegeben. Man heftete täglich Pasquille in Zeitungsform an die Häuser, man beschränkte und änderte die Kirchenordnung mit einem unter dem Namen Badnerconferenz bekannten Gesetze, man wollte einseitig den Gemeindevertrag ändern, nahm fremdes Gesindel ins Dorf, das allerlei Spuk trieb, und die Gemeinde in Händel mit fremden größern Gemeinden verwickelte.

Es waren aber auch in und bei den verschiedenen Häusern mehre zum Theil uralte und lang vor Entstehung des Dorfes schon verehrte Kapellen (ich meine hier die Klöster), zum Theil mit schönem Kirchenschatz ausgestattet. Daß diesen ihr Recht und Eigenthum bleibe, war beim letzten Vertrag von 1815 ausdrücklich verheißen, man that auch darauf wie auf das Andere was der Vertrag enthielt jährlich einen feierlichen Eid. Aber von wegen des Kirchenschatzes wurde auch an diesen Kapellen in verschiedenen Häusern, z. B. Thurgau, Zürich, Solothurn, St.-Gallen u. s. w., gefrevelt. Am ärgsten trieb es Aargau, welches endlich so weit ging die zu seinem Haus gehörenden reichen Kapellen rein auszuplündern, die Kelche zu Handen zu nehmen und den Opferstock zu leeren. Da ging den alten katholischen Familien die Geduld aus, und sie suchten beim Gemeinderath, Tagsatzung genannt, ihr gutes Recht. Aber weil das Haus Aargau viele Mitschuldige hatte, so kam es so weit, daß eine Mehrheit des Gemeinderaths gegen den klaren Buchstaben des Vertrags das Geschehene guthieß.

Jetzt gingen vielen Leuten die Augen auf, und mehr noch weil kurz vorher das Handelshaus Zürich einen Lehrer, Namens Strauß, aus fremdem Lande berief, der es im Unglauben aufs Unglaubliche gebracht hatte. Die Familie Luzern und mehre andere altkatholische Familien, die, ich möchte sagen, aus Gutmüthigkeit eine Zeit lang auch auf bösen Wegen gewandelt hatten, kehrten auf den rechten Pfad zurück, und da ihnen vor Allem die Zukunft und somit die Erziehung ihrer Jugend am Herzen lag, so berief Luzern einen zuverlässigen geistlichen Lehrer aus der Gesellschaft Jesu, den ihm der Papst selbst empfohlen und der bereits in den Familien Schwyz, Freiburg und Wallis segensreich gewirkt hatte.

Nun auf einmal erhoben die großen reformirten Häuser eine furchtbare Klage, als wolle man durch diesen Lehrer Unruhe in der Gemeinde stiften; und es ist gar nicht auszusprechen, welch ein Schrecken über sie kam, als derselbe im Hause Luzern einzog. Diesen Schrecken benutzten böse Buben aus dem Haus Luzern selbst und aus andern Häusern, und überfielen zwei mal unversehens mit gewaffneter Hand dieses treffliche Haus, wurden aber beide mal, und zwar das zweite mal auch durch Hülfe der ältesten katholischen Haushaltungen im Dorf zurückgetrieben. Hausvater der Familie Luzern war damals *Joseph Leu*, ein frommer, redlicher, sehr angesehener Bauer. Der war einigen bösen Buben im Wege, die sagten zu einem Bösewicht: „Wir geben dir 30 Silberlinge wenn du ihn wegschaffst." Der Bösewicht erschoß den Vater Leu im Schlafe, bekam aber anstatt der 30 Silberlinge die verdiente Strafe, und nun gingen noch Mehren die Augen auf, um so mehr, da Viele die von dem Mordanschlag gewußt hatten sogleich öffentlich sagten, Leu sei ein Selbstmörder, und mehre der Mitschuldigen bei den größern Familien Schutz und Unterkunft fanden. In so großer Noth verabredeten sich sieben der ältern katholischen Haushaltungen einander bei solchen Gefahren treulich zu helfen, insofern der Gemeinderath selbst und die größern Häuser im Dorf sie nicht schützen können oder wollen. Ueber jene Verabredung entstand neuer Lärm: das sei ein *Sonderbund*, ein Vertrag, der neben dem Gemeindevertrag nicht

bestehen könne. Die Sieben sagten, sie wollen wie bisher alle Verpflichtungen gegen die Gemeinde treu erfüllen, und versicherten öffentlich und eidlich ihre Waffen nie zum Angriff gegen andere Häuser, sondern nur als Nothwehr zu brauchen. Darauf versicherte der Gemeinderath in seiner Mehrheit, er wolle die bösen Buben, die nächtlicherweise fremde Wohnungen erbrachen, und die man Freischaren hieß, ernst bestrafen, machte aber während er Das versicherte den Einen zum Gemeindeschreiber, den Andern zum Kirchenvogt u. s. w., und an der Spitze des Raths der diese Versicherung gab stand, zum großen Erstaunen der Sieben, Derjenige der den ganzen nächtlichen Ueberfall angeführt hatte.

Nun sahen auch die Blinden, daß es mit dem Friedenmachen kein Ernst sei, und beschlossen in Betracht daß Selbsterhaltung für Große und Kleine die erste Pflicht ist, an ihrem Vertrag festzuhalten, die Waffen nicht von der Hand zu geben, ihren Jugendlehrer nicht auszuliefern, und Dies um so weniger, da es von Tag zu Tag ärger, alles Katholische je länger je mehr verspottet und verfolgt wurde, und man selbst von Umsturz des Gemeindevertrags oder des gemeinsamen Bundes sprach. Um ihren Schutzbund noch mehr zu befestigen, versammelte man in den meisten der sieben Häuser die sämmtlichen Hausgenossen, welche mit geringen Ausnahmen feierlich gelobten für ihre Hausväter und Bundesgenossen mit Gut und Blut zu stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellungen aus der deutschen Geschichte zur Belehrung über deutsche Volkszustände, wie sie gewesen und wie sie geworden. Eine Schrift für das deutsche Volk. Von Ernst Wislicenus. Erstes und zweites Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 1846—47. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Die erste Hälfte des ersten Bändchens erzählt die Urgeschichte Deutschlands, hauptsächlich nach Cäsar und Tacitus bis auf Marbod's und Armin's Ende; die zweite Hälfte schildert Staatsleben, Religion und Sitte der Deutschen in derselben ältesten Zeit und benutzt als Hauptquelle natürlich des Tacitus Schrift über Deutschland. Das zweite Bändchen führt in seiner ersten Hälfte die äußere Geschichte der deutschen Völkerschaften und Völkerbündnisse bis zum Ende der Völkerwanderung fort; die zweite Hälfte desselben stellt die innere politische Entwickelung der aus der Völkerwanderung hervorgegangenen deutschen Staaten, die Entstehung des Königthums und des Erbadels dar.

Wo Hr. Wislicenus Thatsächliches erzählt, da ist seiner Darstellung Frische und Leben, Faßlichkeit und Anschaulichkeit so weit eigen, daß er seine Schrift in dieser Beziehung wol für das deutsche Volk bestimmen durfte. Doch mischen sich selbst in die rein erzählenden Abschnitte Stellen welche beweisen, daß Hr. Wislicenus sich keineswegs in die Zeit versetzt hat welche er schildert, sondern sie aus der unserigen heraus und durch den Spiegel der Gegenwart aufgefaßt hat. Ich rechne dahin jene falsche Art den Patriotismus zu nähren, welche an dem eigenen Volke möglichst Alles lobt oder wenigstens entschuldigt, ein Gleiches aber dem fremden Gegner nicht zugesteht. Aber wenn es z. B. (I, 93) wo die Feldzüge des Germanicus in Deutschland erzählt werden unter Anderm heißt: „Seine mordlüsternen, verbrecherischen Legionen — — verwüsteten mit teuflischer Lust die Felder der Gemordeten oder Entflohenen", so vergißt Hr. Wislicenus ganz und gar, daß in jenen Zeiten eben aller Krieg von allen Parteien und Völkern in solcher verheerenden Weise geführt wurde, und schiebt den Römern persönliche Absichten und Gefühle unter die schwer nachweisbar sein dürften, oder in zahlreichen Fällen mit gleicher Wahrheit auf die Deutschen zurückgeworfen werden könnten. Wollte Hr. Wislicenus in Wahrheit ein Geschichtschreiber für das Volk sein, so mußte er allerdings die Roheit in der damaligen Art Krieg zu führen hervorheben, dieselbe aber eben aus dem allgemeinen Culturzustande der Zeit, nicht aus subjectiven Leidenschaften herleiten. Seine Darstellungsweise beweist nur, daß er über eine durchaus modern-subjective Auffassung der Geschichte nicht hinausgekommen ist. Zeigt sich dieser Mangel aber bei seiner eigentlichen Geschichtserzählung nur an einzelnen, nicht gerade zahlreichen Stellen, so tritt er durchweg desto greller in allen den Abschnitten hervor die eine innere Entwickelung staatlicher Verhältnisse darzustellen bestimmt sind. Hiergehört er durchaus zu jener Classe angeblicher Geschichtschreiber deren Hauptrepräsentant Rotteck ist: Männer vom besten Willen und oft von klarer Einsicht in die Verhältnisse der Gegenwart, die aber nirgend im Stande sind sich von dem Hinblick auf diese letztern loszumachen, die deswegen keinen weiter zurückliegenden Zeitabschnitt rein aufzufassen im Stande sind, sondern immer den Maßstab unserer Zeit, ihrer Zwecke, Bestrebungen und Parteiungen anlegen. Gewiß bin auch ich der Meinung welche diese Art von Geschichtschreibung meist als die ihre in Anspruch nimmt: daß die Geschichte der Vergangenheit nur dann eine fruchtbringende sei, wenn sie uns zum Verständniß der Gegenwart führt; dazu bedarf es aber eben einer ungetrübten Einsicht in die Vergangenheit, einer Herleitung der Gegenwart aus der alten Zeit, während solche Geschichtschreiber wie Hr. Wislicenus unwillkürlich in den Fehler verfallen die Vergangenheit aus der Gegenwart erklären zu wollen, und so durch einen Cirkelschluß zuletzt wieder auf eine Gegenwart von ihrer eigenen Fabrik gelangen. Diesen Fehler in der vorliegenden Darstellung im Einzelnen nachzuweisen würde hier zu weit führen; er tritt namentlich hervor in der zweiten Hälfte des zweiten Bändchens, welche eigentlich eine fortlaufende Klage über den Verfall der altdeutschen Gemeinde- und Geschlechtsverfassung ist. Daß die deutschen Völkerschaften innerhalb derselben schlechterdings keinen Staat bildeten noch je bilden konnten, gibt Hr. Wislicenus an einer Stelle ausdrücklich zu, und doch stellt er die zum Staate fortschreitende Entwickelung der Deutschen als einen Abfall von ihrer ursprünglichen Kraft und Tüchtigkeit dar. Sein Grund hierzu ist offenbar der, daß nur durch diese Umgestaltungen der weltliche und geistliche Despotismus späterer Jahrhunderte möglich geworden sei. Dies kann man ihm vollkommen zugeben, aber darin besteht ja doch die höhere geschichtliche Erkenntniß, daß man auch in dem Bösen nothwendige Uebergangs- und Entwickelungsstufen erblicken lernt; daß man sich nicht dagegen verblendet, wie auch Das was wir gegenwärtig mit Recht verwerfen seiner Zeit ein entschiedener, freilich auch mit manchem Uebelstand verbundener Fortschritt war. Dieser höhern Auffassung aber ist Hr. Wislicenus offenbar noch nicht zugänglich geworden oder unterdrückt sie, wo sie an einzelnen Stellen hervorzubrechen scheint, fast gewaltsam. Derselbe Uebelstand tritt auch in der Darstellung der altdeutschen Religion hervor: auch ihr Untergang wird insofern beklagt als innerhalb derselben allerdings hierarchische Gewalt, Pfaffentrug und Pfaffenlist wenig oder gar nicht Wurzel fassen konnten. Auch insofern ist dieser Abschnitt der schwächste des ganzen Buches, als Hr. Wislicenus offenbar durchaus irrige Vorstellungen von der Entstehung und Ausbildung einer Volksreligion hat, wenn er wiederholt äußert, daß die alten Deutschen von der ersten Ahnung des Göttlichen in der Natur nur allmälig zu einer sinnlichen Vorstellungsweise von bestimmten Wesen in den einzelnen Erscheinungen derselben übergegangen seien, und demnach den Glauben an einzelne Götter als erst in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus entstanden setzt. Das ist so ein recht moderner Einfall, daß jene Naturvölker erst schrittweise durch eine Art von Reflexion oder Abstraction zu ihren Göttergestalten gekommen seien, während doch die Mythologien aller bekannten Völker handgreiflich nachweisen, daß ursprüngliche concret-sinnliche Anschauungen erst allmälig sich in begrifflich construirte Götter-Ideen auflösten.

innigste verbänden. Welchen Anklang diese Vorschläge Einsiedelns in der Stadt Zwingli's fanden, lassen wir hier unerwähnt, und wenden uns, um dem Anwalte der „gelehrten" Mönche von Einsiedeln über ihren Antheil an der Aufregung im Lande noch nähern Aufschluß zu geben, zu der Predigt die der gelehrteste derselben „bei Anlaß der gemeinsamen Wallfahrt des löblichen Cantons Schwyz nach Maria Einsiedeln" am 17. Oct. 1847 in der dortigen Stiftskirche hielt. Diese „Ursprung des Kriegs und Bedingung des Siegs" betitelte Predigt hätte sich der Correspondent bei Konrad Kuriger in Einsiedeln um vier Kreuzer verschaffen, und da der Verfasser, Stiftsbibliothekar P. Gall Morel, nicht nur für den gelehrtesten, sondern bisher auch für den gemäßigtesten Mönch des Klosters galt, nach dem Spruche „Ex uno disce omnes" daraus auf die Gesinnungen der übrigen schließen können.

Mitten in einer der schönsten Gegenden Europas — in dieses Gleichniß kleidet der Prediger die „geschichtliche Darstellung", mit der er den ersten Theil seines Vortrags eröffnet — liegt das Dorf Schweizerland, ein uraltes Gemeinwesen, durch eidlich beschworenen Vertrag und gemeinsame Schicksale verbunden, und gegenwärtig aus 22 Haushaltungen bestehend. Bei Entstehung dieser Gemeinde traten anfangs nur drei Familien zusammen, die sich zur Abwehr ungerechter Bedrückung verbanden, es waren die Familien Uri, Schwyz und Unterwalden: einfache, fromme, kräftige Hirten, deren Häuser auf Hügeln standen. Ihr Gemeinwesen gefiel bald andern umliegenden Haushaltungen, die sich sofort nach und nach mit ihnen zum gleichen Zwecke verbanden. Zuerst das Haus Luzern und Zug als die nächsten; dann auch größere Handelshäuser, wie Zürich und Bern, bis allmälig 13 Familien beisammen waren. Da geschah es denn oft, daß die größern Häuser in Gefahr waren und die Hirten von den Hügeln zu Hülfe riefen. Diese verließen auch jedesmal ihr Vieh und alle ihre Habe und retteten die größern mit eigener Lebensaufopferung; nach wie vorher hatte jede Familie ein Dorf, sie mochte klein oder groß sein, ihre gleichen Rechte bei Berathung gemeinsamer Anliegen.

So wurde die Gemeinde stark im Innern und angesehen nach außen, und es ging Alles nach Wunsch, weil Jeder des Andern Recht ehrte und schützte. Da geschah es, daß durch einen Mann, Namens Ulrich Zwingli, eine Spaltung in Glaubenssachen entstand und zweierlei Kirchen, eine katholische und reformirte, im Dorfe erbaut wurden. Diese Spaltung in der Hauptsache mußte nothwendig auch in allen andern Dingen Spleen und Zwietracht erzeugen: ja es kam schon in den ersten Jahren so weit, daß die größern reformirten Häuser die kleinern katholischen überfielen, aber auf zwei Hügeln, Kappel und Gubel genannt, kräftig zurückgeschlagen wurden. Darauf wurde der Friede zwar zur Nothdurft hergestellt; aber es war nicht mehr der Friede aus den schönen alten Zeiten. Noch zwei mal im Lauf von zwei Jahrhunderten kam es zu blutigem Streit, während in allen öffentlichen, die ganze Gemeinde betreffenden Verhandlungen Mistrauen und Kälte herrschte. Ein fremdes, großes, starkes Volk, die Franzosen, überfielen vor 50 Jahren die Schweizergemeinde, und jene Glaubensspaltung war nicht geringe Ursache, daß das ganze Dorf erobert und verheert wurde, obwol die kleinen Hirtenfamilien wie Löwen sich gewehrt hatten.

Die Franzosen zogen wieder ab, und das Gemeinwesen wurde aufs neue, und nach großen Ereignissen 12 Jahre später abermals frisch geordnet. Das letzte mal, es war 1815, war man gar ernstlich bedacht den Frieden zu sichern, indem man die 22 Haushaltungen so einrichtete und eintheilte, daß jede Glaubenspartei ungefähr gleiche Rechte in Gemeinsachen ansprechen und ausüben konnte. Das ging anfangs recht gut, aber insgeheim suchten immerfort fremde Lehren und Lehrer Samen der Zwietracht auszustreuen, der endlich nach dem J. 1830 als wucherndes Unkraut überall emporschoß. Jetzt war eine rechte babylonische Verwirrung im Dorf. Das Beleidigen, „Schnauzen und Schmähen" von beiden Seiten nahm wieder zu, die alten katholischen Familien wurden bei jedem Anlaß beleidigt, und besonders der katholische Pfarrer, und selbst Bischof und Papst arg beschimpft, und sogar falsche Bullen von demselben ans Licht gegeben. Man heftete täglich Pasquille in Zeitungsform an die Häuser, man beschränkte und änderte die Kirchenordnung mit einem unter dem Namen Badenerconferenz bekannten Gesetze, man wollte einseitig den Gemeindevertrag ändern, nahm fremdes Gesindel ins Dorf, das allerlei Spuk trieb, und die Gemeinde in Händel mit fremden größern Gemeinden verwickelte.

Es waren aber auch in und bei den verschiedenen Häusern mehre zum Theil uralte und lang vor Entstehung des Dorfes schon verehrte Kapellen (ich meine hier die Klöster), zum Theil mit schönem Kirchenschatz ausgestattet. Daß diesen ihr Recht und Eigenthum bleibe, war beim letzten Vertrag von 1815 ausdrücklich verheißen, man that auch darauf wie auf das Andere was der Vertrag enthielt jährlich einen feierlichen Eid. Aber von wegen des Kirchenschatzes wurde auch an diesen Kapellen in verschiedenen Häusern, z. B. Thurgau, Zürich, Solothurn, St.-Gallen u. s. w., gefrevelt. Am ärgsten trieb es Aargau, welches endlich so weit ging die zu seinem Haus gehörenden reichen Kapellen rein auszuplündern, die Kelche zu Handen zu nehmen und den Opferstock zu leeren. Da ging den alten katholischen Familien die Geduld aus, und sie suchten beim Gemeinderath, Tagsatzung genannt, ihr gutes Recht. Aber weil das Haus Aargau viele Mitschuldige hatte, so kam es so weit, daß eine Mehrheit des Gemeinderaths gegen den klaren Buchstaben des Vertrags das Geschehene guthieß.

Jetzt gingen vielen Leuten die Augen auf, und mehr noch weil kurz vorher das Handelshaus Zürich einen Lehrer, Namens Strauß, aus fremdem Lande berief, der es im Unglauben aufs Unglaubliche gebracht hatte. Die Familie Luzern und mehre andere altkatholische Familien, die, ich möchte sagen, aus Gutmüthigkeit eine Zeit lang auch auf bösen Wegen gewandelt hatten, kehrten auf den rechten Pfad zurück, und da ihnen vor Allem die Zukunft und somit die Erziehung ihrer Jugend am Herzen lag, so berief Luzern einen zuverlässigen geistlichen Lehrer aus der Gesellschaft Jesu, den ihm der Papst selbst empfohlen und der bereits in den Familien Schwyz, Freiburg und Wallis segensreich gewirkt hatte.

Nun auf einmal erhoben die großen reformirten Häuser eine furchtbare Klage, als wolle man durch diesen Lehrer Unruhe in der Gemeinde stiften; und es ist gar nicht auszusprechen, welch ein Schrecken über sie kam, als derselbe im Hause Luzern einzog. Diesen Schrecken benutzten böse Buben aus dem Haus Luzern selbst und aus andern Häusern, und überfielen zwei mal unversehens mit gewaffneter Hand dieses treffliche Haus, wurden aber beide mal, und zwar das zweite mal auch durch Hülfe der ältesten katholischen Haushaltungen im Dorf zurückgetrieben. Hausvater der Familie Luzern war damals Joseph Leu, ein frommer, redlicher, sehr angesehener Bauer. Der war einigen bösen Buben im Wege, die sagten zu einem Bösewicht: „Wir geben dir 30 Silberlinge wenn du ihn wegschaffst." Der Bösewicht erschoß den Vater Leu im Schlafe, bekam aber anstatt der 30 Silberlinge die verdiente Strafe, und nun gingen noch Mehren die Augen auf, um so mehr, da Viele die von dem Mordanschlag gewußt hatten sogleich öffentlich sagten, Leu sei ein Selbstmörder, und mehre der Mitschuldigen bei den größern Familien Schutz und Unterkunft fanden. In so großer Noth verabredeten sich sieben der ältern katholischen Haushaltungen einander bei solchen Gefahren treulich zu helfen, insofern der Gemeinderath selbst und die größern Häuser im Dorf sie nicht schützen können oder wollen. Ueber jene Verabredung entstand neuer Lärm: das sei ein Sonderbund, ein Vertrag, der neben dem Gemeindevertrag nicht

bestehen könne. Die Sieben sagten, sie wollen wie bisher alle Verpflichtungen gegen die Gemeinde treu erfüllen, und versicherten öffentlich und eidlich ihre Waffen nie zum Angriff gegen andere Häuser, sondern nur als Nothwehr zu brauchen. Darauf versicherte der Gemeinderath in seiner Mehrheit, er wolle die bösen Buben, die nächtlicherweise fremde Wohnungen erbrachen, und die man Freischaaren hieß, ernst bestrafen, machte aber während er Das versicherte den Einen zum Gemeindeschreiber, den Andern zum Kirchenvogt u. s. w., und an der Spitze des Raths der diese Versicherung gab stand, zum großen Erstaunen der Sieben, Derjenige der den ganzen nächtlichen Ueberfall angeführt hatte.

Nun sahen auch die Blinden, daß es mit dem Friedenmachen kein Ernst sei, und beschlossen in Betracht daß Selbsterhaltung für Große und Kleine die erste Pflicht ist, an ihrem Vertrag festzuhalten, die Waffen nicht von der Hand zu geben, ihren Jugendlehrer nicht auszuliefern, und Dies um so weniger, da es von Tag zu Tag ärger, alles [illegible] er je mehr verspottet und verfolgt wurde, [illegible] Umsturz des Gemeindevertrags oder de[illegible] ndes sprach. Um ihren Schutzbund noch [illegible] ver- sammelte man in den meisten der sieben [illegible] chen Hausgenossen, welche mit geringen [illegible] elobten für ihre Hausväter und Bundesgen[illegible] Blut zu stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellungen aus der deutschen Geschichte zur Belehrung über deutsche Volkszustände, wie sie gewesen und wie sie geworden. Eine Schrift für das deutsche Volk. Von Ernst Wislicenus. Erstes und zweites Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 1846—47. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Die erste Hälfte des ersten Bändchens erzählt die Urgeschichte Deutschlands, hauptsächlich nach Cäsar und Tacitus bis auf Marbod's und Armin's Ende; die zweite Hälfte schildert Staatsleben, Religion und Sitte der Deutschen in derselben ältesten Zeit und benutzt als Hauptquelle natürlich des Tacitus Schrift über Deutschland. Das zweite Bändchen führt in seiner ersten Hälfte die äußere Geschichte der deutschen Völkerschaften und Völkerbündnisse bis zum Ende der Völkerwanderung fort; die zweite Hälfte desselben stellt die innere politische Entwickelung der aus der Völkerwanderung hervorgegangenen deutschen Staaten, die Entstehung des Königthums und des Erbadels dar.

Wo Hr. Wislicenus Thatsächliches erzählt, da ist seiner Darstellung Frische und Leben, Faßlichkeit und Anschaulichkeit so weit eigen, daß er seine Schrift in dieser Beziehung wol für das deutsche Volk bestimmen durfte. Doch mischen sich selbst in die rein erzählenden Abschnitte Stellen welche beweisen, daß Hr. Wislicenus sich keineswegs in die Zeit versetzt hat welche er schildert, sondern sie aus der unserigen heraus und durch den Spiegel der Gegenwart aufgefaßt hat. Ich rechne dahin jene falsche Art den Patriotismus zu nähren, welche an dem eigenen Volke möglichst Alles lobt oder wenigstens entschuldigt, ein Gleiches aber dem fremden Gegner nicht zugesteht. Aber wenn es z. B. (I, 93) wo die Feldzüge des Germanicus in Deutschland erzählt werden unter Anderm heißt: „Seine mordlüsternen, verbrecherischen Legionen — — verwüsteten mit teuflischer Lust die Felder der Gemordeten oder Entflohenen", so vergißt Hr. Wislicenus ganz und gar, daß in jenen Zeiten eben aller Krieg von allen Parteien und Völkern in solcher verheerenden Weise geführt wurde, und schiebt den Römern persönliche Absichten und Gefühle unter die schwer nachweisbar sein dürften, oder in zahlreichen Fällen mit gleicher Wahrheit auf die Deutschen zurückgeworfen werden könnten. Wollte Hr. Wislicenus in Wahrheit ein Geschichtschreiber für das Volk sein, so mußte er allerdings die Rohheit in der damaligen Art Krieg zu führen hervorheben, dieselbe aber eben aus dem allgemeinen Culturzustande der Zeit, nicht aus subjectiven Leidenschaften herleiten. Seine Darstellungsweise beweist nur, daß er über eine durchaus modern-subjective Auffassung der Geschichte nicht hinausgekommen ist. Zeigt sich dieser Mangel aber bei seiner eigentlichen Geschichterzählung nur an einzelnen, nicht gerade zahlreichen Stellen, so tritt er durchweg desto greller in allen den Abschnitten hervor die eine innere Entwickelung staatlicher Verhältnisse darzustellen bestimmt sind. Hier gehört er durchaus zu jener Classe angeblicher Geschichtschreiber deren Hauptrepräsentant Rotteck ist: Männer vom besten Willen und oft von klarer Einsicht in die Verhältnisse der Gegenwart, die aber nirgend im Stande sind sich von dem Hinblick auf diese letztern loszumachen, die deswegen keinen weiter zurückliegenden Zeitabschnitt rein aufzufassen im Stande sind, sondern immer den Maßstab unserer Zeit, ihrer Zwecke, Bestrebungen und Parteiungen anlegen. Gewiß bin auch ich der Meinung welche diese Art von Geschichtschreibung meist als die ihre in Anspruch nimmt: daß die Geschichte der Vergangenheit nur dann eine fruchtbringende sei, wenn sie uns zum Verständniß der Gegenwart führt; dazu bedarf es aber eben einer ungetrübten Einsicht in die Vergangenheit, einer Herleitung der Gegenwart aus der alten Zeit, während solche Geschichtschreiber wie Hr. Wislicenus unwillkürlich in den Fehler verfallen die Vergangenheit aus der Gegenwart erklären zu wollen, und so durch einen Cirkelschluß zuletzt wieder auf eine Gegenwart von ihrer eigenen Fabrik gelangen. Diesen Fehler in der vorliegenden Darstellung im Einzelnen nachzuweisen würde hier zu weit führen; er tritt namentlich hervor in der zweiten Hälfte des zweiten Bändchens, welche eigentlich eine fortlaufende Klage über den Verfall der altdeutschen Gemeinde- und Geschlechtsverfassung ist. Daß die deutschen Völkerschaften innerhalb derselben schlechterdings keinen Staat bildeten noch je bilden konnten, gibt Hr. Wislicenus an einer Stelle ausdrücklich zu, und doch stellt er die zum Staate fortschreitende Entwickelung der Deutschen als einen Abfall von ihrer ursprünglichen Kraft und Tüchtigkeit dar. Sein Grund hierzu ist offenbar der, daß nur durch diese Umgestaltungen der weltliche und geistliche Despotismus späterer Jahrhunderte möglich geworden sei. Dies kann man ihm vollkommen zugeben, aber darin besteht ja doch die höhere geschichtliche Erkenntniß, daß man auch in dem Bösen nothwendige Uebergangs- und Entwickelungsstufen erblicken lernt; daß man sich nicht dagegen verblendet, wie auch Das was wir gegenwärtig mit Recht verwerfen seiner Zeit ein entschiedener, freilich auch mit manchem Uebelstand verbundener Fortschritt war. Dieser höhern Auffassung aber ist Hr. Wislicenus offenbar noch nicht zugänglich geworden oder unterdrückt sie, wo sie an einzelnen Stellen hervorzubrechen scheint, fast gewaltsam. Derselbe Uebelstand tritt auch in der Darstellung der altdeutschen Religion hervor: auch ihr Untergang wird insofern beklagt als innerhalb derselben allerdings hierarchische Gewalt, Pfaffentrug und Pfaffenlist wenig oder gar nicht Wurzel fassen konnten. Auch insofern ist dieser Abschnitt der schwächste des ganzen Buches, als Hr. Wislicenus offenbar durchaus irrige Vorstellungen von der Entstehung und Ausbildung einer Volksreligion hat, wenn er wiederholt äußert, daß die alten Deutschen von der ersten Ahnung des Göttlichen in der Natur nur allmälig zu einer sinnlichen Vorstellungsweise von bestimmten Wesen in den einzelnen Erscheinungen derselben übergegangen seien, und demnach den Glauben an einzelne Götter als erst in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus entstanden setzt. Das ist so ein recht moderner Einfall, daß jene Naturvölker erst schrittweise durch eine Art von Reflexion oder Abstraction zu ihren Göttergestalten gekommen seien, während doch die Mythologien aller bekannten Völker handgreiflich nachweisen, daß ursprüngliche concret-sinnliche Anschauungen erst allmälig sich in begrifflich construirte Götter-Ideen auflösten.

Während sonst nicht zu verkennen ist, daß Hr. Wislicenus seine Arbeit auf dem Grunde eines sorgfältigen Quellenstudiums aufgeführt hat, ist wol kaum anzunehmen, daß bei dem eben erwähnten Abschnitt über die altdeutsche Religion Grimm's „Deutsche Mythologie" die ihr vor allen gebührende Berücksichtigung gefunden hat, sowie auch andere Abschnitte durch ein eingehenderes Studium von Waitz' „Deutscher Verfassungsgeschichte" wol nur hätten gewinnen können.

Was die Vertheilung des Stoffs betrifft, so glaube ich, daß die Völkerwanderung und ihre unmittelbaren Folgen für den nächsten Zweck des Buches zu ausführlich behandelt worden sind. So eifrig und nicht erfolglos Hr. Wislicenus auch bemüht gewesen ist Klarheit und Uebersichtlichkeit in diese verworrenen Geschichten zu bringen; so bezweifle ich doch sehr, daß es irgend eine Frucht für unser Volk haben kann jene Greuel des stürzenden Römerreichs und die Unternehmungen eines Alarich, Ricimer, Odoaker u. s. w. im Einzelnen zu kennen.

Wol ist es mit Anerkennung hervorzuheben, daß Hr. Wislicenus nicht zu jenen sinn- und gewissenlosen vorgeblichen Volksschriftstellern gehört, die sich gerade jetzt in widerwärtiger Weise breit machen. Er hat wohl erkannt, daß das Beste für das Volk nur eben gut genug ist; er hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht, sondern eine würdig gewählte Aufgabe, wie es die seinige unbedingt ist, mit besten Kräften zu lösen gesucht. Gelungen ist ihm Dies freilich nur in einzelnen Theilen; in mehren gibt sich eine Befangenheit kund welche Hr. Wislicenus freilich mit zahlreichen Schriftstellern und fast mit allen Parteimännern unserer Zeit theilt, und welche das völlige Gelingen einer deutschen Geschichte für das deutsche Volk unmöglich macht. 7.

Streiflichter. Eine Sammlung von Dichtungen, Märchen und Erzählungen von F. M. Duttenhofer. Stuttgart, Hallberger. 1847. 8. 1 Thlr.

„Streiflichter" nennt der Verfasser diese Sammlung als Erscheinungen die in den Weg des Lebens, der „durch ein Waldgeheg voll Dorngebüsch und wilden wirren Ranken führt", hineinleuchten, während der Wanderer ermattet vom Kampfe niedersinkt. Die Sammlung eröffnet ein dramatisches Gemälde in drei Acten, „Eine Frau". Viel Gutes läßt sich nicht davon sagen; die Anlage ist zwar einfach, aber auch höchst gewöhnlich und alltäglich, die Entwickelung der Charaktere unmotivirt, willkürlich, ja oft geradezu lächerlich. So ist das Verhältniß zwischen dem Grafen und seiner Gattin entweder durchaus unwahr, wenn die fünfte Scene im ersten Acte möglich sein soll, oder es ist wahr, und dann ist die ganze Entwickelung in die Luft gebaut, weil ihr die Grundlage weggezogen worden ist. Der Graf besitzt eine Gattin, die schwärmend ihn liebt, und von der er sagt, daß sie reich „an Gemüth und innigem Fühlen" sei; er vergleicht sie mit einem Karfunkelsteine,

> Deß purpurn Gold nicht in die Ferne leuchtet,
> Doch nah betrachtet inniger entzückt.

Unmittelbar nach dieser Aeußerung kommt der Graf mit der Zofe seiner Frau zusammen in der obenerwähnten fünften Scene des ersten Acts, die also anhebt:

> Graf. Lisette!
> Lisette. Gnäd'ger Herr!
> Graf (für sich). Wie wird mir, ha!
> Welch ein Gefühl durchzuckt mit Macht mein Herz!
> Das ist nicht mehr die längst bekannte Zofe,
> Tagtäglich, und gleichgült'gen Sinns geseh'n,
> Das ist ein munt'res Elfenkind, das kaum
> Aus einem weißen Kelch entsprang,
> Vom Mondschein ausgeheckt. u. s. w.

Lisette ist nicht minder überrascht, sie sagt für sich:

> Ist Das ein Traumgesicht,
> Das sich verkörpert, wie ich's oft geschaut
> Im Morgendämmern zwischen Schlaf und Wachen,
> Und das so oft, wenn ich's umarmen wollte,
> In eitel Dunst zerfloß? u. s. w.

Doch wozu noch weiter Proben geben. Mit dieser Scene entwickelt sich ein Verhältniß zwischen dem Grafen und der Zofe; oberflächlicher und zugleich unwahrer läßt sich kaum Etwas denken. Der Verf. hat übrigens Mühe ein so geschraubtes Verhältniß durchzuführen, und darum zerrinnt ihm die ganze Entwickelung als trostlose und flache Darstellung. Die Sprache ist ungemein geschraubt und der Dialog so mit Bildern überladen, daß diese den letzten Rest von Gedanken noch wie ein üppiges Schlingkraut auf den Boden ziehen und ganz überdecken. Als Probe mag hierzu die zweite Scene dienen, die besonders mit allen möglichen Vergleichen und Bildern aus der Naturgeschichte ausstaffirt ist und den Grundgedanken durch eitel Gleichnisse verwässert. Die geschraubte Sprache, dieses Sauswerk aufgedunsener Redensarten in dem Drama, ist um so auffallender als der Verf. in den beiden darauf folgenden Märchen zeigt, daß er einen schlichten, einfachen, wahren, oftmals innigen Volkston ganz gut zu treffen im Stande ist. Von diesen Märchen verdient besonders die „Geschichte von St.-Urban's Kellerhals", die uns jedoch schon illustrirt aus den „Fliegenden Blättern" bekannt war, hervorgehoben zu werden. Das Märchen ist mit Wahrheit geschrieben und empfunden, der Ton schweift oft ganz und gar an die Volkspoesie in ihrer schlichten Einfalt, sodaß dieses Märchen alle Auszeichnung verdient, die wir um so lieber demselben zollen, als wir den darauf folgenden „Harfenklängen aus dem Süden" weder formell noch geistig irgend einen Geschmack abgewinnen konnten. Den Schluß des Buches bilden noch drei Erzählungen: „Die Eberjagd", „Die norwegischen Fischer" und „Der Müller auf dem Lande" (schwäbisch). „Die Eberjagd" ist eine wahre Jagdgeschichte mit wunderbarer Rettung aus den Hauern von Ebern und nicht minder bedeutungslos als „Die norwegischen Fischer"; dagegen ist „Der Müller auf dem Lande" in Hexametern geschrieben kaum zu lesen. Als Probe der klappernden, hinkenden Verse diene zum Schluß (S. 330) Folgendes:

> „Wenn er sich nur kein Leids anthut! o himmlischer Vater,
> 'S wär' mein Tod!" so klagt mein Gespiel und ringt ihre Hände,
> Fällt auf d' Kniee und betet und weint. Da spring' ich zum Busch 'naus.

11.

Miscellen.

Die Besitznahme des Laterans

durch einen neuerwählten und gekrönten Papst mußte früher zu Pferde (cavalcata) geschehen; jetzt geht der Zug im stattlichen Wagen, wie sich denn der Papst überhaupt per pedes Apostolorum niemals in Rom sehen läßt. Ganganelli hatte bei dem Einzuge in den Lateran das Unglück vom Pferde zu fallen, rief aber mit Bezug auf Apostelgeschichte 9, 3, wo Paulus bei seiner Bekehrung auf sein Angesicht fiel, augenblicklich: „So sind wir denn vom Petrus zum Paulus geworden!"

Die Siebenschläfer.

Auf eine sonderbare Weise sind die sieben Langschläfer aus der bekannten Legende zu der Ehre gekommen, Schutzpatrone der türkischen Schiffer zu werden, deshalb nämlich, weil ihre Geschichte, die der Koran ziemlich ausführlich erzählt, mit den Worten endet: „und sie stiegen in ein Schiff."

Der Methodist.

Ein geistreicher Mann den man befragte: was ein Methodist sei? antwortete: „Ein Mann, der mehr religiöse Gesinnungen hat als Derjenige der ihn so nennt. Es ist Niemand der nicht Methodist eines Andern sein könnte." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1848.

Zur Geschichte der jesuitischen Umtriebe in der Schweiz.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Dieses Eingangs vollkommen würdig ist die Exposition worin der Prediger sein Publicum über die Ursachen des Kriegs belehrt. Er ruft:

Der Krieg kommt daher, weil man mit uns um jeden Preis Krieg haben will. Man bietet mit bewaffneter Hand den Frieden an, ohne uns eine Versicherung zu geben den geschlossenen Bund halten, den gebrochenen sühnen zu wollen, und mit der Bedingung, daß wir uns zuerst entwaffnen. 12½ Hände verlangen von uns was nicht einmal 21 zu fodern das Recht haben, daß wir unsere von der Kirche anerkannten und empfohlenen geistlichen Jugendlehrer verjagen, weil sie staatsgefährlich seien, was noch Niemand bewiesen oder erfahren hat. Das fühlt doch auch der Unwissende und Ungebildete, daß in solcher Foderung eine große Beschimpfung gegen die Kirche selbst und alle Katholiken liegt, als beschütze nämlich diese Kirche staatsgefährliche Menschen. Man will auch auf uns anwenden was seit 17 Jahren jenen 12 Ständen beliebt ist, die Klöster und geistlichen Stiftungen trotz aller Bitten und Gegenvorstellungen der Klöster selbst und der Katholiken auf alle Weise zu necken, zu verfolgen oder gar aufzuheben. Man will auch bei uns die Rechte der Kirche auf empörende Weise schmälern, will auch uns Schulen und Schullehrer aufzwingen die allmälig die Jugend und in ihr das Glück der Zukunft vergiften. Die welche den Bund gebrochen greifen uns unter dem Vorwand als haben wir ihn gebrochen mit den Waffen an; Die welche bei sich allerlei staatsgefährliche Lehren und Lehrer dulden, ja berufen, wollen uns zwingen Die zu entfernen welche seit Jahren nicht das Geringste gegen den Staat, dagegen sehr viel Gutes für Staat und Kirche gewirkt; die den alten sogenannten Fünfzehnerbund nicht halten wollen und den Stand Aargau, der ihn so schrecklich verletzt, nicht zur Ordnung weisen wollen, machen Miene uns einen neuen Bundesvertrag aufzuhalsen, als ob man Bünde schließen könne und solle wo kein Wille da ist sie zu halten! Diesen Anmaßungen widersetzen sich die sieben Stände, und Das ist von Seiten unserer Bundesbrüder der Vorwand zum Kriege.

Ich sage der Vorwand, denn die eigentliche Ursache liegt tiefer. Es ist wie in der Natur so im Leben der Einzelnen und ganzer Körperschaften allgemein geltender Grundsatz, daß alles Lebendige nur so lange lebt und gedeiht als die belebenden Kräfte seines Daseins und Ursprungs fortwirken können. Setze eine Wasserpflanze aufs Land und sie muß verdorren. Der Schweizerbund ist geboren aus Treue in Erfüllung gegebenen Worts, aus Anerkennung fremden Rechts, insofern es nicht anerkanntem, natürlichem und göttlichem Recht widersprach, aus Einfalt der Sitten, Vertrauen auf Gott und seine Gnade, Bescheidenheit und Vaterlandsliebe. Diese Aeltern hat der Neuschweizer verleugnet, aus diesem natürlichen Boden hat man die Neuschweiz in ein Treibhaus voll sandiger Erde versetzt; und so lassen sich die Ursachen warum es so weit kommen mußte an den Fingern abzählen. Ich nenne folgende:

Untreue an gegebenem Wort und geschworenem Eide. Kein Bund ist denkbar ohne festen Willen ihn zu halten. Verletzung fremden Rechts. Die einzelnen Stände und Corporationen und sogar Privaten haben gegenüber den Behörden eine Menge Rechte. Wie viele derselben verletzt wurden, will ich nicht erwähnen.

Sittenverderbniß gegenüber der Frömmigkeit und Sitteneinfalt der Väter. Die Bedürfnisse mehrten sich ins Unendliche, und da die Mittel sie alle zu befriedigen auf gerechtem Wege nicht mehr zu erhalten sind, so haben wir hier eine neue Mutter des Unrechts, und da hingegen in den ärmern katholischen Ständen noch ein schönes Erbtheil jener Sitteneinfalt vorhanden, so haben wir auch einen neuen Grund warum sie von den großen so gehaßt sind.

Gottvergessenheit und unchristliches Wesen, das sich in allen möglichen Formen, überall und täglich ausspricht, und die nothwendige Folge haben muß, daß Gottes Gnade auch uns vergißt, und daß desto eher sein Zorn uns findet.

Bescheidenheit hat sich in hochfahrendes Wesen gewandelt, was unter Anderm zur Folge hatte, daß man der Warnung des seligen Bruders Klaus vergessend, den Haag zu weit aussteckte, und im Vertrauen treue Brüder zu finden leider ganz etwas Anderes gefunden hat; denn die zuletzt in den Bund Aufgenommenen treiben es jetzt am ärgsten.

Nachdem der Prediger auf diese Weise den Teufel so schwarz wie möglich an die Wand gemalt, zeigt er auf den gähnenden Rachen desselben. Er fährt fort:

Die Cantone die sich gegen uns erklärt haben oder erklären werden bilden beinahe drei Viertheile der Bevölkerung der Schweiz, sie sind also die Zahlreichern, wir die Geringern an Zahl; sie sind die Reichern, wir die Aermern. Reich sind sie nicht nur durch ihre Größe, Fruchtbarkeit des Landes und Gewerbsamkeit, durch das große Vermögen einiger Klöster, das sie an sich gezogen haben, sie die reichen Protestanten das Vermögen der Katholiken, denen man so oft Armuth vorwirft — reich auch, weil sie mit der großen Revolutionspropaganda in Verbindung stehen. Sie haben in ihrem Dienst eine wohlorganisirte Presse, eine für Zufuhr immer bereite Nachbarschaft, und Einzelne derselben bedienen sich, wie die Erfahrung lehrt, jedes erlaubten und unerlaubten Mittels, während die sieben Stände sich nur der erlaubten zu bedienen gesinnt sind. Sie haben den schönen Mantel der Gesetzlichkeit über ihr Unternehmen geworfen, und diese Zwölfstimmenmehrheit ist breit genug um noch weit mehr als jetzt gewagt wird zu decken.

Nun sind die Zuhörer erbittert, erschreckt und zerknirscht genug um für die Siegeshoffnungen, mit denen

sie der Prediger aufzurichten und zu begeistern nicht verfehlt, besonders empfänglich zu sein. Er sagt:

Ich schweige von dem angestammten kriegerischen Geist der Todesverachtung und so oft entscheidenden Besonnenheit im rechten Augenblick, welche den meisten Bewohnern der sieben verbündeten Stände eigen ist, schweige von den gewaltigen Schanzen und Bollwerken die der liebe Gott für uns im Gebirge errichtet, den Schanzgräben unserer Seen und Ströme die er gegeben, den Felsblöcken und Baumstämmen die er zum Zermalmen des Feindes gerüstet, also, daß ein einiges, muthiges Volk in solcher Festung unüberwindlich ist. Ich schweige von dem schönen Waffenvorrath, der sich in den letzten Jahren so bedeutend und theilweise durch Beute gemehrt, schweige von dem Zwiespalt im feindlichen Lager, der Theilnahme aller Gutdenkenden in andern Cantonen, deren gewiß eine große Anzahl ist, schweige sogar von der trefflichen, entschlossenen Stimmung die sich jetzt beim Volke der sieben Stände kund gibt, und verweise vielmehr auf Das was vor Allem noth thut, auf den religiösen Geist, der Mann für Mann, ja jeden einzelnen Bewohner der angefeindeten Cantone durchdringt, denn: „von Gott allein kommt der Sieg, und er bestimmt die Loose des Kriegs. Wer ihn zum Bundesgenossen gewinnt hat gewonnene Sache."

Der Sieg ist um so gewisser, als Gott sich nicht als Beschützer des Unrechts denken läßt, die Sonderbündler aber „an Veranlassung des Kriegs unschuldig sind". Der Prediger fragt:

Wem haben wir ein Leid zugefügt, wo einem Bewohner der andern Cantone, wo einem Protestanten ein Haar gekrümmt, wo eine Bruderpflicht verletzt, wo auch nur eine zu verletzen gedroht? Wo haben wir uns in die Rechte anderer Cantone und Confessionen gemischt, wo ein redliches Entgegenkommen der Gegenpartei in löblicher Sache zurückgewiesen? Das Schutzbündniß das wir geschlossen verstößt sich gegen keinen Artikel des Bundesvertrags; die Jesuiten, die ihr berufen, und die im Wallis schon vor dem Bund von 1815 eingewandert, in Luzern und Solothurn früher zwei Jahrhunderte lang wirksam waren, haben noch Niemand ein Leids gethan. Nein, wenn Blut vergossen wird, so dürfen wir vor Gott bezeugen: wir sind unschuldig an diesem Blute.

Schließlich wird den Verbündeten, sollte ihnen auch die Siegespalme entgehen, sichere Aussicht auf die Märtyrerglorie eröffnet. Der Prediger ruft:

Sollte aber auch das Schlimmste erfolgen und das wüste Treiben das in mehren Cantonen seit Jahren alle gesellschaftliche, staatliche und kirchliche Verhältnisse vergiftet auch in unserm Canton die Oberhand erhalten, so sollen die wenigen Getreuen nicht ablassen vom Kampfe und mit den Christen der ersten Jahrhunderte rufen: Können wir nicht als Freie leben, so wollen wir als Märtyrer sterben! Es sollen die sieben Stände wie die sieben makkabäischen Brüder oder die sieben Kinder der heiligen Felicitas, aufgemuntert von ihrer Mutter, der heiligen Kirche, dem Tode fest ins Gesicht schauen. Sollte auch dein Heiligthum, o Maria, dieser glänzende Mittelpunkt religiösen Lebens, dieser Stolz des Landes Schwyz, abermals zertrümmert werden — es sind andere Stürme schon über dasselbe hingezogen, und von manchem Blitz getroffen ist es immer in neuer Blüte wieder aus der Asche entstanden. Was immer das Loos dieses Stifts sei, dessen Bewohner halten treu zu dem Lande und Volke von Schwyz. Mit ihm zu stehen oder zu fallen ist unser heiliger Entschluß, und hier reichen wir dem Bauer und dem Hirten, der denselben Schwur gethan, die treue Bruderhand.

Diese Schlußworte des gelehrten Mönchs — welche Bewandtniß es mit einsiedlischer Gelehrsamkeit habe, wurde in d. Bl. unlängst gezeigt — konnten den Zuhörern, wenn sie dabei an die Reichthümer des Klosters dachten, ohne Zweifel zu großer Beruhigung dienen, und die Bewohner des letztern bekommen jetzt, wo es sich um Ersatz der Kriegskosten handelt, vielfache Gelegenheit „den Bauern und den Hirten die treue Bruderhand zu reichen". Sie werden sich dazu wol um so mehr verpflichtet fühlen, als nicht blos der Schutz Maria's, sondern auch ein anderer, auf den sie die Gläubigen weit nachdrücklicher vertrösteten, ohne daß jedoch Pater Gall dessen in seiner Predigt zu erwähnen für gut findet, sich ganz unwirksam erwies: der Schutz fremder Bayonnete nämlich, den namentlich der „fast freisinnige" Abt mit solcher Bestimmtheit verkündete, daß es wahrlich nicht seine Schuld ist wenn die Nachkommen Tell's und Winkelried's sich umsonst auf die Ankunft östreichischer Hülfstruppen gefreut haben. Es sind diese Hoffnungen ebenso wenig in Erfüllung gegangen wie diejenigen von welchen ein Schreiben Zeugniß gibt das der General der Gesellschaft Jesu, Pater Johannes Roothan, unterm 6. Nov. 1834 aus Rom an den Pater J. B. Drach in Freiburg richtete. Darin heißt es unter Anderm:

Adfuit Romae Rex Bavariae. Cum viro quodam, quem Societati addictissimum sciebat, multum de illa locutus est, dixitque se bene cognoscere quanta moliantur quidam in Helvetia ut Societatem Friburgo expellant, se autem velle omnes in Regnum suum recipere, casu quo Helvetiam relinquere cogerentur. Alia plura dixit in eamdem sententiam atque etiam de Convictu Friburg., sibi nempe placere quod varii ex suis subditis eo filios miserint educandos. Deum oremus, R. P., ut perficiat quod bene incepit opus.

In seltsamem, für Diejenigen aber welche die Politik der Jesuiten kennen keineswegs befremdendem Gegensatze zu den Erwartungen welche die frommen Väter und ihre Anhänger in der Schweiz auf Oestreich setzten, stehen die Ansichten zu denen sie sich in Betreff dieser Macht der „großen Nation" gegenüber bekannten. Aufschluß darüber gibt eine Flugschrift die unter dem Titel „Aux catholiques, en faveur de l'église du nouveau collége de Schwyz, placée sous l'invocation de Notre-Dame-du-Bon-Secours" 1843 aus der Druckerei von Adrian le Clerc u. Comp, „imprimeurs de N. S. P. le Pape et de monseigneur l'archevêque", in Paris hervorging. Diese Flugschrift, welche veröffentlicht wurde um die französischen Katholiken zu Beiträgen für die Jesuitenkirche in Schwyz einzuladen, ist zugleich ein Compendium der Schweizergeschichte in usum Delphini. Es heißt daselbst:

Au moyen-âge, les trois pays de Schwyz, d'Uri et d'Unterwalden, intimement confédérés entre eux, bien que distincts, ne relevèrent, quant à la souveraineté immédiate, que d'eux-mêmes; et si, comme tous les autres États indépendants sous ce rapport, ils firent partie de la grande confédération des États de l'Europe, c'est-à-dire de l'Empire, les chefs électifs de cette confédération ne furent et ne pouvaient être, d'après les constitutions mêmes de l'Empire, que leurs protecteurs. Au témoignage de l'impartiale histoire, les trois pays primitifs de la Suisse, Schwyz, Uri et Unterwalden, épuisèrent tous les moyens pacifiques pour se soustraire à l'injuste agression dont ils étaient l'objet de la part de la politique ambitieuse et de la puissance, toujours croissante, de plus en plus formidable, de l'un des États de la confédération européenne; et ce ne fut que

lorsque cet État, placé enfin à la tête de l'Empire, eut réussi, grâce à la ruse et à l'abus de la force, à les subjuguer presque entièrement, ce ne fut qu'en cette dernière extrémité que l'instinct de leur conservation et la conscience de leur bon droit déterminèrent, contre la violence de l'oppresseur, la réaction éclatante dont leur union intime assura le succès.

Der jesuitische Historiker fährt fort:

Le fait de Guillaume Tell, d'Uri, ne fut jamais approuvé par le bon sens des premiers auteurs de l'indépendance de ces contrées, qui étaient alors, comme elles le sont encore, profondément catholiques. S'il est entré plus tard, et tout naturellement, comme épisode, dans l'épopée de la délivrance, à laquelle son effet ajouta *par hasard* (humainement parlant), et si, à ce titre, il a été célébré parfois avec l'ensemble des faits, rappelé et reproduit dans des objets d'art, même dans des chapelles, cependant on ne trouve, dans les textes dont les anciens Suisses avaient soin de l'accompagner, que l'expression de ce sentiment: *Que Dieu est juste dans ses jugements, et miséricordieux envers le pécheur.* Il y avait une haute prudence à ne pas le définir plus clairement aux yeux de la multitude; car, si l'enthousiasme le célébrait sans l'approfondir, le bon sens le condamnait sous le rapport moral. Jamais la Suisse catholique, ni l'ancienne ni la moderne, ne l'a approuvé; et il ne pouvait recevoir la sanction de l'ancienne surtout, il ne pouvait obtenir celle des chefs de la délivrance, puisque, intervenant dans un moment si critique, où, pour mieux réussir plus tard, il fallait se résigner à souffrir encore pendant quelque temps, il devait compromettre le projet de la délivrance lui-même, si Dieu n'avait pas été le principal libérateur des Suisses opprimés. Ceux-ci, voyant dans l'action de Guillaume Tell une dangereuse déviation de leur manière de penser et d'agir, ne l'acceptèrent, avec l'indulgence que leur position commandait, que comme l'acte d'un caractère indomptable, comme un fait isolé et provoqué par un traitement barbare de la part de l'ennemi.

Weiter wird versichert mit dem Zusatz:

La Suisse, nous parlons toujours de la Suisse catholique, la Suisse n'a donc jamais autorisé par les faits, sainement interprétés, de son histoire, les perturbateurs de nos jours.

Dieser gesunden, d. h. jesuitischen Auslegung fällt es auch nicht schwer den Menschenhandel welchen die Schweiz, besonders die katholische, mit Frankreich trieb zu benutzen, um die Sympathien der „großen Nation" für das unter dem Schutze von „Notre-Dame-du-Bon-Secours" stehende Collegium auszubeuten. Diese besonders auf legitimistische Börsen berechnete Stelle lautet so:

Un noble peuple, le plus brillant, le plus jaloux de son honneur et de sa gloire, en Europe, a vérifié et justifié bien des fois ce que nous disons de la loyauté suisse. Quand l'histoire nous rapporte que les hommes les plus marquants de ces républiques catholiques ont été les amis, les défenseurs les plus intrépides et les plus fidèles, et plus d'une fois les sauveurs des rois de France; qu'à ces titres, jouissant auprès d'eux d'une confiance illimitée, ils ont reçu de l'un de nos monarques le titre de *ses pères*, et qu'ils ont été appelés par d'autres à Paris, et à plusieurs reprises, pour assister comme *parrains* au baptême des princes ou princesses du sang royal, il faut bien avouer que cette pauvre Suisse catholique a des antécédents fort honorables.

In dieser „pauvre Suisse catholique" ist vor Allem der Canton Schwyz eine große Rolle zu spielen berufen.

De même que du canton de Schwyz est venu au XIVe siècle le signal de l'indépendance helvétique; de même, dans notre âge, en viendra, nous en avons la confiance, le signal du retour à l'unité. On a dit avec raison que, lorsque la Suisse sera rentrée tout entière dans le sein de l'Eglise, elle retrouvera toute sa gloire et toute sa force.

Und natürlich sind es die Jesuiten welche ihm zu dieser weltgeschichtlichen Stellung verhelfen.

Les efforts de la propagande rationaliste et du despotisme protestant, surtout dans la partie allemande, se sont plusieurs fois manifestés par des actes odieux qui ont été signalés à l'Europe entière; le zèle des catholiques, des prêtres, des ordres religieux, des pontifes, a dû agir en proportion de ces efforts; et la digue la plus puissante qu'ils aient cru pouvoir élever entre les envahissements de l'hérésie, a été l'établissement simultané d'un collége et d'une église confiés à la Compagnie de Jésus dans le canton de Schwyz, ce canton modèle, qui a veillé, depuis plus de quatre siècles, avec un égal amour, à la conservation de sa liberté et au maintien des institutions catholiques qui en ont protégé le berceau, et qui l'ont sauvée à travers tant de révolutions.

Zur Errichtung eines solchen Dammes bedarf es aber Geld, und der „Mustercanton" sowie seine Lobredner finden es bequemer sich deßhalb an fremde Börsen zu wenden. Auch hoffen sie für diesen Schritt um so bessern Ersatz, als die ruhmvollsten Erinnerungen der katholischen Schweiz zu Gunsten desselben angerufen werden können.

Les plus glorieux, disons-nous; car les noms de Reding, d'Ab-Yberg, de Schorns, d'Yütz, et de bien d'autres citoyens du canton de Schwyz, sont célèbres dans l'histoire: ce sont les Montmorency et les Bayard de la Suisse. La maison d'Ab-Yberg est plus ancienne que la Confédération helvétique elle-même; et depuis la fondation de la république de Schwyz, les chefs de cette fidèle et illustre famille, ainsi que ceux de la chevaleresque maison de Reding, aussi célèbre que la première, ont été, alternativement, presque toujours les chefs de l'État. En ce moment encore, un Ab-Yberg, de la seule branche qui reste de cette souche chrétienne, est le Landamann régent de Schwyz. Toute l'Helvétie connait et révère Théodore d'Ab-Yberg, l'un des hommes les plus probes, les plus loyaux, l'un des caractères les plus nobles, les plus fermes, les plus droits que la Suisse catholique possède en ce temps douloureux; et il va sans dire que M. d'Ab-Yberg est l'un des principaux promoteurs de la pieuse fondation de Schwyz. . . . Il en est de même du très-digne F. Reding, l'un des secrétaires d'État de Schwyz et des plus beaux noms de l'Helvétie. Enfin M. Holdener, le dernier Landamann, distingué dans le canton de Schwyz et dans la Suisse entière pour ses lumières, pour son énergie et son activité, pour sa foi, a voué tout ce qu'il a de facultés et de zèle à la fondation du collége de Schwyz.

Wer den Charakter der schwyzer Magnaten, wer namentlich die Klugheit kennt mit welcher der Held Abyberg, der bei der letzten Landgemeinde am Rothenthurm auf das große Landesschwert gestützt die Sonne von Morgarten leuchten sah, den Zweikampf mit Ochsenbein, und als Befehlshaber der Streitmacht des „Mustercantons" jede feindliche Berührung mit den Executoren des Tagsatzungsbeschlusses zu vermeiden wußte, der wird sich billig wundern, daß den Schweizern zugemuthet wird hier ihre Bayard und Montmorency zu suchen. Um die „glorieux souvenirs" die sich an das Unternehmen knüpfen zu vervollständigen, bemerken wir, daß Herr Keneben Zigby, der am Schlusse der Flugschrift als Derjenige bezeichnet wird welcher die Gaben der englischen Katholi-

ken in Empfang zu nehmen sich bereit erklärt hat, der Enkel eines Mannes (Sir Everard Digby's) ist der als Theilnehmer an der Pulververschwörung 1605 hingerichtet wurde. Wie man vor kurzem in Freiburg, Wallis, Schwyz und Luzern erfahren hat, wissen die Jesuiten und ihre Gönner mit dem Pulver nicht mehr umzugehen; Geld ist ihnen lieber und leistet bessere Dienste.

23.

Gesammelte Schriften von Gustav Jahn. Erster und zweiter Band. Stettin, Weiß. 1847. 8. 1 Thlr.

Die Aufsätze welche in diesen beiden Bändchen gesammelt sind haben ursprünglich im „Hallischen Volksblatte für Stadt und Land" gestanden. Etwas Weiteres braucht im Grunde über sie gar nicht gesagt zu werden; denn sie sind damit schon auf das vollständigste charakterisirt, und es wird bei der Erwähnung dieses Blattes die eine Hälfte unserer Leser ebenso begierig auf das Buch geworden sein, wie die andere im voraus eine Apprehension gegen dasselbe gefaßt haben wird. Sollte aber Jemand in deutschen Landen sein der nicht wüßte was Dies sagen will, daß Etwas dem „Hallischen Volksblatte" entlehnt sei — was wir ihm übrigens zu verzeihen wissen würden —, so möge ihm der erste Aufsatz als Probe von Blatt und Buch dienen. Gottlieb wird Schulze in seinem Dorfe und muß sich also um einen größern Kreis von Gegenständen bekümmern als zuvor. Dabei verfällt er zuerst auf die Preßfreiheit. Er schreibt an seinen Freund, den Cantor Nathanael, ihm über dieselbe Auskunft zu ertheilen. Dieser definirt ihm die Sache kürzlich, führt an, man halte dafür, dieselbe sei in der Natur begründet, und vergißt nicht hinzuzufügen wie in Frankreich der Schriftsteller nur erst hinterher nach dem Gesetze bestraft werden könne. Gottlieb — es ist dies der hallische Asmus, die Hauptaufsätze sind unter der Rubrik „Gottlieb's Correspondenz" zusammengefaßt — meint, damit sei es Nichts. Man solle nur die Thiere ansehen, die Singvögel z. B., die hätten gar keine der Preßfreiheit analoge Singefreiheit, sondern müßten singen wie es Gott einmal geordnet; und was für eine Preßfreiheit denn Das sei wenn in Frankreich alle Augenblicke ein Schriftsteller eingesperrt oder um ein paar Tausend Francs gestraft werde? Nathanael stimmt ihm darin bei: die Freiheit bestehe nicht in der Abwesenheit des Gesetzes, sondern daß man nichts Anderes wolle als das Gesetz. Ebenso verhalte es sich mit der Preßfreiheit; die Menschen werden auch hier nie frei werden vom Gesetze, so lange sie gegen dasselbe ankämpfen wollen und damit gegen den göttlichen Willen ankämpfen. Denn die Obrigkeit ist Gottes Dienerin uns zu gut, gesetzt den bösen Werken und nicht den guten. Aber die Sache hat noch einen andern Haken. Die Menschen wollen nämlich gar Nichts mehr wissen von einer Obrigkeit und von einem Könige, der von Gott gesetzt sei und der das Schwert an Gottes Stelle trägt, dem wir gehorchen müssen vor allen Dingen die nicht wider der Seelen Seligkeit gehen, um Gottes willen. Man redet dagegen von einem Vertrage zwischen König und Volk u. s. w., womit man aber offenbar den schönsten Edelstein aus der Königskrone nimmt, nämlich daß der König König ist aus Gottes Gnaden und nicht nach der Menschen Willkür. Aber Das ist denn freilich begreiflich, daß sich die Menschen, wie in Frankreich, es nicht gefallen lassen wollen wenn so ein selbstgemachter König ihnen verbieten will Dies oder Jenes zu reden. Und Das ist der Hauptpunkt weshalb des Rufens und Schreiens nach Preßfreiheit kein Ende werden will. — Wenn diese beiden Bände Glück machen, so will der Verf. gern noch mehre folgen lassen. Die gegenwärtigen waren im Jahre des Herrn 1847 erschienen, die folgenden werden also, so Gott will, vielleicht noch beweisen helfen was die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts im Fache der Staatslehre zu leisten vermag.

1.

Bibliographie.

Album zur Erinnerung an die zweite Germanisten-Versammlung zu Lübeck. Lübeck 1847. Qu. 8. 24 Ngr.

Schlesisches Album, aus Beiträgen von W. Alexis; J. Altmann; L. Bechstein; J. v. Düringsfeld; Fr. Förster; E. Geibel; K. v. Holtei; G. Kinkel; A. Kopisch; L. Mühlbach; L. Schefer; J. G. Seidl u. A. Zum Besten der durch zweimalige Ueberschwemmung des Oderthals im Sommer 1847 verunglückten Bewohner Schlesiens. Herausgegeben von G. M. Kletke und C. Berendt. Berlin, Mylius. 1847. Gr. 16. 1⅓ Thlr.

Arndt, F., Abendklänge aus Gottes Wort. Ein Erbauungsbuch auf alle Tage im Jahre. Halle, Kümmel. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1848. 13ter Jahrgang. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. Sondershausen, Eupel. 1847. 12. 1 Thlr.

Bernard, C. v., List über List. Novelle. Aus dem Französischen von Isidorus Orientalis. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 1 Thlr.

Bernays, C. L., Die Ermordung der Herzogin von Praslin. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes der Leidenschaften mit den modernen Gesellschafts-Elementen. Mit 1 Plane. Flawyl, Literarische Verlags-Anstalt. 1847. 8. 1 Thlr.

Bremer, F., Nina. Aus dem Schwedischen. Dritte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Cavallari, S., Zur historischen Entwickelung der Künste nach der Theilung des römischen Reichs. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Daniel, H. A., Wahrheit und Dichtung von unserm Herrn Jesu Christo. Halle, Anton. 1847. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Fortschrittsmänner der Gegenwart. Eine Weihnachtsgabe für Deutschlands freisinnige Männer und Frauen. Herausgegeben von R. Blum. Leipzig, Blum u. Comp. 1847. 8. 18 Ngr.

Hoffmann, W., Missions-Fragen. 1ste Abtheilung. Ist es Zeit zur evangelischen Missionsthätigkeit? 1ste Hälfte. Heidelberg, K. Winter. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Holtei, K. v., Stimmen des Waldes. Breslau, A. Schulz. 1847. 8. 1 Thlr.

Sedgwick, Miß, Leben der Lucretia Maria Davidson. Aus dem Englischen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 24 Ngr.

Seidel, H. A., Kreuz und Harfe. Geistliche Dichtungen. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Rostock. 1846. 8. 20 Ngr.

Sternberg, A. v., Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Taylor, H., Philipp van Artevelde. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Aus dem Englischen übersetzt von A. Heimann. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Apelt, K. F. G., Zwei Zeitpredigten. I. Ueber das angedrohte Strafgericht eines vergeblichen Hungers nach dem Worte des Herrn, gehalten in Dresden am 1. Septbr. 1847. II. Der Tumult der Götzendiener in Ephesus, ein Warnungszeichen für unsere Zeit, gehalten zu Cunewalde am 20. Sonntage p. Trin. 1847. Dresden, Naumann. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Bücheler, J., Wo ist Arbeit? oder das Adreß-Comptoir für die arbeitende Klasse zu Düsseldorf. Ein Versuch. Düsseldorf 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmidt, K., Uhlich und die Kirche. Eine Kritik. Potsdam, Janke. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schreiben eines Privilegirten aus Oesterreich. Zur Beleuchtung der Broschüre: Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien. Leipzig, Grunow. 1847. Gr. 16. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

No. 32 is misplaced after no. 33

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1848.

Die Bilderliteratur in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Prachtausgaben von Classikern und typographische Meisterwerke sind keineswegs zu verwerfen; aber abgesehen davon, daß sie nur gut ausfallen können, wenn eine Classe von Consumenten vorhanden welche hinlängliche Bildung haben dergleichen zu schätzen, und hinlängliches Vermögen dergleichen zu kaufen, ist es den französischen Verlegern nie in den Sinn gekommen bei ihren illustrirten Verlagsunternehmungen den kleinsten höhern Kunstzweck im Auge zu haben. Sie trachten durchaus nicht danach sich einen Namen zu machen wie die Etienne, die Manuzzi, die Elzevir und Andere, sondern wollen blos wohlfeile, gangbare Handelsartikel liefern; sie sahen, daß der Absatz in Lieferungen mit artistischen Beilagen und Bilderchen im Text über alle Erwartung gut ging, und begriffen, daß das Publicum diese verkappte, dem Anschein nach sehr geringe, in der That aber höchst lästige Auflage sich gern gefallen ließ.

Ich wüßte jedoch nicht welche Ansprüche die Kupfer heutiges Tages geltend machen könnten um in literarische Werke sich in solchem Uebermaße einzumischen, daß es beinahe aussieht als wolle die Bildersprache die Schriftsprache ganz verdrängen. Im Mittelalter, als die Bücher selten und die Leser daher nicht sehr zahlreich und gebildet waren, begreift man, daß die Substanz der Bibel, der Heiligenlegenden, der Ritterromane, der Heldengedichte und Chroniken in Bildern aufgelöst wurde, welche das durchaus unwissende Volk mit dem Inhalt jener Schriften oberflächlich bekannt und dem schwach gebildeten Lesepublicum den oft sehr schwer verständlichen Text anschaulich und faßlich machten. Aber gegenwärtig ist das Bild, das erste Alphabet der Völker, das unvollkommenste Mittel der Belehrung, und als solches nur noch da wirksam wo es die einzige Lecture ist, nämlich auf dem Lande bei armen Leuten, welchen es das in dem Gedächtniß der Dorfrhapsoden mehr und mehr absterbende Volkslied ersetzt. Wie im 15. Jahrhundert die sogenannten Armenbibeln, Heilsspiegel und andere alte Holzschnittwerke zur populairen Belehrung durch Bilder in großer Menge verbreitet wurden, so werden jetzt die zu gleichem Zweck dienenden illuminirten Heiligen- und Schlachtbilder in Tausenden von Exemplaren auf allen Kirmessen verkauft. Die Kunst mag Vieles dagegen einzuwenden haben; aber die Poesie kann diesen rohen, jedoch rührenden Darstellungen religiöser Andacht und militairischen Nationalruhms ihre Beistimmung nicht versagen. Durch diese illuminirten Kupfer, die in jedem französischen Bauernhause über dem Kamin hängen zwischen dem geweihten Buchsbaumzweige, der Sichel und der Aehre vom Fronleichnamsfeste, fühlt sich das Gemüth des gemeinen Mannes bewegt und ergriffen von dem Gedanken an eine andere Welt; und vor diesen colorirten Bildern macht sich der Bauer eine freilich nur sehr dunkle, aber immerhin eine Vorstellung von den hohen Personen deren genauere Lebensgeschichte ihm unbekannt ist. Weder der Dichter noch der Staatsmann dürfen die schreifarbigen Schlachtbilder zu zwei Sous geringschätzen; denn sie sind ein Labsal für die Erinnerungen alter Soldaten und ein Mittel für die Forterbung der Traditionen kriegerischen Muthes unter der unstudirten Dorfjugend; und man möchte sich fast mit Ehrfurcht verneigen vor jenen grellbunten Heiligenbildern, welche den Bitten des armen Landmanns so gnädig sind, und an langen Winterabenden, wenn der Kienspan im Herde brennt und knisternd seinen flackernden Schein auf die Wände wirft, den Hülfsbedürftigen in seiner trostlosen Verlassenheit an die Nähe göttlichen Beistandes mahnen.

Man gönne also den untern Classen des Volkes den ärmlichen Bilderluxus. Sie allein begreifen und lieben die naive Beredtsamkeit desselben; er ist für sie ein Wort das zu ihren Augen spricht und ihnen zu Herzen geht. Wir sind keine Bilderstürmer, und erkennen gern mit dem Katholicismus an, daß die Massen, d. h. drei Viertel der Menschen, bei ihrem beschränkten Dasein, wo sie mit lauter Dingen und wenig mit sich selbst umgehen, immer etwas Sinnliches, Aeußerliches und Bildliches haben müssen, um sich des Heiligen in ihnen bewußt zu werden und was sie dunkel fühlen zu einer Art von Welt- und Lebensanschauung zu erheben. Aber etwas Anderes sind Kupferstiche, Lithographien, Holzschnitte an und für sich, die blos eingerahmt und an der Wand aufgehängt sein wollen; etwas Anderes Kupfer welche man in literarische Werke so unbesonnen und überreichlich einschwärzt, ohne daß dieselben den guten Büchern

auch nur den geringsten neuen Reiz geben. Molière und Lesage sind illustrirt worden; den Homer hat man mit Holzschnitten verunstaltet; Tasso ist diesem Misgeschicke ebenso wenig entgangen als bei seinen Lebzeiten allen andern Misgeschicken; auch Goethe ist mit Kupfern beflittert, und Bossuet, der gravitätische Bossuet, über und über mit Arabesken berändert worden. Diese unsterblichen Schriftsteller sind in den neuen Prachtausgaben nicht etwa bequemer zu lesen und zu verstehen, sondern viel mehr falschen Auslegungen und Auffassungen ausgesetzt; und die Ausstattung classischer Werke mit Bildern nützt daher zu weiter Nichts als diese Werke zu vertheuern und Bücher überhaupt zu Luxusgegenständen, zu Alltagsseltenheiten herabzusetzen und mit transatlantischen Muscheln und japanischen Vasen in eine Classe zu stellen. Ich glaube aber nicht, daß Bücher einzig und allein dazu bestimmt sind um in rothen Corduan eingebunden und nachher in Mahagonischränken aufgestellt zu werden.

Kupfer geben geschriebenen Werken nicht allein keinen Reiz, sondern rauben ihnen sogar fast immer welchen, weil sie die beschränkte Bestimmtheit des plastischen Kunstwerks an sich haben und jene zauberische Wirkung des geschriebenen Kunstwerks, welche durch die zwar unbestimmte, aber auch unendliche Mannichfaltigkeit der darin anklingenden Beziehungen entsteht, beeinträchtigen. Das Unbestimmte der Schilderung mit Worten macht einen eigenen Eindruck. Eben daher weil Nichts fest umgrenzt und umrissen ist, und die Phantasie des Lesers beständig auf die eigenen Reminiscenzen und Empfindungen zurückkommen und die Gedanken und Worte des Schriftstellers gewissermaßen verdolmetschen muß, kommt es, daß beim Lesen Jeder wiederzufinden meint was er selbst gefühlt und gedacht hat, und gleichsam sein Theil Mitarbeit daran in Anspruch nehmen könnte. Denn man darf nicht vergessen, daß der große Schriftsteller, so bedeutend auch die Persönlichkeit seines literarischen Genies sein mag, nicht blos ein Individuum, sondern eine Masse, d. h. die gleichgestimmte Personificirung der zugleich in ihm und um ihn her vorhandenen Gefühle und Gedanken ist, daß er mit seiner Zeit und seinem Volke in einer gewissen prästabilirten Harmonie lebt, sodaß er ausspricht was Viele bewegt und Tausenden auf der Zunge schwebt. Er verhilft seinen Zeitgenossen zum Urtheil und Bewußtsein über ihr unklares Denken und Meinen; er sagt was die Andern sagen möchten, was sie aber nicht sagen können, und daher erklärt sich, warum wir in den großen Meisterwerken der Literatur nicht blos eine Persönlichkeit, sondern eine ganze Zeit wiederfinden.

In Beschreibungen sowol als im Dialog ist der Eindruck den der Leser beim Lesen empfängt immer abgestuft, allmälig, und nie von einem speciellen Moment, sondern vom Ensemble kunstreich angelegter und fein durchgeführter Entwickelungen bedingt. Der Dichter und Erzähler bewähren ihre Meisterschaft dadurch, daß sie unsere Phantasie gefangen nehmen, dieselbe unvermerkt hinter sich herziehen und dem magnetischen Einfluß ihres Eigenwillens unterwerfen. Diese Macht über unsere Einbildungskraft erlangen sie aber nur durch längere Vorbereitungen und Auseinandersetzungen, durch allmälig hervorgebrachte Täuschungen, welche die Kupfer zerstören, indem sie besondere Momente der Handlung vor Augen stellen und bei jedem Schritt die Aufmerksamkeit ablenken, anstatt den Leser ruhig seines Weges gehen und ungestört das Stück verfolgen zu lassen welches sich nach und nach in seiner Phantasie abspiegelt.

Die große Macht des schriftlichen Worts ist seine geheimnißvolle, unendliche Seite, die den Geist des Lesers zwingt selbst mitzuarbeiten, in die Gedanken und Gefühle des Schriftstellers einzugehen und Quasidichter mit dem Dichter, Quasidenker mit dem Denker zu sein. Unsere Geisteskräfte verhalten sich beim Lesen nicht ganz allein leidend, sondern in viel höherm Grade wirksam und thätig als man glaubt. Die guten Bücher, d. h. solche die uns anregen und Vielerlei zu denken geben, sind gleichsam in fremder Sprache geschrieben, woraus wir sie bei der Lecture in unsere Muttersprache übersetzen. Wenn nun der Zeichner bald die Fictionen bald die Erzählungen des Schriftstellers in bestimmte Formen kleidet, so geschieht nothwendig, daß der Geist sich gewöhnt jene Erzählungen und Fictionen sich nur unter den Gestalten und Umrissen vorzustellen welche der Zeichner ihnen gegeben hat. Der darstellende Künstler tritt somit an die Stelle des fingirenden und erzählenden Dichters, und bringt seine eigene Uebersetzung und Interpretirung auf, anstatt der mannichfaltigen, lebendigen Uebersetzung und Interpretirung die Jeder nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, Anlagen und Talente machen konnte; er raubt dem Leser ein kostbares Recht, das Interventionsrecht in seine Lecture, welches einen geistreichen Mann zu dem Ausspruch veranlaßte: die beste Uebersetzung eines fremden Autors sei die welche man selbst mache. Beim Lesen bringt Jeder seine speciellen Fähigkeiten und Kenntnisse mit, und bewundert Jeder je nachdem seine Phantasie und Intelligenz geartet und ausgebildet sind; die literarischen Meisterwerke gleichen großen Schmausereien, wozu alle Welt eingeladen ist und wo sich jeder Gast die Gerichte und Weine aussuchen darf die ihm vorzugsweise behagen.

Gab es ein Buch wo die Bilder im voraus skizzirt schienen, so war es Bernardin de Saint-Pierre's wunderliebliche idyllische Novelle „Paul und Virginie". In der prachtvollen Vegetation einer neuen Welt, unter den Riesenschatten der Pompelmuscitronen und mit den naiven Gestalten halber Naturkinder hätte man meinen sollen, daß das Talent des Zeichners der beschreibenden Poesie leicht nachkommen und gleichen Schritt damit halten könne. Aber trotz allen feinen Geschmacks und technischen Geschicks des ausgezeichneten Landschaftmalers Français beeinträchtigen und verkleinern die Illustrirungen von „Paul und Virginie" die poetischen Ideen und Empfindungen welche die funkelnden und melancholischen Beschreibungen des Bernardin de Saint-Pierre in Menge

hervorrufen. Anstatt der wundersamen Düfte und Klänge jener fernen Wälder, anstatt der unabsehbaren Landschaften, die wir in dem Spiegel der Phantasie nur verschönert und ohne feste Umrisse in unendlich weite Fernen hinausgerückt sahen, und welche für uns etwas Geheimnißvolles, Unermeßliches hatten wie der Himmel und der Ocean; anstatt dieser poetischen Gemälde, die uns um so erhabener deuchten, da wir sie nicht mit der Hand, sondern mit dem Kopf componirten und mit der Phantasie colorirten — zeigen uns die Holzschnitte prosaische Gräser und Kräuter, Baumstämme und Palmblätter. Wie kunstreich und meisterhaft diese Einzelheiten immerhin ausgeführt sein mögen, beim Betrachten derselben dringt der Geist nicht wie beim Lesen in jene tönenden und majestätisch ruhenden Wälder, wo auf vielfach verschlungenen Ranken üppiger Lianen, unter duftenden Früchten und Blütendolden die Vögel und Schmetterlinge des Wendekreises ihr feuriges Gefieder und ihre vielfarbig schillernden Flügel hin- und herwiegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Buch der Kindheit. Von Bogumil Goltz.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Noch andere Schilderungen sind voll der besten Laune, wie unter andern folgende, in welcher das Fragetalent der Kinder in Scene gesetzt wird:

„Ach sieh 'mal, Mama, wie der Lutsche Lu wieder aussieht!

Mutter. Und du schweige nur ganz still, du bist mir auch der rechte Fähnchenführer, du!

Louis. Ja, er hat mich mitgenimmt und in Jucks gemeißt.

Mutter. Siehst du, Musjechen, Das hab' ich mir gleich gedacht, erst führst du den Jungen in den tiefsten Schmuz und dann kommst du dich noch weiß zu brennen; na warte, du Cujon, laß nur den Vater zu Hause kommen, dann sollt ihr Beide, der Eine wie der Andere, Etwas abkriegen; ich will mich mit euch Rangen gar nicht mehr befassen, ich gräme mich ja so schon zu Tode über eure Nichtsnutzigkeit.

Louis. Mama, du wirst sterben?

Mutter. Ja, ich werd' sterben und dann wirst du keine Mutter mehr haben, die dich des Tags drei mal aus- und anzieht, du Unart du!

Louis. Mama, wann wirst du sterben?

Mutter. Wenn ich nicht länger mehr leben kann.

Louis. Du lebst aber, Mama.

Mutter. Ja, noch lebe ich, aber wenn du so unartig bleibst und dich in allem Schmuz herumtreibst, so werd' ich 'mal eines Morgens früh todt sein.

Louis. Mausetodt, Mama?

Mutter. Na — was soll ich schon mit dir machen, du bist ja noch ein kleines ganz dummes Viehstückchen, du! Wirst du's auch nicht mehr thun?

Louis. Nicht mehr thun?

Mutter. Ja, nicht mehr herumtreiben, du dreihaariger Schlingel du!

Louis. Mama, wie ist Das, dreihaar —?

Mutter. Junge, Das ist wenn man so ein kleiner, unnützer, naseweiser Schelm ist wie du!

Louis. Mutter, was ist Das wenn man weißnasig ist?

Mutter. Wenn man so eine kleine Stumpfnase hat wie du, die nie rein gewischt ist, verstehst du?

Louis. Warum ist sie nicht rein gewischt, Mama?"

Und dann die „Mutterprügel", von denen es heißt: „Einen Augenblick nur ist die Mutterliebe noch in Verlegenheit wie sie mit sich selbst und vor dem Kinde einlenken soll, dann tritt sie wie eine Feiertagssonne hervor; an den Wimpern hängt noch der Thau von ein paar Thränen, in denen sich die Versöhnung und die Liebe der Welt und alle sittliche Weltordnung bespiegelt. Das Geprügelte wird nun mit Hast und Ungeduld von den Mutterarmen in die Höhe gehoben, ans Herz gerissen, an den Mund gepreßt, mit dem Odem der Mutterliebe, der Weltliebe durchhaucht — Das nenn' ich noch Prügel! Das nenn' ich Erziehung! Das nenn' ich Geschäfte der Liebe im Prügeln, geprügelte Zärtlichkeit und eine Gegenseitigkeit in Schlägen, die unsichtbar, Schlag auf Schlag zu ihrem Autor zurückkehren, Confusionen im Prügeln, sodaß Keiner mehr weiß wer sie eigentlich gekriegt hat, oder wer sie abschmerzen soll! Das nenn' ich mir einen Humor! O wenn doch heute noch für die großen Leute solche Prügel zu haben wären, o wenn ich doch ein mal nur in meinem Leben so geprügelt worden wär'! Aber mich haben sie blos so schlechtweg und ordinair abgeprügelt, und Das ist ein Verlust für meine ganze Lebenszeit, für Zeit und Ewigkeit zugleich; denn es ist ein Verlust an Mutterliebe der nimmer einzuholen ist."

Bedeutender noch, und jedenfalls allgemeiner ansprechend als dieses erste Drittel des Buches finden wir die beiden andern Drittheile, welche von dem Leben des Kindes in Warschau und dessen Umgebungen, von dem Aufenthalt des heranwachsenden Knaben in Königsberg und auf ost- und westpreußischen Dörfern erzählen. Theils die Gegenden, die Ortschaften, die Naturzustände, theils die Personen, die Sitten und geselligen Verhältnisse, theils die Schicksale und Erlebnisse des Kindes sind in solcher Wahrheit, Natürlichkeit und Frische, mit solcher Lebendigkeit und mit so viel tiefem Gefühl, mit solcher Herzlichkeit und Innigkeit geschildert, daß wir diesen Darstellungen nur sehr wenige an die Seite setzen können, und ihnen jedenfalls das Verdienst der größten Eigenthümlichkeit zusprechen müssen. So ist die Schilderung des ersten Schulbesuchs eine Scene voll guten, zum Theil vortrefflichen Humors; die Reise des Knaben auf das Landgut des Vaters, Milanowek, mit der Freude an den Pferden und dem Entzücken der Rückkehr in die Heimat, in das liebe Vaterhaus, athmet die tiefste Innigkeit, und umgekehrt wird Niemand den Zug, wie der arme Kleine, schon im siebenten Jahre in Pension gebracht, sich in seinem Vaterhause als „einen fremden Jungen" erkennt und fühlt, ohne ernste Wehmuth lesen. Das Leben auf den Gassen und in dem Jahrmarktsgewühl zu Warschau, die Reise nach Königsberg und der von dem sinnigen Knaben beobachtete Verkehr in dem Ausspannwirthshause zum Schwarzen Roß in Königsberg, die Sitten in den Dörfern, auf den Edelhöfen wie unter den Bauern, der Pindeljude und das Puppenspiel im Dorfkruge, das Pfarrhaus mit seinem endlich für 10 Thaler angeschafften Sopha sind ebenso viel Stillleben von durchaus guter, meistens vortrefflicher Wirkung. Vor Allem aber müssen wir den Abschnitt „Eine Urgroßtante" hervorheben, nicht allein darum, weil wir durch denselben schon vor Jahren auf dem grauen Löschpapier eines Wochenblatts der Stadt Thorn die erste erfreuliche Bekanntschaft mit dem Verf. gemacht haben, und nebst vielen Andern zuerst zu dem lebhaften Wunsche angeregt wurden unsern Erzähler aus jenem engern Leserkreise vor das große Publicum treten zu sehen, sondern darum, weil dieses Capitel uns in der That zu den gelungensten Schilderungen der Sitten und Zustände alter Zeit zu gehören scheint welche nicht allein das Buch enthält, sondern welche überhaupt vorhanden sein mögen. Unter den Charakteristiken von Personen zeichnen wir vor andern aus die der Amme der Mutter des Knaben, der alten Neumannscha, und die einer Bauersfrau in Preußen, der alten Prieben mit ihrem Weidenstabe, ihrem Deckelkorbe, ihren Historien von Pestilenz, theurer Zeit und Heuschrecken, ihrer wahrhaft Ehrfurcht gebietenden sittlichen Haltung und ihrer Liebe zu dem fremden Kinde; sodann die besonders wohl gelungene Zeichnung des bekannten Professors Lehmann in Königsberg und die des eige-

innigste verbänden. Welchen Anklang diese Vorschläge Einsiedelns in der Stadt Zwingli's fanden, lassen wir hier unerwähnt, und wenden uns, um dem Anwalte der „gelehrten“ Mönche von Einsiedeln über ihren Antheil an der Aufregung im Lande noch nähern Aufschluß zu geben, zu der Predigt die der gelehrteste derselben „bei Anlaß der gemeinsamen Wallfahrt des löblichen Cantons Schwyz nach Maria Einsiedeln“ am 17. Oct. 1847 in der dortigen Stiftskirche hielt. Diese „Ursprung des Kriegs und Bedingung des Siegs“ betitelte Predigt hätte sich der Correspondent bei Konrad Kuriger in Einsiedeln um vier Kreuzer verschaffen, und da der Verfasser, Stiftsbibliothekar P. Gall Morel, nicht nur für den gelehrtesten, sondern bisher auch für den gemäßigtesten Mönch des Klosters galt, nach dem Spruche „Ex uno disce omnes“ daraus auf die Gesinnungen der übrigen schließen können.

Mitten in einer der schönsten Gegenden Europas — in dieses Gleichniß kleidet der Prediger die „geschichtliche Darstellung“, mit der er den ersten Theil seines Vortrags eröffnet — liegt das Dorf Schweizerland, ein uraltes Gemeinwesen, durch eidlich beschwornen Vertrag und gemeinsame Schicksale verbunden, und gegenwärtig aus 22 Haushaltungen bestehend. Bei Entstehung dieser Gemeinde traten anfangs nur drei Familien zusammen, die sich [illegible] ungerechter Bedrückung verbänden, es waren die [illegible] Schwyz und Unterwalden: einfache, fromme, [illegible]en, deren Häuser auf Hügeln standen. Ihr [illegible]iel bald andern umliegenden Haushaltungen, [illegible]ch und nach mit ihnen zum gleichen Zwecke verb[illegible] das Haus Luzern und Zug als die nächsten; [illegible]re Handelshäuser, wie Zürich und Bern, bis al[illegible]ilien beisammen waren. Da geschah es denn oft, daß die größern Häuser in Gefahr waren und die Hirten von den Hügeln zu Hülfe riefen. Diese verließen auch jedesmal ihr Vieh und alle ihre Habe und retteten die größern mit eigener Lebensaufopferung; noch wie vorher hatte jede Familie ein Dorf, sie mochte klein oder groß sein, ihre gleichen Rechte bei Berathung gemeinsamer Anliegen.

So wurde die Gemeinde stark im Innern und angesehen nach außen, und es ging Alles nach Wunsch, weil Jeder des Andern Recht ehrte und schützte. Da geschah es, daß durch einen Mann, Namens Ulrich Zwingli, eine Spaltung in Glaubenssachen entstund und zweierlei Kirchen, eine katholische und reformirte, im Dorfe erbaut wurden. Diese Spaltung in der Hauptsache mußte nothwendig auch in allen andern Dingen Spaltung und Zwietracht erzeugen: ja es kam schon in den ersten Jahren so weit, daß die größern reformirten Häuser die kleinern katholischen überfielen, aber auf zwei Hügeln, Kappel und Gubel genannt, kräftig zurückgeschlagen wurden. Darauf wurde der Friede zwar zur Nothdurft hergestellt; aber es war nicht mehr der Friede aus den schönen alten Zeiten. Noch zwei mal im Lauf von zwei Jahrhunderten kam es zu blutigem Streit, während in allen öffentlichen, die ganze Gemeinde betreffenden Verhandlungen Mißtrauen und Kälte herrschte. Ein fremdes, großes, starkes Volk, die Franzosen, überfielen vor 50 Jahren die Schweizergemeinde, und jene Glaubensspaltung war nicht geringe Ursache, daß das ganze Dorf erobert und verheert wurde, obwol die kleinen Hirtenfamilien wie Löwen sich gewehrt hatten.

Die Franzosen zogen wieder ab, und das Gemeinwesen wurde aufs neue, und nach großen Ereignissen 13 Jahre später abermals frisch geordnet. Das letzte mal, es war 1815, war man gar ernstlich bedacht den Frieden zu sichern, indem man die 22 Haushaltungen so einrichtete und eintheilte, daß jede Glaubenspartei ungefähr gleiche Rechte in Gemeinsachen ansprechen und ausüben konnte. Das ging anfangs recht gut, aber insgeheim suchten immerfort fremde Lehren und Lehrer Samen der Zwietracht auszustreuen, der endlich nach dem J. 1830 als wucherndes Unkraut überall emporschoß. Jetzt war eine rechte babylonische Verwirrung im Dorf. Das Beleidigen, „Schnauzen und Schmähen“ von beiden Seiten nahm wieder zu, die alten katholischen Familien wurden bei jedem Anlaß beleidigt, und besonders der katholische Pfarrer, und selbst Bischof und Papst arg beschimpft, und sogar falsche Bullen von demselben ans Licht gegeben. Man heftete täglich Pasquille in Zeitungsform an die Häuser, man beschränkte und änderte die Kirchenordnung mit einem unter dem Namen Badnerconferenz bekannten Gesetze, man wollte einseitig den Gemeindevertrag ändern, nahm fremdes Gesindel ins Dorf, das allerlei Spuk trieb, und die Gemeinde in Händel mit fremden größern Gemeinden verwickelte.

Es waren aber auch in und bei den verschiedenen Häusern mehre zum Theil uralte und lang vor Entstehung des Dorfes schon verehrte Kapellen (ich meine hier die Klöster), zum Theil mit schönem Kirchenschatz ausgestattet. Daß diesen ihr Recht und Eigenthum bleibe, war beim letzten Vertrag von 1815 ausdrücklich verheißen, man that auch darauf wie auf das Andere was der Vertrag enthielt jährlich einen feierlichen Eid. Aber von wegen des Kirchenschatzes wurde auch an diesen Kapellen in verschiedenen Häusern, z. B. Thurgau, Zürich, Solothurn, St.-Gallen u. s. w., gefrevelt. Am ärgsten trieb es Aargau, welches endlich so weit ging die zu seinem Haus gehörenden reichen Kapellen rein auszuplündern, die Kelche zu Handen zu nehmen und den Opferstock zu leeren. Da ging den alten katholischen Familien die Geduld aus, und sie suchten beim Gemeinderath, Tagsatzung genannt, ihr gutes Recht. Aber weil das Haus Aargau viele Mitschuldige hatte, so kam es so weit, daß eine Mehrheit des Gemeinderaths gegen den klaren Buchstaben des Vertrags das Geschehene guthieß.

Jetzt gingen vielen Leuten die Augen auf, und mehr noch weil kurz vorher das Handelshaus Zürich einen Lehrer, Namens Strauß, aus fremdem Lande berief, der es im Unglauben aufs Unglaubliche gebracht hatte. Die Familie Luzern und mehre andere altkatholische Familien, die, ich möchte sagen, aus Gutmüthigkeit eine Zeit lang auch auf bösen Wegen gewandelt hatten, kehrten auf den rechten Pfad zurück, und da ihnen vor Allem die Zukunft und somit die Erziehung ihrer Jugend am Herzen lag, so berief Luzern einen zuverlässigen geistlichen Lehrer aus der Gesellschaft Jesu, den ihm der Papst selbst empfohlen und der bereits in den Familien Schwyz, Freiburg und Wallis segensreich gewirkt hatte.

Nun auf einmal erhoben die großen reformirten Häuser eine furchtbare Klage, als wolle man durch diesen Lehrer Unruhe in der Gemeinde stiften; und es ist gar nicht auszusprechen, welch ein Schrecken über sie kam, als derselbe im Hause Luzern einzog. Diesen Schrecken benutzten böse Buben aus dem Haus Luzern selbst und aus andern Häusern, und überfielen zwei mal unversehens mit gewaffneter Hand dieses treffliche Haus, wurden aber beide mal, und zwar das zweite mal auch durch Hülfe der ältesten katholischen Haushaltungen im Dorf zurückgetrieben. Hausvater der Familie Luzern war damals Joseph Leu, ein frommer, redlicher, sehr angesehener Bauer. Der war einigen bösen Buben im Wege, die sagten zu einem Bösewicht: „Wir geben dir 30 Silberlinge wenn du ihn wegschaffst.“ Der Bösewicht erschoß den Vater Leu im Schlafe, bekam aber anstatt der 30 Silberlinge die verdiente Strafe, und nun gingen noch Mehren die Augen auf, um so mehr, da Viele die von dem Mordanschlag gewußt hatten sogleich öffentlich sagten, Leu sei ein Selbstmörder, und mehre der Mitschuldigen bei den größern Familien Schutz und Unterkunft fanden. In so großer Noth verabredeten sich sieben der ältern katholischen Haushaltungen einander bei solchen Gefahren treulich zu helfen, insofern der Gemeinderath selbst und die größern Häuser im Dorf sie nicht schützen können oder wollen. Ueber jene Verabredung entstand neuer Lärm: das sei ein Sonderbund, ein Vertrag, der neben dem Gemeindevertrag nicht

bestehen könne. Die Sieben sagten, sie wollen wie bisher alle Verpflichtungen gegen die Gemeinde treu erfüllen, und versicherten öffentlich und eidlich ihre Waffen nie zum Angriff gegen andere Häuser, sondern nur als Nothwehr zu brauchen. Darauf versicherte der Gemeinderath in seiner Mehrheit, er wolle die bösen Buben, die nächtlicherweise fremde Wohnungen erbrachen, und die man Freischaren hieß, ernst bestrafen, machte aber während er Das versicherte den Einen zum Gemeindeschreiber, den Andern zum Kirchenvogt u. s. w., und an der Spitze des Raths der diese Versicherung gab stand, zum großen Erstaunen der Sieben, Derjenige der den ganzen nächtlichen Ueberfall angeführt hatte.

Nun sahen auch die Blinden, daß es mit dem Friedenmachen kein Ernst sei, und beschlossen in Betracht daß Selbsterhaltung für Große und Kleine die erste Pflicht ist, an ihrem Vertrag festzuhalten, die Waffen nicht von der Hand zu geben, ihren Jugendlehrer nicht auszuliefern, und Dies um so weniger, da es von Tag zu Tag ärger, alles Katholische je länger je mehr verspottet und verfolgt wurde, und man selbst von Umsturz des Gemeindevertrags oder des gemeinsamen Bundes sprach. Um ihren Schutzbund noch mehr zu befestigen, versammelte man in den meisten der sieben Häuser die sämmtlichen Hausgenossen, welche mit geringen Ausnahmen feierlich gelobten für ihre Hausväter und Bundesgenossen mit Gut und Blut zu stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellungen aus der deutschen Geschichte zur Belehrung über deutsche Volkszustände, wie sie gewesen und wie sie geworden. Eine Schrift für das deutsche Volk. Von Ernst Wislicenus. Erstes und zweites Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 1846—47. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Die erste Hälfte des ersten Bändchens erzählt die Urgeschichte Deutschlands, hauptsächlich nach Cäsar und Tacitus bis auf Marbod's und Armin's Ende; die zweite Hälfte schildert Staatsleben, Religion und Sitte der Deutschen in derselben ältesten Zeit und benutzt als Hauptquelle natürlich des Tacitus Schrift über Deutschland. Das zweite Bändchen führt in seiner ersten Hälfte die äußere Geschichte der deutschen Völkerschaften und Völkerbündnisse bis zum Ende der Völkerwanderung fort; die zweite Hälfte desselben stellt die innere politische Entwickelung der aus der Völkerwanderung hervorgegangenen deutschen Staaten, die Entstehung des Königthums und des Erbadels dar.

Wo Hr. Wislicenus Thatsächliches erzählt, da ist seiner Darstellung Frische und Leben, Faßlichkeit und Anschaulichkeit so weit eigen, daß er seine Schrift in dieser Beziehung wol für das deutsche Volk bestimmen durfte. Doch mischen sich selbst in die rein erzählenden Abschnitte Stellen welche beweisen, daß Hr. Wislicenus sich keineswegs in die Zeit versetzt hat welche er schildert, sondern sie aus der unserigen heraus und durch den Spiegel der Gegenwart aufgefaßt hat. Ich rechne dahin jene falsche Art den Patriotismus zu nähren, welche an dem eigenen Volke möglichst Alles lobt oder wenigstens entschuldigt, ein Gleiches aber dem fremden Gegner nicht zugesteht. Aber wenn es z. B. (I, 93) wo die Feldzüge des Germanicus in Deutschland erzählt werden unter Anderm heißt: „Seine mordlüsternen, verbrecherischen Legionen — — verwüsteten mit teuflischer Lust die Felder der Gemordeten oder Entflohenen", so vergißt Hr. Wislicenus ganz und gar, daß in jenen Zeiten eben aller Krieg von allen Parteien und Völkern in solcher verheerenden Weise geführt wurde, und schiebt den Römern persönliche Absichten und Gefühle unter die schwer nachweisbar sein dürften, oder in zahlreichen Fällen mit gleicher Wahrheit auf die Deutschen zurückgeworfen werden könnten. Wollte Hr. Wislicenus in Wahrheit ein Geschichtschreiber für das Volk sein, so mußte er allerdings die Roheit in der damaligen Art Krieg zu führen hervorheben, dieselbe aber eben aus dem allgemeinen Culturzustande der Zeit, nicht aus subjectiven Leidenschaften herleiten. Seine Darstellungsweise beweist nur, daß er über eine durchaus modern-subjective Auffassung der Geschichte nicht hinausgekommen ist. Zeigt sich dieser Mangel aber bei seiner eigentlichen Geschichtserzählung nur an einzelnen, nicht gerade zahlreichen Stellen, so tritt er durchweg desto greller in allen den Abschnitten hervor die eine innere Entwickelung staatlicher Verhältnisse darzustellen bestimmt sind. Hiergehört er durchaus zu jener Classe angeblicher Geschichtschreiber deren Hauptrepräsentant Rotteck ist: Männer vom besten Willen und oft von klarer Einsicht in die Verhältnisse der Gegenwart, die aber nirgend im Stande sind sich von dem Hinblick auf diese letztern loszumachen, die deswegen keinen weiter zurückliegenden Zeitabschnitt rein aufzufassen im Stande sind, sondern immer den Maßstab unserer Zeit, ihrer Zwecke, Bestrebungen und Parteiungen anlegen. Gewiß bin auch ich der Meinung welche diese Art von Geschichtschreibung meist als die ihre in Anspruch nimmt: daß die Geschichte der Vergangenheit nur dann eine fruchtbringende sei, wenn sie uns zum Verständniß der Gegenwart führt; dazu bedarf es aber eben einer ungetrübten Einsicht in die Vergangenheit, einer Herleitung der Gegenwart aus der alten Zeit, während solche Geschichtschreiber wie Hr. Wislicenus unwillkürlich in den Fehler verfallen die Vergangenheit aus der Gegenwart erklären zu wollen, und so durch einen Cirkelschluß zuletzt wieder auf eine Gegenwart von ihrer eigenen Fabrik gelangen. Diesen Fehler in der vorliegenden Darstellung im Einzelnen nachzuweisen würde hier zu weit führen; er tritt namentlich hervor in der zweiten Hälfte des zweiten Bändchens, welche eigentlich eine fortlaufende Klage über den Verfall der altdeutschen Gemeinde- und Geschlechtsverfassung ist. Daß die deutschen Völkerschaften innerhalb derselben schlechterdings keinen Staat bildeten noch je bilden konnten, gibt Hr. Wislicenus an einer Stelle ausdrücklich zu, und doch stellt er die zum Staate fortschreitende Entwickelung der Deutschen als einen Abfall von ihrer ursprünglichen Kraft und Tüchtigkeit dar. Sein Grund hierzu ist offenbar der, daß nur durch diese Umgestaltungen der weltliche und geistliche Despotismus späterer Jahrhunderte möglich geworden sei. Dies kann man ihm vollkommen zugeben, aber darin besteht ja doch die höhere geschichtliche Erkenntniß, daß man auch in dem Bösen nothwendige Uebergangs- und Entwickelungsstufen erblicken lernt; daß man sich nicht dagegen verblendet, wie auch Das was wir gegenwärtig mit Recht verwerfen seiner Zeit ein entschiedener, freilich auch mit manchem Uebelstand verbundener Fortschritt war. Dieser höhern Auffassung aber ist Hr. Wislicenus offenbar noch nicht zugänglich geworden oder unterdrückt sie, wo sie an einzelnen Stellen hervorzubrechen scheint, fast gewaltsam. Derselbe Uebelstand tritt auch in der Darstellung der altdeutschen Religion hervor: auch ihr Untergang wird insofern beklagt als innerhalb derselben allerdings hierarchische Gewalt, Pfaffentrug und Pfaffenlist wenig oder gar nicht Wurzel fassen konnten. Auch insofern ist dieser Abschnitt der schwächste des ganzen Buches, als Hr. Wislicenus offenbar durchaus irrige Vorstellungen von der Entstehung und Ausbildung einer Volksreligion hat, wenn er wiederholt äußert, daß die alten Deutschen von der ersten Ahnung des Göttlichen in der Natur nur allmälig zu einer sinnlichen Vorstellungsweise von bestimmten Wesen in den einzelnen Erscheinungen derselben übergegangen seien, und demnach den Glauben an einzelne Götter als erst in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus entstanden setzt. Das ist so ein recht moderner Einfall, daß jene Naturvölker erst schrittweise durch eine Art von Reflexion oder Abstraction zu ihren Göttergestalten gekommen seien, während doch die Mythologien aller bekannten Völker handgreiflich nachweisen, daß ursprüngliche concret-sinnliche Anschauungen erst allmälig sich in begrifflich construirte Götter-Ideen auflösten.

Während sonst nicht zu verkennen ist, daß Hr. Wislicenus seine Arbeit auf dem Grunde eines sorgfältigen Quellenstudiums aufgeführt hat, ist wol kaum anzunehmen, daß bei dem eben erwähnten Abschnitt über die altdeutsche Religion Grimm's „Deutsche Mythologie" die ihr vor allen gebührende Berücksichtigung gefunden hat, sowie auch andere Abschnitte durch ein eingehenderes Studium von Waitz' „Deutscher Verfassungsgeschichte" wol nur hätten gewinnen können.

Was die Vertheilung des Stoffs betrifft, so glaube ich, daß die Völkerwanderung und ihre unmittelbaren Folgen für den nächsten Zweck des Buches zu ausführlich behandelt worden sind. So eifrig und nicht erfolglos Hr. Wislicenus auch bemüht gewesen ist Klarheit und Uebersichtlichkeit in diese verworrenen Geschichten zu bringen; so bezweifle ich doch sehr, daß es irgend eine Frucht für unser Volk haben kann jene Greuel des stürzenden Römerreichs und die Unternehmungen eines Alarich, Ricimer, Odoaker u. s. w. im Einzelnen zu kennen.

Wol ist es mit Anerkennung hervorzuheben, daß Hr. Wislicenus nicht zu jenen sinn- und gewissenlosen vorgeblichen Volksschriftstellern gehört, die sich gerade jetzt in widerwärtiger Weise breit machen. Er hat wohl erkannt, daß das Beste für das Volk nur eben gut genug ist; er hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht, sondern eine würdig gewählte Aufgabe, wie es die seinige unbedingt ist, mit besten Kräften zu lösen gesucht. Gelungen ist ihm Dies freilich nur in einzelnen Theilen; in mehren gibt sich eine Befangenheit kund welche Hr. Wislicenus freilich mit zahlreichen Schriftstellern und fast mit allen Parteimännern unserer Zeit theilt, und welche das völlige Gelingen einer deutschen Geschichte für das deutsche Volk unmöglich macht. 7.

Streiflichter. Eine Sammlung von Dichtungen, Märchen und Erzählungen von F. M. Duttenhofer. Stuttgart, Hallberger. 1847. 8. 1 Thlr.

„Streiflichter" nennt der Verfasser diese Sammlung als Erscheinungen die in den Weg des Lebens, der „durch ein Waldgeheg voll Dorngebüsch und wilden wirren Ranken führt", hineinleuchten, während der Wanderer ermattet vom Kampfe niedersinkt. Die Sammlung eröffnet ein dramatisches Gemälde in drei Acten, „Eine Frau". Viel Gutes läßt sich nicht davon sagen; die Anlage ist zwar einfach, aber auch höchst gewöhnlich und alltäglich, die Entwickelung der Charaktere unmotivirt, willkürlich, ja oft geradezu lächerlich. So ist das Verhältniß zwischen dem Grafen und seiner Gattin entweder durchaus unwahr, wenn die fünfte Scene im ersten Acte möglich sein soll, oder es ist wahr, und dann ist die ganze Entwickelung in die Luft gebaut, weil ihr die Grundlage weggezogen worden ist. Der Graf besitzt eine Gattin, die schwärmend ihn liebt, und von der er sagt, daß sie reich „an Gemüth und innigem Fühlen" sei; er vergleicht sie mit einem Karfunkelsteine,

> Deß purpurn Gold nicht in die Ferne leuchtet,
> Doch nah betrachtet inniger entzückt.

Unmittelbar nach dieser Aeußerung kommt der Graf mit der Zofe seiner Frau zusammen in der obenerwähnten fünften Scene des ersten Acts, die also anhebt:

> Graf. Lisette!
> Lisette. Gnäd'ger Herr!
> Graf (für sich). Wie wird mir, ha!
> Welch ein Gefühl durchzuckt mit Macht mein Herz!
> Das ist nicht mehr die längst bekannte Zofe,
> Tagtäglich, und gleichgült'gen Sinns geseh'n,
> Das ist ein munt'res Elfenkind, das kaum
> Aus einem weißen Kelch entsprang,
> Vom Mondschein ausgeheckt. u. s. w.

Lisette ist nicht minder überrascht, sie sagt für sich:

> Ist Das ein Traumgesicht,
> Das sich verkörpert, wie ich's oft geschaut
> Im Morgendämmern zwischen Schlaf und Wachen,
> Und das so oft, wenn ich's umarmen wollte,
> In eitel Dunst zerfloß? u. s. w.

Doch wozu noch weiter Proben geben. Mit dieser Scene entwickelt sich ein Verhältniß zwischen dem Grafen und der Zofe; oberflächlicher und zugleich unwahrer läßt sich kaum Etwas denken. Der Verf. hat übrigens Mühe ein so geschraubtes Verhältniß durchzuführen, und darum zerrinnt ihm die ganze Entwickelung als trostlose und flache Darstellung. Die Sprache ist ungemein geschraubt und der Dialog so mit Bildern überladen, daß diese den letzten Rest von Gedanken noch wie ein üppiges Schlingkraut auf den Boden ziehen und ganz überdecken. Als Probe mag hierzu die zweite Scene dienen, die besonders mit allen möglichen Vergleichen und Bildern aus der Naturgeschichte ausstaffirt ist und den Grundgedanken durch eitel Gleichnisse verwässert. Die geschraubte Sprache, dieses Sauswerk aufgedunsener Redensarten in dem Drama, ist um so auffallender als der Verf. in den beiden darauf folgenden Märchen zeigt, daß er einen schlichten, einfachen, wahren, oftmals innigen Volkston ganz gut zu treffen im Stande ist. Von diesen Märchen verdient besonders die „Geschichte von St.-Urban's Kellerhals", die uns jedoch schon illustrirt aus den „Fliegenden Blättern" bekannt war, hervorgehoben zu werden. Das Märchen ist mit Wahrheit geschrieben und empfunden, der Ton schweift oft ganz und gar an die Volkspoesie in ihrer schlichten Einfalt, sodaß dieses Märchen alle Auszeichnung verdient, die wir um so lieber demselben zollen, als wir den darauf folgenden „Harfenklängen aus dem Süden" weder formell noch geistig irgend einen Geschmack abgewinnen konnten. Den Schluß des Buches bilden noch drei Erzählungen: „Die Eberjagd", „Die norwegischen Fischer" und „Der Müller auf dem Lande" (schwäbisch). „Die Eberjagd" ist eine wahre Jagdgeschichte mit wunderbarer Rettung aus den Hauern von Ebern und nicht minder bedeutungslos als „Die norwegischen Fischer"; dagegen ist „Der Müller auf dem Lande" in Hexametern geschrieben kaum zu lesen. Als Probe der klappernden, hinkenden Verse diene zum Schluß (S. 330) Folgendes:

> „Wenn er sich nur kein Leids anthut! o himmlischer Vater,
> 'S wär' mein Tod!" so klagt mein Gespiel und ringt ihre Hände,
> Fällt auf d' Kniee und betet und weint. Da spring' ich zum Busch 'raus.

11.

Miscellen.

Die Besitznahme des Laterans

durch einen neuerwählten und gekrönten Papst mußte früher zu Pferde (cavalcata) geschehen; jetzt geht der Zug im stattlichen Wagen, wie sich denn der Papst überhaupt per pedes Apostolorum niemals in Rom sehen läßt. Ganganelli hatte bei dem Einzuge in den Lateran das Unglück vom Pferde zu fallen, rief aber mit Bezug auf Apostelgeschichte 9, 3, wo Paulus bei seiner Bekehrung auf sein Angesicht fiel, augenblicklich: „So sind wir denn vom Petrus zum Paulus geworden!"

Die Siebenschläfer.

Auf eine sonderbare Weise sind die sieben Langschläfer aus der bekannten Legende zu der Ehre gekommen, Schutzpatrone der türkischen Schiffer zu werden, deshalb nämlich, weil ihre Geschichte, die der Koran ziemlich ausführlich erzählt, mit den Worten endet: „und sie stiegen in ein Schiff."

Der Methodist.

Ein geistreicher Mann den man befragte: was ein Methodist sei? antwortete: „Ein Mann, der mehr religiöse Gesinnungen hat als Derjenige der ihn so nennt. Es ist Niemand der nicht Methodist eines Andern sein könnte." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 31. — 31. Januar 1848.

Zur Geschichte der jesuitischen Umtriebe in der Schweiz.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Dieses Eingangs vollkommen würdig ist die Exposition worin der Prediger sein Publicum über die Ursachen des Kriegs belehrt. Er ruft:

Der Krieg kommt daher, weil man mit uns um jeden Preis Krieg haben will. Man bietet mit bewaffneter Hand den Frieden an, ohne uns eine Versicherung zu geben den geschlossenen Bund halten, den gebrochenen sühnen zu wollen, und mit der Bedingung, daß wir uns zuerst entwaffnen. $12^2/_2$ Hände verlangen von uns was nicht einmal 21 zu fodern das Recht haben, daß wir unsere von der Kirche anerkannten und empfohlenen geistlichen Jugendlehrer verjagen, weil sie staatsgefährlich seien, was noch Niemand bewiesen oder erfahren hat. Das fühlt doch auch der Unwissende und Ungebildete, daß in solcher Foderung eine große Beschimpfung gegen die Kirche selbst und alle Katholiken liegt, als beschütze nämlich diese Kirche staatsgefährliche Menschen. Man will auch auf uns anwenden was seit 17 Jahren jenen 12 Ständen beliebt ist, die Klöster und geistlichen Stiftungen trotz aller Bitten und Gegenvorstellungen der Klöster selbst und der Katholiken auf alle Weise zu necken, zu verfolgen oder gar aufzuheben. Man will auch bei uns die Rechte der Kirche auf empörende Weise schmälern, will auch uns Schulen und Schullehrer aufzwingen die allmälig die Jugend und in ihr das Glück der Zukunft vergiften. Die welche den Bund gebrochen greifen uns unter dem Vorwand als haben wir ihn gebrochen mit den Waffen an; Die welche bei sich allerlei staatsgefährliche Lehren und Lehrer dulden, ja berufen, wollen uns zwingen Die zu entfernen welche seit Jahren nicht das Geringste gegen den Staat, dagegen sehr viel Gutes für Staat und Kirche gewirkt; die den alten sogenannten Fünfzehnerbund nicht halten wollen und den Stand Aargau, der ihn so schrecklich verletzt, nicht zur Ordnung weisen wollen, machen Miene uns einen neuen Bundesvertrag aufzuhalsen, als ob man Bünde schließen könne und solle wo kein Wille da ist sie zu halten! Diesen Anmaßungen widersetzen sich die sieben Stände, und Das ist von Seiten unserer Bundesbrüder der Vorwand zum Kriege.

Ich sage der Vorwand, denn die eigentliche Ursache liegt tiefer. Es ist wie in der Natur so im Leben der Einzelnen und ganzer Körperschaften allgemein geltender Grundsatz, daß alles Lebendige nur so lange lebt und gedeiht als die belebenden Kräfte seines Daseins und Ursprungs fortwirken können. Setze eine Wasserpflanze aufs Land und sie muß verdorren. Der Schweizerbund ist geboren aus Treue in Erfüllung gegebenen Worts, aus Anerkennung fremden Rechts, insofern es nicht anerkanntem, natürlichem und göttlichem Recht widersprach, aus Einfalt der Sitten, Vertrauen auf Gott und seine Gnade, Bescheidenheit und Vaterlandsliebe. Diese Aeltern hat der Neuschweizer verleugnet, aus diesem natürlichen Boden hat man die Neuschweiz in ein Treibhaus voll sandiger Erde versetzt; und so lassen sich die Ursachen warum es so weit kommen mußte an den Fingern abzählen. Ich nenne folgende:

Untreue an gegebenem Wort und geschworenem Eide. Kein Bund ist denkbar ohne festen Willen ihn zu halten. Verletzung fremden Rechts. Die einzelnen Stände und Corporationen und sogar Privaten haben gegenüber den Behörden eine Menge Rechte. Wie viele derselben verletzt wurden, will ich nicht erwähnen.

Sittenverderbniß gegenüber der Frömmigkeit und Sitteneinfalt der Väter. Die Bedürfnisse mehrten sich ins Unendliche, und da die Mittel sie alle zu befriedigen auf gerechtem Wege nicht mehr zu erhalten sind, so haben wir hier eine neue Mutter des Unrechts, und da hingegen in den ärmern katholischen Ständen noch ein schönes Erbtheil jener Sitteneinfalt vorhanden, so haben wir auch einen neuen Grund warum sie von den großen so gehaßt sind.

Gottvergessenheit und unchristliches Wesen, das sich in allen möglichen Formen, überall und täglich ausspricht, und die nothwendige Folge haben muß, daß Gottes Gnade auch uns vergißt, und daß desto eher sein Zorn uns findet.

Bescheidenheit hat sich in hochfahrendes Wesen gewandelt, was unter Anderm zur Folge hatte, daß man der Warnung des seligen Bruders Klaus vergessend, den Haag zu weit aussteckte, und im Vertrauen treue Brüder zu finden leider ganz etwas Anderes gefunden hat; denn die zuletzt in den Bund Aufgenommenen treiben es jetzt am ärgsten.

Nachdem der Prediger auf diese Weise den Teufel so schwarz wie möglich an die Wand gemalt, zeigt er auf den gähnenden Rachen desselben. Er fährt fort:

Die Cantone die sich gegen uns erklärt haben oder erklären werden bilden beinahe drei Viertheile der Bevölkerung der Schweiz, sie sind also die Zahlreichern, wir die Geringern an Zahl; sie sind die Reichern, wir die Aermern. Reich sind sie nicht nur durch ihre Größe, Fruchtbarkeit des Landes und Gewerbsamkeit, durch das große Vermögen einiger Klöster, das sie an sich gezogen haben, sie die reichen Protestanten das Vermögen der Katholiken, denen man so oft Armuth vorwirft — reich auch, weil sie mit der großen Revolutionspropaganda in Verbindung stehen. Sie haben in ihrem Dienst eine wohlorganisirte Presse, eine für Zufuhr immer bereite Nachbarschaft, und Einzelne derselben bedienen sich, wie die Erfahrung lehrt, jedes erlaubten und unerlaubten Mittels, während die sieben Stände sich nur der erlaubten zu bedienen gesinnt sind. Sie haben den schönen Mantel der Gesetzlichkeit über ihr Unternehmen geworfen, und diese Zwölfstimmenmehrheit ist breit genug um noch weit mehr als jetzt gewagt wird zu decken.

Nun sind die Zuhörer erbittert, erschreckt und zerknirscht genug um für die Siegeshoffnungen, mit denen

findet der französische Buchhandel seine Rechnung dabei sich in einen Bilderhandel umzugestalten, so dürfen wir unstreitig beklagen, daß die Literatur in Frankreich die Interessen der Humanität aufgibt und den Gang der mercantilischen Cultur Nordamerikas einschlägt. Da wir wissen, daß große Nationen durch große Literaturen gebildet werden, daß, wenn einmal die Geister erschlafft und ausgeartet sind, die Institutionen schnell verfaulen und verfallen; da wir die Ansicht haben, daß Homer für die griechische Civilisation ebenso viel gewirkt hat als alle Siege Athens, so können wir nicht umhin diese letzte Niederlage der Kunst und Wissenschaft vor den Kreuz- und Querzügen der Industrie zu bedauern, wollen aber sehr gern zugeben, daß der Buchhandel, ein blindes Werkzeug seines Erwerbs, nicht den Beruf hat auf seine Gefahr hin die Völker zu belehren. Wie jeder andere Handel liefert er dem Publicum was ihm Gewinn bringt.

Zum Glück für Frankreich und die Welt besteht ein solcher widersinniger Conflict zwischen guten Büchern und ergiebigem Absatz nicht; der Buchhandel ruinirt sich durch die Herausgabe jener Unzahl ephemerer Werke, die den Käufer einen Augenblick verführen, aber nicht lange täuschen. Nichtsdestoweniger entspringt daraus ein unermeßlicher Schade für die tüchtig gedachten und tüchtig geschriebenen Bücher, weil die Intelligenz, obgleich Intelligenz, dennoch gewissen materiellen Bedingungen unterworfen ist und sich davor beugen muß.

Alle Völker haben, ohne daß sie es wissen, ohne daß sie schriftlich deswegen übereingekommen sind, ein regelmäßiges Budget für ihre laufenden Ausgaben. Wie jedes Land ein Jahr in das andere ungefähr dieselbe Quantität Wein, Getreide oder Seidenwaaren verbraucht, so verbraucht es auch im Durchschnitt jedes Jahr ungefähr dieselbe Quantität Bücher. Die Massen haben ein Gesammthaushaltungssystem, wodurch die Ausgaben sich in der Schwebe halten. Nun geschieht es heutzutage, daß man durch Provisionen, Buchhandlungsreisende, Anlockungen und Anbettelungen aller Art dem Käufer Gewalt anthut; man wendet sich mehr an seine Neugierde als an seine Wißbegierde, und mittels der Preisescamotagen, wobei man zwei bis drei gefalzte halbe Bogen ruhmredig eine L i e f e r u n g nennt, erhebt man von dem literarischen Steuerpflichtigen eine so starke Contribution, daß er kein Geld übrig behält für das Anschaffen von Werken die seinen Geist bilden und heben könnten.

Der Verleger ist aber Dem was er verlegt mehr als einen übertriebenen Aufwand von marktschreierischen Mitteln schuldig. Vor dem Tempel in welchem die Grazie wohnt nimmt sich der Hanswurst oder die geschminkte, mit Flittern behängte Frauensperson, welche verliebten Auges zum Besuche der hehren Göttin einladet, schlecht aus. Dem Wilden der lebendige Hühner aufißt, oder dem Springer der glühende Kohlen verschlingt, oder dem wandernden Arzneiverkäufer, oder der Zwergin, oder der Riesin gebühren solche Tempelwächter und Herolde. Selbst die leichte, gefällige Unterhaltungsliteratur soll sich nicht mit ihnen in eine Gemeinschaft setzen welche den G e w i n n zum Hauptheil dieses Wortes macht.

Ueberdies haben die Verleger zuletzt immer den Schaden von dieser Art oder Unart des Buchhandels. So oft man die Literatur den Launen der Mode unterthan machen will, ereignet es sich, daß die Mode vorüber und die Unternehmung zu Grunde geht. Der Buchhandel geräth alsdann in die schreckliche Verlegenheit von Industriezweigen die keinen Absatz haben; sein Credit ist erschüttert. Die neuen Auflagen bleiben liegen oder kriechen als K r e b s e ins Lager zurück, wo sie mit den frühern Auflagen zu ungeheuern Bücherstößen anwachsen, die als Maculatur verbraucht oder verkauft werden müssen. Vor etlichen Jahren waren die Romane außerordentlich beliebt beim großen Lesepublicum, welches mit Balzac zu Bette ging und mit Eugène Sue wieder aufstand; die Verleger wurden nicht müde welche herauszugeben, und die Leihbibliotheken nicht überdrüßig welche zu kaufen. Gott weiß wo diese Generationen von Romanen, zahlloser als die Nachkommenschaft Abraham's, geblieben sind. Jetzt will Niemand mehr welche lesen noch weniger besitzen. Die Romane sind in die Journale übergegangen, wo sie jeden Morgen stückweise eingenommen und hinuntergeschlürft werden.

Der Romanliteratur ist die Bilderliteratur gefolgt. Bisher hatte sich die Stechkunst beinahe nur mit der Uebersetzung von Werken der Malerei oder Bildhauerei abgegeben. Die Mühsamkeit und Langwierigkeit der Arbeit in Kupfer und Stahl vertheuerte die Erzeugnisse der Metallstecherei. Aber der Steindruck und der Holzschnitt, die beiweitem nicht so schwer zu handhaben und lange nicht so kostspielig sind, haben jenen Kunstzweig aus seiner untergeordneten Stellung hervorgezogen und die Kupfer so wohlfeil gemacht, daß man damit auf alle Classen der Gesellschaft, auf die großen wie auf die kleinen Börsen speculiren konnte. Die Lithographie drang allenthalben hin und wirkte durch ihre Bacchanalien aller Art sehr stark mit zum sittlichen Verderben der Geister. Ihre Albums, ihre Museen, ihre Panoramen, ihre Caricaturen, ihre Keepsakes, ihre Almanache, ihre Veduten, ihre Brautabende und Brautmorgen, ihre Tag- und Nachtschönen, ihre Ball- und Blumenköniginnen, ihre Bathsebas und Susannen, ihre Julien und Eleonoren könnten allenfalls noch hingehen; das Alles mag in ihr Fach schlagen. Die Kunst und Kunstkritik haben Nichts damit zu schaffen, und nach der Etiquette weiß man woran man sich zu halten hat. Wir begreifen sogar wie Journale aufgekommen sind welche ihr Glück hauptsächlich den Lithographien und Holzschnitten verdanken. Alle diese Dinge rechtfertigen sich von selbst; ihre Absichten sind unverkennbar; man weiß was sie wollen und bedeuten, und der öffentliche Geschmack wird damit nicht hintergangen. Aber die Lithographie und Holzschneidekunst sind aus ihren Gebieten herausgetreten und haben sich in die Territorialgerechtsame der Literatur eingedrängt; aus blöden und unterthänigen Dienerinnen, die man anfangs blos als Gespielinnen und Gesellschaf-

[illegible]innen duldete, sind sie nach und nach herrische und unumschränkte Gebieterinnen geworden und haben am Ende die Literatur zum Tempel hinausgetrieben und die erste Stelle im Allerheiligsten eingenommen. Gleich darauf sind alle nur einigermaßen namhafte Schriftsteller unbarmherzig illustrirt worden, lebende sowol als todte. Das Illustriren wurde ein Vorwand alte Ausgaben an den Mann zu bringen oder neue in die Welt zu setzen; sogar ernste, wissenschaftliche Bücher mußten in dieser allgemeinen Maskerade mit auftreten, ausstaffirt mit Vignetten, Initialschnörkeln und Finalstöcken. Wol nie gab es eine so ausschweifend große Menge von illustrirten Werken, die rein mercantilisch angelegt sind und nicht einmal der Buchdruckerkunst zu statten kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Buch der Kindheit. Von **Bogumil Goltz.** Frankfurt a. M., Zimmer. 1847. 8. 2 Thlr.

Die Anzeige dieses Buches ließe sich füglich mit der Bemerkung beginnen, es trete dasselbe aus dem gewohnten Kreise der Bücher- und Lesewelt ganz und gar heraus, und versetze uns wo nicht geradezu in eine andere Welt, doch in längstvergangene literarische Perioden zurück: in die Zeiten eines Hamann und Hippel, der Landsleute und nahen Geistesverwandten unsers Verfassers, den wir übrigens gleich den eben Genannten fast Scheu tragen „Verfasser" zu nennen: er ist wie sie ein Dichter, oder lieber ein Seher. Gleich ihnen besitzt er die Fähigkeit das Kleinste im größten Maßstabe, das Unscheinbare im glänzendsten Lichte darzustellen, das nicht allein von der gewöhnlichen Welt unbemerkt Gelassene, sondern auch von den Bessern und Reifern nicht Erschaute mit scharfem Blick zu finden, das Alltägliche mit dem höchsten Reiz des Wunderbaren zu umkleiden, die Seele in Regionen zu führen welche ihr fern und neu, und doch zugleich so nahe, so lieb und vertraut sind, in denen sie sich fremd und heimisch, sehnsüchtig und befriedigt, wehmüthig und selig zu gleicher Zeit fühlt. Gleich ihnen und Jean Paul besitzt er die Gabe die Tiefen des psychischen Lebens und dessen geheime Gemeinschaft mit den Dingen und Zuständen in der Welt aufzuschließen; gleich ihnen steht in ihm neben dem tiefsten, ahnungsvollsten Gefühl der schönste, durchdringendste Verstand; gleich ihnen gehört er zu Denen mit welchen man sich nicht blos unterhält, durch die man sich nur belehrt, verständigt, gefördert fühlt, sondern durch die man Etwas wird. Es spricht aus dem Buche eine lebendige, kräftige, schaffende Persönlichkeit, ein frischer Muth, ein starker Wille, ein entschiedener Charakter in vollster Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit; es spricht aus dem Buche etwas dichterisch Offenbarendes, so wie es unsere Zeit sonst kaum oder gar nicht erzeugt oder noch seltener literarisch aufweist.

Doch haben die letzten Jahre wenigstens eine Erscheinung gebracht welche Dem was uns in diesem Buche geboten wird, trotz der größten Verschiedenheit in der Form, dem Wesen nach verwandt ist: die volksmäßigen Darstellungen aus dem Gebiet der Erzählung, wobei wir eigentlich allein an Auerbach's „Dorfgeschichten", nicht an die vielfachen verkehrten oder nur halb gelungenen Versuche Anderer auf demselben Gebiete, nicht an das forcirte Volksthümlichsein, welches nachgerade Mode geworden ist, denken. Dieselbe liebevolle Sehnsucht welche den Dorfgeschichtenschreiber in die Heimat seiner frühesten Kindheit zurückzog und ihm aus den nordstetter Bauernmädchen und Bauernknaben Gestalten von ebenso hoher dichterischer Wahrheit wie Schönheit schuf, hat unsern Westpreußen an die Stätten und in die Zustände seiner frühesten Jugend zurückversetzt, nicht um wie Auerbach uns künstlerische Gestaltungen aus diesen Zeiten und Räumen vorzuführen, sondern um die Kinderseele die Geheimnisse welche sie dort und damals — meist nur bis zum sechsten Lebensjahre — in sich und für sich erschaut und erlebt hat in unmittelbarer Wahrheit aussprechen zu lassen. Wer darum an den Knaben zu Nordstetten und ihren Schulwanderungen nach Horb, an den blühenden Kirschbäumen und Schlehenbüschen der reizlosen und doch so ungemein reizenden Dorfflur der schwäbischen Rauhen Alp seine Freude hat, der wird sie auch an dem Geröhricht der westpreußischen Seen, an dem frostigen Gestade der Ostsee, zwischen den Hecken und auf den weiten Wiesen der ostpreußischen Dörfer, er wird sie auf dem polnischen Landgute Milanowek bei Warschau, wie auf den Gassen der polnischen Hauptstadt und vor dem Schwarzen Roß zu Königsberg wiederfinden.

Erlebnisse werden uns in diesem Buche erzählt, eigene Erlebnisse und Erfahrungen, nicht nur nicht ungewöhnliche, sondern solche wie sie in jedem Kinderleben vorkommen; aber zugleich wird uns auch das dichterische Geheimniß dieser Erlebnisse, es wird uns die bewegte Seele aufgeschlossen welche diese Erfahrungen mit allen Kräften ihres Selbst in sich hineinzieht, gleichsam durstig auffaugt und in das eigene Wesen, in ihr innerstes Denken und Empfinden innigst verwebt. „Von den Kindern", heißt es gleich im Anfange des Buchs, „soll man lernen was für eine sittliche Bedeutung, was für eine himmlische Satisfaction selbst in den alltäglichsten Geschichten, in den geringfügigsten Dingen und Handlungen liegt, sobald ein Mensch mit Seele und Einbildungskraft, mit einem unbeirrten Gottesinstinct und mit der ganzen Lebensinbrunst dazu kommt." Mit welchem tiefen und reinen Verständniß aber unser Verfasser an die Kindererlebnisse herantrete, welche „Lebensfühlung" und „Lebensinbrunst" er selbst in seiner Kindheit in sich getragen habe und jetzt wieder aus dem Kinderleben herauszufühlen und zur Erscheinung zu bringen verstehe, Das beweisen vor Allem die ersten Abschnitte des Buchs: Kinderdasein, Kinderspiel und Kinderseligkeit, Lebensarten mit der Natur. Manche dieser mitunter wahrhaft köstlichen kleinen Naturgemälde erinnern an einen, jetzt mit Unrecht vergessenen, aber so tief in die Natur hineinfühlenden und ebenso sicher das Ewige im Menschenleben aus dem Vergänglichen des Kinderlebens herausfühlenden Kinderschriftsteller: J. A. C. Löhr, zumal in seinem „Kleinen Andreas". Das „Herbstgesicht", welches unser Verf. im Gemüsegarten sieht (S. 125), ist ein lebendiges Abbild von Löhr's Nußbaum und Vogelbeerbaum, unter dem er als „Kleiner Andreas" gesessen hat. Andere Schilderungen führen uns dicht an die verborgensten Räthsel des Menschenlebens heran, und geben die trefflichsten Anschauungen von Dem was in der Seele Geheimniß ist und Geheimniß bleiben wird, so z. B. vom Sprechenlernen der Kinder: „Es ist eine Unsterblichkeitsverkündigung in dem ersten Vernunftdurchbruch, es ist ein Zauber und eine Süßigkeit, eine Liebenswürdigkeit in den ersten Sprachlauten und Spracherperimenten, die auszukosten man nie satt wird. Dieses Worte-Erfinden, dieses Sprechenlernen und erste Lossprechen der Kinder ist das Wunder aller Wunder. Wer an Kindern nicht inne wird wie die Sprache zugleich eine göttliche Eingebung, eine Emanation der Weltvernunft ist, und wie selbst der erwachsene Mensch ebenso sehr vom Genius der Sprache, des Augenblicks und der gesammten Weltkräfte gesprochen wird als er selbstthätig, selbstbewußt und willensfrei redet, dem wird weder mit Herder's noch mit Hamann's oder W. Humboldt's Forschungen über den Ursprung der Sprachen in diesem Dunkel ein Licht angesteckt. Das Gedächtniß des Kindes faßt allerdings die Wortlaute an und für sich ganz natürlich. Wie ist es aber ohne eine Art von intellectueller Imprägnation, ohne sittlichen Rapport, ohne übernatürliche Einwirkung, ohne den Vernunftinstinct, der in Gott gründet, denkbar, daß das Kind alle die Wortlaute in so zartem Alter, bei so geringer Gedankenkraft und Routine, ohne alle Lebenserfahrung und Vorübung, oft so blitzschnell richtig anzuwenden, daß es unsichtbare Dinge, über-

sinnliche Processe, sittliche Verhältnisse, grammatische Figuren, und überhaupt abstracte Vorstellungen in Worten zu überkommen und mit denselben zu bezeichnen vermag? Wie weit läuft hier der Redeverstand allem andern Verstande und dem Vermögen in abstracten Begriffen voraus!" Oder vom Vogelfang: „Ach, einen Vogel zu überlisten, ihn in die Hände zu bekommen, was war Das für eine Sehnsucht und was für eine Glückseligkeit, wenn sich's nun erfüllt, wenn man den Segler der Lüfte endlich in der angstgekniffenen Faust mit leisumschlossenen Fingern tasten, wenn man seinen puppernden Herzschlag fühlen und den gequälten Wildling des Aethers an dem eigenen Herzen, auf der nackten Brust bergen durfte, um ihn jeden Augenblick wieder von dem warmen Orte an das Tageslicht zu ziehen, ihn zu beliebäugeln, zu liebkosen, auf das Köpfchen zu küssen und von den Lippen mit Brotkrumen zu füttern! So geschah's dem Sperling. Wer schildert aber das Entzücken wenn der arme Gefangene ein canariengelber Goldammer, wer die Verzückung wenn's ein Stieglitz mit brennendem Roth auf dem Kopfe und an den Flügeln, o Himmel, wenn's ein bunter Holzspecht war, in allen Regenbogenfarben gleißend, in Himmelblau, in Grün und in Roth?! Wenn ein Kinderherz vor Freuden so leicht brechen könnte wie ein Jungfrauenherz vor Liebesschmerz, dann wär' der erste Holzhäher den ich als gute Prise und als Eigenthum mit fortnehmen durfte mein Mörder gewesen. — — Ach der bloße bare Unsinn ist ein weit tieferer Sinn und Verstand wenn er mit Herz und Seele eingebildet wird als der Tiefsinn der Schulvernunft ohne Herz und Imagination, und von Glückseligkeit ist bei der Dialektik vollends nicht die Rede, wenn sie 'mal immanent ist, d. h. wenn sie ihrem Mann unausgesetzt auf dem Halse bleiben darf, um ihn im Wachsein wie in Träumen Alp zu drücken. O beim hohen Himmel, bei dem Kinderhimmel sei's geschworen: lieber eine Ewigkeit mit Kindersinn Waldspechte gefangen als mit vernunftseligen Jüngern der Metaphysik einen Systemhimmel aus puren Begriffen zurecht geflochten! — — Nie, nimmer hab' ich hernach so die Poesie des Lebendigen und Creatürlichen erfaßt als in jener kindlichen Paradiesesunschuld und Glückseligkeit, wo die Seele ganz und gar berauscht ist von dem Wunder und der Schönheit der Welt. Ein Vogel, ein junger Sperling und sein Herzschlag in meiner Hand, ein Fisch aus dem Netz geholt und betastet, um jeden Preis angefaßt mit allen zehn Fingern, mit zwanzig, wenn man zwanzig Finger gehabt hätte, Das war ein Magnetisiren, Das gab eine Hellseherei!" Wir erinnern uns keiner Darstellung welche wie diese bei aller kindlichen Einfachheit und Einfalt, die eine das aus dem Gesammtleben des Menschen mit schöpferischer Kraft hervorbrechende Sprachvermögen, die andere die aus der Naturfreude am Lebendigen ebenso mächtig als sicher hervorquellende Erkenntniß des Lebendigen, die mittels einer ähnlichen Gesammtthätigkeit des Geistes, der Seele und des Leibes in der Kindheit wirklich hellsehend ist, mit solcher Sicherheit und Unmittelbarkeit schilderte; zumal ist die letztere ein lebendiger Commentar zu dem innern und tiefern Sinne des Wortes „begreifen"; wie trivial erscheint es diesen Tropus noch besonders erörtern zu wollen, und welche Tiefe des Naturverständnisses schließt er gleichwol in sich! Gleich kindisch dünkt es wol Manchem wenn er hier erzählen hört, welche Anschauungen und Phantasien von Nord und Winter, von Polareis und ewigem Schnee in der Seele des Knaben aufgestiegen und dem Manne nachher geblieben sind, wenn er in der lateinischen Elementarschule Boreas asper zu übersetzen hatte. Und doch ist es eine in allen begabtern Kindern liegende prophetische Kraft, welche durch scheinbar ganz gleichgültige, ja beinahe nichtssagende Redensarten und Sätze der allergewöhnlichsten Schulbücher zu den lebhaftesten, dichterischsten und oft für das ganze Leben fruchtbarsten Anschauungen angeregt wird — wie dem Einen durch das zum ersten mal gehörte Tityre tu patulae das ganze Geheimniß der Rhythmik vorahnend sich aufschließt, dem Andern sogar schon das Sibylla vaticinans die Wunder der Weissagung blitzartig beleuchtet hat, und ein Dritter vollends gar in dem Aepfelbaum seines ABC-Buches die Anschauungen der Tropenländer so anticipirte, daß er, als ihn sein Geschick später dorthin führte, nur das Gegenbild von Dem wiederfand was er schon als buchstabirender Knabe in sich aufgenommen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Archäologische Encyklopädie.

Der Centralausschuß des Archäologischen Instituts in London steht in Begriff eine Reihenfolge archäologischer Handbücher zur Veranschaulichung britischer Alterthümer herauszugeben, die alle Zweige archäologischer Forschungen sowol wie die Alterthümer jeden Zeitalters umfassen sollen. Es werden darin überdies Gegenstände aufgenommen werden die bisher von der Alterthumswissenschaft nur stiefmütterlich behandelt oder nur unvollkommen erläutert und zur Anschauung gebracht worden sind. Man wird zu diesem Zwecke Originalquellen, hier und da zerstreute Nachrichten und die gewöhnlich nur sehr Wenigen zugänglichen kostspieligen Werke ausbeuten. Die frühesten britischen, die römisch-britischen und angelsächsischen Zeitalter werden gesonderte Theile des beabsichtigten Unternehmens bilden, und hinsichtlich jedes einzelnen derselben werden die sogenannten grundfesten Denkmäler, wie Grabmäler, Lagerplätze, Straßen und Gebäude, illustrirt und classificirt werden; auf gleiche Weise die Waffen, Zierathen und andern beweglichen Ueberbleibsel einer jeden Periode. Die Trachten sollen insbesondere einen anziehenden Theil dieses Unternehmens ausmachen und nach allen ihren einzelnen Abtheilungen und Unterabtheilungen kriegerischer, weltlicher und geistlicher Trachten, letztere aber wieder als persönlicher oder geweihter Schmuck, Kirchenanzüge und Mönchstrachten behandelt werden. Der Plan wird die Wappenkunde, die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Wappenzeichnung, das gesellige Leben, die Spiele, die Feste der alten Zeiten, sowie Gewerbe und Handel, decorative Künste und den Symbolismus der frühern Künstler, Münzen, Siegel, musikalische Instrumente und eine Menge anderer Gegenstände wißbegieriger Forschungen umfassen. In diesem seinem Inhalt wird das Werk den „Instructions" ähneln welche das französische „Comité des monuments" herausgibt; an Umfang aber und allgemein verständlicher und anziehender Behandlung soll es jenes französische Werk übertreffen. Einige Lieferungen werden bereits vorbereitet. Bekanntlich wird auch in Deutschland von Heideloff u. A. etwas Aehnliches beabsichtigt. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1848.

Die Bilderliteratur in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

Die Art von Fatalität und starrer Unbeweglichkeit welche der Zeichner durch seine bestimmt umrissenen Bilder dem ungewissen, vieldeutigen Eindruck des Dichters unterschiebt, ermüdet die Phantasie und zerstört den vertrauten Umgang, das geheime Zwiegespräch des Lesers mit dem Buche selbst in den Werken die am gewissenhaftesten und vortrefflichsten illustrirt sind, wie Bernardin de Saint-Pierre's „La chaumière indienne" und Lamartine's „La chute d'un ange". Der bekannte Genremaler Meissonnier hat unstreitig in Vignetten das größte Talent hineingebracht; er faßt sie auf wie Genrebilder und führt sie aus mit der unsaglichen Geduld und dem liebevollen Fleiße die man in seinen Cabinetstücken antrifft. Man sieht, daß das erfolglose Ringen mit der Störrigkeit und Unergiebigkeit des Holzschnitts ihn erbittert und erschöpft; er fodert von dem Holzschnitte mehr als er zu leisten vermag; er muthet ihm die Modellirung, die Zeichnung, den Ausdruck, alle feinen Andeutungen der Miniaturmalerei zu. Und doch sind, trotz seiner Anstrengungen, die Figuren gezwungen, gekünstelt; die Ideen und Situationen die der Autor vorbringt werden dadurch eher geschwächt und getrübt als gehoben und geläutert. Das Gedicht von dem „Fall eines Engels", welches in dem schauerlichen Zwielicht der ersten Weltdämmerung die bestialischen Gelüste und Leidenschaften der werdenden Menschen in Handlung setzt, verliert offenbar allen Reiz wenn die Gespensterleiber welche Lamartine den Urracen andichtet und die in dem umwölkten Morgenroth der Zeiten windig umherfliegen vor die sinnliche Anschauung gebracht und in Fleisch und Bein verwandelt werden. Ich begreife nicht wie lebende Dichter haben einwilligen mögen ihre Werke auf diese Weise, durch einen solchen Eindruck von Portraits, großen Anfangsbuchstaben, Figürchen und Bilderchen travestiren und verhunzen zu lassen; wie sie nicht eingesehen haben, daß die mühelose und gedankenlose Schaulust unfehlbar stärker sein würde als die Anstrengung und Ueberlegung fodernde Leselust, und daß ihre illustrirten Werke nur für Weiber und Kinder waren, die blos blätternd lesen und Bücher als Putz- und Spielzeug behandeln. Das Illustriren ist ein Symptom von literarischem Verfall. Im vorigen Jahrhundert gibt es, meines Wissens, nur einen französischen Schriftsteller der auf den Gedanken kam seine Werke durch Kupfer geltend zu machen, nämlich Dorat, von welchem deshalb ein Witzbold sagte, er rette sich von Platte zu Platte (de planche en planche) aus dem Schiffbruch. Die Kupfer von Marsillier und Eisen waren unstreitig sehr schön gearbeitet, aber daher kam es auch, daß man die Kupfer kaufte und das Buch dem Verleger ließ.

Es gibt natürlich viele Dinge die wir durch Abbildung leichter und besser erkennen als durch die Lecture. Aber es ist thöricht deswegen das Wahre und den eigentlichen Werth des Buchs zu verkennen. Wir werden in der Lecture von einer Menge fremder Eindrücke frei die bei der Betrachtung von Kupfern mit in unser Urtheil einfließen und seine Reinheit trüben. Sollten übrigens auch die Kupfer dem Texte keinen Abbruch thun und die zu jeder Lecture erfoderliche Einheit des Eindrucks nicht aufheben, so müßte man sie doch schon allein der materiellen Wirkung halber verbannen; sie verwirren nur den Druck und stören jene regelmäßige Harmonie der Linien, woran das Auge nun einmal gewöhnt ist, die beim Lesen nicht mehr an das Buch denken läßt, den Leser mit den geschilderten Personen und Zuständen allein läßt, und zum schnellen Verständniß Dessen was man liest wesentlich beiträgt. In den illustrirten Ausgaben wird hingegen der Blick beständig gequält und gepeinigt mit jener endlosen Reihenfolge von Figuren und Ornamenten die sich auseinander entspinnen, und worüber man vergißt was man eben gelesen; es ist gerade so als sollte man auf offener Straße bei lautem Wagengerassel oder im Lärm einer Kinderstube seinen Träumereien nachhängen.

Unsere Zeit will, bei mancherlei andern glücklichen und unglücklichen Bestrebungen, zu oft Dinge aus der Sinnenwelt mit Dingen aus der Geisterwelt vereinigen und zusammenpaaren. Das neuere Drama z. B. hat durch Decorationspracht, Costumepomp und Maschinerienwesen größere Wirkungen und stärkere Erschütterungen hervorzubringen gesucht. Dieses Bestreben ist der Decorationsmalerei und Scenik sehr zu statten gekommen; aber die dramatische Dichtkunst hat sich dabei zu ihrem Schaden materialisirt und an Aeußerlichkeiten verloren.

Was das Auge des Zuschauers bei den schönen Coulissen und Costumes etwa an Genuß gewonnen, das haben Handlung und dramatische Wirkung an Interesse verloren. Die heutigen pariser Dramen haben nur noch für Costumeliebhaber und Putzliebhaberinnen Interesse; sie sind eine Art von Aufzügen, wobei man prächtige Stoffe und mannichfaltige Trachten zu sehen bekommt, aber keinen höhern ästhetischen Genuß hat als bei den Vorstellungen der Kunstreiter.

Die Verschmelzung und Aneinanderkuppelung nicht blos von widerstrebenden und widersprechenden, sondern selbst von analogen und verwandten Künsten hat sich stets als unmöglich und verderblich erwiesen. Eine von beiden geht gewöhnlich bei einer solchen forcirten Ehe zu Grunde. Jede Kunst hat ihre Gattung eigenthümlicher Schönheit. Wenn die Malerei bei den Alten lange nicht so vollkommen ausgebildet worden als die Sculptur, so dürfte Dies daran liegen, daß sie ihre eigenen Stilgesetze verkannte und schlechthin plastischen Principien huldigte; wenn dagegen bei den Neuern die Sculptur weit hinter der Malerei zurückgeblieben, so kommt es wol daher, weil sie der vorausgegangenen Schwesterkunst ihre Art zu componiren entlehnen, ihre Reliefs wie Bilder anordnen und in ihren Statuen und Gruppen Bewegungen und Ausdrücke erreichen wollte welche die Malerei allein wiederzugeben vermag.

Nur so lange die Künste noch in der Kindheit und unter Vormundschaft sind, bewegen sie sich innerhalb des strengen Princips vom untheilbaren Zusammenhange; sowie sie heranwachsen und mündig werden, trennen sie sich und nehmen jede ihren eigenen Entwickelungsgang. Wenn sie sich später zufällig wieder miteinander verbinden und zusammenarbeiten, so ist Das eine Art Compagniegeschäft, welches in der Regel misglückt und nicht die erquicklichsten Resultate zu Tage fördert. Bemerkenswerth ist, daß bei solchen Verbindungen die sinnlichste Kunst immer die geistigste Kunst absorbirt. Welche Poesie kann z. B. in der modernen Oper bei dem wüthenden Sturmgebrause der Posaunen und Trompeten aufkommen? Auch hat man darauf verzichtet in der Oper ein Drama zu sehen. Das Libretto dient nur noch als Stütze für die luftige und üppige Musik, die sich darum herumwindet wie die Rebe um den Ahorn.

Gerade so ist es mit der Malerei; sie kann nicht wohl eine Handlung erfinden, denn sie müßte dieselbe dem Beschauer erklären. Daher stellt sie nur bekannte oder als bekannt angenommene Vorgänge aus allgemein gelesenen Andachtsbüchern und Profanschriftstellern vor. Bedeutende Künstler haben bisweilen populaire Bücher gewissermaßen als Libretto gebraucht. So kann man die drei großen Reihenfolgen der von Albrecht Dürer in Holz geschnittenen Blätter welche die Passion Christi und das Leben der Maria vorstellen als Illustrirungen zur Bibel ansehen. Die Blätter nach der Episode von Amor und Psyche in dem Roman des Apulejus, welche Rafael gezeichnet und der Meister mit dem Würfel in Kupfer gestochen haben soll, sind gleichfalls Illustrirungen. Poussin illustrirte Marini's heroisches Gedicht „Adonis", und Lesueur den „Traum des Polyphilus", ein phantastisches Gedicht des Dominicaners Francesco Colonna. Flaxman's Zeichnungen zu Homer, Hesiod und Dante, Prudhon's Stiche zu Longus' Schäferroman „Daphnis und Chloe", die Cornelius'schen Blätter zum Nibelungenliede und „Faust", Retzsch's Umrisse zu Goethe, Schiller und Shakspeare, Overbeck's Zeichnungen zum Vaterunser, und Martin's Compositionen zum „Verlorenen Paradies" sind Werke deren hohes Verdienst den ungleichen Kampf der Stechkunst mit der Dichtkunst in gewissem Betracht hingehen läßt. Aber in Frankreich haben sich von den ersten lebenden Malern nur Ary Scheffer, Eugène Delacroix und Horace Vernet, und auch diese nur in wenigen ausnahmsweisen Fällen, dazu verstanden Bücher zu illustriren. Die Herausgeber von sogenannten Prachtwerken suchten alle Kleinmeister auf welche Scenen componiren und Figuren drapiren konnten; es fanden sich ganze Legionen von Stechern welche technische Fertigkeit in hinreichendem Maße besaßen, und binnen wenigen Jahren wurden alle Bücher bei denen sich Kupfer anbringen ließen damit ausgestattet.

Die Zeichnen- und Stechkunst hatten fortan eigene Verlagshandlungen und rüstige Scharen von Arbeitern; sie wurden Herrinnen vom Hause und wollten nicht länger ausschließlich Dienerinnen der Literatur sein und deren Celebritäten stechen, radiren und skizziren. Als die ersten Emancipationsversuche glückten, und in Folge dieses Gelingens Virtuosen in Vignetten und Genies auf Stein und Holz sich hervorthaten, so wuchsen die Ansprüche der Zeichnen- und Stechkunst; sie wollten den Text nicht mehr übersetzen, sondern vorschreiben, und von da an datirt die zweite Periode der illustrirten Werke, die man füglich das kupferne Zeitalter der Literatur nennen kann.

Man griff zu Allem was Stoff und Motive zu Kupfern an die Hand geben konnte. Man publicirte den „Jardin des plantes" (in zwei verschiedenen Kupferwerken), die „Français peints par eux-mêmes", die „Animaux peints par eux-mêmes", die „Petites misères de la vie humaine", den „Autre monde", die „Fleurs animées" u. s. w.; die Schriftsteller hatten dabei weiter Nichts zu thun als die Arbeit des Zeichners und Stechers mit erklärendem Commentar zu begleiten. Teufeleien, Kalender, Fratzenstücke, Charakterbilder gingen in Unmasse aus der Presse hervor, und blühten und besamten sich gar lustig, daß es traurig mit anzusehen war. Das Feld der schönen Literatur ist jetzt beinahe ganz von diesen Schlingpflanzen überwuchert, und mehr und mehr werden die Keime alles Bessern, das sich nur mit Mühe fristet und gedeihet, durch das viele Unkraut erstickt und niedergehalten. Was des Druckens nicht werth ist wird illustrirt und so an den Mann gebracht. Die Verleger suchen Das was ihren Verlagswerken an literarischem Gehalt fehlt durch bilderreichen Schmuck zu ersetzen; sie wollen den Bilderfreund bestechen. Die Herausgabe der sämmtlichen Werke von Lamennais und

de Maistre kostet sicherlich nicht halb so viel als die Herausgabe eines einzigen illustrirten Werkes, welches ohne Holzschnitte oder Radirungen von und nach den besten lebenden Künstlern gar nicht auftreten kann. Und doch ist diese kostspielige Bilderliteratur im Grunde nur eine Jahrmarkt- und Boudoirliteratur. Da sie sich nicht an das ästhetische Gefühl gebildeter Leute, sondern an die ordinaire Neugierde aller Vorbeigehenden wendet, da sie durch oberflächliche Behandlung des Gegenstandes und alltägliche Form der Darstellung populair zu werden sucht, so producirt sie Bücher von der ordinairsten Sorte; und weil sie für den Lesepöbel schreibt, der mit dem andern Pöbel Das gemein hat, daß er scharenweise vor den Taschenspielern, Hanswursten, Bilderbuden, glänzenden Gewölben aller Art stehen bleibt und sein Auge wie seinen Verstand an Kunststücken, Farcetouren, Caricaturen und Seltenheiten labt, so hat sie die Manieren und Grimassen der Possenreißer und Marktschreier angenommen. Alle Verleger von Bilderbüchern sind daher auch nur auf Eines bedacht: nämlich ein Sujet ausfindig zu machen womit Geld zu verdienen ist. Größtentheils ist es etwas Burleskes oder Populaires, welches dem Zeichner den meisten Stoff und die beste Gelegenheit gibt seine drollige Laune auszulassen; oder es ist irgend ein Mode- und Costumesujet, welches Aussicht hat der unwissenden und zerstreuungliebenden Welt junger Leute von reicher Herkunft zu gefallen. Sonst ging die Literatur nur darauf aus die edeln Gelüste der Intelligenz zu stillen und die vornehmen Geister der Lesewelt zu gewinnen; jetzt will sie nur noch die läppischen Launen des blasirten Müßiggangs befriedigen, und ausschließlich die Gunst solcher Leute erwerben die, von dem Standpunkt der Nationalökonomie aufgefaßt, möglicherweise zu den höhern Ständen gehören, welche man aber im Reiche der Poesie und Kunst nur als geistige Canaille betrachten kann. Alle Arten und Abarten illustrirter Werke lassen sich daher auch auf ein paar Gattungen zurückführen, als Sittenromane oder Sittengemälde, Reisebilder, Schilderungen, Skizzen, Charakteristiken von Diesem und Jenem: „Un hiver à Paris", „Les belles femmes de Paris", „La grande ville", „Les rues de Paris", „Le diable à Paris", „Les étrangers à Paris", „Les mystères de Paris", „Les mystères de l'Opéra", „Les mystères de la Bastille", „Les mystères de l'inquisition" u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lützower. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, L. Schlesinger. 1847. 8.

„Lützow's wilde verwegene Jagd" kennen auch Diejenigen welche lange nach dem Befreiungskriege geboren wurden, und der Name „Freicorps" erweckt in Jedem der Krieg und Kriegsthaten auch nur aus der Geschichte sich deutlich zu machen strebt eine eigenthümliche Romantik. Die Glieder eines solchen Corps, durch freie Selbstbestimmung zusammengeführt, sind inniger verbunden als Conscriptionsgenossen; es ist weniger die Subordination als die innere Nothwendigkeit welche die Brust für eine Idee, für einen Zweck belebt, wodurch selbst der schlichte Soldat Selbstvertrauen und überhaupt eine Art chevaleresken Stolzes gewinnt. Wir haben Das gesehen in den französischen Freiheitskriegen beim Schill'schen Corps, bei den Schwarzen des Herzogs von Braunschweig, und wenigstens sehr nahe verwandt sind ihnen die Schweizer. Daß einem solchen Corps welches, im Gegensatz zur großen Armee, zunächst auf Abenteuer angewiesen ist auch gar manche Abenteurer zueilen, ist ganz in der Ordnung; es kann ihm sogar zu statten kommen, da vorzugsweise solches Volk, an steten Wechsel der Scenen gewöhnt, vorzügliche Gewandtheit, eine gewisse Verschlagenheit erworben hat. Diese Abenteuer, dieser Scenenwechsel sind es denn auch welche in uns, die wir auf dem sichern, behaglichen Zimmer daran denken, jenen romantischen Zauber erwecken; wir denken nicht daran wie die Wirklichkeit eine so ganz andere war. Als Napoleon's Kraft in Rußland erstarrte und alles deutsche Volk sich aufrichtete gegen den wankenden Koloß, da fand auch der Ruf des Majors von Lützow überall offenes Ohr. Vornehm und Gering strömte herbei; selbst ein kühnes Mädchen ward von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen, und ein Dichter gesellte der Leier das Schwert. Und was war ihr Loos? Das Corps war eigentlich überall im Wege; man schob es hierhin und dorthin, es mußte sich zersplittern. Wir haben Das lange schon gewußt, denn wir waren Mitlebende. Dennoch nahmen wir das oben angezeigte Buch mit einem gewissen Eifer zur Hand: wir Menschen versetzen uns ja so gern einmal wieder in eine Vergangenheit die unsere Jugend ganz erfüllte, und der Befreiungskrieg ist das großartigste Ereigniß unsers Lebens. Freilich ist das Buch als „Roman" bezeichnet, aber doch als historischer, und als solcher that ihm ein schon von der Zeit gegebener, groß angelegter Hintergrund noth, um die Gestalten, die Handlung des Gemäldes klar, lebendig, frei vor uns aufzurollen. Darin sind wir getäuscht. Nur mit dürftigen Worten wird die Vergangenheit abgefunden, und von den Lützowern sind nur flüchtige Skizzen wie Notizen eines Tagebuchs gegeben, nur so viel als durchaus nicht vermieden werden konnte um eine ganz andere Geschichte, dem Bereich der Liebe angehörend, vorzuführen. Dabei ist an sich Nichts zu erinnern, und das Gegebene bietet wirklich fesselnde Momente. Gleichwol sind die Verhältnisse zu verwickelt um sie bei dem stets dazwischen fahrenden Kriegslärm klar und voll austönen zu lassen, um selbst die handelnden Personen befriedigend darzustellen. Versuchen wir in möglichster Kürze einen Abriß. Hedwig Werner, deren Vater im amerikanischen Befreiungskriege gefochten, verliert beide Brüder vor Stralsund als Opfer welches das Schill'sche Corps dem gefesselten Vaterlande brachte. Dem allgemeinen Franzosenhaß gesellt sich in der Brust des Mädchens das Gefühl der Rache. Wir finden sie als Heinrich Werner im Lützow'schen Corps wieder. Hier aber erscheint auch Theodor Körner: ihr trotziges Herz ist gefangen, und sie darf ihr Geschlecht nicht verrathen. Alle Scenen welche dieses Verhältniß vorführen und das Anziehende, Spannende schon in sich selbst tragen sind auch recht edel und wahr gehalten. Ihr Geheimniß zu bewahren wird dem Heldenmädchen schwerer gemacht als dem Soldaten Rank, welcher erst bei der Göhrde, schwer verwundet, als Mädchen — Johanna Prochaska aus Potsdam — erkannt wurde. Der junge Herr von Bergedorf, verlobt mit der Predigerstochter Therese, hat sie früher einmal gesehen, und wie Theresens stille Eifersucht schon am Grabe der Liebe arbeitet, so stirbt diese in seiner Brust als er Hedwig im Heinrich wiedererkennt, als er erfährt, daß Therese einem schwer erkrankten französischen Offizier, welchem sie ihre Pflege widmete, ihr Herz zugewendet haben soll. Er glüht für Hedwig; er sucht überall ihre Nähe; er ist oft nahe daran ihr Verräther zu werden, und sie hat die schwere Aufgabe ihn in einer Weise fern zu halten die nur dem Mann ansteht, ohne doch in Feindseligkeit auszuarten. So wird sie von der Liebe an das Corps gefesselt, von der Leidenschaft gefoltert, und als Körner bei Wöbbelin gefallen, da hat das Leben für sie keinen Reiz mehr. Bei der Göhrde stürzt sie vor einem französischen

Quartier; Bergedorf und Hermann suchen die Vermißte in der Nacht auf und bestatten sie. Außer ihnen wußte nur noch Einer von ihrem Geschlecht. Dieser Hermann, ein Förstersohn, liebte Therese schon lange. Als Bergedorf erscheint zieht er sich zurück und findet im Lützow'schen Corps nicht etwa Vergessen seiner Jugendliebe, wol aber vielfach Gelegenheit sich als ruhiger deutscher Charakter zu bewähren. Vor Bremen schwer verwundet bleibt er hier zurück, während Bergedorf in Frankreich den Tod findet. Hermann's Vater und Therese kommen nach Bremen: am Schmerzenslager finden sich die getrennten Herzen. Das Buch schließt 14 Jahre später, wo Beide mit ihren Kindern einige alte Kriegskameraden erwarten um den 17. und 18. Juni zu feiern. Es kommen nur Zwei. Ein paar Andere haben abgeschrieben: der Eine hat wichtige Legationsgeschäfte, wie es scheint wegen der Demagogen; der Andere muß bei einer großen Festparade fungiren. So endet das Lützow'sche Corps, wogegen Hermann mit Weib und Kindern und dem Großvater eine freundliche echt deutsche Gruppe bilden. Alle übrigen Personen im Buche sind zum Theil sehr dürftig abgefundene Nebenfiguren. Wie schon gesagt, befriedigt das Buch nicht als solches; der Verf. ist nicht klar darüber geworden was eigentlich Hauptaufgabe sein sollte; selbst der Stil ist oft wenig geläufig. Dennoch haben wir uns an manchen Momenten, z. B. Hedwig vor Körner's Leiche, und auch an dem schlichten warmen deutschen Sinne wahrhaft erfreut welcher sich nicht ohne eine gewisse der Befreiungszeit angehörende Sentimentalität kund gibt, und dem wir gegenwärtig nicht eben oft begegnen. 30.

Bibliographie.

Arnold, A., Der Heiland, eine Evangelien-Harmonie in 12 Gesängen. Eine Weihnachtsgabe. Königsberg i. d. N., Windolff u. Striese. 1847. 8. 22½ Ngr.

Die 15 Marburger Artikel, vom 3. Oktober 1529, nach dem wieder aufgefundenen Autographon der Reformatoren als Facsimile veröffentlicht und nach ihrer historischen Bedeutung bevorwortet von H. Heppe. Kassel, Fischer. 1847. Gr. 4. 12 Ngr.

Blanc, L., Geschichte der französischen Revolution. Aus dem Französischen. 2ter Band. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 1847. 8. à 7½ Ngr.

Böttiger, C. W., Esaias Tegnér's Leben. Aus dem Schwedischen von F. F. A. Wilken. Berlin, Morin. 1847. 8. 12½ Ngr.

Buchner, A., Geschichte von Bayern. 7ten Buches 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Geschichte von Bayern während der Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges. 1ste Abtheilung. Die Zeiten der Reformation von 1508—1598. München. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Burschen 'raus! Studenten-Geschichten aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von einem bemoosten Haupte. In zwei Spritzfahrten. Leipzig, Naumburg. 1847. 8. 15 Ngr.

El-Makrizi's Abhandlung über die in Aegypten eingewanderten arabischen Stämme. Aus den Handschriften zu Leyden, Paris und Wien herausgegeben und übersetzt von F. Wüstenfeld. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

(Flygare-)Carlén, E., Ein Jahr. Novelle. Aus dem Schwedischen. Zwei Bände. Berlin, Morin. 1847. 8. 3 Thlr.

Geib, K., Deutscher Musentempel. — A. u. d. T.: Blumenlese aus den Werken deutscher Poesie, nebst kritisch-biographischen Notizen. Eine Beispielsammlung zur Theorie der Dichtungsarten von K. Geib. Mannheim, Löffler. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Jenssen, F., Dampfwagenschnurren. Humoristisches Passagiergut für Eisenbahnreisende. Leipzig, Naumburg. 1847. Gr. 16. 5 Ngr.

Matter, J., Politik, Literatur und Leben in Deutschland. Aus dem Französischen von A. Kaiser. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1847. Gr. 8. 3 Thlr.

Milberg, H., Sonnensystem, Bewegungen und Bahnen der Gestirne nach einer neuen Auffassung. Berlin, Besser. 1847. 8. 10 Ngr.

Simrock, K., Kerlingisches Heldenbuch. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 27½ Ngr.

Soulié, F., Höhe und Tiefe. Novelle. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Isidorus orientalis. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 1 Thlr.

Specht, F. A. K. v., Das Königreich Westphalen und seine Armee im Jahre 1813, so wie die Auflösung desselben durch den kaiserlich russischen General Graf A. Czernicheff. Mit dem Brustbilde Czernicheff's und 1 Uebersichtskarte. Kassel, Luckhardt. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutsche Volksbücher. Erzählt von R. Benedix. I—VI. Mit 24 Bildern. Wesel, Bagel. 1847. 8. à 2½ Ngr.

Oesterreichischer Volkskalender für 1848, von J. N. Vogl. Wien 1847. 8. 12 Ngr.

Wehl, F., Die galanten Damen der Weltgeschichte. 1ster Band. Hamburg, Berendsohn. 1847. Gr. 12. 1 Thlr.

Weil, G., Geschichte der Chalifen. Nach handschriftlichen größtentheils noch unbenützten Quellen bearbeitet. 2ter Band, die Abbasiden bis zur Einnahme von Bagdad durch die Bujiden. Mannheim, Bassermann. 1847. Gr. 8. 4 Thlr.

West, T., Friedrich der Große. 15 Lieferungen. Berlin, Sacco. 1847. Hoch 4. à 3 Ngr.

— — Napoleons Hof und Feld. 16 Lieferungen. Ebendaselbst. 1847. Hoch 4. à 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der Eisenbahn-Union-Frage als Differenz zwischen den Actionären, dem Ausschusse und dem Directorio der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn-Gesellschaft. Von einem Nicht-Actionär. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1847. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Auch einige Bemerkungen über die Worte: Aristokratie und Verfassung. Herrn Alfred v. Haugwitz zum 16. Novbr. dargebracht von einem, dem Geiste der Zeit huldigenden Edelmanne. Lübeck 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Einhorn, D., Das vom Judenthum gebotene Verhalten des Israeliten gegenüber der stiefväterlichen Behandlung von Seiten des Vaterlandes. Predigt am 13. Novbr. 1847 zu Schwerin gehalten. Schwerin, Kürschner. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Gutachten eines schlesischen Theologen über den Magdeburger Kirchenzwist, zugleich ein Supplement für die Leser der deutschen Zeitung. Leipzig, O. Wigand. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kletke, G. M., Geschichte der Entwickelung der ständischen Verfassung Preussens. Frankfurt a. O., Trowitzsch. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reden welche in dem Ständesaale zu Berlin nicht gehalten worden. 1stes, 2tes und 3tes Heft. Berlin, A. v. Schröter. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Verhandlungen im Freihandelsverein zu Berlin. Nr. 1. Vortrag gehalten am 2. Novbr. 1847. (Von J. Prince-Smith.) Berlin, Schneider u. Comp. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verhandlungen der zweiten Ständekammer in Baden über die Emancipation der Juden im Jahre 1846. Berlin, Fernbach jun. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Die eilfte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Kiel, abgehalten vom 6. bis 11. Septbr. 1847, in ihrem Verlaufe kurz dargestellt von einem Mitgliede der Versammlung. Altona, Lehmkuhl. 1847. Gr. 8. 18 Ngr.

Volkmar, L., Vertheidigung des wegen seines Buches: Schicksale eines Proletariers, der Erregung von Mißvergnügen gegen die preußische Regierung angeklagten Schriftstellers Ehrenreich Eichholz. Altenburg, Helbig. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 35. — 4. Februar 1848.

Die Bilderliteratur in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Man begreift allenfalls noch wie in solchen Werken, wo offenbar der artistische Theil Hauptsache und der literarische Nebensache ist, die Verleger alle Anfoderungen des Stils, des Gedankens und der Sprache dem schlechten Geschmack als ein gefälliges Brandopfer darbringen; denn im Grunde betrügt man mit dieser Bilderliteratur nur Solche die betrogen sein wollen. Aber auch die Geschichte, die Länder- und Völkerkunde, welche bisher nie den literarischen Modelaunen gefröhnt und durchgängig eine gewisse gravitätische Form bewahrt hatten, sind aus der höhern und erustern Region worin sie sich bisher bewegt und gehalten in den Bereich der Bilderliteratur hinabgezogen worden. Allzeitfertige und wohlfeile Schriftsteller, ohne gehörige Sachkenntniß und ohne selbständige Einsicht, haben einige Gedanken Guizot's, A. Thierry's und anderer neuerer Historiker ziemlich curios verarbeitet, oder längst vergessene alte Geschichtswerke wieder frisch zugestutzt, worin die falschen Daten nur von den falschen Facten aufgewogen werden. Die Zeichner sind Geschichtschreiber geworden, wie sie schon Romandichter und Moralpoeten geworden waren, und um mit den Schriftstellern Takt zu halten haben sie durch eigenes Zuthun eine Menge Anachronismen und Schnitzer in Trachten, Verzierungen und Gebäuden begangen. Zunächst erschienen die bunt mit Vignetten besäeten Bücher, welche die Prätension hatten das große Publicum in die Alterthümer, die culturhistorischen Verhältnisse, die socialökonomischen Zustände, die Sitten und Gebräuche aller Länder einzuweihen: „Les villes de France illustrées“, „La Normandie illustrée“, „La Bretagne illustrée“ (in zwei verschiedenen Bearbeitungen, die eine von Jules Janin, die andere von Pitre-Chevalier), „Le foyer breton illustré“, „La Provence illustrée“, „L'Algérie ancienne et moderne illustrée“, „L'Irlande illustrée“, „La Russie illustrée“, „Venise illustrée“, „Les bords du Rhin illustrés“, „L'été à Bade“ u. s. w. Darauf folgten die Geschichtsbücher mit Bildern, die „Histoire de France pittoresque“, die „Histoire d'Angleterre pittoresque“, die „Histoire de Napoléon pittoresque“ u. s. w. Alle diese illustrirten Länderabtheilungen und pittoresken Geschichten, meistens ohne bedeutende K
arbeitet, üben ei
wenigsten gebildet
sen bekommt, und
in jungen Köpfen
Anderer nicht prü
ten, Ungewißheite
für rechtgläubige
schreiberzunft hüte
und noch mehr,
so viel Leute als
ten Fabrikate zu äffen, und Das scheint zu gelingen. Die illustrirten Bücher werden viel gekauft; die ordinairen Leser fallen über das bunte Zeug her und merken gar nicht, daß das Geschmier Vogelleim für sie sein soll.

Außer jenen literarischen Abenteurern sieht man leider auch namhafte Schriftsteller ernster Literaturfächer sich zu Wortdrechslern für Zeichner dritten Ranges hergeben. Man hat Scribe sein literarisches Handlangermetier bei allen Opern vielfach vorgeworfen; aber Scribe machte sich wenigstens zum Organ von Auber, Meyerbeer u. A., und brauchte bei diesem Compagniegeschäft sich wenigstens seiner Associés nicht zu schämen. Gott weiß welche Beweggründe Männer von gediegenem Talent veranlaßt haben auf solche Weise, in voller Kraft- und Jugendfrische, die Würde des Geistes abzudanken die der Schriftsteller stets bewahren soll; oder sollte es in Frankreich wirklich schon dahin gekommen sein, daß das Wort welches dem Talent blos zur Förderung ideeller Interessen verliehen wurde, daß das göttliche Werkzeug menschlicher Größe Nichts mehr wäre als ein feiles Ding im Dienste schnöder materieller Interessen und im Solde eines Jeden der es meistbietend steigert? Allerdings haben nur wenige Autoren von reellem Verdienst dieses Aergerniß gegeben; aber es wäre immerhin klüger gewesen, sie hätten ihren Namen nicht auf diese Weise ins Leihhaus gesetzt, um das Publicum mit hintergehen zu helfen, und jene Jahrmarktliteratur ausschließlich den thörichten Federn überlassen die sich bereits in übeln Ruf gebracht oder noch in gar keinen Ruf haben bringen können. Die Hauptfabrikanten und Lieferanten jener Literatur sind verirrte Autoren, welche die große Krankheit der Geister von allen Punkten des Horizonts

nach Paris getrieben, und die sich einbilden, Verachtung literarischer Studien und Traditionen sei Talent, impertinentes Geschwätz Originalgenie; junge Leute die sich ihre Bestimmung nie ernst zu Herzen genommen und, um die mannichfaltigen Gelegenheiten zu Freuden und Genüssen die eine große Hauptstadt darbietet nicht zu verlieren, sich eingeredet haben, das höchste und schwerste Berufsgeschäft, die Schriftstellerei, sei von allen Berufsfächern das leichteste und einträglichste. Unter diesen Literaten gibt es manche die erst nach hartnäckigem Ringen mit Jammer und Noth dahin kommen, daß sie ihre Feder verkaufen und ihre Würde aufopfern. Nur nach langen, schmerzlichen Kämpfen haben sie sich überwunden und daran gewöhnt jene schmähliche literarische Leibeigenschaft in ihrer ganzen Herbe zu erdulden. Aber heruntergekommene Literaten dieser Art sind selten; was die meisten ins Verderben zieht und antreibt sich speculirenden Buchhändlern zu verschreiben, ist die Lockspeise leichten Gewinns oder ich weiß nicht welcher unselige Drang läppischer Eitelkeit.

Wenn der Werth der illustrirten Werke in literarischer Beziehung Das ist was davon zu erwarten war, so haben in artistischer Hinsicht die Holz- und Steinzeichnerei nur wenig Talente und im Grunde nur Ein Originalgenie zu Tage gefördert. Tony Johannot, der den populairsten und längsten Ruf hat, ist ein gewöhnlicher Zeichner. Er hat eine gezierte Grazie, eine manierirte Eleganz, die weder an das Gefühl noch an den Stil hinanreicht. Jedoch hat Tony Johannot ein Verdienst welches man ihm billig nicht absprechen kann. Er hat sich eine gewisse Anzahl darstellender Mittel und Effecte zu eigen gemacht welche so die Natur nachahmen. Zwei Künstler von Talent und Phantasie, Henry Baron und Célestin Nanteuil, sind ihm auf dieser Bahn gefolgt; Tony Johannot hat jedoch immer den Vorrang in der öffentlichen Gunst behauptet. Es gibt nicht leicht ein Illustrationsunternehmen woran er nicht mitgearbeitet hätte. Zu fast allen neuern französischen Dichtern und Romanschreibern, zu Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Charles Nodier, Balzac, George Sand — der ältern, z. B. des Molière, des Abbé Prévost, des Jean Jacques Rousseau u. A. nicht zu gedenken —, wie auch zu Cervantes, zu Goethe, zu Hoffmann hat er Zeichnungen, Radirungen und Titelblätter geliefert. Sein erster Versuch auf dem phantastischen Gebiete, wo er sich gern herumtummelt, war die Illustrirung des humoristischen Werks von Nodier „Histoire du roi de Bohème et de ses sept châteaux". Dieser erste Versuch fiel gerade in die Zeit wo in Frankreich die ausschließliche Eingenommenheit für die Welt der Antike dem Enthusiasmus für die Trümmer der feudalen Vergangenheit Platz machte und alle alten Geräthskammern wieder aufgeschlossen wurden welche die Revolution und Kaiserzeit, das ganze romantische Mittelalter verdammend und nur im classischen Alterthum Sitten, Formen und Einrichtungen zu ihrem Muster suchend, zugeriegelt und zugerammelt hatten. Tony Johannot zeichnete die alten damals so hochgepriesenen und so vielfältig beschriebenen Rüstungen, die langen, glatten Mieder, die feingeknifften Gewänder, die flatternden Zauselhaare der Frauen und Engel in den Bilderblenden und Portalhöhlungen der Kathedralen; er sah ein welcher Vortheil sich aus den alten Trachten ziehen ließ, und obgleich nur gewandter und fleißiger Copist konnte er doch in den Augen Derer welche die kalten Nuditäten Prudhon's satt hatten immerhin für originell gelten. Die Revolution die in der Malerei vorging übertrug er auf den Holzschnitt.

Indessen fand sich ein Buch, ein unübertroffenes Meisterstück echten Humors, welches zu dem Talente des Zeichners und zu seinen vorhergegangenen Costumestudien ganz vortrefflich paßte, nämlich der Roman des Cervantes. In diesem Texte sind wirklich alle Contraste, alle Zeiten, alle Trachten, alle Stände vereinigt, Banditen, Mönche, große Herren, Stallmägde, Eseltreiber, gemeine Dirnen in schlechten Kneipen, vornehme Damen auf hohem Balcone, herrliche Schmausereien im Grünen mit einer Lauchzwiebel und Kürbisflasche, und festliche Gelage in Prachthallen mit aufwartenden Dienern und blinkenden Pocalen, drollige Scharmützel und ernsthafte Handgemenge, und die ewig komischen Typen von vier gravitätischen Personen, Rosinante, Don Quixote, Sancho Pansa und der Graue, die auf den staubigen spanischen Landstraßen herumstolziren, kurz: der ganze Roman von einem Ende zum andern scheint für die Malerei und Zeichnerei geschaffen zu sein. Auch ist die Illustrirung des „Don Quixote" die gelungenste Arbeit Tony Johannot's. Den Grundtypus der beiden Hauptfiguren hat er allerdings eigentlich nicht erfunden, sondern von Decamps hergenommen; dessenungeachtet trifft man in der Johannot'schen Illustrirung viele gut aufgefaßte und originell gegebene Scenen, Lebendigkeit, Laune, Phantasie, Localfarbe; aber es fehlt den Figuren mehr oder weniger an einem gründlichern Naturstudium, an einer feinern Individualisirung, die wir besonders in den Frauengestalten vermissen. Es sind immer dieselben langen schlanken Hälse von etwas schlapper Schwanengrazie, dieselben engen, dünnen Mieder welche ätherische Leiber mit Wespentaillen umschließen; kurz, es fehlt der Ausdruck, jenes erwärmende Gefühl, jener göttliche Lebensfunke der aus der Seele des Künstlers auf den Gegenstand und von diesem in die Seele des Beschauers übergeht. Tony Johannot ist ein gelehrter Alterthumskenner, ein geschickter Copist und Restaurateur, der vergangene Formen wiederherstellt und ergänzt, aber keine eigenen erfindet. Sein Geist erzeugt Nichts aus sich heraus; er ist ein passiver, aber treuer Spiegel Dessen was die Zeit ihm vorhält, ein bloßes Medium, ein Fluß, der aber nichts Anderes zurückstrahlen kann als was seine Ufer enthalten. Er besitzt so sehr ein zurückspiegelndes Talent, daß man bei genauerer Untersuchung seiner Arbeiten fast immer die Eigenthümlichkeit des ältern oder neuern Meisters wiederfindet welchen er zuletzt studirte; den lebendigern, individuellern Sinn der Kunst hat er nicht begriffen oder ihn verkannt. Dieser individuellere Kunst-

sinn ist insofern gerade dem Gavarni eigen, und erklärt und rechtfertigt den großen Anklang welchen dieser Zeichner gefunden.

Gavarni ist ein echtes Originalgenie, er schöpft seine Inspirationen nur aus dem tiefsten Grunde seines Wesens, aus sich selbst, und seine Gegenstände unmittelbar aus dem Leben des Tages, aus der großen Komödie wie sie die Gesellschaft schreibt und spielt. Seine Zeichnungen, die vorzugsweise die komischen und drolligen Seiten des geselligen Lebens der Gegenwart beleuchten, haben ein großes Verdienst unter den neuesten Kunstleistungen. Ohne Anmaßung treten sie lustig hinzu und gucken ein wenig durch den Schleier der die Bühne der Spieler verdeckt; sie horchen hier und da, sehen so viel sie mit ihren schelmischen Spionenaugen können, erzählen es arglos und naiv wieder, und machen so eine eigene ergötzliche Wirkung. Wer jedoch an Gavarni's Talent nur den humoristischen Charakter bewundert, läßt ihm keine volle Gerechtigkeit widerfahren. Es ist ihm nicht blos die tiefe, feine, kaustische Beobachtung des Romanschreibers, des Lustspieldichters oder Sittenmalers, sondern auch eine hohe technische Vollendung eigen, und die meisterhafte Art der Darstellung ist in seinen Blättern ebenso bewundernswürdig als die geistreiche Weise der Auffassung. Er hat sich zuerst in die gleichzeitigen Moden und Trachten zu finden und sie bis zum Kunstgebrauch, zum Stil zu erheben gewußt. Keiner unter den lebenden Zeichnern und Malern hat den eigenen Ausdruck der Gestalt welche die Shawls, die Mantillen, die Gewänder, die Frisuren in Verbindung mit der Tournure und dem Gange der Frauenzimmer annehmen können so wahr und leicht erfaßt und wiedergegeben, und so schlagend dargethan, daß sich aus allen Anzügen Etwas machen läßt, selbst aus denjenigen welche, wegen ihrer der Kunst lange widerstrebenden Alltäglichkeit, die hergebrachten Ideen von Eleganz und Schönheit am empfindlichsten verletzen und die Künstler am meisten in Verlegenheit setzen. Gavarni hat den neuen Moden, den jetzigen Zimmereinrichtungen, den Kleinigkeiten und Spielereien des modernen Luxus jene hervorstechende, prägnante Poesie gegeben welche wir in den Cabinetstücken der holländischen Conversationsmaler und in den Kupferstichen nach Chardin bewundern. Er ist noch weiter gegangen und hat die Körperformen ausgedrückt, die unter den Gewändern sich mehr errathen als sehen lassen; er ist der Lebensbeschreiber jener sinnlichen und üppigen Existenzen geworden die in der Civilisation unserer großen Städte immer mehr überhand nehmen und die Stelle der Hetären des alten Griechenlands vertreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

1. Das preußische Religionspatent vom 30. März 1847. Beurtheilt von Karl Nauwerck. Leipzig, Mayer. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verf. meint, es liege der kirchlich-religiösen Bewegung mit welcher Deutschland von allen Seiten wieder erfüllt ist der Gedanke zum Grunde: „daß das äußerlich-mechanische Kirchenthum und das handwerksmäßige Treiben der Geistlichkeit fallen muß; daß der Glaube zum Wissen veredelt und durch die That erfüllt werden; daß die Religion mit dem Leben vermittelt und verschmolzen werden muß; daß die Menschlichkeit die Aufgabe des Menschen ist." Der Satz ist etwas unklar, aber wir können daraus erkennen, daß der Verf. trotz seiner Opposition gegen das bestehende Kirchenregiment mehr das Bestehende entwickeln als überhaupt stürzen will. Nauwerck, der Hegelianer, will noch die „Religion mit dem Leben vermitteln und gar verschmelzen". Als ob das Christenthum sich nicht schon lange mit dem Leben vermittelt, und in dem Kirchenregimente sogar z. B. mit dem „christlichen Staate" verschmolzen hätte! Eben diese Verschmelzung, in welcher Nauwerck noch ein Heil für die deutsche Zukunft sucht, ist es welche wir beklagen. Wie das „Wissen zum Glauben veredelt" werden soll begreifen wir ebenfalls nicht. Das würde eben weiter Nichts als Theologie geben, und der gewöhnlichen Theologie ist die Welt herzlich müde. Nauwerck ist noch nicht dahin gekommen den Glauben als Gegensatz des Wissens zu erkennen, er steckt noch voller Theologie und „daß die Menschlichkeit die Aufgabe des Menschen" möchte fast als eine schöne Phrase erscheinen.

Speciell beschäftigt sich Nauwerck mit einer Kritik des preußischen Religionspatents. Seit er seine Broschüre geschrieben, hat man über dieses Patent einige praktische Erfahrungen gemacht, die Praxis hat es erwiesen, welch ein geheimer Zweck bei dem Erlaß dieses Patents im Hintergrunde stand und seitdem klar geworden. Anfangs mit Interesse von der preußischen Nation aufgenommen, hat man bald erkannt, daß durch dieses Patent der Gewissenszwang in religiösen Dingen nicht ausgeschlossen, im Gegentheil vielfach bestätigt wurde. Die Adresse vieler breslauer Bürger an ihren Magistrat hat das Patent vom 30. März einer Kritik unterworfen, welche tiefer ins Leben greift als die Nauwerck'sche Capitulation der Paragraphen. Es wird hier geradezu erklärt, das Patent sei nur Denen willkommen gewesen welche die in der evangelischen wie in der katholischen Kirche bestehende Hierarchie gesichert wünschen, weil es ein Mittel bietet sich aller Derer zu entledigen welche die starren Satzungen wieder flüssig zu machen wünschen. Das Patent hat ihnen Freude gemacht, weil es die Orthodoxen zu den allein Berechtigten in der Kirche macht; gegen ihren Wunsch werden z. B. in Magdeburg Tausende aus der Kirche herausgetrieben. Den Sinn des preußischen Patents hat das letzte Jahr vortrefflich gelehrt. Wir haben gesehen, heißt es in der breslauer Adresse, daß nur Mitglieder der Staatskirche zum Vereinigten Landtage zugelassen, Christ-Katholiken aber zurückgewiesen wurden, daß somit Jedem der sich unter das Patent vom 30. März stellt das Gleiche droht. Es ist vom Ministerium Eichhorn unter dem 19. Sept. v. J. den Behörden ein Erlaß zugegangen nach welchem die aus der Staatskirche Getretenen, die sich nicht unter das Patent stellen, gezwungen werden ihre Taufen, Trauungen u. s. w. von Geistlichen vornehmen, ja erneuern zu lassen, widrigenfalls ihre Ehen als Concubinate betrachtet und demgemäß von den Behörden behandelt werden sollen. Man nimmt den Schulmännern ihre Aemter, wie es in Königsberg, Breslau u. s. w. geschah; die gezwungen Austretenden verlieren ihren Antheil an dem kirchlichen Gemeindevermögen, sie sollen gezwungen werden neue Kirchen zu erbauen, ihre Prediger zu erhalten u. s. w.

Um solchen Preis bietet dieses preußische Patent Gewissensfreiheit. Wenn man in Preußen seine Staats-, Bürger-, Familien-, Vermögensrechte aufgibt, dann soll man frei bekennen können; aber Das ist ein theurer Preis. Die letzten neun Monate, die Erfahrungen in Magdeburg, Breslau, Brieg, Nordhausen, Halle u. s. w. haben das Patent besser kritisirt durch die Praxis, Schlag auf Schlag, als es von Nauwerck principiell geschehen konnte. Es hat sich vollkommen als richtig erwiesen wenn er aus dem Patente keine sonderlich befriedigenden Ergebnisse ableiten konnte. Die öffentliche Meinung spricht

sich in Deutschland immer lauter für eine vollkommene Religionsfreiheit aus, die einem Jeden ohne bürgerliche Benachtheiligung gebühre; das preußische Patent will das Gegentheil, es verlangt wahrhafte Glaubensmärtyrer, welche dem Glauben ihre bürgerliche Existenz mehr oder minder opfern; es will die Staatskirche im privilegirten Besitz erhalten. Man scheint sich nun in gewissen preußischen Kreisen darauf etwas zugute zu thun, daß man nun doch Bekenntnisse dulden will welche nicht mit der orthodoxen Staatskirche im Einklange sind. Aber abgesehen von dem Opfer um welches die Duldung erkauft wird, ist denn die Duldung so etwas Großes, so etwas Außerordentliches? Wohl dem Staate welcher die Duldung ganz aus seinem Staatsrechte streicht, und statt der geschützten Vorrechte den kühnen Entschluß ausspricht nur gleiche menschliche und bürgerliche Rechte kennen zu wollen.

2. Die kirchliche Bewegung in Deutschland. In einer Reihe von öffentlich gehaltenen Vorträgen dargestellt von J. Wiggers. Rostock, Leopold. 1848. Gr. 8. 18 Ngr.

Herr Wiggers hat durch seine Vorträge auf „das unwandelbare und unvergängliche Dasein der Kirche unter allem Wechsel der Erscheinung" hinweisen wollen. Er will die „Getreuen der Kirche" davor retten, daß sie nicht im „tobenden Kampf der Parteien" ein „Zeichen der nahenden Auflösung der Kirche" erkennen möchten. Dadurch charakterisirt sich vortrefflich der Standpunkt des Hrn. Wiggers. Er nimmt es sehr übel, daß man schon im vorigen Jahrhundert angefangen hat „an dem Uebernatürlichen und Uebermenschlichen in der biblischen und evangelischen Kirche Anstoß zu nehmen", und fortgeschritten ist „zu einer völligen Befreiung des subjectiven Denkens von den geschichtlichen Thatsachen". (!!) Das „Aeußerste der Verirrung" hat sich „in den sogenannten Lichtfreunden dargestellt, jenen christlichen Proletariern welche des ererbten Reichthums göttlichen Zeugnisses sich entschlagend und mit der Dürftigkeit des eigenen Geistes sich behelfend einem geistigen Hungerleben anheimgefallen sind". Ueber die philosophische Entwickelung des deutschen Geistes hat Hr. Wiggers nichts Anderes als ein paar flache, gedankenleere Sätze. Wir sollen aber aus unserm „unseligen Zustande" nur dadurch herauskommen, „wenn man zu der in der Geschichte sich darlegenden Kraft des Wortes Gottes ein volles Vertrauen faßt", und auch „erkennt, daß Glaube und Wissen nicht dem Gegenstande nach, sondern nur in der Art der Erfassung und Aneignung dieses Gegenstandes verschieden sind, daher auch weder das Interesse noch die Macht haben einander feindlich gegenüber zu treten". Auch Rauwerck, obgleich einer ganz andern Partei angehörend, erklärte sich bekanntlich für die Verschmelzung von Glauben und Wissen. So lange unsere Kirchlich-Liberalen aber nicht weiter gehen wollen, wird die Orthodoxie noch immer ein hübsches Gängelband für sie auffinden können. Im Gegentheil kommt es darauf an den theologischen Schleier wegzuziehen, und ganz klar zu zeigen wie Glaube und Wissen nie harmoniren können. Was übrigens Hrn. Wiggers und seine Entwickelung des kirchlichen Lebens und Kampfes betrifft, so sei hier noch bemerkt, daß sie sich niemals aus dem Flachen und Trivialen hervorhebt, sich vielmehr stets in der Mitte eines glückseligen Candidaten-Standpunkts hält, bis zu dem schönen Schluß: „Das Vertrauen zu der Kirche wollen wir fest bewahren, da wir wissen, daß sie, in welcher äußern Darstellung auch immer, die Geschichte bis an das Ende zu beherrschen, nicht in ihr unterzugehen die Bestimmung hat." Also kirchliche Hierarchie bis an das Ende der Geschichte!

3. Die kirchlichen Fragen der Gegenwart. Von Ludwig Völter. Heilbronn, Drechsler. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser erklärt gleich von Anfang herein, daß er sich der Kritik gegenüber auf „evangelischen Boden" stelle. Wir wollen ihm nicht seinen bequemen Zufluchtsort erschüttern, indem wir untersuchen was evangelischer Boden sei. Darin stimmen wir übrigens mit diesem Verf. überein, daß er zwischen „Glauben und Unglauben", also Glauben und Wissen, keine Vereinigung anerkennt. Im Uebrigen eine gewöhnliche Landpastoren-Orthodoxie und das gewöhnliche Plaidiren zu Gunsten der Kirche. Aber Eins charakterisirt den Verf. noch besonders. Er schwärzt die kirchliche Bewegung nicht blos an, weil sie „in gerader Linie" von dem Rationalismus des vorigen Jahrhunderts herstamme, sondern noch mehr, weil er in ihr „den Geist des politischen Constitutionalismus und Liberalismus" wittert. „Die Idee der Volksmündigkeit und Volkssouverainetät, welche seit der französischen Revolution über den Rhein herüber zu uns Deutschen gedrungen ist, soll nun wie zuerst auf dem politischen, so auch auf dem kirchlichen Gebiet zur Herrschaft gebracht werden", u. s. w. in der bekannten Weise. Mit Erlaubniß des Verf. erscheint uns gerade Das als das bedeutsamste Moment in der neuen kirchlichen Bewegung, daß sie eine politisch-sociale Perspective hat, und daß es sich in ihr in weiterer Aussicht nicht blos um die Erledigung eines dürren Glaubensgezänkes handelt, sondern um die Bildung der Massen, weil überhaupt um die menschliche Freiheit, das große Problem der Zukunft, so auch um die Religionsfreiheit, selbst bis zur Freiheit von der Religion; denn ohne diese wird stets jede andere Freiheit unvollständig und schwankend sein. Es gilt die Harmonie und den Frieden sowol in dem Einzelmenschen als in der ganzen Gesellschaft zu gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Entdeckungsreise ins Innere Afrikas.

Einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniß des räthselhaftesten Theils unsers Erdkreises, des Innern Afrikas, bietet das Werk: „Travels in western Africa in 1845 and 1846. By *John Duncan*." Der Reisende, welcher bereits an der verunglückten letzten Nigerexpedition Theil genommen und dem schrecklichen Loose entgangen war welches mit Ausnahme von fünf Personen die ganze Mannschaft jenes Entdeckungszugs betraf, bot später der Königlichen geographischen Gesellschaft in England seine Dienste zur Erforschung der Länder an der Westküste Afrikas an. Sein Anerbieten ward angenommen, und er drang in Folge dessen in Gegenden des Innern von Afrika die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat; er kam dabei bis über den 13° nördlicher Breite und über den 1° östlicher Länge hinaus. Lehrreich und anziehend zugleich ist seine Reisebeschreibung besonders deshalb, weil er überall wohin er gedrungen ist den Culturmomenten unter den Bevölkerungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und sich nicht wie so viele gelehrte Reisende darauf beschränkt hat alle ihre Nachforschungen auf „Thiergeripp und Todtenbein", auf die Auffindung von Steinen und Pflanzen, oder von ein paar Alterthümern oft höchst zweifelhaften Werths zu richten. Höchst beachtungswerth für die Culturgeschichte und die Philosophie der Geschichte ist die an mehren Stellen des Werks sich findende Hinweisung, daß das einflußreichste Element der allmäligen Gesittung für die Bevölkerung jenes unermeßlichen Festlandes, so weit solche von der Westküste aus ins Innere vordringen und sich ausbreiten konnte, in den aus Brasilien und andern Sklavenstaaten zurückgekehrten Sklaven besteht, welche Gewohnheiten gesitteter Völker, Ansprüche und Bedürfnisse mit sich bringen von denen ihre Landsleute die Afrika nie verlassen nicht den entferntesten Begriff haben. Duncan erzählt wie er überrascht worden sei in diesen Ländern tiefer Barbarei sehr hübsche Landgüter in einem sehr vervollkommneten Zustande des Anbaus mit sehr netten, reinlichen und bequem eingerichteten Wohnungen zu finden, wo er auf ganz europäische Weise empfangen und bewirthet worden sei. Stets habe er in solchen Fällen auf sein Nachfragen die Auskunft erhalten, daß die Besitzer dieser Güter Sklaven in Brasilien oder andern amerikanischen Staaten gewesen waren. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1848.

Die Bilderliteratur in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Neben diesen Künstlern brach sich Grandville eine eigene Bahn. Er lieh den Thieren menschlichen Ausdruck und Habitus, und machte den Versuch, ob Fabeln nicht auch gezeichnet werden könnten. Es war im Grunde ein fabelhaftes Unternehmen, welches aber oft sehr glückliche Inspirationen bei Grandville zu rechtfertigen schienen. Das Phantastische und Uebernatürliche gehört ausschließlich der Poesie an; in dem wunderbaren Strudel der poetischen Fiction vergißt der Geist die Wirklichkeit der Gegenstände, und in der Einsamkeit des Gedankens schafft sich der Mensch aus einer eingebildeten Welt eine die möglicherweise existiren kann. Aber die Malerei hat diese Eigenschaft nicht. Sie kann nicht offenbar und geradezu die Verhältnisse der Gegenstände verdrehen, die Gesetze des Raums und der Ausdehnung überspringen, und die unüberwindliche Logik der Augen unterdrücken, welche nur solche Naturformen zugeben die sie kennen und wie sie sie kennen. Selbst auf dem beiweitem mehr ausgedehnten Gebiete der poetischen Literatur ist der Gebrauch phantastischer Mittel keineswegs schrankenlos und willkürlich. Der Apolog und das Epos passen nicht für alle Zeiten. Die Fabel ist die noch etwas unreife Form, das kindliche Lallen des Gedankens der noch nicht frei ist und nur verschleiert auftritt, wie das in Sklaverei gehaltene Weib des Morgenlandes. Fabeldichter entstehen besonders in Zeiten despotischen oder aristokratischen Drucks. Aesop und Phädrus waren Sklaven, und Lafontaine und Gellert schrieben als der Absolutismus das Regiment hatte. Der Reiz der Fabel besteht in der Art von Räthsel welches sie dem Geiste aufgibt, und in dem Vergnügen welches dieser hat es zu lösen.

Wenn also die Fabel in literarischer Beziehung vorzüglich den Epochen angehört welche in der ersten Einfalt und Unschuld jugendlicher Entwickelung sind, oder denen es in der Schale ihrer Cultur und sonstigen Verhältnisse zu enge wird, so kann sie in artistischer Hinsicht nur eine auf die Dauer monotone Caricatur hervorbringen. Nicht etwa daß man den Vortheil der aus der geistreichen Zusammenstellung des menschlichen Typus mit dem thierischen Typus erwachsen kann als durchaus unstatthaft verwerfen soll. Die humoristischen Affenstücke von Decamps beweisen zur Genüge, daß die Gesichtsausdrücke und Beschäftigungen der Menschen, vermöge einer materiellen Seelenwanderung, sich sehr gut und mit feiner Persiflage auf Thierfiguren übertragen lassen. In dieser Art von Bildern und Kupfern liegt sogar eine Gattung neuer piquanter Reize und Wirkungen, die in dem Aehnlichkeitsgefühle ihren Grund haben; aber diese Reize und Wirkungen werden nur hervorgebracht wenn die Aehnlichkeitsgesetze strenge eingehalten und die beiden Typen deren Zusammenstellung das komische Resultat bewirken soll genau gegeneinander abgewogen und ausgeglichen werden. Grandville ist unstreitig nicht ohne jenes Aehnlichkeitsgefühl. Er weiß treffende, wenn auch etwas weit hergeholte Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zwischen den Stellungen, Haaren und Federn der verschiedenen Vier- und Zweifüßer, und den Formen, Bewegungen und Kleidungsstücken der Menschen aufzufinden, und mitunter auf eine höchst geistreiche Weise unsere überspanntesten, raffinirtesten Gewohnheiten unbedeutenden Thieren beizulegen, die er sonst so läßt wie sie sind. Nur so konnte er seine Abbildungen von Thieren anziehender machen als naturhistorische Kupfertafeln. In dieser Beziehung hat er die Illustrirung von Lafontaine's Fabeln weit besser aufgefaßt als sein Vorgänger Oudry. Dieser berühmte Thiermaler des vorigen Jahrhunderts suchte keineswegs den Inhalt und Charakter dieser Fabeln wiederzugeben, sondern begnügte sich die darin vorkommenden Thiere in reichen Landschaften einfach in Scene, aber nicht in Handlung zueinander zu setzen; er umging die Schwierigkeit mittels eines ungeheuern Aufwandes von Nebensachen und Beiwerk, und kümmerte sich ebenso wenig um den physiognomischen Ausdruck als um den fingirten Dialog der sprechenden Thiere. Einige Fabeln ausgenommen, z. B. die von dem Storche und dem Fuchse, wo man ein schwaches Bestreben den Intentionen und Worten des Dichters sich anzuschließen gewahr wird, ist das Werk Oudry's, ungeachtet der Leichtigkeit und Freiheit die ihm der Kupferstich gestattete, nicht viel mehr als eine langweilige Sammlung von Thieren und Veduten.

Grandville hingegen wollte und wußte sich an den Geist und Inhalt der Lafontaine'schen Fabeln zu halten. Er schuf eine Welt von mehr oder minder humanisirten

Thieren; von diesen nahm er blos den Kopf, von jenen den ganzen Leib; er führte alle, Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, auf ein einziges Princip, auf ihre Verwandtschaft mit den Menschen, zurück, und seine Schöpfungen könnten auf physiognomischem Wege allenfalls einen Beleg abgeben für die Ansicht des Demokrit, der bekanntlich behauptete: der Mensch sei ursprünglich nur ein kleiner Wurm gewesen, der sich allmälig und fast unmerklich ausgebildet, und zuletzt die menschliche Gestalt angenommen: — eine Idee welche 3000 Jahre später ein französischer Naturforscher wieder aufgriff und in einer klarer ausgesprochenen und wissenschaftlicher bestimmten Form zum Grundprincip seines Systems von der stufenweisen Entwickelung organischer Wesen erhob. Leider hat der Hofmaler der Thiere mit der allgemeinen Travestirung und Humanisirung der Thierwelt nicht zu rechter Zeit einzuhalten gewußt. Höchstens einige dreißig Lafontaine'sche Fabeln sind von der Art, daß sie geistreich und passend illustrirt werden können; Grandville aber illustrirte sie alle und stellte Scenen dar die nicht darstellbar sind und also nicht dargestellt werden sollten. In den „Animaux peints par eux-mêmes“ trieb er diesen Misgriff noch weiter. Die Thiere die mit dem Menschen Wenig oder gar Nichts gemein haben sind darin travestirt und gleichsam genothzüchtigt unsere Geberden, unsere Gewohnheiten und Trachten vorzustellen. So sehen wir rauchende Elefanten, kutschirende Schnecken, schmausende Krokodile, schreibende Pferde u. s. w. Diese übertriebene Takt- und Geschmacklosigkeit artete zuletzt in wahre Impertinenz und Frechheit des Phantastischen aus. Ich begreife nicht wie Grandville bei der ihm eigenthümlichen feinen und scharfen Beobachtungsgabe übersehen hat, daß nur wenige Thiere von gewissen Seiten einigen Menschen nahe genug verwandt sind um seine geistreichen Maskeraden zu rechtfertigen. Mit den Ameisen, Käfern, Hunden, Ratten und einigen Vögeln hat er Scenen gezeichnet und Zwitterwesen geschaffen die ihm in der neuern Kunstgeschichte einen eigenen Platz anweisen. Für die Portraits der kleinen Thiere hat Grandville Formen und Stellungen aufgefunden die bewundernswürdig sind; nur dürfte man ihm vielleicht Mangel an Naivetät vorwerfen. Sein Talent war weniger angeboren als durch Fleiß und Studium erworben und ausgebildet; man merkt an seinen Sachen das absichtlich Systematische, das starr Theoretische, und vermißt gerade Das was mit den höchsten Reiz eines Kunstwerks ausmacht, die Spontaneität, die Wärme, die anmuthsvolle Ungezwungenheit, die unerschöpfliche Leichtigkeit, die in Einem fort producirt und nach jeder Geburt sich immer wieder neu verjüngt. Grandville's Manier war am Ende in seinem Geiste zu einem festen Dogma, zu einem unantastbaren Grundtext, zu einem todten Buchstaben geworden, und was man auch in der letzten Zeit seines Lebens von ihm erscheinen sah, gewährte nicht mehr die Freude des Unerwarteten und Unvorhergesehenen welches den Werken eines und desselben Künstlers immer neues Interesse gibt. In dem „Autre monde“ schweifte seine Phantasie ganz ins Maß- und Grenzenlose hinaus, und die „Fleurs animées“ waren ein unglücklicher Versuch das Pflanzenreich in derselben Weise wie das Thierreich zu travestiren. Grandville starb vor einigen Monaten, im Alter von 43 Jahren, nach einer kurzen Krankheit. Er war plötzlich geistesirre geworden, und verlangte, weil er sich für Gott hielt, man solle vor ihm niederfallen und ihn anbeten. Gewiß hat die Art seines Talents zu der seltsamen Verrückung seines Verstandes mitgewirkt, und das ewige Erfinden von Metamorphosen ihn gewöhnt in einer eingebildeten, phantastischen Welt zu leben deren Schöpfer er war. Seine Compositionen sind sehr tüchtig gezeichnet, aber durchgängig nicht sehr effectvoll behandelt. Er hatte die Fortschritte welche der Holzschnitt in neuester Zeit hinsichtlich der Farbe und Wirkung gemacht nicht nachgeholt, und eine etwas blasse, deutsche Manier beibehalten; er war zu früh Meister geworden und litt an den Nachwehen einer unvollkommenen technischen Bildung; es fehlte ihm, wie dem Thiermaler Brascassat, an Licht, welches sozusagen die Seele der Landschaft ist.

Der literarische Theil der „Animaux peints par eux-mêmes“ ist von geringem Belang und beschränkt sich auf mehr oder minder geistreiche Anspielungen gegen die Deputirtenkammer, auf mehr oder minder verständliche Glossen über die socialistischen Systeme. Mit Ausnahme eines sehr beißenden und spöttischen Aufsatzes über gewisse literarische Lächerlichkeiten, von Alfred de Musset, wüßte ich nichts besonders Geistreiches anzuführen, und es lohnte wahrlich nicht der Mühe den Thieren so wenig Witz zu leihen, daß sie ihn ganz gut zurückerstatten könnten ohne zu dem geringsten Dank verpflichtet zu sein. Die „Français peints par eux-mêmes“ dürfen ebenso wenig auf gediegene Beobachtung oder Darstellung Anspruch machen, und in den „Petites misères de la vie humaine“, im „Diable à Paris“ u. s. w. ist das literarische Interesse gleichfalls sehr untergeordneter Art.

Alle diese Werke sind nur Themen für Kupfer, sie haben blos einen vorübergehend nachtheiligen Einfluß auf talentvolle Schriftsteller die einwilligen dem Zeichner aus dem Lichte zu gehen und gleichsam als Unterlage zu dienen. Aber es gibt eine andere Art Bilderschriften, deren periodische Wiederkehr für die Ausbildung der Intelligenz sehr schlimme Folgen hat. Wie alle Erfindungen die den Käufer durch Wohlfeilheit zu ködern suchen, sind auch die Pfennig-Magazine mit Holzschnitten, die Bilderzeitschriften u. s. w. in England, der natürlichen Heimat aller Handelsideen, auf die Welt gekommen. Für den englischen Buchhandel waren sie Nichts als ein Mittel recht viele Rieß Papier abzusetzen in Form von Bilderbogen. Der ungeheuere Absatz rechtfertigte das Unternehmen. Der französische Buchhandel beeilte sich diesen Handelsartikel auch bei sich zu Lande einzuführen. Man verschrieb aus London englische Holzschneider und gab in Paris Pfennig-Magazine heraus, den Bogen zu zwei Sous. Da man aber bald inne wurde,

daß die in England übliche Weise des Journalverkaufs für Frankreich Nichts taugte, so erschienen jene Magazine nicht länger in zwanglosen Heften, sondern in regelmäßigen Lieferungen, alle vier Wochen, zu einem festen Abonnementspreise auf das ganze Jahr, und machten von nun an Prätension das Volk wohlfeil aufzuklären und ihm allgemeine Kenntnisse in Masse beizubringen, ohne daß es viel Zeit, Mühe und Geld aufwende. Die Magasins pittoresques, die Musées de famille haben sonach den Wirrwarr der Ideen vermehrt der, tausend mal schlimmer als die Unwissenheit, die Mittelclassen auf der Schwelle alles Wissens läßt und ihnen die kläglichste aller Geisteskrankheiten, den Dünkel, einimpft.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 35.)

4. Discordia concors, oder ob wir kämpfen, sind wir doch Eins. Ein Wort zur Verständigung in den kirchlichen Wirren der Zeit mit Rücksicht auf das Princip des Wislicenus. Von J. C. Lauter. Jena, Frommann. 1847. Gr. 8. 8 Ngr.

Als Lichtfreund will der Verfasser „im Gegensatz gegen den papierenen Papismus starrer Symbolgläubigkeit und Buchstabentheologie das theuer erkaufte Recht freier unbehinderter wissenschaftlicher Forschung bewahren", er will auch, „daß was die Wissenschaft gefunden nicht als ein esoterisches Geheimniß einzelner tiefer Eingeweihten vor der Laienwelt verschlossen, sondern durch Schrift und lebendiges Wort in das Volk hineingetragen werde". Also ein Lichtfreundthum, aber ein Lichtfreundthum welches doch vor den Consequenzen zurückscheut zu welchen Wislicenus gekommen ist. Der Verf. will „versöhnen", er will „eine Stellung über den Parteien" einnehmen. Dabei muß es ihm gar leicht passiren, daß er keiner Partei ein Genüge thut. Es soll ein „höherer Friede" gefunden werden, und zwar dadurch „daß alle Parteien das Gemeinsame anerkennen, in welchem sie trotz aller Differenzen doch Eins sind". Aber diese „höhere Einigung" soll nicht darin bestehen, daß „blos moralische Zwecke (der Liebe und der Gerechtigkeit) sich als gemeinsames Ziel setzen könnten ohne den Geist zu haben der nur aus dem Glauben kommt". Hier beginnt also wieder die alte Theologie und die gewöhnliche lichtfreundliche Taschenspielerei, welche sich dadurch groß dünkt, daß sie nach allen Seiten hin Concessionen macht. Einerseits will der Verf. freie wissenschaftliche Forschung, andererseits aber soll wieder die Schrift als gemeinsamer Glaubensgrund festgestellt werden. Trotz der Forschung soll also doch geglaubt werden. Der Verf. macht an den Glauben weit kühnere Ansprüche als der gewöhnliche Orthodoxe welcher überhaupt die freie Forschung verwirft. Daß Wislicenus es gewagt hat an die Stelle der Schrift den Geist zu setzen, oder wie Verf. meint „die Subjectivität der Willkür", kann er als Rationalist natürlich nicht würdigen, für ihn kann der Mensch die religiöse Wahrheit nicht schaffen, sondern nur „verarbeiten", und die Offenbarung deren der Mensch bedarf bleibt in der Schrift „deponirt". Nachdem der Verf. die Offenbarung als Voraussagung festgestellt hat, will er es auch mit der freien Kritik nicht verderben: sie soll das Recht haben in der Schrift die Offenbarung zu suchen! Welch eine Concession! Lauter Halbheiten und Schwachheiten welche den Rationalismus vortrefflich charakterisiren, und keinen Zweifel daran lassen, daß die Partei welche zwischen Autoritätsglauben und freier Forschung hin und her schwankt, in keiner Weise berufen ist in dem Kampfe welchen es gilt eine Lösung herbeizuführen.

5. Die Krisis unserer religiösen Bewegung. Von R. Haym. Halle, Heynemann. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Sollen wir den Standpunkt dieser übrigens gewandt und nicht ohne Gedankenreichthum geschriebenen Broschüre kurz bezeichnen, so würden wir sagen: der Verf. hält sich auf dem Boden des philosophischen Conservatismus, und er verschleiert oft die Consequenzen welche er doch selber zu ziehen scheint. Er meint die Kirche, das Christenthum ideell wieder construiren und zum Träger einer neuen Zeit machen zu können, nachdem eine Radicalcur mit demselben vorgenommen worden ist. In dieser Beziehung scheint der Verf. ganz besonders an Strauß anzuknüpfen, aber der Kampf in welchen sich seitdem die Subjectivität gegen das Kirchliche und Religiöse gesetzt hat scheint ihm entgangen zu sein, wenigstens gehört er nicht zu den Kämpfern. Er sucht noch nach einer Religion für die Zukunft. „An diese Religion der Zukunft, so weit auch ihre Zeit noch hinausstehe, an eine Neubelebung des Christenthums in diesem Sinne glauben wir fest. Sie wird es sein die neben dem Begriff der Sünde den Begriff der Tugend wieder zu Ehren bringt, die neben dem Maß über dem Handeln das Maß setzt welches das Handeln lenkt, indem es ordnend dasselbe durchdringt. Sie wird es sein welche in das Unbegrenzte mitten hinein die Grenze stellt, und so das Lob jenes Gemischten in sich vereint in welchem alles Schöne, alles Starke und alles Gesunde wohnt. Nur sie wird erst die Zerrissenheit heilen in der, zwischen der Zeit der Griechen und zwischen der Zeit der Gegenwart schwankend, unsere Edelsten gerade am meisten wie Angehörige keiner Zeit sich vorkommen konnten. Mit der Christentugend der Demuth bildet sie die Heidentugend der σωφροσύνη aus, und während sie die Vollendung der Christusreligion ist, erfüllt sie zugleich die Hoffnung auf eine Umgestaltung dieser Religion zur Religion der Humanität." Aus diesem Passus wird sich das conservative Element des Verf., welches einen idealen Schein annimmt, hinlänglich erkennen lassen.

6. Oeffentlicher Protest gegen das fürstbischöfliche General-Vicariats-Amt in Breslau. Actenmäßige Darstellung und Anklage von Mauritius Müller-Jochmus. Leipzig, Keil u. Comp. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Gegenstand den diese Schrift behandelt ist bereits durch die politischen Zeitungen vielfach bekannt geworden. Der eigentliche Veranlasser derselben, der ehemalige Secretair des breslauer Vicariats-Amtes, Nidetzki, beschuldigt darin die genannte Behörde, auf actenmäßige Thatsachen gestützt, in Betreff der Verwaltung frommer ihr anvertrauter Stiftungen „des frevelhaften Betrugs", und wurde deshalb zu Berlin, wo er gegenwärtig lebt, zur Untersuchung gezogen und zu einer viermonatlichen Gefängnißstrafe „wegen Pasquills" verurtheilt. Der Einwand der Wahrheit wurde vom Gericht nicht angenommen, und Nidetzki hat nun durch die vorliegende Schrift an die öffentliche Meinung appellirt. Sie kann ihm nur günstig sein, und sie wird sich durch die vorliegenden Acten unzweifelhaft von den großen Misbräuchen überzeugen welche sich in der katholischen Kirchenverwaltung eingeschlichen haben, und wie durchaus nothwendig hier eine Controle der Staatsbehörden geworden ist. Die vorliegende Schrift hat einen größern Umfang erhalten, weil Alles was bisher in dieser Angelegenheit gedruckt und der Censur unterworfen werden sollte von dieser unterdrückt worden ist, obgleich nicht einzusehen was eine unbefangene, auf Thatsachen gestützte Darstellung bestehender Verhältnisse Strafbares enthalten könnte. Nach dem ganzen speciellen Inhalte der Schrift, welchen wir hier bei Seite lassen müssen, stellt sich der Charakter der Verwaltung gegen welche sie gerichtet ist als ein solcher dar der ein kräftiges Einschreiten von außen her zur dringenden Pflicht macht. Der Verf. schildert sehr ausführlich die Veruntreuungen an den Messfundationen welche von katholischen Geistlichen stattgefunden hätten, und welche dann von dem bischöflichen Amte absolut nie-

dergeschlagen worden wären. Er setzt hinzu: „Dieser Betrug ist den Katholiken unbekannt; würde er ihnen von der geistlichen Behörde erklärt, kein Vernünftiger würde mehr seine Hunderte oder Tausende auf ewige Meßfundationen für ewige Seelenruhe der schlesischen Kirche anvertrauen." Ein Kanonikus soll folgende Aeußerung sehr charakteristisch für die unabhängige katholische Kirchenverwaltung gemacht haben: „Wenn der Pfarrer das Meßfundations-Geld todtgeschlagen, so habe die Kirche das Recht zu erklären, daß die Stifter desselben «selig» seien, und daß sie mithin keine Meßfundationen mehr brauchten" u. s. w.

7. An die Religionsstürmer unserer Zeit. Eine Stimme des Unmuthes von Jg. Sch. v. M. Salzburg, Mayr. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Verf. schnaubt die Religionsbewegung der Gegenwart an, es tritt ihm förmlich der Schaum vor den Mund. Er wüthet über das „Schauer erregende Scheusal gräßlicher Philosophie" ganz wie es nur von einem Obscuranten erwartet werden kann. Gedanken fehlen, die Hauptpointe des fliegenden Blattes ist die, daß die Lichtfreunde und Consorten von Lucifer hergeleitet werden. Man riecht lauter Schwefel und Pech. Doch zur Selbstcharakteristik der Unmuthsstimme ein paar Stellen:

Taumelt nur fort, labt euer Gemüth! letzt eure Gelüste!
Sättiget eure Begier!
Raubt nur, zwar nicht Eigenthum Anderer (aber auch dieses,
Wenn es gelänge, vielleicht) —
Raubt den kindlichen Sinn, das fromme Vertrauen, den Glauben
An den unsterblichen Gott,
Und an Alles was immer gestärkt, getröstet, erleichtert
Hat die Gedrückten bisher!
Raubt nur fast unbändig in euerm dämonischen Treiben,
Fahret, Verworfene, fort!
Raubt nur fort, laßt euern verruchten, verwüstenden Wahnsinn
Brausen und stürmen nach Lust!
Aber werdet ihr auch, ihr greulich Verblendeten, endlich
Gottes Gerichten entflieh'n? u. s. w.

Ferner:

Doch nun lassen wir sie vor unseren Blicken erscheinen,
Diese gefürchtete Schar:
Wislicenus und Strauß und Feuerbach und wie sie Alle
Heißen, die Diener des Herrn
Welcher im Schlunde der Finsterniß haust und herrschet und sendet
Seine Gesellen herauf,
Bruno Bauer und Rupp auch nicht zu vergessen und Alle
Die sich dem Bösen geweiht,
Auch der erbärmliche Ronge, der ehestandslustige Czerski
Und wie sie Alle genannt,
Wie sie gerühmt, mit Geschenken verfolgt, mit Adressen gehudelt
Werden vom jauchzenden Troß u. s. w.

Der Gedanke diese schimpfende Unmuthsstimme für eine Persiflage zu halten lag nahe, aber schon der Name des Verlagsorts Salzburg mußte ihn niederschlagen. Es sucht sich hier wirklich ein Finsterling von der schönsten Sorte durch ein leeres Geschrei zu erleichtern. Es ist Nichts schlimmer für die Obscuranten als wenn sie anfangen komische Personen zu werden. Da zeigt sich am deutlichsten wie sehr sie ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Entwickelung der Zukunft verlieren.

F. Saß.

Lesefrüchte.

Die Rache eines Affen.

Sir George Lefevre erzählt in seinem physiologischen Werke „An apology for the nerves" folgende Anekdote von der Rachsucht und der Schlauheit eines Affen. Dieser Affe war von seinem Herrn, einem westindischen Pflanzer, im Freien an eine Stange angebunden worden. Da er von einer dort einheimischen Art Krähen sehr oft seines Futters beraubt wurde, so beschloß er sich zu rächen. Er stellte sich um Dies zu erreichen todt, und nahm völlig regungslos seine Lage dicht an der Stange. Die Vögel näherten sich langsam und nahmen sein Futter in Beschlag, welches der Affe ohne sich zu rühren geschehen ließ. Nachdem Dies zu wiederholten malen geschehen war, und die unerbetenen Gäste seines Todes sicher zu sein glaubten, wurden sie so kühn sich in seine Nähe zu wagen, sodaß eine und die andere in das Bereich seiner Pfoten kam. Als der scheintodte Affe den Augenblick des Gelingens gekommen glaubte, packte er eine der räuberischen Krähen und ahndete an ihr das Vergehen der ganzen Schar. Todesstrafe dünkte ihm jedoch zu wenig für das Verbrechen. Er war so scharfsinnig in seiner Grausamkeit wie ein Strafgesetzgeber der guten alten Zeit unter den Menschen. Jedenfalls huldigte er in seinem Rachgelüste auch der beliebten Abschreckungstheorie. Er rupfte nämlich dem unglücklichen Deliquenten Feder um Feder aus dem Leibe, und als er mit dieser wahrhaften „Thierquälerei" zu Ende, entließ er den bedauernswerthen Räuber aus seinen Klauen, um seinen Gefährten durch seine Erscheinung die Strafe vorzuhalten die ihnen bevorstehe wenn sie noch einmal Lust trügen sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen. Der Affe hatte nach der bekannten Definition des alten Philosophen einen Menschen aus der Krähe gemacht: „einen Zweifüßler ohne Federn".

Das Tory Island.

In Irland gibt es ein Tory Island, das nicht allein wegen seines Namens merkwürdig ist. Es erhebt sich, wie Lord George in seinen „Hints to Donegal tourists: a sequel to «Facts from Gweedone»" berichtet, aus der See „wie eine befestigte Stadt". Ein früherer Reisebeschreiber, Sir Charles Giesecke, schildert es in ähnlicher Weise „vom Aussehen eines in Trümmern zerfallenen ungeheuern Schlosses". Die alten irischen Sagenbücher melden, diese Insel habe sich 1200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, sonach vor dem trojanischen Kriege, im Besitz eines Volks mit Namen Formorianer befunden. Diese uralten „Tories" sollen afrikanische Seeräuber, ein Volk von Riesen gewesen sein, die unmittelbar von Ham, dem Sohne Noah's, abgestammt hätten. Damit könnte der Stolz der Tories sich befriedigt finden. Leider hat jedoch die Kritik, die so manchen wirklichen und sinnbildlichen ehrwürdigen Stammbaum schon kurz und klein gepflückt, herausgebracht, daß das Tory Island seinen Namen nicht von den Tories oder von diese Bezeichnung führenden alten Schnapphähnen zur See herleiten kann, sondern daß er aus Tower Island, Thurm-Eiland, verunstaltet wurde, ein Name welcher der Insel wahrscheinlich wegen ihres Ansehens beigelegt wurde, da, um mit den Worten Sir Charles Giesecke's zu reden, „die Felsen welche sie wie Mauern einfassen scheitelrecht aus dem Grunde des Meers emporsteigen".

Die Wunderkraft der Edelsteine.

Nach einem persischen Manuscript, welches von dem Radscha Kalikischen übersetzt im „East Indian Magazine" erschienen ist, sind folgende die den verschiedenen Steinen und andern Kleinodien von den Morgenländern beigelegten Wunderkräfte, wobei die Aehnlichkeit zwischen diesen und den Ideen welche jene Steine ursprünglich versinnbildlichten leicht nachgewiesen werden kann. Der Demant bewahrt vor dem Blitz, heilt Tollheit und thörichte Furcht; der Rubin läutert das Blut, löscht den Durst, verscheucht Trübsinn, verschafft Ehre und Reichthum; der Smaragd wehrt bösen Träumen, verleiht Muth und heilt Schlagflüsse; der Türkis, persisch Aber Is'hagi, d. i. Vater des Isaak, hellt das Auge auf und ist ein Heilmittel für den Biß giftiger Thiere. Andere Ueberlieferungen fügen diesem noch hinzu, daß Perlen den Geist erfrischen und die Leidenschaften hemmen, der Saphir vor Verzauberung schütze, Chrysopras die Liebe zum Geld nehme, Agat vor Stürmen bewahre, Amethyst Trunkenheit verhüte, und Korallen die Farbe mit dem Sinne Desjenigen der sie trägt ändern. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 37. — 6. Februar 1848.

Die Bilderliteratur in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Wenn diese Bildermagazine nach einem methodischen Plane angelegt und zu einem bestimmten Zwecke abgefaßt gewesen wären, wie gewisse populair geschriebene Handbücher nützlicher Künste und Wissenschaften, so hätten sie allenfalls zur Verbreitung jener allgemeinen Grundbegriffe beitragen können, die jeder Mensch, welchem Stande er auch angehört, im gewöhnlichen Leben besitzen soll; aber in allen periodischen Schriften mit Kupfern herrscht die vollständigste Wissensanarchie. Bald sind es merkwürdige Trachten, bald Aufsätze über Kunst, manchmal über Transscendentalphilosophie, ein andermal über Naturgeschichte, kurz das Entgegengesetzteste, Confuseste, Fragmentarischste, Brockenhafteste, und folglich Ungründlichste was man sich vorstellen kann. Solche Bildermagazine gleichen Raritätencabineten oder vielmehr alten Rumpelkammern, worin die verschiedenartigsten Gegenstände in wilder Unordnung durcheinander liegen. Wer die in einem dieser Magazine abgehandelten Gegenstände im Gedächtniß behalten hätte, dem müßte zu Muthe sein als befinde er sich unter dem beklemmenden Druck eines schrecklichen qualvollen Traumes, wo alle Formen unablässig ineinander rinnen und alle Bande der Zeit und des Raums unaufhörlich reißen. Wer sorgsam und ausschließlich ein solches Werk läse, der dürfte, wenn er es durch einen Kraftaufwand von Genie dahin brächte Alles was er gelesen in seinem Kopfe gehörig zurechtzulegen, von vielen Dingen mitreden ohne ein einziges recht zu wissen. Man muß nicht glauben, daß periodische Schriften und Collectivwerke deshalb weil Mannichfaltigkeit des Stoffs und Mitarbeiterpersonals eine der Hauptbedingungen ihrer Existenz ist, nicht nach Einer sich durch das Ganze hindurchziehenden Grundidee redigirt zu sein brauchen. Eine einsichtsvoll begründete und geleitete Zeitschrift arbeitet mit Consequenz auf einen klar vorstehenden Zweck hin, und gibt nicht blos ein treues Spiegelbild von dem geistigen Umschwunge der Zeit, sondern behandelt auch aus einem festen Gesichtspunkte alle gleichzeitigen Fragen welche in der Kunst, Wissenschaft, Literatur und Politik die Gemüther beschäftigen und bewegen; sie sichtet die intellectuellen Momente des Völkerlebens und bringt sie wenn auch nicht in ganz strenge, doch wenigstens in solche Ordnung, daß der Leser am Ende des Jahrs von allen großen und wichtigen Ereignissen der wissenschaftlichen, religiösen, sittlichen, künstlerischen und politischen Bildung seiner Zeit unterrichtet ist. Eine Revue wendet sich überdies an gebildete Geister, die schon eine bestimmte Weltanschauung und einen Gesammtüberblick haben über die Fragen der Wissenschaft, Kunst und Bildung, welche sie nur mehr ins Licht stellen, aus dem Dunkel wovon sie zum Theil umhüllt sind klarer hervorheben und so zu freierer Entwickelung anregen will. Sie führt daher die Leute nicht von Windungen zu Windungen auf einer ziellosen Bahn gleichsam an der Nase herum, sie setzt sich die Bildung ihrer Leser nicht vor, sondern setzt dieselbe voraus. Das ist aber nicht der Fall bei den Bildermagazinen. Diese sind vorzüglich für Kinder, für das Volk, für solche Leute berechnet die noch keinerlei Vorkenntnisse, noch keine festen Gesichtspunkte und deshalb dem Winde jedes Sophismus keinen Widerstand entgegenzusetzen haben, und platterdings nicht im Stande sind in diesem fürchterlichen Gewirr von Dingen und Ideen den Zusammenhang Dessen was sie wissen sollen mit Dem was sie nicht wissen sollen zu unterscheiden. Was die Bildermagazine für Kupferplatten oder Holzstöcke ausgeben, sind sie genöthigt am Text und an der Redaction zu sparen, und bringen daher selten gründliche Abhandlungen. Da sie sich mehr an die Schaulust als an die Wißbegierde wenden und weniger auf wissenschaftliches oder stilistisches Verdienst als auf das artistische und pittoreske Element geben, wovon sie größern Erfolg und Absatz hoffen, so beschleunigen sie den unleugbaren Verfall aller Formen geistiger Darstellung. Zu den illustrirten Monatsschriften sind in neuester Zeit noch illustrirte Wochenblätter hinzugekommen, und es kann nicht lange dauern, so werden auch illustrirte Tagesblätter erscheinen, um den Ruin von Wissenschaft, Literatur und Kunst im Großen und Ganzen zu vollenden.

Die Unmasse von illustrirten Werken aller Art hat für die Literatur in Frankreich zwei gleich verderbliche Resultate gehabt. Bei den ältern Werken haben die Kupfer dem Inhalte blos geschadet und dem Leser den poetischen Eindruck verkürzt; was die neuern Werke anlangt, so haben sie in literarischer Hinsicht noch grö-

ßern Schaden gestiftet. Das Wesen der Dicht- und Zeichnenkunst ist, wie oben nachgewiesen wurde, nicht einerlei, und es kann nichts Gutes daraus entstehen wenn man beide Künste in unnatürlichen Verband bringen will. Hogarth, von Lichtenberg erklärt, hat zwar Letztern nicht um seinen Ruf eines witzigen und geistreichen Mannes, aber um einen guten Theil seines körnigen Humors gebracht. Der Geist verlangt in allen Dingen freie Bewegung und eigene Selbständigkeit; die illustrirten Werke aber verlangen von dem Schriftsteller Umrisse in Prosa zu bringen, Figuren und Scenen in Worte zu kleiden, wie man schlechte Verse unter die Noten eines Musikers setzt. Nur Eines wundert mich, daß nämlich Leute von Talent sich solchen Zumuthungen gefügt, daß Leute von Phantasie das schönste aller Geistesvorrechte, das Vorrecht der Erfindung und beliebiger Durchbildung, aus freien Stücken aufgeopfert haben.

Unsers Erachtens — denn wir befassen uns mit dieser Menge von Holzschnitten, Radirungen und Lithographien nur insofern sie auf die Literatur Bezug haben — darf man die augenscheinliche Thatsache der Schwäche aller darstellenden Formen des Gedankens nicht allein dem speculirenden Buchhandel zur Last legen. Die Buchhändler sind freilich viel Schuld an dem zunehmenden Verfall der Literatur; aber die Schriftsteller selbst sind mit Schuld daran. An Talent hat es in unsern Tagen den Leuten die schreiben nicht gefehlt; vielleicht war nie eine Zeit mit poetischen Kräften und Anlagen so gesegnet als die gegenwärtige, und selten dürfte die Kritik eine reichere und gewaltigere Entfaltung aller Arten von Geist, Laune und Phantasie mit angesehen haben; was gemangelt hat ist das Maß, die Disciplin, der Respect den man vor sich selbst und vor seiner Arbeit haben soll.

Es ist kein Wunder, daß in einer industriellen Zeit, bei der überreizten, genußsüchtigen Gemüthsstimmung, die Literatur eine Industrie, eine Quelle des Reichthums hat werden wollen. Aber Gottlob! ist das Wesen des Gedankens von der Art, daß die Literatur von dem Augenblicke an wo sie aus ihren Erzeugnissen Geld herausschlagen wollte sich selbst den Todesstoß versetzt hat. Der Geist ist keine Spinnmaschine, die nur einen Dampfstrom braucht damit ihr Räderwerk wieder in Gang kommt, und jeden Tag ohne Unterlaß, ohne Anstrengung und Gefahr dieselbe Masse Arbeit und dieselbe Quantität Fabrikate liefert. Der Geist ist unendlich wie Gott, seine Quelle und seine Substanz, aber sein Schaffen ist beschränkt; er besteht aus verschiedenen Fähigkeiten, die sich gegenseitig unterstützen und beaufsichtigen. Um große, geniale Werke hervorzubringen, dazu braucht er alle seine Fähigkeiten, findet sie aber nicht alle gleich und jederzeit bereit. Das Gebiet des Geistes ist die Zeit, jenes geheimnißvolle Medium welches er zum Schaffen nöthig hat. Die That ist das leicht und schnell gemachte und ebenso leicht und schnell geborene Kind des zusammenwirkenden Zufalls, den einer oder mehre Menschen mit ihrer Kraft ergreifen und zum Gebären zwingen. Aber nie hat der Zufall, nie hat der plötzliche kräftige Entschluß ein Werk geboren. Die That entsteht im Strudeln und Toben wie im stillen und gleichen Fortschreiten der Stunden, das Werk will die Ruhe und Gleichmüthigkeit der Betrachtung und Beschauung, es will die stille Zeit, die langsam aber herrlich vollendet was eine Ewigkeit hoffen soll. Die That erfodert weiter Nichts als augenblickliche Inspiration und entschiedenes Eingreifen in den Moment; zu einem Werke aber müssen die Elemente gesammelt, verbunden, abgewartet, alle glücklichen Stimmungen des Geistes wahrgenommen, alle Zufälle der Begeisterung und alle Ergebnisse des Nachdenkens beständig auf Einen Punkt hingerichtet werden. Die am reichsten begabten Naturen, diejenigen welche die beiden äußersten Eigenschaften der Kunst als Mitgift erhielten, schrieben gewöhnlich nicht Viel; sie verbrauchten und vergruben sich mit Leib und Seele in wenigen Werken, manchmal in einem einzigen; sie waren ihrem Ideale treu und redlich gegen ihr Genie. Als aber die Literatur, die sonst vorzugsweise dem Ruhme und den Ideen des Schriftstellers nützte, ein Comptoir, eine Wechslerbude wurde und jedes Buch, jeder Bogen, jede Zeile zu Geld gemacht werden konnte, schrieb man so viel als möglich, nicht etwa um seiner Ueberzeugung und der innern Sibylle zu gehorchen, sondern um schnell ein Vermögen zu erwerben und alle Lebensgenüsse mitmachen und erschöpfen zu können.

So entstand die Demagogie der Literatur und bildete sich eine aufrührische Rotte von Literaten, zusammengeflossen aus allen verirrten Bestimmungen, übergeschnappten Eitelkeiten und verfehlten Berühmtheiten, Dichter, Romanschreiber, Kritiker, die Kunst, Wissenschaft, Bühne, Aesthetik umgestalten sollten, nicht ganz unbegabte Naturen, bei denen aber die angeborenen Fähigkeiten den Mangel tüchtiger Studien und positiver Kenntnisse nicht ersetzten, und die sich thörichterweise einbildeten, man erringe die Herrschaft der Intelligenz durch Handstreiche und Gassenlärm. Von nun an verschmähten die Autoren die einige Zukunft haben konnten jede ernste Sammlung des Geistes; sie gaben sich keine Mühe mehr ihre Gedanken zu verdichten, zu reifen, nach einem Plane anzulegen; sie verschwelgten und verschleuderten sich in Werken die weder ihre poetische Stimmung noch ihre politische Gesinnung ihnen abfoderte; sie verkannten die Beharrlichkeit, die Concentrirung, die Disciplin, die durchaus unerlaßlich sind um gute Bücher zu schreiben. Ihre Gedanken waren wie Recruten die man nicht Zeit hat einzuexerciren, zusammenzuziehen und in Schlachtordnung aufzustellen; man führt sie ins Feuer, Minute für Minute, je nachdem sie eintreffen; sie werden rein umsonst aufgeopfert; sie erschöpfen sich, schwinden hin und kommen um ohne Ehre. Die Schriftsteller haben alle ihre Fähigkeiten vergeudet, und über Alles geschrieben, bei jeder Veranlassung, ohne Neigung, ohne Zurückhaltung, ohne kindliche Pietät gegen ihre Vorfahren, ohne Rücksicht auf ihren zu begründenden oder schon begründeten Ruf. Fast Alle sind aufs schrecklichste gestraft worden;

sie haben ihr geistiges Wirkungsvermögen überlebt wie der Wüstling seine sinnliche Genußfähigkeit überlebt.

Alle productiven Kräfte der Natur wollen gespart, geschont, geregelt und zusammengehalten sein; das geistige Arbeiten kann von Ermattung zu Ermattung eine maschinenmäßige Gewohnheit werden, was nur eine mehr oder minder verzögerte Hinfälligkeit und Abgelebtheit ist. Die reichste und stärkste Einbildungskraft hat keinen endlosen Athem; sie ist kein Packesel, der jeden Tag seine Last tragen und übermorgen wieder den Weg zurückmachen kann den er gestern gemacht. Das Genie hat nur eine gewisse Anzahl von Werken in die Welt zu setzen; was man Improvisation, Fruchtbarkeit nennt, ist eher eine unglückliche als eine glückliche Gabe des Geistes. Die Natur hat Niemanden des Nachdenkens überhoben; sie trägt Keinem zu bestimmter Stunde neue Inspirationen zu, sondern will, daß der Mensch sich seinen Ruhm wie sein Brot wie Adam im Schweiße seines Angesichts erarbeite. Die Improvisationsgabe ist für keinen Schriftsteller ein Vorzug und entschuldigt blos jene endlosen Werke die, von nirgend ausgegangen, nirgend ankommen und von Sonne zu Sonne, von Eckstein zu Eckstein ihr ewiges Vagabundenleben hinschleppen.

Als die üppigen und schwelgerischen Literaten, welche die Sorglosigkeit und Verschwendungssucht des Dichters mit der Knickerei und Habgier des Krämers in einem seltsamen ehebrecherischen Verhältnisse zusammenkuppeln wollten, von dem Improvisiren nicht mehr genug hatten, so verschwanden Treue und Redlichkeit aus den literarischen Geschäftsverbindungen. Sonst bestand zwischen dem Verfasser und Verleger ein gewisses Solidarverhältniß; es knüpften sich zwischen ihnen Bande von Interesse, Erkenntlichkeit oder Würde. Beide gewannen dabei. Jetzt hat sich zwischen den Schriftstellern und ihren Vermittlern mit dem Publicum ein Krieg von List und Uebervortheilung entsponnen. Jeder will die Lage des Andern sich zu Nutzen machen. Von dem Augenblicke an wo das gegenseitige Vertrauen brach, geschah es, daß die Autoren ihre Bücher verauctionirten und links und rechts an den Meistbietenden losschlugen. Seither war die Leitung des Buchhandels in einsichtsvollen Händen geblieben. Im vorigen Jahrhundert setzte das Verlegerhandwerk literarische Kenntnisse, selbständiges Urtheil, gebildeten Geschmack voraus; aber an die Stelle dieser Männer welche die Literatur liebten, sie verstanden und aufmunterten, hat sich die rohe, unwissende und habgierige Sippschaft der Geschäftsleute eingedrängt, bloße Kaufleute ohne Geschmack und Bildung, Ausbeuter und Verlocker des Geistes, die den Ruf eines Schriftstellers wie eine Kohlenmine oder einen Eisenhammer in Commandite bringen. Und auf diesen Schacher mit Geistesproducten sind die Literaten eingegangen! Ich kenne hier sogar Romanschreiber die ihre Waaren zu verschiedenen Preisen, je nach der Façon und Qualität, verkaufen; Andere machen die Bücher die sie unterzeichnen nicht selbst, und haben, wie große Schneider- und Maurermeister, eine ganze Heerde Gesellen und Handlanger, die zuschneiden und Materialien herbeischaffen. Die große Ausdehnung welche der literarische Theil der Journale genommen hat gewaltig zu dieser offenen Prostituirung der Intelligenz beigetragen. Das Journal empfängt in seinem ewig gähnenden und unersättlichen Schlunde so Vielerlei, schlingt was hineingeworfen wird so schnell hinunter, daß Alles, schlecht oder gut, in einem Nu verschwindet. Das Feuilleton hat in seinem raschen, rastlosen Kreislaufe eine unglaubliche Nachsicht mit allen literarischen Armseligkeiten und Erbärmlichkeiten. Es hat noch einen andern Nachtheil: da es nämlich die ganze schlagfertige und nicht sehr gewissenhafte Mannschaft der Literatur braucht und ein immerwährendes Aufgebot in Masse an alle Literaten ergehen läßt, so unterdrückt es vorweg jede ernste Kritik. Wie ist es in der That möglich, daß man auf seine eigene Truppen feuert, und Das was man druckt kritisch rügt?

So lange die Schriftsteller die oberste Leitung ihres Talents fremden Händen überlassen, so lange sie sich zu jenem herumhausirenden Nomadenleben verstehen und mittels ihrer Nachtwachen jenen schauderhaften Verbrauch von Novellen und Romanen bestreiten wollen, müssen sie auf jeden ernsthaften Literaturanspruch verzichten und darauf gefaßt sein, daß ihr Ansehen und Einfluß beständig abnimmt. Man kann den höhern geistigen Besitz nicht ungestraft verschleudern und durchtreiben, und kein Zigeuner- und Stromerleben führen ohne die Lumpen desselben zu tragen. Je weniger die Schriftsteller auf sich Acht geben, desto geringere Achtung genießen sie. Auch ist das ins Gedankenreich eingeführte mercantilische Treiben bereits zu seinen logischen Consequenzen gediehen. Von der ganzen jungen, tumultuarischen Literatur, die so ungestüm auf den Schauplatz trat, sind nur noch wenige achtbare und geachtete Namen am Leben; alle übrigen sind gestorben oder liegen im Sterben.

Paris, im September 1847. G. Kolloff.

Literarische Curiositäten.

1. Freiheit! Gleichheit! oder: die Mündigwerdung der Frauen. Von Hedwig und Eleonore Wallot. Frankfurt a. M., Brönner. 1847. 8. 6¼ Ngr.
2. Xenien. Uebersetzung aus dem Lateinischen von Anthelion. Weimar, Hoffmann. 1847. Lex.-8. 5 Ngr.

Den deutschen Frauen ist das erste Büchlein gewidmet. Wohl wenn sie es lesen; denn sollte hier und da so eine verkehrte Emancipationsidee in dem Kopfe eines Weibes ihren Spuk treiben, so würde sie durch das beste Heilmittel, durch diese an Faselei grenzenden Verse von Frauen nachhaltig geheilt werden. Die beiden Verfasserinnen, so scheint es, hätten doch, da sie gemeinsam mit diesem Geistesproduct niedergekommen sind, vor einer solchen unfreiwilligen Komik sich hüten sollen, die mit leeren Phrasen und tollen Redensarten ein bedauernswerthes Spiel treibt. „Was heißt emancipiren?" fragen die Verfasserinnen im Motto. Sie antworten: „Den innern Mensch (!) studiren"; sollte Das nicht eine Geschlechtsverwechselung sein, da doch der Mensch im vierten Fall den Menschen heißt? Ferner: „Das Vorurtheil verlieren, das Herz, den Kopf curiren, sich mit dem Geiste zieren, mit Wort und That sich rühren, für Freiheit, Recht votiren, zum Selbstbe-

wußtsein führen!" Wohin aber ein so errungenes Selbstbewußtsein weiter führt, und mit Consequenz führt, Das geben uns die Verfasserinnen nicht weiter an, ebenso wenig, worin das Vorurtheil besteht und was am Kopf und Herzen curirt werden soll. Die ganze Sache wäre spaßhaft wenn sie nicht so ungeheuer abgeschmackt wäre und eine tiefere sittliche Bedeutung hätte. Die ungeheuere Naivetät die im Büchlein herrscht läßt den eigentlichen kritischen Unmuth nicht ganz aufkommen, und wenn Ref. hier abbricht, so möge man Das dem Umstande zuschreiben, daß er zwar von der ganzen Weiberemancipation, wie man Dies gewöhnlich versteht, Nichts hält, daß er dagegen gegen Frauen galant zu sein nicht verlernen möchte, und namentlich gegen Frauen die mit solchem Muthe ihre Mitfrauen auffodern:

> Schätzt ihr euch denn so klein, geringe,
> Daß ihr vor jedem Frack euch beugt?
> Seht ihr den Zipfel nur vom Dinge (!),
> Ihm blindlings Achtung schon bezeigt!
> Daß ihr ein hochstudirtes Wunder,
> Ein Muster von Gelehrsamkeit,
> Kurz Wissen, Bildung ehrt darunter
> In tiefster Unterwürfigkeit,
> Und wißt nicht einmal was dahinter?

Das zweite Büchlein, die „Xenien", sollen aus dem Lateinischen stammen; wer hat dies Latein geschrieben? Wir möchten eher Recht haben wenn wir es als Originalproductionen aus dem Mystischen, als pietistische Pülverchen für alle Krankheiten der Welt, als Reinigungslatwergen gegen Hochmuth, Sünde, Vernunft, Selbstsucht, als Demuthspillen gegen alle menschliche Freiheit ausgeben. Der ausgesuchteste Pietismus macht in diesen Versen seine Bocksprünge und gießt seinen fanatischen Geifer über jegliche Richtung aus die nicht mit ihm übereinstimmt. Statt weiterer Kritik wollen wir nur einige Xenien anführen, denn solchen Vortheil haben derlei Producte, daß sie sich selbst kritisiren.

> Fichtschellheg sagt: Er wisse auch Alles und das von sich selber:
> Obwol die Schrift, wie man sieht, ihn doch sein Bestes gelehrt.

> Will du ein Schauspiel im Tartarus seh'n? Ein würdiges Vorspiel
> Dessen bietet ja schon immer ein Maskenball dar.

> Alexander und Napoleon und Friedrich der Große
> Sind sie wol, wie in der Zeit, groß in der Ewigkeit auch?

> So wie die Dichter sind auch die Tonkünstler Fröhner der Weltlust;
> Kaum unter Hunderten weih't Einer dem Heiligen sich.

Dieser Eine aber ist unser bescheidener, zerknirschter Anthelion, der in seinem Glaubensmuthe so weit geht, daß er den Katholiken mit dem Schwerte droht, da sie andere Beweise nicht verständen: nun denn, Gott wird dafür sorgen, daß solche Bäume nicht im Himmel wachsen! 11.

Spanien und Portugal.

Ein Engländer, Namens Hughes, der bereits durch eine Schrift über Spanien sich vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist ein zweites mal nach der Halbinsel gegangen, über Havre, Paris, Bordeaux, Bayonne, San-Sebastian, Tolosa, Bergara, Burgos nach Madrid, von Madrid nach Lissabon, immer Bleifeder und Pergament in der Hand, und gibt seine Niederschriften dem Publicum in zwei Bänden unter dem Titel:

An overland journey to Lisbon at the close of 1846; with a picture of the present state of Spain and Portugal. London 1847.

Die angegebene Route berechtigt nicht Neues zu erwarten, und insofern findet auch keine Täuschung Derjenigen statt die, wenigstens in der Literatur, die Straße gereist sind, während Neulinge Mancherlei vom Verfasser lernen können. In dem auf dem Titel verheißenen Gemälde Spaniens behält der Spanier das stereotype Gepräge der Trägheit, des Stolzes und des Schmuzes, erscheint das Land aus den verschiedenen Gesichtspunkten der Romanze, der Ueberschätzung und der Wahrheit, und bietet die innere Politik nirgend Stoff zum Neide. Portugal ist zwar von Reisebeschreibern minder abgenutzt, aber auch minder benutzbar als Spanien, und was der Verf. darüber sagt, kommt ziemlich darauf hinaus, daß in den meisten Beziehungen beide Völker sich ähneln, und wo sie voneinander abweichen der Unterschied zu Gunsten Spaniens, letzteres außerdem an malerischem und historischem Interesse das begabtere sei. Am ersten Sonntage seines Aufenthalts in Madrid sah der Verf. die königliche Familie in der Kirche, Königin Christina mit ihren beiden Töchtern, schwarzgekleidet, wie Das die Sitte von den Kirchengängerinnen fodert. Späteres Zusammentreffen mit Königin Isabella veranlaßt ihn zu folgender Bemerkung: „Von Kindheit an hatte Isabellens Gang etwas sehr Watschliges — ein gemeinsames Gebrechen der spanischen Bourbons —, und nun sie stark zu werden anfängt, ist es eine schlechte Freude sie tanzen zu sehen. So beim letzten Hofballe, wo ihr Bräutigam, Don Francisco de Asis, mit ihr tanzte, setzte sie durch ihre Elefantensprünge alle Anwesende in Erstaunen. Ihr Gesicht ist nicht hübscher, die untere Partie dem Bildnisse von Ferdinand VII. noch ähnlicher geworden. Ihre Augen sind hell und nicht garstig. Aber die vollkommene Rundung ihres Gesichts mit der scharfen Nase bringt sie den Physiognomien auf alten chinesischen Theetassen sehr nahe. Die Mantilla kleidete sie gut, meines Erachtens viel besser als das pariser Hütchen und der Mignonsonnenschirm, mit welchem sie bei ihren Fahrten im Prado spielt. Königin Isabella ist nicht ohne Fähigkeiten; sie hat ein wunderbar treues Gedächtniß, und wenn wenig Urtheilskraft, doch Schlauheit und stechenden Witz. Ihr Amante, Don Francisco, hat von letzterm schmerzlich zu leiden."

Etliche Auswüchse abgerechnet, wie eine weitschweifige Besprechung der Montpensier'schen Vermählung, eine Charakterschilderung Cabrera's und persönliche Gehässigkeit gegen den englischen Botschafter, verdient das Buch einen Platz in der anschwellenden Bibliothek über Spanien. 10.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Populaire Nationalökonomie.

Das beste Mittel die unbewahrte Menge gegen die Täuschungen und Verirrungen des Communismus und des andern socialistischen Blendwerks zu sichern ist eine klare, für das Volk verständliche Darlegung der Grundwahrheiten auf denen die vernünftige Nationalökonomie beruht. Die Aufklärung welche aus einer natürlichen Auseinandersetzung dem unbefangenen Sinne zuströmen muß, vermag mehr als Haftbefehle und Zwangsmaßregeln ähnlicher Art, durch die man an vielen Orten das Uebel auszurotten sucht. Dies mag wol dem ungenannten Verf. der „Quelques notions élémentaires d'économie politique théorique et appliquée" bei Abfassung seines kleinen, höchst brauchbaren Werkchens vorgeschwebt haben. Es ist dies eine ruhige, im besten Sinne volksmäßige Entwickelung der hauptsächlichsten nationalökonomischen Lehren mit besonderer Bezugnahme auf solche Punkte deren Aufklärung für das richtige Verständniß der schweizer Verhältnisse — die Schrift ist zu Lausanne ans Licht getreten — von vorzüglicher Wichtigkeit ist. Mit besonderm Nachdruck wird die Lehre vom Eigenthum, gegen die von den modernen Schwärmern so viele Schreckbilder beschworen werden, abgehandelt, indem der Verf. nachzuweisen sucht, wie — wir führen die eigenen Worte an — die Reichthümer, d. h. die für die Bestreitung unserer Bedürfnisse nöthigen Dinge, unter den zu gesellschaftlichen Corporationen oder staatlichen Vereinigungen zusammengetretenen Menschen hervorgebracht und vertheilt werden. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1848.

A. von Humboldt's „Kosmos“.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. *)

Der zweite Band des „Kosmos“ ist erschienen! So hört man im begeisterten Triumphe von Mund zu Mund verkünden. Die ganze Welt der Gebildeten blickt auf diesen Fortschritt des großen Werks mit einer tief empfundenen edlen Freude. War schon das Erscheinen des ersten Bandes ein Ereigniß, eine überraschende, einzig dastehende, mächtig anregende Frucht, gereift und erzogen auf dem vielbebauten Boden der überaus fruchtbaren heutigen Literatur, so ist das Auftreten dieses zweiten Bandes eine mit heißer Sehnsucht erwartete neue That des genialen Geistes, ein mit Anmuth erhebendes zweites Wortgemälde über das All der Schöpfung, um dessen vollendetes Werden und Gedeihen tausend und aber tausend Herzen in ebenso freudiger Hoffnung als sorgenvoller Spannung gewesen sind. Daher ergreift man diese schön gereifte neue Frucht mit einem Gefühle der innigsten Dankbarkeit, man genießt dieselbe mit einem Gefühle der höchsten geistigen Erhebung und blickt aufs neue mit Spannung hoffend in die Zukunft.

Wenn schon der erste Band ahnen und erkennen ließ, daß man es mit einem Werke zu thun habe welches unsers Jahrhunderts höchste Zierde werden dürfte, so gibt dieser zweite Band die zuversichtliche Gewißheit, daß diese Schrift einen ewig denkwürdigen klaren Spiegel aller von Menschen errungenen Wissenschaft und Kunst abgeben werde, in welchem alle nachfolgenden Jahrhunderte ihr nachahmungswürdiges Vorbild in der ehrenvollen Vergangenheit auffinden und bewundern können.

Solche Werke haben einen gewaltigen Einfluß auf den Bildungsfortschritt, auf die geistige Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Sie sind durch die Zeit veranlaßt, aber sie sind auch zugleich die Quelle einer unendlichen Reihe neuer großen Leistungen, segensreich befruchtend für alle folgenden Zeiten. Sie geben Zeugniß von der beständig wachsenden Thatkraft des forschenden und schaffenden Geistes durch alle Bildungsepochen der uns bekannten Jahrtausende. Sie zeigen mit ehrwürdigem Stolze auf die Riesenschritte der Aufklärung unsers Jahrhunderts und wenden den bescheidenen Blick aufrichtiger Dankbarkeit nicht hinweg von dem Alles überstrahlenden Glücke, womit gerade unsere Tage reich bevorzugt sind an großartigen Erfindungen und Entdeckungen, an verständiger inniger Eintracht aller Nationen in der wissenschaftlichen und praktischen Ausbeute dieser plötzlich geöffneten, unerschöpflichen Fundgrube. Wie fällt in der Nähe solcher Werke alle Klage über den Rückschritt der Aufklärung, über den hemmenden Druck auf die Freiheit des sich naturgemäß entwickelnden Geistes in ein ohnmächtiges Nichts zusammen. Wo solche Früchte wie der „Kosmos“ haben reifen können, ist der bloße Gedanke an eine wirkliche Beeinträchtigung der Geistesfreiheit eine die Menschenwürde tief entehrende Unwahrheit. Wo solche Wege wie sie der „Kosmos“ uns vorführt und eröffnet unbehindert haben betrieben werden dürfen, da ist es zügelloser Uebermuth von beengenden Schranken zu reden. Wo solch ein erheiternder Lichtglanz sich über das politische Denken und religiöse Glauben der Menschen hat ungestört frei entfalten können, da ist es kaum möglich ein wirkliches Gelingen der sträflichen Absicht Einzelner zu befürchten, welche mit verborgenen unerlaubten Triebfedern den sich fühlenden Zeitgeist zurückdrängen wollen zu der einsichtsarmen mechanischen Vergangenheit, zu dem finstern, in Unbildsamkeit erstarrten Glaubenszwange. Gerade für die hier und da in Unduldsamkeit und ängstlicher Befürchtung verzerrte und umwölkte Gegenwart ist unser „Kosmos“ eine unaussprechlich heilsam wirkende offene Sonne. Er erheitert und belebt, befruchtet und ernährt den edeln Fonds der Menschen, er durchdringt und vernichtet alles verfinsternde Gewölk und zeigt die Herrlichkeit und Größe der Erde und des Himmels in einer bezaubernden Reinheit. Der „Kosmos“ ist ein durch und durch aufrichtig gemeintes erhabenes Loblied auf die gesammte Errungenschaft der Menschheit, auf das All der erkannten Schöpfung, er ist eine mächtig beseelende Poesie über die erforschte Wahrheit und Wirklichkeit auf Erden. Er lehrt und bewahrheitet den ewig denkwürdigen Satz, daß das Erforschen und Benutzen, Lieben und Verehren der Natur die Gesammt-

*) Ueber den ersten Band wurde in Nr. 298 d. Bl. f. 1845 berichtet. D. Red.

bildung des Menschen veranlassen und ausmachen müssen. Durch ihn erkennt man wie in dem rechten Erfassen und Genießen der Natur der Sprachforscher mit dem Mathematiker und Astronomen, der Philosoph mit dem Geographen und Historiker, der Theolog mit dem Juristen und Mediciner, der Redner, Dichter, Bildhauer, Maler, Musiker, überhaupt alle Männer der Wissenschaften, Künste und Gewerbe den Haupthebel ihrer Existenz und Wirksamkeit finden. Darum sollte dieses classische Buch der Natur kein Freund der Bildung ungelesen und unbeherzigt lassen.

Der vorliegende Band des „Kosmos" besteht aus zwei Haupttheilen. In dem ersten werden von den verschiedenen Anregungsmitteln zum Naturstudium einige der wichtigsten mit umsichtsvoller Sachkenntniß durchsprochen, während der andere die epochemachenden Momente der Geschichte der physischen Weltanschauung in sich schließt. Steht nun jener mit des ersten Bandes einleitender Betrachtung über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und über die wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze, sowie mit der daselbst bezeichneten Begrenzung und wissenschaftlichen Behandlung einer physischen Weltanschauung in übereinstimmender Parallele, so findet der zweite Haupttheil in dem Naturgemälde, dem eigentlichen Kernpunkte daselbst, sein ebenbürtiges würdiges Seitenstück.

Was nun zunächst die Anregungsmittel zum Naturstudium betrifft, so beschränkt sich der Verf. nur auf die Behandlung der dichterischen Naturbeschreibung, der Landschaftsmalerei und der Cultur exotischer Gewächse. Er redet hier mit tief empfundenen begeisternden Worten und bewährt dadurch ein ebenso poetisch hochgehobenes edles Gemüth wie einen vollendet durchgebildeten feinen Geschmack für das wahrhaft Schöne und Erhabene in der Natur und für kunstsinnige Leistungen im Dienste der Natur. Und daneben entfaltet der große Mann eine Staunen erregende Belesenheit, eine selbständige genaue Bekanntschaft mit einer unglaublich großen Reihe der gediegensten Werke aller Wissenschaft. Er kennt und würdigt die Leistungen der Alten wie ein gründlich durchgebildeter Alterthumsforscher von Fach; er kennt und würdigt die Leistungen aller andern Zeiten bis auf die jüngsten Werke unserer Tage. Für Dichter und Sprachforscher, für Geographen und Historiker, für Botaniker und Gartenfreunde enthält der Theil einen großen Genuß. Der Leser fühlt wie der Verf. selbst ein großer Dichter, Geograph und Botaniker, wie er selbst Sprachforscher, Historiker und Gartenfreund, wie feurig poetisch, wie würdig künstlerisch, wie tief wissenschaftlich er die Gesammtnatur in Herz und Geist geschlossen, wie sein ganzes geistiges Sein und Leben in der Natur die Begründung und immer höher gesteigerte Erhebung gefunden habe, wie der ausgezeichnete Mann in der Natur seine Sprache, seine Dichtung, seine Wissenschaft, seine Religion — sein Ein und Alles — gefunden habe.

Wir wollen aus diesem ersten Haupttheile die eine oder die andere Stelle zur Mittheilung bringen. Zunächst wählen wir einen Ausspruch des Verf. über die poetische Freude an der Natur, welche dem Alterthume wol nicht fremd, aber doch nicht gerade ein Gegenstand historischer Ueberlieferung gewesen sei.

Beschreibung der Natur in ihrer gestaltenreichen Mannichfaltigkeit, Naturdichtung als ein abgesonderter Zweig der Literatur war den Griechen völlig fremd. Auch die Landschaft erscheint bei ihnen nur als Hintergrund eines Gemäldes vor dem menschliche Gestalten sich bewegen. Leidenschaften in Thaten ausbrechend fesselten fast allein den Sinn. Ein bewegtes öffentliches Volksleben zog ab von der dumpfen schwärmerischen Versenkung in das stille Treiben der Natur; ja den physischen Erscheinungen wurde immer eine Beziehung auf die Menschheit beigelegt, sei es in den Verhältnissen der äußern Gestaltung oder der innern anregenden Thatkraft. Fast nur solche Beziehungen machten die Naturbetrachtung würdig unter der sinnigen Form des Gleichnisses, als abgesonderte kleine Gemälde voll objectiver Lebendigkeit in das Gebiet der Dichtung gezogen zu werden.

In der Landschaftsmalerei findet der Verf. ein ganz vortreffliches Anregungsmittel zum Studium der Natur. Ueber die Leistungen des 17. Jahrhunderts spricht er sich in kurzen Worten ebenso richtig als schön bezeichnet folgendermaßen aus:

Beziehungen auf die Stimme des Gemüths wurden inniger, und durch sie erhöhte sich der zarte und milde Ausdruck des Naturschönen, wie der Glaube an die Macht mit welcher die Sinnenwelt uns anregen kann. Wenn diese Anregung dem erhabenen Zweck aller Kunst gemäß die wirklichen Gegenstände in ein Object der Phantasie verwandelt, wenn sie harmonisch in unserm Innern den Eindruck der Ruhe erzeugt, so ist der Genuß nicht ohne Rührung; sie ergreifen das Herz so oft wir in die Tiefe der Natur oder der Menschheit blicken. In ein Jahrhundert finden wir zusammengedrängt Claude Lorrain, den idyllischen Maler des Lichts und der duftigen Ferne, Ruisdael's dunkle Waldmasse und sein drohendes Gewölk, die heroischen Baumgestalten von Gaspard und Nikolaus Poussin, die naturwahren Darstellungen von Everdingen, Hobbema und Cuyp.

Wenn er nun auf ähnliche Weise die Leistungen aller Zeiten gewürdigt und mit den Wünschen für Gegenwart und Zukunft verknüpft hat, so sagt er noch folgendes inhaltsreiches Wort:

Alle diese Mittel, deren Aufzählung recht wesentlich in ein Buch vom Kosmos gehört, sind vorzüglich geeignet die Liebe zum Naturstudium zu erhöhen; ja die Kenntniß und das Gefühl von der erhabenen Größe der Schöpfung würden kräftig vermehrt werden, wenn man in großen Städten neben den Museen, und wie diese dem Volke frei geöffnet, eine Zahl von Rundgebäuden aufführte welche wechselnd Landschaften und verschiedene geographische Breiten und aus verschiedenen Höhezonen darstellten. Der Begriff eines Naturganzen, das Gefühl der Einheit und des harmonischen Einklangs im Kosmos werden um so lebendiger unter den Menschen, als sich die Mittel vervielfältigen die Gesammtheit der Naturerscheinungen zu anschaulichen Bildern zu gestalten.

In der Cultur von Tropengewächsen findet der Verf. ein drittes sehr bedeutungsvolles Anregungsmittel zum Studium der Natur. Er erinnert sich gerade in dieser Beziehung seiner eigenen ersten erwachenden Liebe für die exotische Pflanzennatur, seiner ersten mächtigen Sehnsucht nach der Tropenwelt bei dem unmittelbaren Anblick dieser Pflanzengruppen in unsern Gewächshäusern.

Ich habe mich schon früher auf meine eigene Jugenderfahrung berufen; ich habe daran erinnert wie der Anblick eines kolossalen Drachenbaums und einer Fächerpalme in einem alten Thurme des botanischen Gartens bei Berlin den ersten Keim unwiderstehlicher Sehnsucht nach fernen Reisen in mich gelegt hatte. Wer ernst in seinen Erinnerungen zu Dem hinaufsteigen kann was den ersten Anlaß zu einer ganzen Lebensbestimmung gab, wird diese Macht sinnlicher Eindrücke nicht verkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Théâtre français vor 130 Jahren.

Während das deutsche Schauspielwesen vor 130 Jahren in Betreff der Kunst noch wenig anders war als auf Stelzen gehende Haupt- und Staatsaction, oder die gemeinste Hanswurstlustbarkeit, während die Komödiantenbanden von einer Stadt zur andern herumzogen, arm und verachtet, hatte bereits das französische Theater sich in beiderlei Hinsicht auf eine Art entwickelt, daß es, was die dramatische Dichtkunst betraf, bald darauf für die Deutschen als Muster diente. Die Haupt- und Staatsactionen mußten vor den Uebersetzungen der französischen Trauerspiele die Segel streichen, und als der Hanswurst verbannt war, nahm das französische Lustspiel denselben Rang ein. In derselben Weise stand aber auch der französische Schauspieler selbst, bürgerlich betrachtet, weit über dem deutschen. Der letztere ward noch als Vagabund geflohen, während jener im Kreise des Hofes selbst Zutritt fand, mindestens aber mit jedem andern Künstler Hand in Hand ging. Wie in Deutschland hatte ihn allerdings auch die Kirche ausgeschlossen und wollte weder seine Ehe einsegnen noch ihm die Absolution geben; allein gerade Dies diente nur häufig um so mehr dazu ihn in der Achtung der Hofleute, Dichter und Gelehrten zu heben. Man betrachtete es als einen Beweis von Muth, von Entschlossenheit, von Enthusiasmus, sich mit dem ganzen Klerus in Zwiespalt zu setzen, um die Meisterwerke eines Corneille, Racine, Molière und so mancher anderer Dichter zur Darstellung zu bringen. Wollte man, dachte das Publicum, sie genießen, so mußte es Leute geben die Talent hatten der Dichtung Leben einzuhauchen; und vermochten sie Das, so verdienten sie auch dafür Anerkennung. Und so war bereits trotz alles Kirchenbannes Molière, Baron und so manches Talent fast vergöttert, jedes Talent aber das ihnen nacheiferte so geachtet worden, wie es nur immer auf der Stufe die es einnahm beanspruchen konnte. Wir sprechen hier namentlich vom Théâtre français, der Comédie française, den Comédiens français *), welches in Paris damals schon als Schauspielergesellschaft eine Organisation hatte wie sich in Deutschland noch Niemand hätte träumen lassen. Im Ganzen genommen war Alles so eingerichtet wie noch jetzt. Wir haben einen sehr genauen Bericht darüber aus dem Jahre 1718 **), und müßten uns sehr irren wenn wir nicht Manches daraus mittheilen könnten was den Theaterfreund oder Schauspieldichter und Schauspieler selbst anziehen dürfte.

Die ganze Organisation der damaligen Comédiens français hat schon etwas Nobles, wie es sich kaum erst in diesem Jahrhunderte bei unsern Hoftheatern entwickelt hat. Das Schauspielhaus (Hôtel des Comédiens) lag in der Vorstadt St.-Germain, in der Theaterstraße, wie sie allgemein hieß, statt daß ihr Name eigentlich Rue des fosses war. Es gehörte der Gesellschaft eigenthümlich. Ging ein Mitglied ab durch den Tod oder freiwilligen Entschluß, so bekamen dort die Erben, hier der abgehende Theil den Betrag welcher dafür gefällig war: 13,200 Francs, womit sich der statt seiner eintretende Schauspieler einzukaufen hatte. Woher dieser so viel Geld nahm, das jetzt mindestens ein Capital von 7—8000 Thalern repräsentiren würde? Erstlich hatten nicht alle Mitglieder einen vollen Antheil, sondern nur ein Viertel oder die Hälfte, und es konnte also auch im Falle des Austritts nur auf die Rückerstattung von diesem Anspruch gemacht werden; außerdem aber wurde dem neu Eintretenden die Zahlung dadurch erleichtert, daß er so lange nur die halbe Gage erhielt, bis die von ihm nicht gezahlte Summe nebst Verzugszinsen gedeckt war. Das solide Interesse der Gesellschaft war auf solche Weise ungemein gefördert. Von Contractbrüchigkeit konnte kaum je die Rede sein; statt daß der Schauspieler Vorschuß erhielt, mußte er hier Vorschuß machen können, sah sich dann aber auch, mochte er so jung oder so alt sein wie er wollte, im Besitze eines kleinen Vermögens, das ihn im Nothfalle aller Sorgen für die Zukunft überhob. Hatte er aber einmal entweder in runder Summe oder durch Stückzahlung, d. h. Abzug von seiner Gage, seine 13,200 Fr. eingezahlt, so war seine Lage sehr vortheilhaft; alle Monate bekam er 80 Fr. Interessen ausgezahlt. Allenfalls hätte er in jener Zeit schon davon bequem leben können. Woher diese Zinsen kamen? Von der Tageseinnahme. Die ganze Gesellschaft ging an sich in 23 Theile. Nach Abzug der laufenden Kosten, welche für jede Vorstellung zu 300 Fr. veranschlagt waren, hatte jedes Mitglied den dreiundzwanzigsten Theil der reinen Einnahme zu beanspruchen, insofern es einen ganzen Antheil hatte; denn einige Mitglieder waren, wie schon gesagt, nur zum Viertheil oder zur Hälfte berechtigt. 1718 waren z. B. nicht 23, sondern 27 Mitglieder, 14 Herren und 13 Damen, unter welchen bereits die nachher so berühmte Lecouvreur erscheint. Eine Familie konnte damals vielleicht sehr reich sein, die Dancour'sche, denn sie war mit Vater, Mutter und Tochter betheiligt; und fand Dies in vollem Maße statt, so besaßen sie ein Vermögen von fast 40,000 Fr., nicht zu gedenken, daß Dancour auch viele Stücke geschrieben hatte. Bis zu einem gewissen Grade muß das Theaterpersonal dieser Gesellschaft schon aus Geldrücksichten sich einer ziemlichen Achtung haben erfreuen können. Wer Geld hat, gilt nach Maßgabe der Summe über die er Herr ist. So ist es jetzt, so war es sicher auch damals.

Jedes Mitglied hatte in diesem Schauspielhause ein Zimmer, eine Loge, wie es hieß; jedoch nicht zum Wohnen, sondern zum Ankleiden. Nur im Falle von Unwohlsein oder bei wichtiger Veranlassung konnte es die Nacht über hier bleiben. Ein Portier, mit 1000 Fr. angestellt, hatte die Aufsicht; die Theaterkasse ward von zwei Einnehmern und einem Controleur verwaltet, und das Orchester bestand aus sechs Mitgliedern, von denen jedes 400 Fr. jährlichen Gehalt zog: wenig genug, sowol was Mitglieder als was Zahlung betrifft; allein die Zuschauer waren damals an stille, sanfte Musik gewöhnt; daß Hiller in seiner berühmten „Jagd" zwei Hörner eingeschoben hatte, galt noch 60 Jahre darauf für etwas Außerordentliches *), und die Besoldung ist mit der in unsern Tagen, den Geldwerth angenommen, vollkommen gleich. Uebrigens war Jeder froh in diese oder ähnliche Dienstverhältnisse bei den Herren Comédiens du Roi zu kommen; denn im Falle er durch Alter oder Krankheit dienstunfähig war, ging der Gehalt fort bis zum Tode oder zu der Genesung.

Das Repertoire wurde in der Hauptsache gleich fürs ganze Jahr entworfen, und jeden Montag fand große Session aller Mitglieder statt, theils die Wahl der Stücke bis zur nächsten Woche, theils andere Angelegenheiten zu besprechen. Wer von den Mitgliedern erschien, bekam als Gratial eine Marke von 35 Sous Silberwerth. Strafen an die Theaterkasse fanden für versäumte Proben, zu spätes Auftreten in der Vorstellung oder sonstige Störung von 30 Sous bis 50 Fr. statt. Außer der Rückzahlung des Antheils am Schauspielhause bezog jedes noch

---

*) Oder Comédiens du Roi, da der Hof jährlich 12,000 Francs Zuschuß gab.

**) In den „Lettres historiques sur tous les spectacles de Paris" (Paris 1719). Sie behandeln jedoch nur die Comédie française.

*) Die großen Händel'schen Opern hatten meist nur Streichquartett, Oboe und Fagot, selten noch Trompeten und Pauken.

Himmelsraume, besonders durch die Erfindung und Anwendung des Fernrohrs; es ist die Zeit wo Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, Leibniz als Sterne erster Größe den Gelehrtenhimmel zierten. Der achte Abschnitt endlich faßt die Bestrebungen der neuesten Zeit ins Auge, gibt zugleich einen sehr nützlichen Rückblick auf die Hauptmomente in der Geschichte der Weltanschauung, die an große Begebenheiten geknüpft sind; es wird hier gezeigt wie die Vielseitigkeit der Verknüpfung alles jetzigen Wissens die Absonderung und Umgrenzung des Einzelnen erschwere, wie die Intelligenz fortan Großes hervorbringe fast ohne Anregung von außen, blos durch eigene innere Kraft, wie die Geschichte der physischen Wissenschaften so allmälig mit der Geschichte von der Idee eines Naturganzen zusammenschmelze.

Wir wollen nun aus diesem Theile auch Einiges zur Mittheilung bringen, beschränken uns aber auf ein paar Abschnitte. In der höchst interessanten Betrachtung über die oceanischen Entdeckungen bildet das 15. Jahrhundert den Haupthaltpunkt; Humboldt findet hierin mit Recht eine der seltenen Zeitepochen in denen alle Geistesbestrebungen einen bestimmten und gemeinsamen Charakter andeuten, die unabänderliche Bewegung nach einem vorgesteckten Ziele offenbaren. „In der Mitte von zwei verschiedenen Bildungsstufen der Menschheit ist das 15. Jahrhundert gleichsam eine Uebergangsepoche, welche beiden, dem Mittelalter und dem Anfang der neuern Zeit, angehört." Doch beschränkt sich der Verf. nicht ausschließlich auf dieses Jahrhundert, er will ein in sich abgeschlossenes Bild der Eröffnung der westlichen Hemisphäre geben, und zu diesem Zwecke war es unerlaßlich auch die vor und nachfolgenden Jahrhunderte nicht unberücksichtigt zu lassen. In dieser Hinsicht theilt er zuerst das Wesentlichste über die normännische Entdeckung von Amerika mit und bemerkt bei dieser Gelegenheit:

Geringere Gewißheit gewähren noch die Spuren die man von einer frühern irischen Entdeckung von Amerika vor dem J. 1000 glaubt gefunden zu haben. Die Skrälinger erzählten den in Winland angesiedelten Normännern: Weiter im Süden jenseit der Chesapeake-Bai wohnten „weiße Menschen, die in langen weißen Kleidern einhergingen, Stangen an welchen Tücher geheftet seien vor sich hertrugen und mit lauter Stimme riefen". Diese Erzählung wurde von den christlichen Normännern auf Processionen gedeutet in denen man Fahnen trug und sang. In den ältesten Sagas, in den geschichtlichen Erzählungen von Thorfinn Karlsefne und dem isländischen Landnama-Buche sind diese südlichen Küsten zwischen Virginien und Florida durch den Namen des Weißmännerlandes bezeichnet. Sie werden darin bestimmt Groß-Irland (Irland it mikla) genannt, und es wird behauptet, sie seien von den Iren bevölkert worden. Nach Zeugnissen die bis 1064 hinaufreichen, wurde, ehe noch Leif Winland entdeckte, wahrscheinlich schon um das J. 982, Ari Marsson aus dem mächtigen isländischen Geschlechte Ulf's des Schielers, auf einer Fahrt von Island gegen Süden durch Sturm an die Küste des Weißmännerlandes verschlagen, in demselben als Christ getauft und, da man ihm nicht erlaubte sich zu entfernen, dort von Männern aus den Orkney-Inseln und Island erkannt.

Sehr schön weist der Verf. im Verfolge seines Hauptthemas auf den an ewig geltende Gesetze gefesselten Gang großer Begebenheiten hin indem er sagt:

Wir müssen hier bei einer Betrachtung verweilen die eine wundersame Verkettung kleiner Begebenheiten und den nicht zu verkennenden Einfluß einer solchen Verkettung auf große Weltschicksale offenbart. Der verdienstvolle Washington Irving hat mit Recht behauptet, daß, wenn Colombo, dem Rathe des Martin Alonso Pinzon widerstehend, fortgefahren hätte gegen Westen zu segeln, er in den warmen Golfstrom gerathen wäre und nach Florida und von dort vielleicht nach Cap Hatteras und Virginien würde geführt worden sein: ein Umstand von unermeßlicher Wichtigkeit, da er den jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika statt einer spät angelangten protestantisch-englischen Bevölkerung eine katholisch-spanische hätte geben können. „Es ist mir", sagte Pinzon zu dem Admiral, „wie eine Eingebung (el corazon me da), daß wir anders steuern müssen." Auch behauptete er deshalb in dem berühmten Processe der (1513—15) gegen die Erben des Colombo geführt wurde, daß die Entdeckung von Amerika ihm allein gehöre. Die Eingebung aber und „was das Herz ihm sagte" verdankte Pinzon, wie in demselben Processe ein alter Matrose und Moguer erzählte, dem Fluge einer Schar von Papageien, die er Abends hatte gegen Südwesten fliegen sehen, um wie er vermuthen konnte in einem Gebüsche am Lande zu schlafen. Niemals hat der Flug der Vögel gewichtigere Folgen gehabt. Man könnte sagen, er habe entschieden über die ersten Ansiedelungen im Neuen Continent, über die ursprüngliche Vertheilung romanischer und germanischer Menschenracen.

Der siebente Abschnitt, welcher den großen Entdeckungen in den Himmelsräumen durch Anwendung des Fernrohrs gewidmet ist, schließt ebenso wie der vorhergehende einen gewaltigen Reichthum von tiefsinnigen allgemein zu beherzigenden Reflexionen in sich.

Wenige Namen können genügen um an die Riesenschritte zu erinnern welche der menschliche Geist vorzugsweise in Entwickelung mathematischer Gedanken, durch eigene innere Kraft, nicht durch äußere Begebenheit angeregt, im Laufe des 17. Jahrhunderts gemacht hat. Die Gesetze des Falles der Körper und der Planetenbewegung werden erkannt. Der Druck der Luft, die Fortpflanzung des Lichts, seine Brechung und Polarisation werden erforscht. Die mathematische Naturlehre wird geschaffen und auf feste Grundpfeiler gestützt. Die Erfindung der Infinitesimalrechnung bezeichnet den Schluß des Jahrhunderts; und dadurch erstarkt hat die menschliche Intelligenz sich in den folgenden 150 Jahren mit Glück an die Lösung von Problemen wagen können welche die Störungen der Weltkörper, die Polarisation und Interferenz der Lichtwellen, die strahlende Wärme, die elektro-magnetischen in sich zurückkehrenden Ströme, die schwingenden Saiten und Flächen, die Capillar-Anziehung enger Röhren und so viele andere Naturerscheinungen darbieten. Die Arbeit in der Gedankenwelt geht nun ununterbrochen und sich gegenseitig unterstützend fort. Keiner der frühern Keime wird erstickt.

Ganz am Schlusse dieses höchst interessanten Abschnitts spricht der geniale Verf. noch ein bedeutungsvolles, durch einen ganz unparteiischen tiefsinnigen Blick in die Geschichte der Weltanschauung nothwendig gewordenes Wort, welches wir unsern Lesern unmöglich vorenthalten können.

Die Auffindung einer solchen Kraft, deren Dasein Newton in seinem unsterblichen Werk der Principien (einer allgemeinen Naturlehre) entwickelt hat, ist fast gleichzeitig gewesen mit den durch die Infinitesimalrechnung eröffneten Wegen zu neuen mathematischen Entdeckungen. Die Geistesarbeit zeigt sich in ihrer erhabensten Größe da wo sie statt äußerer materieller Mittel zu bedürfen ihren Glanz allein von Dem erhält was der mathematischen Gedankenentwickelung, der reinen Abstraction entquillt. Es wohnt immer ein fesselnder, von dem ganzen

Alterthume gefeierter Zauber in der Anschauung mathematischer Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse der Zeit und des Raums, wie sie sich in Tönen und Zahlen und Linien offenbaren. Die Vervollkommnung eines geistigen Werkzeugs der Forschung, der Analysis, hat die gegenseitige Befruchtung der Ideen, welche ebenso wichtig als der Reichthum ihrer Erzeugung ist, mächtig befördert. Sie hat der physischen Weltanschauung in ihrer irdischen und himmlischen Sphäre (in den periodischen Schwankungen der Oberfläche des Weltmeers wie in den wechselnden Störungen der Planeten) neue Gebiete von ungemessenem Umfange eröffnet.

In dem letzten Abschnitte läßt der Verf. seinen Alles klar und scharf durchdringenden Blick nochmals auf dem historischen Gesammtgebiete des Kosmos ruhen; es entspringt daraus ein Augenblick der umfassendsten, tiefsten und dabei doch allgemein verständlichen Speculation. Am Schlusse sagt er:

Wenn die Kunst innerhalb des Zauberkreises der Einbildungskraft, recht eigentlich innerhalb des Gemüths liegt, so beruht dagegen die Erweiterung des Wissens vorzugsweise auf dem Contact mit der Außenwelt. Dieser wird bei zunehmendem Völkerverkehr mannichfaltiger und inniger zugleich. Das Erschaffen neuer Organe (Werkzeuge der Beobachtung) vermehrt die geistige, oft auch die physische Macht des Menschen. Schneller als das Licht trägt in die weiteste Ferne Gedanken und Willen der geschlossene elektrische Strom. Kräfte deren stilles Treiben in der elementarischen Natur wie in den zarten Zellen organischer Gewebe jetzt noch unsern Sinnen entgeht werden erkannt, benutzt, zu höherer Thätigkeit erweckt, einst in die unabsehbare Reihe der Mittel treten welche der Beherrschung einzelner Naturgebiete und der lebendigern Erkenntniß des Weltganzen näher führen.

Wir müssen uns Gewalt anthun von fernern Mittheilungen aus dem Buche abzubrechen; unsere Hauptaufgabe glauben wir erreicht zu haben, die Aufmerksamkeit der gebildeten Lesewelt für das große Werk gewonnen zu haben. Der „Kosmos" ist ein allgemein faßliches, allgemein anregendes, allgemein erhebendes Werk für jeden geistig kräftigen Freund ernsten Nachdenkens, es ist ein Werk für die Männer aller Wissenschaften, für die Männer und Frauen aller gebildeten Stände. Es enthält für alle Leser einen unaussprechlichen Reichthum an beherzigenswerthen Wahrheiten. Allerdings schließt es auch Manches in sich was nur von den Männern von Fach ganz gefaßt und gewürdigt werden kann; Das thut aber dem reichen Gewinne der übrigen geistigen Genüsse welche das Buch auf jedem Blatte in der anmuthigsten Weise zu Theil werden läßt wenig Abbruch.

Wenn der erste Band mehr ein objectives Zusammenstellen, ein von dem innern geistigen Reflex, von der Phantasie möglichst frei gehaltenes wissenschaftliches Gemälde aller das Naturganze betreffenden Kenntnisse in sich schließt, so gibt dieser zweite Band mehr die innere geistige Anwendung des durch die äußern Sinne empfangenen Bildes auf das Gefühl und auf die dichterisch gestimmte Einbildungskraft. Ueber den Inhalt des früher versprochenen dritten Bandes kann man mit Bestimmtheit Nichts vorhersagen. Uebrigens läßt sich aus dem Plane wie wir ihn bisher kennen gelernt haben mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß derselbe die Philosophie des Kosmos behandeln werde, daß er hinführen dürfe zur höchsten Höhe der Idee, mit der all unser Wissen über das Naturganze als eine geistige Nothwendigkeit hervorfließt. Doch mag er uns bringen was er will, wir nehmen Alles mit dankbarer großer Freude auf; wissen wir doch schon seit mehr denn einem halben Jahrhundert, daß Alles was der geniale Meister aus seiner geistigen Werkstatt in die Welt gesandt hat den Stempel der Vollendung in sich trug.

H. Birnbaum.

Neue Romane.

1. Der Balsamträger. Novelle in zwei Bänden von Gustav von Heeringen. Dresden, Arnold. 1848. 8. 2 Thlr.

Diese Novelle spielt während des Dreißigjährigen Kriegs in einem Dorfe des fanatischen Baierlandes. Aufgehetzt von den Mönchen eines benachbarten Klosters sind die jungen Leute des Dorfes ausgezogen um ein Detaschement Schweden zu überfallen und niederzumachen. Die gefangenen Schweden werden in einer nahen Schneidemühle auf grausame Weise hingemordet. Wachtmeister und Cornet, welche vergebens auf die ausgesandte Abtheilung warten, ziehen als Balsamträger umher um Kundschaft von den Kameraden einzuziehen. Sie sprechen ein bei dem redlichen Buschmüller, wo die schöne Tochter Aetti und die blinde Großmutter das Interesse des Lesers fesseln, jede auf eigenthümliche Weise. Die alte Mutter mit ihrem ahnenden Seelenauge, welches das leibliche mehr als ersetzt und ihr über gute und böse Menschen Aufschluß gibt, ist eine bedeutende Novellenfigur, deren Erscheinung bei dem Hauptmoment die Gruppen vervollständigt. Auf das Schloß der Freifrau von Grafenried, unter deren Herrschaft das Dorf stand, hatte sich ein verwundeter Schwede des verunglückten Detaschements geflüchtet und ward von dem todtkranken Sohne der Freifrau gepflegt. Der fanatische Kastellan wollte auch ihn verderben und in das Kloster der wüthenden Mönche führen. Ein glücklicher Zufall verhinderte dieses Vorhaben: die Balsamträger kamen herbei, desgleichen eine Truppe schwedischer Reiter, die Grausamkeit des Klosters wird entdeckt und die rächende Schar zieht dahin; der zum Lieutenant ernannte Cornet Falkenberg, der jüngere Balsamträger, steht an der Spitze dieses Zugs. Das Kloster wird angezündet, doch keine Grausamkeit verübt. Zwischen den der Kriegsgeschichte angehörigen Scenen interessirt das Leben der beiden Bauernfamilien, die des Müllers und die des Schulzen, Beide in ihren verschiedenen Richtungen, der Eine großthuend, genußsüchtig und gewissenlos, der Andere fleißig, sparsam und rechtlich. Letzterer gedeiht, Ersterer geht unter.

Die Töchter so verschiedener Väter sind auch verschieden, und die hochfahrende Katharine des Schulzen tritt als wohlgeschildertes Charakterbild neben der bescheidenen Aetti grell hervor, während Aetti's Bräutigam, des Schulzen Sohn, in seiner Wildheit dem Stolz seiner Schwester manche edle Eigenschaft zugesellt. Der Freiherr von Grafenried, welcher an seinen Wunden stirbt, und den Der welcher diese Wunden ihm gegeben so edelmüthig beherbergt hat, bildet mit Mutter und Schwester einen Lichtpunkt der Novelle, während die fanatischen Mönche des Klosters den tiefsten Schatten abgeben und einen charakteristischen Zug jener Zeit enthüllen, wo das Volk in seiner Unwissenheit der Machination eines rohen Priesterstandes preisgegeben war. Die Novelle ist vom Anfange bis zum Ende unterhaltend und befriedigend.

2. Die Pagen des Bischofs. Novelle in zwei Theilen von Gustav von Heeringen. Dresden, Arnold. 1847. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Bilder aus dem Mittelalter sind mit geübter Feder aneinander gereiht, zwei spannende Novellen. Die Unzucht des Bischofs, der in seiner Jugend eine Nonne verführt hat und deren Sohn unter fremdem Namen erziehen läßt; jesuitische

Ränke welche Hexenprocesse einleiten und das Volk in Unwissenheit erhalten; übermüthige adelige Junker welche sich gegen die Bürger Unglaubliches erlauben, und noch mancherlei mittelalterliche Zustände werden bei dem Verlaufe der Erzählung mit mehr oder weniger Wichtigkeit dargethan. Wohl charakterisirte Gestalten, spannende Verwickelungen, interessante, lebhaft geschilderte Ereignisse, liebenswürdige Charaktere sind in der Novelle verwebt, die ein großes Publicum mit Interesse lesen wird. Auch fehlt es nicht an jenen Gestalten welche Erzeugnisse eines heitern Humors und reicher Phantasie sind, die in den ernsten Stoff der Erzählung die Würze des Komischen streuen; so Pritschenbalg, der kleine Bucklige und dessen Mutter, die Prügelbäckerin. Das muntere Leben und Treiben der Pagen ist ebenfalls gut geschildert, und die beiden Jünglinge Raimund und Sisto, des Bischofs Neffe und Sohn, sind die beiden Hauptgestalten unter ihnen. Der Bischof will den Neffen hinrichten lassen, weil er geliebt ist von dem Mädchen welches der Bischof für seine unreinen Lüste ausersehen hat. Der junge Mann wird der Zauberei angeklagt und soll sterben. Sisto, des Bischofs Sohn, nimmt seine Stelle im Kerker ein und läßt den Freund entfliehen. Der Bischof will aber das Haupt des Sohnes nicht fallen lassen und Beide sind gerettet. Schaudervolle Scenen von Tortur und Kerker, der nothwendige Apparat des Mittelalters mit den dazu passenden Gestalten, und der dichte Schleier des Geheimen, der dem Volke zu entziehen versteht was ihm nicht zukommen soll, und ihm entzieht was ihm frommt, wechseln ab mit den Bildern schöner Träume und romantischer Begebenheiten.

3. Die Edelfrau von Kellingdorfen. Historischer Roman. Von Amalie Schoppe. Drei Theile. Jena, Luden. 1847. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Dieser Roman spielt im 13. Jahrhundert und in einem Zeitraume von drei Jahren; die Streitigkeiten der Dänen und Holsteiner geben den historischen Hintergrund, der Patriotismus der Letztern die historische Färbung. Die vorbereitenden Ereignisse der Geschichte sind klar und gedrängt mitgetheilt, und manchem Leser welcher der Politik und den dänisch-holsteinischen Angelegenheiten einiges Interesse schenkt wird solches auch der vorliegende Roman nicht versagen. Die Romanfiguren sind die gewöhnlichen der Ritterromane; oft sind ihr Ineinanderleben sowie die dadurch herbeigeführten Scenen matt und mangeln der Erfindung, doch liest sich das Ganze leicht und fließend und kann manchen Leser erfreuen. Die kleine Parteilichkeit der Verfasserin für die Holsteiner wird jeder deutsche Leser ohnehin theilen oder wenigstens begreifen.

4. Novellen von Charlotte von Glümer. Zwei Bände. Halberstadt, Frantz. 1847. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Drei Novellen aus dem Nachlaß der Schriftstellerin: „Chambre d'amour", eine aquitanische Volkssage, „Lioni's Töchter" und „Die Reisegefährten". Ref. kann diesen drei Novellen das Lob nicht versagen. Die erste ist die schwächste, die letztere die ausführlichste, indem sie einen ganzen Band einnimmt. Die Verfasserin ist viel gereist, und indem sie ihre romantischen Erzählungen in fremde Länder verlegt, gibt sie eine Beschreibung derselben und verfehlt nicht die charakteristischen Gruppen aus verschiedenen Himmelsstrichen, Urtheile über fremde Zustände u. s. w. mitzutheilen. Auch die Bewohner der verschiedenen Länder weiß sie gut zu charakterisiren, den Engländer in seinen Eigenheiten und den Italiener mit der feurigen Seele. In der Vorrede des Herausgebers wird vorzüglich auf die Kenntniß des menschlichen Herzens aufmerksam gemacht, deren man die Verfasserin zeiht; solche vermochte Ref. indeß nicht zu bemerken, da bei den mitgetheilten Erzählungen die Seelenzustände weniger in Betracht kommen als die äußern Begebenheiten. Dagegen müssen wir dem Urtheil des Herausgebers beistimmen wenn er versichert, daß dieselben Nichts enthalten was gegen Sittlichkeit und Tugend verstoße, sodaß sie sich vorzüglich zum Vorlesen in Familienkreisen eignen deren Mitglieder verschiedenen Alters sind. 5.

Bibliographie.

Blanchard, L., Skizzen aus dem Leben. Gesammelt und herausgegeben von E. L. Bulwer. Frei aus dem Englischen von G. v. Roß. Drei Bände. Augsburg, Jahrmbacher. 1847. Gr. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Vermischte Blätter zur Gymnasialreform. Eigenes und Fremdes, herausgegeben von H. Köchly. 2tes Heft, enthaltend Einzelberichte des Gymnasialvereins zu Dresden, Nr. I—XVII. Dresden, Arnold. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Böttger, A., Auf der Wartburg, Dichtungen. Leipzig, Lorck. 1847. 16. 12½ Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1848. Herausgegeben von A. Knapp. Mit 1 Kupfer. Heidelberg, K. Winter. 1847. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Clemens, C., Der Opbin. Eine Dichtung. Zittau, Pahl. 1847. 1⅓ Ngr.

Corvin, Biographien historisch berühmter Maitressen. I. Maria Aurora, Gräfin von Königsmark. Leipzig, Engelmann. 1847. 8. 21 Ngr.

Darlem, C., Elisabeth von Oesterreich, Königin von Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt. 1ster Theil. Elisabeth in Frankreich. Das Kloster Maria, Königin der Engel. Leipzig, Verlags-Magazin. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dittrich, J. J., Unsere Uebergangszeit, betreffend die Erlösung des Proletariats durch die Organisation der Arbeit und des Armenwesens und durch die Concentration der Hülfen des Staats, der Gemeinden, der Vereine und der Proletarier selbst. Breslau, A. Schulz. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Don Pedro, oder die eisernen Masken. Romantische Erzählung aus dem Spanischen. Herausgegeben von G. Hesekiel. Zwei Theile. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 2 Thlr.

Frantz, F. X., Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel. Landau, Kaußler. 1847. Gr. 8. 18 Ngr.

Sartorius v. Waltershausen, W., Physisch-geographische Skizze von Island mit besonderer Rücksicht auf vulkanische Erscheinungen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Scheltz, T., Gesammt-Geschichte der Ober- und Nieder-Lausitz, nach alten Chroniken und Urkunden bearbeitet. 1ster Band. Halle, Graeger. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schultheis, P. A., Das Recht und die Gerechtigkeit und ihre Vermittelung durch das Richteramt. Cassel, Fischer. 1847. Gr. 8. 8 Ngr.

Seitz, C., Die Rheinhessischen Rechtsinstitutionen in ihrem Verhältniß zur allgemeinen Codification des Großherzogthums Hessen und die vermeintlichen landesherrlichen Garantien der Ersteren. Eine Beleuchtung der Schrift des Hrn. H. v. Gagern: Rechtliche Erörterung über den Inhalt und Bestand der der Provinz Rheinhessen verliehenen Garantie &c. Regensburg, Manz. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Staub, J., Drei Nächte aus dem Jahre 1839. Eine schweizerische Volks-Novelle. Leipzig, Verlags-Bureau. 1847. 12. 20 Ngr.

Deutsche Volksbücher, nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit Holzschnitten. XXII. Geschichte der edeln und schönen Melusina. Frankfurt a. M., Brönner. 1847. 8. 5 Ngr.

— — Dieselben. XXIII. Historie von Markgraf Walthern. Ebendaselbst. 1847. 8. 2½ Ngr.

— — Dieselben. XXIV. Der arme Heinrich. Ebendaselbst. 1847. 8. 2 Ngr.

— — Dieselben. XXV. Der Schwanenritter. Ebendaselbst. 1847. 8. 3¾ Ngr.

— — Dieselben. XXVI. Die Historie von Flos und Blankflos. Ebendaselbst. 1847. 8. 2½ Ngr.

— — Dieselben. XXVII. Eine Historie von dem Zauberer Virgilius. Ebendaselbst. 1847. 8. 5 Ngr.

— — Dieselben. XXVIII. Eine Historie von Bruder Rauschen. Ebendaselbst. 1847. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1848.

Zur Literatur des Völkerrechts.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Par *Henry Wheaton*. Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 4 Thlr.

Die erste Auflage dieses Werkes war in dem nämlichen Verlage 1841 in Einem Bande unter dem Titel „Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au Congrès de Vienne. Avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie" erschienen, und schon damals mit Beifall aufgenommen worden. Die jetzige neue Auflage ist die Frucht der seitdem fortgesetzten weitern Forschungen des Verf. über die Geschichte des Völkerrechts, wobei zugleich alle Theile der frühern Auflage eine sorgfältige Revision erfahren haben. Der Veranlassung zu dieser Arbeit gab dem Verf. eine von dem Institut der Wissenschaften in Frankreich für das Jahr 1839 aufgegebene Preisfrage: „Welche Fortschritte hat das Völkerrecht in Europa seit der Epoche des Westfälischen Friedens gemacht?" Der von ihm bei dieser Gelegenheit eingereichten Denkschrift war eine ehrenvolle Erwähnung von Seiten der pariser Akademie zu Theil geworden, und Dies hatte ihn ermuntert seine Zeit und Studien auf die Ausarbeitung eines Werks von größerer Ausdehnung über dasselbe Thema zu verwenden.

Das vorliegende Werk ist, wenn es auch seinen Gegenstand nicht vollständig erschöpft, doch als ein sehr verdienstliches zu bezeichnen. Es ist mit unverkennbarem Fleiße ausgearbeitet, und verräth überall eine große Belesenheit in den Schriften der Publicisten sowol der ältern als neuern Zeit in den verschiedensten Sprachen. Jedenfalls kann es, wie schon von Kritikern der ersten Auflage geurtheilt wurde, für eine sehr ausgezeichnete Darstellung theils der Geschichte der völkerrechtlichen Doctrin, theils derjenigen Maßregeln des positiven Staatenrechts gelten welche sich auf den Wirkungskreis des praktischen Völkerrechts beziehen, und auf einen weitern Kreis von Staaten Einfluß äußerten. Der Verf., der sich schon früher durch seine 1835 herausgegebenen „Elements of international law", die mehre Auflagen in Philadelphia erlebten*), einen achtungswerthen Namen in der publicistischen Literatur der Neuen Welt erworben, ist Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Paris und Berlin, und in der jüngsten Zeit eine Reihe von Jahren hindurch bevollmächtigter Minister und Gesandter der Vereinigten Staaten am königl. preuß. Hofe gewesen, demnach, wie einst gleichfalls Vattel, praktischer Diplomat, und schon als solcher dürften seine Urtheile über Gegenstände des öffentlichen Rechts eher Gehör verdienen als der Fall sein würde wenn ein bloßer Theoretiker in diesem Fache spräche. Vielen wird es zugleich interessant sein die Ansichten eines amerikanischen Staatsmannes über wichtige Fragen des Völkerrechts zu vernehmen.

Die Geschichte des Völkerrechts, welche das Völkerrecht in der Geschichte ist, hat bisher nur noch wenige Bearbeiter gefunden. Dem Engländer Robert Ward hat man die Sammlung vieler zerstreuten rechtlichen Momente in seinen 1795 herausgegebenen „Untersuchungen über den Ursprung und die Geschichte des europäischen Völkerrechts" zu verdanken, und unsers Anglo-Amerikaners Arbeit kann gewissermaßen als eine Fortsetzung des Ward'schen Werks mit weiterer Ausführung desselben Themas gelten. Eigentlich hat jedoch auch Wheaton weniger eine Geschichte des praktischen Völkerrechts als eine Geschichte der Verhandlungen und Verträge unter den Staaten aus dem völkerrechtlichen Gesichtspunkte, d. h. mit besonderer Rücksicht auf ihren Einfluß auf die internationalen Beziehungen und Fragen, geliefert. Gleiches läßt sich ebenfalls von G. F. v. Martens' 1807 herausgegebenem „Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europäischen Staatshändel und Friedensschlüsse", und Schöll's und Koch's „Histoire abrégée des traités de paix" (1818) sagen. Ein Geschichtschreiber des allgemeinen praktischen Völkerrechts würde nachzuweisen haben, wie die Normen die gegenwärtig als Bestandtheile desselben angesehen werden durch allmäligen Uebergang in die Völkersitte nach und nach dazu geworden sind, ja nach den Stufen der Bildung und Gesittung worauf die Völker in verschiedenen Epochen standen dazu haben werden müssen, und so das Völkerrecht sich im Laufe

*) Von der soeben erscheinenden französischen Bearbeitung dieses Werks: „Éléments du droit international" (2 Bde., Leipzig 1848), berichten wir später in einem besondern Artikel. D. Red.

der Zeiten weiter fortgebildet hat. Jedoch kann immer nur von einer Entwickelung und Ausbildung des positiven Völkerrechts in gewissen Kreisen, welche Nationen die miteinander in wechselseitigen Beziehungen stehen umfassen, die Rede sein, weshalb man z. B. ein abendländisches Völkerrecht von einem morgenländischen unterscheidet, und wenn man bei uns von Völkerrecht spricht, gemeiniglich blos das europäische mit Inbegriff der Länder die dessen Regeln nachkommen versteht. Die Bestimmungen und Feststellungen in Verträgen die immer nur einzelne paciscirende Staaten verpflichten können nie zu allgemein gültigen Grundsätzen des Völkerrechts erhoben werden; auch liegt es schon im Wesen des letztern und der Völkerbeziehungen, daß solche Staatsverträge allezeit blos rebus sic stantibus abgeschlossen werden und, wie auch Hegel lehrt, keineswegs nothwendig für alle kommende Zeiten verbindlich zu erachten sind. Dagegen wird Das was einmal zur Rechtssitte der Völker in ihren gegenseitigen Verhältnissen in einer Anzahl Staaten geworden ist, in diesen eine nicht blos vorübergehende, sondern bleibende Gültigkeit erlangen. So sehen wir in unserer Zeit die Regeln des Kriegsrechts, des Gesandtschaftsrechts u. s. w. treu beobachtet und befolgt, ohne daß es dazu des Vorhandenseins und der Wirksamkeit besonderer Verträge bedarf. Indessen können Tractate und Conventionen, wenn sie auch blos aus der diplomatisch-politischen Verflechtung bestimmter Staaten untereinander hervorgegangen sind, allerdings zur Fortbildung des Völkerrechts in der Praxis beitragen, insofern ihre Stipulationen, den herrschenden Rechtsansichten entsprechend, eine Billigung der Zeitgenossen und eine Aufnahme in die Völkersitte finden, und dann durch deren Macht und Gewalt getragen zu Bestandtheilen des positiven Völkerrechtes werden. Ebenso sind die Versuche der Gelehrten zur theoretischen Begründung der Wissenschaft des Völkerrechts nicht ohne Einfluß auf die völkerrechtlichen Sitten gewesen. Denn obgleich die Doctrin nicht selten Sätze für wirkliches Völkerrecht ausgegeben hat die lediglich der subjectiven Meinung einzelner Publicisten, dem Vernunftrechte, dem sogenannten philosophischen Völkerrechte, dem idealen, aber keineswegs dem Völkerrechte in der Wirklichkeit angehörten, häufig ein Gemisch von Völkerpolitik und Moral, und eine Vermengung des positiven Staatenrechts mit dem praktischen Völkerrechte war: so hat doch die Aufstellung und Entwickelung von Theorien in diesem Fach sowol zu bessern Begriffsbestimmungen in demselben geführt als auch zum Nachdenken über viele einzelne Materien dieser Wissenschaft aufgefodert. Die Ansichten im Völkerrechte erleiden Modificationen in Folge der Fortschritte in der Cultur und Civilisation, wodurch auch geläutertere Rechtsbegriffe in das Bewußtsein des Volksthums übergehen, und so weichen auch die Völkerrechtslehrer in frühern und spätern Zeitperioden in Betreff ihrer Systeme und Principien vielfältig voneinander ab. Doch wie viele von den zahlreichen Schriften die sich in der vom Freiherrn v. Ompteda 1785 herausgegebenen, zwei Bände füllenden und 1817 von Kamptz fortgesetzten „Literatur des Völkerrechts", und in der Bibliothek für das Völkerrecht im Anhange zu Klüber's „Europäischem Völkerrecht" (1821) verzeichnet finden, sind jetzt längst vergessen, wiewol sie manchmal zu ihrer Zeit mehr oder weniger auf die Förderung der Ausbildung der Wissenschaft des Völkerrechts hingewirkt haben! Manche frühere Lehrbücher und Compendien die seit J. J. Moser erschienen sind, wie z. B. die von Mably, und selbst wenn sie aus einer neuern Zeit sich datiren, wie in Deutschland die von Schmalz, Pölitz, Saalfeld, sind bereits aus den Handbibliotheken unserer Staatsmänner und von den Schreibtischen unserer Publicisten verschwunden. Sie haben sich durch ihren Inhalt und den raschen Lauf der Begebenheiten in der politischen Welt, wodurch in Folge neuer Verwickelungen und Collisionen in internationaler Beziehung so viele neue völkerrechtliche Probleme sich zur Lösung dargeboten haben, schon überlebt. Von Heffter haben wir in der neuesten Zeit ein „Europäisches Völkerrecht der Gegenwart" bekommen; gleichzeitig aber ist mit diesem sehr brauchbaren Werke ein „System des Völkerrechts" von Oppenheim erschienen, worin eine Menge Andeutungen für ein Völkerrecht der Zukunft gegeben werden. Daß noch vielfältig Lücken im jetzt gültigen Völkerrechte vorhanden sind, deren allmälige Ausfüllung sich erst mit der Zeit durch das Zusammenwirken der Verhältnisse in dem von Tag zu Tag sich immer weiter ausdehnenden und vervielfältigenden Völkerverkehr und der sittlichen Einsichten erwarten und hoffen läßt, unterliegt keinem Zweifel. Zur Erkenntniß des wahrhaft praktischen Völkerrechts aber kann Nichts besser führen als die Betrachtung der Staatshändel und die Kenntniß der öffentlichen Verträge, wodurch die internationalen Verhältnisse bestimmt worden sind. Eine geschichtliche Darstellung welche lehrt, wie sich das europäische Völkerrecht in den verschiedenen einzelnen Perioden die seit dem Westfälischen Frieden verflossen sind, bis auf unsere Zeit neben den Lehren der Publicisten in denselben Zeitperioden in der äußern Erscheinung in der Wirklichkeit gestaltet und weiter ausgebildet hat, ist gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen, zumal wenn sie mit so viel Sachkenntniß und Einsicht ausgeführt ist wie die vorliegende von Wheaton.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die volksthümlichen Benennungen im Königreich Preußen. Von C. B. Jüngst. Berlin, Decker. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verf. gibt sich, was sehr lobenswerth ist, in seinem Büchelchen alle Mühe eine Menge Namen von Provinzen, Flüssen, Seen, Städten u. s. w. die im Umfange des preußischen Staats vorkommen auf sprachlichem Wege zu erklären, und hat gewiß in Betreff des Namens welcher dem ganzen Staate zu Theil geworden ist ganz Recht wenn er bemerkt, daß es für die Bewohner des Königreichs Preußen einen hohen Reiz haben muß den Ursprung ihrer gemeinsamen Bezeichnung kennen zu lernen. Wir wollen sehen wie dem Verf. die Lösung dieser Aufgabe geglückt ist.

Die bekannte zuerst vom Chronisten Hartknoch aufgestellte und dann von Joh. Voigt („Geschichte Preußens", I, 305

—307) vorzugsweise empfohlene Ableitung des Namens Preußen, nach welcher dieser aus der slawischen Präposition po hinter, neben, an, und dem Namen der Russen, also po-Russi, zusammengezogen P'Russi, Prussi, die „an die Russen" Grenzenden, herzuleiten wäre, hat der Verf. zwar verworfen, aber nicht aus sprachlichen Gründen, die wol hier die allein entscheidenden sein können, sondern mehr aus dem Umstande weil es nicht denkbar sei, daß das seit uralten Zeiten unter dem Namen Ostiäer, Aestyer, Aisten bekannte und an den Küsten der Ostsee wohnende Volk keinen gemeinsamen Namen gehabt haben sollte, dieser ihm vielmehr erst von seinen slawischen Nachbarn, den Polen, zu Theil werden mußte. Wir bemerken hierzu nur, daß die von Voigt gegebene und von ihm in dem Vorworte zum zweiten Bande seines „Handbuch der Geschichte Preußens" von neuem empfohlene und als die allein richtige vertheidigte Erklärung aus sprachlichen und geschichtlichen Gründen zuerst von Gottschalk in den „Preußischen Provinzial-Blättern" (Jahrgang 1843, April) angegriffen und von Cybulski („Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", 1843, II, 527—544) als falsch und lediglich auf unbewiesenen grammatischen Annahmen beruhend abgewiesen worden ist; denn die ganze slawische Sprachenfamilie setzt nie po mit Namen lebender Wesen, wenn von einem Nebeneinandersein derselben die Rede ist, zusammen, sondern gebraucht dann die Präposition u. Wenn dagegen der Verf. annimmt, daß der Name Preußen einheimischen Ursprungs sei, so hat er vollkommen Recht, nur in der Form desselben und in der Nachweisung wie der Name zu den Deutschen gekommen und von diesen, wie man sagen könnte, verstümmelt worden ist, kann ihm nicht beigestimmt werden; auch hält er die Ansicht Voigt's fest, der die nachmals Preußen genannten Aisten zu einem Mischvolke mit göthischen Bestandtheilen macht, die nach dem Verf. (S. 5) in der durch die Mischung entstandenen gothisch-lithauischen Sprache sich selbst „Pruten" genannt hätten. Diesen Namen nun hätten die Deutschen zugleich mit dem Volke kennen gelernt, und er wäre von ihnen in Prussen oder Pruzzen verwandelt worden, weil jene, hochdeutschen Stammes, den Gesetzen der Lautverschiebung gemäß das niederdeutsche t — denn zum Niederdeutschen gehöre auch das Gothische — in z oder ß umlauten mußten. Daß die Preußen ein Mischvolk gewesen sind kann durchaus durch Nichts bewiesen werden; denn wenn auch Gothen einst ostwärts der Weichsel wohnten, so kann daraus doch nicht gefolgert werden, daß bedeutende Bestandtheile derselben ihre Heimat nicht verlassen, sich im Gegentheil mit aistischen Völkern vermengt, und einem neuen Volke Dasein und Sprache gegeben hätten. Einen schlagendern Beweis gegen diese Annahme kann es wol nicht geben als er in den Ueberresten der preußischen Sprache enthalten ist, die — abgerechnet eine große Menge von Familiennamen welche in den vom Deutschen Orden ausgegebenen Urkunden enthalten und noch nicht zu ihrer Aufklärung verwendet sind — in dem „Kleinen Katechismus" Luther's bestehen und von Nesselmann („Die Sprache der alten Preußen", Berlin 1843) herausgegeben sind. Diese Ueberreste zeigen, daß das Alt-Preußische zwar mit dem Lithauischen verwandt, aber dessenungeachtet eine vollkommen selbständige Sprache ist, die durchaus keine gothischen Bestandtheile besitzt, was doch vorausgesetzt werden muß wenn die Annahme eines Mischvolks für die Preußen begründet ist; hat sie Worte die dem Gothischen, aber auch dem Griechischen, Lateinischen u. s. w. ähnlich lauten und auch denselben Gegenstand bezeichnen, so rühren diese nur allein von ihrer gemeinsamen Mutter her. Dobrowsky und Pott, große Kenner der lithauischen Sprache — die sich im Alt-Preußischen, Lithauischen und Kurisch-Lettischen verzweigt —, haben ihre genaue Verwandtschaft mit den slawischen Sprachen nachgewiesen, unter denen sie wieder dem Alt-Slawischen am nächsten steht; mit diesem schließt sie sich dem Sanskrit an.

Nun bringt die Geschichte gleichsam plötzlich für die Aisten einen andern Namen: er ist Preußen; jene haben, Das steht geschichtlich fest, ihre Heimat nicht verlassen, nur mögen sie ihre Wohnsitze der Weichsel genähert und bis an diese ausgedehnt haben. Preußen haben sie sich also selbst genannt, und von den benachbarten Polen ist ihr Name zu den abendländischen Völkern gekommen; ihn haben jene, wie es auch von Schriftstellern angenommen ist, nicht gebildet um ihre Nachbarn und Stammverwandte damit zu bezeichnen. Daß der Name Preußen ein einheimischer ist, dafür spricht am schlagendsten der Umstand, daß die Lithauer, ein Brudervolk der alten Preußen, diese Prúsai, in der Einheit Prúsas, das Land Preußen Prúsu żeme, preußisch prúsiszkas nennen. Hätten die alten Preußen einen andern Namen geführt, so würde er sich bei dem Brudervolke erhalten haben; schwerlich hätten sich diese eines andern bedient. In den von Nesselmann herausgegebenen Ueberresten kommt das Adjectiv (Accusativ) prusiskan, preußisch, vor, welches ein Substantiv Prusas, Preuße, voraussetzen läßt, und da es mit dem Lithauischen Prúsas und dem Lettischen Prúsis auf gleiche Weise gebildet ist, so geht wol daraus hervor, daß dieses Wort ein einheimisches gewesen ist. Eine Erklärung des Worts Prusas zu geben ist unmöglich.

Schließlich muß geschichtlich anerkannt werden: die Preußen sind kein Mischvolk, zusammengesetzt aus Gothen und Lithauern, sondern selbständig und bei ihrem geschichtlichen Auftreten rein und ungemischt; ebenso ist ihr Name, aber nicht in der Form Pruten, ein einheimischer. Die jetzigen deutschen, lithauischen und slawischen Bestandtheile Preußens rühren aus einer spätern, historisch bekannten Zeit her, und ihre jetzige Zusammensetzung gibt daher kein Recht eine eben solche auch für die alten Preußen anzunehmen.

Die Märchen (S. 3 und 4) vom Kriegsfürsten Widewut oder Waidewut und vom Oberpriester Bruteno sollten aus der Geschichte doch endlich verwiesen werden, da sie bekanntlich erst im 15. Jahrhundert von Erasmus Stella ausgeheckt, und aus diesem in Simon Grunau's Werk, nur mehr ausgeschmückt, übergegangen sind, und seitdem in allen Büchern über Preußens Geschichte nur einen zu großen Raum einnehmen.

Wenn der Verf. (S. 15) den Galtgarben als die bedeutendste Erhebung zwischen der Weichsel und der Memel bezeichnet, so war diese Annahme vor 20 Jahren wol erlaubt, allein jetzt sollte sie nicht mehr vorkommen. Der Stablak, eine waldige und bergige Gegend zwischen Preußisch-Eylau, Landsberg und Zinten, enthält in dem Hasenberge und in dem Schloßberge die bis jetzt bekannten höchsten Punkte in dem Raume zwischen der Weichsel und der Memel; ersterer erhebt sich 594 und letzterer 677 Fuß über den Spiegel der Ostsee, wogegen der Galtgarben nur 385 Fuß hoch ist. 32.

Das große Malefizbuch. Herausgegeben von **Wilhelm v. Chézy.** Drei Theile. Landshut, Rietsch. 1847. 8. 3 Thlr.

„Das große Malefizbuch" soll nach dem eigenen Geständniß des Verfassers Verbrechergeschichten aus früherer Zeit enthalten. Was wir unter dem Namen von Criminalacten zu begreifen pflegen nannten unsere Vorfahren in vielen Gegenden Malefizbücher: Aufzeichnungen welche theilweise auch der Scharfrichter besorgte, der in seiner Eigenschaft als Folterer in peinlichen Untersuchungen vielfach betheiligt war. Es ist jedoch nicht die Absicht des Verf. den vorhandenen Stoff in gelehrter Weise zu verarbeiten, sondern er sucht Menschen und Zustände vorzuführen wie sie einst gewesen sein mögen; er hält sich nicht in den Schranken urkundlicher Belege, sondern ist dabei als Dichter thätig, sodaß man das „Malefizbuch" als gewissermaßen einen dichterischen Pitaval hinnehmen könnte. Die einzelnen Erzählungen stehen weiter in keinem Zusammenhange als daß etwa gleiche Anschauungen und Richtungen einer vergangenen Zeit mit ihren Gebrechen und Vorgängen als rother Faden durch das ganze Buch sich hinziehen. Die Erzählungen drehen sich vorzugsweise um Hexenprocesse, Folterkammer und Scharfrichter. Bezeichnend sagt in Bezug auf den Letztern, der gewissermaßen den Träger der beiden Haupterzählungen „Meister Hämmerling" und „Hildebrand Pfeiffer"

bildet, der Verf.: „Der Scharfrichter von Heutzutag ist ein Bürger wie jeder andere, Wähler und wählbar; wenn er Vermögen genug besitzt kann er Abgeordneter zur Zweiten Kammer werden und etwa die Todesstrafe abschaffen helfen. Die Gestalt des Freimannes von Ehedem ist bereits zur Sage verdämmert; der Dichter thut also nicht übel wenn er das Bild mit seinen geheimnißvollen Schauern noch einmal gleichsam zum Abschied in allen wesentlichen Beziehungen zusammenfaßt um es als Andenken aufzubewahren." Der Ton der in diesen Erzählungen herrscht ist einfach und natürlich, hier und da wol durch den Stoff bedingt oder in der Absicht des Verf. gelegen etwas altfränkisch und weitschweifig. Diese letztere Eigenschaft springt an manchen Stellen so sehr in die Augen, daß man unwillkürlich daran denkt ein Buch aus dem 17. Jahrhundert in Händen zu haben. Die Entwickelung geht ruhig Schritt für Schritt vor sich, die Handlung entfaltet sich langsam und gemessen vor unsern Augen, und wer kein Freund von der neuesten sich kopfüberstürzenden Romanliteratur ist wird Gelegenheit genug finden sich angenehm zu unterhalten und zugleich auch sich zu belehren, da die Zustände und Anschauungen der frühern Jahrhunderte oft gar getreu und natürlich wieder dargestellt sind. Die Darstellung, die jedoch, was sich nicht verkennen läßt, an manchen Stellen etwas trocken und zu breit ist, erhebt sich an andern zu einer rührenden Naivetät und poetischen Lieblichkeit. Ref. gibt darum auch beiweitem den im dritten Theile enthaltenen kleinern Erzählungen „Galgenvögel", allerhand Stücklein von Verbrechen und Strafen, den Vorzug vor den größern; der Stoff ist hier mehr zusammengerafft, die Erzählung geschlossener, statt daß sie sich dort in weites, breites Detail auseinanderlegt, nach zu vielen Seiten sich hin ergießt. Aus diesen kleinen Erzählungen verdienen aber besonders „Der Bäcker von Bühl" und „Vom tanzenden Knochenmann" hervorgehoben zu werden. 11.

Zurück zum Judenthume

ist wenn nicht das Motto, doch die Tendenz von „Tancred, or, the new crusade, by *B. Disraeli*" (3 Bde., London 1847). Tancred, der Held des Buchs, ist das verhätschelte Söhnchen eines englischen Herzogs. Der Vater wünscht, er soll ins Parlament treten, und bietet ihm einen Sitz; er soll heirathen, und bietet ihm eine tadellose Braut. Das Söhnchen mag weder das Eine noch das Andere. Umgeben von Luxus und Versuchungen denkt er nur an eine Wallfahrt nach Jerusalem. Es drängt ihn auf der Stelle zu knien wo Engel mit Menschen verkehrt haben, dort für seinen Glauben eine Festigkeit zu gewinnen, welche England ihm nicht zu geben vermag. Einige Wochen in London können ihn von seinem Vorhaben nicht abbringen. Lockungen streifen an ihm vorüber; Jerusalem ist und bleibt sein Streben; er reißt sich los aus den Schlingen einer schönen Intriguantin und kniet — im folgenden Capitel — zur Mitternacht am Heiligen Grabe. Die Ankunft eines reichen Engländers mit stattlichem Gefolge ist ein Ereigniß. Ein Plan wird gesponnen ihn um eines Lösegeldes willen zu entführen, und er fällt in die Hände der rücksichtsvollsten Räuber die man sich denken kann. Was nachher geschieht, sammt seinen langen Gesprächen über Politik und Religion mit dem jungen Emir, der ihm heimlich die Falle gelegt und sein Freund wird um ihm eine zweite zu stellen, ist für die Geschichte ohne Belang. Inzwischen hat sich Tancred in die schöne Tochter des jüdischen Banquiers verliebt auf welchen er Creditbriefe mitgebracht, und Eva erwidert seine Leidenschaft. Der geistige Kreuzzug ist auf dem Wege zu einem menschlichen Ausgange, als Courriere eintreffen, der Traum asiatischer Wunder verschwindet, der Herzog-Vater und die Herzogin-Mutter in Jerusalem anlangen und der Vorhang niederrollt. Es springt in die Augen, daß Dies weniger eine Geschichte als eine große Phantasie oder ein phantastisches Märchen mit beweglichen Figuren ist. Zum Kunstwerke fehlt die Einheit, zum Romane das Fortschreiten. Der erste Band spielt in London, der zweite und dritte in Jerusalem. Jener öffnet mit prächtigen Anstalten zur Feier von Tancred's Volljährigkeit und einem Wirbel londoner Fashionables in Brillantfeuer. Plötzlich wird es dunkel und London zieht ab. Zu gleicher Höhe steigt das Interesse nicht wieder, denn obschon der an Jerusalem geknüpfte Theil des Buches von Beredtsamkeit strahlt, die Erwartung ist getäuscht und bleibt bis zum Schlusse unbefriedigt. Der Verf. hat es jedoch nicht auf eine Erzählung abgesehen. Sein Ziel liegt weiter. Das dünne Fädchen ist blos Vermittler großartiger Speculationen über den göttlichen Ursprung der christlichen Kirche, über Macht und Alterthum des orientalischen Glaubens, über die Eigenthümlichkeit asiatischer Intelligenz: Alles an der Kette einer unklaren Theorie von der menschlichen Wiedergeburt, welche die poetische Einbildungskraft des Verf. eines Tages aus dieser Weltgegend erwartet. Die pomphafte Idee, daß die alten Hebräer die Erde zurückerobern, die orientalische Macht sich neu erheben und göttliche und menschliche Intelligenzen sich vermählen werden — Das ist das abgehandelte Thema. 10.

Notiz.

Die Ehe unter den australischen Wilden.

Bekanntlich herrscht unter den polynesischen Stämmen die Vielweiberei. Landor erzählt in seinem neuesten Reisewerk, daß in Australien jeder Mann auf alle weiblichen Wesen die in irgend einem Verwandtschaftsgrade zu ihm stehen Anspruch hat. In Folge dessen wird oft ein neugeborenes Kind weiblichen Geschlechts einem dreißig- und mehrjährigen Manne verlobt, der sie dann sobald sie mannbar ist, mit 12 Jahren oder noch jünger, von ihren Aeltern verlangt. Auf diese Weise haben viele Männer vier bis sechs Weiber von verschiedenem Alter, während andere gar keine Frau besitzen. Die Letztern gehen daher stets darauf aus die Weiber anderer Männer zu rauben. Dieser Gebrauch veranlaßt unaufhörliche Kriege zwischen den Stämmen. Wenn der rechtmäßige Gatte sein Eheweib wiedererlangt, so läßt er sie nicht eher in die vollen Eherechte eintreten, bis er sie für ihr Entlaufen gezüchtigt hat. Diese Strafe besteht darin, daß er ihr einen Speer durch den fleischigen Theil des Schenkels oder der Hüfte stößt. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 41. —— 10. Februar 1848.

Zur Literatur des Völkerrechts.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

In der seinem Werke vorausgeschickten, auf dem Titelblatte angekündigten Einleitung gibt der nordamerikanische Publicist in einem sachgemäßen Abrisse eine Schilderung der völkerrechtlichen Zustände in den frühern, der Epoche des Westfälischen Friedens vorhergegangenen Zeitperioden. Er geht dabei bis auf das classische Alterthum zurück. Gleich Robert Ward, seinem Vorgänger in der Geschichte des Völkerrechts, und den meisten christlichen Schriftstellern spricht er der vorchristlichen Zeit jedes System eines Völkerrechts ab, und sucht darzuthun, daß auch namentlich die alten Griechen und Römer eines eigentlichen Völkerrechts ganz entbehrt hätten. In der That, ein allgemein anerkanntes Völkerrecht konnte es nicht geben bei den Alten, indem bei ihnen die Staatsidee als die einzige Rechtsquelle, der Staat als einziger Selbstzweck, dem alles Andere geopfert werden solle — von welcher Vorstellung auch Platon in seiner „Republik" ausgeht —, angesehen wurde; in einem Zeitalter wo, wer nicht Bürger des Staats war, allen Gliedern desselben von selbst für einen Feind, wenigstens für einen rechtlosen Barbaren, und die Sklaverei für natürlich, nothwendig und berechtigt galt, zu welcher Meinung sich selbst Aristoteles ohne Rückhalt bekennt. Selbst nachdem später in Griechenland der Amphyktionenbund den Begriff von nähern Beziehungen zwischen verschiedenen Staaten in den hellenischen Ideenkreis gebracht hatte, ging die Entstehung von schwachen Anfängen eines internationalen Rechts nicht über den engen Kreis bestimmter Völkerschaften von gemeinsamer Abstammung und mit gemeinsamem Göttercultus, wodurch jener Staatenbund hervorgerufen worden war, hinaus, und die in demselben vertragsmäßig festgesetzten völkerrechtlichen Bestimmungen beruhten mehr auf einer Art Pietät als auf einem gegenseitigen Anerkenntniß des Rechts, weshalb denn auch auf deren treue und strenge Beobachtung unter allen Umständen nicht immer zu rechnen war. Und wiewol durch die Gesetze dieses Bundes in den Kriegen zwischen den griechischen Staaten die Begrabung der in den Schlachten Gebliebenen sichergestellt, bei Eroberung einer Stadt den in die Tempel Geflüchteten ein Asyl gewährt, und manches Andere zur Milderung des Kriegsrechts angeordnet war, fand sich doch nicht einmal die Sklaverei der Kriegsgefangenen für aufgehoben erklärt. In Beispielen aus den Perserkriegen, sowie dem Peloponnesischen Kriege, zeigt Wheaton, daß bei den alten Griechen das Bewußtsein von einem Völkerrecht nirgend wahrzunehmen war. Hume hatte in seinen „Essays" die Ansicht vertheidigt, daß, wenn die Alten auch keine genaue Theorie von dem politischen Gleichgewicht gehabt, und das Interventionsprincip als Mittel zu dessen Aufrechthaltung ihnen nicht so allgemein bekannt gewesen sei wie den Neuern, gleichwol Rücksichten auf die Bewahrung eines gewissen Gleichgewichtssystems unter den Staaten auch damals einen großen Einfluß auf die Handlungsweise aufgeklärter und erfahrener Machthaber und Staatsmänner geübt hätten, während selbst noch heutigen Tages, wo diese Grundsätze Allen bekannt seien die sich mit der Theorie der Politik beschäftigen, der Einfluß den sie auf Diejenigen üben welche die Welt regieren nicht sehr groß zu sein pflege. Gegen diese Behauptung bemerkt der Verf.:

> Que les deux grands faits historiques cités par Hume lui-même prouvent que, dans l'antiquité, le principe d'intervention pour maintenir l'équilibre des puissances, quoique admis par les hommes d'état et les historiens, n'était cependant pas assez généralement pratiqué pour empêcher d'abord l'agrandissement de la Macédoine et ensuite celui de Rome aux dépens des autres nations civilisées. Dans les temps modernes, au contraire, il n'a pas seulement été reconnu par des hommes théoriques, mais il a été incorporé dans le code international des peuples, et si même on en a souvent abusé pour justifier des guerres injustes et impolitiques, il a cependant souvent aussi été appliqué à sauver l'Europe des dangers d'une monarchie universelle.

Was die Römer betrifft, so waren sie ebenso wenig wie die Griechen geneigt fremden Nationen von selbst gleiche Rechte mit sich zuzugestehen. Ihr Jus gentium war kein Völkerrecht im heutigen Sinne, vielmehr weiter Nichts als ein Naturrecht im Gegensatz des Jus civile und selbst ihres Jus publicum; ihr Jus feciale trug Wenig zur Milderung des rauhen Kriegsrechts bei. Aber aus dem Begriff eines allgemeinen Privatrechts — commune omnium hominum jus, wie das Jus gentium im „Corpus juris" definirt wird — hat sich dann nachgehends bei den Stoikern ein mehr auf Billigkeit und Moral gegründetes System der Allen gleich zustehenden

Rechte und Pflichten gebildet, wie sich vorzüglich in den Schriften Cicero's zu erkennen gibt, welches zu den Vorläufern des im Völkerrecht bewußten Menschenrechts gezählt zu werden verdient, und worin auch schon Hugo Grotius die Anfänge des Völkerrechts bei den Römern findet. Aber der Glaube an allgemein bindende Sittengesetze steht noch in gar keiner Beziehung zu den Verhältnissen von Staat zu Staat, und so liegt auch in Cicero's Ausspruch („De finibus", V, 23), den der Freiherr v. Gagern an die Spitze seiner „Kritik des Völkerrechts" (Leipzig 1840) gestellt hat: „... ipsa caritas generis humani, quae nata a primo statu, serpit sensim foras, cognationibus primum, deinde totius complexu generis humani, quae animi affectio Justitia dicitur", noch gar keine Begründung irgend eines Völkerrechts. Es sind Das weiter Nichts als naturrechtliche Anschauungen, die älter sind als die Entstehung eines internationalen Rechts. Gewisse völkerrechtliche Maximen sind freilich überall in Anwendung gekommen wo gegenseitige Verhältnisse zwischen Völkern bestanden, und Spuren von denselben zeigen sich darum schon in den ältesten Zeiten. Auch die Völker des vorchristlichen Alterthums haben nicht in völliger Ungebundenheit gegeneinander gestanden. Ohne den Begriff des Gegenseitigkeitsverhältnisses sich angeeignet zu haben, und sich seiner bewußt zu werden, bemerkt ein Schriftsteller unserer Tage, haben sie ihn doch in sich getragen, und ohne die Natur des Rechts auf eine wissenschaftliche Weise zu bestimmen, haben sie doch nach innen und in gewissem Grade nach außen es schon geübt. Gleichwol hat man sich zu hüten, wie Manche gethan, den Beginn des Völkerrechts zu weit zu retroduciren. Es gab in den vorchristlichen Zeitaltern und auch lange nachher noch keine Art Staatensystem, gebildet aus der Gesammtheit der civilisirten Welt, wodurch erst ein bewußtes Völkerrecht entsteht und nach und nach zur Entwickelung und Ausbildung gelangt. Ein anzuerkennendes Verdienst um die Vorgeschichte des Völkerrechts hat sich neuerdings Prof. Pütter in Greifswald durch seine „Beiträge zur Völkerrechtsgeschichte und Wissenschaft" (1843) erworben, und Wheaton hat dessen von vielen Studien und großer Gelehrsamkeit zeugende Ausführungen in dieser zweiten Auflage seines Werks zu benutzen nicht unterlassen.

Auf der andern Seite ist von den christlichen Gelehrten welche sich mit diesem Thema beschäftigt haben gemeiniglich die Wirksamkeit der christlichen Religion bei der Erschaffung und Verwirklichung des heutigen Völkerrechts überschätzt worden, ebenso wie Dies häufig auch in vielen andern Beziehungen geschehen ist. So findet man oft in den Lehrbüchern des Völkerrechts bis auf unsere Zeit herab die Behauptung aufgestellt: erst das Christenthum habe durch seinen Grundsatz von der Brüderlichkeit des gesammten Menschengeschlechts seine Verkündigung allgemeiner Menschenrechte, und durch seine von der antiken diametraliter abweichende Weltanschauung einen nach Grundsätzen geregelten Verkehr zwischen verschiedenen Völkern ermöglicht. Gleichwol ist nach der Einführung des Christenthums im römischen Reiche durchaus keine Aenderung in den völkerrechtlichen Ansichten und Gewohnheiten wahrzunehmen. Das Reich des Christen war nicht von dieser Welt, er war Bürger im Jenseits, das Diesseits war von geistiger Freiheit nicht durchdrungen, unter der Despotie der römischen Kaiser konnte kein inneres Staatsrecht gedeihen, und deshalb auch kein äußeres. Die christliche Lehre ließ sich gar nicht darauf ein Fragen des Völkerrechts zu erörtern. Wo man allenfalls auf Erörterungen der Art stößt, wie bisweilen z. B. bei Tertullian unter den Kirchenvätern, da finden sich nur allgemeine sittliche Ideen besprochen, welche mit dem Rechte in keiner Berührung stehen.

Der christlichen Kirche ist öfter ein wichtiger Einfluß auf die Entwickelung des Völkerrechts zugeschrieben worden, indem durch sie die verschiedenen Nationen in den gemeinsamen höhern Interessen verbunden, der Statthalter Christi selbst aber als Wächter der Sittlichkeit zu betrachten gewesen sei. Aber im Fels der Kirche war das menschliche Recht versteinert und das Völkerrecht ging im Kirchen- und Lehnrechte auf, während das Papstthum sich die oberste Lehnsherrlichkeit vindicirt hatte. In sehr wahren und treffenden Zügen hat Oppenheim im zweiten Capitel seines „System des Völkerrechts" die völkerrechtlichen Zustände im christlichen Mittelalter geschildert. Die ganze christliche Welt sollte im geistlichen Haupte der Christenheit zu einer consequenten theokratischen Universalmonarchie vereinigt werden. In dem Staatenstaate, den seit Gregor VII. die Päpste mehr oder weniger vollständig in der Christenheit behaupteten und ausführten, waren in den weltlichen Herrschern nur Vasallen des obersten christlichen Kirchenfürsten im damaligen Völkerrechte anerkannt. Dieser verschenkte und vertheilte das neuentdeckte Amerika an Spanien und Portugal, die es nicht kraft des Jus primi occupantis, sondern erst durch die Demarcationslinie welche der Heilige Stuhl in Rom zog in vollem Rechte besaßen. Mit demselben Rechte wie sie ihre Ketzer verbrannten und Nichtkatholiken keine Treue hielten, machten die frommen christlichen Spanier die Heiden zu Sklaven. Aerger als das Alterthum verfuhren die guten Christen gegen das Ausland. Man denke nur an alle die mittelalterlichen Barbareien, welche unter einem Rechtstitel die Unterwerfung und Beraubung der Fremden erlaubten. Die Unverletzlichkeit der Gesandten, und daß man sein eigenes Wort, seinen eigenen Schwur in Verträgen ehrte, wovon übrigens die Kirche ebenfalls entbinden konnte — das Alles begründete noch kein System des Völkerrechts. Es fehlte für ein solches an den Subjecten, den selbstbewußten, selbstbestimmenden und selbstbegründenden Staaten. Unter der päpstlichen Suprematie konnte kein Volksthum, kein Völkerrecht, überhaupt kein freies (selbstbewußtes) Recht sich gestalten. Erst durch die Emancipation der weltlichen Souverainetät von der geistlichen Souverainetät trat eine Aenderung in diesen Zuständen ein, und erst von der Reformation an beginnt die Wissenschaft des Völkerrechts zu erblühen. Die Meinung, daß durch die päpst-

liche Herrschaft das besondere christliche Völkerrecht gebildet worden sei, ist neuerdings auch von Mauritius Müller-Jochmus in Berlin (in den „Neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik") bestritten worden. Durch sie, bemerkt derselbe, ist zwar manchmal wol der Gewalt und Brutalität Einhalt gethan, und der Friede in der Christenheit gesichert, oft aber auch sind die Bande der Völkerfreundschaft zerrissen und eine Willkür ausgeübt worden die dem rohesten Unrecht den Stempel der Heiligkeit gab. In der That, die römisch-katholische Kirche protestirte gegen alle Staatsverträge wodurch die Völker ihre gegenseitigen Rechte sichern wollten, wenn die geistliche Macht nicht dabei ihre Vortheile hatte, vertheilte Kronen nach den Eingebungen des Eigennutzes, und versagte den Ausspruch des Rechts in Fällen die, an sich klar und falscher Deutung unfähig, ihr keine Reservationen übrig ließen die für ihre Interessen auszubeuten waren. Man hat nicht selten den Erfolg der auf Betrieb der Päpste unternommenen Kreuzzüge gerühmt und behauptet, daß durch sie das christliche Europa eine einige Macht, das Christenthum äußerlich consolidirt worden. Allein die Kreuzzüge des Mittelalters, abgesehen davon daß sie schon in der Idee ganz wider alles Völkerrecht stritten, sind an der Einheit der christlichen Macht völlig unschuldig gewesen. Sie führten vielmehr gerade zu Conflicten zwischen den christlichen Mächten, namentlich zwischen dem deutschen Kaiser und dem Papste, und haben, wenn sie auch das falsch verstandene Interesse der christlichen Kirche schützten, doch für das politische Leben durchaus keinen Segen erzeugt. Der religiöse Fanatismus ist durch sie aufs neue angeschürt, und durch ihn sind im Herzen Europas harte Kämpfe erregt worden. Von Schauder wird man ergriffen wenn man die Unthaten des christlichen Proselytismus in deutschen und slawischen Ländern betrachtet. Und auch noch heutzutage sind die herrschenden Anschauungen unter den Christen in der Türkei nicht verschieden von denen der Muselmänner. Wenn der Türke das Leben eines Giauren nicht achtet, so hält es auch der christliche Walache, Bulgare, Serbier, Neugrieche nur für eine seiner kleinsten Sünden ein Türkenleben zu vernichten. Schon diese Thatsache kann beweisen, wie wenig die durch die Kirche entstellten und gedeuteten Lehren des Christenthums zur Förderung sittlicher Ideen, und dadurch auch der Humanität entsprechenderer völkerrechtlicher Ansichten beigetragen haben. Schon der bekannte Grundsatz der römisch-katholischen Kirche: „Haereticis fidem non habendam", war der Gleichheit der Berechtigung im völkerrechtlichen Sinne entgegen.

Als Belege für den wohlthätigen Einfluß der christlichen Religion auf Verbesserung der Grundsätze im Völkerrechte werden gewöhnlich aus vorchristlichen Zeiten die Fälle von Verletzung feierlich geschlossener Verträge, willkürlichen Eingriffen des einen Staats in die öffentlichen Angelegenheiten des andern, wie von im Kriege verübten Grausamkeiten und ähnliche angeführt, und aus dieser äußerlichen Betrachtung zusammenhangsloser Begebenheiten dann Schlüsse gezogen auf den Mangel ethischer und rechtlicher Principien im Völkerrechte, die erst durch das Christenthum Verbreitung gewonnen haben sollen in der civilisirten Welt. Aber die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, daß noch keine Periode der Menschengeschichte, unbeschadet der ethischen und rechtlichen Grundsätze die in ihr herrschten, von der Verletzung des Völkerrechts frei geblieben ist, blos mit dem Unterschiede, daß in der einen Periode jene Verletzung in roherer Form vollbracht ward, in einer andern unter Hülfsleistung einer feinern Staatskunst. Während die heutigen Völkerverhältnisse wesentlich durch das Medium der Diplomatie getragen werden, hatten sie in alten Zeiten meistens ihre Gewähr in den individuellen Ansichten und Grundsätzen der Persönlichkeiten welche an der Spitze der Staaten standen. Schlägt man aber die Blätter der neuern Geschichte in der christlichen Zeit nach, dann tritt uns ebenfalls eine große Reihe von Thatsachen entgegen die viel schlechterer Zeiten würdig sind.

Wheaton weist den Einfluß nach den das römische und das kanonische Recht im Mittelalter auf die Bildung des modernen Völkerrechts gehabt haben, und geht dann zu einer Aufführung der vornehmsten Schriftsteller über die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst sich mit völkerrechtlichen Gegenständen beschäftigt haben. Die Reihe eröffnen die Casuisten im 16. Jahrhundert, der Dominicaner Francisco Victoria, Professor auf der Universität zu Salamanca, und dessen Schüler und Nachfolger im Lehramte Dominico Soto, von deren Tractaten er eine Analyse gibt. Weiter bespricht er unter den spanischen und italienischen Publicisten die Schriften Balthazar Ayala's und Alberico Gentili's und Machiavelli's „Principe". Unter den Deutschen erwähnt er Konrad Brunus. Zuletzt kommt er zu dem Holländer Hugo Grotius, dem eigentlichen Begründer der Wissenschaft des heutigen Völkerrechts, der 1625 sein berühmtes Werk „De jure belli ac pacis" veröffentlichte. Die Einleitung unsers Verf. schließt mit einer Erörterung gewisser Seegesetze, zu denen die praktische Gesittung des Welthandels seit dem Mittelalter geführt, und die gestützt auf Verträge einen Theil des Gewohnheitsrechts im europäischen Völkerrecht bildeten, namentlich aber im Mittelländischen Meere eine allgemein verbreitete Autorität erlangten, auch bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu Barcelona in romanischer (altcatalonischer) Sprache im „Consulato del Mare" gesammelt, und nachgehends übersetzt in die Sprachen aller anwohnenden Völker im Druck erschienen waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Schiller's und Körner's Briefwechsel.

Es ist bereits in Nr. 303 und 304 d. Bl. f. 1847 und von mir an einem andern Orte auf die große Mannichfaltigkeit gehaltreicher Aufschlüsse eigenthümlicher Ansichten und merkwürdiger Sprüche aufmerksam gemacht worden, welche diesen Briefwechsel zu einer der bedeutendsten Sammlungen erhoben hat in deren Besitz sich die gegenwär-

tige Literatur befindet. Die Herausgabe ist im Geiste wahrer Pietät gegen Schiller's Andenken besorgt worden, die äußere Ausstattung befriedigend, der Preis mäßig, sodaß das Buch in vieler Leser Hände kommen kann. Um so mehr erscheint es uns als eine Pflicht auch einige Irrthümer und falsche Angaben, wie sie der Feder leicht da entschlüpfen konnten wo man nicht das Auge eines Kritikers besorgte, hier zu erwähnen und zu berichtigen. Es gilt Dies zunächst von unrichtigen Eigennamen. So finden wir Kollmann und Lanois in dem Beaumarchais'schen Processe statt der Männer Kornmann und Lenoir; ebendaselbst ist immer Mamsell Schröder erwähnt, unter der aber doch die von Goethe so gefeierte Corona Schröter gemeint ist; der rudolstädtische Minister hieß v. Ketelhodt und nicht v. Ketelhort; der weimarische Professor Jagermann und der Jenenser Basch sind als Jagemann und Batsch bekannt; Schiller's Freund war der Dr. v. Hoven, nicht v. Höven. An falschen Ortsnamen berichtigen wir den Namen „Büllichau", denn jener einst so berühmte Landsitz der Herzogin war Löbichau bei Altenburg, wie auch an einer andern Stelle richtig gedruckt ist; ferner das thüringische Rittergut Kloster Häseln statt Kloster Häßler, und der Name des sächsischen adeligen Geschlechts Schulenburg-Kloster-Roda statt Kloster Reda. Ebenso darf künftig nicht wiederholt werden, daß Körner am 2. Juli 1756 zu München geboren sei statt zu Leipzig, wo sein Vater Superintendent und Pastor zu St.-Thomas war, wie Streckfuß in Körner's Nekrolog (Intelligenzblatt zur „Allgemeinen Literaturzeitung", 1832, Nr. 10) und in dem Vorworte zur Ausgabe der Werke Theodor Körner's bemerkt hat.

Da beide Freunde sich durchweg im vollsten Vertrauen schrieben, so mußten bloße Buchstaben für längere Namen ihnen schon hinlänglich deutlich sein. Uns aber nicht so. Denn es möchte mancher Leser doch wol kaum gewußt haben wer der Assistenzrath S., der Vater „der berühmten Mamsell", oder wer H. und K. gewesen sind. Indessen dürfte Dies in manchen Fällen gar nicht einmal mehr nachgewiesen werden können; wogegen von den Herausgebern zwei andere Versehen Körner's für heutige Leser hätten in aller Kürze berichtigt werden können. Das eine finden wir im Briefe vom 2. Nov. 1788, wo die Naubert'schen Romane einem Manne als Verfasser zugeschrieben werden, ein Irrthum den Körner zu jener Zeit mit vielen sonst wohlunterrichteten Leuten theilte, und den selbst Böttiger noch in der „Urania" vom J. 1811 wiederholt hat. Es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß die biographischen Angaben über Benedicte Naubert sowol in dem ihr im Schindel'schen Werke gewidmeten Artikel als in dem Vorworte zu dem im J. 1847 erschienenen neuen Abdrucke ihrer „Neuen Volksmärchen der Deutschen" theils unrichtig, theils dürftig sind. Hierher gehört für jetzt nur die Notiz, daß sie als Verfasserin der vielgelesenen Romane „Thekla von Thurn", „Walter von Montbarry" und anderer erst im J. 1817 aus ihrem schriftstellerischen Dunkel hervorgetreten ist, und sich auf dem Titel des Romans „Rosalba" mit ihrem vollen Namen zu erkennen gegeben hatte. Das zweite Versehen ist in einem Briefe vom 22. Mai 1789 enthalten. Hier nennt nämlich Körner den Verfasser der Bücher über die Ehe und der Lebensläufe in aufsteigender Linie, „Scheffler". Aber darunter kann nur der königsberger Kriegsrath J. G. Scheffner, ein in allen dortigen Kreisen wohlbekannter Mann, verstanden sein, der jedoch jene Bücher keineswegs geschrieben hat, als deren Verfasser vielmehr J. G. Hippel zu nennen war. Eine dritte Stelle schließen wir aus Schiller's Briefe vom 18. Aug. 1787 an, wo er von einem Concerte bei der Herzogin Amalia von Weimar schreibt: „Die Musik war den Widerwillen werth den ich hatte hinzugehen." Aber aus den folgenden Worten ist ersichtlich, daß Schiller mit ihr zufrieden war, und wir haben daher die philologische Vermuthung, daß zwischen den Wörtern „Widerwillen" und „werth" die Negation „nicht" herausgefallen oder schon von Schiller selbst vergessen sei.

Endlich lassen wir den wackern Herausgebern die in dem schönen Vorworte zum vierten Bande ausgesprochene Ansicht, daß es nämlich den Genuß der Leser würde gestört haben, wenn sie zu viele erläuternde Anmerkungen unter den Text gesetzt hätten, in der Hauptsache unangefochten. Allerdings ist es nicht gut, wenn, wie man sich sonst auszudrücken pflegt, der Text in Noten schwimmt. Indeß wäre doch hier und da eine kurze Nachweisung für den heutigen Leser gewiß nicht störend gewesen. Wenn Schiller z. B. in einem längern Briefe aus Volkstädt vom 12. Juni 1788 neben den geheimen Chroniken und Reiseberichten, welche ein gemischtes Publicum fesseln sollen, auch Cagliostro's und Stark's und Flemel's Geisterseher erwähnt hat, so mag der Erstere immerhin den jetzigen Lesern bekannter sein. Aber schon der als heimlicher Katholik um die Zeit dieses Briefes von Nicolai, Biester und andern Mitarbeitern der „Berliner Monatsschrift" hart angefeindete Stark, der nachmalige darmstädtische Oberhofprediger, dürfte jetzt nicht mehr so allgemein bekannt sein, als daß eine kurze Erörterung aus Plank's oder Henke's Kirchengeschichte überflüssig gewesen wäre. Noch weit weniger aber weiß die Lesewelt von dem berühmten Adepten und Bürger zu Paris, Nikolaus Flemel, der im 14. Jahrhundert als ein Erfinder des Steins der Weisen gegolten hatte. Wieland gibt über ihn („Sämmtliche Werke", XLIII, 121 fg.) eine genügende Nachricht. Bekannter als dieser ist allerdings der mehrmals erwähnte Leuchsenring, als einer aus dem frühern Goethe'schen Kreise; aber schon weil sein Name in der Entwickelungsgeschichte des 18. Jahrhunderts nicht unbekannt bleiben darf, wäre eine kurze biographische Nachweisung wohl angebracht gewesen, für die Varnhagen von Ense's Aufsatz in seinen „Vermischten Schriften und Denkwürdigkeiten (IV, 494—532) und K. Wagner's „Anmerkungen zu den Briefen Goethe's, Merk's u. A." (Leipzig 1847) hinlänglichen Stoff geliefert haben.

K. G. Jacob.

Notiz.

Die Reisenden und die Hunde.

Schon Homer im 14. Gesang der „Odyssee" deutet an, daß der Fremde wenn er von Hunden angefallen werde ihre Wuth beschwichtigen könne wenn er sich niedersetze. In Mure's „Journal of a tour in Greece and the Jonian Islands" wird ein Fall erzählt, daß dies Mittel in Griechenland heute noch als probat betrachtet wird. An der Tafel des Generals Gordon zu Argos, der damals in Morea befehligte, war das Gespräch auf die Menge und die Wildheit der Hunde gekommen die in Griechenland das Fußreisen so gefährlich machen. Einer der Gäste bemerkte dabei, daß es ein sehr einfaches Mittel gebe dieser Gefahr zu entgehen. Er sei einst auf einer Reise vom Weg abgekommen, und habe als er von der Nacht überfallen worden Obdach in der Wohnung eines Geistlichen gesucht auf die er gestoßen. Bei seinem Nahen hätten sich jedoch Hunde auf ihn gestürzt, und es wäre ihm wahrscheinlich schlimm ergangen, wenn nicht ein alter Schafhirt herbeigeeilt wäre und, nachdem er gefunden daß der Fremde ein schutzbedürftiger Reisender die Hunde zurückgetrieben und ihm gastfreundliches Obdach in seiner Hütte gewährt hätte. Als der Gast hierauf einige Bemerkungen über die Wachsamkeit seiner Hunde und die Gefahr in welcher er dadurch geschwebt fallen gelassen, habe der Alte entgegnet: Dies sei die eigene Schuld des Fremden, indem derselbe nicht die in solchem Falle übliche Vorkehrung ergriffen habe; er hätte stehen bleiben und sich niedersetzen sollen bis Jemand herbeigekommen den die Hunde gekannt hätten. Auf nähere Erkundigungen erfuhr der Fremde, daß, sobald der von Hunden angefallene Reisende dies Mittel ergreift, und indem er sich niederläßt, seine Schutzwaffen die er bei sich führt neben sich legt, auch die Hunde sich im Kreise um ihn lagern, und so lang er ruhig bleibt seinem Beispiel folgen, dagegen sobald er aufsteht um weiter zu gehen aufs neue ihn anfallen werden. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1848.

Zur Literatur des Völkerrechts.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Das Werk beginnt nach vorausgeschickter Einleitung, in welcher von dem Völkerrechte in der vorchristlichen Zeit und im Mittelalter bis zum Zeitalter von Hugo Grotius die Rede ist, mit einer Darstellung des Westfälischen Friedens, welcher als der erste europäische Landfriede, als der Eckstein des europäischen Staatensystems bezeichnet werden kann, und noch heutzutage die Grundlage des Völkerrechts unter den gesitteten Nationen (gentes moratiores) bildet. Der Verf. theilt die hierauf folgende Geschichte der Fortschritte des Völkerrechts in der neuern Zeit in vier Perioden. Die erste umfaßt die Zeit seit dem Westfälischen Frieden 1648 bis zum Utrechter 1713. Die zweite reicht von diesem letztern Frieden bis zum Pariser und Hubertsburger 1763. Die dritte geht bis zum Eintritt der Französischen Revolution 1789, und endlich die vierte von dieser großen Begebenheit bis auf unsere Tage. Die Geschichte des Völkerrechts in den drei ersten Perioden füllt den ersten Band, die in der vierten Periode den zweiten Band des Werks. In die Zeitperiode 1648—1713 fällt die Entwickelung eines europäischen Gleichgewichtsystems, dessen Theorie der Verf. nach Fénelon darstellt. So lange indeß Länder und Völker als Erbeigenthum gewisser Dynastien betrachtet werden, und durch Erbschaften und Vermählungen erworben werden können, bleibt die Aufrechthaltung eines solchen Systems unter den europäischen Staaten, welches wesentlich auf Erhaltung des Status quo beruht, durch Eventualitäten stets gefährdet, und es bedurfte nach einem langjährigen blutigen Successionskriege im Anfange des 18. Jahrhunderts des Utrechter Friedensschlusses (1713), um zu verhüten, daß nicht noch einmal, wie früher unter Kaiser Karl V., der Welttheil jetzt von Ludwig XIV. durch die Vereinigung der Kronen Frankreichs und Spaniens auf Einem Haupte mit der Entstehung einer präponderirenden Macht, und dadurch mit einem Principat bedroht werde. Dies führt den Verf. zu einer Erzählung der Ergebnisse des Spanischen Successionskriegs, der nach vielfältigen Wirren, Erb- und Prätendentenstreitigkeiten mit jenem europäischen Friedensschlusse endigte welcher endlich zu Utrecht zu Stande kam. Dieser berühmte Tractat, der fast ein Jahrhundert (bis zum Luneviller Frieden 1800) unverletzt bestand, machte ebenso wie der Westfälische Friede Epoche in der Geschichte des europäischen Völkerrechts, und mit Recht schließt der Verf. mit demselben die erste Periode seiner Geschichte:

> Pendant toute cette période, l'influence des écrits des publicistes, tels que Grotius et ses successeurs, apparait visiblement dans les conseils et dans la conduite des nations. La diplomatie du 17me siècle était savante et laborieuse dans le maniement des affaires. Ses documents sont remplis d'appels faits non-seulement aux considérations de politique, mais aussi aux principes du droit, de la justice et de l'équité, et à l'autorité des oracles du droit public, à ces règles et à ces principes généraux, par lesquels les droits du faible sont protégés contre les envahissements de la force supérieure, par l'union de tous ceux qui sont intéressés dans le danger commun. Dans notre siècle, ces discussions laborieuses paraissent superflues et même pédantes. Ces principes généraux sont sous-entendus, et on ne se trouve pas dans la nécessité de les démontrer par des raisonnements ou par l'autorité des savants. Mais dans les temps dont nous parlons ils n'avaient pas encore acquis force d'axiomes, et demandaient d'être confirmés par des raisonnements et par un appel aux témoignages qui démontraient l'accord général des hommes éclairés sur ces règles de justice qui régissent ou doivent régir les relations mutuelles des états.

Die Publicisten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, deren Lehren der Verf. in einer Uebersicht mittheilt, weil sie durch ihre Schriften zur Fortbildung des Völkerrechts beigetragen haben, sind: Pufendorf, Leibniz, Spinoza, Zouch, L. Jenkins, John Selden, Samuel Rachel. Durch Frankreichs immer zunehmendes Uebergewicht wurde in dieser Periode die französische Sprache zur herrschenden Diplomatensprache, und ist es auch geblieben. Der engere Staatenverkehr und das wechselseitige Interesse riefen seit Ludwig XIV. die Sitte stehender Gesandtschaften und damit eine weitere Ausbildung des Gesandtenrechts hervor. Im Kriegsrecht traten die völkerrechtlichen Deductionen an die Stelle der feierlichen Kriegserklärungen, was ein Fortschritt war im praktischen Völkerrechte, weil man doch wenigstens den Schein des Rechts zu bedürfen glaubte. Auch den Stand des damaligen Seerechts, und die aus ihm sich ergebenden Fragen werden zur Erörterung gebracht. Am Schlusse dieses Abschnitts finden sich noch die veränderten Gebräuche hinsichtlich der Ranzionirung der Kriegsgefangenen erwähnt.

In dem zunächst folgenden Zeitabschnitte 1713—63 bietet die Frage über die Thronfolge in Oestreich 1740 mit der Anfechtung der Pragmatischen Sanction Karl's VI. dem Verf. Stoff zu interessanten völkerrechtlichen Betrachtungen dar. Er bemerkt unter Anderm, daß, wie sehr auch die Grundsätze welche Friedrich der Große als Kronprinz in seinem „Anti-Machiavell" über das Kriterium eines gerechten und eines ungerechten Kriegs entwickelt hat, ebenso wol seinem Kopfe als seinem Herzen zur Ehre gereichen, er doch selbst als König in dem Oestreichischen Erbfolgekriege sie nicht befolgt hat. Hierauf kommt der denkwürdige Siebenjährige Krieg 1756—63 an die Reihe mit Erwägung seiner Ursachen und Folgen. Die Schriftsteller in diesem Zeitraume, deren völkerrechtliche Systeme und Lehren hier beleuchtet werden, sind: Wolf, Vattel, Montesquieu, Bynkershoek, Rutherford. Als Publicisten von geringerer Bedeutung werden Barbeyrac, Réal, Mably, Heineccius, Vatin, Abreu und Pothier erwähnt. Dann finden sich hier noch mancherlei Veränderungen berührt, die in Folge umgewandelter Verhältnisse, wie insbesondere im Colonialbesitz, nach und nach im praktischen Völkerrechte eingetreten waren, und das Kriegs- und Seerecht, vornehmlich in Beziehung auf die Schifffahrt der Neutralen, betrafen; ebenso die Tractate, die hierüber zwischen verschiedenen Staaten zum Abschluß gelangten, und die Doctrinen der Staatsgelehrten der damaligen Zeit über diesen Gegenstand, wie namentlich Hübner's, dänischen Gesandten am britischen Hofe, dessen 1759 darüber im Haag herausgegebenes Werk bis auf den heutigen Tag in streitigen Fällen oft citirt worden ist. Noch umständlicher läßt sich unser Verf. über die in dieser Periode herrschenden Ansichten über das Gesandtenrecht aus, und interessant ist es seine eigene Meinung über die darin einschlagenden Fragen zu hören:

Les relations diplomatiques entre les divers états de l'Europe, pendant la période depuis la paix d'Utrecht jusqu'à celle de Hubertsbourg, furent marquées par des discussions d'étiquette, qui nous paraissent vaines et frivoles, mais qui furent alors regardées comme des preuves essentielles de l'égalité et de l'indépendance des nations. Entre ces questions fut celle de la préséance réclamée par les têtes couronnées sur des états régis par les formes républicaines. Cette prétention ne peut être soutenue par la raison. Comme c'est l'indépendance et la dignité souveraine d'une nation qui doivent être représentées dans les relations internationales des états, il est évident que la forme de leur gouvernement intérieur ne peut nullement influer sur les prétentions des autres à cet égard. Il faut que la souveraineté de chaque état soit placée quelque part, et il est indifférent aux nations étrangères qu'elle appartienne à un seul individu ou à plusieurs, ou qu'elle soit transmise par l'hérédité ou par l'élection populaire. Les gouvernements des peuples sont leurs seuls représentants envers les puissances étrangères, et les nations étant égales, les gouvernements sont égaux les uns envers les autres. Il ne peut donc y avoir entre les états aucune distinction raisonnable à l'égard du rang, basée sur la nature de leurs constitutions respectives. Mais l'usage des nations, qui forme la loi des nations, a créé une distinction factice.

Er zeigt zugleich, wie der Vorzug monarchischer Gesandten vor republikanischen im Rang wahrscheinlich in Europa entstanden sein mag. Die ephemere Republik die unter Cromwell in England bestand war die erste welche eine völlige Gleichheit im Range mit Monarchien erlangte. Am Schlusse dieses Abschnitts seines Werks gibt Wheaton noch Notiz über die in diese Periode fallende philanthropischen Entwürfe zu einem ewigen Frieden, von Abbé de St.-Pierre und J. J. Rousseau.

Der folgende Abschnitt, der die Periode 1763—89 in sich schließt, geht bis zur Epoche des Ausbruchs der französischen Revolution. Er beginnt mit der Erzählung der Theilungen Polens, die als la violation la plus flagrante de toute justice naturelle et du droit international, qui ait eu lieu depuis que l'Europe est sortie de la barbarie charakterisirt werden. Die weitern Begebenheiten dieses Zeitraums die sich hier behandelt finden sind: „Der Bairische Erbfolgekrieg" (1778), „Die Frage über die freie Schiffahrt auf der Schelde" (1781), „Die Intervention Preußens in die innern Angelegenheiten Hollands" (1788), „Die Tripleallianz zwischen England, Preußen und Holland, und deren Interventionen bei den Unruhen in Belgien und im Türkenkriege", „Der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg", „Die bewaffnete Neutralität England gegenüber im Seekriege, mit Berücksichtigung der von den Italienern Galiani und Lampredi aufgestellten völkerrechtlichen Grundsätze." Unter den Publicisten aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden besonders J. J. Moser und G. F. v. Martens mit ihren Schriften aufgeführt. Am Schlusse wird Bentham's Plan zu einem ewigen Frieden mitgetheilt.

Der Geschichte des Völkerrechts in der letzten Periode von der Epoche der Französischen Revolution bis auf die neueste Zeit hat der Verf. den ganzen zweiten Band seines Werks gewidmet. Aber die Menge der Ereignisse und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände die hier zur Sprache kommen, um aus dem völkerrechtlichen Gesichtspunkte beurtheilt zu werden, ist so groß, daß Ref. bei weitem den ihm in d. Bl. gegönnten Raum überschreiten müßte, wollte er auch nur darauf sich beschränken sie hier mit möglichster Kürze einzeln aufzuführen. Er darf um so mehr auf die Lectüre und das Studium des Werks selbst dabei verweisen, als der reichhaltige Stoff zu Betrachtungen der in denselben dargeboten wird von doppeltem Interesse für die Zeitgenossen, deren älterer Theil die Begebenheiten selbst erlebt hat, sein wird. Wenden wir uns darum lieber sogleich zu dem „Résumé général", womit das Werk schließt, und worin Wheaton selbst die Ergebnisse seiner sämmtlichen Untersuchungen über die Fortschritte deren sich das Völkerrecht in der civilisirten Welt seit dem Westfälischen Frieden sowol in der Theorie als in der Praxis zu erfreuen gehabt hat, in nuce zusammenstellt. Wir werden hier und da unsere Bemerkungen damit verbinden.

Die von Hugo Grotius und den Gelehrten aus seiner Schule anerkannten Principien des Völkerrechts sind seit der Zeit nicht nur besser bestimmt, theils bestätigt, theils weiter ausgeführt, sondern es sind auch mancherlei

Feststellungen neuer Normen zur bessern Regulirung der gegenseitigen Verhältnisse der Nationen untereinander in der Staatenpraxis erzielt worden. Dieses erfreuliche Resultat ward sowol durch die Arbeiten der Männer welche den Grundsätzen der internationalen Moral ihr Nachdenken gewidmet, als durch die vielfältigen Erörterungen welche verschiedene, durch die Zeitereignisse und politische Verwickelungen herbeigeführte völkerrechtliche Fragen in den Cabineten und legislativen Kammern und bei den Justiztribunalen gefunden, wodurch ein helleres Licht über die Regeln des internationalen Rechts verbreitet wurden, erreicht. Die Fortschritte welche dieses seit dem 17. Jahrhundert gemacht hat, finden sich vornehmlich durch die öffentlichen Verträge bezeichnet welche die Staaten untereinander abgeschlossen haben. Sie können angesehen werden als ein freiwilliges positives internationales Recht bildend, und müssen zu den Haupterfodernissen des praktischen Völkerrechts gerechnet werden. Eine constante Aufeinanderfolge von Staatsverträgen über einen und denselben Gegenstand beweist den von den Nationen gebilligten eingeführten Gebrauch in Betreff desselben. Besonders haben die Friedensschlüsse und Handelstractate durch Modificirung der Gesetze des Kriegs zu den Fortschritten des Völkerrechts in der neuern Zeit beigetragen. Vergleichen wir Grotius' Doctrinen über mehre wichtige Aufgaben des Völkerrechts mit den gegenwärtig in den internationalen Verhältnissen der civilisirten Staaten geheiligten Gebräuchen, dann stoßen wir auf merkliche Veränderungen in den anerkannten Grundsätzen seit der Publication seines berühmten Werks „De jure belli ac pacis".

Das Kriegsrecht hat nicht unbedeutende Verbesserungen erfahren, und die Sitten im Kriege haben sich unleugbar gemildert. Der Gebrauch die Kriegsgefangenen zu Sklaven zu machen scheint im Zeitalter des Grotius noch nicht völlig abgeschafft gewesen zu sein, und der des Lösegelds war damals noch in voller Kraft; ein regelmäßiges System der allgemeinen Auswechselung der Kriegsgefangenen existirte in jener Zeit nicht. Grotius vertheidigte noch die Lehre, daß eine mit einer andern im Kriege befindliche Macht das Recht habe ein neutrales Gebiet zu durchschreiten, um gegen ihren Feind zu operiren, und daß ihr ein solcher Durchzug nicht von dem neutralen Staate aus dem Motiv der Besorgniß, daß ihm daraus Nachtheile von einer der kriegführenden Mächte erwachsen könnten, verweigert werden dürfe. Ja, er behauptet sogar, daß man sich eines in einem neutralen Lande belegenen festen Platzes nöthigenfalls ohne Weiteres zu bemächtigen berechtigt sei, wenn vorauszusehen, daß der Feind denselben besetzen werde. Vergleicht man damit heutzutage die nach einem allgemeinen Gebrauch der Nationen in dieser Beziehung befolgten Kriegsregeln, dann läßt sich der Umfang der seitdem eingetretenen Verbesserungen nicht verkennen. Denn wenn auch die Periode des französischen Revolutionskriegs, sowie die Napoleon'sche, bisweilen Beispiele von Verletzungen neutraler Gebiete dargereicht hat, so haben doch die Regeln welche im heutigen praktischen Völkerrechte die Heilighaltung der Neutralität vorschreiben nie aufgehört formell anerkannt zu bleiben, und wenn dagegen gehandelt worden war, so suchte man Dies immer entweder als einen durch eine äußerste Nothwendigkeit gebotenen exceptionellen Fall oder durch Berufung auf vorhergegangene Beispiele Anderer zu entschuldigen. Obgleich Grotius, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts schrieb, das Interventionsrecht zur Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts unter den europäischen Mächten leugnete, es sei denn daß zugleich ein anderes *gerechtes* Motiv zum Krieg damit verknüpft wäre: so fand sich dasselbe doch am Ende desselben Jahrhunderts von allen Staaten und Publicisten Europas anerkannt.

Davon total verschieden ist indeß, bemerkt Wheaton, die erst in der neuern Zeit auf die Bahn gebrachte Uebung eines Rechts der Intervention, um sich gegen die Folgen der eingetretenen Veränderungen im innern Gouvernement eines andern Landes sicherzustellen. Die Anwendung dieses Rechts zur Aufrechthaltung eines politischen Gleichgewichtsystems unter den Staaten eines Welttheils dient zur Sicherung der Schwachen gegen die Starken; bei dem Gebrauch der von dem Interventionsrecht zur Einmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats gemacht wird, ward dagegen dasselbe umgekehrt oft gerade von den letztern gegen erstere geübt. Die Umstände welche Veranlassung geben können in jenem Falle ein Recht der Intervention eintreten zu lassen, sind fähig mit einer gewissen Genauigkeit bestimmt zu werden, und führen gemeiniglich schlagende Gründe für die Rechtfertigung des Verfahrens mit sich; hingegen sind die Verhältnisse welche in dem andern Falle ermächtigen können zu interveniren von der Art, daß sie sich nicht bestimmen lassen, während sie zugleich häufig der Beweise einer moralischen Gewißheit ermangeln. Die Ausübung des Interventionsrechts, um sich gegen die Folgen von Staatsumwälzungen und Veränderungen in den Regierungsformen oder den Dynastien in andern Staaten zu schützen, muß daher als Ausnahme von den allgemeinen Principien der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Nationen betrachtet werden, die nur in speciellen Umständen als zulässig erachtet werden kann, welche aber unmöglich ist in der Weise zu bestimmen, um in einen Codex des internationalen Rechts aufgenommen zu werden. Misbilligend spricht darum der amerikanische Publicist sein Urtheil über das Verfahren der europäischen Mächte gegen das revolutionnaire Frankreich im J. 1792 aus, welches zugleich ebenso gut auf die spätern Interventionskriege der Heiligen Allianz zur Aufrechthaltung gewisser politischer Principien auf dem europäischen Continent paßt:

Sans doute la nation française avait prononcé hautement que la souveraineté n'appartient qu'au peuple, qui, borné dans l'exercice de sa volonté suprême par les droits de la postérité, ne peut déléguer de pouvoir irrévocable. Sans doute elle avait hautement reconnu qu'aucun usage, aucune loi expresse, aucun consentement, aucune convention, ne peuvent soumettre une société d'hommes à une autorité qu'elle n'aurait pas le droit de reprendre. Mais

l'énonciation de ces maximes ne pouvait être regardée comme troublant la tranquillité d'autres états; et exiger la suppression des écrits par lesquels ils étaient propagés, ce serait faire une loi contre la liberté de la presse et déclarer la guerre aux progrès de la raison humaine. Quant aux prétendues tentatives des Français d'exciter d'autres nations à l'insurrection, aucune preuve n'avait été offerte pour appuyer cette allégation; et ces tentatives eussent-elles été réelles, les puissances qui avaient souffert les rassemblements des émigrés français, qui leur avaient donné des secours, qui avaient reçu leurs ambassadeurs, qui les avaient publiquement admis dans leurs conférences, qui ne rougissaient point d'appeler les Français à la guerre civile, n'auraient pas conservé le droit de se plaindre; ou bien il faudrait dire qu'il est permis d'étendre la servitude, et criminel de propager la liberté; que tout est légitime contre les peuples et que les rois seuls ont de véritables droits.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Romane.

1. Drei Geschwister. Ein Roman von Karl Guntram. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1847. 8. 3 Thlr.

Dieser Roman gehört ganz unserer Zeit an. Der arme Dorfschullehrer spart, damit seine Kinder einst etwas Großes werden können. Der Aelteste, mit Talenten reich begabt, ergreift nach mancherlei Jugendstreichen und Lernversäumnissen das Künstlerfach. Künstlerruhm und Künstlerleben mit allen Nachtheilen auf Sitten und Charakter lernt er kennen; er endigt nach vielen Irrwegen, Täuschungen, Missethaten, Gemeinheiten und Sophistereien als Betrüger und Fälscher von Banknoten. Das über ihn verhängte Todesurtheil wird noch durch Fürsprache seines Bruders auf Festungsstrafe ermäßigt; auf der Flucht von dieser findet er den Tod. Der zweite Bruder, Joseph, hat fleißiger studirt, gute Examina gemacht, wird Begleiter und Freund eines jungen Prinzen, fällt in Ungnade bei dessen Vater wegen freisinniger Ideen, Ideen über Preß-, Glaubens- und Denkfreiheit, über alle die Fragen der Jetztzeit. Er zieht nach Amerika und bildet eine Ansiedelung, deren Theilnehmer er durch weise und kluge Einrichtung beglückt. Er heirathet seine arme ihm treu ergebene Magd, welche, um ihren Gatten von den giftigen Schlangen zu retten, selbst zum Opfer fällt. Ihr Kind theilt dieses Schicksal und Joseph kehrt nach Deutschland zurück, nachdem er mit mancherlei charakteristischen Gestalten der amerikanischen Gesellschaft zusammengekommen ist und verkehrt hat. Es fehlt auch nicht an dem mit einer anvertrauten Kasse Durchgegangenen, welcher in Amerika als reicher, geachteter Mann lebt. Auch einem von Königsmord singenden Dichter begegnet er. Nach Deutschland zurückgekehrt erhält er eine ihm zusagende Anstellung; eine alte Liebe zur schönen Kornelia erwacht von neuem, mit ihr bespricht er wieder die ernstesten Angelegenheiten der Religion, der Philosophie, der Politik. Er ist ganz der Mann des Fortschritts wie die Liberalen deren unzählige in ihren Reihen haben, doch immer fußend auf gesetzlichem Boden, ein Mann des Friedens und der Ordnung. Kornelia ist die Gemahlin seines verbrecherischen Bruders, welcher sie unter anderm Namen geheirathet; erst als derselbe todt ist wird ihre Hand frei und sie kann die Seine werden. Das dritte der Geschwister, Aurora, hat auch mancherlei Erlebnisse; erst die Braut eines Prinzen, des Bruders Freund, dann hinsiechend am gebrochenen Herzen, dann einsam und verlassen umherirrend, einen Dienst suchend, endlich den Sohn eines Färbers heirathend und beglückt als wohlhabende Bürgersfrau.

Der Roman ist unterhaltend und muß vor Allen Zeitbewegte ansprechen; daß indeß manches Uebertriebene, bei bestehenden Verhältnissen kaum wol Mögliche vorkommt, ist nicht abzuleugnen. Prinz Friedrich, welcher Wochen und Monate beim Dorfschullehrer wohnt, bei dem Freund dessen Umgang am Hof als für ihn gefährlich geachtet wird, der in seinem Incognito um des Freundes Schwester wirbt, und so manche andere gesellige Unthunlichkeit, muß man sich indeß gefallen lassen, weil dadurch die Entwickelung des Ganzen vorwärts schreitet, und eigentlich weniger die Ereignisse als die Ideen die Hauptsache des Romans sind; es ist ein Tendenzroman, dem man das Verdienst nicht absprechen kann seine Tendenzen wohl durchgeführt und eine Erläuterung der jetzigen Meinungswirren mit geschickter Feder hergestellt zu haben.

2. Manuelitta Dolores. Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1847. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Ein Liebesroman liegt vor uns, anziehend durch manche originelle Gestalt, durch edle Charaktere und durch die Entwickelung eines liebenswürdigen Frauencharakters. Es ist die reichbegabte Heldin, die in Leichtsinn und Jugend eine Ehe mit einem alten reichen Mann eingeht, diesem Veranlassung zur Eifersucht und Unzufriedenheit gibt, indem sie eine heftige Neigung zu einem jungen Engländer fühlt, welche sie jedoch überwindet und in treuer Pflichterfüllung den alten Gatten pflegt bis er stirbt. Er setzt sie zur Erbin seines ganzen Vermögens ein wenn sie unvermählt bleibt. Sollte sie aber den Gegenstand seiner Eifersucht heirathen, so verlöre sie dieses Vermögen wie sie überhaupt bei irgend einer Vermählung einen Theil desselben abgeben müsse. Die junge Witwe hat die Liebe welche sie so heldenmüthig bezwungen nicht vergessen, und fühlt sich tief verletzt durch die Gleichgültigkeit des Gegenstandes derselben, mit dem der Zufall sie zusammengeführt. Der stillen Neigung eines jungen Mannes, den sie in der ersten Jugend nicht bemerkt, gelingt es nach und nach ihr Herz zu gewinnen. Nach langem Sträuben gegen ein Gefühl an welches sie nicht glaubt reicht sie ihm die Hand in Neapel, wohin er sie auf einer Reise begleitet hat. Das Entstehen und Sichentwickeln dieser wahren innigen Neigung ist das Hauptmoment des Romans. Derselbe würde sehr gewinnen wenn er nur aus zwei Bänden bestünde, da viele unbedeutende Einzelheiten die Zahl der Blätter anschwellen ohne das Interesse zu erhöhen. Es ist aber ein um so treueres Bild des Lebens, wo solche Unbedeutendheiten sich aneinander reihen zum bedeutenden Ereigniß. Die Nebenfiguren sind ebenfalls gut gezeichnet. Der alte Herr Herzig mit seiner altjungfräulichen Schwester sind vortreffliche Novellengestalten; Margarethe und deren Familie, der junge Holländer, Vetter und muthmaßlicher Erbe der Heldin, desgleichen. Auch der Gatte, der alte Vanbröck, ist würdig gehalten; selbst Personen welche nur erscheinen um wieder zu verschwinden, und keineswegs eingreifen in den Verlauf der Geschichte, sind sorgsam geschildert, und der ganze Roman bietet eine angenehm fesselnde Lecture. 5.

Miscellen.

Sicher gehen.

Die Kathedrale von Angers rühmt sich den Leichnam des heiligen Jakobus zu besitzen. In Bezug darauf sagte Ménard in seiner „Histoire d'Anjou", wäre es nicht Jakobus der Aeltere (major) so sei es doch Jakobus der Jüngere (minor); denn man müsse hier nach dem Grundsatze gehen: Semper in obscuris, quod minimum est, sequimur.

Le und la.

Frau von Sevigné erkundigte sich nach dem Befinden Menage's und erhielt zur Antwort: „Madame, je suis enrhumé." „Je la suis aussi", erwiderte sie. Der gelehrte Mann bemerkt, es müsse heißen: Je le suis. „Sagen sie wie Sie wollen", erwiderte Frau von Sevigné. „Ich würde gleich an mein Kinn greifen um zu fühlen ob ich etwa einen Bart hätte, wenn ich sagte: Je le suis." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1848.

Zur Literatur des Völkerrechts.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Zu den für das Völkerrecht gewonnenen Fortschritten rechnet Wheaton ferner, daß die ehedem von einzelnen Seemächten in Anspruch genommene Souverainetät der Meere in die Zahl der verjährten Anmaßungen barbarischer Zeitalter verwiesen worden, während die Freiheit der Schiffahrt, des Handels und der Fischerei außerhalb der Grenzen eines jeden Staats wenigstens dem Princip nach allgemein anerkannt, und die Freiheit der Schiffahrt auf den großen Flüssen durch Verträge verabredet ward. Das Colonialmonopol, vormals eine fruchtbare Quelle von Kriegen, ist in Folge der veränderten Colonialpolitik fast gänzlich aufgehoben worden, und damit sind zugleich so manche früher bestrittene Fragen über die Rechte der Neutralen in Kriegszeiten weggefallen. Hoffentlich wird bald auch die Zeit kommen, wo dem Handelsverkehr zur See auch in Zeiten des Kriegs zu allseitigem Interesse der nämliche Schutz gewährt werden wird welchen der Transport der Waaren zu Lande genießt, und das bisher noch fortdauernde, wenngleich auf Kaperbriefe und Kreuzer eingeschränkte Recht des Seeraubes nebst dem Durchsuchungsrecht ebenso aufhören wird wie schon lange das Plündern der Fuhrmannswagen auf dem Lande nicht mehr statt hat. Ueber den Sklavenhandel ist als ein Schandfleck der Menschheit das Verdammungsurtheil von der öffentlichen Meinung ausgesprochen, und derselbe durch Gesetze und Uebereinkünfte aller civilisirten Nationen verboten worden. Die Erfahrung hat indeß die Unmöglichkeit dargethan, die Ausübung eines Durchsuchungsrechts auf den Schiffen zur Unterdrückung dieses Handels in Friedenszeiten mit der Unabhängigkeit der Nationalflagge jedes Seestaats zu vereinbaren. Die friedlichen Verhältnisse zwischen den Nationen werden jetzt überall durch permanente Legationen vermittelt, und die Rechte der Gesandten sind nunmehr über allen Streit erhoben. Die Sphäre des europäischen Völkerrechts hat sich sehr erweitert durch die Entstehung unabhängiger Staaten in Nord- und Südamerika, welche dasselbe adoptirt haben, während auch mohammedanische und heidnische Nationen in Asien und Afrika gar manchen ihrer exceptionnellen Gebräuche entsagten. Das türkische Reich hat das öffentliche Recht des Abendlandes anerkannt und sich unter dessen Schutz begeben; selbst China hat seine antisociale Politik aufgegeben und ist in diplomatische Verhältnisse zu den civilisirten Staaten Europas und Amerikas getreten. Man kann sagen, daß es gegenwärtig nur noch wenige Nationen von einiger Bedeutung gebe die, so barbarisch sie auch sein mögen, nicht Pflichten gegen andere Nationen anerkennten und nicht von diesen Garantien für ihre eigenen Rechte verlangten. Das Völkerrecht hat als Wissenschaft Viel gewonnen durch Vervollkommnung der Sprache der Gelehrten und Vereinfachung seiner Grundsätze, wodurch diese verständlicher geworden, und durch die große Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit der Fragen die über die wechselseitigen Verhältnisse der unabhängigen Staaten zur Sprache gekommen sind. Endlich hat sich das Völkerrecht als System positiver Gesetze oder Gebräuche zur Regulirung der gegenseitigen Verhältnisse der Nationen vervollkommnet durch die Fortschritte der allgemeinen Gesittung, von der dieses System eins der schönsten Resultate ist.

Mancherlei Fortschritte welche in der neuern Zeit in Europa auch in dem internationalen Privatrechte gemacht worden sind hat der amerikanische Geschichtschreiber des Völkerrechts unberührt gelassen. Gewiß werden die Errungenschaften auf diesem Gebiete ebenfalls durch die fortschreitende Bildung und Zunahme des Völkerverkehrs durch Dampfschiffahrt und Eisenbahnen in Zukunft noch sehr erweitert, und durch Staatsverträge immer mehr gesichert werden. Gleichwol ist bei alledem nicht zu leugnen, daß im neuesten praktischen Völkerrechte noch gar Viel zu wünschen übrig bleibt. Zahlreiche pia desideria zeigen sich besonders da wo sich Völkerrecht und Staatsrecht begegnen. So lange nicht das in unserm Erdtheile herrschende monarchische Staatsrecht einen volksthümlichern Charakter annimmt, wird dieser auch dem europäischen Völkerrechte mangeln. So lange die Staatenregierer ihren Stolz darin finden sich auf jura propria die ihnen vom Himmel gekommen zu berufen, statt ihre Macht auf die Völker zu stützen, so lange sie den Staat nicht als ein öffentlich rechtliches Gemeinwesen, sondern nach patrimonialen und privatrechtlichen Grundsätzen behandeln, und diesen gemäß die Länder und Völker, gleich Vermögensstücken und Grundbesitzthümern, vererbt und ebenso

durch Kauf erworben, erschachert und verschachert, vertauscht oder verschenkt werden — ist an kein auf rationnellen Principien gebautes Völkerrecht, das das Wohl der Völker und nicht das einseitige Interesse der Machthaber und deren Familien zum Zweck hat, zu denken. Doch während die civilisirte alte Welt bei der jetzigen Lage der politischen Verhältnisse sich noch weit von einem ewigen Frieden entfernt befindet, sehen wir in der neuen schon 30 souveraine Republiken, deren Zahl sich mit der Zeit zu 100 und noch mehr vergrößern wird, durch ein den Interessen aller entsprechendes Föderativsystem zu einem ungestörten permanenten Friedenszustand vereinigt und innig verbunden.

Wheaton nimmt gegen Heffter den von Zouch und d'Aguesseau vorgeschlagenen und durch Bentham eingeführten Ausdruck „internationales Recht“ (Jus inter gentes) statt des von den römischen Rechtsgelehrten entlehnten und von den Neuern in einem andern Sinne als diese damit verbanden gebrauchten Jus gentium (droit des gens, Völkerrecht), von den Engländern law of nations genannt, in Schutz, weil durch jenen genauer und logischer als durch diese dasjenige Recht bezeichnet werde welches man darunter verstanden wissen will. Bei der Ausarbeitung seines Geschichtswerks hat unser Verf. überall die besten Quellen benutzt; bei der häufig vorkommenden Beziehung auf Staatsverträge und andere diplomatische Verhandlungen ist vornehmlich das große unter dem Namen „Martens“ bekannte, in Göttingen erschienende Sammelwerk zu Rathe gezogen und citirt worden. Viele werden sich wundern bei einem Amerikaner eine so ausgebreitete Kenntniß der europäischen Literatur anzutreffen. Er zeigt sich in den Schriften der englischen, französischen, italienischen, spanischen, holländischen und deutschen Publicisten auf gleiche Weise bewandert; den letztern läßt er volle Gerechtigkeit in Anerkennung ihrer Verdienste um das Jus publicum widerfahren. Als sehr lehrreich ist das Werk besonders Diplomaten zu empfehlen.

F. Murhard.

Schwedische Literatur.

Ansgarius. Bilder aus dem Leben des Apostels im Norden. In vierzehn Gesängen von C. E. Fahlcrantz. Upsala 1846.

Mit Recht lenken wir auf das so lange bei Seite liegende Schweden neuerdings wieder literarische Blicke. Nur Schade, daß wir seinen Heroen, die dem Reiche der dichterischen Schönheit gegen Unnatur und Ueberkunst dort leuchtende Siegspaniere erhoben, sowie den tüchtigen Erbauern ernster und gediegener Pflegestätten des Errungenen weniger Aufmerksamkeit gönnen als den weißgekleideten Mädchen und in Bändern und Kränzen flatternden Jungfrauen, die hintennach fahren, Blumen pflanzen, Kohl säen, schwatzen oder andere nützliche Künste der Civilisation betreiben.

Gustav III. hatte seine unmäßige, ihm und dem Lande verderbliche Vorliebe für Französisches auch der geltenden Poesie eingeimpft. Steife Dramen, kalte Lieder, spitzige Tändeleien, zu Versen geklemmte oder aufgedunsene Prosa, Das war der goldbrocatene Staatsrock der gefallenen Königin Poesie! Aber von Deutschland herüber wehte aus den Fugen geborstener Geistesgräber und aus den mächtigen Schwingen der auffliegenden Adler ein neuer Hauch über das bleiche Stroh — ein Hauch der wol tiefern Athem trug als geographischen. Die Kräfte von denen Goethe, die Schlegel, Schelling, Steffens u. A. bewegt wurden, sammelten sich auch in Schweden zu nationalen Lebensgestalten. Man lauschte dem Flüstern der leichten Zungen des Grases, man las die Buchstaben in den Blumen, man hörte die Vögel sprechen, man vernahm Sternengesang. In den Strahlen welche durch die Schöpfung fahren sah man göttliche Blicke; man sah sie nicht hinein, sondern heraus. Die gemachte Schönheit wurde abschmeckig, die gefundene that sich auf. Atterbom und die vielverspotteten Phosphoristen schwärmten durch die Saiten der Aeolsharfe zwischen Himmel und Erde; Franzén war ein Kind unter Müttern und eine Mutter unter Kindern, Natur und Menschenumgang belehrten ihn; Tegnér goß die harmonische Farben- und Klangfülle der Neuzeit in die reinen, edeln Formen der Alten, sie umbildend, weil er ihnen gebildet.

Nun ist auch dem Publicum ein anderer Sinn aufgegangen. Man traut ihm ernstere aber weniger pedantische, fröhlichere aber weniger alberne Neigungen zu. An ein solches Publicum wendet sich das obengenannte Gedicht. In wechselnden Tönen und Maßen singt es uns eine wunderumstrahlte Kindheitsgeschichte, heiliges oder gefährliches Keimen in der Knabenzeit, Kloster- und Kaisersäle, Mönchs- und Fürstenthaten, Schwärmerei gebeugt und edles Sehnen gestählt, Schwertklänge des Worts und Glockentöne des Gebets, stilles Tragen, frisches Wirken, kämpfendes Leben, seliges Sterben.

Nachfolgendes ist eine Probe. Wir wollten nur anzeigen, nicht recensiren; möge auch der Leser nur genießen wie es eben gegeben wird. Warum denn immer nur Theegespräche und Heirathsgeschichten? Es wachsen ja frischere Wälder von reinen Tannen um die unermüdeten Seenketten Swithiod's.

Neunter Gesang.

Lögarsees *) Gestade
Decket Ruh'. Sein Spiegel
Zeigt in seinem Abgrund,
Tief dem Firmament gleich,
Dunkelblauen Luftgrund.
Dämmernd d'rauf sich malet
Einer Wolke Aschgrau,
Schimmert hin zum Rande
Lieblich Schnee und Silber,
Schimmert in der Mitte
Grausig Blut und Kupfer.
Leise, kaum bemerkbar,
Steigt die Wolke aufwärts,
Sinkt ihr Bild zur Tiefe.
Weiße Schmetterlinge,
Auf dem Schattengrunde
Leichtem Luftschein gleichend,
Lautlos eilen, irren.
Alles still! Die Blätter
Hangen ohne Regung
In dem Hain des Strandes.
Doch das Schweigen drohet!
Einen Sturm verkünden
Stumme Espenzungen.

In der Ferne friedlich
Schwimmend naht ein Nachen,
Was er bringe bergend.
Dunkele Gestalten
Hier und da durchglimmet
Stahles, Goldes Funkeln.
Herwärts zieh'n sie, scheint es,
Zu des Strandes Glanzpunkt,
Zu des Landes Spitze,

*) Mälarsee.

Wo der Welle Nachtgrund
Ueber Uferweiden
Hoch ein strahlend Bild trägt:
Königsburg, umflossen
Rings vom Gold der Sonne,
Die gen Westen sinket.
Auf der letzten Klippe
Glühet eines Gottes
Feuerfarb'nes Abbild;
Spiegelnd in der Bucht sich
Schaut das Götzenbildniß,
Schaut die Burg, die hehre,
Deren Halle herrlich
Füllen Krieges Edle,
Knappenschar und Jungfrau'n
Lauschen dem Gesange
Auf des Barden Lippen.
Doch vom Glanz gesondert
Abwärts unter Weiden
Weilet and're Schar noch,
Gleichet den Gefang'nen,
Die an Babels Bächen
Tempels Fall beweinten
Und des Vaterlandes,
Heil'ge Harfen hängend
Stumm an Trauerweiden.
Also stille harrend
Steh'n auch sie; es hält sie
Fern die Pflicht der Ehrfurcht,
Mehr noch die Befleckung
Heidnischer Gesänge
Hallend in der Halle.
Bald in Wassers Dunkel
Senkt ihr Trauerblick sich,
Bald erhebt er fragend
Sich zur Burg, ob nahe
Ein Gebot des Königs.
König auf dem Thron sitzt;
Neben ihm der Nächste
In der Schar des Hofes,
Herigar der Edle.

Endend schweigt der Barde,
Hat gesungen Kampflied
Voll von Asathaten,
Voll von Blut und Zauber;
Dunkler Worte Rauschen,
Thorenherz bezaubernd!
Doch kein Beifallstürmen
Lohnt des Barden Mühe.
König Björn ist stumm, und
Darum schweigt der Hof auch.
Doch zu dem zur Seit' ihm,
Herigar, er redet:

Zum Ende neigt des Sanges edle Zeit sich!
Schon längst zu klein sind wir, zu schwach gewesen,
Der gottverwandten Väter Thatenruhm
In That zu nahen; nun zu winzig gar,
Die Größe nur zu fassen und zu singen!

Herigar.

Wer weiß, ob nicht die Zeit der niedern Ehre
Zerschmelzen muß, ihr Sterben ein Beweis
Geringern Werthes, ehe bess're Zeit
Erhöhter Ehre sich erheben kann.

Björn.

Dein Träumen kenn' ich — doch genug davon!
Nur wähne nicht, es solle gegenredend
Mein Wort Vertheidiger der Götter sein.
Vertheid'gen mögen selbst sie ihre Ehre,
Wenn irgend sie es wollen oder — können.
Das spricht der Mann, dem nicht zu Sinne will,
Daß sich das Höchste besser offenbare
In dieser Heiligkeit, unmännlich, thatlos,
Vor deren Bilde, welchem Süd entstammend,
Sich jetzt dein vormals starker Sinn gebeugt.

Herigar.

Nicht Viel zwar weiß ich von der neuen Lehre;
Doch manchen Zug von Heldenmuth und Treue,
Wol größer als der Asathaten Beispiel,
Hat man von den Bekennern mir erzählt;
Und manches Wort vernahm ich, tiefer noch
Und wunderbarer, Thaten weckender
Als Havamal, als aller Runen Macht,
In unerforschte Herzenstiefen dringend.
Das Urtheil les' ich schon in deinem Lächeln:
Ein Schwärmer bin ich dir —

Björn.

Du bist ein Kind
Mit glücklicheren Träumen als wir Andern,
Und ich ein Kindernarr, als ich dir nachgab —
Auch hat ja Kaiser Ludwig seine Freude!

Doch lange zögert uns'rer Boten Zahl.
Sie kommen endlich wol allein uns wieder,
Verkündigend, daß jener Heldenmuth,
Der größer ist als Asathat und Lehre,
Nicht Einem trug die Probe der Gefahr.
Nun, deines Lieblingsbarden Lied dich tröste!
Er läßt sich freien Lauf schon. Frideborg
In Thränen lauscht der Rede holdem Strom.
Sie opf're ihr Entzücken, oder theile.

Nun zum Skalden wendet
Sich der König also:

Was schweigt dein Lied? Die Stimm' erhebe, Thormod,
Und singe uns vom schönen Morgenlande.

Thormod greift die Harfe,
Lockt der Töne Goldflut,
Seine Lippen schweigend,
Bis der gold'ne Regen
Niederschlug der Worte
Flüsterndes Getümmel;
Stumm sie Alle lauschen.
Heim von Süden bracht' er
Einst die Harf'. Er diente
In Byzanz als Wäring;
Unter Kaiserheeres
Labarum, dem heil'gen,
Theilt' er Streit und Siege,
Sah das heil'ge Land auch,
Sah und hört' und ahnte
Christliche Mystere,
Schaute Lichtes Dämmern.
Doch genug nicht war es,
Völlig aufzulösen
Asawortes Nebel,
Noch des Asastolzes,
Den der Siegsruhm nährte,
Noch des Jugendrausches,
Lustbethört am Hofe.

Wie des Nordens Morgen
Vielfach Leuchten mischet,
Sternenlicht und Tages,
In des Nordscheins Kämpfe:
So das Irrlichtstreiten
In des Sängers Herzen,

Freundlich schon durchbrochen
Wird es von dem Glanze
Einer nahen Sonne.
Nur ermattet flammen
Noch Walhallas Strahlen;
Ungewiß und schwach zwar
Auch der Morgen schimmert,
Der in Ostens Landen
Ihm aus Edens Pforten
Heilig ist erglommen.
Noch verworren kämpfen
Worte und Gedanken,
Bilder und Gefühle.
Eines nur steht mächtig,
Fest steht's in der Seel' ihm:
Das ist des empfund'nen
Kampfes Schmerzerzittern.

Rings nun Alle schweigen.
Nicht ein Wort sich dränget
In der Harfe Goldthau,
Selbst verweht in Säuseln,
Wieder doch erstarkend,
Lieblich zu geleiten
Des Gesanges Wellen,
Wechselnd in des Tones
Anmuth oder Fülle:

Vom Morgenlande! Kann ich singen dich,
Du gold'nes Land,
Wo Morgens Gold
Und Liedergold
Und Weisheitgold
Und Himmels unsichtbares Gold
Für arme Länder quillet?
Du einmal auch für mich erschlossenes!
Ich schaute dich, ich schau' dich jetzt,
Im Traume mich dein Thau benetzt,
In Qualen mich dein Trösten letzt.
Ein Nebel zwar umflort dein Winken;
Doch weicht der Gegenwarten Last zurück,
Dann bald vor der Erinn'rung Blick
Die Nebel sinken.
Dann schau' ich deine Palmen, deine Rosen
In Friedensthälern, und die klaren Quellen,
Wo nie des Lebens Adern welk versiegen;
Dann schau' ich deiner Berge gold'ne Schlösser
Und jenes sel'ge Volk das dich bewohnt,
In dessen Leben seine inn're Welt
So reich sich malt, Gesetz und Glaub' und Sitten;
Dann klingen deine Lieder in die Seele,
Und locken Widerhall mir auf die Zunge.
Und dennoch — darf dich hier der Sänger singen?
Verstummt vor seinem Volk er steht,
Das sich der Schönheit feindlich rüstet,
Dem Herrlichen zuwider geht,
Weil nur nach Raubes Lust es lüstet!

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Freytag, G., Dramatische Werke. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen. Lustspiel in 5 Akten. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 1 Thlr.

Gärschen, E., Dichtungen. Würzburg, Etlinger. 1847. 12. 17½ Ngr.

Görling, A., Ein häßliches Mädchen. Ein socialer Roman. Drei Bände. Leipzig, Arnold. 1847. 8. 4 Thlr.

Die Grundlehren der Neu-Schelling'schen und der Hegel'schen Philosophie in ihrer gegenseitigen Beziehung. Ein Beitrag zur objectiven Würdigung beider Philosophien. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 1847. 8. 8 Ngr.

Huber, F. v. Paula, Gedichte. München, Kaiser. 1847. 12. 1 Thlr.

Genealogisches Jahrbuch des deutschen Adels für 1848. 5ter Jahrg. Stuttgart, Cast. 1847. 8. 2 Thlr.

Jaspis, A. S., Erinnerungen an eine Zeit, wo es trübe und finster war, dargeboten in 14 Predigten aus den Leidensjahren 1846 und 1847. Elberfeld, Hassel. 1847. 12. 20 Ngr.

Krieg, G., Episches Gedicht gewidmet der edlen Stadt Leipzig. Leipzig, Kollmann. 1847. 8. 10 Ngr.

Lotze, H., Ueber Bedingungen der Kunstschönheit. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1847. Gr. 8. 12½ Ngr.

Oettinger, E. M., Potsdam und Sans-Souci. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1847. 8. 4 Thlr.

Philaret, Bischof von Riga. Cyrillus und Methodius, die Apostel der Slawen. Aus dem Russischen. Mit 1 Abbildung. Mitau, Reyher. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Ritter, H., Ueber Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1847. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Dritter und letzter Theil. Syrien und Kleinasien. Berlin, A. Duncker. 1847. Gr. 8. 3 Thlr.

Stein, L., Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. 2te umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1847. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Stern, S., Prinzipien zur Abfassung eines Religionslehrbuchs der Genossenschaft für Reform im Judenthum. Ein Versuch. Berlin, Behr. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Stuhr, P. F., Die Phantasien des Herrn Gervinus und seiner Freunde über die Geschichte und die Verfassung Preußens beleuchtet. Berlin, Dümmler. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Berliner Taschenbuch für 1848. 22ter Jahrgang. Mit 7 Stahlstichen. Berlin, Reimarus. 1847. 8. 2 Thlr.

Deutsches Taschenbuch. 1ster und 2ter Jahrgang. 2te veränderte und vermehrte Ausgabe. Mannheim, Grohe. 1847. Gr. 16. à 15 Ngr.

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. 6ter Jahrgang. Mit Beiträgen von A. Bock, T. W. Danzel, R. Haym, T. Jacobi u. A. Hannover, Kius. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Therese, Alma. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Thöl, H., Zusammenstellung des Entwurfes einer Wechsel-Ordnung für Mecklenburg und des Entwurfes einer Wechsel-Ordnung für die preußischen Staaten. Rostock, Stiller. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Unger, F. W., Des Richtes Stig oder der Richtstig Landrechts sammt Cautela und Prems nebst einem Stücke von Zehnten, Mühlen und Höfen nach Göttinger Handschriften und älteren Drucken herausgegeben. Göttingen, Dieterich. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Der gerichtliche Zweikampf bei den germanischen Völkern. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1847. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Die Verhandlungen der Bundesversammlung von den geheimen Wiener Ministerial-Conferenzen bis zum Jahre 1845, ihrem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt aus den Protokollen des Bundes. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine deutsche Volksbibliothek. 1ster Jahrgang 1847. 1ster und 2ter Band. — A. u. d. T.: Käthi, die Großmutter, oder: der wahre Weg durch jede Noth. Eine Erzählung für das Volk, von J. Gotthelf. Zwei Bände. Berlin, Verlagsh. des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1847. 8. 3 Bände 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1848.

Blick auf unsere Zeit.

„Nichts ist unerwartbar.“ (Sophokles im „Ajar“.)

Man hört bei gewissen Ereignissen oft eine wunderliche Rede: „Wie kann Dergleichen in unsern Zeiten geschehen?“ Als ob nicht Jedes zu jeder Zeit möglich wäre, sobald es im Kreise menschlicher Erfahrung liegt; als ob die Spanne Daseins welche wir die unserige nennen ein Vorrecht hätte Manches nicht zu erfahren, nämlich Verkehrtes, Schlimmes, worüber die Vorzeit seufzte; als ob eine Wiederbringung der Dinge undenkbar sei, da doch Menschen wiederkehren mit menschlichen Leibern und Seelen, mit denselben Bedürfnissen, Leidenschaften, Meinungen, Gebrechen und Strebungen!

Vor 1789 lebte eine damals junge Welt im ruhigen Hause, im geordneten Bürgerthum, las wol in Büchern von Kriegen, Meinungskämpfen, Umwandelungen der Staaten und des Christenthums, aber genoß Frieden, sanften Gedankenaustausch, hörte in der Kirche Verordnungen der Regenten und Predigt; dachte sich nun, weil Dieses ohne Unterbrechung fortging, die Geschichte müsse zu Etwas gekommen sein, nämlich zum Ausruhen in der Gegenwart, ja sie, sei eigentlich für große Begebenheiten, heftige Zerwürfnisse und außerordentliche Erschütterungen zu Ende. Der Ausbruch der Französischen Revolution belehrte freilich bald vom Gegentheil; allein wer hätte Dieses denken sollen?

Das Nichtdenkenkönnen gewisser Ereignisse stützte sich damals wie heute auf ganz vernünftige Voraussetzungen. Asiatische Barbarei und Willkür sind in Europa verschwunden, Zeitungen und Bücher loben die Fortschritte des Menschengeschlechts, wir hören moralische Grundsätze, gegen Unschickliches wacht die Policei, wir kennen weise Gesetze, wohlthätige Vereine, lernen in den Schulen, erbauen uns an Sonntagen, bewundern Künstlergeschick sogar an Kindern, und was etwa fehlen möchte weissagt nicht blos der Philosoph, sondern jeder Küster und Dorfschulz, sodaß es bei der allgemeinen Einsicht leicht erhofft und erworben werden mag. Deutschland besonders ist seit dem zweiten Jahrzehnd des 19. Jahrhunderts klug und gewitzigt, hat die Erfahrungen der Französischen Revolution hinter sich, den Bundestag in Frankfurt vor sich, und wenn darum in Spanien und Portugal, auch in Frankreich, Italien oder Amerika, große Zerwürfnisse eintreten und Dinge verkehrt gehen können, so doch nicht in Deutschland, dem ruhigen, weisen.

Vortrefflich! Was liegt denn außerhalb Erwartung? Daß wir Deutschen nach Faustrecht oder amerikanischem Grenzrecht (Lynch-law) uns überfallen, umbringen, neuseeländisch auffressen; daß Landstraßen unsicher sind und bleiben, daß die Justiz pfählt und rädert, daß Regenten gleich dem türkischen Sultan oder Mehemet Ali beliebig Köpfe abschlagen und Güter einziehen, Nationaltracht und Lebensweise befehlen, Städte dem Boden gleichmachen, die Einwohner tödten oder als Sklaven wegführen, Bibliotheken verbrennen, Kunstwerke zerstören. Wir erwarten keine Völkerwanderung, keinen Religionsfanatismus, seit Robespierre keinen politischen, seit Napoleon keinen militairischen, von den Gelehrten keinen scholastischen, von den Theologen keinen orthodoxen; wir erwarten kein Heidenthum nach dem Christenthum, keine Religionskriege, keinen finstern Aberglauben, keine Sicilische Vesper, keine Bartholomäusnacht.

Und was gibt dafür Bürgschaft? Der Fortschritt der Zeit, so heißt es, Civilisation und Humanität, Erziehung in Häusern und Schulen, Bequemlichkeit des Lebensdaseins, Wissenschaft und Geschmack, Erfahrung und was daraus zu lernen, die vielen Bücher und Leser, Vernünftigkeit des religiösen Glaubens, Toleranz, Allgemeinheit der Geistesbildung. Zu geschweigen der Philosophie und der reichen Naturkenntniß, welche das innere und äußere Dunkel des Menschengeschlechts durchleuchten und den Tag richtiger Begriffe haben anbrechen lassen.

Jedoch die Bürgschaften sind unsicher. Fortschritte des Menschengeschlechts außer Dampfschiffen und Eisenbahnen gibt es kaum entschiedene; Civilisation und Humanität haben die Leidenschaften eingeschläfert, nicht besiegt; Erziehung, Schulen und Prüfungen können misglücken; ist gesetzliche Lebensordnung einmal unterbrochen, dann ist ihre Hülfe dahin; Wissenschaft und Geschmack ändern ihre Richtungen, aus Erfahrung lernt Niemand Etwas ohne besondere Naturgaben; Bücher sind unwirksam wenn man verschmäht sie zu lesen, und sie befördern oft Verkehrtheit; Vernünftigkeit des religiösen Glaubens und Toleranz können bestritten werden; Geistesbildung ist nie allgemein, sondern zieht sich in die Enge

der Auserwählten; Philosophie wechselt in Systemen, Naturkenntnisse sichern nicht vor Aberglauben, und Begriffe können den Teufel wiederbringen, den sie früher verbannt haben.

Daher ist bei Ereignissen welche das Herkömmliche unterbrechen Alles möglich, auch in unsern Tagen, auch in Deutschland. Das Gewesene kann wiederkommen, zwar nicht durchaus in derselben Gestalt, aber doch von demselben Geschlecht; denn Nichts kehrt zurück ganz wie es war, und dennoch wie es war, gleich einem Reisenden der über den Rhein ging und nach Hause kommt. Die Enkel sind stets fähig aller Barbarei, Abgeschmacktheit, Leidenschaft ihrer Großväter, nur in enkeliger Weise.

So, um nur Eines zu erwähnen, will man nicht in unserm erleuchteten Jahrhundert an Religionskriege denken, und sie sind seit dem Westfälischen Frieden verschollen. Gründe genug gibt dieser Friede selbst: die Annäherung der Parteien, geringere Theilnahme an Kirchensachen, worüber Manche klagen, das gesunkene Ansehen des Papstes und der Bibel — es fehlt zum Angriff das Feldgeschrei. Selbst eine sittliche Entrüstung, wie bei Luther gegen Ablaß, ist für Anstößigkeiten nicht groß genug um Wehe zu rufen, und überhaupt ist bei jetziger Denkweise der Staatsmänner, der Gelehrten, des Volks eine in ihrem Gegensatz zum Bestehenden dem 16. Jahrhundert ähnliche Kirchenreformation völlig unbegreiflich, und wenn nicht zu begreifen, dann auch nicht zu erwarten, weil Nichts kommt wovon nicht Einiges da ist.

Aber als ein Umgekehrtes wird die heutige Kirchenreformation denkbar — eine Bewegung, nicht für Luther, sondern für Tezel, darum auch möglich. Der Papst und seine Kirche lassen sich als Objectivität der Religion betrachten, der Protestantismus als Subjectivität, welche letztere sich dem Objectiven der Bibel anschließt, als dessen Vollendung beide gelten wollen. Nun ward im Fortgange der Zeit unter Protestanten die Objectivität der Bibel angefochten und wankend, sie mußten sich also noch mehr wie einst in die Subjectivität verlieren. Dadurch geriethen sie in das Gebiet der Philosophie, welche mit subjectiven Mitteln die Wahrheit erforschen und befestigen will, kamen also in den Fall nicht blos eine Reform der römischen Kirche an Haupt und Gliedern, sondern auch eine Reformation des Inhalts der Schriftlehren zu unternehmen. Hierbei ereignete sich, daß die Philosophie nach Demjenigen strebte was sie nicht hat, nämlich nach reiner Objectivität, und in dem Eifer solches Bestrebens mit Hegel ihre eigenen Begriffe für objectiv erklärte. Reformation der Schriftlehre nach solchen philosophischen Begriffen würde dann eine Wiederherstellung ihrer ursprünglichen, durch subjective Vorstellungen gefährdeten Objectivität. Allein auch der Papst und seine Kirche sind Begriffe, also laut jener begriffobjectiven Philosophie objectiv, so gut wie jeder Schriftinhalt, zugleich aber faßlicher für Glaubenseinheit als die mancher Erläuterung bedürftigen Begriffe der Bibel. Erwünscht konnten deshalb fromme Gelehrte und Künstler dieser Objectivität sich zuwenden und in ihr die sicherste Festigung des subjectiv reformatorischen und philosophischen Schwankens suchen. Wäre nun eine solche Ueberzeugung bei Vielen herrschend und, nach Bedeutung des Begriffs selbst, den Gliedern katholischer Kirche ohnehin eigen, so müßte jeder Versuch einer Subjectivität gegen solche Objectivität — wenn auch unterstützt durch Staatsgesetze und Staatsgewalt, wie gegen den Erzbischof von Köln — Unwillen und Aufregung verursachen, dann bei fortgesetzter Parteiung heftigen Streit und möglicherweise Krieg. In große Verlegenheit aber würden viele protestantische Theologen gerathen, die nicht wüßten wo sie ständen und was sie wollten; denn theilweise sind sie ebenso gut auf der Flucht vor Subjectivität wie neuere Philosophie, und dürften sich den objectiven Begriffen der letztern nicht anvertrauen, weil diese ebenso gut zum Papst führen als zur Bibel. Sie müßten daher den Papst verleugnen, zu welchem Bedürfniß und Philosophie hinziehen und zugleich die Rationalisten hassen, welche zwar gleich ihnen das Papstthum verwerfen, aber mit einer Zugabe von Subjectivität, wogegen Symbolische Bücher und Concordienformeln nur schwachen Schutz gewähren.

Man hat nämlich diese Bücher und Formeln als das Objective der reformirenden Kirchengesammtheit hingestellt, daraus eine Dogmatik entwickelt deren Bestehen darauf ruht, daß Niemand mit Philosophie oder andern subjectiven Vernunftwaffen sie anfeindet. Erklärt nun die Philosophie alle Begriffe für objectiv, so sind es auch die dogmatischen, und man hätte wol nichts Anderes zu thun als sie mit scholastischem Geschick vollends auszuarbeiten und in Sicherheit zu bringen. Beides aber ist schwer; denn die vielen Arbeiter haben verschiedenen Sinn und Geschmack, auch weiß man keinen recht sichern Ort der Aufbewahrung, keinen vollkommen zuverlässigen Wächter des Schatzes. Hier helfen aus aller Verlegenheit die Begriffe einer katholischen Kirche und ihres Hauptes, sodaß deren Schmälerung und Kränkung als theologischer und philosophischer Hochverrath angesehen werden könnte, der Strafe verdient.

Wir sehen dasselbe Ergebniß in einer andern scheinbar entgegengesetzten Zeitrichtung. Jedes Heidenthum ist objectiv, und zwar reich objectiv im Leiblichen, in Gestaltung der Gottheiten, in Vermehrung religiöser Feste, der Opfer, Tempel und gottesdienstlichen Bräuche; dagegen ist das Christenthum stets subjectiver, als Geistiges, als Verehrung Gottes im Herzen und Gemüth, mit Erhebung über die Sinnenwelt. Also sucht das Junge Deutschland der christlichen Subjectivität sich zu entziehen, dringt auf Rehabilitation des Fleisches, auf ein solides Heidenthum, und verbindet sich vielleicht mit der Objectivität neuerer Philosophie und des Katholicismus. Eine Kirchenreformation unserer Tage ist rückwärts gestellt gegen diejenige vor drei Jahrhunderten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schwedische Literatur.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Donnerschlag vom Himmel
Bricht des kaum entsprossnen
Liebes zarte Blüte.
Frideborg erhebet
Ihre Hand vom Auge,
Das schon Thränen trübten,
Blicket auf den See hin,
Den noch unbewegten.
Jäh auf schwarzen Grund ihm
Blitze zuckend malen
Golderglühtes Ufer!
Nun erwacht die Windsbraut,
Wecket weiße Wogen;
Schreiend eilen strandwärts
Scheue Vogelscharen.
Ferne noch der Nachen
Wiegt und fliegt und kämpfet:
Aber mahnend, finster
Ob des Wäringsliedes,
Blickt der Kriegerhaufe,
Antwort ihm zu rufen,
Auf den wilden Wiking,
Welcher abgewendet
Saß zu Bildes Füßen,
Hohen Götterbildes.
Dort verhehlten Hohnblicks
Lächelt er; sein Schwert schrieb
Runen in den Sand hin.
Jetzo weckt der Sturm ihm
Sturm im Herzen tobend.
Auf er steht, und blicket
Hin in sicherm Stolze.
Sieht der Wogen Hader,
Sieht der finstern Wolke
Wilde Flammenkriege.
Flammen in der Seele
Wachsen mit dem Sturme.
In den Graus er singet:

Was fährst einher du, Donnergott? Was sprühen
Des Rades rothe Funken um den Himmel?
Was schleudern Aegir's *) Kinder wild die Wogen,
Als ob der Ostsee Schwall den Lögar drängte?
Und Kare **) weint und wehklagt?

Es regt ein Götterheer sich unruhvoll.
Ist's Grimm? Ist's Beben? — Wie, die Götter beben?
Nicht mich soll das vermess'ne Wort entehren,
Mit dem ein treulos, feig Geschlecht
Euch schmähend selber sich verdammet!
Im Brausen hör' ich eures Zornes Stimmen,
Walhallas Götter laut zur Erde rufen:

Warum erlöschen
Die Opferbrände?
Warum entfliehen
Die kühnen Thaten?
Was blickt der Gothe
Zu andern Himmeln,
Und schaut verzagend
Auf eig'nen Arm?
Hat Loke ***) wieder
Der Asen Ohnmacht?

*) Meeresgottheit.
**) Sturmgottheit.
***) Der böse Gott.

Darf singen wieder
Sein Lokasenna *),
Dem sie gehorchen?

Ja, Loke's Macht die weite Welt durchwächst,
Am mächtigsten jedoch den Süd beherrschend;
Der soll im Norden ihm den Sieg erkämpfen.
Wohin mögt nun ihr wenden euch, o Götter,
Da selbst der Helden schweifend Abenteuer,
Das eures Lebens Kraft in treuen Herzen
Erweisen sollte, euch zu Lob und Ehren,
Da Heldenfahrt nun wird des Falles Quell?

Muthig entbrennend in Asalust
Tritt aus dem Drachen **) auf Galliens
Küste, auf Wallands ***), auf Miklagords †),
Eilender Normann zur Kämpferlust,
Schaut einen Augenblick, siegesfroh,
Brennende Häuser der Weichlinge,
Rauchende Opfer den Göttlichen,
Rächende Sühnung Vergessener;
Lauschet dem Jammern Gefesselter,
Seiner Gelästerten Lobgetön!

Wehe! Nur Augenblick —
Kurz ist die Asalust,
Thränend zerschmilzt die Kraft.
O daß er achtete
Warnender Stimme Ruf,
Stimme Walhall' enttönt:

Flieh' den gefährlichen Strand!
Gift ist sein Rosenduft,
Ketten sein Liederklang,
Schlingen sein Mägdeblick;
Fliehe zum Drachen dein,
Heim mit den Schätzen enteil',
Heim zu der Götter im Kampf
Nimmer erlegenem Land.
Ist es doch Wikingerthat,
Schätze zu führen dahin,
Schätze, vom Mittagszwerg
Nordischem Manne gehäuft.
Dieser die Herrschergewalt
Zeige in raubendem Recht,
Zeige noch edlere Kraft,
Siegende über sich selbst,
Ueber der Lockungen Lust,
Denen er frei sich entreißt.

Doch er hörte nicht die Stimme,
Lauschte nur auf and're Töne.
Stehen bleibt er. Warme Winde,
Wollustreiche, freundlich flüstern
Feige, süße Zauberlieder,
D'rein die Nachtigallen gießen
Ihrer Wehmuthstimme Lustklang;
Silberschäum'ge Flüsse tanzen
Singend von den Bergesgipfeln,
Himmelshohen, himmelsblauen,
Zu des Thales Schattenreizen,
Wo am Ufer, ros'umhüllet,
Aus Orangenhainen steiget
Stolzer Tempel, reicher Schlösser,
Götterbilder Pracht und Liebreiz.
Alles blickt Verführerblicke!

*) Sein Lied gegen die Asen.
**) Schiff.
***) Italien.
†) Byzanz.

Doch aus den brennenden Augen am schärfsten
Schauen die mächtigen Geister hervor.
Ihre bestrickende Sprache heißt: Schönheit!
Loke, der falsche, uns lehrte die heimliche,
Lehrte uns lesen des ewig gesungenen
Truggesangs Runen:

Komm, auf der friedlichen,
Komm, auf der seligen
Mächte Altar gelehnt
Opfre die Thaten!
Namen und Ehren,
Sage, was sind sie?
Flüchtige Winde,
Nichtige Träume!
Lust nur ist Wesen,
Wonne ist Wahrheit!

Aber nun dem Ost entsteiget,
Stärker noch als Alle sie, der
Weibessohn, und gottgehuldigt
Prägt des Heiligthumes Siegel
Er auf seines Volkes Armuth,
Lohnet mit erträumtem Selig
Nicht das Opfer blos der Ehre,
Sondern alles frischen Freuens.
Wo er schreitet Schwerter sinken;
Wo er athmet Kräfte welken.
Stolz durch leichten Siegs Gewinnen
Ueber Südens matte Götter
Lüstet nun sein hoffend Wandern
Auch den Mächtigen des Nordens
Kühn entgegen sich zu wenden.
Eitles Trachten! Unvergänglich
Mannaheim den Namen wahre!
Der du niederblickst im Zorne
Auf die Wankenden, die Feigen,
Hammerstarker Gott, deß Stimme
Droben grollt! Hör' das Gelübde —
In der Treuen Namen geb' ich's:

Der Weichlichkeit Erkühnen, sterben soll es,
Ins tiefe Meer des Wikingmuths versenkt;
So wahr das kecke Boot das dort die Welle
Hierherwärts schleudert wird im Augenblicke
An deiner Klippe Fuß zerschmettert sinken
Und seine Opfer geben Ran *), der reichen;
So wahr soll weißer Christ — —

Krachend ergießen
Wie am Gerichtstag
Plötzlich die Wolken die letzte Wuth.
Bebend der Kämpe
Sinkt auf die Knie, sein
Gott ist gefallen in Blitzstrahls Brand.
Der Schreck betäubet,
Die Flamme blendet
Des Hofs Getümmel.
Der König selbst auch
Verhüllt sein Auge.
Und da er aufblickt,
Zur Seit' ihm stehen
Die treuen Boten,
Entsandt zu Ludwig.
Noch nicht sie reden,
Nur stumm sie weisen
Dorthin zum Strande.
Und sieh', der Sturm schweigt,
Es reißt die Wolke,
Es blicket rosig
Die Abendsonne,
Und rings dem Lande
Sie deutet Frieden.
In stummem Staunen
Steht auf die Hofschar;
Die Blicke Aller
Zur Klippe eilen,
Zum Sturz des Gottes.
Vom Felsenspalte
Ein Siegeszeichen
Des neuen Weltlaufs
Steigt auf zum Lichte.
Vom Stamme strecket
Ein höh'rer Balder
Der Welt entgegen,
Die Heilsumarmung.
Zunächst am Fuße
Zwei schwarze Männer
Die Scheitel beugen,
Und um sie her rings
Ein Haufe, knieend,
Gefang'ner Christen,
Der jüngst so bangen!
Aus ihren Augen
Zum Himmel aufwärts
Nun strahlet Freude;

Ihr Lied erschallet: Ehre sei Gott in der Höhe!
Den Seinen er den Sturm abwehrt,
Er war, er ist ihr Tischgefährt'.
In der Natur und in des Geistes Reichen
Sein Dräuen Wind und Wellen schnell besiegt,
Das Ungewitter ihm zu Füßen liegt.
Weß Gnade, weß Gewalt mag ihm sich gleichen?
Dem alle Macht gegeben ist auf Erden
Und alle Macht im Himmel. Thäler werden
Zu Hügeln, Berge sinken seinem Wort.
Es schmelzt der Herzen Trotz in Bäche fort.
Er naht, daß seinem Werk er Segen bringe!
Helldämmernde Erfüllung schauen wir
Der heiligen Verheißung, daß auch hier
Im Nordland wehe bald des Geistes Schwinge.

33.

*) Meeresgottheit.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 45. — 14. Februar 1848.

Blick auf unsere Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Bei dem Allen bleibt die Subjectivität mächtig. Die Gedanken eines Jeden sind zunächst seine eigenen, und daraus folgt, daß Jeder seine Meinung, seine Partei für die rechte hält, für sie sich abmüht, und durch Päpstliches, Dogmatisches oder auch Politisches sie zur Herrschaft bringen will. Indem Dieses wenig gelingt, und nach wie vor die Meinungen gegeneinander treiben, so hört man tausend Schmähungen der argen Zeit. Weder Katholiken noch Protestanten, weder Pietisten noch Rationalisten, weder Aristokraten noch Demokraten, weder Altes noch Junges Deutschland sind zufrieden. Materielle Interessen, welche doch objectiv ein natürliches Gewicht behaupten, finden Misgunst bei Vielen, und Pfizer sagt: „Der Deutsche, der bessere wenigstens, lebt nicht mehr im Leben, sondern außer dem Leben, er hat Nichts als seine innere Welt." Was wird nicht getadelt? Unsere Zeit hat keinen Geist und zu viel Geist, keinen Glauben und zu viel Glauben, keine Speculation und zu viel Speculation, keine Bewegung und zu viel Bewegung!

Eigentlich kommt Dies von den Büchern, Zeitschriften und Zeitungen. Sie können nicht stets Dasselbe sagen, müssen mit subjectiven Einfällen Neues bringen. Zur vollständigen Objectivität gelangt man durch Ein Buch, Einen Koran, Ein Gesetzbuch, Eine Encyklopädie, Ein Compendium, Eine Staats- und Kirchenzeitung, Eine Schulphilosophie. Wenn alle Druckschriften nach Objectivität schreien, so ist schon das vielstimmige Geschrei subjectiv. Und indem die vielen Bücher und Blätter weder ungeschrieben bleiben noch verbrannt werden, so macht unsere Zeit ihr Begehren der Objectivität dem eigenen Thun widersprechend.

Hier zeigt sich nun ein ziemlich verbreiteter Gedanke: „Wir lebten in einer Uebergangsperiode." Als ob alle Zeit etwas Anderes wäre als Uebergang von Vergangenheit in Zukunft! Aber Jeder hofft bei Einfangung dieses Gedankens, die nächste Zeit zu welcher übergegangen wird solle seiner Meinung, seinem Glauben, seiner Partei zur Objectivität verhelfen.

Frühere Zeiten haben es nicht anders gemacht, haben geklagt und gehofft gleich uns. Darum sollte man Klagen und Hoffnungen mäßigen. Jene sind ungerecht, diese täuschend. Weder ein Zeitalter der reinen Thorheit noch der reinen Vernunft wird erscheinen, sondern eine Mischung beider stets möglich und wirklich bleiben.

Wie nach veralteter Eintheilung die Weltgeschichte geschieden wurde in eine vor und eine nach der Sündflut, so ist die neuere Zeit einzutheilen in eine vor und eine nach der Französischen Revolution. Auf welche Art sich beide gegeneinander verhalten, ist durch Vergleichung zu finden, und es bieten sich dafür moralische und religiöse, politische, industrielle, Sitten- und Geschmacksgesichtspunkte. Aus allen zusammengenommen wurde das vollständige Lichtbild für Lob und Tadel gewonnen, und diese wären ganz sachgemäß, wenn man nicht in der einen Zeit selbst lebte und in der andern Kind gewesen wäre, sonach daraus Parteilichkeit der Gunst oder Abneigung hervorgehen könnte, indem die Menschen entweder loben was sie haben und tadeln was sie nicht haben, oder loben was sie hatten und tadeln was sie besitzen.

Vorerst ist ein Spruch Cicero's zu berichtigen welcher Beifall gefunden: „Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat" (Meinungsgebilde vernichtet die Zeit und festigt Naturwahrheiten). Nach Ablauf von 19 Jahrhunderten müssen wir umgekehrt sagen: „Naturwahrheiten werden durch die Zeit schwankend und Meinungsgebilde fest"; wenigstens ließe sich keine Zeit aufweisen worin die Festigkeit der Einen und das Schwanken der Andern entschieden sich ausgesondert hätte und nicht gegenseitig ineinander übergegangen wäre. Weder Sündflut noch Französische Revolution haben darin Aenderung gebracht.

Ehedem gingen unsere Großväter sonntäglich zur Kirche, hörten mit Erbauung einen dogmatischen Vortrag, lasen die Evangelien oder Arnd's „Wahres Christenthum" zu Hause, oder sangen ein Lied aus dem alten Gesangbuch; unsere Väter waren damit nicht mehr befriedigt, wollten eigenthümliche Rednergaben und Anwendungen für das Leben, Evangelien schienen zu bekannt, und man meinte einen neuen Arnd und ein neues Gesangbuch nöthig zu haben, die auch kamen. Solches hatte die Aufklärung bewirkt, deren Lob man verkünden hörte und hinter welcher zurückzubleiben ein

Vorwurf schien. Ueberhaupt ist jedes Zeitalter aufgeklärt gegen sein vorgängiges, der Sohn gegen den Vater, der Vater gegen den Großvater — nämlich über irgend Etwas, über Perücken und Schnabelschuhe, über Küchen und Oefen, über Bäder und Wassertrinken, über Sittlichkeit, Staatskunst, Erziehung, Religion. So hatten damals die Hexenprocesse aufgehört, man leugnete Gespenster- und Todtenerscheinungen, man bezweifelte Dämonen, selbst in den evangelischen Erzählungen, man wollte weder vom Teufel besessen sein noch von Gott; man dachte, bedachte, erwog, überlegte, suchte Deutlichkeit statt Verworrenheit, Licht statt Finsterniß, und gab sich selbst Ehre in diesem Bemühen.

Bei dem Allen blieben Tugenden und religiöse Ueberzeugungen bürgerlich häuslich, wie zu geschehen pflegt wenn Friede und Ordnung im Lande herrschen, wenn Waffen rosten und Helden überflüssig sind, wenn keine heftigen Meinungskämpfe die Gemüther aufregen und aus dem Fahrwasser des Gewohnten herausdrängen. Wolfenbüttler Fragmente und Lessing's Streit mit Götze waren ziemlich verschollen, französische Encyklopädisten galten sammt ihrer Sprache vorzüglich an Höfen, denen zugleich Sinnengenüsse, fleischliche Ausschweifungen, feine Treulosigkeit und Unglaube überlassen werden konnten, indem das Bürgerthum wenig Anspruch darauf machte.

Freilich gab es in Deutschland Nachahmung Frankreichs und seiner Ludwigszeit, Friedrich II. und die Mode huldigten pariser Büchern und Kleidern: auch wirken am Ende die Höfe mehr auf das Volk als umgekehrt. Mit dem Sturz der Jesuiten sank die Macht des Papstes, mit ihr die Ehrfurcht für das Herkömmliche; man gewöhnte sich die Reste des Mittelalters, die Klöster, Bußübungen, Bußpredigten, Lehnsverhältnisse, als Nebel der Vergangenheit zu betrachten, welche mit Aufgang der Sonne verschwinden mußten, und man sehnte sich diesem Aufgange entgegen, einem heitern Lebensdasein, erleuchteter Gesetzgebung, geläutertem Glauben. Sittlichkeit und Religion erschienen als Mittel für Glückseligkeit auf Erden, darum wie immer gepriesen und hochgeschätzt, aber doch anders als sonst.

War diese Richtung unvernünftig? Vernunft lehrt Zweckmäßiges kennen, und dazu gehört Freude am Dasein, Ausscheidung der Roheit, gebildeter Genuß der Lebensgüter, Befreiung von Vorurtheilen, auf Gründe gestützte Ueberzeugung, mit Einem Wort, Vernunfteinsicht. Darum empfahl sich für Tugend und religiösen Glauben der Rationalismus; er taugte nicht blos für die Landwirthschaft, sondern auch für Kirche und Staat. In ihm selbst lag Anspruch auf Toleranz, besonders in Glaubenssachen; sie ward empfohlen und geübt, die Vernunft Eines Menschen hatte keinen Adelsbrief gegen diejenige des Andern, aller Adel sollte beruhen auf eigenem Werth, nicht auf Ahnen, auf innerm Verdienst, nicht auf äußerer Auszeichnung. David Hume nannte zwar die Toleranz „eine heilsame Gewohnheit und einen widersprechenden Begriff"; aber die Vernunft hielt sie wenigstens als Gewohnheit vernünftig, denn sie war noch nicht zu jener spätern Einsicht durchgedrungen, daß eben Widerspruch leibhafte Vernünftigkeit sei.

Natürlich litt durch den Rationalismus die Orthodoxie der protestantischen Kirche. Sie war ursprünglich auf ihn selbst gebaut im Kampf mit katholischer Satzung, hatte sich unter manchen Gefahren fortgebildet, hatte von Rom Toleranz gefodert und erworben, durfte keine katholische Autorität in Anspruch nehmen. Daher sehen wir unter Protestanten trotz vielfachen Widerstrebens den Rationalismus Raum gewinnen, ja selbst die katholische Kirchenüberzeugung erfuhr dessen Einfluß, und er ließ von seiner aufklärenden Macht die Ausgleichung alter Zerwürfniß hoffen. Gleichzeitig erhebt die Philosophie ihr Haupt, untersucht den Gesammtumfang des menschlichen Erkennens, scheidet dessen Elemente, vertraut ihren speculativen von Erfahrung unabhängigen Urbegriffen, bringt für die menschlichen Tugenden statt der Glückseligkeitslehre ein unbedingtes Gebot der Pflicht, und statt der kirchlichen Ueberzeugung einen Vernunftglauben. Durch diese strengere Philosophie wird die Orthodoxie minder strenge und zeigt Nachgiebigkeit. Außenwerke der Orthodoxie waren längst vom Rationalismus angefochten; Kant öffnete ein Thor für den rationalen Glauben, in welches die Gebildeten und Aufgeklärten seiner Zeit mit Freude hineintraten. Später erst erschien Fichte, welcher dieses Thor philosophisch zuschloß, und darum mehr Entrüstung als Beifall erwarten durfte und fand.

Gleichwie alle Richtungen Gegenrichtungen hervorrufen, so entsprang neben dem Rationalismus und der Kant'schen Philosophie die Lehre Lavater's und seiner Anhänger, im engern Sinne christlich durch Berufung auf die Bibel und deren Aussprüche, fromm in der Gesinnung, entschieden im historischen Glauben, anregend durch bildlichen Vortrag, nicht gerade der Orthodoxie ganz gemäß oder dadurch sich gebunden achtend, sondern mehr einer mystischen Vereinigung mit Christo, auch wol einer gehofften leiblichen Anschauung zugewandt, dagegen manche Warnungen der Vernunft durch Beispiel und Verbreitungseifer hinriß, Gleichdenkende zu stillen Gemeinden sammelte und mit der Aufklärung in bittere Fehden gerieth.

Selbst aber durch solche Gegensätze trat das Orthodox-Kirchliche in den Hintergrund, verlor an Bedeutung, es mochte nun Vernunft die Gemüther einigen oder mystische Anschauung, philosophischer Rationalismus überwiegen oder individuelle Frömmigkeit biblischer Auslegung, Vernunftglaube oder Bibelglaube. Im Ganzen war das Zeitalter mit sich selbst recht wohl zufrieden, freute sich der gemachten Schritte und Fortschritte, vertraute seiner eigenthümlichen Entwickelung und Vervollkommnung.

Wie anders heute! Die Zeit ist mit sich unzufrieden, tröstet sich über ihre Bewegung durch den Gedanken des Uebergangs, bedauert Schritte und Fortschritte, will zurück zum Gewesenen, erwartet Nichts von der eigenen Entwickelung und Vervollkommnung auf bisherigem Wege.

Aufklärung wird nicht geliebt wegen des Andenkens an die nach jener Aufklärung eingetretene Französische Revolution; Vernunft ist verdächtig, sammt der Philosophie, wegen des Wechsels dem sich beide hingegeben, wegen der Ehre die Voltaire und Robespierre ihm erwiesen, wegen der Theophilanthropen und St.-Simonisten, wegen Strauß und Lamennais; ärgerlich dünkt das Treiben durcheinander, das Denken und Nichtdenken, das Wollen und Nichtwollen, kurz Alles was geschieht und nicht geschieht.

Darum steht die Gegenwart mit der geschilderten Vergangenheit in schönem Widerspiel. Gehen heutige Großväter selten zur Kirche, dann schon öfter die Väter, und am meisten die Enkel; sie erbauen sich an dogmatischen Predigten, verschmähen moralische Ermahnungen, sehnen sich nach den ältesten Gesangbüchern und nach Arnd's „Wahrem Christenthum". Von Hexen gibt es noch keine Kunde, doch Dämonen machen von sich reden, fahren in Weiber und Männer, Verstorbene erscheinen und fodern Erlösung, man will so gut vom Teufel besessen sein als von Gott. Das Nachdenken strebt weniger nach Klarheit als nach Tiefe, und weil Licht nur die Oberfläche der Dinge beleuchtet, führt ein vertieftes Sinnen gern in geheimes Dunkel und nächtliche Finsterniß.

Bürgerlichen Tugenden schadete die gewaltige Erschütterung der Revolution mit den Kaisertagen, ein unruhiges Leben verlangte größere Anstrengung; weil Alles auf dem Spiele stand, mußte Alles und das Leben gewagt werden, nur Heldensinn und begeisterte Hingebung konnten helfen. Nachdem sie geholfen, fand der entfesselte Geist mühsam die Engen der Häuslichkeit wieder, wußte das beschränkte Heimische nicht recht zu lieben oder es für die höchste Aufgabe des Wirkens zu halten; denn immer mahnte das Gedächtniß an die großen Begebenheiten und deren Erfolg. Im Unglück der Höfe war viel sinnlicher Genuß und fleischliche Ausschweifung, viel Treulosigkeit und Unglaube verschwunden, die Rettung war gekommen aus einem Bürgerthum dessen Dasein und Sprache man kaum gekannt, wovon die Schriftsteller des monarchischen Frankreichs nur wegwerfend geredet, oder in dichterischen Schilderungen und philosophischen Uebertreibungen, denen keine Wirklichkeit zu entsprechen schien.

In Deutschland starb die Nachahmerei des Französischen am Deutschthum, wenigstens anfangs und zum Theil; ja wenn auch Mode und Fremdsprache in Gunst blieben, trauern doch darüber Viele. Für Sittlichkeit und Religion schämt man sich der Glückseligkeitslehre, aber nimmt vorlieb mit dem Glück, sucht ein höheres und reicheres Leben, zugleich weniger einen geläuterten Glauben als einen festen. Papst und Jesuiten erfreuen sich geheimer Anneigung als geschworene Feinde Französischer Revolution, und aus ihren Krallen zwar zerfetzt und verblutet, aber doch genesend und blutansetzend hervorgegangen. Mit ihnen genießt das Mittelalter Ehre, übriggebliebene Klöster und Lehnsverhältnisse werden geschont, es keimt Sehnsucht nach Bußübungen und Bußpredigten, nach Kutte und Geißel. Toleranz wird geduldet als nothwendiges Uebel und unheilsame Gewohnheit; ihr entzieht sich wer kann, sobald ihn die Wahrheit ergriffen und Irrthümer in voller Blöße gezeigt.

Ist diese Richtung unvernünftig? Wer zu weit vorwärts gegangen, muß wieder rückwärts; wer in einen Sumpf gerathen, arbeitet sich heraus auf festen Boden. Einsicht ist nie Eigenthum der Menge, so wenig wie Tugend und Frömmigkeit; was Alle brauchen, müssen Wenige pflegen und berathen; jede Weisheit der Welt hat ihre Wurzeln in der Vergangenheit, trägt erst Blüten und Früchte wenn sie eine Zeit lang gestanden; Frischpflanzungen geben späte Ernte oder gar keine. Haben wir nicht die bittern Früchte der frischgepflanzten Aufklärung gekostet?

Unter den alten Pflanzungen, obwol nicht die älteste, steht die Orthodoxie der protestantischen Kirche. Sie ward unachtsam dem Rationalismus preisgegeben, der auch zu Katholiken eingedrungen, es bedarf der Wiederhersteller und Pfleger, da noch Beete vorhanden und nicht alle Senkreiser verdorrt. Darum waffnet euch gegen einen gemeinschaftlichen Feind und ermuthigt jeden Candidaten der Theologie es mit dem Rationalismus aufzunehmen. Verschmäht nicht die Hülfe der Philosophie, welche freilich eine unzuverlässige Verbündete war und auf der feindlichen Seite stand, aber neuerdings durch Hegel und Andere zum Bündniß mit orthodoxer Lehre geneigt schien. Ihr Beifall muß den Rationalismus schwächen und ihm dialektisch weisen, daß er in seiner Tiefe zum eigenen Gegentheil führe oder es selbst sei. Doch bewahre die Orthodoxie vorsichtig ihre Selbständigkeit; denn ohne diese wäre es möglich, daß die Philosophie im raschen Eifer Papst und Jesuiten aus ihrem Absoluten hervorzöge, und sonach Teufel durch Beelzebub vertriebe. Hieraus entspringt heutiges Zutrauen und Mistrauen gegen Philosophie. Sie soll Nichts zermalmen, sondern bauen und zusammenschweißen, sie soll den Glauben sichern für das Volk und dem Erleuchteten Wissenschaft gewähren. An mystische Vereinigung mit Gott ist hierbei nicht zu denken; denn Gottheit und Menschheit sind nach neuphilosophischer Erkenntniß wesentlich geeinet und durchsichtig, und wie Rocholz versichert: „Gott hört und liest sich selbst in Dichtern", so hört und speculirt er sich selbst auf Kathedern, predigt und betet sich selbst auf Kanzeln, erbaut sich selbst in jedem Katechismus und Gesangbuch.

Kann Jemand mit dieser Neuthümlichkeit nicht zurechtkommen, so hält er sich einfach an Worte der Bibel, an symbolische Bücher, will nicht klüger sein als das 16. Jahrhundert, oder geht noch weiter zurück ins 15. und 14., findet dort die Herrlichkeit des Papstes und die Frömmigkeit der Heiligen, genießt den Segen und Schatz der guten Werke, braucht weder Philosophie noch sonst Etwas und hat den erzketzerischen Rationalismus völlig überwunden. Nach dieser Richtung entwickelt sich die im vorigen Jahrhundert erloschene, jetzt wiedererweckte

Vorwurf schien. Ueberhaupt ist jedes Zeitalter aufgeklärt gegen sein vorgängiges, der Sohn gegen den Vater, der Vater gegen den Großvater — nämlich über irgend Etwas, über Perücken und Schnabelschuhe, über Küchen und Oefen, über Bäder und Wassertrinken, über Sittlichkeit, Staatskunst, Erziehung, Religion. So hatten damals die Hexenprocesse aufgehört, man leugnete Gespenster- und Todtenerscheinungen, man bezweifelte Dämonen, selbst in den evangelischen Erzählungen, man wollte weder vom Teufel besessen sein noch von Gott; man dachte, bedachte, erwog, überlegte, suchte Deutlichkeit statt Verworrenheit, Licht statt Finsterniß, und gab sich selbst Ehre in diesem Bemühen.

Bei dem Allen blieben Tugenden und religiöse Ueberzeugungen bürgerlich häuslich, wie zu geschehen pflegt wenn Friede und Ordnung im Lande herrschen, wenn Waffen rosten und Helden überflüssig sind, wenn keine heftigen Meinungskämpfe die Gemüther aufregen und aus dem Fahrwasser des Gewohnten herausdrängen. Wolfenbüttler Fragmente und Lessing's Streit mit Götze waren ziemlich verschollen, französische Encyklopädisten galten sammt ihrer Sprache vorzüglich an Höfen, denen zugleich Sinnengenüsse, fleischliche Ausschweifungen, feine Treulosigkeit und Unglaube überlassen werden konnten, indem das Bürgerthum wenig Anspruch darauf machte.

Freilich gab es in Deutschland Nachahmung Frankreichs und seiner Ludwigszeit, Friedrich II. und die Mode huldigten pariser Büchern und Kleidern: auch wirken am Ende die Höfe mehr auf das Volk als umgekehrt. Mit dem Sturz der Jesuiten sank die Macht des Papstes, mit ihr die Ehrfurcht für das Herkömmliche; man gewöhnte sich die Reste des Mittelalters, die Klöster, Bußübungen, Bußpredigten, Lehnsverhältnisse, als Nebel der Vergangenheit zu betrachten, welche mit Aufgang der Sonne verschwinden mußten, und man sehnte sich diesem Aufgange entgegen, einem heitern Lebensdasein, erleuchteter Gesetzgebung, geläutertem Glauben. Sittlichkeit und Religion erschienen als Mittel für Glückseligkeit auf Erden, darum wie immer gepriesen und hochgeschätzt, aber doch anders als sonst.

War diese Richtung unvernünftig? Vernunft lehrt Zweckmäßiges kennen, und dazu gehört Freude am Dasein, Ausscheidung der Rohheit, gebildeter Genuß der Lebensgüter, Befreiung von Vorurtheilen, auf Gründe gestützte Ueberzeugung, mit Einem Wort, Vernunfteinsicht. Darum empfahl sich für Tugend und religiösen Glauben der Rationalismus; er taugte nicht blos für die Landwirthschaft, sondern auch für Kirche und Staat. In ihm selbst lag Anspruch auf Toleranz, besonders in Glaubenssachen; sie ward empfohlen und geübt, die Vernunft Eines Menschen hatte keinen Adelsbrief gegen diejenige des Andern, aller Adel sollte beruhen auf eigenem Werth, nicht auf Ahnen, auf innerm Verdienst, nicht auf äußerer Auszeichnung. David Hume nannte zwar die Toleranz „eine heilsame Gewohnheit und einen widersprechenden Begriff"; aber die Vernunft hielt sie wenigstens als Gewohnheit vernünftig, denn sie war noch nicht zu jener spätern Einsicht durchgedrungen, daß eben Widerspruch leibhafte Vernünftigkeit sei.

Natürlich litt durch den Rationalismus die Orthodoxie der protestantischen Kirche. Sie war ursprünglich auf ihn selbst gebaut im Kampf mit katholischer Satzung, hatte sich unter manchen Gefahren fortgebildet, hatte von Rom Toleranz gefodert und erworben, durfte keine katholische Autorität in Anspruch nehmen. Daher sehen wir unter Protestanten trotz vielfachen Widerstrebens den Rationalismus Raum gewinnen, ja selbst die katholische Kirchenüberzeugung erfuhr dessen Einfluß, und er ließ von seiner aufklärenden Macht die Ausgleichung alter Zerwürfniß hoffen. Gleichzeitig erhebt die Philosophie ihr Haupt, untersucht den Gesammtumfang des menschlichen Erkennens, scheidet dessen Elemente, vertraut ihren speculativen von Erfahrung unabhängigen Urbegriffen, bringt für die menschlichen Tugenden statt der Glückseligkeitslehre ein unbedingtes Gebot der Pflicht, und statt der kirchlichen Ueberzeugung einen Vernunftglauben. Durch diese strengere Philosophie wird die Orthodoxie minder strenge und zeigt Nachgiebigkeit. Außenwerke der Orthodoxie waren längst vom Rationalismus angefochten; Kant öffnete ein Thor für den rationalen Glauben, in welches die Gebildeten und Aufgeklärten seiner Zeit mit Freude hineintraten. Später erst erschien Fichte, welcher dieses Thor philosophisch zuschloß, und darum mehr Entrüstung als Beifall erwarten durfte und fand.

Gleichwie alle Richtungen Gegenrichtungen hervorrufen, so entsprang neben dem Rationalismus und der Kant'schen Philosophie die Lehre Lavater's und seiner Anhänger, im engern Sinne christlich durch Berufung auf die Bibel und deren Aussprüche, fromm in der Gesinnung, entschieden im historischen Glauben, anregend durch bildlichen Vortrag, nicht gerade der Orthodoxie ganz gemäß, oder dadurch sich gebunden achtend, sondern mehr einer mystischen Vereinigung mit Christo, auch wol einer gehofften leiblichen Anschauung zugewandt, die gegen manche Warnungen der Vernunft durch Beispiel und Verbreitungseifer hinriß, Gleichdenkende zu stil[l] Gemeinden sammelte und mit der Aufklärung in [...] Fehden gerieth.

Selbst aber durch solche Gegensätze trat das Kirchliche in den Hintergrund, verlor an [...] mochte nun Vernunft die Gemüther eini[...] sche Anschauung, philosophischer Natur [...] gen oder individuelle Frömmigk[...] Vernunftglaube oder Bibelgl[...] Zeitalter mit sich selbst [...] der gemachten Schritt[...] eigenthümlichen Entw[...]

Wie anders heu[...] tröstet sich über i[...] Uebergangs, bed[...] rück zum Gew[...] Entwickelung [...]

Aufklärung wird nicht geliebt wegen des Andenkens an die nach jener Aufklärung eingetretene Französische Revolution; Vernunft ist verdächtig, sammt der Philosophie, wegen des Wechsels dem sich beide hingegeben, wegen der Ehre die Voltaire und Robespierre ihm erwiesen, wegen der Theophilanthropen und St.-Simonisten, wegen Strauß und Lamennais; ärgerlich dünkt das Treiben durcheinander, das Denken und Nichtdenken, das Wollen und Nichtwollen, kurz Alles was geschieht und nicht geschieht.

Darum steht die Gegenwart mit der geschilderten Vergangenheit in schönem Widerspiel. Gehen heutige Großväter selten zur Kirche, dann schon öfter die Väter, und am meisten die Enkel: sie erbauen sich an dog-schont, es keimt Sehnsucht nach Bußübungen und Bußpredigten, nach Kutte und Geißel. Toleranz wird geduldet als nothwendiges Uebel und unheilsame Gewohnheit; ihr entzieht sich wer kann, sobald ihn die Wahrheit ergriffen und Irrthümer in voller Blöße gezeigt.

Ist diese Richtung unvernünftig? Wer zu weit vorwärts gegangen, muß wieder rückwärts; wer in einen Sumpf gerathen, arbeitet sich heraus auf festen Boden. Einsicht ist nie Eigenthum der Menge, so wenig wie Tugend und Frömmigkeit; was Alle brauchen, müssen Wenige pflegen und berathen; jede Weisheit der Welt hat ihre Wurzeln in der Vergangenheit, trägt erst Blüten und Früchte wenn sie eine Zeit lang gestanden; Frischpflanzungen geben späte Ernte oder gar keine.
ichte der frischgepflanzten

[illegible]

..., obwol nicht die älteste,
...stantischen Kirche. Sie
...ismus preisgegeben, der
...t, es bedarf der Wieder-
... Beete vorhanden und
... Darum waffnet euch
...rind und ermuthigt jeden
...mit dem Rationalismus
... die Hülfe der Philoso-
...erlässige Verbündete war
...stand, aber neuerdings
... Bündniß mit orthodoxer
...ll muß den Rationalis-
...tisch weisen, daß er in
...theil führe oder es selbst
... vorsichtig ihre Selbststän-
...möglich, daß die Philoso-
...und Jesuiten aus ihrem
... Teufel durch Beelzebub
... heutiges Zutrauen und
... Sie soll Nichts zermal-
...enschweißen, sie soll den
... und dem Erleuchteten
...ystische Vereinigung mit
...nz; denn Gottheit und
...ophischer Erkenntniß we-
..., und wie Rocholz ver-
... selbst in Dichtern", so
... auf Kathedern, predigt
...ln, erbaut sich selbst in
...nach.
...enthümlichkeit [illegible]
...ach an [illegible]
...ht [illegible]

[illegible]

Theilnahme an Kirche und kirchlichem Leben, die Gemüthsbewegung bei dem Zusammenstoßen kirchlicher und weltlicher Gewalt auch nur in Betreff von Heirathen, das Sinnen und Planmachen für Heilung anerkannter oder eingebildeter Gebrechen, für Wiederherstellung eines Verschwundenen oder Stärkung des Mattgewordenen. Im Allgemeinen ist die Gegenwart durchweg unzufrieden; denn in ihr treibt gar zu viel Begriffgesindel widereinander und macht sich breit. Weder katholische noch protestantische Kirche können nach Wunsch zu Worte kommen, keine sammelt nach Wunsch die Christen zu sich; daher wird von den Freunden beider dieselbe Klage gehört welche schon Chrysostomus seiner Zeit aussprach: „Die Kirche liegt wie eine Leiche!"

Im politischen Völkerleben haben die Heiden getobt, und man lernte die christliche Ruhe liebgewinnen. Vor 1789 galten Kaiser und Reich, Erbschaften Ludwig's XIV. und Friedrich's II., Bastillen und Cabinetsbefehle, Hoffeste und Jagden, Adelsrechte und geistlicher Grundbesitz. Man fand dies Alles ganz in der Ordnung, und erfuhren auch kleine Despoten durch Staatsanzeigen manchen Verdruß, die großen wurden geschont; zum allgemeinen Geschrei brachte es kein übelgelaunter Historiker oder Philosoph. Lieber ward im Stillen geklagt und öffentlich geschwiegen, oder es machte sich der Trost geltend, alles Geschehende gehöre zur besten Welt, und diejenige welche man habe sei die beste.

Da erschollen von fremdem Welttheil herüber Stimmen eines bürgerlichen Lebens ohne Kaiser und Reichsfürsten, Cabinete und Hoffeste, Adel und hohe Geistlichkeit, und hatten sich wider Gegenreden und Waffengewalt behauptet. Unter den Namen der Heerführer mit Krone oder Stern erschien der Bürger Washington, unter feingebürsteten Diplomaten der schlichte Buchdrucker Franklin. Aus neuen Dingen erwuchsen neue Begriffe, und die seit dem griechischen Alterthum ziemlich verschollenen Gedanken von Republik und Bundesverfassung traten in lebendige Gegenwart. Oft Gehörtes und Wiedergehörtes bezwingt die Gemüther, und wer darüber seufzt fühlt schon Uebermacht. Jenes väterliche Fürstenregiment dem sich das Jahrhundert ohne Auflehnung und besonderes Nachdenken gefügt kam in Frage und Untersuchung, man trachtete nach Weisheit durch Zweifel über Regentenweisheit, und gewann in Prachtsälen und bei reich besetzten Tafeln ein Gelüst nach dem Leben der Wälder und der Nahrung von Wurzeln, deren Herrlichkeit Rousseau beredt verkündigte. Im Behaupten und Widerlegen, Predigen und Hören bildete sich die Gemeinüberzeugung — ein politisches Bewußtsein nach neuerm Ausdruck: der Staatszustand könne nicht bleiben wie er ist, müsse anders werden und besser. Kommt dergleichen zum Durchbruch und beherrscht die That, dann wird es auch anders, obwol nicht immer besser.

(Der Beschluß folgt.)

Ein plausibler Vorschlag.

Ein englischer Naturforscher welcher darüber entrüstet ist, daß so viele Dilettanten und Phantasten in seine Wissenschaft pfuschen und ohne alle dazu erfoderlichen positiven Kenntnisse darin die abenteuerlichsten Philosopheme, Paradoxen und Erklärungen aushecken, geißelt seit längerer Zeit schon dieses Treiben im „Athenaeum" mit viel Witz und Laune. So hat er kürzlich zur Gründung einer Mental fever society aufgefodert, worunter sich alle dergleichen Leute aufnehmen lassen sollen. Er bezeichnet als Diejenigen welche sich dazu als Mitglieder melden sollen unter andern folgende Kategorien und Berühmtheiten: Alle welche mit genauen Quadraturen des Cirkels und Trisectionen des Winkels hervortreten; Einige welche die Theorie der Parallele behandeln; Diejenigen welche das Athanasianische Glaubensbekenntniß Satz für Satz mathematisch beweisen; Alle die Planetenstörungen zu erklären sich getrauen ohne auch nur die Grundsätze der Differentialrechnung zu kennen; jene Mondsüchtigen die sich gegen ihren Gebieter den Mond auflehnen, indem sie die Theorie der Ebbe und Flut erörtern, ohne erst Laplace zu studiren; die Kosmogonisten welche die Astronomie aus dem Evangelium herleiten; Diejenigen welche den Combinationscalcul anwenden um ein unfehlbares Verfahren zu entdecken beim Spiel zu gewinnen; alle die frommen Leute welche der Astronomie oder Geologie und deren erwiesenen Thatsachen den Krieg erklären und die Erde (auch wol das Denken und Forschen der Menschen darauf) stillstehen heißen; alle Diejenigen welche sich gegen die Gravitationstheorie erheben ohne Newton gelesen und verstanden zu haben; Jene die mit dem bekannten Franzosen herausgefunden haben, daß der Mond ein von der Erde gelegtes Ei sei; Alle die über Leibrenten schreiben ohne mit Decimalbrüchen umgehen zu können; die Frostigen welche behaupten, die Planeten seien Eiszapfen, sammt Denen die Solches von der Sonne behaupten; Derjenige welcher bewies, daß Nichts mit Nichts multiplicirt gleich sei: Eins, eine Theorie die er nur nicht in Bezug auf den Inhalt seines eigenen Gehirns aufrecht erhalten darf; die Leute welche etwas Anderes in den ägyptischen Pyramiden finden als Mauerwerk, Moos und Mumien; Derjenige welcher entdeckt hat, daß in der Mathematik seit Euklides Nichts bewiesen worden ist; Alle welche die Offenbarung und das Zeichen des Thiers zu wissenschaftlichen Zwecken benutzen wollen; Alle die aus den Kometen wahrsagen oder die in irgend einer Weise zu verstehen geben, daß es je einen Kometen gegeben der in eine Schweinsblase gefüllt Alles in Allem nicht mehr und nicht weniger als ein volles Pfund gewogen haben würde; Alle die in Schriften den Beweis führen, daß der Mond sich nicht um seine Achse drehe; der Mann welcher durch Vierecke und Kreise herausfand, daß der Stoff ursprünglich „moralisch" geschaffen worden ist, daß aber der Teufel aus den sieben Himmelssphären drei „physische" zusammengebuttert und dadurch das Uebel in die Welt gebracht hat; Alle welche Etwas über ein Perpetuum mobile veröffentlichen, nebst Denen welche eine Actiengesellschaft zusammenzubringen suchen zur Ausbeutung einer Triebkraft mittels der Anbringung eines Rades von Quecksilber und luftleerem Raum, sowie eine Menge anderer ähnlicher Forscher, Philosophen, Theosophen ꝛc. Das Motto dieser Gesellschaft soll sein Suum cuique, d. h. Jeder soll sein bischen Unsinn darin finden. Alle obenangeführten Gattungen gehören wie der Antragsteller behauptet ganz neuerlich aufgekommenen Phantasten an; wolle man weiter in die Zeit zurückgehen, so lasse sich ihre Anzahl leicht verdreifachen. Kommt die Gesellschaft zu Stande und nimmt sie auch Ausländer als Mitglieder auf, so kann jedenfalls Deutschland sein erkleckliches Contingent dazu stellen.

3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1848.

Blick auf unsere Zeit.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Als nun die französische Regierung für den zerrütteten Staatshaushalt Reichsstände berief, jubelte Europa dem Ereigniß entgegen. Die Bastille ward zerstört, die Königsmacht bedrängt, es fürchteten die Könige, und Waffengewalt sollte den Aufruhr dämpfen; jedoch dieser behauptete sich wild gegen Bayonnete und Cabinetsbeschlüsse, Freiheitsbäume spotteten ihrer gelähmten Gegner; Fürsten, Adel und Geistlichkeit flohen vor den Fahnen der Freiheit und Gleichheit, fanden keinen rechten Platz in neuen Constitutionsentwürfen, in welchen man alle politischen Begriffe losgab die sonst unter Zucht gehalten worden. Ein Anhalt an britische Staatsverfassung, um den man sich anfangs bemühte, war bald verschwunden.

Losgebung aller Begriffe, und mit ihnen der Leidenschaft und Gewaltthätigkeit, ist Heidenthum, und aus dessen Schoos erwuchs der große Heide unserer Zeit, der Heiden und Christen bändigte. Statt des frühern väterlichen Regiments erschien ein strenges Zuchtregiment, welches Begriffe, Leidenschaften und Gewalten todtschlug, außer seine eigenen.

Hierfür war das christliche Europa nicht orientalisch genug vorbereitet, selbst die alten Herrscher ergrimmten über den heidnischen Halbbruder und sammelten um sich die erschrockenen Begriffe und Leidenschaften und Kraftanstrengungen. Hatten die Völker mit dem Beginn der Revolution von einem tausendjährigen Glücksreich geträumt, sie waren nun völlig erwacht und mußten es auf andern Wegen suchen oder ihre Träume und Wünsche auf Zehnjähriges und Einjähriges beschränken.

Aus diesem Umschwunge der Dinge sind drei Folgen für unsere Gegenwart geblieben, welche dieselbe von den Zeiten vor der Revolution und in der Revolution unterscheiden.

Zuvörderst ein durch Erfahrung belehrtes Bewußtsein was Gewalt und Leidenschaft vermögen, und wie gefährlich ihr heidnischer Gebrauch Allen wird die hineingerathen, sowol Siegern als Besiegten. Hieran schließt sich die Furcht vor Begriffen, vor deren Härte und starrer Unnachgiebigkeit, gleich gefährlich den Palästen und den Hütten, wenn sie nicht durch christliche Ausgleichung und besonnene Verständigung gemildert und gesänftigt werden.

Ferner ist ein Neigungsrest für Andersmachen und Umkehren durch das viele Andersgewordene und Umgekehrte geblieben, und erwirbt sich bei ehemaligen Gegnern, den Regierungen, Einfluß, wie Solches an den zahlreichen Verfügungen und Organisationen innerhalb der Staaten wahrzunehmen. Nicht Wenige fragen: „Was der Heide gekonnt, sollten wir Christen Dies nicht gleichfalls können?“ Aus dem Haß gegen vieles seit Versammlung der Stände in Frankreich Neugewordene entwickelt sich eine Liebe zum gewesenen Alten, ja Veralteten, und Adel wie Geistlichkeit, denen die Revolution am meisten geschadet, suchen eine solche ihnen ersprießliche und wohlthätige Liebe aufzuregen und zu verstärken.

Die Völker endlich — außer Spaniern und Portugiesen, die noch darin verzwickt sind — haben Grauen vor Umwälzungen, jedoch keine entschiedene Vorliebe für das Alte, obgleich sie Manches davon sich gefallen lassen, wenn es ihre Ruhe nicht stört. Die einst so wirksamen Begriffe von Freiheit und Gleichheit finden in Europa wenig Anklang, und haben sich über das Meer zu den farbigen Menschen geflüchtet, denen sie mit einem vielleicht fernliegenden Heil vorläufig hinreichendes politisches Unheil bringen.

So sieht denn Deutschland nicht mehr Kaiser und Reich, aber wol seine Fürsten, Frankreich keinen Kaiser, sondern einen Bürgerkönig. Charte und Constitution erinnern an die Heidenzeit, darum halten viele christliche Staaten das Constitutionnelle für überflüssig, Fürsten sind ihm abgeneigt; denn es hemmt die rasche Verbesserungslust, und ist vielleicht blos deswegen den Völkern etwas werth. Mistrauisch werden politische Begriffe beobachtet, man gibt den Sachen ausgezeichneten Vorzug, und solchen Begriffen welche den Besitz von Sachen zu sichern oder zu vermehren geeignet sind, hierin das bürgerliche Glück und die Bedeutung der Staatsverhältnisse suchend. Blos bei der Jugend, welche Nichts erfuhr und doch Erfahrungen machen will, die Niemand liebt der sie kennt, erscheint einiges Heidenthum von Begriffen, die den Erwachsenen wenig anhaben, die sich deshalb absetzen in Büchern, deren Lesung man verbie-

tet, oder in Unruhversuchen, denen die Kraft bestehender Ordnung leicht begegnet. So lange diese Verhältnisse bleiben, ist eine Richtung vorwärts weniger wahrscheinlich als diejenige rückwärts, und da das Ziel von beiden in unbestimmter Weite liegt, so wird eigentlich Alles möglich, nicht blos das neueste Neue, sondern auch das älteste Alte.

Und hieraus ergibt sich von selbst das vorläufige Uebergewicht der sogenannten materiellen Interessen, des Ackerbaus, des Handels, der Kanäle, Eisenbahnen, Dampfschiffe, der Geldmacht, der Rothschild'schen Zahlensicherheit. Was einst die Menschen vorwärts drängte und einem fernen Osten entgegentrieb, ist jetzt matt oder eingeschlafen, die Blicke der Sehnsucht wenden sich lieber gen Westen, dort den Abendschein einer gesunkenen Sonne erwartend.

Diesem Uebergewicht folgen unsere Sitten und unser Geschmack. Alles Materielle nimmt seinen Werth vom Genuß, das Genießen also empfiehlt sich als Werth des Lebens. Nachdenken darüber und Verfeinerung desselben schaden der frischen Unmittelbarkeit, sie werden daher lieber geflohen als gesucht. Sentimentalität der Vorzeit ist durch rauhe Verhängnisse ins Grab gesunken, und kaum Dichter dürfen daran erinnern; wer ein Anderes begehrt als herkömmliche Prosa des Wirklichen, wendet sich an das beliebig Phantastische und Seltsame. Jeder macht Ansprüche auf jeden Genuß, die realen Bedingungen dafür haben sich vervielfältigt, Bürger suchen zu leben wie Edelleute, Diener wie Herren, Kinder wie Erwachsene; auf Einfachheit und Begrenzung hat Niemand den Sinn gestellt. Indem zugleich ein gewisser Grad von Geistescultur allgemeiner geworden, ist die Abschließung der Stände geringer, sie nähern sich einander in Kleidung, äußerm Betragen, häuslicher Einrichtung, Vergnügungen und Festen. Die Jugend erwartet keine Belehrung vom Alter, sie will vielmehr mit ihrer Weisheit die Welt befruchten, sie predigt statt zu hören, und wird sie vom ältern Geschlecht in Europa beengt, so wandert sie nach andern Welttheilen. Statt einstiger Regelmäßigkeit und auch Steifheit des bürgerlichen Daseins herrscht Regellosigkeit und Willkür der Lebensweise, Jeder verfolgt rücksichtslos seine besondern Genüsse, die Sitte ist verschwunden unter Sitten, und eine Frühreife des Begehrens, Aneignens, Haschens und Erringens endigt nicht selten mit vollkommenem Lebensüberdruß.

In Summa: unser Zustand ist nicht der beste, nicht der kräftigste, nicht der bescheidenste, genügsamste, glücklichste; aber er ist darum nicht verzweifelt oder hoffnungslos. So wenig die Menschen nach der Sündflut ihr vorsündliches Leben wieder haben konnten, wenn es ihnen auch behaglicher schien, so wenig können wir das Zeitalter vor der Revolution wieder haben oder dürfen es als das goldene ausschließlich preisen. Jedes Geschlecht muß nehmen was es besitzt, und sich ertragen wie es ist. Jene herrschenden materiellen Interessen, denen Viele übel wollen, sind an sich nicht verwerflich, sie fodern und beleben mannichfache Kraftentwickelung, gewähren Raum für Pflege von Wissenschaft und Künsten. Hat einst die Vorliebe der Begriffe Unfrieden gebracht, warum soll jetzt die Vorliebe der Sachen nicht Frieden bringen und erhalten? Möglichkeit religiöser, politischer, sittlicher und Geschmacksveränderungen ist jederzeit vorhanden, freilich auch Gefahr; wann aber fehlt diese ganz? Zu einem unverrückbaren allgemein befriedigenden Zustande des Menschengeschlechts wird es nie kommen. Was darin eintreten kann und wird, liegt außerhalb der Berechnung, und die geschicktesten Rechner haben sich in Erwartung und Nichterwartung getäuscht. Wenig zu fürchten und zu hoffen lehrt heidnische Weisheit, getrost zu vertrauen und fröhlich zu sein im Geiste empfiehlt der christliche Glaube. 34.

Zur Tagesliteratur.

1. Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft. Ein Vortrag, gehalten in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin vom Staatsanwalt v. Kirchmann. Berlin, Springer. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die vorstehende Broschüre mag den Beweis liefern, wie das Wort, sei es geschrieben sei es gesprochen, die Wirkung eines Mauerbrechers zu üben vermag. Bei dieser Broschüre kommt es aber wahrlich nicht blos auf ihren Inhalt an, noch mehr auf ihren Verfasser, auf dessen Stellung. Als Preußen dadurch einen außerordentlichen Fortschritt machte, daß es in seinem Processe die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einführte, mußte es natürlich der Staatsbehörde vor allen Dingen daran gelegen sein für die neugeschaffene Stelle des Staatsanwalts Männer zu finden welche sowol durch Geist als juristische Kenntniß hervorragen, und welche den Fortschritt der durch das neue Gerichtsverfahren gemacht werden sollte hinlänglich und würdig repräsentiren würden. Herr v. Kirchmann wurde zum Staatsanwalt an das berliner Criminalgericht berufen, und die neue Stellung welche er als solcher einnimmt war nicht blos ein mächtiger Durchbruch unsers bisherigen Gerichtsverfahrens, sie mußte ebenso sehr zur Kritik der ganzen Jurisprudenz wie sie bisher in Deutschland geübt wurde und wie sie sich als Wissenschaft geltend machen durfte auffodern. Wie sehr Herr v. Kirchmann seine Stellung als Anfangspunkt eines neuen, volksthümlichen Gerichtsverfahrens begreift, welche freudige Hoffnungen und Erwartungen sich darauf gründen lassen, daß ein Mann wie er, ein hoher preußischer Justizbeamter, sich so über den Gang und die bisherigen Resultate der gelehrten Jurisprudenz äußert, davon liefert die vorstehende Broschüre auf jeder Seite schlagende Beweise. Wir thun gewiß nicht Unrecht wenn wir sie als den Anfang für eine deutsche Volksjustiz begrüßen, wenn wir die Ueberzeugung laut werden lassen, daß das neue preußische Gerichtsverfahren, da ein Mann der mit an der Spitze desselben steht sich so erklärt, in seiner Entwickelung den volksthümlichen Weg allmälig einschlagen wird, welchen Herr v. Kirchmann als den nothwendigen vorzeichnet.

Wir halten es für unsere Pflicht, da der Gegenstand von so außerordentlicher Wichtigkeit ist und durch die Stellung des Verfassers der Broschüre noch gewinnt, die Grundgedanken derselben aneinander zu reihen. So sagt Herr v. Kirchmann gleich zu Anfang: „Noch steht die Hoheit und Heiligkeit der Jurisprudenz unerschüttert, allgemein anerkannt da, und doch enthält schon die tägliche Erfahrung so manche Erscheinung welche wol geeignet sein könnte Zweifel und Bedenklichkeiten gegen jenes Axiom zu erheben. Wen von den praktischen Juristen überfällt nicht manchmal das tiefe Gefühl der Leere und des Ungenügenden seiner Beschäftigung? Welcher andere Zweig der Literatur hat neben dem Guten einen solchen Wust von geist- und geschmacklosen Büchern aufzuweisen wie die juristische?

Die heilige Justitia ist noch bis heute der Gegenstand des Spottes im Volke, und selbst der Gebildete, auch wenn er im Rechte ist, fürchtet in ihre Hände zu gerathen; vergeblich sucht er sich in ihren Formen und Proceduren zurechtzufinden. Welche Masse von Gesetzen und doch wie viele Lücken! Welches Heer von Beamten und doch welche Langsamkeit der Rechtspflege! Welcher Aufwand von Studien, von Gelehrsamkeit, und doch welches Schwanken, welche Unsicherheit in Theorie und Praxis. Ein Staat der die Verwirklichung des Rechts zu seiner höchsten Aufgabe macht und doch die Handhabung desselben im Einzelnen mit schwerem Gelde sich bezahlen läßt." Schon diese Stelle deutet den Umschwung an welcher in Preußen vor sich geht. Ein hoher preußischer Justizbeamter fühlt und denkt nicht blos so, er kann seine Ueberzeugung auch aussprechen und drucken lassen. Nachdem der Verfasser nun nachgewiesen, daß die Jurisprudenz dieselbe Aufgabe habe wie alle andern Wissenschaften, nämlich ihren Gegenstand zu verstehen, seine Gesetze zu finden und endlich ihr Wissen in ein einfaches System zusammenzufassen, fragt er: Wie hat die Jurisprudenz diese Aufgabe gelöst? Wie hat sie insbesondere im Vergleich mit andern Wissenschaften Dies gethan? Ist sie diesen vorgeeilt oder ist sie zurückgeblieben? Das Resultat welches der Verfasser herbeiführt spricht sich ganz bestimmt aus, daß die Jurisprudenz zurückgeblieben sei; um sich aber als Wissenschaft zu gebahrden hat sie „über das vergangene Recht das der Gegenwart völlig vergessen, stolz das gegenwärtige Recht dem verachteten Handwerke der Praktiker überlassen". Der Widerspruch, in welchen das Rechtsprincip wie Herr v. Kirchmann es vertritt mit der historischen Schule tritt, kann nicht vermieden werden, und Kirchmann spricht ihn entschlossen aus: „Die Gegenwart ist allein berechtigt. Die Vergangenheit ist todt; sie hat nur Werth wenn sie das Mittel ist die Gegenwart zu verstehen und zu beherrschen. Fodert die Natur eines Gegenstandes diesen Umweg, diese trübe Brille, so muß die Wissenschaft sich wol fügen, aber ein Glück ist es für sie nicht. Wie viel besser wäre die Rechtswissenschaft daran, könnte sie wie die Naturwissenschaften unmittelbar an den Gegenstand herantreten. Dieser Ballast vergangener Bildungen absorbirt eine Masse der besten Kräfte." Nachdem der Verf. den Muth gehabt hat Dieses auszusprechen, muß er weiter gehen, er muß sich gegen die positiven Gesetze, für eine freie, volksthümliche Rechtsentwickelung erklären, und Dieses geschieht in folgenden Worten: „Das positive Gesetz ist starr; das Recht fortschreitend; deshalb wird selbst die Wahrheit jenes mit der Zeit zur Unwahrheit. Die Aufhebung desselben durch ein neues ist nie ohne Gewalt ausführbar, sie entbehrt des stetigen und deshalb des milden Uebergangs des natürlichen Rechts. Das positive Gesetz ist abstract; seine nothwendige Einfachheit vertilgt den Reichthum der individuellen Gestaltung. Deshalb die Zwittergestalten der Billigkeit, des richterlichen Ermessens. Das positive Gesetz ist in seiner letzten Bestimmung bare Willkür. Ob die Großjährigkeit mit dem 24. oder 25. Jahre beginnen, ob die Verjährungsfrist 30 Jahre oder 31 Jahre 6 Wochen und 3 Tage betrage, ob die schriftliche Form der Verträge gerade mit 50 Thalern beginnen soll, das bestimmte Maß der Strafen, wer vermöchte die Antwort dafür aus der Nothwendigkeit des Gegenstandes abzuleiten? Das positive Gesetz ist endlich die willenlose, allezeit bereite Waffe, nicht minder für die Weisheit des Gesetzgebers wie für die Leidenschaft des Despoten." Bedeutungsvolle Worte, um so mehr in dem Munde eines so gestellten Mannes, dem selbst der „Rheinische Beobachter" nicht zutrauen wird, daß er nur aus Frivolität Opposition machen wolle. Die Jurisprudenz „wird durch das positive Gesetz zu einer Dienerin des Zufalls, des Irrthums, der Leidenschaft, des Unverstandes". Die Juristen „sind durch das positive Gesetz zu Würmern geworden die nur von dem faulen Holze leben; von dem gesunden sich abwendend ist es nur das kranke in dem sie nisten und weben". Der Verf. geht weiter, er erklärt sich ganz unverholen für die Volksjustiz. „Das Recht kann nicht sein ohne das Moment des Wissens und Fühlens. Ein Volk muß wissen was das Recht im einzelnen Falle fodert, und es muß mit Liebe seinem Rechte ergeben sein. Werden dem Rechte diese Momente genommen, so bleibt es wol ein großes Kunstwerk, aber ein todtes, kein Recht mehr." „Wie kann die Nation in den künstlichen Berechnungen, gelehrten Deductionen, schwankenden Aussprüchen das Recht erkennen, das Recht was mit ihr geboren und gewachsen ist, das Recht dessen klare Aussprüche heilig und unverbrüchlich in jeder Brust geschrieben stehen sollen. Unmöglich; die Rechtspflege ist durch die Wissenschaft zum Glücksspiel geworden; nebenbei führt niedrige Leidenschaft durch sie einen kleinen Krieg, weil der Frieden einen größern ihr unmöglich macht." Der klare Verfasser geht immer entschiedener seiner Schlußfoderung zu. In der Stimmung des Volkes bezeichnet er als Triumph der Rechtswissenschaft „ein Recht das das Volk nicht mehr kennt, das seine Brust nicht mehr erfüllt, das von ihm mit den wilden Mächten der Natur auf gleiche Stufe gestellt wird". Er hält die Nation selbst für berechtigt ihre Juristen „aus dem Hause zu jagen", und spricht im Laufe seiner Entwickelung geradezu aus: „Die Nation ist der wissenschaftlichen Juristen überdrüssig. Die Ahnung, das dunkle Empfinden des Widerspruchs zwischen Recht und Wissenschaft ist vorhanden, nur die klare Einsicht des Volkes fehlt noch. Noch traut man sich nicht diese Gedanken klar zu denken, sobald aber die deutliche Erkenntniß erlangt sein wird, wird man schwerlich bei diesen vereinzelten, lückenhaften Mitteln zur Abhülfe stehen bleiben, und die Regierung, der die Juristen nicht minder lästig sind, wird gern hülfreiche Hand leisten. Man wird die Rechtspflege nicht blos für die Thatfrage, sondern auch für die Rechtsfrage, nicht blos in Criminalsachen, sondern auch in Civilsachen dem Volke zurückgeben." So spricht schon ein hoher preußischer Justizbeamter, und es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Deutschland durch das Vorangehen Preußens auf den heilbringenden Weg der Volksjustiz gebracht werden muß. Ein größeres Verdienst würde Preußen sich kaum erwerben können. Unbedingt spricht der Verfasser aus: „Das Rechtsprechen ist den Händen der gelehrten Richter zu entziehen und der Nation zurückzugeben. Der einfache Sinn des Volkes, sich selbst unbewußt, sucht die gelehrte Wissenschaft durch Geschworene loszuwerden."

Der Verfasser erkennt also das Recht und die Bildung des Rechts ausschließlich dem Volke zu; er vindicirt der Nation wieder was ihr die Jurisprudenz und der Absolutismus im Bunde genommen. Er, selber gebildet und durchgegangen durch alle Phasen der juristischen Wissenschaft und der juristischen Praxis und jetzt auf einen Posten gestellt welcher den Uebergang zur Volksjustiz erfodert, entäußert sich gern des ganzen juristischen Nimbus und verräth das Geheimniß der juristischen Ohnmacht, welches die Juristen so gern bewahren wollen. Was die Nation etwa von ihren Juristen zu erwarten hat erklärt er in folgendem Schlusse: „Jene vielgerühmte Fortbildung des Rechts durch die Juristen, von der man jetzt in allen Compendien lesen kann, läuft nur auf das Spielwerk des kleinern Details hinaus. Das Fundament zu legen, den neuen Bau kräftig in die Höhe zu führen, Das können die Juristen nicht. Aber wohl wenn der Bau fertig ist, wenn die Säulen ihn tragen, dann kommen sie, wie die Raben, zu Tausenden und nisten in allen Winkeln und messen die Grenzen und Dimensionen bis auf Zoll und Linie und übermalen und überschnörkeln den edlen Bau, daß Fürst und Volk kaum noch ihrer Thaten Werk erkennen."

2. Ueber die Zukunft des deutschen Rechts. Eine germanistische, mit besonderer Rücksicht auf die großen Gesetzbücher der neuern Zeit verfaßte Abhandlung von E. T. Gaupp. Breslau, Max und Comp. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Unterschied zwischen dieser Schrift und der vorhergehenden stellt sich außerordentlich leicht dar. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß das Recht nur durch das Volksbewußtsein er-

zeugt werden könne, ist Kirchmann zu dem Resultate gekommen, daß die Jurisprudenz als Wissenschaft werthlos sei; der Verfasser dieser Schrift aber will eben die Zukunft des Rechts auf doctrinaire Weise, eben durch die Jurisprudenz als sogenannte Wissenschaft, begründet sehen. Er begründet die Zukunft des Rechts nicht auf das einfache, natürliche Rechtsbewußtsein des Volkes, sondern auf das Studium der eigentlichen Juristen, auf die Prüfung und die Vereinbarung der großen europäischen Quellenrechte. In den großen neuen Gesetzbüchern will er nicht blos Ausgangspunkte der Vergangenheit, sondern auch Vorläufer der Zukunft sehen. Der Verf. ist gelehrter Jurist; Das sagt Viel, wenn nicht Alles. Er ist nicht wie Kirchmann bis zu einem volksthümlichen Standpunkt gekommen, wo es klar wird wie außerordentlich viel von der gelehrten Jurisprudenz entbehrt werden kann. Er ist Germanist, aber als solcher mehr der gelehrten Erforschung der historischen Rechtsparticularitäten als einer frischen, unmittelbaren Entwickelung des Rechts zugethan. Selbst in seiner germanistischen Rechtsansicht legt der Verf. eine solche Vorliebe für das Historische an den Tag, daß er nicht glaubt, es sei ein ersprießliches Resultat durch das „deutsche Recht" zu erlangen, sondern es bedürfe dazu der „Mischung von römischem und deutschem Recht". Wird aber die Nation sich noch in Zukunft solche gelehrte Rechtsmischungen von ihren Juristen gleichgültig und indifferent gefallen lassen? Wir hoffen es nicht, aber der Verf., als gelehrter Jurist, hält sich für fest überzeugt, daß aus der deutsch-römischen Rechtsmischung die Zukunft des deutschen Rechts hervorgehen müsse. Das heißt die Juristen verewigen. Aber schon die Gegenwart ist in einer so tiefen, innern Bewegung, und die Zukunft wird es noch mehr sein, daß es uns ganz unmöglich erscheint schon jetzt, wo der Kampf in den wichtigsten Principienfragen noch unentschieden ist, das Recht dieser Zukunft bestimmen zu wollen; sie hat vor allen Dingen erst das Recht ihrer Existenz zu erobern. Ihr Recht aber auf das alte deutsche Recht und auf das römische Recht, auf das Positive, auf das Historische stützen zu wollen, muß nach Allem wie diese Zukunft sich ankündigt als unrichtig erscheinen. Der berliner Staatsanwalt scheint diese Zukunft besser zu ahnen als der breslauer Professor! **F. Saß.**

Bibliographie.

Bechstein, L., Deutsches Märchenbuch. 5te Stereotyp-Auflage. Leipzig, G. Wigand. 1847. 8. 10 Ngr.

Boz (Dickens), Vier Weihnachtsgeschichten. Mit 20 Federzeichnungen von D. Maclise und J. Leech. Leipzig, Lorck. 1847. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dumas, A., Eine corsische Familie. Uebersetzt von M. Etienne. Leipzig, Hartleben. 1847. 8. 6 Ngr.

— — Gabriel Lambert, der Galeerensclave. Uebersetzt von J. A. Moshammer. Ebendaselbst. 1847. 8. 9 Ngr.

Erbkam, H. W., Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Fleck, E., Erläuterungen zu den Verordnungen über die Ehrengerichte im Preußischen Heere und über die Bestrafung der Offiziere wegen Zweikampfs. Berlin, Decker. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Die Fahrten Thiodolf's des Isländers. Ein Ritterroman. 2te Auflage. Zwei Theile. Hamburg, A. Campe. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gulat und Dschadra. Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen von Hugo vom Meer. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Guy von Waleis der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Gravenberg. Uebersetzt von Wolf Graf von Baudissin. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Huber, A., Otto von Freising, sein Charakter, seine Weltanschauung, sein Verhältniß zu seiner Zeit und seinen Zeitgenossen als ihr Geschichtschreiber, aus ihm selber dargestellt. Eine von der philosophischen Facultät zu München gekrönte Preisschrift. München, Kaiser. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Humboldt's, W. v., Briefe an eine Freundin. 4te unveränderte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Julius von der Traun, Oberösterreich. Ein Skizzenbuch. Leipzig, Grunow. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lukaszewicz, J., Geschichte der reformirten Kirchen in Lithauen. 1ster Band. Leipzig, Dyk. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mieroslawski, L. v., Kritische Darstellung des Feldzuges vom J. 1831 und hieraus abgeleitete Regeln für Nationalkriege. Aus dem Polnischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von einem Preußischen Offizier R. v. K. Zwei Bände. Berlin, Behr. 1847. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Neuhof, L., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Reder, Caroline v., Zwei Jesuiten. Roman. Drei Bände. Berlin, Schneider u. Comp. 1847. 8. 2 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographisch-literarischen Einleitungen von W. Wolfsohn. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Schneider, R., Das Kriegsjahr 1813. Ein Volksbuch. Mit 1 Karte des Kriegsschauplatzes. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Stieglitz, C. L. v., Ueber den ältesten Ursprung des durchlauchtigsten Hauses zu Sachsen. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Twesten, K., Ein Patricier. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Ulfilas. Urschrift, Sprachlehre, Wörterbuch. Von J. Gaugengigl. Bevorwortet von M. Fertig. Passau, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wullenweber und Markus Meier. Eine geschichtliche Erinnerung von G. M. Leipzig, Thomas. 1847. Gr. 8. 4 Ngr.

Zimmermann, F., Zur Geschichte der Poesie. Darmstadt, Jonghaus. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Bendixen, J., Fest-Rede am 18. Septbr. im größern Hörsale des Christianeums gehalten. Altona, Schlüter. 1847. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Bodinus, J. C. F., Der wahre Freund und Verehrer Jesu. Eine Wahlpredigt im Herbste 1847 gehalten. Nordhausen, Büchting. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Brief eines Mitgliedes der Opposition an seine Herren Collegen. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Hormuth, J., Unser Glück und unser Dank. Predigt am Dankfeste für die reichgesegnete Erndte des Jahres 1847, gehalten am 29. August, dem Tage des Geburtsfestes Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Leopold von Baden. Mannheim, Löffler. 1847. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Das Ketzergericht zu Magdeburg. Nebst vollständiger Mittheilung aller der Stellen aus Uhlich's Schriften, welche nach dem Urtheile des Consistoriums zu Magdeburg Ketzereien enthalten. Beleuchtet von einem evangelischen Geistlichen. Leipzig, Blum u. Comp. 1847. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Lochner, G. W. K., Das Ziel der Gymnasial-Bildung. Eine Schulrede gehalten in der Nürnberger Studienanstalt den 26. August 1847. Nürnberg, Stein. 1847. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Stählin, H. A., Rede, gehalten bei der Eröffnung der Vorlesungen an der k. k. protestantisch-theologischen Lehranstalt in Wien, im Studienjahre 1847—48. Wien, Schmidt u. Leo. 1847. Gr. 8. 8 Ngr.

Eine Stimme aus der evangelischen Kirche in Betreff des Predigers Uhlich, veranlaßt durch dessen Schrift: Weitere Mittheilungen in Sachen des Predigers Uhlich in Magdeburg. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1847. 8. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Die deutsche Geschichte hat sich den Bewerbungen der deutschen Dichter gegenüber bisher ziemlich spröde bewiesen, und wir dürfen uns Dessen nicht verwundern, da, ehrlich gestanden, die Bewerbungen selbst bisher ziemlich lau ausgefallen sind, und wol nur von Wenigen treu und ehrlich gemeint waren. An Courmachern und Freiern zwar hat es ihr niemals gefehlt: denn der Hinblick auf ihre englische Schwester, die in ihrer ewigen Jugend schon zwei ihrer Liebhaber mit Ruhm und Unsterblichkeit und einer Reihe unsterblicher Kinder beschenkt hat, war gar zu verlockend, und erweckte in gar Manchem den Wunsch sich mit der Schwester eine gleich glänzende Mitgift anzuehelichen. Aber gerade weil es den Freiern dieser Art blos um die Mitgift und nicht um die Vermählung selbst zu thun war, machten sie bei der ohnehin nicht leicht zu gewinnenden, und wie eine verwünschte Prinzessin in einem steifen hölzernen Rocke gefangen sitzenden Jungfrau kein Glück, und wenn es auch einmal Einem oder dem Andern unter ihnen gelang sie durch Unverschämtheit oder Schlauheit in seine Gewalt zu bringen, und sie sammt ihren Gütern sich dienstbar zu machen, so hatte er sich an ihr doch immer nur eine Sklavin, eine Haushälterin errungen, und konnte mit ihr nur unechte, die Zwietracht zwischen der historischen Mutter und dem pseudopoetischen Vater zur Schau tragende Kinder zur Welt bringen. Leider aber sind es bisher fast nur derartige unberufene Glücksritter gewesen, die um den Besitz der schönen und reichen Frau gebuhlt haben, und von den eigentlichen Königssöhnen haben nur Wenige einen mehr oder minder glücklichen Versuch gemacht die starre Rinde ihres Herzens und ihrer Schönheit zu sprengen, und sie aus den Händen jener unehrlichen Freier wie aus ihrem eigenen hölzernen Gewande zu erlösen. Daher harrt denn die deutsche Geschichte noch immer auf ihren Shakspeare und ihren Walter Scott; denn wenn auch unsere Literatur in Wilibald Alexis einen Dichter besitzt dem es in seinen Bearbeitungen der brandenburgischen Geschichte geglückt ist gerade die reizlosesten Gegenden unsers Vaterlandes und die trockensten Partien seiner Entwickelung in den romantischen Reflex einer poetischen Beleuchtung hineinzuzaubern, sodaß er um dieses Effects willen trotz seiner sonst so verschiedenartigen Anschauung und Darstellung mit vollstem Rechte ein preußischer Walter Scott genannt worden ist: so kann er doch, eben weil sich mit Ausnahme seines bis jetzt im Felde des deutsch-historischen Romans einzig und unübertroffen dastehenden „Cabanis" alle seine größern Arbeiten nur um Ereignisse und Persönlichkeiten von mehr provinziellem als allgemein deutschem Interesse bewegen, bis jetzt wenigstens noch nicht als der Poet der eigentlich deutschen Geschichte betrachtet werden; alle übrigen Bearbeiter vaterländischer Stoffe aber sind, wenn auch unverkennbar mit Talent und tüchtigen historischen Kenntnissen ausgestattet, doch nicht bis zur wirklich poetischen oder künstlerischen Darstellung der Geschichte durchgedrungen, und entweder wie Rellstab, Stolle, die Paalzow u. A. in den Grenzen der Unterhaltungsliteratur, oder wie Mundt, Duller u. A. im Bereich der rein historischen oder philosophischen Geschichtsauffassung stecken geblieben. Ueberhaupt aber gewährt ein Blick auf dieses Feld der poetischen Literatur, und eine Vergleichung des hier Geleisteten mit den Leistungen auf andern Gebieten der Poesie, und namentlich der Romandichtung abermals einen Beleg dafür, daß sich das poetische Talent der Deutschen lieber ideale als historische Stoffe wählt, und leichter Ideen verkörpert als reale Massen idealisirt; weshalb denn auch der deutsche Dichter, wenn er einmal in die wirkliche Welt hinabsteigt und aus ihr das Material zu seinen Schöpfungen entlehnt, fast niemals den rohen Stoff unmittelbar unter seinen künstlerischen Meißel nimmt, sondern fast immer das Bedürfniß fühlt ihn im Hohofen seiner Phantasie gleichsam erst in Fluß zu bringen, und auf seine elementaren Bestandtheile zurückzuführen, um ihn in diesem flüssigen und der Idee verwandtern Aggregatzustande leichter in die der apriorischen Idee entsprechende Form gießen zu können. Daher hat denn jede andere Art des Romans: der Kunstroman, die Liebesgeschichte, das Familiengemälde, der philosophische Roman, der Tendenzroman u. s. w., verhältnißmäßig in Deutschland eine weit reichere und glücklichere Pflege gefunden als gerade der historische, und aus demselben

Grunde haben unter den historischen Stoffen die fremden und ausländischen, eben weil sie leichter als die nahe liegenden eine freie, ideale Umschmelzung erlauben, im Durchschnitt eine größere Anziehungskraft, besonders auf die bedeutendern Talente, ausgeübt als gerade die einheimischen und deutschen. Demgemäß finden sich unter den Erzeugnissen unserer namhaftesten Roman- und Novellendichter — man denke an Hippel, Goethe, Jean Paul, Wagner, Schefer, Tieck, Arnim, Sternberg, Scävola, Rehfues, Immermann, Gutzkow, Kühne, Auerbach, Stifter u. A. — nur sehr wenig historische Romane, und diese wenigen, z. B. Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" und „Vittoria Accorombona", Schefer's „Göttliche Komödie in Rom", Rehfues' „Scipio Cicala", Kühne's „Rebellen in Irland" u. a., behandeln fast sämmtlich außerdeutsche Stoffe. Und so ist denn auch unsers Autors poetische Thätigkeit, bis auf dieses sein neuestes uns hier zur Besprechung vorliegendes Werk, dem vorherrschenden Zuge der deutschen Romandichtung gefolgt: denn diejenigen seiner Romane die eine historische Unterlage haben bewegen sich sämmtlich auf ausländischem Gebiet; diejenigen seiner Arbeiten aber in welchen er sich die Darstellung deutschen Lebens und deutscher Gesittung zum Vorwurf gewählt hat liegen außerhalb der Geschichte, und sind wenn auch reich an Beziehungen und Anspielungen auf historische Thatsachen und wirkliche Zustände, doch ihrem Grundgehalte nach durchaus Erzeugnisse der freien Phantasie.

Stellte sich diese fast wie Geringschätzung aussehende Umgehung der deutschen Geschichte überhaupt als bedauerlich dar, so war sie insbesondere an Heinrich Koenig zu beklagen, der sowol von Seiten seines echt deutschen Gemüths und seiner deutschen Gesinnung, wie auch von Seiten seines poetischen Talents wie Wenige zu einer poetischen Verklärung deutscher Geschichtsmomente berufen schien, zumal da er nicht blos in seinen poetischen, sondern auch in seinen specialhistorischen und biographischen Arbeiten überzeugend dargethan hatte, mit welchem feinen, tiefeindringenden und unbefangenen Blick er gewisse Zustände und Entwickelungen deutscher Geschichte aufzufassen, und in wie scharfen, treffenden Zügen er das Aufgefaßte treu wiederzugeben, und zugleich in ein poetisches Licht zu rücken, und zu einem künstlerischen Ganzen zu gestalten versteht. Es werden daher gewiß Manche von Koenig's zahlreichen Freunden und Verehrern mit uns schon früher den Wunsch gehegt haben, daß sich einmal der gedachte Autor einen Stoff aus der vaterländischen Geschichte zur poetischen Behandlung aussuchen möge, und es durfte sich zu diesem Wunsche auch wol die Hoffnung gesellen, daß ihn sein eigener Genius zu einer solchen Aufgabe hindrängen, und daß er sie trotz ihrer Schwierigkeit mit besonderm Glück lösen werde, da sich ja eigentlich sämmtliche bisherige Arbeiten Koenig's, seine historischen, aber außerdeutschen Romane, seine deutschen, aber unhistorischen Novellen, seine deutsch-geschichtlichen, aber der poetischen Form entbehrenden Darstellungen nur als verschiedene und in ihrer Besonderung einseitige, aber aus dieser Einseitigkeit nach Wiedervereinigung strebende Radien eines und desselben Mittelpunkts darstellen, und also gleichsam als die Anläufe und Vorarbeiter zu einem jene drei Richtungen in sich concentrirenden Werke aufgefaßt werden mußten.

Diesen Wunsch und diese Hoffnung hat uns denn Koenig in diesem seinem neuesten Erzeugniß wirklich erfüllt, und in demselben die Literatur mit einem Werke beschenkt das sich in der That, wie die Blüte einer Pflanze, einerseits als die Concentration und Culmination seiner bisherigen Bestrebungen und Leistungen, andererseits aber auch als der Fruchtboden und Keim einer Reihe von neuen Productionen darstellt. Wenn sich daher schon die frühern Werke Koenig's mit Recht die allgemeinste Anerkennung, und einen der ehrenvollsten Plätze unter den deutschen Romandichtungen errungen, und dauernd auf demselben behauptet haben, so hat mit noch größerm Recht auch der vorliegende Roman auf eine gleich freudige und ehrende Aufnahme Anspruch, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß ihm dieselbe auch im vollsten Maße zu Theil wird, da er sich ebenso sehr durch einen bedeutenden, höchst mannichfaltigen und in allen seinen Theilen das höchste Interesse erweckenden Stoff, wie durch eine durchweg geistvolle, ebenso sehr dem Dichter und Künstler wie dem Historiker und Politiker zur Ehre gereichende Darstellung und Verarbeitung des Stoffs auszeichnet, und überdies auf jeder Seite Zeugniß davon ablegt wie der Verf. so recht inmitten des Zeitbewußtseins steht, und von den Bestrebungen der Gegenwart in politischer und religiöser, in wissenschaftlicher und socialer Hinsicht auf das innigste und lebendigste durchdrungen ist, ohne doch darüber den feinen poetischen Blick, der mit höherer Anschauung über allen Parteien schweben muß, irgendwie eingebüßt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zur Beurtheilung Napoleon's.

Schlosser ist seiner im „Archiv für Geschichte und Literatur" (II fg.) voraus angedeuteten Ansicht über Napoleon treu geblieben, wogegen Schreiber Dieses einst (in Nr. 242—244 d. Bl. f. 1826) Bedenklichkeiten äußerte, indem das Starke für Erhabenes, das Gewaltige für Großes genommen wird, und der fünfte Theil der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" spricht deswegen stets von der Größe des Mannes, mit welcher verglichen andere Zeitgenossen klein sind. Gewiß ist, er hat sie überragt, hat ihnen befohlen, und wer befiehlt und herrscht ist größer als wer dient und gehorcht. Es wird dabei eingestanden, man müsse Gedanken der Moralität vergessen, und „Denjenigen welche ihn als Idol anbeten fehle aller Sinn für Sittlichkeit und Wahrheit" („Archiv für Geschichte", V, 174). Darum heißt es: „Größe des Geistes zeigt sich überall; nach Achtung für Sittlichkeit in der Wahl der Mittel zu politischen Zwecken und nach Rücksicht auf den moralischen Werth der Menschen denen man bedeutende Posten gibt, darf man bei Bonaparte so wenig als bei allen Regierungen unserer Zeit fragen" (Ebend. 218). Ja man hat eigentlich den großen Geist verdorben, „Cabalen der Leute haben ihn zum Tyrannen gemacht (Ebend. 180); sie drängten ihn immer rückwärts (Ebend. 152); dienstfertige Gelehrte bestricken ihn sophistisch, schmeicheln seiner Neigung zur

Autokratie (Ebend. 167), lassen ihn Alle entgelten was die Meisten verdienten (Ebend. 174)." O du armer Großer, von den Kleinern Verführter!!!

Geschichtliche Größe wird gemeinhin bestimmt nach dem Gelungensein der Thaten, nach dem Bewirkten; so gelten Alexander der Große, Cäsar, Karl der Große, Friedrich II. groß. Geringfügigkeit der Mittel vergrößert die Thaten, Erhabenheit des Charakters und der Zwecke gibt das höchste Maß, und mit ihnen kann der Unterliegende größer sein als der Sieger. Wenn nun bei andern Eroberern und Großgeistern Züge des Edlen, Nichtgemeinen durchschimmern, wird dieses bei Napoleon vermißt, vielmehr zeigt sich ein wiederkehrender Hang gemeiner Seelen, auch darin kenntlich, daß keiner von Jenen so erbärmlich geendet; man darf von der Größe erwarten, daß sie es dahin nicht kommen läßt. Wer als kühner, glücklicher Spieler, auch mit Würfelkünsten, Ungeheueres gewinnt, ist eben ein großer Spieler; verläßt ihn das Glück und verliert er Alles mit dem Allessetzen, so steht er da in seiner Nacktheit, man schilt ihn einen Thoren; seine Thorheit wird noch augenfälliger, sobald er von Mitspielern Dankbarkeit erwartet, und Napoleon machte „die lächerliche Foderung, daß er Dankbarkeit von Schurken erwartete" („Archiv der Geschichte", III, 77).

Wie sehr auch Schlosser die Frau von Staël als Salonschriftstellerin gering achtet, hätte er doch zur Beurtheilung Napoleon's von ihr lernen können. Sie spricht von dessen Despoteninstinct, den er von Anfang bis zu Ende bewies, der ihn mit schneller militairischer Auffassung gegebener Verhältnisse seinen Umgebungen überlegen machte. Manche haben Eins ohne das Andere, und ohne den aus Beidem erwachsenden raschen Entschluß, wie Menou, der in Paris über Kartätschengebrauch wider Bürger sich bedachte; Manche sind bloße Räuber bei sonstigem Soldatengeschick, wie Augereau und Masséna; Andere bequem und lässig ohne starke Gewaltlust, wie Moreau; Andere zum Ausführen geschickter als zum Entscheiden, wie Berthier; Andere von republikanischen Ideen abhängig, wie Carnot, Lafayette; noch Andere niederträchtig, wie Marat, neidisch, wie Robespierre: — Bonaparte ist immer er selbst, er stellt sich voran, seine Umgebungen hinter sich, und wer Solches ohne Wanken thut und äußert, überwältigt sie. Begünstigt dann das Glück seine ersten Unternehmungen, zumal kriegerische, so ist ein Grund zur Herrschaft gelegt; Befehlen lehrt Gehorchen, Eigensinn besiegt den Fremdsinn, Wollen ein mattes Schwanken.

Bonaparte, sagt die Frau des Salon, ist nicht blos ein Mensch, er ist ein System; sie meint damit, wie er vermöge seines Herrschinstincts Alles auf Berechnung zurückführt, menschliche Willenskräfte als Zahlen betrachtet, und dabei geschickt die Einbildungskraft durch theatralische Scenen und Schilderungen zu ergreifen weiß. Unser Historiker sagt: „Er handelte immer nach den Umständen, nie nach einem System", und meint damit, keine bestimmte Staatsdoctrin, kein Ideal von Gesellschaftszustand habe ihn geleitet, so wenig wie die herkömmliche Theorie der Kriegführung und deren beschränkte Regelmäßigkeit. Beide Beurtheiler haben Recht in ihrem scheinbar entgegengesetzten Ausspruch, beide bezeichnen dadurch etwas ungewöhnlich Dämonisches, die Frau rücksichtlich innerer Humanitätszüge, der Mann in Bezug auf Veränderlichkeit äußerer Verfügungen und Maßnahmen. Beides Angedeutete hat dem Gewalthaber tiefen Haß der Völker erweckt, mehr als bloßer Despotismus, welchem die Menschen, sobald Milderes durchscheint oder feste, gleichbleibende Regel sich offenbart, leichter und oft gern huldigen.

Weder Gewaltthätigkeit, Wortbruch, Verrath ꝛc. will der Historiker an dem großen Napoleon tadeln; denn er habe dies Alles in seiner Welt vorgefunden, habe Dies nur besser zu gebrauchen verstanden, habe einem Thugut und Haugwitz mit einem Talleyrand geantwortet, habe das Verächtliche mit Verächtlichem bedient; keine Zeit könne verlangen, daß ihr Held größer sei als sie. Necker's Tochter fodert dagegen für ihre hochgehaltene Zeit nur einige edle Empfindung, um Bonaparte zum größten Herrscher der Welt zu erheben, „nur eine Tugend, nur eine einzige Tugend"! Jener zieht den unbedenklichen starken Gebrauch des Schlechten in die Kreise seiner Bewunderung, Diese rügt die Abwesenheit des Guten für Rechtfertigung ihres Hasses. Beide dürfte man fragen: War denn die Zeit so durchaus schlecht welche einen Washington, freilich in Amerika, hervorbrachte, und muß nicht die Kraft des Schlechten gegen das Schlechte genutzt werden, um Herrschaft zu gewinnen, da der Teufel die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit vergibt? (Matth. 4, 9.) Die Französische Revolution war nicht aus Tugenden hervorgegangen; ihr Erbe nahm was er fand, und war von ihrem Geschlecht.

Liegt nun hierin einige Abwehr von Beschuldigungen, so vielleicht weniger darin, daß dieser Erbe Mittelalterliches der Feudalität, des Adels, der römischen Hierarchie in der neuen oder erneuten Zeit wiedergebracht, mit Nepotismus dazu. „Es ist schwer zu sagen", schreibt Schlosser („Archiv der Geschichte", V, 277), „ob man Bonaparte wegen der unseligen Mischung des Alten und Neuen, worauf er ausging, und woraus erst ein Zwischending entstand, dann alle Uebel unserer Zeit hervorgegangen sind und hervorgehen, loben oder tadeln soll. Er hatte Recht insofern er für den Augenblick Ruhe und Ordnung schuf; er erhielt dadurch die Mittel große Dinge zu unternehmen, er erntete, so lange er glücklich war, Früchte der Ehre und des Nutzens von seinem Eifer alles Alte zu erneuen; aber er ward auch, sobald ihn das Glück verließ, von den Freunden des Alten, die er so sehr begünstigt hatte, in die Hände seiner Feinde geliefert." Hätten die Freunde des Neuen Dies weniger gethan? Was geschieht nicht wenn das Glück den Mächtigen und Gefürchteten verläßt, und darf er an die Tage des Unglücks denken? Napoleon hat immer geerntet, auch nach seinem Fall, nämlich Dieneranhänglichkeit in St.-Helena, Sehnsucht nach den Jahren seines Ruhms und seiner Ehre; die Ernte ist kaum mit Wiederkehr seiner Asche nach Frankreich geschlossen.

Jene Revolutionsgedanken von Freiheit und Gleichheit welche das Ende des 18. Jahrhunderts jakobinisch hinrissen sind streng genommen ein Trugbild; denn Menschen werden ungleich geboren an Körpergestalt, geistigen Fähigkeiten, und abhängig von äußern Umgebungen. Titel sind Schmuck der Ungleichheit, wie das Commandeurkreuz unsers Historikers im Vergleich mit denen ohne, sie lassen sich geben und aufheben, aber nicht individuelle Geburtsverschiedenheit, so wenig als Erbschaftsbesitz oder erworbene Habe, Gedankenaristokratie und Geldaristokratie, wenn überhaupt noch Eigenthum gelten soll. Daß Jeder in dem Seinen geschützt und geschätzt werde, darin besteht das Allen Freie und Gleiche, es führt zum Unterschied der Abstammung, eines alten oder neuen Werthes, und dessen Steigen oder Sinken. Ansehen und Ehre folgen diesen Verhältnissen in der bürgerlichen Gesellschaft, und Napoleon urtheilte vielleicht zu allgemein, aber naturgemäß: „Er glaube nicht, daß das französische Volk Freiheit und Gleichheit liebe, es habe nur Ein Gefühl, die Ehre" („Archiv der Geschichte", V, 204). Nennt nun Schlosser selbst „die neue Aristokratie ärger als die alte, nämlich die der Reichen, der Beamten, der Begünstigten" (Ebend. 201), wie sollen Staaten bestehen ohne irgend eine? Aristokratie ist eine Foderung eines politischen Ganzen, demokratische Gleichheit die Grundlage religiöser Gemeinschaft; wird dieses Verhältniß umgekehrt, wird aristokratische Ungleichheit in die Kirche, demokratische Gleichheit in den Staat gebracht, so keimt ihr Verderben. Napoleon täuschte sich darüber nicht in Absicht des weltlichen Regiments, stellte aus Verkennung alles Sittlichen und der Religion das Geistliche jenem gleich, und wollte beide zu seinem Fußgestell. Er soll darin geirrt haben, „daß er den von ihm verachteten Menschen zu gefallen die Kindereien der alten Zeit zurückrief, und zu den Schwachen herabstieg, statt sie zu sich zu erheben" (Ebend. 109), — nein, er kannte das Wesen der Menschen-

zucht, und hatte zu sich nicht zu erheben bei dem Mangel eigener Erhabenheit. Seine Hofhaltung soll „Inconsequenz eines großen Mannes" (Ebend. 14) gewesen sein — es war seine Consequenz.

Unser Historiker ist Feind aller Aristokratie, besonders aber der alten Feudalität und Hierarchie des Mittelalters, sieht die Französische Revolution als deren Gegnerin, und will deshalb seine Geschichte nur bis zum deutschen Freiheitskampfe fortführen, weil es ihm in hohem Alter zu betrübend wäre „auch noch erzählen zu müssen wie sich die Hölle aufthat, wie Heuchler und Schurken die alte Nacht zurückführen wollten, und wie man bald glücklich bald unglücklich gegen den Bund der Finsterlinge kämpft". (Ebend. 668.) Die Feindschaft ist ehrenwerth, viel ehrenwerther als jene romantische blinde Liebe des Mittelalters und seiner Institute; aber warum dürfte man nicht in diesen beiden einen Mittelzustand zwischen unbedingtem Despotismus Asiens und einem wohlgeordneten europäischen Bürgerthum erkennen? Mittleres und Uebergänge sind keine Vollkommenheit, doch gestatten sie Hoffnung, und wenngleich große erwachende Hoffnungen seit 1813 getäuscht wurden, gleich denen der Französischen Revolution in ihrer nachfolgenden Geschichte, so erwäge man doch den Unterschied des seither gewordenen Zustandes von Europa mit demjenigen unter Jakobinern, Robespierre, Directorium und Bonaparte; man sage sich, daß ein bald glücklicher bald unglücklicher Kampf besser sei als gar keiner und eine unbekämpfbare Pöbel- und Kanonenherrschaft; daß Flammen der Hölle bei möglicher Abdämmung ihres Feuers erträglicher sind als ihr voller Brand. Wäre Napoleon gewesen was er sein konnte, es lag in seiner Gewalt die Doppelhöllenthore des Mittelalters und der neuen Revolutionszeit wo nicht ganz zu schließen, was vielleicht keinem Sterblichen gelingt, doch bedeutend zu verengen. Er that es nicht, schloß die Revolution, brachte Altes wieder, und siehe — nach seinem Sturz sind dankbare Sieger napoleonslüstern!

Feudalität und was sich daran schließt bleibt eine historische Wirklichkeit, und es ist unerweislich, daß europäische Völker nicht anders als in solcher Art regiert werden können, wiewol Manche Dies voraussetzen, weswegen Schlosser schwankt ob er Bonaparte wegen Mischung des Alten und Neuen, oder vielmehr Wiederbringung des ersten loben oder tadeln soll. Einer willkürlichen Asiatenregierung stehen die Formen des Feudalismus und Militairgehorsams in Europa nahe, und wer jene will gebraucht diese, er folgt seinem Instinct. Nur begleitet ihn Entrüstung europäischer Gedanken, er verkennt oder verachtet deren Gewalt, und gerade hierin ist Napoleon zu tadeln, hierin besteht seine politische Tyrannensünde, seine asiatische Verblendung die ihn zum Untergange führte.

Machiavelli gibt Regenten die es nicht durch Erbschaft, sondern durch Errungenschaft sind, den Rath Alles neu zu machen. Es geschah, aber im Stil des Alten, im Rococo des gewesenen französischen Hofs, des Schleichhandels der Cabinete, des Verhandelns der Völker. Kam nun gleich oft etwas Neugrobes in das Altfeine der Arbeit, schimpfte der Frischgewordene „alte Häuser und regierende Herren mit einem Tone der Wachtstuben", so konnte Dies bei Diplomaten und Kammerherren als eine Originalität gelten, der die Nachahmung noch nicht ganz gelungen, welche mit den Jahren sich vollenden werde. Aber Eins war nicht außer Acht zu lassen, nämlich Gewöhnung durch Stetigkeit, welche bei den Menschen für alte und neue Formen gelingt. Statt Dessen änderte der Consul und Kaiser sein Haben und Begehren unaufhörlich nach wechselnden Einfällen, brachte das unstäte Wesen seiner Mutter, der Revolution, in die stehenden Verhältnisse europäischer Ueberlieferung, schuf Throne und stürzte sie wieder um, brach heute Versprechungen die er gestern gegeben, verlor Fassung und Haltung gegen eine trotzende Inselmacht, die vom Meere geschützt war. Sicher würden „die alten Höfe und alle armen Seelen die ihnen angehörten für den Zweck der Universalmonarchie besser gedient haben als die neuen Dynastien und Einverleibungen welche er vorzog" („Archiv der Geschichte", V, 667); allein er wollte seine Dynastie zur ältesten von Europa machen, eine Unmöglichkeit, so lange noch Aelteres bestand, dem er ähnlich zu werden suchte, „dessen Meinung und Beifall, sowie aller ihm anhängenden Privilegirten ihm gar nicht gleichgültig blieb"; was Schlosser als Schwäche bezeichnet die ihn stürzte. (Ebend. 180.) War Dies Schwäche, so war es eine des Uebermuths, zugleich thöricht und widersinnig; denn hochgeboren kann Niemand sein der es nicht ist, aber hoch steigen kann möglicherweise Jeder und sich den Hochgeborenen gleichstellen; er begegne dann dem Adel der Geburt durch Adel der Gesinnung, nicht durch Huldigung eigener Eitelkeit mit fremden Eitelkeiten.

Thorheit, Widersinn, übermüthige Schwäche und Eitelkeit machen Alles eitel, selbst Starkes und Gewaltiges, dem das Größere fehlt welches über Eitelkeiten hinaus liegt. Wer nicht durch Gnade Gottes throngeboren, sondern durch Gnade seines Säbels thronseßhaft ist, verschmäht leicht den Gedanken eines Größern und verlacht in stolzem Selbstbewußtsein jede Nemesis. Diese hat mit kleinlicher Policei von St.-Helena den Schöpfer schändlicher Policei ereilt; mit ihm sind Neukönige und Neuprinzen in Europa verschwunden, außer einem Schößling den er selber nicht gepflanzt. Schlosser's Bild des Mannes ist historisch, nur bemüht sich der Maler das Grelle und Grauenhafte desselben zu beschwören, indem er auf mattere Aehnlichkeiten anderer historischer Bildnisse hinweist, das Starke der Farben und Schatten als großen Vorzug rühmt, dem die sechten Bewunderer unbedingt sich hingaben und hingeben. 34.

Literarische Notiz aus England.

Ein neuer Roman von Mrs. Trollope.

Er heißt „The three cousins" (3 Bde., London 1847) und zeugt für die unvermindert kräftige Charakterzeichnung welche den Ruf der Verf. begründet hat. Im Uebrigen gehört er nicht zu ihren besten. Die Geschichte ist Wenig werth, selbst abgesehen, daß nur ein felsenfester und blinder Glaube sie für wahr halten kann. Blos die Personen sind gut gemalt und streng gesondert. Auch scheint die Verf. ihr Augenmerk hauptsächlich auf Entwickelung scharfer und greller Contraste gerichtet zu haben, und Das ist ihr allerdings gelungen. Die drei Cousinen vertreten die drei Stationen des Frauenthums; die Erste ist Gattin, die Zweite Witwe, die Dritte Mädchen, ihr Alter in entsprechender Scala. Den Anfang macht eine sehr verwickelte Familiengeschichte, aus welcher Mancher nicht klug werden dürfte. Im Fortgange der Erzählung entwirrt sich Das, und die in kecker Individualität auftretende Gattin und Witwe weichen zurück um dem Interesse Raum zu geben welches bis zum Schlusse auf das Mädchen übergeht. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Der Stoff des Romans, so weit er in geschichtlichem Boden wurzelt, ergibt sich aus dem Titel. Wir finden also darin eine poetische Behandlung der Schicksale von Mainz in den Jahren 1791—93, mithin zunächst eine Schilderung der ersten thatsächlich sich äussernden Wirkungen welche die Französische Revolution in Deutschland hervorrief, und zwar nicht nur der sympathetischen Regungen und Gährungen welche sich im Volke, und besonders in den gebildetern Schichten desselben zeigten, und zur Bildung eines für Freiheit und Gleichheit schwärmenden Clubs Anlaß gaben, sondern auch der reactionnairen Bewegungen, welche zu Gunsten des ancien régime im deutschen und französischen Adel und unter den am Hofe des Kurfürsten sich versammelnden deutschen Fürsten vor sich gingen; sodann die Erzählung von der Flucht des Kurfürsten und der bald darauf erfolgenden Uebergabe der Stadt an die Franzosen; ferner die Schilderung des völlig trostlosen und anarchischen Zustandes unter dem Regiment der Clubisten und der französischen Besatzung, und endlich die Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen, die Zersprengung des Clubs und die Wiederherstellung der kurfürstlichen Regierung.

Betrachten wir diesen Stoff zunächst von Seiten seines allgemeinen Charakters, so stellt sich die Wahl desselben für eine poetische Behandlung, namentlich mit Rücksicht auf den jetzigen Zeitgeschmack, als eine höchst glückliche dar: denn er gewährt das volle Interesse eines Kampfes in welchem das Alte mit dem Neuen, das Vorrecht mit dem Gemeinrecht, der Bestand mit der Idee um die Herrschaft ringt. Dies Interesse muß aber hier um so lebendiger sein, als der Kampf dessen Schilderung wir hier erhalten selbst noch in frischem Andenken ist, und als er der erste Widerhall des großen, von Frankreich ausgehenden und ganz Europa durchschütternden Freiheitsschreis innerhalb unsers Vaterlandes, und die erste Kreisung jenes Umschwungs, der erste Wirbel jenes Sturmwinds war der noch jetzt nicht ausgestürmt hat, und in immer weitern Kreisen die Herzen des deutschen Volks mit sich emporreißt.

Nicht minder anziehend zeigt sich der Stoff von Seiten seiner einzelnen realen Bestandtheile. Bietet er doch in buntem Wechsel Pöbelaufläufe und glänzende Hoffeste, Volksversammlungen und Fürstencongresse, Intriguen von Maitressen und Pfaffen und Kriegs- und Belagerungsscenen, kurz alle jene Ingredienzien durch die ein Roman stoffreich und lebendig gemacht wird, und die sich am fügsamsten zu spannenden Verwickelungen, überraschenden Auflösungen, fesselnden Situationen und bunten Scenerien verarbeiten lassen. Noch ein höheres Interesse gewährt er jedoch durch die lange Reihe politisch- oder literarisch-wichtiger Persönlichkeiten die in denselben entweder wirklich verflochten sind oder wenigstens den Schauplatz der Handlung beleben helfen. Außer dem Kurfürsten und den damals regierenden Monarchen von Oestreich und Preußen und andern fürstlichen und prinzlichen Personen erinnere ich nur an Forster und dessen Frau, die spätere Therese Huber, an Huber selbst, an Johannes von Müller, an Albini, an Sömmerring, an Goethe, an Heinse, an die Professoren Hofmann und Blau, an Böhmer, an Wickemeier, an Custine, an Dalberg u. m. A., welche sämmtlich theils durch ihre Handlungen und Schicksale, theils durch ihre treffenden und geistreichen Beurtheilungen der Zeitereignisse nicht Wenig dazu beitragen dem kurzen und durch diese Kürze sich übersichtlich zu einem in sich geschlossenen Ganzen abrundenden Zeitabschnitt einen überaus reichen und mannichfaltigen Inhalt zu geben.

Beiweitem nicht so vortheilhaft stellt sich der Stoff dar wenn wir denselben in seiner concreten Totalität, und von Seiten seines Gesammteindrucks betrachten; ja wer ihn vom nationalen, patriotischen Standpunkte aus ansieht, wird vielleicht an der Wahl desselben in mehr als einem Betracht Anstoß nehmen. Warum, kann man fragen, hat sich der Autor aus der deutschen Geschichte gerade eine solche Partie ausgesucht, in welcher sich Deutschland und die Deutschen so überaus schwach, lächerlich, ja man kann sagen erbärmlich darstellen? Warum ruft er gerade eine Reihe von Thatsachen und Ereignissen ins Gedächtniß zurück auf welche Jeder, mag er der absolutistischen, der radicalen oder der gemäßigten Fraction angehören, nur mit dem Gefühl der höchsten Beschämung und Trostlosigkeit zurückblicken kann? Wenn

es dem Dichter um Förderung und Verherrlichung liberaler und nationaler Gesinnungen zu thun war, warum hat er dann seine Poesie gerade an eine Bewegung verschwendet die so undeutsch in ihrem Beginnen, so verkehrt und ausartend in ihrem Verlauf, so ohnmächtig und nichtig in ihrem Erfolge war? Oder wenn er den Sieg des Despotismus und Servilismus in ein poetisches Licht rücken wollte, warum hat er dann eine Katastrophe gewählt in welcher sich die Vertreter dieser Principien so ganz traurig und verachtungswürdig darstellen? Oder endlich, wenn er dem Juste-milieu, der ruhigen, organischen Reform zu dienen gedachte, warum hat er dann gerade einen Vorgang behandelt in welchem just die gemäßigten Tendenzen einen so unglücklichen, entmuthigenden Ausgang nahmen, ja nicht einmal zu einer vorübergehenden Geltung gelangen konnten? Es läßt sich nicht leugnen, daß in diesen Bedenken viel Wahres liegt. Der Stoff an sich wie ihn die Geschichte bietet ist in seiner rohen, unverarbeiteten Gestalt allerdings höchst unerquicklich und deprimirend, und bietet mithin in sich selbst durchaus keinen poetischen Genuß. Er ist nicht harmonisch-schön: denn er besteht in einem Kampfe mit rein nichtigem Resultat; er vermag aber auch nicht tragisch zu wirken: denn die kämpfenden Mächte entbehren beide jener heroischen Größe und Erhabenheit, die durchaus nothwendig ist wenn wir ihrem Uebermuth unsere Bewunderung und ihrem Untergange unser Mitleiden schenken sollen. Aber ebenso wenig macht er in seiner Negativität einen komischen Eindruck: denn was in dem Conflicte zu Grunde geht, ist wenn auch nicht seiner realen Erscheinung, doch seiner idealen Bedeutung nach viel zu gewichtig, und auf das engste mit Deutschlands heißesten Wünschen und heiligsten Bestrebungen verwachsen, als daß wir, die wir noch jetzt fort und fort das Absterben anfangs stets allzu üppig emporschießender Freiheitsbäume zu beklagen haben, seinem Untergange mit Lust und Lachen zusehen könnten. Es muß also zugestanden werden, daß sich der Verf. durch die Wahl eines solchen, an sich das ästhetische Bedürfniß völlig unbefriedigt lassenden Stoffs eine höchst schwierige und misliche Aufgabe gestellt hat, indem es nothwendig einer doppelten und potenzirten Kunst bedurfte, wenn nicht der deprimirende, unerfreuliche Eindruck welcher vom Material ausgeht auch in das Kunstwerk mit überfließen, und die Arbeit des Dichters um jeden wohlthuenden Effect betrügen sollte.

Es fragt sich nun: hat der Autor diese Kunst besessen? Nach unserm Gefühl im vollsten Maße, und in so feiner, geschickter Weise, daß wir gerade diese Ueberwindung eines in seinen Einzelheiten zwar höchst günstigen, aber in seiner Totalwirkung fast unbrauchbaren Stoffs als eine der bewunderungswürdigsten Seiten des Romans anerkennen müssen. Die Mittel durch welche er diese Wirkung erreicht hat sind folgende: Erstens verzichtet er von vornherein darauf den von der Geschichte gebotenen Stoff zum Gegenstande der eigentlichen Spannung zu machen, und für den Verlauf des zwischen den beiden Parteien bestehenden Kampfes eine größere Theilnahme zu erwecken als gerade der Moment welcher eben besprochen wird in sich selbst verdient. Demgemäß stellt er sich von vornherein über den Stoff, und hebt somit auch den Leser zu einer gleich ruhigen und unbefangenen Auffassung empor. Es könnte scheinen als ob damit das Interesse an der Geschichte überhaupt aufgehoben würde. Dem ist aber nicht so. Indem er die Theilnahme von dem Fortgange der Entwickelung ablenkt, weiß er die Aufmerksamkeit um so stärker an den eben in Rede stehenden Durchgangspunkt zu fesseln, und demselben den gerade ihm inwohnenden stärkern oder schwächern, heitern oder ernsten Effect in vollstem Maße abzugewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Politische Bilder aus der Zeit. Herausgegeben von Arnold Ruge. Zweiter Band. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Poetische Bilder aus der Zeit. Herausgegeben von Arnold Ruge. Zweiter Band. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Programm dieser beiden periodischen Erscheinungen ist unsern Lesern, wenn wir uns recht erinnern, schon einmal mitgetheilt und also hier keine Veranlassung es von neuem zu besprechen und auf das Interesse dieses Unternehmens aufmerksam zu machen.*) Ein vor Nr. 2 gegebener Prospectus verheißt eine dritte periodische Publication, „Die Akademie", ein philosophisches Taschenbuch, welches philosophisch, ästhetisch und publicistisch die Zustände der Gegenwart kritisiren, und so in Verbindung mit den „Poetischen Bildern" und den „Politischen Bildern" eine Fortsetzung der „Deutschen Jahrbücher" „in freierer und gereinigter Form" werden soll.

Die „Politischen Bilder" beginnen mit einer Erinnerung an den unlängst verstorbenen Geschichtschreiber Luden, nämlich mit einem Aufsatze desselben, der freilich vor bald 30 Jahren geschrieben, aber leider doch immer noch in manchen Beziehungen ein Spiegel der Gegenwart ist. Luden begleitete das 1821 erschienene Werk von Reigebaur über die provisorische Verwaltung der Rheinlande mit einer Vorrede; während er eine zweite nur dem Verfasser einhändigte, dieselbe die jetzt gedruckt ist. Es ist eine Anrede an das deutsche Volk, die Luden damals aus seinen Papieren wieder hervorsuchte, als er, durch jenes Werk angeregt, wieder einmal alle Proclamationen aus dem Jahre 1813 las: — vortreffliche Stilübungen, in denen wir es noch sehr weit hätten bringen können, wenn uns nur die Zeit gelassen wäre, wie er mit bitterer Ironie hinzusetzt.

„Ein Brief aus Paris" gibt ein rasch skizzirtes Bild des französischen Ministeriums und der Presse. „Der ferne Westen" ist gleichsam ein Häufchen Blätter, aus einem amerikanischen Tagebuch gerissen, aber in ihrer Kürze, in dem unaufhaltsamen Weiter! nach Westen, sehr geeignet uns beschränkten europäischen Augen eine Vorstellung von dieser Ferne des Westens der Neuen Welt zu geben. Wahrlich, wenn bei uns nicht andere Fernen und Tiefen erobert würden, wenn unser Blick sich nicht aus dem engsten Kreise in die verschiedensten Gebiete des Wissens so mächtig erweiterte, und wenn nicht so viel Cultur auf dieser deutschen Erdscholle zusammengedrängt wäre: man würde vor sich selbst zu verschwinden meinen, beim Vorstellen dieses ungeheuern Gebiets in das die erobernden Menschenströme von Jahr zu Jahr sich breiter ergießen.

*) Wir haben in Nr. 213—217 d. Bl. für 1847 ausführlich über beide Schriften nach dem ersten Bande berichtet. D. Red.

Ein sehr gediegener Beitrag ist der Aufsatz „Die Staatsveränderung in Preußen". Es ist dem Verf. wirklich gelungen ein politisches Bild daraus zu machen, so weit es möglich war; eine scharfe Kritik hat Licht und Schatten voneinander gesondert, die Hauptpunkte energisch hervorgehoben, und das Unbedeutendere ist theils in den Hintergrund getreten, theils ist der Pinsel rasch darüber weggegangen. Es ist etwas Dramatisches in dieser Art die Wendepunkte, die principiellen Conflicte, die Katastrophen zur Hauptsache zu machen und das Interesse dafür anzuspannen; zuletzt treten auch die vorzüglichsten Persönlichkeiten des Landtags charakterisirt auf; namentlich über Vincke ist manche feine Bemerkung gemacht. Zu bedauern ist nur, daß das preußische Volk keinen Platz in diesem Bilde einnimmt, da man freilich die verschwiegenen Gedanken und Sympathien weder fassen noch zeigen kann. Folgende Stelle aus der Charakteristik Vincke's möge zur Bestätigung unsers Lobes dienen:

„Durch und durch Aristokrat, sieht er von der Höhe einer unabhängigen und ehrenvollen Stellung mit unbefangenem Blick auf die künstliche Verwickelung der Verhältnisse herab, und betrachtet sie mit der Ironie eines freien Mannes der selber wenig von ihnen zu leiden hat. Er spricht nie über eine wichtige Frage ohne vorher die gründlichsten Studien gemacht zu haben, er überläßt sich nie dem Pathos, er spricht stets in der leichten, gebildeten Weise eines vornehmen Mannes, der selbst einen gelinden Anflug von Cynismus vorbringen kann ohne roh zu werden. Seine Gegner behandelt er mit einer Bonhommie die eine souveraine Verachtung in sich schließt, sein Spott kennt keine Rücksichten; er fügt sich keiner Partei; wer ihm folgen will der möge es thun, er steht allein auf sich selbst und ist stets ganz mit sich einig, unerschütterlich. Mit ruhiger Ironie löst er die Floskeln auf welche seine romantischen Gegner ihm entgegenschleudern; er ist immer polemisch und überrascht den Gegner wenn er es am wenigsten erwartet mit einigen geschickten Stößen, die stets treffen. Empfindlich gegen jeden persönlichen Angriff, ist er selber stets persönlich, und es gibt für ihn nichts so Heiliges, daß er nicht einmal seinen Spott damit triebe. Aber dieses Spiel ist nur äußerlich; die Grundlage seines Charakters ist eine entschieden politische Gesinnung, die sich nicht allein an seine Einsicht, sondern an seine Ehre knüpft."

Es folgt nun eine Reihe von Briefen über deutsche Zustände wie sie einem amerikanischen Auge erschienen sind — oder doch erscheinen würden; denn wir mögen nicht entscheiden, ob diese Briefe sämmtlich so wie sie abgedruckt aus amerikanischer Feder geflossen sind. Wahrscheinlich sind wirkliche Mittheilungen benutzt, jedenfalls aber ist der Charakter consequent festgehalten, und es ist ein interessantes Schauspiel für den Deutschen, zu sehen wie dem Amerikaner diese Zustände abwechselnd sehr einfach erscheinen, auf überraschende Pointen reducirt werden, und wie dann wieder Das was uns alle Tage begegnet, und sich uns aus unserer ganzen Umgebung und Vergangenheit als das Natürlichste von der Welt erklärt, dem Sohne der Republik und des Landes ohne Geschichte ganz unbegreiflich und wunderlich erscheint. Die religiöse und die politische Bewegung ist der Stoff dieser Briefe; außerdem aber findet sich, da sie auf einer Sommerreise durch Deutschland geschrieben sind, eine sehr unterhaltende Curiositätensammlung von principiell-charakteristischen Menschen und Aeußerungen in ihnen zerstreut. Die Conversationen mit dem Consistorialrath aus Magdeburg und dem Prediger Lampe aus Sachsen, sowie die mit den manheimer Radicalen sind in den meisten Punkten wirklich wie dem Leben abgelauscht, und ohne ganz direct Persönlichkeiten zu compromittiren, werden sie doch Angst und Schadenfreude in den entgegengesetzten Heerlagern erregen. An den Sachsen wird im Gegensatz zu den Preußen gerühmt, daß sie anfangen auf Formen ein großes Gewicht zu legen. Freilich, heißt es in Bezug auf die Justizreform:

„In Sachsen erschrak man vor dem bloßen Wechsel; in Preußen scheut man auch die engsten Schuhe nicht, man wird den Fuß danach zuschneiden wenn er zu groß ist; also ohne alle Discussion nahm man hier das Resultat der sächsischen Discussion an. In Sachsen debattirte, in Preußen decretirte man die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Aber ich sage: die Debatte ohne das Decret ist besser als das Decret ohne die Debatte, weil es besser ist seine Gründe und Foderungen zu entwickeln als einem Befehl zu folgen an dem man keinen Theil hat; und es wird sich zeigen, daß nun in Sachsen die Geschworenen auf die Tagesordnung kommen, weil die Debatte unterdessen auf den öffentlichen Geist gewirkt hat."

Die Frage des letzten Aufsatzes: „Der Sonderbund, und wie er aufzulösen?" hat inzwischen ihre praktische Antwort schon erhalten.

Nr. 2, die „Poetischen Bilder", beginnen mit einem einactigen Trauerspiel von G. Freytag, dem talentvollen Verfasser der „Valentine". Der Stoff ist nicht nur modern im Allgemeinen, sondern der Reiz liegt in der sehr ausgeprägten Individualisirung des Helden, in der Aufdeckung des intimsten, geheimsten Leidens an dem unsere Zeit und vor Allem unser Volk krankt. Der „junge Gelehrte" ist kein Mann der Freiheit im gewöhnlichen Sinn; seine Natur ist zu contemplativ, sein Gemüth zu liebevoll weich, als daß er sich entschließen könnte einer Partei anzugehören, obwol eine Partei ihn zu den Ihrigen rechnet und ihn für die praktische Wirksamkeit zu gewinnen sucht. Aber jene sanfte Ruhe ist nicht probehaltig; ein herzerschütternder Verlust läßt ihn endlich das Leiden der Thatlosigkeit in seiner ganzen lastenden Schwere erkennen. Er reißt sich aus seinen halbaristokratischen Sphären los und geht in das Volk. Aus den wenigen Scenen dieses Drama haucht uns eine Innigkeit des Gemüths, eine Wärme der Empfindung entgegen, welche uns vollends davon überzeugt haben, daß Freytag ein Dichter ist und eine Zukunft hat, während die „Valentine" den ersten Punkt wenigstens unentschieden ließ, wenngleich sie das Zweite wohl schon verbürgen konnte.

Die Novelle von Hebbel: „Herr Haidvogel und seine Familie", gibt allerdings ein sehr unerfreuliches Familienbild, wie wir das von Hebbel schon gewohnt sind; aber man wird nicht umhinkönnen die Wahrheit und Kraft der Zeichnung zu bewundern. Hebbel's Erfolg wird entschieden sein sobald er sich andere Stoffe wählt. Ueber die außerdem noch mitgetheilte Scene aus seinem Trauerspiel „Julia" läßt sich nur sagen, daß der darin auftretende Hauptcharakter zu sehr nach Grabbe'scher Art chargirt ist als daß wir den titanischen Elementen die in ihm liegen Geschmack abgewinnen oder Erfolg auf der Bühne vorhersagen könnten.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck machen die Scenen aus dem Drama „Die Republikaner" von Julius Fröbel. Namentlich in der Volksversammlung treten die einzelnen politischen Charaktere, so fein und scharf nuancirt sie sind, doch mit Farben gemalt auf die nicht grell, nicht romantisch-excentrisch, sondern dem Leben und der Wirklichkeit verwandter sind als man bisher der Poesie erlauben wollte. Wir hören, daß in Leipzig die Aufführung dieses Drama; dessen Stoff der schweizerischen Geschichte angehört, vorbereitet wird; und wir sind gespannt, ob dem bisher an eine gewisse romantische Färbung der Politik gewöhnten Publicum diese Wirklichkeit zusagen wird. Es ist gewissermaßen eine Probe auf die gegenwärtig erreichte politische Bildung, die dabei gemacht werden kann. Indeß müßte man freilich das ganze Stück vor sich haben um ausführlicher darauf eingehen zu können.

In den Gedichten von Theodor Althaus sind die Momente festgehalten in denen eine schon überwundene und aufgegebene Weltanschauung noch einmal mit der ganzen Macht einer schönen Jugendliebe das Herz in Erinnerung und Sehnsucht bewegt. Wie dies Niedertauchen in die verschollenen mystischen Tiefen des religiösen Gefühls und dieser Verklärungsschimmer über dem „heiligen Schmerzensangesicht" am Kreuze gerade in einem von Ruge redigirten Taschenbuch erscheinen,

begreift sich einigermaßen aus dem vorausgesandten „Prolog“ und aus dem letzten Gedichte, in welchem klar und ohne mystische Anklänge der Abschied genommen wird.

„Ein Tag in der gräflichen Familie“, von Fritz von Mannhardt, ist eine quasi Dorfgeschichte aus Böhmen, aber von ganz anderer Natur als die gewöhnlichen. Die Bewohner dieses schmuzigen, zerfallenen Hauses sind nicht etwa Bauern, sondern die Mitglieder der gräflich Plankendorf'schen Familie, die durch die noblen Passionen ihres Hauptes und durch die Speculationen ihres Verwalters so weit heruntergekommen ist, daß die arme junge Gräfin, deren bürgerlichen Reichthum der Grafentitel gekapert hat, aufs grausamste aus ihren schönen Phantasien gerissen wird. Das wüste tragikomische Leben und Treiben in dieser gräflichen Bettelwirthschaft ist so anschaulich geschildert, daß die Modelle eben nicht gefehlt zu haben scheinen. Ein Schlußbild zeigt uns den Grafen als Croupier in einem Badeorte, wo er seine von ihm getrennte Frau nöthigt ihm eine Rente auszusetzen, den Verwalter aber als Gutsherrn in dem neu und solid aufgebauten Herrenhause.

„Die Pariserin“, von Arnold Ruge, greift zwar etwas in die Vergangenheit zurück (bis 1830), doch ist diese Zeit bei unsern überrheinischen Nachbarn noch so populair und unveraltet, daß sie dieselbe gern wieder zur Gegenwart machen möchten. Die Novelle ist leicht und piquant geschrieben; vielleicht wechseln die einzelnen Bilder etwas zu rasch, obwol nicht zu leugnen ist, daß die Klarheit und Uebersichtlichkeit dadurch gewinnt. Das Thema scheint uns nicht allein die Theilnahme eines Deutschen am französischen Freiheitskampfe zu sein, sondern die Conflicte zwischen deutschem Idealismus und französischer Frivolität; überhaupt mehr die Einwirkungen der französischen Atmosphäre auf ein deutsches Gemüth. German, ein Deutscher, der in Deutschland „unmöglich“ geworden ist, macht auf der Ueberfahrt von England nach Frankreich Bekanntschaft mit einer französischen Dame, die ihn durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre unverholenen revolutionnairen Sympathien gleich stark fesselt. Ein royalistischer Colonel von der Garde und eine in politischer Beziehung nicht unähnlich gesinnte deutsche Freundin der „Pariserin“ sind Nebenpersonen und in gewisser Art Gegenbilder. Aber wenn auch durch die Zufälligkeiten der Reise, durch einige Gelegenheiten in denen German seinen Muth und seine Tüchtigkeit bewährt hat ein freundliches Band zwischen ihm und der schönen Französin geknüpft ist, so „hangt und bangt“ das deutsche Gemüth doch noch in jedem Augenblicke, ob sie auch wirkliches Interesse und etwas Mehr als bloßes Interesse für ihn habe. In dieser verliebten Stimmung kommt German in die schwüle Atmosphäre die vor den letzten Julitagen über Paris brütete; ein junger französischer Freund weiht ihn in die Complote ein; wir machen eine Versammlung der Gesellschaft Aide-toi mit und werden auch in den Salon der Pariserin, wo die Crême der Revolutionnairs sich trifft, eingeführt. Der junge Franzose, dem German seine bescheidenen Zweifel und seine deutsche Liebe anvertraut hat, lacht ihn gründlich aus und versichert ihn, Florienne werde ebenso lieben wie er es gestern in der Chaumière gesehen habe; es sei eine alte deutsche Phantasie, sich erst durch alle möglichen Heldenthaten des hohen Preises würdig zu machen, und er möge es nur vor der Revolution probiren. German's rheinisches Blut ist von dem ganzen berauschenden Strudel dieses pariser Lebens in Wallung; er will doch kein deutscher Gimpel sein und am Ende gar Florienne die Judith spielen lassen, um den Colonel St.-Amand zu gewinnen, — kurz, er faßt sich ein Herz, macht elegante Toilette und geht eines Morgens, während in den Straßen schon hier und da Flintenschüsse knallen und Barricaden improvisirt werden, zu Florienne. Ihre aufmunternden Worte machen ihn kühner; in der Begeisterung mit der sie dem Kampfe entgegensieht erscheint sie ihm doppelt schön, und er versucht leidenschaftlich gewaltsam den schönsten Siegespreis schon vor dem Kampfe zu erobern. Florienne liebt ihn, aber diese Gewalt empört sie, sie entreißt sich ihm und schleudert ihm ihre zürnende Verachtung entgegen: „Dies ist ein Tag für Helden, aber nicht für einen Wüstling ohne Ideal und Ehre!“ German, betäubt, niedergeschmettert, rafft sich endlich auf und eilt in die Straßen, um wenigstens im ehrenvollen Kampfe den Tod zu finden, da er sich selbst verächtlich scheint. Mit der Wuth der Leidenschaft stürzt er überall voran; und wenn auch drei Tage das Blut wohl abkühlen können, wenn er am letzten auch schon wieder im Kampfe Selbstgefühl und edle Besonnenheit gewonnen hat, so ist doch die Verachtung des Todes geblieben. Wir verlassen ihn im Schloßhofe des Louvre, wo er über die eroberte bourbonische Fahne hingesunken ist. Aber es geht noch Alles gut; nach einigen Tagen finden wir ihn bei seiner liebenswürdigen Krankenwärterin, der versöhnten Florienne.

Hinsichtlich der Darstellung ist dem Ref. aufgefallen, daß bei der Motivirung die Phantasie zuweilen etwas zu frei mit der Wirklichkeit geschaltet hat. 18.

Notizen.

Alterthümer zu Pompeji.

In Pompeji ist vor kurzem ein Wohnhaus ausgegraben worden das an Reichthum und Geschmackfülle alles bis dahin Aufgefundene weit übertrifft. Das offene Vestibulum ist, wie erzählt wird, mit Mosaik gepflastert, die Wände sind mit geschmackvollen Gemälden geziert. Das Atrium stößt an das Tablinum und das Empfangzimmer; und das letztere führt nach dem Speisegemach, welches mit Gemälden aus der Götterlehre in Lebensgröße ausgeschmückt ist. Hier befanden sich mehre Triclinien, unsern neuern Sophas nicht unähnlich, die reich mit Silber verziert waren. Das Empfangzimmer geht auf einen Garten hinaus wo sich ein schöner Springbrunnen befindet den ein kleines Standbild des Silenus schmückt. Das Wasserbecken ist von den trefflichsten Bildhauerarbeiten in Marmor eingeschlossen. An das Hauptgebäude selbst stößt ein zweites Atrium, wo das Gesinde sich aufhielt. Dort stand ein vierräderiger Wagen mit eisernen Rädern und vielen bronzenen Verzierungen. Auch in der Küche gab es viele bronzene Verzierungen und Geräthschaften; und an manchen Stellen waren nach 1800 Jahren noch Spuren von Rauch sichtbar. Die Gemächer des Wohnhauses enthielten vielerlei zierliches Geräthe von Gold und Silber, Vasen, Candelaber, bronzene Münzen, mehre Behältnisse zu chirurgischen Instrumenten u. s. w. Das Seltsamste an diesem Gebäude ist, daß ein zweites und selbst ein drittes Stockwerk sich darin findet, zu denen man mittels einer breiten Treppenflucht gelangt. Auf einem kleinen Gemälde in der Nähe der Treppe stehen der Name und Rang des Eigenthümers in kaum leserlichen Buchstaben; es scheint daraus hervorzugehen, daß er einer der Decurien oder Senatoren von Pompeji war. Alle Wände und Gemächer sind mit komischen und tragischen Gemälden verziert, deren eins ein junges Mädchen mit einer Larve und einem Flageolet darstellt. Aus diesem Grunde hat das Haus den Namen Casa della sonatrice, auch Casa dell' Ercole ubbriaco erhalten.

Angelsächsische Münzen.

Kürzlich wurde in London eine kleine Sammlung auserlesener Münzen aus der angelsächsischen Zeit sowol wie aus spätern Zeitaltern bis auf die Stuarts herab öffentlich versteigert. Den höchsten Preis 10 Pf. St. 5 Sch. erhielt eine äußerst seltene Münze Ceowulf's. Eine Münze Edward's des Ältern, die in Lindsay's Werk abgebildet ist, wurde mit 6 Pf. 2 Sch. 6 Pence erstanden; ein Eadred, muthmaßlich das einzige vorhandene Stück dieser Münze, für das Britische Museum mit 6 Pf. 10 Sch. Ein Oxford-20-Schillingstück Karl's I. mit der Jahreszahl 1643 und sehr wohl erhalten ging mit 9 Pf. 9 Sch. fort. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 49. — 18. Februar 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Ein noch größeres, allgemeiner wirkendes und tiefer packendes Interesse aber flößt der Dichter dem von ihm geschilderten Kampfe zweitens dadurch ein, daß er ihn fort und fort als ein wüstes Vorspiel der gegenwärtigen Kämpfe darstellt, und ihn gleichsam als Warnungszeichen ausstattet ebenso wol für Die welche durch einen falschen Freiheitsschwindel der Sache der Freiheit, wie für Jene welche durch selbstsüchtiges und engherziges Festhalten an abgelebten Vorrechten und Privilegien der Aufrechterhaltung der Ordnung und dem Princip der Legitimität zu dienen wähnen. Diese mahnende, paränetische Seite des Stoffs hat denn auch der Dichter überall in den Vordergrund gestellt, und auf diese Weise seinem Romane zugleich die Bedeutung einer Zeitrichtung gegeben in welcher der Leser auf alle Fragen deren Lösung die Hauptaufgabe unserer jetzigen literarischen und politischen Bestrebungen bildet ebenso treffende als ruhig erwogene Antworten findet. Natürlich gibt aber diese der Dichter nicht aus eigener Person, und kleidet sie nicht in ein abstractes Raisonnement ein, sondern er läßt sie vielmehr in concreten Gestaltungen aus dem Verlauf der Geschichte selbst resultiren, oder legt sie den in die Geschichte verflochtenen Persönlichkeiten in den Mund, unter denen mehre, namentlich Forster, Blau, der Abt Isaachy u. A. innerhalb der thatsächlichen Entwickelung fast dieselbe Stelle ausfüllen die der Chor in den griechischen Tragödien einnimmt. So läßt er z. B. den Abt Isaachy, einen greisen Priester, vor den höchsten Potentaten Deutschlands auf die Frage des Kronprinzen von Preußen: ob er meine, daß alle Menschen gleich sein könnten, Folgendes antworten:

Nicht die Menschen, Hoheit, können einander gleich sein, weder in gesellschaftlicher Geltung noch in bürgerlichem Besitz; sonst müßten wir die Natur und den Himmel verklagen, die ihre Gaben und Schickungen so ungleich vertheilen. Nein, diese französische Losung der Zeit ist irrig oder wird misverstanden. Aber die Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens, die kirchlichen, staatlichen und gewerblichen Einrichtungen sollten ihre Wohlthätigkeit auf Alle gleichmäßig und ohne Unterschied des Standes und der Person verbreiten, in der Weise wie Licht und Luft, diese großen Schaffner des natürlichen Daseins, wirken. Dabei bliebe doch immerhin Herrschen und Dienen die ewige Ordnung der Welt, und in Beidem liegt auch eine Fülle von Beseligung, die nur dadurch gestört wird, daß unsere Lebenseinrichtungen die einzelnen Menschen in ihrem besten Streben so ungleich begünstigen. Denn nicht blos in der Stellung des Regenten zu den Unterthanen, sondern in jedem Lebensverhältniß, in jedem Beruf und Geschäft kehrt diese ewige Ordnung von Herrschen und Dienen wieder. Aber Zeit und Gewalt haben solche göttliche Ordnung verrückt, sodaß Der nicht mehr zum Herrschen gelangt der die ursprüngliche Krone dafür in seiner Brust trägt, und Der sich nicht zum Dienen bequemen will dem ein ererbtes Diadem die ungeweihte Stirne schmückt. In allen Verhältnissen ist die Uebereinstimmung des innern Berufs mit der äußern Stellung nicht blos gestört, sondern unmöglich gemacht. Dieser Lebensaccord ist verstimmt; ein allgemeines Unbehagen verbreitet sich, wie Gewitterschwüle vor einem Wetter, und dies Wetter heißt Empörung, Umsturz, oder auch — Erneuerung der Lebenselemente des Herrschens und Dienens.

Und derselbe Abt gibt den hohen Herrschern folgende Worte Luther's als Xenien auf den Weg:

Verflucht und verdammt sind alle Werke welche nicht in der Liebe gehen. Dann aber gehen sie in der Liebe, wenn sie nicht auf eigene Lust, Nutzen und Ehre, sondern auf Anderer Nutzen, Ehre und Heil gerichtet sind. Der Fürst muß nicht denken, Land und Leute sind mein, ich will's machen wie mir's gefällt; sondern, ich bin des Landes, ich soll's machen wie es ihnen nütze und gut ist.

Ueber die Religion spricht sich Forster unter Anderm folgendermaßen aus:

Die Religion, scheint mir, sollte eine Triebfeder werden in der Maschine des Weltregiments, sie sollte lebendige, stärkende Kraft, unverdientes Geschenk, Gnadenlohn sein für Den der sie überkam und der sie fassen konnte. Wäre sie doch immer Sache des Herzens und der Gefühle geblieben, und nie ein Mechanismus geworden wodurch ränkevolle Menschen und Gesellschaften ihre herrschsüchtigen Absichten erreichen wollten. Jetzt scheint es unvermeidlich, sie muß den ganzen Cirkel durchwandern, um wieder auf den rechten Punkt zu gelangen von dem sie ausging. Hoffentlich wird es noch dahin kommen, daß der ganze Umfang der menschlichen Moralität, sofern sein Princip vernünftig ist, der Gesetzgebung untergeordnet werde. Was aber die Moralität ergänzt, jene Zugabe die sich schlechterdings Niemandem verschreiben läßt, weil sie von der individuellen, jedesmal verschiedenen Empfänglichkeit des einzelnen Menschen abhängt, die Ahnung, Erwartung, Anerkennung, Empfindung oder der Glaube an außerordentliche und zukünftige Dinge, die Vorstellungen von Gott, Unsterblichkeit: dies Alles muß als freiwillig anzunehmendes oder zu verwerfendes System dastehen bleiben, Jedem zugänglich der sein bedarf, aber Keinem der es nicht bedarf zum Aergerniß und Zwang.

Ich bin überzeugt, so hätten wir mehr echte Religion, abgesondert von theologischem, hierarchischem und ceremoniellem Unrath, mehr reine Tugend und Humanität als jetzt bei der unseligen Einverleibung der Religion in das bürgerliche Regierungssystem möglich ist.

Wenn Worte dieser Art besonders für Machthaber beherzigungswerth erscheinen, so fehlt es auch nicht an solchen die der entgegengesetzten Partei zur Lehre dienen mögen. So läßt sich z. B. Forster gegen den Clubisten Böhmer über das Regiment des Clubs und der französischen Besatzung folgendermaßen vernehmen:

Ja, ja, ich sehe schon, ihr seid auf dem besten Wege euer Evangelium der Freiheit und Gleichheit in Deutschland heilsam einzuführen. Unter hohen Declamationen gegen altfürstliche Tyrannei öffnet ihr eine Perspective ganz neuer Willkür; wie ihr denn auch schon eine messingblechene Ausnahme von der allgemeinen Gleichheit aller Bürger für euch selbst gemacht habt. Ich meine das Schild mit den eingeprägten Buchstaben F. G., das ihr auf der Brust tragt. So werth- und geschmackvoll wie die Ordenszeichen der Fürsten finde ich euere Auszeichnung nicht. An einem der ersten Clubabende sprach Hofmann von der Rednerbühne des überfüllten Saals über den jetzigen Zustand Deutschlands, und über die Erbärmlichkeit der jetzt regierenden Herren, und suchte darzuthun, daß eine funkelneue Herrschaft geboren werden müsse. Gut und geistreich gesprochen war es: wenn aber der Club der Mutterschoos dieser neuen Herrschaft werden soll, so befürchte ich eine schmähliche Geburt, und der neue Freiheitsbaum, in den republikanischen Staat eingepflanzt, verspricht uns so viel jammervolle Despoten abzuschütteln, als er in seinem heimatlichen Waldboden Fichtenzapfen getragen hätte.

Und an einer andern Stelle, nachdem er in der Hoffnung eine bessere Entwickelung des Clubs herbeizuführen demselben selbst beigetreten, aber in seinen Hoffnungen bereits wieder irre geworden war, läßt er sich gegen einen jungen Baron, der umgekehrt von einer verbesserten Rückkehr der alten Macht geträumt hatte, also aus:

Wer hat nun mehr geirrt von uns Beiden, ich am Neuen, oder Sie am Alten? Doch wozu solche Frage? An der einen Ueberzeugung halten wir Beide fest, daß politische Freiheit das höchste Bedürfniß unserer Mitbürger und Mitmenschen sei, und es schmerzt uns darum, wenn sie solche nicht erwerben können, wenn Bösewichter sie ihnen rauben, wenn sie selbst nicht Kraft genug haben sie zu behaupten.

Und er fügt nach einigen Zwischenreden, den jungen Freund über dessen fehlgeschlagene Hoffnungen tröstend, und auf eine bessere Zukunft verweisend, folgende inhaltschwere, und für beide extreme Richtungen ebenso vorwurfsvolle als mahnungsreiche Worte hinzu:

Sie haben doch Viel gelernt! Sie werden es erkennen wenn es einst wieder zu handeln gilt. Sie haben gelernt daß alles Wirkenwollen über einen gewissen Kreis hinaus durch die Ungewißheit des Erfolgs zum bösen Hazardspiele wird. Eine große Uebung und Erfahrung, eine umfassende Beurtheilung gehört dazu, wenn man bestimmen will wo endlich gehandelt werden muß, und wo man mit leidendem Verhalten den Begebenheiten ihren Lauf zu lassen hat um das Gute nicht zu verrücken. Uns Deutschen wird noch lange die Schule noththun, und umgekehrt, wie die Hunde mit Schlägen ihrem Herrn angewöhnt werden, wird die Ruthe des Misgeschicks uns die hündische Natur austreiben müssen. Ich ehre Treue und Beharrlichkeit als schöne, männliche Tugenden, aber — sagen Sie selbst — welch ein Lob ist es für eine so große Nation als wir noch immer nicht werden können, wenn man immer und immer wieder, und Nichts als die Alles duldende Anhänglichkeit an unsere angestammten, und oft auch weiter Nichts werthen Fürstchen preist? So theuer bezahlen wir es, daß Nichts aus uns wird in der Welt? Sie sind jung: sparen Sie sich für bessere Zeiten auf! Gründen Sie eine Familie, und der Himmel segne Sie mit Söhnen in denen neue Geister der Zukunft aufwachsen. Bedenken Sie das Eine! Deutschlands Lage, der Charakter seiner Einwohner, der Grad und die Eigenthümlichkeit ihrer Bildung, die Mischung der Verfassungen und Gesetzgebungen, kurz, seine physischen, sittlichen und politischen Verhältnisse haben ihm eine langsame, stufenweise Vervollkommnung und Reife vorbehalten; es soll durch die Fehler und Leiden seiner Nachbarn klug werden, und vielleicht von oben herab eine Freiheit allmälig nachgelassen bekommen die Andere von unten gewaltsam und auf einmal an sich reißen müssen. Die Uebereilungen der Reformatoren können diesen ruhigen Gang hemmen, die Regenten ihn beschleunigen: Beides gegen ihre bestimmteste Absicht. In der That haben die Fürsten eben durch ihre unzeitige Einmischung in die fränkischen Angelegenheiten die Ruhe Deutschlands aufs Spiel gesetzt; allein diesmal rechtfertigen ungeschickte Freiheitsapostel selbst in den Augen des Volks, dem sie Freiheit aufdringen wollen, die Strenge der Maßregeln womit einige Regenten sich allen Neuerungen widersetzen. Darüber reifen wir dem Haß aller willkürlichen Herrschaft entgegen, und wehe den Gewalthabern die einst auch noch die Freiheit verfolgen wo sie begehrt wird! In unserer altgewohnten submissen Stellung, in der dankbaren Verneigung für das Lob unserer Treue, wissen wir nur noch nicht wie groß wir an Geist und Herzen sind; ständen wir einmal auf, strack in unserm vollen Wuchse: wir würden alle — ich sage nicht deutschen Throne, sondern europäischen Völker überragen.

Wie sehr nun die Einverwebung derartiger, auch für unsere heutigen Bestrebungen in ungeschwächter Gültigkeit bestehender Expectorationen aus dem Munde berühmter Autoritäten geeignet sein müsse fort und fort das lebendigste Interesse für eine Geschichte der solche Lehren entwachsen wach und rege zu erhalten, und uns über den deprimirenden, entmuthigenden Eindruck des eigentlich factischen Verlaufs hinwegzuheben, wird Jeder selbst aus diesen wenigen Stellen herausfühlen. Aber trotzdem würde dieser betrübende Eindruck durch die genannten Mittel vielleicht nicht ganz überwunden sein, wenn nicht der Dichter mit denselben noch ein drittes verbunden hätte, durch welches dem Stoff nicht blos der etwas nüchterne und abstracte Trost eines ihm gleichsam durch Destillation abgewonnenen Haec fabula docet, sondern im Gegentheil die Kraft einer wahrhaft concreten und echt poetischen Befriedigung mitgetheilt worden ist. Ausgehend nämlich von der Ueberzeugung, daß in einer poetischen Verarbeitung der Geschichte nicht sowol das historische Element als vielmehr der darin sich entwickelnde poetische Charakter die Hauptsache sei, und daß es daher, wie Koenig selbst an einem andern Orte ausspricht, ein Grunderfoderniß des Romans bleibe, daß der Leser darin für das Bestreben und Schicksal eines Menschen im Kampfe mit seiner Zeit und für die Entwickelung desselben aus seiner Zeit lebhaft interessirt werden müsse, indem der Held stets die Einheit in der Mannichfaltigkeit der poetischen Composition sei — ausgehend von dieser Ueberzeugung hat er die Geschichte selbst eben nur als den Grund und Boden behandelt aus dem heraus

er die freie Schöpfung seiner Phantasie hervorkeimen, und in welchem er sie ihre allmälige Entfaltung, Fortbildung, Kräftigung und Vollendung gewinnen läßt. Hierdurch wird nun die geschichtliche Thatsache für den Leser ganz und gar in ein anderes Licht gerückt. Sie hat für ihn nicht mehr eine selbständige, absolute, sondern nur noch eine relative Bedeutung; ihr ästhetischer, erfreulicher oder unerfreulicher Eindruck ist daher auch nicht mehr durch sie selbst bedingt, sondern vielmehr durch den Einfluß welchen sie in ihrem Verlauf auf den an ihr und in ihr sich entwickelnden Helden ausübt; und so ist es denn möglich geworden, daß das an sich deprimirende Ereigniß innerhalb unsers Romans einen durchaus beruhigenden und wohlthuenden Eindruck macht, weil diejenige Person welche der Dichter zum Mittelpunkt des gesammten Interesses gemacht hat sich an diesem Ereigniß in höchst erfreulicher und befriedigender Weise entwickelt. Es könnte scheinen als müsse in einem also angelegten Roman zwischen dem historischen und poetischen Elemente desselben nothwendig ein Zwiespalt, ein Widerspruch bestehen, insofern doch durch das Glück eines Einzelnen unmöglich der unglückliche Ausgang einer für ganz Deutschland wichtigen Begebenheit paralysirt werden könne; allein auch diese Klippe hat der Autor glücklich umschifft, und zwar einerseits dadurch, daß er die glückliche Entwickelung des Helden nicht eine blos äußerliche, sondern eine tief innerliche, nämlich eine Läuterung, Veredelung und Consolidirung seines ganzen gemüthlichen und sittlichen Wesens sein läßt, andererseits dadurch, daß er in seinem Helden, ohne ihm dadurch irgend Etwas von seiner Individualität zu rauben, zugleich eine über dessen Besonderheit hinausdeutende Idee zur Erstarkung gelangen läßt, die allerdings erst in Folge jener unglücklichen Ereignisse in Deutschland Raum zu gewinnen anfing, und mithin in der That als der heil- und segenbringende Gehalt derselben betrachtet werden muß.

Der Held des Romans ist nämlich ein Baron Franz Karl, ein junger Mann von reinem Herzen, hervorstechender Bildung und durchaus edelm Streben, aber anfangs noch sehr befangen in der Welt- und Lebensanschauung seiner Zeit und seines Standes, daher ein entschiedener Gegner der Revolution und der durch sie angeregten Ideen, und ein erklärter Anhänger des ancien régime. In diese zu einer andern Zeit vielleicht verträgliche Mischung warf jedoch die Zeit gar bald ihren Gährungsstoff. Der erste Angriff auf ihn geschah durch Fides, die schöne Tochter eines bürgerlichen, subalternen Beamten. Während er sich aber dieser demokratischen Neigung anfangs nur dunkel und träumerisch hingab, einerseits zu adelig gesinnt um an eine wirkliche Verbindung mit einem Bürgermädchen zu denken, andererseits zu edeldenkend um sie, wie andere junge Herren seines Standes gethan haben würden, zum Gegenstande einer frivolen Liebschaft zu machen, wird er durch die Intriguen eines jesuitischen Priesters Garzweiler und der Maitresse des Kurfürsten, der Gräfin von Coudenhove, die ihn Beide für ihre selbstsüchtigen Pläne zu benutzen suchen, desto enger mit dem Hofe verkettet, in den Staatsdienst eingeführt, und trotz mancher Gegenwirkungen, unter denen namentlich die geistreichen, treffenden und vorurtheilsfreien Unterhaltungen im Forster'schen Hause nicht die unbedeutendsten waren, endlich durch seine Machinationen und Combinationen dahin gebracht, daß er sich mit einer Nichte der Gräfin Coudenhove verlobt, und dadurch auf dem Punkte steht wider sein Wissen auf die unwürdigste Weise durch Aussteuer und Beförderung protegirt zu werden. Durch eine interessante Verkettung von Umständen gelangt jedoch Fides zur Kenntniß jener Machinationen, und obschon das Verhältniß zwischen ihr und Franz Karl längst abgebrochen ist, hält sie es doch für ihre Pflicht den Baron darüber aufzuklären. So thut er zum ersten male einen Blick in die Niederträchtigkeit der Sphäre in welcher er sich bewegt, und weist mit empörtem Stolze die ihm zugedachten Gunstbezeigungen zurück. Dennoch vermag er sich nicht ganz von der alten Vorstellungsweise und aus den alten Banden loszureißen, bis ihn die ebenso feige als treulose und unkluge Flucht des Kurfürsten und des gesammten mainzer Adels selbst daraus befreit, und ihn mit Verachtung und Widerwillen gegen eine solche Entartung des aristokratischen Princips erfüllt. Bei dieser Metamorphose seines Wesens geht jedoch keineswegs auch sein echter Adelssinn und sein deutsches Gemüth mit verloren, ja sie finden vielmehr im Treiben der nunmehr zur Herrschaft gelangenden Clubisten und Franzosen Gelegenheit sich immer energischer und vorurtheilsfreier auszubilden, und sich gegen die rohe Despotie eines falschen Republikanismus in derselben Reinheit und Selbständigkeit zu behaupten mit welcher er aus dem schmuzigen Getriebe der Hofcabalen hervorgegangen war. So arbeitet er sich mit immer zunehmender Kraft und sich stets läuternder Lebensansicht durch zwei gleich gefährliche Elemente, durch die Lohe der Fürstengunst und die Brandung des Volksaufruhrs, glücklich hindurch, um sich zuletzt, wenn die erste nach Neugestaltung ringende Bewegung in Deutschland ihren Kreislauf vollendet und sich scheinbar resultatlos abgewickelt hat, als ein positives, erfreuliches Product, als ein tüchtiger, trefflich geschulter Zögling derselben zu erweisen, und damit die historische Entwickelung selbst als die treffliche Schule eines edeln deutschen Charakters hinzustellen. Dies Resultat ist aber um so bedeutender, wenn man in dem Baron eben nicht blos den Baron Franz Karl, sondern überhaupt das echte, wahrhaft edle Princip des Adels, und in seiner Verbindung mit der bürgerlichen Fides nicht eine bloße Heirath, sondern eben die innige Verschmelzung der beiden Hauptschichten unserer Gesellschaft, die Ueberwindung der alten, eingewurzelten Vorurtheile, die Morgendämmerung einer neuen beglückenden Weltanschauung erblickt. So schafft uns also der Dichter einen an sich gar traurig sich darstellenden Schutthaufen, in welchem einerseits die vermodernden Rechte einer an eigener innerer Fäulniß abgestorbenen und in sich selbst zusammengefallenen Vergangenheit, andererseits die ersten geilen, wie Unkraut üppig, aber

haltlos emporwuchernden Schößlinge einer sich ins Dasein ringenden Zukunft begraben liegen, dadurch zu einer freundlichen, hoffnungerweckenden Erscheinung um, daß er ihm eine junge, morgenröthliche und morgendüftige Rose entsprießen läßt, die sich als der erste kräftige Trieb einer neuen Vegetation, als das erste glückliche Ergebniß einer neuen Entwickelung zu erkennen gibt. So ungünstig und ungeeignet für eine poetische Behandlung sich also der vom Autor gewählte Stoff darstellt, sobald man ihn nur oberflächlich, isolirt und in seiner historischen Nacktheit betrachtet, so höchst günstig und von befriedigendster Wirkung erweist er sich, wenn wir ihn von Seiten seiner innern Bedeutung, seines Einflusses auf die Gegenwart und in seiner poetischen Bekleidung ansehen, und die Wahl desselben erscheint also wenn auch als ein kühnes und gewagtes, doch zugleich als ein durch den Erfolg in jeder Beziehung gerechtfertigtes und glückliches Unternehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oberöstreich. Ein Skizzenbuch von Julius von der Traun. Leipzig, Grunow. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Joseph Rank's mit so freudigem Beifall aufgenommene Lebensbilder aus dem Böhmerwalde regten den Wunsch an, ähnliche Schilderungen auch von andern Gegenden Oestreichs zu erhalten, da das Natur- und Volksleben des Kaiserthums noch in gar vielen Beziehungen unbekannt oder verkannt ist. Zunächst blickte man bei diesem Wunsche nach den herrlichen östreichischen Alpenländern hin, die so lange neben der vielfach ausgebeuteten und noch mehrfach ausbeutenden Schweiz vernachlässigt worden sind, obwol sie, wie man sich jetzt mehr und mehr zu überzeugen anfängt, alle Naturgenüsse der Schweiz, ja noch manche werthvolle mehr als sie bieten, und was das Volksleben betrifft, Das was man sich unter einem Alpenleben poetisch vorstellt weit reiner und frischer darstellen als die Schweiz. Man wünschte sehnlich, daß Joseph Rank oder ein anderer Berthold Auerbach, oder noch lieber dieser selbst sich unter den östreichischen, steierschen, salzburgischen, tirolischen Aelplern heimisch machen und die Welt mit frischen Lebensbildern erfreuen möchte. Nun versucht ein neuer, in jenen Gegenden heimischer Autor die Erfüllung dieses Wunsches, und sein erster Versuch verdient herzlichen Dank und freundliche Ermunterung.

Der pseudonyme Julius von der Traun, diesem herrlichen, smaragdenen Alpenfluß Oberöstreichs, bewährt sich in dem angezeigten Buche als ein ausgezeichneter Landschafts- und Seelenmaler. Er hat weit mehr poetische Begabung als Joseph Rank und dazu auch tüchtige Welterfahrung und wissenschaftliche Bildung, sodaß er zu seinen Natur- und Volksbildern auch recht wirksame politische und sociale Randglossen zu geben weiß. Dabei ist er durch Humor und frische Lebenslust recht ein Sohn des von ihm geschilderten Volkes, und seine Darstellung bekommt dadurch einen seltenen Reiz der Ursprünglichkeit. Indem wir ihn recht freundlich zur fleißigen Fortsetzung solcher Arbeiten aufmuntern, mahnen wir ihn nur, daß er in Zukunft weniger das Land und mehr die Leute schildern möge. Die Größe und Herrlichkeit der Alpennatur vermag kaum der Pinsel, um wie viel weniger also die Feder darzustellen. Im Gefühl dieser Unmöglichkeit geschieht es nun leicht, daß sich der Autor zwangvoll überhebt und seine Darstellung in Ueberschwänglichkeit ausartet. Auch sind bei solchen Schilderungen Wiederholungen nicht leicht zu vermeiden. Das Herz jenes Naturvolkes aber kann mit dem Herzen erlauscht werden, und unser Verf. besitzt herzliches Verständniß für die Leiden und Freuden, für die Vorzüge und Schwächen seines Volkes. Für die Sprache des Herzens aber ist die Feder ein geschickteres Kunstwerkzeug als jedes andere. Wie Meisterhaftes der Verfasser hierin leisten kann, beweist die eingeflochtene Novelle „Der Gebirgspfarrer".

Wie genial der Verfasser seine schlichten Skizzen mit den bedeutendsten Zeitwehen in lehrreiche Beziehung zu bringen weiß, dafür nur Ein gewiß wahrhaft originell poetisches Beispiel. Mit jenem echten Humor der unter Thränen lächelt erzählt der Verf. von seinem Besuche bei einem reichen Leinwandhändler im armen Mühlviertel.

„Mynherr führte mich im hintern Theil des Hauses in ein paar Gewölbe, in denen die blassen Leinwandstücke im Halbdunkel düster herumstanden wie die Geister verhungerter Leinweber. Um Mitternacht zersprengen sie die Goldpapierstreifen und die rosenrothen Bänder die tagesüber ihre Hüllen zusammenhalten, winden sich aus dem Mittelpunkte der Linnenspirale und schreiten schweigend aus dem Magazine, indem sie das ganze Stück wie eine grandiose Schleppe nach sich ziehen. Sie laufen auf den Dachboden, wo die Getreidesäcke und die Mehlkisten stehen, schleichen in die Speisekammern, wo Schmalz, Butter und Eier bei frischem Fleische aufgehäuft liegen; andere bewundern die Mastochsen, wieder andere begucken durch die Ritzen des Schweinekobers die fetten Borstenthiere, und können es nicht begreifen wie ihr bequemer Verleger so in Hülle und Fülle kam, da sie doch ihr Lebelang bei aller Mühe hungern mußten. So oft einer einen neuen Schatz entdeckt, ruft er die andern herbei; Das ist dann ein Rennen von einem Winkel in den andern, vom Keller auf den Boden, vom Boden auf die Tenne, von der Tenne in die Flur; dabei kreuzen, verwirren und verstricken sich ihre langen rauschenden Schleppen, daß oft die ganze Gesellschaft mit Geheul und Gepolter untereinander purzelt. Am Morgen stehen die Stücke wieder zusammengerollt und gebunden auf ihren Bretern, Leinweber mit Fleisch und Bein tragen ihre Arbeit ins Haus, und Mynherr kauft furchtlos neue Waaren um den couranten Preis."

Julius von der Traun hat sein Buch seinem Landsmann Franz Schuselka gewidmet „als eine Erinnerung an die schöne Heimat". 35.

Miscellen.

Zwei Resolutionen Friedrich's des Großen.

Preuß hat in seiner „Biographie Friedrich's II." (II, 222—35) eine lange Reihe eigenhändiger Marginalresolutionen dieses großen Mannes in seiner eigenen Orthographie mitgetheilt. Es seien nur zwei derselben hier ausgehoben:

Aus dem J. 1764. Nr. 20. Verwendung des Domcapitels zu Breslau für den Fürstbischof, daß ihm ein Theil der bischöflichen Revenuen zum Unterhalte frei gelassen werde. „er mus Seine Schulden betzalen Ein Bischof mus ohnsträflich Seindt 1 Tim. 3, 2."

Aus dem J. 1768. Nr. 60. Der Buchhändler Kanter in Königsberg bittet um den Titel als Commerzienrath. „Buchhändler, das ist ein honneter Titel."

Gustav Adolf.

In der Nördlinger Chronik steht, aus dem Jahre 1631 sich herschreibend, die artige Mittheilung: es habe einst als König Gustav Adolf in den Umgebungen Nördlingens ritt eine Lerche, welche ein Stoßvogel verfolgte, Schutz bei ihm gesucht. Er habe sie in die Hand genommen und gesagt: „Ei! mein liebes Vögelein! Gott behüte dich, du willst auch noch Schutz und Schirm bei mir haben. Wolan! Ich will es so viel möglich thun." Hierauf habe er angehalten und den verfolgten Vogel so lange in der Hand geborgen bis kein Raubvogel mehr zu sehen war, und habe endlich mit Danksagung gegen seinen lieben Gott das Vöglein wieder gesichert fliegen lassen. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Von gleich befriedigendem Eindruck, von nicht geringerer Bedeutung, und von womöglich noch stärkerer Anziehungskraft als der Stoff selbst ist, wie schon aus dem Bisherigen hervorgeht, die künstlerische Verarbeitung desselben. Der Roman stellt sich in diesem Betracht als ein echtes, wohlgegliedertes Kunstwerk dar: denn einerseits erscheint er von Anfang bis zum Ende als die poetische Versinnlichung einer einzigen unverrückten Grundidee, als die Entwickelung eines in allen Phasen der Entwickelung sich gleichbleibenden Urprincips, und als die consequente, unveränderte Bewegung nach einem und demselben Ziele hin; andererseits aber trägt er in sich eine fast unübersehliche Fülle von besondern Elementen, und zwar eine ebenso bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit der Persönlichkeiten und Charaktere als einen sich immerfort erneuernden Wechsel von Scenerien und Situationen. Was er aber auch Verschiedenartiges und Contrastirendes in sich faßt und aus sich entfaltet: — es steht immer wieder mit der ihm zum Grunde liegenden Uridee im Einklange, und erweist sich nur als das Glied eines harmonisch ineinandergreifenden Organismus, als das Vermittelungsmoment eines rhythmisch und melodisch fortschreitenden Lebens.

Die dem Roman zum Grunde liegende, und bis zum Schluß ihn als Lebensprincip durchdringende Idee ergibt sich aus Dem was wir oben über die Transsubstantiation des historischen Stoffs gesagt haben von selbst. Sie ist nämlich, abstract ausgedrückt, nichts Anderes als der tröstende und ermuthigende Gedanke: daß der Kampf des Bürgerthums mit dem Adel, so erfolglos er sich in seiner ersten historischen Entwickelungsphase darstellen möge, dennoch in seinem Schoose bereits den Keim zu einer desto innigern Versöhnung der beiden Gegensätze geborgen, und denselben zwar unter Conflicten, Gefahren und Opfern, aber darum nur um so sicherer und kräftiger zur Entfaltung gebracht habe.

Dieser Idee gemäß zerfällt nun der Stoff, durch welchen die Idee verkörpert und zur sinnlichen Erscheinung gebracht wird, namentlich der Inbegriff der im Roman miteinander in Beziehung tretenden und sich entwickelnden Persönlichkeiten, in drei Hauptgruppen. Die erste derselben besteht aus den Repräsentanten des dem Bürgerthum schlechthin feindlichen Adels, die zweite aus den Vertretern des dem Adel schlechthin feindlichen Bürgerthums; die dritte aber umfaßt alle diejenigen Personen welche in ihren Gesinnungen und Handlungen weder der einen noch der andern Seite exclusiv angehören, und vom Dichter dazu bestimmt sind jene beiden Elemente in sich zu vereinigen, und auf harmonische oder tragische Weise zur Versöhnung zu führen.

Von diesen drei Gruppen werden die beiden erstgenannten vorzugsweise durch historische Persönlichkeiten gebildet, nämlich die erste, welche gleichsam die Rechte bildet, durch den Kurfürsten und seinen Hof, die zweite, welche als die Linke zu betrachten ist, durch die Clubisten. In jeder von beiden sind drei verschiedene Grade zu unterscheiden. So erscheint auf der Rechten der Kurfürst nebst den übrigen fürstlichen Personen gleichsam als das Centrum, die Gräfin Coudenhove mit ihrem Anhang und die französischen Emigranten als Vertreter der extremsten, dagegen die Staatsmänner Albini und Johannes v. Müller, sowie die Geistlichen Stadion und Heimes als Beispiele der moderirten Aristokratie. Auf der Linken hingegen stellt sich als Kern- und Mittelpunkt besonders der Professor Hofmann und der Arzt Wedekind dar, während Böhmer die äußerste, Blau dagegen eine zur Mitte sich neigende Stellung einnimmt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die meisten dieser Personen vorzugsweise die Träger der historischen Entwickelung sind, und daher zum eigentlichen Roman gleichsam nur die äußern Factoren bilden. Nichtsdestoweniger sind sie sämmtlich, der Eine mehr, der Andere weniger, auch in die romantische Verwickelung verflochten, sodaß sie keineswegs, wie es so oft in historischen Romanen der Fall ist, nur ein vom poetischen völlig getrenntes Interesse für sich in Anspruch nehmen. Sollte aber auch bei Einigen, z. B. bei Hofmann, die Beziehung zum Roman fast allzu locker erscheinen, so greifen dafür Andere um so einflußreicher und bedeutungsvoller in denselben ein, und bringen eine innige Verschmelzung der beiden äußern Gruppen mit der innern zu Stande. Unter diesen ist die Hauptrolle auf der einen Seite der Gräfin Coudenhove

Grunde haben unter den historischen Stoffen die fremden und ausländischen, eben weil sie leichter als die nahe liegenden eine freie, ideale Umschmelzung erlauben, im Durchschnitt eine größere Anziehungskraft, besonders auf die bedeutendern Talente, ausgeübt als gerade die einheimischen und deutschen. Demgemäß finden sich unter den Erzeugnissen unserer namhaftesten Roman- und Novellendichter — man denke an Hippel, Goethe, Jean Paul, Wagner, Schefer, Tieck, Arnim, Sternberg, Scävola, Rehfues, Immermann, Gutzkow, Kühne, Auerbach, Stifter u. A. — nur sehr wenig historische Romane, und diese wenigen, z. B. Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" und „Vittoria Accorombona", Schefer's „Göttliche Komödie in Rom", Rehfues' „Scipio Cicala", Kühne's „Rebellen in Irland" u. a., behandeln fast sämmtlich außerdeutsche Stoffe. Und so ist denn auch unsers Autors poetische Thätigkeit, bis auf dieses sein neuestes uns hier zur Besprechung vorliegendes Werk, dem vorherrschenden Zuge der deutschen Romandichtung gefolgt: denn diejenigen seiner Romane die eine historische Unterlage haben bewegen sich sämmtlich auf ausländischem Gebiet; diejenigen seiner Arbeiten aber in welchen er sich die Darstellung deutschen Lebens und deutscher Gesittung zum Vorwurf gewählt hat liegen außerhalb der Geschichte, und sind wenn auch reich an Beziehungen und Anspielungen auf historische Thatsachen und wirkliche Zustände, doch ihrem Grundgehalte nach durchaus Erzeugnisse der freien Phantasie.

Stellte sich diese fast wie Geringschätzung aussehende Umgehung der deutschen Geschichte überhaupt als bedauerlich dar, so war sie insbesondere an Heinrich Koenig zu beklagen, der sowol von Seiten seines echt deutschen Gemüths und seiner deutschen Gesinnung, wie auch von Seiten seines poetischen Talents wie Wenige zu einer poetischen Verklärung deutscher Geschichtsmomente berufen schien, zumal da er nicht blos in seinen poetischen, sondern auch in seinen specialhistorischen und biographischen Arbeiten überzeugend dargethan hatte, mit welchem feinen, tiefeindringenden und unbefangenen Blick er gewisse Zustände und Entwickelungen deutscher Geschichte aufzufassen, und in wie scharfen, treffenden Zügen er das Aufgefaßte treu wiederzugeben, und zugleich in ein poetisches Licht zu rücken, und zu einem künstlerischen Ganzen zu gestalten versteht. Es werden daher gewiß Manche von Koenig's zahlreichen Freunden und Verehrern mit uns schon früher den Wunsch gehegt haben, daß sich einmal der gedachte Autor einen Stoff aus der vaterländischen Geschichte zur poetischen Behandlung aussuchen möge, und es durfte sich zu diesem Wunsche auch wol die Hoffnung gesellen, daß ihn sein eigener Genius zu einer solchen Aufgabe hindrängen, und daß er sie trotz ihrer Schwierigkeit mit besonderm Glück lösen werde, da sich ja eigentlich sämmtliche bisherige Arbeiten Koenig's, seine historischen, aber außerdeutschen Romane, seine deutschen, aber unhistorischen Novellen, seine deutsch-geschichtlichen, aber der poetischen Form entbehrenden Darstellungen nur als verschiedene und in ihrer Besonderung einseitige, aber aus dieser Einseitigkeit nach Wiedervereinigung strebende Radien eines und desselben Mittelpunkts darstellen, und also gleichsam als die Anläufe und Vorarbeiter zu einem jene drei Richtungen in sich concentrirenden Werke aufgefaßt werden mußten.

Diesen Wunsch und diese Hoffnung hat uns denn Koenig in diesem seinem neuesten Erzeugniß wirklich erfüllt, und in demselben die Literatur mit einem Werke beschenkt das sich in der That, wie die Blüte einer Pflanze, einerseits als die Concentration und Culmination seiner bisherigen Bestrebungen und Leistungen, andererseits aber auch als der Fruchtboden und Keim einer Reihe von neuen Productionen darstellt. Wenn sich daher schon die frühern Werke Koenig's mit Recht die allgemeinste Anerkennung, und einen der ehrenvollsten Plätze unter den deutschen Romandichtungen errungen, und dauernd auf demselben behauptet haben, so hat mit noch größerm Recht auch der vorliegende Roman auf eine gleich freudige und ehrende Aufnahme Anspruch, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß ihm dieselbe auch im vollsten Maße zu Theil wird, da er sich ebenso sehr durch einen bedeutenden, höchst mannichfaltigen und in allen seinen Theilen das höchste Interesse erweckenden Stoff, wie durch eine durchweg geistvolle, ebenso sehr dem Dichter und Künstler wie dem Historiker und Politiker zur Ehre gereichende Darstellung und Verarbeitung des Stoffs auszeichnet, und überdies auf jeder Seite Zeugniß davon ablegt wie der Verf. so recht inmitten des Zeitbewußtseins steht, und von den Bestrebungen der Gegenwart in politischer und religiöser, in wissenschaftlicher und socialer Hinsicht auf das innigste und lebendigste durchdrungen ist, ohne doch darüber den feinen poetischen Blick, der mit höherer Anschauung über allen Parteien schweben muß, irgendwie eingebüßt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zur Beurtheilung Napoleon's.

Schlosser ist seiner im „Archiv für Geschichte und Literatur" (II fg.) voraus angedeuteten Ansicht über Napoleon treu geblieben, wogegen Schreiber Dieses einst (in Nr. 242—244 d. Bl. f. 1826) Bedenklichkeiten äußerte, indem das Starke für Erhabenes, das Gewaltige für Großes genommen wird, und der fünfte Theil der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" spricht deswegen stets von der Größe des Mannes, mit welcher verglichen andere Zeitgenossen klein sind. Gewiß ist, er hat sie überragt, hat ihnen befohlen, und wer befiehlt und herrscht ist größer als wer dient und gehorcht. Es wird dabei eingestanden, man müsse Gedanken der Moralität vergessen, und „Denjenigen welche ihn als Idol anbeten fehle aller Sinn für Sittlichkeit und Wahrheit" („Archiv für Geschichte", V, 174). Darum heißt es: „Größe des Geistes zeigt sich überall; nach Achtung für Sittlichkeit in der Wahl der Mittel zu politischen Zwecken und nach Rücksicht auf den moralischen Werth der Menschen denen man bedeutende Posten gibt, darf man bei Bonaparte so wenig als bei allen Regierungen unserer Zeit fragen" (Ebend. 218). Ja man hat eigentlich den großen Geist verdorben, „Cabalen der Leute haben ihn zum Tyrannen gemacht (Ebend. 180); sie drängten ihn immer rückwärts (Ebend. 152); dienstfertige Gelehrte bestricken ihn sophistisch, schmeicheln seiner Neigung zur

Autokratie (Ebend. 167), lassen ihn Alle entgelten was die Meisten verdienten (Ebend. 174)." O du armer Großer, von den Kleinern Verführter!!!

Geschichtliche Größe wird gemeinhin bestimmt nach dem Gelungensein der Thaten, nach dem Bewirkten; so gelten Alexander der Große, Cäsar, Karl der Große, Friedrich II. groß. Geringfügigkeit der Mittel vergrößert die Thaten, Erhabenheit des Charakters und der Zwecke gibt das höchste-Maß, und mit ihnen kann der Unterliegende größer sein als der Sieger. Wenn nun bei andern Eroberern und Großgeistern Züge des Edlen, Nichtgemeinen durchschimmern, wird dieses bei Napoleon vermißt, vielmehr zeigt sich ein wiederkehrender Hang gemeiner Seelen, auch darin kenntlich, daß keiner von Jenen so erbärmlich geendet; man darf von der Größe erwarten, daß sie es dahin nicht kommen läßt. Wer als kühner, glücklicher Spieler, auch mit Würfelkünsten, Ungeheueres gewinnt, ist eben ein großer Spieler; verläßt ihn das Glück und verliert er Alles mit dem Allessetzen, so steht er da in seiner Nacktheit, man schilt ihn einen Thoren; seine Thorheit wird noch augenfälliger, sobald er von Mitspielern Dankbarkeit erwartet, und Napoleon machte „die lächerliche Foderung, daß er Dankbarkeit von Schurken erwartete" („Archiv der Geschichte", III, 77).

Wie sehr auch Schlosser die Frau von Staël als Salonschriftstellerin gering achtet, hätte er doch zur Beurtheilung Napoleon's von ihr lernen können. Sie spricht von dessen Despoteninstinct, den er von Anfang bis zu Ende bewies, der ihn mit schneller militairischer Auffassung gegebener Verhältnisse seinen Umgebungen überlegen machte. Manche haben Eins ohne das Andere, und ohne den aus Beidem erwachsenden raschen Entschluß, wie Menou, der in Paris über Kartätschengebrauch wider Bürger sich bedachte; Manche sind bloße Räuber bei sonstigem Soldatengeschick, wie Augereau und Massena; Andere bequem und lässig ohne starke Gewaltlust, wie Moreau; Andere zum Ausführen geschickter als zum Entscheiden, wie Berthier; Andere von republikanischen Ideen abhängig, wie Carnot, Lafayette; noch Andere niederträchtig, wie Marat, neidisch, wie Robespierre: — Bonaparte ist immer er selbst, er stellt sich voran, seine Umgebungen hinter sich, und wer Solches ohne Wanken thut und äußert, überwältigt sie. Begünstigt dann das Glück seine ersten Unternehmungen, zumal kriegerische, so ist ein Grund zur Herrschaft gelegt; Befehlen lehrt Gehorchen, Eigensinn besiegt den Fremdsinn, Wollen ein mattes Schwanken.

Bonaparte, sagt die Frau des Salon, ist nicht blos ein Mensch, er ist ein System; sie meint damit, wie er vermöge seines Herrschinstincts Alles auf Berechnung zurückführt, menschliche Willenskräfte als Zahlen betrachtet, und dabei geschickt die Einbildungskraft durch theatralische Scenen und Schilderungen zu ergreifen weiß. Unser Historiker sagt: „Er handelte immer nach den Umständen, nie nach einem System", und meint damit, keine bestimmte Staatsdoctrin, kein Ideal von Gesellschaftszustand habe ihn geleitet, so wenig wie die herkömmliche Theorie der Kriegführung und deren beschränkte Regelmäßigkeit. Beide Beurtheiler haben Recht in ihrem scheinbar entgegengesetzten Ausspruch, beide bezeichnen dadurch etwas ungewöhnlich Dämonisches, die Frau rücksichtlich innerer Humanitätszüge, der Mann in Bezug auf Veränderlichkeit äußerer Verfügungen und Maßnahmen. Beides Angedeutete hat dem Gewalthaber tiefen Haß der Völker erweckt, mehr als bloßer Despotismus, welchem die Menschen, sobald Milderes durchscheint oder feste, gleichbleibende Regel sich offenbart, leichter und oft gern huldigen.

Weder Gewaltthätigkeit, Wortbruch, Verrath rc. will der Historiker an dem großen Napoleon tadeln; denn er habe dies Alles in seiner Welt vorgefunden, habe Dies nur besser zu gebrauchen verstanden, habe einem Thugut und Haugwitz mit einem Talleyrand geantwortet, habe das Verächtliche mit Verächtlichem bedient; keine Zeit könne verlangen, daß ihr Held größer sei als sie. Necker's Tochter fodert dagegen für ihre hochgehaltene Zeit nur einige edle Empfindung, um Bonaparte zum größten Herrscher der Welt zu erheben, „nur eine Tugend, nur eine einzige Tugend"! Jener zieht den unbedenklichen starken Gebrauch des Schlechten in die Kreise seiner Bewunderung, Diese rügt die Abwesenheit des Guten für Rechtfertigung ihres Hasses. Beide dürfte man fragen: War denn die Zeit so durchaus schlecht welche einen Washington, freilich in Amerika, hervorbrachte, und muß nicht die Kraft des Schlechten gegen das Schlechte genutzt werden, um Herrschaft zu gewinnen, da der Teufel die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit vergibt? (Matth. 4, 9.) Die Französische Revolution war nicht aus Tugenden hervorgegangen; ihr Erbe nahm was er fand, und war von ihrem Geschlecht.

Liegt nun hierin einige Abwehr von Beschuldigungen, so vielleicht weniger darin, daß dieser Erbe Mittelalterliches der Feudalität, des Adels, der römischen Hierarchie in der neuen oder erneuten Zeit wiedergebracht, mit Nepotismus dazu. „Es ist schwer zu sagen", schreibt Schlosser („Archiv der Geschichte", V, 277), „ob man Bonaparte wegen der unseligen Mischung des Alten und Neuen, worauf er ausging, und woraus erst ein Zwischending entstand, dann alle Uebel unserer Zeit hervorgegangen sind und hervorgehen, loben oder tadeln soll. Er hatte Recht insofern er für den Augenblick Ruhe und Ordnung schuf; er erhielt dadurch die Mittel große Dinge zu unternehmen, er erntete, so lange er glücklich war, Früchte der Ehre und des Nutzens von seinem Eifer alles Alte zu erneuen; aber er ward auch, sobald ihn das Glück verließ, von den Freunden des Alten, die er so sehr begünstigt hatte, in die Hände seiner Feinde geliefert." Hätten die Freunde des Neuen Dies weniger gethan? Was geschieht nicht wenn das Glück den Mächtigen und Gefürchteten verläßt, und darf er an die Tage des Unglücks denken? Napoleon hat immer geerntet, auch nach seinem Fall, nämlich Dieneranhänglichkeit in St.-Helena, Sehnsucht nach den Jahren seines Ruhms und seiner Ehre; die Ernte ist kaum mit Wiederkehr seiner Asche nach Frankreich geschlossen.

Jene Revolutionsgedanken von Freiheit und Gleichheit welche das Ende des 18. Jahrhunderts jakobinisch hinrissen sind streng genommen ein Trugbild; denn Menschen werden ungleich geboren an Körpergestalt, geistigen Fähigkeiten, und abhängig von äußern Umgebungen. Titel sind Schmuck der Ungleichheit, wie das Commandeurkreuz unsers Historikers im Vergleich mit denen ohne, sie lassen sich geben und aufheben, aber nicht individuelle Geburtsverschiedenheit, so wenig als Erbschaftsbesitz oder erworbene Habe, Gedankenaristokratie und Geldaristokratie, wenn überhaupt noch Eigenthum gelten soll. Daß Jeder in dem Seinen geschützt und geschätzt werde, darin besteht das Allen Freie und Gleiche, es führt zum Unterschied der Abstammung, eines alten oder neuen Werthes, und dessen Steigen oder Sinken. Ansehen und Ehre folgen diesen Verhältnissen in der bürgerlichen Gesellschaft, und Napoleon urtheilte vielleicht zu allgemein, aber naturgemäß: „Er glaube nicht, daß das französische Volk Freiheit und Gleichheit liebe, es habe nur Ein Gefühl, die Ehre" („Archiv der Geschichte", V, 204). Nennt nun Schlosser selbst „die neue Aristokratie ärger als die alte, nämlich die der Reichen, der Beamten, der Begünstigten" (Ebend. 201), wie sollen Staaten bestehen ohne irgend eine? Aristokratie ist eine Foderung eines politischen Ganzen, demokratische Gleichheit die Grundlage religiöser Gemeinschaft; wird dieses Verhältniß umgekehrt, wird aristokratische Ungleichheit in die Kirche, demokratische Gleichheit in den Staat gebracht, so keimt ihr Verderben. Napoleon täuschte sich darüber nicht in Absicht des weltlichen Regiments, stellte aus Verkennung alles Sittlichen und der Religion das Geistliche jenem gleich, und wollte beide zu seinem Fußgestell. Er soll darin geirrt haben, „daß er den von ihm verachteten Menschen zu gefallen die Kindereien der alten Zeit zurückrief, und zu den Schwachen herabstieg, statt sie zu sich zu erheben" (Ebend. 109), — nein, er kannte das Wesen der Menschen-

zucht, und hatte zu sich nicht zu erheben bei dem Mangel eigener Erhabenheit. Seine Hofhaltung soll „Inconsequenz eines großen Mannes" (Ebend. 14) gewesen sein — es war seine Consequenz.

Unser Historiker ist Feind aller Aristokratie, besonders aber der alten Feudalität und Hierarchie des Mittelalters, sieht die Französische Revolution als deren Gegnerin, und will deshalb seine Geschichte nur bis zum deutschen Freiheitskampfe fortführen, weil es ihm in hohem Alter zu betrübend wäre „auch noch erzählen zu müssen wie sich die Hölle aufthat, wie Heuchler und Schurken die alte Nacht zurückführen wollten, und wie man bald glücklich bald unglücklich gegen den Bund der Finsterlinge kämpft". (Ebend. 668.) Die Feindschaft ist ehrenwerth, viel ehrenwerther als jene romantische blinde Liebe des Mittelalters und seiner Institute; aber warum dürfte man nicht in diesen beiden einen Mittelzustand zwischen unbedingtem Despotismus Asiens und einem wohlgeordneten europäischen Bürgerthum erkennen? Mittleres und Uebergänge sind keine Vollkommenheit, doch gestatten sie Hoffnung, und wenngleich große erwachende Hoffnungen seit 1813 getäuscht wurden, gleich denen der Französischen Revolution in ihrer nachfolgenden Geschichte, so erwäge man doch den Unterschied des seither gewordenen Zustandes von Europa mit demjenigen unter Jakobinern, Robespierre, Directorium und Bonaparte; man sage sich, daß ein bald glücklicher bald unglücklicher Kampf besser sei als gar keiner und eine unbekämpfbare Pöbel- und Kanonenherrschaft; daß Flammen der Hölle bei möglicher Abdämmung ihres Feuers erträglicher sind als ihr voller Brand. Wäre Napoleon gewesen was er sein konnte, es lag in seiner Gewalt die Doppelhöllenthore des Mittelalters und der neuen Revolutionszeit wo nicht ganz zu schließen, was vielleicht keinem Sterblichen gelingt, doch bedeutend zu verengen. Er that es nicht, schloß die Revolution, brachte Altes wieder, und siehe — nach seinem Sturz sind dankbare Sieger napoleonslüstern!

Feudalität und was sich daran schließt bleibt eine historische Wirklichkeit, und es ist unerweislich, daß europäische Völker nicht anders als in solcher Art regiert werden können, wiewol Manche Dies voraussetzen, weswegen Schlosser schwankt ob er Bonaparte wegen Mischung des Alten und Neuen, oder vielmehr Wiederbringung des ersten loben oder tadeln soll. Einer willkürlichen Asiatenregierung stehen die Formen des Feudalismus und Militairgehorsams in Europa nahe, und wer jene will gebraucht diese, er folgt seinem Instinct. Nur begleitet ihn Entrüstung europäischer Gedanken, er verkennt oder verachtet deren Gewalt, und gerade hierin ist Napoleon zu tadeln, hierin besteht seine politische Tyrannensünde, seine asiatische Verblendung die ihn zum Untergange führte.

Machiavelli gibt Regenten die es nicht durch Erbschaft, sondern durch Errungenschaft sind, den Rath Alles neu zu machen. Es geschah, aber im Stil des Alten, im Rococo des gewesenen französischen Hofs, des Schleichhandels der Cabinete, des Verhandelns der Völker. Kam nun gleich oft etwas Neugrobes in das Altfeine der Arbeit, schimpfte der Frischgewordene „alte Häuser und regierende Herren mit einem Tone der Wachtstuben", so konnte Dies bei Diplomaten und Kammerherren als eine Originalität gelten, der die Nachahmung noch nicht ganz gelungen, welche mit den Jahren sich vollenden werde. Aber Eins war nicht außer Acht zu lassen, nämlich Gewöhnung durch Stetigkeit, welche bei den Menschen für alte und neue Formen gelingt. Statt Dessen änderte der Consul und Kaiser sein Haben und Begehren unaufhörlich nach wechselnden Einfällen, brachte das unstäte Wesen seiner Mutter, der Revolution, in die stehenden Verhältnisse europäischer Ueberlieferung, schuf Throne und stürzte sie wieder um, brach heute Versprechungen die er gestern gegeben, verlor Fassung und Haltung gegen eine trotzende Inselmacht, die vom Meere geschützt war. Sicher würden „die alten Höfe und alle armen Seelen die ihnen angehörten für den Zweck der Universalmonarchie besser gedient haben als die neuen Dynastien und Einverleibungen welche er vorzog" („Archiv der Geschichte", V, 667); allein er wollte seine Dynastie zur ältesten von Europa machen, eine Unmöglichkeit so lange noch Aelteres bestand, dem er ähnlich zu werden suchte, „dessen Meinung und Beifall, sowie aller ihm anhängenden Privilegirten ihm gar nicht gleichgültig blieb"; was Schlosser als Schwäche bezeichnet die ihn stürzte. (Ebend. 180.) War Dies Schwäche, so war es eine des Uebermuths, zugleich thöricht und widersinnig; denn hochgeboren kann Niemand sein der es nicht ist, aber hoch steigen kann möglicherweise Jeder und sich den Hochgeborenen gleichstellen; er begegne dann dem Adel der Geburt durch Adel der Gesinnung, nicht durch Huldigung eigener Eitelkeit mit fremden Eitelkeiten.

Thorheit, Widersinn, übermüthige Schwäche und Eitelkeit machen Alles eitel, selbst Starkes und Gewaltiges, dem das Größere fehlt welches über Eitelkeiten hinaus liegt. Wer nicht durch Gnade Gottes throngeboren, sondern durch Gnade seines Säbels thronseßhaft ist, verschmäht leicht den Gedanken eines Größern und verlacht in stolzem Selbstbewußtsein jede Nemesis. Diese hat mit kleinlicher Policei von St.-Helena den Schöpfer schändlicher Policei ereilt; mit ihm sind Neukönige und Neuprinzen in Europa verschwunden, außer einem Schößling den er selber nicht gepflanzt. Schlosser's Bild des Mannes ist historisch, nur bemüht sich der Maler das Grelle und Grauenhafte desselben zu beschwören, indem er auf mattere Aehnlichkeiten anderer historischer Bildnisse hinweist, das Starke der Farben und Schatten als großen Vorzug rühmt, dem die schlechten Bewunderer unbedingt sich hingaben und hingeben. 34.

Literarische Notiz aus England.

Ein neuer Roman von Mrs. Trollope.

Er heißt „The three cousins" (3 Bde., London 1847) und zeugt für die unvermindert kräftige Charakterzeichnung welche den Ruf der Verf. begründet hat. Im Uebrigen gehört er nicht zu ihren besten. Die Geschichte ist Wenig werth, selbst abgesehen, daß nur ein felsenfester und blinder Glaube sie für wahr halten kann. Blos die Personen sind gut gemalt und streng gesondert. Auch scheint die Verf. ihr Augenmerk hauptsächlich auf Entwickelung scharfer und greller Contraste gerichtet zu haben, und Das ist ihr allerdings gelungen. Die drei Cousinen vertreten die drei Stationen des Frauenthums; die Erste ist Gattin, die Zweite Witwe, die Dritte Mädchen, ihr Alter in entsprechender Scala. Den Anfang macht eine sehr verwickelte Familiengeschichte, aus welcher Mancher nicht klug werden dürfte. Im Fortgange der Erzählung entwirrt sich Das, und die in kecker Individualität auftretende Gattin und Witwe weichen zurück um dem Interesse Raum zu geben welches bis zum Schlusse auf das Mädchen übergeht. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Der Stoff des Romans, so weit er in geschichtlichem Boden wurzelt, ergibt sich aus dem Titel. Wir finden also darin eine poetische Behandlung der Schicksale von Mainz in den Jahren 1791—93, mithin zunächst eine Schilderung der ersten thatsächlich sich äussernden Wirkungen welche die Französische Revolution in Deutschland hervorrief, und zwar nicht nur der sympathetischen Regungen und Gährungen welche sich im Volke, und besonders in den gebildetern Schichten desselben zeigten, und zur Bildung eines für Freiheit und Gleichheit schwärmenden Clubs Anlaß gaben, sondern auch der reactionnairen Bewegungen, welche zu Gunsten des ancien régime im deutschen und französischen Adel und unter den am Hofe des Kurfürsten sich versammelnden deutschen Fürsten vor sich gingen; sodann die Erzählung von der Flucht des Kurfürsten und der bald darauf erfolgenden Uebergabe der Stadt an die Franzosen; ferner die Schilderung des völlig trostlosen und anarchischen Zustandes unter dem Regiment der Clubisten und der französischen Besatzung, und endlich die Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen, die Zersprengung des Clubs und die Wiederherstellung der kurfürstlichen Regierung.

Betrachten wir diesen Stoff zunächst von Seiten seines allgemeinen Charakters, so stellt sich die Wahl desselben für eine poetische Behandlung, namentlich mit Rücksicht auf den jetzigen Zeitgeschmack, als eine höchst glückliche dar: denn er gewährt das volle Interesse eines Kampfes in welchem das Alte mit dem Neuen, das Vorrecht mit dem Gemeinrecht, der Bestand mit der Idee um die Herrschaft ringt. Dies Interesse muß aber hier um so lebendiger sein, als der Kampf dessen Schilderung wir hier erhalten selbst noch in frischem Andenken ist, und als er der erste Widerhall des grossen, von Frankreich ausgehenden und ganz Europa durchschütternden Freiheitsschreis innerhalb unsers Vaterlandes, und die erste Kreisung jenes Umschwungs, der erste Wirbel jenes Sturmwinds war der noch jetzt nicht ausgestürmt hat, und in immer weitern Kreisen die Herzen des deutschen Volks mit sich emporreißt.

Nicht minder anziehend zeigt sich der Stoff von Seiten seiner einzelnen realen Bestandtheile. Bietet er doch in buntem Wechsel Pöbelaufläufe und glänzende Hoffeste, Volksversammlungen und Fürstencongresse, Intriguen von Maitressen und Pfaffen und Kriegs- und Belagerungsscenen, kurz alle jene Ingredienzien durch die ein Roman stoffreich und lebendig gemacht wird, und die sich am fügsamsten zu spannenden Verwickelungen, überraschenden Auflösungen, fesselnden Situationen und bunten Scenerien verarbeiten lassen. Noch ein höheres Interesse gewährt er jedoch durch die lange Reihe politisch- oder literarisch-wichtiger Persönlichkeiten die in denselben entweder wirklich verflochten sind oder wenigstens den Schauplatz der Handlung beleben helfen. Außer dem Kurfürsten und den damals regierenden Monarchen von Oestreich und Preußen und andern fürstlichen und prinzlichen Personen erinnere ich nur an Forster und dessen Frau, die spätere Therese Huber, an Huber selbst, an Johannes von Müller, an Albini, an Sömmerring, an Goethe, an Heinse, an die Professoren Hofmann und Blau, an Böhmer, an Eickemeier, an Custine, an Dalberg u. m. A., welche sämmtlich theils durch ihre Handlungen und Schicksale, theils durch ihre treffenden und geistreichen Beurtheilungen der Zeitereignisse nicht Wenig dazu beitragen dem kurzen und durch diese Kürze sich übersichtlich zu einem in sich geschlossenen Ganzen abrundenden Zeitabschnitt einen überaus reichen und mannichfaltigen Inhalt zu geben.

Beiweitem nicht so vortheilhaft stellt sich der Stoff dar wenn wir denselben in seiner concreten Totalität, und von Seiten seines Gesammteindrucks betrachten; ja wer ihn vom nationalen, patriotischen Standpunkte aus ansieht, wird vielleicht an der Wahl desselben in mehr als einem Betracht Anstoß nehmen. Warum, kann man fragen, hat sich der Autor aus der deutschen Geschichte gerade eine solche Partie ausgesucht, in welcher sich Deutschland und die Deutschen so überaus schwach, lächerlich, ja man kann sagen erbärmlich darstellen? Warum ruft er gerade eine Reihe von Thatsachen und Ereignissen ins Gedächtniß zurück auf welche Jeder, mag er der absolutistischen, der radicalen oder der gemäßigten Fraction angehören, nur mit dem Gefühl der höchsten Beschämung und Trostlosigkeit zurückblicken kann? Wenn

es dem Dichter um Förderung und Verherrlichung liberaler und nationaler Gesinnungen zu thun war, warum hat er dann seine Poesie gerade an eine Bewegung verschwendet die so undeutsch in ihrem Beginnen, so verkehrt und ausartend in ihrem Verlauf, so ohnmächtig und nichtig in ihrem Erfolge war? Oder wenn er den Sieg des Despotismus und Servilismus in ein poetisches Licht rücken wollte, warum hat er dann eine Katastrophe gewählt in welcher sich die Vertreter dieser Principien so ganz traurig und verachtungswürdig darstellen? Oder endlich, wenn er dem Juste-milieu, der ruhigen, organischen Reform zu dienen gedachte, warum hat er dann gerade einen Vorgang behandelt in welchem just die gemäßigten Tendenzen einen so unglücklichen, entmuthigenden Ausgang nahmen, ja nicht einmal zu einer vorübergehenden Geltung gelangen konnten? Es läßt sich nicht leugnen, daß in diesen Bedenken viel Wahres liegt. Der Stoff an sich wie ihn die Geschichte bietet ist in seiner rohen, unverarbeiteten Gestalt allerdings höchst unerquicklich und deprimirend, und bietet mithin in sich selbst durchaus keinen poetischen Genuß. Er ist nicht harmonisch-schön: denn er besteht in einem Kampfe mit rein nichtigem Resultat; er vermag aber auch nicht tragisch zu wirken: denn die kämpfenden Mächte entbehren beide jener heroischen Größe und Erhabenheit, die durchaus nothwendig ist wenn wir ihrem Uebermuth unsere Bewunderung und ihrem Untergange unser Mitleiden schenken sollen. Aber ebenso wenig macht er in seiner Negativität einen komischen Eindruck: denn was in dem Conflicte zu Grunde geht, ist wenn auch nicht seiner realen Erscheinung, doch seiner idealen Bedeutung nach viel zu gewichtig, und auf das engste mit Deutschlands heißesten Wünschen und heiligsten Bestrebungen verwachsen, als daß wir, die wir noch jetzt fort und fort das Absterben anfangs stets allzu üppig emporschießender Freiheitsbäume zu beklagen haben, seinem Untergange mit Lust und Lachen zusehen könnten. Es muß also zugestanden werden, daß sich der Verf. durch die Wahl eines solchen, an sich das ästhetische Bedürfniß völlig unbefriedigt lassenden Stoffs eine höchst schwierige und misliche Aufgabe gestellt hat, indem es nothwendig einer doppelten und potenzirten Kunst bedurfte, wenn nicht der deprimirende, unerfreuliche Eindruck welcher vom Material ausgeht auch in das Kunstwerk mit überfließen, und die Arbeit des Dichters um jeden wohlthuenden Effect betrügen sollte.

Es fragt sich nun: hat der Autor diese Kunst besessen? Nach unserm Gefühl im vollsten Maße, und in so feiner, geschickter Weise, daß wir gerade diese Ueberwindung eines in seinen Einzelheiten zwar höchst günstigen, aber in seiner Totalwirkung fast unbrauchbaren Stoffs als eine der bewunderungswürdigsten Seiten des Romans anerkennen müssen. Die Mittel durch welche er diese Wirkung erreicht hat sind folgende: Erstens verzichtet er von vornherein darauf den von der Geschichte gebotenen Stoff zum Gegenstande der eigentlichen Spannung zu machen, und für den Verlauf des zwischen den beiden Parteien bestehenden Kampfes eine größere Theilnahme zu erwecken als gerade der Moment welcher eben besprochen wird in sich selbst verdient. Demgemäß stellt er sich von vornherein über den Stoff, und hebt somit auch den Leser zu einer gleich ruhigen und unbefangenen Auffassung empor. Es könnte scheinen als ob damit das Interesse an der Geschichte überhaupt aufgehoben würde. Dem ist aber nicht so. Indem er die Theilnahme von dem Fortgange der Entwickelung ablenkt, weiß er die Aufmerksamkeit um so stärker an den eben in Rede stehenden Durchgangspunkt zu fesseln, und demselben den gerade ihm inwohnenden stärkern oder schwächern, heitern oder ernsten Effect in vollstem Maße abzugewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Politische Bilder aus der Zeit. Herausgegeben von Arnold Ruge. Zweiter Band. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Poetische Bilder aus der Zeit. Herausgegeben von Arnold Ruge. Zweiter Band. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Programm dieser beiden periodischen Erscheinungen ist unsern Lesern, wenn wir uns recht erinnern, schon einmal mitgetheilt und also hier keine Veranlassung es von neuem zu besprechen und auf das Interesse dieses Unternehmens aufmerksam zu machen.*) Ein vor Nr. 2 gegebener Prospectus verheißt eine dritte periodische Publication, „Die Akademie", ein philosophisches Taschenbuch, welches philosophisch, ästhetisch und publicistisch die Zustände der Gegenwart kritisiren, und so in Verbindung mit den „Poetischen Bildern" und den „Politischen Bildern" eine Fortsetzung der „Deutschen Jahrbücher" „in freierer und gereinigter Form" werden soll.

Die „Politischen Bilder" beginnen mit einer Erinnerung an den unlängst verstorbenen Geschichtschreiber Luden, nämlich mit einem Aufsatze desselben, der freilich vor bald 30 Jahren geschrieben, aber leider doch immer noch in manchem Beziehungen ein Spiegel der Gegenwart ist. Luden begleitete das 1821 erschienene Werk von Neigebaur über die provisorische Verwaltung der Rheinlande mit einer Vorrede; während er eine zweite nur dem Verfasser einhändigte, dieselbe die jetzt gedruckt ist. Es ist eine Anrede an das deutsche Volk, die Luden damals aus seinen Papieren wieder hervorsuchte, als er, durch jenes Werk angeregt, wieder einmal alle Proclamationen aus dem Jahre 1813 las: — vortreffliche Stilübungen, in denen wir es noch sehr weit hätten bringen können, wenn uns nur die Zeit gelassen wäre, wie er mit bitterer Ironie hinzusetzt.

„Ein Brief aus Paris" gibt ein rasch skizzirtes Bild des französischen Ministeriums und der Presse. „Der ferne Westen" ist gleichsam ein Häufchen Blätter, aus einem amerikanischen Tagebuch gerissen, aber in ihrer Kürze, in dem unaufhaltsamen Weiter! nach Westen, sehr geeignet uns beschränkten europäischen Augen eine Vorstellung von dieser Ferne des Westens der Neuen Welt zu geben. Wahrlich, wenn bei uns nicht andere Fernen und Tiefen erobert würden, wenn unser Blick sich nicht aus dem engsten Kreise in die verschiedensten Gebiete des Wissens so mächtig erweiterte, und wenn nicht so viel Cultur auf dieser deutschen Erdscholle zusammengedrängt wäre: man würde vor sich selbst zu verschwinden meinen, beim Vorstellen dieses ungeheuern Gebiets in das die erobernden Menschenströme von Jahr zu Jahr sich breiter ergießen.

*) Wir haben in Nr. 213—217 d. Bl. für 1847 ausführlich über beide Schriften nach dem ersten Bande berichtet. D. Red.

Ein sehr gediegener Beitrag ist der Aufsatz „Die Staatsveränderung in Preußen". Es ist dem Verf. wirklich gelungen ein politisches Bild daraus zu machen, so weit es möglich war; eine scharfe Kritik hat Licht und Schatten voneinander gesondert, die Hauptpunkte energisch hervorgehoben, und das Unbedeutendere ist theils in den Hintergrund getreten, theils ist der Pinsel rasch darüber weggegangen. Es ist etwas Dramatisches in dieser Art die Wendepunkte, die principiellen Conflicte, die Katastrophen zur Hauptsache zu machen und das Interesse dafür anzuspannen; zuletzt treten auch die vorzüglichsten Persönlichkeiten des Landtags charakterisirt auf; namentlich über Vincke ist manche feine Bemerkung gemacht. Zu bedauern ist nur, daß das preußische Volk keinen Platz in diesem Bilde einnimmt, da man freilich die verschwiegenen Gedanken und Sympathien weder fassen noch zeigen kann. Folgende Stelle aus der Charakteristik Vincke's möge zur Bestätigung unsers Lobes dienen:

„Durch und durch Aristokrat, sieht er von der Höhe einer unabhängigen und ehrenvollen Stellung mit unbefangenem Blick auf die künstliche Verwickelung der Verhältnisse herab, und betrachtet sie mit der Ironie eines freien Mannes der selber wenig von ihnen zu leiden hat. Er spricht nie über eine wichtige Frage ohne vorher die gründlichsten Studien gemacht zu haben, er überläßt sich nie dem Pathos, er spricht stets in der leichten, gebildeten Weise eines vornehmen Mannes, der selbst einen gelinden Anflug von Cynismus vorbringen kann ohne roh zu werden. Seine Gegner behandelt er mit einer Bonhommie die eine souveraine Verachtung in sich schließt, sein Spott kennt keine Rücksichten; er fügt sich keiner Partei; wer ihm folgen will der möge es thun, er steht allein auf sich selbst und ist stets ganz mit sich einig, unerschütterlich. Mit ruhiger Ironie löst er die Floskeln auf welche seine romantischen Gegner ihm entgegenschleudern; er ist immer polemisch und überrascht den Gegner wenn er es am wenigsten erwartet mit einigen geschickten Stößen, die stets treffen. Empfindlich gegen jeden persönlichen Angriff, ist er selber stets persönlich, und es gibt für ihn nichts so Heiliges, daß er nicht einmal seinen Spott damit triebe. Aber dieses Spiel ist nur äußerlich; die Grundlage seines Charakters ist eine entschieden politische Gesinnung, die sich nicht allein an seine Einsicht, sondern an seine Ehre knüpft."

Es folgt nun eine Reihe von Briefen über deutsche Zustände wie sie einem amerikanischen Auge erschienen sind — oder doch erscheinen würden; denn wir mögen nicht entscheiden, ob diese Briefe sämmtlich so wie sie abgedruckt aus amerikanischer Feder geflossen sind. Wahrscheinlich sind wirkliche Mittheilungen benutzt, jedenfalls aber ist der Charakter consequent festgehalten, und es ist ein interessantes Schauspiel für den Deutschen, zu sehen wie dem Amerikaner diese Zustände abwechselnd sehr einfach erscheinen, auf überraschende Pointen reducirt werden, und wie dann wieder Das was uns alle Tage begegnet, und sich uns aus unserer ganzen Umgebung und Vergangenheit als das Natürlichste von der Welt erklärt, dem Sohne der Republik und des Landes ohne Geschichte ganz unbegreiflich und wunderlich erscheint. Die religiöse und die politische Bewegung ist der Stoff dieser Briefe; außerdem aber findet sich, da sie auf einer Sommerreise durch Deutschland geschrieben sind, eine sehr unterhaltende Curiositätensammlung von principiell-charakteristischen Menschen und Aeußerungen in ihnen zerstreut. Die Conversationen mit dem Consistorialrath aus Magdeburg und dem Prediger Lampe aus Sachsen, sowie die mit den manheimer Radicalen sind in den meisten Punkten wirklich wie dem Leben abgelauscht, und ohne ganz direct Persönlichkeiten zu compromittiren, werden sie doch Angst und Schadenfreude in den entgegengesetzten Heerlagern erregen. An den Sachsen wird im Gegensatz zu den Preußen gerühmt, daß sie anfangen auf Formen ein großes Gewicht zu legen. Freilich, heißt es in Bezug auf die Justizreform:

„In Sachsen erschrak man vor dem bloßen Wechsel; in Preußen scheut man auch die engsten Schuhe nicht, man wird den Fuß danach zuschneiden wenn er zu groß ist; also ohne alle Discussion nahm man hier das Resultat der sächsischen Discussion an. In Sachsen debattirte, in Preußen decretirte man die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Aber ich sage: die Debatte ohne das Decret ist besser als das Decret ohne die Debatte, weil es besser ist seine Gründe und Foderungen zu entwickeln als einem Befehl zu folgen an dem man keinen Theil hat; und es wird sich zeigen, daß nun in Sachsen die Geschworenen auf die Tagesordnung kommen, weil die Debatte unterdessen auf den öffentlichen Geist gewirkt hat."

Die Frage des letzten Aufsatzes: „Der Sonderbund, und wie er aufzulösen?" hat inzwischen ihre praktische Antwort schon erhalten.

Nr. 2, die „Poetischen Bilder", beginnen mit einem einactigen Trauerspiel von G. Freytag, dem talentvollen Verfasser der „Valentine". Der Stoff ist nicht nur modern im Allgemeinen, sondern der Reiz liegt in der sehr ausgeprägten Individualisirung des Helden, in der Aufdeckung des intimsten, geheimsten Leidens an dem unsere Zeit und vor Allem unser Volk krankt. Der „junge Gelehrte" ist kein Mann der Freiheit im gewöhnlichen Sinn; seine Natur ist zu contemplativ, sein Gemüth zu liebevoll weich, als daß er sich entschließen könnte einer Partei anzugehören, obwol eine Partei ihn zu den Ihrigen rechnet und ihn für die praktische Wirksamkeit zu gewinnen sucht. Aber jene sanfte Ruhe ist nicht probehaltig; ein herzerschütternder Verlust läßt ihn endlich das Leiden der Thatlosigkeit in seiner ganzen lastenden Schwere erkennen. Er reißt sich aus seinen halbaristokratischen Sphären los und geht in das Volk. Aus den wenigen Scenen dieses Drama haucht uns eine Innigkeit des Gemüths, eine Wärme der Empfindung entgegen, welche uns vollends davon überzeugt haben, daß Freytag ein Dichter ist und eine Zukunft hat, während die „Valentine" den ersten Punkt wenigstens unentschieden ließ, wenngleich sie das Zweite wohl schon verbürgen konnte.

Die Novelle von Hebbel: „Herr Haidvogel und seine Familie", gibt allerdings ein sehr unerfreuliches Familienbild, wie wir das von Hebbel schon gewohnt sind; aber man wird nicht umhinkönnen die Wahrheit und Kraft der Zeichnung zu bewundern. Hebbel's Erfolg wird entschieden sein sobald er sich andere Stoffe wählt. Ueber die außerdem noch mitgetheilte Scene aus seinem Trauerspiel „Julia" läßt sich nur sagen, daß der darin auftretende Hauptcharakter zu sehr nach Grabbe'scher Art chargirt ist als daß wir den titanischen Elementen die in ihm liegen Geschmack abgewinnen oder Erfolg auf der Bühne vorhersagen könnten.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck machen die Scenen aus dem Drama „Die Republikaner" von Julius Fröbel. Namentlich in der Volksversammlung treten die einzelnen politischen Charaktere, so fein und scharf nuancirt sie sind, doch mit Farben gemalt auf die nicht grell, nicht romantisch-excentrisch, sondern dem Leben und der Wirklichkeit verwandter sind als man bisher der Poesie erlauben wollte. Wir hören, daß in Leipzig die Aufführung dieses Drama; dessen Stoff der schweizerischen Geschichte angehört, vorbereitet wird; und wir sind gespannt, ob dem bisher an eine gewisse romantische Färbung der Politik gewöhnten Publicum diese Wirklichkeit zusagen wird. Es ist gewissermaßen eine Probe auf die gegenwärtig erreichte politische Bildung, die dabei gemacht werden kann. Indeß müßte man freilich das ganze Stück vor sich haben um ausführlicher darauf eingehen zu können.

In den Gedichten von Theodor Althaus sind die Momente festgehalten in denen eine schon überwundene und aufgegebene Weltanschauung noch einmal mit der ganzen Macht einer schönen Jugendliebe das Herz in Erinnerung und Sehnsucht bewegt. Wie dies Niedertauchen in die verschollenen mystischen Tiefen des religiösen Gefühls und dieser Verklärungsschimmer über dem „heiligen Schmerzensangesicht" am Kreuze gerade in einem von Ruge redigirten Taschenbuch erscheinen,

begreift sich einigermaßen aus dem vorausgesandten „Prolog“ und aus dem letzten Gedichte, in welchem klar und ohne mystische Anklänge der Abschied genommen wird.

„Ein Tag in der gräflichen Familie“, von Fritz von Mannhardt, ist eine quasi Dorfgeschichte aus Böhmen, aber von ganz anderer Natur als die gewöhnlichen. Die Bewohner dieses schmuzigen, zerfallenen Hauses sind nicht etwa Bauern, sondern die Mitglieder der gräflich Plankendorf'schen Familie, die durch die noblen Passionen ihres Hauptes und durch die Speculationen ihres Verwalters so weit heruntergekommen ist, daß die arme junge Gräfin, deren bürgerlichen Reichthum der Grafentitel gekapert hat, aufs grausamste aus ihren schönen Phantasien gerissen wird. Das wüste tragikomische Leben und Treiben in dieser gräflichen Bettelwirthschaft ist so anschaulich geschildert, daß die Modelle eben nicht gefehlt zu haben scheinen. Ein Schlußbild zeigt uns den Grafen als Croupier in einem Badeorte, wo er seine von ihm getrennte Frau nöthigt ihm eine Rente auszusetzen, den Verwalter aber als Gutsherrn in dem neu und solid aufgebauten Herrenhause.

„Die Pariserin“, von Arnold Ruge, greift zwar etwas in die Vergangenheit zurück (bis 1830), doch ist diese Zeit bei unsern überrheinischen Nachbarn noch so populair und unveraltet, daß sie dieselbe gern wieder zur Gegenwart machen möchten. Die Novelle ist leicht und piquant geschrieben; vielleicht wechseln die einzelnen Bilder etwas zu rasch, obwol nicht zu leugnen ist, daß die Klarheit und Uebersichtlichkeit dadurch gewinnt. Das Thema scheint uns nicht allein die Theilnahme eines Deutschen am französischen Freiheitskampfe zu sein, sondern die Conflicte zwischen deutschem Idealismus und französischer Frivolität; überhaupt mehr die Einwirkungen der französischen Atmosphäre auf ein deutsches Gemüth. German, ein Deutscher, der in Deutschland „unmöglich“ geworden ist, macht auf der Ueberfahrt von England nach Frankreich Bekanntschaft mit einer französischen Dame, die ihn durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre unverhelenen revolutionnairen Sympathien gleich stark fesselt. Ein royalistischer Colonel von der Garde und eine in politischer Beziehung nicht unähnlich gesinnte deutsche Freundin der „Pariserin“ sind Nebenpersonen und in gewisser Art Gegenbilder. Aber wenn auch durch die Zufälligkeiten der Reise, durch einige Gelegenheiten in denen German seinen Muth und seine Tüchtigkeit bewährt hat ein freundliches Band zwischen ihm und der schönen Französin geknüpft ist, so „hangt und bangt“ das deutsche Gemüth doch noch in jedem Augenblicke, ob sie auch wirkliches Interesse und etwas Mehr als bloßes Interesse für ihn habe. In dieser verliebten Stimmung kommt German in die schwüle Atmosphäre die vor den letzten Julitagen über Paris brütete; ein junger französischer Freund weiht ihn in die Complote ein; wir machen eine Versammlung der Gesellschaft Aide-toi mit und werden auch in den Salon der Pariserin, wo die Crême der Revolutionnairs sich trifft, eingeführt. Der junge Franzose, dem German seine bescheidenen Zweifel und seine deutsche Liebe anvertraut hat, lacht ihn gründlich aus und versichert ihn, Florienne werde ebenso lieben wie er es gestern in der Chaumière gesehen habe; es sei eine alte deutsche Phantasie, sich erst durch alle möglichen Heldenthaten des hohen Preises würdig zu machen, und er möge es nur vor der Revolution probiren. German's rheinisches Blut ist von dem ganzen berauschenden Strudel dieses pariser Lebens in Wallung; er will doch kein deutscher Gimpel sein und am Ende gar Florienne die Judith spielen lassen, um den Colonel St.-Amand zu gewinnen, — kurz, er faßt sich ein Herz, macht elegante Toilette und geht eines Morgens, während in den Straßen schon hier und da Flintenschüsse knallen und Barricaden improvisirt werden, zu Florienne. Ihre aufmunternden Worte machen ihn kühner; in der Begeisterung mit der sie dem Kampfe entgegensieht erscheint sie ihm doppelt schön, und er versucht leidenschaftlich gewaltsam den schönsten Siegespreis schon vor dem Kampfe zu erobern. Florienne liebt ihn, aber diese Gewalt empört sie, sie entreißt sich ihm und schleudert ihm ihre zürnende Verachtung entgegen: „Dies ist ein Tag für Helden, aber nicht für einen Wüstling ohne Ideal und Ehre!“ German, betäubt, niedergeschmettert, rafft sich endlich auf und eilt in die Straßen, um wenigstens im ehrenvollen Kampfe den Tod zu finden, da er sich selbst verächtlich scheint. Mit der Wuth der Leidenschaft stürzt er überall voran; und wenn auch drei Tage das Blut wohl abkühlen können, wenn er am letzten auch schon wieder im Kampfe Selbstgefühl und edle Besonnenheit gewonnen hat, so ist doch die Verachtung des Todes geblieben. Wir verlassen ihn im Schloßhofe des Louvre, wo er über die eroberte bourbonische Fahne hingesunken ist. Aber es geht noch Alles gut; nach einigen Tagen finden wir ihn bei seiner liebenswürdigen Krankenwärterin, der versöhnten Florienne.

Hinsichtlich der Darstellung ist dem Ref. aufgefallen, daß bei der Motivirung die Phantasie zuweilen etwas zu frei mit der Wirklichkeit geschaltet hat. 18.

Notizen.

Alterthümer zu Pompeji.

In Pompeji ist vor kurzem ein Wohnhaus ausgegraben worden das an Reichthum und Geschmackfülle alles bis dahin Aufgefundene weit übertrifft. Das offene Vestibulum ist, wie erzählt wird, mit Mosaik gepflastert, die Wände sind mit geschmackvollen Gemälden geziert. Das Atrium stößt an das Tablinum und das Empfangzimmer; und das letztere führt nach dem Speisegemach, welches mit Gemälden aus der Götterlehre in Lebensgröße ausgeschmückt ist. Hier befanden sich mehre Triclinien, unsern neuern Sophas nicht unähnlich, die reich mit Silber verziert waren. Das Empfangzimmer geht auf einen Garten hinaus wo sich ein schöner Springbrunnen befindet den ein kleines Standbild des Silenus schmückt. Das Wasserbecken ist von den trefflichsten Bildhauerarbeiten in Marmor eingeschlossen. An das Hauptgebäude selbst stößt ein zweites Atrium, wo das Gesinde sich aufhielt. Dort stand ein vierräderiger Wagen mit eisernen Rädern und vielen bronzenen Verzierungen. Auch in der Küche gab es viele bronzene Verzierungen und Geräthschaften; und an manchen Stellen waren nach 1800 Jahren noch Spuren von Rauch sichtbar. Die Gemächer des Wohnhauses enthielten vielerlei zierliches Geräthe von Gold und Silber, Vasen, Candelaber, bronzene Münzen, mehre Behältnisse zu chirurgischen Instrumenten u. s. w. Das Seltsamste an diesem Gebäude ist, daß ein zweites und selbst ein drittes Stockwerk sich darin findet, zu denen man mittels einer breiten Treppenflucht gelangt. Auf einem kleinen Gemälde in der Nähe der Treppe stehen der Name und Rang des Eigenthümers in kaum leserlichen Buchstaben; es scheint daraus hervorzugehen, daß er einer der Decurien oder Senatoren von Pompeji war. Alle Wände und Gemächer sind mit komischen und tragischen Gemälden verziert, deren eins ein junges Mädchen mit einer Larve und einem Flageolet darstellt. Aus diesem Grunde hat das Haus den Namen Casa della sonatrice, auch Casa dell' Ercole ubbriaco erhalten.

Angelsächsische Münzen.

Kürzlich wurde in London eine kleine Sammlung auserlesener Münzen aus der angelsächsischen Zeit sowol wie aus spätern Zeitaltern bis auf die Stuarts herab öffentlich versteigert. Den höchsten Preis 10 Pf. St. 5 Sch. erhielt eine äußerst seltene Münze Ceowulf's. Eine Münze Edward's des Aeltern, die in Lindsay's Werk abgebildet ist, wurde mit 6 Pf. 2 Sch. 6 Pence erstanden; ein Eadred, muthmaßlich das einzige vorhandene Stück dieser Münze, für das Britische Museum mit 6 Pf. 10 Sch. Ein Oxford-20-Schillingstück Karl's I. mit der Jahreszahl 1643 und sehr wohl erhalten ging mit 9 Pf. 9 Sch. fort. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Ein noch größeres, allgemeiner wirkendes und tiefer packendes Interesse aber flößt der Dichter dem von ihm geschilderten Kampfe zweitens dadurch ein, daß er ihn fort und fort als ein wüstes Vorspiel der gegenwärtigen Kämpfe darstellt, und ihn gleichsam als Warnungszeichen ausstattet ebenso wol für Die welche durch einen falschen Freiheitsschwindel der Sache der Freiheit, wie für Jene welche durch selbstsüchtiges und engherziges Festhalten an abgelebten Vorrechten und Privilegien der Aufrechterhaltung der Ordnung und dem Princip der Legitimität zu dienen wähnen. Diese mahnende, paränetische Seite des Stoffs hat denn auch der Dichter überall in den Vordergrund gestellt, und auf diese Weise seinem Romane zugleich die Bedeutung einer Zeitrichtung gegeben in welcher der Leser auf alle Fragen deren Lösung die Hauptaufgabe unserer jetzigen literarischen und politischen Bestrebungen bildet ebenso treffende als ruhig erwogene Antworten findet. Natürlich gibt aber diese der Dichter nicht aus eigener Person, und kleidet sie nicht in ein abstractes Raisonnement ein, sondern er läßt sie vielmehr in concreten Gestaltungen aus dem Verlauf der Geschichte selbst resultiren, oder legt sie den in die Geschichte verflochtenen Persönlichkeiten in den Mund, unter denen mehre, namentlich Forster, Blau, der Abt Isaachy u. A. innerhalb der thatsächlichen Entwickelung fast dieselbe Stelle ausfüllen die der Chor in den griechischen Tragödien einnimmt. So läßt er z. B. den Abt Isaachy, einen greisen Priester, vor den höchsten Potentaten Deutschlands auf die Frage des Kronprinzen von Preußen: ob er meine, daß alle Menschen gleich sein könnten, Folgendes antworten:

Nicht die Menschen, Hoheit, können einander gleich sein, weder in gesellschaftlicher Geltung noch in bürgerlichem Besitz; sonst müßten wir die Natur und den Himmel verklagen, die ihre Gaben und Schickungen so ungleich vertheilen. Nein, diese französische Losung der Zeit ist irrig oder wird misverstanden. Aber die Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens, die kirchlichen, staatlichen und gewerblichen Einrichtungen sollten ihre Wohlthätigkeit auf Alle gleichmäßig und ohne Unterschied des Standes und der Person verbreiten, in der Weise wie Licht und Luft, diese großen Schaffner des natürlichen Daseins, wirken. Dabei bliebe doch immerhin Herrschen und Dienen die ewige Ordnung der Welt, und in Beidem liegt auch eine Fülle von Beseligung, die nur dadurch gestört wird, daß unsere Lebenseinrichtungen die einzelnen Menschen in ihrem besten Streben so ungleich begünstigen. Denn nicht blos in der Stellung des Regenten zu den Unterthanen, sondern in jedem Lebensverhältniß, in jedem Beruf und Geschäft kehrt diese ewige Ordnung von Herrschen und Dienen wieder. Aber Zeit und Gewalt haben solche göttliche Ordnung verrückt, sodaß Der nicht mehr zum Herrschen gelangt der die ursprüngliche Krone dafür in seiner Brust trägt, und Der sich nicht zum Dienen bequemen will dem ein ererbtes Diadem die ungeweihte Stirne schmückt. In allen Verhältnissen ist die Uebereinstimmung des innern Berufs mit der äußern Stellung nicht blos gestört, sondern unmöglich gemacht. Dieser Lebensaccord ist verstimmt; ein allgemeines Unbehagen verbreitet sich, wie Gewitterschwüle vor einem Wetter, und dies Wetter heißt Empörung, Umsturz, oder auch — Erneuerung der Lebenselemente des Herrschens und Dienens.

Und derselbe Abt gibt den hohen Herrschern folgende Worte Luther's als Xenien auf den Weg:

Verflucht und verdammt sind alle Werke welche nicht in der Liebe gehen. Dann aber gehen sie in der Liebe, wenn sie nicht auf eigene Lust, Nutzen und Ehre, sondern auf Anderer Nutzen, Ehre und Heil gerichtet sind. Der Fürst muß nicht denken, Land und Leute sind mein, ich will's machen wie mir's gefällt; sondern, ich bin des Landes, ich soll's machen wie es ihnen nütze und gut ist.

Ueber die Religion spricht sich Forster unter Anderm folgendermaßen aus:

Die Religion, scheint mir, sollte eine Triebfeder werden in der Maschine des Weltregiments, sie sollte lebendige, stärkende Kraft, unverdientes Geschenk, Gnadenlohn sein für Den der sie überkam und der sie fassen konnte. Wäre sie doch immer Sache des Herzens und der Gefühle geblieben, und nie ein Mechanismus geworden wodurch ränkevolle Menschen und Gesellschaften ihre herrschsüchtigen Absichten erreichen wollten. Jetzt scheint es unvermeidlich, sie muß den ganzen Cirkel durchwandern, um wieder auf den rechten Punkt zu gelangen von dem sie ausging. Hoffentlich wird es noch dahin kommen, daß der ganze Umfang der menschlichen Moralität, sofern sein Princip vernünftig ist, der Gesetzgebung untergeordnet werde. Was aber die Moralität ergänzt, jene Zugabe die sich schlechterdings Niemandem vorschreiben läßt, weil sie von der individuellen, jedesmal verschiedenen Empfänglichkeit des einzelnen Menschen abhängt, die Ahnung, Erwartung, Anerkennung, Empfindung oder der Glaube an außerordentliche und zukünftige Dinge, die Vorstellungen von Gott, Unsterblichkeit: dies Alles muß als freiwillig anzunehmendes oder zu verwerfendes System dastehen bleiben, Jedem zugänglich der sein bedarf, aber Keinem der es nicht bedarf zum Aergerniß und Zwang.

Ich bin überzeugt, so hätten wir mehr echte Religion, abgesondert von theologischem, hierarchischem und ceremoniellem Unrath, mehr reine Tugend und Humanität als jetzt bei der unseligen Einverleibung der Religion in das bürgerliche Regierungssystem möglich ist.

Wenn Worte dieser Art besonders für Machthaber beherzigungswerth erscheinen, so fehlt es auch nicht an solchen die der entgegengesetzten Partei zur Lehre dienen mögen. So läßt sich z. B. Forster gegen den Clubisten Böhmer über das Regiment des Clubs und der französischen Besatzung folgendermaßen vernehmen:

Ja, ja, ich sehe schon, ihr seid auf dem besten Wege euer Evangelium der Freiheit und Gleichheit in Deutschland heilsam einzuführen. Unter hohen Declamationen gegen altfürstliche Tyrannei öffnet ihr eine Perspective ganz neuer Willkür; wie ihr denn auch schon eine messingblechene Ausnahme von der allgemeinen Gleichheit aller Bürger für euch selbst gemacht habt. Ich meine das Schild mit den eingeprägten Buchstaben F. G., das ihr auf der Brust tragt. So werth- und geschmackvoll wie die Ordenszeichen der Fürsten finde ich euere Auszeichnung nicht. An einem der ersten Clubabende sprach Hofmann von der Rednerbühne des überfüllten Saals über den jetzigen Zustand Deutschlands, und über die Erbärmlichkeit der jetzt regierenden Herren, und suchte darzuthun, daß eine funkelneue Herrschaft geboren werden müsse. Gut und geistreich gesprochen war es: wenn aber der Club der Mutterschoos dieser neuen Herrschaft werden soll, so befürchte ich eine schmähliche Geburt, und der neue Freiheitsbaum, in den republikanischen Staat eingepflanzt, verspricht uns so viel jammervolle Despoten abzuschütteln, als er in seinem heimatlichen Waldboden Fichtenzapfen getragen hätte.

Und an einer andern Stelle, nachdem er in der Hoffnung eine bessere Entwickelung des Clubs herbeizuführen demselben selbst beigetreten, aber in seinen Hoffnungen bereits wieder irre geworden war, läßt er sich gegen einen jungen Baron, der umgekehrt von einer verbesserten Rückkehr der alten Macht geträumt hatte, also aus:

Wer hat nun mehr geirrt von uns Beiden, ich am Neuen, oder Sie am Alten? Doch wozu solche Frage? An der einen Ueberzeugung halten wir Beide fest, daß politische Freiheit das höchste Bedürfniß unserer Mitbürger und Mitmenschen sei, und es schmerzt uns darum, wenn sie solche nicht erwerben können, wenn Bösewichter sie ihnen rauben, wenn sie selbst nicht Kraft genug haben sie zu behaupten.

Und er fügt nach einigen Zwischenreden, den jungen Freund über dessen fehlgeschlagene Hoffnungen tröstend, und auf eine bessere Zukunft verweisend, folgende inhaltschwere, und für beide extreme Richtungen ebenso vorwurfsvolle als mahnungsreiche Worte hinzu:

Sie haben doch Viel gelernt! Sie werden es erkennen wenn es einst wieder zu handeln gilt. Sie haben gelernt daß alles Wirkenwollen über einen gewissen Kreis hinaus durch die Ungewißheit des Erfolgs zum bösen Hazardspiele wird. Eine große Uebung und Erfahrung, eine umfassende Beurtheilung gehört dazu, wenn man bestimmen will wo endlich gehandelt werden muß, und wo man mit leidendem Verhalten den Begebenheiten ihren Lauf zu lassen hat um das Gute nicht zu verrücken. Uns Deutschen wird noch lange die Schule noththun, und umgekehrt, wie die Hunde mit Schlägen ihrem Herrn angewöhnt werden, wird die Ruthe des Misgeschicks uns die hündische Natur austreiben müssen. Ich ehre Treue und Beharrlichkeit als schöne, männliche Tugenden, aber — sagen Sie selbst — welch ein Lob ist es für eine so große Nation als wir noch immer nicht werden können, wenn man immer und immer wieder, und Nichts als die Alles duldende Anhänglichkeit an unsere angestammten, und oft auch weiter Nichts werthen Fürstchen preist? So theuer bezahlen wir es, daß Nichts aus uns wird in der Welt? Sie sind jung: sparen Sie sich für bessere Zeiten auf! Gründen Sie eine Familie, und der Himmel segne Sie mit Söhnen in denen neue Geister der Zukunft aufwachsen. Bedenken Sie das Eine! Deutschlands Lage, der Charakter seiner Einwohner, der Grad und die Eigenthümlichkeit ihrer Bildung, die Mischung der Verfassungen und Gesetzgebungen, kurz, seine physischen, sittlichen und politischen Verhältnisse haben ihm eine langsame, stufenweise Vervollkommnung und Reife vorbehalten; es soll durch die Fehler und Leiden seiner Nachbarn klug werden, und vielleicht von oben herab eine Freiheit allmälig nachgelassen bekommen die Andere von unten gewaltsam und auf einmal an sich reißen müssen. Die Uebereilungen der Reformatoren können diesen ruhigen Gang hemmen, die Regenten ihn beschleunigen: Beides gegen ihre bestimmteste Absicht. In der That haben die Fürsten eben durch ihre unzeitige Einmischung in die fränkischen Angelegenheiten die Ruhe Deutschlands aufs Spiel gesetzt; allein diesmal rechtfertigen ungeschickte Freiheitsapostel selbst in den Augen des Volks, dem sie Freiheit aufdringen wollen, die Strenge der Maßregeln womit einige Regenten sich allen Neuerungen widersetzen. Darüber reifen wir dem Haß aller willkürlichen Herrschaft entgegen, und wehe den Gewalthabern die einst auch noch die Freiheit verfolgen wo sie begehrt wird! In unserer altgewohnten submissen Stellung, in der dankbaren Verneigung für das Lob unserer Treue, wissen wir nur noch nicht wie groß wir an Geist und Herzen sind; ständen wir einmal auf, strack in unserm vollen Wuchse: wir würden alle — ich sage nicht deutschen Throne, sondern europäischen Völker überragen.

Wie sehr nun die Einverwebung derartiger, auch für unsere heutigen Bestrebungen in ungeschwächter Gültigkeit bestehender Expectorationen aus dem Munde berühmter Autoritäten geeignet sein müsse fort und fort das lebendigste Interesse für eine Geschichte der solche Lehren entwachsen wach und rege zu erhalten, und uns über den deprimirenden, entmuthigenden Eindruck des eigentlich factischen Verlaufs hinwegzuheben, wird Jeder selbst aus diesen wenigen Stellen herausfühlen. Aber trotzdem würde dieser betrübende Eindruck durch die genannten Mittel vielleicht nicht ganz überwunden sein, wenn nicht der Dichter mit denselben noch ein drittes verbunden hätte, durch welches dem Stoff nicht blos der etwas nüchterne und abstracte Trost eines ihm gleichsam durch Destillation abgewonnenen Haec fabula docet, sondern im Gegentheil die Kraft einer wahrhaft concreten und echt poetischen Befriedigung mitgetheilt worden ist. Ausgehend nämlich von der Ueberzeugung, daß in einer poetischen Verarbeitung der Geschichte nicht sowol das historische Element als vielmehr der darin sich entwickelnde poetische Charakter die Hauptsache sei, und daß es daher, wie Koenig selbst an einem andern Orte ausspricht, ein Grunderfoderniß des Romans bleibe, daß der Leser darin für das Bestreben und Schicksal eines Menschen im Kampfe mit seiner Zeit und für die Entwickelung desselben aus seiner Zeit lebhaft interessirt werden müsse, indem der Held stets die Einheit in der Mannichfaltigkeit der poetischen Composition sei — ausgehend von dieser Ueberzeugung hat er die Geschichte selbst eben nur als den Grund und Boden behandelt aus dem heraus

er die freie Schöpfung seiner Phantasie hervorkeimen, und in welchem er sie ihre allmälige Entfaltung, Fortbildung, Kräftigung und Vollendung gewinnen läßt. Hierdurch wird nun die geschichtliche Thatsache für den Leser ganz und gar in ein anderes Licht gerückt. Sie hat für ihn nicht mehr eine selbständige, absolute, sondern nur noch eine relative Bedeutung; ihr ästhetischer, erfreulicher oder unerfreulicher Eindruck ist daher auch nicht mehr durch sie selbst bedingt, sondern vielmehr durch den Einfluß welchen sie in ihrem Verlauf auf den an ihr und in ihr sich entwickelnden Helden ausübt; und so ist es denn möglich geworden, daß das an sich deprimirende Ereigniß innerhalb unsers Romans einen durchaus beruhigenden und wohlthuenden Eindruck macht, weil diejenige Person welche der Dichter zum Mittelpunkt des gesammten Interesses gemacht hat sich an diesem Ereigniß in höchst erfreulicher und befriedigender Weise entwickelt. Es könnte scheinen als müsse in einem also angelegten Roman zwischen dem historischen und poetischen Elemente desselben nothwendig ein Zwiespalt, ein Widerspruch bestehen, insofern doch durch das Glück eines Einzelnen unmöglich der unglückliche Ausgang einer für ganz Deutschland wichtigen Begebenheit paralysirt werden könne; allein auch diese Klippe hat der Autor glücklich umschifft, und zwar einerseits dadurch, daß er die glückliche Entwickelung des Helden nicht eine blos äußerliche, sondern eine tief innerliche, nämlich eine Läuterung, Veredelung und Consolidirung seines ganzen gemüthlichen und sittlichen Wesens sein läßt, andererseits dadurch, daß er in seinem Helden, ohne ihm dadurch irgend Etwas von seiner Individualität zu rauben, zugleich eine über dessen Besonderheit hinausdeutende Idee zur Erstarkung gelangen läßt, die allerdings erst in Folge jener unglücklichen Ereignisse in Deutschland Raum zu gewinnen anfing, und mithin in der That als der heil- und segenbringende Gehalt derselben betrachtet werden muß.

Der Held des Romans ist nämlich ein Baron Franz Karl, ein junger Mann von reinem Herzen, hervorstechender Bildung und durchaus edelm Streben, aber anfangs noch sehr befangen in der Welt- und Lebensanschauung seiner Zeit und seines Standes, daher ein entschiedener Gegner der Revolution und der durch sie angeregten Ideen, und ein erklärter Anhänger des ancien régime. In diese zu einer andern Zeit vielleicht verträgliche Mischung warf jedoch die Zeit gar bald ihren Gährungsstoff. Der erste Angriff auf ihn geschah durch Fides, die schöne Tochter eines bürgerlichen, subalternen Beamten. Während er sich aber dieser demokratischen Neigung anfangs nur dunkel und träumerisch hingab, einerseits zu adelig gesinnt um an eine wirkliche Verbindung mit einem Bürgermädchen zu denken, andererseits zu edeldenkend um sie, wie andere junge Herren seines Standes gethan haben würden, zum Gegenstande einer frivolen Liebschaft zu machen, wird er durch die Intriguen eines jesuitischen Priesters Garzweiler und der Maitresse des Kurfürsten, der Gräfin von Coudenhove, die ihn Beide für ihre selbstsüchtigen Pläne zu benutzen suchen, desto enger mit dem Hofe verkettet, in den Staatsdienst eingeführt, und troz mancher Gegenwirkungen, unter denen namentlich die geistreichen, treffenden und vorurtheilsfreien Unterhaltungen im Forster'schen Hause nicht die unbedeutendsten waren, endlich durch seine Machinationen und Combinationen dahin gebracht, daß er sich mit einer Nichte der Gräfin Coudenhove verlobt, und dadurch auf dem Punkte steht wider sein Wissen auf die unwürdigste Weise durch Aussteuer und Beförderung protegirt zu werden. Durch eine interessante Verkettung von Umständen gelangt jedoch Fides zur Kenntniß jener Machinationen, und obschon das Verhältniß zwischen ihr und Franz Karl längst abgebrochen ist, hält sie es doch für ihre Pflicht den Baron darüber aufzuklären. So thut er zum ersten male einen Blick in die Niederträchtigkeit der Sphäre in welcher er sich bewegt, und weist mit empörtem Stolze die ihm zugedachten Gunstbezeigungen zurück. Dennoch vermag er sich nicht ganz von der alten Vorstellungsweise und aus den alten Banden loszureißen, bis ihn die ebenso feige als treulose und unkluge Flucht des Kurfürsten und des gesammten mainzer Adels selbst daraus befreit, und ihn mit Verachtung und Widerwillen gegen eine solche Entartung des aristokratischen Princips erfüllt. Bei dieser Metamorphose seines Wesens geht jedoch keineswegs auch sein echter Adelssinn und sein deutsches Gemüth mit verloren, ja sie finden vielmehr im Treiben der nunmehr zur Herrschaft gelangenden Clubisten und Franzosen Gelegenheit sich immer energischer und vorurtheilsfreier auszubilden, und sich gegen die rohe Despotie eines falschen Republikanismus in derselben Reinheit und Selbständigkeit zu behaupten mit welcher er aus dem schmuzigen Getriebe der Hofcabalen hervorgegangen war. So arbeitet er sich mit immer zunehmender Kraft und sich stets läuternder Lebensansicht durch zwei gleich gefährliche Elemente, durch die Lohe der Fürstengunst und die Brandung des Volksaufruhrs, glücklich hindurch, um sich zulezt, wenn die erste nach Neugestaltung ringende Bewegung in Deutschland ihren Kreislauf vollendet und sich scheinbar resultatlos abgewickelt hat, als ein positives, erfreuliches Product, als ein tüchtiger, trefflich geschulter Zögling derselben zu erweisen, und damit die historische Entwickelung selbst als die treffliche Schule eines edeln deutschen Charakters hinzustellen. Dies Resultat ist aber um so bedeutender, wenn man in dem Baron eben nicht blos den Baron Franz Karl, sondern überhaupt das echte, wahrhaft edle Princip des Adels, und in seiner Verbindung mit der bürgerlichen Fides nicht eine bloße Heirath, sondern eben die innige Verschmelzung der beiden Hauptschichten unserer Gesellschaft, die Ueberwindung der alten, eingewurzelten Vorurtheile, die Morgendämmerung einer neuen beglückenden Weltanschauung erblickt. So schafft uns also der Dichter einen an sich gar traurig sich darstellenden Schutthaufen, in welchem einerseits die vermodernden Rechte einer an eigener innerer Fäulniß abgestorbenen und in sich selbst zusammengefallenen Vergangenheit, andererseits die ersten geilen, wie Unkraut üppig, aber

haltlos emporwuchernden Schößlinge einer sich ins Dasein ringenden Zukunft begraben liegen, dadurch zu einer freundlichen, hoffnungerweckenden Erscheinung um, daß er ihm eine junge, morgenröthliche und morgendüftige Rose entsprießen läßt, die sich als der erste kräftige Trieb einer neuen Vegetation, als das erste glückliche Ergebniß einer neuen Entwickelung zu erkennen gibt. So ungünstig und ungeeignet für eine poetische Behandlung sich also der vom Autor gewählte Stoff darstellt, sobald man ihn nur oberflächlich, isolirt und in seiner historischen Nacktheit betrachtet, so höchst günstig und von befriedigendster Wirkung erweist er sich, wenn wir ihn von Seiten seiner innern Bedeutung, seines Einflusses auf die Gegenwart und in seiner poetischen Bekleidung ansehen, und die Wahl desselben erscheint also wenn auch als ein kühnes und gewagtes, doch zugleich als ein durch den Erfolg in jeder Beziehung gerechtfertigtes und glückliches Unternehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oberöstreich. Ein Skizzenbuch von Julius von der Traun. Leipzig, Grunow. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Joseph Rank's mit so freudigem Beifall aufgenommene Lebensbilder aus dem Böhmerwalde regten den Wunsch an, ähnliche Schilderungen auch von andern Gegenden Oestreichs zu erhalten, da das Natur- und Volksleben des Kaiserthums noch in gar vielen Beziehungen unbekannt oder verkannt ist. Zunächst blickte man bei diesem Wunsche nach den herrlichen östreichischen Alpenländern hin, die so lange neben der vielfach ausgebeuteten und noch mehrfach ausbeutenden Schweiz vernachlässigt worden sind, obwol sie, wie man sich jetzt mehr und mehr zu überzeugen anfängt, alle Naturgenüsse der Schweiz, ja noch manche werthvolle mehr als sie bieten, und was das Volksleben betrifft, Das was man sich unter einem Alpenleben poetisch vorstellt weit reiner und frischer darstellen als die Schweiz. Man wünschte sehnlich, daß Joseph Rank oder ein anderer Berthold Auerbach, oder noch lieber dieser selbst sich unter den östreichischen, steierschen, salzburgischen, tirolischen Aelplern heimisch machen und die Welt mit frischen Lebensbildern erfreuen möchte. Nun versucht ein neuer, in jenen Gegenden heimischer Autor die Erfüllung dieses Wunsches, und sein erster Versuch verdient herzlichen Dank und freundliche Ermunterung.

Der pseudonyme Julius von der Traun, diesem herrlichen, smaragdenen Alpenfluß Oberöstreichs, bewährt sich in dem angezeigten Buche als ein ausgezeichneter Landschafts- und Seelenmaler. Er hat weit mehr poetische Begabung als Joseph Rank und dazu auch tüchtige Welterfahrung und wissenschaftliche Bildung, sodaß er zu seinen Natur- und Volksbildern auch recht wirksame politische und sociale Randglossen zu geben weiß. Dabei ist er durch Humor und frische Lebenslust recht ein Sohn des von ihm geschilderten Volkes, und seine Darstellung bekommt dadurch einen seltenen Reiz der Ursprünglichkeit. Indem wir ihn recht freundlich zur fleißigen Fortsetzung solcher Arbeiten aufmuntern, mahnen wir ihn nur, daß er in Zukunft weniger das Land und mehr die Leute schildern möge. Die Größe und Herrlichkeit der Alpennatur vermag kaum der Pinsel, um wie viel weniger als die Feder darzustellen. Im Gefühl dieser Unmöglichkeit geschieht es nun leicht, daß sich der Autor zwangvoll überhebt und seine Darstellung in Ueberschwänglichkeit ausartet. Auch sind bei solchen Schilderungen Wiederholungen nicht leicht zu vermeiden. Das Herz jenes Naturvolkes aber kann mit dem Herzen erlauscht werden, und unser Verf. besitzt herzliches Verständniß für die Leiden und Freuden, für die Vorzüge und Schwächen seines Volkes. Für die Sprache des Herzens aber ist die Feder ein geschickteres Kunstwerkzeug als jedes andere. Wie Meisterhaftes der Verfasser hierin leisten kann, beweist die eingeflochtene Novelle „Der Gebirgspfarrer".

Wie genial der Verfasser seine schlichten Skizzen mit den bedeutendsten Zeitwehen in lehrreiche Beziehung zu bringen weiß, dafür nur Ein gewiß wahrhaft originell poetisches Beispiel. Mit jenem echten Humor der unter Thränen lächelt erzählt der Verf. von seinem Besuche bei einem reichen Leinwandhändler im armen Mühlviertel.

„Mynherr führte mich im hintern Theil des Hauses in ein paar Gewölbe, in denen die blassen Leinwandstücke im Halbdunkel düster herumstanden wie die Geister verhungerter Leinweber. Um Mitternacht zersprengen sie die Goldpapierstreifen und die rosenrothen Bänder die tagsüber ihre Hüllen zusammenhalten, winden sich aus dem Mittelpunkte der Linnenspirale und schreiten schweigend aus dem Magazine, indem sie das ganze Stück wie eine grandiose Schleppe nach sich ziehen. Sie laufen auf den Dachboden, wo die Getreidesäcke und die Mehlkisten stehen, schleichen in die Speisekammern, wo Schmalz, Butter und Eier bei frischem Fleische aufgehäuft liegen; andere bewundern die Mastochsen, wieder andere begucken durch die Ritzen des Schweinekobers die fetten Borstenthiere, und können es nicht begreifen wie ihr bequemer Verleger so in Hülle und Fülle kam, da sie doch ihr Lebelang bei aller Mühe hungern mußten. So oft einer einen neuen Schatz entdeckt, ruft er die andern herbei; Das ist dann ein Rennen von einem Winkel in den andern, vom Keller auf den Boden, vom Boden auf die Tenne, von der Tenne in die Flur; dabei kreuzen, verwirren und verstricken sich ihre langen rauschenden Schleppen, daß oft die ganze Gesellschaft mit Geheul und Gepolter untereinander purzelt. Am Morgen stehen die Stücke wieder zusammengerollt und gebunden auf ihren Bretern, Leinweber mit Fleisch und Bein tragen ihre Arbeit ins Haus, und Mynherr kauft furchtlos neue Waaren um den couranten Preis."

Julius von der Traun hat sein Buch seinem Landsmann Franz Schuselka gewidmet „als eine Erinnerung an die schöne Heimat". 35.

Miscellen.

Zwei Resolutionen Friedrich's des Großen.

Preuß hat in seiner „Biographie Friedrich's II." (II, 222—35) eine lange Reihe eigenhändiger Marginalresolutionen dieses großen Mannes in seiner eigenen Orthographie mitgetheilt. Es seien nur zwei derselben hier ausgehoben:

Aus dem J. 1764. Nr. 20. Verwendung des Domcapitels zu Breslau für den Fürstbischof, daß ihm ein Theil der bischöflichen Revenuen zum Unterhalte frei gelassen werde. „er mus Seine Schulden bezalen Ein Bischof mus ohnsträflich Seindt 1 Tim. 3, 2."

Aus dem J. 1768. Nr. 60. Der Buchhändler Kanter in Königsberg bittet um den Titel als Commerzienrath. „Buchhändler, das ist ein hon[n]eter Titel."

Gustav Adolf.

In der Nördlinger Chronik steht, aus dem Jahre 1631 sich herschreibend, die artige Mittheilung: es habe einst als König Gustav Adolf in den Umgebungen Nördlingens ritt eine Lerche, welche ein Stoßvogel verfolgte, Schutz bei ihm gesucht. Er habe sie in die Hand genommen und gesagt: „Ei! mein liebes Vögelein! Gott behüte dich, du willst auch noch Schutz und Schirm bei mir haben. Wolan! Ich will es so viel möglich thun." Hierauf habe er angehalten und den verfolgten Vogel so lange in der Hand geborgen bis kein Raubvogel mehr zu sehen war, und habe endlich mit Danksagung gegen seinen lieben Gott das Vöglein wieder gesichert fliegen lassen. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Von gleich befriedigendem Eindruck, von nicht geringerer Bedeutung, und von womöglich noch stärkerer Anziehungskraft als der Stoff selbst ist, wie schon aus dem Bisherigen hervorgeht, die künstlerische Verarbeitung desselben. Der Roman stellt sich in diesem Betracht als ein echtes, wohlgegliedertes Kunstwerk dar: denn einerseits erscheint er von Anfang bis zum Ende als die poetische Versinnlichung einer einzigen unverrückten Grundidee, als die Entwickelung eines in allen Phasen der Entwickelung sich gleichbleibenden Urprincips, und als die consequente, unveränderte Bewegung nach einem und demselben Ziele hin; andererseits aber trägt er in sich eine fast unübersehliche Fülle von besondern Elementen, und zwar eine ebenso bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit der Persönlichkeiten und Charaktere als einen sich immerfort erneuernden Wechsel von Scenerien und Situationen. Was er aber auch Verschiedenartiges und Contrastirendes in sich faßt und aus sich entfaltet: — es steht immer wieder mit der ihm zum Grunde liegenden Uridee im Einklange, und erweist sich nur als das Glied eines harmonisch ineinandergreifenden Organismus, als das Vermittelungsmoment eines rhythmisch und melodisch fortschreitenden Lebens.

Die dem Roman zum Grunde liegende, und bis zum Schluß ihn als Lebensprincip durchdringende Idee ergibt sich aus Dem was wir oben über die Transsubstantiation des historischen Stoffs gesagt haben von selbst. Sie ist nämlich, abstract ausgedrückt, nichts Anderes als der tröstende und ermuthigende Gedanke: daß der Kampf des Bürgerthums mit dem Adel, so erfolglos er sich in seiner ersten historischen Entwickelungsphase darstellen möge, dennoch in seinem Schoose bereits den Keim zu einer desto innigern Versöhnung der beiden Gegensätze geborgen, und denselben zwar unter Conflicten, Gefahren und Opfern, aber darum nur um so sicherer und kräftiger zur Entfaltung gebracht habe.

Dieser Idee gemäß zerfällt nun der Stoff, durch welchen die Idee verkörpert und zur sinnlichen Erscheinung gebracht wird, namentlich der Inbegriff der im Roman miteinander in Beziehung tretenden und sich entwickelnden Persönlichkeiten, in drei Hauptgruppen. Die erste derselben besteht aus den Repräsentanten des dem Bürgerthum schlechthin feindlichen Adels, die zweite aus den Vertretern des dem Adel schlechthin feindlichen Bürgerthums; die dritte aber umfaßt alle diejenigen Personen welche in ihren Gesinnungen und Handlungen weder der einen noch der andern Seite exclusiv angehören, und vom Dichter dazu bestimmt sind jene beiden Elemente in sich zu vereinigen, und auf harmonische oder tragische Weise zur Versöhnung zu führen.

Von diesen drei Gruppen werden die beiden erstgenannten vorzugsweise durch historische Persönlichkeiten gebildet, nämlich die erste, welche gleichsam die Rechte bildet, durch den Kurfürsten und seinen Hof, die zweite, welche als die Linke zu betrachten ist, durch die Clubisten. In jeder von beiden sind drei verschiedene Grade zu unterscheiden. So erscheint auf der Rechten der Kurfürst nebst den übrigen fürstlichen Personen gleichsam als das Centrum, die Gräfin Coudenhove mit ihrem Anhang und die französischen Emigranten als Vertreter der extremsten, dagegen die Staatsmänner Albini und Johannes v. Müller, sowie die Geistlichen Stadion und Heimes als Beispiele der moderirten Aristokratie. Auf der Linken hingegen stellt sich als Kern- und Mittelpunkt besonders der Professor Hofmann und der Arzt Wedekind dar, während Böhmer die äußerste, Blau dagegen eine zur Mitte sich neigende Stellung einnimmt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die meisten dieser Personen vorzugsweise die Träger der historischen Entwickelung sind, und daher zum eigentlichen Roman gleichsam nur die äußern Factoren bilden. Nichtsdestoweniger sind sie sämmtlich, der Eine mehr, der Andere weniger, auch in die romantische Verwickelung verflochten, sodaß sie keineswegs, wie es so oft in historischen Romanen der Fall ist, nur ein vom poetischen völlig getrenntes Interesse für sich in Anspruch nehmen. Sollte aber auch bei Einigen, z. B. bei Hofmann, die Beziehung zum Roman fast allzu locker erscheinen, so greifen dafür Andere um so einflußreicher und bedeutungsvoller in denselben ein, und bringen eine innige Verschmelzung der beiden äußern Gruppen mit der innern zu Stande. Unter diesen ist die Hauptrolle auf der einen Seite der Gräfin Coudenhove

und deren Nichte, auf der andern der Gattin des Clubisten Böhmer zugetheilt, von denen jene **vor**, diese **nach** der Flucht des Kurfürsten als demjenigen Factum welches für die geschichtliche wie für die romantische Entwickelung die Hauptkatastrophe bildet zum Haupthelden in nächster Beziehung steht, und die elektrische Strömung zwischen den beiden Seiten und dem Centrum lebendig erhält.

Nicht minder kunstvoll und der Gliederung der Idee entsprechend ist die Construction des Centrums selbst. Auch dieses nämlich zerfällt wieder in drei Gruppen, denen zwar allen das Bedürfniß und das Bestreben inwohnt die beiden streitenden Elemente, den Adel und das Bürgerthum, in sich zu vereinigen, jeder derselben aber in wesentlich verschiedener Weise. Die innerste und wichtigste derselben, zugleich die Hauptgruppe des ganzen Romans, wird einerseits durch den Baron Franz Karl und Fides Lennig, andererseits durch Garzweiler gebildet. Während Franz Karl und Fides jene Vereinigung auf ethischem und naturgemäßem Wege zu erreichen suchen, nämlich durch ein gegenseitiges Entgegenkommen, durch eine wechselseitige Ergänzung und Reinigung, durch ein Ergreifen der dem andern Theile eigenthümlichen Tugenden und Zierden, und durch ein Abstreifen der Jedem selbst anklebenden Mängel und Vorurtheile — kurz, auf dem Wege der sich selbst im Andern aufhebenden und wiederfindenden **Liebe**: sucht umgekehrt Garzweiler die Vereinigung auf unsittlichem und widernatürlichem Wege zu Stande zu bringen, nämlich einerseits durch eine übermüthige Verachtung beider Elemente, und eine hochmüthige Selbstüberschätzung, die da glaubt mit Adel und Bürgerthum, d. i. mit Franz Karl und Fides, sowie mit der Hof- und Volkspartei nach Willkür spielen, und sie für die eigenen selbstsüchtigen Zwecke benutzen zu können; andererseits durch eine unersättliche Begierde, die ebenso sehr nach den Genüssen des Hoflebens wie nach den stillen Freuden des Familienglücks trachtet, und selbst genießen möchte was sie Andern zu vernichten sucht — kurz, auf dem Wege eines selbstsüchtigen und zerstörungslustigen **Hasses**. Franz Karl und Fides repräsentiren daher den **harmonischen**, und demnach **glücklich** auslaufenden, Garzweiler dagegen den **dissonirenden**, und deshalb **unglücklich** endigenden Einigungsdrang; Jene streben aus Zweien Eins zu werden, Dieser will als Einer Zwei in sich vereinigen; Jenen hat daher der Dichter gleichsam als Symbol der Einheit den alten Lennig in die Mitte gegeben, der, ein an Herz und Geist kerngesunder, Bürgertugend und Adelssinn in sich vereinigender, von den demokratischen und aristokratischen Tendenzen sich gleich fernhaltender, aber eben darum um so inniger von echter Vaterlandsliebe erfüllter Staatsdiener, trotz seiner Einfachheit und Unscheinbarkeit den eigentlichen Kern und das innerste Lebensmark der Dichtung bildet, und vorzugsweise ausersehen ist den Dichter selbst zu vertreten, und mit einem wohlthuenden Humor über dem Ganzen zu schweben. Garzweiler hingegen hat, gleichsam als Sinnbild des in seinem Einheitsstreben herrschenden Dualismus, **zwei** Begleitschaften erhalten, nämlich auf der einen Seite Gertrud, seine verheirathete Tochter, eine glückliche Bäuerin, mit der er das Familienglück theilen möchte, die ihn aber, weil sie von einem priesterlichen Vater Nichts wissen mag, wieder in die Welt zurückstößt; auf der andern Seite seinen pfäffischen Anhang, bestehend aus faulen Domcapitularen, spionirenden Bettelmönchen, betrügerischen Kartenschlägerinnen, doppelzüngigen Zeitungsträgern, kurz, lauter Leuten durch die er seine jesuitischen Pläne auszuführen sucht, die aber, eben weil sie selbst schlechte Werkzeuge sind und zu schlechten Zwecken gemisbraucht werden, selbst seinen Untergang herbeiführen helfen. So bilden also Franz Karl, Lennig und Fides einerseits, und Garzweiler mit seinem Zubehör andererseits innerhalb der ersten Gruppe zueinander den schroffen, diametralen Gegensatz, und stehen daher miteinander durch die ganze Verwickelung hindurch in bald verstecktem, bald offenem Kampfe, bis endlich Garzweiler, von Gertrud, seiner eigenen Tochter, aufgegeben und von seinen Helfershelfern verrathen, in sich selbst zu Grunde geht, und so durch den Tod sein falsches Streben sühnend den echten Einheitsdrang zum harmonischen Schlußaccord gelangen läßt.

Die zweite Gruppe des Centrums, aus Cäcilie, des Barons Schwester, und Jean Baptist, einem jungen Schiffer, bestehend, bildet zu jener ersten das nach der rechten Seite gewandte, in dunkeln Farben ausgeführte Seitenstück. Auch in ihr kommt eine Vereinigung der beiden streitenden Elemente zu Stande, aber keine aus innerm, bleibendem Bedürfniß, nach gemüthlichen und sittlichen Gesetzen sich organisch entwickelnde, sondern eine gewaltsame, dem momentanen Gelüst entspringende und der naturgemäßen Entwickelung begierig vorgreifende. Jean Baptist, ein schöner, kräftiger, naturwüchsiger Bursch, schon von Haus aus keck, aufstrebend, selbstgefällig, gelangt durch die Flucht der Adeligen, die um nur rasch fortzukommen die Schiffer und Hauderer mit enormen Summen bezahlen, zu einem ansehnlichen Vermögen, und wird darüber nur noch übermüthiger, hochfahrender und tolldreister. Cäcilie, gleichfalls eine sinnliche, feurige Natur, von ihrem geistlichen Courmacher Stadion verlassen, von dem reinen Forster in ihren Eroberungsplänen gegen denselben verschmäht oder gar nicht verstanden, aber nach diesen unglücklichen Erfolgen nur um so heißer von dem Bedürfniß nach männlichem Verkehr durchglüht, läßt sich bei Gelegenheit eines nächtlichen Hoffestes von Jean Baptist allein auf dem Rheine fahren, und erweckt so in ihm das erste Verlangen nach ihr, und verzeiht ihm sein erstes Erkühnen. Bald darauf werden sie durch die beabsichtigte Flucht der alten Baronesse wieder zusammengeführt, die Erschütterung der bisherigen socialen Verhältnisse hat die Scheidewand zwischen ihnen niedergeworfen, und so geschieht es, daß die beiden Flammen in wenigen Momenten zu einer gemeinsamen zusammenschlagen. So kommen auch hier Adel und Bürgerthum zusammen, aber ohne vorherige Annäherung und Assimilation, sondern als zwei bis auf

die rein physische Gemeinschaft völlig fremdartige, dissolute Elemente. Es ist daher keine wirkliche Vereinigung, wenigstens keine innigere als sie schon vorher, als sie zu jeder Zeit bestanden. Es ist in gewissem Sinne dieselbe die man auch unter dem ancien régime nicht verschmäht hat, nur mit dem Unterschiede, daß dort das Bürgerthum vom Adel entehrt wurde, während hier, im ersten Umschwunge der Verhältnisse, der Adel vom Bürgerthum entehrt wird. Daher trägt denn auch diese Verbindung schon in sich selbst die Elemente der Scheidung und den Keim der Vernichtung. Zwar Jean Baptist, das bürgerliche Element, ist fest und treu, und setzt nachträglich Alles daran sich zu Cäcilien emporzuringen. Aber diese, nach Art der hochgeborenen Herren die sich zu einer bürgerlichen Blume herabgelassen hatten, fühlt sich, nachdem der sinnliche Rausch verflogen, und die aristokratische Nüchternheit zurückgekehrt ist, dem Elemente mit dem sie sich gemein gemacht nur um so entfremdeter, und will von einer dauernden Vereinigung Nichts wissen. Sie trägt zwar eine Frucht der Vereinigung im Schoose; aber wie sie diese im Momente ihres Falls und vor der Zeit empfangen, so bringt sie dieselbe auch in Folge eines Falls, und durch eine gewaltsam herbeigeführte Frühgeburt unreif und todt zur Welt. So glaubt sie das Band gänzlich zerrissen, und sich einer neuen, ebenbürtigen Verbindung hingeben zu dürfen; aber diese Treulosigkeit duldet die Natur nicht. Sie hat sich einmal mit dem bürgerlichen Element eingelassen, und dieses läßt in seiner Treue und Beharrlichkeit nicht wieder von ihr. Jean Baptist, der Mann des Wassers, hat in ihr das schöne, verführische Weib der höhern Regionen gesehen, und da er sich nicht zu ihr soll erheben dürfen, so reißt er sie mit sich nieder in sein Wasserreich, und liefert so — was vom Dichter höchst sinnreich angelegt ist — ein Gegenstück zum „Fischer" in Goethe's Ballade, nachdem ihn diese Dichtung schon längere Zeit mit vorbedeutungsvoller Nachhaltigkeit beschäftigt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Babrios Fabeln übersetzt in deutschen Choliamben. Nebst einer Abhandlung über den Begriff der Fabel und ihre historische Entwickelung bei den Griechen. Von W. Hertzberg. Halle, Lippert und Schmidt. 1846. 16. 15 Ngr.

Dieses Buch ist dem Andenken Lessing's geweiht. Es gehört demselben von Rechtswegen, denn die angehängte Abhandlung — sie nimmt beiweitem den größten Theil des Ganzen (von S. 68—199) ein, und ist, wie man sehen wird, eine gelehrte Arbeit im strengsten Sinne des Wortes — stellt die Geschichte der Aesopischen Fabel auf, wie Lessing selbst eine solche zu geben beabsichtigte oder wol gar schon ausgearbeitet hatte, wenn auch freilich in einer Weise wie er selbst sie nicht entworfen haben kann, da er von einer ganz und gar ungeschichtlichen Darstellung ausgegangen ist.

Hr. Hertzberg beginnt seinen Aufsatz sogleich mit der Bestreitung Lessing's, dessen Ansicht von der Sache selbst als eine unter den Bedingungen der historischen Entwickelung der Literatur stehende betrachtet wird. Er hebt sehr treffend hervor wie Lessing dem auf andern Gebieten der Kunstkritik das Beispiel der Alten als sicherer Leitstern hat dienen können, hier der Hinblick auf die byzantinischen Abkürzungen nothwendig zum neckenden und verführischen Irrlicht werden müssen, und findet den innern Grund, daß derselbe sich mit den skeletirten Resten eines früher lebendigen Leibes die uns im Aesop vorliegen zu befreunden gewußt, in der Theorie von der moralischen Tendenz der Dichtkunst. Ref. muß bekennen, daß ihm der Verf. den richtigen Standpunkt zur Auffassung der Lessing'schen Fabellehre nicht gefunden zu haben scheint, bei welcher es sich nicht sowol um die Frage, was die Fabel sei, handelt — daß die Antwort die Lessing hierauf gab ungenügend sei, versteht sich von selbst — als um den allgemeinen Sinn in welchem er diesen Punkt zur Sprache bringt. Doch würde es zu weit führen Dies hier zu erörtern; nur gegen die Ansicht, als hätte Lessing der Lehre, jede Dichtungsart müsse eine moralische Lehre geben, angehangen, muß Einspruch eingelegt werden. Er habe, sagt Hr. Hertzberg, die sittliche Idee des Gedichts mit der moralischen Tendenz verwechselt. Um Dies behaupten zu können müßte man Stellen anführen in welchen Lessing ganz unverkennbar an die letztere denkt, und deutlich zeigt, daß er einen Sinn für die erstere nicht gehabt. Dergleichen Stellen sind mir nicht bekannt, dagegen beweist eine Stelle die schon in einem Jugendwerke, dem Aufsatze über einige Trauerspiele Seneca's in der „Theatralischen Bibliothek" (Lachmann, IV, 255 u. 256), vorkommt, daß man ihm großes Unrecht thut wenn man ihm jene crassen Ansichten die man gemeiniglich unter der moralischen Tendenzlehre versteht beilegt. Er sagt hier, es sei nicht nöthig, daß aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre herfließe, nur müsse man keine böse Lehre daraus folgern können. Und Das sei freilich bei dem „Rasenden Hercules" des Seneca und Euripides im Grunde der Fall. „Alles was man zur Entschuldigung dieser beiden alten Muster anführen kann ist Dieses: daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben wie sie uns eine sogenannte «kritische Dichtkunst» zu machen lehrt. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen und hiernach eine Begebenheit dazu zu suchen oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bei jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überließen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darin ausnehmen würde." Außerdem, setzt Lessing hinzu, hätten sie sich in vielen Fällen an die Begebenheit halten müssen wie sie ihnen überliefert worden, und es hätte ihnen also einerlei sein müssen, ob der moralische Sinn der Begebenheiten gut oder böse gewesen, oder sie hätten von der Behandlung gewisser Stoffe ganz absehen müssen. Wer wird nicht darin eine wenn auch freilich noch schüchterne Emancipation von der moralischen Theorie erblicken, selbst wenn man den Seitenblick auf Gottsched nicht in Rechnung ziehen wollte? Zwar, fährt Lessing weiter fort, einem modernen Dichter komme die zuletzt geltend gemachte Entschuldigung nicht zugute; wie werde man also demzufolge etwa einen rasenden Hercules besser einzurichten haben? Aber die Antwort die er gibt zeigt gerade, daß er einer tiefern Anschauung nicht unzugänglich war. Man sollte die Raserei und also den Untergang als eine natürliche Folge des Uebermuthes darstellen; „welche schreckliche Lection würde Dies für unsere wilden Helden, für unsere aufgeblasenen Sieger sein!" Hier soll also nicht im Drama ein Satz ausgeführt werden, sondern es soll eine sittliche Wirkung daraus hervorgehen, daß ein ohne Nebenrücksichten geschilderter Vorgang uns erschüttert, oder es sollen die Leidenschaften in uns dadurch gereinigt werden, daß man uns ihre schrecklichen Folgen vorführt; die Ansicht des Dubos, der dabei ausdrücklich auf die trunken gemachten Sklaven der Spartaner hinweist, was zwar die richtige Auslegung des κάθαρσις des Aristoteles auch nicht ist, aber derselben doch ziemlich nahe kommt, wie denn überhaupt jene ganz geistlose Ansicht von einem moralischen Satze niemals eine solche Verbreitung gehabt hat wie man sich heutiges Tages einbildet. Und so wird es wol auch damit daß

Lessing allerdings strenger als irgend ein Anderer die Fabel auf die Versinnlichung eines moralischen Satzes zurückführte noch eine andere Bewandtniß haben.

Nachdem der Verf. noch Herder's Lehre von der Fabel, sowie Gervinus' und Jakob Grimm's Verdienste um die Erkenntniß dieses Gebiets erwähnt hat, schreitet er dazu den Begriff derselben zu erörtern. Er geht zu diesem Behufe von einer Sonderung der Begriffe des Beispiels, des Gleichnisses, der Parabel und Allegorie aus, wohin wir ihm nicht folgen können; nur Das mag bemerkt werden, daß er die Fabel den genannten Dingen auch insofern an die Seite stellt, als er sie in ihrem ersten Stadium für ein blos rhetorisches Mittel, für eine Redefigur erklärt. Hierauf folgt die Geschichte der Fabel selbst, in welcher erörtert wird, diese sei in dem bereits genannten ersten Stadium: „ein auf einen besondern Fall fixirtes und in Form einer Erzählung vorgetragenes Gleichniß, in welchem vernunftlose Wesen als mit Vernunft begabte Personen auftreten"; in dem zweiten, welches mit Babrios beginnt, „eine allgemeine Satire in erzählender Form, worin die handelnden Personen durch entsprechende Thiercharaktere vertreten sind"; bis denn endlich erst in der dritten Periode von Phädrus an die Dichter eine moralische Bedeutung hineinlegen, und daher auch die Epimythien (Schlußanwendungen) selbst verfassen, die beim Babrios ungeschickt genug von Spätern hinzugesetzt worden. Den Rest der Abhandlung füllen Untersuchungen über Fabel und Thiersage; der Verf. leugnet, daß, wie Grimm behauptet, auch die griechischen Fabeln, wie die deutschen, Trümmer einer zusammenhängenden Thiersage seien, und stellt das Vorhandensein einer solchen bei dem Urvolke des indogermanischen Stammes, aus welchem die Uebereinstimmung altdeutscher und griechischer Fabeln abgeleitet worden, in Abrede; sowie über die Zeit des Babrios — Hr. Hertzberg setzt ihn, im Widerspruch mit andern Forschern, ins alexandrinische Zeitalter, wobei wir einer Menge der feinsten sprachlichen und metrischen Bemerkungen begegnen —, wie denn überhaupt die Abhandlung, wir müssen es hier wiederholen, ohne daß sie aufhörte für Jeden der eine gelehrte Bildung besitzt klar und interessant zu sein, einen durchaus wissenschaftlichen Charakter trägt. 1.

Genrebilder aus der Coulissenwelt. Theaternovellen, mit Beiträgen von F. Steinmann, A. Glasbrenner, J. Lasker, F. Volkmann, Th. Drobisch, F. Adami. Zwei Bände. Leipzig, Koffka. 1847. 8. 2 Thlr.

Vorstehendes Werk ist eine Art von Taschenbuch, das vorzugsweise für Schauspieler und Theaterfreunde berechnet scheint; es sind Erzählungen verschiedener Verf., die größtentheils alle sich um die Bühne und das Theaterleben drehen. Es läßt sich nicht verkennen, daß hinter dem Vorhange, zwischen den Coulissen und dem Garderobezimmer ein an komischen und ernsten Ereignissen reiches Leben sich gestalten muß, das um so mannichfacher und interessanter sich darstellen wird, als verschiedene Vereinigung der Geschlechter, der Bildung, der Abstammung, der gehobenen Leidenschaften sich hier darbietet und kein Völkchen reizbarer, erregbarer ist als eben die Komödianten. Manche Herzensgeschichte mit tragischen Conflicten nimmt hier ihren Anfang, und mancher strebsame Kopf, durch widrige Verhältnisse auf die Bühne getrieben, verkommt auf derselben oder rettet sich mühevoll ein kummerreiches Dasein. Am mannichfaltigsten, und darum auch am interessantesten, sind in dieser Beziehung jedoch die kleinern Bühnen, da auf den Hoftheatern schon mehr die Leidenschaften durch Vorschriften im Baum gehalten, und das ganze Leben mehr geregelt ist. „Der Freischütz oder der verhängnißvolle Abend" von Freimund Volkmann ist ein ergötzliches Bild aus dem Leben einer kleinen Bühne. Es kann jedoch nicht unsere Absicht sein sämmtliche Erzählungen und Skizzen, deren das vorliegende Buch funfzehn enthält, einzeln kritisch durchzugehen; es mag genügen, daß der Theaterfreund sowie auch der andere Leser der gern eine heitere leichte Lecture sucht in dem Buche Manches finden wird was ihn nicht ohne Interesse lassen wird, zumal sie auch fast alle in glatter leichter Manier geschrieben sind. „Der Staat des deutschen Theaters", ein Fastnachtsscherz nach der Nomenclatur des Wolff'schen Almanachs für 1847 von Adolf Glasbrenner, ist mit dem bekannten witzigen Talente des Verf. erzählt; außer den Beiden genannten haben noch Steinmann, Lasker, Drobisch, Adami, Wallner, Werel und Bertholdi mitgearbeitet. 11.

Lesefrüchte.

Wüstungen in England und das Domesday Book.

Wie in Deutschland hier und da schon im frühesten Mittelalter große Landstrecken unter den Namen „Wustungen" oder „Wüstungen" vorkommen, die höchst wahrscheinlich bereits in der vorgeschichtlichen Zeit und in Folge der Verheerungen diese Bezeichnungen erhalten welche die Vertilgungskämpfe einzelner Stämme, der Franken und der Thüringer, der Thüringer und der Sachsen, ja früher noch der Hermunduren und der Katten über diese Gegenden verhängten: so zeigt sich auch in England etwas Dem Aehnliches, was sich sogar bis zum gleichen Ausdruck erstreckt, während sich dort die Zeit wo jene Verheerungen stattgefunden eher ermitteln läßt, insofern sie gewöhnlich nicht über die Eroberung der Normannen hinaufreichen. So hat das Thal von Cleveland in der Grafschaft Northumberland außerordentlich von dem Einfall der Normannen gelitten, und in der auf unsere Tage gekommenen, unter dem Namen Domesday Book bekannten alten Steuerrolle werden eine Menge Güter die unter Eduard dem Bekenner auf das beste angebaut und dicht bevölkert waren mit der bedeutungsvollen Bezeichnung wasta, Wüstung, aufgeführt. So unter andern der alte Familiensitz der angelsächsischen Grafen Edwin der 77 „Carucaten" Land umfaßte; der Bezirk Gisborough kommt unter der gleichen Benennung vor und wird in der Steuerrolle von seiner frühern Abschätzung im Betrag von 40 Schilling auf 16 Schilling herabgewürdert. Der Name jener alten Steuerrolle ist fälschlich mit dem Jüngsten Tage und Gerichte in Beziehung gebracht und gleichsam als „The book of the day of judgment" bezeichnet worden. Ihr gesetzlicher Name war „The great roll of Winchester", oder noch häufiger „Liber indiciarius vel censualis Angliae". Der angelsächsische Name bezeichnet nur die gerichtliche Feststellung, das Protokoll oder das Buch richterlicher und gesetzkräftiger Entscheidungen.

Lakonischer Kriegsstil.

Nicht alle Kriegshelden haben ihre Herausfoderungen in so classische Kürze und Würde zugleich einzukleiden gewußt wie Leonidas mit seiner Schar. Oft ist, wie z. B. bei Suwarow, die erstere auf Kosten der letztern erzielt worden, und die Abfertigung die der Goethe'sche Götz auf die Anmuthungen seiner Feinde ertheilt und die im Fensterzuschlagen verklingt, mag wol häufiger das letzte Stichwort gewesen sein womit in den Zeiten des Faustrechts der Weg der ultima ratio betreten ward als in Courtoisie gewechselte Worte. Was die Kürze solcher Absagebriefe betrifft, so hat es kaum Jemand den bekannten irischen Familienhäusern der O'Donnell und der O'Neill zuvor gethan, die in jahrhundertelanger Fehde miteinander lagen, und die sich nicht nur des ritterlichsten Muthes im Kriege, sondern auch der lakonischsten Kürze in der Unterhandlung rühmten. Hier ein Beispiel der letztern:

Pay me my tribute, or if you don't —
O'Donnell.

Antwort: I owe you no tribute, and if I did —
O'Neill. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Die dritte zur Linken hinneigende Gruppe des Centrum bildet Forster mit seiner Frau Therese und seinem Freunde Huber. Wir dürfen die Geschichte dieser Persönlichkeiten, welcher der Dichter genau folgt, als bekannt voraussetzen. Wie für Franz Karl und Fides, wie für Cäcilie und Jean Baptist, so wird auch für sie der Umschwung der Dinge in Mainz zu einer Krisis ihres Lebensglücks. Einander zustrebende, füreinander bestimmte Elemente wie Therese und Huber, die bei einem ruhigen Fortbestande der alten Verhältnisse sich vielleicht nie zusammengefunden hätten, gelangen in Folge der mainzer Vorfälle zur glücklichen Vereinigung; aber zu gleicher Zeit müssen zwei bereits glücklich verbundene, von Achtung und Liebe füreinander erfüllte Elemente, wie Therese und Forster, die unter andern Umständen vielleicht bis zum Tode beieinander geblieben wären, sich scheiden und voneinander lossagen. Hier zeigt sich uns also dasselbe historische Ereigniß das sich an Franz Karl und Fides als rein erfreulich und hoffnungerweckend, an Jean Baptist und Cäcilie als rein tragisch und rachenehmend erwies, oberflächlich betrachtet in einer halb traurigen, halb heitern Maske. Wir sehen einerseits, wie ein so gelehrter, welterfahrener, geist- und gemüthvoller Mann wie Forster, gerade weil er zugleich ein gesinnungstüchtiger und freiheitliebender Mann war, gezwungen ward sich von Herd und Vaterland, Weib und Kind loszureißen, und Hoffnung und Muth zu einer neuen und freien Gestaltung des Lebens allein im Auslande zu suchen; andererseits aber gewinnen wir zugleich die Einsicht, daß er mit seinem großen weltbürgerlichen Herzen, mit seinem vor Allem dem Staatsleben zugewandten Interesse innerhalb der engen deutschen Verhältnisse, und innerhalb der Schranken des häuslichen Lebens nicht an seinem Orte, und wie gemüthvoll auch immer, doch nicht der Mann war gerade ein beschränktes Hauswesen in Ordnung zu erhalten, und einer Frau, zumal einer solchen, die wie Therese selbst über den Horizont der wirthschaftlichen Sorgen hinausstrebte, nicht blos Gatte und Vater der Kinder, sondern auch Ernährer und Fürsorger zu sein, und daß daher das Geschick, indem es ihn aus diesen Schranken und Sorgen hinaustrieb und ihn veranlaßte selbst das bestehende Band zu lösen, und Theresen einem andern, besser für sie sorgenden Mann zu übergeben, nur Etwas that was beiden Naturen entsprechend war, und Beide dem ihnen angemessenen Wirkungskreise, nämlich Forster der politischen, Therese der literarischen Thätigkeit zuführte. So gesellt sich also allerdings zum ergreifenden und tiefrührenden ein tröstendes und beruhigendes Element; aber hinter dieser Doppelmaske liegt nichtsdestoweniger eine nur um so tiefer eindringende Tragik versteckt: denn für Forster mußte nothwendig die Sphäre in die er sich hineinbegab eine tragische werden. Hatte er doch in einem Kampfe in welchem man sich nicht für Freiheit und für Vaterland, sondern nur für Freiheit oder für Vaterland erklären konnte, in einem Kampfe wie er uns leider auch jetzt noch bevorsteht, und dessen Vorahnung dem Ref. selbst einst die Worte abgenöthigt hat:

> O arger Kampf, o böser Streit,
> In dem das Herz voll Herzeleid
> Sich bitter mit sich selbst entzweit;
> Vor dem der Beste scheu entflieht,
> Just weil sein Herz für Freiheit sprüht,
> Fürs Vaterland die Brust ihm glüht!

kurz in einem Kampfe der Jeden welcher ihn nicht zu meiden oder zu regieren weiß nothwendig in eine Schuld hineinstürzt, wirklich Partei ergriffen, die Freiheit erwählt und das Vaterland aufgegeben; wie konnte es also anders geschehen als daß ihn die fremde Freiheitssphäre als Fremden behandelte, und sein kühleres Naturel in ihrer Gluthitze sich verzehren ließ. So nimmt also Forster, der Mittelpunkt der nach der linken Seite hinüberneigenden Gruppe, ebenso nothwendig ein unglückliches Ende wie Cäcilie, die Hauptfigur der nach der rechten Seite hingewandten Gruppe. Beide vertreten hiernach die tragischen Elemente der dem Roman zum Grunde liegenden Geschichte, und stellen so die Opfer dar ohne welche die historische Entwickelung niemals einen Fortschritt vom Alten zum Neuen zu Stande bringt, nämlich Cäcilie, dasjenige Opfer welches als Buße für die Gewaltthätigkeiten der Bevorzugten gegen das Volk fallen muß, Forster aber umgekehrt dasjenige durch welches

die von den Volksvertretern vom Vaterlande begangene Schuld gesühnt wird.

So läßt sich also in dem Material durch welches der Dichter seine Idee zur Erscheinung bringt eine echt organische, ja streng logische Gliederung nicht verkennen; aber natürlich tritt dieselbe in der Dichtung selbst nicht mit gleicher Schärfe hervor, sondern zeigt sich überall wie der Knochenbau eines höhern Organismus von verhüllendem Fleisch bedeckt, und aufgelöst zu einer lebendigen, leicht und gefällig fortschreitenden Entwickelung. Aber auch diese Entwickelung geschieht nach bestimmten rhythmischen Gesetzen, und zerlegt sich demgemäß in mehre proportionale Abschnitte, die durch besonders accentuirte Handlungen und Katastrophen oder durch passend eingeführte Ruhepunkte fühlbar gemacht werden. Der Verf. selbst theilt den Roman in sieben Bücher, und benennt sie nach denjenigen Personen welche vorzugsweise darin von Einfluß und Wichtigkeit sind. Als diese Personen erscheinen nacheinander Pater Garzweiler, Frau Therese, Frau v. Coudenhove, Fides, Forster, Lennig nebst Jean Baptist, und zuletzt der Baron Franz Karl. Allerdings besitzt jedes dieser Bücher eine Art von innerer Abrundung, und trägt, so weit es eben für ein bloßes Glied möglich ist, einen gewissen selbständigen Charakter. Noch gewichtiger jedoch als diese Abschnitte stellen sich diejenigen dar welche durch die drei Theile in welche das Ganze vertheilt ist gebildet werden. Jede dieser drei Abtheilungen enthält einen durchaus wesentlichen und fühlbar hervortretenden Fortschritt der Geschichte, sodaß sich der erste Theil gleichsam als Thesis, der zweite als Antithesis, der dritte als Synthesis darstellt. Denn wenn der erste damit schließt, daß Franz Karl, der Hauptträger der Idee, das positive und tröstende Princip innerhalb des Conflicts, durch eine Verbindung mit einer Nichte der kurfürstlichen Maitresse der Hofpartei zu verfallen scheint, so endigt dagegen der zweite Theil mit einer gänzlichen Auflösung dieser Verbindung durch die mehrerwähnte Flucht des Hofs; der dritte Theil aber entwickelt aus dieser Negation der Negation die bleibende Position, sodaß was innerlich und äußerlich gefährdet erschien durch kräftige Ueberwindung innerer Vorurtheile und äußerer Gefahren endlich zum befriedigenden Siege gelangt.

Dieselbe Gesetzmäßigkeit des Fortschritts zeigt sich auch an der Entwickelung der Nebenpersonen, sowie in der Behandlung der historischen Grundlage, natürlich jedesmal in der dem Gegenstande entsprechenden Weise. Innerhalb dieser Gesetzmäßigkeit herrscht aber zugleich eine höchst freie und ungezwungene Bewegung, sodaß vielleicht Mancher der dem Gesetze nicht nachspürt das bunteste Durcheinanderwirren darin zu sehen meint. Und bunt genug stellt sich in der That die Einkleidung des Ganzen in einzelne Scenen und Situationen dar. Der Roman läßt in dieser Hinsicht so leicht kein Bedürfniß unbefriedigt, und wenn sich auch der Verf. nicht überall mit gleichem Glück bewegt, nicht in jeder Beziehung eine solche Virtuosität entwickelt als in der Darstellung des Sinnigen und Zarten, des Witzigen und Piquanten, so bethätigt er doch durchweg seinen reinen, edeln Geschmack und sein künstlerisches Talent, und gibt unter Anderm einen Beleg dafür, daß er namentlich auch die von ihm bisher eher vermiedene als gesuchte Erzielung jener stärkern Effecte die auf einer beängstigenden Spannung des Lesers beruhen mit entschiedenem Erfolg handhabt, ohne daß er nöthig hätte darum das Gebiet des Schönen zu überschreiten. Die nähere Begründung dieser letzten Andeutungen, sowie überhaupt ein tieferes Eingehen in die Einzelheiten des Romans, in die Durchführung der Charaktere, in die Anlage einzelner Verwickelungen und Situationen, in die Gestaltung des Stils u. s. w. muß ich mir jedoch für einen zweiten Artikel vorbehalten, in welchem ich zugleich der Kritik einigen Raum gönnen werde. Im vorliegenden Artikel war es mir nur darum zu thun auf die Bedeutung des Romans überhaupt aufmerksam zu machen, seine Tendenz und Idee aufzuzeigen, und die Gliederung und Gestaltung desselben im Großen und Ganzen zur Anschauung zu bringen, ausgehend von dem Grundsatze, daß ein großartiges, gediegenes Kunstwerk erst mit hingebender Liebe erfaßt und begriffen werden muß, ehe die Kritik daran mäkeln darf.*)

Richard Morning.

Ueber einige neue französische Revuen.

Ob es wahr ist, daß, wie vielfach behauptet wird, die Glanzperiode der Revuen in Frankreich verschwunden ist, daß sie welche die dicken Bücher verdrängten jetzt ihrerseits den eiligen Lesern unserer Zeit zu weitläufig erscheinen, und daß während die einen untergehen, diejenigen welche leben sich selbst überleben — Das wollen wir auf sich beruhen lassen. Gewiß ist, daß die Revuen deren Existenz sich verlängert sich modificiren; statt das Publicum zu beherrschen, werden sie von ihm beherrscht, und wenn das leichtfertige Feuilleton sogar bis in die „Revue des deux mondes" dringt, so muß man Dies theilweise dem Publicum zur Last legen.

Schon vor einiger Zeit ist die „Revue de Paris" des Todes verblichen; ganz neuerdings sind ihr die „Revue nouvelle" und die „Nouvelle revue encyclopédique" gefolgt. Die wesentlich politische Tendenz der erstern, der ausschließlich literarische und wissenschaftliche Charakter der letztern gestatten es nicht die Kürze ihrer Dauer aus einer und derselben Ursache zu erklären; vielleicht haben sie denselben Fehler begangen, aber in einem verschiedenen Sinne. Die Politik genügt heute ebenso wenig wie die Kritik den Erfolg einer Revue zu sichern; um sich Gehör zu verschaffen muß man seiner Epoche gleichzeitig durch seine Tendenzen und durch die Wissenschaft angehören. Die Zeitschriften welche diese beiden Bedingungen nicht erfüllen behaupten sich nur durch die Opfer der Coterien oder der Parteien deren Organe sie sind: ihre Redacteure trösten sich vielleicht über ihre Isolirung mit dem Gedanken, daß ihnen die Zukunft angehöre; Das ist möglich, beweist aber auch, daß sie nicht im Besitz der Gegenwart sind.

Wenn übrigens gewisse Revuen dahinscheiden, so treten andere dagegen ins Leben, und es ist nicht ohne Interesse diese Veränderungen im Gebiete der Publicität zu verfolgen.

Seit sechs Monaten verkündete man das Erscheinen einer philosophischen Zeitschrift; ihre erste Nummer erblickte vor wenigen Wochen das Licht der Welt. Man taufte sie „La liberté

*) Den zweiten und letzten Artikel bringen wir im April.
D. Red.

de penser", vielleicht um sie nicht „La revue éclectique" zu nennen; möglich auch, daß sie, obgleich von Schülern des Hrn. Cousin redigirt, dennoch nicht die Revue dieses Philosophen ist. Diese letztere Hypothese muß man annehmen, weil die Redacteure sich hierüber deutlich in dem Vorworte aussprechen: „Wir brauchen kein philosophisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Diese Revue wurde weder von einer Schule noch im Interesse einer Schule gegründet, sondern um die philosophischen Studien zu vertheidigen, zu erleichtern und zu verbreiten. Lehrer oder Schüler, Jeder von uns kann hier die Schule der er angehört frei vertreten; wir haben weder Chefs, noch Patrone, noch berühmte Freunde." Das ist allerdings sehr uneigennützig, aber ist es auch Das was man von einer philosophischen Zeitschrift erwartet? Darf sie einem Salon gleichen, wo geistvolle Männer miteinander plaudern, und wo das Piquante der Unterhaltung gerade aus der Verschiedenheit der Meinungen hervorgeht? Es will uns bedünken als ob die Philosophie in dem allgemeinen Sinne des Wortes ebenso wenig eines Organs bedürfe wie die Religion, wenn dieser Ausdruck alle Sonderheiten des religiösen Gedankens bezeichnet. Die Philosophie hat nur dann eine Stimme nöthig, wenn eine philosophische Schule die Anregung zum Sprechen empfindet, mit Nutzen kann sie nur als ein System und um bestimmte Theorien durchzuführen sich geltend machen. Wozu sich eine Rednerbühne bauen, wenn man nicht weiß wohin man kommt, wohin man geht? In Deutschland wäre es sicher Niemandem eingefallen eine philosophische Zeitschrift lediglich zum Vortheil der entgegengesetzten Doctrinen und ohne Einheit in Grundsatz und Plan zu gründen. Wie erklärt sich nun diese Erscheinung in Frankreich? Etwa daraus, daß die Schule in deren Schoose jenes Project entworfen wurde ihrer Sache nicht gewiß sei, und eine Zuflucht für ihren eigenen Eklekticismus in einem noch weitern Eklekticismus suchen wolle? Vergebens suchen wir eine Antwort auf diese Frage in dem von Hrn. Jacques unterzeichneten Vorwort. Ebenso wenig klärt uns ein Artikel von Hrn. Baudillard auf: „De l'indifférence de la promesse." Er lehrt uns nur, daß „die Philosophie nicht diese oder jene Schule, sondern die Philosophie sei, und daß das menschliche Geschlecht, indem es sie unter den systematischen Formen die sie affectirt bekämpft, sich immer und ohne Ausnahme für jene universelle Doctrin erklärt habe welche die Weisheit der Schulen weit überrage".

Aber die Philosophie als Wissenschaft strebt nicht nach Beipflichtung des menschlichen Geschlechts, — und die Wissenschaft gerade bedürfte eines Echos. Wir wollen keineswegs aus dem Inhalt des ersten Heftes schließen, daß sie in dieser neuen Zeitschrift keins haben werde; aber dann werden die Redacteure einräumen, daß sie Alles gethan haben um uns irre zu machen. Wer hätte es errathen, daß in der ersten Nummer einer philosophischen Revue ein Artikel über die Wahlreform (von Jules Simon) erscheinen würde? Man traut seinen Augen erst dann, wenn man bedenkt, daß in unsern Tagen Platon Pair und Aristoteles Deputirter sein würden.

Eine zweite neue Erscheinung in der Poesie ist „Le reveil d'Israël", redigirt von einem katholischen Polen, Johann Czynski, dem Verfasser des Buchs „Kopernick et ses travaux". Der Titel der Revue sagt schon, daß sie sich ausschließlich mit den Juden beschäftigt. Zu ihrem Epigraph hat der Herausgeber die Worte Kasimir's des Großen gewählt: „Arbeitet und lebet in Frieden. Vergesset nicht, daß, als ganz Europa euch verließ, Polen euch Zuflucht und Schutz bot." Der Zweck dieser Zeitschrift ist die gegenwärtige Lage der Juden in Galizien, in Polen und in Rußland, mit ihrer Geschichte, ihrer Zahl, ihrem Charakter und ihren Hülfsmitteln, die Tendenz ihrer Gegner und Feinde und die Mittel ihrer Befreiung und ihres Heils zu schildern. Fragt man Hrn. Czynski, weshalb er sich vorzüglich mit den Juden jener Länder beschäftigen will, da doch auch in vielen andern Staaten ihr Schicksal noch so Vieles zu wünschen übrig lasse, so antwortet er, daß in Bezug auf die Zahl die Juden in ihrer Zerstreuung wie die abgefallenen Blätter eines großen Baumes seien, dessen Wurzeln, Stamm und Zweige sich in Polen finden. Als Spanien, Frankreich und Deutschland sie nicht auf ihrem Boden dulden wollten, öffnete ihnen Polen seine Thore. Boleslaw und nach ihm in der Mitte des 14. Jahrhunderts Kasimir der Große bewilligten ihnen Bürgerrechte und schützten sie in ihrem Glauben und ihren religiösen Ceremonien; die Könige von Polen schworen bei ihrer Thronbesteigung keine Verfolgung der Juden zu dulden. Auch gibt es deren heute zwei Millionen in Polen, d. h. 1,800,000 im russischen Polen, 350,000 in Galizien und 110,000 in Posen. Vergleicht man diese Zahlen mit der Zahl der Juden in den andern Ländern, so kann man Polen als das gegenwärtige Vaterland der Juden betrachten; die Verfolgungen denen sie dort ausgesetzt sind haben sie in ihrem Glauben befestigt, sie sind gleichsam die Seele der ganzen Race, und mit ihnen muß man sich daher vorzugsweise beschäftigen.

Der „Reveil d'Israël" faßt die Frage von der Emancipirung der Juden in ihrer Allgemeinheit auf, aber auf eine eigene Weise und von einem besondern Standpunkte. So erfüllt ihn die Protestation der preußischen Juden gegen die Worte eines Ministers der auf dem Landtage behauptete, Preußen sei ein christlicher Staat, die Blicke der Juden seien fortwährend nach Jerusalem gerichtet, und ihr wahres Vaterland sei Sion, mit der tiefsten Erbitterung. Sie sagten bekanntlich: „Wir erklären kein anderes Interesse zu haben als das des preußischen Staats, für den wir in dem Befreiungskriege gekämpft haben wie für unser wahres Vaterland; wir hängen der preußischen Dynastie mit Treue an; wir erwarten keinen andern Messias als die Freiheit."

Man muß es lesen mit welcher Verachtung Hr. Czynski diese Sprache behandelt, von der er versichert, daß sie nur die einer kleinen Minorität der preußischen Juden sei. „Wie sollte man", bemerkt er höhnisch, „Leuten welche: Nieder mit Jerusalem! Nieder mit dem Messias! Es lebe Berlin und die preußische Dynastie! rufen die Bürgerrechte verweigern?" Er rechnet es ihnen zur Schande an, daß sie keinen Geschmack an einer Reise nach Palästina haben, daß ihr Glaube an einen zukünftigen Messias wankend geworden. Daß Hr. Czynski hier einen politischen Messias meint, daß er an den Glauben appellirt um ihn von seinem wahren Gegenstande abzulenken, ist selbstredend; weil dieses Volk wunderbarerweise in seiner Zerstreuung isolirt geblieben, will er ihm mit dem Zauberbilde einer politischen Zukunft schmeicheln, die zu hoffen es durch Nichts berechtigt ist. Wir zweifeln hier an der Ehrlichkeit der neuen Zeitschrift. Glauben die Redacteure wirklich an die Prophezeiungen, so dürfen sie sie nicht zu Werkzeugen in einer Politik benutzen in der Israel nur eine Nebenrolle spielen würde; glauben sie nicht daran, wie können sie dann die Juden auffodern daran zu glauben?

Was uns betrifft, so können wir den Juden nichts Besseres wünschen als daß sie in allen Ländern wahre Bürger werden, sollten sie auch darüber den überlieferten Glauben ihres Volks einbüßen. Wir wissen jetzt sattsam was man für sie von der Tradition erwarten darf; wenn sie den Menschen umschlingt, statt ihn zu durchdringen, wenn sie der Kreis ist in dem er sich bewegt, statt eine persönliche Ueberzeugung zu werden, dann stellt sie sich dem moralischen Fortschritt und dem individuellen Glauben hemmend entgegen. Warum sollen die Juden sich trotz ihrer selbst unter ihr Joch beugen? Wenn ein Theil von ihnen mit der Tradition gebrochen, wenn sie das Bewußtsein ihres Unglaubens in Bezug auf den Judaismus haben, warum sollen sie es nicht ohne Rückhalt gestehen? Die religiösen Fictionen sind die schlimmsten von allen.

In Frankreich stehen sich heute zwei Meinungen unter den Juden gegenüber; die eine erklärt sich für die Reform, die andere ist conservativ. Der Bewegung unserer Epoche folgend suchen die Anhänger der erstern so rasch als möglich alle Schranken zu zertrümmern welche nicht mit ihrer Stellung

als Bürger im Einklange sind; fürchtend, daß man zu eilig auf der Bahn der Neuerungen vorwärts schreite, vertheidigen die Partisane der letztern das Gesetz, die Gebräuche, die Traditionen. Diese Trennung ist von keinem äußern Einfluß herbeigeführt worden, sie ist der Ausdruck zweier Tendenzen, die sich von selbst entwickelt haben, und die beide legitim sind weil sie beide wahr sind. Wir hoffen Mehr von der erstern Meinung als von der letztern, weil wir Mehr vom Menschen als vom Juden hoffen.

Zum Schluß noch ein Wort über eine Reihe von Publicationen, die zwar nicht in die Kategorie der Revuen gehören, die aber, als unter einem gemeinschaftlichen Titel vereinigt, hier erwähnt werden können. Schon seit längerer Zeit erscheinen zwei Blätter zu Gunsten der Emancipation der Schwarzen in den französischen Colonien, „L'abolitioniste français" und „La revue abolitioniste". Abgesehen davon daß diese beiden Zeitschriften sich eines nur geringen Publicums erfreuen, bedarf es auch neben den Revuen die sich an schon überzeugte Leser wenden kurzer Schriften, welche man in großer Zahl verbreiten kann, und die zu Denen gelangen deren Meinung über die Pflicht die Sklaverei ohne Aufschub abzuschaffen sich noch nicht gebildet hat. Das ist der Zweck einer Serie von Broschüren unter dem Titel „Martyrologe colonial", wovon mehre Nummern bereits (1 Sous das Exemplar) erschienen sind. Jede derselben enthält die Erzählung einer großen Ungerechtigkeit, wie solche nur unter dem exceptionnellen Regime das auf den französischen Colonien lastet begangen werden können. Ohne Zweifel sind diese Abscheulichkeiten nicht das einzige Argument das man geltend machen soll, aber sie genügen oft um zu überreden, und jedenfalls dürften diese kurzen Schriften die Mühe Derjenigen erleichtern welche sich mit der Sammlung von Unterschriften für die Petition in Bezug auf die Emancipirung der Sklaven befassen. Ein andermal von den ältern französischen Revuen. 28.

Der Prinz wider Willen.

Einige corsische Emigranten welche gegen Ende vorigen Jahrhunderts ihre vaterländische Insel als die Franzosen dieselbe besetzt verlassen, und im Königreich Neapel einen Zufluchtsort gesucht hatten, rüsteten sich in Taranto gerade zur Abfahrt nach Sicilien als in dieser Stadt die Commissare der zu Neapel eingesetzten republikanischen Regierung eintrafen und letztere von der Einwohnerschaft auch anerkannt wurde. Die Corsen hielten es nun für gerathen Taranto zu verlassen und nach Brindisi an der gegenüberliegenden adriatischen Küste zu entkommen zu suchen, um von dort vielleicht ihre Flucht nach Triest bewerkstelligen zu können. Nachdem sie einen Theil des Landes zu Fuß durchwandert, hielten sie des Nachts in dem Orte Monteasi Rast, wo sie in der Wohnung einer alten Frau um Obdach baten. Zu jener Zeit war das Gerücht in Umlauf, daß der älteste Sohn des Königs von Sicilien, der Kronprinz, sich irgendwo im Lande diesseit der Meerenge verborgen halte. Einer der Flüchtlinge scheint entweder aus Scherz oder um sich bessere Bewirthung zu erwirken ihrer Wirthin zu verstehen gegeben zu haben, daß unter ihnen sich der Prinz befinde. Das Aussehen der Fremden, ihre fremdklingende Sprache bestärkte eine solche Vermuthung. Die Alte lief zu einem ihrer Verwandten, einem vermögenden Landwirthe des Orts, Namens Girunda, und brachte ihm die wichtige Kunde. Der Mann eilte sogleich herbei um Sr. königlichen Hoheit seine Huldigungen darzubringen. Man wies ihn an einen der Jüngsten der flüchtigen Reisegesellschaft, in dessen Gesicht man einige Aehnlichkeit mit der königlichen Familie entdeckt zu haben glaubte. Er warf sich ihm zu Füßen und bot ihm Alles was er besaß zu seinen Diensten an. Hierauf entfernte er sich für die Nacht. Die Corsen begannen nachdem sie sich allein befanden die wahrscheinlichen Folgen des Vorwitzes ihres Reisegefährten zu erwägen. Es war bekannt, daß französische Heerabtheilungen in dieser Richtung vordrangen. Es wurde deshalb für rathsam erachtet noch in der Nacht die Flucht auf dem Wege nach Brindisi fortzusetzen. Als die Alte früh am Morgen ihre vermutheten hohen Gäste vermißte, hinterbrachte sie eilig ihrem Vetter die Nachricht, und Girunda setzte sich auch sogleich zu Pferde und verfolgte von einem Diener begleitet die Spur des flüchtigen Prinzen, nachdem er die benachbarte Gegend in Allarm versetzt hatte. Wie ein Lauffeuer flog die Kunde durchs Land; die Bevölkerung ergriff die Waffen, die Sturmglocken heulten von Dorf zu Dorf. „Es lebe der König! Nieder mit der Republik!" riefen Tausende um Tausende. Endlich wurden bei dem Dorfe Mesagna nicht weit von Brindisi die Corsen eingeholt. Sie würden gern das Volk über seinen Irrthum aufgeklärt haben, aber es war nun zu spät. Der Pseudoprinz sah sich gezwungen seine neue Rolle so gut es ging durchzuführen. Er lobte die Loyalität des Volks, ertheilte den Ortsbehörden Verhaltungsbefehle um in die lärmenden Bewegungen des Volks mehr Regelmäßigkeit zu bringen, insofern es dessen Absicht wäre den Franzosen einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen; zuletzt aber verlegte er zu größerer Sicherheit sein Hauptquartier in das Schloß von Brindisi. Nach reiflicher Ueberlegung der gefährlichen Lage in die er sich gegen seinen Willen versetzt sah, indem er sich mit einer angemaßten Würde bekleidet erblickte worüber er zur Rechenschaft gezogen werden könne, beschloß er in der Meinung, daß der improvisirte Aufstand der königlichen Sache möglicherweise von Nutzen sein könne, selbst nach Sicilien zu eilen und die erste Nachricht von dem Ereigniß zu überbringen. Er benachrichtigte das Volk, daß er den bestimmtesten Befehl von seinem Vater erhalten sich zu diesem zu verfügen; daß er unverweilt mit Verstärkungen zurückkehren und ihnen mittlerweile zwei seiner Gefährten als seine Stellvertreter dalassen werde um die Vertheidigung der Provinz zu organisiren. Es gelang ihm diese Absicht auszuführen, obwol das Volk ihn nur mit Widerstreben absegeln ließ. Als er in Palermo angekommen war, stellte er dem Könige und der Königin die Sache vor wie sie sich verhalten hatte, und ihm ward die Genugthuung, daß man sein Benehmen nicht nur billigte, sondern ihm auch einen Jahrgehalt bewilligte, den er von da an regelmäßig bezog. Später bekleidete er eine höhere Offizierstelle in einem Fremdencorps in britischem Solde. Der Engländer Cox, welcher diese abenteuerliche Geschichte erzählt, will den Helden derselben, welchen er jedoch nicht mit Namen nennt, viele Jahre später in Neapel getroffen haben, wo derselbe nach dem Frieden seinen Wohnsitz genommen, und aus seinem Munde alle obigen Einzelheiten erfahren haben. Nach der Meinung des Wiedererzählers müsse der Corse zu jener Zeit wo er seinen Kopf auf so feine Weise aus der Schlinge zu ziehen gewußt habe noch sehr jung gewesen sein. Was aus den beiden Schicksalsgenossen desselben geworden wird nicht gemeldet. Möglich daß sie mit ihren Köpfen dem enttäuschten Landvolke für das Entkommen der „Hauptperson wider Willen" haben zahlen müssen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 52. — 21. Februar 1848.

Der Cardinal Khlesl.

Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Mathias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. Mit der Sammlung von Khlesl's Briefen, Staatsschreiben, Vorträgen, Gutachten, Decreten, Patenten, Denkzetteln und andern Urkunden, beinahe tausend, bis auf einige wenige bisher ungedruckt. In vier Bänden. Erster Band. Mit Khlesl's Portrait. Wien, Kaulfuß Witwe, Prandel und Comp. 1847. Gr. 8. 3 Thlr.

„Mit Wahrheit und Liebe" ging der berühmte Verf. an die Bearbeitung dieser der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, deren Präsident er ist, zugeeigneten Biographie eines Mannes dessen durchdringender Verstand und durchgreifende Thätigkeit ihm schon, als er 1827 den vierten Band der „Osmanischen Geschichte" schrieb, den Wunsch abnöthigte, es möchten die in ihrer Art einzigen Gutachten und Schreiben dieses für Oestreich so merkwürdigen Staatsmanns gesammelt werden, als Muster unumwundener Freimüthigkeit, gesunden Urtheils und geraden Sinnes. Eine äußere Veranlassung, der Anblick des Denkmals und des Brustbildes Khlesl's in der Kirche zu Wienerisch-Neustadt, erzeugte und reifte den Entschluß den oben geäußerten Wunsch selbst zu erfüllen. Diesem Entschlusse zufolge sammelte der Verf. drei Jahre lang unermüdlich Alles was zu seiner Ausführung vorbereiten konnte, und brachte allein ein halbes Tausend eigenhändiger oder dictirter Schreiben des Cardinals aus einheimischen und ausländischen Staatsarchiven zusammen. Letztere zählt er in der Vorrede auf, und nennt nicht weniger den „45 entsiegelte Quellen und ein halbes Hundert von Gönnern und literarischen Freunden", durch deren Hülfe er ein beinahe volles Tausend Urkunden zu Tage förderte. Ebenso ist die Literatur der gedruckten Quellen umfassend, und auch die handschriftlichen schließen noch keineswegs ab, indem seit Erscheinung dieses ersten Bandes dem Verf. noch einige hundert Urkunden, unter ihnen 74 Schreiben Khlesl's aus dem Archive des Fürsten Collalto zu Pyrnitz, und noch gegen 20 aus dem ungarischen Hofkammerarchive zu Ofen zugekommen sind, welche bereits sämmtlich am gehörigen Orte Berücksichtigung gefunden haben. Durch sie steigt die Zahl der Urkunden über das volle Tausend hinaus.

Der erste Band enthält die drei ersten Bücher Text, denen 177 Urkunden folgen. Ueberall bewundern wir hier den umsichtigen Fleiß und das mühevolle aber rastlose Streben die Aufgabe zunächst den Quellen nach zu erschöpfen; wir bewundern die Jugendfrische in ihrer Verarbeitung, die den bejahrten Mann weder in der Auffassung noch in der Darstellung verräth; wir bewundern die ungeschwächte Kraft des Gedächtnisses und den Umfang des Wissens, das zu überraschenden Vergleichungen aus den entferntesten Gebieten des Morgen- und des Abendlandes über den reichsten Stoff verfügt, und jenen Freimuth der, zu allen Zeiten ein unveräußerlicher und der schönste Schmuck des Verf., mit Wissen keine Linie von der Wahrheit weicht; wir bewundern endlich die Liebe zu dem ergriffenen Gegenstande, die einer Begeisterung gleichkommt deren in diesem Grade gewöhnlich nur jugendliche Gemüther fähig sind.

Wir haben die Leser mit dem Helden des Buches selbst bekannt zu machen. Khlesl wurde von protestantischen Aeltern (sein Vater war Bäcker) 1553 zu Wien geboren. Den noch nicht 16 Jahre alten, aber durch ausgezeichnete Gaben des Geistes seine Mitschüler weit hinter sich lassenden Knaben führte der Jesuit Scherer der katholischen Kirche zu, für welche jener alsbald auch seine Aeltern gewann. Mit 18 Jahren trat er als päpstlicher Alumnus in das Convict der Jesuiten ein, in welchem er fünf Jahre seinen philosophischen und theologischen Studien oblag. Schon 1576 erhielt er die vier ersten Weihen, und vom Kaiser Maximilian II. ein Kanonicat zu Breslau, zu dessen Antritt er sich die Würde eines Magister artium zu Ingolstadt 1577 erwarb, woselbst er auch zwei Jahre später zum Licentiaten der Theologie promovirt wurde. Am 30. Juni desselben Jahres erhielt er in Wien in der Peterskirche die Weihe als Diakon, und am 30. August bei St.-Jakob die zum Priester. Zugleich ernannte ihn Erzherzog Ernst zum Dompropst von St.-Stephan und zum Kanzler der Universität Wien, und der Bischof von Passau zu seinem Rathe und Official im Lande unter der Enns. Letzteres war unstreitig das schwierigste Amt das dem sechsundzwanzigjährigen jungen Manne mit den übrigen zugleich anvertraut ward, und das Alles auf Empfehlung des obengenannten Hofpredigers und Rectors des Collegium der Jesuiten, Scherer, und des gelehrten Reichshofraths

Dr. Georg Eder, des Verf. des „Hammer der Ketzer" („Malleolus haereticorum"), und der „Fabellehre oder das Babylon der Ketzer" („Mataeologia haereticorum"). In den Orden der Jesuiten trat Khlesl nie ein.

Seine Stellung als Official und die richtige Würdigung derselben veranlaßt den Verf., ehe er weiter geht in der Erzählung der Begebenheiten welche die umfassende Thätigkeit Khlesl's entwickelten, und dieselbe 50 Jahre hindurch in der einflußreichsten Stellung weiter und weiter ausdehnten, den kirchlichen Zustand Oestreichs und die oberste politische Behörde in Kirchensachen, insoweit diese der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstanden, zu schildern. Das Umsichgreifen des Lutherthums in Oestreich, dem Maximilian günstiger gesinnt war als Rudolf, führte auf die Ueberzeugung, daß ihm vorzüglich die Misbräuche des Ablasses und des Klosterlebens, und der Mangel an Kirchenzucht im Klerus überhaupt Vorschub leisten. Man ordnete daher Visitationen der Klöster und Pfarren an, und richtete sein Hauptaugenmerk zur Wiederherstellung der Einheit in der Kirche auf die Bekehrung der Abgefallenen. Bei diesem Geschäft geriethen die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit gar oft in Conflict, und es wurde zur Entscheidung der entstandenen Streitigkeiten schon unter Ferdinand I. ein Klosterrath als oberste Behörde eingesetzt.

Der Verf. geht nun zwar tiefer in die Geschichte des Protestantismus in Oestreich ein, hellt durch die Benutzung der neuerschlossenen Quellen manche dunkle Stelle auf, beantwortet schlagend zweifelhafte Fragen, und führt neue Thatsachen in mehr als einer Beziehung vor den Augen des Lesers vorüber; im Ganzen aber benutzte er hier mehr als anderwärts gedruckte Schriften. Auch sollte diese ganze Entwickelung nur das Verständniß der eingreifenden Thätigkeit Khlesl's erschließen, da die von ihm vertretene bischöfliche Gerichtsbarkeit von Passau offen und wiederholt von den Ständen bekämpft ward. In der Geschichte der Klostervisitationen dagegen, deren erste die Urkunden schon im 13. Jahrhundert in Oestreich erwähnen, fußt er fast ausschließlich auf seine handschriftlichen Quellen. Mit großem Interesse liest man z. B. die den Visitatoren gegebenen Instructionen, welche beweisen wie schlimm es mit der Sittenzucht in den Klöstern und Pfarreien stand. So war das Resultat der Visitation von 1563, „daß in 122 Klöstern Oestreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains nur 436 Mönche und 160 Nonnen, aber 159 Concubinen, 55 Eheweiber und 443 Kinder angetroffen wurden. Staphilus schildert die damalige Sittenlosigkeit der Mönche und Nonnen, Aebte und Prioren auf das lebendigste. Die Prälatinnen kindbetteten in den Stiftern, die Pfarrer feierten mit Trompeten und Pauken Hochzeit. Die Nonnen waren Concubinen ihrer Secretaire und Haushofmeister, die Pfarrhöfe ebenso viele Bordelle."

Unter Kaiser Ferdinand's Regierung erfolgten acht dergleichen Visitationen, und unter Maximilian nur noch zwei (1566—67 u. 1571), die in Khlesl's Jugend fielen. Im J. 1567 wird zum ersten male der Klosterrath erwähnt *), zu dessen Amtspflicht außer der Aufsicht und zeitlichen Verwaltung der Klöster die genaue Schirmung der landesfürstlichen Rechte und Gerichtsbarkeit wider die Uebergriffe des Klerus in weltlichen Dingen gehörte. Zu letzterer gab es denn sattsam Gelegenheit, und Khlesl in seiner mehrfachen Stellung war einer der Ersten der nicht nur oft Miene machte die Wirksamkeit des Klosterraths zu paralysiren, sondern dieselbe auch ernstlich behinderte. Während er auf der einen Seite als Official des Bischofs von Passau durch zu tiefes Eingreifen in die Rechte des Prälatenstandes den letztern wider sich erzürnte, ließ er sich auf der andern Seite durch keine Zurechtweisung seine Eingriffe in die weltliche Gerichtsbarkeit mindern, und beschwerte sich ebenso über die Eingriffe der Regierung in die Rechte seines Bischofs, als er selbst die Rechte der Regierung zu bestreiten sich erlaubte. Beides belegt der Verf. mit schlagenden Beispielen, welche die rastlose, an Unruhe grenzende Thätigkeit des eifrigen und consequenten Reformators in ein deutliches Licht stellen. Durch Geist und Eifer in Erfüllung seiner Amtspflicht erwarb sich Khlesl trotz seiner Kämpfe mit Prälaten und Regierung die Gunst und Gnade des Papstes und des Kaisers. Hierzu diente ihm vorzüglich seine Stellung als Kanzler der Universität, welcher er zunächst das ihr von Maximilian II. ertheilte Befugniß auch Protestanten zu Doctoren zu promoviren wieder entzog. Er entwarf ferner eine neue Kirchenordnung (1581), und im folgenden Jahre einen Plan zur Errichtung eines Alumnats. Nachdem ihn Rudolf zum kaiserlichen Rath ernannt hatte, stieg sein Ansehen und sein Einfluß immer höher, und immer unumwundener machte er denselben geltend. Während er am Hofe des Kaisers sich seine Stellung sicherte, wandte er sich dem rührigen von Busbeck politisch gebildeten Erzherzoge und jüngern Bruder des Kaisers, Mathias, zu, und überall wo seine geschriebenen Edicte nicht gleich Anerkennung oder Befolgung fanden, half er durch das gesprochene Wort der Predigt nach, wobei es ihm keineswegs an natürlicher Beredtsamkeit gebrach, zumal auch seine ganze Persönlichkeit und stattliche Figur sein Aussehen auf der Kanzel hob. Das Jahr 1582 brachte ihm die Hofpredigerstelle zu Wien ein, und als Administrator des Bisthums Neustadt ließ er sich am 9. Oct. 1588 nur unter der Bedingung installiren, daß ihm die Verwaltung nicht als Pflege und auf Verantwortung, sondern mit vollem Vertrauen übergeben werden möge. Die Stadt war durch ihre Anhänglichkeit an die evangelische Lehre nicht gut angesehen, und hatte bisher allen reformatorischen Versuchen dem Katholicismus wieder zugeführt zu werden getrotzt. Khlesl wirkte daher alsbald bei dem Statthalter Erzherzog Ernst ein Edict aus, in dessen Folge alle Einwohner der neuen Lehre entsagen mußten, wenn sie sich nicht den härtesten Strafen aussetzen wollten. Dennoch war der Kampf groß. Commissionen gingen zwischen

*) Im Widerspruche mit obiger Angabe, da Ferdinand bereits 1564 starb; es müßte denn die Einsetzung des Klosterraths eher erfolgt sein als seiner Erwähnung geschieht.

Neustadt und Wien hin und her, mildere Edicte wechselten mit strengern ab, und nur dem Feuereifer Khlesl's, dem Härte hier eine Pflicht galt, gelang es, nachdem 40 Einwohner mit Frau und Kind des Landes verwiesen waren, das Reformationswerk zu vollbringen. Diesem widmet der Verf. im Laufe der Erzählung besondere Aufmerksamkeit, da Khlesl's Persönlichkeit hier überall in den Vordergrund tritt. Doch ist der einheimische Standpunkt nicht immer zu verkennen. Nachdem die Reformation Neustadts 1589 beendigt war, wurde Khlesl 1590 zum Generalreformator in Oestreich ernannt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Schutzzoll und Handelsfreiheit. In diesen beiden Worten wird einer der heftigsten und folgereichsten Kämpfe angedeutet, welcher nicht blos Deutschland, sondern ebenso Frankreich, England, ja das ganze civilisirte Europa in seinen Basen bewegt. Um so heftiger ist der Streit, je mehr es sich hier nicht blos um Principien, sondern noch wesentlicher um Interessen handelt. Den Kampf in seiner ganzen Bedeutung zu schildern ist hier nicht der Ort; wir haben uns vor allen Dingen damit zu begnügen einige Kämpfer zu signalisiren.

1. Die Trugschlüsse der Schutzzöllner gegenüber der gesunden Handelspolitik. Von M. F. Bastiat. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von C. Noback. Berlin, Schröter. 1847. 16. 15 Ngr.

Bastiat gehört zu den Trägern der Partei welche gegen das französische Schutzzollsystem, garantirt durch die Deputirtenkammer, die großen Grundbesitzer und Fabrikanten, einen lebhaften Kampf eröffnet hat, und nicht leicht können die schwierigsten Probleme der Nationalökonomie geistreicher und populairer vorgetragen werden als es von ihm in den „Sophismes économiques" geschah. Da Deutschland auf diesem Gebiete noch nicht eine ähnliche Schrift erzeugt hat, so kann die Uebersetzung welche Hr. Noback veranlaßt hat nur willkommen genannt werden.

Die Freihandelsmänner versprechen der Welt und den Völkern durch die Realisirung ihrer Theorie das Glück und den Segen der Zukunft. Dagegen erheben sich die Schutzzöllner mit lautem Geschrei und behaupten, daß nur auf ihren Grundsätzen die Völker vor Anarchie ꝛc. gesichert werden können. Wo liegt hier die Wahrheit? Wenn sie auf keiner Seite läge? Die öffentliche Meinung ist durch den Lärm der Streitenden weit mehr verwirrt als aufgeklärt worden. Aber sowol Freihändler als Schutzzöllner vereinigten sich auf dem Boden der Nationalökonomie, ihnen gegenüber erhebt sich der Socialismus mit seiner neuen Kritik, mit seinen neuen Maßstaben und Anfoderungen. Der Unterschied zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern wird nebensächlich vor dem Unterschiede zwischen den Staatsökonomen und den Socialisten. Zwischen diesen beiden Heeren liegt das eigentliche Schlachtfeld, und es war wieder ein Franzose, Proudhon, welcher sowol die Widersprüche der Nationalökonomen als der Socialisten scharfsinnig aufdeckte und darüber ein neues System construirte. Von diesem Standpunkte aus muß der Kampf um Handelsfreiheit und Schutzzoll in einem ganz andern Lichte als dem gewöhnlichen erscheinen. Die Staatsökonomie neigt sich in allen ihren Beziehungen zur Heiligung des Egoismus, der Socialismus strebt nach der Schwärmerei der Gemeinschaft. Beide verfolgen sich unaufhörlich mit dem Vorwurf der Unerfahrenheit und der Unfruchtbarkeit. Die Socialisten fodern von ihren Gegnern Rechenschaft über die Ungleichheit der Lebensverhältnisse und der Handelsmisbräuche, durch welche das Monopol und die Concurrenz in unnatürlichem Bunde fortwährend den Luxus und das Elend erzeugen; sie werfen den staatsökonomischen Theorien vor, daß sie nur an die Vergangenheit denken und die Zukunft ohne Hoffnung lassen, kurz, sie bezeichnen die Herrschaft des Eigenthums als eine nichtsnutzige Täuschung, gegen welche die Menschheit seit 4000 Jahren protestire und kämpfe. Dagegen trauen die Staatsökonomen den Socialisten nicht zu, daß sie ein System erzeugen können bei dem man sich des Eigenthums, der Concurrenz und der Policei überheben könne; sie beweisen, die Acten in der Hand, daß alle Reformprojecte derselben Nichts gewesen sind als Stücke welche sie dem von ihnen verleumdeten Systeme entrissen haben, Plagiate der Staatsökonomie, ohne welche der Socialismus keine Idee bilden und begreifen könne. Welche von beiden Parteien hat Recht? Keine von beiden. Die moderne Kritik hat gezeigt, daß in einem Conflicte dieser Art die Wahrheit nicht in dem Ausschließen eines der Gegensätze, sondern in der Versöhnung beider besteht. Es gilt in der Wissenschaft für ausgemacht, daß jeder Antagonismus in der Natur wie im Reich der Ideen sich in ein allgemeineres Factum oder in eine vollständigere Formel auflöst, welche die Gegensätze in Einklang bringt, indem sie den einen durch den andern absorbirt.

Diese Arbeit hat Proudhon zu vollbringen gesucht in seinem neuesten Werke „Système des contradictions économiques, ou philosophie de la misère". Inwieweit es ihm gelungen, Das ist hier nicht zu erörtern; aber genug, es ist die Ahnung und der Anstoß zu einer neuen Wissenschaft gegeben welche sich über die Einseitigkeiten sowol der Staatsökonomie als des Socialismus erheben muß.*)

Erst in dieser Wissenschaft ist dann auch der Kampf zwischen der Handelsfreiheit und der Schutzzollfrage definitiv zu schlichten. Das bloße Gebiet der Staatsökonomie, auf welchem Bastiat steht, kann trotz seiner Schlagfertigkeit und seines Scharfsinns nicht als ausreichend erscheinen. Die beste Kritik über das einseitige, blos nationalökonomische Handelsfreiheitsprincip, wie es sich in der Bastiat'schen Broschüre darstellt, ist von Proudhon im zweiten Bande seiner angezogenen Schrift geliefert worden, und wir müssen darauf hinweisen, weil wir nicht wüßten, wie die ganze Frage bestimmter hingestellt und schärfer erörtert werden könnte. Die Beweisgründe welche man für die absolute Handelsfreiheit geltend macht, und welche bei Bastiat schlagend hervortreten, können ohne Bedenken als richtig angenommen werden; namentlich meisterhaft wird von Bastiat der Consument im Menschen gewürdigt. Die Handelsfreiheit ist nothwendig zur Harmonie und zum Fortschritt der Nationen, nothwendig zur Wahrhaltung des Monopols und zur unverkürzten Ausübung der politischen Rechte; sie ist auch Ursache des Wachsthums der Güter und des Wohlseins für den Einzelnen wie für den Staat. Diese Gründe zu Gunsten der Handelsfreiheit können schwerlich geleugnet werden; aber wenn nun Bastiat gegen die Anhänger des Prohibitivsystems glücklich ausführt, daß die Handelsfreiheit ebenso wol ökonomisch wie naturnothwendig ist, wäre die Frage damit erledigt und die schwere sociale Krankheit des Menschengeschlechts durch eine absolute Handelsfreiheit vollkommen geheilt? Nichts weniger als Dieses. Dieselbe Freiheit welche die Schutzzöllner als Vernichtung des Monopols betrachten wird im Gegentheil die letzte Handanlegung an die Festrammlung aller Monopole, die Befestigung der Handelsfeudalität, die solidarische Verbindung aller Tyranneien wie alles Elends.

So wie die Handelsfreiheit in ihrer rein ökonomischen Bedeutung vertreten wird, wie hier von Bastiat, wird sie, indem sie jedes Hinderniß aus den Hindernissen und dem Tausche wegräumt, gerade dadurch das Feld freier machen für jeden Widerstreit; sie muß die Herrschaft des Capitals erweitern, die Concurrenz verallgemeinen, und aus dem Elend eines jeden Volkes, sowie aus seiner Finanzaristokratie etwas Kosmopolitisches machen. Dies nachzuweisen und die handelspolitischen Trug-

*) Vergl. über Proudhon's System einen ausführlichen Artikel von F. Liebe in Nr. 23 und 24 d. Bl. D. Red.

Dr. Georg Eder, des Verf. des „Hammer der Ketzer" („Malleolus haereticorum"), und der „Fabellehre oder das Babylon der Ketzer" („Mataeologia haereticorum"). In den Orden der Jesuiten trat Khlesl nie ein.

Seine Stellung als Official und die richtige Würdigung derselben veranlaßt den Verf., ehe er weiter geht in der Erzählung der Begebenheiten welche die umfassende Thätigkeit Khlesl's entwickelten, und dieselbe 50 Jahre hindurch in der einflußreichsten Stellung weiter und weiter ausdehnten, den kirchlichen Zustand Oestreichs und die oberste politische Behörde in Kirchensachen, insoweit diese der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstanden, zu schildern. Das Umsichgreifen des Lutherthums in Oestreich, dem Maximilian günstiger gesinnt war als Rudolf, führte auf die Ueberzeugung, daß ihm vorzüglich die Misbräuche des Ablasses und des Klosterlebens, und der Mangel an Kirchenzucht im Klerus überhaupt Vorschub leisten. Man ordnete daher Visitationen der Klöster und Pfarren an, und richtete sein Hauptaugenmerk zur Wiederherstellung der Einheit in der Kirche auf die Bekehrung der Abgefallenen. Bei diesem Geschäft geriethen die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit gar oft in Conflict, und es wurde zur Entscheidung der entstandenen Streitigkeiten schon unter Ferdinand I. ein Klosterrath als oberste Behörde eingesetzt.

Der Verf. geht nun zwar tiefer in die Geschichte des Protestantismus in Oestreich ein, hellt durch die Benutzung der neuerschlossenen Quellen manche dunkle Stelle auf, beantwortet schlagend zweifelhafte Fragen, und führt neue Thatsachen in mehr als einer Beziehung vor den Augen des Lesers vorüber; im Ganzen aber benutzte er hier mehr als anderwärts gedruckte Schriften. Auch sollte diese ganze Entwickelung nur das Verständniß der eingreifenden Thätigkeit Khlesl's erschließen, da die von ihm vertretene bischöfliche Gerichtsbarkeit von Passau offen und wiederholt von den Ständen bekämpft ward. In der Geschichte der Klostervisitationen dagegen, deren erste die Urkunden schon im 13. Jahrhundert in Oestreich erwähnen, fußt er fast ausschließlich auf seine handschriftlichen Quellen. Mit großem Interesse liest man z. B. die den Visitatoren gegebenen Instructionen, welche beweisen wie schlimm es mit der Sittenzucht in den Klöstern und Pfarreien stand. So war das Resultat der Visitation von 1563, „daß in 122 Klöstern Oestreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains nur 436 Mönche und 160 Nonnen, aber 159 Concubinen, 55 Eheweiber und 443 Kinder angetroffen wurden. Staphilus schildert die damalige Sittenlosigkeit der Mönche und Nonnen, Aebte und Prioren auf das lebendigste. Die Prälatinnen kindbetteten in den Stiftern, die Pfarrer feierten mit Trompeten und Pauken Hochzeit. Die Nonnen waren Concubinen ihrer Secretaire und Haushofmeister, die Pfarrhöfe ebenso viele Bordelle."

Unter Kaiser Ferdinand's Regierung erfolgten acht dergleichen Visitationen, und unter Maximilian nur noch zwei (1566—67 u. 1571), die in Khlesl's Jugend fielen. Im J. 1567 wird zum ersten male der Klosterrath erwähnt *), zu dessen Amtspflicht außer der Aufsicht und zeitlichen Verwaltung der Klöster die genaue Schirmung der landesfürstlichen Rechte und Gerichtsbarkeit wider die Uebergriffe des Klerus in weltlichen Dingen gehörte. Zu letzterer gab es denn sattsam Gelegenheit, und Khlesl in seiner mehrfachen Stellung war einer der Ersten der nicht nur oft Miene machte die Wirksamkeit des Klosterraths zu paralysiren, sondern dieselbe auch ernstlich behinderte. Während er auf der einen Seite als Official des Bischofs von Passau durch zu tiefes Eingreifen in die Rechte des Prälatenstandes den letztern wider sich erzürnte, ließ er sich auf der andern Seite durch keine Zurechtweisung seine Eingriffe in die weltliche Gerichtsbarkeit mindern, und beschwerte sich ebenso über die Eingriffe der Regierung in die Rechte seines Bischofs, als er selbst die Rechte der Regierung zu bestreiten sich erlaubte. Beides belegt der Verf. mit schlagenden Beispielen, welche die rastlose, an Unruhe grenzende Thätigkeit des eifrigen und consequenten Reformators in ein deutliches Licht stellen. Durch Geist und Eifer in Erfüllung seiner Amtspflicht erwarb sich Khlesl trotz seiner Kämpfe mit Prälaten und Regierung die Gunst und Gnade des Papstes und des Kaisers. Hierzu diente ihm vorzüglich seine Stellung als Kanzler der Universität, welcher er zunächst das ihr von Maximilian II. ertheilte Befugniß auch Protestanten zu Doctoren zu promoviren wieder entzog. Er entwarf ferner eine neue Kirchenordnung (1581), und im folgenden Jahre einen Plan zur Errichtung eines Alumnats. Nachdem ihn Rudolf zum kaiserlichen Rath ernannt hatte, stieg sein Ansehen und sein Einfluß immer höher, und immer unumwundener machte er denselben geltend. Während er am Hofe des Kaisers sich seine Stellung sicherte, wandte er sich dem rührigen von Busbeck politisch gebildeten Erzherzoge und jüngern Bruder des Kaisers, Mathias, zu, und überall wo seine geschriebenen Edicte nicht gleich Anerkennung oder Befolgung fanden, half er durch das gesprochene Wort der Predigt nach, wobei es ihm keineswegs an natürlicher Beredtsamkeit gebrach, zumal auch seine ganze Persönlichkeit und stattliche Figur sein Aussehen auf der Kanzel hob. Das Jahr 1582 brachte ihm die Hofpredigerstelle zu Wien ein, und als Administrator des Bisthums Neustadt ließ er sich am 9. Oct. 1588 nur unter der Bedingung installiren, daß ihm die Verwaltung nicht als Pflege und auf Verantwortung, sondern mit vollem Vertrauen übergeben werden möge. Die Stadt war durch ihre Anhänglichkeit an die evangelische Lehre nicht gut angesehen, und hatte bisher allen reformatorischen Versuchen dem Katholicismus wieder zugeführt zu werden getrotzt. Khlesl wirkte daher alsbald bei dem Statthalter Erzherzog Ernst ein Edict aus, in dessen Folge alle Einwohner der neuen Lehre entsagen mußten, wenn sie sich nicht den härtesten Strafen aussetzen wollten. Dennoch war der Kampf groß. Commissionen gingen zwischen

*) Im Widerspruche mit obiger Angabe, da Ferdinand bereits 1564 starb; es müßte denn die Einsetzung des Klosterraths eher erfolgt sein als seiner Erwähnung geschieht.

Neustadt und Wien hin und her, mildere Edicte wechselten mit strengern ab, und nur dem Feuereifer Khlesl's, dem Härte hier eine Pflicht galt, gelang es, nachdem 40 Einwohner mit Frau und Kind des Landes verwiesen waren, das Reformationswerk zu vollbringen. Diesem widmet der Verf. im Laufe der Erzählung besondere Aufmerksamkeit, da Khlesl's Persönlichkeit hier überall in den Vordergrund tritt. Doch ist der einheimische Standpunkt nicht immer zu verkennen. Nachdem die Reformation Neustadts 1589 beendigt war, wurde Khlesl 1590 zum Generalreformator in Oestreich ernannt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Schutzzoll und Handelsfreiheit. In diesen beiden Worten wird einer der heftigsten und folgereichsten Kämpfe angedeutet, welcher nicht blos Deutschland, sondern ebenso Frankreich, England, ja das ganze civilisirte Europa in seinen Basen bewegt. Um so heftiger ist der Streit, je mehr es sich hier nicht blos um Principien, sondern noch wesentlicher um Interessen handelt. Den Kampf in seiner ganzen Bedeutung zu schildern ist hier nicht der Ort; wir haben uns vor allen Dingen damit zu begnügen einige Kämpfer zu signalisiren.

1. Die Trugschlüsse der Schutzzöllner gegenüber der gesunden Handelspolitik. Von M. F. Bastiat. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von C. Noback. Berlin, Schröter. 1847. 16. 15 Ngr.

Bastiat gehört zu den Trägern der Partei welche gegen das französische Schutzzollsystem, garantirt durch die Deputirtenkammer, die großen Grundbesitzer und Fabrikanten, einen lebhaften Kampf eröffnet hat, und nicht leicht können die schwierigsten Probleme der Nationalökonomie geistreicher und populairer vorgetragen werden als es von ihm in den „Sophismes économiques" geschah. Da Deutschland auf diesem Gebiete noch nicht eine ähnliche Schrift erzeugt hat, so kann die Uebersetzung welche Hr. Noback veranlaßt hat nur willkommen genannt werden.

Die Freihandelsmänner versprechen der Welt und den Völkern durch die Realisirung ihrer Theorie das Glück und den Segen der Zukunft. Dagegen erheben sich die Schutzzöllner mit lautem Geschrei und behaupten, daß nur auf ihren Grundsätzen die Völker vor Anarchie 2c. gesichert werden können. Wo liegt hier die Wahrheit? Wenn sie auf keiner Seite läge? Die öffentliche Meinung ist durch den Lärm der Streitenden weit mehr verwirrt als aufgeklärt worden. Aber sowol Freihändler als Schutzzöllner vereinigten sich auf dem Boden der Nationalökonomie, ihnen gegenüber erhebt sich der Socialismus mit seiner neuen Kritik, mit seinen neuen Maßstaben und Anfoderungen. Der Unterschied zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern wird nebensächlich vor dem Unterschiede zwischen den Staatsökonomen und den Socialisten. Zwischen diesen beiden Heeren liegt das eigentliche Schlachtfeld, und es war wieder ein Franzose, Proudhon, welcher sowol die Widersprüche der Nationalökonomen als der Socialisten scharfsinnig aufdeckte und darüber ein neues System construirte. Von diesem Standpunkte aus muß der Kampf um Handelsfreiheit und Schutzzoll in einem ganz andern Lichte als dem gewöhnlichen erscheinen. Die Staatsökonomie neigt sich in allen ihren Beziehungen zur Heiligung des Egoismus, der Socialismus strebt nach der Schwärmerei der Gemeinschaft. Beide verfolgen sich unaufhörlich mit dem Vorwurf der Unerfahrenheit und der Unfruchtbarkeit. Die Socialisten fodern von ihren Gegnern Rechenschaft über die Ungleichheit der Lebensverhältnisse und der Handelsmisbräuche, durch welche das Monopol und die Concurrenz in unnatürlichem Bunde fortwährend den Luxus und das Elend erzeugen; sie werfen den staatsökonomischen Theorien vor, daß sie nur an die Vergangenheit denken und die Zukunft ohne Hoffnung lassen, kurz, sie bezeichnen die Herrschaft des Eigenthums als eine nichtsnutzige Täuschung, gegen welche die Menschheit seit 4000 Jahren protestire und kämpfe. Dagegen trauen die Staatsökonomen den Socialisten nicht zu, daß sie ein System erzeugen können bei dem man sich des Eigenthums, der Concurrenz und der Policei überheben könne; sie beweisen, die Acten in der Hand, daß alle Reformprojecte derselben Nichts gewesen sind als Stücke welche sie dem von ihnen verleumdeten Systeme entrissen haben, Plagiate der Staatsökonomie, ohne welche der Socialismus keine Idee bilden und begreifen könne. Welche von beiden Parteien hat Recht? Keine von beiden. Die moderne Kritik hat gezeigt, daß in einem Conflicte dieser Art die Wahrheit nicht in dem Ausschließen eines der Gegensätze, sondern in der Versöhnung beider besteht. Es gilt in der Wissenschaft für ausgemacht, daß jeder Antagonismus in der Natur wie im Reich der Ideen sich in ein allgemeineres Factum oder in eine vollständigere Formel auflöst, welche die Gegensätze in Einklang bringt, indem sie den einen durch den andern absorbirt.

Diese Arbeit hat Proudhon zu vollbringen gesucht in seinem neuesten Werke „Système des contradictions économiques, ou philosophie de la misère". Inwieweit es ihm gelungen, Das ist hier nicht zu erörtern; aber genug, es ist die Ahnung und der Anstoß zu einer neuen Wissenschaft gegeben welche sich über die Einseitigkeiten sowol der Staatsökonomie als des Socialismus erheben muß. *)

Erst in dieser Wissenschaft ist dann auch der Kampf zwischen der Handelsfreiheit und der Schutzzollfrage definitiv zu schlichten. Das bloße Gebiet der Staatsökonomie, auf welchem Bastiat steht, kann trotz seiner Schlagfertigkeit und seines Scharfsinns nicht als ausreichend erscheinen. Die beste Kritik über das einseitige, blos nationalökonomische Handelsfreiheitsprincip, wie es sich in der Bastiat'schen Broschüre darstellt, ist von Proudhon im zweiten Bande seiner angezogenen Schrift geliefert worden, und wir müssen darauf hinweisen, weil wir nicht wüßten, wie die ganze Frage bestimmter hingestellt und schärfer erörtert werden könnte. Die Beweisgründe welche man für die absolute Handelsfreiheit geltend macht, und welche bei Bastiat schlagend hervortreten, können ohne Bedenken als richtig angenommen werden; namentlich meisterhaft wird von Bastiat der Consument im Menschen gewürdigt. Die Handelsfreiheit ist nothwendig zur Harmonie und zum Fortschritt der Nationen, nothwendig zur Wahrhaltung des Monopols und zur unverkürzten Ausübung der politischen Rechte; sie ist auch Ursache des Wachsthums der Güter und des Wohlseins für den Einzelnen wie für den Staat. Diese Gründe zu Gunsten der Handelsfreiheit können schwerlich geleugnet werden; aber wenn nun Bastiat gegen die Anhänger des Prohibitivsystems glücklich ausführt, daß die Handelsfreiheit ebenso wol ökonomisch wie naturnothwendig ist, wäre die Frage damit erledigt und die schwere sociale Krankheit des Menschengeschlechts durch eine absolute Handelsfreiheit vollkommen geheilt? Nichts weniger als Dieses. Dieselbe Freiheit welche die Schutzzöllner als Vernichtung des Monopols betrachten wird im Gegentheil die letzte Handanlegung an die Feststammlung aller Monopole, die Befestigung der Handelsfeudalität, die solidarische Verbindung aller Tyranneien wie alles Elends.

So wie die Handelsfreiheit in ihrer rein ökonomischen Bedeutung vertreten wird, wie hier von Bastiat, wird sie, indem sie jedes Hinderniß aus den Hindernissen und dem Tausche wegräumt, gerade dadurch das Feld freier machen für jeden Widerstreit; sie muß die Herrschaft des Capitals erweitern, die Concurrenz verallgemeinen, und aus dem Elend eines jeden Volkes, sowie aus seiner Finanzaristokratie etwas Kosmopolitisches machen. Dies nachzuweisen und die handelspolitischen Trug-

*) Vergl. über Proudhon's System einen ausführlichen Artikel von F. Liebe in Nr. 23 und 24 d. Bl. D. Red.

schlüsse darzuthun kommt der socialen Wissenschaft zu, und Proudhon vor Allen hat es verstanden sie zu zerstreuen. Wenn die besitzenden Classen gern Partei nehmen, sei es für das Schutzzollsystem, sei es für die Handelsfreiheit, aber die sociale Wissenschaft von sich abweisen, so liegt Dieses in ihren egoistischen Interessen und in den Consequenzen des socialen Gedankens. Durch die Handelsfreiheit nicht minder als durch das Schutzzollsystem soll die Arbeit des Volkes ausgebeutet werden. Wenn man den Arbeitern aber sagt, daß das Monopol von dem man sie durch Abschaffung der Douane zu befreien vorgibt aus dieser Abschaffung neue Kraft bekommen muß, daß dies Monopol viel tiefer geht als man zugeben will, und nicht nur in der ausschließlichen Versorgung des Marktes, sondern vor allen Stücken in der ausschließlichen Ausbeutung des Bodens und der Maschinen, in der übergreifenden Aneignung der Capitale, im Ankauf der Producte, in der Willkür des Tausches besteht; wenn man ihnen zeigt, daß sie den Speculationen der Agiotage geopfert, mit gebundenen Armen und Beinen der Capitalrente überliefert worden sind, daß daher die mörderischen Wirkungen der Stückarbeit, die Unterdrückung durch die Maschine, die verderblichen Sprünge der Concurrenz und die höhnische Ungerechtigkeit der Steuer stammen; wenn man ihnen zeigt wie die Abschaffung der Schutzzölle nur das Fangnetz des Privilegs weiter ausdehnt, die Besitzentsetzungen vermehrt und die Monopole aller Länder gegen das Proletariat coalisirt — für diesen Beweis hat Proudhon bereits die Grundzüge angegeben, und die sociale Wissenschaft wird die Aufgabe haben ihn speciell durchzuführen —: dann muß es klar werden, daß die Handelsfreiheit wie sie jetzt stürmisch gefodert und als Parteisache erkämpft wird ganz außer Stande ist die sociale Frage zu lösen. Sie bleibt, in ihrer nationalökonomischen Peripherie, eben auch ein Trugschluß und, indem Bastiat die Trugschlüsse der Schutzzöllner glänzend bekämpft, hat er eben auch nur andere glänzende Trugschlüsse aufstellen können.

2. Nationale Handelspolitik: Differentialzölle? Schiffahrtsgesetz? Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen von C. W. Asher. Berlin, H. Schultze. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verf. stellt seine Fragen rein praktisch und läßt sich nur auf eine praktische Beantwortung derselben ein. Indem er sich namentlich zur Aufgabe gemacht hat die hamburgische Handelspolitik gegenüber den Angriffen zu rechtfertigen welche sie namentlich aus dem Innern des Zollvereins erfahren hat, ist es ihm natürlich um das Specielle, um die etwanige Anwendung der Differentialzölle und eines Schiffahrtsgesetzes auf den deutschen Handel und die Stellung Hamburgs dabei zu thun. Wenn Hr. Asher überhaupt das Freihandelsprincip vertritt, so repräsentirt er in seinen Broschüren doch noch mehr die hamburgischen Interessen und den hamburger Kaufmannsstandpunkt in der deutschen Freihandelsfrage. Bei mehren Nordseestaaten Deutschlands sind Vorschläge für die Erörterung eines deutschen Schiffahrts- und Handelsvereins zur Sprache gekommen, z. B. auch Bremen hat sich für das Differentialzollsystem erklärt; hiergegen spricht sich Asher aus und er hat die Interessen Hamburgs hinter sich. Seine Broschüre ist nun allerdings durch die wichtige Denkschrift etwas in den Hintergrund getreten welche durch den hamburgischen Senat über das Differentialzollsystem veröffentlicht worden ist. Bekanntlich ist Hr. v. Rönne der feurige Lobredner eines Differentialzollsystems, und besonders lebhaft ist er aus Süddeutschland, jüngst auch aus Breslau, darin unterstützt worden. Die deutschen Seeküsten und die großen deutschen Seeplätze, wie Hamburg, Stettin, Danzig, Königsberg u. s. w., haben sich dagegen erklärt. Die Proteste welche eben von unsern Seestädten, besonders von Hamburg aus, sich gegen die Differentialzölle erheben sind jedenfalls von der höchsten Bedeutung, und Hamburg erscheint uns in dieser Frage allerdings mehr zum Votum berechtigt als declamirende Mitglieder süddeutscher Kammern, welche vielleicht weder ein Schiff gesehen noch Salzwasser gerochen haben. Mit bloßen Phrasen über Nationalität, Repressalien, Reciprocität u. s. w. kann Wenig gewonnen werden. Die Frage, wenn man sie nach der bisherigen Praxis faßt, ist weit mehr eine rein kaufmännische als eine nationale Frage, und so ist auch Asher bemüht sie darzustellen.

Wie schon bemerkt sind mehren Regierungen deutscher Nordseestaaten Vorschläge gemacht worden für die Errichtung eines Bundes behufs gemeinschaftlicher Handels- und Schiffahrtsgesetze im Sinne des Differentialzollsystems, welches für eine und dieselbe Waarengattung verschiedene Zollsätze bestimmt, je nachdem sie in nationalen oder fremden Schiffen, direct (aus dem Erzeugungslande) oder indirect (aus einem Zwischenhafen) eingeht. Bisher haben die deutschen Staaten keinen solchen Unterschied gemacht. Englands Navigationsacte verbietet bei Strafe die Einfuhr von Waaren in andern als den Schiffen Englands oder des Erzeugungslandes, und anders als direct aus dem Erzeugungslande. Frankreich, Spanien, Portugal, die italienischen Staaten, Holland und Belgien verbieten solche Einfuhr nicht geradezu, belegen sie jedoch mit sehr erhöhten Zollsätzen. Die Navigationsacte und die Differentialzölle bezwecken erstens vermehrte Betheiligung der nationalen Flagge an der Schiffahrtsbewegung, zweitens Unterdrückung des indirecten zu Gunsten des directen Handels. Die denkwürdige Schrift des Hrn. v. Rönne vom April 1845 stellt es als Axiom hin, daß Deutschland um seine Fabrikate in transatlantischen Ländern loszuwerden dieselben in deutschen Schiffen hinsenden und die Producte jener Länder als Zahlungsmittel direct zurückbringen müsse. Demnach wird die Begünstigung nationaler Schiffe und directer Handelsbeziehungen nicht blos im Interesse der Rheder, sondern auch besonders zur Hebung des einheimischen Gewerbfleißes empfohlen. Aber die öffentlichen Stimmen sind über die Wirkung des Differentialzollsystems sehr getheilt. Die Gegner desselben behaupten, es beeinträchtige nicht blos den Nationalwohlstand, sondern auch die Rhederei und den Handel, zu deren Begünstigung es erlassen wird. Zu diesen Gegnern gehört auch Hr. Asher. Die Frage selbst können wir hier nicht erörtern. Wir verweisen aber nochmals auf die vom hamburger Senate veranstaltete Denkschrift, welche ihrem ganzen Inhalte nach in Betreff des großen statistischen Materials welches sie aufstellt, indem sie sich gegen die Differentialzölle entscheidet, allerdings einen tiefern Eindruck machen muß als die Denkschrift der breslauer Kaufleute, welche sich für ein Differentialzollsystem entscheiden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Ranke's Geschichte der serbischen Revolution

hat in Frau Alexander Kerr, Verfasserin der „Songs of hope and memory", unter dem Titel: „A history of Servia and the Servian revolution, from origina1 manuscripts and documents" (London 1847), eine Uebersetzerin und bei der englischen Kritik fast einhellige Anerkennung ihres Werthes gefunden. In einer dieser Beurtheilungen heißt es: „Niemand war besser befähigt eine so verworrene aber wichtige Aufgabe zu lösen als Professor Ranke. Seine Gelehrsamkeit ist für derartige Arbeiten ebenso groß wie seine Geduld, und sein Ruf öffnet ihm ohne Weiteres Archive und Bureaux. Wo Urkunden liegen deren er zur Beleuchtung seines Gegenstandes bedarf gewinnt er sofort Zutritt, und es dürften jetzt wenig Geschichtschreiber leben die solches Material besser zu benutzen verstehen. Die in dem Bande vor uns enthaltene Geschichte der Revolution — oder Revolutionen — von Serbien ist lebendig und genau. Mit scharfem Urtheil in einem klaren und fließenden Stile geschrieben wächst sie zum Interesse einer romantischen Erzählung auf, und bleibt auch die Uebersetzung hinter der malerischen Kraft des Originals ein wenig zurück, so gebührt ihr doch das Verdienst der Klarheit und Treue." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1848.

Der Cardinal Khlesl.

(Beschluß aus Nr. 52.)

Das zweite Buch beginnt mit Fortsetzung der in Folge der Religionsstreitigkeiten von Seiten der protestantischen Stände ohne Erfolg gethanen Schritte zur Wahrung der ihnen unter Maximilian gemachten Zugeständnisse. Khlesl erhielt vielmehr Weisung das Reformationswerk von neuem kräftig aufzunehmen. Durch die neue Würde und durch die des theologischen Dekanats an der Universität immer mehr angespornt seine Macht zu erweitern, schürte er die ernstesten Streitigkeiten nicht nur mit dem Klosterrathe, sondern auch mit der Regierung zur Beeinträchtigung der kaiserlichen Freiheiten und Privilegien. Der neue Statthalter Erzherzog Mathias verwies ihn zwar; dafür verschaffte er sich die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom, um sich dort ein päpstliches Breve zu Ausübung höherer Gewalt in seinen verschiedenen Stellungen und deren Vereinigung zu holen. Nach zehn Wochen kehrte er zurück, und mit seiner Rückkehr wurden die Klagen darüber, daß er ohne Ruhe und Rast seinen Einfluß zu erweitern strebe, die Prälaten sogar gegen das Haus Oestreich aufwiegle, immer lauter. Endlich kam ein Vergleich zwischen den Commissaren der Regierung und des Bischofs von Passau zu Stande, und mit der Unterschrift dieses Staatsvertrags traf zufällig auch die Wahl Khlesl's, der sich jetzt nicht ohne Aufsehen Generalvicar titulirte, zum Rector magnificus der Universität zusammen. Das Dekanat behielt er drei Jahre hintereinander, und zu dem noch heute gefeierten Feste des heiligen Leopold als Landespatron von Oestreich gab er durch ein Mandat vom Jahre 1593 die erste Veranlassung.

Das Jahr 1594 brachte er größtentheils als Hofprediger des Kaisers mit diesem zu Prag, und auf dem Reichstage zu Regensburg zu. Als er jedoch nach seiner Rückkehr auch das erledigte Bisthum Wien versehen sollte, entschuldigte er sich mit scheinbaren und wirklichen Gründen; unter letztern stand die große Schuldenlast dieses Bisthums voran. Dessenungeachtet ward ihm die Verwaltung desselben übergeben, ohne eingesetzt zu sein. Wahrscheinlich insinuirte Khlesl 1596 dem Kaiser den Gedanken, einen der jüngern Erzherzöge von Steiermark zum künftigen Coadjutor des Bischofs von Passau auszuersehen, um Baiern zuvorzukommen, und entledigte sich selbst der deshalb zu thuenden Schritte auf das genügendste. Es ward der zehnjährige Leopold dazu bestimmt. Indessen lag Khlesl fortdauernd im Kampfe mit dem Klosterrathe, gegenwärtig hauptsächlich wegen der Besetzung der Prälatur von Kloster-Neuburg.

Eine zweite Reise nach Rom brachte ihm ein päpstliches Breve an den Kaiser mit der Empfehlung ein sich mehr der geistlichen Räthe zu bedienen. Auch eine Insinuation, die aber für jetzt unbeachtet blieb, obwol ihre Verwirklichung Khlesl's höchstes Streben war. Alle Bemühungen schlugen fehl, so sehr er auch Correspondenzen nach allen Seiten hin einleitete. So mit Ferdinand, dem Erzherzoge Steiermarks, der in Rom sich gelobt alle Rechte der Protestanten in seinen Landen zu vernichten; was er denn auch mit arger Gewalt durchsetzte (1598 und die folgenden Jahre). Ueberall hatte hier Khlesl seine Hand im Spiele, obwol er das Maß der Mittel nicht überschritten wissen wollte; denn diese waren eiserner Natur. Zu Grätz wurden am 8. Aug. 1599 allein 10,000 lutherische und calvinische Bücher verbrannt.

Den übrigen Theil des zweiten Buchs füllen zum großen Theil die Verhandlungen und Gutachten über den zu versagenden Kelch beim Genuß des Abendmahls und die Schilderung des Bauernaufruhrs in Oestreich aus, über den der Verf. mehre neue Thatsachen mittheilt. Khlesl benutzte auch diese Fragen an die Zeit für seine Zwecke als Generalreformator. Doch unterlassen wir weitern Bericht darüber als zunächst zu allgemeine Gegenstände und als Episoden im Werke, die nicht geradezu Etwas in der Stellung und Bedeutung Khlesl's änderten.

Das dritte Buch schildert im Eingange den Charakter des Kaisers Rudolf's II. in seiner Schwachheit und Unentschlossenheit, in seiner Vorliebe für Astrologie und Alchymie, in seinem Argwohn und Mistrauen, in seinem Eifer Kunstschätze zu sammeln. Seine geheimen und vertrautesten Räthe waren der Oberstkämmerer und Obersthofmeister Freiherr v. Rumpf, und der Oberstmarschall Freiherr Sixt Trautson, zu deren raschem Sturz die unüberwindliche Abneigung Rudolf's wider seinen Bruder Mathias, den er im Verdacht hatte daß er ihm nach Thron und Leben trachte, den entscheidenden Grund hergab. Trautson wünschte um der Nachfolge willen den Kaiser verheirathet, Khlesl diente dem Erzherzog Ma-

thias, und verfaßte das Schreiben des Letztern an den Kaiser, worin jener diesen bat für die sichere Nachfolge durch Heirath und Kinder zu sorgen, oder eine anderweite rechtskräftige urkundliche Bestimmung zu treffen. Die beiden genannten und eingeweihten Räthe unterstützten die Bitte, wurden aber auf der Stelle vom Kaiser aus seiner Umgebung auf ihre Güter verbannt. Khlesl mußte ebenso fürchten bei Rudolf in Verdacht zu gerathen, und schloß sich um so enger an Mathias, an den Erzherzog Ferdinand von Steiermark und dessen Mutter Maria an.

Die erste Hälfte des Jahres 1601 verging ihm zu Prag im Dienste des Kaisers als Hofprediger, er bat aber später, wiewol vergeblich, um das Bisthum Breslau. Das Officialat, das er seit seiner Ernennung zum Bischof von Wien (Ende Januars 1602) durch einen Stellvertreter verwalten ließ, mußte er ganz aufgeben, und wurde nun ein eifriger Anwalt landesfürstlicher Rechte und Freiheiten gegen die römische Curie, ihre Nuntien und gegen die fremden Visitatoren. Nachdem er 1601 in Neustadt die Communion unter einerlei Gestalt eingeführt hatte, wirkte er darauf hin alles Einkommen der Geistlichen mit dem zehnten Theile zu besteuern, welcher Vorschlag ihm die Gnade des Kaisers erwarb. Den neuen Obersthofmeister, Hrn. v. Lichtenstein, und Oberststallmeister Cavriani gewann er ebenfalls für sich, und setzte es gegen seine Feinde durch Administrator des Bisthums von Neustadt zu bleiben.

Die noch immer lebhaft fortdauernden Religionsstreitigkeiten, über welche Khlesl ein abermaliges Gutachten in 17 Punkten nach seiner Weise abgab, und dadurch auf die Beschwerden der protestantischen Stände antwortete, führten zu einem weitern Gutachten von 15 Punkten, in welchen er auf Aufhebung des vom Kaiser Maximilian II. den protestantischen Ständen gewährten Zugeständnisses antrug, deren Rechtsbestand wir dahingestellt sein lassen. Sein Versuch (1603) nicht ohne Absicht auch den bairischen Hof wieder für sich zu gewinnen gelang, und sein größter und unerschütterlicher Gegner, der Kammerpräsident Freiherr v. Unverzagt, starb ebenfalls am letzten März 1604. Mit der Erzählung wie er sich in den völligen Besitz eines von seiner Mutter ihm nur zum Theil zugekommenen Hauses setzte, und wie er gern auch als Bürger in Wien gelten wollte, schließt der erste Band, dem die zu ihm gehörige Sammlung der Urkunden beigegeben ist. Ein großer Theil derselben hat Khlesl zum Verf. Ihre Abtheilung nach den einzelnen Bänden ist schon für die Uebersicht der Zeit ihrer Ausstellung eine zweckgemäße, sowie die oft schwierige Aufgabe ihrer Entzifferung selbst eine rühmliche Urkunde ihres Sammlers und kritischen Verarbeiters.

Der nächste Band führt uns schon in Folge des zu erwartenden Bruderzwistes zwischen Rudolf und Mathias zuversichtlich weiter in der Anschauung von Khlesl's politischer Bedeutung für Oestreich, und es darf deshalb dem Urtheil über ihn in seiner Gesammtheit nicht vorgegriffen werden. Wir können die Thatkraft des Mannes bis jetzt wol bewundernswerth finden, vermissen aber im Allgemeinen die Großartigkeit ihrer Anwendung, die nur erst in der Folgezeit sich unserm Blick erschließen kann. Um so lebhafter interessiren wir uns für die rasche Fortsetzung des Werks, das eine neue Perle in die Krone seines Schöpfers zu flechten bestimmt ist. *)   36.

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 52.)

3. **Beta's Freihandels-Katechismus.** Berlin, Weinholz. 1847. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Verf. hat das Freihandelsprincip popularisiren wollen. Berlinisirt hat er es jedenfalls. Nante, Buffey u. s. w., die bekannten berliner Figuren, treten auf und müssen sowol in Versen als in Prosa eine etwas wunderliche Komödie aufführen, welcher durch die Streitfrage: Schutzzoll oder Freihandel? ein principieller Inhalt gegeben werden soll. Die kleine Schrift enthält originelle Wendungen und populaire, schlagende Darstellungen in Betreff des Freihandels und des Schutzzolls. Jedenfalls aber ist der Verf. für den Freihandel zu sehr im voraus enthusiasmirt. Es scheint als sei der Freihandel seine sociale Religion geworden, und als wolle er dieselbe vor allerlei Volk predigen. Er sieht in dem Freihandel die sociale Erlösung, also ungefähr tausend mal mehr als eine nationalökonomische Nothwendigkeit. Er muß als er diese Broschüre schrieb noch nicht erkannt haben, daß die Handelsfreiheit eben nur ein staatsökonomisches Moment ist, welches in einer wesentlichen Beziehung zum Wohlstande, zum Glück der Völker steht wie andererseits auch der Schutzzoll, daß sie aber in keiner Weise befähigt ist der Menschheit das sociale Glück des Ganzen sowol als der Individuen, wohin sie strebt und streben muß, zu gewähren. Der Verf. muß sich noch über den Katechismus der Staatsökonomie hinaus an den Socialismus, insbesondere an das Studium Proudhon's wenden.

4. **Mein Freihandel.** Ein Separatvotum eines Mitglieds des berliner Freihandels-Vereins gegen das Programm desselben. Von H. Maron. Berlin, Schröter. 1847. 8. 5 Ngr.

Als Mitglied des Freihandelsvereins welcher sich in Berlin constituirt hat erklärt sich der Verf. in vorstehender Broschüre gegen das Programm desselben. Er repräsentirt den Radicalismus in der Freihandelsansicht gegenüber den Gemäßigten und den Conservativen. Einverstanden mit ihm muß man sein wenn er bemerkt, daß die Heerlager der beiden feindlichen Parteien, der Freihändler und der Schutzzöllner, aus den verschiedenartigsten Fahnen zusammengesetzt sind, ja daß die feindlichen Flügel nahe miteinander verschmelzen. Sie bleiben doch beide auf dem Boden der Staatsökonomie. Es gibt Schutzzöllner, welche die Schutzzölle par excellence vertheidigen, sie für einen Segen des Himmels ausschreien, und sie unter allen Umständen und zu allen Zeiten für gerechtfertigt halten. Es gibt ferner Schutzzöllner die sagen: „O, im Princip, in der Theorie sind wir auch Freihändler, wir erstreben auch den freien Handel; aber als Mittel dazu bedürfen wir von der Hand der Schutzzölle, sonst können wir die Concurrenz nicht aushalten und gehen zu Grunde." Es kommt eine dritte Partei die sagt: „Ja wir sind auch Freihändler, wir verwerfen sogar die Schutzzölle und halten sie für schädlich; indessen haben wir doch ein Bedenken den freien Handel jetzt für uns allein zu wünschen; es müßten ihn alle Nationen auf einmal zu gleicher Zeit einführen" u. s. w. Die äußerste Linke des freien Handels endlich sagt: „Und wenn sich alle Nationen um uns herum mit Zöllen gegen uns verbarricadiren, so müßten wir allein gewinnen und

---

*) Der zweite Band ist bereits erschienen; wir behalten uns vor, nach Vollendung des ganzen Werks noch einmal darauf zurückzukommen. D. Red.

das reichste Land werden. Nieder mit allen Zöllen!“ Zu der äußersten Linken gehört der Verf.

Die kleine Schrift verdient das große Lob, welches wir jeder Consequenz zugestehen müssen, mag sie immerhin aus policeilichen Rücksichten dem berliner Freihandelsverein unangenehm gewesen sein. Als man den berliner Freihandelsverein gründete und als die Regierung ihn gestattete, um ihn gegen die schutzzöllnerisch-süddeutschen Angriffe etwa gebrauchen zu können, da wollte man eine geschlossene Freihandelspartei bilden, im kleinen Maßstabe der großen englischen League nachahmend. Nun kommt der Verf. und sagt: „Der freie Handel ist weder eine Partei noch überhaupt irgend einer Partei entgegengesetzt. Er ist einfach die Auflösung, die Negation aller Partei. Sein letzter Inhalt, weil er die Freiheit, das Schrankenlose will, ist das «Nichts», er will Nichts, er hat darum an sich nichts Concretes, er ist das Formlose.“ Die Ansichten des Verf. gehen also weit hinaus über die „königlich preußischen concessionirten Freihändler“, und es ist die Auflösung aller Schranken sowol nach innen als nach außen, und nicht blos auf dem ökonomischen Gebiete, es ist das Ich in seiner ganzen Nacktheit welches der Verf. verlangt. Die gemäßigten Freihändler mögen immer verlegen sein, daß sich auch unter ihrer Partei der Beelzebub eingefunden hat; es ist nothwendig die Consequenzen des freien Handels darzustellen, es war nothwendig dem berliner Freihandelsverein zu zeigen, daß er aufhörte die von ihm proclamirte Handelsfreiheit wirklich zu wollen, als er als seine „nächste“ Aufgabe die Reducirung des Zolltarifs auf den Tarif von 1818 hinstellte. Die Schutzzöllner haben durchaus Recht wenn sie als Grundlage des Gesetzes nicht die Handelsfreiheit, sondern den Schutz der Industrie ansehen. Der berliner Freihandelsverein hat sich ganz auf den Kopf gestellt und seine einseitige Richtung dargethan als er sich bemühte dem Gesetze von 1818 einen freihändlerischen Charakter zu vindiciren. Eine Handelsfreiheit die sich darauf, auf eine Reducirung der Zölle stützen mag, wie ist die principiell zu vertheidigen. Der Verf. hat Recht wenn er sie angreift und sein Separatvotum veröffentlicht.

Die policeilich-erlaubten Freihändler, vor allen Dingen natürlich auch die berliner, ergehen sich gern in der Behauptung, die Frage über das Proletariat hänge gar nicht mit dem Freihandel zusammen. Das heißt mit andern Worten, was Proudhon schon so meisterhaft dargestellt hat: wir bezwecken mit dem Freihandel blos die unbeschränkteste Herrschaft der Capitalien, die absoluteste Knechtung der Massen. Dagegen behauptet der Verf. frei heraus, daß allerdings der Freihandel mit den Fragen des Proletariats und der Handelskrisen in der engsten Verbindung stehe. Unzweifelhaft, auch nach unserer Ueberzeugung. Aber wir meinen nicht, wenn der Freihandel in der ganzen radicalen Bedeutung einträte wie der Verf. ihn wünscht und denkt, daß dadurch die Proletariatsfrage erledigt werden kann; „zugute kommen“ würde er allerdings den Arbeitern, aber nichtsdestoweniger würde er nicht die Coalition der Interessen und die gesteigerte Concurrenz mit ihrem Lohnherabdruck aufheben können. Übrigens ist es auch eine falsche Meinung des Verf. wenn er behauptet: „Die Proletariatsfrage dreht sich ganz einfach um die Höhe des Arbeitslohnes.“ Bei der Proletariatsfrage steht selbst die Staatsökonomie in ihren radicalsten Ausläufen am Ende, denn sie kann sich nicht über das Motiv des Egoismus erheben; hier muß der Socialismus, obgleich in seinen Utopien nicht minder einseitig, beginnen.

M. Heß.

Ein englischer Naturphilosoph.

Vor Kurzem ist der zweite Band der Schrift „The stars and the earth; or thoughts upon space, time and eternity“ erschienen, dessen bei der Veröffentlichung des ersten Bandes in Nr. 333 d. Bl. f. 1846 in keineswegs schmeichelhafter Weise bereits gedacht worden ist. Der zweite Theil ist weniger phantastisch, aber reich an tiefen Gedanken und eigenthümlichen Anschauungen. Er stellt sich die Aufgabe, den Uneingeweihten in greifbarer Gestalt jene Wahrheiten und Ideen zu veranschaulichen und nahe zu bringen welche bisher (und namentlich in England) das ausschließliche Eigenthum der Philosophen von Beruf gewesen sind. Wie der Verf. bei Lösung dieser Aufgabe zu Werke geht mag aus dem Gleichniß erhellen, dessen er sich bedient um darzuthun, daß die Welt wirklich Eins und untheilbar sein kann, ohne daß darin ein Widerspruch mit der Thatsache liegt, daß sich dem Menschen die Schöpfung nur als eine Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Erscheinungen darstellt, welcher scheinbare Widerspruch nur in dem menschlichen Geist und seiner beschränkten Auffassung seine Erklärung finden soll. „Es gibt“, bemerkt der Verf. dabei, „einen optischen Apparat, der Jedermann unter dem Namen der Magischen Laterne bekannt ist. Er wird auf folgende Weise construirt: Ein auf Glas mit durchscheinenden Farben gemaltes Bild wird auf eine Linse geworfen, welche die Eigenschaft besitzt alle auf ihre Oberfläche fallende Lichtstrahlen zu brechen, und sie in einen einzigen Punkt, den sogenannten Brennpunkt, zusammenzufassen. Von diesem Punkt aus setzen die gebrochenen Strahlen ihren Weg fort, und gehen in demselben Maße als sie früher zusammenliefen hinter der Linse wieder auseinander. Sie bilden deshalb jenseit des Focus einen Strahlenkegel, dessen Spitze am Focus selbst sich befindet, und der auf jede Entfernung von dieser Spitze ein verkehrtes Abbild des Bildes liefert, das ursprünglich auf die Linse gefallen ist, wie solches sich darthun läßt sobald man den Strahlenkegel auf eine Wand richtet; in welchem Falle das verkehrte Bild je nach der größern oder geringern Entfernung des Focus von der Wand größer oder kleiner daran zum Vorschein kommt. Wenn die erfoderlichen Linsen mit vollkommener optischer und mathematischer Genauigkeit geschliffen sind; wenn ferner die Stellung der Gläser gleichfalls mit vollständigster Genauigkeit getroffen ist; wenn endlich die Wand selbst völlig glatt ist, und man die magische Laterne so nahe an letztere bringt, daß der Focus auf die Wand fällt: so wird das Strahlenbündel als ein einziger deutlicher Punkt erscheinen. In diesem einen Punkt ist das ganze Bild zusammengefaßt und von ihm aus breitet sich das Abbild wieder auf der Wand aus, sobald der Apparat in größerer Entfernung aufgestellt wird. Nun enthält dieser Punkt die vielfarbige Oberfläche des Gemäldes vollständig mit allen Theilen aus denen es wirklich zusammengesetzt ist und mit der Gestalt und Farbe jeder einzelnen Figur; und das ganze Bildniß ist wirklich und wahrhaftig in diesem einzigen Punkt vorhanden, denn darin ist es durch die Brechung der Lichtstrahlen zusammengedrängt worden.“ Die Unvollkommenheit des menschlichen Gesichts, so wird weiter geschlossen, der Mangel eines mikroskopischen Auges verhindern den Menschen die Vollkommenheit des Gemäldes im Lichtpunkte zu sehen, wie Dies gleichfalls der Fall sei wenn man von der Erde aus einen Fixstern am Himmel betrachte, in welchem man auch trotz aller Bemühungen Nichts weiter als einen Lichtpunkt erblicke, während er doch eine reiche mannichfaltige Welt sei. Und dergleichen Philosophie scheint den frommen englischen kritischen Journalen schon eine höchst gefährliche, geeignet den Geist in ein Irrsal von metaphysischen Zweifeln und Verlegenheiten zu stürzen. Wie erst, wenn man das Gleichniß zu Gunsten des menschlichen Geistes weiter ausführte und daran nachwiese, daß die reiche Mannichfaltigkeit der Schöpfung erst aus dem menschlichen Geiste entspränge!

3.

Bibliographie.

Alexis, W., Die Hosen des Herrn v. Bredow. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Der Wärwolf. Vaterländischer Roman in drei Büchern. — Hake v. Stülpe. — Die Sündfluth und der Tempelhoffsche Berg. — Kurfürstin Elisabeth und die weiße Frau. Berlin, Adolf u. Comp. 1847. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Balzac, H. v., Eine Criminal-Untersuchung. Uebersetzt von L. v. Alvensleben. Leipzig, Hartleben. 1847. 8. 12 Ngr.

Buhl, L., Der erste Vereinigte Landtag, seine Stellung, Thätigkeit und Resultate. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1847 Gr. 8. 1 Thlr.

Burdach, K. F., Blicke ins Leben. 4ter Band. — A. u. d. T.: Rückblick auf mein Leben. Selbstbiographie. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. Leipzig, Voß. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner. Für die Gebildeten aller Stände. 3te Auflage. Mit 288 Illustrationen. Leipzig, O. Wigand. 1847. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Deutschlands Dichterinnen. In chronologischer Folge herausgegeben von A. Voß. Düsseldorf, Buddeus. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Ennemoser, F. J., Aufsätze für Freunde der Erziehung und des Unterrichts. Mainz, v. Zabern. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Folgen einer Laune. Aus dem Englischen übersetzt von G. F. W. Rödiger. Drei Theile. Leipzig, Hartleben. 1847. 8. 1 Thlr.

Fries, J. F., Politik und philosophische Staatslehre. Herausgegeben von E. F. Apelt. Jena, Kröker. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gautier, T., Modethorheiten. Nach „Les Roués innocents“, von G. F. W. Rödiger. Leipzig, Hartleben. 1847. 8. 12 Ngr.

Gondrecourt, A. de, Lieblingssünden. Uebersetzt von G. F. W. Rödiger. Drei Theile. Leipzig, Hartleben. 1847. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Haumann, M., Napoleon. In einer Auswahl der denkwürdigsten Urtheile, Aussprüche und Begebenheiten, so wie der interessantesten Anekdoten aus seinem Leben. Zwei Bände. Gratz, Ludewig. 1847. Gr. 16. à 10 Ngr.

Havemann, W., Francisco Ximenez. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Hermann, K. Fr., Ueber die Studien der griechischen Künstler. Ebend. 1847. Gr. 8. 12½ Ngr.

Herzog, T., Friedrich von Oesterreich. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Brandstetter. 1847. 8. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Georginen. Taschenbuch für 1848. Mit dem Portrait der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg. Altenburg, Helbig. 1847. 12. 1 Thlr.

— — Geschichten, wie man sie sich im Bivouac erzählt. Ebend. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hülsen, C. Graf v., Liebe und Chimäre. Novelle. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 1 Thlr.

Jung, A., Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften. 1ster Band. Königsberg, Samter. 1847. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kloß, G., Geschichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland aus ächten Urkunden dargestellt (1685—1784) nebst einer Abhandlung über die Ancient Masons. Leipzig, O. Klemm. 1847. Gr. 8. 4 Thlr.

Kölle, F., Italiens Zukunft. Beiträge zur Berechnung der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung. Stuttgart, Cotta. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lowositz, J. B., Dante und der Katholicismus in Frankreich. Im Hinblicke auf das Verhältniß der Bildung zur Religion. Ein Vortrag in der K. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehalten. Königsberg, Samter. 1847. 8. 10 Ngr.

Reigebaur, J. F., Sicilien, dessen politische Entwickelung und jetzigen Zustände. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. Gr. 16. 2 Thlr.

Rowcroft, C., Londoner Schuldthurmgeschichten. Uebersetzt von G. F. W. Rödiger. Leipzig, Hartleben. 1847. 8. 1 Thlr.

Strachwitz, M. Graf, Neue Gedichte. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie bildet man gute Truppenführer? Von einem Veteranen. Leipzig, Jurany. 8. 7½ Ngr.

Wolff, G. A. B., Chronik des Klosters Pforta nach urkundlichen Nachrichten. 2ter Theil, bis zur Gründung der Schule 1543. Mit Personen- und Sachregister. Leipzig, Vogel. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Balzer, E., Der Verein freier Gemeinden in seiner ersten zu Nordhausen vom 5.—8. September 1847 gehaltenen Versammlung und Verhandlung dargestellt. Halle, Kümmel. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Kritische Bemerkungen über das Gesetz vom 17. Juli 1846, betreffend das Verfahren in Criminal-Untersuchungssachen, insbesondere rücksichtlich der dem Angeklagten darin gewährten Garantieen. Von einem praktischen Richter. Berlin, Veit u. Comp. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Braß, A., Dem Könige von Preußen am Tage der Publication des Erkenntnisses im Polenprozesse. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Buttmann, P., Die evangelische Lehre von dem allein seligmachenden Glauben. Vom Standpunkte der heutigen allgemeinen Bildung und zur Vermittelung der Gegensätze in der evangelischen Kirche dargestellt und vertheidigt. Berlin, Mylius. 1847. 8. 12 Ngr.

Fichte, J. H., Grundsätze für die Philosophie der Zukunft. Ein Vortrag zur Eröffnung der 1sten Philosophen-Versammlung in Gotha am 23. September 1847 gehalten. Im Anhange die Statuten der Philosophen-Versammlung. Stuttgart, Metzler. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Freimaurerorden in seiner gegenwärtigen Richtigkeit dargestellt. Leipzig, Biedermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Die bayerische Geldfrage, insbesondere die Gleichstellung der ältern Staatsschuld mit den neu zu machenden Eisenbahn-Anlehen. München, Franz. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Giese, B. M., Christlich! Frei! Vereinigt! Drei Vorträge am 10., 17. und 24. Oct. 1847 vor der neugestifteten vereinigten Gemeinde in Halle gehalten. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1847. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Helmar, Antwort auf die Frage des Predigers Uhlich: „Kann ich nach protestantischen Grundsätzen Geistlicher der evangelischen Kirche bleiben?“ Eine kirchenrechtliche Untersuchung. Halle, Schmidt. 1847. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Hochverrath. Mit besonderer Bezugnahme auf den gegenwärtig anhängigen sogenannten Polenprozeß. Eine juristische Abhandlung. Berlin, Schneider u. Comp. 1847. Gr. 12. 7½ Ngr.

Krummacher, F. W., Abschieds-Predigt, gehalten am 1. Aug. 1847 zu Elberfeld. 2te Auflage. Elberfeld, Hassel. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Langenschwarz, M., Aus den Papieren eines weggejagten Jesuiten. Leipzig, Naumburg. 1847. 8. 4 Ngr.

— — Ehrenrettung der Jesuiten. Aus dem Schnee gegraben. Leipzig, Buch- u. Kunst-Verlag. 1847. 8. 5 Ngr.

Sydow, A., Die sechste Generalversammlung des evangelischen Vereins zur Gustav-Adolf-Stiftung gehalten am 21. und 22. Septbr. d. J. zu Darmstadt. Ein brieflicher Bericht. Berlin, G. W. F. Müller. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Vom Schutzengeldienst des Priesterthums. Rede bei der Feier des ersten heiligen Meßopfers des Priesters J. Kluespies am Feste der heiligen Schutzengel, Sonntag den 29. August 1847, zu Würzburg. Würzburg, Stahel. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Zuschriften an den Prediger Uhlich in Magdeburg auf seine „Berufung auf die evangelische Kirche“. I. Leipzig, Renger. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 54. — 23. Februar 1848.

Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. Von August Ludwig von Rochau. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Auch diese Schrift verdanken wir dem politischen Mismuth, der Unzufriedenheit mit den socialen und den staatlichen Zuständen Deutschlands; auch dieser Autor zählt sich zu den Deutschen welche der Drang der Umstände dem Reiseleben und der Literatur zuführte. Solche Flüchtlinge sollte es aus unsern Gauen eigentlich nicht mehr geben; die Erscheinung sollte antiquirt sein wie das Ultrathum überhaupt unter uns antiquirt sein sollte. Man hat das Juste-milieu vielfach lächerlich zu machen versucht; allein, seien wir aufrichtig, wird es nicht täglich klarer, daß in ihm eigentlich der Kern aller politischen Weisheit beruht? Sollte daher nicht Jeder streben, er stehe nun über oder unter der Grenzlinie liberaler Ideen, zu dieser Mitte zurückzukehren, die jede Meinung duldet, und würde sich, wenn Dies geschähe, die Aussöhnung nicht schnell und leicht machen? Auch dieser Autor schmollt reichlich mit dem lieben deutschen Vaterland; aber er schmollt etwa so wie eine Braut schmollt, voller Neigung und Liebe, und dieser Eigensinn steht ihm gut. Diese Sinnesart hat ihn nicht abgehalten ein vorzüglich unterhaltendes und liebenswürdiges Buch zu schreiben, das von seinen Kenntnissen, seiner Beobachtungsgabe und seinem Geschmack gutes Zeugniß gibt, und dem wir, einige überpoetische Ausschmückungen abgerechnet, Nichts als Gutes nachsagen können. Die kleinen Berichtigungen welche es erheischt sind leicht und fast von jedem Leser anzubringen: denn sie bestehen fast nur darin, daß wir die etwas allzu warme Darstellung des Verf. ein wenig abkühlen müssen um auf die Wirklichkeit und Wahrheit zu treffen. Im Uebrigen sind Auffassung und Darstellung trefflich, die Gegenständlichkeit des Vortrags und die Wahl des Inhalts lassen Nichts zu wünschen übrig, und der Stil ist ebenso belebt als gewählt und rein. Unter den verschiedenen Bildern die wir in jüngerer Zeit von Spanien, diesem nicht leicht zu durchblickenden Räthsel, dieser politischen Sphinx mit einer tragischen Zukunft schwanger gehend, erhalten haben, gehört das hier gebotene zu den klarsten, charaktervollsten und entschiedensten: es öffnet uns volle Einsicht und es spricht sich selbst offen aus; es verhehlt Nichts, es gibt keine künstliche Deductionen, es läßt nicht mehr ahnen als der Verf. weiß, es legt die meist wohl begründete Meinung des Autors ungekünstelt hin, zeigt den Verf. von Liebe zur Wahrheit beseelt und mit der nöthigen Fähigkeit ausgestattet diese zu erkennen, ja nöthigenfalls zu entdecken wo sie sich verbirgt. An unterhaltendem Stoff aber ist dies Buch reicher als die Mehrzahl derer die demselben Gegenstande gewidmet sind, und es ist ganz mit derjenigen Begeisterung geschrieben die den Leser fesselt, weil sie ihn selbst in die Empfindungen des Erzählers verwickelt. Nächst Auffenberg's leider nur allzu kurzer spanischen Reise ist kein so belebtes Bild des Landes gegeben, und einige ältere und englische Berichte abgerechnet, auch kein gründlicheres. Der Verf. verdient unsern Dank dafür.

Er theilt seinen Reisebericht in Briefe von mäßigem Umfang ein; wir halten Dies für eine unschuldige und unschädliche Fiction zur Erleichterung des Lesens und Wiederfindens. Die Reisebriefe beginnen in Lyon. Gleich hier würde eine jener Berichtigungen anzubringen sein deren wir im Eingang gedachten, indem der Verf. ein entsetzliches Bild von dem Lenz im südlichen Frankreich entwirft. Er schreibt:

> Solltе dich jemals die Lust anwandeln den lieblichen Süden Frankreichs im Monat März zu besuchen, so versieh dich außer mit einem tüchtigen Flausrock ja mit einem Vorrath von Flanelljacken und einem guten Paletot, einem gefütterten Schlafrock und einem Mantel mit Bärenkragen. Wenn du diese verschiedenen Kleidungsstücke eins über das andere anziehst und die Wagenfenster gut verschlossen hältst, so wirst du vielleicht im Stande sein den Unannehmlichkeiten des Märzhimmels im französischen Süden ohne allzu großes Ungemach Trotz zu bieten.

Die Sache ist die, daß die Frühlingsgleichen in der Nähe der Alpen gewöhnlich rauh und unangenehm sind, daß man, wenn man zu dieser Zeit den Lenz in Frankreich sucht, den Weg durch den Westen über Tours, Niort, Saintes und Bordeaux wählen muß, wo man ihn in aller Pracht antrifft, indem der rauhe März nicht über das Rhonegebiet hinausreicht, und daß selbst dies Gebiet im Januar und Februar von milden Lüften durchweht wird, nur nicht im März, wo der Schnee der Alpen schmilzt und der hiesige Winter beginnt und endet. Von Lyon sagt der Reisende „qu'on y est très-capucin", von Avignon daß es wie ein Stück

Mittelalter in Weingeist aufbewahrt aussieht; in der Provence erkennt er ein vorherrschendes legitimistisch-kirchliches Element in der Volksgesinnung an; in Vaucluse sagt er der berühmten Quelle mehr Schönes nach als sie verdient; in Beziers und Narbonne rühmt er die Schönheit der Frauen; in Montpellier besteht er Eilwagen-Leiden und wird ungerecht gegen das deutsche Postwesen; in Perpignan nimmt er von Frankreich Abschied, wartet in Figueras, wie die Bauernjungen in der Fabel, daß sich das Wasser verlaufe, und ist nun in Spanien, wo er sofort auf einen Korkhändler aus Junquera trifft, der auf die preußische Justiz schimpft, nachdem er ihm erzählt hat, daß Köln mehr Korkpfropfen verbrauche als Paris. Der Reisende betritt Spanien in günstiger Stimmung, und diese Gunst bei Auffassung der Besonderheiten von Land und Leuten bleibt sich den ganzen Bericht hindurch gleich. Wir müssen gestehen, daß uns Dies für den Reisenden selbst günstig stimmt; denn Nichts ist unwahrer, Nichts ungeeigneter gut zu beobachten als der Mismuth. In der besten Laune schildert der Verf. die Reise nach Barcelona, reich an ergötzlichen Begegnissen, in einem Briefe an Venedey. Reisebriefe haben den großen Vorzug, daß sie die Eindrücke frisch und lebendig zur Darstellung bringen; allein sie erkaufen diesen Vorzug vor nachträglichen Berichten damit, daß sie oft zur spätern Verleugnung oder Berichtigung des Behaupteten nöthigen. In dieser schlimmen Nothwendigkeit befindet sich der Verf. ziemlich häufig und nicht immer entwindet er sich ihr auf gute Art. Die extremen Ansichten des deutschen Liberalismus sind überhaupt eine üble Mitgabe für einen Reisenden. Sieht er in Spanien z. B. ein großes Menschengewühl sich ohne Zwang mit Anstand und Ordnung verhalten und lösen, so folgert er sofort daraus, daß es überall keiner Policei und keiner öffentlichen Macht bedürfe, daß diese Dinge nur so lange nöthig sind als man sie anwendet. Trifft er in Valencia den sogenannten Wassergrafen, der auf öffentlichem Markt, ein Bauer wie er ist, die verschiedenen Wasserstreitigkeiten der Huertabewohner, den Stock in der Hand, aus dem Stegreif ohne Appellation schlichtet, so ist ihm Dies die einzig richtige Form der Justizpflege. Muß er dagegen mit Lebensgefahr dicht vor den Thoren des reichen Barcelona durch eine drohende Furt des Besos anstatt über eine bequeme Brücke fahren, so ereifert er sich über die Urzustände, über den Mangel an Gemeinsinn, Regierung u. s. w. in diesem Lande, und begreift nicht, daß das reiche Barcelona nicht einige Tausend Piaster auf diese immens wichtige Straße zu verwenden habe, er sieht es mit eigenen Augen, allein er begreift es nicht! So sind nun diese Herren! Sie schmähen auf die öffentliche Macht, die in ihrer reinen Bedeutung doch nichts Anderes ist als die realisirte öffentliche Vernunft, wo sie nur im entferntesten ihre vermeintlichen eigenen Rechte begrenzt und beschränkt; vermissen sie aber sofort wo sie die Rechte Anderer, wenn sie mit den ihrigen in Collision treten, nicht einschränkt und sie sicherstellt. Diese Leidenschaft für die Urzustände, welcher der Verf. sehr unterworfen ist, mag poetisch sein; allein sie ist durchaus reactionnair und dem Weltbildungsgesetz entgegen. Man verzeiht sie nur der ersten Jugend.

Eine andere unsers Dafürhaltens falsche Richtung in welche der Verf. sich allzu häufig verliert ist die bei jeder Gelegenheit ausgedrückte Geringschätzung gegen vaterländische Zustände. Wir sehen es gern wenn ein Reisender die Augen offen hat für Manches das besser ist in fremden Landen; allein ein mal muß er wenn er tadelt wirklich richtig sehen, und zweitens darf der Tadel niemals von Spott oder Hohn angefärbt sein. Der Verf. verfällt in beide Fehler; offen aber möge er uns die Frage beantworten: ob er die spanischen Zustände den deutschen für überlegen erachtet und in welchem Lande er glaubt, daß die menschliche Aufgabe besser gelöst werde, ob in Spanien oder in Deutschland? Obwol hierauf die Antwort nicht zweifelhaft sein kann, spricht er doch so harte Sachen aus wie S. 70 wo er sagt:

> Die Spanier hatten auch vor 40 Jahren trotz des Absolutismus ein Vaterland: wir Deutsche haben aber jetzt noch Nichts als unsere Hoffnung und unsern Willen.

Nachdem wir uns dieser allgemeinen Bemerkungen gegen Art und Weise des Verf. entledigt haben, kehren wir zu den Besonderheiten seines Berichts zurück. Das mit Lebensgefahr erreichte Barcelona schildert er uns, trotz des noch herrschenden Kriegsgesetzes, als eine überaus belebte, blühende, von Industrie strotzende Stadt. Er weist ihr 200,000 Einwohner zu und sagt z. B.:

> Die Rue Vivienne in Paris ist eine Einöde (welche Uebertreibung!) gegen die Calle de Escudelleros und zwanzig andere Straßen, mit denen sich selbst die londoner Oxford-Street nicht vergleichen kann. Nur auf den allerbesuchtesten Messen und Märkten kann man bei uns ein Verkehrstreiben sehen, entfernt dem ähnlich das sich hier tagtäglich durch die Gassen bewegt.

Das ist unerlaubte poetische Ausschmückung, dagegen mag es wahr sein, daß die Wohlhabenheit groß und der Handelstand so solid fundirt ist, daß selbst während des Bombardements von Barcelona kein Bankrott ausbrach und nicht ein Maravedi verloren ging. Das Gemälde der Stadt, der Besuch des Monjuich, die Ausflucht nach dem Montserrat, wo das einzige jetzt in Spanien gesetzlich erhaltene Mönchskloster mit sechs Mönchen im allertiefsten Verfall und ohne alles Eigenthum besteht, das einst so fürstlich dotirte Kloster vom Montserrat, die Reise auf der madrider Straße dahin durch die nun friedlichen Festungen und befestigten Dörfer, die Besteigung des seltsamen Gebirgs selbst — alles Dies ist in sehr unterhaltender Art im nächsten Briefe vorgetragen. Der Verf. vergleicht die untere Hälfte des Gebirgs bis zum Kloster mit der Sächsischen Schweiz:

> Der obere Theil ist in seiner wunderbar zerhackten, zersägten, gigantisch übereinander gestülpten Gestalt, sowie die Aussicht vom Gipfel, ganz unvergleichlich. Auch hier war die Einziehung des reichen Klosterbesitzes ohne allen Ertrag für den Staatsschatz.

In Barcelona übt der militairische Despotismus noch seine volle Gewalt (Mai 1846), und doch sah der Reisende bei einer Militairparade, als eine alte Frau

der Schwenkung einer Compagnie im Wege stand, den Flügelmann zu ihr herantreten und sie einnern ihm die „Gunst zu erweisen ein wenig auf die Seite zu treten". Diese höflichen Formen des Umgangs sind bekanntlich dem großen Haufen durch ganz Spanien eigen; sie überraschen den Fremden sehr angenehm. Seinen großen Wohlstand verdankt Catalonien besonders der Baumwollen-Industrie, die in 2933 Manufacturen mit 300 Millionen Realen Ertrag etwa 335,000 Menschen beschäftigt. Dagegen gährt der Boden beständig unter dem Wühlen des Hasses gegen die Regierung zu Madrid, und so groß ist die Rivalität mit dieser Stadt, daß Nichts in der Welt die barceloner Fabrikanten vermochte die große Gewerbeausstellung in Madrid zu beschicken, die Regierung mochte versprechen was sie wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Allerlei Rau. Novellen und Erzählungen von Rupertus (R. v. Beyer). Drei Theile. Pesth, Heckenast. 1848. 8. 4 Thlr.

Der erste Theil enthält eine Grillparzer und Gustav Schwab dedicirte Novelle; „dieser beiden Dichter hohes Mustervorbild hat die oft verzagten Schüler zu thatkräftigem Wirken ermuthigt." Die Novelle heißt „Die Blutnelken", sie ist geschrieben „im Jahre der h. pr. Verheißung 1843 und durchgesehen im Jahre der Gnade 1847". Zwei Kinder der Gräfin Cesini und des Lieutenants Billig wurden einem Maler anvertraut, um sie dem Haß des Großvaters mütterlicherseits zu entziehen. Diesem Maler wurden sie von einem Türken geraubt, welcher später die That bereut, und in Deutschland umherreist, die Aeltern der Kinder suchend. Er hat nach kabbalistischen Geheimnissen mit dem unter den Herzen der Kinder entnommenen Blut Nelken erwachsen lassen, deren Geruch auf die Verwandten der Kinder einen besondern Effect ausüben und auf diese Weise zur Entdeckung führen solle. An der Mutter der Kinder wird auch eine solche Wirkung hervorgebracht. Dieser etwas übernatürliche Erzählungsfaden ist auf wunderliche, gesuchte, humoristisch sein sollende und oft sehr platte Weise verschlungen. Es ist viel Redens um Nichts, viel Erzählens ohne Resultat, viel Schilderung ohne Ereigniß. Oft sollen Momente komisch sein, aber der Leser lacht nicht, und fühlt sich dadurch nur verstimmt. Es fehlt indeß nicht an komischen Figuren, indem einige berliner Erscheinungen mit vielem Humor charakterisirt sind. Die Novelle spielt in Berlin und Wien; eine genaue Localkenntniß ist dem Verf. dabei zu Hülfe gekommen, und die Handhabung der verschiedenen Dialekte verleiht der Darstellung einzelner Scenen Lebendigkeit. Oft wird Unwichtiges mit allzu großer Wichtigkeit behandelt; der Lauf der Erzählung wird oft unterbrochen mit eingeschobenen Bildern die nicht dahin gehören, manche Ereignisse sind kaum gehörig motivirt. Der Stil ist schwülstig und schwer, oftmals gesucht, die Dedication vor Allem. Die zwei übrigen Bände sind mit allem Möglichen angefüllt, Novellen, Märchen, Erzählungen, Aufsätzen, Berichten, Stadtgeschichten und Dorfgeschichten. Man hat Viel fürs Geld, doch es ist auch oft danach. Sämmtliche Producte schienen Ref. schon in einzelnen Zeitschriften geathmet zu haben; der Verf. scheint einer von Denen zu sein bei welchen jedes Erlebniß sich zum Journalartikel gestaltet oder vielleicht gestalten muß. Solche Producte gelingen ihm auch besser als die größern Novellen. Jeder der einzelnen Journalartikel erregt ein flüchtiges Interesse, bekundet Talent der Darstellung und eigenthümliche Auffassung. Mehre derselben tragen auch dazu bei ein Bild des Verf. zu geben. Er war bis zum 16. Jahr in der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen, die er „ein feiges Institut" nennt. Sodann kam er in eine Anstalt nach Berlin nach Pestalozzi'schen Grundsätzen, welche er unter dem Namen „ein Filial von Iferten" im zweiten Theil schildert; „dort ist er geworden was er ist, dort hat er auch Goethe kennen gelernt, und ist in die Singakademie von Zelter aufgenommen worden." Der Verf. ist auch Homöopath, wie man aus der zweiten Erzählung, welche eine homöopathische Cur an einem an Gehirnentzündung aufgegebenen Kind behandelt, ersieht. Sehr breit ist das Ereigniß erzählt, mit viel unnöthigem Auspuz vor, während und nach dem Hauptmoment. Auch kann der Verf. keine Bücher leiden welche „eine Verfasserin haben". Er traut den Damen alles mögliche Gute zu, „nicht aber gute Bücher zu schreiben". Er verschmäht in dem ungarischen Schloß die dargebotene Lecture und zieht es vor folgende Verse in sein Taschenbuch niederzuschreiben:

> Das erste Weib das Bücher schrieb,
> Die hatte Mann und Kind nicht lieb;
> Denn Weiber die da Bücher schreiben,
> Die können keine Mütter bleiben.
> Herr Gott erschuf das Weib zum Lieben
> Und nicht, daß sie uns Bücher schrieben;
> Zum stillen Wirken auserkoren,
> Ward für den Mann das Weib geboren,
> Nicht also, daß sie sonder Scheue
> Das ganze Publicum erfreue.

Ref. will nun durchaus nicht mit dem Verf. über diesen seinen Geschmack rechten, doch kann er nicht umhin zu versichern, daß er von manchen Damen schon bessere, gehaltreichere Bücher gelesen hat als die vorliegenden von männlicher Feder, daß auch das Publicum mit größerm Eifer nach manchen Frauenromanen greifen wird als nach diesem. Daß es Damen gibt die viel bessere Verse machen als die hier mitgetheilten, wird das Lesepublicum d. Bl. gewiß gleichfalls zugestehen.

2. Gesammelte Novellen und Erzählungen von C. Reinhold. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1847. 8. 3 Thlr.

Das Buch enthält zwei Novellen: „Die Kinder der Fremde" und „Real und Ideal". Die erste ist ein buntes Durcheinander von Menschen, Zuständen und Ereignissen, Postwagenbegebenheiten und Kunstreitergeschichten. Alle Verwirrung löst sich zur Zufriedenheit, nachdem der Leser während 206 enggedruckter Seiten mit seiner Phantasie der Kreuz und Quere im Felde der Romantik umhergeführt wird. Die zweite Novelle gleicht der ersten in der Art und Weise des Vortrags, des Verwickelns und Entwickelns, der Anlagen und Ausführung. Bei beiden scheinen dem Verf. „Wilhelm Meister's Lehrjahre" vorgeschwebt zu haben; die Manier ist wenigstens angenommen, wenn auch der Geist nicht erreicht wurde. Doch will Ref. dem Verf. nicht Geist und Talent absprechen; er war oft erfreut durch eine gewisse Schärfe des Verstandes, womit Gefühle und Ansichten, sowie die Erscheinungen der jetzigen Zeit besprochen wurden. So heben wir die Reflexionen hervor über die schriftstellernden Frauen: „Ich meine nicht, daß der weibliche Geist nicht dieselbe Höhe erreichen könne wie der männliche. Manche der tiefsten und herrlichsten Gedanken, Bilder und Gestalten die ein großer Dichter schafft, sind von ihm gerade nur für die Frauen geschaffen und werden nur von ihnen ganz verstanden und gewürdigt. Ueberdies haben die Frauen in der Musik ein Gebiet, auf welchem sie unbeschadet der Weiblichkeit auch productiv sich zeigen können. Ja selbst die lyrische Poesie in gewissen Grenzen kann man ihnen noch als Domaine zugeben. Denn hier wie in der Musik vermögen sie einzelne Stimmungen abzulösen, und in den Ausdruck derselben die ganze schwindelnde Tiefe weiblichen Gemüths zu legen, ohne der zarten Unantastbarkeit ihrer Weiblichkeit im Ganzen Etwas zu vergeben. Aber eine Oper oder ein Oratorium soll eine Frau nicht setzen; ebenso

wenig soll sie in der Poesie ein vollständiges Lebensbild schaffen wollen oder gar in Erörterungen philosophischer Fragen sich einlassen; nicht weil sie es nicht vermöchte, sondern weil es ihr nicht wohl ansteht. Dem Ruhm den es ihr einträgt bringt sie ihr Köstlichstes, das Heiligthum ihrer Weiblichkeit zum Opfer, und Dasselbe geschieht wenn sie auch nur überhaupt aus der künstlerischen Production ein Gewerbe macht. Mir wenigstens erregen Frauen die nicht durch die Noth dazu getrieben sind das tiefste Mitleid." Die Ansichten des Verf. sind durch den Verlauf des Romans ins Leben gerufen, indem das Reale sich günstiger und beglückender für die Frau zeigt als das Ideale.

3. Der Prinz aus dem Morgenlande. Aus der Chronik einer kleinen Stadt. Von Ludwig Köhler. Zwei Theile. Berlin, Unien. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist betrübt, daß in jetziger Zeit so oft Bücher geschrieben werden welche nicht die Begeisterung, sondern nur das Bedürfniß zu schreiben entstehen läßt. Daß der Verf. die Geheimnisse einer kleinen Stadt schrieb, nachdem er über alle pariser und andern Geheimnisse sich gekreuzigt und gesegnet hatte, merkt man wohl diesen Geheimnissen an; sie sind nicht neu an Erfindung und fesseln durch Nichts die Aufmerksamkeit des Lesers. Im Verlaufe der Geschichte lernen wir einen schändlichen Hofmarschall kennen, der, nachdem er verschiedene Mädchen verführt und verlassen, auch seine aus einem solchen Liebesverhältniß entsprungene Tochter verführen will. Der Bösewicht scheint sich kein Gewissen über Zweck und Mittel bei solchen Fällen zu machen. Ein vornehmer Betrüger führt die leichtgläubigen Kleinstädter unter der Maske eines Prinzen aus dem Morgenlande an, betrügt sie um Geld und Ehrenbezeigungen. Einige verworfene Schlupfwinkel werden geschildert, wo Armuth und Laster sich bergen. Der Held, ein junger Maler, ist der Aufgeklärte, ein Kind der neuern Zeit, der erhaben steht über kleinstädtische Urtheile in Rang- und andern Angelegenheiten.

4. Michaline, Fürstin Uwaroff. Erzählung aus der letzten Revolution Polens 1830—1831. Von Eunika. Glogau, Flemming. 1847. 8. 22½ Ngr.

Das vorliegende Werk, wovon vielleicht ein Zehntheil aus Gedankenstrichen besteht, hat wenig Handlung, und der lebhaft bewegte Schauplatz der Revolution vermag ihr nicht das zu einem spannenden Roman nöthige Leben zu verleihen. Das Hauptinteresse ist die Liebe, die Liebe Michalinens, der Tochter eines polnischen Fürsten, zu einem russischen Fürsten, dem Adjutanten des Großfürsten Konstantin. Des Vaters Wille und die Schrecknisse der Revolution reißen Beide voneinander; sentimentale Briefe und Tagebücher ersetzen den Verkehr. Ein edler Pole Thaddäus liebt die schöne Fürstin, und knickt beim Tanzen die weiße Rose von ihrem Busen, worüber sie bleich und Unglück ahnend zum Saale hinausschwankt und in ihrem Zimmer sich ausweint. Als er ihrer Verlobung beiwohnt, schwört er ihr treu zu bleiben und ihr Glück, ihre Liebe zu schützen. Da die aufrührischen Polen, an ihrer Spitze den „Chambellan", Michalinen als die Braut eines Russen mit Mishandlung bedrohen, gibt er vor sich mit ihr trauen zu lassen, und reicht am Altar ihrer wie sie verschleierten Gesellschafterin, einer schon nicht mehr blühenden Dame, die Hand. Auch findet er den Tod, indem er das Leben des Bräutigams der jungen Fürstin vertheidigt. Briefwechsel und Tagebücher enthalten Liebesseufzer und Kummer über die Abneigung des Vaters, eines feurigen Patrioten, der nur ungern sein Kind mit dem Russen vermählt. Die Heldin verfällt aus Kummer in mehre bedeutende Krankheiten, endlich läßt sich der Vater erweichen. Er stirbt an der Cholera, nachdem der Großfürst gestorben ist; Warschau geht verloren, Held und Heldin finden sich in Deutschland, wo noch ein anderes Paar derselben Familie sich zur glücklichen Ehe vereinigt. Der Kaiser von Rußland zeigt sich außerordentlich gnädig; er vergibt Michalinens Bruder, welcher durch den Kampf worin er verwundet wurde die Sibirienstrafe verdient hatte.

Papier und Druck des vorliegenden Bandes sind so vernachlässigt, daß man beinahe glauben sollte, der Verleger habe dadurch seine eigene Kritik des Werkes bekunden wollen; der Roman gehört zu den mittelmäßigsten sowol an Gedanken als an Stil. Die Verf. schreibt Chambellan statt Kammerherr, auch spricht sie vom Arrangement eines Festes: — warum französische Wörter wenn es noch deutsche bezeichnende gibt? Man hat die Gräfin Hahn-Hahn so oft mit dieser Angewöhnheit geneckt, obgleich sie meistentheils jene Worte braucht um das Bild des Salonlebens, der Salongestalten zu vervollständigen. Schriftstellerinnen sollten doch an den Rügen welche diese hochbegabte Schwester trafen lernen, wenn auch ihr mittelmäßiges Talent selten die Rügen der Kritik treffen wird.

5. Walowna. Novelle von Walter Tesche. Breslau, Kern. 1848. 8. 25 Ngr.

Ein unbedeutender Stoff ist zu einer ziemlich bewegten Novelle benutzt. Eigentlich ist es ein Lustspielsujet, wie Scribe und Andere deren täglich in Paris verarbeiten. Ein blasirter unangenehmer Marquis beabsichtigt die schöne Walowna, Tochter des polnischen Wojewoden Braczinski, zu heirathen; sie ist seinem Schutz in Paris anvertraut, und er wendet alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an sie den Augen der Pariser zu entziehen, bis sie ganz an ihn gefesselt ist. Sein Neffe, ein junger lebenslustiger Herzog, verdankt einem Zufall ihre Bekanntschaft und manoeuvrirt gegen den Oheim. Die verschiedenen Maßregeln die er zu seinem Zweck ergreift, und die Gegenmaßregeln des Neffen füllen den Band. Daß Jugend und Liebe siegen versteht sich von selbst; sie siegen über wahrscheinliche und unwahrscheinliche Hindernisse, wie überhaupt mehre Situationen sehr absichtlich zum Befördern der Novellenentwickelung erschaffen sind. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1848.

Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. Von August Ludwig von Rochau. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Valencia, wohin der Reisende mit dem Dampfschiff in etwa 24 Stunden schifft, erscheint gegen das Gewühl Barcelonas fast wie eine stille Ländlichkeit, und gefällt dem Verf. weniger als wir erwarteten. Man muß sich eine wunderliche Vorstellung von der Bauart der Stadt machen wenn man liest: daß die Häuser meistens aus Lehm gebaut seien und sich in Gärten verlieren. Aus Lehm, Das soll heißen: von Backsteinen. Hier nun erklärt der Verf. wieder in seiner seltsamen Manie für die Oeffentlichkeit: der Mann müsse überhaupt nicht im Hause, sondern auf dem Markte leben; „Familienvater und guter Bürger" Das widerspreche sich. Nun, wir denken, wir Andern wollen unser Familienglück doch noch nicht aufgeben um dem Verf. das unterhaltende Schauspiel perpetuirlicher Volksversammlungen zu geben. Vor solchen Wünschen sollte ein so verständiger Reisender wie der Verf. ist sich doch hüten.

Pflanzenfrische und Blütenduft umgibt Alles in dem schönen Valencia, in dem sich die beiden Racen welche die Bevölkerung Spaniens bilden, Mauren und Gothen, sichtlich und völlig unvermischt erhalten haben. Am reizendsten aber ist das weibliche Mischlingsgeschlecht mit schwarzem Haar und himmelblauen Augen, in der Grazie des Südens, die hier mit Verschämtheit sich paart. Die Hauptkirche wird als ein unbedeutendes und verfehltes Werk, Theater und Oper als überraschend gut, die Alameda, welche für die erste Spaniens gilt, als entzückend geschildert, obgleich die schöne Welt viel minder zahlreich ist als in Barcelona. Trinkbaren Wein und Volksgesang gibt es hier so wenig wie dort; das Catalonische, in Barcelona von Jedermann, hier nur vom Volk gesprochen, findet hier seine Grenze und tritt seine Herrschaft an das Castilische ab. Die Sicherheit in der Huerta, wo Auffenberg den mörderischen Anfall bestand, scheint jetzt vollkommen zu sein; denn der Verf. durchstreift dies schmale Pflanzenparadies in allen Richtungen, ohne auf etwas Anderes zu treffen als gastfreie und höfliche Menschen. Merkwürdig ist ihm, daß er bei der Leidenschaft dieser Bevölkerung für Musik nirgend einen Ton von Volksgesang vernimmt und kaum eine einzige Guitarre hört. Er erklärt Dies damit, daß dies Volk ein zartes Ohr und eine rauhe Stimme habe, und beruft sich hierbei auf die ähnliche Erscheinung in Italien. Entzückend sind dagegen die kleinen Gärten um Valencia, dem die Spanier vielleicht aus Neid alles mögliche Böse nachsagen; das böswillige Sprüchwort:

> Las carnes son yerba, las yerbas agua;
> Los hombres mugeres, las mugeres nada —

ist aber falsch und ohne allen Grund. Die Politik hält in Valencia Siesta. Nirgend findet man eine Zeitung, während Barcelona deren vier eigene hat; nur der Franzosenhaß ist hier derselbe wie überall in Spanien. Der Gewerbeverkehr ist unerheblich, die Seidenfabrikation ungenügend, sodaß das Hauptstück der spanischen Nationaltracht, die Mantille der Frauen, in Paris verfertigt wird. Der Seehandel Valencias will bei seinem schlechten Hafen nicht viel bedeuten; kurz, diese Stadt ist das Gegenstück Barcelonas, ein Bild des Orients, ein Ort der Ruhe und des Naturgenusses, ähnlich dem Ispahan und Tauris voriger Jahrhunderte. Die Naturreize des Landes aber malt der Reisende mit glühenden Farben und widmet den Bedingungen des im Allgemeinen herrschenden Wohlstands, obgleich der Landmann nur Pächter ist, löbliche Beachtung. Der Rand der Huerta wird von einem Halbkreis dürrer, röthlich grauer Berge eingefaßt, deren Anblick auch hier den schroffen Gegensatz von Wüste und Oasis vergegenwärtigt, auf welchen man in Spanien überall stößt. Zwei mal im Jahr macht Valencia eine allgemeine Lustpartie in die Wüste hinein: in die Dehesa nämlich am See von Albufera, und eine solche wird uns sehr anmuthig geschildert. Den Scheidegruß endlich an Valencia schmückt er mit poetischen Singworten und historischen Zügen aus, die uns wieder den berühmten Cid als einen Barbaren ohne Mitleid und Treue zeigen.

Das Reisen in Spanien ist bekanntlich eine beschwerliche und kostspielige Sache; das Paß- und Gesundheitscheinwesen — denn eines Gesundheitscheins bedarf es für jede Reise von Hafen zu Hafen —, das Zollwesen im Innern des Landes, die Gasthöfe erfodern Reisemittel weit über jede Berechnung; vor Allem aber sind die Diligencen wie die Dampfschiffe in enormen Preisen. Ein Platz von Valencia nach Madrid kostet 480 Piaster;

die Dampfschiffahrt von hier nach Malaga 20 Piaster; ein Maulthier von Malaga nach Granada, 16 Leguas weit, 12 Piaster. Auch hier schwärmt man nun für Eisenbahnen, ohne alle Aussicht jedoch bei den Preisen des Eisens, des Holzes und des Arbeitslohns in der nächsten Zeit ein solches unzeitiges Unternehmen zu Stande kommen zu sehen. Französische Nachahmung zeigt sich in hundert Dingen; die Trachten, die Uniformen, das Geld ist französisch, man sieht fast keine spanische Thaler mehr. Nur im Nationalleben und im Volksgefühl hat Frankreich keinen Fuß zu fassen vermocht, und der Reisende ist täglich Zeuge des unüberwindlichen Widerwillens den der französische Charakter und alles französische Wesen dem Spanier fortwährend einflößt. Merkwürdige Erscheinung, daß das Volk dem die persönliche Liebenswürdigkeit der Individuen in größerm Maße als irgend einem andern beiwohnt, als Volk so allgemein einen widerwilligen Eindruck erweckt, und nicht etwa blos durch geschichtliche Erinnerung, sondern eben durch seine fortdauernde Anmaßlichkeit und die Geringschätzigkeit seines Urtheils über andere Völker.

Der Verf. war fast erstaunt, in Malaga eine spanische Stadt zu finden die nicht zugleich Festung ist, hier wo jeder unbedeutendste Flecken sich auf das tapferste befestigt zeigt, wo Orte wie Alicante, nicht fester als etwa Erfurt, von den Franzosen nie bezwungen wurden. Dagegen aber zeigte sich das Seearsenal von Cartagena als die wahre Schädelstätte der spanischen Seemacht; die Reste des Materials, der Kanonen u. s. w. verkauft man, eine echte spanische Finanzmaßregel, den Centner für zwei Pesetas an die Eisengießereien von Barcelona. Das Elend ist unbeschreiblich. Zwar erscheint von Zeit zu Zeit ein königlicher Commissar mit außerordentlichen Vollmachten; mit großem Eifer und wenig Geld wird an die Restauration der Seemacht Hand gelegt, man unternimmt mit Aufbietung aller Kräfte die Herstellung dieses oder jenes Theils des Arsenals. Aber kaum ist das angefangene Werk halb fertig, so geht das Geld oder die Vollmacht aus, der Commissar reist nach Madrid zurück und die aufgewendeten Summen sind ebenso verloren als wenn man sie ins Meer geworfen hätte.

Die Seeküste, von Valencia bis hinter Cartagena nackt und trostlos, nimmt an der Grenze Andalusiens eine freundlichere Miene an. Die Berge und Felsen färben sich und in der Nähe von Malaga taucht wenigstens eine mäßige Vegetation auf. Wein, Cactus, Aloe kränzen die Höhen, Mandel- und Feigenbäume füllen die Schluchten an, weiße Bauernhäuser bedecken zerstreut die Felsen. Malaga selbst hat außer einer schönen Alameda, einer großen aber häßlichen Kathedrale, einem alten maurischen Felsenschloß und dem Denkmal des unglücklichen Torrijos mit der Inschrift:

> A vista de este ejemplo, ciudadanos,
> Antes morir que consentir tiranos!

nichts Sehenswerthes aufzuweisen. Von hier geht die Reise zu Wagen auf fast ungangbaren Wegen in zwei Tagen nach Granada, dessen trefflicher Schilderung die nächsten Briefe gewidmet sind. Das altergraue, pflanzengrüne, blütenduftende, feenhafte Granada macht einen tiefen Eindruck auf den Verf. Er sagt von ihm:

Granada hat seines Gleichen schwerlich in der Welt. Die Stadt der hundert Quellen, der Lusthaine, der Rosengärten und Nachtigallen, Granada mit den Trümmern seiner stolzen Paläste, seinen hundert Thürmen und seinen Erinnerungen aus maurischer und castilianischer Heldenzeit — ist noch heute ein Stück Zauberland, in dem Epos und Idylle leibhaftig unter leuchtenden und duftenden Zelten wohnen. Und was muß Granada gewesen sein als der Stadttheil Abaicin allein von 10,000 Ritterfamilien bewohnt ward und wo es auf das erste Aufgebot 60,000 Mann ins Feld stellte!

An dieser Stätte hat die Trauer über so viel gefallene Größe durch die Jahrhunderte in den Herzen nachgebebt und die ganze Literatur dieses Theils von Spanien durchdrungen!

> Raza de valientes,
> Quien te exterminó?
> Ciudad de las fuentes,
> Quien te cautivó?
> Alhambra querida
> Mansion del placer,
> Para que es la vida,
> Si no te he de ver?

Solche Poesien dichtet noch heute hier das Volk, und dieser tiefe Schmerzenslaut hallt durch vier Jahrhunderte unerloschen nach.

Im Uebrigen macht das vielgerühmte Land, durch Naturreiz und Frauenschönheit von fast allen Reisenden über jedes andere erhoben, seltsamerweise keinen großen Eindruck auf den Verf. Er sagt:

Wer gewohnt ist bei dem Namen Andalusien ein Wunderland zu träumen, über welches die Natur all ihre Gaben mit verschwenderischer Fülle ausgestreut hat, der wird sich auf dem Wege von Malaga nach Granada auf eine unangenehme Art enttäuscht fühlen. Der Weg führt größtentheils durch nackte Felshügel, dürre Berghaiden und verschwindet am Rande der Vega sogar in tiefen Sand. Nur das Thal von Loja macht eine kurze Ausnahme. Später auf dem Guadalquivir von Sevilla nach Cadiz stellt sich Nichts als eine eintönige Ebene, Stoppelfelder und Haiden, die an das norddeutsche Flachland mahnen, dar, sobald man das allerdings reizende Sevilla hinter sich hat. Von Naturreiz strotzen nur die Umgebungen der Städte und ihre Alameden.

Nicht besser wie der andalusischen Natur ergeht es den vielgerühmten Frauen des Landes. Zwar findet der Verf. es reizend Abends in den erleuchteten Alameden mit Hunderten von Frauen wie in einem großen Familiencirkel vertraulich zu verkehren; er lobt ihre Grazie, den gebildeten Geist und Ton der Unterhaltung der Andalusierinnen; allein schön findet er sie nicht. Er sagt:

Heiße Leidenschaft spricht aus ihnen, aber keine Seele, stolzer Sinn, Entschlossenheit, Charakter, aber kein weibliches Herz malt sich in dem allerdings großen schwarzen Auge — aber schön finde ich es nicht. Man sage und singe was man will, die Andalusierin ist auch in Sevilla nicht schön, nach deutschem Begriff von weiblicher Schönheit. Dagegen zeigen alle Stände Männer von überraschender Schönheit, die in jedem Lande dafür gelten würde.

Mag in diesem Urtheil immerhin etwas Eigensinn mitsprechen, es war als ein mindestens sehr selbständiges anzuführen.

Der Verf. beabsichtigt nicht von Granada eine systematische Schilderung, aus der man sich orientiren könnte, zu entwerfen; er gibt vielmehr nur Bruchstücke einer solchen. Vom Alhambra kennen wir weit bessere Bilder als dasjenige ist das wir hier empfangen, obgleich auch dies lesenswerth ist. Die Gärten des Generalife begeistern ihn, er ruft aus:

Ja, ein Gedicht ist dieser Garten, ein Gedicht aus der Begeisterung eines Ismaeliten hervorgegangen der mit trunkenem Auge das Paradies des Propheten geschaut. Es wäre vergeblich in unserer armen, farblosen (!) Sprache nach Worten zu suchen um diesen verkörperten Paradiesestraum zu malen; die nüchterne Einbildungskraft des Abendlandes ist nicht gemacht so viel Herrlichkeit zu fassen.

Man begreift nur nicht recht wie sich solche Worte damit vereinigen lassen, daß, wie der Verf. an andern Orten sagt, die Gartenkunst im Großen in Spanien unbekannt sei und daß selbst der berühmte Alhambra-Garten eigentlich nur aus einem schmalen, kaum sechs Schritt breiten Blumenfeld bestehe. Es sind in diesem Buche viel Widersprüche geduldig hinzunehmen. In den verödeten Klöstern Granadas, besonders in der Karthause, sind noch immer viele Kunstschätze zu sehen, und der Verf. zeigt sich uns nach und nach als ein Kunsteingeweihter von sehr bestimmtem und selbständigem Urtheil. Wir werden ihn weiterhin als solchen kennen lernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Elfenmärchen von Max Waldau. Heidelberg, Groos. 12. 7½ Ngr.

Bücher sollen nicht nach der Zahl ihrer Seiten, sondern nach ihrem Inhalte gemessen werden; wenn Das nicht ein richtiger Grundsatz wäre, so würde man das Buch des Verf. (40 S.) sehr klein nennen. Wenn wir Hrn. Waldau nach dieser vorliegenden Leistung richtig beurtheilen, so gehört derselbe zu den nicht allzu häufig vorkommenden Autoren die noch Mehr zu sagen haben als Das was eben in ihren Büchern zu lesen ist. Leider ist in Deutschland jetzt die Zahl der Schriftsteller nicht klein welche nicht einmal so viel sagen dürften wie sie sich erlauben; damit meinen wir die vielen Schriftsteller welche nicht Eigenes, Selbstgedachtes, Selbsterforschtes, Selbsterlebtes geben, sondern die nur Anderer Gedanken und Worte mit mehr oder weniger Variation nachsagen. Unser Verf. zeigt in seinem Werke zwei nicht in allen Individualitäten verbundene Eigenschaften: lebhaftes Gefühl und satirische Kraft. Für das erste steht ihm eine leichte und gute Diction zu Gebot; für seine satirischen Combinationen weiß er allemal den rechten Ton zu treffen. Die eigenthümliche Verbindung der zwei genannten Eigenschaften macht das „Elfenmärchen" zu einer recht anziehenden Lecture; man wünscht, es möchte dem Verf. gefallen haben den Gang seiner Gedanken nicht in einen gar so engen Kreis zu schließen. Und doch berührt er sehr viele der wichtigen Fragen unserer Gegenwart; er läßt oftmals scharfe Lichter auf die Verirrungen der Zeit fallen, und die Geißelhiebe seiner Satire treffen hart auf die Narren und die Böswilligen. Ref. will hier als ein Beispiel von der Manier des Verf. Folgendes anführen: „Eine Schar von 15—20 Menschen, die Kleider zerrissen, die Kräfte durch heftige Anstrengungen und Entbehrungen erschöpft, lagerte um ein Feuer. Ein hoher Mann mit düstern begeisterten Augen, graugemischtem wildem Haar und Bart, halb von der Glut beleuchtet, lehnte mitten unter ihnen an einem Felsblock. Er sprach ernst und gewaltig, die Andern horchten, und Muth und Entschlossenheit kehrte in die verstörten Gesichter zurück. Wir sind in Tibet. Es war eine Spaltung unter den Bonzen entstanden: die eine Partei behauptete, man müsse bei der Verehrung des Gottes Fo-thu-gong eine goldpapierene Mütze auf dem Haupte haben, das rechte Bein in Form einer 4 am linken in die Höhe ziehen und den Daumen der rechten Hand ins linke Nasenloch stecken; die Andern dagegen meinten, man müsse beide Daumen in die Nasenlöcher bohren, ja die Kinder müßten so dressirt werden, daß sie noch die großen Zehen dazu thun könnten, wenn auch die Nase Etwas an Form verlöre; dann müsse man, die Augen auf den Nabel gerichtet, auf dem Rücken liegend sein Gebet opfern. Diesem lächerlichen und ärgerlichen Streit hatte der Mann am Felsen ein Ende machen wollen; da hatten sich die Bonzen vereinigt, sich mit der Hefe des Volks verbunden und machten einen Kreuzzug gegen ihn. Sie führten große gelbseidene Banner; gelb ist zwar die Farbe des Kaisers, aber was erfrecht sich ein Bonze nicht? Und darauf standen die Worte: Alles zur Ehre des großen Fo-thu-gong!" Nun läßt der Verf. die Schilderung folgen wie die Kämpfer der Wahrheit gerettet werden.

Ein recht hübsches Bild aus Texas malt Hr. Waldau S. 26 fg.: „Die Fächerpalme rauscht im Winde, der stachlige Fernambuc mit seinen rauhen, gelb und weißen Blütenkelchen breitet seine Aeste aus, die flüsternde Mimose bewegt scheu ihre gefiederten Blätter, Cacaobäume schießen aus den vermorschten Stämmen ihrer Ahnen hervor, bunte Lianen und dunkelrothe Vanille bauen fliegende Brücken von einem zum andern, und Aras und Affen geben sich auf den Netzen ihre Rendezvous. Dazwischen treibt der Pisang sein breites Riesenblatt und seine Blütenähre, die Agave streckt ihre duftige Pyramide in das Laubdach, an die fetten Blätter purpurblühender Fackeldisteln näht der Schneidervogel sein Nest, Mosquitos schwärmen zwischen Kolibris und schillernden Faltern, und im Dickicht gähnt der Kuguar. Es ist schön, aber es ist eine Oede! Eine Oede? Doch nein, da sind Spuren von Maisfeldern; jenen Campechebaum fällte die Art des Ansiedlers und dort rauchen die Trümmer einer rohen Hütte. Wo sind ihre Bewohner? Indianer brachen herein, ihr Tomahawk erschlug die Männer, die Weiber und Kinder, sie nahmen die Skalps; aber die Mädchen führten sie fort zu ihrem Stamm. Einer athmete noch auf dem blutigen Platze und wühlte krampfig in der zerstampften Erde. Der Elfe erzählte ihm von den rauschenden Tannen im Schwarzwald, von traulichen Stunden am Herde der balkenreichen Stube, wenn draußen der Schneesturm geheult und die Lawine vom Felsberg gebrüllt; er erzählte vom Tanz um den Maienbaum am Arm der schmucksten Dirne; er sang ihm deutsche Lieder wie sie die Bursche in den Bergen jauchzen, seine Stimme klang wie Abendläuten vom Thurme der baumumgebenen Dorfkirche, das leise, immer leiser in den Gründen verhallt. Dem Sterbenden waren es Grüße aus der Heimat, Friede, Friede sprachen sie — die Glocke schwieg — der Geist entflog."

Wie gesagt, der Verf. berührt viele der wichtigen Fragen unserer Zeit; selbst Hengstenberg und die königliche Stumpengalerie wird nicht geschont. Die Anlage wie die Ausführung des Buchs zeugt von dem Talente des Verf. 37.

Des Bischofs Eylert Schrift über Friedrich Wilhelm III.

Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sich die Urtheile der Kritiker über literarische Producte geradezu kreuzen oder widersprechen. Der Standpunkt des Recensenten bestimmt ja die Richtung seiner Ansichten. Diese weichen oft um so mehr voneinander ab, wenn die Kritiker verschiedenen Völkern angehören. Das haben wir denn auch bei der Beurtheilung der „Charakterzüge und Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III." vom Bischofe Eylert wahrgenommen. Das „Edinburgh review" läßt zwar neben Anerkennung des vielen Trefflichen

was das Eylert'sche Werk enthält auch ein scharfes Gericht über die Auswüchse und Masern desselben ergehen, das schärfste jedoch — vom Standpunkte der schottischen Kirche aus — über die Theilnahme des ehrwürdigen greisen Bischofs an der verhängnißvollen Agende; obgleich nicht zu leugnen ist, daß der erste Rathgeber bei der entschiedenen Willensrichtung seines Königs gerade in diesem Falle eine überaus schwierige Stellung inne hatte, auch das redliche Bemühen, der Liturgie mit schonender Berücksichtigung des königlichen, scharf ausgeprägten Willens eine den Zeitanfoderungen entsprechendere Form zu geben, dabei nicht zu verkennen ist. Der Recensent des dritten Theils der Eylert'schen „Charakterzüge" in diesen Blättern (Nr. 93—95 d. Bl. f. 1847) dagegen findet eben diesen Abschnitt welcher die Entstehung und Einführung der Agende und Union bespricht anziehend, weil der Verf. hier sich in der Sphäre eigener Erfahrung bewege, und überraschend, sofern der König selbst darin „als ideeller und materieller Schöpfer dieser kirchlichen Umbildungen fast ganz ohne fremde Hülfe" erscheine.

Dahingegen bezeichnet Ref. den den dritten Theil des Werks eröffnenden Abschnitt „Vom Zustande der preußischen Armee vor dem Unglücksjahre 1806" als einen „widerwärtigen", und wirft dem Verf. darin Geschmacklosigkeit und Maßlosigkeit vor. Es fällt uns nicht ein den Verf. gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß es ihm an Abgrenzung, Bewältigung und Concentration seines Stoffes fehle; gewiß ist hier und da zu viel gesagt, viel zu viel, was weder zur Charakteristik des trefflichen Königs beiträgt noch als Fragment aus dessen Leben angesehen werden mag. Als Spiegel der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III. aber gewährt auch der so scharf getadelte Abschnitt des Werks gleichwol einen dem Bilde des Heers zu damaliger Zeit im Allgemeinen vollkommen entsprechenden Einblick, und der war nothwendig um das Gegenbild der Gegenwart treffend zu würdigen. Es mag die Schilderung der damaligen Zustände im Heere dem Zeitgeschmacke widerwärtig sein, aber wahr ist sie, und zur Sprache, in Erinnerung gebracht zu werden verdiente sie. Selbst wenn die Farben dabei grell aufgetragen sind, hat sie doch das Gute, den humanen und milden Geist der jetzigen Heeresverwaltung nach seinem hohen Werthe um so mehr schätzen zu lehren.

Den Vorwurf, daß der Verf. da von Dingen rede wovon er Nichts verstehe, finden wir unbegründet. Um die Barbarei des Prügelns und Spießruthenlaufens abscheulich zu finden braucht man es nur selbst gesehen, braucht man über Strategik, Taktik und militairische Zucht eben keine tiefer eingehende Studien durchgemacht zu haben. Der Brite rügt die Darstellung dieser schmachvollen Roheit in der Behandlung des Soldaten nicht, vielleicht weil sie noch vor nicht langer Zeit durch den Generalissimus des britischen Heers, den Herzog von Wellington (mit bitterer, aber kräftig abgewiesener Anspielung auf die jetzige preußische Kriegszucht), vertheidigt worden und noch immer nicht abgestellt ist. Wer aber unter uns das letzte Jahrzehnd des vorigen und die ersten Jahre dieses Jahrhunderts als aufmerksamer Beobachter der militairischen Zucht mit durchgelebt hat wird es dem Verf. sogar Dank wissen, daß er noch ein mal nachdrücklich an die Greuel jener Zeit, die Schmach des Heers in jenen Tagen erinnert hat. In einem Buche wie das Eylert'sche kommen diese Erinnerungen auf die Nachwelt, und es ist heilsam daß sie nicht vergessen werden.

Reactionen sind an der Tagesordnung, und es gibt Leute welche das Rohr und die Spießruthen auch bei uns gern wieder zu Ehren brächten. Wir haben dergleichen Urtheile selbst aus dem Munde höherer Offiziere vernommen. Daß Solchen der besprochene Abschnitt des Eylert'schen Werks ein Aergerniß ist, daß Solche den Verf. wie er in der Vorrede äußert darauf von der Seite ansehen, finden wir so wenig seltsam als befremdend. Uns erscheint es im Gegentheile um so verdienstlicher und des Greisenhauptes würdig die Wahrheit unverholen an das Licht gestellt zu haben, sollte das Licht auch hier und da etwas zu grell, der Schatten auf der andern Seite zu finster und Beides selbst nicht am rechten Orte angebracht sein. Im tiefsten Schatten der Vergangenheit wenn das Bild nur wahr ist tritt das Licht der Gegenwart am hellsten hervor, nimmt der Contrast desselben sich am besten 'aus. Wir sagen Das auf die Gefahr hin „lichtfreundlicher" Tendenzen beschuldigt zu werden; denn wenn sie irgendwo heilsam sind, so ist es da wo es sich um Ehre, Brauch und Sitten eines Standes handelt dem bei uns zur Zeit alle Stände ohne Ausnahme dienen, und dem zu dienen sie sich zur Ehre rechnen. Der Bürger und der Landmann aber, welcher seine Zeit in der Linie abzudienen hat und dann in die Landwehr zurücktritt, muß und wird sich glücklich schätzen wenn er das Sonst und Jetzt wie es ihm im Eylert'schen Werke lebhaft vor Augen steht gegeneinander hält. 38.

Lesefrüchte.

Der Name Berserker.

Im „Athenaeum" wurde vor einiger Zeit an des Keltischen und Angelsächsischen Kundige die Frage gerichtet: woher der altnordische Name der Berserker stamme. Unter der Chiffre J. K. (John Kemble?) wird in demselben Blatte die Auskunft ertheilt: dies Wort lasse sich ganz einfach aus dem Skandinavischen, dem es angehöre, selbst erklären, es bedeute Barhemden, d. i. Ohnehemden; auch im Schottischen sage man statt bareshirts noch baresarks. Unter sarkr verstand man jedoch nicht das heutige Hemd, was erst sehr spät in allgemeinen Gebrauch kam, sondern das gefütterte und gesteppte Unterkleid, den Panzer, in welcher Eigenschaft es auch im deutschen Hildebrandslied unter stammverwandtem Ausdruck (iro saro rihtun) erscheint. Diese Berserker waren eine Gattung von Raufbolden nach Art der morgenländischen Haschaschim oder Assassinen, die sich auch bevor sie sich in den Kampf stürzten in einen Zustand toller Wuth versetzten. Bei den Berserker geschah Dies durch eine Art mit berauschenden Kräutern gewürzten Meths. Die Kriegertollwuth kommt überdies, sei hier beiläufig bemerkt, bei allen Kriegervölkern, barbarischen und halbbarbarischen, vor. In Nr. 227 d. Bl. f. 1847 ist ein Beispiel von den nordamerikanischen Wilden erzählt. Im Getümmel jeder Schlacht, bei jeder Eroberung einer Stadt oder Festung mit Sturm ergreift diese fürchterliche Krankheit die Kriegerscharen oft massenweis und enthüllt plötzlich die düsterste Seite der menschlichen Natur, die das mit Vernunft begabte Wesen der Gefahr aussetzt zum wilden blutschnaubenden Thiere herabzusinken. Und doch haben die Dichter, die „Kinder der süßen Einbildungskraft", von den ältesten Zeiten an bis herab auf die unsere nie verfehlt unvergängliche Kränze um Stirnen zu winden die in ihrer Hirntollheit die Blutarbeit verrichtet welche oft in der Geschichte als Heldenthat verzeichnet steht.

Aehnlichkeit des Holländischen und Vulgairenglischen.

Der Verfasser eines englischen Reisewerks: „Antwerp. A journal kept there; including also notices of Brussels and of the monastery of St.-Bernard, near Westmalle", erzählt, daß einer seiner englischen Freunde, welcher in Begleitung eines Bedienten aus dem Norden Englands Holland bereiste, diesen Letztern, von dem er wußte, daß er nicht ein Wort Holländisch gelernt hatte, eines Tags mitten unter den Leuten in dem Gasthause wo er eingekehrt sitzen, und sich mit denselben ganz vertraulich unterhalten sah. Als der Engländer mit seinem Burschen sich später allein befand, fragte er ihn, wo er Holländisch gelernt und warum er ihm diese Fertigkeit verschwiegen habe. „Ich habe nie Etwas der Art gelernt", antwortete der Diener, „aber bei Gott, Sir, sie sprechen nur schlechtes Yorkshiresches." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1848.

Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. Von August Ludwig von Rochau. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 55.)

Mit gerechtem Schmerz verläßt der Verf. die „Königin unter den Städten", wie er das altergraue Granada nennt, wo das Maurenthum sich auf Schritt und Tritt als eine noch lebende Wirklichkeit zeigt. Als er auf der letzten Höhe der Vega von ihr Abschied nimmt, geht ihm das Verständniß der begeisterten Liebeserklärung auf die König Juan von Leon von eben dieser Höhe her an die Stadt richtet in der alten Romanze. Der Weg nach Cordova wird zu Maulthier in drei Tagereisen unter schweren Regenstürmen zurückgelegt. Hier lernen wir das spanische Venta- und Gasthofleben in allen seinen Reizen kennen, begegnen Wegelagerern, wie der Verf. wissen will meist angestellte Personen, Guardias del camino, Feldhüter, Förster großer Grundbesitzer u. s. w. Baena, dessen Bewohner noch stolz sind, den Maurenkönig Boabdil gefangen genommen zu haben als er geschlagen von Lucena zurückkehrte, und so die eigentlichen Besieger des Maurenreichs geworden zu sein; ist ein Ort in Trümmern und bot ein echt spanisches Nachtlager dar. Cordova zeigt sich als das Gespenst einer einst großen und reichen Stadt, der von einer Million Einwohner (?) nur etwa 40,000 übrig geblieben sind. Man wandelt durch lange Straßen ohne einer menschlichen Seele zu begegnen, und diese Straßen sind ein Bild des kläglichsten Verfalls. Ellenhohe Pflanzen wuchern auf ihnen und den Dächern der Häuser, die den Einsturz drohen. Ackerbau und der Verkehr der nothwendigsten Gewerbe erhalten diesen Rest von Leben; denn da selbst der Guadalquivir, der hier einst Flotten trug, sich nur dem leichtesten Lastkahn versagt, können die herrlichen Orangen und Granaten von Cordova nicht einmal mehr verfahren werden. Die prachtvolle Brücke der Khalifen selbst droht den Einsturz und die herrlichen Stadtmauern sinken zusammen. Die berühmte Kathedrale, ursprünglich maurisch, findet der Berichterstatter weder großartig noch schön, und die Moschee Abderrahman's ist kaum noch kenntlich. Es wird hierbei die unrichtige Bemerkung gemacht, daß hätten die Araber mehr ins Massenhafte hineingearbeitet wir wahrscheinlich einen höhern Begriff vom Geist und Wesen ihrer Kunst erhalten hätten; denn des Menschen Sinn sei einmal so gemacht, daß ihm das Massenhafte vorzugsweise imponire. Dieser unrichtigen Behauptung begnügen wir uns das Beispiel der Griechen entgegenzustellen.

Man pflückt nicht lauter Rosen auf einer Frühlingsreise in Andalusien, sagt der Verf. Seit fünf Tagen strömt ein sündflutlicher Regen von diesem Himmel herab, dessen ewigen Azur man in Reim und Prosa feiert, und die Luft ist so scharf (29. Mai), daß ein guter Mantel das unentbehrlichste Kleidungsstück ist. Zwölf riesenhafte Mäuler schleppten den Eilwagen nur Schritt für Schritt durch die greulichen Wege fort. Die Fahrt von Cordova nach Sevilla, 22 Leguas, kostet 8 Piaster und von Sevilla nach Madrid zahlt der Reisende 560 Realen, 28 Piaster. In diesem Preise, meint er, steckt noch das ehemalige Lösegeld für die Capatotas und Consorten, die aber nun verschwunden sind. Die ganze Straße nach Sevilla führt durch ein reizloses Flachland zwischen der Sierra Nevada und der Sierra Morena; Kornfelder, von unsichtbaren Händen bestellt — denn nirgend sieht man Dörfer —, magere Oelpflanzungen, nicht eine Menschenwohnung zwischen den Städten, machen diese Reise eintöniger als eine solche durch das norddeutsche Flachland. Dagegen blühen die Städte Ecija, Alcala und Carmona, in welchen die Reste der südspanischen Aristokratie sich zahlreich zusammendrängen und vom Ertrage eines großen Grundbesitzes stolz aber keineswegs verschwenderisch leben, in alten Erinnerungen schwelgend. Diesem Theil der Bevölkerung, nicht den eigentlichen Landbauern ist besonders die Aufhebung des Zehnten zu Nutzen gekommen; der kleine Pächter ist von ihnen, in dem Maße der Entlastung, in der Pacht erhöht worden, sodaß der Letztere, da der Zehnt regelmäßig nicht voll, sondern nur theilweise entrichtet wurde, nun übler daran ist als zuvor. Auch dieser Reisende sieht im Ganzen die Abschaffung des Zehnten, den notorisch der *Staat* zum größern Theil, die Kirche zum kleinern bezog, für ein Unglück an. Bei Gelegenheit der geschichtlichen Erinnerungen, wie sie in dieser Bevölkerung so frisch und lebendig sich erhalten, macht der Verf. die Bemerkung, wie auffallend es doch sei, daß das deutsche Volk gar kein historisches Gedächtniß zu haben scheine. Was weiß der Landmann noch vom „Deutschen Reich", fragt er beispielsweise, und

wie lange wird Leipzig und Waterloo noch in seinem Gedächtniß leben? Sevilla aber feiert noch heute den Jahrestag seiner Eroberung durch den heiligen Ferdinand, dessen silberner Sarg in der Königskapelle ruht. Der politische Geist Andalusiens war etwas aufgeregt, und doch muß die Regierung ein unbedingtes Zutrauen zu ihm haben, denn Sevilla mit 100,000 Einwohnern hat eine Besatzung von kaum 1000 Mann, und die großen Städte Ecija, Carmona u. s. w. enthalten nicht einen Bewaffneten.

Den Aufenthalt in Sevilla malt der Reisende mit den reizendsten Farben. Die Schönheit Sevillas, sagt er, ist leichter zu empfinden als durch Worte anschaulich zu machen. Es glänzt nicht wie Neapel, Lissabon, Konstantinopel als Stafage einer Landschaft: Sevilla ist eine selbständige Schönheit, aus ihrem eigenen Mittelpunkt hervorstrahlend. Glaube aber darum nicht an breite und geradlinige, mit massiven Palästen besetzte Straßen, rechtwinklige Plätze u. dgl.; es gibt in Sevilla kaum einen Privatpalast (wie das Lied vermuthen läßt), es ist kein spanisches Potsdam; dagegen haben die Häuser alle durchweg eine saubere, wohlhabende, gefällige, ja vornehme Miene, von allen Ansprüchen fern. Sie sind nicht groß, nicht klein, aber glänzend weiß, an allen Fenstern mit Blumen-Balcons geschmückt und köstlichen Patios (Höfe), dem Blick der Vorübergehenden offenliegend. Diese Höfe aber, mit Säulengängen, in der Mitte mit plätschernden Springbrunnen unter Rosen- und Jasminhecken geziert, sind die Krone der häuslichen Einrichtung des Sevillaners, der hier lebt, musicirt, arbeitet, Besuch empfängt und sogar Siesta hält, kurz, das ganze Seraileben des Orients wiederholt. Der Reiz dieser Höfe, deren oft mehre hintereinander liegen (wie noch in Pompeji zu sehen ist), ist nicht zu schildern; sie allein können Sevillas Beinamen, das Wunder der Wunder, rechtfertigen. Der Sammelplatz der eleganten Welt, die Alameda Christian, ist der Glanzpunkt der köstlichen Spaziergänge der Stadt; die Kathedrale wurde nicht beendet und bringt gleichwol eine gewaltige Wirkung hervor; die Giralda, der berühmte maurische-christliche Glockenthurm, scheint dem Reisenden übertrieben gepriesen zu sein, wiewol er ein gefälliges Bild gibt. An Kunstwerken alter und neuer Zeit ist Sevilla so reich, daß der Verf. die Masse derselben zu überwältigen für fast ebenso schwer hält als Dies mit Rom der Fall ist. Eine Madonna von Alfonso Cano in der Kathedrale hält er für die köstlichste Perle der Malerei; Luis de Vargas, Murillo und Zurbaran, die Häupter der sevillanischen Schule, sind in unzähligen Werken repräsentirt. Neben diesen und den Alterthümern des Museums hat dies spanische Rom die maurischen Denkmale des Alcazar für sich aufzuweisen; wobei als neu erscheint, daß der Verf. hier, wenn auch nur in den Details, abweichend eine zweite Gattung des arabischen Stils zu entdecken glaubt. Der Privatreichthum an Kunstsammlungen ist überraschend; die Galerie eines Hrn. Escacena enthält nicht weniger als 3000 Gemälde, meist werthvolle Sachen, und die Hrn. Aniceto Bravo's ist noch umfassender. Dagegen schmachtet die einheimische Industrie, und Sevilla lebt wie Cadiz von seinen Renten; von den ehemaligen 2318 Seidenwebstühlen sind kaum 150 mehr im Gange und alle Ausfuhr ist verschwunden. Die Theater — Sevilla hat deren vier — sind mittelmäßig. Die Politik schweigt, obgleich der Reisende hier wieder, seit Barcelona, das erste französische Zeitungsblatt antrifft.

Den Weg nach Cadiz legt er sehr langweilig im Dampfschiff zurück. Die Ufer des Guadalquivir verflachen und veröden bald hinter Sevilla; erst an der Küste des Meers zeigen sich wieder Hügel. Endlich erscheint Cadiz wie ein zweites Venedig und völlig als Inselstadt. Der Hafen ist leer; allein Cadiz hat zu viele Millionen gesammelt als daß jetzt schon der oft behauptete Verfall fühlbar werden sollte. Es hat nicht übermäßig zu thun, allein es glänzt noch im alten sonntäglichen Schmuck; die Stadt bietet einen durchaus heitern Anblick dar, die Alameden sind wie große, menschengefüllte Gesellschaftssäle; mehre Theater helfen die Stunden des Tags verkürzen. Im Uebrigen schmollt Cadiz wie Barcelona mit der Regierung. Der Reisende besucht Puerto de Santa-Maria, das ganz verödete Isla de Leon, das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera. Hier begegnet es dem Verf., als er auf demselben Hügel steht von dem nach der Sage Roderich den letzten Scheideblick auf sein zerstörtes Reich warf, von poetischer Sentimentalität, die sonst eben nicht seine schwache Seite ist, ergriffen zu werden; allein, wie es der Würde eines Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung" entspricht, macht er diese Schwachheit sofort durch eine Reihe historisch-politischer Betrachtungen wieder gut, über die Nothwendigkeit des Untergangs gewisser Staaten die sich selbst überlebt haben. Es ließe sich über dies Capitel Viel entgegnen, indessen begnügen wir uns nur die sehr richtige Bemerkung des Verf. hervorzuheben, daß mit Ausnahme eines einzigen alle von den germanischen Stämmen außerhalb ihres heimischen Bodens gegründeten Reiche fast unbegreiflich früh verblühten und untergingen. Das Gothenreich erhielt sich kaum 300 Jahre, nicht länger bestand das Reich der Longobarden, und das der Vandalen in Afrika, dieses eisernen Stammes, der Angeln in England und der Burgunder u. s. w. erlosch noch früher. Diese Mischlingsreiche bestanden weder aus Germanen noch aus Römern, das Römer- und Germanenthum schien sich gegenseitig in seinen Lebensbedingungen zu neutralisiren und aufzuheben, oder ein lebensunfähiges Bastardgeschlecht zu erzeugen. Zwei Jahre nach der Schlacht von Xerez war ganz Spanien, mit Ausnahme des kleinen asturischen Gebirgskessels, arabisch. Hier aber erwuchs die Saat einer neuen und lebensfähigen Nation, die langsam, Schritt für Schritt, und erst am Ende von sechs Jahrhunderten das an einem Tage Verlorene wiederzugewinnen vermochte.

Sagen und Lieder in Menge knüpfen sich an diesen Ort, allein Weinberge welche den berühmten Xereswein

hervorbringen möchten sucht der Reisende umsonst, wie er eben diese auch bei Alicante vergeblich sucht. Daß der Xerezwein „zugerichtet" wird ist keine Frage. Der Besuch der Insel Leon (San-Fernando de Leon) überzeugt uns von der völligen Uneinnehmbarkeit von Cadiz, das auch 1823 sich verrätherisch ergab, aber nicht genommen wurde. Cadiz ist übrigens vielleicht der einzige Ort in Spanien der nicht von Haß gegen die Franzosen glüht. Von dem heitern, schönen Cadiz kehrt der Verf. nach Sevilla, Ecija, Cordova zurück, um diesmal mit dem Eilwagen durch die Sierra Morena nach Madrid zu gehen. Er bewundert in Sevilla sehr enthusiastisch das Meisterstück Murillo's, seinen Moses, in der Caridad, und sucht in La Carolina die letzten Reste der deutschen Colonien des Olavides auf. Mit Mühe findet er eine achtzigjährige Frau, die sich noch ihres deutschen Ursprungs bewußt war, und deutlich aber freilich mühsam Deutsch sprach. „Sie sehen", sagte sie, „ich bin sehr alt, ich bin mehr als 60, mehr als 70 — warten Sie, ich bin jetzt vier Thaler alt." Der Reisende errieth, daß sie 80 sagen wollte, denn vier spanische Thaler geben 80 Realen; allein das Wort nicht fand. Im Uebrigen haben sich die Stammeszüge, freilich den Leuten selbst unbewußt, so kenntlich erhalten, daß man die Kinder spanischer und deutscher Herkunft auf der Straße leicht unterscheidet. Diese Colonisten, freilich von der Regierung sehr begünstigt, haben eine Wüste in einen Garten verwandelt und die prächtige Straße über die Sierra Morena ist namentlich zum größten Theil ihr Werk. Ihre Vorrechte verlor die Colonie erst 1835, das Heimweh aber hatte viele von den Einwanderern getödtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Uhland's neueste Gedichte.

Wir glauben uns den Dank unserer Leser zu erwerben, wenn wir sie auf zwei neue Gedichte Uhland's, dessen liederreicher Mund völlig verstummt schien, aufmerksam machen. Sie stehen in der eben erschienenen fünften Miniaturausgabe (S. 410 u. 430), wo sie stillschweigend eingeschoben worden und daher der Beobachtung leicht entgehen könnten. Dagegen sind aus dieser Ausgabe ein paar andere Gedichte, darunter „Das traurige Turnier", entfernt worden. 39.

Der letzte Pfalzgraf.

Ich Pfalzgraf Götz von Tübingen
Verkaufe Burg und Stadt
Mit Leuten, Gülten, Feld und Wald,
Der Schulden bin ich satt.

Zwei Rechte nur verkauf' ich nicht,
Zwei Rechte, gut und alt:
Im Kloster eins, mit schmuckem Thurm,
Und eins im grünen Wald.

Am Kloster schenkten wir uns arm
Und bauten uns zu Grund,
Dafür der Abt mir füttern muß
Den Habicht und den Hund.

Im Schönbuch, um das Kloster her
Da hab' ich das Gejaid,
Behalt' ich das, so ist mir nicht
Um all mein And'res leid.

Und hört ihr Mönchlein eines Tags
Nicht mehr mein Jägerhorn,
Dann zieht das Glöcklein, sucht mich auf!
Ich lieg' am schatt'gen Born.

Begrabt mich unter breiter Eich'
Im grünen Vogelsang,
Und les't mir eine Jägermeß'!
Die dauert nicht zu lang.

Lerchenkrieg.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Wiegen uns im Sonnenschein,
Steigen auf aus grünen Saaten,
Tauchen in den Himmel ein."

Tausend Lerchen schwebten singend
Ob dem weiten, eb'nen Ries,
Daß ihr heller Ruf die Menschen
Nicht im Hause bleiben ließ.

Aus der Burg vom Wallersteine
Ritt der Graf mit seinem Sohn,
Will für ihn die gold'nen Sporen
Holen an des Kaisers Thron.

Freut sich bei dem Lerchenwirbel
Schon der reichen Vogelbrut,
Doch dem Junker ihm zur Seite
Hüpft das Herz von Rittermuth.

Aus der Stadt mit grauen Thürmen,
Aus der Reichsstadt finsterm Thor
In dem gold'nen Sonntagsmorgen
Wandelt Alt und Jung hervor.

Und der junge Rottenmeister
Führt zum Garten seine Braut,
Pflückt ihr das erste Veilchen
Bei der Lerchen Jubellaut.

Diese lieben Lenzestage
Ach! sie waren schnell verblüht,
Und die schönen Sommermonde
Waren auch so bald verglüht.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Nicht mehr lieblich ist es hier,
Singen ist uns hier verleidet,
Wandern, wandern wollen wir."

Abendlich im Herbstesnebel
Zieh'n die Bürger aus dem Thor,
Breiten, richten still die Garne,
Lauschen mit gespanntem Ohr.

Horch, es rauscht! Die Lerchen kommen,
Horch, es rauscht! Ein mächt'ger Flug!
Waffenklirrend, in die Garne
Sprengt und stampft ein reis'ger Zug.

Ruft der alte Graf vom Rosse:
„Hilf, Maria, reine Magd!
Hilf den Bürgerfrevel strafen,
Der uns stört die Vogeljagd!"

Ruft der junge Rottenmeister:
„Schwert vom Leder! Spieß herbei!
Lerchen darf ein Jeder fangen,
Kleine Vögel die sind frei."

Als der graue Morgen dämmert,
Liegt der Junker todt im Feld;
Ueber ihm, aufs Schwert sich stützend,
Grimmig, stumm, der greise Held.

Zum erschlag'nen Rottenmeister
Beugt sich dort sein junges Weib,
Mit dem aufgelösten Locken
Deckt sie seinen blut'gen Leib.

Und noch einmal, eh' sie ziehen,
Steigen tausend Lerchen an,
Flattern in der Morgensonne,
Schmettern wie sie nie gethan:

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Fliegen über Land und Flut;
Die uns fangen, würgen wollten
Liegen hier in ihrem Blut.“

Ueber den Entwickelungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens. Von Ernst v. Lasaulx. München. 1847. 10 Ngr.

Diese am 25. August 1847 in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu München vorgetragene Rede enthält einen interessanten Beitrag zur Philosophie der Geschichte, der uns nicht blos über den Entwickelungsgang des öffentlichen Lebens bei den Griechen und Römern, was theils Religion, Kunst und Wissenschaft, theils die politischen Regierungsformen jener Völker anlangt, sondern namentlich auch über die Beschaffenheit unserer eigenen öffentlichen Zustände in Deutschland aufklärt. In dieser letztern Beziehung faßt der Verf. unsere politischen, sittlichen und religiösen Zustände, besonders aber den unmittelbaren Einfluß der christlichen Ideen auf unsere Kunst und Wissenschaft, sowie auf unsere öffentlichen Zustände scharf ins Auge, und er predigt uns hierbei gar bittere Wahrheiten, denen wir jedoch leider in dem nämlichen Grade keinen Einfluß auf Aenderung und Besserung unserer öffentlichen Zustände zugestehen werden, in welchem der Verf. Recht hat wenn er (S. 26) sagt: „Daß die öffentliche Meinung über Sitte und Unsitte politischer ist (d. h. mehr politisch) als religiös, entspricht dem allgemeinen Zustande unsers nationalen Lebens.“ Es ist in der That Viel aus dieser Rede zu lernen, wennschon der Blick in die Zukunft, die uns die gegenwärtigen Zustände ahnen lassen, Nichts weniger als heiter und erfreulich sein kann. Der Schluß der Rede, wo der Verf. der Prophezeiungen des Scipio und Tacitus über Roms kommende Geschichte gedenkt und dann plötzlich mit Bezugnahme auf Deutschlands Zustände und seine Zukunft abbricht, hat etwas Dämonisches, das Keinem entgehen kann der die Krankheit unserer öffentlichen Zustände kennt, und sich von der glänzenden und schillernden Außenseite nicht täuschen und irre führen läßt in der sie uns von gewisser Seite her gezeigt werden. 6.

Fromme Wünsche in Bezug auf das Britische Museum.

Die Klagen über das langsame Fortschreiten des Katalogs des Britischen Museums dauern fort; die rasche Vollendung dieses wichtigen Verzeichnisses wird in den Journalen zu einer wahren „Nationalsache“ erklärt. Spöttisch fragt das „Athenaeum“, ob es denn zu Viel verlangt sei wenn man fodere, daß der nächsten Generation wenigstens sich Aussicht eröffnen möge vor Beginn des 20. Jahrhunderts noch das K vollendet zu sehen. Hr. Panuzzi, welcher an der Spitze stehe, sei ein ganz tüchtiger Mann, aber er sei in einen zwar verzeihlichen doch schweren Irrthum verfallen: er habe ein zu gutes Werk liefern und ein Verzeichniß von unerreichbarer Vortrefflichkeit herstellen wollen. „Ich will Ihnen nur einen vollständigen Katalog geben“, ist seine Antwort für Alle die sich der ganzen Bibliothek des Museums bedienen, und wirklich erfahren wollen was dieselbe enthält. Dies sei eine Beschwichtigung wie wenn die Regierung den verhungernden Irländern zurufen wollte: „Wir wollen euch keine Unterstützung angedeihen lassen, bis wir euch für immer helfen können.“ Mittlerweile stürben die Menschen hin — und die der Wissenschaft Beflissenen zögen sich aus dem Museum zurück ohne daß sie mit den Schätzen darin sich bekannt gemacht hätten. Ein anderer wichtiger Punkt, welcher von der zur Abhülfe der jetzigen Misstände eingesetzten Commission dieser Anstalt ins Auge gefaßt werden müsse, sei die schleunigste Veröffentlichung des lang versprochenen Katalogs der später hinzugekommenen Manuscripte. In den letzten 30 Jahren seien große Summen zur Bereicherung der Anstalt mit kostbaren Handschriften verausgabt worden; aber welchen Nutzen gewährten sie dem Publicum, wenn der Katalog auch ein Manuscript und zwar ein durch 20 Bände zerstreutes bliebe? Endlich könne nicht entschieden genug auf eine ungesäumte Anlegung einer britischen Sammlung britischer Alterthümer gedrungen werden: denn die Beamten der Anstalt, sowol die erblichen als die erwählten, seien keineswegs mit den Anfoderungen des Zeitalters fortgeschritten, noch hätten sie das Museum in dem umfassenden und großartigen Sinne einer zugleich öffentlichen und britisch-nationalen Anstalt aufgefaßt. 3.

Miscellen.

Goethe im Gesangbuche.

In dem „Bremischen Gesangbuche“ vom Jahre 1812 ist Goethe unter Nr. 286 auch zum Gesangbuchlieder-Dichter erhoben worden durch folgende Strophe:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest —
Ach! ich bin des Wogens müde
Banger Schmerzen, wilder Lust,
Gottes Friede, Gottes Friede
Komm' und wohn' in meiner Brust.

Bekanntlich hat Goethe Nichts zur Ehre Jesu von sich hören lassen. In dieser Beziehung fragt Albert Knapp in seinem „Lied auf Goethe's Hingang“:

Warum den Herrlichsten mit keinem Worte
Hast du besungen? Und, als wär' er Nichts,
Bist du vor seiner Gotteswelten Pforte
Vorbeigestreift im Fluge des Gedichts?
Die Schönheit suchtest du an jedem Orte,
Nur nicht im Strahle seines Angesichts.
Auf seines Reichthums heil'gem Oceane
Fuhrst du nicht einmal nur mit leichtem Kahne.

Verwunderung.

Strabo erzählt, daß die Spanier, als die Römer sich erobernd in ihrem Lande niederzulassen anfingen, sich über das Spazierengehen derselben am meisten gewundert haben. Wenn sie in ihren Städten an frischen Morgen oder kühlenden Abenden die Römer scheinbar ohne allen Zweck und ohne Geschäfte und doch schwatzend und lachend immer wieder hin- und hergehen sahen, kamen sie anfangs auf sie zu und fragten: „Habt ihr euch etwa verirrt? Sollen wir euch in eure Quartiere zurechtweisen?“

Der Streit.

Luther und Melanchthon stritten sich einmal, während der Erstere an der Uebersetzung des Neuen Testaments arbeitete, über eine gewisse Stelle. „Lieber Martin“, sagte der ängstliche Melanchthon, „es ist mir nur ums Griechische.“ — „Und mir ums Deutsche“, versetzte rasch Luther. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1848.

Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. Von August Ludwig von Rochau. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Der zweite Band dieses Reisewerks ist fast ausschließlich dem Aufenthalt in Madrid und seiner Umgebung gewidmet, und gibt allerdings von der spanischen Hauptstadt das lebendigste und beste Bild das wir zur Zeit besitzen. Ruhige Beobachtung und klare Einsicht haben sich bei dem Verf. sichtbar gesteigert, und bleibt ihm auch der oft verletzende bittere Ton und die ungroßmüthigen Seitenblicke auf vaterländische Verhältnisse, bei denen er sich so oft täuscht, so zeigt sich doch, daß ihm die spanischen Verhältnisse, der Sittenzustand und die Stellung der Nation zur Regierung deutlicher geworden sind als irgend einem seiner Vorgänger die in neuerer Zeit uns Berichte aus der Pyrenäischen Halbinsel geliefert haben. In dieser Beziehung war er daher zum Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung" wohl empfohlen, obwol eine strenge Censur nicht wenige seiner Bemerkungen zu mildern gefunden haben wird.

Das Innere Spaniens, das der Verf. auf dem Wege von Cordova nach Madrid vier Tage und vier Nächte lang in einem „wandelnden Folterkasten", den man Eilwagen nennt, durchreist, ist auf dem besten Wege zu einem europäischen Persien zu werden. Alle Civilisation concentrirt sich in den wenigen Städten von Bedeutung auf die der Reisende trifft, und reicht mit keiner Faser über die Stadtmauern hinaus. Fast nirgend Spuren einer dörflichen Bevölkerung, kein aristokratischer Landsitz, Villen nur in der nächsten Nähe der Städte; an den ergiebigsten Landstrichen schwache Bodencultur, kleine Oasen in den Flußthälern, getrennt durch endlose Wüsten; patriarchalische Genügsamkeit des Volks; die vormaligen Klöster zerstört, verödet, die Städte selbst Ruinen oder Festungstrümmer: Dies ist der betrübende Anblick Spaniens von Cordova bis Madrid. Man würde die 65 Meilen von einem dieser Orte zum andern bei dem raschen Gang von 10 und 12 Maulthieren, die bergauf stets traben, in weniger als zwei Tagen zurücklegen, wäre nicht die unselige Gewohnheit Halte von 5, 6 und 8 Stunden zu machen dagegen. Die nächste Umgebung Madrids von Süden her kündet sich nicht so trostlos an wie gewöhnlich behauptet wird; das grüne, dichtbelaubte Manzanaresthal und das Guadarramagebirge jenseits beleben die Landschaft. Die Einfahrt aber von der Toledobrücke her ist prächtig und der reichsten Hauptstadt würdig; der Eintritt durch das Thor von Atocha und den Prado imponirt gewiß jedem Fremden. Der Verf. findet in einer Casa de pupilos (Pension) gutes Unterkommen und empfiehlt diese Art sich in Madrid einzurichten. Das heutige Madrid, eine Schöpfung Philipp's II., gilt nichtsdestoweniger für sehr alt (vermuthlich von dem arabischen Magerit, das den Wasserreichthum der Gegend bezeichnet), und streckt sich auf einem länglichrunden Hügel am Manzanares wie in bequemer Mittagsruhe hin. Das Klima ist bekanntlich in den Sommermonaten unerträglich heiß (28—36 Grad R.), was dem Reflex des Guadarramagebirgs zugeschrieben wird; dagegen sind die Nächte frisch und der Herbst und Frühling bei seiner hohen Lage rauh, der Winter sehr kalt. Das hauptstädtische Leben hat die Sitten sehr kosmopolitisirt; spanisches Leben im engern Wortsinn ist von den Gassen fast verschwunden und ins Innere der Häuser geflüchtet. Das Kindergeschlecht ist auffallend misgestaltet, plump und träge; die Frauen entbehren der andalusischen Grazie, die Männer sind meist von jener feinen, schmächtigen Gestalt die ein Erzeugniß der Hofluft zu sein scheint. Großer Kleideraufwand bei der orientalischen Art mit Allem sich zurechtzufinden, eine zahlreichere vornehme Welt als Paris darbietet, große Gutmüthigkeit im Umgang mit Geringern, dichtes Gedränge aller Stände in den herrlichen Spaziergängen der Stadt, viel Müßiggang, viel Anstand des gemeinen Mannes: Das sind die äußerlichen Hauptzüge in der Physiognomie der spanischen Hauptstadt.

Das Vorgefühl neuer Revolutionen war in Madrid allgemein und sprach sich offen und unverholen aus; vom Heere weiß man, daß es noch keine Regierung in Spanien erhalten hat, daher ein einsichtiger Freund des Verf. ernsthaft den Vorschlag machte, die Beruhigung Spaniens mit der gänzlichen Abschaffung der Armee zu beginnen. In einer „Historia critica de las Cortes" fand der Verf. ein wirkliches Curiosum, eine in deutscher Sprache geschriebene Charakteristik des damals herrschenden Ministers Gonzalez Bravo, von furchtbarer Kaustik; hier heißt es:

Als Ibrahim Clarete (sein Pseudonym als Journalist) schrie er wie Drouet im Convent: Laßt uns Banditen sein für das öffentliche Wohl! Als Minister wiederholt er: Laßt uns Nerone sein für das öffentliche Wohl! Als Zeitungsschreiber und als Minister so schmuzig wie Marat, so hohl wie Robespierre. Er schleifte das Ehebett seiner Königin durch die Gassen; nachher zum treuen Hund verwandelt bewachte er ihren Schlaf. Ich denke immer, es muß noch etwas ganz Stupendes mit Gonzalez Bravo in Spanien geschehen. Beständig ein Werkzeug in der Hand des Mächtigen, muß er noch Freiheits- oder Königsmörder werden, den Despotismus oder Republik proclamiren.

Diese Diatribe hatte einen Spanier zum Verfasser. In unserm sprachgelehrten Deutschland möchten eben wol nur Wenige mit ähnlicher Gewandtheit des Ausdrucks Spanisch schreiben wie dieser deutsche Aufsatz sie nachweist. Es wäre interessant den Verf. zu wissen.

Die Theater gefallen dem Reisenden; die Oper an der Frau Ober-Rossi glänzt wird fast auf alleinige Kosten des Banquiers Salamanca erhalten; der Hof gibt so wenig dafür her, daß er sich vielmehr so oft er erscheint auf Kosten der Kasse mit Erfrischungen umsonst bewirthen läßt — fürwahr, ein seltsamer Ehrgeiz und eine seltsame Sitte. Das neueröffnete Museum ist wol die kostbarste Gemäldegalerie die es gibt; sie zählt 46 Murillo, 53 Ribera, 14 Bilder von Zurbaran, 62 von Velasquez, 18 von Juanes, 10 Rafael, 55 Giordano, 43 Tiziano, 27 Tintoretto, 10 Dürer, 2 Kranach, 21 Poussin, 62 Rubens, 52 Teniers u. A. Der Verf. findet, daß Rafael neben Murillo zum Schatten verblaßt (!). „In Murillo", sagt er, „lebt eine Welt von Gedanken, in ihm wogt ein Meer von Leidenschaften; er sieht bis in die Seele hinein und diese bringt er auf die Leinwand; Rafael dagegen ist ein Diplomat: Takt, Geschmack, Formenschönheit bis zur Vollendung sind bei ihm anzutreffen; aber sein Herz ist arm." Dies Urtheil, das der Autor selbst verantworten möge, wird an dem Bilde „Die Perle", einem der gepriesensten Rafael's, belegt, und ihm die „Empfängniß" von Murillo (Maria auf dem Halbmond fußend) gegenübergestellt. Doch wir müssen diesen Gegenstand verlassen, jedoch nicht ohne dem Autor im Allgemeinen ein sicheres und gutes Kunsturtheil vindicirt zu haben.

Die unvergleichlichen Lusthaine von Madrid, Prado, Buen Retiro u. s. w., malt der Verf. mit begeisterter Vorliebe; sie sind in Wahrheit beiweitem die reizenden Volksparks der Welt, in der dürren Landschaft zauberische Paradiese. Hier lebte die spanische Monarchie und die ihr getreue Aristokratie in Saus und Braus, bis der große Kassendefect an den Tag kam: Deficit von 20 Mill. Menschen, Deficit von drei Viertel des Staatsgebiets, Deficit des Gewerbfleißes, der Land- und Seemacht, aller innern Nahrungsquellen; Deficit der öffentlichen Moral, des Pflichtgefühls, der Achtung vor dem Gesetz! Doch es würde zu weit führen alle Passiva der spanischen Monarchie hier aufzuführen; die Nomenclatur des Verf. ist furchtbar genug! Jedes abendliche Vespergeläute aller madrider Glocken, das der Verf. so schön schildert, klingt wie ein Grabgeläute dieser alten Herrlichkeit. Weiterhin zeichnet er uns, und wahrlich mit Meisterhand, ein großes, glänzendes Stiergefecht am Alcalá-Thor. Er findet dies Vergnügen so barbarisch nicht als man es gewöhnlich macht, glaubt nicht, daß es die Milde der Sitten hindere, hält es für leere Thorheit von der Regierung die Abschaffung dieser Lustbarkeit zu fodern und meint, daß es wahrscheinlich leichter wäre das Bäckerhandwerk in Spanien abzuschaffen als die Stiergefechte, worin er, wie wir glauben, Recht hat. Es gehörte eine Zeit wie die des französischen Freiheitskriegs dazu diese Leidenschaft des Spaniers einzuschläfern. Gegenüber den militairischen Hinrichtungen und den Greueln des Parteikampfs zeigt sich die im Allgemeinen herrschende Milde der Sitten in der Einrichtung des Mustergefängnisses Borquillo, in dem thatsächlich das große Problem gelöst zu sein scheint. Der Verf. spricht hierbei aus, daß ein Staat in dem es vorkomme daß die Freiheitsberaubung nicht für die größte menschliche Strafe geachtet werde, sich selbst das Urtheil spräche. Auch die Verbrecherstatistik die er mittheilt, wie trügerisch dergleichen Nachweise auch immer seien, bezeugt doch, daß Diebstahl, Giftmischerei, Meuchelmord in Spanien überaus seltene Verbrechen sind. Allein freilich mögen die Dinge dort so stehen, daß fast nur noch die Verbrechen gegen den Staat vor die Gerichte gelangen. Das aber was dem Lande vor Allem noth thut ist die Wiederherstellung der Volksbegriffe vom öffentlichen Wesen, der moralischen Grundlagen in den Herzen der Bürger. Allein anstatt das Gefühl der Pflicht im Volke zu stärken geht die Regierung mit dem Beispiel der schonungslosesten Verletzung aller Pflichten voran, statt das Gesetz zu ehren zeigt sie täglich, daß es für sie kein Gesetz gibt; das Ministerium Navarez hat sich selbst gerichtet u. s. w. Das ist die trostlose Ansicht dieses in die Verhältnisse tief einblickenden Reisenden, das schlimme Prognostikon für ein zweites Ministerium Narvaez, das uns die Ereignisse soeben zu Tage bringen!

(Der Beschluß folgt.)

Würdigung der Luther'schen Bibelverdeutschung, mit Rücksicht auf ältere und neuere Uebersetzungen. Von Georg Wilhelm Hopf. Nürnberg, Schrag. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Es fehlt nicht an Schriften über Luther's Bibelübersetzung. Seit Zeltner's „Historie von der Bibelversion Luther's" (Nürnberg 1727) bis auf unsere Tage ist eine ansehnliche Reihe von Abhandlungen und Werken darüber erschienen, worunter außer den vom Verf. in der Vorrede genannten auch die von Teller, Palm, Göze, Küster zu den bedeutendern gehören. Dennoch hat Hr. Hopf nichts Ueberflüssiges gethan als er sein aus einer Preisschrift erwachsenes Buch der Oeffentlichkeit übergab. Es nimmt in der eben erwähnten reichen Literatur eine rühmliche Stelle ein. Wenn es auch nicht viel Neues bringt, so zeichnet es sich doch durch Reichhaltigkeit und Gründlichkeit einerseits und andererseits durch Besonnenheit, Takt und Schärfe im Urtheil vortheilhaft aus; der Gehalt und Werth des Buchs liegt hauptsächlich nach der philologischen Seite hin.

Der Verf. theilt seinen Stoff in neun Abschnitte ein, von denen die vier ersten das Geschichtliche und Literarische über Luther's Bibelübersetzung enthalten, die fünf letzten den Werth dieser Uebersetzung besprechen, und diesen in mehren Beziehungen, besonders in Absicht auf Richtigkeit, Deutlichkeit, Schönheit, näher bestimmen.

Nach Aufzählung der verschiedenen deutschen Bibeln die schon vor Luther vorhanden waren, und nach Mittheilung von gut gewählten Proben aus denselben stellt der Verf. die Geschichte von Luther's Bibelübersetzung in einem kurzen, hin und wieder nicht genügenden Abriß dar. Nicht erst, wie vielleicht Manche glauben, nach dem wormser Reichstag auf der Wartburg, sondern schon vor seinem reformatorischen Auftreten im J. 1517 war Luther als Bibelübersetzer thätig; er begann mit der Verdeutschung der sieben Bußpsalmen, der bald mehre andere Uebersetzungen verschiedener Bibelabschnitte folgten. Der Entschluß die ganze Bibel zu verdeutschen reifte allerdings erst nach dem J. 1521 in Luther's Seele.

Nicht leicht hat irgend ein Buch so rasche Verbreitung und so begeisterte Aufnahme gefunden als Luther's deutsche Bibel. Von dem am 21. Sept. 1522 erschienenen deutschen Neuen Testamente mußte schon im December desselben Jahres die zweite Auflage veranstaltet werden; die Zahl dieser Auflagen stieg bis zum J. 1534 auf 17. Mit gleicher Schnelligkeit verbreitete sich die im ebengenannten Jahre zum ersten mal gedruckte ganze deutsche Bibel. In vier Monaten war die sehr beträchtliche Auflage vergriffen.

So groß die Empfänglichkeit der Nation für Luther's deutsche Bibel war, so groß, so riesengroß waren der Fleiß und die Mühe womit Luther dies Werk zu Stande gebracht hatte und lebenslänglich an der Vervollkommnung desselben arbeitete. „Im Hiob", schreibt er an Link, „arbeiteten wir, Philippus, Aurogallus und ich so, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen." Es ist bekannt, und der Verf. hebt es von neuem mit Recht hervor, durch was für sprachliche und sachliche Forschungen nach allen Seiten und Richtungen hin sich Luther für sein Vorhaben auszurüsten und zu befähigen suchte, wie er in die Werkstätten ging, den Handwerkern zusah rc., um die bezeichnendsten Ausdrücke für gewisse Geschäfte und Dinge zu treffen, und wie er bis an seinen Tod nicht müde wurde an seinem Werk zu bessern und zu feilen. Auch von dieser Seite betrachtet, von Seiten der ausdauerndsten Sorgfalt und Treue, die Nichts übereilt, Nichts vernachlässigt und Nichts gering achtet, gibt es nicht leicht ein deutscheres Werk als Luther's deutsche Bibel; es darf sich in diesem Betracht getrost neben die deutschen Dome stellen; es ist gewaltig und erhaben wie sie im Ganzen, und sorgsam ausgearbeitet wie sie im Einzelnen.

Daß die Luther'sche Bibelübersetzung bei allem darauf verwendeten Fleiß, bei allen wiederholten Revisionen und Correcturen denen ihr Urheber sie unterwarf, nicht ohne mancherlei Mängel und Fehler sei, ist eine Wahrheit die protestantischer Seits fast noch schärfer dargethan und geltend gemacht worden ist als von Seiten der katholischen Kirche. Dies nimmt jedoch, wie Hr. Hopf in der zweiten Hälfte seiner Schrift überzeugend nachweist, dieser Uebersetzung ihren außerordentlichen Werth keineswegs.

Absichtliche Verfälschungen der Bibel, wie sie Luther von Emser, Eck, Wicel, Bellarmin, Maimbourg u. A. Schuld gegeben worden sind, hat sich Luther nirgend erlaubt. Selbst das von den Katholiken so oft aufgestochene „allein" Röm. 3, 28, was allerdings nicht im Grundtext steht und von Luther hineingeschoben worden ist, verdankt wirklich nicht blos dem dogmatisch-polemischen Eifer Luther's diese Stelle; Luther fühlte sich in der That auch als Uebersetzer gedrungen es hier anzubringen, weil seiner Meinung nach der deutsche Text den wahren vollen Sinn des griechischen nur auf diese Weise wiedergibt; er wollte überhaupt, wie er sagt, als Uebersetzer „kein Buchstabilist" sein. Doch möchten wir hiermit so wenig als unser Verf. dem genannten Zusatz das Wort reden.

Wenn aber auch nicht geradezu verfälscht, unrichtig ist Luther's Bibelübersetzung an vielen Stellen allerdings. Nur darf hierbei nicht unerwogen bleiben, daß Dies zum größten Theil Stellen sind die auf Lehre und Glauben wenig Einfluß haben. Anderntheils ist aber auch von manchen Kritikern Manches als verfehlte Uebersetzung gerügt worden was sich später, wenn auch nicht als die richtigste, doch als eine solche Fassung dunkler und schwerer Stellen erwiesen hat die verhältnißmäßig richtiger war als die der Tadler.

Das Verzeichniß solcher angefochtener und anfechtbarer Stellen, welches Hr. Hopf von S. 180 an gibt, könnte um ein Beträchtliches vermehrt werden, besonders aus Hiob, aus den Propheten und aus den Salomonischen Sprüchen. Bei Jes. 53, 9, ist Luther mit Unrecht getadelt worden, was unser Verf. noch bestimmter als er es gethan hat hätte nachweisen sollen. In Hinsicht auf die berühmt gewordene Stelle Hiob 19, 25, ist dagegen der Tadel allerdings gegründet, und ist schon zu Luther's Zeiten von Melanchthon erhoben worden. Daß Luther in Sprüchw. 30, 28, mit Unrecht die „Spinne" statt der „Eidechse" in der Könige Schlösser gebracht hat, merkt Hr. Hopf unter den naturhistorischen Uebersetzungsfehlern Luther's an; er hätte bei dieser Gelegenheit hinzufügen können, wie Luther in demselben Capitel, V. 31, Manchem ein Aergerniß erspart haben würde wenn er statt „Wind" richtig übersetzt hätte: „Streitroß". An manchen schiefen und irrigen Auffassungen neutestamentlicher Stellen ist, wie der Verf. (S. 216 fg.) darthut, nicht Luther's Uebersetzung, sondern modernes Misverstehen dieser Uebersetzung Schuld, und dieses Misverstehen hat sehr oft im veränderten Sprachgebrauch oder in veralteten Ausdrücken seinen Grund. Zu solchen Ausdrücken, die der Verf. theilweise mehr als billig in Schutz nimmt, gehören die Worte: „Ströter", Hos. 6, 9, so viel als Strauchdiebe, wahrscheinlich vom Angelsächsischen strudan, d. i. berauben; „ruern" oder „effern", Sprüche 17, 9, so viel als wieder aufrühren; „lecken" oder wie Hr. Hopf richtiger hätte schreiben sollen „löcken", Apost. 9, 5, so viel als hinten ausschlagen, ein vom widerspenstigen Verhalten der Zugthiere hergenommener Ausdruck, u. s. w. Hierbei hätte unser Verf. auch des alten Ausdrucks „Sintflut", d. i. große oder gesammte Flut, gedenken sollen, aus dem bekanntlich durch veränderte Schreibweise mit Unrecht eine Sündflut geworden ist.

Trotz aller einzelnen Flecken glänzt Luther's deutsche Bibel dennoch wie eine Sonne unter Sternen, indem sie alle andern Uebersetzungen der Bibel, die auf diesem Erdenrund in großer Menge und Mannichfaltigkeit der Zungen vorhanden sind, entschieden überstrahlt. Wir hätten gewünscht, unser Verf. hätte Dies noch deutlicher und einleuchtender hervortreten lassen als es bei ihm der Fall ist. Ueberhaupt vermissen wir ungern an seinem Buche ein tieferes Eingehen auf die religionsgeschichtliche und weltgeschichtliche Seite der Sache, eine genauere Erörterung des innern und nothwendigen Zusammenhangs in welchem Luther's Bibelübersetzung mit seinem Wesen, Werk und Streben steht. Denn da unser Verf. eine Würdigung der Luther'schen Bibelverdeutschung zu geben versprach, so war unsers Bedünkens diese Seite der Betrachtung in seiner Aufgabe wesentlich mit enthalten; er mußte in Luther's deutscher Bibel einen von den großen geschichtlichen Pulsen und Impulsen nicht nur des deutschen, sondern auch des christlichen Geistes fühlbar machen. An Winken und Andeutungen die sich darauf beziehen läßt es der Verf. zwar allerdings nicht fehlen. Es ist sehr schön und treffend wenn er (S. 60) bemerkt: „Luther's Uebersetzung ist nicht eine bloße Translation, nicht die bloße Arbeit eines Gelehrten, sondern etwas Neues und Lebensvolles", und wenn er (S. 311) äußert, daß Luther's deutsche Bibel eine wahre Volks- und Kirchenbibel sei; aber diese Andeutungen müßten nur Mehr sein als gelegentliche Bemerkungen: sie müßten mehr Inhalt, mehr Entfaltung und Gestaltung haben.

Um die Behauptung von dem relativ höchsten Werth der Luther'schen Bibelübersetzung nur einigermaßen als begründet fühlbar zu machen, wollen wir aus den verschiedenen Uebersetzungsproben, die Hr. Hopf am Ende seines Buches nebeneinander stellt, den Anfang vom 23. Psalm vorlegen. Wenn es bei irgend einer Stelle dem Uebersetzer nahe liegt und nicht schwer fallen kann Befriedigendes und Ansprechendes zu leisten, so ist es bei dieser; dessenungeachtet hat auch hier kein Einziger unsern Luther ganz erreicht, geschweige übertroffen.

Eck: Der Herr regieret mich, und Nichts wird mir mangeln; an die Statt der Weide hat er mich gesetzt, auf dem Wasser der Erquickung hat er mich auferzogen ꝛc.

Allioli: Der Herr regieret mich, und Nichts wird mir mangeln; auf einem Weideplatze, da hat er mich gelagert; am Wasser der Erquickung mich erzogen ꝛc.

de Wette: Jehova ist mein Hirt; ich leide nicht Mangel; auf grünen Angern lagert er mich, zu stillen Wassern führt er mich ꝛc.

Zunz: Der Ewige ist mein Hirt, ich darbe nicht; auf grasigen Auen läßt er mich ruhen; an stille Wasser leitet er mich ꝛc.

Wir fügen die Anfänge der van Eß'schen und Herder'schen Uebersetzung dieser Stelle hinzu:

van Eß: Jehova ist mein Hirt, mir mangelt Nichts. Auf grünen Triften läßt er mich lagern; zu stillen Gewässern führt er mich ꝛc.

Herder: Jehova weidet mich; Nichts fehlt mir je; auf grünenden Auen lagert er mich; zu stillen Bächen leitet er mich, erquickend da mein Leben ꝛc.

Wie köstlich und unvergleichlich Luther: Der Herr ist mein Hirte; mir wird Nichts mangeln; er weidet mich auf einer grünen Aue, und führet mich zum frischen Wasser.

In der That! Den Mosesstab, der dem Felsen der ewigen Wahrheit die frischen Lebenswasser entlockt, den hat Keiner so gehandhabt und geführt wie Luther. 40.

Literarische Notizen aus England.

Entstellung von Büchertiteln.

Ein Freund Ranke's legt durch das „Athenaeum" Verwahrung ein gegen die Titel unter welchen die neuern englischen Uebersetzer der Werke des deutschen Geschichtschreibers dieselben haben erscheinen lassen. So haben Sir Alexander und Lady Duff Gordon ihre Bearbeitung der „Neun Bücher preußischer Geschichten" betitelt „The history of Prussia", Capt. Demeler die seinige „The Prussian monarchy from its commencement to the present time", während Mrs. Austin ihre Uebersetzung der „Geschichte Deutschlands während der Reformation" unter dem Titel „The history of reformation in Germany" veröffentlicht habe, was Ranke bei der trefflichen Bearbeitung seines Buchs sehr bedauere, insofern durch den entstellten Titel bei dem Leser falsche Erwartungen über die Natur des Werks rege gemacht würden, wodurch der Ruf des ursprünglichen Verfassers selbst beeinträchtigt werde. Das „Athenaeum" fügt treffend hinzu, daß auch das Publicum an einer solchen Benachtheiligung Theil trage, da, wie vortrefflich ein Werk an sich auch sein möge, doch stets eine gewisse Enttäuschung bei dem Käufer und Leser des Buchs eintrete, sobald der Inhalt nicht gebe was der Titel verspreche.

Der Buchhändler Whittaker.

Jüngst ist einer der ausgezeichnetsten englischen Buchhändler, G. B. Whittaker, der Sohn eines rühmlich bekannten Geistlichen und Schulmanns, gestorben. Er verlegte einige der berühmtesten und kostbarsten Werke, unter andern Cuvier's „Règne animal" in 16 Quartbänden und Payne Collier's Ausgabe der Shakspeare'schen Werke. Auch war er einer der Förderer des wohlfeilen Volksschriftenwesens durch Herausgabe seiner „Popular library". 3.

Bibliographie.

Kruse, A. T., Geschichte der Stralsunder Stadt-Verfassung. Ein Versuch. 1ste Abtheilung, bis zu dem Bürger-Vertrage vom 16. Dec. 1595. Stralsund, Löffler. 1847. Gr. 4. 22½ Ngr.

Leben des heiligen Anno, Erzbischofs von Köln. Deutsches Gedicht des 12ten Jahrhunderts, nach der opitzischen Handschrift genau herausgegeben, übersetzt und erläutert von K. Roth. 1stes Heft, Text, Uebersetzung, Lesarten und Sprachbemerkungen enthaltend. München, Kaiser. 1847. 8. 1 Thlr.

Lindner, W. B., Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der dogmatischen Entwickelung. 1ste Abtheilung. Geschichte der alten Kirche. Leipzig, Schwickert. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ruge's, A., gesammelte Schriften. 10ter Band. — A. u. d. T.: Poesie und Philosophie. Mannheim, Grohe. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Novellen aus Frankreich und der Schweiz. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schaffrath, Das Wahlrecht der Stadt- und Landgemeinden gegen die Schreibstubenherrschaft in Sachsen, durch die Rechtswissenschaft und eine actenmäßige Schilderung seiner Nichtbestätigung zum besoldeten Stadtrathsmitgliede vertheidigt. Leipzig, Blum u. Comp. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Schulz von Straßnitzki, L. C., Die Erde und ihre Bewohner. Eine populäre Skizze. Mit 6 Tafeln. Pesth. Leipzig, Hartleben. 1847. Gr. 4. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Denkblätter an die Installationsfeier des Herrn Franz Joseph von Salmen, Königsrichter von Hermannstadt, Graf der sächsischen Nation ꝛc., zusammengestellt und geschrieben von einem Sachsen. Kronstadt. Gr. 8. 8 Ngr.

Erichson, J., Ueber den Kampf des Geistes des Universalismus und Particularismus in unserer Zeit. Zwei academische Reden zu Greifswald den 15. October 1843 und 1844 gehalten. Greifswald, Koch. 4. 15 Ngr.

Höfer, A., Dank-Predigt für die Aerndte des Jahres 1847. Schweinfurt, Wetzstein. Gr. 8. 2½ Ngr.

Maron, H., Mein Freihandel. Ein Separatvotum eines Mitgliedes des Berliner Freihandels-Vereins gegen das Programm desselben. Berlin, A. v. Schroeter. 1847. 8. 5 Ngr.

Menzzer, C. L., Die Naturphilosophie und der Hegelianismus. Antwort auf die Angriffe des Hrn. Jul. Schaller in der Allgemeinen Literatur-Zeitung October 1847; zugleich als Anhang zum 1sten Bande der Naturphilosophie des Verfassers. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 10 Ngr.

Protest einiger Tausend Breslauer Bürger gegen die Bestrebungen des Ministeriums Eichhorn. Leipzig, Blum u. Comp. 8. 2 Ngr.

Röder, Die Stellung des Arztes in der Gegenwart, in Beziehung zur Wissenschaft und Religion. Rede gehalten zu Aachen im September 1847 bei der 25. Versammlung der Naturforscher und Aerzte. Schweinfurt, Wetzstein. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Sack, K. H., Sendschreiben an Hrn. Prediger Eltester in Potsdam über seine Beurtheilung der „Amtlichen Verhandlungen, betreffend den Prediger Uhlich zu Magdeburg." Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schleichardt, H. G., Die Bedeutung des diesjährigen Erntefestes und seine würdige Feier. Ein Religionsvortrag zu Arnstadt am 21. Sonntag nach Trin. 1847 gehalten. Arnstadt, Meinhardt. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Söllner, J., Vortrag gehalten in der Versammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, am 28. Mai 1847 in Großschenk. Kronstadt. 8. 4 Ngr.

Weinholz, A., Madame Daniel als Emancipirte. Berliner Genre-Bild. Berlin, Lindow. Gr. 16. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1848.

Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. Von August Ludwig von Rochau. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 57.)

In einem sehr anziehenden Briefe zeichnet der Reisende die provinziellen Unterschiede der Spanier. „Wenn der Spanier von seinen Landsleuten einer andern Provinz drei Worte spricht", sagt er, „so sind darunter gewiß zwei des Tadels oder Spotts." Am besten kommen noch die Basken fort; ihre Treue, Arbeitsamkeit und Freiheitsliebe werden gerühmt; man wirft ihnen nur Starrsinn vor. Die Arragonesen stehen schon in schlechterm Ruf: sie heißen grob, schmuzig, unverschämt; die Catalonier gelten für jähzornig, gaunerisch, gewinngierig: El Catalan saca de la piedra pan, sagt das Sprüchwort; die Valencianer haben den schlimmsten Ruf, sie gelten für feig, blutdürstig, treulos; der Andalusier ist eigenliebig, prahlerisch, genußgierig; der Castilier ist ein Faullenzer und Prahler; Galicier und Asturier sind durch ganz Spanien die gesuchtesten Dienstleute.

Nachdem Spanien zwanzig große Länder verloren, ist Cuba noch immer sein Potosi, das es mit Aufgebot seiner letzten Kräfte hütet. Und fürwahr, es hat Grund dazu wenn man liest, daß hier 900,000 Menschen, oder besser gesagt, 600,000 Sklaven 12 Millionen Piaster für den Staat aufbringen, wovon etwa 4 Millionen rein in den spanischen Schatz fließen; indeß die Philippinen mit 4 Millionen Einwohner nur etwa 2½ Million Piaster eintragen. Hierauf gründet sich denn auch die große Sorgfalt und Wachsamkeit mit der die spanische Regierung diese Colonie vor gefahrdrohenden Einflüssen bewährt. Die schrankenlose Macht des Generalcapitains und die Art wie O'Donnell diese Macht handhabt, die Hinrichtung des genialen Mulatten Placido, von dessen dichterischen Ergüssen der Verf. Proben mittheilt, und dem keine That, nur seine begeisterte Freiheitsliebe zum Verbrechen angerechnet werden konnte, zeugt davon mit welchen Mitteln man Cuba erhalten zu können meint. Umsonst! Die Unzufriedenheit der Colonisten ist groß, das Verlangen Mitglied der amerikanischen Union zu werden wächst von Tag zu Tag, und andererseits drängt die Emancipation der Sklaven fort und fort zum letzten Ziel aller dieser Verhältnisse: Abfall, Selbständigkeitserklärung; wie kann diese ausbleiben?

Madrid, großartig und reich, gewährt dem Fremden unendlich viel Beschäftigung. Der Verf. führt uns durch die Kunstsammlungen, die Schlösser, die Parks, die Plätze der Hauptstadt und zeigt sich überall als ein wohlunterrichteter Führer; dagegen ist er von spärlichen Notizen über die Personen und Individualitäten, gibt uns selbst nicht einmal eine Skizze von der Königin, wiewol er diese bei den Festen in Pampelona täglich sieht. Er schildert die imposante Erscheinung des königlichen Schlosses, von Sacchetti kühn und großartig auf dem Alcazarhügel über den Manzanares erbaut, aber das freilich in seinem Plane und seinen Umgebungen noch heute nicht vollendet ist. Die Plaza del Oriente ziert die kühnste und gelungenste Reiterstatue, die Philipp's IV. von Tacca, die der Verf. kennt. Das bäumende Roß steht fest, hoch, unbegreiflich auf den zwei Hinterfüßen. Auf der Plazuela de Cervantes steht das Standbild des Nationaldichters, von geringem Werth; die vielen Springbrunnen des Prado sind zum Theil von trefflicher Arbeit; der ruhende Löwe am Kanal von Toledo gilt ihm für ein Meisterstück. Beim Besuch des Artilleriemuseums geräth er in einen komischen Eifer gegen die Anbringung der Wappenschilder von Sardinien, Burgund, ja sogar von Oestreich im spanischen Königswappen, und gegen das hieraus zu folgernde Plusultra-System der Weltherrschaft. Unbegreiflich! Ein Politiker wie er sollte doch wissen, daß die fürstlichen Wappenschilder die unschuldige Gewohnheit haben, alle die Länder zu umfassen auf welche dem Fürsten Erbrechte zustehen und die er einst besaß oder unter Umständen besitzen kann! Hier sind die amerikanischen Sammlungen von Interesse. Anziehender noch ist ein Ausflug nach San-Ildefonso und eine Fußwanderung — in Spanien eine unerhörte Kühnheit — nach dem Escorial geschildert. San-Ildefonso, gewöhnlich La Granja genannt, ist bekanntlich das Versailles der spanischen Bourbons; kleiner jedoch und womöglich noch steifer angelegt. Die Gärten sind so schön als diese Gattung sein kann, die Wasserkünste großartiger als die von Versailles, das Ganze aber in tiefem Verfall. Die Fußwanderung nach dem Escorial über das Guadarramagebirge ist voll der anziehendsten Schilderungen und gibt ein schönes Bild von diesem königlichsten aller Klöster; auch hier indeß ist der Verfall

sichtbar, und von den alten Kirchenschätzen ist außer einer großen Verschwendung an Messing wenig mehr wahrzunehmen. Die Kirche selbst gilt für das edelste Gebäude im nachgothischen Stil in Spanien. Schauderhaft ist die Verwirrung in dem Grabgewölbe der Infanten. Die Bibliothek dagegen zeigte gute Ordnung, so selten sie auch benutzt wird.

Nach Madrid zurückgekehrt gibt der Verf. ein lesenswerthes Bild der hohen Aristokratie in Spanien, die noch immer, und unerachtet sie äußerlich keinen Rangunterschied anzusprechen scheint, gleichsam eine einzige große Familie für sich bildet. Daß der König jeden Granden mit „Du" anredet, ist bekannt; minder aber, daß auch die Granden unter sich sich „dutzen". Der Landreichthum der Grandezza, die gegenwärtig nur noch aus etwa 40 Familien besteht, ist nicht mit deutschem Maßstabe zu messen; er ist in den Familien der Osuña und Medina-Celi z. B. größer als manches deutsche Fürstenthum ihn bietet. Die Pachtungen sind jedoch sehr gering und die Sitte hat große Nachsicht gegen die Pächter eingeführt. Um seine Güter kümmert sich diese Aristokratie fast gar nicht, wenn nicht etwa eine „noble" Passion für Pferde und Kampfstiere, die mitunter mit 800 Gulden fürs Stück bezahlt werden, eine Ausnahme bildet. Eine unsichtbare, aber darum doch scharfe Grenze sondert den Granden von seinen Mitbürgern, wenn er auch den ersten besten Taglöhner auf der Straße um „Feuer" anspricht und den Bettler „Ew. Gnaden" nennt. Die Medinas machen ein Erbrecht auf die Krone geltend und haben das Recht der Königin das Brautkleid zu schenken und dafür das Tafelservice das bei der Hochzeit gebraucht wird als Gegengeschenk zu empfangen. Ferdinand VII. wollte einem Erben dieses Rechts einen Possen spielen, ließ nur Porzellangeschirr auffetzen und dies nach der Tafel in Stücke werfen. Allein der stolze Grande ließ die Scherben sorgsam sammeln und dann dem Könige für das kostbare Geschenk danken. Der Marquez de Rivadeo hat das Recht geerbt den Anzug des Königs zu fodern den dieser am heil. Dreikönigsfeste trägt; er ist dadurch in den Besitz einer merkwürdigen Kleidersammlung gekommen. In welchem seltsamen Aufzuge, mit Degen, Schild, Mantel und Blendlaterne versehen, der König seine Gemahlin besucht, ist S. 147 zu lesen.

Der Reisende besucht hierauf Aranjuez in seiner herrlichen Waldwildniß. Die Anlagen gelten für Nachahmungen niederländischen Geschmacks, zeigen davon aber in der That Wenig. Das Schloß, von Herrera erbaut, ist ein Backsteingebäude im kleinen Maßstab, die innere Ausstattung höchst bescheiden, bis auf einige kostbare Erzeugnisse der einst blühenden Porzellanfabrik von Buen Retiro. Der Tajo bildet hier prächtige Wasserstücke und Cascaden unter üppigem Baumwuchs. Der Inselgarten zeigt ein schönes Landschaftsbild, und wunderschön ist der Fürstengarten, obwol auch er vernachlässigt ist. Von reichster Verschwendung strotzt die Casa del Labrador Karl's IV., einer der glänzenden Paläste Europas. Mosaiken, Antiquen, Meisterstücke der Weberei, Vergoldungen — das Geländer einer Treppe verschlang allein 600 Unzen Gold —, Bildhauerwerke, Malereien, edle Steine — ein kleines Zimmer soll allein 14 Millionen Realen gekostet haben —, sind hier wahrhaft vergeudet. Und dieser Palast liegt mitten in einer wahren Wüstenei, zu der kaum ein ordentlicher Weg führt — ein echtes Bild spanischen Wesens. Aranjuez, im Frühjahr ziemlich belebt, ist im Sommer öde, dem unerträglichsten Staube hingegeben und durch ihn fast unbewohnbar.

Eine reiche und anziehende Schilderung entwirft der Autor von Toledo, dem er mehre Tage widmet. Die Landschaft dahin, wenn man den Wald von Aranjuez verlassen, ist eine ausgestorbene, verfallende Ruinen, elende Ventas auf ausgebrannter Haide, Kirchen in Citadellen verwandelt, auf dem reichsten Boden selten ein Kornfeld! Toledo, von fern gesehen, unbedeutend, macht im Innern einen mächtigen Eindruck; kolossale Baudenkmale aller Jahrhunderte und Stilarten treten in der engen, steilen Bergstadt überall dem Blick entgegen. Die schönste Ruine ist der Alcazar, die alte „kaiserliche" Burg; die Kathedrale ist gut erhalten, ein schönes Bauwerk in fünf Schiffen, 400 Fuß lang und 200 hoch, nur wie alle spanischen Kirchen verkümmert durch die ungeschickte Anbringung des Hochaltars in der Mitte des Raums. Madrid hat bekanntlich keine einzige schöne oder reiche Kirche: hier herrscht ein fast unglaublicher Luxus an Bildhauerwerken, Stickereien in Perlen und Edelsteinen und Kostbarkeiten, die von den Franzosen verschont geblieben waren. Die 400,000 Piaster Einkünfte der Kathedrale hat der Staat eingezogen, ihre 40 Klöster sind aufgehoben, von ihren 26 Pfarrkirchen ist der größte Theil geschlossen. Die alte Industrie, der alte Glanz Toledos, seine strotzende Bevölkerung sind verschwunden; seine schönen Frauen und seine malerische Lage sind dem Orte geblieben, der jetzt mit 15,000 Bewohnern nur vegetirt.

Der Reisende kehrt nochmals nach Madrid zurück, um die Runde durch die königlichen Schlösser zu vollenden. Nach dem Pardo, obwol nur zwei Leguas entfernt, vermag er kaum den Weg zu finden. Wiewol das Schloß neu eingerichtet ist, so gilt auch von ihm der biblische Spruch: „Der Uhu wohnt in der Könige Palast." In Madrid beschäftigen ihn nochmals die Galerien und Kunstsammlungen und er macht die richtige Bemerkung, daß in der Mehrzahl der spanischen Bilder gar nicht der finstere Geist des Fanatismus herrschend ist den die spanische Sammlung im Louvre darstellt; natürlich, denn diese ist fast ohne Ausnahme aus Klöstern und Kirchen — geraubt, in einer Weise, die der Verf. scharf genug charakterisirt. Moncloa, das Casino, Buen Retiro und endlich das erst begonnene Nationalmuseum geben eine fernere Vorstellung von dem Reichthum Madrids an Kunstgegenständen. Nachdem der Verf. hierauf noch die bekannte Zollemeute in Madrid erlebt und gemalt und über den nächtlichen Lärm der Serenos, Nachtwächter, Klage geführt hat, setzt er seinen Weg nach Burgos und Vitoria fort, schildert uns in Pampelona die Fest-

lichkeiten, zu denen der Besuch der französischen Prinzen bei der Königin Anlaß gab, und welche lärmend genug, aber geschmacklos ausfielen, sodaß der Verf. bemerken konnte, man nehme wahr, daß am spanischen Hofe alle Tradition darüber verloren gegangen sei wie fremde Fürsten aufzunehmen wären — der Herzog von Nemours erhielt nicht einmal einen Adjutanten —, besucht sodann Tolosa, das grüne herrliche Baskenland, so frisch nach dem sonneverbrannten Castilien, das außer Madrid keinen Rasenplatz darbietet, hält sich in San-Sebastian auf und kehrt endlich nach Frankreich zurück. Den Beschluß macht eine lesenswerthe Abhandlung über die spanische Prosodie und die Art wie die sogenannten trochäischen Verse im Theater gesprochen werden, in welcher der Autor nachweist, daß der sogenannte Trochäus gar kein Trochäus sei, vielmehr ganz anders zu lesen sei, z. B.:

Grande ru|mor se lle|vanta
De armas | gritos y | voces
En el pa | lacio de | Burgos.

Wir müssen hier enden, obwol der Aufenthalt des Autors im Baskenlande noch zu interessanten Anmerkungen Anlaß, namentlich in Betreff der Geltung Deutschlands in Spanien, darbietet. Das ganze Reisewerk stellt eine dankenswerthe Arbeit, den Bericht eines scharfsehenden, gut beobachtenden, ziemlich unparteiischen und sehr unterrichteten Beobachters dar, glaubwürdig und wahrheitsgetreu in den meisten Beziehungen. Es ist zugleich der neueste Bericht und verdiente schon als solcher unsere Aufmerksamkeit. Wer sie ihm widmete wird für reichliche Belehrung und Unterhaltung dem Verf. sich zu Dank verpflichtet bekennen. 26.

Zur Tagesliteratur.

Nachdem unsere deutsche Presse sich mehr als lange ganz indifferent gegen die **Auswanderung** verhalten hatte, hat sie endlich die Wichtigkeit dieses Gegenstandes sowol in politischer als in socialer Hinsicht erkannt, und sie hat in den letzten Jahren angefangen die Auswanderungsfrage als eine Lebensfrage für Deutschlands Zukunft zu behandeln. Es tauchen jetzt überall Zeitungsartikel und Broschüren über deutsche Auswanderung und deutsche Colonisation auf, dessenungeachtet aber müssen wir dem gelehrten Professor Wappäus in Göttingen vollkommen Recht geben wenn er behauptet, daß dadurch die Frage in ihren Grundbedingungen um Wenig oder um gar Nichts der Antwort näher gebracht worden sei. Wenn es nun schon sehr schlimm und sehr zu beklagen ist, daß die öffentliche Meinung in unserm Vaterlande so wenig die große Wichtigkeit des Auswanderungswesens erkannt hat, so ist es noch beiweitem mehr zu bedauern, daß sich noch keine deutsche Macht in der Weise für die deutsche Auswanderung interessirt hat, um den Versuch einer Organisation derselben zu versuchen. Oder wären unsere deutschen Regierungen vielleicht im Stillen davon überzeugt, daß ihnen bei den auswandernden Deutschen, von denen durchschnittlich 60,000 das Vaterland jährlich verlassen um in der Fremde eine neue Heimat zu begründen, das **Vertrauen** fehlt, allerdings die Grundbedingung für ein solches Unternehmen? Sind sie vielleicht selber überzeugt, daß die Auswanderer froh sind, wenn nicht jedes Band mit dem Vaterlande, so doch jedes Band mit der regierenden Macht im Vaterlande zu zerreißen? Und wären sie auch nicht davon überzeugt, so liegt doch etwas Wahres darin. Sowol die alte wie die neuere Geschichte liefert überall den Beweis, daß eben immer Republiken oder überhaupt Länder mit freien Institutionen am glücklichsten gewesen sind in der Organisation der Auswanderung und der Colonisation. Es scheint als ob das herrschende Regierungssystem in Deutschland eben dadurch unfähig sei die deutsche Auswanderung zu leiten und in ein großartiges nationales System zu erheben, weil ihm überhaupt die Sympathien des Volkes, die natürliche Verbindung mit dem Volke verloren gegangen ist.

So lange es nun eine Thatsache ist, daß unsere deutschen Regierungen die Auswanderung organisiren weder können noch wollen, so lange ist es ganz unmöglich den vielen materiellen, socialen und politischen Uebelständen zu begegnen von denen die deutsche Auswanderung, resultatlos für das Mutterland, Jahr aus Jahr ein fortwährend consumirt wird. Es ist nicht zu vermeiden, daß die Auswanderung in die Hände egoistischer Speculationen fällt, daß Auswanderungsvereine und -Gesellschaften, ohne den gehörigen Hinterhalt Das was sie übertrieben versprechen zu halten, bei der großen Kenntnißlosigkeit unserer untern Volksclassen einen großen Theil derselben dem Verderben opfern, oder sie wenigstens allen den Einflüssen entziehen wodurch die deutsche Nationalität, Sprache und Sitte bei ihnen erhalten, der deutsche Handel und das deutsche Fabrikwesen gefördert und die Möglichkeit für spätere Zeit gewonnen werden könne, daß, wie sich Wappäus ausdrückt, die im Laufe der Jahre anwachsende deutsche Bevölkerung einen entsprechenden politischen Einfluß gewinne, der auf die Verhältnisse im Mutterlande zurückzuwirken vermöge, sei es nun durch Gestaltung zu einem unabhängigen aber mit Deutschland durch Sprache und Sitte innig verbundenen Staate, oder dadurch daß die Deutschen in ihrem neuen Vaterlande zu überwiegender Macht und Geltung gelangen, und demgemäß die Politik desselben leiten oder doch einen Einfluß auf sie üben.

Der deutschen Presse liegt auch hier eine große Pflicht ob, und Wappäus hat die Stellung welche sie in der Auswanderungsfrage anzunehmen hat sehr bestimmt angedeutet. Den leichtsinnigen Verlockungen zur Auswanderung, dem Unwesen der Werber aus aller Herren Länder ernstlich zu steuern, durch strenge Maßregeln oder sicherer durch Verbreitung von wohlfeilen, für das Volk verständlichen, und dasselbe über die fernen Länder aufklärenden Schriften, fodert schon bloße Menschenliebe, noch mehr aber die Klugheit, wenn die Auswanderer nicht wie bisher in allen Weltgegenden zerstreut, sondern zu einer deutschen Colonie vereinigt werden sollen. Freilich dürfte man sich nicht damit begnügen dergleichen Bücher schreiben und drucken zu lassen, man müßte vielmehr danach streben dieselben den Volksclassen auch wirklich zukommen zu lassen welche die meisten Auswanderer liefern. Bei der Abfassung derselben würde man nur die hauptsächlichsten Zielpunkte zu berücksichtigen haben denen sich die heutige Auswanderung zuwendet; aber man müßte mit strenger Unparteilichkeit die Vortheile und Nachtheile erwägen die jedes dieser Länder dem Auswanderer bietet, die Freuden und Leiden schildern die seiner warten. Die Wirkung eines solchen populairen Büchleins würde nicht gering sein wenn der Verfasser desselben sich ausschließlich an das Materielle und Positive hielte, und mancher Leichtsinnige würde dadurch von der Auswanderung abgehalten werden. Wäre in irgend einem günstigen Landstriche bereits der Grund zu einer deutschen Colonie gelegt, so könnte man eine Beschreibung derselben beifügen, und die Vortheile hervorheben welche daselbst den Einwanderern vor allen übrigen Ländern erwachsen würden.

Wir haben es hier nun mit einigen neuen Schriften zu thun welche sich auf ihre Weise mit der deutschen Colonisations- und Auswanderungsfrage beschäftigen.

1. Neudeutschland in Westamerika. Oder: Welches ist die zur Ansiedelung für auswandernde Deutsche geeignetste Weltgegend? Von C. L. **Brauns**. Lemgo, Meyer. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verf. dieser Broschüre hat jedenfalls den angedeuteten populairen Zweck im Auge. In seinem Vorworte stellt er den

jetzigen Stand der deutschen Auswanderung dar. Er sagt unter Anderm: „Ruhig und kalt, voll Indolenz und Apathie sieht Deutschland seine nächsten Verwandten scheiden und abziehen, um sich unter Yankees, Engländern, Russen, Amerikanern, Franzosen einzudrängen, und hier nicht den glorreichen deutschen Namen fortzupflanzen, sondern hier, gleich der Verschmelzung von Gold in schlechtes Blei, in alle möglichen Nationalitäten, Völkergestalten, Mischlings- und Bastardvarietäten umzuschmelzen und zu vermischen. Soll dieser trostlose Zustand ewig fortdauern? Soll die deutsche Nation im Auslande in ihren Stammgenossen stets die Affen oder die Esel aller Nationen des Erdbodens spielen und nie Ehre von ihnen erleben?" Besonders hebt er es hervor, daß Deutschland, während es sich der schleswig-holsteinischen Stammgenossen annimmt, die Nationalität seiner drei Millionen in den Vereinigten Staaten lebenden Stammgenossen untergehen lasse, und er wünscht, daß die deutsche Auswanderung nach fruchtbaren und gesunden Gegenden geleitet werde, wo noch keine europäische oder anglo-amerikanische Nation vorherrscht, und allen andern neben ihr sich niederlassenden Nationen den Stempel ihres Geistes aufzudrücken sucht. Der Verf. richtet sein Auge besonders auf den Westen Amerikas, wo er glaubt, daß sich ein „Neudeutschland" gründen lasse. In dem ersten Abschnitte seiner Schrift erörtert der Verf. speciell die Frage: Welches Land verdient jetzt am meisten rücksichtlich der Ansiedelung von den Deutschen beachtet zu werden? Es kann kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß, wenn auch der jetzige Krieg Dies noch nicht als unmittelbare Folge nach sich zieht, das durch Zwietracht zerrüttete Mexico dem nordamerikanischen Freistaate anheim fallen wird. Wenn aber die Einverleibung dieser großen Ländermasse stattfindet, dann wird, wie der Verf. meint, unverzüglich das Uebergewicht (?) der erst seit sechs Jahrzehnden gegründeten westlichen Staaten der Union über die ältern 13 Staaten derselben in Erfüllung treten. Unzweifelhaft ist es, daß die westlichen Staaten oder kürzer das Westland, am richtigsten Westamerika eine große Zukunft haben, und daß Nordamerika dagegen in ansiedlerischer Hinsicht in Schatten treten wird. Die ältern Staaten der Union werden immer mehr überfüllt, und der Fortschritt der Civilisation treibt die mindervermögenden Ansiedler schon seit längerer Zeit über den Ohio und Mississippi in das sogenannte Westland. Eben hier nun in diesem Westlande würde nach dem Verf. der Deutsche seine Nationalität noch am kräftigsten entfalten können, „in allen gegenwärtigen 30 Staaten der nordamerikanischen Union, wo die deutsche Nationalität einmal verpufft und verscherzt ist für ein Linsengericht, ist Dies rein unmöglich". In den in Oregon, Neumexico, Californien und überhaupt in den westlich vom Mississippi gelegenen Gegenden würde der Deutsche noch national auftreten können. Namentlich hätten sie darauf zu achten, daß ihre Sprache nicht blos Kanzel-, sondern auch Gerichtssprache würde. Unter dem Westlande welches der Verf. den Deutschen vorzüglich zur Colonisation empfiehlt bezeichnet er speciell: 1) Texas, 2) Mexicos nordöstliche Staaten und Gebiete vom Rio Grande oder Rio del Norte bis zur Grenze der nordamerikanischen Union und dessen westliche Staatengebiete vom Mexicanischen Meerbusen bis an den Stillen Ocean, 3) das Oregongebiet, 4) das freie, westamerikanische Uramerikanergebiet, 5) die nordamerikanischen Staaten Iowa, Wisconsin und Michigan.

Es müßte uns unbedingt zu weit führen, wenn wir auch nur Einzelnes von Dem anführen wollten was der Verf. für den Colonisationsplan in diesen Gegenden hervorhebt. Den Widerstand der wilden Comantsches und Akatsches in Texas und Mexico schlägt der Verf. augenscheinlich zu gering an. In Dem was er über die Vortheile sagt welche Californien bietet, und was die Zukunft dieses Landes betrifft, stimmt er mit Wappäus wesentlich überein. Die Literatur über das Oregongebiet ist bereits sehr angewachsen, und Verf. kann sich darauf berufen. In das freie, westamerikanische Uramerikanerland würden sich unsere deutschen Auswanderer schwerlich hineinwagen mögen. In den drei nordamerikanischen Staaten Iowa, Wisconsin und Michigan würde ein deutscher Colonisationsversuch noch großen Raum finden; aber auch hier fängt die englische Bevölkerung schon an überwiegend zu werden.

Der Verf. wirft noch die Frage auf: Was muß geschehen, soll die deutsche Colonisation in der transatlantischen Sphäre gedeihen? Er meint, man müsse von Mexico, von dessen nordwestlichen Ländern einen Landstrich mit voller Oberhoheit kaufen und einen „rein deutschen Staat" bilden, der durchaus frei und selbständig ist, ein „Neudeutschland". Das ist ein Project. Aber wenn wir den Grund betrachten auf dem die deutsche Auswanderung beruht, und die Stellung der deutschen Regierungen zur Auswanderungsfrage, so können wir dem Verf. trotz seines guten Willens keine Hoffnung machen, daß sein Plan jemals eine Realisation erhalten dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Beurtheilung Oliver Cromwell's.

Die Aufmerksamkeit wahrer Geschichtsfreunde verdient ein neueres französisches Werk von Philarète Chasles über Cromwell: „Olivier Cromwell, sa vie privée, ses discours publics, sa correspondance particulière; précédés d'un examen historique des biographes et historiens d'Olivier Cromwell." Der Verf. hält dafür, daß der wahre Charakter Cromwell's, verleumdet oder travestirt von der Leidenschaft und der Unredlichkeit, eine Wiederherstellung erfodere. Nach ihm haben wir von demselben nur Caricaturen, und er will uns ein genaues und vollständiges Portrait in Lebensgröße von ihm geben, entworfen nach Urkunden welche unlängst entdeckt auf diese düstere Gestalt eine lebhafte und unerwartete Klarheit werfen. Daß überhaupt die über Cromwell gefällten Urtheile mit Vorurtheilen des Parteigeistes behaftet sind, wird gewiß Niemand leugnen; doch möchte Hr. Chasles wol zu weit gehen wenn er alle Schriftsteller die vor ihm denselben Gegenstand behandelt haben ohne Weiteres verurtheilt. Die historische Kritik darf nicht so schneidend sein, vorzüglich in Rücksicht auf Männer die, obgleich der Parteilichkeit verdächtig, sich in der Lage befanden die Epoche in der sie eine thätige Rolle mitspielten genau zu kennen. Ohne Zweifel enthält Cromwell's Correspondenz kostbare Materialien, aber sie reicht gleichwol nicht hin um den Werth aller andern Zeugen zu vernichten, und überdies können wir nicht finden, daß sie die Behauptungen unsers Verf. auf eine sehr glänzende Weise rechtfertigt. Cromwell erscheint darin allerdings als ein wirklich überzeugter Fanatiker, eher als ein unter der Maske der Religion seine politischen Pläne verbergender Betrüger; aber man sieht darin auch seinen Ehrgeiz welcher nach der königlichen Gewalt strebt, seine harte Unbiegsamkeit die nie verzeiht, seinen herrischen Willen der keine Opposition leidet durchbrechen. Er bietet das Bild der Gewalt ohne Größe, der Macht ohne Adel dar. Er ist zugleich der Repräsentant der Demokratie und des Puritanismus; er nimmt die Stellung als Vollzieher des Volkswillens, sowie als ein von Gott gewählter Sendling um den papistischen Götzendienst zu bekämpfen. Dieser doppelte Charakter erklärt die verschiedenen Anklagen denen er von Seiten der Geschichtschreiber ausgesetzt gewesen. In der That ist es sehr schwer an die vollkommene Rechtschaffenheit eines Mannes zu glauben welcher das Anathem im Dienste seiner ehrgeizigen Pläne braucht, und Alle die ihm Widerstand leisten als Feinde Gottes bezeichnet. Cromwell's Briefe verdienen jedoch gewiß studirt zu werden. Wenn sie den Protector auch nicht so hoch erheben wie unser Verf. es zu glauben scheint, so enthalten sie doch eine Menge einzelner Züge die geeignet sind ihn besser kennen zu lehren, und bieten der Kritik ein treffliches Mittel dar die Behauptungen des Parteigeistes zu controliren und ihren wahren Werth abzuschätzen. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 59. —— 28. Februar 1848.

Margarethe von Valois und ihre Zeit. Memoiren-Roman von Ida von Düringsfeld. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 12. 6 Thlr.

Die Frauenliteratur hat in unserer Zeit eine Bedeutung gewonnen, daß Ref. ein schon vor mehren Jahren in d. Bl. einmal ausgesprochenes Wort wiederholen würde, wenn er nicht eben bei einer Anzeige vom Tode Abraham Voß' fände, daß dieser schon gethan was damals angedeutet wurde. Er hat nämlich für eine Geschichte der Frauenliteratur fleißig gesammelt, und hoffentlich wird sie dem Publicum nicht fremd bleiben. Eine solche Geschichte kann gegenwärtig auch nicht mehr, wie bisher wol geschah, gelegentlich in einem allgemeinen Literaturwerke ein verlorenes Plätzchen finden. Theils lassen sich die Producte der weiblichen Feder überhaupt nicht so geradezu unter den Maßstab eines allgemeinen Princips, wie wir es nun einmal einem historischen Werke über schöne Literatur unterzulegen gewohnt sind, bringen, wir müßten uns denn bequemen wollen der Regel so viele Ausnahmen zu gestatten, daß man billig fragen könnte: wozu die Regel? Theils aber steht gegenwärtig die Frauenliteratur fast in erster Reihe, sodaß wir auf dem geraden Wege sind bei dem Romane, welcher hier zunächst in Frage kommt, einen gänzlichen Umschwung des Gewohnten und für recht und angemessen Gehaltenen zu erleben.

Der oben angezeigte Roman lenkt schon mit starken Schritten zu einem solchen Umschwunge hin. An den historischen Roman machten wir bisher die Foderung, daß der Hintergrund desselben nicht allein die Verhältnisse und Persönlichkeiten seiner Zeit klar erkennen lasse, sondern, um diese Zeit nicht in die Luft zu stellen, war es auch nothwendig sie, wenn auch in großen Zügen, doch verständlich aus ihrer Vergangenheit hervorzuheben. So war denn dem Gemälde welches sich vor uns entwickeln sollte eine weite Perspective gegeben; die auftretenden Personen erschienen uns schnell als Bekannte, und wir sahen daher mit um so größerm Antheil auf den Kampf ihrer Freiheit mit jener eigentlich namenlosen Macht welche wol ewig über diese Erde hinschreiten, und in jedes Haus, in jede Hütte ungerufen und unbegrüßt eintreten wird. Diese Macht ist der Probirstein des Charakters. Erweist er sich als echt und rein, so wird er sich auch echt und rein in jenem Kampfe bewähren. Wie aber die Weltgeschichte wol immer eine Tragödie bleiben wird, so ist auch jedes Einzelleben, selbst dasjenige was ästhetische Handbücher oder Büchertitel als „komisch" bezeichnen, tragisch, in dem Sinne, daß Alles was wir wahrzunehmen, darzustellen fähig sind doch eben nur in seiner Vergänglichkeit als ein Vollkommenes, Befriedigendes erscheinen kann, und so in uns die wir auch vergänglich sind fortlebt in ewiger Jugend. Wie lange schon ist Helena Staub! Wer aber hat sie jemals mit den Runzeln des Alters sich gedacht? Wir irren nur scheinbar von unserm Thema ab, denn was hier als ein Allgemeines ausgesprochen ist, mag füglich auch als jene Perspective betrachtet werden deren wir schon gedachten. Sie läßt das Körperliche nach und nach zerfließen, wogegen das Geistige stets nur größer und klarer sich entwickelt. So sehen wir im poetischen Kunstwerke das Individuum zerbrechen und untergehen in seinem Kampfe mit dem Unvermeidlichen: dieser Kampf aber, erweckt und geleitet von wahrhafter Freiheit, entwickelt und erhebt das Unzerstörbare, die ewige Idee des Rechten, Wahren, Vollkommenen.

Das etwa war es was wir bisher im Roman, überhaupt im poetischen Kunstwerk erleben wollten und wirklich auch erlebten. Wie anders erscheint „Margarethe von Valois"! Schon der Titel „Memoiren-Roman" schließt streng genommen den Begriff kunstgerechter Gestaltung aus. Memoiren wollen ein Leben wie es nun eben war geben, und wenn sie auch an manche Erscheinungen Reflexionen knüpfen, so ist das Ganze doch immer nur ein Individuelles, Subjectives; es gehört der Person, dem Augenblick an; es darf sich von beiden nicht entfernen, oder die Memoiren würden sich selbst aufgeben. Sie können daher für den Künstler nur Stoff, Material, der rothe Faden sein welcher, dem gewöhnlichen Auge unbemerkbar, durch das ganze Kunstwerk sich hinzieht. Aber auch Roman wird das Buch genannt. Wir können also damit die Berechtigung ansprechen an ein Kunstwerk zu glauben welchem gleichzeitige Memoiren als jener rothe Faden gedient haben. So ist es aber auch. Diese Margarethe von Valois, welche den König Heinrich von Navarra heirathen mußte, obgleich sie den Herzog von Guise liebte, ist keine Andere als Jene die

Brantôme in den Himmel erhebt, und diesen eigentlich noch zu klein für sie findet. Es ist auch Dieselbe die mit fast unvergänglicher Schönheit, mit immer blühender Leidenschaft aus einer Umarmung in die andere eilt, und um alles Genießbare auszukosten endlich gar dem Häßlichen sich ergibt, und dann — schuld- und schuldenbeladen als alte Betschwester endet, die sich und die Welt in ihren eigenen Memoiren über sich selbst zu täuschen bemüht ist.

Daß Dies eine Geschichte wäre wie sie täglich sich ereignet, hat die Verf. sehr wohl erkannt. Von reichen Mitteln begünstigt hat sie dieses eine Leben, diese gewöhnliche Geschichte mit allem Zauber ausgestattet, der ja in der Liebe, der Leidenschaft, der Laune des echten Weibes bei jedem Widerstande, dem Geheimnisse des vollen Herzens bedrohend entgegentretend, immer neu und leuchtend hervorquillt, ohne je in den Fall nüchterner Wiederholung sich zu verlieren. Es wäre doch aber eigentlich nur eine alltägliche Geschichte eben durch ihr Ende geblieben, und dieses Ende hat für die Verf. keinen Reiz: es ist alltäglich, einförmig, und sagt im Grunde Nichts weiter als was ein altes bekanntes Sprüchwort mit vier Worten in deutschverständlicher Weise schon sagt. Sollte daher ein wirkliches, dauerndes Interesse für die Hauptperson des Buches erweckt, sollte das hier für gar manche Situationen so nothwendige Verständniß nicht vermißt werden, so waren Zeit und Zeitgenossen, Verhältnisse, Sitte und Unsitte als Rahmen, als Grund und Boden für die letzte Valois nicht zu entbehren. Hier aber ist es eben, wo das sonst so klar durchschauende Auge der Verf. nicht weit genug trägt, um die Verwickelungen, die Fehler und Misgriffe welche da stets und meistens sehr schroff hervortreten, wo in Leben und Sitte ein Neues sich Bahn bricht, aus den einzelnen Erscheinungen als ein Großes, Ganzes, im Zusammenhange der Nothwendigkeit aufzufassen und darzustellen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 58.)

2. Bericht über meine Reise nach Texas im Jahre 1846. Die Verhältnisse und den Zustand dieses Landes betreffend. Von C. von Sommer. Bremen, Heyse. 1847. 12. 10 Ngr.
3. Nachtrag zu dem Bericht über meine Reise nach Texas im Jahre 1846. Nebst einigen Bemerkungen über die nördlichen Staaten von Amerika. Von C. von Sommer. Braunschweig, Meyer sen. 1847. 8. 7½ Ngr.

Der Verf., ein Hauptmann a. D., hatte sich an die Spitze einer Gesellschaft gestellt welche in Texas eine neue Heimat suchen wollte. Er hält sich etwas lange bei der Schilderung seiner Ueberfahrt auf. Die Ankunft bei Galveston schildert er mit folgenden Worten: „Am 4. Juni gegen Mittag erblickten wir die kleinen hölzernen Thürme Galvestons gerade vor uns. Die Freude war zwar allgemein, doch bei Mehren wol nur wegen der so weit glücklich vollbrachten Reise. Auch ich konnte nur bewegten Gemüths der Zukunft entgegensehen, da es sich zur Gewißheit herausstellte, daß unsere Gesellschaft alsbald zersplittern würde." Noch ist der Boden Amerikas nicht betreten, und schon sehen wir wiederum ein deutsches Colonisationsproject gescheitert. Das ist nicht die Ausnahme sondern die Regel, und das obenerwähnte „Neudeutschland" erscheint hiernach recht als Utopien. Schon am Tage nach der Ausschiffung ist die ganze Gesellschaft in Auflösung, und es kommt unter ihren Mitgliedern zu groben Gewaltthätigkeiten. Hr. von Sommer erhielt von Leuten die er um Rath fragte die Antwort: „Man müsse hier Gewalt mit Gewalt vertreiben, Beleidigungen selbst rächen; vor Gericht bekäme Derjenige Unrecht welcher Geld habe und die schweren Kosten bezahlen könne: denn die Richter hätten keine andern Einnahmen und müßten davon leben." Alles geht auseinander und Hr. von Sommer fühlt sich sogleich wieder geneigt „nach Europa zurückzukehren"!! Er will indeß sich noch einige Kenntniß des Landes erwerben, und gibt im Verlauf seiner beiden Broschüren Schilderungen welche den Stempel der Wahrheitsliebe an sich tragen, und für Denjenigen der Texas in Wirklichkeit oder durch Bücher kennen lernen will sehr interessant und vortheilhaft sein können. Der Verf. erfährt, daß in Indian-Point, einem Ort der nur aus einigen hölzernen Baracken besteht, über 2000 Menschen, deutsche Auswanderer nach Braunfels, seit dem Herbst 1845 lägen, dem höchsten Elend preisgegeben, da (von dem Mainzer Verein) weder für ihr Weiterkommen noch für ihren Unterhalt gesorgt werde. Die Sterblichkeit der jammernden Menschen, deren Zahl sich noch immer durch Schiffsladungen neuer Ankömmlinge vermehrte, war ungeheuer, Witwen und Waisen irrten verzweifelnd umher. Der Verf. bestätigt die Klagen über den Mainzer Verein, gegen den die folgende Broschüre eine schwere Anklage erhebt. So colonisiren die Deutschen! Zorn und Wehmuth müssen sich in unserer Brust mischen, wenn man die Thatsachen erwägt welche sowol von Hrn. von Sommer als von Hrn. Constant gegen den Mainzer Verein vorgebracht werden. Nach Beiden stehen die Angelegenheiten in Neubraunfels höchst armselig, und es ist noch lange unmöglich von da nach dem eigentlichen Vereinslande zu kommen, da dieses sich blos noch im Besitz der — Comantsches-Indianer befindet.

Der Verf. macht wahrhaft entsetzliche Mittheilungen über die Prellerei und den Leichtsinn welche in Texas bei Ausübung der Heilkunst Hand in Hand gehen. Calomel ist das Universalmittel der Aerzte und Pfuscher, Tod und Siechthum sind natürliche Folgen. Was die Gesellschaft betrifft, so sagt er: „Die Amerikaner betrachten sich gegenseitig als Gentlemen; wenn man zanken hört oder Betrunkene sieht, so sind es jetzt leider Deutsche, Diejenigen welche sonst im Rufe des Fleißes und der Nüchternheit standen." Eine Folge des Mainzer Vereins; er brachte die Demoralisation unter die Deutschen in Texas.

Ueber den Ankauf der Grundstücke und über das Farmerleben in Texas hat der Verf. ein sehr unterrichtendes Material zusammengetragen und fleißige Schilderungen entworfen. Er meint, die Einwanderungen aus den nördlichen amerikanischen Staaten und aus Europa würden bedeutend nachlassen, weil schon viele Leute auf dem Rückwege aus Texas sind. Das meistens ungesunde Klima in den niedrig liegenden Landstrichen, sowie der Mangel an Absatz und die geringe Qualität des Bodens in den höhergelegenen Theilen, hätten bereits zu manchem Bedenken Anlaß gegeben. Der Verf. bemerkt, viele deutsche Farmer hätten ihm versichert, daß es viel besser sei mitten unter amerikanischen Farmern zu leben als zwischen deutschen. Erstere wären gefällig und leisteten gern jede Hülfe, sei es beim Haus- oder Feldbau; die Deutschen wären aber beiweitem nicht so gefällig, sie zankten und wären leicht grob. Auch Das spricht gegen alle die deutschen Colonisationsprojecte. Alles in Allem genommen spricht nach den Erfahrungen und Bemerkungen sehr Vieles gegen die deutsche Colonisation in Texas, namentlich im Innern des Landes, „wo eine Aenderung des Zustandes nicht in Aussicht steht". In dem Nachtrage zu seiner Broschüre stellt der Verf. noch manches Material zusammen was für Auswanderer nach Texas von Interesse sein kann. Da

er seine Rückreise nach Europa über die Vereinigten Staaten antritt, so schildert er noch was er in ihnen gesehen und bemerkt, und schließt, zu Havre gelandet, mit folgenden Worten: „Es fühlte sich das Herz durch den Anblick des guten, alten, sichern und culturfesten Europa mächtig gehoben, die soliden Gebäude, theils aus grauer Vorzeit, und die ins Meer vorspringenden, gemauerten, den Wogen trotzbietenden Dämme flößten Achtung ein." Meint der Verf., Europa sei culturfest, weil seine Cultur älter als die Amerikas, so sind wir nicht seiner Meinung, und hat er eine Passion für die „graue Vorzeit", so hat er allerdings Recht gethan Amerika zu verlassen so schnell als möglich.

4\. Texas. Das Verderben deutscher Auswanderer in Texas unter dem Schutze des Mainzer Vereins. Von L. Constant. Berlin, G. Reimer. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Ganz anders dieser Verf. Er will eben der grauen Vorzeitsruinen in Europa ledig sein, er ist nach Texas nicht gegangen um sich an einem größern Colonialproject zu betheiligen; „ich habe", sagt er, „ohne Schutz in Texas gefunden was ich suchte, gesicherte Zukunft für meine Kinder, ich gehe auch mit diesen im nächsten Jahre dahin ab, um wieder zur Art, zum Pfluge zu greifen." Ohne speciellen Haß und Groll gegen den Verein — denn er ist kein getäuschter Schützling desselben —, aus Liebe zu seinen Mitmenschen hat der Verf. eine schwere, auf Thatsachen gestützte Anklage gegen den Mainzer Verein erhoben. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Mainzer Verein auch von einer philanthropischen Idee ausgegangen ist; aber er liefert den traurigen Beweis, wohin ein Colonisirungsproject ausschlagen muß, wenn es ohne Kenntniß des Landes, mit verfehlten und unzureichenden Mitteln angegriffen worden, zum Verderben der Unwissenden und Leichtgläubigen welche sich ihm wie hier zu Tausenden anvertrauen. Die Anklage welche der Verf., auf lauter Thatsachen gestützt, gegen den Verein erhebt enthält folgende Punkte: 1) daß Auswanderer leichtfertig nach Texas geschafft wurden; 2) daß die Emigranten am Landungsplatze zu Texas keine Transportmittel vorfanden, Monate lang dort liegen blieben und als Folge davon jämmerlich starben; 3) daß der Verein seine texanischen Ländereien niemals durch erfahrene Männer bereisen ließ, daß er vielmehr Emigranten mit Versprechungen von Landschenkungen nach Texas sandte, ohne daselbst Ländereien zu besitzen, und daß als Folge solcher Täuschungen die Demoralisation unter den Colonisten ausbrach; 4) daß auch jetzt noch die versprochenen Ländereien den Colonisten nicht gegeben werden können, und wenn es geschehen sein wird der Boden die Menschen nicht nähren kann, die Lage des Colonialgebiets aber der Art ist, daß die etwanigen Producte des kostspieligen Transports wegen nicht ausgeführt werden können; 5) daß die Colonialkasse in Texas die rechtmäßigen Foderungen der Colonisten nicht befriedigen kann; 6) daß das Werben für die Colonie nur scheinbar eingestellt ist.

Schwere Anklagen. Aber nicht in der Luft hängend, sondern der Reihe nach auf schwere Thatsachen begründet. Der Verein hat sie nicht leugnen können, ihnen auch überhaupt nicht widersprochen. Wir haben hier eine deutsche Colonie in ihrer ganzen Wirklichkeit vor uns, in ihrer ganzen Verfehltheit und Unmöglichkeit vom ersten Anfange an. Schon beim Ankauf der Ländereien wurde der Verein geradewegs betrogen und hinters Licht geführt. Er kaufte von einem gewissen d'Orvanne einen Landstrich im Westen von Texas und schickte Anfang 1844 einen General-Commissar, den Prinzen von Solms-Braunfels, mit Gefolge nach Texas, damit Alles zur Ankunft der neuen Ansiedler vorbereitet sein werde. Schwerlich eignete sich zu einer solchen Mission ein Prinz. So zeigte auch bald die Erfahrung. Der Bericht des Generalcommissars bezog sich fast nur auf Nebendinge, und übersah aus Unkenntniß der texanischen Verhältnisse die Hauptfragen fast gänzlich. Der Verein foderte das leichtgläubige Volk zur Auswanderung nach Texas auf, und machte glänzende Versprechungen ohne nachher auch nur Etwas halten zu können. Es sprach aus dem Programm allerdings eine philanthropische Tendenz, aber Uebereilung, Unvorsichtigkeit in Wahl der Mittel zum Zweck mußten den Verein compromittiren, und das Elend, den Untergang vieler Landsleute veranlassen. Was die Specialia betrifft, so müssen wir auf die ganz vortreffliche Broschüre von Constant verweisen. Der Verein ist richtig in Besitz von Land gekommen welches erst den Comantsches-Indianern entrissen werden muß. Er mußte natürlich die Unglückseligen welche er aus der Heimat gelockt anderswo unterbringen. Das geschah am Guadeloupe. Wie? Das lese man bei Constant. Hier folgende Stelle:

„Die Schützlinge des Vereins (4000 Menschen) kamen allmälig zu Indian-Point an, und blieben 4, 5, 6, 7 Monate da liegen. Sie blieben dort liegen gleich dem Vieh. Sie hatten kein Holz und nur salziges Wasser, oder solches wie der Himmel es den Unglücklichen in seiner Gnade sandte. Sie blieben in dem wüsten, ungesunden Indian-Point, wo zehn Meilen im Umkreis kein Baum, kein Strauch steht, liegen, um durch Nässe, Kälte und unter den Strahlen einer tropischen Sonne aufgerieben zu werden. Sie blieben liegen, um durch Genuß von Branntwein die fieberhafte Abspannung, das Heimweh und die Niedergeschlagenheit zu verscheuchen. Ruhr, Fieber, eine unbekannte Epidemie brachen in Folge dieser Lebensweise aus. Täglich starben Mehre, Viele warben sich für den Krieg gegen Mexico an, Andere versuchten ihr Glück auf eigene Hand und zerstreuten sich um Eigenthum zu kaufen oder als Tagelöhner ihr Brot zu erwerben. Der Rest wurde endlich auf Wagen gepackt und nach Braunfels gebracht. Auf diesem Zuge sind schauerliche Dinge vorgekommen; denn wenn ein Armer starb, so wurde er nicht zur Erde bestattet, sondern blieb am Wege liegen um den Aasgeiern Nahrung zu geben u. s. w."

Mit Zahlen zeigt Constant, daß der Verein auf seinen Ländereien es unmöglich wegen der Weite und Schwierigkeit der Transportmittel zu einem vortheilhaften Absatz der etwanigen Producte bringen kann. Einem Anbauer am Brazos werden 10,000 Pfund Baumwolle bis zum Markt circa 195 Dollars, einem Anbauer auf dem Vereinsgebiet dagegen 510 Dollars kosten. Da wird also jede Concurrenz unmöglich. Die sogenannten Städte des Vereins, Braunfels und Friedrichsburg, sind Undinge, weil sie von den Handelsstädten so weit entfernt liegen, daß bei schlechtem Wetter Monate hingehen, ehe sie von dort mit Fuhrwerk erreicht werden können. Schiffbare Flüsse haben beide Flecken nicht.

Der Mainzer Verein ist dem ganzen deutschen Vaterlande, er ist dem deutschen Namen Rechenschaft schuldig. Und auch wir fodern ihn dazu auf, indem wir mit einer pathetischen Stelle Constant's schließen: „Wehe Denen die die Opfer in Leichtsinn und Unverstand noch zu mehren wagen, und dann scheu von dem Schauplatz abtreten wollen. Ich bin nicht gekommen mit Anklagen, sondern nachdem ich an Ort und Stelle Alles überschaut, lege ich nur die wichtigsten Thatsachen vor den Verein und Deutschland hin. Bestreiten läßt sich davon Nichts, es bleibt euch Männern des Vereins nur Eins, es bleibt euch zu handeln. Handelt ihr nicht, so mag die Hand Gottes euch treffen, und die Menschen euch zur Rechenschaft ziehen. Ihr seid Rechenschaft schuldig über Alles was ihr begangen habt, über Alles was ihr begeht. Was ihr begangen habt habe ich euch zum Theil gesagt, was ich euch aber nicht gesagt habe Das sollt ihr noch hören. Ihr habt die Deutschen in Texas demoralisirt, und dadurch die deutsche Nation der Verachtung des texanischen Volks preisgestellt, und umgekehrt habt ihr Texas, eins der schönsten und fruchtbarsten Länder der Welt, in Deutschland in Verruf gebracht. Oeffentliche Dirnen kannte man vor euerm Kommen in Texas nicht, mit euch ist auch die Prostitution weißer Mädchen dort bekannt geworden. Ihr habt eure Werbungen für Texas nur dem Scheine nach eingestellt, denn eure Agenten schleichen unter dem Volke nach wie vor umher" u. s. w.

5. Amerikanische Negersklaverei und Emancipation. Nebst Mittheilungen über Colonisation, mit besonderer Rücksicht auf Brasilien. Von Hermann Abeken. Berlin, Nicolai. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

So lehrreich und interessant auch die Entwickelung ist in welcher der Verf. die große amerikanische Lebensfrage: Negersklaverei oder Emancipation? bis in ihre Details behandelt, so haben wir hier doch nur auf den letzten Theil seines Werkes Rücksicht zu nehmen, in welchem er besonders von den Colonisationsversuchen in Brasilien und der deutschen Auswanderung dahin spricht. Dieser Theil hängt unmittelbar mit dem ersten zusammen, denn es fragt sich ob in Brasilien an die Stelle der schwarzen Sklaven freie weiße Arbeiter zu setzen sind. Bisher sind alle Auswanderungsprojecte in Bezug auf Brasilien notorisch mislungen; dies liegt zum Theil in der unverantwortlichen Nachlässigkeit der brasilischen Regierung, in der Zerrüttung aller politischen und socialen Zustände, namentlich auch in der Leichtfertigkeit der Regierung in der Nichterfüllung eingegangener Verpflichtungen. Der Verf. schildert uns deutlich das Elend welches über einzelne Colonisationsversuche, namentlich von Deutschen, in Brasilien gekommen ist. Es sind traurige Bilder. Alle brasilischen Colonisationsunternehmungen sind bisher unter dem directen Einflusse, unter der alleinigen Garantie und auf Kosten der Regierung unternommen worden, da sich ein durchaus freier Strom europäischer Auswanderung seither noch nicht nach Brasilien wie z. B. nach den Vereinigten Staaten lenkte, wozu auch wol fürs erste noch keine Aussicht vorhanden ist. Man sandte Emissaire nach Deutschland oder schloß Contracte mit deutschen Agenten ab, welche Colonisten gegen eine gewisse Vergütung per Kopf zu engagiren und herauszuführen hatten. Man kann sich denken wie man unter solchen Umständen und bei der bekannten Gewissenlosigkeit dieser Agenten, welche nur auf eigenen Gewinn bedacht sind, bei der Anwerbung und dem Transporte der Colonisten verfuhr. Wir brauchen hier beispielsweise nur an den schändlichen Menschenhandel des Hauses Delrue u. Comp. in Dünkirchen zu erinnern.

Als das einzige sichere Mittel die Colonisation Brasiliens gründlich zu befördern ist gewiß zu bezeichnen, daß man durch keinerlei in Europa geschlossene Contracte Auswanderer anwerbe, sondern diese durch das Schaffen solider, geregelter Zustände, welche ihnen eine sichere Zukunft verheißen, freiwillig und ohne direct an sie geschehene Auffoderung hinüberzuziehen suche.

Was aber die Pläne der Gegenwart zur Colonisation des Landes mittels europäischer Colonisten angeht, so kann man mit dem Verf. nur wiederholen, daß sich den deutschen Auswanderern in Brasilien kein günstiges Feld eröffnet. Wie günstig auch immerhin die Bedingnisse des Bodens und zum Theil des Klimas sein mögen, die gegenwärtigen politischen und socialen Zustände sind zu unglücklich und verwirrt als daß irgend einer der früher entworfenen Pläne oder die Befolgung der neuerdings in Aussicht gestellten, überhaupt irgend ein derartiges Unternehmen sich die sichere Garantie eines glücklichen Erfolgs versprechen dürfte. Die Ruhe des Friedens, die Festigkeit bürgerlicher Einrichtungen sind doch die nothwendigsten Bedingungen zum Aufblühen einer den Landbau zum Zwecke habenden Colonie, und diese sind ihnen niemals gesichert.

Sollte man dennoch aber den Plan deutscher Colonisation in Brasilien nicht ganz aufgeben wollen, wie es, soweit Brasilien dabei betheiligt ist, leicht zu erwarten steht, sollten sich immer noch Menschen finden welche trotz der trübseligen Erfahrungen ihre Zukunft auf einen so unsoliden Grund zu setzen wagen, so wäre das Wenigste und Nächste von Seiten Brasiliens: die Verwirklichung der den Grundbesitz der Colonisten sichernden und garantirenden Maßregeln, das Fahrenlassen aller Projecte, welche am Ende nichts Anderes als eine temporaire Sklaverei der Auswanderer zum Zweck haben, und namentlich daß man den Colonisten, den freien Arbeitern, sich zu gegenseitigem Schutz einander anzuschließen gestatte. Deutscherseits ist es dagegen nicht genug zu wünschen, daß durch die verschiedenen Regierungsbehörden der Abschluß von Auswanderungstractaten, überhaupt das ganze Treiben der oft so betrügerischen Agenten möglichst überwacht und beschränkt werde. Vor Allem aber auch, daß die Consulate in den Hafenplätzen wo die Einschiffung geschieht besonders darauf angewiesen oder ganz neu geschaffen werden mögen, die Ausrüstung der Transportschiffe und die Aufnahme der Auswanderer an Bord zu besichtigen, damit sich Deutsche nicht wieder solchen Schändlichkeiten wie denen den für Petropolis bestimmten Colonisten in Dünkirchen begegneten preisgegeben sehen mögen, und ihren Bitten um Hülfe eine andere Antwort von ihrem Consul werden möge als: „Ihr seid ja keine Deutsche mehr", womit ihnen aller Schutz verweigert wurde. Eine durchgreifende Organisation der Auswanderung ist von unsern deutschen Regierungen nicht zu erwarten.

F. Gaß.

Notizen.

Literarische Freibeuterei.

Das „Athenaeum" bezüchtigt zwei Buchhändler, einen londoner David Bogue und einen edinburger John Menzies, schamlosen Nachdrucks. Der Erstere hat zu Ende vorigen Jahres „The curiosities of modern travel — a year-book of adventure", der Andere „The recreation, a gift-book for young readers", beide zu einem sehr billigen Preise und im Aeußern hübsch ausgestattet, erscheinen lassen, Bücher die zum größten Theil aus langen Auszügen aus im vorigen Jahre erschienenen Werken bestehen, die des Copyright theilhaftig sind. Als solche geplünderte Bücher werden bezeichnet Murray's „Colonial library", Fortune's „China", Head's „Emigrant", Mrs. Stisted's „Letters from Italy", St.-John's „Wild sports in the Highlands", Lyell's „Travels", Browne's „Etchings of a whaling cruise", Hermann Melville's „Omoo", Roß' „Voyage of discovery", und Barrow's „Autobiography". Das „Athenaeum" findet in dieser Art der Autorschaft, die sich ohne die Feder anzusetzen blos der Schere und des Kleisters zu bedienen braucht, einen schlagenden Beleg, wessen gewisse Buchhändler selbst im Angesichte der Strafandrohungen des Gesetzes fähig sind. C'est tout comme chez nous.

Seltene Erscheinung.

Englische Zeitschriften erzählen: in der spanischen Hauptstadt beabsichtige ein Buchhändler, welcher im Verlage classischer Werke seines Vaterlands unermeßliche Reichthümer erworben, ein prachtvolles Gebäude aufzuführen, auf dem er die Namen der spanischen Schriftsteller in goldenen Buchstaben anzubringen gedenkt; auch soll er damit umgehen, da er keine Familie besitzt, bei seinem Tode sein Vermögen den Schriftstellern zu vermachen deren Werke er veröffentlicht hat. Ein englisches Blatt wünscht, daß dies Beispiel ansteckend sein und sich auch auf die englischen Verleger ausdehnen möge.

Neuhindostanische Literatur.

Der Radscha Apurva Krischna, gekrönter Dichter des Königs von Delhi, hat nach Zeitungen von Kalkutta jüngst sein historisches Gedicht unter dem Titel „Shah Namah Hind", d. i. „Die Geschichte der Kaiser von Hindostan", vollendet, und sollte dasselbe unmittelbar darauf in Druck erscheinen. Auch eine englische Uebersetzung wird beabsichtigt, die aber erst herauskommen sollte wenn das Werk die Approbation Sr. delhischen Majestät erhalten haben würde, die denn auch den letzten Nachrichten zufolge nicht vorenthalten werden sollen, vielmehr sind die solche enthaltenden Fermans dem hohen Dichter bereits zugefertigt worden.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
litterarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 60. — 29. Februar 1848.

Margarethe von Valois und ihre Zeit. Memoiren-Roman von Ida von Düringsfeld. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 59.)

Um das Ende des 16. Jahrhunderts galt es noch immer einen Kampf des leichten Wammses gegen den Harnisch; der Galanterie, der Intrigue gegen die freilich meist etwas rohe Wahrheit; der Schminke gegen die Farbe der frischen Natur; des Hofes gegen die Castelle. Elisabeth von England durfte eine Ebenbürtige lange gefangen halten, sogar ihr Blut vergießen; es fragte eben Keiner sonderlich danach, und immer fand die blutbefleckte Hand noch neue Bewerber auch in Frankreich. In Madrid ward eine Königin beigesetzt deren Leben verschwand man weiß nicht wie. Sie war eine französische Prinzessin: aber Frankreich fürchtete Spanien und bedurfte seiner Freundschaft. Wer fragt da nach einer Prinzessin von Frankreich? Und dieses Frankreich? Englands bluttriefender Scepter war von der Hand der Jungfrau von Orleans zerbrochen, und fast wird man versucht diese Jungfrau als ein Symbol zu betrachten. Jene die unter ihrer Fahne Helden waren vermochten nicht die Gefangene den Engländern wieder zu entreißen: sie starb auf dem Scheiterhaufen, dessen Flamme als Rächefeuer fort und fort loderte im Busen des Weibes, und Frauenherrschaft wälzte das schöne Frankreich in den Abgrund der Revolution. Die Könige, bisher kaum mehr als Sklaven trotziger Vasallen, gewannen nur allmälig Grund und Boden, indem sie diese Vasallen an den Hof und seine erschlaffenden Freuden, seine die gemeinsten Leidenschaften aufstachelnden Intriguen zu fesseln wußten. Der Hof führte ein Nomadenleben; denn immer noch waren die Städte eine Macht an deren Mauern selbst Heldenarme zerbrachen, und daß in den Königen die auch heute noch nicht so ganz klare Idee der Millionenbeglückerei eine Null war, bezeugt unter Andern der religiöse Fanatismus, dessen Dolch die Hugenotten heimlich und öffentlich hinmordete, um endlich in der Bartholomäusnacht über seine eigene Schande zu triumphiren. Was galt überhaupt ein Menschenleben, ein Menschenglück unter den beiden in die empörendsten Lüste versunkenen Königen, deren Schwester Margarethe war, deren Mutter Katharine von Medici Nichts achtete, und wo sie fürchten mußte zu morden verstand! Die höfischen Edelleute schlugen sich auf der Gasse, und ein Todtschlag ward

nur dann [illegible] hohes Interesse
eine königl[illegible] blieb dem [illegible]
meinen Sin[illegible] ßbung des [illegible]
nusses und [illegible] leantôme erzähle
das Alles [illegible], sodaß er [illegible]
in dieser [illegible] seiner Zeit [illegible]
Dazwischen [illegible] epigrammatisch
sche und R[illegible]

Diese Zeit, welche hier nur in weiten Umrissen angedeutet werden konnte, finden wir nun allerdings auch in dem vorliegenden Buche wieder. Allein sie ist zersplittert in tausend kleine Einzelheiten, nur da eine kaum mehr als flüchtige Stelle findend wo sie chronologisch hingehören und mit dem Gange der Handlung zusammentreffen. Wenn man daher auch eben hier ihnen Geltung zugestehen kann und muß, so sind sie doch in ihrer Abgerissenheit nicht verständlich, und müssen einem nicht geringen Theile der Leser Räthsel bleiben, sosehr, daß selbst Margarethens Thun und Lassen nicht selten in der Luft steht. Um es mit wenigen Worten zu sagen: die Verf., durch und durch vertraut mit allen Erscheinungen jener Zeit, postulirt ihr Vertrautsein auch bei dem Leser und auf Kosten des Romans, sofern dieser als ein Kunstwerk nach allen Seiten hin befriedigend sich darstellen soll. Das Wort „Memoire" hat wol der Verschmelzung der Einzelheiten zu einem Ganzen im Wege gestanden, und wir gewinnen vielleicht nur sehr Wenige für unsere Ansicht, daß damit auch symbolisch die dargestellte Zeit wiedergegeben sei, wo die ringenden Kräfte, die Tugenden wie die Leidenschaften, Laster und Verbrechen keinen Stützpunkt, keinen Schild, kein Asyl fanden, keiner Strafe achteten, kein Schwert fürchteten; wo der Staat noch als unentwickelter Begriff in der Macht des Stärkern ruhte; wo selbst die respectabelste Macht, die Kirche, weil sie frech ihre bescheidenen Grenzen überschritten, zu einer verächtlichen Dirne herabgesunken war, deren Flitterprunk die Reformatoren zerrissen.

Auf diesem vulkanischen Boden, welchen die Geschichte als Grenze zwischen dem Trotze des Ritterthums und der modernen Chevalerie bezeichnet, ward Margarethens Wiege geschaukelt, sproßte die Rose ihrer Jugend. Daß man sie mit dem Könige von Navarra verband, während die Hugenotten der Ausrottung verfallen waren, ist auch

ein sprechendes Beispiel von Dem was damals einem französischen Hofe möglich war. Margarethens königliche Brüder wußten Heinrich als Schattenkönig hinzuhalten und zu überwachen; sie mochte den Schatten nicht, und weil sie nicht Königin sein sollte, ward sie Herrscherin im Reiche der Liebe. In dem schönen Körper lebte auch ein Geist, gebildeter als der ihrer Umgebung: wie aber schon mancher Mann an seiner Umgebung zu Grunde gegangen ist, so dürfen wir mit einer Frau, den Gemahl nicht liebend, vom Gemahl nicht geliebt, nicht allzu streng ins Gericht gehen, wenn ihr Geist nicht stärker ist als die von allen Seiten hereinbrechende Verführung. Die Zeit der Minnehöfe war vorüber. Was wir davon wissen spricht nicht dafür, daß sie unsern Begriffen von Sittlichkeit besonders nahe verwandt gewesen sei: allein sie hatte der Galanterie eine Form gegeben, und diese foderte die Thätigkeit des Geistes zu den gewandtesten Anstrengungen auf, und der Urtheilspruch von schönen Lippen galt wol ebenso viel als der eines Parlaments. Das Geheimniß in welches die Liebe ihr höchstes Glück setzt war freilich aufgegeben, doch war von der Oeffentlichkeit die Ehre unzertrennlich, und wer auch nur den Schein derselben verletzte verfiel schon der Verachtung. Die Form war nun aufgegeben, und der Geist ihrer Stütze entbehrend verlor sich aus den Regeln eines anmuthigen Spiels in das grenzenlose Feld der Intrigue. An die Stelle des offenen Kampfes um Liebe und Lohn traten Verschlagenheit, List, Betrug. Da war wol noch die Rede von Liebe, doch meinte man nur Geben und Empfangen des Lohns.

Was Wunder wenn wir es bei Margarethe nicht anders finden! Sie hatte ein leuchtendes Vorbild in der namens- und stammverwandten Großmutter Heinrich's IV. Aber die Großmutter war todt. Was sie als Herrscherin gethan lebte nur in ihrem Volke segenvoll fort: am Hofe kannte man von ihr, die einmal die vierte Grazie, die zehnte Muse genannt wurde, Nichts mehr als das „Heptameron", eine Sammlung von ungeschminkten Liebesgeschichten, die man nicht umsonst gelesen haben wollte, und die letzte Valois verstand zu lesen. Ob sie eine Andere geworden wäre wenn der Gegenstand ihrer Liebe auch ihre Hand empfangen hätte, ist eine unnütze Frage. Der Gemahl sah weder ihre Körperschönheit noch den reichgeschmückten Geist, noch den Schatz der liebeathmenden Brust. Er suchte das Alles was er so nahe hatte, was sein war, anderswo: warum sollte sie allein stehen ebenda wo Alles Genuß athmete? Und doch war ihr das eigene Schicksal des Alleinstehens beschieden! Wo Alles öffentlich und schamlos genug Genuß athmete, da sollte es ihr versagt sein. Die Mutter eine alte Sünderin, die Brüder im Schlamm der Lüste versunken machten sich ein eigenes und sehr ernstes Geschäft daraus sie zu überwachen, ihre Häscher und Peiniger zu sein; und wie geheim sie auch das Pochen ihrer jugendkräftigen Brust zu beschwichtigen bemüht war, jene Oeffentlichen wußten sie doch zu überraschen, zu plagen, zu verfolgen. So ward der Trotz des Widerspruchs herausgefodert und immer von neuem aufgestachelt, bis endlich, weil alle Hülfsmittel erschöpft waren, weil auch die Jahre kamen die sie wol immer noch schön, aber doch nicht mehr jugendfrisch fanden, Nichts übrig blieb als bigotes Liebäugeln mit der Vergangenheit, und eine Grabschrift die vom ihrem Unglück redet.

Wir glauben, daß in dieser Margarethe ein Spiegel ihrer Zeit ebenso wol gegeben sei als ein Bild aller Zeit und alles Lebens. Wir hätten gewünscht sie so im Buche klarer hervorgehoben, und die mannichfachen Gegensätze welche sich überall darbieten zusammenfallen, aufgelöst zu sehen in dem Einen: daß jedes Leben ein verlorenes ist welches sich selbst in seiner ewigen Bedeutung aufgibt. Gegen den Verdacht, daß wir eine moralische Alltäglichkeit verlangen, hoffen wir durch alles hier Ausgesprochene und Angedeutete gesichert zu sein.

Streng genommen gibt das Buch anstatt des Gewünschten nur eine romantische Biographie seiner Heldin, und in diesem Sinne betrachtet dürfen wir dem ersten historischen Versuche der Verf. unsere volle Anerkennung nicht versagen. Die Charakteristik ist bis in die feinsten Züge wahr, oft meisterhaft entwickelt, und gibt Zeugniß von den tiefen Blicken welche die Verf. in die Bestrebungen des menschlichen Kopfes und Herzens thut. Sie hat ihr Buch wirklich erlebt, und wie dies Erleben im Allgemeinen wol als Vorzug der Frauenromane angesprochen werden darf — der Roman des Mannes ist mehr Product der Abstraction —, so hat Ida v. Düringsfeld das Erlebte auch empfunden und durchdacht. Von Demjenigen was Frauen uns nicht eben selten gouvernantenhaft als Schicklichkeit und reine Sitte aufdringen, was jedoch ebenso wenig selten wenn nicht auf Pruderie, doch auf Misverstand hinausläuft, ist die Verf. so frei, daß sie jedes Ding beim rechten Namen nennt. So muß es auch sein. Und doch wie edel, wie rein, wie graziös ist diese Sprache, diese Darstellung! Der Versuchung Beispiele zu geben widerstehen wir nur ungern: wir wüßten auch nicht wo anfangen? wo aufhören? Und überhaupt — wozu Beispiele? Sie sind meistens nicht verständlich ohne das Vorangegangene, ohne das Folgende. Die Verf. von „Schloß Goczyn", wodurch sie — es sind erst wenige Jahre — sogleich die Aufmerksamkeit, die Achtung der Kritik, die Zuneigung des Publicums in hohem Grade gewann, darf nicht erst durch Beispiele eingeführt werden. Nur um das Recensentenrecht auf Herbeiziehung solcher Testimonia zu sichern, sei hier das siebente Capitel im dritten Theile angeführt. Da stehen zwei Schönheiten, eine männliche, eine weibliche, einander gegenüber im Liebesgespräch, eine Königin und — nun, ein Geliebter. Sie, berauscht in Liebe und in seiner Schönheit; er, zurückhaltend, weil sie Königin, aber eitel, weil er schön, und sinnlich genug seine Zurückhaltung ihrem Zauber, ihren Huldigungen zu opfern. Die Scene ist von ganz eigenthümlichem Reiz und athmet unwiderstehliche Wahrheit. Hier war die Darstellung des Mannes nicht eben leicht. Sie ist gelungen zu nennen, und bei diesem Anlaß wollen

wir noch anführen, daß die Verf. zu den wenigen Frauen gehört, die Männer zu zeichnen verstehen.

Wo nun so viele Gaben sich vereinigen zu Darstellung eines poetischen Kunstwerkes, da dürfen wir steigende Vollendung hoffen. „Margarethe von Valois" ist, wie schon erwähnt, erster Versuch im historischen Roman. Wir haben nicht verschwiegen, daß wir noch den Organismus harmonischer Ausrundung der Theile zu einem Ganzen vermissen, und eine leitende Idee welche nicht auf einen Theil allein beschränkt ist: wir haben aber auch gleich anfangs von einem Umschwunge des Gewohnten beim Romane, und hier zunächst beim historischen Romane geredet. Bekanntlich wirkt auch heute noch Walter Scott als Muster fort. Seine englische Breite, seine fast ängstlichen Ausmalungen aller Details, sein bedächtiges Controliren des Menschen von einem Athemzuge zum andern, damit wir nicht etwa gar einmal irre an ihm werden, die eiserne Consequenz im Festhalten und Durchführen des unbedingt hingestellten Plans — das Alles ist immer noch nützlich zu fleißigem Studiren und zu Entscheidung über das Nothwendige, über den Ballast. Muster jedoch kann Walter Scott nicht länger sein. Wir sind rühriger geworden, woher sollte da die Zeit kommen jeden Lakaienknopf mit ziemlich dumm ausfallender Kennermiene zu prüfen! Wir wollen mit drei Strichen den ganzen Menschen vor uns hingestellt sehen; wir wollen, jedes Wort soll eine That und jede That Symbol des Lebens, nicht im Buche allein und in seiner Zeit, sondern aller Zeit sein. Dazu sind in „Margarethe von Valois" schon die reichsten Elemente niedergelegt, und wenn dem Genie weiblicher Muth, weibliche Ausdauer, weiblicher Scharfsinn zur Seite stehen, so werden wir im Memoiren-Roman, der hier noch allzu sichtbar in einzelne Scenen zerfällt, eine ganze Handlung in einer Form erblicken welcher die Kunstkritik volle Berechtigung zusprechen muß. 30.

Vermischte Schriften von G. A. Freiherrn von Maltitz. Neue Ausgabe mit einer Einleitung von C. A. Schlönbach. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1847. 16. 20 Ngr.

Maltitz war bekanntlich zu Königsberg 1794 geboren. Zur Zeit der Julirevolution war er einer der Hauptvorkämpfer des Liberalismus, und mußte, nachdem er seine fünf Reden an Deutschlands Volk, Schriftsteller, Wehrstand, Adel und Fürsten erlassen hatte, nach Paris flüchten. Von dort schrieb er seine „Stimmen der Zeit". Der Herausgeber hält es gerade jetzt an der Zeit jene zwei Werke dem Vaterlande wieder vorzuführen; „denn tüchtige Stimmen", sagt er, „kräftige Worte sind ihm sehr nöthig, und die vorgeführten Worte passen aufs neue so ganz für die Gegenwart als ob sie direct aus ihr hervorgegangen wären." Es mag sein, daß viele der in den „Stimmen der Zeit" niedergelegten Gedanken auch jetzt noch ihre Anwendung finden, viele derselben sind auch bereits längst erledigt oder berichtigt worden. Die „Stimmen der Zeit" enthalten in selbständigen, nicht miteinander verbundenen, sondern nur lose hintereinander gereihten Sätzen das Programm des Liberalismus aus dem Jahre 1830; es sind Betrachtungen über Regierungsformen, über Garantien der Volksrechte, über Stände u. s. w. mit historischen und politischen Notizen durchwebt, ganz geeignet auch unser Interesse noch zu erregen. So heißt es: „Die Sache der Armee kann nicht lange von der Sache der Nation und der Freiheit getrennt bleiben!" Und (S. 21): „Ein Monarch ist nicht so untrüglich wie der Papst, es zu sein vorgibt, daß er sich allein nicht irren könnte in der Meinung über die Fähigkeit eines Mannes den er zum Minister beruft. Beschränkt die Constitution die monarchische Autokratie, so ist sie dagegen ein persönlicher Schutz der Monarchen, daß seltener als sonst ganz unfähige Minister ihren Willen vollziehen können, und daß ein Volk so lange es möglich ist alles Unangenehme den letztern zurechnet." Das Büchlein enthält außerdem noch Biographien der größten deutschen Componisten und eine Ballade, „Der graue Gast", welche letztere die Ueberraschung Mozart's bei seinem „Requiem" durch den Tod zum Gegenstande hat. 11.

Guter Rath für Vielliebchen.

In dem von Horace Mayhew herausgegebenen „Comic almanack for 1848" befindet sich unter der Ueberschrift „A new opening for Valentines" ein humoristisch-ironischer Ausfall auf die Anfoderungen die gegenwärtig in der gebildeten Gesellschaft zuerst an einen Liebhaber von Mädchen und Aeltern gestellt werden. Dieser Angriff knüpft an die bekannte englische Sitte an am Valentinestag (14. Februar) der Herzerwählten in einer zierlichen kleinen Gabe einen Glückwunsch darzubringen, eine Sitte die mit der unserer „Vielliebchen" verwandt ist. „Valentinchen", bemerkt der englische Spottdichter, „sind bisher sentimental gewesen. Dies ist ein trauriger Misgriff in unserm praktischen Zeitalter, wo die Liebe an Jemandes Thür lange genug anklopfen muß bevor sie Einlaß erhält, es sei denn sie kammt schön angeputzt und die Taschen mit Geld vollgepfropft. Der altmodische Altar mit einem Paar spießedurchstochenen Herzen darauf, wie er sonst von dem Briefträger in schönem bunten Umschlag am Valentinestag in die Häuser gebracht wurde, ist nur ein klägliches Geschenk für junge Damen die bei täglichen Leckerbissen auferzogen worden sind, und die lieber ein Schildkrötengericht haben möchten als das niedlichste Paar Turteltauben das ihnen je mit bunten Bändern verziert auf dem schönsten Seidenpapier dargeboten werden könnte! Die Liebhaber vergessen, daß wir eine Krämernation sind, und sollten ihre Berechnungen danach einrichten. Wie weit besser wäre es für sie, statt einer ungeheuern Tulpe mit einem Herrlein darin, einem kleinen Ueberblick ihres Vermögens in Gold und Silber aus ihres Banquiers Cassabuch gezogen vorzuzeigen. Die Damen brauchten sich nicht erst die Mühe zu nehmen unter die papierene Rose zu lugen, welche wenn sie herausgerissen wird das Abbild eines schmachtäugigen Adonis in blauem Frack und schwarzem Schnurbart zum Vorschein bringt; aber wol würde ein kurzer Abriß Dessen was besagtes Schmachtauge wenn verheirathet in Bezug auf einen Galawagen oder eine Opernloge zu thun beabsichtigt, ein Vexirspiel sein, das zu lösen einem jeden jungen Mädchen zu größtem Ergötzen gereichen würde. Schönheit ist durchaus Gegenstand des Geschmacks; aber ein schöner Hausstand mit unbeschränktem Putz, gepuderten Bedienten und ein Abonnement im französischen Theater ist eine einfache Sache, die jede wohlerzogene Schöne auf den ersten Blick würdigen möchte. Wahrhaftig, je mehr man ein solches Liebesbrieflein betrachten würde, desto mehr würde man es bewundern müssen. Die Frage heutzutage ist nicht, ob ihr hübsch ausseht — Das geht nur euern Spiegel an —, sondern ob euer Vermögen sich gut ausnimmt. Hymen hat vollständig in das Handelsgleis eingebogen, und je mehr die Liebesbriefe den Kaufmannsanzeigen gleichen, desto leichter werden junge Herren die sich zu den «schrecklichsten Opfern» bereit erklären Abgang finden" u. s. w. 3.

Bibliographie.

Ansted, D. T., Die Vorwelt oder malerische Umrisse der Schöpfungsgeschichte unsers Erdballs nach den neuesten geologischen Forschungen. Für Freunde der Natur, zur belehrenden Unterhaltung und zum Selbstunterricht. Deutsch bearbeitet von K. F. A. Hartmann. Mit Illustrationen. 1ster Theil. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 20 Ngr.

Artaud von Montor, Ritter, Geschichte der römischen Päpste, nach dem Französischen herausgegeben von J. A. Boost. 1ster Band. 1ste Lieferung. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Bessel, F. W., Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von *H. C. Schumacher*. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Thlr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. III. 1ster Band. — A. u. d. T.: Das enthüllte Portugal nebst Blicken auf die gegenwärtigen Zustände Spaniens. Von T. M. Hughes. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 1ster Band. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Boost, J. A., Die Geschichte und die Propheten, die wahren Schlüssel zu den Pforten der Zukunft. 3te, den jetzigen Zeitwirren gemäß sehr veränderte und vermehrte Auflage. — A. u. d. T.: Die Weissagungen des Mönchs Hermann zu Lehnin über Preußen und jene des Benedictiners David Speer zu Benedictbeuern über Bayern. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Conscience, H., Sammlung ausgewählter Schriften. Aus dem Flämischen. 9tes Bändchen. — A. u. d. T.: Lambert Hensmanns. Münster, Aschendorff. 1847. Gr. 12. 10 Ngr.

Corso. Sammlung deutscher Original-Novellen der beliebtesten Schriftsteller. 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Der Schatten Napoleons. Novelle von B. Heßlein. Berlin, Cohn u. Comp. 8. 15 Ngr.

Coudrin, A., Leben des Abbé Coudrin, Gründers der Congregation der heiligen Herzen Jesu und Maria und der ewigen Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes. Regensburg, Manz. 1847. 8. 1 Thlr.

Creuzer's, F., Deutsche Schriften, neue und verbesserte. III. Abtheilung. 2ter Band. — A. u. d. T.: Zur Geschichte der griechischen und römischen Literatur. Abhandlungen. Besorgt von *J. Kayser*. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Döring, H., Gottfried August Bürger. Ein biographisches Denkmal. — A. u. d. T.: G. A. Bürger's sämmtliche Werke. Supplement-Band. Göttingen, Dieterich. 1847. 8. 1 Thlr.

Doerr, A., Titan und Eros. Dichtungen. Darmstadt, Leske. 8. 1 Thlr.

Duisburg, Luise v., Erinnerungsblätter. Neue Kränze um wohlbekannte Bilder. Danzig, Gerhard. 1847. 8. 10 Ngr.

Gartner, A., Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart, eingeleitet von Ad'alb. Stifter. Pesth, Heckenast. Gr. 16. 24 Ngr.

Genelli, Das Leben des heiligen Ignatius von Loyola, Stifters der Gesellschaft Jesu. Mit Benutzung der authentischen Acten, besonders seiner eigenen Briefe. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Karotten und Marotten. Epigrammatische und humoristisch satirische Dichtungen eines Einsiedlers. Neuhaldensleben, Eyraud. 12. 15 Ngr.

Koberstein, A., Zu und über Goethe's Gedicht, Hans Sachsens poetische Sendung. Naumburg. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Ledebur, L. v., Die Grafen von Valkenstein am Harze und ihre Stammgenossen. Mit 5 Siegel-Abbildungen und 2 Stammtafeln. Berlin, Mittler. 1847. Gr. Lex.-8. 22½ Ngr.

Männel, A., Die angelsächsische Sprache, das Fundament der englischen. Als Gegenschrift zu: „Das Fundament der englischen Sprache, ihr Ursprung aus der skandinavischen Sprache ꝛc. von Smith.“ Leipzig, Schwickert. 8. 5 Ngr.

Möhlau, L., Gedichte. Berlin, Cubilia. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Piringer, B., Der Christbaum. Ein lyrisch-didactisches Gedicht. Augsburg, Rieger. 8. 1 Thlr.

Schneidawind, F. J. A., Das Buch vom Erzherzog Carl. Illustrirt von A. Müller. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Vier Lieferungen. Leipzig, Spamer. Gr. 8. à 5 Ngr.

Schopenhauer, Adele, Eine dänische Geschichte. Roman. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tannen, C. H. L., Blüthen der Einsamkeit. Gedichte. Aurich, Prätorius u. Seyde. 24. 6 Ngr.

Urlichs, L., Die Apsis der alten Basiliken. Greifswald, Koch. 1847. 8. 6 Ngr.

Ungarische Volkslieder in einer Auswahl gesammelt von A. Vilney. 1ste Folge. Leipzig, Verlagsbureau. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Deutsche Ansprachen. I. Die Oldenburgische Verfassung und ihre Preußische Vorgängerin. Bremen, Schünemann. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Aristides, Ein Ritter und vierzig Knappen. Berlin, A. v. Schröter. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Azeglio, M., Vorschlag zu einem Programm der Nationalpartei in Italien. Aus dem Italienischen. Leipzig, Spamer. 8. 15 Ngr.

Bardeleben, K. v., Die Verfassungsentwickelung in Preußen und ihre neueste Phase. Leipzig, Spamer. 8. 15 Ngr.

Beck, K., Monatsrosen. 1ster Strauß. Berliner Elegieen. Amoretten. Januar. Berlin, T. Trautwein. Lex.-8. 10 Ngr.

Beer, B., Die freie christliche Kirche und das Judenthum. Sendschreiben an Herrn Johannes Ronge, in Bezug auf mehrere Aeußerungen in dessen neuester Schrift: „Das Wesen der freien christlichen Kirche.“ Leipzig, Hunger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Erinnerung an das fünfte Liederfest des Thüringer Sängerbundes zu Eisenach. Eine vollständige Festbeschreibung mit sämmtlichen gehaltenen Reden. Nebst 2 Abbildungen. Arnstadt, Meinhardt. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Mau, C. E., Die Berechtigung, die Verpflichtung und die Beruhigung der evangelischen Kirche. Reformationspredigt, gehalten am 23. Sonntage nach Trin. 1847. Kiel, Schwers. Gr. 8. 4 Ngr.

Rothschild, D., Der Eid der Juden. Eine kritische Beleuchtung der für denselben in Preußen bestehenden Gesetze, vom jüdisch-theologischen Standpunkte. Brilon, Friedländer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein Standpunkt. Betrachtungen geknüpft an den in Nr. 17 der Allgemeinen preußischen Zeitung veröffentlichten Aufsatz über die jungdeutsche Propaganda in der Schweiz. Von St. P. Berlin, J. Schmidt. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Stigelmayr, M. G., Beschwerde an die hohe Kammer der Abgeordneten zur bayrischen Ständeversammlung im J. 1847 wegen Verletzung des §. 8. Titel IV. der bayrischen Verfassung. München. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Die bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichstellung der Israeliten mit den übrigen Staats-Bürgern vom Standpunkte der Menschlichkeit, des Staates und der christlichen Kirche aus beleuchtet. München. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Wislicenus, A. T., Worte des Abschiedes in der Kirche zu Bedra Sonntag den 11. Juli 1847 gesprochen. Halberstadt, Frantz. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 61. —— 1. März 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweiter bis vierter Theil. 1789—1805. Berlin, Veit u. Comp. 1847. 8. 3 Thlr.

Wir schlossen die Anzeige des ersten Theils dieses Briefwechsels (Nr. 303 und 304 d. Bl. f. 1847) mit der ausgesprochenen Erwartung, daß die folgenden Theile Zeugnisse von einer großen in Schiller vorgegangenen Wandlung enthalten würden; wir würden in ihnen lesen wie seine Heirath günstig auf ihn gewirkt, der Umgang mit Goethe mächtigen und wohlthätigen Einfluß auf ihn geübt habe. Und wir haben uns nicht getäuscht; ja unsere Hoffnung und Erwartung ist in reicherm Maße erfüllt als wir uns vorstellten.

Erinnern wir uns der bedrängten und eingeengten Lage in der wir Schiller im ersten Theile finden, der Unbilden mit denen er zu kämpfen hatte, der trüben Stimmung die eine nothwendige Folge war, und lesen wir dann in einem bald nach seiner Hochzeit an den Freund gerichteten Briefe, wie er an der Seite der Gattin „sein Dasein in eine harmonische Gleichheit gerückt" findet, wie die ersten glücklichen Tage der Ehe „nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell hingehen"; lesen wir in einem spätern Briefe, wie „der Gattin liebes Leben und Weben, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe ihm eine Ruhe und Harmonie geben die bei seinem hypochondrischen Uebel sonst fast unmöglich wäre, wie es sich um ihn herum in dichterische Gestalten kleidet"; lesen wir in so vielen spätern bis zu den letzten Briefen gleiche Aeußerungen stillen Glücks, inniger Zufriedenheit: dann erkennen wir, daß Schiller das Bedürfniß seiner Natur wohl verstand, daß die Bedächtigkeit, der Verstand, womit er bei der Wahl seiner Lebensgefährtin zu Werke ging, ihn zu einem glücklichern Ziele führten als wozu Leidenschaft, die bei dem Dichter so natürlich und verzeihlich, ihn geführt haben würde. Schiller's Beispiel lehrt in schöner, großartiger Weise, daß eheliches, häusliches Glück sich mit dem Wesen und Sein des großen Genius würdig verbinden lasse. Er war ein Mensch im vollsten, edelsten Sinn des Worts; so erkennen wir ihn in diesen Briefen, und oft mit Rührung, neben dem Gatten auch als Sohn, Bruder, Vater, Freund; und wir können nicht umhin Goethe's Ausspruch zu wiederholen: „Er ist so groß am Theetisch wie er im Staatsrath gewesen sein würde."

Was den zweiten Punkt betrifft, daß wir im Verlauf des Briefwechsels Zeugnisse von dem mächtigen, wohlthätigen Einflusse finden würden den Goethe auf ihn geübt, so brauchen wir uns nur an des Letztern Aeußerungen zu erinnern: daß die Erscheinung des „Don Carlos" ihn Schiller nicht habe näher bringen können, an desselben Klage, daß Schiller sich in seinem Aufsatz „Ueber Anmuth und Würde" undankbar erwiesen gegen die große Mutter (die Natur), die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelt; wir brauchen nur der Weise zu gedenken in der Schiller im J. 1787 über Goethe's „bis zur Affectation getriebenes Attachement an die Natur" schreibt, und dann acht Jahre später ihn zu hören, wie er sich nach dem ersten längern Zusammensein mit Goethe in dessen Hause über die Naturstudien desselben ausspricht, die ihn ebenso sehr interessiren als sein poetischer Charakter, und wie er nun, freilich übertreibend, über den „Don Carlos" spricht (III, 193), um uns zu überzeugen, daß eine große Umwandelung mit ihm vorgegangen ist.

Nicht als ob Schiller nicht durch eigene Kraft und eigenes Nachdenken das Höhere erreicht haben würde; aber Das ist gewiß, daß die Verbindung mit Goethe wie die Sonne wirkte die die emporschießende Pflanze rasch zu voller Freudigkeit, zu vollem Leben entfaltet. Schiller war gerade reif um für die mächtige Einwirkung Goethe's empfänglich zu sein. Auch war er nicht

blos der Empfänger. „Sie haben mir meine Jugend wiedergegeben", schreibt Goethe an ihn, „und mich wieder zum Dichter gemacht, der zu sein ich so gut als aufgehört hatte."

Goethe sagt irgendwo, sein Briefwechsel mit Schiller sei das würdigste Geschenk das dem gebildeten Publicum habe gemacht werden können. Vielleicht denkt Mancher, da werde, wenigstens für die bedeutendste Periode von Schiller's Leben, der Briefwechsel mit Körner an Werth sehr zurückstehen, ja man könne denselben leicht entbehren. Man irrt, auch zugegeben, daß jener an eigentlichem Gehalt ohne Frage der wichtigere ist. Schiller stand zu Körner in einem ganz andern Verhältnisse als zu Goethe. Jener war der vertraute Freund von der Zeit her wo Herz und Geist am geneigtesten sind einen Freundschaftsbund zu schließen; der Bund ward geschlossen in einer Zeit wo Beide sich erst eigentlich bilden mußten, wo die spätere Gemeinschaft durch Erinnerung an die frühere, wie aus der unscheinbaren Wurzel, hundertfältige Nahrung sog. So traulich konnte das Verhältniß mit Goethe nicht werden, wenn es auch in höherm Grade ein bildendes war. Gerade die so höchst wichtige Zeit wo Schiller ward liegt uns in dem Briefwechsel mit dem Freunde vor Augen. Man denke auch nicht, bei Schiller sei vor dem höhern Genius der Jugendfreund in Schatten getreten. Wie wir durch den ganzen Briefwechsel Schiller als den wahrhaften, der edlern Natur unwandelbar treuen Menschen finden, so auch in seinem Verhältniß zu Körner. Wir werden später auf die Verhältnisse zu diesem und Goethe zurückkommen und von dem Punkte zu sprechen haben wo des Erstern Einfluß auf Schiller seine Grenze fand. Aber die Freundschaft dauerte fort. Als Körner und Schiller sich nach einer längern Trennung in Jena wiedergesehen, schreibt der Erstere gleich nach dem Abschied (18. Mai 1796): „Ich bin mit den glänzendsten Hoffnungen von dir abgereist. Auch mich fühle ich gestärkt und begeistert zu neuer Thätigkeit, und die Entwürfe zu künftigem gemeinschaftlichen Lebensgenuß bleiben mir immer im Gesicht"; und Schiller erwidert: „Wie ein Traum ist mir unser Zusammensein vorübergegangen; aber die Folgen sind glücklich und bleibend für mich. Ich habe nun Gelegenheit gehabt, uns Beide nicht nur, sondern Alles was zu uns gehört als Ganzes zusammen zu sehen, und die ruhige Harmonie die es macht gibt mir für künftige Pläne den besten Muth und die fröhlichsten Hoffnungen." Als Schiller Dies schrieb: stand die Freundschaft mit Goethe bereits in der schönsten Blüte, und als Gatte und Vater genoß er das reinste Glück. Was Schiller für den Freund vermochte, Das sehen wir aus jenen Briefen; er, der zärtliche Sohn und Bruder, verbarg, damit der Genuß der Freundschaftstage nicht getrübt würde, dem Freunde die große Sorge um seine Geliebten in Schwaben, die sich durch den Krieg und häusliche Leiden in der traurigsten Lage befanden.

Groß ist der Reichthum den diese vier Theile des Briefwechsels in sich schließen, möge man auf die größtentheils bedeutenden und interessanten Persönlichkeiten sehen die darin vorkommen, oder auf Werke die besprochen werden, eigene und fremde, oder auf Ereignisse der Zeit, welche die Freunde jedoch seltener berühren als mancher Leser wünschen möchte. So erwartete man lebhaftere Mittheilungen über die Französische Revolution, deren Anfänge mit Theilnahme und Freudigkeit zu begrüßen gewiß in der Natur Dessen lag der den „Don Carlos" gedichtet. Die schreckliche, widerwärtige Wendung die dieses Ereigniß so bald nahm mochten den eben mit tiefsinnigen Forschungen über das Schöne Beschäftigten von demselben ablenken. Als die Katastrophe des unglücklichen Königs naht, ist er aufgeregt; er unternimmt es ein Memoire zu Gunsten des Angeklagten abzufassen, in der Hoffnung, daß „ein deutscher Schriftsteller der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über die Streitfrage erkläre auf die richtungslosen Köpfe der in Frankreich schaltenden einigen Eindruck machen werde" (III, 357). Das Memoire wurde wirklich begonnen; aber die Feinde Ludwig's waren rascher, und Schiller ward nicht wohl darüber. „Ich kann", schreibt er am 8. Febr. 1793 an Körner, „seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen; so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an." Später ist nur noch von dem französischen Bürgerdiplom die Rede, welches von Roland unterzeichnet Schiller so spät und auf solchen Umwegen erhielt.

Viel zu weit würde es führen, wenn wir alle in dem Briefwechsel vorkommende Personen, auch nur die bedeutendern, aufführen wollten; einer Reihe derselben aus der frühern Zeit ist in der Anzeige des ersten Theils gedacht worden; manche kehren in den folgenden Theilen wieder. So Wieland, über den wir ein zwar scharfes, aber begründetes Urtheil von Körner (IV, 28) lesen, welches jedoch von Schiller erweitert und modificirt wird, indem dieser „den Beredten und Witzigen kaum zu den Dichtern zählen möchte, doch dabei anerkennt, daß seine Deutschheit bei der französischen Appretur ihn zuweilen zum echten Dichter mache; öfter freilich zum alten Weibe und Philister". So Herder, dessen reicher Geist, bei so vielen Anlagen zu allem Edeln und Schönen, durch den Widerspruch gegen seine Umgebung und Zeit verdüstert, von dem Schönen, das nur neben der Heiterkeit weilt, abgewandt erscheint. Wir dürfen hier die Bemerkung nicht zurückhalten, daß, wie wichtig, belehrend und willkommen auch der Beitrag der diese Briefe zu der Geschichte der Glanzperiode Weimars liefert, der Periode wo die vier großen Genien noch vereint den kleinen Ort zu einem der bedeutendsten in der Geschichte der Geister machten, derselbe doch auch die Schattenseite erkennen läßt, die, wie sie sich bei allen Großen auf Erden findet, auch jenem Musensitze nicht fehlte. Wir sagen Dies nicht allein in Beziehung auf Wieland und Herder, auch von Goethe lesen wir, was die Wahrheit seines eigenen Worts bezeugt: „daß große Männer immer durch irgend eine Schwäche mit ihrer Zeit und Umgebung zusammenhängen."

Gedenken wir der Neuhinzugekommenen, so interessirt

uns vor Allen Wilhelm v. Humboldt, dessen umfassenden Geist wir im Briefwechsel sich entfalten sehen, dem es damals freilich noch „an der ruhigen und anspruchslosen Empfänglichkeit fehlte die sich dem Gegenstande hingibt, der noch zu unruhig auf bestimmte Resultate drang" (IV, 46); aber die große Geistesthätigkeit war da, und was sie, da der große, freilich zum Dichter nicht geschaffene Geist Ruhe und Klarheit gewonnen, erzeugt, Das liegt jetzt der Welt vor Augen. Alexander's v. Humboldt muß sich Körner gegen Schiller annehmen (IV, 47 fg.), da dieser, der Philosoph und Dichter, nicht ahnte was „der nackte, schneidende Verstand" aus dem „ungeheuern Reichthum des Stoffs", den er schon in jungen Jahren sich angeeignet, einst schaffen würde, wenn er, die unendlichen Einzelheiten überschauend, sich in das Gebiet der Ideen erhoben. Die berühmte Recension von Bürger's Gedichten hätte Körner im Geiste voraussehen können, wenn er las was sein Freund über den Dichter schreibt, dessen Bekanntschaft er 1789 machte, über ihn dessen Aeußeres wenig versprechend, plan und fast gemein war, wie sich in demselben der Charakter seiner Schriften aussprach (II, 90). „Uebrigens", schreibt Schiller, „ein gerader, ehrlicher Kerl"; wie er denn auch später, da er in den „Xenien" ihn als Ajax aufführt, die Härte jener Recension einigermaßen zu vergüten sucht. Der Freund der einst der Dritte im Bunde war, Huber, erscheint nicht zu seinem Vortheil; er täuscht die Ahnung nicht die wir von vornherein hegten, er werde kein dauerndes Glied des Bundes sein. Er erinnert an Weislingen im „Goetz"; wie dieser den Jugendfreund, so verletzt jener Körner auf das empfindlichste, was auch Schiller schmerzlich trifft. Edel, wahrhaft menschlich aber erscheint das Freundespaar bei dem Tode des ehemaligen Freundes. „Aller Groll gegen Huber", schreibt Körner, „verschwand bei mir wie in dir bei der Nachricht von seinem Tode" (IV, 384). Ueber Georg Forster, da dieser sich der Französischen Revolution hingegeben, wird von Schiller ein strenges Wort gesprochen (II, 357); hätte er die nach dem Tode des unglücklichen Mannes veröffentlichten Briefe desselben gelesen, er würde seine Prophezeiung, daß jener sich mit Reue aus der Sache ziehen werde, erfüllt gesehen haben; aber das Wort Schande hätte er zurückgenommen. Die Brüder A. W. und F. v. Schlegel erscheinen bei ihrem frühesten Auftreten so, daß man sofort einsieht, ein eigentliches Verhältniß werde sich zwischen ihnen und den beiden Freunden nicht bilden können, wie es denn von Seiten Schiller's bald genug abgebrochen wird; „ihm verderbten diese Einseitigkeit und Anmaßung sogleich alle Lust" (IV, 178). Ueber Tieck wird strenge geurtheilt, nicht strenger jedoch als er über Schiller geurtheilt hat.

Die Verschiedenheit zwischen beiden Dichtern war zu groß, ihre Richtung zu verschieden; und bei aller Achtung vor Tieck's Talent muß man doch eingestehen, daß er kein einziges grösseres Werk classisch vollendet hat. Daß von Kant, dem beide Freunde ein ernstes Studium zuwenden, viel die Rede sein werde, ließ sich erwarten; so werden Fichte und Schelling bei ihrem Erscheinen mit Anerkennung begrüßt. Was sollen wir Viel über Nicolai's, „des platten Gesellen" (III, 306), Beurtheilung der „Horen", über Böttiger, „den Indiscreten, den Allerweltsschwätzer und Sykophanten" (III, 54, 169), sagen? Sie werden kaum berührt, der Erstere auch da nicht, da dessen breite Ergießungen über die „Xenien" reichen Stoff zu Bemerkungen gegeben hätten. So ist es mit Kotzebue. Bei diesem natürlichen Abscheu Schiller's gegen alles Gemeine müssen wir des Worts gedenken das er, als ein Blatt des „Freimüthigen" sich in die Krankenstube verirrt hatte, wenige Tage vor seinem Tode sprach: „Thut es doch gleich hinaus, daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen" („Schiller's Leben", von Frau v. Wolzogen, II, 275). Mit wenigen Worten gedenken wir nur noch, daß uns in diesen Theilen die Namen Voß, Stolberg, H. Meyer, Johannes Müller, Bode, Reichard, Dannecker, Dalberg, Funck, Thielemann, Leuchsenring, Anderer zu geschweigen, begegnen. Auch der „Leier" Theodor Körner's, die später solchen Ruf gewinnen sollte, wird gedacht (IV, 26). Ob der Vater wol in späterer Zeit eine so ernste und gerechte Kritik den Ergießungen des Sohnes widmete wie die welche wir so oft in seinen Briefen an Schiller finden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Revolutionnaire Literatur.

In der Anklage gegen die des Hochverraths beschuldigten 254 Polen werden häufig auch Schriften genannt welche verbrecherischen Inhalts seien, und deren Besitz eine Vermuthung für die Schuld der verdächtigen Individuen abgegeben hat. Unter diesen Schriften sind als von besonderer Bedeutung vier hervorzuheben: der „Demokrata polski" (Polnischer Demokrat), „Pszonka" (Eigenname), „Prawdy Zywotne" (Lebenswahrheiten) und endlich „Partyzantka" (Der Parteigängerkrieg). Die erstgenannte Schrift ist periodisch und gibt jährliche Berichte über den Zustand des demokratischen Theils der Emigranten, ihre Arbeiten, ihre Pläne, entwickelt neue Kriegstheorien und behandelt politische und sociale Fragen. „Pszonka" war eine zu Strasburg erscheinende Wochenschrift politischen Inhalts, welche mit den Mitteln der Satire und Ironie fast alle Fractionen der polnischen Emigration verfocht und es mit ihnen verdarb, sonst aber eine radicale Haltung hatte. Seit mehren Jahren ist dieses Organ einer sehr geringen Partei den Maßregeln der Prävention erlegen. Die beiweitem wichtigsten unter den aufgezählten Schriften sind die „Prawdy" und Stolzmann's „Partyzantka", oder wie der Verfasser dieses Wort selbst umschreibt, „die geeignetste Kriegsart insurgirender Völker".

Wir hatten dieses im J. 1844 in Paris bei Brockhaus u. Avenarius erschienene Buch nie vor Augen gehabt und wurden erst durch die Proceßverhandlungen auf dasselbe aufmerksam gemacht. Da ihm von der Anklage eine große Wichtigkeit beigelegt wird, so ließen wir es kommen, um seinen Inhalt selbst zu prüfen, und wollen nun eine kurze Rechenschaft davon geben.

Stolzmann war im J. 1831 polnischer Capitain der Artillerie und gehört zu den Emigrirten. Er ragte sonst unter diesen durch Nichts hervor, erst diese Schrift scheint ihm Ansehen bei ihnen verschafft zu haben.

Sein Losungswort, das die ersten Seiten seines Buches tragen, ist Kampf, ein Kampf bis zur Freiheit oder zum Tode. Die Schilderhebung des gesammten polnischen Volkes

darf nicht länger hinausgeschoben werden, es ist jeder Augenblick günstig, jeder verlorene Augenblick ein strafbarer Verlust. Um die Patrioten an die Möglichkeit einer totalen Insurrection und einen glücklichen Erfolg derselben glauben zu machen, entwickelt Stolzmann eine Kriegstheorie welche durchgeführt nach ihm das Schicksal Polens günstig und sicher entscheiden müsse: er schlägt den Parteigängerkrieg vor. Italien, die Schweiz, Böhmen unter Ziska, die Niederlande unter Philipp II., Serbien unter Kara Georg und Milosch, Griechenland gegen die Türkei und die Spanier gegen Napoleon haben durch den Parteigängerkrieg gesiegt. Tscherkessien beschäftigt durch diese Kriegsart schon eine Reihe von Jahren die russische Macht.

Die polnische Nation müsse nur Glauben an sich selber haben und einsehen lernen, daß ihre Rettung auf keinem andern Wege möglich sei als dem des Aufstandes. Früher habe die Nation sich Leitern anvertraut denen selbst der Glaube an sie gefehlt; aber man könne sicher sein, daß bei der Anwendung der rechten Mittel zum Aufstande von 20 Millionen Menschen wenigstens 4 Millionen unter die Waffen gebracht werden würden, und diese Masse werde, richtig geleitet und vertheilt, allen Angriffen trotzen.

Schon daß die kriegerische Macht aus dem Kern und Mittelpunkt der Nation genommen werde, verbürge den Fortgang des Unternehmens als eines wahrhaft nationalen. Jeder Einzelne habe ein heiliges persönliches Interesse an dem Kampfe, er kämpfe nicht als Lohnknecht oder zur Unterdrückung Anderer, sondern um den Preis der Freiheit. Der Parteigängerkrieg werde die materiellen wie die moralischen Kräfte des Volkes heben, es werde aufgerüttelt aus seinen dumpfen, thatlosen Träumen, und wach erhalten und der frühern Freiheit wieder erinnert werden, die wol in Vergessenheit kommen könne wenn Generationen in Unthätigkeit verschwinden. In der Kirchhofsruhe Polens müsse das sittliche Leben in Stockung gerathen, die Fähigkeit, das Talent bleibe unbekannt, der Krieg erst könne ihm seine rechte Stellung wiedergeben, werde neue Liebe zum Vaterlande einflößen und die Nation zu einem einigen Ganzen zusammenschmiedend alle Sonderinteressen zerstören. Der Verf. beruft sich auf Ludwig Philipp's Wort in dessen geheimer Correspondenz mit Talleyrand: „Il est immortellement vrai, que lorsqu'un peuple, vraiment peuple, est debout pour sa liberté, il n'y a aucun pouvoir absolu qui suffit pour le dompter." Er verweist auf das Beispiel Spaniens im J. 1808. Napoleon hatte die Hauptstadt des Landes genommen, ein einfacher Maire ruft die Nation auf die Schmach abzuschütteln, die Franzosen aus dem Lande zu jagen. In acht Tagen widerhallte von einem Ende Spaniens bis zum andern der Ruf zum Kampfe. In Sevilla constituirt sich aus eigener Machtvollkommenheit eine Junta, und die Revolution ist fertig; diese Junta läßt sich auf keine diplomatischen Verhandlungen ein, sie wendet sich an die Völker, zunächst aber an das eigene — und Spanien war gerettet.

Hier macht der Verf. sich selbst den Einwurf, daß die verschiedene Beschaffenheit des spanischen und polnischen Bodens zu ganz verschiedenen Resultaten führen könne. Aber, sagt er, „die Karlisten wie die Christinos haben Berge", die Vortheile und Nachtheile der Kämpfenden heben sich auf. Uebrigens habe Polen einen für den Parteigängerkrieg überaus günstigen Boden, es habe einen natürlichen Bundesgenossen in seinen Wäldern und Sümpfen. Dies werde auch anderweit anerkannt; er beruft sich auf Willisen's „Theorie des großen Kriegs". „Polen", sagt Dieser, „ist durch Wasser und Sümpfe geschützt"; der Verf. meint besonders die von Pinsk und andern Provinzen im Süden, die den eigentlichen Herd der Guerrillas bilden würden. Die Conföderation von Bar habe eine Art Guerrillakrieg geführt und dadurch sich sechs Jahre gehalten, sie würde größere Dauer und mehr Erfolg gehabt haben, wenn die Conföderirten nicht allein dem Adel angehört und blos diesen repräsentirt hätten. Heute müsse man das Volk am Kampfe Theil nehmen lassen.

Der Verf. geht nun dazu über sein System der neuen Kriegsführung zu entwickeln. Es bilden sich zunächst Vereine von je zehn Mann, welche sich für den Krieg im Stillen vorbereiten; Mittel sind: Felddienstübungen, Schießen nach dem Ziele, Uebungen im Marschiren und im Gebrauch der Waffen, die in allerlei Mordinstrumenten, am besten aber in Sensen bestehen können. Zu den Mitteln welche den Zusammenhang unter den für diesen Zweck Vereinigten sowie den Zustand der Feinde controliren gehören Spione, die zu gebrauchen sich keine, am wenigsten eine unterdrückte Nation schämen dürfe, und Geheimschrift. Alle Correspondenzen die vor dem offenen Ausbruch des Aufstandes gepflogen werden müssen mit sympathetischer Tinte geschrieben sein, und zwar so: die Correspondenz enthält über dieser unsichtbaren Schrift noch Schriftzüge mit gewöhnlicher Tinte, welche einen gleichgültigen Gegenstand behandeln, damit der Auffangende nicht Verdacht schöpfe; außerdem schlägt Stolzmann für Namen eine einfache Zahlenschrift vor. Ist die Revolution ausgebrochen, so werden Telegraphenlinien errichtet von einer Provinz zur andern.

Eine große regulaire Armee darf dem Feinde nicht mit ein mal entgegengestellt werden; ist sie geschlagen, so sind die Hoffnungen der Nation mit Einem Schlage vernichtet. Die Insurgenten müssen die Städte und Dörfer verlassen und sich in die Wälder hineinziehen, die Wege müssen für den Feind durch Gräben unfahrbar gemacht, die Engpässe mit Minen versehen werden. Der Verf., in dem Wahne, daß unterdrückten Völkern gegen die Unterdrücker Alles frei stehe, räth selbst zu Mitteln welche allem Völkerrechte widersprechen. Kriegsgefangene will er z. B. nicht auf ihr gegebenes Wort, daß sie sich des Kampfes enthalten werden, im Anfange der Revolution und bevor deren Erfolg gesichert ist in Freiheit setzen, sondern sie aus der Welt schaffen. Er findet dergleichen Vorschläge freilich selbst hart, betrachtet sie aber als geboten durch die Nothwendigkeit, und sucht sein Gewissen mit Beispielen aus dem französischen Kriege zu beruhigen. Die ganze insurrectionnelle Macht will er in fünf Corps theilen, ein mittleres, ein nordöstliches, südöstliches, südwestliches und ein Nordwestcorps. Jedes Corps soll in fünf Divisionen getheilt sein, welche nach den verschiedenen Provinzen in denen sie stationirt sind benannt werden; die Division hat zwei Brigaden, diese zwei Bataillone, das Bataillon acht Compagnien, jede Compagnie zu 100 Mann. Die Cavalerie ist einem Viertel der Infanterie an Mannschaft gleich; bei der Artillerie sind auf zwei Kanonen 1000 Köpfe gerechnet. In bergigen Gegenden soll nur Geschütz leichten Kalibers, das nöthigenfalls von Einem Pferde transportirt werden kann, in Anwendung kommen.

Um den militairischen Despotismus zu entfernen, auch den militairischen Fähigkeiten Raum zu geben, werden die Stellen der Vorgesetzten durch Wahl vertheilt. Jede Compagnie wählt einen Capitain, zwei Offiziere, zwei Unteroffiziere und einen Feldwebel durch absolute Stimmenmehrheit. Die Centralgewalt muß nur aus wenig Personen bestehen und durch Commissarien unterstützt werden.

Dies ungefähr ist der Insurrectionsplan Stolzmann's; seine weitern Ausführungen, die nicht ohne große technische Erfahrungen sind, gehen sehr ins Einzelne, beschäftigen sich mit Pulverfabrikation, Brückenbau und den militairischen Stellungen. Den Schluß bildet eine Reihe von Sätzen welche Kriegsmaximen Napoleon's aussprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 62. — 2. März 1848.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweiter bis vierter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Was nun die in dem Briefwechsel besprochenen Werke betrifft, so sind natürlich die Schiller'schen die von denen am meisten die Rede ist; und hier kommen wir auf einen der Hauptpunkte die den Werth des Briefwechsels ausmachen. Das erste was Schiller in der Zeit wo dieser lebhaft ward producirte war die Ode „An die Freude". Man kann sich denken welche Sensation sie in dem leipziger Freundeskreise machte. Als Schiller 1800 eine Sammlung seiner Gedichte veranstaltete, nahm er jene Ode nicht auf; und als Körner Befremden darüber äußerte, erwiderte der Dichter: „sie sei doch ein schlechtes Gedicht und bezeichne eine Stufe der Bildung die er durchaus habe hinter sich lassen müssen um etwas Ordentliches hervorzubringen" (IV, 196). Lesen wir ferner die ausführlichen Verhandlungen über „Die Künstler" im zweiten Theile des Briefwechsels, welches große Gewicht die Freunde auf dieses Gedicht legen, das in der That auch eine bedeutende Stufe in Schiller's Entwickelungsgeschichte bezeichnet, und finden dann, daß auch dieses Gedicht aus jener Sammlung ausgeschlossen wird, „das nur einzelne glückliche Stellen habe", dann haben wir einen Maßstab an dem wir das Wachsen, die Steigerung der Schiller'schen Kunst und seiner Selbsterkenntniß messen können; und Dies ist ein vorzüglicher Gewinn, ein hoher Genuß, den uns der Briefwechsel gewährt. So sehen wir Schiller von dem „Don Carlos", über den wir oben ein Wort des Dichters mitgetheilt, durch die „Briefe über die ästhetische Bildung des Menschen" zu dem Gipfel emporsteigen den er im „Wallenstein" erreichte.

Daß dieser ein Hauptgegenstand des Briefwechsels sein werde ließ sich erwarten; in der That finden wir Schiller wie er, durch seine Schilderung des Dreißigjährigen Kriegs veranlaßt, diesen Gegenstand ergreift (schon in einem Briefe vom 21. Sept. 1792 wird des „Wallenstein" gedacht, als eines dramatischen Stoffs mit dem er sich schon eine Weile beschäftigt), wie er ihn für geraume Zeiten fahren läßt, wie der Gedanke an ihn immer wieder auftaucht, wie er trotz großer Schwierigkeiten welche die Ausführung mit sich bringt doch immer mehr Gestalt gewinnt, wie Goethe durch seinen Beifall den Dichter ermuntert, wie beide Dichter miteinander Rath pflegen, bis Schiller dem Freunde (8. Jan. 1798) schreiben kann: „Ich bin mit meiner Arbeit sehr wohl zufrieden. Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre Nichts darin vermissen, und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden." Wir können diese Partie des Briefwechsels nicht lesen ohne von Dank gegen den Dichter erfüllt zu sein, der solche Mühe und Arbeit bestanden um uns und kommenden Geschlechtern solchen Genuß zu bereiten. Was wir über die Aufführung der Tragödie lesen, von Goethe's und Körner's Theilnahme, von der Bewegung im Publicum, Das ist uns erquicklich; es sagt uns wie der Dichter belohnt ward für die unsagliche Mühe und Arbeit die er auf dieses Drama gewendet. „Mit einer sauern Arbeit", sagt er selbst (IV, 39), „mußte ich den Leichtsinn büßen der mich bei der Wahl des Stücks geleitet hatte."

Noch in einer andern Hinsicht sind uns die Verhandlungen der beiden Freunde über den „Wallenstein" interessant: sie zeigen uns die Grenze über die Körner nicht hinausgehen mußte, wenn sein Rath dem Freunde annehmlich sein sollte. Dies geschieht in dem Briefe worin der Letztere jenem, dessen Theilnahme und Kritik er sonst so sehr ehrt, schreiben muß, es würde ihm nicht möglich sein seine Wünsche in Hinsicht auf den nunmehr vollendeten „Wallenstein" zu befriedigen, „da er in manchen Punkten entgegengesetzte Grundsätze über Poesie und tragische Poesie insbesondere habe, die er nicht wohl aufgeben könne" (IV, 169).

Trefflich ist dagegen Körner's Urtheil über die „Xenien", was um so mehr anzuerkennen, da es in dieser Zeit gefällt wurde; auch später ist selten ein gediegeneres, ein unparteiischeres gefällt. Er schreibt (III, 361, 371 fg):

Eine gewisse vis comica herrscht beiweitem in dem größern Theile, und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für Jeden der für das Komische Sinn hat. Für mich ist es ein herrlicher Genuß eine solche Reihe von Kindern vor mir zu sehen die eure geistige Herrschaft zur Welt gebracht hat. Eben aus der Verschiedenheit eurer Naturen sind die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune (ich schließe die Tabulas votivas ein), hier üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Ideale. Was ich bei diesen Producten vorzüglich ehre,

ist das Spiel im höhern Sinne. Spielend behandelt ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nachdenkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen, die widerlichsten Albernheiten; und gleichwol verliert der Gedanke Nichts an seinem Gehalt, der Stachel der Satire Nichts an Schärfe.

Wir haben uns erlaubt diese größere Stelle aus Körner's Briefen mitzutheilen, damit wir zeigen mit welchem Recht wir Gewicht auf Körner's Kritik legen.

Gern wird man auch die Ergießungen des Freundes über die spätern Tragödien Schiller's, die nun rasch aufeinander folgten, lesen; doch sind sie von geringerer Bedeutung als die über den „Wallenstein". Körner erkannte wohl das Maß seiner Kritik in Bezug auf den Freund; und dieser, unaufhaltsam den großen Geist entfaltend, mochte ausführlichere Kritiken Körner's nicht vermissen, wie er in den frühern Zeiten sie vermißt haben würde. Erwähnen wir nur kurz, daß auch die bedeutendsten lyrischen Werke Schiller's besprochen werden; wo es unter vielem andern Interessanten Freude macht zu sehen wie Goethe's Naturstudien auf Schiller im Kleinen gewirkt haben. Die purpurne Finsterniß im „Taucher" hätten wir ohne Goethe nicht gehabt.

Aber nicht allein Werke Schiller's werden besprochen; auch andere sind der Gegenstand gar manches Briefes. Hier müssen wir besonders des „Wilhelm Meister" gedenken, über den Körner sich ausführlich ausläßt, und so, daß sein Brief von Schiller wie von Goethe werth geachtet wird in die „Horen" aufgenommen zu werden. Und in der That, nimmt man zu ihm die vortrefflichen Briefe die Schiller über denselben Gegenstand an Goethe schrieb, so hat man das Beste was je über dieses merkwürdige Buch gesagt worden. Daß Schiller, besonders in der Periode wo seine Liebe und Bewunderung für Goethe in voller Blüte stand, so schreiben würde, ließ sich erwarten; daß aber auch Körner, unabhängig von dem Freunde, in jener Zeit so zu schreiben vermochte, Das bezeugt wie das Urtheil über die „Xenien" sein kritisches Talent. In der Kritik der „Braut von Korinth" können wir Schiller nicht beistimmen; es war gewiß kein Spaß (IV, 70) den Goethe sich machen wollte. Dieser sagt irgendwo, er habe manches seiner kleinern Gedichte Jahre lang mit sich herumgetragen, bis er endlich die Form und Weise gefunden in denen er es habe gebären können. Wenn dieses Wort sich auf irgend eins der Goethe'schen Gedichte anwenden läßt, so läßt es sich auf die „Braut von Korinth" anwenden. Eine große Zahl anderer Werke desselben Dichters werden besprochen, und oft ist dieses Besprechen ein Beweis, daß Schiller keineswegs durch die Größe des Dichters und seine Liebe zu ihm verblendet und bestochen war.

Einen nicht geringen Raum des Briefwechsels nimmt die Beurtheilung der „Horen" und der Schiller'schen Musenalmanache ein, indem von den letztern auch im Einzelnen Körner eine ausführliche Recension liefert. Ein Hauptwerth des Buchs welches wir anzeigen beruht dem Obigen zufolge darauf, daß diese Briefe in die glänzendste und merkwürdigste Periode unserer Literatur fallen, in die wo Schiller zu seiner Höhe hinanstrebte und diese erreichte, Goethe den Gipfel erreicht hatte und auf diesem sich frei und schöpferisch bewegte. So konnte es nicht fehlen, daß einer neben dieser edeln Literatur aufsprossenden gedacht ward die, von minderer Bedeutung, ja, im Keime verdorben, doch für die Geschichte der Literatur von Wichtigkeit ist; wir meinen die sogenannte „romantische Schule". Schiller und Körner waren Beide zu besonnen, ihre Kraft und Liebe hatte sich zu lebendig und ernst dem Classischen zugewandt, als daß sie die Schwächen dieser Schule nicht hätten gewahren sollen; in der That, Schiller's Urtheil über sie kann man den Tod derselben nennen. Goethe, überhaupt minder strenge in seinem Urtheil über Andere, wenigstens in den Aeußerungen über sie, läßlich auch in Hinsicht auf die Stifter jener Schule, erkannte wohl, daß auch ihre Wirksamkeit nicht ganz zu verwerfen sei; er ließ sie ruhig gewähren, ja er förderte sie. Wie er aber eigentlich über sie dachte, geht aus manchen Stellen dieses Briefwechsels hervor.

Von Jean Paul wird kein Werk aufgeführt; aber bedeutungsvoll ist das Wort Körner's: „Wenn Richter viele Beiträge liefert (zu Herder's «Aurora»), wird es eine trübe Morgenröthe werden" (IV, 153).

Wir gedenken endlich noch zweier Frauen die uns in dem Buche begegnen, einer deutschen, der edeln, geistvollen Schwägerin Schiller's, Karolina v. Wolzogen, deren trefflicher Roman „Agnes von Lilien" im Anfang des vierten Theils besprochen wird, und einer Französin, der Frau v. Staël, die, „auf dem Gipfel französischer Cultur stehend, aus einer ganz andern Welt herübergeschleudert", mit Schiller's Wesen ebenso sehr contrastirte (IV, 353) wie die Schwägerin mit ihrem wahrhaft deutschen Sinn dem seinigen verwandt war.

(Der Beschluß folgt.)

Revolutionnaire Literatur.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Die „Prawdy" (in Brüssel erschienen) sind der Polnisch-demokratischen Gesellschaft, welche in Versailles ihren Hauptsitz hat, gewidmet, für die sie gewissermaßen eine Apotheose sind; ihr gelten des Verf. Lobsprüche, seine Wünsche, und auf sie setzt er seine Hoffnungen. Indem er die Revolution als eine „nothwendige Function" in dem socialen Organismus des polnischen Volkes erkennt, kann er nicht undankbar sein gegen Die welche er als die Urheber und Pfleger jener Function ansieht. Die Demokratische Gesellschaft hat von der gesammten Nation die bedeutsame Mission eine neue Zukunft durch geistige Mittel vorzubereiten; sie soll freilich das Volk nicht an ihr Leitseil nehmen, um es gedankenlos, wie es zum Theil noch ist, in neue künstlich gemachte Zustände einzuschnüren, auch nicht Doctrinen ersinnen um mittels derselben materielle Organismen zu zerstören und wieder aufzubauen; ihre Aufgabe ist, das Volk, die Masse, für den selbständigen Gedanken zu gewinnen, ihm eine sittliche Energie zu geben, die es handlungsfähig macht und ihm das Bewußtsein seiner Rechte verschafft. Die Emigration soll dem Volke den Gedanken der neuesten Revolutionen klar und verständlich machen, ihm die Auslegung der Geschichte der letzten Decennien geben. Mit Wehmuth blickt der Verf. auf den größten polnischen Publicisten, auf Maurycy Mochnacki, hin, den mitten unter seinem volksthümlich-literarischen Wirken der Tod wegriß. Seine vortreffliche Dar-

stellung der Revolution von 1830 und des ihr kurz vorhergehenden Zeitraums, seine offene und tiefe Beleuchtung der auf der Seite der Nation verübten Fehler, seine prophetischen Blicke in die Zukunft, sein begeisterndes Wort machen sein wenngleich unvollendet gebliebenes Werk zu einem Muster derjenigen polnischen Geschichtschreibung welcher ein wesentlich reformatorisches Interesse zum Grunde liegt. Darum ist, was unser Verf. über die Vergangenheit, besonders über die Revolution von 1830 sagt, nur ein Widerhall der Mochnacki'schen Gedanken, und wir können uns da einfach mit dem Resultat begnügen welches er aus der Betrachtung der letzten Decennien in Uebereinstimmung mit seinem Vorarbeiter gewonnen hat: „Jeszcze Polska nie zginęła." Die Lebensfähigkeit der polnischen Nation ist ihm durch die neueste Geschichte sowol wie ihren Charakter, ihr substantielles Sein verbürgt. Weit entfernt, daß von äußerm Druck der nationale Sinn sollte gebrochen werden, ist das Unglück vielmehr das Heilmittel alter Uebel; die Nation von außen verlassen consolidirt sich dagegen mehr und mehr in sich, geht aus ihrer Zerrissenheit innerlich in eine Gemeinschaft über, deren Theile aufeinander rechnen müssen, und bringt die Gegensätze zur Ausgleichung, wenigstens im Bewußtsein, wenn auch die Wirklichkeit dieselben noch festhält. Auch in der Emigration zeige sich, meint der Verf., die Tendenz nach Ausgleichung; denn noch vor wenig Jahren standen sich die extremsten Parteien gegenüber, heute sind sie wenigstens in der Hauptsache Eins, seitdem Czartoryiski mit seinem Anhange die Lieblingsidee, Polens Herstellung von der Intervention fremder Cabinete zu erwarten, aufgegeben hat. Das Land kann sich nur durch sich selbst helfen, ihm wird absolut geholfen sein wenn es zurückgekehrt ist zur „brüderlichen Einheit".

Wie diese herzustellen ist, Das ist die große Frage welche die polnischen Publicisten beschäftigt. Im Allgemeinen ist sie beantwortet mit der Anerkennung der Nothwendigkeit der Uebertragung des Grundeigenthums an Alle. Die Zersplitterung des Grundeigenthums — das ist die Meinung unsers Autors — kann für das Volk unter den obwaltenden Verhältnissen keine Gefahr enthalten. Es ist in Rücksicht auf die Bevölkerung noch in solchem Umfange vorhanden, daß, selbst wenn Jeder ein Eigenthum daran erwirbt, das des Einzelnen ausreicht seinen Mann zu ernähren. Wenn einst die Populationsverhältnisse sich anders gestalten, so werde sich dann schon Rath finden. Einstweilen sei der Hauptzweck die Nation auf gleichen Fuß zu stellen, ein gemeinsames Interesse in ihr zu erwecken und deshalb jedes Privilegium zu entfernen. Polen [illegible] mit aller Macht den demokratischen Ideen, welchen die [illegible] gehöre, in die Arme werfen; Patriot und Demokr[illegible] hinfort einerlei sein. Daß diese Auffassung allgemei[illegible] dafür habe die Emigration zu arbeiten; nächstdem [illegible] den Gedanken des Aufstandes immer präsent erhalten [illegible] einen Augenblick zugeben, daß das Volk in ihm [illegible] Glücklicherweise habe der Gedanke der Demokratie [illegible] der Emigration nach zehnjährigem Kampfe gesiegt, sein letzter Sieg sei gegen das dynastische Princip gewesen, ein Princip dessen erbärmliche, wenn man nicht sagen wolle, lächerliche Consequenzen das erste Jahrzehnd der Emigration beschmuzt haben. (Der Verf. meint die Krönung Czartoryiski's als König Adam I. im J. 1834.)

Wolle man auch absehen von dem Bedenken, wie gefährlich der Monarch den künftigen radicalen Reformen entgegenstehen werde, so bleibe doch das noch ernstere, daß die nationale Frage leicht zu einer persönlichen herabsinken, und der Streit der Partien, die um persönliche Interessen kämpfen, alle Früchte des ersten Erfolgs vernichten könne.

Hiernach beschäftigt der Verf. sich ausführlich mit den Begriffen: Contrerevolution, Terrorismus, Clubismus. Diese Begriffe, sagt er, werden in der Regel falsch aufgefaßt, er halte es nöthig sie auf ihre wahre Bedeutung zurückzuführen. Die Contrerevolution sei eine Krankheit des polnischen Nationalcharakters, sie habe dem Lande viel Unheil gebracht, und werde nicht unrichtig identificirt mit Verrath. Noch im Jahre 1831 sei durch die contrerevolutionairen Machinationen der Niemcewicz, Czartoryiski, Pac, Kochanowski die Revolution zu Grabe getragen worden. Sie haben immer ihren Sitz unter der Adelspartei gehabt, und dieser Umstand ist es welcher die Hinwegräumung einer Adelspartei als solcher in so hohem Grade wünschenswerth macht. Der Verf. hält diese Partei für klein und machtlos wenn ihr entschieden entgegengetreten wird. Freilich hat ein großer Theil der Aristokratie seinen Vorrechten entsagt und sich dem gemeinen Mann an die Seite gestellt. So lange die Bildung noch ausschließlich im Besitz des Adels war, konnten nur von ihm die Schritte zu ausgleichender Annäherung an das Volk ausgehen. Dies war in höherm Grade der Fall seitdem es besitzlosen Adel gegeben; nur noch in dem begüterten nisteten die Vorurtheile des privilegirten Standes. Freilich tritt nun auch die Intelligenz unter den Nichtadel. Der gebildete Nichtadel und der besitzlose Adel vereinigt sind, das Ferment der socialen Reform. Dieser treibenden Macht gegenüber wird die Aristokratie als solche immer schwächer, da sie aus dem Mittelpunkte der Intelligenz hinausgeworfen ist. Kommt es zum Aufstand und die Aristokratie sucht ihn zu hemmen, so bedient die demokratische Partei sich des Terrorismus als nothwendigen Hülfsmittels. Ohne solches Hülfsmittel kann eine Revolution nie gelingen, die französische wäre ohne ihn verunglückt, die polnische ist es in der That. In der Revolution von 1831 ist eine lange Reihe unentschiedener, unkräftiger Handlungen zu beklagen. Die Parteihäupter hatten freien Spielraum, die ausübende Gewalt schritt gegen die Willkür und den Ungehorsam entweder gar nicht ein, oder wenn sie es that nahm sie bald nachher ihre Maßregeln zurück. Einzelne Personen durften gegen die Ansicht des Verwaltungsraths und der Repräsentanten des Volks ihren Willen durchsetzen ohne zur Verantwortung gezogen zu werden; es galt der Grundsatz: Bürgerblut solle nicht durch Bürger vergossen werden. Dieser Grundsatz, wie sehr er sich von seiner menschlichen Seite empfiehlt, so wenig ist er politisch, er war Schuld an dem Mislingen des revolutionnairen Unternehmens. In Krakau hat er aufs neue seine Früchte getragen.

Weiterhin spricht der Verf. von den Clubs. Mochnacki nennt sie ein nothwendiges Uebel, unser Verf. betrachtet sie in jeder Rücksicht als heilsam. Die Clubs sind in einer großartigen, den Gesetzen der gewöhnlichen Ordnung nicht unterliegenden Epoche die Mittel eine öffentliche Meinung, durch welche die Bewegung getragen werden kann, zu schaffen und lebendig zu erhalten. Sie haben gleich sehr die Massen zum Handeln als die Regierung zu Maßregeln anzutreiben welche dem gegenwärtigen Staatszweck entsprechen. Der Verf. beruft sich auf Frankreich und spricht die Ueberzeugung aus, daß die französische Revolution ohne die Hülfe der Clubs zu keinem dauerhaften Resultat durchgedrungen wäre. Bei jedem Volkskriege ist das Clubwesen eine unumgänglich nothwendige Triebkraft. Einen Volkskrieg will der Verf., keine Partei soll ihn führen, kein Sonderinteresse vertreten werden, der Kampf soll durch und für das Volk geführt werden. Dadurch, daß einzelne Versuche misglückt seien, dürfe man den Muth nicht lähmen lassen. Zwar seien die Kosacken, die einen Volkskrieg geführt hätten wie er den Polen jetzt empfohlen werde, heute trotz ihres langen Blutvergießens in härterer Knechtschaft als je, aber auch sie unterlägen nur momentan der Uebermacht, auch ihnen stehe noch eine andere Zukunft bevor.

Polen müsse vor Allem nach der Unabhängigkeit streben, dann erst mit der Realisirung seiner Pläne beginnen. Die Erhebung werde drei Epochen haben: die erste werde der wirkliche Aufstand einnehmen, in der zweiten werde man nach dem Beispiele Frankreichs zur Organisirung schreiten, dem Staate einen Gesetzgebenden Körper constituiren, der die Bewegung nach bestimmten Principien leite; in der dritten Epoche werde man mit einzelnen Armeecorps die Feinde bekämpfen. Für den

Anfang sei Hauptgrundsatz die Truppen zu concentriren, und schnelle Operation mittels derselben. Im Uebrigen werden ähnliche praktische Lehren über den Krieg gegeben wie in Stolzmann's „Partyzantka".

Der neueste polnische Emancipationsversuch hat ein wesentliches literarisches Interesse. Die Presse ist gewissermaßen der Boden auf dem der Gedanke des Aufstandes wieder gekeimt ist, ja sie wird wol von nun an die Mission haben diese Keime für alle Zeit zu legen. Wenn so die Literatur nicht nur Anstifterin, sondern auch Leiterin des letzten Unternehmens gewesen ist, wenn sie, nachdem die blutigen Pläne ruhen und Alles was mit der Waffe ausgeführt werden sollte wieder in die Sphäre des Gedankens zurückgenommen war, dazu sich angeschickt den thätlichen Versuch entweder zu bekämpfen oder zu rechtfertigen, dann liegt es nahe auch noch Dessen zu erwähnen was nach dem intentionirten Aufstande von den polnischen Revolutionnairs für die Literatur ausgegangen ist.

Wir denken hier zunächst an die Schrift Mieroslawski's unter dem Titel: „Débat entre la révolution et la contre-révolution en Pologne" (Leipzig 1847). Aus sehr einfachen Gründen läßt sich ersehen, daß der Verf. „nicht Alles sagen kann was er denkt". Indessen sagt er genug um seinen Gesinnungsgenossen verständlich zu werden. Er kämpft zunächst gegen den Rest der polnischen Aristokratie, welcher schon im Vorgehenden als ein geringer bezeichnet worden ist, oder — gegen die Contrerevolution die in diesem Reste nistet. Seine Erklärungen über den Irrthum Derjenigen welche in Polen Adel und Aristokratie identificiren sind offen und ehrlich, wie sie einem adeligen Mitgliede der Demokratischen Gesellschaft zustehen. Seine Form hat so viel Zuthat von Ironie und Schärfe, als dem polnischen „gentilhomme" der seinen famosen Brief an den Fürsten Metternich geschrieben ausreichen möchte um ihn, wenn nicht andern Sinnes, so doch wenigstens stumm zu machen. Mieroslawski führt in mehr genialer Weise die praktischen Gedanken seiner Vorgänger über die Gütervertheilung resp. den Eigenthumserwerb der polnischen Bauern aus, in denen er die Rettung des Landes findet. In dieser Schrift ist ohne Streit über diesen Punkt das Tüchtigste gesagt was die polnische Publicistik je hervorgebracht hat. Von besonderer Bedeutung ist der letzte Theil der Schrift, wenngleich er auf einem durchaus noch idealen Gebiete schwebt; er handelt über den Panslawismus, eine Frage welche nicht nur polnische, sondern ebenso gut deutsche und französische Federn in Bewegung gesetzt hat. Mieroslawski ist unter seinen Landsleuten aber der Erste der dieser Frage einen praktischen Werth zu geben weiß. Es ist freilich hohe Zeit Polen ernstlicher in eine Bewegung zu ziehen welche die andern slawischen Länder schon in weit stärkerm Grade ergriffen hat. Auf sie muß, wenn Rußlands Machtausdehnung fortdauert, Polen rechnen, mit ihnen muß es gemeinsam handeln. Es hat durch die letzten Unternehmungen sich überzeugt, daß es ohne Gefahr nicht allein stehen bleiben kann. Es gibt ein modernes politisches Ungeheuer, gegen welches die ganze Slawenfamilie einträchtig kämpfen muß — das ist der russische Panslawismus, den uns Cyprian Robert gezeichnet hat. Diese durch Machinationen versuchte äußerliche Consolidirung des Slawenthums ist dem Fortschritt zum Guten feind. Die polnischen Patrioten mögen Dies anerkennen, und die deutschen die Größe der Gefahr richtig beurtheilen welche auch ihnen von Rußland droht wenn seine panslawischen Tendenzen Erfolg haben. Beiden empfiehlt sich Mieroslawski's geistreiche Reflexion über diesen Gegenstand, die, wenngleich die Sprache oft ungewöhnlich klingt, doch im Gedankeninhalt anziehend und überraschend ist. 42.

Misbräuche im Buchhandel.

Im englischen „Athenaeum" rügt ein Schriftsteller, obwol in ziemlich scherzendem Tone, doch ernstgemeint, den auch im deutschen Buchhandel ziemlich allgemein vorkommenden Brauch, daß die gegen Ende des einen Jahres veröffentlichten Bücher die Jahreszahl des erst darauf folgenden führen, was wahrscheinlich daher komme, daß die Buchhändler wünschen die von ihnen verlegten Werke möglichst lange in den Augen der Käufer als neue erscheinen zu lassen. Aber der Schriftsteller habe doch auch ein Wort dabei mitzusprechen. „Seht da", ruft unser englischer Zeitgenosse aus, „einen Verleger der um Geldgewinn mich um ein Jahr meines kostbaren Lebens bringt ohne Reim und Raison, ja nicht einmal mittels einer Parlamentsacte!" Aber Das sei noch nicht das Schlimmste; es bestehe noch ein anderer Misbrauch, wodurch leicht die Literatur, soweit es die Bibliographie anlange, in jene trostlose Verwirrung gerathen könne welche, wie die Bibliographen klagen, im 16. und 17. Jahrhunderte stattgefunden hat. Es herrsche nämlich die Unsitte, daß bei gewissen Werken gelegentlich die Titelblätter neugedruckt würden und zwar mit veränderter Jahreszahl. Ein Verleger kaufe z. B. 1847 den Verlag eines andern Verlagsbuchhändlers; er finde unter dem Vorrathe ein Buch welches 1840 erschienen aber nicht verkauft worden sei. Er ändere den Titel und kündige es als eine ganz neuerschienene Abhandlung an. Dieser Misbrauch gebe dem Verfasser eines solchen Buchs in den Augen des Publicums den Schein, als habe er über den von ihm behandelten Gegenstand im Jahre 1847 nicht mehr gewußt als im Jahre 1840; eine Sache die, wenn sie wahr wäre, den Beweis lieferte, daß er zu keiner Zeit hätte darüber schreiben dürfen. Aber auch andere Leute könnten dadurch hinters Licht geführt werden. Der Buchdrucker welcher das Buch 1840 gedruckt habe vielleicht in den sieben Jahren den ganzen Ductus seiner Typen verändert und einen ganz andern Stil seiner Schriften eingeführt; wegen dieser letztern werde er Jemandem empfohlen der aber zufällig das vor sieben Jahren gedruckte Buch in die Hände bekommt und die jetzigen Leistungen des Druckers danach abmesse. Ferner finde der Leser in diesen Fällen oft veraltete Angaben oder noch Schlimmeres, Dinge die bei dem ersten Erscheinen des Werks ihre Richtigkeit gehabt, aber im Augenblicke nicht mehr wahr seien. Sidney Smith, meint der Rügende, habe gesagt, daß man den Eisenbahndirectoren nicht eher gehörig aufpassen werde bis ein Bischof auf einer Bahn verunglückt sei: so werde der gerügte Misbrauch wahrscheinlich erst dann abgeschafft werden, wenn die Buchhändler selbst einmal recht tüchtig in die Patsche damit gerathen. Zuweilen drucke man auf das neue Titelblatt auch „Neue Ausgabe", wodurch die Verfasser sich mannichfach beeinträchtigt sehen. Ferner bestehe der Brauch in den Ankündigungen von Büchern die schon vor längerer Zeit erschienen zu setzen: „Soeben veröffentlicht"; weiter gebe es eine Classe von Werken, und namentlich Atlasse und geographische Unternehmungen, worauf man nicht selten gar keine Jahreszahl setze. Diese Kunstgriffe aber seien jedes redlichen Buchhändlers unwürdig, und müßten deshalb fortwährend von den Journalen gerügt werden die unabhängig von Verlagsbuchhändlern wären. Das „Athenaeum" fodert den „Autor" am Schlusse seiner Harangue auf, er solle sich in diesem Sinne zum Pfahl im Fleische Derer machen die solch Unwesen treiben. 3.

Literarische Notiz aus England.

Howitt's neuestes Werk.

Den bekannten William Howitt hat seine fruchtbare Muse mit einem neuen schöngeistigen Sprößlinge unter dem Namen: „The hall and the hamlet; or scenes and characters of country life" (2 Bde.) beschenkt. Der erste Theil enthält eine längere Erzählung: „The Yorkshire family", reich an gemüthlichen und rührenden Zügen, spannenden Verwickelungen und glücklichen Charakterzeichnungen; der zweite Band ist jedoch größtentheils eine Sammlung Skizzen, die bereits früher in Zeitschriften veröffentlicht wurden. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 63. —— 3. März 1848.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweiter bis vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 62.)

Wie Wenig haben wir gesagt, kaum genügend den Reichthum dieses Briefwechsels anzudeuten! Doch beruht der vorzüglichste Werth desselben, der höchste, eigentliche Genuß den er gewährt, auf Dem was wir durch ihn über Schiller erfahren; und Dessen ist Viel, mehr als uns von irgend einer andern Schrift über ihn oder durch andere Briefe von ihm geboten wird. Denn auch der Briefwechsel mit Goethe, dem wir in Hinsicht auf das dichterische Leben Schiller's den Preis zugestehen müssen, erstreckt sich nur über zehn Jahre aus dessen Leben, und verbreitet sich weniger über das Aeußere; in dem vorliegenden breitet sich Schiller's Leben von seinem 25. Jahre bis zu seinem Tode aus. Heben wir einzelne Punkte hervor die uns hier von vorzüglicher Bedeutung zu sein scheinen.

Nicht ohne Wehmuth kann man den Briefwechsel lesen, in welchem wir den hohen, edeln Geist anfangs mit Armuth, dann mit Krankheit kämpfen sehen, mit Krankheit, die so oft, wenn er am eifrigsten strebt, den freien Gebrauch seiner Kräfte hemmt und ihn niederwirft. Doch nein, nicht niederwirft; Das ist das Große in Schiller, daß er, wie nur irgend ein Mensch es ward, Herr wird über den Körper, daß dieser, leidend, wol ihn hemmen, aber nie ihm sein großes Ziel aus den Augen rücken kann. Wie oft finden wir Briefe in denen die Schmerzenslaute der Krankheit widerhallen! Und im nächsten finden wir den Dichter bei einer anstrengenden Arbeit, oder die Ankündigung eines vollendeten Werks; wie oft hören wir ihn Gesundheit erflehen, da das Uebrige was sein genügsames Herz begehrte ihm zu Theil geworden! Dazu bestand er die schwerste Probe die der Mensch zu bestehen hat: „Er hat, in der schweren Krankheit die ihn, den nicht längst Vermählten, den nach langen, schweren Kämpfen sich endlich glücklich Fühlenden, befiel, dem Tode mehr als ein mal ins Gesicht gesehen; und sein Muth ist dadurch gestärkt worden" (II, 244). Und so wenig vermochte diese Kränklichkeit seiner Thätigkeit Eintrag zu thun, daß wenn größere Werke zu schaffen unmöglich war er sich zu geringern — und welchen dennoch! — sich wandte. So entstand eine „Turandot", eine „Phädra", ein „Macbeth".

Auch die Armuth mußte diesem Geiste, dem freien, dienstbar sein; wie denn dem wahren, großen Menschen auch das Widerwärtige zu seiner Bildung dienen muß. Die Nothwendigkeit des Arbeitens, und eines solchen Arbeitens in Weimar, und anfangs in Jena, mag ihm, der zu geneigt war Alles aus sich selbst zu schöpfen, und in der gewaltigen Kraft seines innersten Wesens die Verhältnisse der Welt die er nicht kannte gelegentlich umzukehren, dieses Arbeiten mag ihm heilsam gewesen sein. Er, der selbst von sich sagt: „Meine Ideen sind mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft, oder durch Lecture erworben" („Ueber die ästhetische Erziehung", Brief 1), er lernte die Welt, die Wirklichkeit respectiren dadurch daß er sie erobern mußte.

Dies führt uns auf eine andere Armuth, eine Armuth in Hinsicht auf geistige Nahrung; wir meinen, daß man uns nicht misverstehe, die Entbehrung, die Geringfügigkeit Dessen was dem Geiste von außen her zufließt. Und hier ist eine Vergleichung mit Goethe wol am rechten Orte. Welche Fülle von Anschauungen wurde diesem von der frühesten Jugend an zu Theil! Welcher Reichthum von Eindrücken und Anregungen von außen her strömte ihm fort und fort zu! Natur, geschichtliche, künstlerische, sociale, individuelle Erfahrungen und Schätze standen ihm zu Gebote; es war als ob das menschliche Leben schon früh seine ganze Fülle der bedeutendsten Erscheinungen vor ihm entfalten, die Erde ihre Adern vor ihm aufthun, der ganze Mikrokosmus sich vor ihm abspiegeln wollte. Schiller dagegen, mit seinen Gedanken, seinen Büchern und wenigen Freunden, die beiweitem nicht den anregenden Einfluß üben konnten den ein Merck, ein Herder, ein Lavater auf den jugendlichen Goethe übten, stand so gut als allein, auf die energische Kraft seines Willens, auf die unergründlichen Schätze seines eigenen Geistes angewiesen. Schiller war nicht gemacht die Welt mit tausend Armen an sich zu ziehen wie Goethe; er hätte keine Organe dafür diesen reichen Stoff in sich aufzunehmen; er hätte aber ein inneres, tiefes Bewußtsein, daß in ihm Etwas sei was über all diesem Weltwesen stehe, und daß es sein

Beruf sei dieses Innere, dieses sittliche Ich des Menschen, der Welt gegenüber zur Anschauung zu bringen, es ihr aufzuprägen, aufzudrängen. In der Fülle sinnlichen Lebens, für deren Bewältigung im Genuß Goethe geschaffen war, hätte Schiller dieses Ich wol verlieren können wie Goethe es nicht verlor. Eigentlich war jener der Welt abgewandt; und da war es gut, daß er arbeiten, Memoiren schreiben, Vorlesungen halten mußte; dadurch floß ihm ein Stoff zu den er bewältigen konnte, dessen er bedurfte und den er aus eigenem Antrieb nicht gesucht hätte. Daß nun Goethe damals ihn und seine Aufgabe nicht verstehen und würdigen konnte, daß er sich von Schiller abgestoßen fühlte, begreift man; uns wird es wol leicht aus den wunderlichen Jugendwerken des Dichters jetzt den großen Genius herauszufinden; aber wir dürfen es Goethe nicht verübeln, daß ihm diese Jugendwerke widerstanden. So stört uns auch im Körner'schen Briefwechsel das anfangs fast feindliche Verhältniß zwischen den beiden Dichtern gar nicht; im Gegentheil erhöht das erste Abstoßen den Reiz der spätern innigen Gemeinschaft, die durch jenes gerade um so wahrer, um so tiefer begründet erscheint. Denn als Schiller sich im ernsten Kampf gereinigt und geläutert, als er die Welt und ihre Rechte anerkannt hatte, als er Großes, Vollendetes zu leisten anfing, da hat ihn Goethe auch anerkannt, als ebenbürtig anerkannt, und mit ihm einen Bund geschlossen wie die Geschichte der Geister einen zweiten nicht aufzuweisen hat. Goethe hätte gelacht oder wäre unwillig geworden, wenn er gelesen hätte wie Schiller gegen den Freund über sich selbst spricht, als die Herrlichkeit des „Wilhelm Meister" sich in seinem Geiste offenbart, in ihm sich entfaltet hatte.

Körner, um auch von diesem noch im Allgemeinen Einiges zuzufügen, zeigt sich uns im Briefwechsel als einen wackern, trefflichen Mann, als echten Freund. Wir erinnern an Goethe's Wort: „Die wahre, thätige, productive Freundschaft besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten; sie kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen." Gleichen Schritt konnten die Freunde freilich nicht halten; aber es ist auch nicht nöthig, daß beide Freunde gleich seien an Geisteskraft. Schiller war Körner weit überlegen; aber der Trieb sich zu bilden, Thätigkeit für dieses Streben, Fähigkeit den größern Freund zu verstehen waren in Körner. Dazu war er Philosoph, und hier traf er mit dem Freunde auf einem Felde zusammen das dieser mit besonderer Liebe baute; ein wie tüchtiger Kritiker er war, haben wir oben gesehen. Was Körner mangelte, ersetzte Schiller's reiches Gemüth; was bei andern großen Geistern eine Scheidung hätte herbeiführen können, Das ward durch seine Herzlichkeit und Treue abgewehrt. So hält sich Körner in Schiller's Freundschaft, selbst als Goethe ihn ganz eingenommen zu haben scheint. Der Unterschied zwischen beiden Naturen wird uns durch manchen Umstand klar, auch wenn wir lesen wie Schiller die Säcularfeier in Weimar zu begehen gedachte: „es sollte Leben und Bewegung in der Stadt entstehen" (IV, 204); wogegen Körner das Fest auf seinem Zimmer begeht, in welchem sein weibliches Personal, mit Blumen geschmückt und halb verschleiert, eine Statue der Hebe bekränzt (IV, 207).

Merkwürdig ist es nun im Briefwechsel zu sehen wie sich das geistige Verhältniß der Freunde allmälig ändert, während die Treue und Liebe dieselbe bleibt. Ursprünglich lehnte sich Schiller an Körner an; dieser war der Erfahrenere, Besonnenere, der eine Art Autorität über den genialen aber unreifen Freund ausübte. Wie sieht man nun aber Schiller wachsen, von Jahr zu Jahr, fast von Brief zu Brief sich ausdehnen, die Flügel entfalten, ein großes Stück Welt mit Mühe, aber in Ordnung in sich hineinziehen, dabei festen Grund und Boden unter seinen Füßen fassend, ja diesen fast sich selbst schaffend; während Körner im Grunde ganz Derselbe bleibt der er anfangs war, wacker in der Gesinnung, thätig, verständig im Urtheil und in der Kritik, aber nicht eigentlich productiv. Schiller erscheint am Ende des ersten Theils des Briefwechsels ein genialer Jüngling, am Ende des zweiten Theils ein großer Mann; mit diesem Gefühle geht man zum dritten Theile über, und wenn er auch in dem Zeitraume den jener umfaßt kein eigentliches großes Werk geschaffen, so ahnt man, daß er im Begriff ist Dies zu thun; und der dritte und vierte Theil führt uns zu der Entstehung des „Wallenstein" und der folgenden unsterblichen Werke.

Und dieses Alles wird uns in der größten, in ursprünglicher Lebendigkeit, in der natürlichen Folge vor die Seele geführt. Wir leben mit Schiller, sehen ihn durch Freundes Wort und Zuspruch aus einer seiner nicht würdigen Lage gerissen, sehen wie die edlern Kräfte seines Geistes sich im warmen Hauche der Freundschaft entfalten, wie der hohe, edle Geist erstarkt und eine Kraft gewinnt, mächtig genug um sich gegen die feindseligsten äußern Gewalten, gegen Mangel und Krankheit, zu behaupten; sehen den Dichter von Stufe zu Stufe emporsteigen, immer heimischer werden auf dem Gebiete welches ihm von der Natur angewiesen war, wo die Freiheit allmälig zur Schönheit wird und diese endlich als Wahrheit sich ihm offenbart, vielmehr wo beide ihm Eins werden. Wir sehen zu rechter Zeit ihm einen ebenbürdigen Freund zugeführt, in dessen Nähe sein Geist auf einmal in voller Herrlichkeit prangt, sehen nun Früchte auf Früchte entstehen, und während wir die eine genießen, schon eine zweite und dritte im Werden; wir sehen das zuvor getrübte Leben an der Seite einer trefflichen, geliebten Gattin ruhig und erquicklich hinfließen; leider auch dieses reiche, edle, schöne Leben durch immer wiederkehrende Krankheit gestört, die aber doch den ewig strebenden Geist nicht zu hemmen vermag; wir leben und leiden mit ihm, und es wird uns selbst wohl, wir athmen auf wenn er einmal des Gefühls der Gesundheit froh wird. Indeß sehen wir seinen Geist mit Riesenschritten fortschreiten

Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Wir fühlen, daß ihm vor Allen, nach dem Glauben seines großen Freundes, die Unsterblichkeit zuzusprechen sei,

die Dem gewiß dessen Thätigkeit auf Erden kein Ziel und kein Ende fand; aber doch werden wir schmerzlich bewegt, wenn wir den Edeln in dem Alter wo anderer Menschen Wirken in voller Kraft sich zu äußern beginnt von Ahnung eines baldigen Scheidens erfüllt finden (IV, 354, 392); doch nicht erst bei seinem Tode dürfen wir sagen:

Hinter ihm, in wesenlosem Schleier
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

43.

Notizen aus Rußland.

Altgriechische Uebersiedler im heutigen Rußland.

Ich bereiste im vorvergangenen Sommer (1846) — schreibt ein russischer Reisender — mehre Gouvernements des mittlern Rußlands, unter ihnen auch das Gouvernement Wladimir. Hier stieß ich im District Kowrow auf ein großes Krondorf, dessen Bauern durchgängig Kaufleute sind, einen ausgebreiteten Handel im Innern Rußlands treiben, und unter dem allgemeinen Namen der Ofener bekannt sind. Ihre Lebensweise, ihre besondere von der russischen völlig abweichende, sich in Vielem dem Altgriechischen nähernde Sprache, endlich ihre besondere Benennung zogen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und bewogen mich Erkundigungen über sie einzuziehen, die mir auch auf meine Bitte das Stadthaupt von Kowrow, Hr. Dunajew, gewährte. In grauer Vorzeit, als Russen und Griechen zuerst miteinander bekannt geworden, die griechische Religion in Rußland Eingang gefunden hatte und Handelsbündnisse zwischen beiden Völkern geknüpft waren, siedelten sich mehre Griechen nach Rußland über. Die heutigen Ofener kamen wahrscheinlich aus dem alten Athen (russisch Afin) herüber, aus dem sich später ihr heutiger Name Ofener bildete. Sie setzten in Rußland den von ihren Stammvätern begonnenen Handel fort. Die heutigen Bewohner des Krondorfs Alexin im erwähnten District Kowrow werden zu diesem Gewerbe durch ihre sehr beschränkten ökonomischen Verhältnisse gezwungen. Das ihnen für den Ackerbau eingeräumte Land, unfruchtbar, morastig, ihren Bedürfnissen nicht genügend, gewährt ihnen eine sehr dürftige Existenz. Um sich diese nun aus andern Mitteln zu verschaffen, widmet sich schon seit vielen Jahren ein Theil von ihnen dem Handel, und zieht jährlich in die benachbarten kornreichen Gegenden, um den Bauern allerlei ihnen willkommene Kleinwaaren zu verkaufen. Dieser Handel, seit vielen Decennien unter ihnen im Schwange, blühte schnell auf, veranlaßte die Bildung mehrer Compagnien, an welchen die ganze Bevölkerung der zahlreichen alexinschen Bauerngemeinde durch Actien betheiligt war. Seine größte Blütezeit hatte dieser Bauernhandel um das J. 1820. Später gerieth er in Verfall, weil viele seiner vermögenden Glieder im Besitz bedeutender Fonds Capitalisten geworden waren, sich in die öffentlichen Kaufmannsgilden hatten aufnehmen lassen und in andere Gouvernements gezogen waren. Jetzt spielen diese vormaligen Hausirer eine sehr unbedeutende Rolle. Ihre Zahl im District Kowrow des wladimirschen Gouvernements beläuft sich auf 4000 Seelen, theils Kronbauern, theils herrschaftlicher Bauern. Ihr jährlicher Umsatz beträgt immer noch an 6,000,000 Rubel Bco. Sie besuchen jährlich den großen Jahrmarkt in Nishnij-Nowgorod, kommen von da nach Moskau herüber, kaufen an beiden Orten Waaren ein, mit denen sie im September in die kleinrussischen und westlichen Gouvernements, ja sogar in das ferne Sibirien hinüberziehen, alle Edelhöfe und Märkte beziehen und erst im Mai und Juni nach Hause kommen. Bei der Rückkehr controliren die Handlungschefs die Commis und Arbeiter streng in ihren vollzogenen Geschäften; finden sie diese ihrem Vortheil entsprechend, so belohnen sie die Untergebenen durch Geschenke, durch Vermehrung ihrer Besoldungen, geben ihnen auch eine große Festschmauserei im Freien, die mit Volksspielen verknüpft einige Tage dauert. Wer in den Geschäften sich nachlässig bezeigt hat, erhält keine Aufträge in die Fremde mehr. Während die jüngern Familienglieder in Handelsgeschäften in die Fremde ziehen, bleiben die Aeltern, Geschwister und Frauen zu Hause, verrichten alle häuslichen und Feldarbeiten. Selbst Bauern, die 100,000 Rubel und noch mehr im Vermögen haben, schließen sich von diesen Arbeiten nicht aus. Die ofener Bauern, vornehmlich die jüngern, kleiden sich sehr gut. An Festtagen erscheinen sie in den Kirchen und auf den Promenaden immer in ihrem größten Schmuck, in seidenen Gewändern, reich mit Perlen und goldenen Ringen besetzt. So hat sich diese altgriechische Colonie — die einzige von der man bis jetzt in Rußland noch Kunde hat — bis auf den heutigen Tag in diesem fremden Lande rein und unvermischt zu erhalten gewußt.

Die Geographische Gesellschaft zu Petersburg.

Zu Ende des vorigen Jahrs erschien in Petersburg der zweite Theil der fortgehenden Memoiren der im J. 1845 zusammengetretenen Gesellschaft für die Erweiterung der geographischen Kunde Rußlands. Der erste Theil dieser Memoiren erschien 1846, und so werden wir wol jährlich einen Theil derselben erhalten. Für die kurze Zeit ihres Bestehens ist diese Gesellschaft überaus thätig gewesen. Die Expedition zur Erforschung des Urals ging von ihr aus. Mehre nützliche Werke, welche die Beförderung der Kunde Rußlands innerhalb und außerhalb seiner Grenzen beabsichtigen, gehören jetzt zu ihren wesentlichen Beschäftigungen. Wir rechnen dahin ihren „Statistischen Sammler", das „Geographische Jahrbuch", das „Geographische Wörterbuch". Zu den allgemein interessantern Aufsätzen die der erwähnte zweite Theil ihrer Memoiren enthält zählen wir unter Andern die Beantwortung der Frage: „Wie kann der Nordpol auf die schnellste und bequemste Weise erreicht werden?" vom Viceadmiral Baron Wrangel. Diesen Aufsatz besprachen unsere Tagesblätter zu ihrer Zeit umständlich. — „Die Kirgisen der innern Horde" beschreibt uns Hr. v. Chanikow ziemlich ausführlich. Diese wohnen auf einer an 300 Werst langen und nur 15 Werst breiten Landfläche, begrenzt von der Ostküste des Kaspischen Meers, den Gouvernements Saratow, Astrachan und Orenburg. Es ist dies ein wüstes und unfruchtbares, mit Sandflächen und Salzgründen bedecktes Gebiet, auf dem dieser an 70,000 Seelen starke Volksstamm sich angesiedelt hat, und nur von der Viehzucht lebt. Abgesehen von den physischen und administrativen Verhältnissen dieses Völkchens bietet dieser Aufsatz jedoch nichts dem Geologen Bemerkenswerthes dar. — „Die heutigen außerhalb Rußland lebenden Russen" werden vom Professor Nadeschdin geschildert. Der Verf. machte früher häufige Reisen nach Galizien, in die jenseit der Karpaten liegenden Gebiete bis nach Ungarn hinein. Hier fand er außer den übrigen Landesbewohnern auch häufig Russen (Russiner), Rußniaken von den übrigen Einwohnern spottweise genannt. Er fand von ihnen auch ganze Dorfschaften in der obern Moldau, in der Walachei, den Donaudistricten und selbst in Ostpreußen bewohnt. Obiger Aufsatz ist nur den an und jenseit der Karpaten und im heutigen Ungarn lebenden Russen gewidmet, unter welchen Nadeschdin längere Zeit lebte, und ihre Verhältnisse genau beobachtete. Die Notizen die uns Nadeschdin von ihnen gibt sind interessant und instructiv. „Der sonst überall so berühmte russische Name ist in diesen Gegenden", sagt er, „in Finsterniß und Unwissenheit versunken. Mit dem Worte Rußniak bezeichnen die dortigen Deutschen nur einen verächtlichen, schimpflichen Beinamen. Von den verschiedenen Völkern die Ungarn bewohnen nimmt der russische Stamm die letzte Stufe ein und steht hinter allen übrigen weit zurück." Nadeschdin überzeugte sich davon in Betreff mehrseitiger Verhältnisse, und findet demzufolge die Russen in diesen Ländern keineswegs in einer beneidenswerthen Stellung. Hört man die Eingeborenen über sie urthei-

len, so bezeichnet schon der Name Rußniak die niedrigste Stufe der Menschheit, den Inbegriff aller geistigen Mängel und Gebrechen, von Stumpfsinn, Dummheit &c. Tiefe Verborgenheit, ein durch Nichts zu besiegender Starrsinn gelten für Hauptzüge des dortigen russischen Charakters. In ganz Ungarn curfirt das Sprüchwort: Er ist eigensinnig wie ein Rußniak. Ueberdem zeihen die Eingeborenen sie der Trägheit, Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit gegen Alles; doch rühmt Professor Nadeschdin auch manche löbliche Eigenschaft an ihnen. Sie sind außerordentlich arbeitsam, und arbeiten drei mal so viel als ihre Nachbarn, nur müssen sie dafür einen entsprechenden Lohn zu erwarten haben; denn bei ihrem höchst interessirten Charakter thun sie ohne diesen Nichts, sind aber außerdem ungewöhnlich geduldig, keineswegs von reizbarem und heftigem Naturel. Sie sind daher musterhaft gehorsam gegen ihre Obern und führen ein höchst sittliches Leben. Nur seinem Laster fröhnen sie gemeinschaftlich mit ihren Landsleuten in Rußland, das ist der Trunk. Literarische Bildung geht den Karpato-Russen noch völlig ab. — „Ein Blick auf die heutige Entwickelung der Statistik in Rußland" van Professor Sablotzky thut dar, wie sehr diese Wissenschaft bisher noch in Rußland vernachlässigt war, welche Masse von Material in neuester Zeit theils von der Regierung, theils von Privaten über sie aufgestellt worden, und wie sehr die Geographische Gesellschaft im vaterländischen Interesse verpflichtet wäre dieses Material in ein systematisch geordnetes Ganze zu bringen, was sich auch von ihrer bewiesenen Thätigkeit in kurzem erwarten läßt. — Der Bericht des Akademikers Sjögren über seine 1846 nach Liefland und Kurland unternommene Reise zur Untersuchung dort noch vorhandener Reste zweier Völkerstämme thut dar, daß beide, die Liven und Krewingen, dem völligen Untergange nahe sind. Hr. Sjögren findet die kargen Ueberreste beider in Sprache, Kleidung und Lebensweise völlig gleich mit den sie umgebenden heutigen Letten. — Die Beschreibung einer 1846 zur Küste des Kaspischen Meers gemachten Reise des Obersten Iwanin beschließt diesen zweiten Theil der Memoiren. Der Verf. beschreibt hier die von einer Bucht gedachten Meers gebildete Halbinsel als sehr reich an verschiedenartigen mineralischen Producten, besonders an Steinkohlenlagern, die mit der Zeit an dieser jetzt noch so öden und unbelebten Gegend eine ergiebige Handelsquelle werden können.

Neueste Erscheinungen der russischen Literatur.

Der überaus thätige russische Buchhändler Smirdin fährt fort die vorzüglichsten russischen Schriftsteller in vollständigen Sammlungen herauszugeben, wobei er sich keineswegs streng an die chronologische Ordnung hält. Im Jahr 1846 gab er die Werke Oserow's und von Wisin's heraus. Vor einigen Monaten erschienen in einem Bande die Werke Kantemir's und Chemnitzer's, in zwei Bänden die Schriften Murawjew's, und in zwei Bänden die Lermontow's. — Freunde und Verwandte des für die russische Literaturgeschichte unvergeßlichen A. Bestuschew (Marlinsky) haben beschlossen eine neue vermehrte Ausgabe seiner Werke herauszugeben. — Der Herausgeber des in Tiflis erscheinenden Tageblatts „Der Kaukase", Hr. Konstantinow, gibt jetzt die ausgewählten Aufsätze aus diesem Blatte, die Beziehung auf die Landes- und Völkerkunde dieses großen noch so wenig gekannten Landstrichs nehmen, als ein besonderes selbständiges Werk heraus. Soeben erscheint davon das erste Bändchen. — Zugleich erscheint hier ein Russisch-grusinisches Wörterbuch mit einer kurzen russischen Grammatik in grusinischer Sprache, von Hrn. Tschubinow, Lector der grusinischen Sprache an der petersburger Universität, nach dem Muster des vor zwei Jahren hier erschienenen, mit so vielem Beifall aufgenommenen Reiff'schen Russisch-etymologischen Wörterbuchs; doch vermißt man am Tschubinow'schen die Etymologie. Bis jetzt entbehrte man in der grusinischen Literatur völlig eines grusinischen Wörterbuchs, dessen Besitz aber den russischen Gelehrten dringend nothwendig ist bei dem eifrigen Studium das die grusinische Literatur jetzt in Rußland findet. Es besitzen ihrer jetzt nur zwei in Handschriften, die frühere Zare dieses Landes anfertigen ließen, dem erschienenen Tschubinow'schen aber an Gehalt und Vollständigkeit beiweitem nachstehen. Zur vollständigen orientalischen Sprachkunde, die den Russen jetzt bei ihren jährlich zunehmenden politisch-mercantilischen Verbindungen in Asien unentbehrlich wird, gehen ihnen noch Wörterbücher in der tatarischen und armenischen Sprache ab. Auch diese Lücke hofft man bald auszufüllen, denn seit kurzem sind von der petersburger Universität eigene Lectoren für die grusinische, tatarische und armenische Sprache angestellt worden. 44.

Bibliographie.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. (I. Abtheilung.) 25ster Band. — A. u. d. T.: Märe von Sente Annen Erzebiscove ci Kolne bi Rini. Von Neuem herausgegeben von *H. E. Bessenberger*. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 1 Thlr.

Gazäus, Angelinus, Pia Hilaria oder Legenden und Erzählungen. Aus dem Lateinischen übersetzt von C. B. Schlüter. Münster, Theissing. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Gfrörer, A. F., Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. [840—918.] 1ster Band. Freiburg im Breisgau, Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hase, K., Kirchengeschichte. 6te verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kaltenbrunner, C. A., Alm und Zither. Der oberösterreichischen Lieder 2ter Band. Wien, Haas. 8. 1 Thlr.

Ow, J., Die Abstammung der Griechen und die Irrthümer und Täuschungen des Dr. Ph. Fallmerayer. Mit einem Anhange über Sprache, Volk und Fremdherrschaft in Griechenland. Mit einer Karte des nordwestlichen Theiles von Attika. München, Franz. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Ranke, L., Neun Bücher preußischer Geschichte. 1ster Band. 2te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Sein oder Nichtsein der deutschen Philosophie in Böhmen 1847. Ein Beitrag zur Geschichte der utilistischen Tendenzen der Jetztzeit. Bevorwortet und herausgegeben von *Cupr*. Prag. 1847. Gr. 8. 24 Ngr.

Wagner, M., Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843 bis 1846. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgartner, J., Die Jesuitenfrage und die Instruction von St. Gallen. Rorschach, Koch. 1847. 7 Ngr.

Grübnau, Die Städteordnung als Vorbild einer künftigen Staatsordnung. Rede gehalten am 19. Novbr. 1847. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 4 Ngr.

Rusch, C. C. E., Die Standpunkte der Aerzte und Laien und ihre Stellung zu der wissenschaftlichen Medicin kritisch beleuchtet. Hamburg, Schuberth u. Comp. 8. 10 Ngr.

Schenkel, D., Ob Krieg ob Frieden? Zwölf Briefe über die politische Lage der Schweiz im Sommer 1847. Zürich, Höhr. 1847. Gr. 12. 8 Ngr.

— — Noch ein Wort über die Pacification der Schweiz. Zwei Briefe als Nachtrag zu den zwölf Briefen. Ebendaselbst. 1847. Gr. 12. 2½ Ngr.

Vollgraff, K., Von der über und unter ihr naturnothwendiges Maas erweiterten und herabgedrückten Concurrenz in allen Nahrungs- und Erwerbszweigen des bürgerlichen Lebens, als der nächsten Ursache des allgemeinen, alle Classen mehr oder weniger drückenden Nothstandes in Deutschland, insonderheit des Getreidewuchers, so wie von den Mitteln zu ihrer Abstellung. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

litterarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 64. — 4. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände. Hanover, Kius. 1847. 12. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Kein Land der Erde — sagt der Verf. in seinem kurzen Vorworte — wird von so viel Reisenden besucht als die Schweiz, in deren Berge alljährlich die Scharen der Wanderer aus Norden und Süden eindringen, welche Felsen, Gletscher, Seen, alle Reize und alle Romantik der hohen Alpen bewundern oder wenigstens in der Nähe betrachten wollen. Wer die Schweiz bereist will die Natur in ihrer Pracht und Majestät anschauen; um die Menschen kümmert sich selten Einer; die Meisten kommen und gehen ohne von den Schweizern mehr kennen gelernt zu haben als Gastwirthe, Führer und Posthalter; von dem Leben der Bewohner dieser Berge und Städte, von ihrem staatlichen Verbande, von ihrem merkwürdigen Nebeneinanderstehen in 25 oft so verschieden organisirten kleinen Reichen, von ihrem Handel, ihrer Industrie, ihren Lebensthätigkeiten, wie von dem ganzen Getriebe ihres Daseins, das vergebens nach Einheit und Vermittelung ringend sich im heftigsten Kampf und Hader innerlich abstößt und auflöst, von diesem Allen haben die Wenigsten Etwas erfahren.

So komme es auch, fährt der Verf. fort, daß sich die irrigsten Ansichten über die Schweiz verbreitet hätten und daß namentlich in Deutschland die Zustände dieses Landes im Ganzen wie im Einzelnen im durchaus falschen Lichte erschienen.

Wer die Schweiz nur einigermaßen kennt, muß diesen Aeußerungen vollkommen beipflichten; es vergeht ja beinahe kein Tag, wo man nicht selbst von den besten deutschen Zeitungen Berichte über die schweizerischen Verhältnisse erhält die den Stempel wenigstens der willkürlichsten Uebertreibung an sich tragen, und deren absichtliche oder unabsichtliche Irrthümer nothwendig jedem Leser von selbst in die Augen springen müßten, wenn man nicht schon seit Jahren an das Absurdeste gewöhnt worden wäre. Man lächelt wenn man in den Siegsberichten des französischen Kaiserreichs von der ungeheuern Menge der feindlichen Todten und Verwundeten liest, da eine oberflächliche Berechnung dieser Angaben zu dem interessanten Resultate führen muß, daß der in den Schlachten Gebliebenen beinahe mehr sein müßten als der Waffenfähigen oder Erwachsenen. Und doch spricht man seit 15 Jahren tagtäglich ganz ernsthaft von der furchtbaren Anarchie welche die Schweiz zerfleischt, von der unheilbarsten Auflösung aller bürgerlichen und sittlichen Bande, ohne zu bedenken, daß ein solcher Zustand unmöglich auch nur wenige Jahre andauern könnte, daß namentlich Handel und Industrie — um uns nur auf diese zunächst liegenden Verhältnisse zu beschränken — unrettbar zu Grunde gegangen sein müßten, während doch allen Kaufleuten und Industriellen in Deutschland sattsam bekannt ist, daß die schweizerische Industrie, trotz der Schläge die sie in den letzten Jahren durch den Deutschen Zollverein erhalten, in erfreulicher Blüte steht, ja in fortgesetzter Entwickelung begriffen ist.

Es ist daher ein dankenswerthes Unternehmen des Verf., uns die Schweiz so darzustellen wie er sie in jüngster Zeit aus eigener Anschauung hat kennen lernen, oder vielmehr wie sie ihm bei seinem mehrmonatlichen Aufenthalte erschienen ist. Denn, wie er selbst ganz richtig bemerkt, ist die Auffassung der Verhältnisse Sache der Ueberzeugungen; Jeder wird die Dinge anders anschauen und beurtheilen; Jeder wird, auch bei dem Bestreben nach der strengsten Unparteilichkeit, doch mehr oder weniger *seine* Ansicht, *seine* Ueberzeugung, ja *seine* Vorliebe durchschimmern lassen.

Es muß gewiß schon ein gutes Vorurtheil gegen den Verf. eines solchen Werks erwerben, daß er sich dieser in der Menschennatur liegenden Schwäche bewußt ist und keinen Anstand nimmt dieselbe zu gestehen; ein solches Geständniß bürgt uns dafür, daß er oft an diese Schwäche gedacht und sich bestrebt haben wird dieselbe bestmöglich zu besiegen. Außerdem ist der Verf. schon als ein genauer Beobachter fremder Zustände rühmlich bekannt, der bei der nöthigen Ruhe und Besonnenheit der ebenso nothwendigen Begeisterung fähig ist, sodaß er der erstern auch dann nicht vergißt, wenn er von der letztern zur Bewunderung und Liebe hingerissen wird. Seine Mittheilungen über die skandinavischen Reiche haben ihm das Recht gesichert uns von der Fremde zu erzählen und Glauben zu finden. Und dennoch sind wir bei allen den erwähnten günstigen Vorurtheilen nur mit großem Mistrauen an die Lectüre des vorliegenden Buches gegangen — und wir haben *bald* und *häufig* gefunden, daß dieses Mistrauen auf richtigem Gefühle beruhte. Wir erklären uns näher.

Wenn es an und für sich schon schwierig ist, in einem vorübergehenden Aufenthalte Sitten und Gebräuche,

Verfassung und sociale Einrichtungen, Handel und Gewerbsthätigkeit, mit Einem Worte, die mannichfaltigsten Erscheinungen und Zustände irgend eines Staats und Volks kennen zu lernen, so ist diese Schwierigkeit nach den verschiedenen Ländern wiederum sehr verschieden. Während es z. B. vollkommen hinreicht Paris kennen zu lernen, und dort eine Zeit lang zu wohnen um sich von dem Staatsleben in Frankreich ein vollständiges Bild im Ganzen und Großen zu machen, weil in der Hauptstadt Alles concentrirt ist, weil man in den entlegensten Provinzen nur Modificationen eines und desselben Lebens wiederfindet, die sich leicht unter dem nämlichen Hauptgesichtspunkte zusammenfassen lassen: so ist dagegen in der Schweiz ein solches die gesammten Zustände durchdringendes Lebensgesetz nicht vorhanden, oder vielmehr es läßt sich nur in der allgemeinsten Form aussprechen, die eben deswegen kein concretes Bild zu geben vermag. Wenn wir auch immer von Einer Schweiz zu reden gewohnt sind, so erscheint sie als solche doch nie oder nur höchst selten; sie löst sich bei der oberflächlichsten Beobachtung sogleich in 25 Staaten auf, deren jeder sein eigenes, selbständiges Leben, seine eigene Geschichte, seine eigene Entwickelung hat, in deren jedem wir andere Sitten, andere politische und sociale Institutionen, andere Zustände, ja sogar andere Sprachen erblicken. Und wenn auch der eine Canton mit einem zweiten oder dritten in diesem oder jedem Verhältnisse ähnliche oder verwandte Erscheinungen darbietet, so wird er gewiß in vielen andern Dingen von denselben wesentlich sich unterscheiden. Will man aber die Schweiz in ihrer Gesammtheit wirklich kennen lernen, so muß man sich die Mühe nicht reuen lassen alle diese Staaten und Völkerschaften als selbständige Organismen aufzufassen, jeden einzelnen für sich als unabhängiges Ganzes kennen zu lernen; denn nur auf diesem Wege wird es möglich sein zur richtigen Anschauung der Gesammtheit zu gelangen. Man könnte vielleicht noch hinzufügen, daß ein noch viel größeres Detail der Betrachtung nothwendig wäre, weil selbst die einzelnen Theile der verschiedenen Staaten die nämliche Mannichfaltigkeit der Entwickelung und der Zustände darbieten wie die einzelnen Cantone selbst; wir führen als Beispiel nur das Urserenthal im Canton Uri, die March im Canton Schwyz, den Bezirk Murten im Canton Freiburg an, zu welchen sich noch hundert andere fügen ließen. Doch wollen wir unsere Foderungen nicht einmal so hoch stellen, wir begnügen uns nur noch die folgende Bemerkung zu machen welche unsern obigen Ausspruch rechtfertigen wird. Die Verhältnisse des öffentlichen Lebens sind wie die Staaten selbst groß und entschieden, daher auch für den Beobachter leicht erkenntlich und mit Sicherheit aufzufassen, vorausgesetzt, daß von einem öffentlichen Leben überhaupt die Rede sein kann. Es bedarf hierzu nur der allgemeinsten historischen und geographischen Kenntnisse, eines geübten Blicks und ruhiger, parteiloser Beobachtung. In kleinen Staaten verhält es sich ganz anders; da sind die Verhältnisse selbst so klein, so unbedeutend, so ineinander gewirrt, daß man mit den oben bemerkten Kenntnissen nicht mehr ausreicht; da kann man selbst die wichtigsten Zustände nicht verstehen, wenn man sie nicht nach ihrem Ursprunge und ihren Folgen bis ins kleinste Detail herab verfolgt; da muß man, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zu den genauesten mikroskopischen Beobachtungen seine Zuflucht nehmen. Um so schwieriger wird aber die Erkennung der Verhältnisse und Zustände eines kleinen Staats sein, wenn dieser nach republikanischen Grundsätzen organisirt ist, d. h. wenn alles Leben nicht aus den Höhen der bürgerlichen Gesellschaft kommt, sondern aus der Basis derselben quillt, wenn man erst aus der lebendigen Durchdringung des Lebens in den Gemeinden, in den Kreisen, in den Bezirken, in den verschiedenen Landestheilen zur richtigen Anschauung des Staatslebens gelangen, wenn man sich erst aus der Erkenntniß beinahe eines jeden Einzelnen im Volke ein richtiges Bild des gesammten Volkslebens construiren kann. Jeder Fremde der in der Schweiz über die Schweiz zu reden kommt wird bald als Antwort auf seine überdachtesten Reden die Aeußerung hören müssen: er kenne die Verhältnisse nicht und könne somit auch kein Urtheil über dieselben haben. So abstoßend, ja impertinent ein solches Wort in der That auch klingen mag, besonders wenn sich der Fremde vielleicht, was übrigens nur selten der Fall ist, Jahre lang mit der Geschichte des Landes beschäftigt, alle ihm zu Gebote stehenden Quellen benutzt, ja möglicherweise sogar den ganzen Johannes von Müller mit seinen drei oder vier Fortsetzern studirt hat, so läßt sich doch gewiß in den meisten Fällen keine bessere Antwort geben. Wird sie ja oft genug von Schweizern des einen Cantons ihren Miteidgenossen eines andern Cantons, ja ihren nächsten Nachbarn mit vollem Rechte ertheilt.

So kann der vorübergehende Aufenthalt in der Schweiz, und sollte er auch, wie der des Hrn. Mügge, drei oder gar vier Monate dauern, keineswegs befähigen und berechtigen über die Zustände des merkwürdigen Landes zu schreiben; Dies kann wol nur ein geborener Schweizer thun, oder höchstens ein Ausländer der mit richtigem Beobachtungsgeiste begabt eine längere Reihe von Jahren in verschiedenen Cantonen der Eidgenossenschaft gelebt und seinen Aufenthalt gut benutzt hat. Hr. Mügge hat aber in der kurzen Zeit die er der Beobachtung der schweizerischen Zustände gewidmet hat nur Wenig aus eigener lebendiger Anschauung kennen lernen können, so gut er seinen Aufenthalt auch benutzt haben mag; die Urtheile die er uns gibt sind nicht die seinigen und können es nicht sein. Er ist, recht betrachtet, nur der Wiedererzähler von Dem was man ihm berichtet hat; er hat uns mit seltenen Ausnahmen nur die Ansichten derjenigen Personen mitgetheilt mit denen er zufällig auf seinen verschiedenen Ausflügen zusammengekommen ist. Er hat dabei das einzige Verdienst, daß er diese mannichfaltigen Aeußerungen, die ohne Zweifel oft genug miteinander in Widerspruch standen, zu versöhnen und nach einer Hauptansicht zu modificiren sich bestrebte.

Wer sind aber die Gewährsmänner denen er sich hingab, deren Urtheile und Ansichten er in einem dreibändigen Werke der Welt mitzutheilen für gut fand? Entweder Schweizer, mit welchen er auf seinen Fahrten in den Gasthöfen oder auch vielleicht hier und da in Privatgesellschaften vorübergehende Unterhaltungen hatte, oder Deutsche, die er, wie es scheint, vorzugsweise aufgesucht und um Belehrung gefragt hat. Aber sind Dies auch sichere, zuverlässige Quellen? Jedermann weiß was aus ähnlichen vorübergehenden Gesprächen zu holen ist, wo eine Frage die andere drängt; denn der Tourist möchte gern Alles wissen. Wie oft drückt sich der Eine undeutlich oder schief aus! Und wie oft wird auch die deutlichste Rede misverstanden! Zudem darf man nicht vergessen, daß Hr. Mügge als Reisebeschreiber bekannt war, und Jeder der mit ihm sprach wußte oder wenigstens vermuthete, es würde die Unterredung die er mit dem bekannten Schriftsteller habe über kurz oder lang im Druck erscheinen, was auf die Haltung des Gesprächs gewiß nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben konnte. Auch ist wol anzunehmen, daß Mancher die gute Gelegenheit ergriffen haben wird seine individuellen Ansichten, Hoffnungen und Wünsche zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, was ihm einen oder mehre Zeitungsartikel ersparte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Alma. Von Therese. Braunschweig, Vieweg. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Verf. hat durch ihre frühern Romane die Aufmerksamkeit der Lesewelt zu fesseln gewußt, und man ergreift jedes neue Product ihrer Feder mit angenehmer Spannung. Das vorliegende entspricht indeß keineswegs den Erwartungen und ist ein Rückschritt, sowol in der Darstellung der Charaktere als im Verlauf und Entwickeln des Romans. Die Heldin Alma ist in jeder Hinsicht ein verschrobenes Wesen, wie die große Welt deren wol erzeugen mag, wie sie aber so selten sind, daß man kaum an deren Wahrheit glauben kann. Man hat so oft über die unbefriedigten Frauencharaktere der Gräfin Hahn-Hahn geschrieben und gesprochen, und diese schillernden, niemals wohlthuenden Gestalten aus der Literatur verbannen wollen; das Unbefriedigtsein welches die Gräfin Hahn-Hahn ihren Heldinnen in so reichem Maße zuertheilt ist indeß eine Zugabe des Menschengeschlechts, man findet es in jeder Menschenbrust in mehr oder minder hohem Grade, und wenn auch einige Individuen davon mehr erhalten als die Lesewelt billigt, wodurch sie ihre Sibylle, ihre Faustine und Andere zu Ausnahmen stempelt, so bleibt doch der Grundton der Empfindung wahr und in der Regel. Bei Alma ist aber Nichts wahr: sie ist ein launiger, herrschsüchtiger, heftiger Charakter, voller Eitelkeit und Verschrobenheit; sie benimmt sich roh gegen ihren Bräutigam, der sie anbetet, und ihr phantastisches Wesen wird weder durch Gesellschaft und Erziehung noch irgend eine Rücksicht gemildert; sie wird immer als geistreich bezeichnet, der Leser lernt sie aber nur als extravagant kennen; sie sagt und thut Nichts was Geist verräth. Ihre plötzlich entkeimende Liebe zu Hrn. von Brinkmann, Freund ihres Bräutigams, ist keineswegs gerechtfertigt; dieses leidenschaftliche Gefühl entsteht in der Neugierde ihn kennen zu lernen, nährt sich durch die getäuschte Hoffnung ihn zu sehen, und steigert sich durch das Bewußtsein ihm zu misfallen. Sie liebt ihn, und diese Neigung erscheint um so mehr als eine Extravaganz, da er sich keineswegs ihr gegenüber liebenswürdig zeigt, sondern unhöflich und grob ist wie nie ein gebildeter Mann es gegen eine Frau sein sollte. Freilich will er sie für den Freund erziehen, sie für diesen weiblich, bescheiden, sanft und einfach machen; deshalb ist er bis zur Unart schroff. Sie liebt ihn dafür, und ihre Leidenschaftlichkeit steigert sich so, daß als sie ihn krank weiß sie auf sein Zimmer eilt — weil er dem Bedienten geklingelt hat. Sie liebt diesen Mann, obgleich sie weiß, daß er eine Andere liebt; sie hat nicht so viel Gewalt über sich selbst ihm und Andern diese Neigung zu verbergen, und auch für ihren Bräutigam bleibt sie kein Geheimniß. Letzterm sagt sie indeß die Verlobung auf. Und Brinkmann, welcher Jahre lang die Liebe zu einem schönen weiblichen Wesen genährt, um dieser Liebe willen sein Vermögen verreist und seine Carrière aufgegeben hat, sieht Helenen, den Gegenstand derselben, als die Gattin eines reichen, mächtigen, alten Fürsten wieder, und als sie dessen Witwe ist und ihn rufen läßt, muß er als Geschäftsmann anstatt als Anbeter mit ihr verkehren, ihre Almosen- und Wohlthätigkeitseinrichtungen befördern, denn sie entsagt der Welt. Und nun heirathet dieser Brinkmann die reiche, schöne, launige, widerwärtige Alma. Während des ganzen Romans hat mancher Leser sie nur mit Widerwillen betrachtet, wie sie Werth legt auf Rippes, Toilette und andere Nichtigkeiten des Lebens, wie sie die Dienstboten anfährt, wie sie unfreundlich und mürrisch mit der Tante verkehrt, wie sie sich über respectable alte Leute moquirt, und außer einigen Zügen der Aufopferung, welche man auch eher der Exaltation als dem Herzen zuschreiben kann, nicht einen guten Zug entwickelt hat; jetzt auf einmal auf der letzten Seite erfährt man, daß Brinkmann um sie anhält und die Tante ihm versichert, daß er beneidenswerth sei und einer schönen Zukunft entgegengehe.

„Auf dem Boden, sagt sie, auf dem ihr euch festbaut wurzelt das Höchste, die Liebe in der Wahrheit. Welche Kraft die zwei starke Willen in einen verbindet, welches Ideal das so plötzlich in die Gegenwart tritt! Ja so und nicht anders wollte Gott die Ehe, so frei von Selbstsucht, von Frivolität, von Verblendung. Ewig ist das Wort der Liebenden, setzte sie bewegt hinzu; denkt, daß die Ehe, entheiligt durch Misgriffe mancherlei Art, einer Wiederherstellung bedarf. Legt Hand an das große Werk, beweist, daß ohne die Treue, die Wahrhaftigkeit jener Bund äußerlich morsch ist, zeigt, daß die Ehe ein nothwendiges, freies, ein den Wünschen der edeln Gemüther angemessenes Werk ist."

Ferner erfährt man, daß Alma dem an Kopfschmerzen leidenden Verlobten eigenhändig kalte Umschläge gemacht hat, und ein Kammerjunker, welcher bei der Vermählung war, versichert: „daß sie weich, sanft und gütig, sogar gegen ihn gewesen sei, weshalb er glaube, daß sie noch eine gute Hausfrau werden könne." Und der Leser soll nun überzeugt sein, daß die Liebe diesen Charakter geändert, daß sie glücklich mache und glücklich sei! Was glaubt der Leser nicht gern, wenn es ihm nur einigermaßen leicht gemacht wird; hier ist es aber schwer, sehr unwahrscheinlich, sogar an die Unmöglichkeit streifend. Auch die Ausstaffirung der Geschichte entschädigt nicht für die philosophische Unwahrheit derselben, und während die frühern Romane für Geist und Herz reiche Ausbeute hinterließen, scheint in diesem die Verf. nur darauf bedacht gewesen zu sein, die Unwahrheit auf welche der Roman gebaut ist zu motiviren und wahrscheinlich zu machen; daran hat sie ihre Kräfte verwendet oder vielmehr vergeudet, und das vorliegende Buch kann und wird Niemanden erfreuen, Niemandem wohlthun. Dessenungeachtet verleugnet sich auch diesmal nicht das Talent der Verfasserin. Alma's Tagebuch enthält viel Wahres, wenn auch der Charakter der Schreiberin nicht wahr ist, und Reflexionen wie folgende werden immer ihren Werth behalten. „Hindernisse sind für das Gemüth eine geistige Turnkunst. Sie üben und kräftigen. Aber nun vollends das Nachdenken, der Ernst!

Was für ein moralisches Geheimniß, wenn hier kleine, unscheinbare Blüten plötzlich zu Riesengewächsen aufschießen! Was für eine Wahrheit, daß eine bestimmte, geregelte Beschäftigung unerlaßlich nothwendig ist! Sie schützt vor der Unordnung in die uns die Leidenschaft stürzt; sie entzieht uns den Einflüssen der Langweile. Unter dem Dache der ernsten Gewohnheiten muß es sich ruhig schlafen lassen, unter ihnen lernen wir die Regel; sie strafen und bessern unsere Eitelkeit, sie geben uns Selbstbeherrschung, sie zeigen uns den Weg der wahren Güte. Ich hatte mir eingebildet gut zu sein und täuschte mich. Das heißt nicht gut sein wer es auf Augenblicke, gegen Einige aber nicht gegen Alle ist. Die Natur der Güte, das sehe ich jetzt ein, ist ebenso allgemein als sie beständig ist. Sie kennt keinen Stillstand, sie fliegt nie ins Außergewöhnliche, Excentrische." Man wundert sich nur, daß die Schreiberin nach diesem Tagebuch in die alte Extravaganz zurückfällt.

2. Zwei Jesuiten. Ein Roman von Karoline von Reder. Drei Bände. Berlin, Schneider u. Comp. 1847. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Der Jesuitengrundsatz: der Zweck heilige das Mittel, ist in diesem Romane in zwei Persönlichkeiten verkörpert: im Bischof Algericon, einem wirklichen Jesuiten, und dem Policeiminister Geyer, einem modernen Frömmler. Der Jesuit steht indeß höher, indem er den Ruhm der Kirche, die Genüsse des Ordens vor Augen hat, als der Andere, welcher nur des eigenen Vortheils und Genusses gedenkt. Beide opfern willig das Schicksal Anderer ihren Plänen und kümmern sich wenig um brechende Menschenherzen. Ueber schauderhafte Begebenheiten führt der Roman: Verführungsscenen in ihrer ganzen Widerwärtigkeit, illegitime Liebes- und verschrobene Eheverhältnisse. Dabei verfährt die Verf. ziemlich willkürlich in der Anordnung der Aeußerlichkeiten. Sie läßt einen deutschen König nebst Kronprinzen herrschen, wozu man in der Geschichte der Jetztzeit vergebens die Vorbilder sucht. Sie läßt die wunderbarsten juristischen Constructionen eintreten, um die Erbschaft der Heldin zu gefährden und die Verheimlichung deren Geburt und Beibehaltung des mütterlichen Namens zu motiviren. Der Policeiminister wird ermächtigt unerhörte Ungerechtigkeiten auszuführen, und Niemand wagt es ihn derselben zu zeihen und ihm die Maske der Frömmigkeit abzureißen. Er verspricht sogar dem geistesschwachen Sohn, der kuppelnden Freundin eine Anstellung, betrügt seine Gläubiger, läßt die Mitwisser seiner Verschuldungen ins Gefängniß werfen, entführt ein junges Mädchen aus dem Kloster und nothzüchtigt es. Und Niemand klagt ihn an, Niemand stürzt ihn, der König belohnt seine treuen Dienste durch reiche Schenkungen. Dieses Königreich, wo ein solcher Minister seine Greuelthaten ungestraft übt, wo die Stimme der Oeffentlichkeit so ganz schweigsam bleibt, wo das politische Bewußtsein noch so schlummert, daß der hochgestellte Sünder nicht entlarvt wird, muß unserer Zeit nicht ganz fern liegen, da polnische Verschwörungen darin gefürchtet, lichtfreundliche und neukatholische Regungen unterdrückt werden sollen. Was kümmert es die weibliche Phantasie woher sie das Material zusammenträgt, wenn nur ein Tempel der Liebe daraus entsteht mit Aus-, Ein- und Irrgängen, mit Wonnejauchzen und Verzweiflungsmomenten. Solcherlei bietet auch der Roman; er ist berechnet auf ein Publicum welches Aufregungen wünscht und mehr die spannende Erzählung als die Entwickelung wahrer Charaktere und Zustände bedarf. Daß die Heldin die Tochter der Marquise Beletry und — ihres Bedienten sei, bringt eine große Dissonanz in den Roman, welcher im hochtrabendsten Stil, der sogar oft jambenartig wird, vorgetragen ist. Die Scenen der Frömmlervereine, die grelle Schilderung der dabei Betheiligten verletzt als parteiisch übertrieben und jeder Versöhnung abhold. Daß das Laster nicht bestraft wird und die Tugend unterliegt, gibt einen unbefriedigenden Schluß und entkleidet das Werk jeder moralischen Tendenz. 5.

Literarische Notizen.

Italienische Literatur.

In Neapel ist, nach einem im „Athenaeum" enthaltenen Schreiben, ein großes litterarisches Nationalwerk begonnen worden, welches für Geschichtskunde von höchstem Werth und Nutzen zu werden verspricht. Vor einigen Jahren wurde nämlich ein aufgehobenes Kloster zum „Grand' archivio" des Königreichs bestimmt, und zur Zeit der Versammlung der italienischen Gelehrten in Neapel im Jahre 1845 dem Publicum in dieser Eigenschaft zum ersten male geöffnet. Seit dieser Zeit ist der Inspector Spinelli damit beschäftigt gewesen ein chronologisches Verzeichniß aller darin enthaltenen Handschriften und „Pergamene" zum Zwecke ihrer Veröffentlichung anzufertigen, wobei er durch den Minister des Innern, Santangelo unterstützt worden ist. Eine Abtheilung des ersten Bandes ist nun jüngst unter dem Titel „Regii Neapolitani archivi monumenta edita ac illustrata" erschienen. — Selbst unter dem schweren Druck welcher bis zur Erhebung Siciliens und der dadurch herbeigeführten blutlosen Revolution in Neapel auf der Presse in jenem herrlichen Lande lag, zeigten sich doch die Regungen des Zeitgeistes in dem Erscheinen zweier neuer, sehr wohlfeiler Journale, das eine unter dem Titel: „Il lumino, giornale della notte", das andere „Il lume a gas, giornale della sera" betitelt, wovon die Nummer nach unserm Gelde mit etwa vier Pfennigen bezahlt wurde. Der Inhalt jener Blätter konnte jedoch unter den damaligen Umständen kein anderer als ein sehr leichter, nur auf Unterhaltung, nicht auf Belehrung des Volks berechneter sein. Jetzt werden hoffentlich die Dinge sich auch dort anders gestalten.

Biographische Literatur.

Der berühmte Vertheidiger von St.-Jean-d'Acre, Sir William Sidney Smith, ist bekanntlich im J. 1840 gestorben, und seit diesen sieben Jahren sind bereits zwei ausführliche Lebensbeschreibungen von ihm erschienen. Die erste wurde von dem Verfasser des „Ratlin the reefer", Howard, herausgegeben, die andere, unter dem Titel „The life and correspondence of admiral Sir William Sidney Smith", hat den bekannten John Barrow zum Verfasser, welcher bereits das Leben Franz Drake's beschrieben hat. Das Buch, welches einen Wust von Briefen, Depeschen, Parlamentsverhandlungen ꝛc. umfaßt, ist auf folgende Art zu Stande gekommen. Am Anfang vorigen Jahres machte der Buchhändler Bentley in London Hrn. Barrow den Antrag, er möge das Leben Sidney Smith's beschreiben und aus dessen Briefwechsel geeignete Auszüge mittheilen. Der Buchhändler hatte sich nämlich eine ungeheure Masse eigenhändiger Briefschaften Sidney Smith's, Manuscripte und Urkunden die sich auf denselben bezogen zu verschaffen gewußt, und so hoffte er, daß mit diesem Material sich ein anziehendes Buch herstellen lasse. Auf Hrn. Barrow's Einwand, daß in all diesem Wust sich nicht der erfoderliche Stoff zu besagtem Zwecke vorfinde, wandte man sich an die Verwandten und Freunde des Seehelden; aber trotz ihrer Bereitwilligkeit seinen Geschichtschreiber mit Aufschlüssen und Beiträgen mancherlei Art zu unterstützen, ist doch in dem zweibändigen Werk nur ein Buch entstanden, was auf tausend Blattseiten kaum so viel interessanten Stoffs enthält, daß sich einige wenige Bogen damit unterhaltend und belehrend ausfüllen ließen.

Amerikanischer Almanach.

Der in Boston jedes Jahr erscheinende „American almanac" ist für Diejenigen welche sich über die neuesten Verhältnisse in den Vereinigten Staaten zu unterrichten wünschen eine sehr schätzenswerthe Schrift, da er eine Masse von Stoff enthält, die überdies mit großer Sorgfalt und genauer Sichtung zusammengetragen und verarbeitet ist. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 65. —— 5. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

Was die Deutschen betrifft mit welchen Hr. Mügge vorzugsweise zusammengekommen ist, und bei welchen er sich den Stoff zu wenigstens zwei Bänden von den vorliegenden dreien geholt hat, so sind, man darf es keck behaupten, die Wenigsten von ihnen im Stande ein richtiges, unbefangenes Urtheil über die Schweiz zu fällen. Hr. Mügge hat an mehren Stellen seines Reisewerks von dem Hasse gegen die Fremden im Allgemeinen und gegen die Deutschen insbesondere gesprochen; er hat sogar ziemlich richtige Ansichten von den Gründen dieses Hasses entwickelt, und so hätte er denn auch daran denken sollen, daß derselbe nicht ohne Gegenwirkung geblieben sein mag, daß viele Deutsche — und namentlich die in Zürich, mit denen der Verf. am meisten Umgang gepflogen zu haben scheint — eben dadurch zu gereizten, folglich auch nicht selten schiefen oder ganz falschen Urtheilen verleitet worden sein mögen. Denn es gehört allerdings eine seltene Charakterstärke dazu Denjenigen nicht Unrecht zu thun von denen man Unrecht geduldet zu haben glaubt oder wirklich erduldet hat. Außerdem darf nicht übersehen werden, daß eine große Anzahl der in der Schweiz lebenden Deutschen trotz ihres längern Aufenthalts im Lande sich noch nicht akklimatisirt hat, sich in den eigenthümlichen Verhältnissen noch nicht zurechtzufinden weiß. Es ist eine wirklich merkwürdige Erscheinung, daß die Deutschen, welche schon so oft gerechten Tadel und selbst bittern Spott eingeerntet haben, weil sie in fremden Ländern ihre Nationalität so leicht aufgeben, und sich ganz glücklich fühlen wenn sie sich einen Hauch französischer Eleganz oder englischer Seltsamkeit angeeignet haben, gerade in der Schweiz sich in die Verhältnisse nicht schmiegen wollen. Wir können uns nur Einen Grund denken der diese auffallende Erscheinung erklären könnte: die Deutschen, selbst die freisinnigsten, sind bei aller Begeisterung für Freiheit keine Republikaner und haben keinen republikanischen Sinn. In Monarchien aufgewachsen, in Verhältnissen groß geworden die das gerade Widerspiel der republikanischen Zustände sind, hat Jeder auch nur in solchen sich zu bewegen gelernt. Sobald ein Deutscher auf ein republikanisches Terrain versetzt wird, verliert er den Compaß dem er sich bis dahin sicher hatte anvertrauen können; die einfachsten, aus dem republikanischen Wesen nothwendig sich ergebenden Verhältnisse sind ihm unbegreiflich und stoßen ihn endlich um so mehr ab, als sie mit dem Ideal der Republik, das er sich in seinem Studirzimmer aufgebaut hatte, gar nicht übereinstimmen wollen. In Deutschland hat Jeder eine ihm durch die bürgerlichen Verhältnisse angewiesene bestimmte Stellung: Jeder weiß auf das allergenaueste wer über ihm und wer unter ihm steht, oder wen er als seines Gleichen anzusehen hat. Der Deutsche der in die Schweiz kommt und dort eine Stellung gewinnt verlangt auch die fortgesetzte Anerkennung derselben, und plötzlich sieht er sich einem Dritten untergeordnet, dem er sich an Talenten, Kenntnissen u. s. w. überlegen fühlt, und den er daher weit unter sich zu erblicken glaubte. Da erwacht der monarchische Sinn in ihm, er ist beleidigt, er fühlt sich unbehaglich, er fängt schon an das Land zu hassen in welchem er sich eine solche Unterordnung gefallen lassen muß, die ihm als Verkennung oder Misachtung erscheint. Vorzüglich ist Das der Fall bei Denjenigen die entweder Gelehrte sind oder sich doch zum Gelehrtenstande zählen. In Deutschland haben die Gelehrten eine Geltung wie bei keinem andern Volke der Erde (die Chinesen etwa ausgenommen): in der Schweiz gilt der Gelehrte als solcher sehr wenig oder gar Nichts, was sehr begreiflich ist wenn man bedenkt, daß der Schweizer mit seinem praktischen Sinn, welcher wiederum eine Folge der republikanischen Institutionen ist, vor Allem Das beachtet was praktische Brauchbarkeit gewährt, was unmittelbaren Nutzen für das Allgemeine darbietet. Vermag der Gelehrte nicht seiner Gelehrsamkeit eine praktische Seite abzugewinnen und dadurch dem Gemeinwesen sich nutzbringend anzuschließen, so kann er in der Schweiz nur auf sehr beschränkte Anerkennung rechnen. Der schweizerische Gelehrte kann sich zu solcher Höhe erheben, der deutsche selten oder nie, und so muß er mit den allgemeinen Lebensansichten der Schweizer in Widerspruch kommen, muß diesen Widerspruch schmerzlich fühlen, muß ihn um so schmerzlicher

fühlen als ihm der echte republikanische Sinn fehlt, der allein fähig macht Verkennung mit Gleichmuth zu ertragen. Und man glaube nicht, daß wir etwa übertreiben: eine große Anzahl von Deutschen ist auf diese Weise der Schweiz entfremdet worden. Referent kennt selbst Mehre die als Universitätsprofessoren nach der Schweiz berufen worden waren: sie fühlten sich glücklich, sich in dem Lande der Freiheit, das vielleicht sogar das Land ihrer Sehnsucht war, mit solcher Auszeichnung anerkannt zu sehen; sie eilten hin ihre neue Stellung einzunehmen. Aber kaum waren sie angekommen als sie sich schon zurückgestoßen fühlten; denn sie erfuhren mit Entsetzen, daß ein Gymnasiallehrer oder gar nur ein Dorfschullehrer, ein Fabrikant oder irgend eine solche in ihren Augen unbedeutende Person ihr Vorgesetzter sei. Das schmerzt den monarchischen Sinn; man unterwirft sich demüthig einem Ministerialrath, einem königlichen Universitätscommissar, einem großherzoglichen Curator oder Policeidirector: denn diese haben doch studirt, und sie stehen in der Beamtenhierarchie eben einmal höher als ein Universitätsprofessor; aber einem Kaufmann untergeordnet sein, Das erscheint unerträglich. Und doch ist Dies eine reine, unabweisbare Folge des republikanischen Wesens, welches dadurch an Consistenz gewinnt, daß der Einzelne je nach seinen Verdiensten oder Kenntnissen oder seiner administrativen Tüchtigkeit zu gleicher Zeit mehre ganz verschiedene Stellungen haben kann. Dem Schweizer fällt Dieses bei seinem ungetrübten Sinn für wahre Gleichheit und Freiheit nicht auf; er sieht es für etwas Nothwendiges und Gutes an, er weiß sich den verschiedensten Stellungen gemäß zu benehmen. So ist der Regierungs- oder Staatsrath eines großen Cantons möglicherweise im Militairdienste Lieutenant oder Hauptmann, während sein Secretair Oberst ist, ohne daß der Regierungsrath sich im mindesten schämt jenem zu gehorchen, und ohne daß der Oberst im entferntesten daran dächte sich zu freuen, daß er seinem Vorgesetzten in den bürgerlichen Verhältnissen als Militair befehlen könne. Wenn in denjenigen Ländern Deutschlands in welchen eine Landwehr organisirt ist der Zufall es wollte, daß einmal ein schlichter Handwerker zum Offizier befördert würde, wie würden die Kaufleute, die Advocaten, die Beamten ihre Ehre dadurch beleidigt fühlen! Wie würden sie über den armen Offizier sticheln und witzeln! Wie oft müßte dieser rohen und ungehobelten Spott hören, der ihn endlich vollständig entmuthigen würde! Wer Dies leugnen wollte, den würden wir ganz einfach auf das „Frankforter heroisch-borjerliche Lustspiel": „Der Bürgercapitain" verweisen, in welchem dergleichen Witze „aus dem Leben gegriffen" zu Dutzenden vorkommen. Und doch ist Frankfurt eine sogenannte Freie Stadt, in welcher immer noch ein wenig mehr republikanischer Geist zu finden sein wird als in den monarchischen Staaten Deutschlands. In der Schweiz kann der einfachste Handwerker, wenn er militairisches Talent entwickelt (und daß Dies möglich ist, hat mancher französische General und Marschall bewiesen), zu den höchsten Kriegsstellen gelangen, und statt des Hohns wird ihm nur desto größere Achtung werden. Ist doch z. B. der Oberinspector sämmtlicher Truppen eines der größten schweizerischen Cantone seines Berufs ein Gerber, und ein Divisionscommandant in der eidgenössischen Armee, der zum schnellen und glücklichen Erfolg der Schlacht bei Luzern wesentlich beigetragen hat, ist ein schlichter Dorfwirth, der, sobald die Truppen in die Heimat zurückgekehrt sind, wie früher seinen Gästen den verlangten Schoppen bringen wird, ohne befürchten zu müssen dem wohlverdienten Kriegsruhm dadurch Abbruch zu thun. Und so ist, um unter Hunderten noch ein Beispiel aufzuführen, der Oberstlieutenant Häusler, dessen Bataillon sich bei Gislikon höchst vortheilhaft ausgezeichnet und allgemeine Anerkennung wegen seiner ausdauernden Tapferkeit gefunden hat, ein Färber aus dem aargauischen Städtchen Lenzburg.

Ja, ich wiederhole es, was den Deutschen in der Schweiz misfällt, ihnen das Leben in diesem Lande unerträglich macht, Das ist die republikanische Staatseinrichtung, an die sich die Wenigsten gewöhnen können, selbst Diejenigen nicht welche in Deutschland wegen republikanischer Gesinnung und demagogischer Umtriebe verfolgt wurden. In Frankreich, in Italien, in England finden sie das monarchische Princip wieder, mit dem sie aufgewachsen sind, von dem sie sich ohne Schmerz nicht trennen, ohne das sie nicht bestehen können. Das monarchische Princip ist ihr Lebenselement, es ist mit ihrem innersten Wesen verwachsen, es bildet einen wesentlichen Theil ihres Ichs; und während sie in kurzer Zeit ihre ganze Nationalität abzustreifen im Stande sind, vermögen sie auch in langen Jahren nicht sich an republikanisches Wesen und an republikanische Form zu gewöhnen. Denn das Nationalgefühl hat bei den meisten Deutschen immer nur noch sehr schwache Wurzeln geschlagen, dagegen ist das monarchische Princip bei ihnen zur zweiten oder vielleicht sogar zur ersten Natur geworden.

Diese Leute aber, von welchen Hr. Mügge selbst sagt, daß sie nur mit Bitterkeit von den Schweizern und den schweizerischen Verhältnissen sprechen, können in keiner Weise darauf Anspruch machen, daß ihr Urtheil hierüber als maßgebend angenommen werde. Wie wenig sie in der That trotz ihres langjährigen Aufenthalts in der Schweiz die Verhältnisse dieses Landes und seiner Völkerschaften kennen gelernt haben, geht aus den vorliegenden Mittheilungen des Hrn. Mügge selbst zur Genüge hervor, die, wie schon erwähnt, vorzugsweise von Deutschen geschöpft sind. Wir wollen sogleich noch auf einen höchst wichtigen Punkt aufmerksam machen.

Während in monarchischen Staaten die Theilnahme des Bürgers an den öffentlichen Verhältnissen durch die Gesetze und Verfassungen genau vorgezeichnet ist und nach jeder Seite hin auf Schranken oder Hindernisse stößt, und hierin der vor Jahren von einem bairischen Minister ausgesprochene Grundsatz in seiner ganzen Strenge gilt, daß Alles verboten sei was nicht ausdrücklich erlaubt

worden; während hierdurch der Einfluß des Einzelnen, sei er auch noch so begabt, auf die Gesammtentwickelung des Volks oder Staats zur vollständigen Unmöglichkeit wird: da ist in den Republiken dem Bürger außer der öffentlichen Wirksamkeit, trotz deren breiten Basis und weithingreifenden Umfangs, doch die Möglichkeit gegeben seine Thätigkeit noch in anderer Weise dem Allgemeinen zuzuwenden, dadurch nämlich, daß er in Vereinigung mit andern Gleichgesinnten irgend eine Seite des öffentlichen oder bürgerlichen Lebens zum Gegenstande besonderer Theilnahme wählt und für denselben zu wirken sucht. So entstehen Vereine der mannichfaltigsten Art, welche alle in ihrer Weise und zu dem vorgesteckten Zwecke wirken, die oft schon höchst Bedeutendes theils angebahnt oder möglich gemacht, theils auch wirklich ausgeführt haben. Denn weit davon entfernt, daß sie, wie es in den monarchischen Staaten der Fall ist, mit scheelen Augen angesehen und voll Mistrauen beobachtet und überwacht werden, finden diese Vereine in den schweizerischen Republiken nicht blos Duldung und Anerkennung, sondern auch die lebhafteste Unterstützung bei den Regierungen, welche gar wohl wissen, daß viele Zwecke des Staatslebens durch Vereine, also durch Privatmittel erreicht werden können, für welche der Staat keine Mittel hätte. Wenn ein Verein zu seinen Arbeiten — nicht blos gelehrten, sondern auch staatswirthschaftlichen, rein praktischen — Materialien bedarf die ihm blos der Staat zu geben vermag, so kann er sich mit der vollsten Ueberzeugung an die betreffende Regierung wenden (und wäre es auch eine andere als die seines Heimatcantons), von dieser sogleich und mit der wünschenswerthesten Ausführlichkeit die benöthigte Auskunft zu erhalten, während ihm an andern Orten wol die Antwort zu Theil würde, daß man das Bestreben sich in die Staatsverwaltung zu mischen mit hohem (aber nach Umständen auch mit allerhöchstem) Misfallen ersehen habe, man daher erwarte, es würden ähnliche Anmaßungen fernerhin unterbleiben.

Die Schweiz ist mit Vereinen aller Art übersäet, von der Helvetischen Gesellschaft an, die sich die allgemeinste, alle Cantone der Eidgenossenschaft umfassende Aufgabe gesetzt hat, bis zu den kleinsten Localvereinen herab, die sich häufig nur mit sehr beschränkten Verhältnissen befassen, in diesen aber desto segensreicher wirken. Hr. Mügge sagt an vielen Stellen seines Reisewerks, daß der Schweizer außerhalb seiner Familie, die jedoch vollkommen abgeschlossen sei, nur in seinem Geschäftszimmer oder in der Wirthsstube zu sehen sei. Er hätte nothwendig auch die Vereine hinzufügen sollen; denn es wird kaum Ein Schweizer unter Tausenden gefunden werden der nicht Mitglied eines oder mehrer Vereine ist und denselben einen Theil seiner Zeit und Thätigkeit widmet. Daß er aber von dieser merkwürdigen Lebensäußerung in seinen drei Bänden kein einziges Wort auch nur im Vorübergehen gesagt hat, beweist wie oberflächlich seine und seiner Gewährsmänner Beobachtungen waren. Und doch befand sich Hr. Mügge gerade zu einer Zeit in der Schweiz in der die verschiedenen Vereine eine große Thätigkeit entwickelten. Wenn die theuern Jahre bei uns ohne alle Unruhen vorübergegangen sind, so verdanken wir es nicht blos dem gesunden Sinne des Volks, nicht blos den Regierungen, die mit der größten Fürsorge und Aufopferung Lebensmittel aus fremden Welttheilen herbeischafften, sondern zum großen Theil der bewunderungswürdigen Thätigkeit einer großen Anzahl von Vereinen, welche zusammen für die Milderung der Noth vielleicht noch größere Summen verwendet haben als selbst die Regierungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

West-östliche Schwalben. Von Ludwig Wihl. Mannheim, Hoff. 1847. 12. 15 Ngr.

Kaum haben wir uns von dem west-östlichen Bilderkram des Ritters von Levitschnigg erholt *), so fliegen uns diese „West-östlichen Schwalben" zu, an deren mattem, unmelodischem Zwitschern sich erfreuen mag wer da kann! Wenn es so fortgeht, so möchte von all dem poetischen Wind der jetzt gemacht wird der West-Ost leicht der lästigste werden.

Zwar hat Hr. Wihl die Schonung gehabt keinen allzu dichten Schwarm seiner „Liederboten" auszusenden. Seitdem er zuerst vor das Publicum getreten, mögen nun wol zehn bis zwölf Jahre hingegangen sein. Aus solchem Zeitraum eine so kleine Sammlung, ein so dünnes Gedichtbüchlein wie das vorliegende ist jedenfalls ein sehr bescheidener Anspruch an die Aufmerksamkeit der Leser. Aber leider ist hier das Quale so ermüdend, daß sein löblicher Abzug von dem Quantum mit gebührendem Dank aufgenommen wird. Wir halten Meister Gottfried's von Strasburg edle Mahnung in allen Ehren: daß man Derer in Güte gedenken müsse die der Welt Etwas zugute thun; wir zweifeln auch nicht im entferntesten an der guten Absicht des Hrn. Wihl, und lassen uns gewiß keine Regung der Tadelsucht beikommen, die der große Tristansänger als verderblich für jedes künstlerische Streben bezeichnet: aber wir können in unserm Falle aus dem bekannten Prolog Gottfried's denn doch nur ein aus dem Zusammenhang gerissenes Wort anwenden:

Bald ist das Wenige zu viel.

Die Schwalben die Hr. Wihl in sein Dichterwappen setzt, und die er gleich auf der ersten Seite mit dem ebenso gutklingenden als wohlconstruirten Aufruf begrüßt:

Ihr Schwalben, die ihr, wenn es eist und schneit ꝛc.

diese Schwalben nennt er östlich, insofern er sich dem Orient, und namentlich dem jüdischen Orient, mit seiner Sehnsucht, seiner Begeisterung, seiner Liebe zuwendet, und westlich wol darum, weil er als guter Patriot sie mitten im deutschen Westen, zunächst auf dem preußischen Landtag, unter Dach bringt. „Jehovalieder" und biblische Rhapsodien, „den freisinnigen Ständemitgliedern" gewidmet, Emancipationsgesänge, tendenzlose Balladen und Romanzen, raisonnirende Sonette u. dgl. in psalmistischem Ton: Das ist die West-östlichkeit dieser Sammlung, Das der Doppelcharakter der vorliegenden Gedichte. Mit Levitschnigg hat Hr. Wihl weder als Componist noch als Virtuos Etwas gemein; doch sei Dies keineswegs etwa zu seinem Lobe gesagt. Ja er hat offenbar von Dem zu wenig wovon Levitschnigg zu viel hat, was hinwiederum durchaus nicht zu Gunsten dieses Letztern spricht. So viel schwülstiger Ungeschmack nämlich bei Levitschnigg auf Rechnung des „Oestlichen" gesetzt werden kann, so viel Dürre und Dürftigkeit kann bei Wihl auf Rechnung des „Westlichen" kommen. Der gute wiener Ritter überbildert sich tief in den Orient hinein: die psalmodische Muse

*) Es wurde darüber in Nr. [illegible] d. Bl. f. [illegible] berichtet.
D. Red.

Wihl's ist so recht auf dem brandenburger Sand zu Hause. Levitschnigg poetisirt im wiener Salon hochtürkisch, während Wihl, der biblische Sänger, der in Einem fort von Jerusalem schwärmt, der in seiner Väter Land siegen und sterben möchte, dieser Makkabäer, dieser moderne Jeremias, selbst auf den Gräbern der Propheten ein echter Preuße bleibt! Solchen Extremen begegnet man zuweilen!

Mit Dem was Hr. Wihl als Dichter leistet kann man sich gar nicht einlassen. Hin und wieder ein nicht übler Vers, hin und wieder sogar das Aufblitzen eines poetischen Gedankens: was wiegt das Alles aber gegen den Mangel an jedem Schwung, an aller Tiefe und Originalität, gegen das schülerhafte Handhaben der abgegriffensten Phrasen und Wendungen, gegen die beleidigende Schwerhörigkeit für Alles was innere Harmonie und äußerer Wohllaut im Gedichte ist. Und vollends wo Hr. Wihl just zu Dem was ihm fehlt einen großen Anlauf nimmt, da wirkt er mit seinem ernstgemeinten Pathos komisch und rührend zugleich — wie etwa ein Blödsinniger wirken muß, der mit einer Ruthe über Holz streicht, und sich einbildet einer Geige die schmelzendsten Töne zu entlocken. So gibt sich z. B. nachfolgendes Lied als ein Meisterstück von musikalischem Lyrismus (S. 39):

> Der Brunnen, d'raus ich schöpf' mein Dichten,
> Bleibst du mir stets, Jerusalem!
> Ich lass' mich gern dazu verpflichten
> Zu singen dich, Jerusalem!
> Das Echo rufet aus dem dichten
> Gestein mir zu: Jerusalem!
> Die Welle strahlt mir in dem lichten
> Azur dein Bild, Jerusalem!
> Der Rabbi lehrt im Buch der Pflichten:
> „Im Osten liegt Jerusalem!
> Richt', willst du dein Gebet verrichten,
> Mein Sohn, dich gen Jerusalem!
> Schwing' frei von irdischen Gewichten,
> O Geist, dich nach Jerusalem!
> Entfess'le dich des Stoffs, des dichten,
> Und fliege nach Jerusalem!
> Wie könnt' ich Alles treu berichten,
> Was du mir singst, Jerusalem!
> Nicht in Geschichten noch Gedichten
> Erschöpf' ich dich, Jerusalem!
> Du gleichst dem Stern der Nacht, dem lichten,
> Am Horizont, Jerusalem!
> Stets muß sich die Boussole richten
> Des Geistes nach Jerusalem!
> Mein Sinnen, Denken, Trachten, Dichten
> Bist du allein, Jerusalem!
> Du bist die Rose die im lichten
> Morgen glänzt, Jerusalem!
> Die Lilie der die Rose nicht
> Den Preis entzieht, Jerusalem!
> Die Nachtigall die flötend spricht
> Den Liebesgruß, Jerusalem!
> Die Palme die dem Pilger nicht
> Den Schutz verwehrt, Jerusalem!
> Das Eiland dem ein Quell entbricht
> Den Dürstenden, Jerusalem!
> Die Taube die den Oelzweig bricht
> Den Hoffenden, Jerusalem!
> O sag', den Kampf um dich, wer ficht
> Den, thu' ich's nicht, mein Jerusalem!
> O sag', den Sang an dich, wer dicht't
> Den, thu' ich's nicht, mein Jerusalem!
> Nach dir wird mich die Nachwelt richten,
> Nach dir, o mein Jerusalem!
> Mein Name wird sich nicht verflüchten,
> Er haftet an Jerusalem!
> Wenn sie dem Enkel treu berichten
> Was ich dir sang, Jerusalem,
> Schlingt er den Kranz, den lorberdichten,
> Ums Haupt mir, mein Jerusalem!

Ebenso unglücklich ist Hr. Wihl mit seiner pathetischen Intention in einigen balladenartigen Gedichten; z. B. in der seltsamen Romanze „Turban und Gürtel" (S. 90), die fast so Etwas wie ein Nachklang der reizenden „Donna Clara" von Heine ist, nur daß die Geschichte hier eine befriedigende Lösung hat. Das Mädchen bittet ihren Geliebten Turban und Gürtel abzulegen —

> Auch im Spaß möcht' ich nicht scheinen
> Eines Turkomanen Weib!
>
> Sprich, wenn ich ein Turkomane
> Wäre, Herzgeliebte mein,
> Würdest du mich minder lieben,
> Minder mir gewogen sein?
>
> Ach, wozu die närr'sche Frage
> Ueber Liebe, über Pflicht?
> Doch der Turban und der Gürtel
> Paßt für einen Christen nicht!
>
> Ich, ich bin kein Turkomane,
> Aber auch kein gläub'ger Christ —
> Weißt du nicht, daß du Geliebte
> Eines armen Juden bist?
>
> Blitze zuckten aus dem Worte,
> Sie ward bleich und todtenblaß.
> Siehst du nun, wie viel des Ernstes
> Lag in diesem närr'schen Spaß? u. s. w.

Das beste Gedicht der ganzen Sammlung ist das bereits vor mehren Jahren in Chamisso's Musenalmanach erschienene: „Der trauernde Rabbi" (S. 68):

> Weinest schon so lange, Rabbi,
> Auf dem alten Leichenstein,
> Nimmer weckst du auf die Todten,
> Laß darum dein Weinen sein!
>
> Nicht die Todten will ich wecken,
> Ach, sie schlummern sanft und leicht,
> Um die Brüder die noch leben
> Ist mein Auge trüb' und feucht.
>
> Jeder Tag bringt neue Qualen
> Ueber meines Volkes Haupt,
> Weil es treulich sonder Wanken
> Gott, den Vater, einzig glaubt.

Was die Gesinnung Wihl's anlangt, so ist sie, wo nicht sein liebes, eitles, Lorber hoffendes Ich ins Spiel kommt, jedenfalls eine höchst ehrenwerthe, insofern sie aus edelm Antheil, aus wahrhafter Mitempfindung für sein Volk hervorgeht. Darin stimmen wir ihm von ganzer Seele bei. Doch es bleibt diese Gesinnung so ohne allen Nachdruck dichterischer Kraft, daß wir gleichwol nicht umhinkönnen von den Liedern des Hrn. Wihl zu sagen: Tausende solcher Schwalben werden noch keinen Sommer der Freiheit machen! 45.

Literarische Notiz aus England.

Warnung.

Bei der vielseitig regen Theilnahme für Cromwell darf eine Warnung hier Platz finden vor einer historischen Erzählung: „Cromwell in Ireland" (3 Bde., London 1847), welche mit der Geschichte ebenso frevelhaft umspringt wie mit dem Charakter der Hauptperson. Aber auch alle übrigen Personen sind Bühnencaricaturen in grünem, blauem oder rothem bengalischen Feuer, das Ganze melodramatischer Bombast. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 66. — 6. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Eine Darstellung des Vereinslebens in der gesammten Schweiz würde gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen sein; es würde die Schweizer oft genug in einem bis heute in Deutschland ungekannten Lichte zeigen, und gar manche Vorurtheile am sichersten bekämpfen die in Deutschland selbst bei den freundlich Gesinnten herrschen. Hätte Hr. Mügge einen Abschnitt seines dreibändigen Werks darauf verwendet, er würde sich ein wahres Verdienst erworben haben; aber es scheint, daß er von dieser umfassenden und höchst wichtigen Lebensäußerung auch nicht die mindeste Kenntniß hatte. So gern sich Ref. über diesen Gegenstand aussprechen möchte, so muß er es doch hier unterlassen; vielleicht entschließt er sich einmal, sei es in d. Bl., sei es an einem andern Orte, eine selbständige Darstellung desselben zu geben. Für jetzt will er hierüber nur Eine Bemerkung machen. So zahlreich die größern oder kleinern Vereine in der Schweiz auch sind, so finden sich unter ihnen nur sehr wenige eigentlich politische Associationen, und diese wenigen haben entweder keine Bedeutung und keinen Einfluß, oder es ist dieser nur sehr vorübergehend. Auch sind die meisten politischen Vereine immer nur in höchst aufgeregten Zeiten und für ganz specielle Zwecke gegründet worden. Als z. B. in den J. 1830 und 1831 die neuen Verfassungen erstanden, und ihr Bestand durch mächtige Reactionsversuche gefährdet erschien, bildeten sich sogenannte Schutzvereine mit dem Zwecke die errungenen Verbesserungen gegen allfällige Angriffe sicherzustellen. Sobald aber die Reaction sich legte, lösten sich diese Vereine von selbst auf, da ihr Zweck erreicht war. Andere politische Associationen, wie der große Nationalverein, zerfielen nach kurzem Bestand, weil ihnen entweder ein bestimmter Zweck fehlte, oder weil ihr Zweck keinen Anklang beim Volke fand. Diese Erscheinung, daß nämlich in der Schweiz so wenige rein politische Vereine sich bilden oder daß sie von selbst sich auflösen, ist merkwürdig, aber leicht erklärlich. Das ganze Volk nimmt theils direct, theils indirect an den öffentlichen Verhältnissen Antheil; Alle haben das Recht an den Wahlen für die gesetzgebenden Behörden Theil zu nehmen und in dieselben gewählt zu werden (nur in wenigen Cantonen treten einige Beschränkungen ein); die Presse erfreut sich der unbeschränktesten Freiheit, sodaß Jeder jeden Augenblick abweichende Ansichten dem gesammten Volke vortragen und ihnen Eingang verschaffen kann. Die gesetzgebenden Behörden sind in kurzen Zeiträumen einer Wiederwahl unterworfen, sodaß sich Niemandem das Bedürfniß aufdringt politische Vereine zu bilden, die auch in der That zwecklos wären. Und so sieht man auch hier wieder, daß die politische Freiheit weit weniger misbraucht wird als man es gewöhnlich befürchtet.

Aus den Vereinen sind unter Anderm auch die vielen und großartigen Volksfeste hervorgegangen, welche seit Jahren schon die Aufmerksamkeit aller Gebildeten und Volksfreunde auf sich gezogen haben, und die bekanntlich nicht ohne Einfluß auf ähnliche Aeußerungen in benachbarten Staaten geblieben sind. Hr. Mügge war so glücklich das eidgenössische Sängerfest in Schaffhausen mitzufeiern, und wenn auch dieses in keiner Weise mit den eidgenössischen Schützenfesten zusammengestellt werden kann, so konnte es doch nicht verfehlen einen großen und erfreulichen Eindruck auf unsern Touristen zu machen. Er sagt (I, 77 fg.):

Man muß gestehen, daß dieses schöne Fest einen überraschend wohlthätigen Eindruck machte; denn es war ein Fest der Brüderlichkeit und allgemeiner Freude, vor der aller Parteistreit schwieg. Was hat man nicht bei uns im guten Deutschland von der Schweizer blutig wilder Zerrissenheit gehört! Welchen Respect vor ihrer Roheit und Raufsucht hat man uns durch Zeitungsberichte und Erzählungen beigebracht! Hier in der nächsten Nähe aber merkt man gar Nichts davon, wie es denn überhaupt wahr ist, daß in der Ferne Alles weit fürchterlicher aussieht und oft geflissentlich dazu gemacht wird. Die Presse verdreht und übertreibt gar Vieles, und hier lügen ihre Organe, namentlich die der servilen und ultramontanen Partei, in unverschämtester Weise und bringen durch ihre berechnete Bosheit die Schweiz in Misachtung beim Auslande, welches, wenn es diesen Blättern Glauben schenkt, kaum anders denken kann als daß ein halbtoller Pöbelhaufen zur Herrschaft gelangt ist, der alles Recht und alle Sitte mit plumpen Füßen, geballten Fäusten, Messerklingen und Stutzerkugeln zu Boden tritt. Hier zeigte sich die Unwürdigkeit dieser Verleumdungen deutlich; denn trotz Dessen, daß der größere Theil der Sängerchöre aus Cantonen kam wo der Radicalismus breite Wurzeln hat, und gewiß nicht Wenige die jetzigen schlaffen und

ungenügenden Verhältnisse Schaffhausens mit keineswegs günstigen Blicken betrachteten, schwieg jeder Mislaut. Denn man ehrte und achtete das Gastrecht und nicht die geringste Störung trübte die Freude. Trotz der Freischarenzüge und der verschiedenen blutigen Ereignisse in der Schweiz, bei denen die Bürger des einen Cantons von ihren Meinungsgenossen aus andern Cantonen unterstützt wurden, ist doch eine große Achtung vor dem Bestehenden den meisten Schweizern tief eingeprägt. (Hr. Mügge hätte sagen sollen: Achtung vor dem Gesetz; doch darüber weiter unten!) Würden die Liberalen in Schaffhausen offenen Kampf erheben gegen ihre Widersacher, so ist kein Zweifel, daß gleichgesinnte Männer aus Zürich, Aargau u. s. w. ihnen auch beispringen möchten; im Ganzen aber mischt sich so leicht Niemand in innere Cantonsverhältnisse. Man überläßt es der Majorität sich geltend zu machen, um Abänderungen gesetzlich zu erzielen oder zu erzwingen. Bei dem Sängerfeste in Schaffhausen war aber noch ausdrücklich gebeten worden alle Dissonanzen fern zu halten, was wahrscheinlich kaum nöthig gewesen wäre. Jedermann fühlte sich behaglich, denn alle Einwohner Schaffhausens ohne Unterschied kamen mit Zuvorkommenheit den Gästen entgegen, nahmen viele in ihre Häuser auf und suchten ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Welche Vergleiche lassen sich dabei mit dem großen Sängerfeste ziehen das an denselben Tagen in Köln gehalten wurde?! In Schaffhausen hatte das Festcomité, an dessen Spitze die erste Magistratsperson des Cantons, der regierende Bürgermeister, Junker von Waldkirch, stand, für Alles reichlich gesorgt. Alle Staats- und Stadtbehörden wetteiferten in Theilnahme an dem patriotischen Feste; in Köln gab es dagegen Nichts als Zwist und traurige Beweise, wie wenig man in Deutschland geeignet ist über die Spaltungen der Gesellschaftsverhältnisse, den Absonderungsgeist und die Theilnahmlosigkeit Derer die sich besser dünken hinwegzukommen; wie wenig wir auch dazu geeignet sind irgend ein Volksfest auszuführen, weil uns vor allen Dingen ein Volk und ein Volksleben mangeln.

Dieser ganz guten und wahren Schilderung hätte der Verf. noch eine Bemerkung hinzufügen können, nämlich die, daß bei der zahllosen Menge von Menschen welche bei ähnlichen Volksfesten zusammenkommen, und von denen kein einziger einen Paß hat, obgleich sehr viele aus entlegenen Gegenden, ja selbst aus dem Auslande herbeiströmen, nirgend die Gegenwart oder Einwirkung irgend einer Policei bemerkbar wird, während anderswo bei ähnlichen Festen, z. B. in München beim Octoberfeste, auf 100 Menschen ein Gensdarm gerechnet werden kann, die Garnisonstruppen ungerechnet welche immer zur Disposition in den Casernen consignirt sind. Man sollte beinahe glauben, wenn man in Deutschland solchen Festen beiwohnt, die Deutschen müßten das raufsüchtigste Volk oder entsetzlich zu Revolutionen geneigt sein oder zur Hälfte aus Dieben bestehen; denn sonst ist es rein unerklärlich, warum immer eine so mächtige Policeigewalt entwickelt wird. Hier zu Lande begnügt sich die Policeibehörde bei ähnlichen Anlässen ein halbes Dutzend Landjäger zusammenzuziehen, denen vorzüglich die Aufgabe zu Theil wird den gewöhnlich zu solchen Gelegenheiten herbeieilenden Taschendieben auf die Finger zu sehen; andere Furcht kennen unsere Regierungen nicht, und wenn sich 20,000 Menschen auf einem Punkte versammeln.

Hr. Mügge hat, wie wir aus der oben mitgetheilten Stelle gesehen haben, Sinn für republikanisches Leben und republikanische Institutionen; aber auch er kann sich zur freien, ungetrübten Anschauung dieses Lebens nicht erheben; auch er läßt sich durch Einzelheiten irre führen, zu falschen Urtheilen verleiten. Nachdem er z. B. erzählt (II, 117) wie im Canton Luzern die Priesterpartei in Verbindung mit den Aristokraten durch allerlei, meistens aber schlechte Mittel das Volk fanatisirt habe, und es ihr dadurch gelungen sei die Gewalt an sich zu reißen, welche sie wie bekannt auf so empörende Weise misbrauchte, fährt er fort:

An diesem Allen sieht man wie furchtbar die Macht ist gegen welche der liberale Theil der Schweiz seit 15 Jahren kämpft. Man sieht aber auch wie gefährlich es ist wenn ein rohes und unwissendes Volk, das in den Händen einer Freiheit und jegliche Aufklärung hassenden Partei ist, zur politischen Gleichheit aller Rechte gelangt. Die kleine Zahl der denkenden und bildungsfähigen Männer vermag in der reinen Demokratie Nichts gegen eine verdummte, abergläubische Bauernmajorität, und hierin liegt das Schicksal Luzerns. Die Stadt mußte sich dem Willen des zahlreichen Landvolks unterordnen, die Kämpfer für Geistes- und Gewissensfreiheit, die unterrichteten Männer, welche ihr Vaterland auf eine höhere Stufe der Einsicht und Entwickelung zu heben suchten, wurden mishandelt und entfernt.

Allerdings ist die bisherige Priesterherrschaft in Luzern nur dadurch möglich geworden, daß das Volk das Recht hatte seine gesetzgebende Behörde zu wählen und die frühere Verfassung zu ändern; allein so traurig der Zustand des Cantons Luzern auch war, so kann uns Dies doch bei näherer Betrachtung nicht dazu bringen zu bedauern, daß das luzernische Volk im vollständigen Besitz der ausgedehntesten politischen Rechte sich befindet und schon früher befand. Abgesehen davon übrigens, daß das mitgetheilte Raisonnement bei Hrn. Mügge gegen die republikanische Verfassung an sich Nichts beweist, weil die Folgen die er ihr zuschreibt auch in monarchischen Staaten erscheinen, in denen doch das „verdummte und unwissende Volk“ nicht den geringsten Antheil an der Staatsverwaltung hat, sondern dieselbe doch wol in den Händen „denkender und bildungsfähiger Männer“ liegt, abgesehen davon also, daß die republikanische Verfassung als solche nicht der unmittelbare und einzig nothwendige Grund des Pfaffenregiments ist, so haben wir dem Verf. noch Folgendes zu entgegnen, wobei wir sogar seine Voraussetzungen als richtig und begründet annehmen wollen. Der wahre Republikaner ist kein Optimist; er weiß recht gut, daß die beste, die einzig gute Staatsverfassung der Gebrechlichkeit menschlicher Dinge unterworfen ist und daß durch sie allerdings viel Böses hervorgerufen werden kann. Verhält es sich denn mit irgend einer Erscheinung im Gebiete des menschlichen Lebens etwa anders? Hat nicht auch das misverstandene und misbrauchte Christenthum häufig den unmittelbarsten Anlaß zu den empörendsten Greuelthaten gegeben? Sehen wir nicht noch heutigen Tags wie das edelste Kleinod das dem Menschengeschlechte zu Theil ward in den Händen selbstsüchtiger Priester und frömmelnder Staatsmänner zur Geißel der Völker wird? Aber es hört das Christenthum deshalb nicht auf der höchste Gipfel menschlichen Strebens zu sein; es wird Niemand

dem einfallen die Behauptung aufzustellen: es sei gefährlich das Christenthum einem rohen Volke zu verkündigen. Die republikanischen Einrichtungen haben was jeder andern Staatsform mangelt, das Heilmittel gegen mögliche Gebrechen in sich selbst; man soll nur das Böse austoben lassen: es wird sich bald eine Opposition dagegen erheben, die es nach und nach besiegen, unschädlich machen wird.

Eben deswegen, weil wir die innigste, auf vielfache Erfahrung gegründete Ueberzeugung haben, daß in echt republikanischem Gemeinwesen das Böse und selbst das Verderbliche auf gesetzlichem Wege gebändigt und zum Guten umgeschaffen werden kann, können wir die Meinung des Hrn. Mügge nicht theilen, welcher (I, 166 fg.) den unglücklichen Ausgang des bekannten Freischarenzugs bedauert und der Ansicht ist, daß ein glückliches Ende desselben die besten Folgen für die Schweiz hätte haben müssen. „Die Freischarenzüge haben allerdings eine gute Seite", sagt Hr. Mügge a. a. O., und darin stimmen wir ihm vollkommen bei; „sie ehren ihre Theilnehmer, denn sie waren das Ergebniß einer sittlichen Empörung der Gemüther gegen eine Rotte von Fanatikern und Heuchlern, die zum Verderben des ganzen Schweizerlands sich verschworen." Allein schon manche That die aus den edelsten Beweggründen hervorgegangen war mußte politisch und moralisch verdammt werden; und ebenso verhält es sich mit den Freischarenzügen, welche wenn sie geglückt wären zur vollständigen Auflösung aller gesetzlichen Ordnung geführt hätten. In Republiken, wo der Staatsverwaltung keine andere Macht zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung zur Seite steht als die Bürger und deren Achtung vor dem Gesetz, muß die selbstbewußte und freiwillige Unterwerfung unter dasselbe als die erste, unerlaßlichste Bürgertugend, jede frevelhafte Uebertretung desselben als das größte politische Verbrechen angesehen werden, und zwar um so mehr, als selbst in den schwierigsten Lagen sich gesetzliche Mittel vorfinden, die es immer möglich machen das Bessere auf legalem Wege zu erstreben und zu erreichen. Es ist wahr, daß der Canton Luzern durch eine verrätherische Partei in seinen Grundfesten erschüttert war, daß diese ihre Gewalt zur Verletzung der Gesetze und selbst der Verfassung misbraucht hatte; aber diese Partei hatte keine andere Stütze als das Volk, das zwar in seiner Majorität theils aus Fanatismus, theils aus Furcht zur Regierung hielt, das jedoch mit der Zeit zu bessern Ansichten hätte gebracht werden können. Die Entwickelung der Verhältnisse im Canton Luzern mußte schon dafür bürgen; denn es war die liberale Minorität trotz der Schreckensregierung zusehends gewachsen, und es war schon so weit gekommen, daß die Siegwart'sche Partei selbst einen bewaffneten Aufstand herbeiwünschte, um dadurch ostensibeln Grund zu gewinnen, die kräftigern Liberalen politisch todt zu machen und ökonomisch zu Grund zu richten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich, wenn einmal alle Thatsachen und Documente bekannt sein werden, mit Sicherheit herausstellen wird, daß die damalige luzerner Regierung die Freischarenzüge mit heraufbeschworen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Künstler-Jugend. Roman aus dem Leben. Von Karl August Menzel. Zwei Theile. Berlin, Adolf u. Comp. 1848. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Hedwig Levi. Ein socialer Roman. Leipzig, O. Wigand. 1847. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beide genannten Werke sind sociale Romane, und beide sind von nicht geringem Werth. Der Verf. von „Künstler-Jugend" verfolgt mit satirischer Geißel den falschen Kunstenthusiasmus, den modernen Kunstgeschmack oder vielmehr Kunstungeschmack, den Egoismus, die arrogante Dummheit, die Kleinstädterei. Die Partien seines Buchs wo der Verf. das falsche Künstlerthum und die erlogene Künstlergröße geißelt sind vorzüglich gut gelungen; da erscheint seine Phantasie vorzüglich reich, sein Witz im höchsten Grade frappant. Der Witz des Hrn. Menzel hat den Vorzug sich allgemein zu halten und doch die Specialität zu treffen; er trifft scharf und tief ohne persönlich zu werden. Einzelne Partien des Buchs zeichnen sich durch ihre satirische Kraft besonders aus, z. B. die Statuten für den Verein Nachruhm hoffender Kunstnarren; ferner muß die Erzählung von dem geheimen Oberbauteufel dahin gerechnet werden. In solchen Pièces erhebt sich der Verf. zu der Höhe des echten Humors; solche Stellen sind von schlagender Wirkung, sie zeigen die Verkehrtheit mancher Zustände des modernen Lebens, die Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit des Treibens mancher Zeitgenossen mit grauenerregender Wahrheit.

Uebrigens fehlt es in dem genannten Romane auch nicht an Stellen in denen der Humorist mehr spöttelt und lächelt als grollt; der Verf. scheint mit einer gewissen Vorliebe das kleinstädtische Leben geschildert zu haben, und es gelingt ihm vortrefflich die Denk- und Handlungsweise dieser Steuerofficianten, dieser Krämer und Apotheker sammt deren Frauen, Töchtern und Dienstmägden darzustellen, und der Leser überläßt sich beifällig lächelnd dem breiten Strome dieser Erzählungen.

Indeß auch die Darstellung des natürlichen, unverkünstelten, des rein menschlichen Lebens gelingt dem Verf. gut. Namentlich erwähnen wir die Geschichte der Maria Hägeli in Tirol; da ist Alles so einfach, so wahr, so voll Laune, daß wir dem Verf. ein vorzüglich glückliches Talent für derartige Schilderungen zuschreiben dürfen, wie es mir denn überhaupt ein entscheidendes Kennzeichen eines Humoristen zu sein scheint, daß er Talent hat für idyllische Darstellungen.

Wir gehen zu dem Roman „Hedwig Levi" über. Das Talent des Verf. ist unverkennbar; er hat an die hergebrachten Formen des Romans sich nicht ängstlich gehalten, und Das ist löblich; er will nicht blos unterhalten, er will zum Nachdenken auffodern; er will nicht blos amusiren, er will auf die schlimmen Stellen moderner Zustände hinweisen, er will auffodern zur Heilung hier, zum gründlichen Neubau dort. Und doch fällt er niemals in einen belehrenden Ton; theoretisiren ist sein Fach nicht, vielmehr er thut was der Romanschriftsteller soll, er malt, und er malt oftmals mit herzerschütternder Wahrheit; er gebraucht dazu die einfachsten Mittel, keine gezwungene Häufung von Gräßlichkeiten, keine unnatürlichen Motive, er wendet das einzig richtige Mittel an: er folgt der Natur.

Und diesen Vorzug haben alle Darstellungen des genannten Romans. Der Verf. schildert wol die Nachtseiten der Zustände des modernen Lebens, aber er übertreibt nicht. Die hohlköpfigen, herzlosen, ehrlosen, reichen und adeligen Leute werden aufs schärfste gegeißelt. Den glaubenlosen, hinterlistigen, tückischen Frömmler stellt der Verf. in der Person seines Pastors Kranz ein Bild von erschreckender Wahrheit, vor Augen; die ordinaire Sorte der bürgerlich rechtlichen, policeilich niemals bestraften,

criminell niemals angeklagten Leute, die oftmals die größten und unnatürlichsten Verbrecher sind, Verbrecher gegen das Herz, gegen das höhere Geistesleben ihrer Mitmenschen: das Wesen und Treiben dieser Verachtungswürdigen wird vortrefflich geschildert. Was die Nothdürftigen, die Armen betrifft, so kann man nicht sagen, daß der Verf. ihnen schmeichle; aber er sucht ihnen die allgemeinen Menschenrechte zu erhalten, er kämpft mit Energie gegen die unsinnige Ansicht als seien arme Leute eine untergeordnete Race von Menschen: eine Ansicht die in Theorie sowol wie in Praxis bald mehr bald weniger deutlich ausgesprochen wird in den Kreisen der Vornehmen und der sogenannten Gebildeten. Sehr ergreifend finden wir es wenn unser Verf. einmal sagt: „Die Armen können kaum lesen, wissen Nichts von Dogmatik, verstehen keine geistreiche Predigt, können sich nicht mit feinem Witz unterhalten — aber dennoch wissen sie zu lieben."

Mit großem Interesse hat Ref. gelesen was der Verf. von „Hedwig Levi" über die täglich mehr einreißende Verflachung von Kunst und Wissenschaft spricht. Die Schätze von Kunst und Wissenschaft werden jetzt in weiterer Ausdehnung Gemeingut als sie früher es waren; aber ist Das ein Beweis für die erhöhte geistige Fähigkeit, ist Das ein Beweis für den Fortschritt der Bildung? „Wissenschaft und Kunst", sagt unser Verf., „ist Modesache geworden; ein ernstes Buch liest Niemand mehr, die Phantasie muß ins Fabelhafte, Ungeheuere hinausgerissen werden; seinen Verstand mag Niemand anstrengen, nur vergnügt will er sein durch Das was er liest. Von den Helden der deutschen Literatur weiß die Menge nur noch die Namen, der Inhalt ist ihr ungenießbar; der leichte, flatterhafte Franzose, der langsame bequeme Engländer, Das sind die Koryphäen des Tages. Fluch, daß der Schriftsteller, will er gelesen sein, nicht mit der nackten Wahrheit seiner innersten heiligsten Gefühle und Gedanken Etwas wirken kann. Man stellt den Professor auf einen glänzenden Katheder, aber nicht Durst nach Wissen füllt den Saal, nur Eitelkeit und Vergnügungssucht. Fluch, daß das Edelste was der Mensch besitzt zur Modesache wird!"

Zum Schluß spricht Ref. den Wunsch aus, daß er bald wieder einem Werke von dem Verf. dieses gelungenen Buchs begegnen möge. 37.

Englische Kalender.

Etwas Aehnliches wie unsere deutschen Hauskalender, lange Zeit hindurch in den meisten Familien außer Bibel und Gesangbuch die einzigen Bücher, ja das einzige Buch überhaupt woraus wer in den Mittelclassen lesen konnte seine Kenntniß über die Zeit und ihre Ereignisse schöpfte, bestand in England in dem „Lady's diary" und in dem „Gentleman's diary", von denen das erstere 1704, das andere 1721 gegründet ward. Von dieser Zeit an fanden eine Menge Nachahmungen statt, die jedoch eine nach der andern eingingen, während die ursprünglichen Unternehmungen bestanden und gediehen, bis beide sich vor einigen Jahren verschmolzen und jetzt unter dem gemeinschaftlichen Titel „The lady's and gentleman's diary" erscheinen. In der alten guten Zeit, welche den innern Gehalt zugleich durch eine Umschreibung des Titels auszudrücken liebte, lautete der des erstgenannten Kalenders: „The lady's diary, or woman's almanac, containing new improvements in arts and sciences and many entertaining particulars designed for the use and diversion of the fair sex"; der des andern: „The gentleman's diary peculiarly adapted to the ingenious gentlemen engaged in the delightful study and practice of the mathematics." Aus der letztern Bezeichnung des Zwecks geht der hauptsächlichste Charakter dieses Almanachs hervor, welchen derselbe bis auf den heutigen Tag behalten hat. Einen bedeutenden Theil des Raums nahmen nämlich mathematische Aufgaben und Räthsel ein, wie sie auch jetzt in unsern illustrirter Zeitungen sich finden. Besonders im nördlichen England hat es von jeher eine Menge Liebhaber der mathematischen Wissenschaften gegeben, die sich ein Geschäft daraus machten dem Publicum in dergleichen Schriften Nüsse aufzuknacken zu geben. Einige der ausgezeichnetsten Mathematiker haben ihre Laufbahn in dieser Arena begonnen, ja viele der dort dem Dilettantismus zur Lösung vorgelegten Probleme haben ihren Weg in wissenschaftliche Werke gefunden. Es hat lange Zeit eine förmliche Schule oder ein Verein von Personen bestanden welche Beiträge in diese Kalender lieferten, miteinander darüber in Briefwechsel standen, sich gegenseitig herausfoderten, sich einander belobten, während sie sehr oft einander nicht persönlich, ja vielleicht nicht einmal dem Namen nach kannten. Wenn einmal eine gründliche Geschichte der Mathematik in England geschrieben wird, so müssen die beiden Diaries ihre gebührende, d. h. eine sehr hervorragende Stelle erhalten. Merkwürdigerweise wurde die Dichtkunst mit dieser Pflege exacter Wissenschaften in Verbindung gebracht, indem manchmal die Aufgaben in rhythmischer oder selbst dichterischer Form gegeben wurden, noch häufiger die versuchte Lösung diese Gestalt annahm. Die Personificirung des Diariums unter dem Namen der Lady Di und das eigenthümliche Streben, über diese und verschiedene andere Gegenstände sich in Witzen zu ergehen, war ebenso launig als die mathematischen Aufgaben tief durchdacht erschienen. „Jetzt noch, wo die Sache sich zum Theil anders gestaltet", äußert ein englisches Journal, dem diese Züge entlehnt sind, „theilt der Mantel der Lady Di Denen die darin ihre Zuflucht suchen Etwas von dem frühern Weihrauch mit." 3.

Miscellen.

Petrus und Paulus.

Nicephorus, dem wir bekanntlich die ausführlichste Kunde über die Persönlichkeit des Heilands verdanken, hat uns auch über die der Apostel Petrus und Paulus eine interessante Beschreibung aufbewahrt. Er sagt: „Der heilige Petrus war körperlich nicht stark, sondern vielmehr von schmächtigem Wuchse; sein Gesicht war blaß und weiß, seine Haare und sein Bart dicht und kraus; seine schwarzen Augen waren wie mit Blut besäet, seine Augenbrauen fast ausgerissen, die Nase lang, nicht gebogen, sondern ein wenig eingedrückt. Der heil. Paulus war von kleiner Statur, zusammengepreßt und etwas gekrümmt; sein Gesicht war weiß, doch trug es Spuren von vorgerücktem Alter; sein Kopf mittelmäßig, der Blick schön, mit auswärts gerichteten Augenbrauen; die Nase groß und schön gebogen, der Bart dicht und sehr lang."

M. Veit Dietrich fragte Doctor Luther: „Wie achtet Ihr, Herr Doctor, was Paulus sei für eine Person gewesen?" „Ich glaube", sprach er, „Paulus sei eine verachtete Person gewesen, die kein Ansehen gehabt, ein armes, dünnes Männlein, wie Magister Philippus" (Melanchthon). 27.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 67. —— 7. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

Wenn wir uns auch entschieden dahin aussprechen, daß wir den unglücklichen Ausgang des Freischarenthums — und Dies ist seit Jahren schon unsere vielfach auch öffentlich ausgesprochene Ansicht — für ein der ganzen Schweiz widerfahrenes Glück ansehen, weil sein Untergang zugleich der Sieg des gesetzlichen Zustandes war: so finden wir uns andererseits auch verpflichtet zu erklären, daß der schlimme Grundsatz der die Freischaren hervorgerufen hatte nicht aus ihnen oder ihren Führern hervorgegangen war, sondern eine ganz andere Quelle hatte. Als in den J. 1830 und 1831 die Verfassungen der meisten Cantone durch Gewalt umgestürzt und andere eingeführt wurden, da war in den bis dahin geltenden Staatseinrichtungen dem Volke kein gesetzliches Mittel gegeben seine Wünsche nach bessern Institutionen geltend zu machen; dazu waren die aristokratischen Regierungen in ihrer Mehrheit viel zu verstockt, als daß sie von sich aus dem laut ausgesprochenen Willen der Bevölkerungen entgegengekommen wären. Daher blieb dem Volke Nichts übrig als zur Gewalt zu greifen, wollte es anders die ihm zukommenden Rechte erringen. Allein sobald die neuen Verhältnisse gegründet waren, kehrte die Ruhe und mit ihr der Sinn für Gesetzlichkeit zurück. Einzelne kleine Aufruhrversuche in diesem oder jenem Canton konnten, da sie bald unterdrückt wurden, das lebendige Gefühl des Volks für legale Ordnung nicht trüben. Dies wurde erst möglich als es 1839 der aristokratisch-pfäffisch-pöbelhaften Partei in Zürich gelang die damalige Regierung zu stürzen. Diese Partei, die sich selbst die liberal-conservative nannte, und schon in diesem Namen die Fahne der Lüge und Heuchelei aufsteckte, ist ganz allein die Quelle alles Unglücks welches seitdem über die Eidgenossenschaft eingebrochen ist, dieselbe an den Rand des Verderbens brachte. Diese fluchwürdige Partei hat zuerst das Zeichen gegeben die gesetzlichen Mittel zu verlassen, sie hat zuerst an die brutale Gewalt appellirt. Und doch lagen diese Mittel so nahe! In wenigen Monaten stand die Erneuerung des zürichischen Großen Raths bevor: da sie die Majorität im Volke hatte, so hätte auch der neue Große Rath in ihrem Sinne ausfallen müssen; es hätte somit die Umgestaltung der Verhältnisse auf dem friedlichsten, ruhigsten Wege geschehen können. Statt Dieses zu thun appellirte sie an die aufgeregten Massen, wobei sie die seltene, ja in ihrer Art einzige Frechheit hatte laut zu verkünden, daß sie nicht gegen die verfassungsmäßigen Einrichtungen sich empöre, sondern nur gegen die an der Spitze der Geschäfte stehenden Personen; wobei nicht zu übersehen ist, daß die Regierung diejenigen Punkte welche als Grund der Aufregung vorangestellt worden waren, namentlich die Berufung des Dr. Strauß, schon von sich aus im Sinne des Volks und seiner Wünsche erledigt hatte. Es ist übrigens leicht einzusehen warum die revolutionnaire Partei die Erneuerungswahlen in dem Großen Rath nicht abwartete. Sie hatte das Volk blos durch Lüge und Verleumdung gewonnen; sie mußte befürchten, daß ihre Heuchelei mit welcher sie Religionsgefahr vorspiegelte in ihrer ganzen Niederträchtigkeit aufgedeckt werden, daß das für den Augenblick aufgeregte Volk zur Besonnenheit und richtigen Würdigung der Verhältnisse zurückkehren möchte, wodurch sie allen Boden und alle Hoffnung hätte verlieren müssen. Daher galt es den Augenblick zu benutzen, um so mehr, als es ihr gelungen war Mitglieder der Regierung zum Verrath zu verleiten.

Den 4. Sept. 1839 war der erste Freischarenzug in der Schweiz; durch dessen Gelingen erwachte der Wunsch nach Nachahmung, und so wurde der den Schweizern sonst tief eingeborene Sinn für Gesetzlichkeit getrübt. Dieser in die Gemüther gelegte Keim anarchischen Treibens wurde aber vollkommen ausgebildet durch die sophistischen Journalartikel und Bücher des perfiden Bluntschli und seiner Helfershelfer, der berüchtigten Rohmer, die wir später im Solde der ultramontanen Partei in München erblickten. Da Bluntschli und die Seinigen einerseits nicht leugnen konnten, daß die Septemberbewegung eine rein revolutionnaire und gewaltthätige war, sie aber andererseits Feinde aller Revolution zu sein behaupteten, und alle freien Erhebungen des Volks von den Julitagen an, ja selbst die Revolution von 1789 (wie im Geheimen auch die Reformation Luther's und Zwingli's) verdammten, sie in ihrer frömmelnden Heuchelei geradezu für Ausgeburten

der Hölle erklärten: so waren ihre Thaten mit den Grundsätzen die sie predigten in offenbaren Widerspruch gerathen, der über ihr selbstsüchtiges, lügenhaftes Treiben selbst den Blindesten die Augen öffnen mußte. Bald hatten sie bei der Mehrzahl Derjenigen die sich von ihnen zum Aufruhr hatten verleiten lassen Achtung und Glauben verloren; sie mußten durch ihre Journale den verlorenen Boden wiederzugewinnen suchen. Bei ihrem Bestreben den offenen Widerspruch zwischen That und Grundsatz zu versöhnen entwickelten sie, Dies muß man ihnen wenn auch nicht nachrühmen (denn Heuchelei und Falschheit kann niemals rühmlich sein), doch zugestehen, eine bewunderungswürdige Kraft und Kunst der Sophistik, die wol Manchen vorübergehend blenden konnte. Aber weil es eben nur Sophisterei und nicht Wahrheit war was sie verkündigten, konnte der Eindruck nicht haften. In ihrer ganzen Blöße zeigte sich aber die Bluntschli'sche Partei als die Jesuitenfrage auftauchte, als das luzerner und walliser Regiment mit schaudererregender Willkür die Liberalen und Protestanten verfolgte. Die Nothwendigkeit in einem rein protestantischen Cantone die Sache des Protestantismus, trotz ihrer erklärten Vorliebe für die Jesuiten, in Schutz zu nehmen stürzte sie in tausend Widersprüche und Schwierigkeiten, die ihren gänzlichen Fall nach sich zogen, der, obgleich schon seit längerer Zeit vorausgesehen, doch beinahe plötzlich und ohne alle äußere Bewegung erfolgte. Es ist eine ganz unrichtige und oberflächliche Auffassung der Verhältnisse wenn Hr. Mügge (I, 162) behauptet, der Sturz der züricher Septemberregierung sei durch die Schullehrer erfolgt; nein, sie hat sich selbst durch ihre Heuchelei, durch die Falschheit ihrer Stellung, durch ihre offenkundige Verbindung mit dem Jesuitismus den Untergang bereitet. Dasselbe Volk, das, durch die pfäffische Heimtücke der Bluntschli'schen Partei irre geleitet, diese im Herbst 1839 mittels Aufruhr zur Gewalt gehoben hatte, ließ sie im Frühling 1845 mit stiller Verachtung auf immer fallen. Dasselbe Volk das in den Händen der protestantischen Jesuitenpartei den ersten Anstoß zu allen nachfolgenden ungesetzlichen Schritten gewaltthätiger Selbsthülfe gegeben hatte, dieses hat auch wieder zuerst die Bahn gesetzlicher Entwickelung eingeschlagen als es auf die Stimme seiner wahren Freunde hörte, oder vielmehr als es von falscher Aufregung zur besonnenen Ruhe zurückgekehrt war. Ein Glück für die Schweiz war es, daß Dies gerade zu der Zeit geschah als die Freischaren ihren Untergang fanden. Denn die Cantone welche an diesen Zügen Theil genommen hatten wären vielleicht in noch größeres Unglück gerathen, wenn sie nicht an dem ruhig gebliebenen Zürich einen mächtigen Halt gehabt hätten.

Ehe wir zur Beleuchtung anderer Verhältnisse übergehen, können wir nicht umhin noch eine Schlechtigkeit der Bluntschli'schen Regierung aufzudecken. Während die Freischaren sich rüsteten, waren die Septembermänner noch an der Regierung und Zürich war dirigirender Vorort. Obgleich nun die Vorbereitungen zum gesetzwidrigen Einfall in den Canton Luzern ganz offen betrieben wurden, begnügte sich der Vorort, d. h. die Bluntschli'sche Partei, bloße Warnungen, Anfragen und dergleichen an die betreffenden Cantonsregierungen ergehen zu lassen, statt sogleich eine hinlängliche Truppenmacht aufzustellen um den Einzug der Freischaren zu verhindern. Der Vorort hätte die Befugniß dazu gehabt; es wäre sogar seine Pflicht gewesen. Außer Zürich hätten noch viele Cantone ihre Truppen zu diesem Zwecke mit Bereitwilligkeit marschiren lassen — St.-Gallen, Graubündten, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen und selbst Bern hätten aufgeboten. Wären diese Truppen an die luzerner Grenzen gerückt, die Freischaren hätten Nichts unternehmen können und der Landfriede wäre nicht gebrochen worden. Es ist jedoch nicht schwer den Grund dieser Unthätigkeit Seitens der Septemberregierung aufzufinden. Sie hoffte nicht nur, daß die Freischaren, als ungeregelte Haufen, besiegt werden würden, sie hoffte auch, daß durch ihre Niederlage eine Empörung in Solothurn, im katholischen Theile des Aargau, im französischen Theile des Cantons Bern entstehen und dadurch die Kraft der liberalen Cantone gänzlich gebrochen werden würde. Aus diesem Grund allein hat sie keine Truppen aufgeboten, die allerdings den Freischarenzug gehindert, aber auch die gehofften Aufstände unmöglich gemacht hätten. Es war daher, auch von dieser Seite betrachtet, ein großes Glück für die Eidgenossenschaft, daß gerade in den Tagen als die Freischaren vernichtet wurden die Regierung von Zürich und somit der Vorort neu zu bestellen war: Bluntschli und die Seinigen wurden entfernt, an ihre Stelle traten rechtliche und dem Fortschritte huldigende Männer, welche den Fehler — man könnte mit vollem Rechte sagen das Verbrechen — ihrer Vorgänger verbesserten, die Cantone auffoderten sogleich eine hinlängliche Truppenmacht aufzustellen, und dieselbe an die Grenzen der Cantone verlegten welche am Freischarenzug am meisten betheiligt waren, wodurch die öffentliche Ruhe bald wiederhergestellt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Plänkler auf dem Felde der Philosophie, Politik, Religion, Kirche und des socialen Lebens. Von August von Blumröder. Leipzig, Kollmann. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nachdem Ref. vorliegende Schrift gelesen, wollte er den gesunden Verstand und die Bescheidenheit des Verf. loben; allein bei näherm Bedacht entstanden ihm Bedenklichkeiten. Es unterliegt nämlich dem Zweifel, ob unter den menschlichen Seelenfähigkeiten der Verstand krank sein kann, da er als solcher immer versteht, also gesund ist, und die Krankheit menschlicher Gedanken leichter bei der Einbildungskraft oder im Herzen gesucht werden darf, wenngleich die Liebhaber der Weisheit stets ein freundliches Verhältniß zum Verstande wünschten, fanden oder nicht fanden, woraus bei ungünstigem Resultat der bekannte Spruch des Cicero hervorging: Nichts sei so absurd, d. h. dem Verstande zuwider, was nicht ein Philosoph wol behauptet hätte. Seitdem aber Hegel entdeckte, daß speculative Wahrheit dem gesunden gemeinschaftlichen Menschenver-

stande allemal absurd erscheinen müsse, brauchte man weder ein ungünstiges Verhältniß noch jenen Spruch zu scheuen, sondern konnte vielmehr angenehm muthmaßen, alles Absurde sei Wahrheit der Speculation, und in jedem Fall sei ein sogenannter gesunder Verstand ganz unfähig darüber zu urtheilen. Gelobt werden darf nun Niemand mehr wegen seines gesunden Verstandes, weil ihm mit der Verstandesgesundheit das philosophische Urtheil fehlt, und wenn man diesen Unterschied fallen und den Verstand als eine von Krankheit unangreifbare Naturgabe gelten läßt, so heißt es Nichts gesagt, ein Mensch, ein Autor sei verständig. Was ferner die Bescheidenheit betrifft, finden wir diese etwas übermäßig ausgedrückt in den Worten der Vorrede: „Die nachfolgenden aphoristischen Bemerkungen und Aufsätze wollen für nichts Anderes gelten als für literarische Plänkler, und machen durchaus auf keinen wissenschaftlichen Werth Anspruch; denn die Wissenschaft kann nicht anders als systematisch zu Werke gehen." Wie so? Wer Krieg führt, führt Krieg, in geschlossenen Heerhaufen und Hauptschlachten oder mit zerstreuten Schützen und einzelnen Gefechten, und was dem Gegner Abbruch thut hat für den Krieg selber Werth. Abgesehen von diesem Uebermaß der Bescheidenheit, die doch immer Bescheidenheit bleibt, fragt es sich wieder, ob sie überhaupt gelobt zu werden verdiene, zumal im Kriege; denn sie kann wie an Höfen leicht als Schwäche gedeutet werden; und obgleich der wackere Arndt sie „eine deutsche Tugend" nennt, „die andere deutsche Tugenden einschließt", scheint doch ihr Ruf in deutscher Schriftstellerwelt durchaus nicht entschieden, sie selber selten geübt, und Ref. erinnert sich jener bei dem Anblick eines leipziger Meßkatalogs verfaßten Hexameter:

> Zimmert Systeme aus Frischholz, fahret einher auf den Wellen,
> Bald gestrandet erblickt euch das Ufer. Des Ikarus Flügel
> Schmolzen vor Glut, ihr sitzt vor des Lebens Strömungen sandfest.
> Wollt ihr im Thurm von Begriffen den Sternenhimmel erreichen?
> Luftiges schwindet in Luft, es entsteh'n babylonische Wirren,
> Jeglicher redet für sich, und Etliche schelten einander.
>
> Werdet bescheiden ihr Weisen! — „Nur Lumpe sind es", sagt Goethe.
>
> Und so scheut sich des Hochmuths Autorgefühl vor dem Lumpsein,
> Zimmert und schifft wie vordem und macht sich breit auf dem Sande. —
>
> Weisheit und Wissen sind naher Verwandtschaft, doch einerlei nicht.
>
> Wüßte man auch was von jeher die Menschen gewußt, es verbliebe
> Ungewußtes noch mehr für Leibniz selbst und für Humboldt!
> Ihn, der Geringes zu wissen gestand, pries Griechenland weise,
> Allabsolut zu wissen erkühnen sich Weise von Deutschland.
>
> Siehe, mein Freund, so treiben es nun Philosophen und Dichter,
> Schwärmen um Theosophie, und bringen Tendenzen in Verse —
> Rüstiges Volk, zum Stranden geboren, und niemals gewitzigt,
> Schreiben sie Bücher um Ostern und fertigen Bücher Michaelis.

Aus allem Diesen folgt, daß Ref. den Verf. nicht loben kann wie er wollte, vielleicht thut es der Leser statt seiner, und einige Proben aus den vier auf dem Titel angegebenen Feldern der Plänkeleien mögen die Sache erleichtern.

Zuerst gilt es der Philosophie. Sie ist einmal da und nicht abzuweisen, auch schwer für den Staats- und Kirchendienst zu gewinnen, wiewol in neuerer Zeit eine positive oder Glaubensphilosophie entstand, die ihrem Begriffe nach schon einen Widerspruch enthält. Thorheiten einzelner Philosophen fallen der Philosophie so wenig zur Last als Thorheiten der Religionslehrer der Religion. Ein vernünftiger Glaube setzt Philosophie voraus, denn er muß begründet sein durch richtige Analogie. Der letzte tiefste Grund des Wissens und der Wissenschaft kann nicht wieder ein Wissen sein, inwiefern man unter Wissen eine begründete Ueberzeugung versteht, denn sonst müßte der tiefste Grund noch einen tiefern haben; man könnte sie Grundüberzeugung, intellectuelles Gewissen nennen, welches sich auf die Wahrheit unsers Denkens ebenso bezieht als das moralische auf die Wahrheit und Güte unsers Handelns. Ohne Abstractionen kann die Philosophie keinen Schritt thun, aber sie muß sie an der Hand der Reflexion leiten, muß die abstracten Begriffe brauchen wie der Rechenmeister die Ziffern, und am Schluß der Rechnung nie vergessen die wirklichen Werthe an deren Stelle zu setzen. Daß sie Dies so oft vergißt, ist ein Vorwurf den die Philosophie besonders in der neuesten Zeit nicht ablehnen kann; selbst das Nichts tritt als persona mirabilis auf und verwandelt sich bei Hegel in das reine Sein. Niemand ist so abergläubig und starkgläubig als die Anhänger solcher Philosophenschulen. Wir würden weiter in der Erkenntniß der Wahrheit sein, wenn die Wissenschaft immer vom sittlichen Standpunkt ausgegangen wäre, aber namentlich die Theologie würde dann eine Menge von Dogmen fallen lassen müssen, weil gerade die orthodoxesten Geistlichen über Pflicht und Recht die verkehrtesten Antworten geben. Jede positive Religion die unbedingten Glauben, auch des Widersprechenden, und unbedingten Gehorsam, auch gegen das sittliche ungerechte Gebot, fodert, setzt einen höhern Gerichtshof als den höchsten des Gewissens. Der philosophische Materialismus erklärt das Dasein der Welt nicht aus dem Willen eines allmächtigen Schöpfers, sondern aus ewigen Naturgesetzen, und der moderne Pantheismus der Schelling'schen und Hegel'schen Schule kommt zu derselben Erklärung zurück. Gott muß einen Proceß durchmachen, durch Naturgesetze, um zum Bewußtsein zu gelangen. Man macht also eine leere Abstraction — denn Gesetz ist Nichts weiter als ein abstracter Begriff — zur höchsten Weltmacht, und Gesetz ist doch immer etwas von einer ordnenden Vernunft Gesetztes. In Beziehung auf seine Heiligkeit vermögen wir Gott zu erkennen, weil wir wissen was ein sittlich guter Mensch ist, wenn auch nur in getrübtem Lichte, und man darf nicht von heiligen Menschen, Ablässen, Knochen &c. sprechen. Einen ersten Anfang begreifen wir überhaupt nicht, auch nicht unsere eigene Freiheit.

In der Politik erscheint der Staat als nothwendiges Postulat der ewigen Vernunft, bei seiner Fortbildung können Verträge vorkommen und müssen zugelassen werden. Der Staatsregent sei ein Verein aller im Staate befindlichen Macht und Weisheit, und man dürfe die constitutionnelle Staatsform nicht als eine Art von politischem Pantheismus in Verruf bringen. Der Regent wagt mit ständischer Verfassung Nichts, weil ihm ja die höchste Entscheidung immer vorbehalten bleibt. Schon im Mittelalter, wenn auch unvollständig, bildete sich die Idee einer Volksrepräsentation, die Neuzeit nach Napoleon hat im Volksbewußtsein das constitutionnelle Leben. Wie unsere papiernen Verfassungen zur Zeit noch sind, zeigen sie sich für die Fürsten fast vortheilhafter als für die Völker; ein Fürst welcher die Magna charta einer gesetzlichen Verfassung nicht will hat die blutige Magna charta einer Palastverschwörung zu fürchten. Die stolzen Aristokraten welche in diesen Tagen von einem christlichen Staate sprechen bedenken nicht, daß nach dem Königsrechte Viele für Einen leiden müßten, während nach den Lehren des Christenthums Einer für Viele gelitten hat. Wahr bleibt, daß an einer scharfen Waffe, gegen den Feind gebraucht, auch der Eigenthümer sich verwunden kann, doch ist sie darum nicht abzustumpfen oder wegzuwerfen; daher muß befremden, daß selbst von erleuchteten Staatsmännern die geistigen und moralischen Waffen von 1813—15 durchaus vernachlässigt werden. Man befolgt eine Gewohnheit der alten griechischen Republiken, den Ostracismus, einflußreiche Männer deren Ueberlegenheit man fürchtet zu verbannen. Die reactionnaire Politik glaubt das Zornfeuer einer verhöhnten, in ihren Hoffnungen betrogenen Nation zu ersticken, wenn sie keine zu Tage gehenden Schornsteine und Ableitungsröhren gestattet. Der Mythus vom gefesselten Prometheus ist ein prophetisches Vorbild der ganzen Culturgeschichte, und wir müssen es demnach als einen Fortschritt der Civilisation betrachten, daß unsere literarischen Aufklärer blos das leichte Joch der Censur zu tragen haben,

und nur ausnahmsweise mit dem Felsenherzen der Criminaljustiz und den Festungen in Berührung kommen; doch muß die in aufgeregten Zeiten etwa heilsame Opiumcur der Censur nicht zur Gewohnheit werden. Eine Entdeckung des 19. Jahrhunderts ist, daß Ketzerei Hochverrath am Staate sei, da sie sonst nur für Hochverrath am Himmel galt. Die Deutschen haben sich so sehr mit dem Himmelreich beschäftigt, daß sie den eingewurzelten Respect gegen dessen Schlüsselträger nicht loswerden; sie haben lernen müssen sich ohne Kaiser zu behelfen, aber ohne Papst auszukommen scheint ihnen unmöglich. Die vornehme Aristokratie ist eine Welt für sich, die sich gegen jeden Luftzug der niedern Region abschließt, und hat ihr Hauptquartier mit der französischen Bildung an Fürstenhöfen. Vorrechte und Gnadenbezeigungen, nicht Rechte und Pflichten spielen im orthodoxen Staate wie in der orthodoxen Kirche die Hauptrolle.

(Der Beschluß folgt.)

Der neugriechische Dichter Manthos Joannu.

Wir freuen uns, daß die abendländische Philologie wenn auch spät und langsam, doch endlich aus dem bisherigen Schlummer der Gleichgültigkeit und des vornehmen Ignorirens gegen die neugriechische Literatur erwachen zu wollen scheint: eine Gleichgültigkeit und ein Vornehmthun das ihr selbst, der abendländischen Philologie, gar übel ansteht, und das auf der andern Seite nicht geeignet ist auf die Literatur der Neugriechen günstig einzuwirken, während diese selbst die Beachtung des Auslandes und das Urtheil seiner Kritiker für sich und zu ihrer Aufmunterung und Vervollkommnung ausdrücklich wünschen. Einen Beweis für jenes Insichgehen und für jene beginnende Besserung der abendländischen Literatur finden wir in einem Aufsatze, den kürzlich das „Archiv für das Studium der neuern Sprachen" über die Gedichte des Manthos Joannu von Jannina aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts mittheilte, und worin der den Freunden der neugriechischen Literatur und Poesie bereits rühmlich bekannte Verf. desselben, A. Ellissen in Göttingen, wiederholt darauf hinweist, wie nöthig es für die Bearbeiter der Literaturgeschichte und die Lesewelt des Abendlandes sei sich um die neugriechische Poesie, nicht um die Volkspoesie allein, zu bekümmern. Er weist Dies an den Dichtungen des genannten Griechen, die ihm in einem Drucke von Venedig 1839 vorlagen, nach, auch wenn er diese Dichtungen selbst nicht aus dem poetischen, sondern nur aus dem historisch-ethnographischen Gesichtspunkte als besonders interessant bezeichnet. Namentlich gilt Dies von einem größern Gedicht über die Eroberung Moreas durch die Türken (1715), dessen Inhalt dort näher angegeben wird, und von dem auch charakteristische Proben in Original und Uebersetzung mitgetheilt werden. In den dort ebenfalls besprochenen kleinern Gedichten des Manthos Joannu verschiedenen Inhalts treten dem Leser in charakteristischen Zügen die hervorragendsten Gestalten aus der Vorzeit des griechischen Orients entgegen, wie sich ihr Bild durch Tradition in der Vorstellung des Volks bis auf den heutigen Tag lebendig fortgepflanzt hat. Drei Namen sind es vor allen die den Griechen aus dem Dunkel der Vergangenheit mit unverwischbarem Glanze herüberleuchten: Christus, Alexander und Konstantin, geographisch sich knüpfend an die Städte Jerusalem, Alexandria und Konstantinopel, nach griechischer Vorstellung die Ausgangspunkte griechisch-anatolischer Religion und Kirche, griechisch-hellenischer Weisheit und Wissenschaft, griechisch-romäischer Macht und Herrlichkeit. Manthos gibt dort in der angezeigten Beziehung einen vollständigen neugriechischen Nationalsagencyklus, der noch in dem Volksglauben der Gegenwart wurzelt. 6.

Notizen aus England.

Englisches Urtheil über deutsche und französische Dorfgeschichten.

Das „Athenaeum" äußert bei Gelegenheit der Beurtheilung der auch ins Englische unter dem Titel „Village-tales from Alsatia" übersetzten Dorfgeschichten Alexander Weill's, daß, wenn Wahrheit diesen Schilderungen zu Grunde liege, dieselben durchaus kein erfreuliches Bild gewähren, und daß die wenig erbaulichen Beispiele sehr unbeständiger und wankelmüthiger Tugend unter dem Landvolke der deutsch-französischen Landschaft so häufig darin wiederkehren, daß der Elsaß in diesen Schilderungen fast so zügellos in seinen Sitten erscheine als der Elsaß des alten London, welcher in Walter Scott's „Nigel's Schicksale" so treffend beschrieben ist. Der Leser stoße in dem Weill'schen Buche weit häufiger auf Stellen worüber man erröthen oder sich entrüsten müsse, als auf solche die einen entgegengesetzten Eindruck hervorbringen. Dem englischen Kritiker wollen überhaupt die Sitten des deutschen und französischen Landvolks wie sie in den schöngeistigen Darstellungen Souvestre's, George Sand's, Auerbach's, Rank's, Weill's geschildert sind wenig behagen. Er meint, die Landbewohner Englands wie sie von Howitt und Mitfords beschrieben worden stiegen in seiner Achtung mit jeder neuen sich ihm bietenden Gelegenheit eine Vergleichung zwischen ihnen und der ländlichen Bevölkerung Frankreichs und Deutschlands anzustellen. Er versüßt seine Pille durch die Bemerkung: „Vielleicht aber kehrt die letztere in der Dichtung die schlimmste Seite heraus." Die Sache ließe sich in Betracht der bekannten Pruderie, der Scheinsittlichkeit des englischen Wesens umkehren und wir Deutsche dürften sagen: „Vielleicht erscheinen die englischen Landleute in den Schilderungen ihrer Dichter nur im Kirchenputz."

Bibliomanie und Autographomanie.

Die Shakspearomanie ist in England immer noch im Steigen. Jüngst wurde ein Exemplar von Blount's „History of the uniting of the kingdom of Portugal to the crown of Castille" ohne Deckel bei einer Versteigerung um 9 Pf. St. verkauft, weil auf dem Titelblatte ein Autograph Shakspeare's stand, dessen Echtheit sehr gegründeten Zweifeln unterliegt. Als Grund für die Echtheit wird angeführt, daß das Buch für Edward Blount, einen der Verleger der ersten Folioausgabe Shakspeare's, gedruckt, und dem hohen Gönner des Dichters, dem Grafen Southampton, gewidmet wurde. Dagegen wird geltend gemacht, daß in der Namensschrift, obwol Shakspeare eine sehr gute und deutliche Hand schrieb, die Endsylben des Vornamens wie des Eigennamens undeutlich ineinandergeschlungen sind. Wie die Sache sich auch verhalten mag, für Denjenigen der so viel Geist besaß einige sechzig Thaler für das alte Buch auszugeben ist die Schrift echt, und hätte sie auch der Auctionator selbst im Augenblick der Versteigerung daruntergemalt.

Lord Erskine's Schwächen.

Der berühmte Lord Erskine war ein grenzenloser Egoist, der auch in seinen Reden diese Eigenthümlichkeit seines Wesens verrieth, indem er stets nur von sich sprach. Der Spott bemächtigte sich sobald er in Ruf kann dieser seiner Schwäche und geißelte sie auf mannichfaltige Weise, ohne daß es Erskine der Mühe werth erachtet hätte den Fehler abzulegen. So entschuldigte eine Zeitung den Umstand, daß sie eine bei einem öffentlichen Gastmahle gehaltene Rede Erskine's in der Mitte abbrach, damit, daß ihr Vorrath von I (der englische Buchstabe welcher „ich" ausdrückt) völlig erschöpft gewesen sei. Spottbilder erschienen worauf er als „Rath Ego" zu sehen war, und als er zur Pairswürde befördert werden sollte, schlug man vor er möge den Titel Baron Ego annehmen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 68. — 8. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 67.)

Wir waren gezwungen, um nachzuweisen wie wenig Hr. Mügge und seine Gewährsmänner die schweizerischen Verhältnisse zu würdigen wissen, selbst da wo ihnen die besten Quellen unmittelbar zu Gebote standen, vorgreifend auf Einzelheiten einzugehen; wir hoffen jedoch, daß die Art wie wir diese Specialitäten auf allgemeine Gesetze und Anschauung schweizerischer Entwickelung zurückgeführt haben, unsere Leser in den Stand gesetzt haben wird sich von der Schweiz und deren Völkerschaften ein richtigeres Bild zu machen als es aus der Lecture der drei vorliegenden Bände möglich ist. Wir wollen den schon gemachten Bemerkungen jedoch noch einige beifügen.

Hr. Mügge hat (I, 97 fg.) eine im Ganzen richtige Darstellung der schweizerischen Geschichte mitgetheilt; er hat in kurzen aber treffenden Zügen nachgewiesen wie aus unscheinbarem Anfang und in stetem Kampfe mit übermächtigen Feinden die Eidgenossenschaft allmälig zu ihrem jetzigen Bestande gelangt ist. Allein er hat sich bei dieser Auseinandersetzung durchaus nur an das Aeußerliche gehalten; er hat kein allgemeines welt- oder culturhistorisches Resultat zu gewinnen gewußt. Und doch wäre es, scheint es uns, die Aufgabe gewesen die sich Hr. Mügge vorzugsweise hätte stellen sollen. Wir wollen versuchen den Lücken seines Buchs wenigstens durch einige allgemeine Umrisse nachzuhelfen.

Jedem Volke, jedem Staate, selbst den kleinsten und unscheinbarsten, ist von der Vorsehung eine Aufgabe zu Theil geworden, die er zum Wohle der gesammten Menschheit in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte zu lösen hat. Man wird die Geschichte eines Volks oder Staats nur dann wahrhaft begreifen, wenn man die ihm gewordene Aufgabe scharf und klar aufgefaßt hat; die Vorsehung hat nicht immer den größten und mächtigsten Völkern die wichtigsten Aufgaben zugetheilt, gerade wie sie nur sehr selten Männer die schon durch ihre Geburt und äußere Stellung bevorzugt und mächtig waren zu welthistorischer Bedeutung gehoben hat. Je kleiner und unscheinbarer die Nationen sind, desto kräftiger kann sich der in sie gelegte Keim entwickeln, desto sicherer, wenn diese Entwickelung in steten Kämpfen stattfinden muß. Der Schweiz ist aber unzweifelhaft von der Vorsehung die hohe, wir möchten sagen beneidenswürdige Aufgabe geworden, die Idee des republikanischen Gemeinwesens mitten unter der monarchischen Entwickelung des übrigen Europas zu bewahren, damit sie sich, wenn einst die Zeit gekommen, von den Höhen der Berge über die Ebenen verbreiten könne. Schon die ersten Kämpfe welche das Volk zu bestehen hatte deuten darauf hin. König Albrecht, dieser echte Typus und Träger monarchischer Bestrebungen, beabsichtigte durch die willkürliche Bedrückung der Waldstätte zunächst gewiß nicht sie seinen Erbstaaten einzuverleiben: diese wenigen engen Thäler mit ihrer armen und dünnen Bevölkerung hätten ja kaum für einen Zuwachs seiner Macht gelten können. Was ihn trieb seine Gewalt in den Waldstätten zu misbrauchen und sie seiner Herrschaft zu unterwerfen, das war der freie Geist, den er überall wo er sich nur zeigte brechen wollte; seine Absicht war: mit den Alpenhirten so zu verfahren wie er bald nach Uebernahme der Regierung mit seinen Erbstaaten verfahren war, die er durch die ausgesuchteste Härte zum Aufruhr reizte, um dann Gelegenheit zu haben sie ihrer Privilegien und Freiheiten zu berauben. Der Dichter hat seinen Charakter vortrefflich aufgefaßt (ja besser als die meisten Historiker), wenn er seinen Repräsentanten Geßler sagen läßt:

> Ein allzu milder Herrscher bin ich noch
> Gegen dieß Volk — die Zungen sind noch frei,
> Es ist noch nicht ganz wie es soll gebändigt —
> Doch es soll anders werden, ich gelob' es.
> Ich will ihn brechen diesen starren Sinn,
> Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen!
> Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
> Verkündigen!

Wie Albrecht, so waren auch seine Nachfolger gesinnt; aber der Geist der Freiheit war mächtiger als das mächtige Oestreich, das in den rauhen Gebirgspässen der Schweiz in manchen Schlachten die Blüte seines stolzen Adels verlor. Oft hat es den Kampf wieder begonnen, noch im 17. Jahrhundert gegen Graubündten: immer wurde die Macht vor der Europa zitterte von den freien Bauern niedergeschmettert. Die Kriege mit

Burgund hatten den nämlichen Ursprung, sowie das nämliche Ergebniß. Wie Albrecht von Oestreich wollte Karl, zubenannt der Kühne, den verhaßten Geist der Freiheit beugen. Nicht Eroberungssucht verleitete ihn die Schweizer zu bekriegen; dem Uebermüthigen war die Freiheit des kleinen, glücklichen Volks unerträglich. Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgangen sein, daß auch zu unserer Zeit die Monarchien die nämliche feindselige Gesinnung gegen die republikanische Schweiz zeigen. Sie haben der züricher Septemberrevolution zugejubelt, weil sie wohl wußten, daß nicht die vorgeschobenen, irregeleiteten Bauern sie gemacht hatten, sie hatten ganz richtig erkannt, daß sie ein Werk der aristokratisch-ultramontanen Partei gewesen; sie haben die rohe Willkürherrschaft in Luzern gutgeheißen und sie bis zum letzten Augenblicke gegen die rechtmäßigen Bundesbehörden unterstützt; sie haben, von den Siegwart'schen Windbeuteleien getäuscht, den Sonderbund zum Aufruhr gereizt, in der Hoffnung, derselbe werde die freie Schweiz bewältigen; sie haben als der Sieg sich auf die Seite des Rechts neigte ihre Zuflucht zur Vermittelung genommen, die aber glücklicherweise Nichts mehr zu vermitteln fand. Alle sogenannten großen Mächte, welche sich in allen übrigen Dingen mit Eifersucht betrachten, hinsichtlich Griechenlands, der Türkei, Spaniens, Italiens entgegengesetzter Ansicht sind, stimmen nur in Einem Punkte überein, die freie Entwickelung der Schweiz zu hemmen, das republikanische Element in derselben zu vernichten. Während Frankreich die italienischen Völkerschaften in ihren freisinnigen Bestrebungen unterstützt und deshalb mit Oestreich in Zwiespalt geräth, unterstützt es das nämliche Oestreich in seinen feindseligen Absichten gegen die Schweiz, gerade wie früher Oestreich, Rußland, Preußen dem verhaßten Frankreich mit seinem verhaßten Minister Thiers alle Freundschaft erwies, als die bekannte Napoleon'sche Geschichte einen erfreulichen Vorwand gab die Schweiz zu befehden. Man sieht deutlich, in allen diesen Verhältnissen spricht sich nicht die Politik der Staaten aus, sondern die der Monarchen. So lange die Schweiz in sich zersplittert war und das republikanische Element in den aristokratischen Verfassungen nur kümmerlich vegetirte, in den Jahrhunderten bis zur Französischen Revolution und wieder von 1815—30, wurde die Schweiz kaum beachtet; erst seitdem der republikanische Geist angefangen hat aus dem Schlummer zu erwachen, erwachte auch in den Monarchien der schlummernde Geist des Widerspruchs, ja der Feindschaft.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung, Nr. 69.)

Literarische Plänkler auf dem Felde der Philosophie ꝛc. Von August von Blumröder.

(Beschluß aus Nr. 67.)

Alle bisher bezeichneten Plänkeleien des Verf. geschehen gleichsam auf offenem Felde, wo Gegner füglich Gelegenheit finden sich zu sammeln und neuen Streit zu erheben, immer aber sichtbar genug ihre Bewegungen entwickeln und durchführen. Anders ist es mit dem Felde der Religion, Kirche, des christlichen Staatslebens, auf welchem allerlei Gräben, Hügel, Busch und Wald die Bewegungen hindern und verdecken, sonach mannichfaltigere Taktik, Täuschung und Schutz möglich machen. Die Waffen des Rationalismus, auf offener Ebene sehr brauchbar, verlieren an ihrer Wirksamkeit auf durchschnittenem Boden, weswegen hier der kleine Krieg ganz besonders in Anwendung kommt und die geringsten entscheidenden Resultate herbeiführt. Wie viel wird nicht neuerdings in Deutschland auf diesem Boden gestritten, und wie wenig ist dadurch ausgerichtet! Wer den Boden selber verflachen könnte wäre der rechte Meister, aber Dies wird nicht gelingen gegen die unüberwindliche Natur.

Ueberblicken wir ein wenig die vom Verf. gewählte Kampfsweise. Nicht gegen Glauben und Religion will er zu Felde ziehen, sondern moralischen Unglauben und Aberglauben bekämpfen, der sich für Religion ausgibt; denn ihm ist Glaube ein dringendes Bedürfniß des Menschen. Das wollen und sagen im Grunde alle redlichen Kämpfer, selbst mit Uebermuth die sogenannten philosophisch Ungläubigen, welche (laut S. 214) in den Teich springen um dem Regen zu entgehen, und einem speculativen Aberglauben dennoch huldigen als Fetischdiener eigener Gattung. „Vernunft sei der Glaube", ruft man allgemein; allein wenn Jean Paul den Aberglauben die Poesie der Vernunft nennt (S. 218), so ist es der Glaube nicht minder, und Poesie steht gegen Poesie. Hier streitet nun der Verf. nicht gegen die göttliche Offenbarung in der Schrift, welche nach Hippel „erhöhete Poesie, die Vernunft in heiliger Poesie" ist, sondern er will sie nach der Offenbarung Gottes in der Natur, in der Vernunft und Geschichte prüfen, und nur anerkennen was die Prüfung aushält, was den sittlichen Bedürfnissen und Foderungen der Vernunft entspricht; es gilt also die Rangordnung einer äußern und innern Offenbarung, und es ist zu untersuchen welche von ihnen die höhere sei. Ref. möchte lieber sagen: Alle Religion ist Poesie, welche von Theologen und Kirchen in Prosa zu verwandeln gesucht wird — was ihnen an sich nicht zum Vorwurf gereicht, da in Philosophie, Geschichte, Pädagogik und allen anthropologischen Wissenschaften ähnliche Verhältnisse bestehen —; nur ist dies Bestreben oft wunderlich ausgeartet, und eine vollkommene Verwandlung, Transsubstantiation, der Poesie in Prosa kann nicht gelingen. Dieses sieht die Vernunft.

Ohne solchen Gedanken weiter zu verfolgen ist dem Verf. gewiß einzuräumen: eine Lehre welche das Sittliche nicht befördert, sondern Laster begünstigt oder befiehlt, sei keine göttliche, und es sei der Charakter des Christenthums, das ewig Wahre, Gute und Schöne in einem einmal erschienenen Leben zur klarsten Anschauung zu bringen, mithin Befolgung der Lehre, nicht Annahme einer Glaubensformel Bedingung der Gemeinschaft mit dem Stifter, und ein Einssein mit Gott in sittlicher Beziehung die Hauptsache. Diejenigen also welche allein im Buchstabenglauben das Heil der Kirche finden werden mit Recht getadelt; jedoch der Verstand macht gleichfalls seine Ansprüche, und die evangelische Geschichte gibt Veranlassung jenen specifischen Charakter der Lehre, gleichsam das Innere der Stiftshütte, mit allerlei Votivbegriffen zu umhängen welche dem Verständniß der Anschauung zu Hülfe kommen sollen. Daraus ist eine der sittlichen Richtung sich anschließende Dogmatik erwachsen, deren zu sehr vorherrschende Pflege oft den Grundcharakter schwächen oder sogar verderben konnte, ursprünglich aber naturgemäß mit demselben in Verbindung gerieth. Mag daher der Verf. „einen durch Abstractionen ertödteten, metaphysisch zugestutzten, in Mysterien gehüllten historischen Christus — ein Mumienpräparat der bornirten Dogmatik finsterer Jahrhunderte" (S. 237) — tadeln, sie wird schwerlich ganz untergehen können oder außer Gebrauch kommen, und es wäre ihr nur zu rathen sich mehr zu borniren als im Mittelalter, wogegen sie sich sträubt und sich lieber in einer überreichen Begriffpoesie entfaltet. Wer dieser Richtung folgt und den Grundcharakter aus dem Bewußtsein verliert, wird in ein An-

tiquarium von Begriffen, ein Heidenthum des Verstandes, sich vertiefen, darin das Werthvolle des Christlichen suchen, und mit Schelling (S. 241) die Behauptung aussprechen: „daß die biblischen Bücher", welche dergleichen viel weniger zur Schau tragen, „ein Hinderniß der Vollendung des Christenthums sind und an echt religiösem Inhalt keine Vergleichung mit so vielen andern der frühern und spätern Zeit, vornehmlich mit der indischen, auch nur von fern aushalten könnten"!!

Schlimm genug leisten die dogmatischen Begriffe nicht was sie leisten sollen: Verständlichkeit; und über Dreieinigkeit, Erbsünde, Gottmenschheit, blutige Versöhnung ꝛc. erzeugen sich fortwährend Misverständnisse. Unser Verf. entscheidet: was nicht gedacht werden kann sei kein Gegenstand weder des Wissens noch des Glaubens, und müsse in das Reich der Unmöglichkeit verwiesen werden. Aber das Undenkbare sei einmal in der Theologie berechtigt, die orthodoxen Fechter liebten es dafür zu streiten wie Feudalaristokratie für ihr verbrieftes Vorrecht; die Polemik gegen den Rationalismus erkläre, daß der Inhalt orthodoxer Religion etwas Irrationales sei, und daß die Theologie darin eine Ausnahme von allen andern Wissenschaften bilde, daß ein Denkunmögliches das Glaubensnothwendige sei, sodaß ein Koryphäus der altkirchlichen Partei ausgesprochen habe: „jede mit der Vernunft des gefallenen Menschen übereinstimmende Lehre gebe schon dadurch den Beweis ihres Nichtberuhens auf göttlicher Offenbarung." Wie Hegel zum Wissensprincip hat schon Tertullian das Absurde zum Glaubensprincip erhoben, und dagegen mögen sich die Rationalisten wehren! Ref. begreift aus diesen Verhältnissen, daß alle Aufklärung zugleich Abklärung ist, wie Wasser und Luft sich aufklären und abklären, sobald Trübes zu Boden sinkt und Wolken zergehen. Weil der Mensch im Trüben und Nebel geboren wird und lebt, ist er beiden geneigt und liebt ihre Vermehrung.

Man verlangt in unsern Tagen einen christlichen Staat, d. h. christliches Element soll mehr als bisher in den politischen Vorgrund treten und die Staatseinrichtungen durchdringen. Es zeige sich Dieses in christlicher Gesinnung und christlichem Leben, verlangt der Verf.; sobald der Staat nicht ausschließlich Dieses befördert, und Anerkennung eines gewissen Glaubensbekenntnisses erzwingen will, ist er nicht mehr christlich im höhern (wahren) Sinne. Nur die Furcht vor Revolution gewährt der römischen Kirche und ihren Repräsentanten so manche Eingriffe, obwol sonst die Monarchen auf ihre Macht sehr eifersüchtig sind. Selbst die Unzulässigkeit eines Symbolzwangs erhellt aus dem Princip der protestantischen Kirche (S. 274). Das ist oft genug gesagt, aber die Kirche in neuerm Sinne will Symbole: kann also ein Staat christliche Kirche haben ohne dieselben? Dadurch stehen, wie S. 275 ganz richtig bemerkt, orthodoxe Protestanten und katholische Kirche auf demselben Standpunkt, nur rühmt sich die letztere einer größern Einheit des Zusammenhangs und Regiments. Wenn der Apostel Paulus der erste Protestant war (S. 283) gegen einseitig jüdische Auffassung, und Petrus nachgab, so weist dessen angeblicher Nachfolger, der Papst, Gegenvorstellungen zurück und kämpft gegen den Protestantismus wie das kleine Päpstlein welches in jedem glaubenseifrigen Orthodoxen steckt.

Auch den sogenannten Frommen im Lande, den Pietisten, ist er (S. 289) wenig gewogen, rügt ihr albernes Gebahren, ihre heimlichen Preßgänge, Einschmeichelungen bei Gewalthabern, unablässiges Beten und Singen, daß sie sogar Jemanden „todtzubeten" unternehmen, will aber dadurch der wahren Frömmigkeit in dem guten alten Spener'schen Pietismus nicht zu nahe treten. Ihre Frömmigkeit, die doch oft von jenen Ausartungen frei bleibt, wäre wol das Rechte für einen christlichen Staat, wenn nicht einseitige buchstäbliche Schriftauslegung und enges Anschließen an gewisse Dogmen die volle Billigung schwer machten. Gibt es nur Einen seligmachenden Glauben an die unwandelbare göttliche Offenbarung in der Heiligen Schrift, so gibt es doch unendlich verschiedene Auffassung nach den einzelnen Menschen und der Cultur verschiedener Zeitalter (S. 293). So soll denn weder eine orthodoxe Politik noch eine orthodoxe Theologie herrschen, beider Formen müssen biegsam und elastisch sein, um mit dem Volksleben und den Elementen der Cultur übereinzustimmen (S. 299). Bewegt sich doch die Menschenwelt, wie unsere Erde selbst, in Bahnkreisen.

Für das Privatleben und seine socialen Verhältnisse werden himmelstürmende Radicale getadelt, die doch dem eigenen Hause schlecht vorstehen; ausgebildete Selbstsucht, Luxus und Mangel an Charakterstärke schaden unserer Zeit; manche Schuldisciplinen wollen den Geist der Prüfung niederhalten (Jesuiten). Communismus findet an der Vernunft der Deutschen Widerstand, obwol das Problem des Pauperismus bleibt; Associationen mögen helfen; gerühmte Maschinen und Fabriken bringen Elend: es verschwindet heitere Laune und Scherz aus der Gesellschaft und wird zur Seltenheit; jedoch hat im Vergleich zum 18. Jahrhundert die Civilisation bedeutende Fortschritte gemacht, wenn auch seltsame Dinge zum Vorschein kommen, und man wird dagegen plänkeln wie der Verf. und mit ihm Ref. bis zur Zeit wo (nach S. 398) die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Todten auferstehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird welches das ganze Volk begeisternd durchdringt. 34.

Für Alterthumsforscher.

Algerien verspricht eine reiche Mine zu werden von Materialien welche zur Bereicherung der Geschichte und der Alterthumskunde dienen können. In dem Maß als die französischen Truppen in bisher unerforschte Gegenden eindringen entdeckt man kostbare Ueberreste von römischer Architektur und Sculptur, und vor Allem epigraphische Documente, von denen einige als vortreffliche Erwerbungen für die Wissenschaft betrachtet werden können. Ich will hier nur an Das was man neuerdings in zwei numidischen Städten entdeckt hat erinnern: die erste, Theveste, 137 römische Meilen südöstlich von Konstantine gelegen, bietet noch bedeutende Ruinen dar, unter andern einen Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus. Dieses in seiner Art einzige Monument hat uns außer seiner Wichtigkeit hinsichtlich der Kunst zwei Inschriften aufbewahrt, von denen die eine aus Justinian's Regierung die interessanteste ist. Die andere Stadt ist Lambäsa, eine noch wichtigere von derselben Provinz, 87 römische Meilen Ost-Süd-Ost von Konstantine, welche nach dem Zeugniß des Artilleriecommandanten de la Mare noch unter andern antiken Monumenten vier Thore oder Triumphbögen und eine so große Anzahl lateinischer Inschriften hat, daß man nach seiner Aussage mehr als ein Jahr nöthig haben würde um sie zu copiren. Unter diesen Inschriften wollen wir hier nur eine hervorheben, nämlich folgende von dem Artilleriecapitain Boissonnet zu Lambäsa 1845 copirte Einweihungs-Inschrift auf einem Altar. Da dieser dem Sonnengotte Mithra geweihte Altar seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, nahm er eine Copie von der Inschrift, und trug de la Mare auf dieselbe dem Alterthumsforscher Letronne mitzutheilen, und dieser hat sie nun dechiffrirt und vollständig erklärt. Sie lautet wie folgt: Deo soli invicto Mithrae, Marcus Aurelius, Marci Filius, Sergia (triba), Carnunto, Sabinus, praefectus Legionis III Augustae, Piae, Vindicis Maximiniae. Votum solvit lubens merito. Nichts ist einfacher als der Sinn dieser Inschrift. Der Anführer einer Legion widmet, ein gethanes Gelübte erfüllend, dem unüberwindlichen Sonnengotte Mithra einen Altar. Das ist Alles. 41.

Bibliographie.

Onkel Adam, ein Name. Aus dem Schwedischen von T. v. Wedderkop. Zwei Bändchen. Oldenburg, Stalling. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Album für Liebhaber-Theater. 6tes Heft: Doctor Robin. Lustspiel in 1 Aufzuge. Frei nach dem Französischen von A. Schrader. 7tes Heft: Drei Fren. Lustspiel in 2 Aufzügen. Frei nach Bayard von W. Friedrich. Mit einer Anleitung zur richtigen Auffassung 2c. der Rollen herausgegeben von W. Bernhardy. Schkeuditz. 1847. Gr. 12. à 7½ Ngr.

Album für Liebhaber-Theater. Herausgegeben von J. Koffka; Neue Folge. 3tes Heft: Das Urbild des Puders. Posse in 1 Akt, nach dem Französischen frei bearbeitet von J. Friedrich. Leipzig, Koffka. 8. 7½ Ngr.

Andersen's, H. C., gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 29ster und 30ster Band: Ahasverus. Zwei Theile. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 10 Ngr.

Benedix, R., Gesammelte dramatische Werke. 4ter Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Närrische Blätter. Humoristisch-satyrischer Carneval-Almanach zum Mardi-gras 1848, herausgegeben von H. Walden. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bodenstedt, F., Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. Mit 7 Tafeln Abbildungen und 1 Vignette. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. 8. 4 Thlr.

Castelli's, J. F., sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl. 2te vermehrte Auflage. 1stes bis 4tes Bändchen. — A. u. d. T.: Gedichte. 1stes bis 4tes Bändchen. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 16. 3 Thlr.

Epheublätter. Gedichte von A. K. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 1 Thlr.

Erzählungen aus dem Leben, oder Erinnerungen einer Matrone der Gräfin von W****. Aus dem Dänischen. Oldenburg, Stalling. Gr. 12. 15 Ngr.

Francke, A., Die Grundlehren der Religion Jesu, nach dem Principe des evangelischen Protestantismus ermittelt und systematisch entfaltet. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Geibel, E., Gedichte. 10te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Geßner, S., Der Tod Abels. In fünf Gesängen. Neue Original-Auflage. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 16. 7½ Ngr.

Gregor's von Tours kirchliche Geschichte der Franken in 10 Büchern. Zum erstenmale mit Benützung sämmtlicher Hülfsmittel vollständig aus dem Lateinischen übersetzt und mit Noten und Register versehen. 1ste Lieferung. Würzburg, L. Stahel. Gr. 16. 1 Thlr.

Grube, Elisabeth, geb. Diez, Friedrich Wilhelm Grube und seine Reise nach China und Indien. Crefeld, Funcke u. Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Harleß, G. C. A., Die Sonntagsweihe. Predigten. 1ster Band. 20 Predigten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Zwei deutsche Inschriften, älter als 600 vor Chr., aus dem Hetrurischen ins Neudeutsche übersetzt und erläutert durch K. A. Fr. v. Schmitz-Aurbach, den Entdecker, daß die hetrurische Sprache eine uraltdeutsche ist. Heidelberg, Groos. Gr. 4. 10 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1848. Herausgegeben von P. A. Klar. 7ter Jahrgang. Nebst 3 Stahlstichen und 3 lithographirten Ansichten. Prag. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rothkirch und Panthen, L. Graf. v., Gedichte. Wien, Gerold. 12. 1 Thlr. 16 Ngr.

Rückblicke auf das Allgemeine Deutsche Sängerfest zu Lübeck in den Tagen des 26. bis 29. Juni 1847. Mit 5 lithographien. Lübeck. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Runen auf Gustav IV. Adolph. 1837. (Gedicht.) Greifswald, Otte. 1847. Hoch 4. 4 Ngr.

Sallet's, F. v., sämmtliche Schriften. 1ster Band. Laien-Evangelium. 5te Auflage. Breslau, Schulz. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Dieselben. 5ter Band. Prosaische Schriften. Mit Vorwort von T. Paur. Ebendaselbst. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schimmer, K. A., Kaiser Joseph II. Das Leben und Wirken, Merkwürdigkeiten, Charakterzüge, Ereignisse, Briefe und Actenstücke von diesem großen und unvergeßlichen Monarchen. Mit einer Ansicht der Josephs-Statue. 3te, außerordentlich vermehrte Auflage. Wien, Dirnböck. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bothmer, M. Graf v., Rede gesprochen in dem für die Beseler-Sammlung veranstalteten Concerte der Münchner Liedertafel am 22. Nov. 1847. (Gedicht.) München, Kaiser. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Entwurf des Strafgesetzbuchs für die preußischen Staaten, in Betreff der politischen Verbrechen gewürdigt von einem preußischen Juristen. Leipzig, Biedermann. 1847. Gr. 8. 4 Ngr.

Erklärung evangelischer Christen in Magdeburg. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Neuenburger Frage oder der König von Preußen und die eidgenössische Tagsatzung. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 7½ Ngr.

Gott und die Welt, von einem alten Freunde der Wahrheit. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoffmann, C. D., Die Schweiz. Die Eidgenossenschaft und der Sonderbund. Historische Skizzen aus den Jahren 1831 bis 1847. Berlin, Litfaß. 1847. 12. 2½ Ngr.

Kirchmann, Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft. Ein Vortrag gehalten in der juristischen Gesellschaft zu Berlin. 2te Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Leue, F. G., Bemerkungen über den Entwurf des Strafgesetzbuchs für Preußen. Mit besonderer Rücksicht auf die Gerichts-Verfassung der Rheinprovinz. Leipzig, Kollmann. 8. 12 Ngr.

Liese, K. und G. Kämpfe, Sendschreiben an unsere geliebte St.-Ulrichsgemeinde, wegen Austritts aus der evangelischen Landeskirche. Neuer, unveränderter Abdruck. Magdeburg, Heinrichshofen. 1847. Gr. 8. 4 Ngr.

Möller, A., Das teutsche gute Recht der Reallasten vor dem Forum des 19. Jahrhunderts. Ein offenes Schutzschreiben an Bayerns Landtag. Pappenheim. 1847. 8. 4 Ngr.

Möller, J. F., „Lasset Euch Niemand das Ziel verrücken!" Mahnung durch Verständigung über das Bekenntniß der neuen Gemeinde, aus treuem Herzen an die evangelische Bürgerschaft von Magdeburg gerichtet. Magdeburg, Heinrichshofen. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nachricht aus der neuen christlichen Gemeinde zu Magdeburg. 9. Decbr. 1847. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 3 Ngr.

Neumann, J. W., Ueber die Nothwendigkeit der Abschaffung der Todesstrafe und §. 8. in dem neuesten Entwurfe des Preußischen Straf-Gesetzbuches. Berlin, Decker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schübler, E., Die Heirathen der Mittellosen mit besonderer Beziehung auf Württemberg. Schwäbisch Hall, Haspel. 12. 3 Ngr.

Der Schweizer-Krieg. Eine übersichtliche Darstellung der Ursachen seines Entstehens und seiner Fortführung bis auf die neueste Zeit. Herausgegeben von einem Schweizer. Mit dem Bildniß des Generals Dufour. Leipzig, Pönicke u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Theuerle, P., Soll die Württembergische Privat-Hagelversicherungs-Anstalt zur Zwangs- und Staats-Anstalt gemacht werden? Stuttgart, Metzler. 1847. 8. 7½ Ngr.

Worte Uhlich's, beim Scheiden aus der Staatskirche am 30. Novbr. 1847. Leipzig, O. Klemm. 1847. 12. 4 Ngr.

Vischer, W., Kimon. Eine Rede gehalten am Jahresfeste der Universität zu Basel den 20. Novbr. 1846. Basel, Bahnmaier. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein ernstes Wort an unsere Zeit. Freunden des Vaterlands und der Religion gewidmet. Von einem protestantischen Geistlichen. Breslau, Trewendt. 1847. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 69. —— 9. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

Auch die innere Entwickelung der Schweiz zeigt uns, daß die Bewahrung des republikanischen Lebens ihr als Aufgabe von der Vorsehung angewiesen war. Daher vor Allem diese Zersplitterung in so viele kleine Staaten, in denen jeder Einzelne zur Bedeutung gelangen konnte, Jeder das Gefühl der Unabhängigkeit um so lebendiger in sich trug, als er in den Trägern der Staatsgewalt immer nur Bekannte erblickte, zu deren Erhebung auch seine Stimme beigetragen hatte. Daher die politische Selbständigkeit und Wichtigkeit selbst der Gemeinden, die sich zum Theil sogar in den aristokratischen Cantonen ganz selbstherrlich regierten. Dadurch eben drang der Freiheitssinn in das ganze Volk, sodaß er nicht selten in Uebermuth, ja in Roheit ausartete. Aber er mußte bis zum Uebermaß sich entwickeln, damit er um so sicherer durch alle Kämpfe und Prüfungen der Jahrhunderte sich bewahre. Dieser republikanische Geist hat ohne Zweifel mächtigen Einfluß auf die Charakterentwickelung des ganzen Volks gehabt: das Selbstgefühl, der Trotz wenn man will, der Fremdenhaß, mit Einem Worte alle lichten und dunkeln Seiten des schweizerischen Charakters haben ihre erste Quelle in der ungebeugten Liebe für Freiheit und republikanische Verfassung, für Selbstregierung. Darin liegt auch die Erklärung der sonst gewiß unbegreiflichen Erscheinung, daß die Schweizer bis zum heutigen Tage noch nicht zu einer alle einzelnen Cantone zu einem geordneten Ganzen eng verbindenden Bundesverfassung gekommen sind. Die Eifersucht auf ihre Freiheit ließ sie bis heute jeden engern Bund als das Grab der Selbständigkeit ansehen, und die meisten innern Kämpfe, selbst die sogenannten Religionskriege, hatten in dieser Eifersucht, in dieser Furcht vor den mächtigern Ständen ihren nächsten Grund.

Der Freiheitssinn der Schweizer ist heutigen Tags wol ebenso kräftig als vor Jahrhunderten; nur ist er aufgeklärter, sicherer, ruhiger. Man betrachte das Volk in den verschiedensten Lebensverhältnissen, den Reichen wie den Armen, den Fabrikanten wie seine Arbeiter, man wird in Allen den nämlichen Grundzug finden, einen Grundzug der sich so entschieden ausspricht, daß es kaum begreiflich erscheint wie ihn Hr. Mügge leugnen konnte. Er wundert sich (I, 260 fg.), daß in den Cantonen der Schweiz, obgleich die Großen Räthe unmittelbar vom Volke gewählt werden, die Mitglieder dieser obersten Behörden doch meistens aus der wohlhabenden und gebildeten Classe genommen sind. Der Verf. hätte in wenigen Worten seine gänzliche Unkenntniß der schweizerischen Verhältnisse nicht schlagender zeigen können. Er sagt:

> Wenn in England oder Frankreich kein Wahlcensus, sondern wie in Zürich jeder Mann der das 20. Jahr erreicht hat Wähler wäre, jeder Dreißigjährige aber im Parlament sitzen könnte, so würde in gar kurzer Zeit ein chartistisches Parlament in England gebildet sein, und ein Arbeiter- und Bauernparlament in Paris. Man sollte meinen, es sei unmöglich, daß es nicht in der Schweiz auch dazu kommen könne, und wenn man auf die Gestaltung der Dinge in Waadt, und noch mehr auf die jüngste Revolution in Genf blickt, wo die Arbeiter sich in Gesellschaften zusammenthun und kühne communistische Foderungen machen, wird man in solchem Glauben noch mehr bestärkt. Allein in der deutschen Schweiz herrscht ein erstarrendes, verdumpfendes Festhalten der Gewohnheiten überhaupt vor, was man Liebe und Anhänglichkeit zum Alten und Herkömmlichen genannt und mit andern schönen Namen belegt hat; und hierzu kommt die von mir schon erwähnte Ehrfurcht des Volks vor dem Gelde und vor dem Besitze; sodann in Zürich die Abhängigkeit der Fabrikarbeiter, ferner der Umstand, daß der Boden getheilt und in vielen Händen ist; endlich das abgeschlossene Gemeindewesen mit seinen Armengütern und Armenunterstützungen, sodaß die große Majorität bei Erhaltung des Bestehenden immer einen großen Antheil hat. So bleiben diese Massen der sogenannten freien Schweizer bei ihrem elenden Kartoffelrösti in den dürftigsten Umständen, ohne zu einer Besserung ihrer socialen Zustände zu gelangen, was sie in mancher Beziehung könnten ohne alles Bestehende umzustürzen, wenn sie ihre politischen Rechte gebrauchen lernten, die ihnen Mittel genug an die Hand geben sich zu helfen.

Obgleich die Beleuchtung der vielen hier zusammengedrängten Punkte uns einigermaßen von dem bisher befolgten Gedankengange entfernt, können wir doch nicht umhin wenigstens kurz einzutreten, um die Oberflächlichkeit und Unhaltbarkeit der gemachten Bemerkungen zu zeigen; auch wird der von uns hauptsächlich besprochene Punkt zugleich wesentlich begründet werden können.

Hr. Mügge scheint der Ansicht zu sein, als ob die französischen Schweizer auf dem besten Wege wären den Communismus einzuführen; er selbst hat uns jedoch im Verlaufe

seines Werks eines Bessern belehrt. Da wir jedoch die waadtländer und genfer Verhältnisse später genau besprechen werden, so genüge hier die Bemerkung, daß die meisten Arbeiter in der französischen Schweiz Fremde, zum größten Theil sogar Deutsche sind, und daß daher aus deren communistischen Versammlungen, kühnen Foderungen u. s. w. keine Folgerung auf das waadtländische oder genfische Volk gezogen werden kann. Vielmehr darf man keck behaupten, daß trotz der Nationalverschiedenheit die französischen Schweizer in Auffassung und Beurtheilung wesentlicher Staatsverhältnisse von den deutschen Schweizern kaum abweichen, weil in ihnen der nämliche echt republikanische Geist lebt der die Schweizer, sie seien romanischen oder deutschen Stammes, von allen übrigen Völkern Europas unterscheidet. Der Vorwurf, als ob in der deutschen Schweiz „ein erstarrendes, verdumpfendes Festhalten der Gewohnheiten vorherrsche", muß Jedem ein Lächeln abgewinnen der an die mannichfachen Umgestaltungen der Staatsverhältnisse denkt welche seit 1830 in den deutschen Cantonen stattfanden, besonders aber wenn man einen Blick auf die deutschen und die conservativ schweizerischen Blätter wirft, die das Leben in der Eidgenossenschaft als eine fortgesetzte, nie zur Ruhe oder zum Abschluß kommende Revolution darzustellen beflissen sind. Diese beiden einander so ganz widersprechenden Ansichten bürgen dafür, daß beide ganz falsch sind und daß man in der Schweiz weder eine zu große Stabilität zu beklagen noch einen zu großen Mangel an derselben zu bejammern hat, sondern daß Alles recht verständig und besonnen, aber zugleich auch fortschreitend sich entwickelt. Es ist allerdings wahr, der Schweizer hält am Althergebrachten fest, aber doch nur dann, wenn es sich im Laufe der Jahrhunderte bewährt hat; er hält die erworbenen Rechte der Einzelnen heilig, sobald sie privatrechtlicher Natur sind (wie z. B. Klöster und Stifter in katholischen Cantonen noch heutiges Tags Collaturrechte über protestantische Pfarreien in reformirten Cantonen ausüben). Das ist aber wieder ein Grundzug des schweizerischen Charakters, der die ehrenvollste Anerkennung verdient, und dessen Quelle nicht, wie Hr. Mügge so leichtsinnig hin versichert, im „erstarrenden, verdumpfenden Festhalten der Gewohnheiten" zu suchen ist, sondern in dem echt republikanischen Sinn für Gesetzlichkeit: einem Sinn den Deutschlands edelster Dichter bewundernd anerkannte als er seinen Walther Fürst, diesen wahrsten Typus des schweizerischen Republikaners, also reden ließ:

> Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
> Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
> Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
> Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen;
> Dem Kaiser bleibe was des Kaisers ist.

Diesem schönen Sinn für Recht und Gesetzlichkeit ist es zu verdanken, daß trotz aller Staatsumwälzungen in der Schweiz doch Rechtsverletzungen nie vorgekommen sind (ausgenommen wo der Ultramontanismus von entarteten Schweizern dem Volke gewaltthätig aufgedrungen wurde), und daß die bestehenden und wohlerworbenen Rechte der Einzelnen in unsern beweglichen Republiken weit gesicherter sind als vielleicht in den meisten stabilen Monarchien Europas.

Hr. Mügge tadelt ferner die Ehrfurcht des schweizerischen Volks vor dem Geld und dem Besitz, sowie er auch von der Abhängigkeit der Fabrikarbeiter spricht. Daß Wohlstand und Besitz in Achtung stehen, ist in einem Lande sehr begreiflich und ehrenwerth wo der Reichthum selten ein seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn ererbter Besitz ist, wo vielmehr derselbe in den meisten Fällen durch Fleiß und Thätigkeit, oft in den schwierigsten Verhältnissen erworben worden ist. Diese Achtung vor dem Besitz geht aber keineswegs so weit, daß sie politische Bedeutung erhielte, daß sie Einfluß auf die Wahlen in die Großen Räthe oder in die andern obern Staatsbehörden ausübte. Man durchgehe die Mitgliederverzeichnisse dieser Behörden, und man wird in denselben auffallend wenige Reiche finden, was doch der Fall nicht sein könnte wenn das Geld in der That herrschte. Die Achtung vor dem Besitz hat sich, wie es ganz vernünftig ist, in den Kreis des Privatlebens zurückgezogen, wo sie eher nützlich als schädlich ist, weil sie weniger als Achtung vor dem Reichthum als solchem als vielmehr als Anerkennung der Tüchtigkeit erscheint die solchen Besitz erwerben konnte, wodurch der Bewundernde nur angetrieben wird eben solche Tüchtigkeit zu bewähren. Die Abhängigkeit der Fabrikarbeiter betreffend, wollen wir nur eine Stelle aus dem Buche des Hrn. Mügge anführen, in welcher er seiner oben mitgetheilten Ansicht auf das entschiedenste selbst widerspricht. Es heißt (III, 381):

> Der Canton Aargau zählt zur Hälfte Katholiken; doch selbst im Freiamte, das ganz katholisch ist, sind die gebildeten Leute, namentlich die Fabrikanten, liberal, diese werden aber von der Bevölkerung nicht gewählt, denn so weit reicht der Einfluß der besiegten Partei doch noch, um Leute von ihrer Gesinnung in die gesetzgebende Versammlung zu bringen.

Oder richtiger ausgedrückt: der Fabrikarbeiter ist politisch so unabhängig, daß er selbst gegen Diejenigen stimmt bei denen er Beschäftigung und Erwerb findet, wenn deren politische Meinungen ihm nicht behagen; denn der Einfluß der besiegten Partei kann, da sie weder die Staatsgewalt in Händen hat noch die reichen Fabrikanten in ihren Reihen zählt, doch vorzugsweise nur ein moralischer sein. Zwar redet Hr. Mügge hier von den Fabrikarbeitern im Aargau, dagegen in der weiter oben angeführten Stelle von denen in Zürich; allein die Verhältnisse sind auch in Zürich nicht anders, und man könnte viele reiche Fabrikanten nennen die nicht im Großen Rathe sitzen, weil ihre politische Ansicht von der ihrer Arbeiter verschieden ist. Gerade in diesem Punkte verdient die Schweiz wirklich Bewunderung. Wenn auch in einigen Cantonen hier und da Dinge vorgefallen sind die an die Bestechungsscenen in England und Frankreich erinnern, so waren es doch nur vereinzelte Versuche; im Ganzen und Großen hat sich die schweizerische Bevölkerung immer rein und selbständig gezeigt. In Waadt

hat die conservative Partei Alles ins Werk gesetzt um die verlorene Gewalt wiederzugewinnen; sie hat, da sie beinahe den ganzen Geldreichthum des Landes besitzt, mit Aufkündigung der Capitalien gedroht, sehr häufig diese Drohungen wirklich ausgeführt. Aber so große Verwirrung sie auch dadurch hervorgebracht hat, ihren Zweck hat sie doch nicht erreicht; es wurden vielmehr noch weniger Männer der Partei in den Großen Rath gewählt als es wahrscheinlich der Fall gewesen wäre wenn sie zu solchen, das bessere Gefühl des Volks empörenden Mitteln ihre Zuflucht nicht genommen hätte. Bei der letzten Großrathserneuerung im Canton St.-Gallen (Mai 1847) hat man dieselbe Erfahrung gemacht. Die Fabrikanten der Stadt haben es nicht durchsetzen können, daß ihre Arbeiter liberal wählten, so viel Mühe sie sich auch gaben; und umgekehrt haben die reichen Capitalisten und Gutsbesitzer im St.-Gallischen Bezirke Gaster die von ihnen abhängigen Bauern nicht zu ultramontanen Wahlen bewegen können, obgleich auch sie mit Capitalaufkündigung drohten und sie in ihren Bemühungen außerdem noch von der katholischen Geistlichkeit lebhaft unterstützt wurden.

Endlich ist in der oben angeführten Stelle auch die große Vertheilung des Bodens als ein Hinderniß größerer Strebsamkeit im schweizerischen Volke, als ein Grund des „erstarrenden, verdumpfenden Festhaltens der Gewohnheiten" bezeichnet. Auch gegen diese Bemerkung können wir den Verf. selbst sprechen lassen. Er behauptet (III, 356):

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß je größer die Theilung des Bodens, je größer die Classe der freien Eigenthümer ist, nicht allein der Wohlstand des Landes durch Fleiß und Sorgsamkeit der Bebauung sich vermehrt, sondern auch die Freiheit des Volks weit mehr gesichert wird, welche niemals gedeihen und eine wahre Freiheit da sein kann wo das Land einer Anzahl großer Grundherren gehört, die über Pächter und abhängige Leute das ganze Gewicht ihres Reichthums und ihrer Macht ausüben.

Der Widerspruch in den der Verf. mit sich selbst gerathen ist zu offenbar als daß es nöthig wäre auch nur ein Wort darüber zu verlieren.

Jeder der die Schweiz kennt wird sich höchlich wundern, daß Hr. Mügge zu behaupten wagte, es sei ein eigentliches politisches Leben in der Masse des Volks wenig bemerkbar, und daß er diese Behauptung merkwürdigerweise gerade bei demjenigen Cantone ausspricht dessen Bevölkerung allen übrigen vielleicht an politischer Bildung überlegen ist, weil seine staatlichen Einrichtungen unter allen die beweglichsten sind. Wir möchten wol wissen was Hr. Mügge unter politischem Leben versteht, wenn ihm das in St.-Gallen nicht genügt, wenn er es dort nicht einmal bemerkt hat (II, 265). Verlangt er etwa, daß allwöchentlich große Volksversammlungen gehalten werden sollen? Oder daß der Bauer im Stande sei ein politisches Collegium zu lesen? Das schweizerische Volk will die Volksversammlungen nicht zum Jahrmarktsspectakel herabwürdigen; es nimmt nur in den wichtigsten Fällen seine Zuflucht zu diesen Mitteln. Und was die politische Bildung der Bauern und Bürger betrifft, so hätte sich Hr. Mügge sehr leicht überzeugen können, daß die meisten nicht nur lebendigen Antheil an den Zuständen und an der politischen Entwickelung ihres Landes nehmen, sondern daß sie auch verständig darüber zu reden wissen. Freilich werden sich nur Wenige um die eigentliche Gesetzgebung bekümmern und die Sache denjenigen Leuten vertrauensvoll überlassen welche von ihnen zu diesem Behufe gewählt worden sind; aber die Hauptfragen des politischen Lebens werden sie mit desto größerer Sicherheit und Selbständigkeit auffassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

John Neal.

Unter den vergleichsweise wenig zahlreichen literarischen Großen welche die Vereinigten Staaten Nordamerikas aufzuweisen haben ist John Neal sowol wegen seiner Lebensschicksale als der Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Productionen eine der merkwürdigern Gestalten, weshalb in diesen Blättern ein kurzer Abriß seiner Persönlichkeit und seiner Leistungen wol am Platze sein mag. Die im Folgenden mitgetheilten Thatsachen sind einem in Nordamerika erschienenen Werke R. W. Griswold's: „The prose writers of America", entnommen. Die Aeltern Neal's waren Quäker; aber der stille Sinn derselben wie der Sekte zu welcher sie gehörten hatte sich nicht auf den Sprößling des frommen Paars verpflanzt, der vielmehr sehr früh ein wildes, dornichtes Reis werden zu wollen schien. Seine Mutter kleidete ihn zwar in die bescheidene und unscheinbare Farbe der Quäkertracht, aber es gelang ihr nicht ihm jene friedfertigen Begriffe und Anschauungen einzuflößen deren Sinnbild in der Farbe dieser Kleidung liegt. So störte er einst die in tiefe Beschaulichkeit versunkene Quäkergemeinde dadurch, daß er einen seiner Schulkameraden der ihn geneckt zu Boden warf. Dieser Geist der Kampflust und der Widersetzlichkeit wuchs mit den Jahren; er zeigte ihn im älterlichen Hause wie in der Schule und später hinter dem Schreibpulte als Kaufmannslehrling. In seinem 21. Jahre gründete er selbst eine Großhandlung in Baltimore; sein Geschäft ging jedoch zu Grunde. Da er sein Vermögen dabei eingebüßt, so sah er sich nach einem andern Beruf um. Zuerst wollte er Rechtsanwalt werden; aber das angestrengte Studium das dazu nothwendig war behagte ihm nicht. Er griff deshalb zur Feder, er wollte Schriftsteller werden. Aber er hatte gar keine diesem Berufe entsprechende Erziehung erhalten; war er doch kaum mit den ersten Grundsätzen der englischen Sprachlehre vertraut, und hatte außer seinen Handelsankündigungen nie eine Zeile in die Presse geschrieben. Nichtsdestoweniger beschloß er ein Gelehrter und ein Kritiker zu werden, und Das zu vollbringen was zu jener Zeit noch Niemand in den Vereinigten Staaten zu thun im Stande war, d. h. mit Schriftstellerei sich den Lebensunterhalt zu gewinnen. Und doch gelang ihm die Sache. Ein Artikel über Byron führte ihn bei einer der wenig in Ansehen stehenden Zeitschriften, dem „Portofolio", ein, an dem er von da an ein ständiger Mitarbeiter ward; kurz darauf gab er selbst den „Baltimore Telegraph" heraus. Im J. 1817 trat er mit seiner ersten größern selbständigen Arbeit unter dem Titel „Keep cool, a novel written in hot weather" hervor, worin er sich selbst in seiner Eigenthümlichkeit schilderte als „ein närrisches hitziges Ding, mit einem guten Theil von Natur und Ursprünglichkeit und weit mehr Unsinn und Ungenießbarem darin". Um dieselbe Zeit fertigte er das Inhaltsverzeichniß zu „Niles' Weekly register" an, das 250 enggedruckte Imperialoctavseiten ausfüllte und von Niles selbst als „vielleicht die mühsamste Arbeit dieser Art" bezeichnet wurde, „die je in einem Lande erschienen ist". Im J. 1818 veröffentlichte er

„The battle of Niagara, Goldau the Maniac harper, and other poems" unter dem Namen Jehu O'Cataract, und „Otho, a tragedy"; im Jahre darauf half er Dr. Watkins bei Abfassung der Geschichte der amerikanischen Revolution, die man gewöhnlich Paul Allen zuschreibt. So war es ihm gelungen sich durch seine literarischen Arbeiten ein gutes Auskommen zu verschaffen; jetzt führte er auch seinen frühern Vorsatz aus und trat als Sachwalt auf, sodaß sich seine Aussichten sehr glänzend zu gestalten anfingen. Den Namen Jehu O'Cataract hatte Neal von den Mitgliedern eines Clubs erhalten dem er angehörte, und zwar zur Bezeichnung seiner „ungestümen und schäumenden Gemüthsart". Diese heftige und willenskräftige Natur mußte bald ebenso großes Aufsehen machen, als ein solcher Geist nach allen Seiten hin verletzen und erbittern mußte. Seine zweibändige Novelle „Randolph", womit er 1823 hervortrat und die er in einem Monat geschrieben hatte, übte eine wahrhaft elektrische Wirkung in Amerika aus. Sie enthielt Bemerkungen über die hervorragendsten Staatsmänner, Redner, Schriftsteller, Künstler und andere öffentliche Charaktere des Tages, die darin mit rücksichtslosem Freimuth, in einem ganz selbständigen und eigenthümlichen Stil und oft mit großem Witz und Scharfsinn kritisirt waren. Eine Skizze William Pinkney's, worin den Fähigkeiten und Gaben dieses ausgezeichneten Mannes vollkommene Anerkennung gezollt wurde, erregte nichtsdestoweniger das Misfallen des Sohnes, Edward Coate Pinkney, damals Midshipman in der amerikanischen Flotte und später als zierlicher und geschmackvoller Dichter bekannt. Er war eine Art von sentimentalem Don Quixote, der überall Händel suchte. Als er unsern Neal wegen jenes Pamphlets foderte, schlug dieser den Zweikampf aus dem Grunde aus, weil er nicht für den Inhalt einer anonym erschienenen und von ihm nicht als sein Werk anerkannten Schrift zur Rede gestellt werden könne; auch würde er, fügte er hinzu, da er erst wenige Monate vorher gegen die Unsitte des Zweikampfs geschrieben, schon um die Festigkeit seines Charakters zu wahren, das Duell unter allen Umständen ausgeschlagen haben. Als Pinkney diese Antwort erhielt, bezeichnete er Neal als „Memme" und spazierte eine ganze Woche hindurch täglich zwei Stunden vor dessen Wohnung auf und nieder, der Gelegenheit wartend persönliche Genugthuung an seinem Feinde zu nehmen. Aber der Schriftsteller, dessen persönlicher Muth nie in Zweifel gezogen ward, sann auf eine Rache anderer Art und vollführte sie, indem er die Correspondenz veröffentlichte, ein Facsimile des ihm zugefertigten „Feiglings" beifügte, und in einer Nachschrift zu seiner kurz darauf erschienenen neuen Novelle die ganze Angelegenheit ins Lächerliche zog. Diese Arbeit führte den Titel: „Errata. or the works of Will Adams", von welchem er neben seinen Artikeln in den Zeitschriften und seinen advocatorischen Berufsarbeiten acht starke Bände in einem Jahr vollendete. Einen Begriff seiner Thätigkeit kann man sich aber machen wenn man erwägt, daß seine Geschäfte als Rechtsanwalt jedenfalls die ganze Zeit eines gewöhnlichen Advocaten in Anspruch genommen haben würden. Neal war ein Mann schnellen Entschlusses. Als seine beiden Novellen „Logan" und „Seventy six" in England nachgedruckt worden waren, beschloß er plötzlich selbst nach England zu gehen und sein Heil dort als Schriftsteller zu versuchen, „überzeugt, daß, was auch geschehen möge, sobald die Leute dort Etwas für Bücher gäben, sie nicht im Stande sein würden ihn umkommen zu lassen, da er von der Luft leben und schneller schreiben könne als irgend ein Mann der je gelebt". Neal traf im Januar 1824 in London ein. Er ward sehr bald Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, für die er gewöhnlich unter der Maske eines Engländers zahlreiche Artikel schrieb, bestimmt die irrigen Meinungen zu berichtigen welche in England über den gesellschaftlichen und politischen Zustand der Vereinigten Staaten obwalteten. In „Blackwood's Magazine" trat er zuerst mit Skizzen der fünf amerikanischen Präsidenten und der fünf Bewerber um die Präsidentschaft auf, welcher Arbeit bald eine Menge anderer Aufsätze in verschiedenen Zeitungen, Magazines, Reviews folgten. Daneben erschien von ihm ein dreibändiger Roman unter dem Titel „Brother Jonathan". Der große Denker Jeremias Bentham hörte einige seiner Schüler von ihm sprechen, die Neal irgendwo in einer geschlossenen Gesellschaft angetroffen hatten; er lud ihn zu Tische ein. Dem Weltweisen gefiel der ursprüngliche Charakter des Mannes, und bald darauf mußte Neal auf Bentham's Bitten in dessen Wohnung in Queens-Square ziehen, wo er bis zu seiner Abreise von London wohnen blieb. „Hier", sagt er in seiner Biographie Bentham's, welche der Uebersetzung der „Grundsätze der Gesetzgebung" aus dem Französischen Dumont's vorgedruckt ist, „hier stand mir eine prächtige Bibliothek zu Gebote, ich hatte ein schönes, großes, bequem eingerichtetes Studirzimmer, von einer Dampfmaschine geheizt, unten Gelegenheit mich zu bewegen, Gesellschaft und Zurückgezogenheit, Alles zu meinen Diensten. In der That verlebte ich zu jener Zeit die glücklichsten und ich glaube die nützlichsten Tage meines Lebens." Im Anfang des Jahres 1827 verließ er London um nach Paris zu gehen, und nachdem er eine kurze Zeit Frankreich bereist hatte, kehrte er nach den Vereinigten Staaten zurück. Er ist noch am Leben. Seinen Wohnsitz hat er in Portland genommen, wo er als Mensch und Bürger in hoher Achtung steht. 3.

Hamburg und die Hamburger. Portraits, Zustände und Skizzen aus der Gegenwart. Leipzig, Koffka. 1847. 12. 1 Thlr.

Der Verf. gibt sich das Ansehen ein Amerikaner zu sein, und will diese Skizzen von Berlin aus an einen Freund in London geschrieben haben. So vieler Weitläufigkeiten bedarf es nicht zu Einführung eines Buchs, aus dem man freilich Mancherlei erfährt, nur Nichts was geeignet wäre dem Leser welcher niemals in Hamburg war eine irgend nutzbare Ansicht zu gewähren. Ueberdem sind Jedem der Zeitungen und Journale liest die Portraits und Zustände, Gesellschaft, Handel und Wandel, die Presse, die Literaten, Therese von Bacheracht, Theater, Musik u. dergl. längst bekannt, und das eingewebte Raisonnement mag in Briefen an einen Freund hingehen, eine Berechtigung desselben zum Druck ist jedoch damit noch nicht gegeben. Hat der Verf. unter den hamburger Literaten auch sich selber mit skizzirt, so ist sein Gerechtigkeitssinn zu loben; denn das Bild welches er von diesen Literaten aufstellt ist ein wenig erquickliches. 30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 70. —— 10. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Eine Bemerkung des Hrn. Mügge scheint der von uns ausgesprochenen Behauptung, daß in den Schweizern ein echt republikanischer Freiheitssinn lebe, entschieden zu widersprechen. Die Titelsucht, sagt er (I, 71), sei in der Schweiz auf einen wahrhaft lächerlichen Gipfel gelangt. Er fügt (S. 291) hinzu:

Es ist damit wie in Amerika, wo die Republikaner auch gar zu gern einen Titel zu erwischen suchen, und als Richter, Räthe, ganz besonders aber als Obersten und Generale in der Miliz ihn am leichtesten finden.

Von Titelsucht kann, recht betrachtet, nur da die Rede sein wo man nach Titeln als nach einer Auszeichnung strebt, sie sogar um theures Geld erkauft, wie es namentlich in so manchen Staaten Deutschlands der Fall ist, wo es von Räthen der mannichfaltigsten Art wimmelt, die in ihrem Leben nie um Rath gefragt werden, und denen ganz säuberlich auf die Finger geklopft würde wenn sie sich einmal herausnehmen wollten einen Rath zu ertheilen; wo der Universitätsprofessor die schönste Belohnung für seine Wirksamkeit darin findet, daß er die (oft nachgesuchte) allergnädigste Erlaubniß erhält sich Hofrath, oder Geheimer Hofrath, oder gar, was die höchste Stufe professorischen Entzückens ist, Geheimrath zu nennen oder nennen zu lassen. In der Schweiz aber, wo kein Titel denkbar ist der nicht zugleich die Bezeichnung einer Stelle im Staate wäre, kann man vielleicht von der Aemtersucht reden; von Titelsucht zu sprechen kann nur Jemandem beifallen der seine in Deutschland gemachten Bemerkungen (welche für die dortigen Verhältnisse auch ganz richtig sind) mit leichtsinniger Uebereilung auch auf unsere Zustände anwenden will. Wir geben zu, daß man im Allgemeinen den Schweizern Aemtersucht zuschreiben kann; sie ihnen vorzuwerfen aber wäre thöricht, wäre eine totale Verkennung des republikanischen Lebens. Jeder Bürger eines freien Staats hat nicht nur das unverkümmerte Recht, er hat auch die Pflicht das Seinige zum Wohl des Ganzen beizutragen, nach einer Stellung zu streben in welcher er nach seinen Kräften für das Ganze wirken kann. Wer aber weiß wie schlecht die meisten Staatsanstellungen in der Schweiz besoldet sind — und Hr. Mügge hat es an vielen Orten seines Buchs gesagt und wiederholt —, der muß doch auch wissen, daß die Uebernahme eines öffentlichen Amts in 99 Fällen von 100 als eine Aufopferung Seitens des Beamten angesehen werden muß, da ein solcher nicht selten den einträglichsten Beruf mit einer Stelle vertauscht aus deren Besoldung er sich nur kümmerlich ernähren kann. Und auch in den häufigen Fällen, wo der Beamte neben der Beamtung zugleich seinen bürgerlichen Beruf treiben kann, muß dieser letztere doch darunter leiden, da ihm Kraft und Zeit entzogen werden muß um sie der öffentlichen Stellung zuzuwenden. Wenn Hrn. Mügge die vielen Präsidenten u. s. w., denen er in der Schweiz begegnete, lächerlich vorkommen, so ist es nur daraus erklärlich, daß er hierbei an die Verhältnisse seines Vaterlands dachte; hätte er die Sache vom schweizerischen Standpunkte und mit republikanischen Augen angesehen, würde sie ganz andere Empfindungen in ihm erregt haben. Uebrigens ist die Bemerkung des Hrn. Mügge auch in materieller Hinsicht durchaus falsch. Er behauptet (a. a. O.), es gebe in der Schweiz Obersten in solcher Zahl, daß man das größte Heer damit bestellen könnte. Diese Bemerkung macht dem militairischen Scharfblicke des Verf., der, wenn wir nicht irren, weiland selbst Offizier in der königlich preußischen Armee war, eben keine Ehre; denn wie unrichtig sie ist, hat die jüngste Zeit bewiesen, da die Tagsatzung bei der Aufstellung des eidgenössischen Heers nicht nur gezwungen war eine große Anzahl von eidgenössischen Offizieren (und darunter auch manche Obersten) zu ernennen, sondern sich sogar veranlaßt sah die trotzdem noch bestehenden Lücken mit Offizieren der Cantone auszufüllen. Ebenso mußten bei der nämlichen Gelegenheit viele Cantonsregierungen eine bedeutende Anzahl von Beförderungen und neuen Ernennungen vornehmen, was wol nicht der Fall gewesen wäre wenn sich ein solcher Ueberfluß an Offizieren gefunden hätte wie ihn Hr. Mügge wahrgenommen haben will. Ein Theil des Irrthums mag daher kommen, daß sich der Verf. das Militairwesen der Schweiz nicht genug vergegenwärtigt hat. Er hat zwar ganz richtig bemerkt, daß es in der Schweiz keine Generale gibt; er hätte

aber diese ihm ganz sonderbar vorkommende Erscheinung sich auch sollen erklären lassen. Oberst ist nämlich bei uns der gemeinsame Titel aller höhern oder höchsten Offiziere. Aus den Obersten werden, wenn die Truppen zu irgend einem Zwecke aufgestellt werden, sei es zu einer Inspection, oder zu einem Lager, oder zu einem Kriege, die Generale genommen, wobei nur die Anciennetät oder die Verdienste der Einzelnen entscheiden. Dann erst heißen sie, je nach dem Commando das ihnen anvertraut wird, Brigadeobersten (Generalmajors in deutschen, Maréchaux de camp in französischen Armeen), Divisionsobersten (Generallieutenants) oder endlich Generale (Oberfeldherren, Généraux en chef). Ist der Dienst zu Ende, so heißen Alle ohne Ausnahme wieder ganz einfach Obersten und werden blos als solche in den Armeelisten aufgeführt.

Der Verf., welcher die Schweiz als Gesammtheit oft vergeblich gesucht hat, hätte dieselbe doch gerade im Militairwesen finden können. Denn gerade in dieser Beziehung ist die Schweiz glücklicherweise beinahe ganz, jedenfalls in den wichtigsten Dingen zur Einheit gelangt. Obgleich die einfache Durchsicht des Bundesvertrags Hrn. Mügge davon hätte überzeugen können, so hat er doch das Militairwesen fortwährend nur als Sache der Cantone angesehen, und daher immer nur als von vereinzelten Erscheinungen gesprochen. Allerdings liegt die Ausführung den einzelnen Cantonen ob, und daher wird auch das Kriegswesen in einigen Cantonen geordneter und in jeder Beziehung vollkommener sein als in andern; aber alle Cantonstruppen, die besten wie die schlechtesten, sind doch nur nach einem und demselben Systeme geregelt. An der Spitze des gesammten Kriegswesens steht der eidgenössische Kriegsrath, der von dem jeweiligen Präsidenten der Tagsatzung und des Vororts präsidirt wird, und dessen Mitglieder aus der Zahl der eidgenössischen Obersten von der Tagsatzung gewählt werden. Doch ist der Kriegsrath nur Verwaltungsbehörde; alle gesetzlichen Bestimmungen gehen von der Tagsatzung aus, welche ebenfalls alle eidgenössischen Offiziere, sowie in Kriegszeiten den General wählt. Sobald die Tagsatzung größere oder kleinere Truppenabtheilungen unter die Waffen ruft, stehen dieselben unter eidgenössischem Commando und keine Cantonalregierung hat irgend mehr Gewalt über dieselben. Sie erhalten eidgenössischen Sold (der höher ist als der Cantonalsold und für den Soldaten täglich 3 Batzen, d. h. 12 Kreuzer oder ungefähr 3⅓ Silbergroschen beträgt) und stehen unter dem strengern eidgenössischen Kriegsgesetz. Durch die Bundesacte und spätere, deren ursprüngliche Bestimmungen ergänzende oder auch verändernde Tagsatzungsbeschlüsse ist die Zahl der Mannschaft, sowie auch der Truppengattungen bestimmt welche die einzelnen Cantone zu stellen haben. Da die sämmtlichen Truppen aller Cantone in gegebnen Fällen als eine einzige Gesammtheit angesehen werden und gemeinsam wirken müssen, so müssen sie auch so organisirt sein, daß sie als ein Ganzes gebraucht werden können. Daher erläßt die Tagsatzung die allgemeinen Militairreglements, die Reglements über Disciplin und Dienstordnung, die verschiedenen Exercirreglements, die Reglements über Einrichtung der eidgenössischen Militairschule; sie ordnet die regelmäßigen eidgenössischen Uebungslager an, erwählt hierzu, wie auch im Fall eines Kriegs, den Oberbefehlshaber und den Chef des Generalstabs aus den sämmtlichen eidgenössischen Obersten u. s. w. So bildet das Militairwesen dem Principe nach ein wohlgeordnetes und gegliedertes Ganzes, welches freilich in der Wirklichkeit mancherlei Unvollkommenheiten darbietet, welche, wie schon angedeutet, vornehmlich daher rühren, daß nicht alle Cantone demselben gleiche Aufmerksamkeit widmen. Manche Stände begnügen sich (wie Solothurn) nur so viel Mannschaft heranzubilden und zu rüsten, als durch die Bundesacte oder Tagsatzungsbeschlüsse gesetzlich festgestellt ist, während in den meisten andern Cantonen jeder Bürger ohne Ausnahme milizpflichtig ist und den Uebungscurs durchmachen muß. In einigen Cantonen (wie in Graubündten) ist die Waffenausrüstung Eigenthum des Staats und muß daher, sobald die Dienstzeit vorüber ist, von der gesammten Mannschaft wieder im Cantonalzeughause niedergelegt werden, während in andern das Gewehr als Eigenthum überlassen wird, entweder unentgeltlich, wie im Aargau, oder gegen Entschädigung, wie in Bern. So ist freilich die Wehrhaftigkeit in manchen Cantonen weit allgemeiner und geordneter als in andern, und während Aargau z. B. in den letzten Tagen ein Contingent von nahe an 15,000 Mann bei nicht ganz 200,000 Einwohnern stellen konnte, wobei die zweite Landwehr nicht inbegriffen ist, die noch eine Masse von 6000 Mann betragen mag, hat Graubündten bei ungefähr 90,000 Einwohnern, als die Noth es zwang, nur zwei Bataillone ausrüsten können. Einige Cantone, namentlich Tessin, haben bis jetzt dem Militairwesen viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt; die tüchtige Lehre die es in den letzten Tagen erhalten hat, als es 2000 oder 3000 Urnern, Wallisern und Luzernern gelang das halbe Land beinahe ohne Schwertstreich zu erobern, wird nicht ohne gute Früchte bleiben. Es steht überhaupt zu hoffen, daß die in der neuesten Zeit gemachten Erfahrungen wesentlich dazu beitragen werden alle Cantone zur Ueberzeugung zu bringen, daß man in Zeiten des Friedens das Militairwesen nicht zu sparsam bedenken dürfe.

Das Militairwesen ist freilich in der Schweiz ein ganz anderes als in den Monarchien. Es gibt kein stehendes Heer, sodaß im Laufe des Winters im ganzen Lande vom Bodensee bis zum Genfersee kaum eine Uniform oder ein Gewehr erblickt wird. Im Sommer wird die junge Mannschaft eingeübt, und zwar nach den verschiedenen Waffengattungen mehr oder weniger lang, im Durchschnitt sechs bis acht Wochen. Die Offiziere haben noch einen besondern Offiziercurs durchzumachen und nach demselben ein strenges Examen zu bestehen. Alle Jahre finden Herbstmusterungen der gesammten Mannschaft statt; in den meisten Cantonen werden alle zwei oder drei Jahre größere Uebungen in Cantonallagern ver-

anstaltet, wo ein beträchtlicher Theil der Mannschaft zusammengezogen wird. Alle zwei Jahre werden eidgenössische Lager abgehalten, zu welchen die Mannschaft aus den verschiedenen Cantonen berufen wird. So wenig dies Alles im Verhältniß zu den Jahre lang fortgesetzten Uebungen der stehenden Truppen erscheint, so erreicht doch die sämmtliche Mannschaft, namentlich in den Cantonen welche für gute Instructoren besorgt sind, einen hohen Grad von Tüchtigkeit, den man bei Milizen allerdings kaum erwarten sollte. Freilich ist jeder eidgenössische Soldat der Nothwendigkeit sich bewußt sich tüchtig einzuüben, um in Zeiten der Gefahr sein Vaterland, seine Freiheit, sich und die Seinigen vertheidigen zu können, und zwar gegen eine Uebermacht vertheidigen zu können, da die Nachbarn mit welchen die Schweiz in Krieg gerathen könnte, Frankreich, Oestreich, der Deutsche Bund, an materiellen Kräften der Eidgenossenschaft unendlich überlegen sind. Dazu ist der Schweizer von Natur waffenliebend; er freut sich wenn er dieselben gut und schnell zu handhaben versteht. Er lernt daher in einigen Wochen mehr als der gezwungene Recrut monarchischer Staaten in einem halben Jahre. Weil jeder Schweizer Soldat und mit den Waffen vertraut ist, kann man auch viel leichter und schneller als in monarchischen Staaten mit stehenden Heeren große Massen auf die Beine bringen und concentriren. Dort wissen nur die Söldner mit den Waffen umzugehen, die Masse des Volks hat keinen Begriff davon. Reicht das stehende Heer nicht aus, so vergehen Monate ehe dasselbe mit neugeworbenen und neugeübten Truppen ergänzt werden kann. Als im J. 1841 das Freiamt im Canton Aargau sich gegen die gesetzliche Ordnung empörte, waren die Truppen des Cantons beinahe ebenso schnell versammelt als die Aufrührer, obgleich die Empörung so geheim vorbereitet worden war, daß man von derselben nicht eher Etwas wußte als bis sie vollständig ausgebrochen war. In drei mal 24 Stunden waren über 15,000 Mann aller Truppengattungen aus drei andern Cantonen auf dem bedrohten Punkte concentrirt. In unsern Tagen haben wir eine vortrefflich ausgerüstete Armee von 110,000 Mann in weniger als 14 Tagen schlagfertig stehen sehen. Man würde vielleicht geneigt sein zu glauben, daß die Specialwaffen, auf die in den monarchischen Staaten so viel Zeit, Mühe und Geld verwendet wird, bei unsern Einrichtungen Wenig zu leisten im Stande wären; aber man würde sich auch hierin irren. Es ist bekannt, daß die schweizerischen Scharfschützen die besten in Europa sind, und sie bilden allerdings den Kern des eidgenössischen Heers. Die 3—4000 Mann Scharfschützen welche die Eidgenossenschaft mit leichter Mühe stellen kann würden dem stärksten, kriegsgeübtesten feindlichen Heere unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Man erinnert sich, daß 1799 Erzherzog Karl mit seiner siegreichen Armee durch eine handvoll schweizerischer Scharfschützen verhindert wurde die Aare bei Dottingen zu überschreiten; und doch war diese Waffengattung damals noch nicht auf dem hohen Standpunkt den sie jetzt erreicht hat; die Eidgenossenschaft hat das Wort des Erzherzogs Karl, diese Waffengattung mit Liebe zu pflegen und weiter zu entwickeln, nicht vergessen. Aber auch die übrigen Specialwaffen verdienen nicht geringes Lob. Allerdings leistet die Cavalerie am wenigsten, schon deswegen weil die Pferde nicht hinlänglich zugeritten sein können, da die meisten nur gewöhnliche Zug- oder Bauernpferde sind; allein die Cavalerie hat in der Schweiz wegen des Terrains überhaupt nur sehr untergeordnete Bedeutung, und außerhalb der Schweiz wird und will man keine Kriege führen. Dagegen darf die Artillerie mit Recht gerühmt werden, und wenn Hr. Mügge glaubt, daß sie schwerlich etwas Bedeutendes leisten werde (III, 365), so müssen wir nur bedauern, daß er keine Gelegenheit gehabt hat dieselbe aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ref. hat selbst in einem eidgenössischen Lager einen französischen Artillerieoffizier — und die französische Artillerie ist bekanntlich keine von den schlechtesten — ein ganz anderes Urtheil aussprechen hören, nachdem derselbe den Uebungen unserer Artilleristen beigewohnt hatte. „Ihre Leute", sagte er, „sind viel langsamer als die unserigen, aber sie schießen um die Hälfte sicherer." Die Geschichte der letzten Zeit hat dieses Urtheil glänzend bewährt. Die Artilleriecompagnie Schaller (Zürich) hat am 13. Nov. bei der Vertheidigung der Schiffsbrücke welche in der Nähe von Lunnern über die Reuß führt, bei 63 Schüssen nur ein einziges mal gefehlt, die übrigen male stets das bestimmte Ziel getroffen. Und Dies geschah einer dreifach stärkern feindlichen Artillerie gegenüber, die von neapolitanischen und östreichischen Offizieren befehligt und von einer starken, sehr günstig postirten Abtheilung Scharfschützen unterstützt war. Selbst unsere Pontoniers können es mit denen in stehenden Heeren aufnehmen. Die Compagnie Vögtlin (Aargau) hat am 22. Nov. bei Sins mitten in der Nacht in Zeit von einer Stunde eine Schiffbrücke über die Reuß geschlagen, sodaß 5—6000 Mann nebst mehren Batterien sogleich über dieselbe ziehen konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie die Bauern in Granada improvisiren.

Moritz Willkomm theilt in seinem trefflichen Reisebericht „Zwei Jahre in Spanien und Portugal"*) eine Probe von dem Improvisationstalent der Landleute in Andalusien mit, der wir in d. Bl. eine Stelle vindiciren. Es sind die folgenden Bruchstücke eines lyrischen Zwiegesprächs zwischen seinem Bedienten Vicente aus Granada und einem jungen Bauer aus dem Flecken Puebla de Don Fadrique, der ihm im Sommer 1845 als Führer bei der Besteigung der Sagra Sierra de Huescar diente Diego, so hieß der junge Bauer, vertrieb sich die Zeit damit, daß er mit aller Kraft seiner Lungen die Melodie des Fandango anstimmte, und sich hierauf in einer improvisirten Copla an Vicente wendete, die nun folgendes Duett zwischen Beiden hervorrief:

Diego.

Porqué vas, gallardo mozo,
Al pais de las monteras,

*) Wir bringen nächstens einen ausführlichen Bericht darüber D. Red.

Porqué dejas las esferas
De placeres y de gozo,
Que llenan los bosques del Alhambra?

V i c e n t e.

Tengo que seguir las huellas
De mi Señor, Don Enrique,
Que á la Puebla de Fadrique
Se marché, a mirar las bellas
Maravillas de la Sagra Sierra.

D i e g o.

Y pudiste sin espanto
Dejar tu querida esposa,
Igual á la aurora hermosa,
No te conmovió su llanto?
O no es bella la Señora tuya?

V i c e n t e.

Si, es mas encantadora,
Que la rosa en primavera,
Mas ahora yo quisiera
Su sonrisa seductora
Que el vino tinto de Caravaca.

D i e g o.

Warum kamst du, stattlicher Bursche,
In die Lande der Monteras,
Warum verließest du die Sphären
Des Vergnügens und der Wonne,
Die die Büsche füllen der Alhambra?

V i c e n t e.

Weil ich folgen muß den Spuren
Meines Herrn, Don Enrique,
Der nach Puebla de Fabrique
Sich begab, allda zu sehen
Die schönen Wunder der Sagra Sierra.

D i e g o.

Und du konntest ohne Grauen
Deine theure Gattin lassen,
Der Morgenröthe gleich an Schönheit,
Nicht bewegte dich ihr Weinen?
Oder ist nicht reizend deine Herrin?

V i c e n t e.

Ja, sie ist noch mehr bezaubernd
Als der Rose Duft im Frühling,
Mehr jetzt möchte ich ihr Lächeln,
So verführerisch, genießen
Als den rothen Wein von Caravaca.

Nachdem Vicente nun die ganze Reise von Granada aus in vielen Coplas erzählt hatte, fragte er Diego, ob er verheirathet sei. Dieser verneinte Dies, berichtete jedoch in einer neuen Copla, daß er eine Geliebte besitze, die zwar arm aber schön sei; und hier ergoß sich nun seine Phantasie unter andern in folgenden Strophen, die er abwechselnd mit Vicente sang, der seinerseits die Reize seiner Frau schilderte:

D i e g o.

Tengo perlas y diamantes,
Tengo oro y tengo plata,
Marfil y tela dorada,
De todo tengo en abundante,
Si tu me quieres, niña de mi alma.

Ay, tu granadina boca
Es mas bella y es mas suave
Que el frescor de la mañana,
Que en Mayo los lirios toca!
Aromas son los áyres, que tu inspiras!

Como el ráyo del cielo
Derriba orgullosas palmas,
Asi queman todas las almas
Tus miradas de fuego.
Benditos sean tus hermosos ojos!

La nieve de la sierra,
Compite ella, por ventura,
Con frescor y con blancura
Con los pechos, que encierra
La sencilla alcandorita tuya?

D i e g o.

Ich habe Perlen und Diamanten,
Ich habe Gold, ich habe Silber,
Elfenbein und Goldgewebe,
Von Allem habe ich Ueberfluß,
Wenn du mich liebst, o Mädchen meiner Seele!

Ach, dein Granatenblütenmund
Ist viel schöner und viel süßer
Als der frische Thau des Morgens,
Der im Mai auf Lilien ruht.
Gewürze sind die Lüfte die du athmest.

Wie der Blitzstrahl aus dem Himmel
Niederschmettert stolze Palmen,
So entzünden Aller Herzen
Deine glüh'nden Flammenblicke.
Gesegnet seien deine schönen Augen!

Kann der Schnee auf dem Gebirge,
Kann er etwa sich vergleichen
Mit der Frische und der Weiße
Deines Busens, den verhüllet
Dein einfaches Leinenmieder?

So dichten granadische Bauern! ruft Willkomm aus, und wir können seiner bewährten Wahrheitsliebe vertrauen, daß sie wirklich so dichteten. 26.

Literarische Notizen aus England.

Zur Literatur der Tanzkunst.

Der Verfasser eines zugleich in italienischer und französischer Sprache erschienenen Werks: „Geschichtliche und praktische Bemerkungen über das Tanzen. Nebst einer Geschichte der k. k. Tanzakademie zu Mailand u. s. w.", ein gewisser Blasis, dessen darin verherrlichte Familie der Ton-, Maler- und Tanzkunst mehre ausgezeichnete Mitglieder und Förderer geschenkt, führt in dem Werke das Verzeichniß seiner eigenen schriftstellerischen Leistungen an, woraus erhellt, daß er in viele Sättel gerecht ist; denn außer dieser Tanz- und Balletgeschichte hat er biographische Arbeiten über Garrick, Fuseli, Pergolese, eine Abhandlung über Lucanus und dessen „Pharsalia", eine über Franz I. und seine Regierung, eine Dissertation über das Erhabene der Bibel und eine artistisch-philosophische Rede über den Menschen mit Bezug auf dessen physische, intellectuelle und moralische Kräfte veröffentlicht. Da Hr. Blasis mit seiner Gattin an der Spitze des Ballets zu Mailand steht, so hat er durch seine schriftstellerische Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, auch wenn er die Gegenstände seiner Behandlung etwas in Art des „höhern Ballets" tractirt haben sollte, jedenfalls den Beweis geliefert, daß auch Tänzer noch für etwas Anderes Sinn haben können als für Pirouetten und andere Gauklerkünste.

Erster Phrenolog in England.

Das älteste Werk welches in England über die Phrenologie erschienen rührt von dem bekannten Erzieher Eduard's VI., Sir John Cheke, her, welcher am englischen Hofe eine bedeutende Rolle spielte und mit den kirchlichen Reformatoren seines Zeitalters in naher Verbindung und häufigem Briefwechsel stand. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 71. —— 11. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 70.)

Man hat im Ausland nie an der Tapferkeit der Schweizer gezweifelt; Dies wäre auch wol nicht möglich gewesen, da die neueste Geschichte so ausgezeichnete Beispiele von Heldenmuth dargeboten hat, wie z. B. zur Zeit des Widerstandes der Unterwaldener, der Schwyzer, der Berner gegen die Franzosen 1798. Dagegen glaubte man, daß es den eidgenössischen Truppen an guten Offizieren fehle. Die neuesten Ereignisse haben bewiesen, daß man auch hierin im Irrthume war. Ohne diejenigen Offiziere voranzustellen welche wie Dufour, Rilliet-Constant, Donats u. m. A. früher in fremden Diensten waren, machen wir nur auf die große Masse der übrigen aufmerksam, welche ihr ganzes Leben den friedlichen Beschäftigungen oblagen, und dennoch ihre Stelle als der Kampf anbrach vollkommen ausfüllten, wobei sich die höhern Stabsoffiziere nicht mindern Ruhm der Tüchtigkeit und militairischen Ausbildung erwarben als die untergeordneten Offiziere. Ein Fabrikant, Regierungsrath Frey-Herose von Aarau, hat sich als Chef des Generalstabs die unbedingteste Anerkennung erworben, durch die Sicherheit und Schnelligkeit mit welcher er die Bewegungen der Truppen leitete, überhaupt die Pläne des Feldherrn ausführte; Divisionsoberst Ziegler (Regierungsrath von Zürich), dessen Adjutant, Oberstlieutenant Siegfried (früher Advocat, jetzt Landammann des Cantons Aargau), Brigadeoberst Egloff aus dem Thurgau u. A. haben durch ihre treffliche Leitung sowol als durch ihren selbst von den Gegnern anerkannten Muth wesentlich zum siegreichen Erfolg des Siegs bei Gislikon beigetragen; sie standen immer im dichtesten Kugelregen und waren an den gefährlichsten Stellen stets unter den Vordersten. Und um auch ein Beispiel von der Tüchtigkeit untergeordneter Offiziere anzuführen, nennen wir die Hauptleute Fischer und Sandmeier. Sie standen mit ihren Compagnien in Geltwyl (Canton Aargau, hart an der Grenze des Cantons Luzern), als sie in Folge des Verraths der Einwohnerschaft von einem Bataillon Sonderbündler überfallen wurden, das von Artillerie, Scharfschützen und Cavalerie unterstützt war und unter dem unmittelbaren Befehl des Obersten von Elgger, Chefs des luzernischen Generalstabs, stand. Mit Ausnahme einer starken Abtheilung, die als Wache vor dem Dorfe zurückgelassen worden war, hatte sich die ganze Mannschaft der beiden Compagnien in ihre Quartiere begeben um das Mittagsessen einzunehmen, das von allen Bewohnern des Dorfs auffallenderweise auf eine und die nämliche Stunde verschoben worden war. Viele Bauern benutzten das Vertrauen der Soldaten, die von ihren Quartiergebern nichts Böses ahnten, ihnen die Gewehre zu verstecken, sodaß als der Feind, der sich vom Nebel und dem nahen Wald begünstigt herangeschlichen hatte, im Dorfe erschien, sie sich wehrlos fanden und ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Ein Tambour hatte zuerst die Feinde bemerkt; er schlug sogleich Generalmarsch, ohne die Kugeln zu beachten die nach ihm gesendet wurden, von denen aber glücklicherweise keine einzige traf. Als Hauptmann Fischer (ein Fabrikant aus dem aargauischen Dorfe Steffelbach) den ersten Lärm hörte, stürzte er sogleich aus dem Hause, in welchem er eben sich zu Tische setzen wollte, und es gelang ihm einige Soldaten zu sammeln, mit denen er zum Sammelplatz sich ziehen wollte. Allein bald kam ihm eine starke feindliche Abtheilung entgegen, die ihm zurief sich gefangen zu geben, und ihn mit augenblicklichem Tode bedrohten wenn er den geringsten Lärm mache. Denn sie wollten die beiden in Geltwyl vorgeschobenen Compagnien in der größt möglichsten Stille aufheben, um dann plötzlich und unerwartet mit den noch nachrückenden Bataillonen die Hauptmasse der eidgenössischen Truppen zu überfallen. Hauptmann Fischer aber, der die Absicht des Feindes durchschaute, erkannte die Gefahr in welche die eidgenössischen Truppen gerathen könnten wenn sie plötzlich überfallen würden, um so mehr, als an demselben Tage mehre Bataillone von dem dort liegenden Corps nach einer andern Richtung aufgebrochen waren — was auch der Feind erfahren hatte. Er zögerte daher keinen Augenblick sich aufzuopfern um die Gefahr abzuwenden; mit lauter Stimme commandirte er Feuer, und im nämlichen Augenblicke fiel er von zehn Kugeln durchbohrt nieder.

Nicht weniger unerschrocken als sein Kriegsgefährte bewies auch Hauptmann Sandmeier (Copist in der aar-

gauischen Staatskanzlei) eine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart die dem ältesten und bewährtesten Krieger Ehre machen würden. Er war eben beschäftigt seinen Bericht an den Bataillonscommandanten abzufassen, als er den Generalmarsch und beinahe zugleich mehre Schüsse hörte. Da er seinen Degen in einem andern Zimmer hatte, reißt er seinem Lieutenant, der sich gerade bei ihm befand, den seinigen von der Seite, stürzt hinaus, sammelt sogleich einige Soldaten, die aus den benachbarten Häusern kommen, zu denen noch mehre Fliehende stoßen, und zieht sich vorsichtig mit ihnen zum Dorfe hinaus, wo er sich auf die Höhe der Straße aufstellte. Er hatte ungefähr 20 Mann auf diese Weise zusammengerafft, mit welchen er sich entschließt die Straße gegen den anrückenden Feind zu vertheidigen. Dieser läßt nicht lange auf sich warten. Er erscheint in geschlossener Colonne, voran drei Stabsoffiziere zu Pferde. Sobald die feindliche Colonne das Dorf verläßt um auf die Höhe der Straße zu dringen, schlagen die Leute des Hauptmanns Sandmeier an; er aber verbietet Feuer zu geben. Da sprengen die drei Stabsoffiziere herbei, ihrer Mannschaft die geringe Zahl der feindlichen Truppen zeigend. Kaum sind sie aber auf 30 Schritte herangenaht, und während der Feind in Sturmschritt und lautem Geschrei vorrückt, befiehlt Hauptmann Sandmeier seinen Leuten sämmtlich auf die feindlichen Offiziere zu zielen, und sobald er sich überzeugt, daß sein Befehl befolgt worden, commandirt er Feuer. Die drei Offiziere stürzen leblos von ihren Pferden, von denen auch zwei todt hinfallen. Sobald die feindliche Colonne die mörderische Wirkung der Salve bemerkt, wendet sie sich zur wilden Flucht in das Dorf. Zwar hatten sich unterdessen noch viele Soldaten an den Hauptmann Sandmeier und dessen kleine Schar angeschlossen, allein er konnte doch wegen der noch immer sehr geringen Zahl seiner Mannschaft und insbesondere wegen des so deutlich gewordenen Verraths der Geltwyler nicht wagen den Feind durch das Dorf zu verfolgen, der übrigens seine Flucht bis tief in den Canton Luzern fortsetzte.

Was soll man nun, ich will nicht sagen von der Wahrhaftigkeit (denn Aufrichtigkeit und gute Gesinnung gegen die Schweiz ist im ganzen Werke unverkennbar), aber von der Beobachtungsgabe des Hrn. Mügge halten, der sich folgendermaßen über unsere Offiziere vernehmen läßt (I, 292):

> Diese guten Milizoffiziere sind jedoch die friedlichsten Männer von der Welt und haben nicht die geringste Lust ins Feld und zur Schlacht zu marschiren, wenn es sich irgend vermeiden läßt.

Und dabei kann sich der Verf. nicht entschuldigen, daß er die erst später eingetretenen Begebenheiten nicht hätte voraussehen können. Als er in die Schweiz kam, war die Erinnerung an die Freischarenzüge noch lebendig. Da hätte er, wenn er sich hätte erkundigen wollen, erfahren können, daß das Freischarencorps beinahe zum dritten Theil aus Offizieren bestand, die als gemeine Soldaten mitgezogen waren. Er hätte insbesondere die militairische Tüchtigkeit der Offiziere nach Verdienst würdigen können; denn Alle welche bei diesem unglücklichen Freischarenzuge ein Commando führten haben sich ausgezeichnet, vor Allen der in Folge des unglücklichen Ausgangs von conservativen Zeitungen so schmählich gelästerte Oberanführer Ochsenbein. Dieser, damals einfacher Hauptmann im eidgenössischen Stab, hatte einen Plan entworfen der noch jetzt die Bewunderung aller Sachkenner erregt; und diesen seinen genialen Plan hatte er auch auf geniale Weise ausgeführt. Man bedenke, daß er in Zeit von 24 Stunden einen regellosen, aus allen Weltgegenden zusammengeströmten Haufen von 3—4000 Mann militairisch organisirte, und zwar im Angesichte des Feindes, der zahlreiche Spione unterhielt und nur eine halbe Stunde von der luzerner Grenze. Mit diesen immerhin noch ungeregelten Truppen hat er durch glücklich combinirte Märsche den Feind, der von einem alten, kriegserfahrenen General commandirt wurde, so vollständig zu täuschen gewußt, daß er mit seinen Scharen, die noch dazu durch die Unfähigkeit der Proviantcommissaire mehr als drei Stunden Zeit auf dem Marsche verloren, schon die Position an der Emmen forcirt hatte und in der Nähe von Luzern stand, ehe noch der General von Sonnenberg von dem Einmarsch der Freischaren in den Canton sichere Notiz erhalten hatte. Wahrlich, nicht die Luzerner haben die Freischaren besiegt, sondern der Hunger, die vollständige Entkräftung der Truppen nach einem zwölfstündigen Marsch, die einbrechende Nacht, was zusammen die Auflösung der Freischaren herbeiführte. Nicht dem alten General von Sonnenberg gebührt der Ruhm des Tags, sondern dem jungen Stabshauptmann, der mit seinem militairischen Genie über die Kriegserfahrung des Gegners vollständig triumphirt hat. Uebrigens hat Ochsenbein, der seitdem von seinem heimatlichen Canton zum Obersten ernannt wurde, auch bei den letzten Kriegsereignissen sein militairisches Talent bewiesen. Er hat die bernische Landwehr von ihrer Grenze an bis nach Luzern unter fortwährenden Kämpfen durch das Entlibuch, d. h. durch ein zehn Stunden langes Défilé, in welchem jeder Schritt Landes mit den Waffen erkämpft werden mußte, wo das Terrain und außerdem die unzähligen Verhaue alle Augenblicke neue Schwierigkeiten darboten, siegreich und ohne großen Verlust geführt, obgleich der ihm entgegenstehende Feind ihm an Zahl wenigstens gleichkam, wenn er ihn nicht übertraf. Einen noch größern Ruhm hat sich Ochsenbein durch die vortreffliche Mannszucht erworben, die er unter den schwierigsten Verhältnissen unter seinen Truppen zu erhalten wußte. Viele von den mit ihm ziehenden Soldaten waren zwei Jahre früher als Freischaren von den Luzernern auf das grausamste mishandelt worden, und insbesondere hatten sich die Einwohner von Malters dabei unmenschlich benommen. Kein Wunder, daß von den Meisten der Tag des Zugs auch als ein Tag der Rache angesehen und begrüßt wurde. Dieses Gefühl theilte sich auch bald den persönlich Unbetheiligten mit; denn es war unter der gesammten Mannschaft kaum Einer der nicht wenigstens einen Bruder,

einen Verwandten, einen Freund zu beklagen hatte. Das Benehmen der luzernischen Landstürmer, welche die frühern Greuel wieder versuchten und hier und da einen Zurückgebliebenen ermordeten oder nach Uebergabe eines Dorfs doch noch aus den Häusern auf die durchziehenden Truppen schossen, reizte noch mehr zur Wiedervergeltung, sodaß sich unter der ganzen Heeresabtheilung der feste Vorsatz aussprach das Dorf Malters niederzubrennen, sobald dasselbe erreicht wäre. Als die Division unter fortwährenden Kämpfen endlich dahin gekommen war, und schon Anstalten getroffen wurden zur That zu schreiten, genügten einige Worte des trefflichen Führers, der durch seine umsichtige und kriegskundige Leitung des Zugs, sowie durch seinen in den gefährlichsten Lagen bewiesenen persönlichen Muth die ganze Liebe und Achtung seiner Truppen erworben hatte, die rachedürstende Menge zu besänftigen, die zwar mit düstern Mienen und zornfunkelnden Augen, aber ohne den geringsten Exceß zu begehen durch das verhaßte Dorf zog, in welchem so viele der Ihrigen unter den grausamsten Behandlungen der Bewohner den Tod gefunden hatten.

Ehe wir das Militairwesen verlassen und zu einem andern Gegenstand übergehen, müssen wir noch einige Worte über die militairischen Uebungen der Jugend sagen, von welchen der Verf. der „Reiseerinnerungen" immer vorübergehend und ungenügend berichtet hat. In den meisten der größern Cantone bildet die Jugend in den höhern Schulen militairische Corps, die man gewöhnlich mit dem Namen Cadettencorps bezeichnet. Wo dieselben eingeführt sind, müssen alle Schüler daran Theil nehmen, wenn sie nicht durch körperliche Gebrechen dazu unfähig sind; die Waffenübungen sind ein integrirender Theil des Schulunterrichts. Die Knaben haben gute Feuergewehre, welche freilich an Gewicht und Größe ihrer körperlichen Entwickelung angemessen sind; die Kleinern und Schwächern haben leichtere als die Größern und Stärkern. Alle müssen das Gewehr handhaben lernen und zwar nach den bestehenden eidgenössischen Reglements. Die Unteroffiziere und Offiziere werden von den Cadetten selbst aus den Aeltern und Fähigern gewählt, und diese müssen unter Aufsicht des Oberinstructors, der gewöhnlich ein höherer Offizier in der Miliz ist, die Recruten einüben. Man beschränkt sich aber nicht blos darauf mit den Cadetten die gewöhnlichen Exercitien durchzumachen, sie werden auch im Manoeuvriren geübt, sie müssen die Pelotons- und Bataillonsschule erlernen, und größere, ja oft verwickelte Manoeuvres ausführen, besonders an den Tagen die jährlich zur öffentlichen Prüfung in diesem Unterrichtszweige bestimmt sind. Oefters vereinen sich die Cadetten aller Schulen eines Cantons zu einem Lager, das drei bis vier Tage währt. Obgleich bei allen diesen Gelegenheiten im Feuer exercirt wird — es werden aus der gesammten kleinen Mannschaft zwei Corps gebildet —, und obgleich die jungen Krieger in der Hitze des Kampfs oft beinahe handgemein werden, so hört man doch nur höchst selten von dabei vorgefallenen Unglücksfällen; seltener vielleicht als bei stehenden und Jahre lang geübten Truppen. Diese Einrichtung ist übrigens für die Schweiz von unberechenbarem Werth; es wäre durchaus irrig darin nur eine Spielerei sehen zu wollen. In monarchischen Staaten, wo der Bürger als solcher nicht zugleich Soldat ist, würden die Waffenübungen der Schuljugend allerdings nichts Anderes als Spielerei sein, da sie keinen weitern Zweck hätten, und der Jüngling, wenn er aus der Schule träte, das Gewehr in einen Winkel stellen würde wie früher das Schaukelpferd. In unsern Republiken verhält sich die Sache aber ganz anders. Die Waffenübungen können dem Knaben nicht als Spielerei erscheinen, weil er wohl weiß, daß sie eine Vorschule für seinen künftigen Beruf als Wehrmann sind, weil er weiß, daß sie ihm einst von wesentlichem Nutzen sein werden. In der That sind die Cadettencorps die beste Pflanzschule für künftige Unteroffiziere und Offiziere, und die Erfahrung hat zur Genüge bewiesen, daß in denjenigen Cantonen in denen die Jugend schon mit den Waffen bekannt gemacht wird, auch die beste und intelligenteste Milizmannschaft zu finden ist. In solchen Dingen ist die Autorität monarchischer Militairpersonen gewiß maßgebend. Ref. könnte eine Anzahl von gebildeten deutschen Offizieren nennen welche den militairischen Uebungen unserer Jugend freundliche Aufmerksamkeit gewidmet und denselben ihren vollen Beifall geschenkt haben. In der That muß sich jeder Freund der Jugend, jeder aufmerksame Beobachter befriedigt fühlen, wenn er die jugendlichen Scharen mit einer Genauigkeit und Sicherheit die Waffen handhaben sieht die kaum bei stehenden Truppen erzielt werden kann. Diese Uebungen sind übrigens nicht erst in der Neuzeit eingeführt worden — obgleich sie erst in diesem Jahrhundert genügende Entwickelung erhalten haben —; schon Fischart erwähnt derselben in seiner „Beschreibung des Bündnisses zwischen Zürich, Bern und Strasburg im Jahr 1588", wobei er seine Bewunderung über die Leistungen der kleinen Krieger ausspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schleswig-Holstein. Nationalroman von C. Göhring. Vier Bände. Leipzig, Berger. 1847. 16. 2 Thlr.

Es ist doch in der That sonderbar mit uns Deutschen; kaum hat unser nationales Leben von irgend einer Seite her einen Anstoß erhalten, so ziehen die dadurch angeregten Schwingungen bald von der Oberfläche des praktischen Lebens sich hinweg nach dem innern geistigen Gebiete, sie werfen sich auf die Literatur, auf die Speculation, auf das Wort. Hier nur und mittels dieser erhalten sie ihre friedliche Lösung, indeß das praktische Leben ruhig und ungestört seinen Gang geht, und nur eben von der Literatur Das entlehnt was ihm gerade zusagt. Im Worte entladet sich unsere geistige Spannkraft und die Handlung schrumpft darüber zu einem leeren Phantom zusammen. Im vorliegenden Romane wird die durch den Offenen Brief des Königs von Dänemark angeregte nationale Frage behandelt. Es mag im Wesen der Sache liegen, daß der Verf. in der Schilderung von Handlungen und Ereignissen trotz der vier Bände zu keinem Ende gekommen ist, weil eben das öffentliche Leben in seiner Beziehung und That auf die politische

Frage hin stillsteht und annoch zu keinem Resultate gelangt ist. Obgleich zwar in dem vorliegenden Romane viel burschenschaftliche Romantik und abgetragene Deutschthümelei mit der deutschen Hand, dem deutschen Wort, der deutschen Eiche, dem deutschen Wein, dem deutschen Lied u. s. w. sich breit macht, so ist doch die dem ganzen Buche zu Grunde liegende Hauptidee nur rühmlichst anzuerkennen und bei Beurtheilung des ganzen Buchs mehr Gewicht auf die gute Gesinnung, die treffliche Absicht zu legen als auf die poetische Gestaltung des Romans als Kunstwerk, auf die Zeichnung der Charaktere und die Entfaltung der Handlung, obgleich man auch diese Punkte, so wenig sie hier und da den kritischen Ansprüchen genügen, nicht geradezu verwerfen kann. Der Roman beginnt seltsamerweise in Rußland und zwar „in der Stadt in welcher jeder Pflasterstein mit einem Blutflecken behaftet ist, den keine Ueberschwemmung, kein Regen und kein Thau wegwäscht, den Millionen Füße nicht abscheuern, hunderttausend Wagenräder nicht abschleifen, den weder die schärfste Märzluft noch der heißeste Sonnenstrahl aufzehrt, den kein Blitz wegbrennt und kein Schnee wegbeizt", mit einer heimlichen Versammlung von Polen. Der Stil des Buchs ist jedoch beiläufig gesagt nicht so überladen und gesucht als wie die angeführte Probe zeigt, sondern einfach, an manchen Orten sogar wässerig. In dieser Polenversammlung wird als einziger Punkt der Möglichkeit einer spätern Wiederherstellung Polens ein Krieg Rußlands mit Deutschland hingestellt. Die auseinandergesprengten Polen flohen um im fremden Lande nach Kräften zu wirken. Im Verlaufe der Erzählung begegnen wir den Häuptern auch wieder, ohne jedoch etwas Anderes an ihnen zu gewahren als daß sie zuweilen an Polen denken und für Deutschland schwärmen. Der Hauptpunkt des Romans dreht sich um die schleswig-holsteinische Frage; ein dänischer Geheimrath reist einem kieler Professor nach, um zu entdecken ob der Knabe den er mit sich auf Reisen führt wirklich dessen Sohn oder ein Abkömmling der Herzöge von Holstein sei. Der Däne glaubte die Herzöge leicht für sich zum Verzicht auf die Thronfolge zu bewegen, dann bleibt aber immer der vermeintliche Sohn mit seinen Ansprüchen im Hintergrunde. Der Däne erfährt es nicht, aber auch der Leser nicht, da die Erzählung vor dem Ende abbricht und in den letzten Bänden durch Reden und Gegenreden im Staatsrathe, durch diplomatische Actenstücke und Verhandlungen, durch Vorträge und Vertheidigungen in der Kammer zu Schleswig und den Studentenversammlungen der eigentliche Gang der Handlung aufgehalten, der Leser noch einmal mit längst bekannten historischen Deductionen und staatsrechtlichen Beweisführungen für das gute Recht der Schleswig-Holsteiner ermüdet, und da das Interesse an den Personen dadurch vernachlässigt ist, sogar gelangweilt wird. Dem Buche sind auch mehre Compositionen beigegeben von Liedern die darin vorkommen, und zur Verherrlichung Deutschlands angestimmt sind.

11.

Bibliographie.

Bourgeois, A. u. M. Masson, Die Geheimnisse des Carnevals. Drama in 5 Acten und 9 Tableaux. Nach dem Französischen von H. Hülle. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1847. 8. 15 Ngr.

Eveline. Ein Roman aus den Mysterien des Theaterlebens. Mit einem Anhange: Der Kirchhof Père la Chaise. Zwei Bände. Breslau, Kühn. 8. 3 Thlr.

Frauenstädt, J., Ueber das wahre Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung. Prolegomena zu jeder künftigen Philosophie des Christenthums. Darmstadt, Leske. Gr. 8. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Geschichte der Einführung der Nuntiatur in der Schweiz und ihre dargelegte Politik, in authentischen Aktenstücken. Bevorwortet und herausgegeben von L. Snell. Baden, Zehnder. 8. 18 Ngr.

Kossak, E., Chiromantische Phantasie. Mit 24 Holzschnitten von L. Pusch und R. Genée. Berlin, Behr. 8. 12 Ngr.

Lampadius, W. A., Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Denkmal für seine Freunde. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr.

Psychorama eines Scheintodten. (Gedichte.) Leipzig, Thomas. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rank, J., Weißdornblüthen aus dem Böhmerwälder und Wiener Volksleben. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rutte, F., Ein Sträußchen. Gedichte. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1847. Gr. 16. 18 Ngr.

Schmidt, K., Geschichte des dreißigjährigen Krieges, zur 200jährigen Jubelfeier des westphälischen Friedens im J. 1848. Jena, Frommann. Gr. 8. 12 Ngr.

Trebor, Breslauer Tag- und Nachtstücke aus der Geschichte des Jahres 1847. Ein socialer Roman. 1stes Heft. Breslau, Kühn. 1847. Gr. 16. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Vergiß-mein-nicht! und Vergiß-dein-nicht! Düsseldorf, Kampmann. 8. 5 Ngr.

X. Y. Z. Satyrisch-literarisches Taschenbuch für 1848. Unter Mitwirkung des jüngsten Deutschlands herausgegeben von einem Unbekannten. Leipzig, Spamer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zwei Zeitalter. Novelle von dem Verf. der „Alltagsgeschichte". Herausgegeben von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen. Oldenburg, Stalling. Gr. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Historische Aktenstücke über das Ständewesen in Oesterreich. II. Leipzig, Surany. Lex.-8. 15 Ngr.

Brauner, F. A., Von der Robot und deren Ablösung für den böhmischen und mährischen Landmann. Prag, Kronberger u. Rziwnatz. 8. 15 Ngr.

Bülau, F., Zeitereignisse aus dem Jahre 1847. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 9 Ngr.

Fürst A. G. Czartoryski und seine Stellung zur Sache Polens. I. Biographische Notizen über den Fürsten. II. Reden des Fürsten an die polnische Emigration. Leipzig, Biedermann. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Freimaurerbund in seiner gegenwärtigen Bedeutung dargestellt. Zur Entgegnung auf die Schrift: „Der Freimaurerorden in seiner gegenwärtigen Richtigkeit dargestellt." Leipzig, Vogel. Gr. 8. 4 Ngr.

Holtzendorff-Vietmannsdorff, In Preußen! Mannheim. Gr. 8. 15 Ngr.

Lind-Würmer. Satyrisch-parodirendes Quodlibet nach Schiller, von Jemandem. 2te, mit einem Anhange vermehrte Auflage. Hamburg. 1847. 8. 3 Ngr.

Mehring, G., Die Zukunft der peinlichen Rechtspflege aus dem Standpuncte der Seelenlehre betrachtet. Schwäbisch Hall, Nitzschke. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Rothstand der untern Volksklassen mit seinen augenfälligen, nahen und entfernten Ursachen und den ausführbaren sichern Mitteln zu seiner radikalen Bekämpfung. Von einem Ostpreußen. Königsberg, Samter. Gr. 8. 15 Ngr.

Der jetzige Religionskrieg in der Schweiz, seine Ursachen, Freunde und Feinde, die Jesuiten daselbst 2c. Ein klarer, gedrängter Ueberblick von einem Katholiken. Düsseldorf, Kampmann. 1847. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Schröder, F., Ueber den Verfall der Naturwissenschaft und Schulbelehrung, die daher entstehenden höchst verderblichen Folgen, so wie von den Mitteln und Wegen, denselben zu beseitigen. Ein Wort für Alle, zunächst aber für Mecklenburg. Schwerin, Kürschner. 1847. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Europäische Umschau. Blicke auf die politischen Parteien Europa's und Nordamerika's, mit kurzen Charakteristiken ihrer vornehmsten Führer und Organe im J. 1847. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Zschiesche, E., An die Austretenden aus der evangelischen Kirche, zunächst an die in Magdeburg. Ein Wort zur Verständigung. Halberstadt, Frantz. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 72. —— 12. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

Die schweizerische Bundesverfassung und deren Revision, welche seit 1830 beinahe fortwährend beschäftigt hat, ist wie billig von Hrn. Mügge ebenfalls besprochen worden; doch scheint er uns auch diese wichtige Frage nicht vom richtigen Standpunkte aufgefaßt, nicht mit der wünschenswerthen Gründlichkeit erforscht zu haben.

Um die Verfassungsverhältnisse eines Landes richtig zu beurtheilen, ist es vor Allem nöthig deren historische Entwickelung zu kennen. Dies ist sogar auch dann nöthig, wenn durch einen plötzlichen Umsturz der bestehenden Ordnung, wie in Frankreich, an die Stelle der alten, ererbten Gesetze ganz andere, in den häufigsten Fällen widersprechende treten, um wie viel mehr aber in einem Lande wie die Schweiz, in welcher der Versuch zum Umsturz der frühern Verhältnisse eine mächtige Reaction hervorrief, die bis jetzt, wenigstens in ihren Folgen, noch nicht vollständig hat besiegt werden können.

In den frühesten Zeiten standen die einzelnen Theile der Schweiz, Hirtenländer, Städte, Herrschaften, in keinem andern Verhältnisse zueinander als daß sie alle zugleich Theile des Deutschen Reichs waren; außerdem hatten sie untereinander keine andere Verbindung als diejenige sein mochte welche durch die unmittelbare Nachbarschaft und die Gleichheit der Interessen herbeigeführt wurde. Erst als diese gefährdet schien, schlossen einzelne Staatskörper mit andern benachbarten Verträge, um sich vor feindlichen Eingriffen in ihren Rechten gegenseitig zu schützen. So ward Schwyz, als gegen Mitte des 12. Jahrhunderts das Kloster Einsiedeln sich auf betrügerische Weise des den freien Landleuten zugehörigen Eigenthums bemächtigen wollte, und in dieser seiner Anmaßung bei dem durch falsche Berichte von den Mönchen getäuschten Kaiser Heinrich V. Schutz und Hülfe fand, in der gerechten Abwehr der versuchten Gewaltthat von Uri und Unterwalden unterstützt; so schlossen Schwyz und Uri 1250 kurz vor dem Interregnum ein Bündniß mit Zürich zu gegenseitigem Schutz und Schirm und zur Abwendung der Ungerechtigkeit und Uebermacht. Wie diese Bündnisse, so war auch der 1315 abgeschlossene Bund zwischen den drei Waldstätten nur ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den einzelnen Staaten, durch welches dieselben auch nicht im entferntesten auf die vollständige Ausübung ihrer Souverainetät verzichteten. Ebenso verhielt es sich als noch andere Länder und Städte mit den drei sogenannten Urcantonen in Bündnisse traten, was aus dem Umstande namentlich erhellt, daß die später in den Bund aufgenommenen Glieder nicht auch untereinander, sondern nur mit den Waldstätten verbündet waren, ein Bund Aller mit Allen somit nicht bestand. So bildete die alte Eidgenossenschaft nicht nur keinen Bundesstaat, sondern recht betrachtet nicht einmal einen Staatenbund. Erst 1481 geschah durch das sogenannte Stanzerverkommniß ein Schritt zu größerer Einheit, indem durch dasselbe an die Stelle des Waldstättebundes, mit welchem die übrigen Orte nur specielle Verträge geschlossen hatten, ein allgemeiner Bund der acht alten Orte (Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Glarus) trat. Doch war auch dieses Verkommniß, wie der Name schon besagt, Nichts weniger als ein wirklicher Bund mehrer Staaten zu einem gemeinsamen Ganzen; es war wie alle frühern Bündnisse ein einfacher Vertrag geschlossen zur Abwehr äußerer Angriffe und vorzugsweise zur Unterdrückung innerer Empörungen, ein Vertrag der namentlich den aristokratischen Ständen zugute kam, deren Unterthanen das ihnen auferlegte harte Joch ungeduldig ertrugen. Durch das Stanzerverkommniß erhielt aber die Eidgenossenschaft keine oberste Executivbehörde, und selbst die Tagleistungen (wie die Tagsatzungen damals hießen), waren ohne alle wirkliche Bedeutung, da sie ganz einfach nur Conferenzen von Gesandten der verschiedenen Orte bildeten, welche nach gegebenen Instructionen, von denen sie sich in keiner Weise entfernen durften, die etwa für nothwendig erachteten neuen Verträge schlossen, weshalb auch Einstimmigkeit bei allen Verhandlungen durchaus nothwendig war, wenn Etwas erzielt werden sollte. Das nämliche Verhältniß blieb als an die acht alten Orte fünf neue Stände sich anschlossen (Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell). Uebrigens waren allgemeine Tagleistungen, bei denen alle dreizehn Orte durch Gesandte repräsentirt wurden, nur selten, da bei der eigenthümlichen Art des Bundes nur selten Fra-

gen zu behandeln waren welche die sämmtlichen Stände betrafen. Es fanden Tagleistungen der fünf oder nach Umständen der sieben katholischen Orte statt (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, dann Freiburg und Solothurn), wenn religiöse Verhältnisse zur Sprache kamen, denen die Tagleistungen der vier reformirten Städte (Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen) entgegenstanden; ferner Tagleistungen der sieben Orte, der acht Orte, der zwölf Orte, wenn die Verhandlungen die Unterthanenlande oder gemeinen Vogteien betrafen, in welchen nur einzelne Cantone, und zwar nach den verschiedenen Vogteien bald diese, bald jene Herrscherrechte besaßen. Die Tagleistungen der dreizehn Orte fanden nur dann statt, wenn allgemeine eidgenössische Fragen zur Sprache kamen, was wie schon gesagt im Ganzen nur selten der Fall war. Diesen allgemeinen Tagleistungen wohnten denn auch die Gesandten der zugewandten Orte bei (Wallis, Neuenburg, Biel, Mühlhausen, Abt und Stadt St.-Gallen ꝛc.), aber nur mit berathender Stimme.

So war die alte Eidgenossenschaft bis zur Revolution 1798 nur durch sehr lockere Staatsverträge zusammengehalten, sodaß es nur der tüchtigen Gesinnung der Ahnen zu verdanken ist wenn das Gebäude nicht schon in frühern Zeiten zusammenstürzte. Als aber die Selbstsucht der Regierungen, namentlich der aristokratischen, immer mehr zunahm, und jeder Canton nur an sich dachte und nur für sich sorgte, da mußte der erste Sturm der über die Eidgenossenschaft hinbrauste dieselbe auch in ihren Grundfesten erschüttern. Die Französische Revolution zog auch die helvetische nach sich, durch welche die Cantonalsouverainetät der einzelnen Stände völlig vernichtet wurde, die bisherigen Unterthanenlande der einzelnen Cantone oder zugewandten Orte zu politischer Gleichheit mit den bisherigen Herrschern gelangten, und eine einzige, untheilbare helvetische Republik aus dem wirren Chaos der alten Cantone, zugewandten Orte und gemeinen Vogteien oder Unterthanenlande sich bildete. Diesen Umsturz der bisherigen Ordnung darf man nicht blos dem französischen Einfluß zuschreiben, so groß dieser auch war und so viel er auch auf die Art und Weise der Entwickelung einwirkte; es waren vielmehr zwei hauptsächliche Gründe, die in den schweizerischen Verhältnissen selbst lagen, welche die Revolution möglich machten. Erstens hatte sich bei den zahlreichen Unterthanen sowol der einzelnen Cantone als der gemeinen Vogteien die Sehnsucht nach politischer Freiheit und Gleichheit, zu deren Erreichung sie schon so manche verfehlte und mit Gewalt unterdrückte Versuche gemacht hatten, in Folge des unerträglich gewordenen Drucks gerade in den Jahren welche der Französischen Revolution vorangingen so kräftig entwickelt, daß es nur eines Anstoßes bedurfte um sie zur Empörung gegen ihre bisherigen Herren zu bringen. Und diese Empörung mußte um so entscheidender ausfallen, als es sich nicht mehr um vereinzelte Versuche handelte, da bei den sämmtlichen Unterthanen dieselbe Gährung herrschte und von Tag zu Tag an Umfang und Bedeutung gewann. Zweitens hatte die Gleichheit des Schicksals und der Bestrebungen in sämmtlichen Unterthanenlanden in deren Bevölkerung, welche die der herrschenden Orte und Städte weit überstieg, ja vielleicht mehr als drei Viertel des gesammten Volks umfaßte, eine Idee entwickelt welche, wenn sie sich einmal thatsächlich aussprechen konnte, die fruchtbarsten Folgen haben mußte: wir meinen die Idee der Nationaleinheit, eine Idee von der sich zwar schon Spuren in den frühern Zeiten finden, die aber von den engherzigen aristokratischen Regierungen stets niedergehalten worden war. Als die Empörung gegen das Bestehende ausbrach, und trotz des lebhaften Widerstands der Regierungen Boden gewann, hatte der unbeugsame Trotz der letztern die nothwendige Folge, daß die bisherigen Verhältnisse als mit der gemeinen Freiheit durchaus unverträglich vollständig umgekehrt wurden. Dies würde gewiß auch der Fall gewesen sein, selbst wenn nicht die französische Republik mit ihrer Einheit und Untheilbarkeit vorangegangen wäre, obgleich wie gesagt diese jedenfalls wesentlich dazu beitrug. Ihrem Vorgang ist namentlich zuzuschreiben, daß man sich verführen ließ die politische Einheit, welche allerdings errungen werden mußte, mit der Staatseinheit zu verwechseln, welche in der Schweiz keinen Boden finden konnte, da die Cantonalunabhängigkeit und Selbständigkeit mit dem ganzen Leben des Volks verwachsen war. Deshalb hat sich auch die eine helvetische Republik nur wenige Jahre, und Dies nur unter fortgesetzten Kämpfen halten können; sie mußte bald der durch Napoleon unter Beirath der tüchtigsten Männer aus der gesammten Eidgenossenschaft gegebenen sogenannten Mediationsverfassung weichen, in welcher die politische Einheit der Schweiz bewahrt, aber auch die Cantonalsouverainetät hergestellt, und beide einander scheinbar widersprechende Ideen den Bedürfnissen anpassend vermittelt wurden. Obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Mediationsacte manche Bestimmungen enthielt welche mit den Hauptgrundsätzen der Verfassung in offenbarem Widerspruch standen, worunter wir nur das erst durch jene Acte eingeführte Unwesen der Vororte erwähnen: so war sie doch im Ganzen betrachtet den damaligen Verhältnissen so angemessen und enthielt des Trefflichen so viel, daß man sich nicht wundern wird wenn man noch heutigen Tags so manche Stimme sie zurückrufen hört.

Als 1815 die Restauration auch in der Schweiz gelang, war das Bestreben der Aristokraten vorzüglich darauf gerichtet die Cantonalsouverainetät in ihrer ganzen Schroffheit wiederherzustellen, weil sie wohl begriffen, daß die Unterdrückung der Freiheit im Innern nur dann ganz gelingen könne, wenn keine höhere Autorität die ihrige beschränke. Und sie erreichten ihre Absicht; es blieben im Bundesvertrag von 1815 nur wenige und höchst ungenügende Spuren der politischen Einheit, unter deren Auspicien die Schweiz so blühend und ruhig gewesen war. Mit der alten Familienherrschaft kehrte auch das alte System der Unterdrückung wieder, und

wenn es auch nicht in seinem ganzen Umfange wieder erschien, wenn namentlich das Unwesen der Unterthanenlande nicht wieder auftauchte, da eine dahin zielende Bestimmung der Mediationsacte im Bundesvertrag von 1815 beibehalten worden war, so hatte das Volk dabei doch nicht viel gewonnen: die Bürger der Cantone waren derselben Willkür preisgegeben wie vor 1798. Das Volk hatte sich aber der Freiheit zu lange schon erfreut als daß es sich der Reaction so ruhig hätte fügen sollen. Schon vor 1830 wurden einzelne Regierungen umgestürzt, z. B. im Canton Tessin, und neue Verfassungen eingeführt. Die Julirevolution gab das Signal zu kühnern Unternehmungen, und 1831 wurden in den meisten Cantonen die Verfassungen und Regierungen von 1815 mit zweckmäßigern vertauscht. Damals wäre die Zeit nicht weniger günstig gewesen eine neue Bundesverfassung herzustellen; allein so sehr man die Unzweckmäßigkeit der bisherigen anerkannte, so war man doch mit den Umgestaltungen in den Cantonen selbst viel zu sehr beschäftigt als daß man noch an den Bund hätte denken können. Außerdem darf man nicht außer Acht lassen, daß die Nothwendigkeit einer Bundesrevision im Ganzen nur einer beschränkten Zahl von Tieferblickenden einleuchtete, daß die Gesammtheit des Volks um so weniger Sinn für eine Revision haben konnte, als die Zeit von 1815—30 keine Verhältnisse dargeboten hatte welche eine größere politische Einheit hätten wünschenswerth machen können. Und als später die Nothwendigkeit einer zweckmäßigern Bundesverfassung auch in der größern Masse des Volks Anerkennung fand, war einerseits die Zeit hierzu nicht mehr günstig, da viele andere Lebensfragen in den meisten Cantonen die allgemeinste Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen und namentlich die religiösen Wirren durch die wachsende Macht des Jesuitismus täglich gefahrdrohender wurden; andererseits hatte sich über die Art und Weise wie die Bundesrevision ins Werk gesetzt werden sollte, und über den Umfang derselben noch keine feste, die Majorität des Volks befriedigende Ansicht gebildet. Endlich waren einige Regierungen welche sich für Bundesrevision ausgesprochen hatten in der That Gegner derselben. Namentlich darf Dies von der frühern Regierung (und mit ihr von dem Großen Rath) des Cantons Bern behauptet werden, welche, wie sie denn überhaupt gern diplomatisirte und anders handelte als sie sich aussprach, zwar die Bundesrevision unterstützte, für sie instruirte, ja dieselbe sogar mit einem gewissen Trotz verlangte, dabei aber die Bedingung stellte, daß dieselbe eine totale sein müsse, widrigenfalls sie an den Verhandlungen keinen Antheil nehmen würde. Dadurch war aber von vornherein, und Das wußte die berner Regierung ganz gut, jede Revision unmöglich gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unter amerikanischen Essays einer über Goethe.

Sei es wahr oder nicht wahr was englische Kritiker behaupten, daß die amerikanische Literatur selbst in ihrer vollendetsten Gestalt höchstens eine Nachahmung der englischen sei und die eingeborene Armuth des Landes sich in den Zeitungen bloß lege: einen Beweis für die Richtigkeit der Behauptung bringt eine meist dem „North American review" entnommene Reihe biographischer, historischer und kritischer Aufsätze als Beiträge zur Charakteristik geniebegabter Männer:

Characteristics of men of genius; a series of biographical, historical and critical essays. Selected, by permission, chiefly from the North American review. Zwei Bände. London 1847.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Essays im Allgemeinen vortrefflich geschrieben und glänzende Zeugnisse sind von der Kunst einen Gegenstand gefällig zu behandeln und von jeder bereits entdeckten Seite gründlich zu erörtern; aber es ist auch nicht zu leugnen, daß selten einer vom Anfang bis zum Ende eine einzige neue Ansicht entwickelt. Daher haben sie mehr Grazie als Kraft, mehr Aeußeres als Inneres, mehr Schein als Wesen, mehr Glanz als Geist. Selbst die gesuchte Züchtigkeit des Ausdrucks wirkt zu ihrer Schwäche bei, ein Fehler welcher den besten amerikanischen Schriftstellern gemein ist. Sie achten es für nothwendig im Druck auf Eiern zu gehen, nehmen ein verschämtes, jüngferliches Wesen an, achten es der Sünden größte wider gewisse Begriffe von Anständigkeit und Zartsinn zu verstoßen, denen nicht sowol Scheu vor dem Gegentheile als Scheu vor diesfallsigem Verdachte zum Grunde liegt. Dazu kommt beträchtlicher Mangel an Geschmack; denn guter Geschmack ist ebenso wenig amerikanisches Besitzthum als Charakterstärke auf der moralischen Seite, die Ehrlichkeitsliebe nicht ausgenommen. Der Zweck vorerwähnter Sammlung ist also Charakterisirung geniebegabter Männer. Der ungenannte Verf. hat muthmaßlich gewußt was er damit gemeint. Aber die Idee die ihn geleitet ist so vag und unklar, daß sie sich erst durch das Inhaltsverzeichniß aufhellt und feststellt. Die Besprechungen betreffen namentlich Gregor VII., Pascal, Dante, Petrarca, Milton, Shelley, Byron, Goethe, Scott, Wordsworth, Michael Angelo, Canova — eine Liste welche zu einer wie hier nothwendig kurzen Mittheilung für deutsche Leser unabweisbar Goethe empfiehlt. Ueber diesen heißt es: „Die Welt war ihm ein Fechtplatz oder Studirzimmer, kein Tempel oder Gotteshaus... Hätte Goethe beim Eintritte ins praktische Leben der innern Stimme gehorcht, so wäre er nicht ein bloßer Schriftsteller, sondern ein lebendiger, liebender Mensch geworden und Alles wäre gut gewesen. Aber er wollte zugleich Weltmann sein, und Nichts ist echter Mannheit nachtheiliger als solcher Ehrgeiz. Der Bürger, der Held, der Feldherr, der Dichter stehen Alle in richtiger Beziehung. Ein Weltmann sein heißt nicht der Welt dienen, sondern sich ihr unterwerfen. So eingeengt in falschen Beziehungen, verhindert sich im Mittelpunkte seines Wesens zu sammeln, fühlte er sich doch auch so frei vom frühern Drucke seiner großen Gedanken, daß er frömmere Seelen wegen ihres rastlosen Suchens bemitleiden und ausrufen konnte: «Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.» Dafür, guter Goethe, ist allerdings gesorgt, aber die Höhe berechnet sich nach der Kraft ihres Emporstrebens!... Dessenungeachtet vermenge ihn Niemand mit Solchen die ihr ganzes Geburtsrecht verkaufen. Er wurde blind gegen edlere Tugenden und edlere Triebe, aber aus Achtung seiner selbst ließ er nie ab zu entwickeln was in ihm lag. War er nicht männlich, so war er doch gütig, fleißig, klug und artig. Verlor sein Genius das höchste Ziel aus den Augen, so bleibt er doch der beste Lehrmeister im Gebrauche der Mittel es zu erreichen. Indem er aufhörte ein prophetischer Dichter zu sein, wurde er ein dichterischer Künstler. Von dieser Zeit vorwärts erscheint er als Belauscher der Natur, nicht er selbst das höchste Naturproduct, ein Priester ihrer Seele. Seine Werke wachsen aus dem Leben hervor ohne das Gepräge des eigenthümlichen Lebens menschlicher Entschließung wie bei Shakspeare oder Dante... «Faust» ist der Träger der großen Idee seines Lebens; denn nur Eine große poetische Idee ist dem Menschen

möglich, sie das Fortschreiten einer Seele durch die mannichfachen Formen des Daseins. Alle seine übrigen Schriften, wie wunderbar schön auch ihre Ausführung sei, sind nur Capitel dieses Gedichts, nur Erläuterungen einzelner Stellen. Wäre «Faust» im Geiste des Anfangs vollendet worden, wäre er die «Divina Commedia» seiner Zeit gewesen.... Nichts bekundet aber schlagender den Unterschied des Resultats zwischen einem verschlossenen und ernsten Leben und dem einer stückweisen Fügung als das Vergleichen des «Paradiso» mit dem zweiten Theile des «Faust». In beiden wird eine allmälig erzogene und zu Gott zurückgeführte Seele nicht aus Verdienst, sondern aus Gnade aufgenommen. Allein welcher Unterschied zwischen dem großartig demüthigen Vertrauen des alten Katholicismus und der Schlupfwinkelerlösung des modernen Scharfsinns! Dante war ein Mann, mit heftigen Leidenschaften, mit vielen Vorurtheilen, ebenso bitter als süß. Goethe gegenüber war sein Wissen dürftig, sein Beobachtungskreis eng, jeder Vorwurf seiner Lebensthätigkeit kleinlich. Weil er sich aber stets in sein tiefstes Sein zurückzog mit hellem Blicke bis zu der Grenze welche dem Menschen, doch nicht minder dem unbegrenzbaren Streben der Seele gezogen ist, bieten die schärfsten Einzelheiten seiner Dichtung einen weitesten Sinn und richtet sein stärkster und stetigster Flug den Blick nur auf darüber hinausrollende Sphären... Möglich indeß, daß er einen weniger schweren Kampf durchzukämpfen gehabt als jener andere große Dichter. Die heftigsten Leidenschaften sind der Seele minder gefährliche Feinde als kalter Skepticismus dem Verstande. Der jüdische Dämon befiel den Mann von Uz mit körperlichen Leiden; der Lucifer des Mittelalters lockte seine Leidenschaften, aber der Mephistopheles des 18. Jahrhunderts hieß Endliches streben Unendliches zu umfassen, und den Verstand sich versuchen alle Räthsel der Seele zu lösen." 10.

Die Revolution unter den Communisten oder Bruder Hobelspahn im Communistenneste. Eine sociale Komödie von A. Hopf. Charlottenburg, Bauer. 1847. 8. 5 Ngr.

Ein berliner Rentier, gewesener Tischler, Hobelspahn, geht nach Paris um unter Cabet in den Communistenverein zu treten; er findet einen alten Bekannten, den Schneidergesellen Lappe, der in derselben Absicht dorthin gekommen ist. Weil Hobelspahn vermögend ist und sofort die halbjährigen Zinsen seines Vermögens zur Disposition des Vereins stellt, wird er nebst seinem Freunde aufgenommen und sogleich in die schon eingerichtete Communistencolonie „Ikarien", einige Meilen von Paris, geführt. Hier bricht gerade ein Aufstand unter den Arbeitern aus, die bei schlechter Kost, angestrengter Arbeit und eiserner Disciplin gewaltig kurz gehalten werden, während der Aufseher und Vorsteher im Geheimen ein üppiges Leben führen. Der Schluß ist, daß die Vorsteher in ihrer gemeinen Gesinnung entlarvt und gezüchtigt werden, und daß die ganze Colonie auseinandergesprengt wird. Verdient eine so ernste Erscheinung wie der Communismus, verdienen die tief ins Leben eingreifenden Fragen über Vertheilung der Arbeit Nichts weiter als diesen gewöhnlichen Spott? Darf man um sich so gewichtiger Fragen zu entledigen zu dem gewöhnlichen Kunstgriffe seine Zuflucht nehmen, daß doch nur Betrug dahinter stecke? Es ist nach des Ref. innigster Ueberzeugung eine ganz unwürdige Waffe so wohlfeilen Kaufs die Lacher auf seine Seite zu bringen bei einer Sache die der ernstesten Erwägung bedarf um nur einigermaßen richtig gewürdigt zu werden. Man muß sich mit aller Entschiedenheit dagegen auflehnen, daß die ernstesten Angelegenheiten so ohne Weiteres dem Gespötte einer Classe des Publicums preisgegeben werden die schon so allem strengen Denken abgeneigt, und zufrieden ist mit einem leichten Witzworte über den Ernst des Lebens hinwegkommen zu können. 19.

Die neueste französische Romanliteratur.

Es scheint uns ein erfreulicher Beweis dafür, daß sich im Geschmacke der großen Lesewelt eine wohlthätige Reaction zum Bessern bewerkstelligt hat, wenn sich selbst solche Schriftsteller die früher im Gewirr romantischer Ausschweifungen in erster Linie standen, jetzt mehr wieder dem Einfachen und Natürlichen zuwenden. Jules Sandeau, der bekanntlich einer berühmten Schriftstellerin einen Theil seines Namens geliehen hatte, und dafür poetische Anregung und die literarischen Tendenzen derselben eintauschte, konnte es sich nicht verhehlen, daß das mit spannenden Situationen und folternden Empfindungen überreizte Publicum den Zerrbildern der sogenannten Salonsnovellen keinen Geschmack mehr abgewinnt. Sei es bewußtes Erkennen dieser neuen Strömung, sei es unbewußtes Gefühl des Bessern, er verläßt in seinem neuesten Romane „Catherine" den früher betretenen Weg, und gefällt sich in der Darstellung eines einfachen ländlichen Stoffs, der an das Idyllische streift. Es handelt sich um die Zeichnung eines natürlichen, mit Schönheit und innern Vorzügen geschmückten Mädchens, welches, nachdem es schon längst die Verehrung seines ganzen Dorfs genossen hat, die Liebe des jungen Schloßherrn erwirbt. Die Scenen welche uns hier vorgeführt werden sind innerlich wahr, die Empfindungen die ins Spiel kommen ungezwungen, und die ganze Entwickelung sowie der Ausgang der Geschichte frei von unnatürlicher Aufregung. Das leidenschaftliche Interesse des jungen Mannes wird auf plane Weise vom Gegenstande seiner flüchtigen Neigung abgelenkt, Katharine kommt zum klaren Bewußtsein ihrer Stellung und ihrer Pflichten, und das Ganze löst sich in einer angemessenen Heirath, welche das junge Mädchen gegen Reue und Fehltritte sichert. „Nélida" von Daniel Stern ist ein Roman der in allen Punkten von diesem ländlich idyllischen Bilde abweicht. Er trägt schon in seiner ganzen Anlage das Gepräge krankhafter Empfindelei und der modernen Zerrissenheit; dabei ist er in seiner Ausführung unnatürlich und unwahr. Daniel Stern — unter diesem Pseudonym birgt sich, wie man weiß, eine Dame — kennt ihr eigenes Geschlecht nicht oder leiht ihren Mitschwestern launenhafte Regungen, wie sie nur im eigenen übersättigten, krankhaften Herzen aufsteigen können. Welche Frau möchte wol mit einer begünstigten Maitresse, der sie selbst am eigenen Herde Zutritt gewährt, sich um das Herz ihres Mannes streiten? Nélida unterwirft sich dieser unwürdigen Aufgabe, und sucht dann, als sie sich für diese heldenmüthige That von ihrem Gemahle durch neue Treulosigkeit belohnt sieht, in einer frivolen Verbindung Trost und Vergessenheit, bis sie sich, auch hier wieder enttäuscht und zurückgestoßen, einem inhaltslosen, nebelhaften Socialismus, einer Regirung der bestehenden Verhältnisse in die Arme wirft. „Madame la princesse de Conti" hat mit dem vorhergehenden Romane Das gemeinschaftlich, daß auch diese Darstellung von einer weiblichen Feder herrührt. Es handelt sich hier aber weder um die Lösung der wunderlichen Räthsel welche in einem Frauenherzen schlummern können, noch um Entwickelung socialistisch-communistischer Faseleien. Die auch durch ihre eigenen Lebensverhältnisse bekannte Comtesse Dash (Gräfin Cinq-Mars) will nur aus dem bunten Hofleben Ludwig's XIV. einige Scenen ausgreifen, zu denen die reiche Memoirenliteratur jener Zeit hinlänglichen Stoff bietet. Die Prinzessin Conti ist eine natürliche Tochter des bewunderten Königs, dessen an Liebesabenteuern reiches Leben ihr eben kein erbauliches Vorbild abgeben mochte. Deshalb fehlt es ihr denn weder an Gelegenheit noch an Neigung in den galanten Intriguen eines verfeinerten Hofes eine selbständige Rolle zu übernehmen. Wenn im Allgemeinen die Figuren der Frau Dash ohne sonderliche Schärfe gezeichnet sind, und hier und da sich auch wol eine Fadheit, welche an Frau von Genlis langweiligen Andenkens erinnert, ungebührlich breit macht, so läßt sich das Ganze doch leicht und ohne erheblichen Anstoß lesen. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 73. —— 13. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Hr. Mügge ist, wie überhaupt alle Deutschen welche die Schweiz nicht kennen und sich in ihren Urtheilen von den in Deutschland auftauchenden Wünschen nach Einheit hinreißen lassen, der Ansicht, man müsse die Cantonalsouverainetät brechen (II, 27), ein Föderativsystem nach Art des nordamerikanischen aufstellen und eine vernünftige Volksvertretung durch Repräsentanten nach Maßgabe der Volksmenge einführen. Hr. Mügge wird ohne Zweifel wissen, daß in Nordamerika die Cantonalsouverainetät — wenn wir diesen Ausdruck übertragen dürfen — im Congreß durch den Senat repräsentirt ist, daß man daher, wenn in der Schweiz nur Eine nach der Volksmenge gewählte Repräsentantenkammer eingeführt würde, viel weiter ginge als selbst die nordamerikanischen Freistaaten. Neben diese Volkskammer aber einen Senat aufzustellen, Das ist, wenn wir uns nicht sehr täuschen, in der Schweiz vollkommen unmöglich, da die ganze politische Bildung des Volks, sowie die historische Entwickelung sämmtlicher Cantone einer solchen Einrichtung widerstreben. Noch weniger aber würden sich die Schweizer mit dem Gedanken versöhnen, daß die Cantonalsouverainetät gänzlich vernichtet würde, was die Einführung eines einzigen, nach der Volkszahl gewählten gesetzgebenden Körpers nothwendig zur Folge haben müßte. Die ausländischen Blätter, sowie die ultramontanen und aristokratischen Zeitungen der Schweiz wiederholen es zwar täglich, und die fremden Cabinete scheinen ebenfalls der Ansicht zu sein, daß der Radicalismus danach strebe die Cantonalsouverainetät aufzuheben: aber die erstern sind durch ihre Correspondenten übel berichtet, und die andern lügen absichtlich und wissentlich. Was die fremden Cabinete betrifft, so ist kaum anzunehmen, daß sie von ihren Agenten so schlecht berichtet sein sollten; man hat vielmehr aus den schon früher entwickelten Gründen alles Recht zu vermuthen, daß sie die Befürchtungen welche sie so laut verkündigen in der That nicht theilen, sondern diesen Vorwand nur benutzen um der weitern Entwickelung der schweizerischen Verhältnisse alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Denn die Cabinete und ihre Gesandten wissen sehr wohl oder können wenigstens sehr wohl wissen, daß unter der ganzen Bevölkerung der Schweiz vielleicht nicht 200 oder 300 Männer aufzufinden wären welche eine einzige Republik wünschten. Die weit überwiegende Mehrheit, ja man kann sagen, die ganze Nation will Aufrechthaltung der Cantone und ihrer Souverainetät. Selbst die großen Cantone, welche durch verhältnißmäßige Repräsentation nach der Volkszahl ein bedeutendes Uebergewicht erhalten würden, wollen lieber die jetzigen Verhältnisse bewahren als ihre Souverainetät preisgeben. Und mit vollem Recht! Wenn die Schweiz in so vielen Beziehungen alle übrigen Staaten Europas übertrifft, wenn das Schulwesen in so hoher Blüte steht, wenn die Industrie so mächtigen Aufschwung gewonnen hat, wenn die entlegensten Ortschaften mit den übrigen Theilen der Cantone durch so vortreffliche Straßen verbunden sind, wenn die Posten das ganze Land nach allen Richtungen durchlaufen, sodaß beinahe alle Nebenwege auch zugleich Poststraßen sind; wenn die Schweiz, um noch einen Punkt zu erwähnen der den deutschen Gelehrten gefallen wird, weit mehr Bibliotheken hat als z. B. das doppelt größere Baiern: so ist dies Alles der Zertheilung der gesammten Schweiz in kleinere Staaten und deren Souverainetät allein zu verdanken. In einem kleinen Staate, namentlich in einem republikanischen, kann die Regierung keinen Landestheil vor dem andern bevorzugen: hat irgend einer derselben durch günstige Verhältnisse einen Vortheil, so wollen die andern desselben auch theilhaftig werden. Der große Staat wird, um ein Beispiel anzuführen, sich höchstens um die großen Heerstraßen bekümmern, dagegen die Herstellung der Vicinalstraßen den Anwohnern derselben überlassen. Kommt ein Landestheil durch dessen Gebiet keine Poststraße führt mit dem Verlangen, daß eine solche auch durch seine Marken geführt werde, so kann sich die Regierung mit Hinweisung auf andere Landestheile die ebenfalls keine besitzen, und mit der Unmöglichkeit alle Bedürfnisse zu befriedigen vollkommen entschuldigen. Der Grund, daß die Einrichtung eines Postenlaufs in dieser oder jener Gegend die Kosten nicht abwerfen würde, ist in großen Staaten hinreichend jedes Verlangen der Art zurückzuweisen; in

kleinern Staaten dagegen wird man damit nicht ausreichen, da das Volk mit ebenso viel Recht vom Staate Opfer verlangt als es selbst deren zu bringen geneigt und verpflichtet ist. In der Schweiz ist gewiß der dritte Theil der Postverbindungen für den Staat uneinträglich, sogar eine Last; aber man gibt sie nicht auf, um den betreffenden Landestheilen diese Wohlthat nicht zu entziehen.

In kleinen Staaten kann die oberste Behörde leicht Alles übersehen, ihre Beamten hinlänglich controliren, die Wünsche des Volks vernehmen, während in größern alles Dies zur reinen Unmöglichkeit wird. Die Schweizer sämmtlich sind von den außerordentlichen Vortheilen welche aus der Cantonaleintheilung und Souverainetät fließen viel zu sehr durchdrungen als daß sie an Vernichtung derselben denken möchten; die fremden Cabinete machen sich daher ganz vergebliche Mühe wenn sie allen ihren Scharfsinn aufwenden um in langen Noten gegen jede Verletzung der Cantonalsouverainetät zu protestiren.

Aber, könnte man fragen, was will man eigentlich in der Schweiz? Wenn man die Cantonalsouverainetät ungeschmälert bewahren will, so ist ja eine Umänderung der Bundesverfassung unnöthig, da sie auf dieser Souverainetät vorzugsweise beruht! Darauf läßt sich leicht antworten.

Zwei Ideen sind es welche als belebendes Princip allem Staatsleben in der Schweiz zur Grundlage dienen müssen, weil beide Ideen mit gleicher Kraft, wenn auch die eine später als die andere, sich im schweizerischen Volke entwickelt haben: die Idee der Cantonalsouverainetät und die der Nationaleinheit. Im Bundesvertrag von 1815 ist nur die erste vollkommen anerkannt, ja auf Kosten der andern bevorzugt worden, welche nur höchst mangelhaft zur Erscheinung gelangt. Dieser Uebelstand hatte alle bisherigen Wirren erzeugt oder wenigstens befördert und gekräftigt. Das Volk, welches sich nicht blos als Bewohner der einzelnen Cantone, sondern auch als eine einzige Nation fühlte, verlangte in Verhältnissen welche die gesammte Eidgenossenschaft berührten, daß die Bundesbehörden in diesem Sinne handeln sollten, und diese konnten, durch den Bundesvertrag beschränkt, diesem Verlangen nicht entsprechen. So sank die Tagsatzung in den Augen des Volks allmälig zur thatlosen und leblosen Maschine herab; sie erntete bei allen ihren Bemühungen nur Spott und Verachtung ein, weil sie in den wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten nicht einmal zu einer Schlußnahme gelangen konnte. Alle Vaterlandsfreunde stimmten darin überein, daß die Eidgenossenschaft auf diese Weise nothwendig zu Grunde gehen müsse, wie sie denn auch in der neuesten Zeit an den Rand des Verderbens gebracht wurde und ihr die vollständigste Auflösung drohte, die nur durch die Kraft des Nationalbewußtseins abgewendet werden konnte. Aehnliche Gefahren kann ein Volk aber nicht oft bestehen; hat es sie einmal überwunden, so muß es zunächst die Wiederkehr derselben unmöglich zu machen suchen. Dies kann in der Schweiz allein dadurch erreicht werden, daß die Idee der Nationaleinheit im Bundesvertrag ausdrücklich und vollständig anerkannt werde, und daß dieser Bestimmungen aufnehme welche diese Idee kräftig vertreten ohne die Cantonalsouverainetät zu vernichten, ja auch nur zu beschränken, in allen den Verhältnissen wenigstens welche nicht gemeineidgenössisch sind und werden können. In der Helvetischen Republik hatte die Idee der Nationaleinheit die der Cantonalsouverainetät vernichten wollen; deshalb mußte sie aber auch zu Grunde gehen. Im Bundesvertrag von 1815 ist dagegen die Cantonalsouverainetät mit beinahe vollständiger Unterdrückung der Nationaleinheit als alleinige Grundlage der Eidgenossenschaft anerkannt: deshalb muß auch dieser einer bessern Institution Platz machen in welcher beide Ideen gleichmäßig anerkannt und gewährleistet werden. Dazu ist nöthig, daß zunächst alle diejenigen Punkte ausgeschieden und ausdrücklich festgesetzt werden welche die gemeine Eidgenossenschaft betreffen, und zwar namentlich die Verhältnisse zum Auslande, das Militairwesen, die Handhabung des Landfriedens, die Erläuterungen streitiger Artikel der Bundesurkunde, die Revision derselben, die zur Ausführung des Bundesvertrags erfoderlichen Gesetze und ähnliche mehr. Zwar liegen diese Befugnisse sämmtlich auch im jetzigen Bundesvertrage, aber sie sind so unklar, so absichtlich zweideutig ausgedrückt, daß die dahin zielenden Bestimmungen oft eher dazu geeignet scheinen Zwistigkeiten hervorzurufen als dem Bunde Festigkeit und Ansehen zu geben. Am schwierigsten wird es immer sein eine passende Form zu finden welche den Ideen der Nationaleinheit und der Cantonalsouverainetät zu gleicher Zeit entspreche, beide vollkommen repräsentire, keine auf Kosten der andern bevorzuge. Ein Zweikammersystem wie in Nordamerika ist gewiß, wie wir schon bemerkt haben, in der Schweiz unanwendbar, obgleich es sich schon wegen des Vorgangs in den amerikanischen Freistaaten von vornherein als zweckmäßig empfiehlt, wie denn in der neuesten Zeit einige Stimmen sich dafür vernehmen lassen. Der Senat in den Vereinigten Staaten repräsentirt zwar bis zu einem gewissen Grade die Cantonalsouverainetät, aber nicht in dem Umfange den man in der Schweiz verlangt. Es werden nämlich in jenem Senate zwar alle Staaten gleichmäßig repräsentirt, indem der kleinste wie der größte zwei Senatoren erwählt, und es gehen diese Wahlen nicht vom Volke aus wie die zur Kammer der Repräsentanten, sondern von den gesetzgebenden Behörden der einzelnen Staaten; allein die Macht der Staaten als solche hört damit auf, da die Senatoren durchaus nicht an Instructionen gebunden und in der Ausübung ihrer Rechte ohne alle Verantwortlichkeit sind. Wenn daher auch der gesetzgebende Körper eines Staats solche Wahlen trifft durch welche er seine Ansichten vertreten glaubt, so ist es dem Gewählten doch überlassen nach seinem besten Gewissen zu stimmen; und es wird oft genug der Fall sein, daß er nach Umständen weiter geht als seine Committenten es für gut halten mögen. So ist die Cantonalsouverainetät in der Verfassung der amerikani-

schen Staaten in der That nur dem Scheine nach repräsentirt, da sie auf einzelne Personen übertragen wird, die jedoch nur nach der eigenen Ueberzeugung stimmen. In der Schweiz würde Dies nie gestattet werden. Wollte man aber zwei Kammern einführen, so müßte die eine nothwendig wie die jetzige Tagsatzung an Instructionen der Cantone gebunden sein, während die andere frei und unabhängig die obschwebenden Fragen nur nach der in Folge der Discussion sich ergebenden Ueberzeugung der Majorität ihrer Mitglieder entscheiden würde. Zwei auf so entgegengesetzten, ja widersprechenden Grundsätzen beruhende Gewalten könnten aber nicht lange nebeneinander bestehen, und es ist leicht vorauszusehen welche von ihnen die andere zum Verderben des Ganzen vernichten würde. Die eine, in jeder Bewegung gehemmt und gebunden, deren Mitglieder sich ganz einfach darauf beschränken könnten die ihnen gewordenen Instructionen abzulesen, weil sie ja im voraus wissen, daß selbst eine Demosthenische Beredtsamkeit Nichts verfangen würde, dürfte bald der andern Kammer gegenüber als veraltet, überflüssig, ja das Bessere hemmend erscheinen, besonders wenn sie, wie es nicht anders sein kann, in tausend Fällen nicht einmal zu einem Beschlusse gelangen könnte, somit alle Thätigkeit vernichten würde. Die andere Kammer dagegen, aus dem Volk hervorgegangen und die ganze Frische und Regsamkeit des Volks in sich tragend, würde bald alle Talente absorbiren, da jeder bedeutende Mann es vorziehen möchte an den Berathungen der Behörde Theil zu nehmen in welchen er hoffen dürfte mit der Kraft seines Geistes oder seiner Beredtsamkeit seiner Ueberzeugung den Sieg zu verschaffen. Und so würde auch ohne Zweifel die ganze Liebe und Theilnahme des Volks sich der Volkskammer zuwenden, es würde jeder von der andern ausgehende Widerspruch vom Volke als ein feindlicher angesehen werden, und sollte derselbe bei solchen Interessen sich geltend machen welche die große Mehrheit des Volks berührten, so würde eine gewaltthätige Auflösung der Cantonalkammer kaum vermieden werden können. Wir sind vollkommen überzeugt, daß die Aufstellung eines Zweikammersystems wie es jetzt allein denkbar ist, d. h. mit einer Instructions- und einer Volkskammer, in kurzer Zeit zur völligen Vernichtung der Cantonalsouverainetät führen, und in Folge dessen die unheilvollen Zeiten der Helvetischen Republik zurückbringen müßte.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Verwaltung der Stadt Paris.

Études sur l'administration de la ville de Paris et du département de la Seine, par *Horace Say*. Paris 1846.

Als die Constituirende Versammlung im Februar 1790 das neue Frankreich in 83 Departements eintheilte, denen sie die Namen der in jedem derselben befindlichen Hauptflüsse beilegte, geschah es nicht ohne Grund, daß sie ausnahmsweise dasjenige welches die Hauptstadt des Landes einschloß und sich nicht weit über ihr Weichbild hinaus erstreckte Département de Paris benannte.

Paris mit seiner Bevölkerung von mehr als einer Million Einwohner, der sich nothwendig alle Celebritäten die von einem Ende Frankreichs bis zum andern durchgedrungen zugesellen; Paris mit seinem Stadtbudget von 46 Millionen Francs, mit seiner Armee von 65,000 Mann Nationalgarde, 3244 Mann Municipalgarde, 829 Mann Brandwache und 500 Mann Policeisoldaten; Paris mit seinen Facultäten, Akademien, Collegien, Museen, Theatern, seinen 4200 Sträflingen, 6000 Spitalkranken, 66,000 eingeschriebenen Armen u. s. w.: Paris ist in der That für sich allein ein Departement, eine Provinz, ein eigenes Reich!

Eben wegen seiner ungewöhnlichen Wichtigkeit ist Paris immer auf ungewöhnliche Weise verwaltet worden. Als unter dem alten Königthum alle andern Städte Frankreichs einen einmal für allemal eingesetzten Bürgermeister hatten, hatte Paris allein einen Kaufmannsvorsteher (Prévôt des marchands), der beliebig abgesetzt werden konnte. Nach der Erstürmung der Bastille ernannte man sogleich einen Maire und eine provisorische Municipalbehörde, die nachher durch das Gesetz vom Juni 1790 definitiv geordnet wurde. Diese übermächtige Behörde wollte nicht blos Paris, sondern ganz Frankreich verwalten; im Thermidor stritt sie gegen den Convent, wurde überwunden und auf dem Schaffot hingemäht.

Vor dieser Gefahr gewarnt sind seitdem alle Regierungen die sich in Frankreich einander abgelöst haben darin einig gewesen, daß sie die Municipalität von Paris zerstückelten. Im J. 1795 hatte es 12, deren jede aus sieben vom Volke erwählten Mitgliedern bestand. Von 1800—30 war jede Mairie aus einem Maire und zwei Adjuncten gebildet, welche direct vom Staatsoberhaupt ernannt wurden. Letzteres ernennt sie noch jetzt, aber aus einer Liste von 12 Candidaten welche die städtischen Wahlbürger vorschlagen.

Gerade weil Paris 12 Maires und 24 Adjuncten hat, hat es im Grunde keine, sondern blos 36 bürgerliche Stadtbeamte, ex officio Präsidenten und Vicepräsidenten der Armenbureaux und weiter Nichts. Ein wirklicher pariser Bürgermeister, ein einziger, unmittelbar vom Volke gewählter Maire wäre wenigstens die zweite Person im Staate, und man begreift deshalb, daß keine Regierung von Frankreich, die sich nicht selbst stürzen will, einem Einzelnen eine Macht überliefern kann die einst dem Bailly, dem Pétion, dem Pache und allen Denen die vorübergehend damit bekleidet waren so verderblich wurde. Aber zwischen diesem Uebermaß von Macht und dem knappen Maß der Befugnisse die den heutigen 12 Arrondissementmaires zustehen ist ein himmelweiter Unterschied.

Die vielerlei Geschäfte welche die Maires in allen andern Städten Frankreichs besorgen sind in Paris zwischen zwei hohen Staatsbeamten getheilt, die mit dem Wahlprincip durchaus Nichts zu schaffen haben. Dies sind der Seinepräfect, der ausnahmsweise als Oberbürgermeister handelt, und der Policeipräfect. Diese Präfectenzweiheit, die vielleicht nothwendig ist um eine Last leichter zu machen die für Einen Menschen zu schwer gewesen wäre, veranlaßt jedoch im Geschäftsgange manche Zerrereien und Schleppereien. So vorzüglich auch die beiden Präfecten sein mögen, können sie doch die beiden Verwaltungen welchen sie vorstehen nicht verhindern Quärelen miteinander anzufangen und um die Wette Papier zu verschreiben; kaum halten sie dieselben vom Processiren ab: denn ihre Amtsgewalten, die getrennt nebeneinander herlaufen sollten, collidiren und kreuzen sich jeden Augenblick. Nichts ist unlogischer als die Theilung dieser Amtsgewalten: die Seinepräfectur versorgt das große, die Policeipräfectur das kleine Gassenwesen; erstere baut und reparirt die Cloaken, letztere reinigt sie, erstere eröffnet und erbreitert die Straßen, letztere beleuchtet sie, und sieht darauf, daß sie gekehrt und begossen werden. Die Seinepräfectur erhebt von Dem was zu Markte gebracht und verkauft wird einen gewissen Zoll, und die Angestellten welche diesen Zoll einzutreiben haben werden vom Policeipräfecten ernannt. Die Seinepräfectur ist Eigenthümerin der Gefängnisse, die Policeipräfectur hat sie blos umsonst zur Miethe, sodaß die großen Ausbesserungen der erstern zur Last fallen, und die andern von

dem Budget der letztern bestritten werden. Dazu nehme man noch, daß jede derselben ihre eigenen Architekten und Entrepreneurs hat, die wiederum von den Staatsingenieurs, dem bürgerlichen Baurath beaufsichtigt und beeinträchtigt werden, und man kann sich vorstellen wie viel Zeit hingehen muß, bis die dringendsten und heilsamsten Vorschläge zur Ausführung kommen.

Das Gesetz vom 18. Juli 1837 über Municipalrechte schließt mit einem Paragraphen der besagt, daß in Betreff der Municipalrechte für Paris fernerhin verfügt werden soll. Diese Arbeit hat gewiß große Schwierigkeiten, die aber seit zehn Jahren keineswegs kleiner geworden und noch ebenso groß sein werden wenn man es einmal für gut befinden wird sich damit zu befassen.

Einstweilen ist Paris die unfreieste Gemeinde im ganzen Lande, die durch ihre selbstgewählten Stadtverordneten den geringsten Theil an ihrer eigenen Verwaltung nimmt; und doch trägt es einen ganz ungewöhnlichen Theil von den Staatslasten. Das Seinedepartement enthält nur ein Dreißigstel der ganzen Bevölkerung Frankreichs, und sein Reichthum beträgt nur ein Achtundzwanzigstel des gesammten Nationalreichthums; dessenungeachtet steuert es über ein Zehntel der Totaleinnahme des Staats. Die 428 Millionen die im Budget von 1846 für die vier Hauptsteuern (Grund-, Mobiliar-, Personal- und Thür- und Fenstersteuer) angesetzt sind geben, auf alle Einwohner Frankreichs vertheilt, für jeden Einzelnen einen Steuerbeitrag von 11 Fr. 90 Cent., wogegen, wenn man das Seinedepartement eigens in Anschlag bringt, der Antheil eines jeden Bewohners für dieselben Contributionen sich auf 24 Francs herausstellt, d. h. daß die Abgabe doppelt so stark ist als die welche alle andern im Durchschnitt zu entrichten haben. In Ansehung der Patentsteuer und der indirecten Steuern ist das Misverhältniß noch schlimmer.

Gewöhnlich nennt man die Leute reich bei denen man viel Geld aus- und eingehen sieht; der echte, solide Reichthum besteht aber lediglich in dem Ueberschuß der Einnahmen über die unerlaßlichen oder blos nöthigen Ausgaben. In dieser Hinsicht verhält es sich mit Staaten und Gemeinden durchaus ebenso wie mit Privatleuten. Das Seinedepartement ist daher arm mit seinem Budget von 6½ Millionen, welches im Grunde für 1846 mit einem Deficit von beinahe einer Million abgeschlossen worden ist. Die Stadt Paris ist daher nicht reich mit ihrem Budget von 46 Millionen, da sie Schulden hat, da ihre Einkünfte für ihre Bedürfnisse kaum ausreichen, und ihr nicht einmal erlauben Alles zu thun was in dem so wichtigen Interesse des allgemeinen Verkehrs und Gesundheitszustandes wünschenswerh und sogar dringend nothwendig wäre.

Hr. Horace Say, Sohn des berühmten staatswirthschaftlichen Schriftstellers und selbst Mitglied des Landraths vom Seinedepartement und der pariser Handelskammer, hat unter dem bescheidenen Titel „Etudes" das Resultat seiner rastlosen Arbeiten über die Verwaltung der Stadt und des Departements herausgegeben. Es ist ein interessantes Buch, sehr gewissenhaft, klar, ernst, genau, freisinnig und praktisch. Der Verf. ist für den Fortschritt, aber innerhalb der Grenzen des Ausführbaren; er läßt sich zu keiner von den Utopien hinreißen die so verführisch anzusehen und anzuhören, wenn sie von Schriftstellern vorgetragen werden welche die Erfahrung noch nicht gelehrt hat oder nie lehren wird, daß man Massen von Menschen und Interessen nicht mit der Poesie regiert, mag sie aus dem Herzen oder aus dem Kopfe kommen.

Nachdem er z. B. mit aller Welt ausgesprochen und von vornherein erklärt hat, daß die pariser Stadtaccise (34 Millionen per Jahr macht per Einwohner etwa 34 Francs) eine um so drückendere Abgabe ist, als sie vorzugsweise die unbemittelten Classen trifft, setzt er hinzu: man müsse diese Accise nothgedrungen so lange beibehalten, bis man irgend ein anderes Mittel gefunden die Ausgaben der Stadt zu bestreiten, deren ganze Einnahme beinahe darauf beruht. Aber er erkennt an, daß in dem Grundbestande des Octroi und in der Art der Erhebung billige und bedeutende Verbesserungen vorgenommen werden könnten und daher vorgenommen werden sollten. Unter den von ihm angegebenen Verbesserungen sind zwei, die man seit langer Zeit allgemein und einstimmig fodert, und die erste ist, daß der Eingangszoll vom Wein ad valorem und nicht einförmig nach der Quantität, ohne alle Rücksicht auf die Qualität erhoben werde. Billigkeit und Vernunft schreien laut, daß 45 Francs von einem Stückfaß Wein zu 2—3000 Francs eine sehr geringe, von einem Stückfaß Wein zu 30—40 Francs eine übertrieben hohe Abgabe sind. Die zweite Verbesserung ist, daß der Eingangszoll von Schlachtvieh nach dem Gewichte und nicht kopfweise berechnet werde, was den unwohlhabenden Classen eine merkliche Erleichterung verschaffen und den Viehzüchtern sehr zu statten kommen würde. Das Fleisch der kleinen Ochsen ist ebenso nahrhaft als das der großen, und das künstliche Mästen der Schweine macht das Fleisch dieser Thiere noch schädlicher für die allgemeine Gesundheit.*)

Hr. Horace Say erörtert zunächst die auf das Departementbudget Bezug habenden Fragen und spricht achtungsvoll von den Verbesserungen aller Art die der letzte Policeipräfect Hr. Delessert, im Gefängnißwesen gemacht hat. Er entscheidet sich nach dem Vorgange dieses Beamten für die Annahme des Cellularsystems, d. h. der gänzlichen Absonderung der Sträflinge voneinander bei Tag und Nacht, jedoch so daß sie sich Bewegung machen und mit allen Personen verkehren dürfen deren Umgang zu ihrer Besserung beitragen kann. Wir achten diese aufrichtige Ansicht, und bedauern blos, daß Hr. Say nicht hinzugefügt: man werde aller Billigkeit nach die Dauer der Haft abkürzen müssen, wenn man einmal auf diese Weise die Stärke der Strafe bedeutend gesteigert hat.

(Der Beschluß folgt.)

*) Seitdem das Buch des Hrn. Horace Say herausgekommen, ist diese letztere Verbesserung durchgedrungen, und der vom Stadtrath neu angesetzte Viehzolltarif vom 1. Januar 1847 an gültig geworden.

Literarische Notizen aus England.

Deutsche Kunst und englische Kritik.

Unter den Christgeschenken welche der englische Buchhandel gegen Ende vergangenen Jahres zu Tage gefördert befindet sich auch „Siegfried the dragon slayer" mit den Kaulbach'schen Zeichnungen. Er gibt den englischen Kritikern Veranlassung sich über unsern neuern Kunststil auszusprechen. So meint Einer derselben im „Athenaeum": „Da unsere Vettern nach einer fast pedantisch strengen Regel arbeiten, welche der Schönheit mistraut, um nicht zu sagen — die Zierlichkeit flieht —, so würde es kaum möglich sein dem deutschen Künstler einen Gegenstand vorzuhalten der mehr nach seinem Sinne wäre als diese Mär. Auch hat Hr. Kaulbach in Folge dessen alle seine Kraft hineingelegt, indem er hier und da den grimmigen Humor gezeigt hat welcher seine andern Schöpfungen auszeichnet. Als Beispiel führen wir die Gestalt des Schmieds Wiland im Flug mit seinem gefiederten Gewand als vortrefflich in Schwung und Kraft an. Auch die Gruppe Siegfried's und seines Vaters besitzt Anmuth und Ernst."

Aufgefundene Handschrift auf Papyrus.

Ein gewisser Harris in Alexandria hat der Königlichen Literaturgesellschaft zu London gemeldet, daß er zu Theben in Besitz einer Handschrift auf Papyrus gelangt sei, deren griechischer Text die Rede eines Anklägers, wahrscheinlich des Hyperides, gegen den Demosthenes enthalte, worin derselbe den Letztern beschuldigt von dem Harpalus mit 750 Talenten bestochen worden zu sein. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 74. —— 14. März 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände.

Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 73.)

Wenn aber Alles dafür spricht bei dem Einkammersystem zu verbleiben, so bleibt noch die Frage zu erörtern: wie man bei demselben die zwei nothwendig zu vertretenden Ideen der Nationaleinheit und der Cantonalsouverainetät gleich kräftig und wirksam repräsentiren und für die Zukunft gewährleisten könne. Dies kann nach unserer Ansicht nur dadurch geschehen, daß man die oberste Behörde (Tagsatzung) durch das Volk und nach Verhältniß der Bevölkerung wählen lasse, doch so, daß auch jeder Halbeanton wenigstens einen Repräsentanten ernenne. Dieser Behörde übertrage man durch die Bundesverfassung zu bestimmende Befugnisse und überlasse ihr alle in ihre Competenz fallenden Fragen frei und unabhängig von jeder Instruction zu behandeln, über dieselben nach den Bestimmungen der Bundesacte Beschlüsse zu fassen. So wird die Idee der Nationaleinheit vollständig repräsentirt und die Tagsatzung wird Kraft und Selbständigkeit erlangen, sie wird tief im Volke wurzeln, dasselbe in seiner Mehrheit wahrhaft vertreten. Aber damit der Cantonalsouverainetät der ihr gebührende Antheil an der Gesetzgebung werde, ertheile man den Cantonen das Recht der Billigung oder Verwerfung, sodaß kein Beschluß der Tagsatzung eher Gesetzeskraft erlange als bis die Cantone durch ihre gesetzlichen Organe (Große Räthe oder Landesgemeinden) demselben ihre Genehmigung ertheilt haben. Dies würde vor der jetzigen Einrichtung den unberechenbaren Vorzug haben, daß über jeden Gegenstand ein Beschluß gefaßt würde, statt daß jetzt oft Jahre vergehen ehe ein solcher erzielt werden kann, und häufig die dringendsten Verhältnisse gar nicht zur Entscheidung gelangen. Dem Zweikammersystem wäre eine einzige Tagsatzung mit dem Veto der Cantone deshalb vorzuziehen, weil einerseits die Cantone sich nicht im voraus schon durch Instructionen die Hände bänden, die sie jetzt ertheilen ohne den fraglichen Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu kennen, und weil andererseits die Cantonalsouverainetät viel kräftiger gewährleistet wäre als durch eine Kammer, deren Widerspruch, wie wir gezeigt haben, leicht zu einem gewaltthätigen Umsturz derselben führen könnte. Erklärt sich eine Mehrheit von zwölf Cantonen gegen einen Beschluß der Tagsatzung, so ist Das eine ganz andere Gewalt als wenn sich zwölf Männer, wenn auch im Auftrage ihrer Cantone, dagegen aussprechen: denn wie die Erfahrung häufig genug gezeigt hat, vergißt man leicht den Ursprung der Stimmen in den Behörden und denkt blos an die Stimmenden, die bei dem besten Willen doch keine andere Meinung hätten abgeben dürfen.

Will man zu diesem gewiß entsprechenden und alle Foderungen versöhnenden, alle Rechte gewährleistenden Wege sich nicht verständigen, so ist es ein Beweis, daß die öffentliche Meinung noch nicht zu der nothwendigen Klarheit in der Auffassung der Verhältnisse gedrungen ist, und man wird dann am besten thun sich mit secundairen Aenderungen der Bundesverfassung zu begnügen, die Hauptgrundsätze derselben aber bis zu besserer Zeit festzuhalten. Nur in einem Punkte wird jedenfalls eine durchgreifende Veränderung der bestehenden Bundesverfassung stattfinden müssen, weil die jetzt geltenden Bestimmungen nicht nur geradezu aller Vernunft Hohn sprechen, sondern auch im auffallendsten Widerspruche mit dem obersten Grundsatze des Bundes stehen, dessen Glieder ohne Rücksicht auf Größe der Volkszahl vollkommen gleich berechtigt sein sollen. Bekanntlich ist nach dem Bundesvertrag die höchste Executivgewalt je Einem der drei Cantone Zürich, Bern und Luzern übertragen, so zwar, daß sie von zwei zu zwei Jahren auf einen andern dieser Stände übergeht. Durch diese Einrichtung der Vororte, welche aus der Mediationsverfassung sich herschreibt — denn in der alten Eidgenossenschaft gab es keine Executivbehörde: Zürich hatte blos das Vorrecht die Tagleistungen zu präsidiren, ohne damit irgend eine Gewalt zu verbinden —, ist die Wahl der gemein eidgenössischen Regierung dem reinsten Zufall anheimgegeben. Da die Regierungen der bevorzugten Cantone als solche zugleich eidgenössische Regierung sind, ihre Wahl daher nicht der Tagsatzung noch viel weniger dem gesammten Volke, sondern nur den Großen Räthen der betreffenden Cantone anvertraut ist, so wird die oberste Regierungsgewalt der Eidgenossenschaft natürlich immer nur die öffentliche Meinung des Cantons repräsentiren aus dem sie hervorgegangen ist, nicht aber die gesammte

Schweiz, ja vielmehr wird sie häufig genug mit dieser in Widerspruch stehen. Wir haben schon erlebt, daß die eidgenössische Regierung durch eine Revolution im Innern des vorörtlichen Cantons unter den Augen der Tagsatzung, obgleich gegen deren Willen, ja gegen den Willen von vier Fünftheilen der Eidgenossenschaft, verändert wurde, ohne daß man die Macht oder die Befugniß gehabt hätte dem anarchischen Treiben Einhalt zu thun. Man mußte es ruhig geschehen lassen und eine von irregeleiteten Pöbelhaufen aufgedrungene eidgenössische Regierung annehmen, ja als legitim anerkennen. Dies geschah 1839 zu Zürich als Bluntschli mit seinen fanatisirten Horden die gefährdete Religion rettete, d. h. sich auf den Regentenstuhl setzte, dessen er sich bis zum letzten Augenblick so unwürdig gezeigt hat. Wenn die Regierung eines Cantons das Organ desselben sein soll, so muß doch auch die Regierung des Bundes von diesem ausgehen, von ihm eingesetzt, von ihm bevollmächtigt werden, von ihm die Richtung bezeichnet erhalten welche sie zu verfolgen hat. Ist Dies nicht der Fall, so ist es nur dem Zufall zu verdanken wenn die oberste Executivbehörde mit der obersten gesetzgebenden Gewalt übereinstimmt; der Zufall kann es ebenso leicht herbeiführen, daß diese beiden Gewalten im vollkommenen Widerspruche zueinander stehen, was immer die nachtheiligsten Folgen für das Ganze haben muß, wenn auch die Befugnisse der Executivbehörde noch so beschränkt sind. Wir sind der Ansicht, daß für die Schweiz schon sehr viel gewonnen wäre wenn die jetzige Bundesverfassung nur in diesem einzigen Punkte verbessert und die Regierung der Eidgenossenschaft künftighin sei es vom Volke direct, sei es auch nur von der Tagsatzung, als dem Organ des Bundes, gewählt würde.*) 46.

Ueber die Verwaltung der Stadt Paris.

(Beschluß aus Nr. 73.)

Sehr berücksichtigenswerth ist was er über die wichtige und schwierige Frage sagt, wie man die Gefangenen beschäftigen soll. Es ist zum allerwenigsten sonderbar, daß Jemand der die ganze Woche, 12—14 Stunden des Tags ohne dabei zu feiern und blauen Montag zu machen, zum Arbeiten angehalten wird nicht so viel verdienen kann als nöthig ist um seine Ausgaben im Gefängnisse zu decken, während er im freien Zustande von einer gleichen und sogar geringern Masse Arbeit nicht blos seine eigenen Bedürfnisse, sondern auch die seiner Familie bestreiten muß. Leider hat das Cellularsystem unter Anderm den Nachtheil, daß es keine Beschäftigung die ihrer Art nach einen ansehnlichen Raum oder ein gleichzeitiges Zusammenarbeiten Mehrer erfodert zuläßt. Will man, um die Wahrscheinlichkeit, beinahe hätten wir gesagt die Nothwendigkeit, der Rückfälle zu verringern, daß die Sträflinge, wenn ihre Haftzeit herum ist, ein Handwerk gelernt haben wovon sie leben können, so muß man sie etwas Anderes als Flechtschuh- und Messingkettenmachen lehren.

Offenbar haben die Stadthandwerker hundert mal Recht über die fatale Concurrenz zu klagen die sie von den Gefangenen zu leiden haben, indem diese zu so herabgesetztem Tagelohn arbeiten, daß die freien Arbeiter sich nicht damit begnügen können. Folgt etwa daraus, daß der Staat oder die Stadt die Sträflinge mit Nichtsthuerei füttern oder ihnen das unmenschliche und unsinnige Tread-Mill-System auferlegen soll, welches sie zwingt 10—12 Stunden des Tags in großen Rädern nach Eichhörnchenart sich ganz nutzlos im Kreise herumzudrehen? Durchaus nicht; abet der Staat und die Stadt verbrauchen Viel; sie sollten daher von den Gefangenen ausschließlich und geradezu zunächst ihre eigenen Kleidungsstücke, dann die der Armen, der Waisen, der Kranken, der Soldaten, der Matrosen, die Montur, das Geschirr, sogar das Kriegsgeräth bis zu einem gewissen Grade machen lassen. Das Gesetz welches das öffentliche Ausgebot aller für den Staat bestimmten Lieferungen vorschreibt kann mit gewissen Einschränkungen abgeändert werden. Der Staat, indem er den Gefangenen einen für ihre Unterhaltungskosten mehr als hinreichenden Lohn läßt, wird erhebliche Ersparnisse machen, und die Gefangenen, indem sie ein wirkliches Handwerk erlernen, werden den freien Arbeitern ihren kargen Verdienst nicht mehr so kläglich schmälern. Einige Lieferanten und Fabrikanten dürften dabei einbüßen und kein so scandalöses Vermögen mehr erwerben; aber was liegt daran? Ist Das ein Grund dem Staate ein Recht vorzuenthalten welches jeder Privatmann hat, das Recht seine eigenen Verbrauchsgegenstände selbst zu verfertigen? Die Weißzeugkammer in dem Frauengefängniß von Saint-Lazare und die Armenarbeitsstuben in einigen pariser Frauenklöstern gehen auf nichts Geringeres hinaus als die wichtigste Classe der pariser Bevölkerung, die honneten Mädchen der untern Stände, in scheußliches Elend zu stürzen. Das heißt, dünkt mich, den betrügerischen Lockvögeln des Lasters und der Verworfenheit die Sache auch zu leicht machen, daß man einem Nähmädchen welches gern keusch und sittsam bliebe 40 Centimen Macherlohn für ein Hemd, und 30 für eine Flanelljacke, d. h. für mehr als einen Tag Arbeit, anbietet! Wenn einerseits die individuelle Habgier und andererseits das Bedürfniß zu leben die Handarbeit bis zu einem solchen Spottpreise herunterdrücken, so ist Das einer von den zahllosen Uebelständen der Gewerbefreiheit, worüber man nicht genug seufzen kann; aber diese menschenmörderische, zur Unzucht auffodernde Concurrenz sollte nicht von einem Staatsgefängnisse und von angeblichen frommen Stiftungen ausgehen, die noch obendrein von der Stadt Paris unterstützt werden.

Die traurigste von allen Krankheiten welche das arme Menschengeschlecht plagen und demüthigen, die Geisteszerrüttung, grassirt vorzüglich in großen Städten, weil man dort weit mehr und weit rascher lebt. Von den 12,600 armen Geisteskranken die man in ganz Frankreich zählt beherbergt das Seinedepartement in den beiden Spitälern von Bicètre und der Salpetrière 2600, die ihm eine jährliche Ausgabe von 1,200,000 Francs verursachen. Sein Antheil ist, wie man sieht, außer allem Verhältniß zu der Gesammtzahl, und offenbar werden ihm von außen welche zugeschoben die ihm nicht angehören.

Ebenso sehr und noch mehr ist Dies der Fall mit den 4000 Waisen- und Findelkindern, die es jedes Jahr versorgen muß. Im J. 1844 hat der Vorsteher des Entbindungshauses amtlich bescheinigt, daß zwei Drittel der Frauen die dort ihre Kinder verlassen aus den Departements nach Paris gekommen um dort ihr Wochenbett zu halten. Dasselbe Resultat würde sich herausstellen wenn man die Logis der Hebammen streng beaufsichtigte, deren es in Paris so ungemein viele gibt, und bei welchen wundersame Dinge vorgehen. Doch lassen wir den Verf. selbst reden.

„An der Ecke von zwei sehr begangenen Straßen der Hauptstadt", sagt er, „hat eine Hebamme ein Aushängeschild anbringen lassen, bestehend in drei Bildern, die mit leidlichem Talent gemalt sind. In der Mitte steht sie elegant gekleidet neben dem Bett der Mutter und reicht ein neugeborenes Kind dem Vater, der die Arme ausstreckt um es liebevoll hinzunehmen; dieses Gemälde hängt an der stumpfen Wandecke zwischen den beiden Straßen. Auf einer von den andern Seiten ist sie vor-

*) Wir hoffen den zweiten und letzten Artikel über Mügge's Werk im Mai zu können. D. Red.

gestalt wie sie das Kind einer Säugamme vom Lande übergibt, die es eben abholen will. Auf dem dritten Bilde sieht man weder Vater noch Mutter, keine Hebamme, sogar die Säugamme ist fort; Saint-Vincent de Paula bückt sich und hebt das an einem Eckstein liegende Kind auf. Dieses letzte Stück hat ganz besonders der Phantasie des Malers zugesagt; die Färbung ist duftiger, verschmolzener, das religiöse Gefühl ist ihm zu Hülfe gekommen.... Aber welche herbe Betrachtungen erweckt diese Ausstellung auf offener Straße nicht bei dem Gutdenkenden? Für Geld findet man also in diesem Hause eine Frau die gewisse Studien gemacht und auf Belieben, je nachdem es verlangt wird, bereit ist den Familienfreuden sich beizugesellen, oder der Mutter die ihr Kind zum Stillen weggeben muß beizustehen, oder auch jede Spur der Herkunft zu tilgen, einem Kinde seinen Civilstand zu rauben, es dem Tode auszusetzen, es auf die Seite zu schaffen, wie man es mit einem Hausthier macht das man nicht auffüttern will! Wäre noch Platz dagewesen für ein viertes Bild, was hätte dann das vorgestellt? Welchen gräßlichen Gedanken hätte es nicht in der Seele der Unglücklichen hervorgerufen die unter der Bürde eines ersten Fehltritts stöhnt! Welcher verbrecherischen Aufforderung hätte es nicht zum Sinnbild gedient! Wie hätte es begreiflich machen sollen, daß man sich ebenso gut verstehe auf die Kunst den Keim zu morden ehe er noch einen Athemzug gethan und einen Schrei von sich gegeben? Die Feder sträubt sich es zu beschreiben, und zur Ehre der Menschheit muß man hoffen, daß auch der Pinsel dem Maler aus der Hand gefallen wäre."

Diese beredtsame und anspruchslose Stelle läßt schon errathen, daß Hr. Horace Say keinen Anstand genommen sich für die Aufhebung der Drehladen in den Findelhäusern zu erklären. Auf den ersten Blick scheint Das sehr unmenschlich, sehr hart, und doch ist, Alles wohl erwogen, Nichts der öffentlichen Ehrbarkeit und Sittsamkeit angemessener. Die Drehladen sind eine Auffoderung die Kinder im Stich zu lassen, d. h. die natürlichen Rechte und Pflichten mit Füßen zu treten. Es ist eine Abgabe die von der öffentlichen Mildthätigkeit, von dem allgemeinen Armenfonds gewaltsam erhoben wird, und meist von Solchen die vielleicht am allerwenigsten darauf Anspruch machen dürften. Die Staatsmildthätigkeit hat aber nach ganz andern Grundsätzen zu handeln als die Privatmildthätigkeit. Wenn diese fehlgreift und auf ein schlechtes Subject fällt, so schadet sie dem Geber und auch dem Empfänger, insofern er dadurch in den bösen Gewohnheiten der Lüge und Trägheit bestärkt wird. Wenn die Staatsmildthätigkeit sich in der richtigen Austheilung von Almosen vergreift, so nimmt sie dem bewährten Arbeiter was sie dem Laster und Müßiggange gibt.

In den socialistischen und nationalökonomischen Romanen und Parteischriften die von Wohlthätigkeitsanstalten handeln sieht man einerseits nur Reiche und andererseits blos Arme. Das ist ein gewaltiger Irrthum: es existirt einerseits wirkliche oder erheuchelte Armuth; verdientes oder unverdientes Elend, und andererseits existirt die Gemeinde, der Staat, d. h. die Masse der Steuerpflichtigen. Nun fehlt aber viel daran, daß die Masse der Steuerpflichtigen aus lauter reichen oder nur bemittelten Leuten besteht. Ist es recht und billig von dem Brote welches ein braver Handwerker seiner zahlreichen Familie mit so knapper Hand zumißt einen Theil wegzunehmen um ihn den Kindern oft vermögenderer Leute zuzuwenden?

Wenn man am Schreibtisch philanthropisirt, so philanthropisirt man ganz prächtig und gemächlich; will man aber im handelnden Leben nach philanthropischen Principien zu Werke gehen, so stößt man allenthalben an. Englands Beispiel, dünkt mich, warnt zur Genüge vor einem zum Gesetz erhobenen Barmherzigkeitssystem; die Armentaxe ist ein Krebsschaden der es zerfrißt und dereinst noch ums Leben bringen wird, wenn es keine Abhülfe dagegen trifft. Jedes Jahr sinken bemittelte Familien in den Stand der Armen herab, blos darum weil sie die Armentaxe nicht zahlen können, welche angeblich diesen aufhelfen soll. Das einzige Mittel die Armentaxe nicht zu entrichten ist, daß man sie empfängt. Man kann es daher nicht laut genug aussprechen: die öffentliche Barmherzigkeit ist eine Gnade für Alle, aber ein Recht für Niemand. Man verbessere die Gefängnisse, aber bewahre darin eine heilsam einschüchternde Strenge, damit elende Faullenzer nicht jedes Jahr dort während der sechs Wintermonate aus freien Stücken ein Unterkommen suchen. Man verbessere die Kranken- und Armenhäuser, lasse darin aber nur Solche zu die wirklich anderswo keine Hülfe erhalten können; man nehme die Greise, die Kranken, die Nothleidenden die sich dazu melden auf, bewahre aber wohlweislich das instinctmäßige Vorurtheil welches den Familien die ihre Angehörigen ins Spital schicken eine Art Schande anhängt. Der Staat sei der Pflegevat
ist christlicher, humaner; er sorge für
behalte aber das Recht nachzufragen, o
verlassen wirklich nicht im Stande sind
das Gesetz die Aeltern zwingt ihren har
Obdach und Kost zu geben, ist es nicht
erlaubt diese Sorge von sich ab auf d
gerade in dem Augenblick wo ihr Alter
erheischt! Die Geburtsangaben „von
die unbedingten Zulassungen zum Waisenhause, die Drehladen der Findelhäuser wie sie hier zu Lande üblich sind, alles Das schmeckt nach der Zeit wo die Französische Republik den Mädchen die Mütter wurden Pensionen aussetzte, wo man alle zwei Monate seine Bettgefährtin veränderte und doch ein kreuzbraver Bürger und eine unbescholtene Bürgerin sein konnte. Alles Das ist schlecht angewandte Barmherzigkeit, weil alles Das den natürlichen Rechten und Pflichten zuwider ist. Außer den Interessen der Gemeinden, d. h. der Steuerpflichtigen, hat man in diesem Falle auch noch die Interessen der armen Kinder selbst zu wahren; denn am Ende hat doch Jeder das Recht wie das Bedürfniß seine Mutter zu kennen.

Es scheint als ob in der Verwaltung der Hauptstadt Alles Widerspruch und Bizarrerie sein soll. Während der Staat die 50,000 Francs für den Seinepräfecten allein bezahlt, muß die Stadt zu dem gleich hohen Gehalt des Policeipräfecten 36,000 Francs mit zuschießen. Während Ersterer mit 10,000 Francs Abonnement für seine Pferde und Wagen auskommt, erhält Letzterer 12,000 Francs. Bei den Ausgaben des Stadtamts für Personal und Material ist der Staat accordmäßig mit einer Summe von 110,000 Francs betheiligt; zu den Ausgaben des Policeiamts steuert er keinen Heller: das Departement allein trägt dazu mit der mäßigen Unterstützung von 48,790 Francs bei.

Die Einwohner der Hauptstadt zahlen für ihr Theil neun Zehntel von den Kosten der Nationalgarde der Banlieue, die von dem Departementalbudget erhoben werden, und bestreiten außerdem von ihrem eigenen Localbudget sämmtliche Kosten der pariser Nationalgarde, die vor der Entlassung im J. 1827 nur 250 — 500,000 Francs betrugen, seit 1830 aber jährlich eine Million betragen.

Auf eine Million belaufen sich gegenwärtig auch die Ausgaben des Primairunterrichts, die Bauten und wichtigen Reparaturen von Schulhäusern ungerechnet; während der Restauration beliefen sie sich kaum auf 70,000 Francs. Diesen Kostenzuwachs hat man nicht zu bedauern. Der Elementarunterricht ist die größte Wohlthat die der Staat oder die Gemeinde den arbeitenden Classen erweisen kann, und dabei eine dauernde Wohlthat, die künftighin noch mehr Früchte tragen und Dem der sie austheilt ebenso viel Vortheil bringen wird als Dem der sie empfängt. Nahe an 26,000 Kinder beiderlei Geschlechts besuchen jetzt die Communalschulen oder Kleinkinderschulen (Salles d'asile) der Stadt Paris, und zwar ganz unentgeltlich. Hr. Horace Say tadelt diese Unentgeltlichkeit und will, die Gemeinde soll ein Schulgeld verlangen von den Aeltern die es zahlen können. Wir sind nicht dieser Ansicht. Für die meisten Tagelöhner- und Handwerkerfamilien ist es schon ein beträchtliches Opfer, daß sie auf die Arbeit ihrer Kinder verzichten,

und dabei doch fortfahren sie bis zum Alter von zwölf Jahren zu kleiden und zu beköstigen. Viele würden sie eher in die Lehre geben wenn sie noch das Schulgeld bezahlen müßten. Und dann haben die besten Arbeiter nicht alle immer das ganze Jahr unausgesetzt zu thun. Die Gleichheit herrsche wenigstens auf den Schulbänken, zunächst für die Kinder, sodann für den Lehrer. Dieser müßte ein Ausbund menschlicher Vollkommenheit sein, wenn er nicht bald, vielleicht wider Wissen, zwischen den zahlenden und nichtzahlenden Zöglingen einen beklagenswerthen Unterschied machen sollte. Der Elementarunterricht muß umsonst, reichlich, Allen ertheilt werden, gleichwie die öffentlichen Brunnen für Alle fließen die daraus schöpfen wollen. Nur bessern Trank und Unterricht wünschen

er Schriftsteller wie Hr. Horace Say ebelstände und Gefahren der Nähwerk- pier seit einigen Jahren unter dem Na- eisten der von Barmherzigen Schwestern n verbunden sind; nur gleitet er leicht nicht den Nachdruck darauf den er un- hätte legen sollen.

Wenn alle guten Köpfe die Lebenslage der Frauen beklagen die von der Nähnadel existiren müssen, ist es da nicht unmenschlich, unerhört, daß man mit Hülfe von Privatalmosen und Gemeindegeldern 18 Anstalten gründet, wo 1200 junge Mädchen 12—14 Stunden des Tags zu einem ungeheuern Rabatt arbeiten? Man sollte doch ein wenig an die 50—100,000 andern armen Arbeiterinnen denken, für die man Nichts thut oder vielmehr Alles thut um ihnen die Existenzmittel zu rauben, und welchen die habsüchtigen Fabrikanten nur noch Arbeit geben wollen zu dem armseligen Macherlohn das in dem Gefängniß von Saint-Lazare und in den Nähwerkstätten der Mädchenschulen gezahlt wird. Mit den besten Absichten von der Welt erzeugt man hundert mal mehr Elend als man zu lindern vorgibt.

Hr. Horace Say scheint die abscheuliche Einrichtung dieser Nähwerkstätten in ihrem ganzen Umfange nicht gekannt zu haben; denn er will, man soll sie erweitern. Aber anstatt sie zu vermehren wäre es rathsamer sie schleunigst zuzuschließen, oder wenigstens ganz anders einzurichten. Alle Vorschriften welche das Gesetz über die Arbeit der Kinder in den Fabriken anbefiehlt werden daselbst übertreten. Diese armen Mädchen werden zu einer ihre Kräfte übersteigenden Arbeit angehalten, womit blos vielerlei ermüdende Uebungen einer engherzigen, gedankenlosen Frömmigkeit abwechseln; und sind wahrhaft kläglich anzusehen. Sie haben Nichts von der Munterkeit, Frohherzigkeit und Frische ihres Alters; es scheint als ob man, um sie moralisch und tugendhaft zu machen, ihnen nicht gönnte jung und hübsch zu sein. Die Einrichtung der Nähwerkstätten ist niederträchtig; die Kost darin mehr als schmal; die dortigen Arbeitsstuben sehen aus wie Krankenstuben, die Krankenstuben jährlich in Etwas über zwei Millionen, was im Durchschnitt ungefähr 31 Francs per Individuum oder per Haushaltung macht.

Vierzehn Spitäler enthalten nahe an 6000 Kranke; durchgehends bleiben sie 25 Tage darin, sodaß also jedes Bett jedes Jahr von 14 Kranken der Reihe nach eingenommen wird. Von 10 Kranken stirbt durchschnittlich einer. Da die Spitäler dringende und vorübergehende Hülfsanstalten sind, so ist die einzige Bedingung um darin aufgenommen zu werden, daß man sie wirklich braucht, d. h. daß man gerade eine acute medicinische oder chirurgische Krankheit hat, ohne daß nach der Religion, der Moralität, den Vermögensumständen oder dem Geburtsorte des um Aufnahme Bittenden gefragt wird. Die Armenhäuser dagegen sind dauernde Hülfsinstitute und Freistätten, die den alten Leuten, den Irren, den Unheilbaren bis zu ihrem Tode eingeräumt werden; Zutritt dazu haben daher nur die zur Gemeinde gehörigen Armen, und unter diesen vorzugsweise Die so es am ersten verdienen. Die hiesigen Armenhäuser fassen 9950 Betten ..... Die Glücklichen des Jahrhunderts lassen sich nicht träumen wie schwer es hält eines davon zu bekommen Man muß vier oder fünf Jahre darum nachsuchen, und der Tod rafft drei Viertel der Sollicitanten hinweg, ehe sie den letzten Gegenstand ihrer innigsten Wünsche, ein Bett im Armenhause, erlangt haben. Nach der Aufnahmebedingung, daß man als eingeschriebener Armer der Gemeinde angehören muß, sollte man meinen, blos die Administratoren der Armenbureaux hätten über die Aufnahme zu verfügen. Doch ist es damit nicht ganz so. Jeder Administrator hat wenigstens 200 Haushaltungen in seinem Armensprengel, einige haben deren 600 und sogar 700. Bis aber ein Administrator ein Bett in Bicètre oder in der Salpetrière vergeben kann, muß der Tod dort erst 216 aufgeräumt haben. Hinsichtlich der „Unheilbaren" und der „armen Haushaltungen", von der Classe der bevorrechteten Armenanstalten, ist es noch schlimmer; hier müssen 380 Plätze ledig werden, damit ein Armenbureau einen Platz vergeben kann.

Ueber das Leihhaus, das städtische Bauwesen, die Straßenpolicei u. s. w. gibt Hr. Horace Say sehr genaue Nachrichten und Aufschlüsse, in die wir nicht specieller eingehen wollen. Im Ganzen genommen sind seine „Studien" ein ungemein gewissenhaftes Buch, und von besonderm Nutzen für alle Diejenigen welche bei der seltsamen Verwaltung der Hauptstadt und des Seinedepartements von nah und fern betheiligt sind. Man lernt daraus Viel und wird zu mannichfachem Nachdenken angeregt. Es ist ein Buch wie man heutiges Tags in Frankreich nicht mehr häufig schreibt, und welches Fremde mit ebenso großem Vergnügen lesen werden als Einheimische. 31.

Literarische Anzeige.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 75. —— 15. März 1848.

Literatur für praktische Diplomaten.

1. Dictionnaire, ou Manuel-lexique du diplomate et du consul. Par le baron *Ferdinand de Cussy*. Leipzig, Brockhaus. 1846. 12. 3 Thlr.
2. Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres états formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande. Suivi d'un tableau des consulats qu'ont les états de cette union à l'étranger. Par *F. A. de Mensch*. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Während in unsern Tagen fast alle Wissenschaften Realencyklopädien in lexikalischer Form bekommen haben, mangelte es bisher der diplomatischen an einer solchen. Der praktische Diplomat entbehrte eines Wörterbuchs der Art in seinem Fach, um auf eine bequeme und leichte Weise durch Nachschlagen in demselben seinem Gedächtnisse in vorkommenden Fällen zu Hülfe kommen zu können, und gewiß ist ein diesem Zweck entsprechendes, speciell der Diplomatie gewidmetes Lexikon zum täglichen Hausgebrauche oft von diplomatischen Personen bei der Handhabung ihrer Berufsgeschäfte vermißt worden. Jedem willkommen wird daher die Erscheinung des vorliegenden Cussy'schen Werkes gewesen sein, wodurch nunmehr einem schon lange gefühlten Bedürfnisse und zwar auf das befriedigendste Genüge geschehen ist. Wenige aber hatten auch wol in so vorzüglichem Grade den Beruf dazu sich mit einer solchen verdienstlichen Arbeit zu befassen, und so sehr die zu der höchst gelungenen Ausführung derselben erfoderlichen Eigenschaften wie der Verf. Nur ein Mann von Fach, ausgestattet mit aller nöthigen umfassenden Einsicht und Sachkenntniß, war im Stande ein Werk zu liefern, ganz geeignet, dem praktischen Diplomaten als ein leicht zugängliches, und durch seine für das unmittelbar praktische Bedürfniß zum augenblicklichen Gebrauch besonders zweckmäßige Form sehr bequemes Handbuch zur Belehrung über alle in seinen Beruf einschlagende Materien, um sich bei jeder vorfallenden Gelegenheit schnell Raths erholen zu können. Hr. v. Cussy hatte sich schon lange einen rühmlichst bekannten Namen als publicistischer Schriftsteller erworben. In Frankreich hatte man unter Anderm seiner literarischen Thätigkeit die Herausgabe einer nach authentischen Quellen bearbeiteten werthvollen großen Sammlung von Staatsverträgen, die auf Handel, Schiffahrt und internationale Verkehrsverhältnisse Bezug hatten, zu verdanken gehabt, und noch neuerdings war das von ihm in Verbindung mit Karl v. Martens besorgte so schätzbare „Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques" (erster bis vierter Band, Leipzig 1846) erschienen. Während einer dreißigjährigen Laufbahn auf dem Felde der praktischen Diplomatie, früher als Chef in einer Section des auswärtigen Departements zu Paris, später als französischer Consul in verschiedenen Gegenden, hatte er Gelegenheit genug gefunden Erfahrungen über alle die Kenntnisse zu sammeln die einem Diplomaten bei der Uebung seiner Functionen und amtlichen Geschäfte ersprießlich sein können. Mit Grunde ließ sich daher auch im voraus von einem Manne von so erprobter Intelligenz in allen seinen schriftstellerischen Leistungen wie Cussy etwas sehr Vorzügliches und Brauchbares erwarten, und diese Erwartung ist denn auch durch die vorliegende Arbeit erfüllt worden, von der man wol sagen kann, daß sie allen billigen Wünschen und Foderungen die an ein Werk der Art gestellt werden mögen volle Befriedigung gewähren wird. In dem Vorworte hat sich der Verf. selbst mit wenigen Worten über den Zweck den er sich bei der Veröffentlichung seines „Dictionnaire" vorgesetzt hatte, und die Aufgabe die er durch dasselbe zu lösen beabsichtigte ausgesprochen:

> Tous savent combien les fonctions diplomatiques et les fonctions consulaires réclament de connaissances variées de la part des hommes auxquels elles sont confiées, et tous, nous en sommes convaincus, ont fait les études nécessaires pour les acquérir et pour exercer leur charge avec distinction. Mais au milieu des doctrines nombreuses du droit des gens, des règles du droit public, des préceptes des publicistes, des usages divers des nations, des coutumes du commerce, etc., dont il leur a fallu charger leur mémoire, peut-être ont-ils quelquefois trouvé celle-ci en défaut, et se sont-ils vus dans le nécessité d'avoir recours aux écrits des publicistes, des jurisconsultes et des historiens. Hôtes passagers du pays où leur emploi les appelle à résider pendant un temps plus ou moins prolongé, peuvent-ils toujours s'entourer des ouvrages en grand nombre qu'ils auraient le désir de consulter en pareil cas, pour y retrouver une règle, un fait, une définition? Or, c'est uniquement pour venir en aide à la paresse momentanée de la mémoire, à l'absence d'ouvrages propres aux recherches, que nous avons essayé de réunir, en les classant sous une forme *lexique*, les doctrines, les préceptes, les usages, les définitions, etc., qui sont disséminés dans les volumes multi-

pliés dont pourrait se composer la bibliothèque d'un agent politique à l'étranger.

In der That ist das Cussy'sche Werk sehr geschickt in vielen Fällen einem praktischen Diplomaten der nicht gleich eine Bibliothek zur Hand hat eine solche zu ersetzen; denn über alle wichtigen Verhältnisse kann er darin die gewünschte Auskunft oder verlangte Belehrung finden. Es ist allzu große Bescheidenheit wenn der Verf. erklärt, von dem häufig von den Herausgebern von Realwörterbüchern gewählten lateinischen Epigraph „Indocti discant, ament meminisse periti" nur den zweiten Theil dieser Phrase für das seinige in Anspruch nehmen zu wollen. Für docti sind viele Artikel in dem Buche nicht minder lehrreich als für indocti. Wenn es bei einem encyklopädischen Werke in lexikalischer Form vornehmlich darauf ankam etwas wahrhaft Praktisches zu liefern, dann wird der Kritiker unbedenklich dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen dürfen, daß ihm Dies durch seine Arbeit auf eine vorzügliche Weise gelungen, und der Zweck den er dabei hatte vollständig erreicht worden ist. Aber neben der praktischen Tendenz leuchtet zugleich in diesem trefflichen Werke überall wissenschaftliches Streben hervor; man sieht, daß es dem achtungswürdigen Verf. nicht blos darum zu thun war ein möglichst vollständiges übersichtliches Handbuch für die diplomatische Praxis zu fertigen, sondern auch zur Förderung der Wissenschaft selbst beizutragen. In der umsichtigen Zusammentragung des reichen Materials das sich zur Verarbeitung für das Lexikon darbot, und in dem richtigen Takt bei der Auswahl der in demselben zu behandelnden Gegenstände gibt sich die vertraute Bekanntschaft des wissenschaftlich gebildeten und erfahrenen Diplomaten ebenso wol mit der Literatur seines Fachs und den herrschenden Doctrinen als mit dem praktischen Leben zu erkennen. Die Schriften der angesehensten Publicisten sind überall benutzt worden, und bei wichtigen Materien werden sie als Gewährsmänner aufgeführt, so unter den Deutschen namentlich oft Martens und Klüber; aber immer finden sich ihre theoretischen Forschungen und Lehren mit der Praxis in genaue Verbindung gesetzt. In dem vorliegenden Werke herrscht, wie gemeiniglich in den Schriften französischer Gelehrten, allenthalben große Klarheit in der Darstellung und Lebendigkeit des Vortrags, sodaß Alles darin gemeinfaßlich und verständlich für Jedermann ist. Es enthält eine Fülle für jeden Gebildeten nützlicher Notizen über historische, statistische, politische und völkerrechtliche Verhältnisse, daher auch der Nichtgelehrte und Dilettant mannichfache Belehrung aus demselben schöpfen kann.

Zu den großen innern Vorzügen dieses „Dictionnaire" gehört endlich die zweckmäßige Einrichtung desselben zur Erleichterung des täglichen Gebrauchs. Bei den unter verschiedenen Rubriken darin berührten ähnlichen und verwandten Materien ist stets dafür gesorgt sie durch genaue Verweisungen von einem Artikel zum andern in einen übersichtlichen Zusammenhang zu bringen. Mancher wird vielleicht noch einen oder den andern Gegenstand vermissen, dem nach seiner Meinung passend ein Platz zu vergönnen gewesen wäre; bisweilen mag jedoch die Beschränkung des ganzen Werkes auf einen einzigen Band den Raum dazu nicht gestattet haben. Ueberdies darf billigerweise bei der Wahrnehmung noch auszufüllender Lücken nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß gleich bei dem ersten Versuche eines Wörterbuchs der Art das Ziel, allen Anfoderungen an dasselbe vollkommen zu entsprechen, nur annäherungsweise zu erreichen war. Jedenfalls kann Cussy's „Dictionnaire" so wie es jetzt vorliegt als ein reichhaltiges Conversations-Lexikon speciell zum Gebrauch in diplomatischen Kreisen, ja für Alle welche sich für internationale Verhältnisse interessiren, betrachtet werden. Es empfiehlt sich, bei der höchst gelungenen Ausführung des demselben zum Grunde liegenden Gedankens und Plans, allen Staatsmännern und Diplomaten als praktisches Handbuch am besten durch sich selbst; jede weitere Anpreisung würde deshalb überflüssig sein.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Böhmische Dörfer. Novellen von Uffo Horn. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1847. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir hätten hier eine gute Gelegenheit noch einmal unsere Ansichten über die deutsche Volksliteratur welche sich in das Gewand der Novelle einkleidet, und mehr über das Volk phantasirt als für das Bedürfniß desselben schreibt, auszusprechen, etwa bei Immermann's „Münchhausen" anzufangen, bei Auerbach zu verweilen, und so allmälig bis zu Uffo Horn herabzusteigen; aber wozu wiederholen was wir in d. Bl. schon mehrfach über den gegenwärtigen Gang der deutschen Volksliteratur ausgesprochen haben? Wenden wir uns lieber gleich zu Uffo Horn, und sehen wir zu was er geleistet hat. Wenig, sehr Wenig, Nichts was auf irgend eine Bedeutung weder künstlerisch noch stofflich Anspruch machen könnte. Das ist mit wenigen Worten das Resultat unserer Lecture. Trotz der unangenehmen Sentimentalität, und der vielfachen Ungeschicklichkeit welche wir in den böhmischen Schilderungen Joseph Rank's erkennen mußten, ist das Colorit in denselben wesentlich frischer und lebendiger, die localen Tinten sind weit feiner aufgetragen, der Nerv des localen böhmischen Lebens tritt weit stärker hervor als in diesen böhmischen Novellen, welche für uns ganz unmöglich irgend etwas Anderes sein können als ganz gewöhnliche novellistische Versuche, ohne einen wesentlichen Inhalt, ohne eine künstlerische Form. Wenn Uffo Horn sonst ein Talent hat, so ist dieses Talent jedenfalls so verweichlicht, daß es in keiner Weise ausreicht um die Ahnungen und Zuckungen eines Volkslebens darzustellen; er hat sich überschätzt als er sich einbildete, mit dem Böhmerwald im Hintergrunde, mit dem heiligen Nepomuk im Vordergrunde müßten die böhmischen Volksbilder fertig sein. Welch ein merkwürdiges Land ist dieses Böhmen, und wie wenig hat Hr. Uffo Horn es verstanden in seinen „Böhmischen Dörfern" einen Schleier von der räthselhaften Bewegung desselben, seines eigenen Vaterlandes, wegzuziehen, uns Volkstypen hinzustellen in denen die Natur dieses Landes und der Schmerz seiner Geschichte sich widerspiegelt. Etwas Schmuggelromantik, etwas Hofmeisterelend und Kammerjungferliebe, ein Musikant der dem Teufel aufspielt, ein Student der als Tenorist sein Glück macht u. s. w., Das ist der ganze Inhalt dieser „Böhmischen Dörfer". Wo erinnern uns diese „Böhmischen Dörfer" in ihren Schilderungen und Gestalten an den tragischen Fluch der sich bis

in die Gegenwart über die Geschichte des schönen Böhmens lagert? Wo zeigt sich uns hier der heftig entbrannte Kampf zwischen dem Czechenthum und Germanismus? Wo zeigt sich uns hier jener Riß der durch den Gegenstoß zwischen Katholicismus und Protestantismus überall in Böhmen aufklafft? Wo die eigenthümliche Bewegung welche sich durch die Angrenzung Böhmens an Norddeutschland dort bildet? Wo endlich ist in die socialen Contraste des Volkslebens eingegangen? Hr. Uffo Horn hat Nichts von alle Dem vermocht, und er hat die Lesewelt mit nichts Anderm beglückt als mit ganz gewöhnlichen Geschichten, die er in Böhmen spielen läßt, die aber ebenso gut mutatis mutandis anderswohin verlegt werden könnten. Am allerwenigsten wird hier eine Bereicherung der Literatur, gar der Volksliteratur geboten. Je leichter es jetzt die Novellisten mit der Volksliteratur nehmen, um so strenger muß die Kritik sein. Wir sind auf dem besten Wege die wenigen gesunden Sprößlinge einer wahrhaften Volksliteratur unter einem ganzen Meßkatalog voll falscher Romantik, Sentimentalität, Inhaltslosigkeit und Dummheit erdrückt zu sehen. Für das Volk schreiben ist schwer, aber über das Volk schreiben, es in seiner ganzen Existenz darstellen, ist keineswegs leichter. Das scheint von außerordentlich vielen Novellisten in ihrer schreibelustigen Frivolität vergessen zu werden.

2. Novellen aus Frankreich und der Schweiz. Von Arnold Ruge. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. ist mehr und besser bekannt auf dem kritischen als auf dem productiven Felde unserer Literatur. Und in den vorliegenden Novellen ist Nichts geboten wodurch er sich einen besondern Rang unter den productiven Schriftstellern erwerben könnte. Anerkennungswerth ist das sichtliche Bestreben Ruge's, die Form der Novelle als einen Spiegel für die großen tragenden Bewegungen der Gegenwart zu benutzen; aber er bewegt sich für die productive Literatur viel zu sehr in Abstractionen, er hat viel zu wenig Talent für die Erfindung, und viel zu wenig Galle für die Charakteristik der Personen, um auf dem productiven Gebiete etwas Hervorragendes leisten zu können. Man sieht den vorliegenden Versuchen das Studium Sealsfield's an, und die Absicht sich demselben anzulehnen; aber gerade darin worin Sealsfield so groß ist bleibt Ruge schwach, eben in der Naturschilderung, in der, man darf sagen, plastischen Darstellung der Volksmomente, in der individuellen Charakteristik. Nur das Skizzenhafte, nur eine Form welche sich an den eigentlichen Begriff der Novelle und des Romans gar nicht mehr kehrt, hat Ruge von Sealsfield wirklich angenommen. Wir sind überzeugt, daß Ruge in einer Kritik der schweizerischen und der französischen Zustände Etwas was uns weit mehr befriedigt haben würde geleistet hätte als jetzt, wo er sich in den vorliegenden Skizzen als Poet an den Gestaltungen und Kämpfen jener Länder versuchen will. Wir haben die Novellen mit Interesse gelesen als Versuche eines hervorragenden Geistes; aber nichtsdestoweniger haben wir sie, aus den mitgetheilten Gründen, ohne Befriedigung wieder aus der Hand gelegt. Eben in den Partien wo Ruge am meisten productiv sein will, wo es also am meisten auf Erfindung, Verknüpfung, auf Plastik, auf Charakteristik ankommt, bedeutet das Buch am wenigsten, mit andern Worten: „Das Abenteuer in Uri", die „Pariserin" und „Virginie Bellival" sind die größten Schwächen desselben. Das „Abenteuer in Uri" bringt uns ebenso wenig den Gegensatz zur kräftigen Anschauung der in der Schweiz zwischen den Urcantonen und den Liberalen erst jüngst so blutig aufklaffte, als die „Pariserin" ein lebendiges Gemälde des pariser Julikampfes, als „Virginie Bellival" die jüngste genfer Revolution in kühnen Pinselstrichen hinmalt; dazu bedarf es anderer Farben als Ruge sie auf seiner Palette hat, dazu bedarf es eines tiefern poetischen Nervs, der sich mit dem klaren Bewußtsein über jene großen Bewegungen, welches Ruge hat, unmittelbar verbindet. Der Poet, der Dichter der neuen Zeit wird Ruge nicht werden, die vorliegenden Versuche beweisen Das. Möge er sich auf die Kritik und die Publicistik beschränken, ein Feld auf dem seine ganze Kraft ruht. Sollte er Dessen, durch mancherlei Erfahrungen verstimmt, müde geworden sein? Sollte er meinen, daß unser Volk den blanken Helm der Kritik nicht ertragen könne, und daß ihm die neue Welterlösung wie durch Gleichnisse, so durch Novellen und Erzählungen vorgehalten werden müßte? Nun, so trifft Ruge wenigstens nicht den Ton, so hat er gewiß nicht genug Farbenreichthum um auf diese Weise den Kampf der Gegensätze in denen sich die Zeit bewegt in concreten Gestalten an die Massen heranzubringen. Er muß sich nicht an die Erfindung, nicht an die poetische Combination, nicht an die eigentliche Dichtung wenden wenn ihm die Kritik der modernen Bewegungen nicht genügt; die Darstellung gegebener Zustände wird ihm weit besser gelingen. Das beweisen schon seine in diesem Buche enthaltenen „Bilder aus Frankreich", noch mehr aber „Die Komödie in Wädenschwyl am Züricherſee", ein in kräftigem Tone gehaltenes, der Wirklichkeit abgelauschtes Bild des schweizerischen Volkslebens, welches uns den Beweis liefern kann, daß sich in der Schweiz noch ganz volksthümliche Anknüpfungen für eine derbe Aristophanische Komödie finden, während in Deutschland, eine Folge seiner politischen Entwickelung, Nichts als ein abstractes Theaterwesen herrscht. Wir citiren hier eine Stelle aus Ruge:

„Wenn man es erlebt, daß die obersten Behörden des Staats ohne Bedenken ergötzlich komödirt, die delicatesten Fragen weitläufig discutirt und parodirt wurden, daß das wirkliche Militair und die Policei sich in die Flucht schlagen lassen mußten, so wird ein richtig dressirter Deutscher darin ohne Zweifel den Jüngsten Tag aller politischen Ordnung erblicken. Wenn er sich aber die Erscheinung genauer besieht, könnte ihm doch wol einleuchten, daß keine Ordnung stärker ist als diejenige welche diese Komödie ohne alle Gefahr erträgt, und daß es einen ungewöhnlichen Grad von Bildung und Freiheit verräth zu einer solchen Darstellung in einem solchen Augenblick auch nur den Gedanken zu fassen. Der Staat geht nicht unter wenn er mit der wachsenden Bildung seine Form wechselt, aber er ist noch nicht aufgegangen wenn er noch keine Form zu wechseln hat."

„Ein guter Geist lebt in diesen schönen gebildeten Gegenden, und sind nicht alle Volksspiele gleich cultivirt, so sind doch alle das gleiche Product der Freiheit. Nur da wo für den Augenblick die finstere Reaction durch die Fluren und durch die Städte zieht, wo Einer den Andern ängstlich bewacht, wo die Ketten der politischen Gefangenen rasseln, und die Gemeinschaft der europäischen Bildung durch die Abschaffung der Zeitungen und der Literatur des Auslandes aufgehoben werden soll, nur da fehlen die heitern Festzüge, hoffentlich nicht auf lange Zeit."

Die Katastrophe ist in der Schweiz eingetreten, aber die Krisis ist noch nicht vorüber. Unsere Blicke werden immer auf das Land im Herzen Europas gerichtet sein. Ruge hätte uns über seine Erlebnisse und Studien in der Schweiz mehr mittheilen, und besser unterrichten können als es in dem lockern Rahmen dieser Novellen geschieht.

(Der Beschluß folgt.)

Belgiens berühmte Reisende.

Von alten Zeiten her sind die Belgier, sowol Wallonen wie Fläminger, als ein unternehmendes, wagnißkühnes Volk zu Land und Meer bekannt. Es ist eine ganz eigenthümliche, für den Geschichtsforscher und Geschichtsphilosophen wohl zu beachtende Erscheinung, daß vorzugsweise in Ländern wo ganz verschiedene Völkerstämme sich in staatlicher Genossenschaft einigen, wie in England, in der Schweiz, in Belgien u. s. w., sich jener Unternehmungsgeist zeigt und ausbildet welcher die Welt nach allen Richtungen durchschweift. Ein Belgier, Baron de St.-Genois, hat vor einiger Zeit in zwei Bänden unter dem

Titel „Les voyageurs belges du 13e jusqu'au 17e siècle" denjenigen seiner Landsleute ein Denkmal gesetzt welche als kühne Entdeckungsreisende durch Muth und Einsicht nicht nur zur Förderung der Erd- und Völkerkunde beigetragen, sondern durch den Handel oft neue und gewinnreiche Wege eröffnet haben. Zwei ältere Sammlungen von Reisebeschreibungen, die Belgier zu Verfassern haben, sind schon zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschienen. Die eine dieser Sammlungen rührt von Theodore de Bry und seinen beiden Söhnen aus Lüttich her, und ward in Frankfurt a. M. gedruckt; die andere hat den zu Gent 1546 geborenen Lievin Hulsius zum Verfasser. Die letztere ist später von Asher in dem 1839 zu London herausgegebenen „Bibliographical essay on the collection of voyages and travels, edited by Lievin Hulsius", sorgfältig geprüft worden. Diese Sammlungen hat jedoch der Verf. des obengenannten Werks nicht benutzen können aus dem einfachen Grunde, weil seltsamerweise in jenen Sammlungen sich auch nicht der Name eines einzigen Reisenden aus den Niederlanden findet. Diese Lücke ist nun durch die Arbeit des Barons de St.-Genois auf zufriedenstellende Weise ausgefüllt worden, indem sein Buch nicht nur durch den Fleiß und die sichtende Sorgfalt des Verf. einen wissenschaftlichen Werth erhalten hat, sondern es durch seinen anziehenden Inhalt auch für das größere Publicum eine unterrichtende Lecture gewährt.

Unter den kühnen Reisenden deren Lebensgeschichte das Werk enthält ist zuerst Willem Ruysbrock oder auch William Rubrugius genannt zu erwähnen, welcher um die Mitte des 13. Jahrhunderts ziemlich gleichzeitig mit Plancarpin und Nikolas Ascelinus seine Reisen in entlegene Länder begann. Obwol alle drei Genannte als Zweck ihrer Reisen ins Morgenland die fromme Absicht bezeichneten das Heilige Grab zu besuchen, so läßt sich doch aus Allem schließen, daß sie damit noch andere, weltlichere Zwecke verbanden. Willem Ruysbrock war um das Jahr 1225 in Brabant geboren. Als ein unbekannter Mönch zog er bei einer zu Jean-d'Acre gehaltenen Predigt die Aufmerksamkeit Ludwig's XI. von Frankreich auf sich, der ihn zu seinem Botschafter an den Khan der Tatarei auserſah. Er vollführte diesen ziemlich gefährlichen Auftrag zu großer Zufriedenheit des französischen Hofs in Zeit von zwei Jahren. In seinem Reisebericht erzählt er eine Menge interessanter Thatsachen bezüglich der Sitten und Gebräuche der Länder und Völker die er auf seiner Reise berührt, sodaß noch heute seine Beschreibung als die genaueste Schilderung des Zustandes jener Landstriche zu der Zeit wo er sie besuchte gelten darf. Eine seiner großen geographischen Entdeckungen war die, daß das Kaspische Meer ein großer abgeschlossener Binnensee, und daß die damals unter den Geographen verbreitete Annahme, er hänge mit dem Schwarzen Meere zusammen, ein Irrthum sei. Die gesammten Werke dieses Reisenden wurden bereits 1839 von Francisque Michel und Thomas Wright am Trinity-College zu Cambridge nach den vorhandenen vier Handschriften, wovon drei sich in England befanden, herausgegeben.

Ein anderer berühmter Reisender von dem das Werk handelt ist Josse van Ghistele, welcher von 1481—84 Kleinasien, die Türkei, Aegypten und die Berberei bereiste, und über seine Fahrten acht Bücher schrieb, welche vier mal in flämischer Sprache veröffentlicht und 1564 ins Französische übersetzt worden sind. Dieser Mann erhielt mit Recht im 16. Jahrhundert den Namen des „großen Reisenden", und eine anerkannte Autorität im Fache der Land- und Völkerkunde hat in unsern Tagen erklärt, „daß Niemand die Küsten Kleinasiens, Syriens, Aegyptens, Persiens, Griechenlands und des nördlichen Afrikas mit größerer Genauigkeit beschrieben hat". Für die geographische Kenntniß des Mittelalters ist Ghistele's Werk der beste Leitfaden.

Außer Guillebert de Launoy, der Palästina, die Tatarei und einen Theil Afrikas in den J. 1399—1450 bereiste; Nikolaus Cleynart oder Clenardus, einem Brabanter, der ziemlich zu derselben Zeit Afrika besuchte, und die Völkerkunde mit wahrhaften und genauen Beschreibungen der Sitten, Gebräuche und des Zustandes der afrikanischen Völkerschaften bereicherte; Auger Busbeeg, der vom wiener Hofe an die Hohe Pforte geschickt wurde um einen Friedensschluß zu unterhandeln, und welcher einen ebenso werthvollen Bericht über das Osmanische Reich und dessen Einwohner veröffentlichte — sind hier noch die beiden Fläminger Vincent Stochone und Emmanuel de Aranda als durch Scharfsinn und Forschungsgeist hervorragende Reisende zu nennen. Der Erstere, mit einer der ältesten adeligen Familien Brügges nahe verwandt, hatte eine treffliche Erziehung empfangen, sodaß dadurch auf seine Wanderungen ein für jene Zeiten ungewöhnlicher Glanz fiel. Er besuchte 1630—33 nacheinander die Türkei, Palästina und Aegypten, wobei er eine vollständige Einsicht in die Lage der Dinge in jenen Ländern zu gewinnen sich bemühte. Auch war er wol der Erste welcher den wahren Zustand der osmanischen Herrschaft erkannte. Was heute trotz der Einsprüche Urquhart's und Seinesgleichen politisches Axiom geworden, damals aber für einen seltsamen Einfall galt, sprach er nicht nur aus, sondern wußte es auch durch scharfsinnige Gründe zu beweisen, daß nämlich das Osmanische Reich seiner Organisation und Constitution nach ein schwacher und gebrechlicher politischer Körper sei, und daß, wenn je dasselbe von einer Macht rücksichtslos angegriffen werden sollte die halbwegs Kraft und Muth besäße, diese Schwäche und Hinfälligkeit auf das augenscheinlichste ans Tageslicht kommen müßten. Freilich hatte man zu jener Zeit noch keine Ahnung von dem sublimen Gedanken der heutigen europäischen Staatskunst, daß zur Aufrechthaltung des fabelhaften politischen Gleichgewichts Das „was den Motten längst verfiel" aufrecht erhalten werden müsse. Emmanuel Aranda war gleichfalls zu Brügge geboren. Er bereiste im 17. Jahrhundert das nördliche Afrika, namentlich die Raubstaaten. Mit lebhaften und glühenden Farben malte er die grausamen und schrecklichen Martern welche die barbarischen Häuptlinge Algiers auf die christlichen Gefangenen häuften, so lange diese nicht durch ungeheure Lösegelder sich die Freiheit erkaufen konnten. Kein Reisender im 17. Jahrhundert hat so viele und so genaue Aufschlüsse über die Sitten und Gebräuche der Nomadenstämme des nördlichen Afrikas geliefert als Aranda; auch hat er seinem Werke eine archäologische Abhandlung über die Vorzeit Algeriens beigefügt.

3.

Die Universität in Athen.

Ueber diesen kühn in den Orient vorgeschobenen äußersten Vorposten der Civilisation brachte die „Revue des deux-mondes" (1847, Bd. 20, Lief. 3) einen interessanten Aufsatz aus der Feder des Franzosen Charles Lévêque, eines Mitglieds der durch Ordonnanz des Königs der Franzosen vom 12. September 1846 gegründeten französischen Schule in Athen, der sich übrigens nicht blos mit der gegenwärtigen Gestalt und Beschaffenheit, sowie mit der Geschichte und der Zukunft der Universität in Athen, sondern überhaupt mit der Geschichte des öffentlichen Unterrichts in Griechenland seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken und der Entwickelung der öffentlichen Zustände des griechischen Volks beschäftigt. Namentlich wird die Wichtigkeit der Otto-Universität für die Zukunft Griechenlands gebührend gewürdigt, und ihr zehnjähriges Bestehen, das gegenwärtig einen günstigen Zustand derselben ungeachtet so mancher Schwierigkeiten und besonders materieller Mängel nachweist, gewährt auch eine sichere Bürgschaft für die Zukunft. Aus der bei Gelegenheit des Rectoratswechsels am 5. October 1847 von dem abgehenden Rector gehaltenen Rede entlehnen wir in dieser Hinsicht die Notiz, daß die Zahl der Studirenden an der Universität in Athen fortwährend im Zunehmen begriffen und damals bis zu 270 gestiegen war. Davon gehörten 7 der theologischen, 126 der medicinischen, 58 der juristischen und 61 der philosophischen Facultät, außerdem aber 18 der besonders bestehenden pharmaceutischen Schule an.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 76. —— 16. März 1848.

Literatur für praktische Diplomaten.

(Beschluß aus Nr. 75.)

Das zweite Werk worüber wir hier zu referiren haben betrifft einen einzelnen Gegenstand aus dem Gebiete des praktischen Völkerrechts in einer speciellen Beziehung, der in dem erstern nur im Allgemeinen hat abgehandelt werden können, und bei der fortschreitenden Zunahme des internationalen Verkehrs mit Recht in unserer Zeit die Aufmerksamkeit der Staatsmänner auf sich gezogen hat. Hr. v. Mensch, ein Deutscher, hat, indem er dem Institute des Handelsconsulats eine Monographie widmete, vor Allem Deutschland und den Deutschen Zollverein vor Augen gehabt, und das Verdienstliche seiner Arbeit wird um so mehr anzuerkennen sein, als sie ebenfalls, gleich dem Werke des Hrn. v. Cussy, der erste schriftstellerische Versuch in seiner Art ist, und man die Ausführung einem Manne zu verdanken hat der eine eigene reiche praktische Erfahrung mit der nöthigen Sachkenntniß verband. Die Consuln sind wie die Gesandten politische Agenten zur Vertretung internationaler Interessen, besonders Agenten des völkerrechtlichen Verkehrs mit diplomatischen Functionen und Attributionen mancherlei Art. Ihre Rolle ist heutzutage von einer um so größern Wichtigkeit, als sie, bei der Rivalität unter den handeltreibenden Nationen und der Liberalität der in der civilisirten Welt allgemein angenommenen Grundsätze hinsichtlich des internationalen Verkehrs, gegenwärtig mehr als ehedem berufen sind auf eine aufgeklärte, wachsame und energische Weise die Interessen der Industrie, des Handels und der Schiffahrt zu vertheidigen. Die Prophezeiung Chateaubriand's, die in dessen „Congrès de Vérone" vorkommt: „Que le temps des ambassadeurs est passé et que celui des consuls est revenu", ist in ihrer zweiten Hälfte zur Wahrheit geworden. Die Nützlichkeit der Consularinstitution ist auch von den deutschen Regierungen, die sich, Preußen an der Spitze, zu einem großen Zoll- und Handelsverein verbunden haben, eingesehen worden, und die deutschen Consulate haben sich in der neuern Zeit immer mehr vervielfältigt; aber an einem Buche das geeignet gewesen wäre die deutschen Consularagenten im Auslande auf eine genügende und möglichst praktische Weise mit den Obliegenheiten, Pflichten, Rechten und Geschäften ihres Berufs und ihrer Stellung bekannt zu machen und ihnen zu einem geschickten Wegweiser zu dienen, fehlte es bisher. Und doch hatte sich das Bedürfniß eines solchen zu Rathe zu ziehenden Handbuchs schon lange herausgestellt, worin kurz und bündig alles Wissenswerthe und Wissensnöthige zur Belehrung Solcher welchen Consularposten von den deutschen Zollvereinsstaaten in fremden Ländern anvertraut waren gesammelt sich fände, zumal da sich unter denselben häufig Personen befanden welche, dem Kaufmanns-, Banquier- oder Fabrikstande angehörend, nicht immer Gelegenheit gehabt hatten sich alle die Kenntnisse anzueignen die der Geschäftskreis der Consuln bei der Mannichfaltigkeit der ihre Sorge und Thätigkeit in Anspruch nehmenden Gegenstände, und das oft sehr verwickelte Detail des Consulardienstes erheischen. In der Vorrede entwickelt der Verf. den Zweck seiner nützlichen Arbeit, und er darf wol hoffen denselben erfüllt zu haben, da er bemüht gewesen ist in seinem vornehmlich zum Gebrauch der Consuln des Deutschen Zollvereins bestimmten „Manuel pratique du consulat" Alles zu vereinigen was dem Bedürfnisse des Geschäftsmannes in diesem Fache Genüge thun kann.

Das ganze Werk zerfällt nach dem von ihm entworfenen Plane in drei Abtheilungen: Die erste, „Système consulaire" überschrieben, umfaßt den allgemeinen Theil, der den beiden folgenden, welche eine besondere Bezugnahme auf den Deutschen Zollverein haben, als Einleitung vorausgeschickt wird. Der Verf. hat hier mit Fleiß und Belesenheit, zugleich mit Benutzung der in der Eigenschaft eines großherzoglich sachsen-weimarischen Consuls in den Vereinigten Staaten von Nordamerika während der langen Amtsführung gewonnenen Erfahrungen, in 19 Capiteln Alles zusammengetragen was sich auf Ursprung, Geschichte, Zweck, Organisation, Geschäftsthätigkeit, Stellung, Rang, Etiquette, Emolumente, Pflichten und Rechte bei den Personen welche Consularstellen bekleiden bezieht. Man hat hier eine auf 92 Octavseiten zusammengedrängte Darstellung, welche in nuce einen klaren Ueberblick gewährt von allen den verschiedenen Materien deren Kenntniß für jeden Consul theils nützlich theils unentbehrlich ist um würdig und tüchtig seinem Amte vorstehen zu können. Bei der sorgfältigen Ausarbeitung dieser ersten Abtheilung des Werkes, aus dem man die allgemeine Theorie des Consularinstituts kennen lernen kann, wie sie sich bei den civilisirten Völkern aus

Titel „Les voyageurs belges du 13e
denjenigen seiner Landsleute ein Denk
kühne Entdeckungsreisende durch Mut
zur Förderung der Erd- und Völker
durch den Handel oft neue und
haben. Zwei ältere Sammlungen
Belgier zu Verfassern haben, sind
zu Anfang des 17. Jahrhunderts
Sammlungen rührt von Theodo
Söhnen aus Lüttich her, und
druckt; die andere hat den zu
nius zum Verfasser. Die letzt
1839 zu London herausgegeb
the collection of voyages
sius", sorgfältig geprüft wo
doch der Verf. des obengen
aus dem einfachen Grund
lungen sich auch nicht der
den Niederlanden findet.
des Barons de St.-G
gefüllt worden, indem
die sichtende Sorgfalt
erhalten hat, sondern
für das größere Pub

Unter den kühn
enthält ist zuerst
brugius genannt
Jahrhunderts ziem
Ascelinus seine
alle drei Genann
fromme Absicht
läßt sich doch
weltlichere Zw
Jahr 1225 in
zog er bei
merksamkeit
seinem Be
vollführte
friedenhei
In seine
fachen
ker di
Besch
Land
sein
K
di
f

des „g
der Land-
Niemand die K
siens, Griechenlands
Genauigkeit beschrieben
des Mittelalters ist Ghistele's

Außer Guillebert de Launoy,
einen Theil Afrikas in den J. 1399—1450
nart oder Clenardus, einem Brabant der
den Zeit Afrika besuchte, und die
und genauen Beschreibungen der Sit

Verantwortlicher Herausgeber:

angebracht, daß nur
ung für die Wächter
Abtheilungen werden
ngezwungen und fest-
. geschoben werden kön-
eine tägliche Prämie
Neger erhalten. Der
tändigen Ladung gleicht
mit schwarzen, nur noch
Schädeln besetzt zu sein
und der moralischen Pein
ihre Folgen, die Wunden
der Mangel an Luft, die
ihnen eingeflößte Nah-
von den Matrosen. Kein
während einer drei bis vier-
an starben."

ler Gaitar finden wir im
sten Personen auf der Insel
alvina wird uns als der Ty-
Wenn sie nicht tanzt, klatscht,
n Tage lang auf das Sopha
re Wirthschaft kümmert sie sich
ernsten Zwecke gewidmete Thä-
Europäer in der Colonie ist
nten wir unserm Wunsche nach-
iten aus dem spannenden Buche,
, aber fürchterlich entartete Welt
schildert, hier mittheilen, aber wir
f die eigene Lecture. In der Dar-
tik, in der Verbindung der einzel-
unbedingt ein großes Talent ent-
ihm öfters auf diesem oder einem
nen.

te. Roman von Adele Schopen-
veig, Westermann. 1848. Gr. 8.

! Von den Inseln des Indischen Mee-
Insel Laaland! Von den Lavaschich-
dänischen Dünen! Aus dem glühenden
egend unter den feuchten, nebeligen Him-
Nordens! Und aus dem crassen Colorit
den entzügelten Leidenschaften und wil-
in ein stilles Familienleiden, in ein
gegen die Vorurtheile und Satzun-
Dieser Roman ist das Product eines
Geistes; er macht keine Ansprüche auf
großen, vielbewegten, äußern Welt, aber
mit Liebe durchgeführt. Viele unserer
sich in ihren Productio-
en; Das thut Adele Scho-
ihr Talent scheint sich
che es vollkommen aus-
Weibes gegen die Vor-
zugleich die Stärke der
ele Schopenhauer hier in
Welt ragt hervor über die
ganzen Gemäldes ist wenn
ten, die nordische Perspective,
d sind angedeutet. Der Ro-
französischen Revolution, als
leichheit auch nach Dänemark
n die Kluft zwischen Bürger
r Bauern gehoben zu haben.
t einen jungen Künstler; um
d welchen sie in der adeligen
Roman. Der Graf Christian ist
wie die Nordermule, die Gräfin

Eva, die Tante Ulrike sind außerordentlich ansprechend, und bekunden das Talent der Verf. in der Schilderung der weiblichen Herzen, namentlich der duldenden Herzen. Die Natur des dänischen Lebens ist gut getroffen, lebendig gezeichnet. Wer von einem Romane nicht immer verlangt, daß Himmel und Erde krachen, wen die Darstellung schlichter Familien- und Herzensconflicte anspricht, der wird hier Befriedigung finden. Bei dem Charakter den die Frauenliteratur seit einiger Zeit in Deutschland einnimmt, hat der bescheidene Roman von Adele Schopenhauer uns um so mehr angesprochen. 47.

Mancherlei.

Neuerdings wird Sitte die Scheußlichkeiten der Französischen Revolution milder zu beurtheilen als einst, welches mich bei Franzosen der Ehrenrettung wegen nicht wundert, aber wol bei Deutschen, welche derselben nicht bedürfen. Tadelt doch die augsburger „Allgemeine Zeitung" Niebuhr's Vorlesungen, worin die wilde Zeit nach dem Königsmorde bis zum Directorium als eine verworfene dargestellt wird, und Girondisten mit den Jakobinern in dieselbe Verdammniß fallen. Schönes ist von dieser Zeit nicht zu erzählen, und auch die Gironde wollte des Königs Untergang. Inzwischen ist ein Unterschied, wie denn Niebuhr bemerkt, daß in manchen Zeiten Worte von unbestimmtem Sinn durch bloßen Klang etwas Hinreißendes und Berauschendes haben, woran die Zeitphantasie ihre Wünsche und Hoffnungen heftet. Heiliges Grab bewaffnet die Kreuzfahrer, Reinheit des Glaubens und ewige Seligkeit entflammt Inquisitoren, Gotteswort und Bibelwahrheit begeistert die Reformation, Kirchenwürde und Macht unsere heutigen Theologen wie der Dombau von Köln unsere Architekten. Immer in solchem Fall muß gekämpft werden mit Gegnern, mit Türken, Ketzern, Hierarchen, Rationalisten, Baufeinden die ihr Geld lieber im Säckel behalten; und die Hitze des Kampfs verwandelt den Eifer in Fanatismus. Zur Zeit der französischen Nationalversammlung wurden die Gemüther vom Namen der Freiheit und Gleichheit beherrscht; man stritt gegen den widerstrebenden Hof und dessen ausländische wie inländische Hierarchie, und der König fiel als Opfer. Hierin standen Girondisten und Jakobiner gemeinsam, die doch bald unter sich zerfielen; aber die Gesinnung beider Theile ist ungleich. In allen Revolutionen denkt Jeder zunächst an sich selbst, beim Gelingen will er gelten, beim Mislingen sich retten; nur fragt sich ob dieser Egoismus kein Mittel zum Zweck verschmäht und niedrige Leidenschaften ungehemmt sich einmischen, oder ob ein Bewußtsein von Recht und Gesetzlichkeit diese in Schranken hält; das Erste schändet die Jakobiner, das Zweite ehrt die Girondisten. Wenn Danton als Justizminister Septembermorde leitet, in Belgien plündert und reich wird, sodann zurückkehrend Revolution genug hat um bequem zu genießen, mit Robespierre zerfällt, der ihm durch Blutgerüst zuvorkommt, wenn dieser wieder von seinen eigenen Mithelfern gestürzt wird — haben Grausamkeit, Geiz, Neid und Treulosigkeit einen furchtbaren Bund geschlossen, dessen Blöße die Fetzen eines Freiheitsfanatismus nicht zudecken. Frau Roland braucht für die Schilderung der Girondehäupter sowie für ihre eigene Gesinnung keine Rothdecke, aber eine Freundin des Hofs ist sie nicht, sie wird schon in ihrer Jugend von der vornehmen Herablassung des Adels gekränkt, ärgert sich über das Aergerniß welches Hofleute an den Bänderschuhen des Ministers Roland nehmen, schreibt einen Brief an den König der ihn und sein Königthum stark in die Schule nimmt, und endigt auf dem Blutgerüst, doch nicht unedel wie jene. Was Viele — vielleicht Alle — mit Revolutionsfreiheit und Gleichheit wollten erreichte ein über Mittel nicht Zaghafter, kühn und glücklich Beharrlicher unter ihnen, der schon im Anfange seiner Laufbahn den Brüdern und Schwestern verhieß, er werde es zu Etwas bringen — General Bonaparte. Er war Terrorist, kein Fanatiker, außer für sich, so wenig wie seine Genossen Talleyrand und Fouché, die ihn im

der Praxis herausgebildet hat, sind die vornehmsten Schriftsteller aller Nationen über dieses Thema bis auf die neueste Zeit benutzt worden, wie namentlich v. Steck, Borel, Warden, Bursotti, Loget, de Podio, v. Miltitz, dos Santos, Castilho-Barreto und Karl v. Martens' „Guide diplomatique". Um seiner Arbeit Verbreitung auch außerhalb Deutschlands zu sichern, hat der Verf. zur Veröffentlichung das Idiom der diplomatischen Geschäftswelt gewählt. Es läßt sich wol voraussetzen, daß auch die deutschen Consularagenten, zu deren Gebrauch das Werk eigentlich bestimmt ist, der französischen Sprache mächtig sein werden. In der zweiten Abtheilung bekommt man eine Zusammenstellung der in den einzelnen deutschen Zollvereinsstaaten erlassenen Verordnungen, Reglements und Instructionen in Betreff der von ihnen im Auslande bestellten Consulate, nebst allen hierauf bezüglichen Notizen, sowie Auszüge aus den mit fremden Staaten abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsverträgen, insofern sie Stipulationen über die in ihren Ländern residirenden Handelsagenten enthalten. Endlich die dritte Abtheilung liefert Alles was den fern vom Vaterlande fungirenden Consularagenten von den Verhältnissen des Deutschen Zollvereins zu wissen nöthig oder nützlich ist, mit Hinzufügung der zwischen diesen als solchen und auswärtigen Mächten bestehenden Tractate. Am Schlusse findet sich noch ein vollständiges Verzeichniß der Generalconsuln, Consuln, Viceconsuln und Handelsagenten welche die Regierungen der Zollvereinsstaaten gegenwärtig in andern Ländern unterhalten, nach alphabetischer Ordnung der respectiven fremden Staaten angehängt, und jeder Deutsche wird sich über diese 17 Seiten füllende Liste freuen, da hieraus ersichtlich ist welche Ausdehnung der Handelsverkehr Deutschlands in allen Erdtheilen gewonnen hat.

Aus dem Verlage der Buchhandlung F. A. Brockhaus sind in der jüngsten Zeit viele überaus schätzbare Werke hervorgegangen, durch welche die Literatur der Wissenschaften des internationalen Rechts und der Diplomatie bereichert worden ist. Wir erinnern nur an des Freiherrn von Gagern „Kritik des Völkerrechts", an des Amerikaners Wheaton „Histoire des progrès du droit des gens", das beste Buch welches wir bis jetzt über die Geschichte des Völkerrechts besitzen, an Karl v. Martens' „Guide diplomatique", und dessen „Causes célèbres du droit des gens" und „Nouvelles causes célèbres du droit des gens", sowie an dessen mit Ferdinand v. Cussy herausgegebenen „Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques". Die oben angezeigten beiden durch praktische Brauchbarkeit ausgezeichneten Schriften schließen sich jenen trefflichen Werken in würdiger Reihe an.

F. Murhard.

Unterhaltungsliteratur.

(Beschluß aus Nr. 75.)

3. Schwarze und Weiße. Skizzen aus Bourbon. Von G. Delsner-Monmerqué. Bremen, Schlodtmann. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Buch schildert die Skizze einer überseeischen Niederlassung und des gesellschaftlichen Treibens in derselben. Der Verf., welcher Das aus eigener Anschauung kennt was er hier zu beschreiben versucht, hat es, wie er selbst erklärt, für seine erste Pflicht gehalten nirgend der Erfindung unbedingt freien Lauf zu lassen. Er beruft sich darauf, daß seine Schilderungen, sofern sie Land und Klima oder physische Erscheinungen betreffen, durch das Zeugniß wissenschaftlicher Männer ihre Bestätigung finden. Die Grausamkeiten der Sklavenzüchter, deren Erwähnung geschieht, sind theils früher üblich gewesen, theils noch im Gange. Durch die stets beigefügte, öfters auf Thatsachen beruhende Analysis der Charaktere in ihrer psychologischen Entwickelung wird die Beurtheilung ihrer Wahrscheinlichkeit ein Leichtes. Selbst die vorgeführten Situationen können auf eine gewisse Realität Anspruch machen.

Der Verf. führt uns unter den glühenden Himmel der Tropen, an die Ostküste Afrikas, wo der Sklavenhandel trotz der englischen und französischen Kriegsschiffe noch in seiner ganzen Scheußlichkeit getrieben wird, und dann in das Leben der französischen Colonie Bourbon. Seine Schilderungen sind lebendig und wahrhaft erschütternd, ja man wäre versucht sie craß zu nennen, wenn sie nicht ihre Begründung durch den ganzen Zustand jener Gegenden fänden in die sie verlegt sind. Er hat ein ungemeines Talent der Darstellung, und hinter den furchtbaren Bildern die er aufrollt steht ein höherer Plan als der, eine verweichlichte Lesewelt mit ungewohnten Scenerien und Verhältnissen zu amusiren. Indem er uns die Sklaverei in ihrer ganzen Scheußlichkeit vorführt, will er die öffentliche Stimme lebhafter für die Emancipation anregen. Zur schleunigern, vollständigen Beseitigung eines die Menschheit entehrenden Gebrauchs dürfte nach seiner Ansicht die öffentliche Meinung gerade derjenigen Länder die keine Sklaven haben von großem Gewichte sein. Nur die Verbreitung vollständiger Kenntnisse in allen Classen der Gesellschaft daselbst — über die Verhältnisse der Schwarzen als Sklaven zu den Weißen als ihren Besitzern — vermag endlich einmal einen allgemeinen Ausbruch des Fluchs auf diese Unsitte zu ziehen, und deren Verfechter mit unauslöschlicher Schande zu brandmarken. In der Erwägung, daß, wo es die Vertheidigung einer gerechten Sache gilt, selbst die schwächste Stimme zuweilen Gehör findet, hat der Verf. die romantische Einkleidung vorgezogen, um den Stoff jedem Stande und Geschlechte zugänglich zu machen.

Mit einem solchen Zwecke im Auge bindet der Verf. sich nicht an die strenge Form des Romans, aber er liefert zusammenhängende Skizzen, in denen sich der Sklavenhandel und das Colonialleben auf Bourbon in den mannichfaltigsten, effectvollsten Situationen darstellen. Die Erzählung welche sich durch das Ganze schlingt ist kräftig gehalten, und ganz geeignet die Punkte auf welche es besonders ankommt hervorzuheben. Die Charaktere, z. B. der des Barons v. Gaitar, sind scharf gezeichnet. Dem ungewohnten europäischen Auge erscheinen sie in einem etwas grellen Lichte; aber der Verf. braucht nicht erst zu versichern, daß er etwas Anderes will als ein Theil der modernen, namentlich der französischen Literatur, welche das Unerhörte im Uebermaße und zum großen Nachtheile des gesunden Menschenverstandes verschwendet.

Diese Skizzen weisen sämmtlich auf eine große Sittenverderbniß hin. Dem Europäer, doch sonst in alle mögliche Corruption und Niederträchtigkeit eingeweiht, schauert die Haut vor diesem frechen, nackten Teufelthume in welchem die Entartung in jenen Gegenden auftritt welche der Verf. schildert. Man lese selbst, nicht um sich zu unterhalten, sondern um sich über solche Zustände einzuweihen wie vom Verf. Personen und Situationen dargestellt werden. Wir zeigen aus diesen brandrothen Bildern nur auf einige Stellen. Der Verf. schildert die Verpackung der Sklaven auf den Sklavenschiffen wie folgt: „Der unterste Theil des Schiffs enthält Steine oder schwere Waaren, wie Eisen. Das ist der Ballast. Vom Ballast an bis nach dem Boden des Verdecks werden mehre viertehalb bis vier Fuß übereinander gestellte Abtheilungen starker Breter befestigt. In der Mitte des Raums, von Pfeiler zu Pfeiler,

sind ebenfalls dergleichen Abtheilungen so angebracht, daß nur die zu Durchgängen und zur Beaufsichtigung für die Wächter nöthigen Räume frei bleiben. In diese Abtheilungen werden die Neger dicht, Mann an Mann, hineingezwungen und festgerammt. Je mehr Körper in eine Reihe geschoben werden können, desto besser für die Wächter, die eine tägliche Prämie nach der Anzahl der ihnen anvertrauten Neger erhalten. Der Anblick einer einmal geordneten vollständigen Ladung gleicht einer Bibliothek deren Repositorien mit schwarzen, nur noch an den Augen Leben verrathenden Schädeln besetzt zu sein scheinen. Zu der gezwungenen Lage und der moralischen Pein kommen noch: die Seekrankheit und ihre Folgen, die Wunden der Schwarzen, die erstickende Hitze, der Mangel an Luft, die mephitische Atmosphäre, die schlechte ihnen eingeflößte Nahrung und Mishandlungen aller Art von den Matrosen. Kein Wunder wenn 3—400 Schwarze während einer drei bis vierwöchentlichen Fahrt auf dem «Satan» starben."

Den verderbten Sklavenhändler Gaitar finden wir im zweiten Theile als einen der reichsten Personen auf der Insel Bourbon wieder, seine Gattin Malvina wird uns als der Typus einer Creolin geschildert: „Wenn sie nicht tanzt, klatscht, oder sich putzt, bleibt die Creolin Tage lang auf das Sopha gedankenlos hingestreckt. Um ihre Wirthschaft kümmert sie sich nie. Sie verabscheut jede einem ernsten Zwecke gewidmete Thätigkeit." Die Schilderung der Europäer in der Colonie ist vom lebhaftesten Interesse; könnten wir unserm Wunsche nachgeben, so möchten wir lange Seiten aus dem spannenden Buche, welches eine uns ganz fremde, aber fürchterlich entartete Welt mit den lebhaftesten Farben schildert, hier mittheilen, aber wir verweisen den Leser lieber auf die eigene Lecture. In der Darstellung, in der Charakteristik, in der Verbindung der einzelnen Skizzen hat der Verf. unbedingt ein großes Talent entfaltet, und wir wünschen ihm öfters auf diesem oder einem ähnlichen Gebiete zu begegnen.

4. Eine dänische Geschichte. Roman von Adele Schopenhauer. Braunschweig, Westermann. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Welch ein Sprung! Von den Inseln des Indischen Meeres auf die kleine dänische Insel Laaland! Von den Lavaschichten Bourbons auf die dänischen Dünen! Aus dem glühenden Himmel der Tropengegend unter den feuchten, nebeligen Himmel des europäischen Nordens! Und aus dem crassen Colorit der Tropenzustände, aus den entzügelten Leidenschaften und wilden Menschenentartungen in ein stilles Familienleiden, in ein inneres Liebesleben, welches gegen die Vorurtheile und Satzungen der Welt kämpft. Dieser Roman ist das Product eines zartfühlenden, weiblichen Geistes; er macht keine Ansprüche auf die Schilderung einer großen, vielbewegten, äußern Welt, aber er ist sinnig gedacht und mit Liebe durchgeführt. Viele unserer deutschen Schriftstellerinnen bemühen sich in ihren Productionen gerade das Weibliche zu verleugnen; Das thut Adele Schopenhauer nicht, sie hält daran fest, und ihr Talent scheint sich in den Grenzen zu bewegen für welche es vollkommen ausreicht. Der Widerstand des liebenden Weibes gegen die Vorurtheile der Welt, die Weichheit und zugleich die Stärke der weiblichen Seele, Das ist es was Adele Schopenhauer hier in ihrem Romane ausmalt: die innere Welt ragt hervor über die äußere. Aber auch das Colorit des ganzen Gemäldes ist wenn nicht kräftig, doch verständig gehalten, die nordische Perspective, selbst ein geschichtlicher Hintergrund sind angedeutet. Der Roman entwickelt sich zur Zeit der Französischen Revolution, als die Grundsätze der menschlichen Gleichheit auch nach Dänemark hinüberdrangen, ohne aber schon die Kluft zwischen Bürger und Adel, die Leibeigenschaft der Bauern gehoben zu haben. Die Comtesse Helene Gejern liebt einen jungen Künstler; um diese Liebe und den Widerstand welchen sie in der adeligen Familie findet dreht sich der Roman. Der Graf Christian ist kräftig gezeichnet, Gestalten wie die Nordermule, die Gräfin Eva, die Tante Ulrike sind außerordentlich ansprechend, und bekunden das Talent der Verf. in der Schilderung der weiblichen Herzen, namentlich der duldenden Herzen. Die Natur des dänischen Lebens ist gut getroffen, lebendig gezeichnet. Wer von einem Romane nicht immer verlangt, daß Himmel und Erde krachen, wen die Darstellung schlichter Familien- und Herzensconflicte anspricht, der wird hier Befriedigung finden. Bei dem Charakter den die Frauenliteratur seit einiger Zeit in Deutschland einnimmt, hat der bescheidene Roman von Adele Schopenhauer uns um so mehr angesprochen. 47.

Mancherlei.

Neuerdings wird Sitte die Scheußlichkeiten der Französischen Revolution milder zu beurtheilen als einst, welches mich bei Franzosen der Ehrenrettung wegen nicht wundert, aber wol bei Deutschen, welche derselben nicht bedürfen. Tadelt doch die augsburger „Allgemeine Zeitung" Niebuhr's Vorlesungen, worin die wilde Zeit nach dem Königsmorde bis zum Directorium als eine verworfene dargestellt wird, und Girondisten mit den Jakobinern in dieselbe Verdammniß fallen. Schönes ist von dieser Zeit nicht zu erzählen, und auch die Gironde wollte des Königs Untergang. Inzwischen ist ein Unterschied, wie denn Niebuhr bemerkt, daß in manchen Zeiten Worte von unbestimmtem Sinn durch bloßen Klang etwas Hinreißendes und Berauschendes haben, woran die Zeitphantasie ihre Wünsche und Hoffnungen heftet. Heiliges Grab bewaffnet die Kreuzfahrer, Reinheit des Glaubens und ewige Seligkeit entflammt Inquisitoren, Gotteswort und Bibelwahrheit begeistert die Reformation, Kirchenwürde und Macht unsere heutigen Theologen wie der Dombau von Köln unsere Architekten. Immer in solchem Fall muß gekämpft werden mit Gegnern, mit Türken, Ketzern, Hierarchen, Rationalisten, Baufeinden die ihr Geld lieber im Säckel behalten; und die Hitze des Kampfs verwandelt den Eifer in Fanatismus. Zur Zeit der französischen Nationalversammlung wurden die Gemüther vom Namen der Freiheit und Gleichheit beherrscht; man stritt gegen den widerstrebenden Hof und dessen ausländische wie inländische Hierarchie, und der König fiel als Opfer. Hierin standen Girondisten und Jakobiner gemeinsam, die doch bald unter sich zerfielen; aber die Gesinnung beider Theile ist ungleich. In allen Revolutionen denkt Jeder zunächst an sich selbst, beim Gelingen will er gelten, beim Mislingen sich retten; nur fragt sich ob dieser Egoismus kein Mittel zum Zweck verschmäht und niedrige Leidenschaften ungehemmt sich einmischen, oder ob ein Bewußtsein von Recht und Gesetzlichkeit diese in Schranken hält; das Erste schändet die Jakobiner, das Zweite ehrt die Girondisten. Wenn Danton als Justizminister Septembermorde leitet, in Belgien plündert und reich wird, sodann zurückkehrend Revolution genug hat um bequem zu genießen, mit Robespierre zerfällt, der ihm durch Blutgerüst zuvorkommt, wenn dieser wieder von seinen eigenen Mithelfern gestürzt wird — haben Grausamkeit, Geiz, Neid und Treulosigkeit einen furchtbaren Bund geschlossen, dessen Blöße die Fetzen eines Freiheitsfanatismus nicht zudecken. Frau Roland braucht für die Schilderung der Girondehäupter sowie für ihre eigene Gesinnung keine Nothdecke, aber eine Freundin des Hofs ist sie nicht, sie wird schon in ihrer Jugend von der vornehmen Herablassung des Adels gekränkt, ärgert sich über das Aergerniß welches Hofleute an den Bänderschuhen des Ministers Roland nehmen, schreibt einen Brief an den König der ihn und sein Königthum stark in die Schule nimmt, und endigt auf dem Blutgerüst, doch nicht unedel wie jene. Was Viele — vielleicht Alle — mit Revolutionsfreiheit und Gleichheit wollten erreichte ein über Mittel nicht Zaghafter, kühn und glücklich Beharrlicher unter ihnen, der schon im Anfange seiner Laufbahn den Brüdern und Schwestern verhieß, er werde es zu Etwas bringen — General Bonaparte. Er war Terrorist, kein Fanatiker, außer für sich, so wenig wie seine Genossen Talleyrand und Fouché, die ihn im

Unglück verließen; er hätte Dasselbe gethan. Gleich den Jakobinern reizte und schuf er sich stets Feinde, nämlich Europas Regierungen und Völker, seine Blutgerüste waren Schlachtfelder. In ihm erblickt man den Universalerben der Revolution und ihres echten Charakters, dem mit Mischung von Unbesonnenheit, Gutmüthigkeit, Niederträchtigkeit und Eitelkeit andere Charaktere — ohne volle Kanonenkenntniß — vorausgingen.
12.

Bibliographie.

Abegg, J. F. H., Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für die Preußischen Staaten vom J. 1847. Halle, Schwetschke u. Sohn. 8. 15 Ngr.

— — Versuch einer Geschichte der Preußischen Civil-Prozeß-Gesetzgebung. Breslau, F. Aderholz. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1848. Begründet von L. Wolff; fortgesetzt von A. Heinrich. 12ter Jahrgang. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Cassel, S., Magyarische Alterthümer. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Goehring, C., Deutschlands Schlachtfelder, oder Geschichte sämmtlicher großen Kämpfe der Deutschen von Hermann, dem Cherusker, bis auf unsere Zeit. 1ste u. 2te Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. 16. à 5 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Gräfin Faustine. 3te Auflage. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 2 Thlr.

Der Jude. Trauerspiel in 2 Aufzügen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 12. 7½ Ngr.

Kugler, F., Handbuch der Kunstgeschichte. 2te Auflage. Mit Zusätzen von *J. Burckhardt.* 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Leu, J. B., Allgemeine Theologie, enthaltend die theologische Enzyklopädie und Apologetik. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Dulibicheff, A., Mozart's Opern. Kritische Erläuterungen. Aus dem französischen Originale übersetzt von C. Koßmaly. Mit einer Einleitung und Nachrichten über den Verfasser von A. Kahlert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Philosophie des Erlösungsplanes. Ein Buch für unsere Zeit, von einem amerikanischen Bürger. Nach dem Englischen von J. Thomas. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 12. 16 Ngr.

Rintel, C. G. N., Actenmäßige Widerlegung der in dem Buche: „Oeffentlicher Prozeß gegen das Fürstbischöfliche General-Vicariat-Amt zu Breslau, von M. Müller-Jochmus" enthaltenen actenwidrigen Darstellung. Auf amtliche Veranlassung verfaßt. Breslau, F. Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rixen, H., Blumen und Blüthen. Ein Sonettenkranz. Düsseldorf, Kampmann. 1847. 8. 6 Ngr.

Roth, D., Johann Zabanius, Sachs von Harteneck. Politischer Roman. Hermannstadt, v. Hochmeister. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Schubarth, K. E., Ueber die Eintheilung der Geschichte, mit Beziehung auf den Hauptvorgang der geschichtlichen Entwickelung des Menschen als Einleitung in die Geschichte überhaupt. Ein Grundriß. Leipzig, Dyk. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Der letzte Tag im Jahre. Ein Lebensbild für das Volk, vom Verf. des „Gottlieb Rohr." Leipzig, Brauns. Gr. 12. 8 Ngr.

Der Theater-Teufel. Humoristisch-satyrischer Almanach für 1848. Mit Beiträgen von M. G. Saphir, A. Glasbrenner, C. Töpfer, J. Nestroy u. A. m. Herausgegeben von J. Mendelssohn. Mit vielen Original-Holzschnitten. Hamburg, Berendsohn. 8. 20 Ngr.

Vischer, F. T., Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch für Vorlesungen. 2ter Theil. Die Lehre vom Schönen in einseitiger Existenz oder vom Naturschönen und der Phantasie. 1ste Abtheilung. Die Lehre vom Naturschönen. Reutlingen, C. Mäcken. 1847. Lex.-8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Volksromane. Herausgegeben vom Prof. O. L. B. Wolff. 1ster Theil. Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. D. i.: Ausführliche unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen, Melchior Sternfels von Fuchsheim &c. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Die Zwillinge. Erzählung nach dem Französischen. Von dem Verf. von „Adalbert" (W. Walter). Aachen, Cremer. 1847. 18. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Asher, C. W., Handelspolitische Briefe. [Deutsche Handelspolitik und deutsche Presse.] Berlin, H. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bardeleben, K. v., Die Verfassungsentwickelung in Preußen und ihre neueste Phase. 2te Auflage. Leipzig, Spamer. 8. 15 Ngr.

Braß, A., Herr Bussey in der öffentlichen Sitzung der Berliner Stadtverordneten-Versammlung. Berliner Genre-Bild. Berlin, Cohn u. Comp. Gr. 16. 3 Ngr.

Buchner, K., Die Gräfin von Görlitz in Darmstadt und ihr Tod, und der Angelegenheit weiterer Verlauf. 2tes Heft. — A. u. d. T.: Zweiter Bericht in der Angelegenheit Görlitz. Mit Berücksichtigung des neuesten Sachenbestandes. Frankfurt a. M., Oehler. 1847. 8. 5 Ngr.

Die Preußischen Bürger des jüdischen Glaubensbekenntnisses. Erste Gelegenheitsschrift. Leipzig, Mayer. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Fubel, Zwei Fragen des Königl. Consistoriums zu Magdeburg vom Standpunkte der evangelischen Kirche beantwortet. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Geist der Zeit in seinen Wirkungen und Folgen und die Frage: Ist die Zeit, da Europa's Glanz untergehen soll, wirklich da? erörtert durch Uebersetzung des XVII. Kapitels der Offenbarung Jesu Christi aus der sinnbildlichen Schriftsprache in die gemeine Sprache. Stuttgart, Becher. 8. 8 Ngr.

Kniewel, T. F., Babel und Zion d. i. Verwirrung und Klarheit, Knechtschaft und Freiheit, oder die wahrhaft freie evangelische Gemeinde. Sendschreiben an alle Christen deutscher Zunge &c. Danzig, Kabus. Gr. 8. 10 Ngr.

Lasset euch mit dem Apostolischen Glaubens-Bekenntniß versöhnen! Ein Wort für Alle, welche unsere Kirche verlassen haben, oder noch verlassen wollen. Veranlaßt durch die Vorstellung der Magdeburger an Se. Maj. den König. Von dem Verfasser der Schrift: „Sehet Euch vor!" Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3 Ngr.

Lattorff, H. v., Die Fürsten und die Verfassungsfrage von Anhalt. Ein Wort zur rechten Zeit. 2te vermehrte Auflage. Berlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Plathner, O., Der neue Strafgesetzbuchs-Entwurf nach seinem Geiste verglichen mit dem Allgemeinen Landrecht und Code pénal. Halberstadt, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Schlegel, Bereitet dem Herrn den Weg! Predigt über Jesaias 40, 1—5. Dom. 2. Adv. 1847/48 zu Chemnitz gehalten. Chemnitz. 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schmidt, K., Herzog Heinrich (von Anhalt-Cöthen). Eine Gedächtnißrede. Dessau, J. Fritsche. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schönstedt, A., Die Bedeutung der Jurisprudenz als Wissenschaft. Eine Entgegnung. Magdeburg, Baensch. 8. 4 Ngr.

Temme, J. D. H., Zur Kritik des Entwurfs des Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten. Berlin, Heymann. Gr. 8. 25 Ngr.

Zuschriften an den Prediger Uhlich in Magdeburg auf seine „Berufung auf die evangelische Kirche." II. Leipzig, Renger. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 77. —— 17. März 1848.

Gedichte von Friedrich Bach. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn der letzte Ton dieser Lieder verklungen ist, glaubt das von ihnen berührte Herz noch immer die leisern und leisern Schwingungen zu vernehmen; denn unbewußt ist es von ihnen eingewiegt in dieselben Träume, wie eingesponnen von diesen leichten, verschwebenden „Marienfäden", festgehalten in derselben stillen Welt. Und wer will Träume, die nur in Musik und Melodie eine zweite Sprache gewinnen könnten, in Worte bannen? Wer will die Nachtfalter, deren Flügelrauschen uns wie ein Geheimniß umschwebt hat, mit kalter Hand ergreifen, und bei dem klaren Tageslicht den Flügelstaub und die zarten Fühlfäden wissenschaftlich zertheilen, vielleicht zerstören? Wenn das letzte Blatt dieses Buches umgewendet ist, laßt es hinflattern wie alle andern im vorüberspielenden Wind — vielleicht in den Strom geführt, versenkt, an ein einsames Ufer getrieben; vielleicht hoch über die Kronen der Wälder getragen, auf eine menschenleere Haide, wo der einzelne Wanderer es findet, es liest und grüßt, und träumend seinen ungewissen Weg weiter geht. Mir ist es so zu Muth geworden bei diesen Gedichten, und fast hätte ich ihrem letzten Wort:

Lebt, Freunde, wohl und laßt mich nun allein!

als ein wenn auch unbekannter Freund, doch strenge Folge geleistet. Nie war mir so überredend die Frage nahe getreten: ob es denn nicht besser wäre die Lyrik vor dem kritischen Auge zu verhüllen; besser, in träumerisch erregten Stunden in diese verrauschenden Wellen zu blicken, und den Duft des Nachtschattens der an ihnen blüht einzuathmen, als über das „Unaussprechliche" reden zu wollen?

Aber eben das „Unaussprechliche" reizte mich. Durch die von der Romantik aufgebrachte, und eine Zeit lang fast zur öffentlich-geheimen Meinung erhobene Prätension: daß das Unaussprechliche, das von keiner Analyse zu Erfassende eben das Geniale und Einzigwahre in der Poesie sei, ist die poetische Kritik so oft zu einer blos in Prosa übertragenden Schilderung, und ihr Urtheil so oft zu einer bloßen Aufzählung von Prädicaten herabgesunken, daß für einen abgesagten Feind und Verfolger dieser Prätension gerade die Kritik eines Träumers wie Bach etwas herausfodernd Lockendes erhält. Und dies anscheinend so harmlose, ungefährliche Princip der Unaussprechlichkeit ist durch feine aber ununterbrochen fortlaufende Nerven mit den Principien deren Sieg in der Vernichtung unserer großen geistigen Errungenschaft bestehen, und über dem Grabe der freien Zukunft seine Trophäen aufstellen würde, so fest zusammengeschlungen, daß man es auf dem Gebiet der Poesie ebenso schonungslos wie im Leben verfolgen muß. Wenn von Principien die Rede ist, gibt es unbedingt kein neutrales Gebiet. Der Wahn welcher die Analyse und den kritischen Verstand als profane Mächte von dem heiligen Haine der Lyrik abhalten will ist im innern Zusammenhang und im geschichtlichen Hervortreten innig verbunden mit jener pseudo-„historischen" Theorie welche den gesetzgebenden Volksgeist für etwas Mystisches, Unaussprechliches erklärte, und alsbald von der Despotie adoptirt würde, um die Unterdrückung der selbstbewußten staatenbildenden Vernunft als ein wissenschaftlich berechtigtes Verfahren zu beweisen.

In ganz ähnlicher Weise zieht nun auch auf dem poetischen Gebiet die Theorie des unaussprechlichen Gefühls und der unerklärlichen Sympathie ihre praktische Consequenz. Sie opponirt laut oder versteckt, durch Angreifen oder durch Ignoriren, gegen die Entwickelung der modernen Poesie welche wirklich modern sein, und ihre Stoffe hauptsächlich aus der Freiheitsbewegung im weitesten Sinne, aus Geschichte und Gegenwart nehmen, und die dramatische Form, die der Kritik am leichtesten zugängliche, wählen will. Dagegen beschützt sie eine andere Richtung, für welche sie das glückliche Stichwort „freie Production" erfunden hat. So lange diese Angriffe sich nur gegen die unproductive Reflexion und die innerlich unfreie Tendenz wandten, mußte man sie in dieser Beziehung als berechtigt anerkennen; gegenwärtig aber, da der modernen Poesie eine Bahn gebrochen wird in welcher die Dichter endlich wieder mit den Denkern auf der Spur der Weltbewegung gehen können, ist die „freie" Production diejenige geworden welche sich von der Freiheit und überhaupt von der intimsten Eigenthümlichkeit unserer modernen Welt frei erhält, und die „ewig menschliche" Bewegung der Herzen (das heißt diejenige welche mit der Bewegung der Menschheit Nichts

zu thun hat) zu ihrem Stoffe wählt. Aber Dies ist eine letzte Anstrengung, und die freien Producenten beginnen schon überall in die verachtete Richtung hineinzupfuschen, gerade wie manche Regierungen das alte Geschäft unter einer liberalern Firma fortzusetzen versuchen.

Wir scheinen uns sehr weit zu entfernen von der stillen Einsamkeit unsers Dichters; aber wenn dem Kritiker doch die große Weltlandschaft die Hauptsache ist, so muß er wol erst eine Höhe ersteigen, um zu sehen: ob der Waldstrom an dem er wandeln will nur in einem ringsumschlossenen See zur Ruhe kommt, oder, wenn auch nach sorglosen Irrwegen und Windungen, doch zuletzt in den großen Strom der historischen Menschheit mündet, dessen Wellen wir der Zukunft entgegenrauschen hören, um den und auf dem alles erhöhte Leben sich bewegt und vereinigt.

Von jenen äußern Kennzeichen, durch welche man uns gewöhnt hat etwas freilich auch nur Aeußerliches über diesen Punkt zu erfahren, tragen die Gedichte Bach's kaum eine Spur. Ich meine nämlich, wenn Jemand einen Band Gedichte seinem lieben aber langschlafenden Oestreich dedicirt, so schließt ein gebildeter Mensch mit einiger Untrüglichkeit daraus, daß in diesen Gedichten viel von dem Erwachen und Auferstehen Oestreichs vorkommen wird, und Das läßt sich dann auf dem Wege durch Deutschland leicht bis zu der Menschheit und ihrem Schlaf, ihren Leiden, ihrer Auferstehung hinführen; oder wenn ein Böhme sich an Deutschlands großes Herz wirft, weiß man schon, daß er die Zukunft darin pochen zu hören glaubt; und wenn ein ungarischer Prophet der in seinem Vaterlande keiner ist es in Deutschland zu werden versucht, so braucht man selbst eben auch keiner zu sein um vorauszuwissen, daß er den Einzug der Freiheit in Wien prophezeit, wenngleich man nicht ahnen kann, daß er sie einen „friedlichen Corvin" nennen wird. Die östreichische Nationalität war freilich eine Empfehlung für einen Dichter. Aber als Anastasius Grün uns hinausführte auf seinen „Spaziergängen", und um trostlose Ruinen und dumpfe Gefängnisse die tröstlichen Kränze seiner heitern spielenden Freiheitslieder wand, oder als Lenau die Herzen wieder einmal von Grund aus erschütterte mit den Klängen der verzehrenden Sehnsucht nach Dem was uns und ihm versagt war: da war das Verhältniß doch ein wesentlich anderes als jetzt. Die deutschen Herzen, kann man wol sagen, empfingen blos; und wenn die deutschen Geister auch Manches mitzutheilen hatten, so waren sie doch noch nicht bis zur Lust der Mittheilung, bis zum Pathos für ihre Gedanken gekommen. Jetzt ist Das anders geworden; jene Mission ist erfüllt, und ein östreichischer Freiheitsdichter kann uns Wenig geben was er nicht von uns in weit reicherm Maße wiederempfangen könnte. Die einzige vernünftige Entwickelung dieses Verhältnisses wäre die Umwandelung der östreichischen jugendlichen Propheten in Neophyten, wozu sie bisher freilich weniger bereitwillig schienen. Nach einer Flut von einigen Jahren hat indeß das stolze Rauschen dieser vereinigten Wellen sich gelegt; schon beginnt der unbestimmte politische Drang sich zu bestimmen und zu läutern zur publicistischen Praxis und zur wissenschaftlichen Theilnahme an der geistigen Bewegung. Neben den Symptomen der Absonderung dieses Elements könnte man nun Bach's Gedichte als ein Lebenszeichen der Trennung des andern Elements proclamiren, nämlich als die Läuterung des poetischen Strebens von dem politischen Phrasenzierath: seit langer Zeit der erste lyrische Kahn der ohne die politische oder sociale Tendenzflagge in Deutschland landen will. Doch genug jetzt von Oestreich und Deutschland. Ich will den eben angeknüpften Faden hier nicht weiter verfolgen; zwar nicht aus Respect vor dem „ewigen Meistermann", der noch beim Weben des Ganzen beschäftigt ist, sondern damit es nicht scheint als ob auch hier, wie so oft, die zufällige Eigenthümlichkeit eines Individuums, z. B. eines Dichters, gleich zum untrüglichen Symptom einer Zeitentwickelung verallgemeinert werden sollte.

So weit entflohen aus den Bestimmtheiten dieser Welt ist unser Dichter, daß nicht einmal die nationalen Klänge und Bilder freudig oder schmerzlich in seinen Liedern aufleben. Keine Haiden und Hirten, keine Räuber und Husaren, keine Cymbeln und Zigeunermädchen, kein Laut von Prag, von Wien, von der blauen Donau. Wenn man es nicht sonst zufällig wüßte, aus diesen Gedichten würde man es kaum ahnen können, daß Bach in Prag studirt hat, und jetzt weit unten an der ungarischen Grenze in Einsamkeit lebt. Er ist Arzt, wenn ich recht gehört habe.

Doch wenn auch ein erster Ueberblick die großen hergebrachten Rubriken der vorzugsweise modern genannten Stoffe ganz leer findet, so ist damit noch nicht im mindesten ein ungünstiges Urtheil über die Bedeutung des Dichters begründet. Vielmehr sind diese tendenziösen Stoffe in der letzten Zeit theils so oft und theils so äußerlich behandelt, daß man eine Sehnsucht nach der von innen wiedergeborenen, in Herz und Geist und Phantasie wirklich modernen Dichtung empfindet. Wir möchten nur zu gern wieder einmal einen Dichter hören der wie Goethe oder Heine im einfachsten und gewöhnlichsten Stoff die alte Welt kritisirte und die neue ausspräche, statt daß wir bisher so manche Schlachtenlieder gegen die alte, und so manche Dithyramben an die neue — nach sehr veralteten Melodien absingen hörten. Wir wollen eben die neuen Melodien; und wenn Bach ganz und gar Lyriker ist, so kann uns Das von vornherein nur recht sein; wir hoffen dann vielleicht eben in die Intimität eingeführt zu werden, und in dem Thautropfen eines Blumenkelchs das neue Licht klarer und schöner strahlen zu sehen als von den romantisch gruppirten Schwertern, Bechern, Kelchen und Bannern, vor denen das liberale Publicum bewundernd steht.

Wir haben hiermit gezeigt, daß unsere oben ausgesprochenen polemischen Foderungen keineswegs so exclusiv sind, daß wir diese Gedichte schlechtweg in eine vergangene Periode verweisen müßten, weil ihr Stoff nicht aus der Breite der gegenwärtigen Weltbewegung genommen

ist. Wir treten unbefangen zu ihnen heran. Sie zerfallen äußerlich in zwei Abtheilungen: „Sensitiven" (welche schon früher erschienen sind) und „Neuere Gedichte". Der „Prolog" ist nicht jetzt und zu dieser ganzen Sammlung, sondern damals zu den „Sensitiven" geschrieben. Es scheint schwer, nachdem Uhland seinen Prolog: „Singe, wem Gesang gegeben", so schön gesund und verständig (mit Ausnahme des letzten Verses) gedichtet hat, dasselbe Thema, die Rechtfertigung der kleinern Lichter, noch einmal zu behandeln; jedenfalls aber hat Bach es in durchaus eigenthümlicher Weise gethan. Wir theilen diesen Prolog mit, weil er fast in jeder Hinsicht ein Typus der von ihm eingeleiteten Gedichte ist. Das was wir daran anknüpfen werden ist nicht aus ihm allein gefolgert, sondern ein Resultat des Ganzen, welches sich nun in dem Einzelnen nachweisen läßt.

Wenn des Tages rothes Banner
Wieder dort im Osten flattert,
Wenn er aus dem nächtlich schwarzen
Helmesgitter siegreich schaut —
Sprich, was drängst du, duft'ge Nelke,
Dich aus deiner Blütenhülle,
Wie der Strom glührothen Weines
Der den Kelchrand überschäumt?
Und was flammst du, Purpurrose,
Auf dem grünen Candelaber,
Zu des Tages Siegesfeier
Deine Opferdüfte spendend?
Sprich, wie weit um dich verbreitest
Du den Wohlgeruch im Raume?
Sprich, wie weit? — Ein Knabe mißt es
Mit den ausgespannten Armen!
Und was soll dein leises Flüstern,
Du, o kleines Blatt am Baume?
Sieh, ein Vogel übertäubt es
Wenn er mit dem Flügel schlägt!
„Gerne würd' ich arme Blume
Allen Duft in mich verschließen,
Gerne in den dichten Hecken
Schamhaft säumend mich verstecken,
Wär' ich nur die einz'ge Blume
Die der gold'ne Tag bescheint.
Aber wenn vor ihm die ferne
Eb'ne wie ein Teppich pranget,
Blick' ich sehnend mit Verlangen
Aus des Kelches grünen Spangen,
Und ich blühte gar zu gerne
Zu des Tages Feier mit!
Nimmer würd' ich armes Blättchen
An dem schwanken Aste lispeln;
Lastend würd' ich an den Zweigen
Mich zur Erde niederbeugen,
Wär' ich nur das einz'ge Blättchen
Das die weite Ebne trägt.
Aber wenn der Blätter tausend
Flüsternd ihre Grüße tauschen,
Wenn die Wälder Hymnen rauschen,
Stimm' auch ich im Liede ein!"

Wenn des einz'gen Blättchens Flüstern,
Einer Blume Wohlgeruch
Allzu wenig ist zur Feier
Eines gold'nen Sommertags:
Ist darum die weite Landschaft
Mit den tausend, tausend Blumen,
Tausend Blättern, tausend Bäumen,
Wie sie huldigt, minder schön?!

In diesem feinen Miniaturgemälde, wie es mit zarten Farben und reinlichem Pinsel gemalt ist, offenbart sich weit mehr künstlerischer Sinn als in den Liedern der wilden Lockenköpfe, die das Blühen und Glühen, Duft, Licht, Rosen und Sonnen oft ungeschickt genug zusammenraffen, und eigentlich zur abgenutzten Scheidemünze der poetisch-politischen Bildersprache degradirt haben. Hier ist eine reine, in sich abgeschlossene Allegorie, die menschliche Rede ist über den Rahmen dieses Naturbildes weder herausgezerrt noch in ihn eingezwängt. Eben weil es so unbefangen in sich ruht, und man nicht einmal bestimmen kann, ob der junge Tag nur das ewige Licht des Lebens, oder das aufsteigende Licht der neuen Zeit ist, gewährt es einen ungestörten Genuß — wenn man anders mit der Grundanschauung des Gedichts überhaupt sympathisiren kann. Analysirt man diese, so findet sich freilich (falls man es nicht schon gleich aus dem Tone herausgehört hat), daß der Dichter an keine andern Beziehungen gedacht hat, und daß die Sonne ihm einfach das Licht des Lebens, das Leben, die offene Welt ist, der er auch seine Lieder entgegenblühen lassen will. Doch sehen wir das Wesentliche der Anschauung nicht in diesem Absehen von der Zeit; Das ist etwas Gleichgültiges. Vielmehr zeigt sich in der Anlage und Motivirung des ganzen Gedichts die alte, religiös-romantische Weltanschauung. Das Duften der Blumen, das Rauschen der Blätter ist nicht ihr eigenes freies Sein, sondern ein Cultus des Lichts, eine demüthige, sehnsüchtige Anbetung der belebenden Sonne, nicht anders als wenn die Lerchen früher dem persönlichen Gott Dank- und Preislieder singen mußten, anstatt aus eigener Machtvollkommenheit und zum eigenen Vergnügen zu singen, oder auch gar Nichts dabei zu empfinden. Das einzelne Leben wird als werthlos vorgestellt; nicht der süße Duft, nicht das schöne Roth der Rose und Nelke geben ihr das Recht zum freien Leben, sondern nur die Menge Anderer, unter denen das Einzelne sich unscheinbar und verschwindend fühlt, da ist seine religiöse Demuth befriedigt, es braucht sich nicht zu verstecken, denn es wird übersehen.

Wenn es sich nicht um die Grundanschauung des Lebens handelte, so könnte man jeden Poeten ja gern den Blumen und Blättern alle beliebigen Gefühle nach- und vorphantasiren lassen. Aber ein Dichter der wie Bach zu diesen Phantasien wenig durch andere Dichter angeregt ist, sondern sie in seinem innigen Verkehr mit der Natur selbst erlebt hat, kann nur die Vorstellung welche er als Dichter vom menschlichen Leben hat auf das der Natur übertragen. So erscheint denn auch dem Dichter wie den Blumen das Leben nicht als eine Kraft in seiner Brust und seinem Haupt, sondern als eine Macht über ihm; nicht Mensch und Natur sind Das was wir Leben nennen, sondern das Leben ist ein mystisches Wesen, erhaben über der Freiheit des Einzelnen; und so ist auch die Poesie des Dichters nicht ein freies

Aussprechen seiner Empfindung, das in sich selbst seinen Werth und sein Recht hat, sondern eine Feier des mystischen Lebens; nur indem sein Lied in die Hymnen Aller einstimmt und für sich Nichts ist, darf es laut werden. Wir sind also von diesem Prolog nicht in die wirkliche Welt geführt wo Jeder singt wie ihm der Schnabel gewachsen ist und wozu das Herz ihn drängt, wo Jeder vor allen Leuten sein Lied laut werden läßt wenn er glaubt, daß es in sich werthvoll genug ist neben den Andern, sondern in die alte romantische Welt. In dieser ist die menschliche Existenz nicht eine freie Macht, sondern ein armes wunderliches Geschöpf mit dem das Leben sein Spiel treibt. Dies mystische Leben mag nun Schicksal, All, Gott, Nothwendigkeit, der Herr, oder wie sonst genannt werden, mag mechanisch trocken oder, wie es dem Poeten näher liegt, pantheistisch überschwenglich und geheimnißvoll aufgefaßt werden: immer ist es der Mittelpunkt der alten Anschauung, welche innerlich unversöhnlich der modernen Welt der menschlichen Freiheit gegenübersteht. Wie schwer diese dumpfe Atmosphäre über uns lastet und den klaren Himmel verhüllt, wird nur darum so oft übersehen, weil in den nicht philosophisch gebildeten und befreiten Köpfen und Herzen das Neue oft schon lebendig ist ohne die letzten alten Formen gesprengt zu haben; sie fühlen sich frei bei aller Aeußerlichkeit und Gedankenlosigkeit, die es nicht zur innerlichen Durcharbeitung eines Princips kommen läßt.

Um so interessanter ist es in einer so innerlichen, abgeschlossenen Poetennatur ein Princip nachzuweisen. Die Kritik der gegenwärtigen Poesie hat die Aufgabe: das alte Princip bis in seine feinsten Ausläufer zu verfolgen, und so die Köpfe wie die Herzen zu reinigen für den neuen Organismus der Freiheit, ohne welchen eine wahrhaft moderne Poesie in classischer Vollendung gar nicht denkbar, und ebenso wenig zu realisiren ist. Dies tiefere Eingehen kann ein Kritiker sich ebenso wenig ersparen wie ein Arzt das Anatomiren des menschlichen Körpers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Jubelfest der Universität Jena 1848 oder 1858?

„Die hohe Schule zu Jena ward am 19. März 1548 in Gegenwart der drei Prinzen des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich mit feierlichen Reden eröffnet und war gleich anfangs als Universität gemeint. Aber an Lehrern und Schülern sehr allmälig wachsend wurde sie nach außenhin als paedagogium provinciale und erst dann als ebenbürtige Universität betrachtet, als sie nach der Sitte der jüngern Universitäten die besonders der theologischen Facultät zur Creirung von Doctoren lange verweigerten kaiserlichen Privilegien von Ferdinand I. 1557 erlangt hatte. Hierauf erfolgte am 2. Februar 1558 die festliche Einweihung, wobei noch ganz mittelalterisch auf dem Markte ein Turnier gehalten wurde. Erst dieser zweite Weihetag, obwol in gleichzeitigen Schriften nur als promulgatio privilegiorum academiae Jenensis bezeichnet, ist 1758 als großes Jubelfest begangen worden."

Dieser Satz bildet als Anmerkung den Schluß der beiden akademischen Reden welche einer der gefeiertsten Lehrer der Hochschule Jena, Dr. Karl Hase, unter dem Titel „Das gute alte Recht der Kirche" (Leipzig 1847) herausgegeben hat. Gegen den Schluß der zweiten Rede gedenkt er in folgenden trefflichen Worten der bevorstehenden Feier:

„Es war in dem schweren Jahre 1547 als der Ahnherr unserer edeln Fürsten, der den Kurhut hingab und die Märtyrerkrone gewann, auf den Trümmern seiner fürstlichen Hoheit, im Kerker, von spanischen Trabanten bewacht, die Gründung unserer hohen Schule beschloß, damit sie ein Leuchtthurm werde für die befreite Kirche und statt des verlorenen, in Zweifel gestellten Wittenberg das Ehrendenkmal seines erhabenen Hauses."

Der Heldengeist Luther's ruhte auf dem muthigen Fürsten. Er ließ sich nicht irre machen, obschon Schweres auf ihm lastete. Melanchthon, der Wittenberg mit nach Jena bringen sollte, schrieb in demselben Jahre: „Ich bin erstaunt, daß man in solcher Zeiten Trübsal, noch mitten im Kriege an die Gründung einer neuen Akademie denkt." 27.

Notizen aus England.

Buchhändlertäuschungen.

Ein englischer Verlagsbuchhändler stimmt in die Klage des Schriftstellers im „Athenaeum" über die Unsitte gewisser Buchhändleranzeigen ein, indem er darauf aufmerksam macht, daß mit den Ausdrücken „Bald fertig", „Soeben fertig", „Unverweilt erscheinend", „Soeben veröffentlicht", „Jüngst veröffentlicht" sehr häufig Misbrauch getrieben wird, indem dahinter entweder blos eine höchst zweideutige Sucht dem Andern zuvorzukommen stecke, oder man gar dem Publicum nur an den Puls fühlen wolle, ob das so angekündigte Werk auch Absatz finden werde. So sei vor kurzem ein Werk über Borneo mit Illustrationen als „auf der Stelle erscheinend" angekündigt worden, obwol damals noch nicht eine Platte dazu lithographirt gewesen sei. Diese Misbräuche seien zwar weit geringfügiger als die von dem Schriftsteller welcher die Sache in Anregung gebracht gerügten Zweideutigkeiten in der Buchhändlerwelt, aber sie gehörten auch zu jenem System welches, wenn man demselben nicht entgegentrete, den Buchhändlerbrauch zu jenem Verfahren des Krämers herabsetzen würde der an seinem Schaufenster ankündigte, daß „in der nächsten Thüre nichts Echtes verkauft würde".

Dr. Wigan.

Dr. Wigan, der Verf. des psychologischen und physiologischen Werks „The duality of the mind", welches bei seinem Erscheinen vor ein paar Jahren durch seine eigenthümlichen und seltsamen Ansichten so viel Aufsehen erregte und besonders von Seiten der frommen Leute gewaltige Anfechtung erlitt, ist im letzten Monate des vergangenen Jahres gestorben. Er war unermüdlich im Forschen und Sammeln einer großen Menge der interessantesten Thatsachen die in Bezug auf Geistesstörungen stehen. Mit großem Talent führte er die Sache eines Systems mildester Behandlung Geisteskranker und hat dadurch Viel dazu beigetragen, daß dieser Angelegenheit von der öffentlichen Meinung eine größere Beachtung geschenkt ward, die sich in den letzten Jahren in gründlicher Erörterung dieser Frage in der periodischen Presse kundgegeben hat. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 78. —— 18. März 1848.

Gedichte von Friedrich Bach.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

In Bach ist eine so entschiedene Empfänglichkeit für die Stimmen der Natur, für die Eindrücke ihres Lebens, Werdens und Wechselns, und ein so inniges Verständniß, daß keine philosophische Bildung mit ihrer Tagesklarheit diese holden „Nachtfalter" (wie er selbst seine Lieder einmal nennt) aus seiner Seele hätte verscheuchen können; im Gegentheil würde die Erkenntniß jenes verkehrten mystischen Princips seine Naturpoesie läutern und ihn zu den höchsten Leistungen befähigen. Indem aber nun jene Vorstellung von der Natur seine Liebe zu ihr beherrscht, verfällt er in den Fehler einer solchen Vermenschlichung und Verlebendigung der Natur, welche für das gegenwärtige Geschlecht nur noch eine poetische Reminiscenz, und darum unnatürlich ist. Doch ist dies nicht Bach's eigenthümlicher Fehler; und da er so wahrhaft mit der Natur lebt, daß er uns wenigstens nie zugemuthet an die ererbten Elfen, Nixen, Zwerge und Aehnliches zu glauben, wollen wir kein besonderes Gewicht darauf legen. Das Grundübel besteht darin: daß jene romantische Vorstellung einer übermenschlichen Macht des Lebens, des Schicksals, des Herrn, die menschliche ethische Kraft gebunden hält, und nicht zur Entfaltung kommen läßt. Ein Gemüth welches schon von Natur so fein receptiv, so weiblich, fast mädchenhaft scheu, hingebend, leicht verletzlich organisirt war, mußte unter dem Einfluß jener mystischen Theorie immer mehr sich dieser ursprünglichen Neigung hingeben, und anstatt sich zu befreien ganz in das Traumleben versinken, welches die charakteristische Form der von den freien ethischen Mächten nicht beherrschten Empfindung ist. Die Natur, deren Gestalten gerade so willenlos unter der Macht des Schicksals stehen, wird nicht nur phantastisch als ein Traum des Geistes aufgefaßt, sondern im Uebermaß vergeistigt, vermenschlicht, und die Sympathie des Dichters mit diesen Wesen, die wie er nur leiden und träumen, steigert sich zu einer unerhörten Innigkeit. Es ist eine Abtheilung überschrieben: „Natur und Gemüth"; aber man muß fast lächeln über ihren kleinen Umfang, denn in der That wäre die ganze Sammlung mit sehr wenigen Ausnahmen unter diesem Titel zu begreifen. Man möchte sagen, daß Bach das Menschliche gar nicht anders denken kann als indem er es mit der Natur verknüpft, gar keinen Moment des Gemüthslebens darstellen als verbunden und umgeben von Symbolen des Naturlebens; jeder Schmerzensblick trifft auf eine sterbende Blume, jeder Todeslaut klingt mit einem fallenden Blatt zusammen, jeder Blutstropfen glänzt wie irgend ein blühendes oder welkendes Roth in der Natur; ja nicht blos die Empfindungen, sondern selbst die ethischen Conflicte, die Entschlüsse, die Thaten treten fast nie in ihrem eigenen freien Pathos auf, sondern werden erst durch irgend eine Sympathie mit der Natur als Nothwendigkeit und Schicksal (d. h. als unfrei) motivirt. Diese Sympathie verschuldet die größten Mängel und Fehler des Dichters; aber in ihr ist er zugleich genial, und hat einzelnes Vollendetes in dieser Sphäre geschaffen. Beides muß ich mit Beispielen erläutern, ich bin nur verlegen welche ich wählen soll. Es ist keine Uebertreibung wenn ich behaupte, daß sich von einer ziemlichen Anzahl dieser kleinen kurzen Lieder über jedes eine interessante Recension schreiben ließe. Ein kleiner Cyklus, „Vorwurf" genannt, beginnt gleich:

> Ich will dich nicht, o Mädchen, richten,
> Die meine Kraft gebrochen hat;
> Ich will nicht mit dir kämpfen, Rose,
> Die grausam mich gestochen hat.

Die Parallele ist gefunden, und wird in allen Wendungen und Entwickelungen dieses Verhältnisses durchgeführt; die Innigkeit wird fast kränklich. Er wäscht an der Quelle das Blut von seinen Händen, es soll zur Rose fließen und ihr sagen: Stolze Pflanze, hättest du doch nur bedacht, daß das Blut Dessen den du verletzt hast deine Blumen nie röther färben kann! Dann:

> Seht dort den guten geschäftigen Mann,
> Umhüpft von dem frohen Schwarme,
> Er theilt die erbeuteten Rosen aus
> Und verbirgt die zerstochenen Arme —

So will der Verwundete endlich seinen Schmerz unter die Erde verbergen, und nur in den Rosen auf seinem Grabe soll es flüstern: Ihr Wanderer, pflücket ab! Wie schwächlich ist dies Alles, wie krankhaft, und selbst in der Form (ich rede nicht von Versen, sondern von Composition) verfehlt, fortwährend im Schwanken zwischen einer Allegorie und einer nur mit Tropen geschmückten

Erzählung! Gleich von Anfang eine „gebrochene Kraft", dann der Tod vor Schmerz über diese Verletzung in Aussicht, gerade als wenn Einer sich an den Dornen einer Rose die Brust zum Tode zu verwunden meinte, so übertrieben, eine vom wirklichen Leben und seiner echten Poesie so entfremdete blasse Romantik! In der letzten Wendung hebt es sich wieder; aber als ob der Dichter ohne den Antrieb und Wink der Natur nie ein neues Leben fassen könnte, fügt er den Beispielen von der edeln Vergeltung der Natur (von der zerrissenen Erde die Früchte trägt, von der gefangenen Nachtigall die schöner singt, vom zerstäubten Wasser das in sieben Farben spielt) seine eigene Vergeltung, die ein zartes Lied ist, nur als einen Nachklang, eine Nachahmung der Natur hinzu. Und wie ganz charakteristisch: was denn die beiden innerlich getrennt hat (also die ethische Bestimmtheit) erfährt man gar nicht; nur die Trennung, nur das unabänderliche Factum, an dem ein Leben ohne Weiteres zerbrechen soll wie man sich zufällig an einer Rose ritzt. Ebenso wenig können wir uns aus demselben Grunde vernünftigerweise für eine andere Trennungsgeschichte interessiren; wir hören den Dichter sagen: Um unser Glück ist es gethan! Aber dies Unglück wird rein mystisch motivirt durch das Eintreten eines sympathetischen Moments in der Natur:

> Siehst du das Jahr und sein Verscheiden?
> Siehst du der Blätter bunte Spiele?
> Dein Blick, er scheinet mich zu meiden,
> Und du errathest was ich fühle!

Für poetisch werden Das allerdings Diejenigen halten welchen die stehende Phrase des zufälligen, schicksalsmäßigen, willenlosen „Scheiden und Meiden" noch ein ästhetischer Glaubensartikel ist. Scheiden und Meiden ist allerdings etwas „Allgemeinmenschliches", und in naiven Volksliedern hören wir es gern, aber nicht in dieser weltschmerzlich leeren, unfreien Auffassung.

Natürlich hat dies consequente Absehen von allem Ethischen zur Folge, daß die übertrieben innige Gemeinschaft mit der Natur sich endlich in der kränkelnden und phantastisch verwirrten Art der Romantik ausspricht. Entweder geräth der Dichter so weit in die Formlosigkeit, d. h. er beherrscht sich selbst so wenig, daß er sich in eine unausgeführte Naturallegorie verläuft, während er doch angefangen hatte von Menschen zu erzählen, oder er wirft so ganz nur ein Daguerreotyp seiner träumerisch schweifenden Empfindungen aufs Papier, daß nur Wortspiele und Anklänge auf den Zusammenhang leiten. Eins der schlechtesten Stücke führen wir an:

> Warum hängt ihr, dunkle Weiden,
> Eure Zweige in die Wasser?
> Und was blüht ihr, grüne Linden,
> Auf der Straße himmelwärts?
>
> Sieh, wie Wasser wogt's die Straße,
> Zieht des Wegs und kehret wieder;
> Doch die Wellen ziehen schmeichelnd —
> Aber keine kehrt zurück!

Unnütze Fragen und eine unverständliche Antwort! Doch ahnt man ungefähr die Intention; es ist der Anklang einer Sympathie mit dem unbeachteten, verlassenen Leben der Natur, und dies Verlassensein ist dem Dichter wieder nur darum so rührend, weil er darin ein schweigendes Symbol seines eigenen und alles menschlichen Schicksals sieht. Man errāth Dies wenn man die Gedichte alle gelesen hat; doch darauf kommen wir noch zurück.

Diese und manche ähnliche Unklarheiten sind übrigens in ihrer Entstehung ebenso wenig unerklärlich als die Erfahrung, daß sehr Viele sie für poetisch halten. Der Grund beider Erscheinungen ist die in der ganzen lyrischen Romantik herrschende Verwechselung der Poesie mit der Musik. Der romantische Unsinn ist im besten Falle eine verfehlte Uebersetzung von Melodien in Worte; der Dichter ein verfehlter Componist. In der Musik läßt sich nur eine Reihenfolge von Empfindungen bestimmen, die erst durch die schöne Composition ein Gedicht, ein Kunstwerk werden das seine eigene Sprache redet, das in Tönen denkt. Die romantische Unklarheit übersieht ganz die Verschiedenheit des Wortes vom Ton, und zu schwach oder zu träge zur freien künstlerischen Thätigkeit glaubt sie Poesie zu geben wenn sie ein auf Empfindungen anspielendes Bild, oder Worte gibt die oft nur durch ihren Tonfall, ja durch den einzelnen Klang ein bestimmtes Gefühl auszudrücken scheinen. Diese romantische Musik spielt auch Bach zuweilen fast so unklar wie nur je Clemens Brentano sie uns als Poesie geboten hat.

Die übrigen Aehnlichkeiten mit den Romantikern sind folgerichtig im Keim oder ausgebildet vorhanden — aus gleichen Principien gleiche Wirkungen. Ich nenne die Formlosigkeit freilich eigentlich nur, weil Bach leider dadurch mehr als ein mal den Componisten die Benutzung seiner schönsten Lieder schwer oder unmöglich gemacht hat. Sonst mag ich sie ihm nicht absonderlich vorwerfen, denn seine Formlosigkeit ist meistentheils nicht dichterische Unfähigkeit, welche die bequemen reimlosen quasidithyrambischen Maße wählt, vielmehr beginnt er sehr oft einen bestimmten Versbau, und hat in manchen Gedichten gezeigt, daß er einfach und ohne Künstlichkeitsbestreben doch die Rundung und metrische Vollendung wohl kennt und geben kann. Aber nur zu oft hält ihm dann ein Gefühl welches von melancholischem Indifferentismus gegen sein eigenes Product bis zu einer edeln zarten Scheu vor allem Gemachten schwankt seine Hand vom Bilden und Bessern ab. Er schmiegt die Worte ganz den Wellenbewegungen der Empfindung an, und es kümmert ihn wenig wenn der harmonische Fluß plötzlich in einen Strudel, einen schroffen Absturz endigt, er hat es ja so empfunden! Trägt die Empfindung ihn aus dem Maße des ersten Verses in ein anderes, oder auch in gar kein bestimmbares über, aus den Reimen ins Reimlose und umgekehrt: immer folgt er ihr, er gibt uns den Strauß wie er die Blumen gefunden, nicht wie er sie künstlich geordnet hat. Und diese Frische, dies wild Abgerissene hat oft einen solchen Reiz der Wahrheit und Natur, daß man entweder diesen nicht fühlen oder ein pedantischer

Kunstrichter sein muß um Bach einen ernstlichen großen Vorwurf aus seiner Formlosigkeit zu machen. Man sollte es endlich begreifen, daß die Form eines lyrischen Gedichts noch etwas Anderes ist als die richtigen Reime, die gleiche abgemessene Sylbenzahl, als das rein äußerlich Metrische mit Einem Wort. Mir scheint vielmehr in der Natürlichkeit die in Bach's besten „formlosen" Gedichten gesiegt hat ein regeneratorisches Element für die Lyrik zu leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

History of the conquest of Peru. By *W. H. Prescott.* Zwei Bände. London 1847.

Ein eigenthümliches Interesse kettet sich an das Erscheinen dieses Werks. Der Verf., mit Sitz und Stimme in der Literatur durch seine „History of Ferdinand and Isabella of Spain" und durch seine „History of the conquest of Mexico", wird blind gesagt. Jetzt tritt er mit einem Werke über Peru auf, dem Ergebnisse tiefer Forschungen und angestrengter Studien. Das Gerücht muß eine Lüge sein und ist Wahrheit. Er selbst erklärt es dafür im Vorworte und daß er auch schon die zwei frühern Werke bei wochen-, monate- und jahrelanger Blindheit geschrieben habe. Das Ohr war der Vertreter des einen gänzlich erblindeten und des andern bis zur Unbrauchbarkeit kranken Auges. Der einzige aus diesem erzwungenen Schaffungsproceß hervorgegangene und ein verhältnißmäßig leicht wiegender Nachtheil zeigt sich in der bisweilen zu großen Anhäufung malerischer Beiworte, in einer etwas gesuchten Contrastirung der Farben, in einer zu glatten, zu geschliffenen Politur oder kurzweg in einem mitunter überladenen, nicht so leicht und stetig fließenden Stile wie gute Geschichtschreibung ihn bedingt und wie er auch beim Verf. Regel ist.

Gleich seiner „History of the conquest of Mexico" eröffnet er das neue Werk mit einem Blicke auf die Civilisation des besiegten Volks, und wenn die der Azteken nach seiner Schilderung Staunen erregt, so macht die der Peruaner es natürlich, daß die ersten spanischen Entdecker Wunder an Wunder zu sehen meinten. Der Herrscherstamm der Inkas, eine Dynastie von blos dreizehn Fürsten, knüpfte seinen Ursprung an die Gottheit, und der peruanische Gott war die Sonne, ihre Verehrung absoluter als bei irgend einem andern Volke. Zwar wurde außerdem auch der große Geist Pachacamac oder Viracocha, der Lebensspender, der Schöpfer, verehrt. Doch besaß er nur einen Tempel, und sein Dienst scheint der letzte Ueberrest eines früher weitverbreiteten religiösen Glaubens gewesen zu sein. Alle großen Tempel Perus waren dem Sonnengotte gewidmet als oberster Gottheit und Vater des Herrschergeschlechts. Seine Priesterinnen waren Jungfrauen, und im Allgemeinen galt der Dienst einer milden, wohlthätigen Gottheit. Menschenopfer kamen selten vor und nie in der Mehrzahl. Eine unantastbare Mauer umfaßte den Gott der Inkas von Peru. „Selbst die Stolzesten des Inka-Adels, obschon sie ihre Abkunft von demselben göttlichen Urquell herleiteten, wagten sich in die königliche Gegenwart nie anders als mit nackten Füßen und einer leichten Last auf der Schulter zum Zeichen der Huldigung." Der König war zugleich allein gesetzgebende und vollstreckende Gewalt, sein Wort Gesetz, er Befehlshaber der Heere, wenn aber in mancher Hinsicht ein abgeschlossener orientalischer Despot, in anderer der zugängliche Fürst seines Volks. Bei seinen von Zeit zu Zeit vorgenommenen Fahrten durch das Reich, wo tausend Adelige abwechselnd den Palankin trugen, hielt er als oberster Feudalherr Gericht, nahm Bittschreiben um Abstellung von Beschwerden und Klagen über die Tribunale in Empfang, und entschied und that sie ab als alleiniger Appellrichter.

Weil der Inka vom reinsten königlichen oder vielmehr von göttlichem Stamme sein mußte, wurde die Schwester des Inka seine Gemahlin. Der Sohn und Erbe kam dann unter die Obhut weiser Männer, die ihn spartanisch streng erzogen. Auf dem Throne konnte er sich entschädigen durch den Pomp, die Macht und alle Ueppigkeit des Orients. Die Coya oder Königin besaß die Würde einer Gemahlin des Königs — nicht mehr. Der Inka wählte sich aus den Jungfrauen des Sonnengottes so viele untergeordnete Gemahlinnen als ihm beliebte. Nur sein Tod läßt die sanften Peruaner grausam erscheinen. Seine Ehre mußte über das Grab hinaus erhalten, Nichts was er durch seinen Gebrauch geehrt durfte nach seinem Hintritt entweiht werden. Deshalb begrub man mit ihm seine Schätze und seine Waffen und tödtete seine Diener und Frauen.

Obwol absolut despotisch sorgte die Regierung väterlich für das Volk. In gewissem Sinne war aller Grund und Boden Staatseigenthum, „das gesammte Gebiet in drei Portionen getheilt: eine für die Sonne, die zweite für den Inka, die dritte für das Volk". Eroberte Provinzen wurden ebenso getheilt, jedoch mit Rücksicht auf die Einwohnerzahl die Portion des Volks bald größer, bald kleiner. Die Ländereien der Sonne waren das Kirchengut, aus welchem die Kosten des öffentlichen Gottesdienstes, der Antheil des Inka war die Krondomaine, aus welcher die Kosten seines Hofstaats bestritten wurden. Die Volksparcelle erlitt jedes Jahr neue Theilung. In bestimmtem Alter mußte jeder Peruaner heirathen. Der für Alles sorgende Staat gab ihm die Gattin und ein zum Unterhalt genügendes Stück Land, welches beim Zuwachs der Familie — bei einem Knaben um doppelt so viel als bei einem Mädchen — vermehrt, bei deren Verminderung wieder gekürzt wurde. Das Volk bearbeitete alle drei Parcellen; zuerst das Kirchengut, dann die Ländereien der zur Arbeit unfähigen Armen und Greise, der Witwen, Waisen und im Dienst befindlichen Soldaten; demnächst Jeder sein eigenes Land mit allgemeiner Verpflichtung zu gegenseitiger Hülfsleistung; zuletzt die Krondomaine. Ferner beaufsichtigte der Staat die häusliche Thätigkeit. Die über die Sierras ziehenden Lamaheerden gehörten den Inkas. Alle in die öffentlichen Speicher gesammelte Wolle wurde unter das Volk vertheilt, welches sie spinnen und weben und daraus seine Kleidung fertigen mußte. Desgleichen waren die Bergwerke Regale. Die Bergleute und Handwerker standen unter amtlicher Controle, und Jeder mußte für den öffentlichen Dienst eine bestimmte Arbeitsquote liefern. Alle Beschäftigungen waren erblich, Jeder der Nachfolger seines Vaters in dessen Kunst oder Handwerk. Alles wurde auf Commando und Trompetensignal gethan. Jede Arbeit hatte ihren Aufseher, vom Bestellen der Felder bis herab auf das Spinnen der Frauen und Kinder. So regelte öffentliche Autorität den ganzen Gang des peruanischen Lebens. „Keiner der arbeiten konnte durfte das Brot des Müßiggangs essen. Während Fleiß öffentlich anempfohlen und durch Belohnungen befördert wurde, war Trägheit in den Augen des Gesetzes ein Verbrechen und als solches strafbar."

Die allgemeine Staatsaufsicht, sowie daß Einer für Alle, Alle für Einen arbeiteten, erklärt die außerdem auffallende Erscheinung, daß die Peruaner ungeachtet ihrer Civilisation, ihrer Fortschritte in gewissen Künsten und ihres Ueberflusses an edeln Metallen, aus welchen sie ihre Werkzeuge und ihre Zierathen fertigten, keinen Begriff vom Geld hatten. Alles Gold und Silber, das sie auf rohe und ungeschickte Art gewannen und mit vielem Geschick und Scharfsinn zu Ringen, Spangen und Gefäßen verarbeiteten, wurde eben zu nichts Anderm verwendet.

Der romanähnlichen Geschichte von Perus innerer Verfassung folgt die Romanze seiner Eroberung. Ein Bastard, ein Findling und ein Priester, Pizarro, Almagro und De Luque, haben Gerüchte vernommen von einem großen Reiche, welches dem unter Cortez' Waffen gefallenen Mexico zwar an Umfang gleich, aber an Gold- und Silberschätzen weit überlegen, und schließen einen feierlichen Vertrag dieses unbekannte Eldorado

zu erobern und zu theilen. Nach Schwierigkeiten welche den Muth jedes Andern als spanischer Abenteurer gebeugt, jeden andern Beweggrund als das seltsame Gemisch ritterlicher Abenteuerei mit Habgier und Fanatismus erstickt haben würden, nach Drangsalen und Mühen vor denen Viele zurückgebebt waren, und von denen es Wunder nimmt, daß noch Einige ihnen die Stirn geboten, stürzt sich Pizarro mitten in dieses ungeheuere und organisirte Reich, dessen Herrscher auf einen Wink 100,000 Krieger um sich scharen konnte, er an der Spitze von weniger denn 200 Mann, die erschöpft von Strapazen und schlecht bewaffnet waren, unter ihnen nur drei Arquebusire, kaum 20 Bogenschützen und höchstens 67 Reiter, dabei keine Möglichkeit des Rückzugs — und Pizarro wird Herr von Peru.

Alles Dies hat Prescott ebenso meisterhaft beschrieben als nachher im zweiten Bande das Walten der Nemesis über dem Hause Pizarro's, die Kämpfe der Spanier unter sich wie wilde Bestien um ihre Beute, den Kampf zwischen Pizarro und Almagro, und den Untergang von des Erstern ganzem Geschlechte. *) 10.

*) Derselbe Uebersetzer der bereits Prescott's frühere Werke: „Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien" (2 Bde., Leipzig 1842), und „Geschichte der Eroberung von Mexico" (2 Bde., Leipzig 1845), übertrug, liefert eine deutsche Uebersetzung des neuen Prescott'schen Werks. Soeben erscheint davon der erste Band und wir berichten später ausführlicher darüber.
D. Red.

Deutsche Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart. An den modernen Stichwörtern gezeigt von Bogumil Goltz. Frankfurt a. M., Zimmer. 1847. 8. 22½ Ngr.

Bei einer Schrift wie die vorliegende ist jede Kritik am Ende. Das Glaubensbekenntniß des Verf. beurkundet sich z. B. in folgenden Worten: „Die Schamlosigkeit, die Lieblosigkeit, die Frechheit gegen alle Autoritäten, die Rebellion gegen alle Sitte und Gesetz, der Unglaube, der Egoismus, die Treulosigkeit, und in derselben die Gewissenschändung, die Eidbrüchigkeit, die Ehrlosigkeit, die Charakterlosigkeit, die Isolirung des Herzens vom Herzen, von Gott und Natur: Das eben ist die Sklaverei welche an das entsetzlichste Princip gebannt ist, nämlich an das ausgehöhlte Ich. Das ist der Aberglaube an das häßliche Ungeheuer, an den Götzen Profanverstand. Das ist der Seelentod bei lebendigem Leib. Gebunden will das Herz sein an das Herz Gottes und an jegliches Menschenherz" u. s. w. Kann man mit einem solchen Verfasser, mit einer solchen Ansicht noch rechten? Der Verf. will an „den modernen Stichwörtern" die „deutsche Entartung" darstellen, und hat eben nur Schimpfereien Seite für Seite. Was er bietet ist höchstens ein mit sentimentalen Phrasen aufgeschmücktes Abfud aus der „Evangelischen Kirchenzeitung", dem „Volksblatt" von Tippelskirch, und den „Historisch-politischen Blättern". Solche Stimmen wie diese documentiren am besten die Ohnmacht des pfäffischen und socialen Princips welches sie quand-même vertreten wollen. Der Bildungszustand des Verf. tritt wie aus der ganzen Schrift so noch in folgender Stelle besonders hervor: „Es soll heute 'mal kein anderes Werkheiligthum existiren als dasjenige welches der zeitweilige Zeitgeist für ein solches und für ein Welt-Evangelium proclamirt haben will, nämlich: die Oeffentlichkeit, die überall offen sein soll und nirgendwo zu, die Oeffentlichkeit mit dem offenen Kindskopf bei allerlei Volk; das Vorwärts das sich nirgend den Rücken gedeckt hat, das von jedem Rückwärts lospräparirt gar keinen Rücken besitzt, und somit als bloße abstracte Visage und als Larvengespenst ohne irgendwelches Gegengewicht der Historie und alten Zeit in die abstrakte Zukunft hineingeschnellt ist; der von den Publicisten dictirte Zeitgeist, der weder die Geister noch die Gespenster zu bannen versteht die er beschwört, der immer was Anderes will als eben vorhanden ist, und der nimmer weiß was es an der göttlichen Zeit ist; das Zeitbewußtsein welches nur für ein zusammengelesenes Zeitungenbewußtsein passiren kann; die Lichtfreundlichkeit ohne heiligen Ernst, ohne Schatten und Nacht, ohne Form und Gestalt, und vor lauter chinesischer Lichtmalerei ohne Physiognomie und Gesicht; die Unpersönlichkeit, getraut mit der flauen Idee, behufs der Erzeugung einer absoluten Vernunft-Objectivität welche alle Gottes- und Urvätergeschichten im kürzesten Proceß säcularisirt; die Gewissensfreiheit, ohne ingottliche Wissenschaft, ohne irgendwelche Gewißheit und ohne Gesetz, aber von der öffentlichen Tagesmeinung und von jeglichem Atheismus und Atheismus und Naturalismus tyrannisirt; die Cassation der Autoritäten im Interesse und zu Gunsten jeder Correspondenzler-Autorität; die politische Mündigkeit in aller Leute Mund, und mit dem ultraliberalen Vormund, der durch jedes Sudelblatt spricht; die Preßfrechheit welche man Preßfreiheit zu nennen beliebt, und durch welche die Geister viel schlimmer mit kirchlich-politischen Ordonnanzen und Tagesparolen unter Censur und Druck gehalten werden wie nur je durch die alte Büchercensur" u. s. w. So geht es fort in lauter Tiraden. 8.

Miscellen.

Danton als Prophet.

H. Laube läßt in seiner Schrift „Paris 1847" (Manheim 1848) Mignet, den er besuchte, Folgendes erzählen:

„Ludwig Philipp sei als junger Herzog von Chartres in der Nothwendigkeit gewesen einen Paß nachzusuchen und deshalb einem Minister Visite zu machen. Dieser Minister sei Danton gewesen und Danton habe ganz sentimental gesprochen. Unter Anderm habe er geseufzt über die schmerzliche Aufgabe solcher Schreckensherrschaft welche sie durchführen müßten, und habe hinzugesetzt: «Dies Alles thun wir für Euch — pour vous, vous — Ihr erntet die Früchte davon.» Diese Aeußerung habe der König vor kurzem wiederholt, und es habe geklungen als ob Danton für Ludwig Philipp persönlich prophezeit habe."

Jüdisches Sprüchwort.

Im Talmud kommt das Sprüchwort vor: „Die Mücke wird den Hammerschlag gewohnt." Es soll folgenden Ursprung haben. Die Rabbinen erzählen: Dem Kaiser Titus sei, als göttliche Strafe für die Zerstörung von Jerusalem, eine Mücke mit einem kupfernen Stachel durch die Nase ins Gehirn gedrungen und habe ihn seitdem beständig gequält. Einst sei er vor einer Hammerschmiede vorbeigegangen; die Mücke habe sich vor dem Lärmen entsetzt und das Stechen unterlassen. Dies sei dem Kaiser nicht entgangen; er habe daher in seiner Nähe ein beständiges Hammergeräusch unterhalten lassen. Die Mücke aber habe sich daran gewöhnt und ihn nach wie vor mit ihrem Stachel gepeinigt.

Bibliophilie bei den Römern.

In Kaiser August's Zeitalter waren auch die Bücher ein Gegenstand des Luxus bei vornehmen Römern. Man liebte vorzugsweise niedlich-kleine Abschriften der Werke beliebter Schriftsteller, namentlich der Dichter, und ließ die Titelblätter mit den Portraits der Verfasser schmücken. Hätten wir jetzt nur noch ein einziges jener zierlichen Boudoirbüchlein, man sagt nicht zu viel, man würde es zwei-, dreifach mit Gold aufwiegen. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 79. —— 19. März 1848.

Gedichte von Friedrich Bach.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Ganz anders muß ich freilich über einen Charakterzug urtheilen den Bach ebenfalls mit den Romantikern gemein hat: die Spielerei, die Ironie, die Kälte. Vielleicht ist in den ironischen Anklängen, die sich nur in den frühern Gedichten finden, ein Einfluß von Heine zu sehen; die Spielerei mit Bildern und Gefühlen ist aber offenbar eine Folge der zu engen Beschränkung in den Zauberkreis der Naturempfindung, und der Indifferenz gegen die Macht der menschlichen Freiheit. Es lautet wunderlich wenn man einem so zartfühlenden Dichter Kälte vorwirft; ich kann es aber nicht anders nennen, wenn Motive der höchsten Leidenschaft, des concentrirtesten Gemüthslebens, nur ein träumerisches buntes Bild veranlassen, das sich doch so hübsch macht, das so poetisch gefunden wird! Ich führe ein Beispiel an:

Romanze.

Er sprach zu mir in vertraulicher Stund':
„Deine Wangen sind roth, und dein keuscher Mund
Wie die Blüte des Rosenlorbers!"

Ich lachte, da sah er mich liebend an:
„Deine Stirn ist weiß wie der Pelikan,
Welcher nistet im rauschenden Rohre!"

Der Pelikan hat sich die Brust verletzt,
Und mit dem Blut seine Kinder geätzt:
Mein Liebster zog aus, und kampferhitzt
Hat er für uns sein Blut verspritzt!

Da sucht' ich ihn auf und sah ihn an:
„Wie bist du so bleich wie der Pelikan,
Welcher nistet im rauschenden Rohre!"

Da küßt' ich ihn weinend: „So bist du nun todt!
Wie quillt aus der Wunde dein Blut so roth,
Wie die Blüte des Rosenlorbers!"

Die beiden ersten Verse bleiben immer schön; wie klingt in diesem weichen Ausmalen der Bilder so ganz die Stimmung der „Vertraulichen Stunde", des Verlorenseins in die Anschauung und Gegenwart uns entgegen! Und wer ließe sich nicht auch beim ersten Lesen bezaubern von der Symmetrie des Gedichts, von den so ganz durchgeführten Parallelen, durch die das Ganze in sich zurückgekehrt und abgeschlossen ist; aber die Bilder die einem liebenden Dichterherzen in vertraulicher Stunde schön stehen sind unnatürlich und kalt im Munde der Unglücklichen, im Moment des höchsten Schmerzes. Es ist wieder das Phantom der Harmonie mit der Natur, dem dies kalte Opfer gebracht ist. Dies weibliche Wesen ist Niemand Anderes als der Dichter selbst, der als Erzähler allenfalls das tragischzufällige Spiel des verwandelten Bildes von Roth und Weiß hätte aussprechen können; aber er fühlte gar nicht, daß es in einem Moment der Leidenschaft unnatürlich für das Herz wäre, denn das Herz, das freie menschliche Gefühl existirt oft kaum für ihn, er kennt nur ein Herz das sich in der Natur bespiegelt, wiedererkennt und träumt. So ist es auch ganz charakteristisch für Bach, daß der Entschluß zum Tode (im dritten Verse) gar kein Entschluß ist, sondern nur eine Parallele zum Instinct des Pelikans.

Und welchen Inhalt gibt diese Anschauung, in der alles menschliche Leben nur mit der Natur verbunden, vom mystischen „Leben", von der dunkeln Macht des „Herrn" beherrscht ist, welchen Inhalt gibt sie dem wirklichen Leben? Die Vergänglichkeit, das Nichts, den Tod! Der Mensch erscheint wie eine Erdenpflanze, er blüht, er liebt — woher dies Blühen und Lieben, Das wissen wir nicht; er welkt und die Liebe stirbt — warum, Das wissen wir nicht, es ist so, es ist eine Macht der wir willenlos hingegeben sind; wir streben und hoffen, und wissen nicht was und warum; wir sehen alle Jugendträume abfallen und unsere Kraft zerbrechen — und wir „müssen's eben leiden". Da der Dichter nun doch nicht wirklich gleich stirbt, bleibt ihm Nichts übrig als wie den alten Christen der Cultus des täglichen Sterbens; denn das Sterben ist ja der Inhalt des Lebens. Eine Welt der menschlichen Freiheit, der sittlichen Conflicte, der That und Wiedergeburt gibt es nicht; bis zur Auferstehung kommen wir nie, sondern nur bis zum Sterben, zum fortwährenden Sterben. Ob das Leben überhaupt Etwas ist? Wenn ich es nur wüßte! Eine Vernunft und vernünftige Zwecke — armselige, vergebliche Mühe! Wen soll ich fragen als die Natur und den Menschen dann, wenn er auch bewußtlose Natur ist! Vielleicht verrathen sie das Geheimniß.

Wenn ich nur wüßte
Was die Blätter schallen,

Wenn sie welk vom Baume
Herunterfallen!

Wenn ich nur wüßte
Was die Mauern sprechen,
Wenn sie morsch vor Alter
Zusammenbrechen!

Wenn ich nur wüßte
Was die Wellen sagen,
Wenn sie um die Häupter
Versinkender schlagen!

Wenn ich nur wüßte
Was die Sterbenden lallen,
Wenn schlaff schon die Arme
Herunterfallen!

Sind es Klagelaute?
Ist dann nichtig alles Streben?
Sind es Jubellieder?
Sagt, was ist dann unser Leben?

Die Antwort ist also, mögen es Klagelaute oder Jubellieder der Natur sein, beide mal: das Leben ist Nichts! Wenn man freilich die Mystik überhaupt aufhöbe und sagte, daß Blätter, Wellen und Steine keins von Beidem thun, weder klagen noch jubeln: so würde das Leben Etwas das sich wenn auch nicht für den bloßen Träumer, doch für den Menschen der Mühe verlohnte. Aber die Mystik bringt es nur bis zum Sterben, nein, nur bis zum Traum davon. Eine kleine Abtheilung ist überschrieben: „Lieder vom Sterben"; daran ist nur auszusetzen, daß dieser Titel nicht den größten Theil der ganzen Sammlung auch äußerlich umfaßt, wie er es wirklich dem Inhalt nach thut. Es ist das alte Hiobslied nicht, denn das wurde doch vom wirklichen Sterben gesungen; hier aber stirbt Alles täglich „nach dem inwendigen Menschen". Uebrigens ist es trotz dieser großen Aehnlichkeit nicht mehr das gläubige, christliche Sterben; denn einen Himmel kennt der moderne Poet nicht mehr:

O armer Trost, zu wissen,
Daß, wenn der Staub verstreut,
Aus Grabesfinsternissen
Die Seele sich befreit!

Bach ist nicht gläubig, denn sonst hätte er wenigstens etwas Positives; vielmehr hat dies unbestimmt religiöse Verhalten zur Natur und der Lebensmacht allen Glauben an eine Wirklichkeit verzehrt; nothwendigerweise, da es kein freies Streben aufkommen ließ, und doch unbestimmt war und Nichts als Gefühle gab.

Ein flücht'ger Schaum, ein leeres Nichts,
Was unser Herz erfüllt —
Mein Lied, es ist ein Wandersmann,
Im Mantel tief verhüllt!

Es streift im Wandern Blatt um Blatt
Verdorrt vom Lebensbaum,
Sein Fuß rauscht hin im welken Laub,
Es raschelt wie im Traum:

„Wer stört uns auf aus uns'rer Ruh'
Mit hastig wildem Schritt?
Wir waren Träumer einst wie du,
Der uns mit Füßen tritt!"

Davon, daß ein welkender Jugendtraum ein Keim zur reifen männlichen Entwickelung ist; oder daß das Brechen eines Bundes, das Verlassen einer Liebe ethische Bedeutung hat; daß das Gefühl der Vergänglichkeit im gesunden Menschen vielmehr den Puls zum Leben mächtig reizt, daß Schmerzen stählen — mit Einem Wort: von der Welt der menschlichen Freiheit weiß der Dichter Nichts, er kennt nur das mit der Natur sympathisirende Gefühl. Sein Trachten und Streben wurzelt nicht in seiner eigenen Kraft, strömt nicht aus der immersprudelnden Quelle der Freiheit in seiner Brust, sondern es ist wie Zweige am Baum; schlägt der Sturm sie ab, so ist es eben geschehen und läßt sich ewig nicht ändern, der arme Baum muß

Lebendig todt
Und traurig wurzeln
In der dunkeln Erde.

Das Resultat dieser Anschauung ist nothwendig. Da Alles nur ein Vorbei, ein Vergessen, Versunken, Verloren, ein unwiederbringliches Hin! ist, und dies Sterben der einzige Inhalt des Lebens ist: so wird das Leben zur Last, er wird es müde.

Indeß ich Welt und Liebe singe,
Vergeht die Zeit, ein schwerer Traum,
In immer neue Jahresringe
Hüllt sich die Seele wie der Baum.

Schon der Gedanke muß ermatten:
Wie viele Jahre floh'n vorbei!
Wie viele Wolken warfen Schatten
In diese stille Siedelei!

(Der Beschluß folgt.)

Die Männer des Volks, dargestellt von Freunden des Volks. Unter Mitwirkung von L. Braunfels u. A. Herausgegeben von Eduard Duller. Erste bis achte Lieferung. Frankfurt a. M., Meidinger. 1847. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Unter den deutschen Schriftstellern ist seit einigen Jahren ein ungemein reger Eifer für verständige Volksbildung erwacht. Es sind viele klare Köpfe unermüdlich thätig, viele ehrliche Herzen bis zur Begeisterung entbrannt, um die abschreckenden behindernden Trümmer der aus dem finstern Mittelalter noch übrig gebliebenen Scheidewand zwischen der Bildung der Gelehrten und des Volks niederzureißen. Sie wollen dafür freie, lebensfrische Verbindungswege und gesunde, anmuthige Plätze erstreben, auf denen Geist und Gemüth in gegenseitiger würdiger Beachtung sich stärken und erfrischen, erheben und erfreuen können. In diesem Wollen prägt sich die Hoffnung einer segensreichen Zukunft aus; es liegt darin ein aufklärender Lichtpunkt, von dem man recht von Herzen wünschen kann, daß er immer mehr und mehr erstarke, um das Wolkengewirr unserer Lage zu zertheilen und des Himmels Klarheit und Schönheit wieder ungetrübt erkennen zu lassen. Wer kann sich über eine solche Rührigkeit unserer heutigen Gelehrten nicht freuen, wer kann das wahrhaft Edle in diesem feurigen Wollen verkennen! So ist es recht, so sind die deutschen Literaten auf dem lang verfehlten Wege ehrenwerther Verständigung. Sie haben den Geist der Zeit in dem Geiste des Volks und seiner Entwickelungsgeschichte richtig erfaßt. Möchten doch nun die entehrenden Tage des Hohns, welchen das sogenannte Junge Deutschland und sein noch verwilderter Nachwuchs über sein eigenes

ehrwürdig altes Vaterland leichtfertig ausgeschrien hat, möchten sie doch nun endlich ganz überlebt sein. Wir wollen sie ja gern verschmerzen und vergessen. Wie wohlthuend ist schon jetzt die Zeit des Umkehrens, wo es nur noch ausnahmsweise vorkommt, daß sich die Lärmtrommel der entarteten französisch-deutschen Brauseköpfe hören läßt, welche die tief und fest im Volke wurzelnde kerngesunde deutsche Nationalnatur gar nicht kannten und nicht kennen und schätzen lernen wollten, welche sich lediglich darin gefielen Alles zu verdächtigen, Alles zu betäuben und zur Revolution zu entflammen. Man wollte Freiheit und knechtete doch den Geist in die fremde Form unserer nationalen Feinde; man wollte Aufklärung und gab Verblendung; man wollte veredeln und begann mit übermüthigen, gemeinen Eingriffen in die Religion und in die Poesie unsers Volks; man wollte den Fortschritt und sah in aller Ordnung, in allem Bestehenden ein wegzuräumendes Hinderniß. Wie konnte aus einer so verkehrten Welt etwas Vernünftiges werden?

Das vorliegende Werk ist nun eine schöne Blüte aus der jetzt bekehrten bessern Zeit. Es ist auf einem gut bestellten, fruchtbaren Boden unter einem reinen Himmel aufgewachsen und verspricht gesunde Früchte zu tragen. Seine Mitarbeiter sind zum Theil selbst schon Männer des Volks, zum Theil hoffnungsvolle Lieblinge des Volks, von denen die Bewährung noch zu erwarten steht. Es fehlt ihnen Allen nicht ein begeistertes Herz für das unvergänglich Große im Volke, es fehlt ihnen nicht an Wissen, an Erfahrung und Geschick den Taktschlag in der Brust des denkenden und fühlenden Volks bis zum Entzücken zu beleben und den Sinn für das Edle in der Natur des Menschen zu wecken, zu schaffen, zu klären, zu heben. Sie wollen das Volk mit den Männern des Volks so bekannt machen, daß es zuletzt selbst zum Manne heranreife. Und damit dieser große Zweck erreicht werde, so verstehen sie unter „Männer des Volks nicht etwa Solche die mit eben beliebten Redensarten des Tages um flüchtige Volksgunst buhlen, sondern nur Solche welche für das Volk *gehandelt* haben und noch *handeln*". Das ist ein ehrenhafter deutscher Grundsatz, der besonders jetzt sehr fest zu befolgen, weil viele Schreier und Gunstjäger in dem Wahne stehen als seien sie die Männer des Volks, obgleich bei Lichte besehen ihnen Alles fehlt was zu diesem nobeln Charakterzuge berechtigt. *Die Männer unsers Werks haben sich wohl zu hüten diesen Grundsatz nicht aus dem Auge zu verlieren!* Ref. spricht Dies mit Nachdruck aus.

Daß die Bearbeiter der vorliegenden Schrift ihre Auswahl frei von allem Standesunterschiede vornehmen wollen, daß es ihre Absicht ist unparteiisch alle Nationen zu berücksichtigen, läßt sich nur loben. „Unser Volk in Ehren", sagt der Herausgeber wie ein entschieden deutscher Mann des Volks, „es ist das Volk des Geistes, der Vorfechter der Ideen, der Bannerträger der Menschheit; denn ihm ist es verliehen Alles was der Gottesgeist in der Menschheit wirkt und wie er sich darin offenbart in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und für die Menschheit zu vermitteln. Um so mehr darf unser Volk, das deutsche, hinwieder darauf Anspruch machen, daß endlich auch alle Söhne fremder Völker welche je für die theuersten Güter der Menschheit gerungen und noch ringen in seiner Mitte heimisch werden, an seinem Herde das heilige Feuer nähren. Darum haben wir in den Kreis der Charaktere welche wir schildern wollen nicht blos Deutsche, sondern auch die edelsten Geister aller Nationen aufgenommen; Das wird uns freilich Niemand verargen, daß wir unsere *Deutschen* in die vorderste Reihe gestellt."

In Hinsicht der Jahrhunderte aus denen sie ihre Männer gewählt, haben sie die äußerste Grenze die Reformation mit ihrer Vorhalle sein lassen, weil die ältere Zeit die Beziehung zur Gegenwart verliert. Uebrigens wollen sie aus der Reformationszeit nur die gewaltigen Vorfechter der Gegenwart wählen. Das ist verständig, dadurch wird das Interesse rege erhalten und das historisch bildende Princip praktisch und andauernd fruchtbar gemacht. „Ins 19. Jahrhundert", sagt Duller, „haben wir mit größter Lust, aber gewiß nicht ohne sorgsame Wahl gegriffen. Hier tönen noch frisch alle Saiten, hier schlagen noch alle Herzen, und auch Die welche uns allzu früh entrückt worden sind dürfen wir nicht als Todte, müssen wir als Lebendige betrachten; ihre Schläge pulsen in unserm Herzen und in den Hoffnungen unserer Jugend, welche der Geist der in den Völkern waltet dereinst zum Manne reifen soll, zu einem Manne der sein Haupt aufrecht trägt und seiner Arme Kraft zu Thaten regt, um unser deutsches Volk zu Dem zu machen wozu es berufen ist." Darin erkennen wir eine deutsch-kräftige Natur, die Rücksichten nicht blind verdammt, aber sich auch nicht davon zum Sklaven machen lassen will, die mit klarem Blick in die bewegten Verhältnisse der Zeit schaut und mit männlich besonnenem Feuer das bleibende Gute erfassen will.

Das „was wir wollen" ist nun in den uns vorliegenden Heften zu einer sehr erfreulichen, hoffnungsvollen That geworden. Die dargebrachten Biographien folgen in ungezwungener Reihenfolge bald aus einer fernen, bald aus der allernächsten Zeit; bald gehören sie einem Manne des Kriegs, bald des Friedens; hier bewundern wir einen Dichter, dort einen Erzieher — aber überall treten die Charaktere als thatkräftige Männer des Volks in plastischer Abgeschlossenheit auf.

In dem ersten Hefte wird uns das Leben von vier Männern des Volks geschildert: Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen von *E. Duller*, Pestalozzi von *A. Rodnagel*, Laffitte von *W. Sauerwein*. Das zweite Heft enthält drei Biographien: Moritz Arndt von *R. Habermann*, Heinrich Zschokke von *A. Rodnagel*, Latour d'Auvergne von *G. Lommel*. Im dritten Hefte werden Friedrich Spee, Balthasar Becker und Christian Thomasius von *E. Duller*, Joachim Lelewel von *Müller-Jochmus*, Lafayette von *W. Sauerwein* zur Darstellung gebracht. Im vierten Hefte kommen Charles James Fox von *K. Buchner* und Hieronymus Savonarola von *E. Duller* vor. Das fünfte Heft enthält Gabriel Reisser von *J. Weil*, Papst Clemens XIV. (Ganganelli) von *W. Hieronymi*, Johann Gottfried Herder von *Bernhardi*. Das sechste Heft bringt Gotthold Ephraim Lessing von *A. Rodnagel*, Hohenheim (Theophrastus Paracelsus) von *L. Griesselich*. Das siebente Heft bringt Johann Huß von *R. Habermann*, Heinrich von Gagern von *K. Buchner*. Das achte Heft bringt Blücher von *E. Duller*, Johann Georg Adam Forster von *Stricker*, Johannes Falk von *C. F. Leuckhard*, Georg Washington von *L. Braunfels*.

Was nun die Durchführung der einzelnen Biographien betrifft, so kommt auch nicht eine einzige vor der wir nicht Beifall zollen könnten, welche nicht den Stempel der reinsten Wahrheit und sorgsamsten Forschung in sich trüge. Einige zeichnen sich sogar als ganz vortrefflich gelungene Meisterwerke aus. So ist Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen ein Kraftgemälde, welches mit tiefgefühlten, begeisternden Wortfarben historisch treu und wahr zur Darstellung gebracht worden ist. Hutten's „Ich hab's gewagt" weiß *Duller* zu benutzen wie noch nie vor ihm ein Biograph dieses kühnen deutschen Helden; er wird damit das Herz deutscher Jünglinge, Männer und Frauen erwärmen und entzücken. Ebenso ist *Sauerwein's* Laffitte ein kleines aber ein ungemein ansprechendes, feurigfrisches Bild. *Habermann's* Huß ist wahr und gut und verdient gerade jetzt vom Volke so aufgefaßt zu werden wie er hier gezeichnet ist; vielleicht wäre es aber wol besser gewesen die Vorgeschichte nicht so lang auszudehnen, damit das Interesse gleich frisch an Huß selbst hätte geknüpft werden können. *Rodnagel's* Pestalozzi ist ein ruhiges, gemüthliches Bild voll belehrender Momente über Volkserziehung; vielleicht hätte aber dieser große Denker über Unterricht und Erziehung noch etwas mehr in seiner wahren Größe verherrlicht werden können; seine Schwächen treten oft zu stark und zu alleinstehend in den Vor-

dergrund. Auch ist bei dem Streite zwischen Pestalozzi, Niederer und Schmid die eigentliche Ursache verschwiegen. Schmid, die praktische, schaffende und verwaltende rechte Hand Pestalozzi's, verlangte die Herausgabe des Inventars von dem von Niederer übernommenen Töchterinstitute. Das wollte Frau Niederer nicht, die praktische, schaffende und verwaltende rechte Hand Niederer's; Pestalozzi gerieth nun mit Niederer in Streit über Erziehungsprincipien, es war beiden Geistern zu klein, zu unedel, über so materielle Dinge wie das Inventar betraf nur ein Wort zu verlieren, und dennoch lag gerade hierin die Veranlassung zum Streite. Beide Männer vertrugen sich so lange sie ohne Hausverwalter denken und handeln konnten, dagegen bekämpften sie sich sobald Schmid und Frau Niederer wieder das Inventarfeuer angeschürt hatten. Dann möchte es zur richtigen Würdigung von Schmid wol nöthig gewesen sein das ausgezeichnete Talent desselben in der Kunst zu unterrichten, besonders in Mathematik, nicht zu verschweigen. Den trefflichen Zschokke hat Rodnagel ganz ähnlich wie Pestalozzi mit gemüthlicher Wärme zur Darstellung gebracht, ja es ist sogar ein noch mehr befriedigendes, abgerundeteres, lebendigeres Bild.

Um nun auch noch einige Stellen aus dem Werke zur charakterisirenden Mittheilung zu bringen, so wählen wir zunächst Etwas aus dem Schlusse von Duller's Hutten. „Harte Leiden trafen den Vielgeprüften noch in den letzten Zeiten seines Lebens. Er hatte sich zunächst in Basel, wo er im Dec. 1522 eingetroffen war, niedergelassen und eine ehrenvolle Aufnahme von Seiten des Raths der Stadt gefunden. Aber siehe, gerade der Mann zog sich von ihm zurück mit welchem er lange in einem freundschaftlichen Verhältniß gestanden, der berühmte Erasmus von Rotterdam, welcher damals in Basel lebte. In einer zweideutigen Stellung zur Reformation, welcher er, wie die Humanisten überhaupt, den Weg hatte bahnen helfen, voll feiger, engherziger Rücksichten auf vornehme Gönner, lehnte Erasmus es sogar ab einen Besuch seines jetzt vom Unglück verfolgten und vom Siechthum gefolterten Freundes anzunehmen; ja, nicht genug, daß er sich des Umgangs mit einem Hutten — schämte, wurde er sogar nicht müde dessen Ruf durch Schriften zu verlästern, welche den kranken Ritter, der schon den Keim des Todes in sich trug, zu heftigen Gegenschriften reizen mußten. Das ist ein trauriger Anblick, den Gelehrten welcher einst so trefflich für die Entfesselung des deutschen Geistes gewirkt nun im schlechten Kampfe wider Den zu sehen der immer mit so hoher Begeisterung an ihm gehangen, den er selbst einst so gepriesen, und den Ritter, dem nun der edelste Freund in Sickingen geschieden war, genöthigt die letzte Lebenskraft zur Abwehr hämischer, gemeiner Angriffe aufzuwenden!... So kam Hutten im Juni 1523 nach Zürich. Da nahm der biedere Zwingli, dessen Name bei allen freien Herzen einen guten Klang hat, den kranken Flüchtling auf. Aber hier verfolgte ihn der gereizte Erasmus von Rotterdam, welchem es zur steten Schmach gereicht, daß er, um seiner persönlichen Leidenschaft zu genügen, und weil er sich vor dem gerechten Zorn Hutten's fürchtete, an den Rath von Zürich schrieb: er möge sich vorsehen, daß Hutten dessen (des Raths) Güte «nicht misbrauche zu einem geilen, muthwilligen Schreiben, das da offenbar schade dem evangelischen Handel, andern guten Künsten, auch gemeinen Sitten». Erasmus schämte sich nicht beizufügen: «So Ihr seinen (Hutten's) Muthwillen ein wenig zähmet, werdet Ihr mir nicht sowol einen großen Dienst und Nutzen, als andern Künsten, die dadurch befleckt sind, beweisen; Ihr werdet auch Eurer Landschaft ein fast nützlich Ding thun!»... Bald darauf verließ er, von seiner zunehmenden Kränklichkeit gefoltert, Zürich und zog auf den Rath Zwingli's, welcher sich seiner liebevoll annahm, nach der Insel Ufnau im Zürichersee. Da lebte ein wackerer Pfarrer, Namens Hanns Schnegg, dem hatte Zwingli den kranken Ritter aufs allerbeste empfohlen."

Nun auch noch ein Wort aus Hadermann's trefflichem Huß. „Um den Hals legten sie ihm eine alte verrostete Kette, gleichsam als ob er keiner neuen werth gewesen wäre. Unter seine Füße, an welchen noch die Stiefel und Fußeisen waren, legten sie zwei Bündel Reißig, und um ihn herum schichteten sie Holz, Reißig und Stroh. Ehe es angezündet wurde, ritt Herzog Ludwig und ein Marschall an den Holzstoß und fragten ihn noch einmal, ob er seine Irrthümer erkennen und abschwören wolle. Aber mit heller Stimme rief ihnen Huß zu: «Was sie mir durch falsche Zeugen aufgebürdet, habe ich nicht gelehrt: die Wahrheiten aber welche ich verkündigt habe stimmen mit Gottes Wort überein; die will ich behalten und mit meinem Tode besiegeln.» Die Fürsten ritten erstaunt davon und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Der Holzstoß wurde angezündet und brannte rasch in die Höhe. Als der Rauch aufstieg, sang Huß mit vernehmlicher Stimme: «Christus, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner.» Bald schlug ihm die Flamme unter das Gesicht und erstickte seine Stimme. Er bewegte betend den Mund noch einige Minuten lang und verschied... Als das Holz verbrannt war und die Flamme in sich zusammensank, erblickte man die obere Hälfte des Leichnams, dessen untere verbrannt war, an der eisernen Halskette noch am Pfahle hängen. Die Henker stießen denselben mit Stangen um, zerschlugen die Gebeine, damit sie desto rascher verbrennen sollten und legten noch mehr Holz auf. Besonders zertrümmerten sie den Kopf; das Herz aber, das sie unter den Eingeweiden herausgefunden hatten, das Herz steckten sie an eine spitzige Stange und ließen es braten!!! Herzog Ludwig erfuhr, daß die Henkersknechte Hußens Mantel, Gürtel und einige andere Kleidungsstücke auf die Seite gebracht hatten. Er befahl ihnen das Alles zu verbrennen, damit sie den Böhmen nicht zu theuern Heiligthümern werden möchten. Sie weigerten sich lange, bis er ihnen eine gewisse Summe Geldes dafür versprach. Nachdem Alles verbrannt war, luden sie die Asche und die Erde unter ihr, die sie etliche Schuh tiefer ausgruben, auf Karren und warfen sie in den Rhein." 25.

Literarische Notiz aus England.

Wahre und falsche Demuth.

Der Verf. von „Philipp van Artevelde", Henry Taylor, hat in seinen vor kurzem veröffentlichten „Notes from life" seine Lebenserfahrungen, die er wie er äußert erst in dramatisches Gewand zu kleiden beabsichtigte, in prosaischer Form niedergelegt. Sie enthalten einen reichen Schatz von Lebensweisheit. So bemerkt er unter Anderm über die Demuth: „Keine Demuth ist durchaus gesund die nicht durchaus wahr ist. Der Mensch welcher falsche und übertriebene Beschuldigungen gegen sich selbst vorbringt handelt so in falscher Demuth, und wahrscheinlich wird sich leicht entdecken lassen, daß er sich auf eine oder die andere Seite dafür entschädigt. Entweder findet er seinen Stolz in seiner vermutheten Demuth oder er spielt mit seinem Gewissen Versteckens, indem er in seiner Selbstverdammung von den dunklern in die hellern Schatten seines Lebens und seiner Natur entflieht. Wahre Demuth als weise Tugend wird es mehr mit Selbsterforschung und geheimer Zerknirschung zu thun haben als mit lautem Bekenntniß. Das letztere ist oft blos Gewissensschwelgerei, deren man sich bedient wie die Epikuräer des alten Roms ein Brechmittel oder ein warmes Bad nahmen bevor sie sich zum Gelag setzten. Die Nachsicht welche man dem Schuldbekenntniß angedeihen läßt, sollte vielmehr der Scham gewährt werden welche geheim hält; denn Dies führt zur Besserung; während Eingeständniß oft dem Uebelthäter für Buße gilt; und zuweilen vertritt selbst tiefer Reuemuth die Stelle der Besserung und wird von seinen eigenen Thränen hinweggewaschen." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 80. —— 20. März 1848.

Gedichte von Friedrich Bach.

(Beschluß aus Nr. 79.)

Wir kommen zum Schluß. Wenn es sich herausgestellt hat, daß Bach's Grundanschauung eine der modernen Welt der Freiheit innerlich feindliche ist, was bleibt dann noch zu lieben und anzuerkennen? Und läßt sich noch Etwas von ihm erwarten? Anerkennen muß man schon die Genialität im dichterischen Aussprechen jenes Inhalts; die feinsten Saiten werden angeschlagen, durch alle Nerven zuckt der eine elektrische Strom, wenn auch nur um sie abzuspannen und uns in Träume zu lullen; ich würde ihn in der meisterhaften Wahrheit dieser Töne der Vergänglichkeit Lenau zur Seite stellen, wenn dieser nicht den Vorzug der allgemeinern Darstellung hätte; Bach ist allzu intim subjectiv. Aber diese Anerkennung muß noch weiter ausgedehnt werden; Bach hat mehr als das blos formelle Verdienst der Harmonie eines beliebigen Inhalts mit der dichterischen Form; er gelangt auch zu dem wahrhaft menschlichen Inhalt: zu dem echten und unvergänglichen Schmerz über die Vergänglichkeit, den keine moderne Lebenskraft ertödten kann. Wir können nicht mit ihm sympathisiren wenn er den Verlust Dessen bejammert was ein vernünftiger Mensch sich erhält oder wiedererobert; aber wir geben uns frei seinen glühenden Worten des Schmerzes hin der um das wirklich Unwiederbringliche klagt, des Schmerzes der gerade im modernen befreiten Menschen zu seinem vollen Rechte kommt, weil kein falscher Trost ihn mehr umhüllt. So begrüßen wir in der „Nänie" ein (trotz einiger unfreien Nachklänge) innerlich modernes und schönes Gedicht, dessen Schmerz sein edles ewiges Recht hat:

> O armer Trost, zu wissen,
> Daß, wenn der Staub verstreut,
> Aus Grabesfinsternissen
> Die Seele sich befreit!
> Hat doch die Form, die schöne,
> Der Sehnsucht heißes Ziel,
> Beklagt durch Lied und Thräne,
> Kein schützendes Asyl!
>
> Wenn der Gedanke mächtig
> Durch Zeiten, sturmbewegt,
> Durch Zeiten, todesnächtig,
> Sein stolzes Banner trägt:
> Dann freu'n wir uns der Fülle
> Des hohen Götterlichts,
> Ward auch die Form, die Hülle,
> Durch die es schlug, zu Nichts.
>
> Doch zieht ein stilles Leben
> Dahin im Seraphskleid,
> Dann muß das Herz erbeben
> In namenlosem Leid,
> Wenn ohne Spur und Schimmer
> Im kalten Todeskuß
> So schöne Form für immer
> Vom Leben scheiden muß.

Er ruft sie empor, sie schwebt wieder herauf aus der ewigen Nacht, und der Moment wo sie dem innern Auge noch einmal wie lebend erscheint bringt die Fülle des schmerzlichsten Glücks. Wir fanden es kränklich wenn ganz unmotivirt die Nichtigkeit alles Lebens als Princip ausgesprochen wurde, aber in diesem Moment der bittern Erkenntniß müssen wir es verstehen wenn er, vom wirklichen und echten Schmerz überwältigt, ruft:

> Wie wogt das Herz mir über!
> Ich bin des Lebens müd' —

und wenn er sein letztes Lied singen möchte:

> Daß alle Saiten springen,
> Wie Schönheit sterblich ist!

Nur jenes falsche Princip der Nichtigkeit und Träumerei das sich feindlich der freien Welt gegenüberstellt mußten wir als nichtig zeigen, wenn es so fast durchgängig als unfreie Lebensanschauung, und obendrein unmotivirt auftrat; die einzelne Stimmung behält ihr Recht; und wenn auch alle Stirnen vom dumpfen Alp der alten Welt befreit sind, werden doch die Herzen dann wie einst von dunkeln, nie ausgesungenen Gefühlen träumerisch bewegt werden. Solch ein Traumesweben ist vollendet schön ausgedrückt in der „Melancholie":

> Meine Seele ist still und in sich gekehrt,
> Wie der Wald zur brennenden Mittagszeit,
> Wo kein Ruf durch die düsteren Bäume dringt,
> Und der Baum seine dichtesten Schatten streut.
>
> Wie so hoch, unerreichbar die Sonne flammt!
> Wie sie streut in die Wälder den blitzenden Schein,
> Da drängt es im Walde sich Ast an Ast,
> Und er hüllt noch tiefer in Schatten sich ein.
>
> Wie der Wald zur brennenden Mittagszeit
> Bin ich nun einsam in mich gekehrt,
> So düster, daß nicht meine Ruhe stört
> Meine Sonne, so hoch, so unendlich weit.

Das ist die echte lyrische Musik die das Herz zu ihren eigenen Melodien lockt, und ein Ahnen bleibt noch für die Phantasie; die Sonne mit ihrem ewigen Licht — und doch dringt sie nicht in dies Dunkel: ist es nicht so mit den hohen Gedanken des Lebens, des Lichts, der Liebe und Freiheit, deren Strahl uns doch nicht alle dunkeln Wolken scheuchen kann?! Wenn ein Bild so rein und einfach wie diese „Melancholie" gezeichnet ist, wird die Frage ob es modern sei überflüssig. In Dem was nur menschlich und schön ist hört auch das freie Herz seine innere Melodie, den ihm verwandten Klang.

So ist auch die Sympathie mit der Natur nur in der Art verwerflich welche alles Ethische unter dem Bann dieser Sympathie gefangen hält, keine Freiheit kennen will, und den Menschen zu einer Erdenpflanze degradirt. Aber wo Bach frei von diesem Fehler ist, hat er mit jener Innigkeit, ohne die ein solches Extrem auch gar nicht denkbar gewesen wäre, Bilder in der Natur für sein Herz gefunden, an denen mir nur Eins leid ist, nicht für den Leser, sondern für die Popularität des Dichters: sie sind zu intim, sie zeichnen so ganz nur Das was in seinem einsamen Herzen, in seinem weltverlorenen Leben sich bewegt und tönt, daß ich fürchte, die Freude an ihnen wird eine sehr exclusive sein. Und gerade die gelungensten, wo nicht wie in den andern unsere freie, über Schmerz und Schicksal mächtige Brust von Ranken und Blumen erdrückt, sondern nur das einer Herzensstimmung, einem menschlichen Zustand rein entsprechende Naturbild gegeben wird, haben fast immer die Stimmung des Dichters als Dichter zum Inhalt. Mir ist weiter Niemand bekannt der sein „Lied", sein Dichten und Singen so vollendet mit Lauten und Bildern der Natur verglichen hätte; und weil Bach eben wesentlich Naturdichter ist, wird die Harmonie dadurch noch erhöht, daß die Wahl dieses Stoffs keine beliebige, sondern dem Dichter ganz homogen ist. Er hat in diesen Bildern unübertreffliche Selbstcharakteristiken gegeben.

Am Friedhof.

Eine melodische Grasmücke,
Nistend im üppigen Rasen
Auf dem einsamen Hügel,
Grüßt euch mein Lied, ihr Schlummerer!

Eine duftige weiße Rose,
Die die träumende, thaubefeuchtete Wange
An das modernde Grabkreuz lehnt,
Gilt euch dies Lied, ihr Schlummerer!

Es ist eine singende Grille
Auf weiten, einsamen Feldern,
Am weiten, einsamen Friedhof;
Sie verstummt bei dem hellen Gesange
Des fröhlichen Schnitters,
Bei dem neugierigen Tritte
Des nahenden Wandrers.

Ein anderes charakterisirt die Weltschau, das verletzliche Herz, das geschont sein will und dem Nichtverstehenden sich verbirgt; die Poesie die sich nicht auf fremde Wege reißen lassen will. Ich führe eine Stelle daraus an, freilich auf die Gefahr, daß der Dichter auch vor mir als einem „Spähenden" sich verbirgt:

Und es zog mein Lied,
Ein schäumender Fluß,
Vorüber und stürzte den Berg hinab
In die einsame Schlucht,
Donnernd von Fels zu Fels,
Und hüllte sich scheu
Vor den blöden Blicken
In den rauschenden Wald,
In den stäubenden Schaum
Und den zitternden Regenbogen.

Seitenlang ließen diese Beispiele sich weiter anführen, und immer eigenthümlich empfunden, immer neue Farben und Bilder gewählt. Indeß wenn Bach auch mit Vorliebe jene Stimmungen malt, deren Melodien in ihren feinsten, überraschend wahren Klängen nur von einer einigermaßen verwandten Natur nachempfunden werden können, so vermag er doch auch den Bann dieser engsten Innerlichkeit zu brechen, und Töne anzuschlagen die reichern Widerhall finden müssen. Wie dramatisch frisch erscheint folgende Herbstklage, gegenüber den gewöhnlichen Reflexionen über dasselbe Thema:

An das Jahr im Herbste.

Es schienen die Blüten zu überschäumen,
Als sie glänzten im Lenz an Strauch und Bäumen;
Mußtest du so die Blumen verprassen,
Daß wir an tausend wol ungepflückt,
Und tausend die nie ein Aug' erblickt
In Feld und Wald mußten welken lassen?
Und seit es so öde, so herbstlich, so leer,
Gewährst du uns nicht eine einzige mehr!

Wir haben gezeigt wie Bach schon bessere Wege gefunden hat, über denen nicht mehr die beängstigende krankhafte Atmosphäre der Anschauung lastet welche in den Gedichten als Ganzes genommen freilich vorherrscht. So viel ist ferner auch ohne persönliche Bekanntschaft zu erkennen: daß die eigenthümliche Organisation des Dichters, seine scheue Abgeschlossenheit, seine Empfänglichkeit für die Macht der Natur und für jeden Schmerz mit Schicksalen und Leiden zusammengewirkt haben zu einer so despotischen Herrschaft jenes falschen Princips; auch deuten jene schönen Leistungen und einige neuere Gedichte, in denen er sich mehr den Menschen und ethischer Entwickelung zuwendet, darauf hin, daß wir zum größten Theil erst die Blüten einer Jugendzeit empfangen haben. Der Dichter scheint auf einem Wendepunkte angelangt, er glaubt zu erkennen, daß alles Frühere nur Versuche waren, nur das Aussprechen Dessen was ihn im Schmerz bewegte, erste Regungen der dichterischen Schwingen. Er hofft, er ahnt einen neuen kräftigern Flug, er will sich in der Einsamkeit dazu stärken:

Nennt es nicht Stolz, nennt es nicht Weltverachtung,
Woraus dies Lied im Uebermuth entquoll.
Ich fühl' es tief, daß ernste Selbstbetrachtung
Mir einstens schöne Früchte tragen soll.

Denn eine höh're Liebe fühl' ich reifen —
Sie tagt in mir wie Morgensonnenschein.
In meines Herzens Saiten wird sie greifen —
Lebt, Freunde, wohl und laßt mich nun allein!

Der Dichter scheint auf einem Wendepunkte angelangt zu sein: ich muß so sagen, weil nur zu oft in

dem anregenden Momente eines Abschlusses mit frühern Productionen und des Hervortretens in die Welt blos die Phantasie auf die Vorstellung eines solchen Wendepunkts kommt, ohne daß er sich als wirklich in der Entwickelung bewährte. Ich wünsche ihm von Herzen das Glück und die Kraft durch welche eine mehr äußerliche Epoche mit einer allseitigen innern vereinigt wird; und mit Freude sehe ich in seinen eigenen Andeutungen dem neuen Streben die Bahn vorgezeichnet auf welcher er, frei von dem „bedrückenden Ballast", aus dem Schattenreich der krankhaften Träume und der leeren Vergänglichkeit zur klaren Höhe des Lebens gelangen kann. Möge er sich durch die „ernste Selbstbetrachtung" reinigen von allen trüben und dumpfen Vorstellungen und Gedanken der alten zerfallenden Weltanschauung; möge er sich nie von dem Geschwätz der Unwissenden irren lassen welche in gänzlicher Ignoranz über unsere classische Poesie behaupten: daß der Ernst des Denkens und die volle Klarheit des Wissens vom Menschen und der Natur dem poetischen Schaffen den Nerv durchschneide. Nein, dies Wissen ist eher der Stamm um den die Reben und Winden sich ranken müssen, wenn sie nicht am Boden wuchern oder ohne Halt herumschwanken sollen.

Bach redet von einer „höhern Liebe", die er begeisternd in sich reifen fühlt. Vorher war seine Liebe die zur Natur, und selbst die zu Menschen erscheint dieser noch sehr nah verwandt in ihrer Träumerei, ihrer Schwäche, ihrem blaßen Gefühlsleben. Die Grenzen der wahren Poesie sind nicht so eng, daß man für einen modernen Dichter der es sein will die „höhere" Liebe gleich als die Liebe zur werdenden Menschheit, als die Sympathie mit dem großen Herzschlag der gegenwärtigen kämpfenden Welt ausschließlich bestimmen müßte, wenn auch die höchsten und genialen Leistungen für unsere Epoche nicht ohne jene höchste Liebe zu denken sind. Nein, wenn nur der Athem der Freiheit und Klarheit uns aus den Dichtungen die Bach uns hoffen läßt entgegenweht, wenn er nur in ihnen die Liebe von einem Herzen zum andern auch in ihrem ethischen Charakter erfaßt, und es weiß wie ihre Flammen auch im Licht des freien Gedankens glühen: so hat er schon einen Sieg gewonnen, und ist eingetreten in die moderne Welt welche im Leben und im Dichten den großen Sieg vorbereitet. Möge er sich nur nie darüber täuschen, daß Keiner gekrönt wird in diesem Reich der nicht gekämpft und gearbeitet hat. Der Kranz des Ruhms den ein Volk schenkt ist nicht wie die leichten Gewinde mit denen Liebe und Freundschaft verschwenderisch sein dürfen.

Vielleicht wird man dies Interesse für Das was erst werden soll nicht passend in einer Recension finden. Ich glaube aber, daß man ein Feind der Cliquen und Lobesassecuranzen sein kann ohne sich darum den Ausdruck jener Theilnahme zu versagen mit der wir ein begabtes Streben begleiten, und daß wir so vielleicht dem Ernste der Kritik die Aufnahme verschaffen die auch sie vom Dichter in Anspruch nehmen kann. [illegible]

Der seltsame Besuch.

Der in Ostindien verstorbene Geistliche Acland erzählt in dem nach seinem Tode veröffentlichten „Popular account of the manners and customs of India", einem an anziehenden Schilderungen der Zustände in jenen Ländern sehr reichen Werke, folgende ihm selbst widerfahrene Geschichte. Als er sich eines Tags für wenige Augenblicke aus seiner Veranda, wo er soeben mit Lesen eines Buchs beschäftigt gewesen, entfernt, fand er bei seinem Wiedereintritt in das Gemach seinen Sessel von einem Fremden eingenommen. In guter Ruhe und Behaglichkeit hatte sich nämlich eine Art Orang-Utang oder anderer Affe darauf gepflanzt, welcher das Buch in der Hand hielt, als wäre er in ämsiges Lesen vertieft. Es schien jedoch wenig nach seinem Geschmack, denn er warf es bald geringschätzig zu Boden, stemmte die Arme auf die Knie und blieb in dieser Stellung ruhig sitzen, gleichsam als sinne er über Das nach was er gelesen. Nach dem Augenmaß seines erstaunten Wirths mußte der Affe im Stehen wenigstens über fünf Fuß messen. Er saß völlig aufrecht wie ein wirklicher Mensch. Nachdem Acland ihn einige Minuten lang aufmerksam beobachtet und bemerkt hatte, daß seine Arme und Schenkel viel stärker waren und denen eines Menschen weit mehr ähnelten als Dies gewöhnlich bei Affen der Fall war, zog er sich sachte nach der Thür zurück und rief seine Frau herbei. Während dieses ganzen Hergangs hatte der Engländer jedoch nicht Gelegenheit finden können dem Thier ins Gesicht zu sehen. Als aber die Frau eintrat und ein im Gemach hängender Papagei ihr entgegenschrie, wendete der unheimliche Gast den Kopf. Seine Gesichtsfarbe war sehr dunkel, mit schneeweißem Schnur- und Kinnbart, Gesicht und Hände auffallend groß. Kaum erblickte er den Besitzer der Wohnung, als er sich halb emporrichtete, sich mit beiden Ellnbogen auf die Lehne des Sessels legte und die Zähne zu fletschen und nach jenem auszuspeien anfing. Acland fühlte sich Nichts weniger als behaglich in solcher Gesellschaft, und besorgte, daß das Thier ihn anfallen würde; er wußte zwar, daß er den Affen durch die menschliche Stimme verscheuchen könne, sobald er das fürchterliche gellende Geheul nachahmen wollte womit die Eingeborenen dort zu Lande die wilden Thiere von sich abhalten, und welchem selbst der Tiger wenn nicht vom Hunger gepeinigt kaum zu widerstehen im Stande sein soll. Aber er zog es vor ruhig zu bleiben und fortzufahren seinen ungewöhnlichen Besuch zu beobachten. Einmal kam ihm der Gedanke in den Sinn, sein Gewehr zu holen und das Thier niederzuschießen. Aber da das letztere einem Menschen so auffallend ähnelte, so konnte er es nicht über sich gewinnen zu diesem Mittel zu greifen. Endlich entschloß er sich sich etwas zu entfernen, in der Hoffnung, daß der Affe seine frühere Stellung einnehmen werde. Kaum hatte er jedoch das Auge von ihm verwendet, als der außerordentliche Zuspruch langsam seinen Platz aufgab, schlendernd die Veranda verließ, den Ast einer Banane erfaßte und sich auf den Baum schwang. Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Geistliche, daß das Thier einen langen Schwanz hatte, also nicht zu dem Geschlecht der Orang-Utang gehören konnte. Auch hatte Acland früher nie gehört, daß es dergleichen auf dem kleinen Eiland gegeben habe wo sich der seltsame Vorfall zutrug. Als der Engländer wieder nach seinem Buch gegriffen hatte, hörte er wie der Affe über das Dach wegsetzte. Obwol sich Acland vorgenommen hatte bei einer Wiederholung dieses Besuchs nähere Bekanntschaft mit demselben zu machen, d. h. ihn wirklich zu bewirthen und Erfrischungen vorzusetzen, so fand sich doch keine Gelegenheit dazu, insofern der sonderbare Fremde es nicht für gerathen fand wiederzukommen. 3.

Bibliographie.

Aus dem Tagebuch eines Erweckten, aus dem vorigen Jahrhundert. Straßburg. 12. 6 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. IV. — A. u. d. T.: Memoiren und Charakterzüge

aus dem Privatleben der Königin Luise von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm III. Von Mrs. Constanze Richardson. Grimma, Verlags-Comptoir. Br. gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Braniß, C. J., Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium. Hodegetische Vorträge. Breslau, Gosohorsky. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bülow-Cummerow, Preußen im Januar 1847 und das Patent vom 3. Februar. 2te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Curtze, L., Die Ortsnamen des Fürstenthums Waldeck. I. Arolsen, Speyer. 4. 7½ Ngr.

Fallon, F. A., Die Mysterien der Freimaurer, oder die verschleierte Gebrüderung, Verfassung und Symbolik der deutschen Baugewerke und ihr wahrer Grund und Ursprung im mittelalterlichen deutschen Staats- und Volksleben. Specielle, vollständig documentirte, historische Untersuchung, als beglaubigte Urgeschichte der Freimaurerei. Nebst 2 Tafeln. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gedichte eines Bürgerfreundes (... Fulda). Mit Musikbeilagen und einer Silhouette. Halle, Lippert u. Schmidt. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Goering, H., Elisabeth's Handschuh. Eine Erzählung. Ronneburg, Hofmeister. 8. 7½ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Diavolini. 2te vermehrte Auflage. Cum Notis Variorum in usum Delphini. Darmstadt, Leske. 8. 17½ Ngr.

Julius von der Traun, Südfrüchte. Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kopisch, A., Allerlei Geister. Mährchenlieder, Sagen und Schwänke. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kurtz, J. H., Christliche Religionslehre. Nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mitau, Neumann. 8. 12 Ngr.

Lobedanz, E., Feldblumen. Gedichte. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 17½ Ngr.

Lubieński, J. Graf, Der freie Handel und der Finanz-Etat. Berlin, Schneider u. Comp. Br. gr. 8. 1 Thlr.

Mädler, Minna v., Gedichte. Mitau, Reyher. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Morajn, L. v., Gedichte. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jüdischer Plutarch, oder biographisches Lexicon der markantesten Männer und Frauen jüdischer Abkunft mit besonderer Rücksicht auf das österreichische Kaiserthum. 1stes Alphabet oder 1ster Band. Mit 1 Titelkupfer. Wien. 12. 27 Ngr.

Ranke, L., Neun Bücher Preußischer Geschichte. 2ter Band. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Reden, Freih. F. W. v., Vergleichende Kultur-Statistik der Gebiets- und Bevölkerungsverhältnisse der Gross-Staaten Europa's. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Salfinger, J. B., Gregoriana in zehn Gesängen. 2te Auflage. Linz 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schlichtegroll, N. v., Abhandlungen über Archivrecht und Archivwesen. Gotha, F. u. A. Perthes. 1847. Gr. 8. 9 Ngr.

Schreiber, A., Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. 3te Auflage. Zwei Theile in einem Band. Frankfurt a. M., Engelmann. Gr. 16. 27 Ngr.

Drei Tage unter Geistlichen. Blicke in das, was die Kirche drückt. Heidelberg, C. F. Winter. 1847. 8. 9 Ngr.

Vor und auf den Bretern. Schauspieler-Memoiren nach F. Barrière's Bibliothèque des Mémoires teutsch bearbeitet von Ida Frick. 1ster Theil. Memoiren der Mlle. Clairon, Lekain's, Molé's, Préville's und Dazincourt's. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zimmermann, F., Ueber den Begriff des Epos. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Apitz, Die Fresco-Gemälde am neuen Museum, erklärt durch Nante seinem Freunde Bröseke. Berlin 1847. Gr. 16. 1 Ngr.

Balster, F., Der erste Vereinigte Landtag in Preußen. Ein Beitrag zur Geschichte. Berlin, A. v. Schröter. Gr. 8. 24 Ngr.

Barnard, L., Die Debatten über die Judenfrage auf dem ersten Preußischen und letzten Weimarischen Landtage. Grimma, Verlags-Comptoir. 1847. 8. 22½ Ngr.

Carl, H. C., Beiträge zu der Erörterung der Frage über Differential- und Schutzzölle. Den Herren Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft gewidmet. Berlin, Amelang. Gr. 8. 10 Ngr.

Deycks, Vertheidigungsreden im Polenprozeß. Nach dem Vortrage von einem Zuhörer aufgezeichnet. Berlin, Schneider u. Comp. 12. 7½ Ngr.

Duplik gegen die amtliche Widerlegung der Schrift: Oeffentlicher Prozeß gegen das fürstbischöfliche General-Vicariat-Amt in Breslau. Vom Verf. der letztgenannten Brochure. (Maur. Müller-Jochmus.) Leipzig, Keil u. Comp. 8. 10 Ngr.

Der Fall des Sonderbundes. Ein tragikomisches Heldengedicht in 5 Gesängen. [Zeit der Handlung: November 1847.] Winterthur, Steiner. Gr. 8. 3 Ngr.

Fischer, K. F., Erndtepredigt am 15. Sonntag n. Trin. (1847) in der Kirche zu Frohburg gehalten. Frohburg 1847. Grimma. Gr. 8. 3 Ngr.

Fleck, F. F., Der Fortschritt des Menschengeschlechts zum Besseren und die Richtungen in der Theologie. Zwei akademische Reden gehalten zu Gießen. Gießen, Ricker. 8. 10 Ngr.

Einige Gedanken über die Schrift: „Die Fürsten und die Verfassungsfrage von Anhalt. Ein Wort zur rechten Zeit." Leipzig, Biedermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Gideon's Kriegszug als Vorbild eines rechten Missions-Werkes unter den Heiden. Ein Aufruf an gläubige Christen &c. Jüterbogk, Colditz. 8. 5 Ngr.

Gottschall, R., Arnold Ruge. Eine Charakteristik. Königsberg, Samter. 8. 5 Ngr.

Henß, A., Die Ablösung der grundherrlichen Rechte im Großherzogthum Weimar mit und ohne Landrentenbank. Weimar. 12. 2½ Ngr.

Die Juden in Mecklenburg im Kampfe um ihre staatsbürgerlichen Rechte. Von einem Christen. Lübeck 1847. 8. 3 Ngr.

Kupfer, J. C. H., Referat über die Frage wegen der Differential-Zölle, den Herren Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft erstattet. Berlin, Amelang. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller, A., Antrittspredigt über Matth. 12, 30. in Danzig am 19. Decbr. 1847 gehalten. Danzig, Kabus. Gr. 8. 3 Ngr.

Nitzsch, C. J., Die uneingeschränkte Verehrung Gottes, in welche uns Christus versetzt, Predigt über Joh. 4, 21—26, zur Eröffnung des Universitäts-Gottesdienstes zu Berlin am 3. Advent-Sonntage 1847 gehalten. Berlin, Besser. Gr. 8. 3 Ngr.

Raschig, G., Drei Gedichte: 1) An Sachsens Söhne; 2) An Deutschlands Söhne; 3) An Deutschlands Fürsten. Gr. 8. 4 Ngr.

Retslag, C., Apologie der Jurisprudenz. Eine Erwiderung auf den Vortrag des Hrn. Staatsanwalt v. Kirchmann. Berlin, Braune. Gr. 8. 6 Ngr.

Riedl, A., Mein Austritt aus der römisch-katholischen Kirche und meine Flucht aus Oesterreich. 4te Auflage. Mit einem Vorwort, als Entgegnung wider geheime und öffentlich versuchte Angriffe. Breslau, A. Schulz. 8. 5 Ngr.

Schwepfinger, F. F. K., Drei Predigten zum Abschiedsgruß an seine liebe Gemeinde zu Ronneburg. Ronneburg, Hofmeister. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 81. —— 21. März 1848.

Stimmen über Oestreich.

1. Oestreichs innere Politik mit Beziehung auf die Verfassungsfrage. Stuttgart, Krabbe. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.
2. Schattenseiten der östreichischen Staatsverwaltung und gesellschaftlichen Zustände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 25 Ngr.
3. Denkwürdigkeiten der östreichischen Censur, vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart. Von Adolf Wiesner. Stuttgart, Krabbe. 1847. Gr. 8. 3 Thlr.
4. Oestreich und seine Armee. Von F. Fenner von Fenneberg. Leipzig, Keil u. Comp. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
5. Ungarische Zustände. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1847. 12. 1 Thlr.
6. Guter Rath für Oestreich. Mit Bezugnahme auf das Programm der liberalen Partei in Ungarn. Leipzig, Jurany. 1847. 8. 7½ Ngr.
7. Actenstücke zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins. Leipzig, Brockhaus. 1847. 12. 16 Ngr.

Denjenigen welche der Polemik die Oestreichs politische Stellung zum Gegenstande hat aufmerksam gefolgt sind kann der Einfluß nicht entgangen sein den die Schrift „Oestreich und dessen Zukunft" auf dieselbe geübt hat. Nie waren die Zustände des Kaiserstaats einer schonungslosern Kritik unterworfen, nie die Gebrechen die ihnen ankleben ungescheuter enthüllt, nie war einer Regierung die jeden Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit fast wie ein Vergehen betrachtet ein längeres Sündenregister vorgehalten, nie über diese Sünden ein unbarmherzigeres Verdammungsurtheil ausgesprochen worden. In keiner Volkskammer ertönen von der äußersten Linken her schneidendere Worte als hier laut wurden; keine parlamentarische Opposition bedient sich schärferer Waffen als hier aus der Scheide flogen; keine Presse verkündet der Welt entschiedenere Gesinnungen als sich hier geltend machten. Natürliche Folge eines Systems das die gesetzliche Controle auf das kleinste Maß beschränkt und dadurch den schlimmsten Angriffen Thür und Thor geöffnet hat — Angriffen die keineswegs unschädlich abprallen, da Diejenigen von welchen sie ausgehen die öffentliche Meinung zur Bundesgenossin haben. Und daß diese eine Macht ist der auf die Länge Nichts widersteht, fühlt man selbst in Oestreich nur zu gut. Aber alle Versuche sie zu gewinnen müssen fehlschlagen, bis man sich aufrichtig entschließt ihr jene Opfer zu bringen die sie nun einmal, und zwar mit gutem Rechte, unnachsichtlich fodert — Opfer die heute noch als freiwillige Zugeständnisse einen Werth hätten den sie vielleicht morgen schon, abgerungen oder abgezwungen, verlieren. Oder glaubt man es in der That nur mit einem Häuflein Schriftsteller zu thun zu haben die man mit Policeimaßregeln zu Paaren treiben kann? Sieht man in den Beschwerden die gegen das herrschende System erhoben werden blos Declamationen unruhiger Köpfe die der Welt ihre Utopien aufdringen möchten? Wir müßten uns sehr irren, wenn nicht gerade die oben erwähnte Schrift wesentlich dazu beigetragen hätte diese Täuschung, wenn sie wirklich vorhanden war, zu zerstören. Aus Kreisen hervorgegangen wo das Bestehende bis jetzt seine festesten Stützen zu finden gewohnt war, konnte sie unmöglich vornehm ignorirt oder den anrüchigen Erzeugnissen jener Pamphletliteratur beigezählt werden welche die östreichische chronique scandaleuse mehr in buchhändlerischem als in patriotischem Interesse ausbeutete. In „Oestreich und dessen Zukunft" schleuderte keineswegs blos ein in seiner Vereinzelung unmächtiges Individuum der officiellen Politik den Fehdehandschuh hin — es war vielmehr, Dies ließ sich nicht verkennen, eine auf geschichtlichem Boden fußende, in die höchsten Regionen des Staatslebens hinaufreichende Partei die da ihr Programm aufstellte. Allerdings keine Partei die als organisch gegliederte Körperschaft gemeinsame Grundsätze verficht; aber eine in den Geistern völlig ausgebildete, ihrer Zwecke ziemlich klar bewußte Opposition die über bedeutende Kräfte gebietet. Die Begehren welche sie formulirte konnten wol als ausschweifend verschrien werden; die zum Grunde liegende Berechtigung ließ sich jedoch vom Standpunkte einer Regierung die den historischen Nimbus so ängstlich festhält kaum bestreiten. In dieser Verlegenheit kam es ihr gewiß sehr erwünscht, daß der neue Gegner — wenn man den aus zweihundertjährigem Schlafe erwachten Ständegeist so nennen darf — gerade dort wo man ihn hätte mit offenen Armen aufnehmen und als Verbündeten begrüßen sollen, auf die heftigsten Widersacher stieß. Nämlich im Lager des liberalen Bürgerthums, das dabei höchst einseitigen und unklugen Vorurtheilen nachgab. Von schlauer Sophistik oder bornirtem Eifer heraufbeschworen tauchte vor seinen Blicken das Schreckbild einer privilegirten Aristokratie empor, und aus Furcht

einer tyrannischen Oligarchie in die Klauen zu gerathen stand es fast auf dem Punkte sich dem väterlichen Absolutismus auf Gnade und Ungnade zu überliefern. Wenigstens sprachen Wortführer dieses Bürgerthums solche Besorgnisse unverholen aus, und namentlich läßt sich es der Verf. der unter Nr. 1 angezeigten Schrift angelegen sein vor den Gefahren zu warnen die von jener Seite her drohen sollen. Er sagt:

In unsern Tagen hat die aristokratische Partei den lange Zeit sorgfältig gehüteten Schleier ihres Geheimnisses höchst unvorsichtig selbst gelüftet. . . Unwillig, daß die Dinge nicht so rasch vorwärts gingen wie sie von der gegenwärtigen Zeit zuversichtlich hoffte, trat ein Führer aus ihrer Mitte hervor und veröffentlichte in der Schrift „Oestreich und dessen Zukunft" plump und dumm herausplatzend was die aristokratische Partei insgeheim bisher angestrebt, was ihr mislungen, was sie selbst mit offener Empörung durchzusetzen gesonnen. Dreist und zuversichtlich ist in dieser Schrift die so lange festgehaltene Maskenverhüllung aristokratischer Tendenzen abgestreift. Wir schauen das enthüllte Antlitz. Es ist das wohlbekannte des mittelalterlichen Feudaldespoten und Rebellenvasalls, mit den Flammenzügen kupferrother Zornesglut ob der noch immer nicht erfolgten Planverwirklichung seiner Partei. . . „Oestreich und dessen Zukunft" gehört in die Kategorie jener frechen Absagebriefe welche die trotzigen Vasallen und hohnschnaubenden Raubritter der Feudalzeit an die Landesherren sandten. Vom Adel ward dies Libell so verschlungen, daß es drei mal neu aufgelegt werden mußte; das Volk hingegen, obgleich anfangs von der scheinbaren Vertretung seiner Interessen und der derben Enthüllung der Staatsgebrechen getäuscht, erkannte zuletzt doch den Betrug, und wird nunmehr besser als je sich davor zu verwahren wissen.

Aehnliche Ansichten spricht er in dem Abschnitt „Der Adel" aus, worin er über diesen Stand völlig den Stab bricht. Es heißt daselbst:

Von keinem andern Antrieb als einer unersättlichen Selbstsucht bewegt behandelte die Aristokratie den Staat als wäre er nur für sie da, begehrte ungestüm und frech alle Vortheile die er bietet für sich, und grollte, daß sie mit ihren schrankenlosen Foderungen unbefriedigt blieb. Jenes unsaubere Gelüst der Machttheilung welches sie tückisch dem Volke unterschob hegte sie. Indem sie der Regierung Besorgniß vor einer „Volkssouverainetät" einflößte, strebte sie nach einer „Adelssouverainetät". Die errungene Herrschaft wollte sie auch noch als anerkannte, repräsentative Sondermacht glänzend zur Schau gestellt sehen, und das zertrümmerte Feudalwesen in einer aristokratischen Reichsstandschaft wiederherstellen. Diese Wendung gab sie dem anfangs geheuchelten Eifer für die Erhaltung des monarchischen Princips. Durch diese feile, nun aufgedeckte Kartenmischerei, durch dummdreiste Willkürübung, durch schnöde Behandlung der untern Classen und durch schrankenlose Zügellosigkeit hat die Aristokratie sich selbst dem Volkshasse überliefert. Die Regierung muß sich daher von ihr lossagen, weil sie von ihr getäuscht worden ist.

Können wir nun auch den östreichischen Adel gegen die Vorwürfe welche ihm der Verf. vorliegender Schrift macht keineswegs in Schutz nehmen, weil er sie in seiner Mehrheit wirklich verdient, so sind wir doch ebenso wenig im Stande den daraus gezogenen Folgerungen beizustimmen. Der östreichische Adel — es ist hier natürlich nur von dem höhern die Rede — bildet eine durch Rang, Reichthum und geschichtliche Erinnerungen mächtige Kaste, die, welche Aenderungen auch in der Regierungspolitik stattfinden mögen, stets großen Einfluß behaupten wird, einen Einfluß dessen ihn höchstens eine sociale Revolution berauben könnte. Das einzige Mittel dem Misbrauch dieses Einflusses zu wehren besteht darin ihn gesetzlich zu regeln, d. h. dem Adel jene Stelle im staatlichen Organismus die er gegenwärtig blos dem Schein nach einnimmt in der That und Wahrheit anzuweisen und zu sichern. Dies kann nur durch Belebung und Ausbildung der bestehenden landständischen Verfassungen geschehen, zu der ja in diesem Augenblicke der kräftigste Antrieb vom Adel selbst ausgeht. Wird er dabei vom Bürgerstande nachdrücklich unterstützt, so ist am Erfolge nicht zu zweifeln. Dann aber hängt es einzig von letzterm ab sich Nichts verkürzen zu lassen. Bei allen in der Schule des Lehnwesens erzogenen Völkern ist die politische Freiheit auf ähnliche Weise begründet worden. England hat seine Magna charta den Baronen zu danken, und Frankreichs Verwandlung in eine constitutionnelle Monarchie ward durch eine Adelsopposition angebahnt. Auch in Oestreich muß dieser Gang eingeschlagen werden, soll es eine höhere Stufe staatlicher Entwickelung erreichen, und sicher ist jetzt der günstigste Zeitpunkt dazu. Statt also den Bestrebungen des Adels seine ständischen Befugnisse zu erreichen entgegenzutreten, soll der Bürgerstand mit ihm gemeinsame Sache machen gegen dynastisch-ministeriellen Absolutismus und bureaukratische Bevormundung. Ist einmal der Sieg erfochten, so theilt sich die Beute von selbst.

Im Widerspruch mit dieser auf unbestreitbaren geschichtlichen Analogien, ja auf der Natur der Dinge beruhenden Auffassung macht der Verf. von „Oestreichs innerer Politik" den Adel zum Sündenbock, der geschlachtet werden soll um den Bund zwischen Regierung und Volk zu befestigen. Ein solcher Bund ist eine fromme Täuschung oder, wenn man lieber will, ein Ideal das sich nur verwirklichen läßt wenn ein Herrscher das Interesse des Volks zu seinem eigenen macht, oder wenn das Volk sich selbst regiert. Ersteres ist ein Zufall auf den man nicht bauen kann; Letzteres ein Ziel das blos durch den festen Willen und einträchtiges Zusammenwirken aller Classen erreichbar ist. Diesen gordischen Knoten zerhaut aber der Verf. kurzweg mit dem „obersten Grundsatz" den er seinen „Reformvorschlägen" vorausschickt: „Weil Oestreich ein monarchischer und katholischer Staat ist, darum macht es die Freiheit zur Grundlage seiner Verfassung." Hier stehen drei Worte beisammen die gewiß sehr erstaunt waren miteinander in so nahe Berührung zu kommen.

Damit — so wird das Paradoxon begründet — die Monarchie und der Katholicismus zur vollen Geltung gelangen können, damit der gefährliche Irrthum, jene Staatsform und diese Glaubenslehre bezweckten Tyrannei, durch das Beispiel des größten deutschen und katholischen Staats seine Widerlegung finde, und damit den Ansprüchen welche der Mensch an den Staat zu stellen das Recht hat Genüge geschehe, deshalb umfaßt Oestreich die Freiheit als Schutzheiligthum und Lebenselement und prägt sich darin mit dem höchsten Kraftausdruck aus.

Es würde uns zu weit führen die Begriffe Staat, monarchisch und Freiheit zu erörtern; wir

wollen beim Katholicismus stehen bleiben, über den wir unsere Ansicht in folgenden Sätzen zusammenfassen: „So lange Oestreich ein katholischer Staat ist, kann es die Freiheit nicht zur Grundlage seiner Verfassung machen“ — oder „wäre Oestreich ein katholischer Staat, so könnte es die Freiheit nicht zur Grundlage seiner Verfassung machen.“ Wir glauben nämlich, daß Oestreich streng genommen kein katholischer Staat ist. Denn ein Staat ist nicht deshalb katholisch, weil die Mehrzahl oder auch die Gesammtheit seiner Bewohner sich zu dieser Kirche hält. Sonst wäre das heutige Frankreich trotz des „Atheismus“ seiner Gesetze ein katholischer Staat. Er ist es im Gegentheile nur, wenn der Geist des Katholicismus seinen ganzen Organismus so innig durchdringt, daß er mit ihm zu einem Wesen verschmilzt, daß Kirche und Staat identisch werden. Dies ist jedoch in Oestreich anerkanntermaßen nicht der Fall. Die östreichische Gesetzgebung sanctionnirt eine Menge Abweichungen von dem römisch-katholischen Glaubenssystem, wie es in den Beschlüssen der Concilien, in den päpstlichen Bullen u. s. w. ausgeprägt ist, und es wäre gar nicht schwer nachzuweisen, daß die Bannstrahlen „latae sententiae“ dort manches hohe Haupt bedrohen. Oestreich ist also glücklicherweise eigentlich nicht katholisch — wäre es dies aber, so könnte es, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, die Freiheit nicht zur Grundlage seiner Verfassung machen. Wie ließe sich gleiche Berechtigung aller Confessionen, wie Lehr- und Preßfreiheit, wie tausend andere Consequenzen einer freien Verfassung mit der Herrschaft des römischen Katholicismus vereinigen? Man lasse sich durch Das was gegenwärtig im Kirchenstaate vorgeht ja nicht täuschen. Die Begeisterung für einen „liberalen“ Papst wird, fürchten wir, nur zu bald der Ueberzeugung weichen, daß Freiheit und römischer Katholicismus zwei Begriffe sind die einander ausschließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Die Tochter des Pietisten. Roman von Henriette Hanke. Zwei Bände. Hanover, Hahn. 1847. Gr. 12. 2 Thlr.

In der jetzigen Zeit, wo die Geistreichen und Strebenden so manche staubveralterte Ansichten und Gewohnheiten von sich schütteln, wo die Selbständigen sich lösen von dem Hergebrachten, und sich selbst Wege bahnen zu einer neuen Kirche, welche gebaut sein soll auf die Vernunft, nicht auf den Glauben, pflegen Viele herabzublicken auf die Frommen welche glauben und sich gegen die Versuchungen der Welt einen Wolkenschleier von religiösen Ansichten umlegen durch den sie nicht sehen wollen. Mehr noch als diese kindlich Frommen, welche der große Haufe leicht für beschränkt erklärt, gibt es in manchen Ländern, wo der Pietismus als eine gute Staatsstütze betrachtet, von oben befördert und gehegt wird, eine große Anzahl der zu dieser Partei Gehörigen welche scheel angesehen, der Heuchelei beschuldigt, und als Wölfe in Schafpelzen bezeichnet werden, indem man Ehrgeiz und Habsucht unter der Larve ihres Christenthums ahnet. So ist denn der Name eines Pietisten keineswegs zu einem ehrenvollen geworden, und gar manche geistvolle Feder hat sich in den letzten Jahren bemüht sowol in Romangebilden als in andern Formen das Treiben der Pietisten zu verdächtigen oder ins Lächerliche zu ziehen. Man meint damit der Mitwelt und Nachwelt einen Dienst zu erweisen wenn man die Heuchelei an den Pranger stellt und die verkappten Sünder entlarvt; man scheint nicht zu ahnen, daß man wirklich Fromme dadurch beeinträchtigt und in ihren Rechten kränkt. Der vorliegende Roman ist nun kein Moderoman. Eine Frau wagt es gegen den Strom zu schwimmen, und verzichtet muthig gleich bei Anlage ihres Werks auf den Beifall des großen Publicums, jenes Publicums des Fortschritts, der geistigen Regsamkeit, jenes Publicums welches eine Stimme hat, eine lobende und eine verdammende in den Journalen. Obgleich nun Ref. sich auch zu diesem Publicum zählen muß, so kann er doch nicht umhin das Verdienst dieses Muthes anzuerkennen, und wenngleich der Roman nicht ohne Längen, nicht ohne Mängel und unwahrscheinliche Charakterzeichnungen und Lebensbegebenheiten ist, so wehte ihm doch aus dem reinen Wandel und Wirken der Pietisten ein wohlthuender Geist entgegen, und er empfand Freude an dem ruhigen Licht ihres Glaubens, welches nicht flackert wie das Irrlicht des Unbefriedigtseins, das dem Strebenden so oft ins Verderben leuchtet. Daß heiligere Beziehungen an das profane Leben geknüpft werden können ist erfreulich. Die schönen Bibelstellen, die bei jeder äußern Bedrängniß, bei gescheiterter Hoffnung, bei vernichteter Freude, in Schmerz und Krankheit, bei Tod und Sterben kräftig und erhebend zu Gebote stehen, in ihrer heiligen Bedeutung eine Stütze werden, in der Hand der Frommen und so ihre ursprüngliche Bestimmung erfüllen, diese schönen Bibelstellen, deren immer und in allen Fällen bereit sind, werden stets gern gelesen. Ebenso Strophen aus alten Gesangbüchern, aus frommen Gebeten, voll jener Poesie des frommen Glaubens der bald nur noch als Ideal gekannt sein wird. Der Pietist ist ein stiller solider Oberlieutenant, der den Dienst verläßt weil er sich nicht duelliren will. Er wird Castellan auf einem einsamen Schlosse seines Generals, und erzieht dort seine Tochter Pieta. Die Umgebung des Kindes, der Umgang des Vaters, seine Beschäftigung mit Blumen und sein pflichtgetreues Leben, sein frommes Wirken werden gut geschildert. Nach seinem Tode tritt Pieta in die Welt, zur verwachsenen, häßlichen, despotischen Tante, und ihren schönen Lippen entströmen Bibelsprüche und fromme Sentenzen, und ihr heiliger Wandel erwirbt ihr Freunde, Beschützer und einen liebenden Gatten — mit dem sie nach Jerusalem reist und später auf dem Schlosse welches ihr Vater als Castellan bewohnte als Besitzerin einzieht. Wir würden den vorliegenden Roman als eines der seltenen, so gesuchten Erzeugnisse unserer Literatur zur Lecture für junge Mädchen empfehlen, wenn nicht das faux pas eines Weltkindes und manche Züge aus der verderbten Gesellschaft, mit welcher Pieta's Reinheit noch mehr contrastiren muß, diese schöne Bestimmung zu nichte machten; doch wird ihm ein Publicum frommer Leser nicht fehlen, er wird Segen bringen, und den frommen Wunsch den wir der Verf. eines solchen Buchs zutrauen müssen nicht zu erfüllen ermangeln.

2. Die Perle von Nantes. Geschichtlicher Roman von Wilhelmine Sostmann. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1847. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Französische Revolution hat schon so häufig Stoff zu Romanen gegeben, und wird noch lange ein fruchtbarer Boden für romantische Verwirrungen sein, indem sie das Unwahrscheinlichste wahr, das Unmögliche möglich zu machen verstand. Der vorliegende Roman ist ein Gewebe von grausamen Verfolgungen und wunderbaren Rettungen. Der Leser wird stets in Spannung gehalten durch unzählige Ereignisse welche damals Tod und Verderben herbeiführten: befreundete Gestalten sind verdächtigt, sie fliehen unter Verkleidung, sie werden angehalten, entkommen dieser Gefahr; nur ein Mitglied bleibt zurück, es kann sich nicht legitimiren. Jetzt theilen sich die Gefahren und man zittert für zwei Parteien — bald hat man für

deren noch mehre zu zittern. Die Perle von Nantes ist Fanchette Nicol, des Goldarbeiters Tochter; sie beherbergt den jungen Vicomte v. Figeac, welcher verfolgt durch das Fenster zu ihr flüchtet. Er wird durch ihre List gerettet. Aber Danton wirbt um ihre Hand, und da sie ihn verschmäht, klagt er sie als Hehlerin des Aristokraten an. Sie wird zur Guillotine verurtheilt, und durch des Henkers Tochter als vermeintliche Leiche gerettet. Der Mantel einer jungen Aristokratin wird aus Versehen um ihre Schultern gelegt, und nach mancherlei Erlebnissen entdeckt sie in diesem Mantel eingenäht einen großen Reichthum, welcher später ihr Eigenthum wird, nachdem sie den blinden Besitzer desselben bis zu seinem Ende gepflegt hat. Die Revolution hat nach wenigen Jahren so viel der alten Vorurtheile hinweggeräumt, daß eine Vermählung zwischen der reichen Goldschmiedstochter und dem verarmten Vicomte als ein Glück für die Familie des Letztern angesehen werden muß; selbst seine Mutter willigt ein, nachdem sie einige Bemerkungen über ihre fleckenlose Ahnenreihe gemacht, und sich ein wenig gesträubt hat. Lebendig erzählt, wohl ersonnen, das geschichtliche Terrain gut benutzt, die Charaktere treu geschildert, indem Zustände und Begebenheiten weder allzu oberflächlich noch zu detaillirt vorgetragen sind, liefert der vorliegende Roman eine unterhaltende und spannende Lecture, welche dem Publicum der Leihbibliotheken gewiß willkommen sein wird.

3. Fata Morgana. Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke von Hermann Meynert. Drei Theile. Leipzig, Melzer. 1847. 8. 3 Thlr.

Die vorliegende Sammlung enthält viel Werthvolles. Es sind theils Skizzen, rasch erzählt, Ereignisse mittheilend, oder Zustände charakterisirend; theils sind es auch ausgeführte Mittheilungen, novellenartiges Gewebe, an verschiedene Zeiten, Verhältnisse oder Gegenden sich anschmiegend. Oft ahnt man, daß eine wahre Begebenheit der Geschichte zu Grunde liegt — es ist Erlebtes was geboten wird. Zuweilen begrüßt man auch Anklänge aus einer fremden Literatur, wie „Der Brief mit drei Siegeln" aus der Schreibtafel eines Seemanns; Ref. meint etwas Derartiges im Französischen gelesen zu haben. „Der Felsensturz" ist sehr lebendig geschildert. „Gift und Gegengift" ist allzu rasch erzählt; darin liegt Stoff zu einem langen Roman — und es ward eine unvollständige Novelle. Als eins der gelungensten Producte der Sammlung erschien dem Ref. „Bräutigam und Arzt". Der seiner Wissenschaft ergebene junge Arzt hat kein Gefühl, keinen Gedanken für seine Braut, welche ihn leidenschaftlich liebt. Unter seiner Kälte leidend argwöhnt sie ein geheimes Liebesverhältniß, und als sie den vermeintlich Treulosen belauscht, erfährt sie, daß kein gesundes Wesen sein Interesse je werde fesseln können, welches nur den Kranken und der Krankheit angehört. Sie nimmt darauf Gift um sich krank zu machen, und genießt dadurch seine Theilnahme, bis das Geheimniß sich enthüllt. Das Mädchen wird gerettet, doch die Aeltern lösen das Bündniß welches sie an den Arzt knüpft. „Die Pest in Chemnitz" ist voller effectmachender Unwahrscheinlichkeit. Der Verf. scheint überhaupt größtentheils den Effect vor Augen zu haben, und es gelingt ihm auch denselben hervorzubringen, oft durch kühne Wagnisse auf Unkosten des Wahrscheinlichen und Möglichen. Eine gelungene Erzählung ist „Folgen einer Bouleparthie".

4. Ein häßliches Mädchen. Ein socialer Roman von Adolf Görling. Drei Bände. Dresden, Arnold. 1848. 8. 4 Thlr.

Durch die verschiedensten Erlebnisse, Räumlichkeiten und Situationen führt der Roman den Leser, indem er dem Helden und andern Hauptfiguren die abenteuerlichsten Schicksale andichtet. Reich an romantischer Verwickelung ist dieser Roman, aber reich auch an Gestalten mit deren charakteristischen Umgebungen und Ausschmückungen das Hauptinteresse des Buchs bezeichnet wird. Verschiedene Gruppen ziehen abwechselnd die Aufmerksamkeit der Leser an: der zwerghafte Nabob nebst seinem dienenden Zwerg und seiner indischen Umgebung im steten Widerspruch mit dem menschenhassenden und menschenliebenden Herzen; der Wirth Hajo mit der so bunten Schar seiner Miethsleute und Kostgänger; das häßliche Mädchen und deren wahnwitziger Vater mit der tragischen Geschichte; der Palast der Fürstin von Bronsfeld und sie selbst mit ihrer einstigen Liebesgeschichte, welcher der Held sein Leben verdankt. Es ist Alles künstlich ineinander verwebt, und wenn auch viele Ereignisse nicht gehörig motivirt sind, so sind sie doch an und für sich unterhaltend und lebendig geschrieben. Daß Gustav, der liebende Pflegevater, den unglücklichen Zwerg, dem er Alles verdankt und der ihn über Alles liebt, verläßt, weil seine Braut ihm untreu geworden, daß er dessen Begleitung verschmäht, ihn in Ungewißheit über sein Schicksal zurückläßt, kann man unmöglich auf Rechnung der großen Leidenschaft selbst schreiben, da er, kaum einige Tage von dem Schauplatz seines Unglücks entfernt, abermals Liebesregungen fühlt für das häßliche Mädchen, welches eine Kunstreiterin ist, von dunkler Gesichtsfarbe, indischen Ursprung verrathend, doch eigentlich wol nicht häßlich sein mag, nach dem Effect den sie auf Gustav's Herz hervorbringt. Gustav ist zwar Schriftsteller und sie hat seine Romane gelesen, was immer der Weg zum Schriftstellerherzen ist. Sie ist selbst Romanschreiberin, sehr begabt, reich von Bildung. Auch wird sie zuletzt noch Gustav's Gattin, nachdem mancherlei Hindernisse, Gefahren, Abenteuer, herzzerbrechende Scenen die Liebenden getroffen haben. Das häßliche Mädchen wird glücklich, während die schöne, untreue Braut mit ihrem Verführer unglücklich lebt. Wir können den Roman unbedingt als unterhaltend empfehlen, und ihn noch wegen mancherlei werthvoller Momente rühmen welche ihn über den gewöhnlichen Roman erheben. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 82. —— 22. März 1848.

Stimmen über Oestreich.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Abgesehen von den eben gerügten Misverständnissen gibt die Schrift Nr. 1, welche ohne Zweifel einen mit Oestreichs innern Zuständen vertrauten, patriotisch gesinnten Mann zum Verfasser hat, vielfach belehrende Aufschlüsse über Das was dem Kaiserstaate noth thut. Sie werden im Wesentlichen bestätigt und ergänzt durch die unter Nr. 2, 3 und 4 angezeigten Schriften, von denen namentlich die erstgenannte sich zur Aufgabe macht „die schwersten, schreiendsten Gebrechen bei den verschiedenen Ständen aus denen die Staatsgesellschaft besteht, und bei den für das Allgemeine wichtigen Instituten, Gebrechen gegen welche sich täglich das Rechtsgefühl und die Einsicht des rechtlichen, denkenden Staatsbürgers, wenn auch stillschweigend, sträuben muß, der östreichischen Regierung und der Welt offen darzulegen". Der Verfasser derselben gesteht durch das Werk „Oestreich und dessen Zukunft" angeregt worden zu sein, beabsichtigt jedoch blos sich auf Schilderung der Mängel zu beschränken die er in den verschiedenen Gebieten des Staatslebens wahrzunehmen glaubt, ohne sich auf Erörterung streitiger Fragen über Staatsverfassung, Ständerepräsentation, Jury u. s. w. einzulassen. So mustert er „Politisches", „Justizwesen", „Militairwesen", „Geistlichkeit", „Lehranstalten", „Adel", „Grundbesitz", „Handel und Gewerbe", „Finanzwesen", „Municipalwesen", „Beamtenthum", „Censur" in besondern Rubriken, die manches Beherzigungswerthe zur Sprache bringen, was wir uns indessen nur anzudeuten begnügen müssen.

Ausschließlich mit den östreichischen Preßverhältnissen beschäftigt sich die Schrift Nr. 3. Wir blicken da in eine wahre Rüst- und Folterkammer des Despotismus voll Fußangeln, Daumschrauben und spanischen Stiefeln für Alle die sich mit dem geschriebenen Worte befassen. Rom — das päpstliche, nicht das kaiserliche, denn selbst Nero ließ Schriften nur verbrennen, nicht censiren — ist die Geburtsstätte der Censur, und zwar war es Alexander VI., berüchtigten Andenkens, von dem die ersten Präventivmaßregeln gegen die „schlechte Presse" ausgingen. In Deutschland konnte man sich mit dieser Erfindung der Hierarchie lange nicht befreunden — die Einführung einer allgemeinen Censur ward erst, doch nur provisorisch, im Abschied des Reichstags zu Speier vom 22. April 1529 verordnet —, dafür ward sie hier aber im Laufe der Zeit zu einer solchen Vollkommenheit ausgebildet, daß man das Land Gutenberg's als ihre zweite Heimat betrachten kann. Namentlich wurde in Oestreich, nachdem die reformatorischen Bewegungen daselbst unterdrückt waren, der vorlauten Tochter des Mainzers die Kehle so enge zugeschnürt, bis sie zuletzt blos noch stammelte was jesuitische Hofbeichtväter als unverfänglich erkannten. Der ehrliche Pelzel sagt von den Tagen Maria Theresia's:

> Zu unsern Zeiten stieg die Gewalt der Censur so hoch, daß kein Buch, wenn es auch von Steinkohlen oder dem Pferdebeschlagen handelte, gedruckt ins Land gebracht oder verkauft werden durfte, wenn es nicht zuvor in der Censur eine Contumaz von einigen Monaten ausgehalten. . . Das beste Buch wurde oft wegen einer einzigen Stelle die dem Bücherrichter nicht gefiel verworfen und verboten. Diese Schärfe und die Schwierigkeit sich wissenschaftliche Hülfsmittel zu verschaffen schreckten den Gelehrten von der Fortsetzung der Studien ab, und die Musen standen schon in Bereitschaft der Barbarei Platz zu machen, wenn sie der Monarch Joseph II. durch eine weise Einrichtung nicht wieder zurückgerufen hätte.

Wie in Oestreich Alles was groß und gut ist den Stempel dieses Herrschers trägt, so hatte auch die Presse die Befreiung von unwürdiger Bevormundung ihm zu danken. Er entließ sie der Leibeigenschaft mit diesen Worten:

> Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muß wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt.

Der Verfasser der „Denkwürdigkeiten" sagt wahr und schön:

> Mit diesem unsterblichen Paragraphe — Censurgesetze haben sonst gar nichts Unsterbliches — gewährte der Monarch allen Freunden der Wahrheit, allen Parteigängern des Fortschritts, den Oestreich so nothwendig hatte, allen Gegnern der Willkür, der Verfinsterung und der Kanzleityrannei die wirksamsten Waffen; durch diesen unvergleichlichen Paragraph, der von einer Hochherzigkeit zeugt die man sonst am wenigsten in Censurmandaten sucht, beugte der Monarch auch der Verwechselung der Staatsdiener mit dem Staate vor, die an den Censurbarrieren so oft stattfindet. Deutlicher als durch eine andere Bestimmung geschehen kann, sprach der Monarch hier seine

Absicht aus die Presse zur wirksamen Controle über alle Staatsdiener, ohne Unterschied des Rangs, zu erheben. Er unterdrückte von vornherein alle Klagen der Beamten über angeblichen Preßmisbrauch u. s. w., indem er seine eigene höchste Person freiwillig unter das Richtscheit der Kritik stellte.

Und weiter heißt es:

Am 13. Oct. desselben Jahres, in welchem die Geister so wichtige Privilegien erhielten, trat das Toleranzpatent ans Licht, das die religiöse Unduldsamkeit an der Wurzel angriff, somit die unheimliche Hauptquelle des Preßzwangs in Oestreich verschüttete. Bald darauf, nämlich am 1. Nov. desselben Jahres, ward die Leibeigenschaft aufgehoben. So folgte auf die Freiheit der Geister ihre starke Stütze, die Freiheit der Gewissen, und auf diese die Freiheit des Leibes, ohne die der Geist in den alten Sklavenfesseln geblieben wäre.

Leider wurden sie ihm nur zu bald wieder angelegt. Joseph hatte sich nicht damit begnügt die Censur auf das geringste Maß zu beschränken und ihr alles Gehässige zu nehmen, er hatte sie unter gewissen Bedingungen ganz beseitigt. Den Buchdruckern Wiens ward nämlich gestattet „Manuscripte vor erhaltenem Admittitur abzudrucken, und daher auch ein schon abgedrucktes Werk bei der Censur um die Zulassung einzureichen". In der betreffenden Verordnung heißt es:

Um aber der Verbreitung von Büchern welche vor dem Admittitur gedruckt und nachmals bei der Censur verworfen werden sollten Einhalt zu thun, wird zugleich Folgendes festgesetzt: Wenn ein Werk vorher gedruckt, die Censur darüber nachgeholt, demselben aber das Admittitur versagt wird, so hat Derjenige welcher das nicht zugelassene Werk zur Censur gebracht hat für die Nichtverbreitung im Lande dieser seiner Auflage dergestalt zu haften, daß ohne weitere Untersuchung von ihm für jedes wo immer gefundene Exemplar eine Strafe von 50 Gulden eingetrieben werden soll.

Hr. Dr. Wiesner bemerkt:

Mit diesen wenigen prunklosen Worten ertheilt Joseph Preßfreiheit, die zwar nur local war, aber doch Vorzüge enthält die man bei der Zwanzigbogenfreiheit, wie sie gegenwärtig in einigen deutschen Bundesstaaten gewährt wurde, vergebens suchen würde. Joseph's Preßfreiheit beschränkte sich nämlich nicht auf dicke Bücher, die nur einen schwachen Absatz haben, und nur von Gelehrten, Fachmännern u. s. w. benutzt werden, während die für das Volk bestimmte geistige Nahrung auf den untrüglichen Wagschalen der Staatspolicei abgewogen wird. Die Josephinische Preßfreiheit befaßte sich nicht mit Bogenzählen, sie hatte keine Papierelle, keinen Maßstab für den materiellen Umfang der Schriften, kein Horoskop, um aus der zu enträthselnden Stärke der künftigen Verbreitung einer Druckschrift den Grad ihrer Gemeinschaftlichkeit zu bemessen. Auch ist es ein charakteristisches Merkmal dieser Preßfreiheit, daß das nachträgliche Verbot einer censurfrei gedruckten Schrift ihre Verbreitung nur im Inlande hemmte, daher der Verleger freie Hand behielt die ganze Auflage ins Ausland zu senden. Blos für die Nichtverbreitung im Lande mußte er haften, und für jedes daselbst verbreitete Exemplar eine Strafe von 50 Gulden entrichten. Indessen ist kein Beispiel eines solchen Pönfalls auf uns gekommen. Preßprocesse waren überhaupt unter Joseph nicht bekannt. Der Monarch wollte seine geniale Schöpfung nicht mit eigener Hand antasten, nicht das geistige Feuer das er sorgsam nährte durch Schlacken der Tendenzprocesse dämpfen; Joseph wußte wohl, daß eine Preßfreiheit die leicht ins Gericht gezogen werden kann nur ein Trugbild der Denkfreiheit gewährt.

Allein die Reaction wartete nicht einmal Joseph's Tod ab um sein Werk zu vernichten. Dem sterbenden Kaiser wurde ein Widerruf der oben berührten Verordnung abgepreßt, und kaum hatte er die Augen geschlossen, so folgten beschränkende Gesetze ohne Maß und Ziel, bis die Schöpfung des großen Monarchen vollständig zertrümmert war. Und was erreichte man damit? Ward durch diesen Vandalismus die Revolution gebändigt, das Bestehende erhalten, Staat und Dynastie vor Demüthigungen bewahrt? So wenig, daß man, um Schlimmeres abzuwenden, gerade zu Dem seine Zuflucht nehmen mußte was man bis jetzt als feindliches Element zurückgewiesen hatte. In den „Denkwürdigkeiten" heißt es:

Die unermeßlichen Opfer die langjährige Kriege foderten, das Glück der Napoleon'schen Waffen das die heldenmüthigsten Anstrengungen fruchtlos gemacht hatte, die so lang anhaltende Unterdrückung der geistigen Thätigkeit der Nation durch die Uebergewalt der Censur, die Aussicht auf neue Opfer und eine verhängnißvolle Zukunft drohten im J. 1810 die moralische Kraft der unter dem östreichischen Scepter stehenden Völker zu erschöpfen, und eine völlige Herabstimmung der Geister vorzubereiten. Das Maß des Unglücks war noch nicht voll. Neue blutige Kämpfe ahnten wenigstens die Politiker, eine furchtbare Finanzkrisis stand nahe bevor. Gefahren genug für die nächste Zukunft, Gefahren die eine außerordentliche moralische Kraft erfoderten um nicht das Staatsgebäude aufs tiefste zu erschüttern. Diese moralische Kraft sann die Regierung neu zu beleben. Das Mittel das sie ergriff war höchst zweckmäßig. Vertrauen sollte Vertrauen erwecken oder nähren, das Volk sollte in den Tagen furchtbarer Prüfungen sein Selbstgefühl nicht einbüßen. Man wollte jetzt der geistigen Kraft des Volks Recht widerfahren lassen. Dies war ein lichter Rettungsgedanke. Um diese Zeit überraschte die Nachricht von einem neuen Gesetze das die Presse entfesseln, die so lange zu tiefem Schweigen verurtheilte öffentliche Meinung emancipiren, dem Volke das Recht geben wolle im Staate ein Wort mitzusprechen, seine Wünsche, seine Klagen öffentlich an den Tag zu legen.

Dieses neue Gesetz war die vielbesprochene „Vorschrift für die Leitung des Censurwesens und für das Benehmen der Censoren" vom 10. Sept. 1810. „Kein Lichtstrahl, er komme woher er wolle", so lauten die Worte die an der Spitze derselben prangten, „soll in Zukunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben oder seiner möglichen Wirksamkeit entzogen werden..." Ein anderer Paragraph verordnete, daß „gelehrte" Werke, d. h. solche „die durch neue Entdeckungen, durch eine bündige und lichtvolle Darstellung, durch die Auffindung neuer Ansichten u. s. w. sich auszeichnen", „mit der größten Nachsicht behandelt und ohne äußerst wichtige Gründe nicht verboten werden sollten". Ein dritter endlich setzte fest, daß Werke „in welchen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, Fehler und Misgriffe aufgedeckt, Verbesserungen angedeutet, Mittel und Wege zur Erringung eines Vortheils angezeigt, vergangene Ereignisse aufgehellt werden u. s. w., ohne hinlänglichen andern Grund nicht verboten werden sollten, wären auch die Grundsätze und Ansichten des Autors nicht jene der Staatsverwaltung". Nur müßten Schriften der Art mit Würde und Bescheidenheit und mit Vermeidung aller eigentlichen und anzüglichen Personalitäten abgefaßt sein, auch nichts sonst gegen Religion, Sitten und Staat Verderbliches enthalten.

In diesen Bestimmungen war ein Fortschritt, war

der Anfang einer Rückkehr zu den Josephinischen Grundsätzen unverkennbar, und welche Mängel auch dem Gesetze sonst ankleben mochten, es ging, Dies läßt sich nicht leugnen, aus der Absicht hervor den Geistern allmälig eine freiere Bewegung zu gestatten. Deshalb wurde es auch in der neuesten Zeit als Schutzwehr gegen den unerträglich gewordenen Preßzwang angerufen und die Auffrischung desselben (im J. 1840) freudig begrüßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leibniz über Polygamie.

Die „Deutsche Zeitung" vom 25. December 1847 enthält einen kurzen Bericht über den von Chr. von Rommel herausgegebenen, so vielfach anziehenden Briefwechsel Leibniz' mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels (2 Bde. 1847), welchen der Verfasser mit Recht als eine „sehr schätzbare Bereicherung des vorhandenen Materials zur Erkenntniß und Würdigung sowol dieses großen deutschen Mannes wie der Zeit in welcher er lebte" charakterisirt. Um so auffallender ist folgende Bemerkung darin. „Wir dürfen nicht unerwähnt lassen", heißt es nämlich, „daß aus dieser Correspondenz auf den Charakter Leibniz' aber auch manche, bei einem so eminenten Geiste um so unangenehmer berührende Streiflichter fallen, wozu wir vor Allem seine Vertheidigung der Polygamie (II, 298) rechnen. Sie würde, da der dafür angeführte Hauptgrund der Erleichterung der Heidenbekehrung auf gar schwachen Füßen steht, im Munde Leibniz', einer im Uebrigen doch so sittlichen und streng christlichen Natur, kaum begreiflich erscheinen, wenn man nicht eben wüßte wie sehr die Kriecherei und Augendienerei gegen die Großen, gegen die Mächtigen der Erde (seine Vertheidigung der Polygamie geschah von Leibniz nämlich zu Ehren der bekannten — des Landgrafen Philipp von Hessen, eines Ahnherrn des Landgrafen Ernst) in Fleisch und Blut der großen Majorität der deutschen Gelehrten von jeher verwachsen war und noch ist, wie dieser das Schmiegen und Biegen nach oben nicht minder zur andern Natur geworden wie das Vornehm- und Hochmüthigthun nach unten, wie schwer es selbst den eminentesten Köpfen unter ihnen fällt Charakter zu haben, als gediegener Charakter in allen Verhältnissen sich consequent zu bewähren." So weit dieser Berichterstatter. Sollte das traurige Bild das er von dem deutschen Gelehrtenstande im Ganzen entwirft in aller Strenge genommen werden, so hätte er sich nur um so mehr bedenken müssen auf einen bloßen Schein hin über den Fürsten aller deutschen Gelehrten, wie man Leibniz wohl nennen kann, ein Verwerfungsurtheil zu gründen, neben welchem die zu gleicher Zeit hervorgehobene „sittliche und streng christliche Natur" wie eine Ironie und Verhöhnung dasteht; denn Jeder würde nur den widrigen Eindruck von Leibniz als einem Kriecher und Augendiener vor den Großen, dem das Ansehen der Person höher stand als Wahrheit und Recht, also nur ein Zerrbild von ihm in der Seele behalten.

Wäre der Brief Leibniz' an den Landgrafen Ernst der einzige Ort wo Leibniz der Polygamie in gewisser Weise das Wort redet, so könnte man vielleicht mit einigem Schein zu der Annahme verleitet werden, als beabsichtigte Leibniz damit wirklich weiter Nichts als eine Entschuldigung oder Beschönigung der bekannten Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen, des berühmten Vorfahren des Landgrafen Ernst, weil in diesem Briefe, datirt vom 2./12. Sept. 1691, von jener Bigamie die Rede ist, und Leibniz sie in der That insoweit gegen gewisse katholische Polemiker in Schutz nimmt, als er es in Abrede stellt, daß die Polygamie schlechthin gegen das göttliche oder natürliche Recht sei, wiewol er es bald darauf für lächerlich erklärt wenn man die Polygamie im christlichen Abendlande ohne Unterschied einführen wollte, was Johannes Leyser, ein Sohn des berühmten leipziger Theologen Polykarp Leyser, in mehren vom Henker verbrannten Schriften ernsthaft vertheidigt hatte. Dahingegen nennt es Leibniz eine Einbildung wenn man um den Preis der Einführung des Christenthums im Orient, wo die Polygamie seit Jahrtausenden eingeführt ist, diese durchaus aufheben wollte, und setzt hinzu: „Ich räume ein, daß die Monogamie viel besser und der Ordnung gemäßer ist; aber was das Bessere ist, ist nicht immer schlechthin nothwendig." Unser ganzes Interesse wendet sich hier einzig um den Punkt, ob diese Ansicht, gelte sie auch zunächst nur für eine Paradoxie, Leibniz' innerste Ueberzeugung war, oder ob er sie blos aus Kriecherei gegen den Landgrafen, gleichsam aus dem Stegreife erfunden hatte. Diese Frage entscheidet sich bald wenn man findet, daß dieser große Mann an ganz verschiedenen Orten und zu ganz verschiedenen Zeiten, ohne im geringsten an den Landgrafen Philipp und seine Nachkommen zu denken, seine paradox scheinende Ansicht von der Polygamie mit allem Ernst entwickelt hat. Es wird genügen eine Schrift anzuführen welche für unsern Zweck doppelt merkwürdig erscheint: es ist dies das sogenannte, früher häufig misverstandene und gemisbrauchte „Systema theologicum", wie sich herausgestellt hat: eine Schrift in der Leibniz anonym und unter der Maske eines Katholiken eine Auseinandersetzung der katholischen Glaubenslehre im Jahre 1683 entwarf, in der Absicht, die damals lebhaft betriebenen Verhandlungen zur Vereinigung der Katholiken und Protestanten zu befördern.*) Während Leibniz hier also durchgängig das katholische Dogma vertheidigt und philosophisch zu rechtfertigen sucht, läßt er doch die Gelegenheit nicht unbenutzt den Bischöfen, welchen diese Unionsschrift vorgelegt werden sollte, manche individuelle Ansicht, wenn auch nur in Form von Vorschlägen, nahe zu legen. Letzteres geschieht namentlich in Betreff des wichtigen Sacraments von der Ehe. Hier sucht Leibniz nun außer der Ehescheidung in gewissen Fällen auch die Polygamie in den Ländern wo sie besteht und wohin das Christenthum erst gebracht werden soll als nicht unverträglich mit der Heiligen Schrift und den Beschlüssen der Kirche darzustellen. Die Stelle lautet im Zusammenhange**): „Christus, der beste Ausleger des göttlichen Gesetzes, hat uns zwar gelehrt, daß nach der ursprünglichen Einrichtung und Bestimmung Gottes die Ehe die unzertrennbare Verbindung eines Mannes und einer Frau sei. Nichtsdestoweniger ist durch eine göttliche Dispensation im Alten Testamente die Polygamie erlaubt worden, das heißt, daß einem Manne gestattet wurde viele Frauen auf einmal zu haben, auch die Macht der Ehescheidung, daß Eheleute sich voneinander trennen und eine andere Ehe eingehen könnten: Christus aber hat erinnert, daß sie nur wegen der Herzenshärtigkeit der Menschen gestattet war, und deshalb nach göttlichem Gesetze besser unterlassen werde; mit Recht ist daher in der Kirche die Polygamie aufgehoben worden, welche kein von der Nothwendigkeit hergenommener Grund bei uns heute entschuldigen kann. Aber was werden wir von den ungläubigen Völkern sagen, wenn man solche durch Nachlassung der längst gebräuchlichen Polygamie zum Christenthum bringen könnte, sodaß die Verweigerung derselben das einzige Hinderniß für ein solches Gut wäre? Mir zwar scheint es sicherer die Entscheidung dieser Sache dem Papste zu überlassen. Dies jedoch wage ich auszusprechen, daß wenn es dem Papste zweckmäßig schiene dem chinesischen Reiche die Polygamie zu gestatten, wenn es auf diese Weise zum christlichen Glauben geführt werden könnte (es ist nämlich bekannt, daß dieses christliche Gesetz, als den ältesten Einrichtungen jenes Volkes entgegen, unter die vornehmsten Hindernisse des Glaubens daselbst erachtet wird), so

*) Das Nähere in „Leibniz' Deutsche Schriften", zweite Beilage. Vergl. Pertz, „Ueber Leibniz' kirchliches Glaubensbekenntniß" (Berlin 1846).

**) In der pariser Ausgabe („Exposition de la doctrine de Leibniz etc.", par Emery), S. 314—318.

würde er nichts der Lehre Christi Widriges thun (nihil doctrinae Christi adversum esse facturum); denn ihm ziemt es im Namen Gottes für das Heil der Völker zu sorgen, sofern jetzt eine neue Offenbarung vergebens erwartet würde. Daher glaube ich, würde er, nach dem Vorgange des göttlichen Beispiels und mit Rücksicht auf das menschliche Herz, wegen eines so großen Gutes nicht mit Unrecht (non male) diese Unvollkommenheit zulassen, welche Gott selbst bei den Heiligen nicht für unerträglich gehalten hat, da man ja weiß, daß Christus nicht sowol ein neues Gesetz gegeben, als das alte richtig ausgelegt hat." Hierauf handelt Leibniz von der Ehescheidung, auch nicht ohne Rückblick auf den vorher behandelten Punkt, und sagt z. B. mit Hinsicht auf das Anathema des Tridentinischen Concils in Bezug auf die Ehescheidung: Hoc tamen non ita accipiendum esse arbitror, quasi ecclesia, quae etiam ob maximas rationes p o l y g a m i a m indulgere posset, divortium non posset etc.

Es ist klar, daß, wenn Leibniz kein Bedenken trägt, vom Standpunkte der katholischen Kirche, in welcher die Ehe als ein Sacrament gilt, die Polygamie unter gewissen Bedingungen für erlaubt, mithin weder für schlechthin unsittlich noch unchristlich zu erklären, er als Protestant und vom Standpunkte des Protestantismus, in welchem die Ehe grundsätzlich minder streng als in der katholischen Kirche gefaßt wird, jenen Bedingungen eine noch größere Ausdehnung geben konnte, ohne mit sich in Widerspruch zu gerathen. Er hat mithin in dem Briefe an den Landgrafen Ernst (wo zum Ueberfluß auch der Sage von dem Grafen von Gleichen gedacht ist) nicht gesagt was er nicht vor sich selbst und jedem Andern, ja öffentlich nach seiner Meinung hätte verantworten können. So hat er ja, wie bekannt, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, nach dem Tode des Landgrafen Ernst, in dem langwierigen und leidenschaftlichen Streite gegen die Jesuiten wegen ihrer Missionen in China, wobei sie sich in manchen Dingen den bestehenden Institutionen accommodirten, offen und freimüthig die Partei der Jesuiten genommen, aus den nämlichen Gründen womit er im Einzelnen die Polygamie vertheidigt hat, wobei er sich auf den Apostel Paulus beruft: Nam Pauli exemplo omnibus omnia fieri oportet (opp. T. IV, p. 61). Erschien nun auch dem Berichterstatter der „Deutschen Zeitung" (welcher gewiß nicht christlicher sein wollen wird als Leibniz) der Hauptgrund der Vertheidigung der Polygamie, die Erleichterung der Heidenbekehrung, als auf zu schwachen Füßen ruhend, so wird die Sache doch anders von Denjenigen angesehen werden welche erwägen, daß in Leibniz' Zeit die Missionen nicht blos wie heute einzelne Fromme, sondern die christlichen Staaten und Regierungen als solche angelegentlichst beschäftigten, daß zu jener Zeit die evangelischen Missionen den größten Wetteifer mit den katholischen unternahmen, was Leibniz nach Kräften beförderte; wie er denn in seinem Plan für die Errichtung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaft in Berlin das evangelische Missionswesen ausdrücklich aufnahm: eine Combination welche heute Manchem ebenso unbegreiflich erscheinen mag als die Vertheidigung der Polygamie, während Leibniz an jene Missionen die allgemeinsten Interessen der Civilisation, besonders für Sprachwissenschaft und Naturkunde knüpfte.

Ob die heutigen, seien es katholische oder evangelische Missionsgesellschaften, auf Leibniz' Vorschläge zur Erleichterung der Einführung des Christenthums im Orient eingehen möchten, lassen wir dahingestellt sein. Was jedoch Leibniz' Zeitalter betrifft, so wird man sich erinnern, daß damals das Naturrecht als Wissenschaft, seit Samuel Pufendorf und Christian Thomasius als eine selbständige Wissenschaft zunächst dadurch entstand, daß es sich sowol von der Theologie als von dem positiven Rechte zu emancipiren suchte. Jene Männer waren kühn genug die zu Recht bestehenden Begriffe und Institutionen vor den Richterstuhl der Kritik zu ziehen, wobei sie sich an die Philosophie der Zeit, bald an Hobbes, bald an Locke lehnten. Niemand ging darin so weit als Thomasius, welcher sich nicht scheute nicht nur das Concubinat, sondern sogar den Incest aus dem Gesichtspunkte des Naturrechts gelten zu lassen. Unter diesen Männern war noch Leibniz derjenige welcher das Positive in den Institutionen und Rechten, gegen Pufendorf wie Thomasius, am meisten in Schutz nahm; dennoch geschieht es wesentlich im Geiste und den Tendenzen seiner Zeit, wenn er die Polygamie, obwol nur unter den seltensten Bedingungen, aus dem Naturrechte für erlaubt erklärt. Dies war der Liberalismus jener Zeit.

Mag man nun hierüber urtheilen wie man will, so viel bleibt stehen, daß Leibniz in jenem angefochtenen Briefe an den Landgrafen Ernst mit sich nicht weniger als mit seiner Zeit in völligem Einklange stand. Es gehörte zu seiner großen Art zu denken, daß er, um die Wahrheit, um seine Ueberzeugung zu entwickeln, an das Bestehende in den Meinungen in dem Glauben, wol gar in den Vorurtheilen seiner Zeitgenossen gern anknüpfte, als einer Brücke, um die Menschen leichter zu der Wahrheit hinüberzuführen, daß er, wie Lessing sagt, sein Feuer nicht im Kiesel verbarg, sondern aus Kiesel Feuer schlug. Niemals aber hat Leibniz aus Kriecherei oder Augendienerei weder eine Ueberzeugung verleugnet noch erheuchelt: er ist niemals, wie ich an einem andern Orte gegen einen ähnlichen Verdacht mich geäußert, ein sogenannter Hofphilosoph gewesen, und daß er sich nicht scheute auch den Großen zu widersprechen, dafür lassen sich aus seinem Briefwechsel mit dem Landgrafen Ernst mehre Beispiele anführen. Seine Maxime spricht Leibniz irgendwo sehr bestimmt einem Gelehrten gegenüber aus: „En général il est bon, qu'on se mette à la portée de tout le monde, *pourvu que la verité n'en souffre pas.*" (Vergl. die Biographie, II, 357.) **G. E. Guhrauer.**

Literarische Notizen aus England.

Zur Reformationsgeschichte.

Für die Reformationsgeschichte ist folgendes Werk: „Original letters relative to the English reformation, written during the reigns of king Henry VIII, king Edward VI and queen Mary: chiefly from the archives of Zurich. Translated from authentical copies of the autographs and edited by Hastings *Robinson*. Printed for the Parker-Society." Die beiden frühern Bände, welche von der letztgenannten Gesellschaft veröffentlicht wurden, enthielten blos auf die Regierung der Königin Elisabeth bezügliche Urkunden. Die jetzige Veröffentlichung bringt einen kurzen aber charakteristischen Brief Melanchthon's, sechs von Calvin und mehre andere von Peter Martyr, Martin Bucer u. A. Sie enthalten nur selten Beziehungen auf politische und gesellschaftliche Zustände, und in fast allen herrscht der pedantische, scholastisch-gelehrte, fromme und geschwätzige Ton vor, der dem größten Theil der Reformatoren nicht minder eigen war als ihren Gegnern. Doch schlägt manchmal auch eine weltliche, ja sogar leichtfertige Saite vor, die in dieser Gesellschaft überrascht.

Die Geologie im Lichte des Glaubens.

In England, wo seit geraumer Zeit unter den Wissenschaftsdilettanten die Geologie die Modewissenschaft geworden ist, und wo die frommen Zionswächter seit dem Erscheinen der berüchtigten „Vestiges of creation" daraus Unglauben und Abfall besorgen, mehren sich die Schriften welche diesem Uebel verbauen und aus der Geologie selbst den Beweis führen wollen, daß bei der Schöpfung es doch eigentlich nur hergegangen ist wie es in der Bibel steht. So bemüht sich auch der Verfasser von „The philosophy of geology", A. C. G. Jobert, wovon jüngst der zweite Band erschienen ist, aus den Erscheinungen welche die Erde in ihren vorweltlichen Ablagerungen darbietet den Beweis zu führen, daß dieselben nur das Ergebniß wiederholter Dazwischenkunft der höchsten Vorsehung, eines persönlichen Gottes und keineswegs die Folge eines ewigen Gesetzes unabänderlicher Umgestaltungen sind. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 83. —— 23. März 1848.

Stimmen über Oestreich.

(Fortsetzung aus Nr. 82.)

Wie die durch die deutsche Bundesacte verbrieften Zusagen in Betreff der Preßfreiheit ihre Erfüllung fanden, ist nur zu bekannt. Aber nirgend ward der Krieg gegen die Presse — denn bekriegt wurde jetzt womit man sich in der Stunde der Noth verbündet hatte — weiter getrieben als in Oestreich. Hier wäre was anderswo als verhaßte Zwangsmaßregel verabscheut wurde als willkommene Erleichterung dankbar aufgenommen worden. Die Gedanken wurden nicht, wie das Sprüchwort will, als zollfrei, sondern als vogelfrei betrachtet, d. h. als gute Beute für die durch kein Gesetz gezügelte Censorenwillkür. Die Folge war gänzliches Brachliegen des geistigen Gebiets, eine literarische und wissenschaftliche Asthenie, deren entmannenden Wirkungen begabtere Köpfe dadurch sich entzogen, daß sie ihre Personen oder ihre Producte ins Ausland flüchteten. Die Censur führte um den Kaiserstaat eine Art chinesischer Mauer auf, die den geistigen Verkehr nothgedrungen zum Schmugglerhandwerk herabwürdigte.

Bis zum J. 1830 zeigte sich, bemerken die „Denkwürdigkeiten", kein bedeutender Widerstand gegen die so maßlos eingreifende Bevormundung. Die Julirevolution hingegen hatte auch in Oestreich auf die Stimmung des Volks einigen Einfluß; die Aufregungen die sie im übrigen Deutschland hervorrief zitterten hier, wenn auch beim Mangel alles öffentlichen Lebens nicht Jedem sichtbar, in leisen Schwingungen fort. Weiter heißt es:

> Unter diesen Verhältnissen erschienen die kühnen, politischen „Spaziergänge eines wiener Poeten". Es war die erste Protestation gegen das herrschende Policeisystem, die erste geflügelte Klage über das grenzenlose Mistrauen gegen edle, in so vielen Kämpfen treu erprobte Völker, der erste Nothruf um Recht, um etwas Freiheit der Bewegung... In eigener Richtung trat bald darauf der edle, tiefsinnige Lenau auf. Heimkehrend aus den Staaten in welchen die Presse die größte Freiheit besitzt, ließ er seine Polenlieder, seinen „Faust", „Savonarola", die „Albigenser" ohne östreichische Censur und in seinem Namen ans Licht treten. Lenau sündigte doppelt gegen die Censur, weil er mit besonderer Vorliebe die Freiheit der Gewissen begeistert vertrat...

An diese Vorkämpfer schloß sich eine Reihe mehr oder minder tüchtiger Streiter, deren Angriffen die Censur Nichts entgegenzusetzen vermochte als neue Gewaltmittel. Es erfolgten die bekannten Verlagsverbote, die jedoch gerade das Gegentheil von Dem bewirkten was sie bezweckten. Der Verfasser der „Denkwürdigkeiten" fährt fort:

> Der Federkrieg der über die galizischen Ereignisse entbrannte zeigt klar und mit warnenden Flammenzügen, welchen Gefahren die Regierungen durch Unterdrückung der öffentlichen Meinung preisgegeben worden. Nie noch wurden Franzosen, Russen oder Türken mit solchem sich immer neu entzündenden Groll, mit so consequenter Wuth von deutschen Publicisten angegriffen als damals die östreichische Regierung. Diese Angriffe erfolgten trotz der Verantwortlichkeit jedes Bundesstaats für die unter seiner Oberaufsicht erscheinenden Druckschriften, trotz der allgemeinen und wechselseitigen Gewährleistung der moralischen und politischen Unverletzlichkeit der Gesammtheit und aller Mitglieder des Bundes. Die „Preußische Staatszeitung", so lange in innigster Harmonie mit dem „Oestreichischen Beobachter", eröffnete diese Angriffe, viele deutsche Blätter folgten nach, ebenso die französischen, englischen und amerikanischen; dieseit und jenseit des Oceans wurde die östreichische Regierung aufs tiefste verletzt, versteckt und offen geschmäht. In den französischen Kammern, im englischen Parlamente erfolgten die bittersten Anklagen. Und diesem journalistischen und parlamentarischen Aufstande gegenüber stand die mächtige östreichische Regierung mehr als wehrlos da. Die deutschen Publicisten dachten nur an die karlsbader und ähnliche Beschlüsse, die östreichischen insbesondere fühlten keinen Beruf der Regierung wegen den Bann zu brechen der sie gesetzlich von den liberalen Blättern des Auslandes scheidet. Im Inlande hatten sie gar keine Gelegenheit sich auszusprechen. Daher das unerhörte Stillschweigen der Gebildeten, während es die Politik, die Moralität der Regierung galt! Die Vertheidigungsversuche des Oestreichischen, höchst unsanft aus langem Winterschlafe gerüttelten Beobachters, die Anläufe der Herren Staatsschreiber Jarcke und Consorten stellten die Regierung nicht weniger bloß als die Gegner. Und doch lag das Material zur Entwaffnung der Hauptanklagen so nahe, daß man sich wundern mußte wie Jarcke und Genossen es gar nicht zu entdecken vermochten! Diese erbitterten journalistischen und parlamentarischen Kriege erfolgten gerade ein Jahr, seit eine Anzahl von Schriftstellern der Residenz am Throne eine Petition um ein zeitgemäßes, milderes Censurgesetz überreicht hatten.

Diese Petition — „im Lande selbst der erste Protest gegen den eisernen und in seinen Uebertreibungen lächerlichen Preßzwang" — unterzeichnet von Männern wie Grillparzer, Ettingshausen und Baumgartner, Pyrker, Münch, Hofrath Jenull, Kubler und Springer, Graf Auersperg, Fürst Schwarzenberg, Zedlitz, Endlicher, Ham-

mer, Baron Lannoy, die Grafen Colloredo und Barthenheim, Bartsch, Kraft, Hock, Rokitansky und Scoda, die beiden Freiherren von Pratobevera, von Schreibers, Koller u. A., und in den gemäßigtsten und bescheidensten Ausdrücken abgefaßt, bezweckte keineswegs die Verwirklichung irgend eines Censurutopiens, sie schlug „zur Abhülfe der gerügten Uebelstände sowie zur Belebung der östreichischen Literatur" blos folgende „unvorgreifliche" Maßregeln vor:

1. Erlassung eines Censurgesetzes auf Grundlage der Instruction vom Jahre 1810 und öffentliche Kundmachung dieses Gesetzes.
2. Verleihung einer unabhängigen Stellung für die Censoren.
3. Gründung eines wirksamen Recurszugs in Censurangelegenheiten.

Welche Berücksichtigung sie jedoch fand, ergibt sich unter Anderm aus den geheimen Instructionen die Hr. F. Wiesner aus dem Nachlasse eines unlängst verstorbenen wiener Censors mittheilt. Um von diesen, aus den J. 1846 und 1847 stammenden Erlassen der obersten Censurbehörde einen Begriff zu geben, wählen wir Folgende aus:

1. Der Besuch der Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses in den Vorstadttheatern darf in hiesigen Journalen nicht angeführt werden.
2. Alle Eisenbahnen betreffenden Artikel sind der Hofstelle vorzulegen.
3. Alles was sich auf die Aufstellung des Monuments Sr. Majestät Franz I. bezieht ist zu exhibiren (d. h. der Policeihofstelle vorzulegen).
4. Auf Vermeidung persönlicher Ausfälle gegen das Wirken des Regisseurs am k. k. Hofoperntheater, Schober, ist stets billige Rücksicht zu tragen.
5. Artikel welche den Adel, das Militair oder dergleichen höhern Stände betreffen sind stets der Policeihofstelle zu exhibiren.
6. Da bei der Zulassung der Oper „Wicka" auf das sorgfältigste alle Momente und Attribute beseitigt wurden welche die historische Grundlage in Beziehung auf Personen, provinzielle und Localverhältnisse näher zu bezeichnen geeignet scheinen, so muß auch bei Besprechung derselben alles Bezügliche vermieden werden.
7. Gehässige Ausdrücke gegen die russische Regierung sind zu unterdrücken.
8. Ausfälle und Schmähungen gegen die Hofburgtheater-Direction sind unbedingt zu streichen.

Ebenso unbeachtet wie die erwähnte Petition blieb die aus den gleichen Ansichten hervorgegangene Bitte welche die böhmischen Stände auf den Antrag des Fürsten Lamberg im Mai 1847 dem Monarchen vorlegten. Wenigstens geschah, die Errichtung einer Censur-Oberbehörde abgerechnet, Nichts was andeutete, daß man auch nur den schreiendsten Beschwerden abzuhelfen gesonnen sei.

Hr. Dr. Wiesner hat sein Werk den Landständen der zum Deutschen Bunde gehörigen Provinzen Oestreichs gewidmet, und schließt mit einem Aufrufe an dieselben, auch ihrerseits dahin zu wirken, daß der 18. Artikel der Bundesacte endlich einmal eine Wahrheit werde.

Die Schrift Nr. 4 hat einen Mann zum Verfasser von dem man wol voraussetzen kann, daß er mit dem Gegenstande den er behandelt ziemlich vertraut ist. Sohn eines k. k. Feldmarschallieutenants, Zögling der wienerneustädter Militairakademie und mehre Jahre Offizier, hatte Hr. v. Fenner vielfache Gelegenheit die Zustände des östreichischen Heers kennen zu lernen. Er schildert sie nun auch, wie uns scheint, nach bestem Wissen und Gewissen, und wenn die Ergebnisse nicht selten ungünstig lauten, so ist Dies nicht Schuld des Berichterstatters. Als Probe heben wir aus was der Verf. über die Stellung des gemeinen Soldaten dem Offiziere gegenüber sagt:

Der gemeine Soldat steht in Oestreich zu dem Offizier in demselben Verhältniß in welchem in Sparta der Helot zu dem Spartaner stand. Es ist Dies ein harter Ausspruch, den jedoch die Thatsachen zur traurigen Wahrheit machen. Wenn auch keine materielle, so existirt doch eine moralische Helotenschaft; oder ist es nicht der furchtbarste Helotismus wenn ein willenfreies Individuum nie zum Bewußtsein seiner Freiheit, nie zum Bewußtsein seines Rechts gelangen kann und darf? Von dem Augenblicke wo der Bauerssohn seinen Rock abwirft um sich in die zweifarbige Livrée zu stecken, legt er mit ihm seine moralische Freiheit sowie das Bewußtsein der ihm als Mensch und Bürger innewohnenden Rechte ab; denn es ist eine Thatsache, daß der gemeine Soldat nie Recht hat. Er mag noch so sehr mishandelt und mit Ungerechtigkeiten überhäuft werden, man wird ihm auf seine Beschwerden nie antworten: „Dir wird Recht werden", man wird ihm nie mittheilen, daß Derjenige der ihn ungerecht behandelt zur Verantwortung gezogen worden sei, da man der Ansicht ist, das „Decorum" würde darunter leiden. Zwischen dem Offizier und dem gemeinen Mann, obgleich Beide Bürger desselben Staats, besteht eine so ungeheure Kluft, daß solche selbst nicht von den niedern Chargen und den auf die Beförderung zum Offizier Anspruch habenden Cadetten ausgefüllt wird. Bei dem Offiziere beginnt das Strafrecht, das keiner der untern Chargen verliehen; er bildet eine eigene Kaste, die jede außerdienstliche Berührung mit ihren Untergebenen sorgfältig vermeidet. . .

(Der Beschluß folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Sechster Jahrgang. Hanover, Kius. 1848. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein Nachwort gibt dem Publicum die Meldung, daß mit diesem Jahrgang einstweilen das Erscheinen des Taschenbuchs ein Ende haben werde, da der Verf. durch persönliche Verhältnisse zu vielfachem und raschem Aufenthaltswechsel gezwungen der Redaction desselben unter so bewandten Umständen nicht mehr die nöthige Sorgfalt widmen zu können glaube. Wenn nun schon die frühern Jahrgänge diesem Unternehmen eine wohlverdiente Gunst des Publicums erworben hatten, so müssen wir gestehen, daß dieser letzte so reichhaltig, durchweg solid und geschmackvoll ist, daß der Kritiker nur mit dem Wunsche auf eine baldige fröhliche Auferstehung jenes Abschiedswort erwidern kann.

Th. Jacobi eröffnet ihn mit einem Aufsatz über „Tasso und Leonore, oder: Welchen Stoff hatte Goethe?" Dem deutschen Publicum ist es mit dem Studium der Geschichte seltsam gegangen, es hat sie zum guten Theil aus seinen Dichtern gelernt, und sehr Vielen die den Tasso mit Genuß lesen wird es unbekannt sein, daß das Verhältniß zu Leonore geschichtlich sehr zweifelhaft ist. Doch ist Jacobi's Arbeit so gründlich und fleißig, daß wol Jeder, wenn er auch einmal italienische Quellenschriften durchblättert hat, vielfach Neues und Unbekanntes finden wird. Es ist ein wunderliches Spiel des Zufalls, daß ge-

rade hinsichtlich der Gefangenschaft Tasso's alle Einzelheiten nicht zur Beantwortung der Hauptfrage ausreichen, ob Tasso wirklich durch sein Betragen hinreichenden Grund gegeben hat ihn als unmündig oder gemeingefährlich festzuhalten. Nachdem der Verf. alles historisch Beglaubigte dargestellt hat, werden wir auf das Feld der Vermuthungen der spätern Zeit geführt; indeß zeigt sich bald die große Unsicherheit der so allgemein gewordenen Sage. Manso, der vor dem Abbate Serasi als der zuverlässigste Lebensbeschreiber Tasso's galt, hat die Zeiten in Ferrara nicht mit durchgelebt, hat hauptsächlich nur Anekdoten gesammelt und das Ganze nach der damals im Publicum bereits herrschend gewordenen Auffassung dargestellt. Außer den von Serassi mitgetheilten Briefen bieten sich also Tasso's Gedichte als nächste Quelle dar; indeß verhehlt der Verf. sich nicht, daß, wer wirklich mit zartem kritischen Gewissen an sie ginge, und in ihnen Aufschlüsse über Tasso's Leben suchte, eine äußerst schwierige und bedenkliche Arbeit hätte. Denn man steht auf ganz höfischem Boden, wo zwischen Schmeichelei und Ueberzeugung, Galanterie und Gefühl keine Grenzlinie anzugeben ist. Und außerdem herrscht unbedingt die Reflexion. Die concreten Motive liegen ganz außerhalb, werden durch die oft schwankenden und dürftigen Ueberschriften kaum angedeutet, und scheinen manchmal nur einem glücklich erhaschten Gedankenspiel zu Liebe erfunden zu sein.

So hat der Verf. denn den ganzen Stoff den Goethe vor sich hatte objectiv als ein selbständiges Ganzes hingestellt und genau davon gesondert was unter der Hand des Dichters daraus geworden ist. Dieses Letztere ist besonders in den Anmerkungen geschehen, wo er jede Stelle des Goethe'schen Dramas in welche sichtbar Etwas von überlieferten Thatsachen übergegangen ist angezeigt hat. Wir empfehlen den Freunden des Dichters diese Abhandlung um so mehr, da einige Stellen in Goethe wirklich erst durch die von Jacobi herausgefundenen Anspielungen und Beziehungen deutlich werden. Das allgemeine Resultat theilen wir unsern Lesern mit seinen eigenen Worten mit:

„Der Hintergrund, die allgemeinen Weltverhältnisse, was aus der Vergangenheit erzählt, endlich was als Nebenumstand berührt wird, ist mit zwar schwachen, doch durchaus treu historischen Zügen gemalt. Die Charaktere sind idealisirt, verallgemeinert und der meisten Zeiteigenthümlichkeiten entkleidet, doch sonst, so weit die historische Kenntniß reicht, mit Sorgfalt nach den Originalen gezeichnet. Dagegen ist die eigentliche Handlung welche vor den Augen der Zuschauer geschieht ihrem ganzen Zusammenhange nach völlig erfunden, obgleich die einzelnen Theile fast alle entweder wirkliche historische Thatsachen sind, oder doch eine Benutzung historischer und sagenhafter Motive verrathen, und insofern nicht als frei aus der Phantasie erzeugt gelten können."

Um die innere Nothwendigkeit nach welcher sich aus dem Stoffe das Werk Goethe's gebildet hat zu erfassen, fehlt freilich noch ein Moment. Denn die Sage ist in ein neues Element eingetreten, sie ist in eine Lebensanschauung erhoben worden welche der nicht gleichartig ist die sie erschaffen hat, sondern sich vielmehr im Gegensatze gegen dieselbe findet. Es tritt ihr eine Kritik entgegen welche sich auf Erfahrungen der entgegengesetzten Art stützt und in dichterischer Polemik dagegen ankämpft. Um also dem innern Gehalte nach angeben zu können was Goethe aus dem Stoffe gemacht habe, müßte man erst auf sein eigenes inneres und äußeres Leben und auf die Einflüsse der Zeit eingehen unter denen er gestanden hat. Hr. Jacobi verhehlt sich Dies nicht, vielmehr verspricht er einen zweiten ergänzenden Theil.

Der Aufsatz von K. Mayer über den berühmten französischen Gelehrten und Pamphletisten Paul Louis Courier ist gut geschrieben, wie man Das vom Verf. des Werks über Neapel gewohnt ist; doch reicht er nur bis zu dem Punkt wo Courier zur politischen Schriftstellerei überging. Wir erhalten eine Skizze seines Lebenslaufs bis dahin, größtentheils aus Fragmenten der noch vorhandenen Briefe zusammengesetzt, und wenn auch zuweilen etwas zu ausführlich über Nebendinge, doch schon darum dankenswerth, weil diese Lebensgeschichte überhaupt wenig bekannt ist. Die Tendenzen welche Courier als Gelehrter verfolgte sind in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt, mit steter Bezugnahme auf die allgemeine Entwickelung des Geistes und der Literatur in Frankreich. Courier zeichnet sich hauptsächlich durch die Verbindung zweier Richtungen aus, die sowol bei dem Gelehrten überhaupt als auch namentlich in Frankreich sich selten finden: ein inniges Eindringen in den antiken Geist, namentlich eine eigentlich intime Sympathie für das hellenische, gründlich von ihm erforschte Wesen, und das Streben die Schätze der alten Literatur durch classisch populaire Uebersetzungen allgemein zugänglich zu machen.

„Die politische Poesie bei den Neugriechen", eine Skizze von D. H. Sanders, ist eigentlich nur eine ziemlich ungeordnete Sammlung von Studien und Excerpten, und die allgemein literarhistorischen Bemerkungen und Analogien die sich nicht selten finden sind nicht mit den Mittheilungen verbunden, sondern mehr wie Randglossen, deren Bedeutung auch an sich eben nicht groß ist. Wir vermissen die Sorgfalt der Darstellung, die Höhe des Standpunkts, die von den übrigen Mitarbeitern angestrebt und von den meisten erreicht ist. Nebenbei bemerkt mag der Verf. Platen mit Recht hochstellen, nur muß er ihm nicht Goethe'sche Verse zuschreiben, wie z. B. den bekannten vom „ungebundenen Geist in gebundenen Worten". Am ausführlichsten sind die Mittheilungen über den jungen ziemlich schwülstig rhetorischen Theodor Orfanidhis; wegen der „Hochzeit des Krutulis", einer Aristophanischen Komödie von Alexandhros Risos Rangawis, welchem Dichter der Verf. ein weit günstigeres Prognostikon stellt, werden wir dagegen auf eine zum Druck vorbereitete Uebersetzung vertröstet.

„Ueber die Bedeutung des Stils", von R. Haym. Wir glauben, es wird dem Verf. gelungen sein was er wünschte: die Untersuchung über den Stil wenigstens eröffnet zu haben. In dem vorliegenden Aufsatze sucht er nur das allgemeine Wesen und die Bedeutung desselben zu ergründen. Wie er aber schon Dies nur mit Hülfe der Erfahrung und der Erinnerung an individuelle Stile vermochte, so weist er auch mit Recht auf die große noch zurückbleibende Aufgabe hin: aus den Worten großer Schriftsteller die Seele der Darstellung herauszulesen und in treffenden Zügen zu schildern, und ferner die eigenen Wege aufzusuchen auf denen Philosophie und Historie zur edeln Diction gelangen. Der Stil ist ihm nämlich die Seele, genauer bestimmt der Charakter der Sprache. Der Stil ist das in den höhern Regionen der Sprache erscheinende Bild des sittlichen Wesens, Ausdruck des Individuellen, Erscheinung des Charakters. Es ist schon ein Verdienst auf die Bedeutung des Stils hingewiesen, und ein seit W. von Humboldt und Fichte allzu wenig beachtetes Gebiet der Forschung wieder in seinem lockenden Reichthum gezeigt zu haben; wie sehr es dem Verf. aber auch gelungen ist seines Gegenstandes würdig zu schreiben, möge folgende Stelle beweisen die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

„Harmonische Bildung aller Geisteskräfte wie sie den Charakter edler Menschheit ausmacht ist auch die Quelle edler, anmuthvoller Darstellung. Da wo der Charakter in dem wahren Schwerpunkte des Geistes ruht, sodaß er nur das freiwillige Resultat der gesammten Anlagen und Regungen des Innern, und obwol angebildet dennoch ein Natürliches erscheint, da, statt gewaltsam mit der Sprache zu schalten, senkt er sich still in sie ein. Die Sprache scheint über sich selbst erhoben: so hat der Charakter ihren tiefsten Sinn durchdrungen und in seinen Sinn und Willen ihn umgebildet; der Charakter blickt frei und leicht aus der Sprache durch: so hat diese seine Spröde ihm genommen und seine Würde durch Anmuth gemäßigt. Selbst dem musikalischen Elemente der Sprache gibt der Charakter nach, und wenn er freilich verweigert, daß dieses sich Ton für Ton und Sylbe für Sylbe offenbare, so läßt er es doch in lan-

gen, immer wiederkehrenden Zügen anklingen, und seinen Schritt durch den freiern Schlag des Rhythmus in ebenmäßig gerundeten Perioden begleiten. Manche Blüten streut die Poesie auf diese Wege der Prosa, und diese verschmäht nicht den Ernst des Gedankens mit ihnen zu kränzen; aber bescheiden und sparsam hebt sie sie auf, um über dem Spiel der Bilder nicht die Arbeit und nicht den höhern Sinn ihrer Aufgabe zu vergessen."

A. Bock charakterisirt A. G. Kästner in seinen poetischen Leistungen; das Resultat ist, daß Kästner eben kein Poet war, sondern nur zuweilen Verse machte, über deren Bedeutungslosigkeit er selbst sich nicht täuschte. Interessanter wäre es ohne Zweifel gewesen, wenn Hr. Bock etwas näher auf die Epigramme eingegangen wäre, über die wir nur einige skizzenhafte aber sehr treffende Bemerkungen erhalten.

Der Aufsatz von R. Köstlin: „Gottfried von Strasburg in seinem Verhältniß zur Sittlichkeit und Poesie des Mittelalters", ist eine gründliche Widerlegung des jüngst gemachten Versuchs, diesem Dichter in ähnlicher Art etwa wie die Shakspeare-Romane ihrem Meister eine ganz exceptionnelle Stellung in seiner Zeit oder vielmehr außerhalb seiner Zeit zu vindiciren. Man hat aus dem liebenswürdig naiven Meister Gottfried einen modernen Reflexionsdichter machen wollen, der die socialen Probleme unserer und aller Zeit, und zwar mit bewußter Opposition gegen die mittelalterlichen Institute und Meinungen, zum Gegenstand genommen habe. Köstlin weist nach, daß im „Tristan und Isolde" durchaus die mittelalterliche Anschauung herrscht, und daß jene Conflicte nur zu dem Zweck gewählt sind, um in ihnen die Lust und das Leid der Liebe ergreifender und mächtiger als in einfachen Verhältnissen hervortreten zu lassen.

Der Herausgeber hat sich eine eigenthümliche Arbeit gewählt, die auf den ersten Blick ebenso undankbar als uninteressant erscheint; er zieht aus dem Schutt der Vergangenheit einen von den Allermeisten nur dem Namen nach gekannten Roman: „Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen", hervor. Aber er hat ein Recht wenn er von der Wissenschaft verlangt keinen Weg für zu entlegen oder zu unsauber zu erklären den die Geschichte nun einmal gewählt hat. Wie ungenießbar diese verjährten Bände uns auch vorkommen, so haben sie doch einmal die Nahrung des Publicums gebildet, so sind sie doch mehr oder weniger in Saft und Blut unsers Volks aufgenommen und bilden in wer weiß welchen Umschmelzungen und Verwandlungen doch noch heute einen organischen Bestandtheil unsers öffentlichen Geistes. „Und", so fragt der Verf., „welche würdigere Aufgabe läßt sich der Literaturgeschichte überhaupt stellen als das geistige Leben eines Volks in seiner Entwickelung, seiner Ausbreitung, seinen Uebergängen und Veränderungen zu begleiten und zu erklären; welch höheres Ziel ist ihr gesteckt als mit sorgsamem Fuß den Spuren nachzutreten in denen die Nation in ihrem geistigen Werden einhergeschritten ist, um eben dadurch denjenigen Punkt auf welchem dieselbe sich heute befindet mit der Fackel des Bewußtseins gleichsam zum zweiten male und nun erst wahrhaft zu entdecken?"

Unter den Miscellen zeichnen sich die „Französischen Studien" von Adolf Laun aus, eine Mittheilung über André Chénier. 18.

Sinnreiches Mittel gegen den Nachdruck.

Die Engländer haben sich bisher über den Nachdruck in den Vereinigten Staaten schwer zu beklagen gehabt. Kaum erscheint ein Werk, eine Schrift, ein Journal in England welches seinem Inhalt nach Aussicht auf Absatz in Amerika hat, so ist die Presse dort schnell dahinter her wohlfeile Nachdrucke zu bewerkstelligen. So wurden z. B. „Chambers' Edinburgh Journal", „Blackwood's Magazine", „Quarterly review", „Edinburgh review" u. a. regelmäßig, nachdem sie in England erschienen waren, in Amerika nachgedruckt. Um wenigstens in Bezug auf solche periodisch erscheinende Schriften Dies zu verhindern, ist man auf ein einfaches und doch höchst sinnreiches Auskunftsmittel gefallen. Und zwar gebührt die Ehre der Erfindung den Amerikanern selbst, sodaß von derselben Seite wo die Unsitte herrscht auch der Anfang ihr zu steuern ausgeht. Die Sache ist folgende: Im Anfang des vergangenen Jahres erhielten die Herausgeber von „Blackwood's Magazine" von Jemand aus Amerika eine Mittheilung, worin derselbe ihnen als wirksames Mittel gegen den Nachdruck ihres Journals in den Vereinigten Staaten anrieth: von Zeit zu Zeit eine Arbeit von einem geborenen oder naturalisirten Amerikaner aufzunehmen, nachdem derselbe das schriftstellerische Eigenthumsrecht daran nach den dort geltenden gesetzlichen Vorschriften erlangt haben würde. Die Nachdrucker würden dann gezwungen sein entweder ganz auf den Nachdruck zu verzichten oder denselben in verstümmelter Weise stattfinden zu lassen, und sich dadurch die Aussicht auf Absatz zu rauben. Das in jener Mittheilung ausgesprochene Talent des Briefschreibers veranlaßte die Herausgeber des genannten Journals, Erstern selbst aufzufodern einen Artikel für dasselbe zu schreiben. So erschien denn in dem Octoberheft von „Blackwood's Magazine" im vergangenen Jahre der Aufsatz „Maga in America", der in England und den Vereinigten Staaten mit großem Beifall aufgenommen wurde. Von diesem Artikel wurde vorher ein Abdruck einem ausgezeichneten Rechtsanwalt von Neuyork mit dem Auftrag übersendet: schleunigst in seinem Namen das Eigenthums- und Verlagsrecht davon eintragen zu lassen. Als Dies geschehen, begab er sich zu den Nachdruckern, den Herren Scott, und fragte sie ob sie jenes Monatsheft nachzudrucken beabsichtigten, in welchem Falle er sie darauf aufmerksam machen müßte, daß sie sich großen Nachtheilen aussetzen würden. Die Nachdrucker, betroffen über die Auseinandersetzung, willigten nach langen Unterhandlungen endlich ein eine bedeutende Summe für den Nachdruck des Octoberhefts, wie eine gleiche für jedes fernere Heft bis dahin an die englischen Herausgeber zu zahlen, wo man sich schließlich über die Bedingungen vereinbart haben würde unter denen es ihnen fernerhin erlaubt sein solle das Journal in Amerika zu veröffentlichen.

Die amerikanischen Journale begrüßen dieses Auskunftsmittel wie die englischen mit großem Beifall. „Der in diesem Falle ausgesprochene Grundsatz", äußert die „New York Evening post", „kann nun als feststehend angesehen werden. Die Fähigkeit britischer Verleger den amerikanischen Nachdruck englischer Reviews und Magazines zu überwachen steht nicht länger in Zweifel; so ist diese Schwierigkeit, die bei den bisherigen Gesetzen über das schriftstellerische Eigenthumsrecht für unübersteiglich galt, überwunden worden. Die Wirkung dieses Schritts, obwol beim ersten Anblick geringfügig erscheinend, verspricht besonders für die amerikanische Schriftstellerwelt sich höchst günstig zu erweisen; auch wird er wahrscheinlich zu neuen Auskunftsmitteln zur Sicherung des Verlagsrechts englischer Bücher, voraussichtlich auch endlich zu einer gründlichen Umgestaltung in unserer (der amerikanischen) engherzigen und beschränkten Gesetzgebung in Bezug auf literarisches Eigenthum führen." Die wohlthätigen Wirkungen welche dergleichen Maßregeln für den amerikanischen Schriftsteller haben werden findet das in Amerika erscheinende „Evening mirror" hauptsächlich darin, daß die amerikanischen Journale ihre gefährlichen Nebenbuhler in den nachgedruckten englischen Reviews und Magazines verlieren werden, die jetzt viel wohlfeiler sind als die amerikanischen, da die Nachdrucker für deren Inhalt kein Honorar zu zahlen brauchten. Das „Athenaeum" meldet, daß bereits von Seite der Herausgeber mehrer englischer Zeitschriften Schritte gethan worden sind um sich mit Artikeln amerikanischer Schriftsteller zu versehen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 84. —— 24. März 1848.

Stimmen über Oestreich.

(Beschluß aus Nr. 83.)

Ferner scheint uns anziehend wie der Verf. die vier Nationalitäten charakterisirt welche in der östreichischen Armee einander kreuzen. Er sagt:

Der deutsche Soldat ist unbeholfen, schwerfällig, dient die ersten Jahre meist mit großer Unlust, und obgleich im Durchschnitt armer Bauern Kind, will ihm die kümmerliche Existenz die er mit den fünf Kreuzern Löhnung führt nicht recht behagen. Wenn wir sagten, er sei unbeholfen und schwerfällig, so bezieht sich Dies hauptsächlich auf seine erste mechanische Abrichtung. Was seine geistige Ausbildung anlangt, so zeigt er Lust Etwas zu lernen, er begreift in der Schule ziemlich leicht, und wenn er die ersten Jahre seiner mühevollen Laufbahn hinter sich hat, so erwacht unwillkürlich die Lust am Soldatenleben in ihm, falls er mit seinem Regimente in deutschen Provinzen bleibt. In Ländern fremder Zungen ist er eher mismuthig, und er zieht nur höchst ungern nach Italien, dessen Klima und Lebensweise, der er sich dort fügen muß, ihm nicht zusagen... Es kommen im Allgemeinen wenig Subordinationsvergehen vor, die deutschen Unterthanenbegriffe lassen dergleichen Gedanken nicht durchdringen; auch von Diebstahl hört man in diesen Regimentern äußerst selten... Die Haltung des deutschen Soldaten ist meist steif, ungraziös, der malcontente mürrische Michel blickt manchmal aus ihm heraus, aber immer nur mit strenger Beibehaltung der perpetuirlichen schiefen Ebene die dem höflichen deutschen Rückgrate angeboren ist. Unter den vielen Nationen aus denen die östreichische Armee zusammengesetzt, ist er dem Kaiserhause zwar nicht am anhänglichsten, wie man schon behauptet, aber diese Macht wird unter Allen am sichersten auf seinen unwandelbaren Gehorsam zählen können, da von einem Nationalgefühl im deutschen resp. östreichischen Soldaten keine Rede ist. Wie er als Bauer nur die sklavische Unterthänigkeit gegen seinen Gutsherrn oder Obrigkeit bis zum gestrengen Herrn Gerichtsdienergehülfen herunter kannte, so kennt er auch jetzt nur die willenlose schweigende Unterwürfigkeit gegen seine militairischen Obern. Obgleich ihm die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus genug gepredigt wird, so sind seine Begriffe und Ansichten doch noch nie zu der Entwickelung gelangt, daß er einsehen sollte warum er eigentlich einem Manne den er gar nicht kennt, der ihn 14 (?) Jahre von seiner Heimat entfernt und ihn während derselben einem harten, mühevollen Leben ausgesetzt, gegen das jenes des letzten Ackerknechts seines Gutsherrn ein Paradies ist, besonders anhänglich sein sollte.

Der Slawe ist meist von Mittelgröße, stark und kräftig gebaut, von Charakter störrisch, unlenksam und falsch, und diese seine Eigenschaften entwickeln sich unter dem Drucke des ihm verhaßten deutschen Jochs in immer höherm Grade. So eng und fest die Slawen unter sich zusammenhalten, ebenso streng sondern sie sich von den fremden Nationalitäten ab, und in Regimentern die, wie die mährischen und deutsch-böhmischen, aus beiden Nationen (der deutschen und böhmischen) zusammengesetzt sind, zeigt sich diese strenge Absonderung und Abneigung gegen Alles was nicht ihre Sprache spricht am entschiedensten, blutiger Raufhändel, die unter Deutschen und Böhmen am häufigsten vorkommen, gar nicht zu gedenken. Die Ausbildung des slawischen Rekruten ist eine der schwierigsten Aufgaben. Vor Allem muß ich vorausschicken, daß die große Mehrzahl der Offiziere bei den slawischen Regimentern, vielleicht elf Zwölftel deutschen oder ausländischen Ursprungs sind, und daß von diesen elf Zwölfteln, sehr hoch angeschlagen, vielleicht nur ein Zwölftel Offiziere fähig ist sich in der betreffenden slawischen Mundart verständlich zu machen. Das gleiche Verhältniß besteht bei den ungarischen und italienischen Regimentern... Eines der größten Hemmnisse der schnellern Ausbildung des slawischen Soldaten ist also der merkwürdige Umstand, daß meist von sämmtlichen Compagnieoffizieren keiner die Sprache des Mannes versteht den er unterrichten soll. Daß der Slawe mit tiefer Verachtung auf seine Vorgesetzten, die ihm als Lehrer und Führer dienen sollen, und sich doch eines Dolmetschers bedienen müssen wenn sie mit ihm zu verkehren haben, herabsieht, versteht sich wol von selbst; außerdem faßt der slawische Soldat schwer auf, er ist, wie man in den Schulen zu sagen pflegt, begriffstötzig, aber das von ihm einmal Begriffene schwindet ihm nie wieder aus dem Gedächtniß, und derselbe ist nach mehren Jahren ein beiweitem brauchbarerer Soldat als der Deutsche, obgleich letzterer weit kürzere Zeit zu der sogenannten militairischen Abrichtung erfodert. Der Slawe liebt die östreichische Herrschaft so wenig wie der Italiener und der Ungar, und demzufolge auch den deutschen Offizier nicht, der ihm nicht selten seine Nationalität entgelten läßt, abgesehen davon, daß er die wenigen Deutschen die sich in solchen Regimentern befinden beinahe stets bevorzugt: ein Umstand der wol weniger durch angeborene Abneigung des Deutschen gegen den Slawen (ein östreichischer Offizier hat ohnehin meist nur anbefohlene Sympathien und Antipathien) als aus der schon erwähnten Sprachunkunde entstehen mag, welche letztere ihn natürlich dem Deutschen näher stellt. Daß Dies die Abneigung des Slawen nur noch vermehrt, ist eine natürliche Folge, daher sind auch Strafen wegen Ungehorsams und Widersetzlichkeit bei slawischen, italienischen und ungarischen Regimentern weit häufiger an der Tagesordnung. Der Slawe, der weit mehr Nationalgefühl in sich trägt als der Deutsche, sieht sich mit entschiedener Abneigung und Widerwillen in Gegenden versetzt, wie Italien, wo man seine Sprache kaum dem Namen nach kennt, und wo das Klima, Sitten und Gebräuche des Landes den ihm angeborenen Gewohnheiten gerade entgegengesetzt sind. Das nationale Bewußtsein tritt nicht selten kräftig zum Vorschein, und die letzten Versuche der Polen im J. 1840 und 1846 mögen den Beweis dafür liefern...

Der ungarische Soldat ist stolz auf seine Nation, seine Abkunft und seine physischen Eigenschaften. Er ist im

Durchschnitt groß und kräftig gebaut, hat schöne Formen, die durch die Art seiner Adjustirung (eng anschließende Beinkleider und Schnürschuhe) weit besser und vortheilhafter hervorgehoben werden. Auch er ist, wie der Slawe, äußerst widerspenstig und hartnäckig, vorzüglich dem deutschen oder ausländischen Offizier gegenüber, und Subordinationsvergehen kommen bei ihm am häufigsten vor. Körperstrafen werden leider weit mehr bei ungarischen Regimentern angewendet, obgleich sie nur von geringer moralischer Wirkung sind. Ich sah ungarische Soldaten 70, 80, ja 100 Stockstreiche ohne einen Laut der Klage oder des Schmerzes aushalten, ohne wie es häufig vorzukommen pflegt um Nachsicht zu bitten, nach vollendeter Strafe die Bank auf der sie lagen auf sich nehmen, an ihren Ort tragen und sich bei dem die Execution commandirenden Offizier für die erhaltene Strafe bedanken, ohne das geringste Zeichen von Reue oder Schmerz zu verrathen, obgleich eine solche barbarische Strafe, von zwei kraftvollen Männern ertheilt, schon manchen Soldaten für immer zum Krüppel gemacht hat... Uebrigens ist der Ungar diese Strafe von seiner Heimat aus, wo ihm der Gutsherr oder Comitats- oder Gemeindebeamte wegen der geringfügigsten Umstände Hiebe geben lassen kann, schon ziemlich gewohnt...

Der italienische Soldat den das Loos getroffen acht Jahre deutscher Herrschaft unterworfen, fern von seinem Heimatlande zubringen zu müssen (da die meisten italienischen Regimenter in Böhmen und Ungarn stationirt sind), zeigt einen ganz eigenthümlichen Charakter. Mistrauisch und verschlossen gegen den deutschen Vorgesetzten der seiner Sprache nicht kundig, zeigt er andererseits viel Zuneigung zu Denen die seine Muttersprache mit ihm reden und ihn menschlich behandeln. Entschiedene Abneigung tritt dagegen gegen den Offizier seiner eigenen Nation hervor, der meist, um seine Unparteilichkeit zu beweisen, gegen seine Landsleute weit strenger verfährt als gegen Fremde. Der italienische Soldat ist ausnehmend gewandt und ausrichtsam; seine Abrichtung erfodert unendlich weniger Zeit als die der Recruten anderer Länder, und er besitzt wirklich eine merkwürdige Gewandtheit sich die Sprache des Landes in dem er sich befindet anzueignen. Die Mehrzahl der nach achtjähriger Dienstzeit austretenden Soldaten ist der der italienischen Zunge ungeläufigen und schwierigen deutschen Sprache ziemlich mächtig geworden. Die bei den Regimentern italienischer Zunge am häufigsten vorkommenden Vergehen sind Raufhändel und im Jähzorn begangene Subordinationsfehler. Die Subordination ist ein großes Wort und spielt eine so wichtige Rolle, daß der Blick, die Miene des Untergebenen selbst dieser furchtbaren Censur unterliegt, deren misfälliger Bemerkung die Strafe auf dem Fuße folgt...

Wir müssen hier abbrechen um auf die unter Nr. 5, 6 und 7 angezeigten Schriften überzugehen, von denen namentlich die zweite eine vermittelnde Brücke zwischen den, sprechen wir das Wort nur aus, absolutistisch regierten Provinzen Oestreichs und dem constitutionnellen Königreiche Ungarn zu schlagen versucht. Dem Freiherrn Victor von Andrian gewidmet, und an „Oestreich und dessen Zukunft" sich anschließend, fodert sie den in den Landständen vertretenen Adel auf: im Bunde mit der liberalen Partei Ungarns und gestützt auf das urkundlich verbriefte Recht der Steuerbewilligung, der Mitwirkung bei allen Landesgesetzen, und das freie, uneingeschränkte Petitionsrecht den politischen Kampf zu beginnen, um den Fortschritt zu erreichen welchen das Jahrhundert fodert. Der Rathgeber, in dem wir einen Gesinnungsverwandten und Standesgenossen des Verf. von „Oestreich und dessen Zukunft" zu erkennen glauben, ruft aus:

Wir wollen und werden vor allem Andern unsere eigene Reconstituirung erreichen, und dem Bürgerstande und dem unadeligen Grundbesitzer gleiche Geltung mit uns im Schoose der Landesvertretung verschaffen, weil wir fühlen, daß Dies in unser Aller Interesse dringend noth thut. Ja, ihr habt Recht, ihr Wortführer der edeln ungarischen Nation, wenn ihr sagt, daß eure und unsere Interessen leichter zu vereinigen wären, wenn auch bei uns das verfassungsmäßige Recht geachtet, wenn auch hier den Anfoderungen des Jahrhunderts Genüge geleistet würde. Die magyarische Nationalität und die unserige im Bunde, beide tausendjährig, beide gleichberechtigt, stark und groß, Dieses sei fortan unser Losungswort!

Bei diesen Bestrebungen eine regere Verbindung zwischen den östreichischen Provinzen und Ungarn herbeizuführen, Bestrebungen die, freilich von verschiedenen Motiven geleitet, die Regierung mit der Opposition gemein hat, ist es besonders wichtig die Hindernisse welche einer solchen Verbindung im Wege stehen und die Mittel zu ihrer Beseitigung kennen zu lernen. Ausschließlich mit der Zollfrage, die von so überwiegender praktischer Bedeutung ist, befaßt sich die Schrift Nr. 7, für deren Werth der Name des Herausgebers, F. Pulszky, bürgt; die „Ungarischen Zustände" hingegen entwerfen ein Gesammtbild von dem Staatsleben des Königreichs und liefern zur Entwickelungsgeschichte desselben vielfach belehrende Beiträge, auf die wir unsere Leser um so mehr aufmerksam machen zu müssen glauben, als der gegenwärtige Reichstag die meisten der hier besprochenen Fragen in den Vordergrund gestellt hat. 23.

Frische Lieder von Hermann Rollett. Ulm, Stettin. 1848. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Ein vielversprechender Titel, der nothwendig große Erwartungen erregt! Was auf den Namen „frisch" Anspruch macht, muß nicht nur bestimmt und klar im Gedanken, originell in der Erfindung und plastisch im Ausdruck, sondern es muß auch im Verse glatt und ohne Anstoß sein. Von dem Allen findet sich aber im vorliegendem Buche erweislich Nichts; vielmehr begegnen wir auf jeder Seite neben geradezu falschen Gedanken und besonders falschen Bildern den größten Unklarheiten und Unbestimmtheiten, dagegen höchst selten einmal einem eigenthümlichen Gedanken, und überall werden wir durch die holperigsten Verse gestört. Um von diesem Letzten anzufangen: Reime wie „hin" und „Baldachin", „Feld" und „vermält", „kalt" und „stralt" sind nichts Seltenes, besonders aber liebt der Verf. die Abkürzung „Lieb'" am Ende der Zeile, um es auf „trieb", „Trieb" oder „blieb" reimen zu lassen; Das kommt unendlich oft vor! Gegen Kürze und Länge der Sylben wird auf das fürchterlichste verstoßen; man lese Verse wie: „Dŏch hīer im Land, wŏ frūh der Geist gesiegt" — „Das aŭch schōn längst aus meinem Geist entschwand" — „Dem Blicke, dem deĭn Glānz gefällt" nach jambischem Rhythmus, oder: „Hāb deĭn reiches Herz empfunden" — „Wīe ĭch aŭch mag bitter weinen" — „Dās einst deine glaubenskühne" nach trochäischem, und man thut dem Verf. Genüge. Um die Verse noch härter zu machen, bedient sich Hr. Rollett fortwährend einsylbiger Wörter, welche die rhythmische Bewegung geradehin aufheben; es kommen nicht nur Verse in großer Masse vor in denen die Anzahl der einsylbigen Wörter die der andern beiweitem übertrifft, sondern selbst solche die nur aus Monosyllaben bestehen, z. B.: „Ihr

zürnt und flucht und singt und schreibt", oder: „Geht hin zum Quell und schöpft und trinkt." In ähnlicher Weise wie dem Verse wird auch der Sprache häufig Gewalt angethan: der Verf. braucht wiederholentlich das Wort „blauen" in dem Sinne von blau werden; z. B.: „Duld' nicht, daß sie im Staub sich quält, und mach', daß ihr dein Himmel blaut"; er kennt noch eine Steigerung des Begriffs der Ewigkeit, indem er das Wort „allewig" bildet; er bildet eine Mehrheit des Wortes Ruf — „die Rufe, die ich schalle"; er braucht das transitive statt des reflexiven Zeitworts — „Laß in deines Herzens Gluten mich entzünden wie ein Stern"; er schachtelt mehre Relativsätze ineinander, verkehrt die Wortstellung auf das allerwillkürlichste, und was Dergleichen mehr ist. Für solche Härten und Unrichtigkeiten wird der Leser durch den Gedankeninhalt nicht nur nicht entschädigt, vielmehr muß er Unklarheiten fast auf jedem Blatte, und häufig geradezu falsch Gedachtes mit in den Kauf nehmen, um das Gewöhnliche und Abgetriebene zu genießen das ihm der Verf. bietet. Ref. kann natürlich nur einzelne Beispiele anführen, die indeß wol genügen werden die Leser d. Bl. zu überzeugen, daß sein Urtheil nicht zu strenge ist. Ist irgend eine Klarheit des Gedankens in folgendem Liede?

Ja, ich bin, ich bin ein Träumer!
Aber meiner Seele Traum
Hängt am vollsten grünen Leben,
Wie die Blüte hängt am Baum.

Wie die Blüte, die im Lichte
Hängt am freudig grünen Baum,
Als des kräftig schönsten Lebens
Heller Lebensfrühlingstraum.

Gibt es wol etwas Unklareres und zugleich Falscheres in der Situation als den folgenden Vers?

Ich schaute vom hohen Ufer
In die grüne Donau hinein,
Und warf in die Wogen Grüße
Ans ferne Liebchen mein.

Die strömten in heller Freude,
Ihr Glanz meine Treue pries,
Umgittert von duftigem Gewölke,
Das still in die Luft ich blies.

Die Bilder sind fast durchgängig, wenn sie nicht bei dem Gewöhnlichen stehen bleiben, willkürlich und falsch: der Glanz der Mondesflammen soll das Lebenslicht der Rosen sein:

Das Herz als rothes Siegel
Verschließt der Liebe Brief. (!)
— — — — — — — — — —
Du Quell des Lebens, der urewig fließt,
Auf dessen Strom der Wahrheit Lichter brennen.
— — — — — — — — — —
Und wird nicht die zarte Knospe
Deiner Lippen, lenzbegrüßt,
Noch zu einer Rose werden,
Wenn dein Mund so oft sie küßt?

Also der Mund küßt die eigenen Lippen!!

Die Themata der Gedichte sind die alten: Frühling, Freiheit und Liebe, aber ohne alle Eigenthümlichkeit der Auffassung, ja, ohne auf den Kern und das Wesen der Dinge einzugehen. Hr. Rollett bleibt beim Zufälligen und Individuellen stehen, ohne es zu vermögen in und mit dem Individuellen das Allgemeine zu finden und demgemäß zur Anschauung zu bringen. Als ein Curiosum der wahrhaft naiven Gewöhnlichkeit sei es uns vergönnt den Inhalt eines Gedichts mitzutheilen. Der Dichter beginnt mit den emphatischen Worten:

Ich habe nie an Wunder,
Hab' nie an Geister geglaubt,
Doch hätte mir bald das Leben
Ein böser Geist geraubt.

Dann erzählt er wie er vom hohen Ufer in die grüne Donau geschaut habe, seines Liebchens gedenkend, dann sei ihm ihr Bild erschienen, und er sei dem luftigen Geiste mit leisem Tritte gefolgt.

Und er lockte mich immer weiter
Mit zitternder, winkender Hand,
Bis plötzlich im Schlag eines Donners
Der liebliche Zauber verschwand.

Ich stand wie vom Blitz getroffen,
Und schaute zum Himmel stumm,
Dann sah ich mit fragendem Blicke
Am sonnigen Ufer herum.

Da lag an derselben Stelle,
An der mir der Zauber entstand,
Ein schwerer Balken, der donnernd
Gefallen von hoher Wand.

Dabei sagt der Verf. zu seiner Geliebten:

Nein, Das mußt du nimmer sagen,
Daß dich meines Liedes Schwingen
Allzu hoch zum Himmel tragen — —

Wer würde Das an diesen „Frischen Liedern" behaupten wollen? 19.

Bibliographie.

Aster, H., Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preußen und Sachsen vom Ende August bis Ende October 1756. Mit einem Rückblicke auf Zustand, Geist und Bildung der beiden Armeen. Nach archivarischen Quellen, Handschriften, Tagebüchern rc. bearbeitet. Mit einem Plane. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Auerbach, Berthold, Schwarzwälder Dorfgeschichten. 4te Auflage. Mit Holzschnitten. Mannheim, Bassermann. 8. 1 Thlr.

Blumenkranz, gewunden aus Novellen, Sagen, Erzählungen, Witzworte, Anekdoten, Räthsel u. d. m. Zwei Bändchen. Troppau, Traßler. 1846, 47. 8. 22½ Ngr.

Bonafont, P. C., Reminiscenzen aus meinem Leben in Briefen merkwürdiger und berühmter Zeitgenossen, an den Herausgeber geschrieben. Münster, Wundermann. 1847. 8. 10 Ngr.

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. 4ter und 5ter Band. — A. u. d. T.: Jetzt und Einst. Erzählung von S. Warren. Aus dem Englischen übersetzt von A. Diezmann. Zwei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr.

Dammann, A., China und seine Bewohner, mit Rücksicht auf ältere und neuere Missionsversuche unter diesem Volke, zur Anregung neuer Bestrebungen der Art. Für das deutsche Volk bearbeitet. Düsseldorf 1847. 12. 7½ Ngr.

Dankovszky, G., Anakreon der fröhliche Grieche sang vor 2370 Jahren griechisch-slawisch. Oder Anakreon's Oden griechisch und slawisch gleichlautend und gleichbedeutend; auch den der griechischen und slawischen Sprache Unkundigen verständlich gemacht, mit Berücksichtigung der deutschen, französischen, italienischen, lateinischen, ungarischen und walachischen Sprache. 1ste Ode. Preßburg 1847. Gr. 16. 9 Ngr.

Erzählungen aus der Mappe einer Deutschen in London (Amely Bölte). Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gebler, W., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Landgrafen Philipp zu Hessen-Homburg mit Benützung österreichischer Original-Quellen dargestellt. Wien, Gerold. Gr. 8. 20 Ngr.

Guizot's historisch-publicistische Schriften. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Washington. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 22½ Ngr.

Gumposch, V. P., Briefe über religiöse Duldung. Augsburg, Kollmann. 1847. 8. 22½ Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte Friedrichs des Großen von F. Kugler. 3te Auflage. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Dieselbe. 7ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte Peters des Großen von E. Pelz. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr.

Heinsius, T., Sokrates und Christus, oder: die logische und ethische Vernunft der philosophischen und geoffenbarten Religionslehre. Ein Denkmal für seine Schüler und Freunde, bei Niederlegung seines 53jährigen Lehramtes. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Simion. 8. 25 Ngr.

Jacob, A., Zur griechischen Mythologie. Ein Bruchstück. Ueber die Behandlung der griechischen Mythologie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Kombst, G., Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr.

Langenschwarz, M., Aus den Papieren eines weggejagten Jesuiten. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Naumburg. 8. 4 Ngr.

— — Kreuzfidele Jesuiten-Lieder. Nach allbekannten Melodien zu singen. Ebendaselbst. 16. 3 Ngr.

Laube, H., Paris 1847. Mannheim, Hoff. 8. 21 Ngr.

Luther, M., Geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Herausgegeben von P. Wackernagel. Stuttgart, S. G. Liesching. 4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Militärische Korrespondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus österreichischen Original-Quellen. Herausgegeben von *F. Heller.* 1ster Band. Wien, Gerold. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Müller, K. A., Statistisches Jahrbuch für 1847. (3ter Jahrgang.) Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller-Jochmus, M., Das allgemeine Völkerrecht. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Geschichte des Völkerrechts im Alterthum. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oswa, I., Das Medicinalwesen. Eine Skizze. Herausgegeben von einem Nichtmediciner. Leipzig, Hunger. Gr. 12. 20 Ngr.

Robert, Lebensgeschichte des heiligen Thomas Becket, Erzbischofs von Canterbury und Märtyrers. Augsburg, Kollmann. 1847. Gr. 8. 22½ Ngr.

Rollett, H., Ein Waldmährchen aus unserer Zeit. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 16. 10 Ngr.

Sallet, F. v., Schön Irla. Ein Mährchen. Neue verbesserte Auflage. Breslau, A. Schulz. 16. 15 Ngr.

Schmidt, F., Aus der Zeit und aus dem Leben. Eine Erzählung, allen Volksfreunden gewidmet. Berlin, Simion. 8. 12 Ngr.

Schwertlieb, Huldreich, Der Krieg der Zukunft. Einige Worte an die junge Generation. Leipzig, Biedermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, Rechtswissenschaft oder Volksbewußtsein? Eine Beleuchtung des von Hrn. Staatsanwalt v. Kirchmann gehaltenen Vortrags: Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft. Berlin, Förstner. Gr. 8. 6 Ngr.

Volks-Taschenbuch. 1848. Herausgegeben von K. Steffens. Berlin, Simion. 8. 10 Ngr.

Ziegler, J., Neapolitanische Erzählungen und Novellen. 2te vermehrte Auflage. Constanz, Verlagsbuchhandlung, Belle-Vue. 1847. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Baur, G. A. L., Ueber die weltgeschichtliche Bedeutung des israelitischen Volkes. Inauguralrede, gehalten d. 14. Aug. 1847. Gießen, Ricker. 1847. 8. 7½ Ngr.

Die Beschränkung der Competenz der Geschwornengerichte Rheinhessens nach des Großherzogthums Hessen Strafgesetzgebung mit Hinblick auf jene der Assisenhöfe in Rheinpreußen durch die neuesten Strafgesetzentwürfe, beleuchtet von einem Freunde der Geschwornengerichte. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Brackel, Zur Eisenbahn-Frage der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Altona 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Dittmann, M. T., Was treibt uns in dieser Zeit zu der Frage: Ob wir den Herrn haben? Predigt am Tage nach Neujahr 1848 gehalten zu Zschortau. Delitzsch, Gebr. Eißner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Erklärung des Hrn. v. Zeschau in der Angelegenheit der Chemnitz-Riesaer Zehnthalerscheine beleuchtet von dem Unbetheiligten. Ein Nachtrag zu der Schrift desselben Verfassers: Ein Blatt aus der neuesten Verwaltungsgeschichte Sachsens ꝛc. Mannheim. 8. 3 Ngr.

Gewissensfragen an protestantische Theologen und Kirchenmänner. Stuttgart. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Griechen und Römer gehören mit ihrer Bildung nur noch der Geschichte an. Ein zeitgemäßes Wort zur Förderung vaterländischen Wissens und Könnens. Herausgegeben von Dr. S........n. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Helvetius, Theodorus, Zwölf Schweizersonette. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 16. 3 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Adam v. Itzstein. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 12 Ngr.

Karmarsch, K., Die polytechnische Schule zu Hannover. Hannover, Hahn. Gr. 8. 10 Ngr.

Kirchmann, v., Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft. 3te Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kletke, G. M., Beiträge zur Kritik des Strafgesetz-Entwurfs für die Preußischen Staaten. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 10 Ngr.

Kniewel, T. F., „Die wahre evangelisch-apostolische Kirche." Predigt am 1. heil. Pfingsttage, den 23. Mai 1847 zu Danzig gehalten über Apostelgesch. 2, 1—13, bei Gelegenheit seines feierlichen Austrittes aus der unirten Kirche und Wiedereintritts in die evangelisch-lutherische. 2te Auflage. Danzig 1847. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Pfingstruf an meine geliebte Gemeinde und an alle evangelischen Christen aller Orten. Ebendaselbst 1847. Gr. 8. 1 Ngr.

Möbius, H. C. W., Predigt am Tage der Stadtverordnetenwahl zu Benneckenstein Dom. II. Advent, den 5. Dec. 1847 gehalten. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eine Probe moderner Laien-Theologie, kritisch beleuchtet von einem alt-evangelischen Theologen. Grünberg, Weiß. 8. 5 Ngr.

Spieker, H. H. G., Zions Klage und Hoffnung an seinen Missionsfesten, Predigt gehalten am 14. Oct. 1847 bei dem Missions-Feste zu Neusalz. Grünberg, Weiß. 8. 1¼ Ngr.

Stich, A., Höchst merkwürdige Geburt und Jugenderlebnisse des Dr. Eisele und Baron Beisele. Nach den glaubwürdigsten Quellen vorgetragen. Berlin, Sacco. 8. 2½ Ngr.

Verhandlungen des englischen Unterhauses über die Emancipation der Juden am 16. und 17. December 1847. Nach den Berichten der Times. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Walter, F., Ueber die Verbrechen der Geistlichen nach dem neuen Entwurfe des Preußischen Strafgesetzbuches. Eine freimüthige Kritik. Bonn, Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Welche Berechtigung die evangelische Kirchengemeinschaft der weltlichen Macht niemals zugestehen kann? Eine Betrachtung über Matth. 22, 21, mit Rücksicht auf das Reformationsfest. Herausgegeben von C. W. A. Krause. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Widerlegung der von dem Hauptmann a. D. v. Rohbeck gegen den verstorbenen Kriegsminister General-Lieutenant v. Witzleben erhobenen Beschuldigungen. (Vom Rittmeister Freih. v. Manteuffel.) Berlin, Mittler. 4. 7½ Ngr.

Ein zweites Wort in der Logenfrage, vom Verfasser der Schrift: „Der Freimaurerorden in seiner Wichtigkeit dargestellt." Leipzig, Biedermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 85. — 25. März 1848.

Ueber deutsche Reisebücher.

Ein Brief.

Welches Reisebuch zu Ihrem Ausfluge nach dem südlichen Deutschland ich empfehle? So fragen Sie, mein trefflicher Freund, und lassen zugleich durchblicken, wer so gern, so viel reise wie ich, der könne durch eine solche Frage nicht in Verlegenheit gerathen. Ja und nein, wie Sie es nehmen. Stände die Welt noch da wo sie vor 20 Jahren stand, und Deutschland wäre dasselbe friedsame, langsam umständliche Postwagenland wie damals, wie leicht zöge ich mich da aus der Sache! Ich würde antworten: „Lassen Sie die neueste Ausgabe von Reichard's «Passagier» vom Buchhändler kommen, vergessen aber doch nicht an Ort und Stelle jedesmal sorgfältig nachzufragen was es hier eben Neues und Merkwürdiges gibt." Sie empfingen den Rath mit ruhiger Seele wie ich ihn ertheilte, die Pferde würden vorgespannt. Sie stiegen ein, Reichard in der Hand, und es wäre dafür gesorgt, daß Ihnen überall Zeit genug bliebe ruhig und ordentlich nachzusehen was und wie viel im Buche anders stände als in der Wirklichkeit. Aber diese bequemen Zeiten sind, Dank sei es dem Bunde widerstrebender Elemente, des Feuers und Wassers, längst vorbei. Seit Dampf und Eisen im lieben Deutschland herrschen, ist eine Fieberhitze in alle Pulse des Lebens gefahren. Ein Netz von Schienenwegen zieht sich schon jetzt nach Ost, West, Nord und Süd, und mächtig gebunden sehen sich Völker und Staaten. Mit Blitzesschnelle schießen lange Wagenzüge von brausenden Feuerkolossen entführt von Paris nach Berlin, von Wien nach Hamburg, und das Fernste reicht sich nachbarlich die Hand. Mag Gutes oder Schlimmes daraus folgen, wer will sie halten? Die Welt ist einmal in Bewegung und wir müssen mit fort. Auch die Literatur, Schreiben und Lesen, empfindet den Ruck. Die Bücher wie die Menschen werden Zeit und Raum sparen lernen. Und mit Recht; denn Zeit ist Macht. Das haben wir von Altengland. Wollte Gott wir bekämen noch mehr von dem Guten das es dort gibt, und nie das Schlechte, Verderbliche, Aufreibende! Doch — von Reisebüchern wollte ich reden. Ganz richtig! Die besten Reisebücher sind ebenfalls in England zu Hause. Der Brite ist ernst, gründlich, praktisch; er verzettelt und vergißt sich nicht so leicht, übersieht nicht so oft den Wald vor den Bäumen als wir guten Deutschen. Er würde ganz vollkommen sein, könnte er nur ein paar mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile los werden. Ich meine vor Allem sein Ueberschätzen der Heimat, sein allzu starkes Selbstgefühl. Diese trübe Brille läßt ihn die Fremde nicht minder oft zu gering schätzen als dem Deutschen seine Fremdenliebe, sein berufenes Weltbürgerthum draußen Alles im verschönernden Lichte zeigt. Indeß, der Tag der Selbsterkenntniß kommt Jedem; er ist auch für die Deutschen schon im Anbruch. Wir empfinden uns deutlicher als ein großes Brudervolk; wir beginnen unser Wesen, unsere Geschichte, Literatur und Kunst als ein mächtiges Gesammteigenthum Deutschlands zu ehren und hoch zu halten. In diesem Streben liegt die bessere Zukunft. Es soll und muß Alles durchdringen — auch die Reisebücher, ja, sie vor allen. Denn wer da reist der will sehen, erkennen, beobachten was es in deutschen Gauen Altes und Neues gibt. Land und Leute in den verschiedensten Beziehungen, bald genau und nahe, bald umfassend und übersichtlich muß er ins Auge fassen. Natur und Geschichte des Landes sind das Hauptziel für den denkenden Reisenden; auch ist es zu hoffen und vorauszusehen, daß trotz des Taumels von Eisen und Dampf, trotz der Vermischung aller Schichten der Gesellschaft nach unten und nach oben die Zahl der Denkenden auch auf Reisen steigen werde. Wenigstens sollten die Bücher dazu helfen, daß Niemand mehr reise wie weiland die Handwerksburschen im Heiligen römischen Reiche blos nach Herbergen und städtischen Wahrzeichen umherzogen. Auch den trübseligen Philister, den von krähwinkeligem Dünkel aufgeblasenen Dummkopf sollten sie in ihre finstern Höhlen zurückscheuchen. Nicht wie plappernde Lohndiener, die für einige Groschen den Fremden von Denkmal zu Denkmal schleppen, und mit Ableiern auswendig gelernter Märchen langweilen, nein, wie ernste, sach- und geschichtskundige Führer, die Wahrheit und Gewißheit geben, sollen die Reisebücher von Stadt zu Stadt, in Gebirg und Thal, kreuz und quer, wie es ihm beliebt, den Reisenden geleiten. Und weil die Zeit kostbar ist, nicht minder, ja noch mehr als das Geld, so wird der kürzeste, gediegenste, hand-

lichste Wegweiser der beste sein, und besonders wird der wahrste, treueste, den Vortheil des Reisenden überall, auch in kleinen praktischen Winken zur Ersparniß von Zeit und Geld wahrnehmende allen andern den Rang abgewinnen.

Ohne Weiteres werden Sie mir zugeben, daß ungeachtet der Menge deutscher Reisebücher die Zahl der guten in diesem Sinne nicht sehr groß sei: schon darum nicht, weil jetzt jedes Jahr die wichtigsten Veränderungen bringt, sodaß ein vor zehn, ja nur vor fünf Jahren verfaßtes Werk über deutsche Geographie, namentlich aber in Hinsicht der Straßen, Reisegelegenheiten, Herbergen u. s. w., in dem laufenden Jahre völlig veraltet und unbrauchbar ist. Daher denn auch die besuchtesten Theile von Deutschland, z. B. der Rhein, Jahr auf Jahr neue Auflagen der Reisebücher erfodern. Doch besucht werden jetzt mehr und mehr auch die andern, ja bald alle Gegenden unsers Vaterlandes. Hanover, Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg, Breslau, Prag, Wien, bald auch Bamberg, Nürnberg, München, Stuttgart liegen jetzt an der großen Völkerstraße, und erhalten täglich solche Einrichtungen neu deren Kenntniß dem Reisenden Bedürfniß ist. Es thäte noth unaufhörlich umherzufragen, ob und was überall seit gestern und vorgestern anders geworden. Die Zeit wo man in Deutschland sein geographisches Wissen aus alten Hand- und Wörterbüchern schöpfen, und mit Seelenruhe die verjährten Irrthümer immer aufs neue in die Welt hinausrufen durfte, ist gänzlich vorüber.

Also — neue Reisebücher bedürfen wir. Ja, neue und gute! Sehen wir unter den neuesten uns ein wenig um. Drei derselben liegen vor mir, zwei von solchen Verfassern deren Name in Deutschland nicht ohne Klang ist. Beginnen wir mit dem bescheidensten! Es ist so echt deutsch, bescheiden aufzutreten.

1. Handbuch für Reisende in Deutschland und dem östreichischen Kaiserstaate. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen. Nebst einer Reisekarte und Plänen. Dritte umgearbeitete Auflage. Koblenz, Bädeker. 1846. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dritte Auflage! Das spricht für die Brauchbarkeit. Denn die erste erschien erst vor wenigen Jahren. Und in der That, das Buch verdient die Gunst des Reisenden. Das „Rothe Buch" der Engländer, Murray's „Handbook for travellers in Northern and Southern Germany", hat ihm als Vorbild und Grundlage gedient. Allein man braucht das englische Werk mit dem deutschen nur obenhin zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß letzteres ganz selbständig, in deutschem Geist, für deutsche Leser, und meist nach selbstgemachten Erfahrungen und an Ort und Stelle eingezogener Erkundigung verfaßt ist. Nur die Methode ist englisch geblieben. Wie Murray verfährt der Verf. aus praktischem Gesichtspunkte, und bemüht sich den Leser über das Kleinliche hinweg überall zu den Hauptsachen zu führen. Wie der Engländer gibt er zuerst überall Auskunft über Gasthöfe, Kaffeehäuser, Reisegelegenheiten u. s. w., dann läßt er aus der Geschichte und Beschreibung des Orts das Wesentliche folgen. Kurz, gediegen, zuverlässig finden wir ihn überall. Wo die Gelegenheit sich bietet, ruft er uns Verse und Erinnerungen ins Gedächtniß welche deutsche Thaten und Ehren erheben. Er geleitet uns in Kirchen und Galerien, und vergißt nicht die ausgezeichnetsten Bildwerke und Gemälde namhaft zu machen. Der Vortheil, der Genuß des Reisenden ist ihm stets gegenwärtig. Darum findet sich bei den wichtigsten Städten gleich ein Plan, der den lebenden Führer und Lohndiener fast überflüssig macht. Was den Verf. aber namentlich ehrt das ist seine warme, vaterländische Gesinnung, die so unbefangen sich kundgibt als sie gern und freudig das Gute anerkennt und ehrt, ohne Unterschied der Religion, des sittlichen und politischen Standpunkts, wie und wo es sich auch darbiete. Freundlicher, praktischer, bequemer und zuverlässiger kann man nicht sein. Es ist dieselbe sichere Hand welche sich in den neuern Auflagen von J. A. Klein's „Rheinreise", die in dem nämlichen Verlag erschienen, und in den kleinen Reisebüchern für die Schweiz, für Belgien und Holland zu erkennen gibt. Was mir an dem Buche am wenigsten behagt das ist der Titel. Deutschland und das Kaiserthum Oestreich gehören im Wesentlichen zusammen. Der Verf. führt uns freilich auch nach Mailand, Brescia, Verona, Padua, Venedig, und zwar recht sicher und gut. Niemand aber wird diese Städte für deutsche halten. Doch auch Kopenhagen, das recht ausführlich behandelt ist, gehört vor der Hand nicht zu Deutschland noch zu Oestreich, was sich für Presburg und Pesth allenfalls geltend machen läßt. Wollte aber der Verf. das Vorherrschen des deutschen Elements in diesen Städten bezeichnen, oder hat ihn, was mir wahrscheinlicher ist, blos die Nähe, der Gebrauch der Reisenden diese Wege einschlagen lassen, so war freilich vor Allem der zum größern Theile deutschen Schweiz, die ja auch so oft zum Ziel der Reisenden, oder zur Straße nach der Lombardei wird, einiger Raum zu gönnen. Dies aber ist hier nicht geschehen. Indeß, von diesen und noch andern kleinen, leicht zu bessernden Schwächen abgesehen, ist und bleibt Bädeker's „Reisehandbuch", wie es auf der rothen Decke kurzweg genannt wird, von allen die ich kenne das handlichste und brauchbarste: schon deshalb, weil es nach Murray's praktischer Weise in eine Anzahl (177) von Routen getheilt ist, und durch gute Register schnell und leicht an jede Stelle führt.

(Der Beschluß folgt.)

Anemonen. Dritter und vierter Band.*)

Die mit hohem Rechte so viel gelesenen, weil längerprobten Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung" enthielten jüngst einige sehr werthvolle und subjectiv gewiß unparteisame Bemerkungen über die „Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgermannes" (III u. IV), als deren Verf.

*) Der Herausgeber der „Anemonen" hat in Beziehung auf den in Nr. 9—11 d. Bl. darüber enthaltenen Aufsatz Nachstehendes als Manuscript drucken lassen und gestattet uns nachträglich die Mittheilung desselben für unsere Blätter. D. Red.

der Freiherr von Hormayr zwar nicht genannt war, sich aber zu bekennen und verantwortlich hinzustellen keinen Augenblick gezögert hat, was auch vergeblich und lächerlich gewesen sein würde. Auffallen mochte Hormayr's Behandlungsweise der althabsburgischen Geschichten allerdings (wie in den „Anemonen" selbst oft genug ausgesprochen ist), um so mehr, als die schon unter Albrecht I. 1282 begonnene „Revolution von oben" seit den drei letzten Jahrhunderten, nämlich einerseits 1518 seit der Reformation, andererseits von 1526 seit dem Anfalle so widerhaariger Nationalitäten wie die damalige magyarische und czechoslawische (mitunter auch italienische und sarmatische) an das so gar viel kleinere deutsche Oestreich gewesen, den innern Absolutismus gegen den alten geschichtlichen Boden und gegen das urkundliche Recht so mächtig entwickelt, so zermalmend rasch fortgetrieben hat. Im gleichen Maße mußte eine wahre Geschichte des collectiven Oestreich fast unmöglich werden! Der Geschichtsforscher Oestreichs kann nicht mehr blos den wiener, blos den dynastischen Gesichtspunkt festhalten, der die Geschichte einst so mächtiger Reiche nur ins Schlepptau zu nehmen vermeint. Die nationalen Quellen wuchsen ihm seit dem Befreiungskriege über den Kopf, und doch ist seine Stellung so, daß es nicht im geringsten billig wäre ihn verantwortlich zu machen weder für Das was er sagt, noch für Das was er nicht sagt!!**) es sei denn, man abstrahire völlig von den frühern, ursprünglichen Nationalitäten, Sitten, Satzungen und Sprachen. Gegen diese hat ja der erbitterte Kampf vom prager blutigen Landtage 1547 und vom Zapolya'schen Bürgerkriege bis auf die Josephinischen Verdeutschungen, ja zum Theil bis auf den heutigen Tag fortgedauert. Die echten Geschichten jener Reiche und Völker blieben in solcher Lage, in einen 300jährigen, jesuitischen Schleier stereotyper Lobhudelei und fable convenue verhüllt!! Wer wäre denn im Stande aus der ganzen langen Periode von Fugger und Gerard van Roo herunter ein die alten kosmetischen Verschönrungs- und Conservations-Arcana nicht immerfort wiederkäuendes, ein des hohen historischen Ehrennamens würdiges Werk namhaft zu machen? Wie hat die Censurschere selbst der frommen höfischen Jesuiten Pray und Katona Zeitbücher der Ferdinande und Leopold's zugerichtet? Daß (wie es in dieser Anzeige heißt) Freiherr von Hormayr in seinem 30jährigen östreichischen Dienste (1797—1828) schlecht behandelt worden und Undank als Lohn empfangen habe, hat er selbst nie und nirgend gesagt noch beklagt. Vielmehr hat er sehr frühes Auszeichnen und Hervorziehen und die noch viele Jahre nach seinem 1828 erfolgten Uebertritt nach Baiern fortwährende Zuneigung und thätige Mitwirkung vieler der Edelsten, Höchsten und Besten aus allen Ständen dankbarst zu rühmen. Die unwiderleglichen, nominellen und factischen Beweise hiervon finden sich in seinen nun schon ein halbes Jahrhundert dauernden historischen Taschenbüchern von 1802—48 und als Beitrag zum gelehrten Deutschland (Jahrg. 1847, S. 352). Auch wäre es so vergeblich als verächtlich für erfahrene Verfolgung von zwei oder drei Mächtigen und von ihren wenigen Nachtretern Rache nehmen zu wollen durch Verunglimpfung ruhmwürdiger Charaktere und durch irgend eine doch bald entlarvte historische Falschmünzerei. Hormayr hat oft genug aufgefodert ihm eine einzige erdichtete oder verfälschte Thatsache oder Herleitung nachzuweisen, mit dem herwärtigen Erbieten selbe sogleich zu widerrufen. Es wurde aber bisher Nichts dergleichen kund. Vielmehr stieß man auf neue Bestätigungen: was wol auch eine Ursache ist, daß die Gegner aus der Noth eine Tugend gemacht und derlei vermeinte Widerlegungen unterlassen haben?! Wie in Hormayr's Schriften die herrlichen östreichischen Völker so oft als „anlagenreich, muthvoll, brav, gut und goldtreu" geschildert sind, wird in der fraglichen Anzeige redlich eingestanden, auch Hormayr's altanhängliche Schilderung vieler östreichischer Celebritäten, namentlich so der Krieger, als der ausgezeichneten Gelehrten, auch unter Mönchen und Jesuiten: „Auf, gewalt'ges Oestreich! Auf und thu's den Andern gleich!" „Vorwärts!" „Oestreich über Alles, wenn es nur will!" Was zu loben war ist überall mit Wärme gelobt; von der Begeisterung für die große Theresia und für Joseph bis hinauf auf Joseph I., Max II., Ferdinand, Max „den letzten Ritter", ja mit Anpreisung der wahrhaft lobenswerthen Seiten und Charaktere bis auf Rudolf den Stifter!! Daß Oestreich im Krieg und Frieden oft schlecht berathen gewesen (trotz ausgezeichneter einzelner Persönlichkeiten, unter denen besonders Eugen voranleuchtet), Das dürfte oft genug eingestanden sein, wie denn z. B. beim Siebenjährigen Kriege die kaum glaublichen Resultate laut genug dafür zeugen. Die von dem Recensenten angeführten Stellen, wie über die Abreißungen von Baiern (III, 175), über das Bajazet'sche Patent Joseph's vom 20. December 1705 (S. 34), über das ostwärtige Liebäugeln von Adel und Klerus bei dem öfters vorhabenden Verschwinden Baierns ꝛc. ꝛc., sind ja selbst aus Zschokke, Rastlos, Mannert, aus den ersten und letzten Quellen offenkundig. Denkenden Lesern mußte längst auffallen, daß, wo nur der geringste, in menschlichen Dingen wol nirgend fehlende Mangel besprochen ist, Dies gleich wie Haß, wie Bosheit, ja (um Wahrheit oder Unwahrheit völlig unbekümmert) wie ein sacrilége, wie Anhetzung begeifert wurde, sogar in für Thron und Altar gleichgültigen Dingen, wie: „der allerliebste Herr Schwager" Prinz Karl von Lothringen und seine Haltung in der Prager Schlacht, die Verfolgung Daun's nach dem Siege bei Kollin ꝛc., was ja östreichisch censirten und admittirten, sogar officiellen Quellen entnommen war, z. B. der wiener „Militairischen Zeitschrift", den wiener „Jahrbüchern" ꝛc. Die lobreichen Urtheile über Guido Starhemberg, Traun und Daun u. A. m. entsprangen aus vollgültigen Wiener-Familien- und Hausrelicten, die kurz vor dem Luneviller Frieden dort noch ebenso im Leben waren wie mehre Geheimschreiber und Vorleser Kaunitz', dessen Schilderung der Recensent ganz richtig „eine Ergänzung und Wiederholung zu dessen meisterhafter Charakteristik in den «Lebensbildern»" nennt. Es ist genugthuend, daß dem Wohlwollen volles Genüge geleistet wird mit welchem die damaligen Militairanstalten und Reformen in ihren Vervollkommnungen angeführt werden, wennschon das Lob hier und da sich in einem (weder leidenschaftlichen noch unbegründeten) Tadel von Einzelheiten abkühlt!? Wir möchten wissen welche Behörde in der Welt dem Tadel weniger entflohen ist als die römische „Curia" (mit „Pecunia, der Beherrscherin des Erdbodens") und der östreichische Hofkriegsrath, dem der Volkswahn seit Jahrhunderten gar so geneigt war alles erdenkliche Unheil in den Kriegsereignissen zuzuschreiben. Ganz unvergleichlich ist hier in wenige Worte zusammengedrängt die dritte Ursache der Verrottung der alten östreichischen Zustände, bestehend: in der bodenlosen Schlechtigkeit der Kriegshandwerker, Abenteurer und patentisirten Räuber, als 1566 mit Lazarus Schwendi die alte Heldenschule Karl's V. ausgestorben war. Die gerügten starken Ausdrücke, z. B. Wallenstein's „als eines convertirten Glückspilzes", sind durch seinen Antheil am Karl Lichtenstein'schen Confiscationsproceß und prager Blutgerichte; ja schon allein durch die Smirßky'sche und andere Vormundschaften hinlänglich gerechtfertigt. Daß die Bezeichnung der Russen als „Eisbrecher" in dem kaum glaublichen Widerstande bei Zorndorf als ein Tadel genommen sei, wird billig Erstaunen erregen. Die Schilderung des Gesandten Saldern ist einer auch bei Schlosser lesbaren diplomatischen Depesche wörtlich entnommen. Wie viel bedeutender Neues und Folgenreiches aber hätte aus den „Anemonen" erwähnt werden können und sollen? Ueber die russischen Regentenmorde kommt dort Nichts vor was nicht

**) Die Ursachen sind in den „Anemonen" selbst pragmatisch entwickelt (II, 66—80) und im „Historischen Taschenbuch" auf 1845, in den Nekrologen der verehrten Dichterin Karoline Pichler, des hochverdienten Geschichtsforschers Chorherrn Kurz und des gemüthvollen Historienmalers Ruß: zugleich eine Uebersicht der Geschichtsforschung, der schönen Literatur und bildenden Kunst, namentlich der Historienmalerei in dem Vierteljahrhunderte von 1815—45.

auch bei Schlosser und seinen Quellen wäre, mit Ausnahme von circa zwölf aber inhaltschweren Zeilen aus den hochachtbaren handschriftlichen Notaten Bartenstein's von der Hand seines Geheimschreibers, des nachmaligen Hausarchivars Freysleben, über das Hinscheiden des barbarischen Halbgottes Peter und seines Enkels Peter's II. „Den Nichtpreußen voll warmer Bewunderung Friedrich's sprechen zu hören, und wie Hormayr die Machtsprüche Napoleon's auf Helena über Friedrich's Kriegstalent in die Schranken weist", sowie einzelne Schlachtenbilder erwähnt die Anzeige mit willigstem Beifall. Hormayr's strategische und politische Berliner-Anekdoten stammen zum Theil aus solchen Quellen wie Gneisenau, Boyen, Graf Münster, Wilhelm v. Humboldt, Rühle v. Lilienstern und Preuß!

Wenn nach jahrhundertalter, dogmatisirender Lobhudelei jedes neu ans Licht gezogene unwillkommene Factum, jede weil ungewohnte auch unerhörte Freimüthigkeit wie gehässige Lästerung, wie Verhetzung und heftiger Tadel auffällt, darf Solches gar nicht wundern. Die Geschichte aber fragt nicht wedelnd, gebückt und blinzelnd: „Sind diese Thatsachen bequem, sind sie angenehm und willkommen?" sondern: „Sind sie quellgemäß und wahr? oder wo ist die Widerlegung?" Hätten doch Manche gar starke Lust alle fatalen, freilich nur allzu wahren Thatsachen zu bezweifeln, allbekannte, oft gedruckte in den reichsten ungarischen und böhmischen Sammlungen mehrmals vorfindige Actenstücke zu verdächtigen, wie jenes gräuliche Staatsrathsprotokoll aus den Tagen Ferdinand's II. von 1619, oder die Schlachtbank von Eperies, die leutschauer, presburger, die neustädter Blutacten, die Processe der auf die Galeeren verkauften oder hingerichteten protestantischen Prediger &c. Die große Zahl der von Hormayr entdeckten und edirten bis zu den Karlowingen hinaufreichenden Denkmäler und Documente ist durch eigene Directorien constatirt, und wie misfällig auch deren Citation ist, die ja nicht selten geradezu gestrichen wurde, wäre es doch schwer sie selbst nur aus den Regesten von Böhmer, Moritz, Pertz, Lichnowsky, Chmel, Wartinger, Schultes &c. auszubeizen! Sollte man übrigens nicht meinen: die „Anemonen" seien voll der bittersten Ausfälle auf Lebende oder Zeitgenossen, sie seien voll stachlichter, absprechender Gemeinplätze über die constitutionnellen, confessionnellen und nationalökonomischen Streitfragen des Tages, während sie sich doch eigentlich (außer wenigen Anecdotis) der trüben Vergangenheit der drei letzten Jahrhunderte widmen?! Freilich enthalten sie keine Lobreden auf jenes gleich nach dem Tode Max' II. 1576 überschwenglich eingedrungene spanisch-jesuitisch-policeiliche Tartuffesystem, welches blühende Provinzen entvölkert und verheert und, was noch schlimmer ist, ihre geistigen Saaten, Blüten und Früchte auf lange hinaus niedergetreten und fast alle thatkräftigen Talente in den Bann gethan hat: ein System das alle angestammte Milde der Dynastie und die liebenswerthesten Privattugenden der Regenten zu nichte gemacht und unter einem Rudolf II., unter Ferdinand und Leopold solche Greuel hervorrief, daß diese gütigen Fürsten selbst gegen ihre Beichtväter darüber wehklagen: „Aber Lamormain, aber Weingartner, aber Wagner, wir wollen ja nur das Rechte und Gute! Wie ist es denn möglich, daß gerade unter uns solch Entsetzliches geschieht?" Wäre etwa dieser Vorwurf aus der Luft gegriffen? Zeigt nicht schon das Uebermaß des jenseitigen Zorns am besten, wie scharf man den Nagel auf den Kopf getroffen fühle? Würden nicht vielmehr gar viele der glühendsten östreichischen Patrioten so manche Thatsachen und Aeußerungen mit leidenschaftlicher Zustimmung unterschreiben? Und haben sie es nicht etwa schon gethan? Sind die hier aufgezeichneten, altjesuitischen Censur- und absoluten Repressivmaßregeln etwa abzuleugnen oder sind sie es nicht? Und sind sie es nicht, ist es nicht vielmehr lobens- und dankenswerth sie ans Licht zu ziehen? Ist es überhaupt patriotisch das Schlechte, das Gemeinschädliche (selbst der Vorzeit) zu vertuschen, zu beschönigen, zu verschweigen und eben dadurch zu verewigen?!

Die Selbständigkeit eines germanischen Volks, seine Unabhängigkeit, seine Nationalehre, das Festhalten an der uralten Dynastie soll wol gar als ein Vehikel der Verhetzung, z. B. der Baiern gegen die Oestreicher, der „Anfachung der Stammeseifersucht edler deutscher Völker untereinander" verdächtigt werden? Man soll mit geflissentlicher Blindheit gegen unbestreitbare Thatsachen nur einer gewissen in der deutschen Literatur allzu bekannten Richtung fröhnen? Zuletzt gäbe es alsdann (Kaunitz war ja ohne den großen Friedrich in den siebziger Jahren schon ganz nahe daran!) vom Inn bis an den Rhein freilich „nur einen Hirten und nur eine Heerde": und es wäre wol die großgesinnte Herzogin Marianna „die ein Mann war als unsere Männer alte Weiber geworden", es wären wol jene edeln Märtyrer, Obermayer, Lori, Andre, Kennedy, Leyden, Hofenfels &c., bloße Intriguanten und hyperpatriotische Narren? Die Ansprüche Oestreichs an ganz Niederbaiern, an die Oberpfalz, an Mindelheim und andere derlei Bagatellen wären sonnenklar und, wie Groß-Hoffinger betheuert, alle Widersprüche dagegen bloße Ränke gewesen, und das wahre Verhältniß Wort für Wort urkundlich herstellen, sich nicht wie ein alter blinder Postgaul hinten anbinden und nachschleppen lassen hieße: „die Einigkeit in Deutschland gefährden? edle deutsche Volksstämme widereinander verhetzen?!" Nein, derlei Bären läßt sich der hausbackene altbairische sens commun doch nicht aufbinden! Es ist erfreulich die von Hocher, von Beck und Bartenstein bis auf Lucchesini unaufhörlichen Verunglimpfungen Baierns, „seiner Ländergier, seiner undeutschen Richtung, seiner angeblich erzfranzösischen Velleitäten", endlich einmal durchaus urkundlich zu Boden geschlagen und verstummen, seine Vertheidigung hierorts aber als „eine glänzende" gewürdigt zu sehen. Es ist dem freien deutschen Manne unvergessen, wie eine Partei die grimmigsten Ausfälle gegen Preußen (Baierns dreimaligen Erretter, 1744, 1778 und 1784) beifälligst zu belächeln, zu begünstigen, und die für den innern Frieden eines gemischten Staates so wohlthätige Entdeckung: „Kinder aus gemischten Ehen seien zwieschlächtige Mischlinge und Bastarde" zu belohnen vermochte, während sie über jeden durchaus geschichtlichen Tadel längst vermoderter östreichischer Staats- oder Kriegsmänner, Machthaber und ihrer Maßregeln wie über Attentate gegen die Eintracht der Deutschen, wie über eine bundeswidrige Verhetzung oder communistisch-atheistische Brandraketen gegen Thron und Altar bis zur Lächerlichkeit Zeter geschrien, wie sie rastlos getrachtet hat die seit dem Befreiungskriege endlich geschlossene Kluft zwischen einem katholischen und akatholischen Deutschland wieder aufzureißen und möglichst zu erweitern!

Hätten die Mindermächtigen in unserer Zeit wirklich ganz und gar Nichts zu fürchten? Der so lang als Talisman gegen eine allgemeine Umwälzung gebrauchte Separatismus scheint allerdings dem Besen in Goethe's „Zauberlehrling" nachzufolgen, und es scheint die Frage immer dringender hervorzutreten: „Wird es wol gelingen das schwächste und gleichwol administrativ und dynastisch vorherrschende, das deutsche Element so zu verstärken, um damit das magyarische, czechoslawische, italienische und sarmatische fortan nieder- und zusammenzuhalten?"

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 86. —— 26. März 1848.

Ueber deutsche Reisebücher.
(Beschluß aus Nr. 85.)

2. Sicherer Führer in Deutschland. Ein Handbuch für Reisende jeder Art und jedes Standes zu vollständigster selbsteigener Orientirung über Alles in unserm Vaterlande, auf allen Touren und an allen Orten, um den eigentlichen Zweck jeder Reise, Land und Leute kennen zu lernen, ebenso wol auf die bequemste als in bildender Hinsicht genügendste Weise sicher erreichen zu können. Von H. Berghaus. Stuttgart, Hallberger. 1847. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wie gefällt Ihnen, mein Freund, dieser langathmige Titel? Mir ward dabei ganz schwül. Dieses sicher, Alles und Jedes! Wer den Mund so voll nimmt darf sich nicht beklagen wenn ihm aufgepaßt wird. Es gibt in der Welt täglich Anlaß sich zu enttäuschen. Doch ist mir lange keine traurigere Enttäuschung — disappointment nennt es der Engländer sehr bezeichnend — vorgekommen als dieser „Sichere Führer", vor dem ich Sie geradezu warnen muß. Er ist nämlich bei Licht besehen weder sicher noch bequem, noch in irgend einer Rücksicht bildend oder nur brauchbar. Wollen Sie Beweise?

Erstlich die Methode! Nach einem allgemeinen Theil über „deutsches Land" (warum denn nicht Deutschland?), seine Gebirge, Klima, Bevölkerung, „Volkswirthschaft" (d. h. Beschäftigungen, wie Ackerbau, Handel rc.), geistige Bildung, Fuhrwesen, Eisenbahnen, Posten, Münzen, Paßwesen, Zollwesen, Lohnbediente u. s. w., folgt (S. 94—778) eine „Beschreibung der vornehmsten Städte in Deutschland, nebst Excursionen von einer jeden derselben in die benachbarten Gegenden". Da steht denn voran Aachen, gleich danach Augsburg, sofort Berlin (S. 131—215), und so das ganze Alphabet durch bis Wien, das den Schluß macht. Nun stehen aber nur die größern Städte in alphabetischer Ordnung; die kleinern muß man erst im Verzeichniß am Ende suchen, und die Routen sind hier und da vertheilt. Karten und Pläne fehlen gänzlich. Man muß gestehen, daß eine weniger praktische und anschauliche Methode nicht leicht zu erfinden war. Der Name welcher dem Buche voransteht findet sich vor einer Reihe dicker Bücher welche, nach des nicht genug zu rühmenden Karl Ritter's Vorgange, die physische Geographie behandeln. Eine genauere Darstellung Deutschlands von diesem Gesichtspunkte aus, wie man sie folglich hier erwarten dürfte, wäre dem Reisenden gewiß nicht unnütz oder unwillkommen gewesen. Allein, wiederum welche Täuschung! Blos auf die großen Städte ist es abgesehen und was da herumliegt. Das Physische in dem Buche ist keineswegs hervorleuchtend oder nur irgend mehr als sich aus ein paar alten Heften gelegentlich wol herausklopfen läßt.

Zweitens der Inhalt selbst! Ein maßloseres, inhaltleereres Gerede über deutsche Verhältnisse ist mir lange nicht vorgekommen. Auch hier Beispiele! S. 48 ist zu lesen, daß in Westfalen selbst Leute die „durch allgemein literarische wie durch gelehrte Bildung ausgezeichnet sind im Umgang unter sich nur ihr Plattdeutsch gebrauchen. Es gehört in den gesellschaftlichen Kreisen Westfalens zu den größten Seltenheiten, wenn sich Frauen der höhern und höchsten Stände der hochdeutschen Sprache bedienen." Wahrscheinlich verdankt der Verf. diese prächtigen Nachrichten irgend einem Tröster von 1740. Denn in Westfalen selbst kann er sie doch nicht gesammelt haben, da hier Niemand von solchen Seltenheiten weiß. S. 53 fg. enthält die anmaßendste Beurtheilung der katholischen und protestantischen Auffassung des Christenthums, an deren Stelle der Verf. unbedingt die — Brüdergemeinde empfiehlt. Die katholischen Deutschen sind „geistig Unfreie", ohne die Bildung wie die Protestanten (S. 55). Im Westen und Norden Deutschlands herrscht das Licht, „auf der Ost- und Südseite dagegen ist der geistige Himmel des deutschen Volks tief getrübt durch finsteres Gewölk". Und nun geht es recht gemein über die Münchener und Wiener her, ein paar Seiten lang. Und Das will ein sicherer, ja ein Führer für Alle sein! Dieser lieblose Parteiklatsch will für unumstößliche Wahrheit gelten, die als Gemeingut von Mund zu Munde geht. O weh! Noch schlimmer machen es aber die „Winke" für die Reisenden und „Reisendinnen" (denn auch diese vortreffliche Erfindung der Gräfin Hahn-Hahn hat Hr. Berghaus nicht verfehlt in seine reichhaltigen Collectaneen gewissenhaft einzutragen), welche von S. 80—93 stehen. Wehe dem Beutel des Reisenden der, um nur Einiges zu erwähnen, sich durch den (S. 90) ertheilten schlechten Rath verführen läßt: bei längerm Aufenthalt in Berlin, oder einer andern großen Stadt im Hotel zu bleiben, anstatt, wie jeder Vernünf-

tige und Ortskundige thun wird, eine Privatwohnung und ein Kaffee- und Speisehaus aufzusuchen! Noch schöner sind die Rathschläge welche auf der nächsten Seite in Betreff gewisser „halbwüchsiger Burschen" ertheilt werden die in den Städten Abends vor Schauspielhäusern und Concertsälen sich dem Fremden als Führer in ferne Winkel anzubieten pflegen. Da lesen wir erst einen professormäßigen Stoßseufzer über diese „Schattenseite der großen Städte", und gleich darauf in demselben Athem eine Anweisung sich an den Commissionnair im Hotel zu halten, der immer „nach seinem Ausdruck sehr «anständigen» Rath, bemannt und unbemannt, nach Wahl, aus den Mittel- wie aus den höhern Ständen", anzugeben wisse. Denn: „die Tugend ist in der weiblichen Hälfte unserer großstädtischen Bevölkerung eine X Größe." Wirklich, man traut seinen Augen nicht, Das hat der Herr Professor geschrieben und drucken lassen, ja noch Aergeres gleich darauf, das ich Ihnen, mein Freund, nicht abschreiben mag, um der Schamröthe willen die es jedem bessern Menschen auf die Wangen treiben muß. Sollte Hr. Berghaus denn um jeden Preis ein „Rathgeber für Alle" sein wollen?

Wie stimmt denn wieder damit, daß (S. 100) „Berlin, slawischen Ursprungs, wie schon ihr Name verräth, die neue Hauptstadt des jungen Deutschlands" genannt wird? Wo mag Hr. Berghaus Das wol gehört haben? Ein Schreibfehler kann es nicht sein; denn S. 134 lesen wir nochmals ganz klar: „Berlin, jetzt die Hauptstadt von Deutschland, wenn auch nicht de jure, doch de facto" u. s. w. Hat er wol auf diesem Punkt die Meinungen der Menschen am Rhein und an der Donau, an der Elbe und Weichsel, zu Frankfurt, Stuttgart, München, Wien, oder nur zu Köln am Rhein erforscht? Daß Deutschland einige große Hauptstädte besitze, unter welchen Berlin, obgleich beinahe die jüngste, einen bedeutenden Rang einnehme, Das, aber auch Nichts weiter als Das, kann sowol de jure als de facto zugegeben werden, und es hat nicht den Anschein, daß es damit so bald anders werden sollte. Aufrichtig gestanden, bei solchen Proben von berliner Sittlichkeit und Bescheidenheit möchte man es allerdings kaum wünschen. Ich bin des hohlen Geredes schon satt. Doch kann ich es nicht lassen Ihnen noch einige Proben seiner Gelehrsamkeit vorzulegen, die seine „Sicherheit" darthun. S. 143 steht, König Friedrich Wilhelm III. sei am 17. (statt 7.) Juni 1840 gestorben. S. 304 soll Napoleon das Herzogthum Berg anfangs seinem Neffen, dann seinem Schwager Murat überwiesen haben. Die Geschichte sagt, daß es gerade umgekehrt war. Ein paar Zeilen weiter steht Hanau statt Hamm. Gleich darauf wird das Verdienst W. Schadow's und Cornelius' um die Malerakademie zu Düsseldorf auf eine so wunderliche Art vermischt und verbunden, daß Niemand begreifen wird wie es damit war. Die große „Himmelfahrt Mariä", bekanntlich fast der einzige Rest der 1805 von Düsseldorf nach München entführten Galerie, und unverkennbar ein Werk Rubens', oder doch aus seiner Schule, soll von Cignani sein! Himmel, welche Kunstgelehrsamkeit! Der süße, gelockte Carlo Cignani, ein Schüler des Francesco Albani, und der gewaltige Rubens mit einem oder verbunden! Nicht besser steht es mit Graf Zinzendorf's Entzückung vor einem Correggio (welcher es gewesen, hat der Verf. zu sagen vergessen) in derselben Galerie. Das sind Alles hors-d'oeuvres! Immermann's Todesjahr ist 1840, nicht 1841, wie S. 305 steht. Das Wupperthal ist gewerbfleißig, stark bevölkert, hin und wieder nicht ohne hübsche Partien, aber — wer wird es (S. 309) „mehr als ein Tempe der Griechen nennen", der von einem und dem andern, ich will nicht sagen eine Anschauung, nur einen Begriff hat! S. 425 soll die ältere Universität zu Bonn von Max Friedrich 1756 errichtet sein, der bekanntlich erst 1761 auf Clemens August folgte. Der Verf. will sagen: 1786 und Max Franz, den Bruder Joseph's II. Was aber das Vauxhall (S. 427) bei Bonn sei, wußte mir dort Niemand zu sagen. Unbegreiflich ferner wie der Name der berühmten Abtei Siegburg, wo der 1075 (nicht 1175) gestorbene heilige Anno begraben ist, sich bei Hrn. Berghaus in Singburg verwandeln konnte. Sie werden glauben, es sei ein Druckfehler. Aber schlagen Sie nur das Register auf. S. 809 steht wieder Singburg, und Siegburg fehlt. S. 435 soll jenseit der Mosel: Klein- oder Mittelkoblenz gelegen haben. Bekanntlich hieß der Ort Lützel-Koblenz (lützel = klein, engl. little). Das weiß dort jedes Kind. Aber kein Mensch hat je geträumt, daß am rechten Rheinufer „Koblenz im Thal" liege, wie S. 435 zu lesen ist, statt „Thal-Ehrenbreitstein", wie der Name wirklich lautet. Die gute Ritza wird (S. 436) zur Nitza, der vortreffliche Witz des russischen Generals: Vu et approuvé, auf dem Castorbrunnen, wird mit einem armseligen Achselzucken abgefertigt. Genug, mein Freund! Der ist gerichtet durch sich selbst.

3. Handbuch für Reisende in Deutschland. Von Ernst Förster. Mit 24 Eisenbahnkarten, 11 Städteplänen und einer Reisekarte. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Ein reichhaltigeres, gedrängteres Buch über Deutschland kenne ich nicht. Auf die ganz zweckmäßigen allgemeinen Notizen über Reisezeit, Paß, Geld, Verkehr u. s. w. folgt eine klare Uebersicht der Staaten des Deutschen Bundes, der deutschen Staaten-, Literatur- und Kunstgeschichte, die besonders dem Fremden welcher unser Vaterland noch gar nicht kennt von Nutzen sein kann. Ja, der Abriß der Kunstgeschichte hat auch für den Einheimischen, trotz der Kürze, seinen Werth. Dann folgen in alphabetischer Ordnung die großen und kleinen Städte Deutschlands, der Niederlande, Belgiens und der Schweiz. Eine dritte Abtheilung (S. 509—599) bringt Reiserouten, Postcurse, Eisenbahnen, Münztabellen u. s. w., und genaue Namen- und Ortsregister machen den Schluß. Aus dem Gesagten erkennen Sie die Aehnlichkeit dieses Reisebuchs mit des Verf. viel berufenem und viel gebrauchtem Buch über Italien. Ich will nicht leugnen, mir ist es angenehm einen Künstler oder Kunstgelehrten zum Füh-

rer zu haben, besonders in einem Lande das so Vieles auch in dieser Hinsicht zu bieten hat wie unser liebes Deutschland. Ich will sogar hin und wieder ein Versehen, eine übereilte Charakteristik dieses oder jenes Kunstwerks oder Orts in den Kauf nehmen, wie sie bei Hrn. Förster allerdings auch vorkommen, wenn so viel Gutes, Gediegenes, Lehrreiches sich findet wie in diesem Buche. Bei neuer Auflage wird mancher Fehlgriff leicht auszumärzen sein. Das Gute aber, der edle, reine Sinn, die künstlerische Anschauung werden bleiben. Eine Zierde des Buchs sind auch die in einer neuen Manier überaus deutlich ausgeführten Pläne und Karten. Schade, daß sie den Preis unmäßig steigern! Also — Willkommen dem Künstler auf der Reise! Wozu der heitern Seele mit grämlichen Kritiken den Spaß verderben? Ich wenigstens mag es nicht thun, auch wenn ich es könnte. Denn es ist ein anspruchloses Buch, geschrieben zu Belehrung und Erheiterung, getaucht in Liebe zum Vaterland, und zwar zum ganzen, grossen, wie es ist, nicht zu diesem oder jenem Winkel desselben.

Hier könnte und möchte ich diesen Erguß über Reisebücher schließen. Denn — das Anspruchlose thut so wohl, stimmt so harmonisch. Aber siehe! Noch Einer verlangt Einlaß. Nun denn!

4. Illustrirtes Reisebuch. Ein Führer durch Deutschland, die Schweiz, Tirol, Italien und nach Paris, London, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm, Warschau. Unter Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von C. F. Jahn. Mit einer Reisekarte von Deutschland und über 300 Ansichten. Berlin, Simion. 1847. 8. 3 Thlr.

Ein niedlich gedrucktes, schön gebundenes Büchlein, Papier, Lettern, Holzschnitte augenscheinlich nach englischem Vorbild, obgleich am Schluß zu lesen ist: Druck von Eduard Hänel in Berlin. Das ist aber auch das Beste was von dem Dinge zu sagen ist. Denn angenommen, die Holzschnitte wären so richtig und gut gemacht, daß sie wirklich zur Erinnerung dienen könnten (worüber ich keineswegs gewiß bin), wie viel Raum nehmen sie weg! Und nun der ungeheure Inhalt, der auf diesen wenigen Seiten nicht abgehandelt — das ist nicht das rechte Wort! — nein, berührt wird! Was kann da mit Gründlichkeit gethan werden? Und wer dürfte sich vermessen alle diese Länder und Städte aus eigener Anschauung praktisch so zu kennen, daß er für Andere ein guter, sicherer Führer sein könnte? Dies thut denn auch der Verf. keineswegs, sondern er verspricht blos eine den Zeitbedürfnissen angemessene Umarbeitung seines frühern „Post-Reise-Handbuches" (1824, dritte Auflage 1833). Mit Fleiß hat er zusammengedrängt was nur immer möglich war. Aber wenn nun aus allerlei Quellen Wahres und Irriges zusammenfließen, wenn in dem Ganzen die Anwendbarkeit des Bädeker'schen Buches, so stark dies hier auch benutzt ist, vermißt wird, kann Das noch Jemand Wunder nehmen? Ich dächte nein. Leben Sie wohl! 22.

Anemonen. Dritter und vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 85.)

Daß der dritte und vierte Band der „Anemonen" an Neuheit und Reichthum hinter dem ersten und zweiten Bande etwas zurückstehe, wird dem Recensenten gern eingeräumt. Es ist aber den „Anemonen" und „Lebensbildern" ein größeres Lob kaum zu ertheilen als die unumwundene Frage: „Welche Erscheinung der neuesten Memoirenliteratur an Reichthum, an Neuheit und an Gewicht des süddeutschen Materials (denn vom Verfasser und von seinem etwanigen Verdienst ist gar nicht die Rede) ihnen gegenüber zu citiren sei?" Die Frage ist überall nur: wahr oder unwahr? Eine Geschichte voll Wahrheit und Leben thut uns noth, keine getrockneten Herbarien und zusammengewürfelten Regesten, wo den Gegnern Habsburgs, wo dem Licht und dem naturgemäßen Fortschritt alle Begeisterung (ja selbst das Dasein) geradezu weggeleugnet wird: kein Tell und kein Rütli, eine Sempacherschlacht auf anderthalb Seiten, voll Spieße und Stangen, aber kein Winkelried, kein Gundoldingen, bei Mühldorf keine Trautmannsdorfe und keine münchener Sauerbäcken, kein Wurmbrand, kein Rindsmaul und noch viel weniger: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" Die Herren haben freilich, scheint es, gar kein Ei! „Der Historie erstes Gesetz", sagt Cicero, „ist, daß sie nichts Falsches zu sagen wage, das zweite aber, daß man alles Wahre herauszusagen den Muth habe!" Vollwichtig sagten hierüber die „Anemonen" selbst:

„Die Zwingherren und Finsterlinge, die es im Leben als tägliches Brot genossen, es sei viel bequemer zu widersprechen und zu unterdrücken als zu widerlegen, erfanden für jedes ihnen unbequeme Factum eine treffliche Bannformel: Indiscretion!! Als ob man der Insufficienz, als ob man strafbaren Omissions- und Commissions-Sünden, Discretion und hierdurch Mitschuld recht eigentlich schuldig wäre!! Indiscretion! welcher tolle Veitstanz aller Begriffe von geschichtlicher Wahrheit und Gerechtigkeit!? Doch bebt und webelt der deutsche Michel nicht fast bei jeder Publication, selbst von Dingen die mehr als ein halbes Jahrhundert hinter der Gegenwart endlich doch einmal der Geschichte heimgefallen sein müssen? Fragt Freund Michel vielleicht erst nach der Wahrheit, nach der Neuheit, nach der Wichtigkeit des Kundgegebenen? O nein! Er fragt: Von Wem mag Das sein? Wird man ihm es nicht sehr übel nehmen? Kann etwa wol kein Splitterchen davon auf uns zurückfallen? Wird Das nicht eine neue Censurschärfung nach sich ziehen? Mit Recht wurde jüngst beklagt, daß die alleinseligmachende Lobhudelei und Wohldienerei zuletzt selbst gegen wahrhaft verdienten Ruhm und Preis mistrauisch mache und uns in solchen Geschichtsmachern die lächerlichen, schildhaltenden heraldischen Greifen zurückrufe, halb schwarz, halb vergoldet, mit scharfen Krallen und (was die Hauptsache ist) mit weit ausgeschlagener Zunge!"

Dieses perfide Verschweigen des den östreichischen Charakteren und Begebenheiten in Hormayr's Werken nach Wahrheit gespendeten Lobes mußte zuletzt um so mehr irre machen, als die heutige Welt weder gern selbst liest noch selbst denkt! Zum Lebensbilde des Staatskanzlers Fürsten Metternich z. B. dürften wol wenig lichtere und wichtigere Pinselstriche vorhanden sein als in den „Lebensbildern" (I, 116, 119), im „Historischen Taschenbuche" von 1827, in den „Anemonen" (II, 41, 52, 53): „das Kaunitz' 40jähriges Ministerium unstreitig weit überbietende weltgeschichtliche Wirken des Staatskanzlers". Ihm gehört nach einer mit den größten Unglücksfällen und Misgriffen erfüllten 20jährigen Hälfte der Regierung Franz' II. (1792—1812) die ganze andere so glückliche Hälfte derselben, ihre Restauration, Extension und Consolidation (1813—34), „Lebensbilder" (I, 93, 94, 105, 236, 238, 248); man sehe auch Metternich's Haltung während des Bundes mit Napoleon wider Rußland (I, 87, 88),

seine dornichte Stellung nach dem in der russischen Schneewüste über den Soldatenkaiser losgebrochenen Gottesgericht und die kaum glaubliche Geistesgegenwart und Täuschung Napoleon's in Dresden während der pleißwitzer Waffenruhe (II, 56, 64, 427, 428, 431, 432); Metternich und Münster (297, 339), Karl Schwarzenberg (I, 286, 288) ꝛc.

Solches falschmünzerische, blos auf die Nachbeter und Abschöpfer unverschämt aber ziemlich sicher berechnete Miskennen und Verschweigen findet die einzige Erklärung in den „Spaziergängen eines wiener Poeten": „Naderer da! Die Dicken und die Dünnen, Alte Geschichten, und Warum?"

Der schweizerische Tacitus, der gar so gern lobte, der Alles schonen wollte und Alles mit Sammethandschuhen berührte, sagt, wo vom Erlöschen jenes aargauischen Grafenstammes die Rede ist:

„An Maximen, an Wachsamkeit hat es im Hause Habsburg nie gefehlt. Alles wodurch Vergrößerung zu befördern war, Alles erlaubten sich diese Fürsten ohne Bedenken. Wer Alles wagt kann weit kommen! In der Verwaltung waren sie für ihre Macht ängstlich; das Glück des Volkes war eine untergeordnete Sorge. Der Entwickelung des menschlichen Geistes waren sie so hinderlich, daß ihre hinterlassenen Länder noch daran leiden: die Christenheit würde an Licht und Cultur unter ihnen ziemlich türkisch geworden sein!"

„Man findet keine Helden von Habsburg, aber Pläne, Beharrlichkeit, Gebrauch der Augenblicke. Innere Fehler der despotischen Verwaltung hielten ihre Größe auf; die Uebermacht haben große Männer gebrochen!"

Diesen unwiderlegbaren classischen Worten über die längst erloschenen alten Habsburger wollen wir aus den „Anemonen" ein unbegreiflich lange übersehenes Geständniß über die noch glücklich blühenden Lothringer aus dem Munde des großen königlichen Widersachers und offenen Feindes nachfolgen lassen:

„Lorsque les Lorrains ont été obligés de changer de domination (1734), toute la Lorraine était en pleurs. Ils regrettaient infiniment de perdre les rejetons de ces ducs qui depuis tant de siècles furent en possession de ce pays, et parmi lesquels on en compte de si estimables par leur bonté, qu'ils mériteraient d'être l'exemple des rois!"

„Toute l'attention d'un prince doit être de rendre son peuple heureux. Un peuple content ne songera pas à se révolter. Un peuple heureux craint plus de perdre son prince, qui est en même temps son bienfaiteur, que ce souverain même ne peut appréhender pour la diminution de sa puissance."

So viel auch des Wichtigsten und in den „Anemonen" ganz neu ans Licht Gezogenen diese sehr ehrenwerthe Anzeige der „Blätter für literarische Unterhaltung" völlig unerwähnt läßt, so Vieles sie zu wenig belobt glaubt, zu wenig beschönigt, Anderes hingegen zu offen ans Licht gezogen erachtet, schimmert aus ihr gleichwol allerwärts durch, daß durch die selbst in englischen und französischen Geschichtswerken so vielfach benutzten, in den deutschen Gauen, in Ungarn und Böhmen ämsig gelesenen „Anemonen", „Lebensbilder" und historischen Fresken ein Wendepunkt in den habsburgischen Geschichten eingetreten sei, daß man sich nur wundert, daß man nicht längst daran gedacht hat! ein Wendepunkt der endlich doch auch einmal die Rückseite dieser Medaillons, der neben der blendenden Lichtseite doch auch eine Schattenseite zeigt, der seit unfürdenklicher Zeit wurzelnde und wuchernde Irrthümer aufs Haupt schlägt, aber auch das wirklich Großartige in jenen Geschichten mit nicht minderer Anerkennung in einem ganz neuen Lichte darstellt!

Literarische Notizen aus England.

Der Compaß in der englischen Marine.

Schon unter der Regierung Eduard's III. wird in Schriften des Schiffscompasses, jedoch nicht unter diesem Namen, Erwähnung gethan. Die Magnetnadel, heute in der englischen Schiffssprache loadstone genannt, kam damals unter dem Ausdrucke sailstone oder adamante, der ganze Compaß unter der Benennung „sailing needles and dial" vor. Es wird in alten Seeberichten gemeldet, daß 1345 ein huller Fahrzeug mit einem „sailingpiere" versehen worden sei, und noch früher, daß im Juni 1338 zwei „sailing needles and a dial" zu den Instrumenten einer londoner Barke gehört haben. Die ausführlichste Hinweisung aber ist in dem Bericht des Schiffschreibers auf dem königlichen Schiff George im Jahre 1345 vorhanden, worin derselbe meldet, daß er in Sluys in Flandern 16 „horologies", wahrscheinlich Sanduhren, gekauft und anderweitig Geld für die Ausbesserung „verschiedener anderer zum Schiff gehöriger Instrumente" verausgabt habe, worunter sechs Schilling für „zwölf Stein, genannt adamants, genannt sail-stones", erscheinen. Bei dem Dichter Chaucer kommt das Wort Compaß auch schon vor, jedoch ist zweifelhaft ob er damit den Schiffscompaß, die Boussole gemeint; er sagt:

Round was the shape in manere of a compas
Ful of degrees the hight of sixty pas —

An einem andern Ort bemerkt er, daß die Fahrzeuge des Nachts nach dem Polarstern gesteuert würden:

For they were cleen in despeyr, because they myghte not se
The loder where by these shipmen ther cours take eche one.

Englische Volksschrift.

Eine kleine für die Arbeiterclassen berechnete Schrift von George R. Skene: „Talk on things which every body should understand", handelt über die zur Verbesserung der Arbeiterzustände erfoderlichen Einrichtungen und Maßregeln, über Eigenthum, Wohnung, Gegenseitigkeitsgesellschaften, Sparkassen u. s. w. Zur Erreichung seines Zwecks hat der Verf., wie wir es auch bei uns kürzlich erleben, sich zum Theil der Sprache der untern Volksclassen befleißigt, was von mehren Blättern und mit Recht getadelt wird. Treffend bemerkt das „Athenaeum": der englische Arbeiter brauche es im Durchschnitt nicht so „herunter" geschrieben zu werden. In Bezug auf den deutschen Arbeiter ist Dies noch weit wahrer, da er durchschnittlich eine bessere Schulbildung hat als der englische. Wenn man sich an ihn in der Presse wendet, darf man nicht affectiren ihn anzureden wie er sich vielleicht im Werkeltagsleben gehen zu lassen gewohnt ist; man kann würdig und edel und doch für ihn verständlich schreiben, auf solche Weise ehrt und hebt man ihn. Die Franzosen und Engländer haben, wie es z. B. von Lamartine und Cormenin hinsichtlich der Sparkassen, von Knight, Chambers u. A. in England durch eine Menge Volksschriften geschehen, Meisterhaftes in dieser Hinsicht geleistet.

Die Gesellschaft und die Bibel.

Der fruchtlose Versuch: die Gestaltung der Gesellschaft nebst den Ansprüchen welche die fortgeschrittene Gesittung an sie erhebt mit den Lehren und Geboten der göttlichen Offenbarungen und Ueberlieferungen in Einklang zu bringen, ist wieder von einem Dr. Bishop in einer Schrift unter dem Titel „Essay on the constitution of society as designed by *God*" gewagt worden. Der Traum des Weltweisen und des Enthusiasten, das Reich der Liebe wird darin als durch die Gesetzgebung erreichbar hingestellt, während doch nur die durch vernünftige Volkserziehung allgemein zu verbreitende höhere Einsicht in die Vortheile eines gemeinschaftlichen Systems der Gegenseitigkeit in annähernder Weise einen solchen Zustand der Gesellschaft herbeizuführen vermag. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 87. — 27. März 1848.

Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Von R. E. Prutz. Leipzig, G. Mayer. 1847. 8. 2 Thlr.

Diese Vorlesungen des Hrn. Prutz sind ein Versuch die deutsche Literatur mit einem Maßstabe zu messen welcher nicht unmittelbar durch den Gegenstand selbst gegeben ist, sondern nur in einer mittelbaren Verwandtschaft zu demselben steht — sie nicht zu beurtheilen nach den „Vorschriften und Grundsätzen der Aesthetik" (S. 25 u. 180), nicht nach der Größe und Bedeutung der einzelnen poetischen Ingenien und Talente, also auch nicht nach dem Einflusse welchen die dichterische Schöpferkraft des einen Dichtergeistes auf den andern, des Genies auf die Talente, ausübt, auch nicht nach den „Systemen der Philosophen" (S. 25) noch nach dem gesammten Zustande des Culturlebens, vielmehr sie darzustellen und zu richten nach einer Seite dieses Culturlebens: nach ihrem Verhältniß zur Politik, und wieder nicht zu dem allgemeinen politischen Leben des deutschen Volks und der deutschen Staaten, sondern zu der dermaligen politischen Ansicht einer Partei, oder, wenn man Das lieber hört, der Mehrheit. Der Verf. will „allein fragen: in welchem Zusammenhange ein Jeder mit der Gesammtheit seiner Zeit und seines Volks steht, was er seinem Vaterlande gewesen, welche Adern von ihm hinüberleiten in den großen lebendigen Herzschlag dieser Geschichte: und dieser Herzschlag ist die Freiheit" (S. 26), und „bittet dabei um die Erlaubniß mehr Gewicht zu legen auf die Geschichte als auf die Literatur" (S. 27).

Also: das Interesse dieser Vorlesungen und ihr Zweck liegen größtentheils außerhalb der Literatur; sie wollen als Declaration einer politischen Richtung angesehen sein welche bald ihr Urbild, bald ihr Abbild, welche ihren Ursprung, ihr Wachsthum, ihre Berechtigung aus der gleichzeitigen Literatur aufweist. Daß auf diesem Wege eine Geschichte der Literatur, auch eines kleinen Abschnitts derselben, nicht zu Stande kommen könne, ergibt sich von selbst; aber eine Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart hat auch der Verf. nicht geben wollen, und die erste Ungerechtigkeit welche wir gegen ihn und sein Buch begehen würden wäre die, die Anfoderungen einer geschichtlichen Darstellung an seine Schilderungen zu machen. Diese Vorlesungen sind eine politische Parteischrift auf dem Gebiete der Literatur.

Ref., welchem diese Betrachtungsweise der Literatur fern liegt und noch ferner der politische Standpunkt des Verf., ist gleichwol weit entfernt einer Schrift wie die vorliegende alle Berechtigung absprechen zu wollen: oft ist die Betrachtung der literarischen Zustände auch von einem einseitigen Gesichtspunkte und von einem verhältnißmäßig niedrigern Standorte aus zur richtigen Würdigung der einzelnen Erscheinungen nützlich, zuweilen unentbehrlich, vorausgesetzt, daß dieser Gesichtspunkt den Betrachtenden nicht geradezu blind für Alles macht was nicht in denselben fällt, und ungerecht gegen jede Erscheinung welche zu dem einmal angenommenen Standpunkte nicht hinauf- oder hinabsteigen will. Von dieser herben und unfruchtbaren Einseitigkeit haben wir Hrn. Prutz bis dahin im Ganzen weit freier gefunden als viele seiner Meinungsgenossen; auch in diesem Buche ist seine literarische Einsicht durch die Politik nicht verblendet, seine literarische Gerechtigkeit durch den politischen Parteistandpunkt nicht aufgehoben. Vor Allem erlaubt die Sprache, der Ton in welchem er sich hier fast durchgängig hält, wo nicht eine Verständigung, doch eine Anerkennung, zum Theil sogar eine ehrende, auch von Seiten der entgegengesetzten Partei, und wir wünschen, daß eben dieses Buch wie von uns so von andern politischen Gegnern des Verf. gelesen werde. Es thut beiden politischen Parteien noth, zwischen sich die Literatur auf einem wenigstens bis auf einen gewissen Grad neutralen Boden zu wissen, auf welchem die Gegner auch ohne Waffengebrauch sich in ehrenhafter Weise begegnen können.

Rechten wir also nicht um den politischen Standpunkt! Nur möge derselbe, da von ihm aus die Literatur betrachtet und wiederum ein Urtheil über diese Betrachtung möglich werden soll, mit Bestimmtheit und jedenfalls so angegeben werden, daß man den Inhalt der politischen Gesinnung des Betrachtenden erkennt. Von der völligen Inhaltslosigkeit der politischen oder religiösen Confession, bald „Ueberzeugungstreue", bald „Fortschritt" genannt, wie wir sie z. B. von Gutzkow im „Uriel Acosta", noch weit seltsamer aber in manchen modernen Geschichtswerken (wie in A. Schmidt's „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserherrschaft") oder in dem scheinbar beinahe absichtlich verworren gehaltenen Pamphlet von Daniel Strauß „Der Romantiker auf dem

Thron der Cäsaren" ausgesprochen finden, ist zwar der Verf. dieser Vorlesungen ziemlich entfernt, da wir (S. 281 und 316) hinreichend bestimmte Aeußerungen über den Inhalt seiner Confession in politischen Dingen lesen; doch finden wir unsererseits in der „Freiheit", die von ihm so oft als Grundlage des Urtheils über die Literatur angeführt wird, noch keineswegs an und für sich einen genügenden Inhalt. „Freiheit" kann man wollen und erstreben auch ohne den modernen Begriff des „Staats" als den einzig möglichen Begriff, ohne „die Totalität des Volks als den einzig wahren Staat" (S. 281), ohne die „Republik als die einzig vernünftige Form des Staats" (S. 316) anzuerkennen. Zu einer geschichtlichen Behandlung irgendwelchen Gegenstandes, zumal aber literarischer Zustände, eignen sich solche allgemeine, vieldeutige, schwankende Begriffe als Grundlage einmal für allemal nicht; aber auch zur Erörterung von abgesonderten Erscheinungen und von Tagesfragen reichen sie fast niemals aus, wie es z. B. dem Ref. nicht schwer werden sollte eben die romantische Schule als Vertreterin der Freiheit, und zwar nicht allein der dichterischen, sondern auch der politischen Freiheit, dem „Soldatenstaat" oder dem heutzutage so oft genannten „Policeistaat" gegenüber, darzustellen. Diese Unbestimmtheit des Fundamentalbegriffs mag denn auch wol hin und wieder einen Stil und rhetorische Wendungen herbeigeführt haben die eine gar zu deutliche und nach unserm Bedünken weder des Gegenstandes noch einer wirklich freien Gesinnung würdige Appellation an die Beifall klopfenden Stöcke und klatschenden Hände eines nach Witzen über „Policei" und „Gensdarmen" lüsternen Publicums enthalten, wie der Schluß der ersten Vorlesung, die rhetorische Pointe (S. 269) u. dgl. m. Solche im übelsten Sinne populaire Policei- und Gensdarmenpolitik möchten wir uns schon im Interesse der deutschen Literatur dringend verbitten. Oder gewänne dabei die „Freiheit" auch nur das Geringste?

Die acht Vorlesungen zerfallen — außer der ersten, einleitenden, welche eine historisch nicht genug gereifte und in zu lockerer Beziehung zur deutschen Literatur gesetzte Verherrlichung der ersten Französischen Revolution enthält — in drei oder vier Massen: die zweite und dritte Vorlesung, welche von der Romantik im Allgemeinen und im Besondern handeln; die vierte und fünfte, deren Gegenstände die Motive und Folgen der Freiheitskriege („Freiheitskriege" und „Restauration" ist die Ueberschrift) sind; die sechste und siebente, in welchen die literarischen Zustände Deutschlands unmittelbar vor und unmittelbar nach dem Jahre 1830 geschildert werden; die achte und letzte Vorlesung behandelt die neueste Zeit seit 1840.

Der romantischen Schule läßt der Verf. in literarischer Hinsicht trotz der sehr flüchtigen Umrisse die er hinwirft Gerechtigkeit widerfahren, und von dem betäubenden sinnlosen Geschrei „Nieder! Nieder mit Allem was Romantik heißt!" oder „Kreuzige! Kreuzige!" wie der Verf. sagt, welches wir seit der Zeit der „Halleschen Jahrbücher" so oft auf die widerwärtigste und allem historischen und poetischen Sinne hohnsprechende Weise haben erschallen hören, ist bei ihm Nichts zu finden. Wir würden sogar Nichts dabei zu erinnern gefunden haben wenn er die Schilderung der in der Romantik älterer Zeit liegenden Selbstironie mit etwas stärkern Farben aufgetragen hätte, und müssen mit ihm die Ohnmacht der spätern Romantik als eine höchst unglückliche Erscheinung in unserer Literatur bezeichnen. Ebenso sind wir mit der Schilderung der dumpfen literarischen Trägheit des dritten Decenniums unsers Jahrhunderts, die kurz vor 1830 eine fast unerträgliche Höhe erreicht hatte, einverstanden, wünschten sogar nicht allein im Interesse des politischen Standpunkts des Verf., sondern unsers eigenen noch nachdrücklicher diese entnervende, theeduftige Schwüle der damaligen Unterhaltungsliteratur, das Almanachswesen u. dgl. dargestellt zu sehen. Aber in Beziehung auf die politische Wirksamkeit der romantischen Schule bis zum J. 1813 ist Befangenheit, Unklarheit und — Ungerechtigkeit in den Darstellungen des Verf. nicht abzuleugnen. Das deutsche Bewußtsein, und — woran der Verf. sehr ungerechterweise (S. 175) mit einer Wendung die wir malitiös nennen dürften, indeß nur als antihistorisch bezeichnen wollen, vorübergeht — das sehr thatkräftige religiöse Bewußtsein, aus welchem die Begeisterung im Jahre 1813, aus welchem dessen Thaten, aus welchem aber mehr noch, aus welchem die kräftigen sittlichen Reinigungsprocesse geflossen sind, deren Wirkungen erst jene begeisterten Thaten waren, Reinigungsprocesse die noch heute, nicht allein in unserm Sinne, sondern auch im Sinne des Hrn. Prutz, vorhalten und wohl erkennbar sind — dieses Bewußtsein wurzelt zu einem nicht so ganz unbedeutenden Theile auf dem literarischen Boden der romantischen Schule. Namentlich darf bei einer Schilderung der romantischen Schule von dem vaterländischen oder politischen Standpunkte aus niemals übersehen werden, daß die geniale erschlaffende Unsittlichkeit, die sich in den Anfängen der Romantik verbarg, in den jüngern Trägern derselben und noch mehr in dem blos receptiven romantischen Publicum nicht allein völlig überwunden würde, sondern sogar in das gerade Gegentheil umschlug. Für die Freiheit der es 1813 galt war die romantische Schule keineswegs ohne Thatkraft, nicht ohne Thatkraft für dasjenige politische Leben welches damals entfaltet werden mußte; sie war es nur als es darauf ankam lebenskräftige politische Gestaltungen zu schaffen. Das war ihr wie in der Poesie, so auch im politischen Leben versagt. Die politische Geltung der Romantiker vor und nach 1813 ist von dem Verf. auf die seltsamste Weise miteinander verwechselt und vermischt worden, woher denn solche Unklarheiten und von dem Verf. selbst erkannte Widersprüche folgen wie die welche S. 153 zu Tage kommen, und durch die nachfolgende Ausführung nicht gelöst, kaum ängstlich vertuscht werden. Schlimmer fast noch ist es, daß „die Politik der Falschheit und der Lüge, diese coquette, ironische, genialisirende Politik",

der romantischen Schule aufgebürdet wird (S. 100); frage Hr. Prutz Diejenigen welche in den J. 1815—20 als „Romantiker" der damaligen Politik gegenüber gestanden haben, in welcher kindlichen, freilich oft kindischen, Naivetät sie mit ihren gutmüthigen idealischen Träumen von Kaiser und Reich, vom Doppeladler und dergleichen Herrlichkeiten sie da standen wo sie standen; schlage er wenn er will die Untersuchungsacten der damaligen unglücklichen politischen Processe nach, und sehe dann zu woher die „Lüge" in die Jugend von 1822 und später gebracht wurde.

Die einzelnen Persönlichkeiten der eigentlichen romantischen Schule sind im Ganzen, da es hier wiederum zunächst nur der Literatur gilt, mit treffenden Strichen und mit Gerechtigkeit geschildert; so Novalis, wobei wir besonders auf eine gelungene Parallele zwischen ihm und Hölderlin aufmerksam machen (S. 122—123), so insbesondere Tieck (S. 140 fg.). Schwächer erscheint uns Das was über Schelling gesagt wird; von seinem Standpunkte aus, dünkt uns, hätte der Verf. die Wirkungslosigkeit der Schelling'schen Philosophie viel schärfer und anschaulicher entwickeln können, sodaß auch uns unsererseits Gelegenheit zu etwanigen Entgegnungen gegeben worden wäre; so wissen wir in der That nicht recht was wir dazu sagen sollen.

Weniger gelungen als die Darstellung der romantischen Schule scheint uns die Partie der Freiheitskriege und der Restauration. Was wir besonders anerkennen, die ernstliche Würdigung der Flauheit der zwanziger Jahre, haben wir schon vorher angedeutet; wir fügen jetzt noch die ebenso gelungene Würdigung der orientalischen Periode Goethe's (S. 215 fg.) hinzu, sowie Das was über die mit gerechter Anerkennung behandelte schwäbische Schule, über Heine (welcher freilich zum Theil nur darum so scharf beurtheilt wird, um Börne desto höher zu stellen), den Verstorbenen und ähnliche literarische Partien gesagt wird. Was uns nicht gelungen scheint ist die Ansicht von den Freiheitskriegen selbst und deren vermeintlicher literarischer Wirkung oder Wirkungslosigkeit. Die letztere von diesen Kriegen behaupten zu wollen scheint uns ein literarhistorischer Fehler: ein Krieg welcher wie der von 1813 wirkliche Kriegslieder erzeugt, was kein Krieg in Deutschland seit 300 Jahren vermocht hatte, hat in poetischer Hinsicht geleistet was er konnte. Ja wir treffen hier (S. 200) auf eine Wendung — die Vergleichung der Kriege Friedrich's des Großen mit den Freiheitskriegen — die uns auf unangenehme Art an die eines ernsthaften Politikers, immerhin auch nur Parteischriftstellers, unwürdigen Taschenspielerkünste eines D. Strauß erinnert: „Wer das Christenthum will ist ein Romantiker, Julian aber war ein Romantiker, weil er das Christenthum nicht wollte"; ähnlich hier: Friedrich der Große hat durch seine Kriege die Freiheit nicht befördern wollen, aber er hat sonst für die Aufklärung, d. h. die Freiheit, gewirkt; also sind seine Kriege Freiheitskriege. Möge man doch immerhin den Namen Friedrich's zum Schiboleth der „Aufklärung" machen, nur lasse man dabei seine Kriege gänzlich aus dem Spiel; möge man auf der andern Seite die Folgen der Kriege von 1813—14 in politischer Hinsicht so gering anschlagen wie man will, der „Geist des Rückschritts" welcher „uns nach der Heimkehr empfing" war Nichts weniger als der „Geist der Romantik", sondern in den meisten Beziehungen sein gerades Gegentheil. Wol hätte von dem Standpunkt des Verf. wie von dem unserigen gesagt werden können und sollen, es sei die poetische und noch mehr die dem wirklichen Leben zugewendete Kraft der romantischen Schule viel zu schwach gewesen dieses „Streben des Rückschritts" zu überwinden oder nur aufzuwiegen; die geistige Kraft dieser Richtung habe eben nur für die Befreiung von fremdländischer Unterdrückung, nur für den Freiheitskrieg im nächsten Sinne, ausgereicht und in demselben ihr naturgemäßes Ziel und Ende gefunden. Dann würde die weitere Frage entstanden sein: warum Dies eben so und nicht anders gewesen sei, welche in der Entstehung der romantischen Schule liegende Bedingungen sie auf ein solches, verhältnißmäßig nun sehr nahe gestecktes Ziel und ein so frühes Ende in allen praktischen, zumal politischen Dingen hingeführt haben? Und die Beantwortung dieser Frage scheint uns weit fruchtbarer als ein Declamiren gegen die vermeintliche Herrschaft der Romantik in der Politik von 1815—30. Aber Hr. Prutz ist auch, trotz jener Vorwürfe gegen die Romantik, eigentlich unserer Meinung: was er (S. 204—205) über das Zerfallen der Regierungen mit den Romantikern sagt, ist ziemlich unsere Ansicht, wenn wir dieselbe auch nicht so barock ausdrücken möchten; wie aber diese Ansichten mit den vorhergehenden Anklagen zusammenstimmen, begreifen wir nicht, und diese Unklarheit, dieses politische Schwanken hat uns in diesem Abschnitte wenig befriedigen können.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Engländer über den Sonderbundskrieg.

1. The Jesuit and Sonderbund contest in Switzerland. By *John Mayers.* London 1847.
2. Note-Book of the late civil war in Switzerland. By *John Mayers.* London 1848.

In diesen beiden Flugschriften, von denen die erstere ihrem wesentlichen Inhalte nach in die letztere übergegangen ist, schildert ein Geistlicher der englischen Hochkirche, der die Schweiz für einige Zeit zum Aufenthalte gewählt hat, Entstehung, Verlauf und Ergebnisse eines Kampfes der die Aufmerksamkeit der Völker und der Cabinete in gleich hohem Grade in Anspruch nahm. Die persönliche Stellung des Verf., die Politik seiner Regierung der Schweiz gegenüber, und die in diesem Augenblicke drohenden Verwickelungen, auf die der Gang der Dinge in der Eidgenossenschaft nicht ohne Einfluß bleiben kann, machen die Berichte eines unparteiischen Augenzeugen, der einem durch politischen Scharfblick und praktische Tüchtigkeit so ausgezeichneten Volke angehört, auch für Deutschland in hohem Grade anziehend. Hier ist natürlich Manches wohl bekannt was der Verf., um seinen Landsleuten das Verständniß der Ereignisse zu erleichtern, einleitend vorausschickt; namentlich weiß man bei uns welche Bedeutung die züricher Septemberrevolution 1839 hatte, eine Umwälzung die Hr. Mayers ganz übergeht, indem er die Spaltungen welche endlich zum Bür-

gerkriege führten zunächst blos auf die aargauische Klosteraufhebung 1841 zurückleitet. In dieser Beziehung theilt er also die Anschauungsweise der conservativen Partei, die dem 6. September kein Leid geschehen lassen will, während die Liberalen in ihm die Wurzel alles spätern Unheils erblicken. Dagegen würdigt Hr. Mayers die folgenden Begebenheiten ganz richtig: die Jesuitenberufung nämlich, welche er auf das entschiedenste misbilligt, und in ihrem wahren Charakter darstellt, die Freischarenzüge und endlich die Stiftung des Sonderbundes. Die Gründer und Gönner des letztern in und außer der Schweiz werden ihm für die Schärfe womit er ihr Treiben kennzeichnet ewig Dank wissen: wie könnte aber auch der Eingeborene eines Landes dessen verworfenste Demagogen es verschmähen würden zur Durchführung ihrer Umwälzungspläne fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen, mit einer Partei sympathisiren die von Herrschsucht und Rachsucht verblendet jeden Augenblick bereit war dem einmischungslustigen Ausland Thür und Thor zu öffnen — mit einer Partei die Dies zum Theil noch im Schilde führt? „Es ist", ruft Hr. Mayers aus, „ein verächtliches, ein hassenswerthes, ja ein verrätherisches Beginnen Fremde zum Angriff auf das Vaterland aufzufodern."

Die Kriegsereignisse schildert Hr. Mayers nach den besten und zuverlässigsten Quellen, sowie er auch für die rasche und schimpfliche Niederlage des Sonderbundes — dessen Streitkräfte er uns etwas zu winzig anzuschlagen scheint — genügende Gründe anführt. Darunter nimmt neben der geringen Macht die im Vergleich mit frühern Zeiten Aberglaube und religiöser Fanatismus in unsern Tagen auf die Gemüther üben, das Ausbleiben fremder Hülfe den vorzüglichsten Platz ein. Hr. Mayers benutzt die darauf bezüglichen Thatsachen um das Benehmen einer Regierung zu brandmarken deren Sturz seitdem nur zu deutlich bewiesen hat, daß sie im Verkennen des Zeitgeistes, und im Ueberschätzen der eigenen Kraft ihre Schützlinge vom Sonderbund womöglich noch übertraf. Auch läßt Hr. Mayers, gestützt auf geschichtliche und staatsrechtliche Nachweisungen, den Versuch einer großen deutschen Macht sich auf vertragswidrigem Nebenwege in die schweizerischen Angelegenheiten einzumischen nicht ungerügt, indem er beifügt, daß bei Revision der Bundesacte die exceptionnelle Stellung Neuenburgs nothwendig in ernstliche Ueberlegung gezogen werden müsse.

Die Ergebnisse des Kampfes betrachtet Hr. Mayers, so weit sie sich bis jetzt übersehen lassen, in keineswegs günstigem Lichte. Vorzüglich weist er auf die Unduldsamkeit hin, die sich, durch bittere Erfahrungen nicht gewitzigt, in beiden Lagern von neuem geltend macht — auf jene Unduldsamkeit womit man hier im Interesse der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche Bibelverbreitern den Proceß macht, während man dort — nämlich in der reinsten protestantischen Demokratie Europas — Gesetze, und zwar gegen Protestanten in Ausübung bringt, kaum weniger unduldsam als der Widerruf des Edicts von Nantes!

Der Verf. schließt mit einer Mahnung zu gegenseitiger Mäßigung, die in der Schweiz gewiß nie mehr noth gethan hat als jetzt, und wiederholt warnend die Worte Milton's, „eines der erhabensten Freiheitshelden der Neuzeit", der mit bitterm Kummer und Unwillen das Mislingen seiner eifrigsten Bestrebungen empfunden: richtige Begriffe von Freiheit unter Denen zu verbreiten welche sie nicht zu schätzen und zu genießen verstehen:

> But this is got by casting pearls to hogs
> That bawl for freedom in their senseless moods
> And still revolt, when truth would set them free.
> Licence they mean, when they cry liberty. — —

23.

Verborgene literarische Schätze in Neapel.

Ein englischer Reisender berichtet im „Athenaeum" Folgendes aus Neapel: „Zu Amalfi besuchte ich meinen Freund Signor Camera, Inspector der Alterthümer von Salerno. Die Handschriften und Urkunden die er gesammelt und abgeschrieben, und die sich auf mehre Tausende belaufen mögen, ist er im Begriff zu veröffentlichen, und er steht in diesem Augenblick in Unterhandlung darüber mit einem Buchhändler in Neapel, sodaß ich nicht wie ich beabsichtigte um die Erlaubniß sie einzusehen nachsuchen konnte. Die Schwierigkeit Etwas der Art in Neapel zu veröffentlichen schilderte er als fast unübersteiglich, in Folge der unberechenbaren Kosten die ein solches Unternehmen verursache. Die Regierung thue Nichts; gelehrte Gesellschaften gebe es nicht die auf ihre eigenen Kosten die Veröffentlichung übernähmen oder doch wenigstens ein solch verdienstliches Werk unterstützten; auch sei die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit hinsichtlich solcher Unternehmungen unter den vermögendern Classen dort so groß, daß, wer auf seine eigenen Kosten ein solches Werk veröffentliche, sich auf den völligen Verlust seiner Ausgaben gefaßt machen müsse." „Ich kenne keinen Ort", bemerkte der italienische Gelehrte gegen seinen englischen Gast, „wo es mehr in diesem Zweig der Literatur zu thun gibt als in Neapel. Es gibt eine unermeßliche Anzahl von Handschriften und Urkunden die sich jetzt im Besitz des alten Hochadels und des Landadels, viele in Klöstern und nicht wenige in öffentlichen Anstalten befinden, die aber kaum gekannt noch viel weniger gewürdigt werden." Der Engländer bemerkt jedoch gegen diesen schweren Vorwurf, daß in den beiden letzten Jahren eine „Cronaca di Napoli" und „Memoriette dei Giornali di Giacomo Gallo", und zwar die erstere durch die „Reale stamperia", veröffentlicht worden sind, woraus sich schließen lasse, daß die Regierung der Sache behülflich sein wolle. Die „Cronaca" rühre aus dem Kloster S.-Angelo di Nilo her, habe den Vitano Giacomo della Morte zu Verfasser und umfasse die Zeit von den Tagen der römischen Civilisation —1511. Die „Memoriette" behandeln einen ähnlichen Gegenstand, umfassen aber blos den kurzen Zeitraum von 1490 —1501. Der Italiener sprach gegen den Engländer sein tiefes Bedauern darüber aus, daß es keine große allgemeine Geschichte von Italien aus einem Gusse gebe, da doch so viel Materialien dazu vorhanden sind. „Aber", fügte er hinzu, „Uneinigkeit ist der Fluch unsers Vaterlands gewesen, und derselbe Mangel des Zusammenwirkens welcher in andern Gebieten vorhanden ist erstreckt sich auch auf die Literatur. Gelehrte Gesellschaften werden sich in den verschiedenen italienischen Staaten nicht zur Förderung dieser Angelegenheit zusammenthun."

3.

Miscellen.

Unvollständige Bezahlung.

Cicero erzählt von Jemandem der geträumt hatte: er esse ein frisches Ei, er sei zu einem Traumdeuter gegangen, welcher ihm sagte: das Eiweiß bedeute, er werde bald eine ansehnliche Summe Silbergeldes erhalten; das Dotter bezeichne den Eingang einer beträchtlichen Summe in Gold. In der That erbte der Mann ganz kurz darauf nebst andern Sachen eine ansehnliche Summe in Gold und Silber. Er theilte Dies dem Traumdeuter mit und gab ihm noch nachträglich eine große Silbermünze. „Wie steht's denn aber mit dem Dotter?" sagte der gewissenhafte Traumdeuter. („Nilne de vitello?")

Gut und besser.

Zu Rouen hatte ein Geistlicher sehr eifrig gegen Diejenigen gepredigt welche auf Hochzeiten gehen und sich da lustig machen. Einer seiner Zuhörer redete ihn auf dem Kirchwege an und sagte: „Monsieur, vous avez preché contre ceux, qui vont aux noces. Mais comment? Notre seigneur y alla bien lui-même à Cana en Galilée." Der Geistliche antwortete: „Il est vrai, il y alla; mais il aurait mieux fait de ne pas y aller."

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 88. —— 28. März 1848.

Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Von R. E. Prutz.
(Beschluß aus Nr. 87.)

Die Pforte der neuen Zeit mit 1830 ist dem Verf., wie leicht zu denken, die Philosophie Hegel's, in welcher, wie wir es schon zu unzähligen malen gehört, nur die eine Seite, „die unerbittliche Consequenz, die Tageshelle des Gedankens, die eherne Schraube der Logik, die Freiheit des Wissens und der Wissenden", hervorgehoben wird. Daß mit dieser Seite der Hegel'schen Philosophie, daß mit der „ehernen Schraube der Logik" sich die Freiheit einer wahrhaften, nationalen Poesie nicht vertrage, daß mit der „Tageshelle des Gedankens" das unantastbare Geheimniß der Dichtung nicht bestehen könne: Das hätte müssen geltend gemacht werden, und wir durften von dem Verf. nach seiner sonst in literarischen Dingen bewiesenen Einsicht, Unparteilichkeit und Klarheit wohl erwarten, daß er sich in diesem Sinne ausspreche; auch kommt in der That ein ganz hierher gehöriger Satz (S. 284) vor: „seit der Julirevolution höre die Literatur in Deutschland auf Selbstzweck zu sein", aber eine vollständige, einschneidende, überzeugende Darstellung dieses für die moderne deutsche Literatur entscheidenden Moments vermissen wir. Dagegen versucht der Verf. die tiefe Ohnmacht des „Jungen Deutschlands" daraus zu erklären, daß dasselbe noch „halb in der Romantik gesteckt habe", oder auch, was freilich schon ein ganz Anderes ist, „daß es Heine'sche Genußsucht mit Hegel'scher Logik habe vereinigen wollen", oder auch, was wieder ein Drittes, Verschiedenes ist, daß „der Heine'sche Weltschmerz bei ihm zum Literaturschmerz geworden sei". Wir finden den eben angeführten Ausdruck vortrefflich, aber die Ursachen der totalen Wirkungslosigkeit des Jungen Deutschlands sind uns durch diese hin- und herspringenden Erklärungen nicht aufgedeckt. Sonst finden wir die allerdings sehr nachdrückliche Beurtheilung dieser halb politischen halb literarischen Erscheinung im Einzelnen wohl gerathen und zum Theil, wie z. B. ihre sittliche Haltungslosigkeit, ihre thörichte Selbstüberschätzung, auch hinreichend begründet. Kaum aber möchten wir an dem Jungen Deutschland das Moment gelten lassen, daß dasselbe durch seine „Kritik" eine Wirkung ausgeübt habe, daß es, wenn auch an und für sich werthlos und erfolglos, doch Weg bahnend und vorbereitend von Einfluß gewesen sei. Die Jungdeutschen haben es uns zwar 1833—35 gar oft gesagt, wie „kritisch" sie seien, und daß Niemand den stechenden Blick ihres Wahrheitauges aushalten könne; aber es ist auch hier, wie dem Sprechen von ihren literarischen Producten, bei dem Sagen und Sprechen geblieben, denn wo sind nur ihre kritischen Thaten? Wo reicht eine derselben an die Bedeutung des doch ganz leichtfertigen und frivolen Buchs von Heine „Die romantische Schule"? Höchstens möchten wir sie, die Negativen, als Vorläufer der Kritik ansehen, welche wir unsererseits erst von 1840 an datiren.

Denn die neueste Zeit, seit 1840, kündigt uns der Verf., und sie kündigt sich selbst durch das ohne alle Frage bedeutende Auftreten der „Halleschen Jahrbücher" an. Deren Wesen und Beruf war, wie keines frühern Journals, die Kritik, die freilich oft zerfressende, ingrimmige und zuweilen sogar rein negative Kritik, aber eine aus einem sehr bestimmten, sehr bewußten und sehr weitumfassenden Standpunkte geübte Kritik. Auch der entschiedenste Gegner der in dieser Zeitschrift vertretenen Grundsätze — und Ref. gehört zu denselben — gesteht gern zu, daß die „Halleschen Jahrbücher", trotz der nicht ganz seltenen blos phrasenhaften, blos auf Opposition quand-même berechneten Artikel und abgesehen von ihrer endlichen geradezu praktischen, d. h. revolutionnairen Tendenz, nach ihrer Anlage im Ganzen ein wahres Vorbild, zum Theil ein fast glänzend zu nennendes Muster einer kritischen Zeitschrift waren. Aber was haben sie Anderes geübt, gewirkt, geschaffen als Kritik und wieder Kritik? Ist aus ihnen eine literarische That die nur irgend nennenswerth wäre hervorgegangen? Der Verf. ist selbst genöthigt diese Fragen mit einem sehr bestimmten Nein zu beantworten, und es bleibt auch ihm Nichts übrig als auf Immermann's Oberhofgeschichte im „Münchhausen", auf Auerbach's „Dorfgeschichten" und auf einige Dramen „von zweifelhaftem Erfolge" als die einzigen Früchte des laufenden Jahrzehnds zu verweisen. Und gerade diese Erscheinungen haben mit der kritischen Thätigkeit der „Deutschen Jahrbücher" Nichts, auch gar Nichts zu schaffen. Es bleibt dem Verf. Nichts übrig als die Richtigkeit der heutigen

Literatur, wie von einem einsichtigen und redlichen Literarhistoriker, wenn auch einem Parteimanne, zu erwarten stand, offen einzugestehen; es bleibt ihm selbst auf seinem Standpunkte Nichts übrig als auf die von den „Halleschen Jahrbüchern" vertretene „Idee des Staats" sich zurückzuziehen, an welcher sich Dichter und Künstler heranbilden könnten, wiewol er, wiederum in ehrenhafter Aufrichtigkeit, eingesteht, daß es auch mit der bis jetzt aufgetauchten politischen Poesie Nichts, daß sie „abstract, rhetorisch, sentimental" sei, daß ihr „die eigentliche Grundbedingung der Kunst fehle". Diesen Mangel sucht er zwar damit zu beschönigen, daß er sagt, es sei ja auch bis daher das politische Leben des Volks nur abstract, wie könne die Poesie dieses Lebens anders sein? Das eben ist es: wir sind der sehr bestimmten Ueberzeugung, daß, so lange eine abstracte Freiheit, ein abstracter Fortschritt, ja so lange der abstracte Staat gepredigt werde, eine politische Poesie unmöglich gedeihen könne, wenn ja jemals, was wir aus guten Gründen bezweifeln, die politische Poesie ein selbständiger, aus eigener Lebenskraft blühender Zweig der poetischen Literatur werden könnte.

Wir haben zum Schlusse noch über die 84 Seiten Vorwort einige Nachworte zu sagen. Hr. Prutz hat nur die erste dieser acht Vorlesungen im Januar 1847 zu Berlin wirklich gehalten; die Fortsetzung derselben wurde ihm bekanntlich untersagt. Die Geschichte dieses Verbots ist es welche uns Hr. Prutz im Vorworte, belegt mit allen einschlagenden Actenstücken, erzählt. Ref. ist Nichts weniger als ein Freund von policeilichen Verboten in geistigen, zumal in literarischen Dingen, wäre es auch nur deshalb, weil er neun Zehntheile dieser Verbote als resultatlos, wenn auch noch so sehr gerechtfertigt, betrachten muß; aber ebenso wenig ist er ein Freund der umständlichen Explicationen persönlicher Verhältnisse auf dem literarischen Markte. Rede doch das Werk für sich! Fange doch Der welcher die politische Freiheit zu seinem Lebensworte gemacht hat damit an seine Person seinem Principe nachzustellen, aufzuopfern! Aber weiter: der ersten Vorlesung gegenüber, und gerade der ersten, war die berliner Policei wenigstens nicht im Unrechte. Diese Vorlesung trägt, weit mehr als die übrigen, die Farbe des Coquettirens mit der Masse des Publicums stärker an sich als wir es der Würde einer öffentlichen Vorlesung überhaupt angemessen halten — sie regt äußerlich auf ohne innerlich zu befriedigen, sie reizt, sie stachelt, und wie Dies mit der Bedingung unter welcher die Erlaubniß zu den Vorlesungen ertheilt worden war (sich des Eingreifens in das Gebiet der Politik zu enthalten) vereinbar sei, wird sich Hr. Prutz selbst leicht sagen können, wenngleich er in dem Vorworte sich mehr zum Schein als im Ernste gegen die Anerkennung dieser Unvereinbarkeit sträubt. Durch solche Provocationen kann die Wissenschaft, kann das öffentliche Leben, kann die literarische und politische Bildung des Publicums Nichts gewinnen. Auf jeden Fall halten wir es unter der Würde eines gereiften Mannes, Aufregung auch nur möglicherweise hervorzurufen, wenn man nicht den Willen hat dieser Aufregung zu gebieten, nicht die Macht sie zu beherrschen. Wir können Dies selbst im Schoose der Landtage nur entschieden misbilligen, und das Publicum welches einer politisch-literarischen Vorlesung zuhört ist noch beiweitem keine Ständeversammlung.

A. Vilmar.

Zur Tagesliteratur.

Ueber Mündigkeit des Volks und politisches Bewußtsein. Seinen preußischen Mitbürgern gewidmet von einem alten Staatsmanne. Köln, Welter. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Wenn der Titel die Wahrheit sagt, wenn der Verf. wirklich ein alter Staatsmann ist, so wollen wir hoffen, daß er nie einen hervorragenden Einfluß gehabt hat auf die Geschicke des Staats dem er diente; denn seine Schrift zeigt, daß er vollständig mit Blindheit geschlagen ist, sowol für die Geschichte wie für die Gegenwart. In dem Augenblicke wo durch ganz Europa, vom Kattegat bis zur Südspitze Italiens, die lebendige Theilnahme des Volks am Staate mächtig sich geltend macht, in dem Augenblicke wo auch Preußen den Fortgang der stillen, geheimnißvollen Beamtenmaschine als unmöglich erkennen mußte, in diesem übelgewählten Augenblicke hält der „alte Staatsmann" sich für berufen eine Lobrede auf die geheimnißvolle Beamtenregierung zu halten, und die Völker als für immer unzurechnungsfähige Heerden auszugeben, welche durch Schäferknechte und treue Schäferhunde zusammengehalten und gezogen werden müssen. Am Ende aber ist der „alte Staatsmann" nur offener als manche jüngere Staatsmänner, und es ist möglich, daß er blos ausplaudert was diese im Stillen denken, und wovon sie sich in staatlichen Angelegenheiten bewegen lassen. Die Theorie vom „beschränkten Unterthanenverstande" hat noch viele Verehrer.

Der „alte Staatsmann" meint, es werde so viel von der Mündigkeit und von dem politischen Selbstbewußtsein des Volkes gesprochen, er weiß aber weder diese Mündigkeit noch dieses politische Selbstbewußtsein zu finden. Es ist allerdings etwas Wahres daran, das Volk ist noch auf einem niedrigen Standpunkte, und selbst wenn es im Allgemeinen weiter fortgeschritten ist, wird es noch immer im Volke eine Menge von Einzelwesen geben für welche der Staat in seiner großen sittlichen Bedeutung gar keine Existenz hat. Aber was folgert der „alte Staatsmann" nun weiter? Anstatt die Pflicht des Staatsmanns zu begreifen, die Fortbildung des Volks auf jede Weise vorzubereiten und zu unterstützen durch eine bessere Volkserziehung, durch eine verbesserte und vereinfachte Verwaltung, durch freiere politische Institutionen, redet er wie ein gewöhnlicher Beamter; die Minister, die Geheimräthe bis zu den Expedienten und Schreibern herab haben ein Privilegium für die Beherrschung des Volks gelöst, nur in ihnen liegt die „Staatsweisheit", die „praktische Diensterfahrung", nur für sie gibt es ein „politisches Bewußtsein". Es macht ihm ein unendliches Vergnügen noch einmal den schon vielfach geführten Beweis zu wiederholen, daß das „arme Volk" unter den constitutionnellen Regierungsformen wie sie in Europa bestehen nicht minder gedrückt und unbeachtet ist, daß die constitutionnellen Regierungen eben nur dem Besitz, dem Gelde u. s. w. eine Theilnahme an der Regierung gestatten; aber anstatt aus dieser unleugbaren Thatsache zu folgern, daß die constitutionnelle Regierungsform eben nur der unvollkommene Anfang und Durchgangspunkt zu einer Staats- und Gesellschaftsorganisation sein kann, in welchem jedem Menschen die Mittel gewährt werden eine wahre Bildung zu erlangen, seine menschlichen Fähigkeiten zu entfalten und sich selbst zu regieren, indem er das Recht und die Pflicht hat sich am Staate zu betheiligen, anstatt das

Bedürfniß einer solchen Zukunft zu empfinden welche der Beamte nicht kennen mag, welche aber dem wahren Staatsmann mehr als ein Utopien sein wird, glaubt unser „alter Staatsmann", daß nur darin das Glück der Völker besteht, wenn sie auf der niedrigen Stufe stehen bleiben auf welche der Absolutismus und das Beamtenthum sie herabgedrückt hat, wenn sie unter diesem Zwange weder ihre politischen noch ihre socialen und ökonomischen Fähigkeiten entwickeln, wenn sie sich in alle Ewigkeit hinein von Ministern, Geheimräthen aller Classen, Staatsräthen und Regierungsräthen, Finanzräthen und Justizräthen, Policeiräthen, Directoren und Expedienten mit dem ganzen Anhange der Schreiberkaste geduldig, nichtssagend fortregieren lassen, mit Einem Worte, wenn sie sich an der Narrheit des „Himmlischen Reichs" ein Vorbild nehmen, und nicht blos den Staat, sondern auch die Geschichte auf Dynastien und Beamtenernennungen beschränken. Die Theilnahme welche der „alte Staatsmann" dabei für die socialen Leiden der Völker zu erkennen gibt ist eine durchweg erheuchelte; er möchte ihnen einreden, daß die Beamtenherrschaft alles sociale Elend austilgen könnte, daß es ganz von der „Revolution" und von den „constitutionellen Tendenzen" herrühre. Welch eine Dreistigkeit! Wem kann auch nur im Hinblick auf die neuesten Ereignisse ein Zweifel darüber bleiben, wie sehr Völker von der Beamtenwillkür und von der bureaukratischen Kurzsichtigkeit verwirthschaftet worden sind, und wie am allerunmöglichsten es ist durch Beamtenmaßregeln ihr sociales Elend zu lindern?

Der „alte Staatsmann" spricht gern davon, daß die politischen Demokraten bei ihren Foderungen viele egoistische Nebenzwecke verfolgen, die Nichts weniger zum Ziele haben als das Wohl des Volks; aber ist es bei den „Beamten" anders? Im Gegentheil noch schlimmer. Das Beamtenthum hat sich in einem solchen Gegensatz zum Volke hinaufgeschraubt, daß es tausend mal mehr an seine Interessen denkt als an die wirklichen Interessen des Volks. Man braucht nur in die gewöhnlichste Schreiberstube zu treten um davon überzeugt zu werden. In dem Beamtenthum steht der Unterschied fest zwischen dem Staate und den Unterthanen. Der Staat besteht aus dem Könige und den Beamten. Der Staat, eine Beamtenversorgungsanstalt, erscheint im Uebrigen als eine Zwangsanstalt, wie er es factisch für den Verbrecher ist, der seinen eigenen Willen dem des Staats entgegensetzt. Es verhält sich der Unterthan zum Staate, zum Gesetz, wie der Knecht zum Herrn. Das Gesetz ist Zwang, der Gehorsam Knechtschaft. Solche Glückseligkeit predigt der „alte Staatsmann" dem preußischen Volke, welches allerdings noch auf einer niedrigen Stufe der politischen Bildung steht, aber nicht mehr tief genug um der Quintessenz dieser alten Beamtenweisheit noch vertrauen zu können.

Man kann allenfalls solche Grillen wie sie der „alte Staatsmann" äußert ganz unbeachtet lassen vor der großen Bewegung von welcher die Gegenwart durchzogen wird; aber das Buhlen unserer Reactionnaire mit dem socialen Elende des Volks, die Heuchelei der Theilnahme vor dem Krankenlager der Nationen, selbst die Coquetterie der tollsten Rückschrittsmänner mit einigen Gedanken des Socialismus, um durch diese Komödie auf die politische Bewegung einen Verdacht zu werfen, kann nicht genug entlarvt werden. Die Absolutisten und Beamten zeigen mit Wollust auf die großen Schäden des constitutionnellen Systems, um ihr noch schlechteres System dahinter zu verstecken. Man mag, wie der Ref., gegen die constitutionnelle Bewegung, weil auch sie zum größten Theil nur Schein in die Augen des Volks wirft, sich gleichgültig und indifferent verhalten, man mag die Resultate ihrer Bürgerherrschaft strenge kritisiren und schonungslos angreifen: die Ueberzeugung, daß der Absolutismus noch weit weniger als jede andere Staatsform geeignet ist um die Völker auf den Standpunkt zu heben welcher nach allen Richtungen hin die volle menschliche Freiheit befriedigt, daß die Beamten wie sie unser „alter Staatsmann" verherrlicht am allerwenigsten geeignet sind um die edle, große Mission der wahren Volksbildung zu übernehmen — diese Ueberzeugung wird immer den Ausschlag geben. 8.

Chasles über die spanische Literatur.

Von dem gelehrten und geistreichen Philarète Chasles ist in Paris vor kurzem ein neues interessantes Buch über Spanien erschienen unter dem Titel: „Études sur l'Espagne, et sur les influences de la littérature espagnole en France et en Italie." Die spanische Literatur hat lange auf fast alle Literaturen Europas einen mächtigen Einfluß geübt, und doch ist sie gegenwärtig weniger bekannt und weniger bewundert als die Literaturen welche in ihrer reichen Quelle einige ihrer Meisterwerke geschöpft haben. Philarète Chasles protestirt gegen diese Gleichgültigkeit, die ihm höchst ungerecht scheint, und die er dem engen Geiste der modernen Kritik zuschreibt, welche Alles aus dem engherzigen und von der Philosophie des 18. Jahrhunderts verdrehten Gesichtspunkte beurtheilen will. Er macht sich zum Verfechter des spanischen Dramas, und vertheidigt seine Sache mit großem Enthusiasmus. Es ist sehr richtig, daß Schriftsteller wie Calderon, Alarcon u. A. namentlich in Frankreich besser gekannt und allgemeiner geschätzt zu werden verdienen als sie es wirklich sind. Ihrem Theater fehlt es sicherlich weder an Wahrheit noch an Bewegung und origineller Kraft. Hr. Chasles hat somit ganz Recht die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf deren Werke zurückzurufen und einige der hervorragendsten von ihnen zu analysiren. Aber es ist sonderbar, daß er, indem er diese Arbeit machte, nicht selbst die Ursache erkannte, warum das spanische Theater keine Gunst in Frankreich gefunden und da nicht hat populair werden können. Der spanische Geist ist wesentlich katholisch, und ohne die skeptischen Ideen des 18. Jahrhunderts auf eine absolute Weise anzunehmen ist es unmöglich nicht zu erkennen, daß eine solche Tendenz, das Gepräge der blinden Andacht des Mittelalters, mit dem modernen Geiste ganz unverträglich ist. Wir gehen sogar noch weiter und behaupten, sie sei gleichfalls dem Schwunge des Dramas wenig günstig. Chasles scheint uns auch in einen sonderbaren Irrthum zu verfallen wenn er die Rolle des religiösen Elements in Calderon's Theaterstücken mit der welche es in den griechischen Tragödien spielt vergleichen will. In der That, wenn die Götter des Alterthums dramatisch sind, so kommt es daher, daß sie sich von menschlichen Leidenschaften und Gefühlen beseelt zeigen; sie nehmen Theil an der Handlung und, selbst der höchsten Gewalt des Schicksals unterworfen, lassen sie über ihr Geschick Unsicherheit genug schweben um Interesse zu erregen. Aber in den christlichen Traditionen findet sich nichts Aehnliches. Uebrigens enthält die Schrift von Chasles eine Menge geistreicher und piquanter Aperçus, welche die Lecture derselben sehr interessant machen. Nur muß man auf der Hut sein gegen seine Neigung die Gegenstände die er behandelt immer unter einem ganz neuen Gesichtspunkte zu betrachten. Dies ist heutzutage eine ziemlich allgemeine Verkehrtheit, welche die Kritik nur zu oft auf eine falsche Bahn wirft. 41.

Bibliographie.

Arago, D. F., Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Aus dem Französischen von C. F. Grieb. 7ter Band oder: Neue Folge 1ster Theil. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Die Baudenkmäler aller Völker der Erde, in getreuen Abbildungen dargestellt und mit Hindeutung auf ihre Entstehung, Bestimmung und geschichtliche Bedeutung geschildert. Nach der 2ten Ausgabe von E. Breton's Monumenten herausgegeben von H. Berghaus. 1ste Lieferung. Leipzig, Muquardt. Schmal hoch 4. 10 Ngr.

Bernard, C. de, Der Landedelmann. Aus dem Französischen übersetzt von A. F. Rudolph. 1ster Theil. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr.

Bötticher, C., Der Hypäthraltempel, auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses gegen Prof. Dr. L. Roß erwiesen. Potsdam, Riegel. 1847. Gr. 4. 28 Ngr.

Buhl, L., Geschichte des Preußischen Staats und Volks vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Schluß des ersten Vereinigten Landtags. 1ste Lieferung. Magdeburg, Fabricius u. Schaefer. Gr. 8. 5 Ngr.

Carus, C. G., Mnemosyne. Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern. I. Vermischte Aufsätze. II. Erinnerungen an Florenz. III. Biographisches Fragment. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Doenniges, W., Die deutsche Schifffahrts-Akte und die Differenzial-Zollfrage, im Interesse Deutschlands und des deutschen Zollvereins erläutert mit Hülfe offizieller Quellen. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 1 Thlr.

Dorf und Wald. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Finanzen der preußischen Monarchie unter Friedrich Wilhelm IV. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Gallerie der Sipurim (Sippurim), eine Sammlung jüdischer Sagen, Märchen und Geschichten, als ein Beitrag zur Völkerkunde. Von mehren israelitischen Gelehrten. 1ste bis 4te Lieferung. Prag 1847. Gr. 8. à 3 Ngr.

Gleichen, Baron C. H. v., Denkwürdigkeiten. Eine Reihe aus seiner Feder geflossener Aufsätze über Personen und Verhältnisse aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hagen, K., Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleon's bis auf unsere Tage. In übersichtlicher Darstellung. 1ste und 2te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. à 6 Ngr.

Hoyer, J. G. v., Die alten Burgen und Ritter-Schlösser in Deutschland vom XI. bis XVII. Jahrhundert. Mit Bemerkung der Jahre, wo sie zuerst und zuletzt in den Urkunden vorkommen. Halle 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Löschke, K. J., Erzählungen aus der Geschichte alter und neuer Zeit, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und der christlichen Kirche. Zur Erweckung des Sinnes für Geschichte. 2te Auflage. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1847. 8. 12½ Ngr.

Reigebaur, J. F., Sicilien, dessen politische Entwickelung und jetzigen Zustände. 2te Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 2 Thlr.

Preusker, K., Gewerbvereine, Bürgervereine für bildende Unterhaltung und Gesellenlesevereine als dringendes Erforderniß der Zeit, nach Gründung und Einrichtung geschildert, mit Bücherangabe für Sonntagsschul-, Gewerb- und Gesellenvereins-Bibliotheken ꝛc. Meißen, Klinkicht u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Rank, J., Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde. 2te wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Volckmar. Wien, Tendler u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Riesberch, S. v., Gedichte. Leipzig, Voß. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des Jahres 1847. Für Leser aus allen Ständen. Herausgegeben von T. Oelckers. Leipzig, Fest. Gr. 12. 12½ Ngr.

Saint-Hilaire, E. M. v., Populäre Geschichte Napoleons und der großen Armee. Nach dem Französischen von J. A. Streitfeld. Leipzig, Volckmar. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strantz, C. F. F. v., Geschichte des deutschen Adels urkundlich nachgewiesen von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 1 Wappen und Siegeltafel in qu. Fol. 1stes bis 3tes Heft. Breslau, Kühn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sue, E., Die sieben Todsünden. 1ste Abtheilung: die Hofart. Aus dem Französischen von Erwin v. Eckernfeld. 1ster Band. Magdeburg, Quednow. 8. 11¼ Ngr.

— — Dasselbe. Nach dem Französischen frei bearbeitet von A. W. L. Scheel. (1ster Band.) Berlin, Braune. Gr. 16. 7½ Ngr.

Wagner, J. J., Der Staat. 2te Auflage mit Zusätzen nach des Verfassers mündlichen Vorträgen und handschriftlichem Nachlaß vermehrt und berichtet von P. L. Adam. Ulm, Stettin. Gr. 8. 2 Thlr.

Willkomm, E., Ein Brautkuß. Irische Novelle. Zwei Theile. Leipzig, F. Fleischer. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Zachariä, H. A., Die schweizerische Eidgenossenschaft, der Sonderbund und die Bundesrevision. Eine staats- und bundesrechtliche Erörterung. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Annehmen oder Ablehnen? Das Reskript über eine dänische Gesammtstaatsverfassung. Bremen, Heyse. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bericht aus München über die Ereignisse des 9. 10. 11. Februar 1848. München, Henzel. 12. 3 Ngr.

Bernhard, G., Carnevalslieder dem Eremir Abd-el-Kader gewidmet. Mit 2 Federzeichnungen. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Betrachtungen über die Supplicationen eines Theils der Grundeigenthümer vom 14. Mai und 6. August 1847. Hamburg, Herold. Gr. 8. 4 Ngr.

Der neueste politische Criminalproceß in Hamburg, nebst Actenstücken. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Darf der vereinigte ständische Ausschuß das Strafgesetzbuch berathen? Beantwortet von einem Märker. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hahn, C. U., Die Bezirkswohlthätigkeitsvereine, ihre Gegenwart und Zukunft. Ein Beitrag zur Lösung der Armenfrage. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 4 Ngr.

Jürgens, K., Das apostolische Glaubensbekenntniß und die Forderung, von dessen kirchlichem Gebrauche entbunden zu werden. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 15 Ngr.

Langenschwarz, M., Lustige Grab-Gedichte auf gestorbene Jesuiten. Leipzig, Leiner. 8. 5 Ngr.

— — Pater Muck auf der Kanzel. Jesuitenpredigt. Leipzig, Schrey. 8. 5 Ngr.

Livnnet, A., Worte der Warnung, am 1. Adventsonntage, 28. November, gesprochen. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1847. Gr. 8. 1½ Ngr.

Möller, J. F., Amtsbetrübniß und Amtstrost. Eine Schriftauslegung von 2. Timoth. 3, 14—17. 4, 1—5. Als Pastoral-Sendschreiben an die evangelische Geistlichkeit der Provinz Sachsen, verfaßt beim Schluß des Jahres 1847. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Montalembert, v., Der politische Radikalismus und die Freiheit der Völker. Eine Rede gesprochen in der Sitzung der Pairskammer am 14. Januar 1848. Deutsch herausgegeben von keinem Jesuitenfreunde. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 4 Ngr.

Müller, J. A. L., Addresse an den Herrn Prediger Uhlich zu Magdeburg. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1847. Gr. 8. ½ Ngr.

Robbe, Nachträge und Berichtigungen zu dem Stammbaum der Familie des Dr. Martin Luther. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Paltauf, K., Die Kunst aus Nichts Geld zu machen. Gesetzvorschlag zur Gründung eines Geld- und Bankwesens. Tirnau, Wachter. 1847. Gr. 8. 8 Ngr.

Quehl, R., Des Königs Sonett. Ein Liederkranz dem Sänger und König Ludwig von Bayern gewunden und dargebracht. Danzig, Gerhard. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

Sicilien's Revolutionen bis auf den heutigen Tag, ihre Geschichte und Tendenzen. Zum Verständniß der gegenwärtigen Bewegung. Als Beilagen: Die Constitution von 1812 und eine lithographirte Karte beider Sicilien. Von J. D. H...... Berlin, Hempel. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Vorberathung des Senats mit den Collegien in Hamburg. Ein Neujahrswunsch. Bremen, Heyse. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 89. — 29. März 1848.

Würtembergische [illegible] Le. Erste Abtheilung: [illegible] btheilung: Freudenthal, [illegible] llevue und Rosenstein. Mi[illegible] Stahel. 1847. 8. 3 [illegible]

Der Verf. beabsichtigt wie die „Würtembergischen Lustschlösser", so nach und nach alle die berühmtern Lustschlösser Deutschlands nach ihrer Lage und Erbauung sowie hauptsächlich nach ihren geschichtlichen Erinnerungen zu schildern. Die nächsten Abtheilungen seines Werks, welches daher außerdem den Haupttitel „Deutsche Lustschlösser" trägt, sollen den sächsischen Fürstensitzen Moritzburg, Pillnitz, Tieffurt gewidmet werden, und Hr. Hänle hat zu diesem Zwecke bereits Sachsen bereist, sowol um die Schauplätze aus eigener Anschauung kennen zu lernen, als um seine literarischen Hülfsquellen aus den öffentlichen und Privatbibliotheken Dresdens, Leipzigs und Weimars zu vervollständigen. Fleiß und gewissenhafte Treue in den Vorarbeiten vereinigen sich in ihm mit der Fähigkeit gefällig leichter und doch scharf bezeichnender Darstellung. In den deutschen Lustschlössern aber verbirgt sich noch manches Geheimniß des 18. Jahrhunderts, ist noch der Schlüssel zu manchem räthselhaften Charakter, zu mancher bis jetzt unbegreiflichen Begebenheit zu suchen, deren dunkle Schatten plötzlich schreckhaft zwischen die glanzvollen Feste eines Zeitalters fielen, das ebenso reich an fürstlicher Pracht als an Kummerthränen des Volks, an eingerosteten Vorurtheilen und an knospenden Keimen besserer Erkenntniß war. Dazu sind die Gestalten die in jenen Wohnsitzen landesherrlicher Ueppigkeit oder der beschaulichen Ruhe echter Hoheit aus- und eingingen von sehr mannichfacher Art. Oft treten sie nur vom Purpur auf den Purpur hinüber, oft liegt ein abenteuerlich verwirrtes Leben, eine tiefe Niedrigkeit hinter ihnen, oder sie kommen mit allen gesicherten Ansprüchen gesellschaftlicher Geltung welche Reichthum, Geburt, gefeiertes Kunsttalent oder anerkannte Geistesüberlegenheit verleihen. Die einen Nachrichten sind nicht minder mühsam zusammenzutragen, die einen Bilder nicht weniger mislich auszuführen als die andern. Hier mag die Dürftigkeit zeitgenössischer Mittheilungen, die gehässige oder schmeichlerische Parteisucht der sparsamen Urkunden die gerechte Würdigung irgend eines fürstlichen Günstlings erschweren, und dort auf der andern Seite kann gerade die Ueberfülle der Veröffentlichungen den Blick des Verf. bedrängen. Hr. Hänle weiß sich hinreichend über seine Fähigkeit für die erwählte Aufgabe durch die gelieferten Proben aus. Der Schriftsteller, der uns Ludwigsburg unter Eberhard Ludwig und Karl Alexander geschildert hat wird nicht an dem goldschimmernden Gemälde scheitern welches Moritzburg unter Friedrich August von ihm fodert, und wie er uns den jungen Schiller in der Karlsakademie vor seinen fürstlichen Examinatoren zu zeigen verstand, so wird er es auch vermögen Schiller den Mann nach Tieffurt in den hehren Kreis ebenbürtiger Geister zu geleiten.

Die erste 363 Seiten starke Abtheilung der „Würtembergischen Lustschlösser" beschäftigt sich ausschließlich mit Ludwigsburg, während die zweite Abtheilung von nur 230 Seiten in einem Zuge Freudenthal, Solitude, Hohenheim, das Seegut, Bellevue und Rosenstein erledigt. Dies ist ein Misverhältniß und bleibt ein solches, auch wenn wir dem Verf. in der Bemerkung völlig beipflichten, daß Ludwigsburg nicht blos ein Schloß, sondern eine zweite Residenzstadt des Herzogthums, die beiweitem größte und dauerndste Bedeutung für die neuere Geschichte Würtembergs behauptet habe. Das Misverhältniß aber und allerlei Wiederholungen wären vermieden worden, wenn Hr. Hänle folgende Grundsätze bei der Ausarbeitung seines Werks angenommen hätte, deren Berücksichtigung wir ihm für die Fortsetzung hiermit anheimgeben und empfehlen. Die eigenthümliche Geschichte der deutschen Lustschlösser wurzelt in einem abgethanen Zeitalter, und sie hat in unserm Jahrhundert, welches das Leben des Staats und der Gesellschaft auf ganz neue Basen stellte, eine wesentlich veränderte Gestalt angenommen. Selten daß noch heute entscheidende politische Ereignisse von dort ausgehen, und wenn es geschieht, so haben sie andere Ursachen, andere Formen als vordem, haben sie einen von den Bewegungen des 18. Jahrhunderts gänzlich verschiedenen Geist. Deshalb sollte Hr. Hänle seine Erzählung nicht chronikenhaft, wie er Ludwigsburg behandelt hat, über ein ganzes Jahrhundert und auf die jüngste Gegenwart herabführen, ja er brauchte selbst die ältere Vergangenheit der Lustschlösser nicht in einer Vollständigkeit zu geben welche dem

Zufälligen und Unbedeutenden einen nicht viel geringern Raum gestattet als vorher den wichtigsten und am meisten charakteristischen Scenen. Zufällig und unbedeutend ist aber in dieser Beziehung Alles was nicht innerlich mit dem Schauplatze wie mit dem Boden seiner Entstehung und Entwickelung eng verwachsen ist. Nicht sowol die Geschichte eines Lustschlosses in ihrer Gesammtheit zieht uns an, sondern wir fragen vielmehr in ihren Einzelheiten nur nach der Geschichte seiner Blütenzeit. Ist seine eigentliche Stunde einmal um, kehrt sie nicht wieder, dann kümmert es uns wenig wie später die Orangerie des Palastes in eine Stuterei, wie die Wasserkunst in eine schweizerische Milchwirthschaft verwandelt, oder ob die Gebäude und der Park doch in einem Stande fortgepflegt und erhalten wurden, daß sie nach 10, 20 oder 50 Jahren noch eine fürstliche Jagdpartie aufnehmen oder den Hof zu einer Geburtstagsfeier versammeln konnten. Alles dies Drum und Dran wäre unserer Meinung nach in kurzen Strichen abzufertigen und der Nachdruck der Schilderung und des Details den großen Epochen allein zuzuwenden. Hr. Hänle hat wol einen ähnlichen Plan des Verfahrens bereits im Sinne gehabt, aber, wie der Theil über Ludwigsburg verräth, nicht in rechter Deutlichkeit. Unserm Vorschlage gemäß müßte er also seinen Weg in Sprüngen zurücklegen anstatt in ruhigen Schritten, er müßte den Geist der auf einem Schauplatze beseelend waltete auf einem Punkte fassen, in einem einzigen Bilde verkörpern, das Moderne wo es vorwiegt sogleich im neuen Rahmen und im neuen Sinne vorführen, und dagegen die Vergangenheit abgeschlossen hinstellen wo sie sich thatsächlich losgelöst hat von den Erscheinungen späterer Tage, und ihnen nur noch ihre Räume leiht ohne ihre Personen, ihre Gestalt, ihr Wesen.

Das Schloß Ludwigsburg, an welches sich bald eine Stadt gleichen Namens anreihte, im waldbedeckten Thale drei Stunden von Stuttgart, ist die gewaltsame Schöpfung Herzog Eberhard Ludwig's. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts standen auf dem Platze, der kurz darauf von dem Gepränge des Hofs und dem geräuschvollen Leben einer zweiten Residenz erfüllt werden sollte, drei vereinzelte Meiereien, Ueberreste eines verfallenen größern Orts, wie man vermuthet. Der junge Herzog war ein Freund der Jagd, und die Weidmannslust führte ihn nicht selten in die jenen kleinen Ansiedelungen benachbarten Forsten. In einer der Meiereien, in dem Erlachhofe, ließ er deshalb einige Zimmer wohnlich einrichten. Dies geschah in demselben Jahre wo er sich mit Elisabeth von Baden-Durlach vermählte, im J. 1697. Nach einiger Zeit erschien jedoch ein armes, mecklenburgisches Fräulein, Wilhelmine von Grävenitz, in Stuttgart und bei Hofe. Der Herzog beachtete sie anfangs wenig. Bei einer Schauspielaufführung, bei der die Herren und Damen der Gesellschaft selbst mitwirkten, lernte er sie aber von interessanterer Seite kennen. Die Folge war, daß er eine leidenschaftliche Neigung zu ihr faßte, daß ihm Stuttgart als der Wohnsitz der Herzogin Elisabeth herzlich verleidet und die Erbauung Ludwigsburgs zu einer Nothwendigkeit seiner fürstlichen Laune ward. Der Erlachhof war verschwunden und schon 1704 an seiner Stelle der Grund zu einem neuen Herzogsschlosse gelegt worden. Ein Jahrzehnd darauf war dies Schloß im größten Plane und bis auf den rechten Flügel vollendet. Die Straßen einer daneben abgesteckten Stadt begannen sich mit Häusern zu besetzen, Stuttgart ward der Herzogin und ihren ungehörten Klagen überlassen, mit seiner Geliebten hauste Eberhard Ludwig in dem neuen Palaste und bot Alles auf, daß ihm die obersten Landesstellen, die ständischen und Regierungsbehörden und daß dem Luxus seines Hofhalts eine zahlreiche Bürgerbevölkerung nach Ludwigsburg nachfolgten.

Würtemberg verdankt aber der merkwürdigen Frau nicht blos die Errichtung einer neuen Stadt zum fürstlichen Schmollwinkel gegenüber der ältern Residenz: an ihr Andenken knüpft sich leider noch viel fester die Erinnerung an die unerträglichste Rechtlosigkeit der Unterthanen, an die schnödeste Bedrückung des Landes und an eine so freche Ausbeutung aller seiner Hülfsquellen, daß das Herzogthum dadurch an den Rand des Verderbens gebracht und der Name der Grävenitz oder Würben, wie sie später hieß, wol selten von dem Würtemberger ohne eine beigefügte Verfluchung genannt ward, wenn auch der Fluch, so lange sie die Zügel der Macht besaß, häufig in die empörte Brust zurückgepreßt werden mußte. Ihr wunderbar von bettelhafter Armuth zu fürstlichem Reichthum, von der heimatlosen Ohnmacht zur höchsten Gewalt, aus dem Glanze des Throns aber endlich wieder in die Verfolgungen des Kerkers und des Halsprocesses geschleudertes Leben ist vor einiger Zeit der Gegenstand eines Romans, neuerdings aber wieder der Mittelpunkt einer novellistischen Schilderung in Heller's „Perlen" für 1848 geworden. Natürlich nimmt die Grävenitz auch in den „Würtembergischen Lustschlössern" einen hervorragenden Platz ein. Wir liefern hier ihr lebensgeschichtliches Portrait nach Hänle's Umrissen und zum Theil in den eigenen Worten des Verf. Da er in der Ludwigsburg betreffenden Abtheilung das Emporkommen, die Herrschaft und den Sturz der Grävenitz beschreibt, in der zweiten aber unter „Freudenthal" die Gestürzte noch einmal in ihrer Demüthigung und in ihren Anstrengungen zeigt, sich nicht blos der drohenden Processe zu erwehren, sondern selbst noch Entschädigungsansprüche gegen das Land zu richten, so gibt uns der Auszug willkommene Gelegenheit den Leser mit beiden Abtheilungen der „Lustschlösser" etwas näher bekannt zu machen.

Wir befinden uns in Ludwigsburg und in vertrauter Gesellschaft. Ein alter, wohlunterrichteter Herr erzählt den Freunden wie die Grävenitz an den Hof gekommen. Sie folgte ihrem Bruder nach, einem Offizier, der sich, den mecklenburgischen Dienst verlassend, auf keine andere Aussicht hin in Würtemberg mit einem ganz unbemittelten Fräulein verheirathet hatte, als weil ihm der Hof von Stuttgart Veranlassung zu mancherlei

Hoffnung erregenden Anknüpfungen zu bieten schien. Die Erwartung täuschte nicht, Hr. v. Grävenitz ward von Eberhard Ludwig zum Hauptmann und Kammerjunker ernannt. Aber diese Posten genügten weder seinem Ehrgeize noch befriedigten sie seinen Hang zu einem üppigen Wohlleben. Die Schwester Wilhelmine ward also aus der Ferne herbeigerufen. Wir fahren mit dem Munde des ehrlichen Würtembergers fort, den Hänle S. 18 fg. der ersten Abtheilung reden läßt:

Sie war damals noch schön (im J. 1704), und wenn auch ein paar Pockennarben auf ihrem Gesichte bemerkbar waren, so ließ doch ihre schlanke und dabei volle Figur, ihre herrlich blitzenden Augen Dies leicht übersehen; dabei war sie erst 20 Jahre alt, wußte ihr Züngloin wohl zu gebrauchen und sich den Schein von so vielen guten Eigenschaften zu geben, daß Jeder von ihr eingenommen ward. Ich sage den Schein; denn schon damals mochte sie nicht viel werth gewesen sein; ihre Kammerfrauen wenigstens erzählen garstige Geschichten von ihr. Frau v. Ruth, ihre Schwägerin, hatte sie eigens für den Herzog verschrieben, und Hofmarschall Reischach und Prinz von Hohenzollern wurden mit der Kupplerin, nachdem sie die Waare gesehen, bald einig. Zollern soll der Dame damals schon sehr nahe gestanden haben. So erschien denn vor acht Jahren die schöne Wilhelmine zuerst in den Hofzirkeln. Sie, die jetzt den großen Säckel Würtembergs leert, mußte sich von der Ruth die Kleider borgen in denen sie auftrat. Aber bald hatte sich das Blatt gewendet; in kurzem lag der Herzog in ihren Schlingen. Was Wunder! Die gewandte Norddeutsche, die vollendete Coquette hatte leichten Sieg gegen die, wollen wir es uns gestehen, langweilige, capriciöse, eifersüchtige und bigote Herzogin. Und welche Mittel wurden nicht alle in Bewegung gesetzt! Die Eifersucht des Herzogs wurde erregt, Theater arrangirt, in denen die Grävenitz in den reizendsten Costumes sich zeigte, und dabei die Glut des Fürsten durch den Widerstand den er fand noch mehr angefacht. Das Fräulein hatte all sein Schmachten unerwidert gelassen, da ihr Sinn auf ein höheres Ziel gerichtet war. Sie wollte Herzogin werden. Viele treue Diener durchschauten ihr Spiel, und besonders Hespen und Forstner warnten. Umsonst. Eines Tags wurden wir mit der Kunde überrascht, in Neuhaus bei Mühlen am Neckar habe sich der Herzog mit ihr trauen lassen. Da hatten wir denn zwei Herzoginnen auf einmal in optima forma. Aber die rechte wich nicht, obgleich man ihr hatte bedeuten lassen, sie solle sich nach Durlach zurückziehen, obgleich selbst der Kaiser, der auf so wohlfeile Weise der Dienste quitt sein wollte die Würtemberg geleistet, die Grävenitz zur Reichsgräfin erhob und die neue Verbindung sogar dem Geheimenrathe declarirt wurde. Meine Herren, ich war dabei und sah mit eigenen Augen wie das kecke Weib frech genug war sich neben dem Herzog in einen Armsessel zu setzen und sich vor der Versammlung gleichfalls als neue Fürstin zu geriren. Da wurde dem Kaiser die Sache zu bunt, besonders als der schwer beleidigte durlacher Hof mit dringenden Beschwerden gegen Würtemberg auftrat, sodaß endlich eine Art von Vermittelung zu Stande kam. Damals war es auch, daß es zwischen unserm Herrn und dem Könige von Schweden, der noch hessenkasselscher Prinz und als Vermittler anwesend fast zum Duelle gekommen wäre, da der Prinz in seinen Vorwürfen und Vorstellungen sich harter Ausdrücke bedient hatte. Genug, die Ehe, wenn man es so nennen darf, wurde wieder gelöst und die Favoritin nach Genf geschickt. Sie mußte sich verpflichten nie wieder nach Würtemberg zu gehen. Daß Dies natürlich schweres Geld gekostet, brauche ich nicht zu sagen. Wir glaubten nun Alles wieder im besten Zuge, der Herzog speiste mit seiner Gemahlin, und so verschmerzten wir die Summen die dem Lande entzogen worden waren. Jetzt ging aber das Reisen nach Genf an und bald, anno elf, war auch die Grävenitz selbst wieder da, nachdem ein alter böhmischer Edelmann schlecht genug gewesen sie sich antrauen zu lassen. Es trug ihm freilich neben der Stelle eines Landhofmeisters jährlich 10,000 Fl. ein. Daß ihn sein liebes Weib und der Herzog sogleich auf Reisen geschickt, versteht sich. Wie sie's jetzt treibt, ist bekannt. Sie regirt unser Land, dominirt unser Cabinet, wo nur ihre Geschöpfe sitzen, hält den Erbprinzen schlecht wie eine Stiefmutter, beleidigt die Herzogin täglich, scharrt Geld und Güter zusammen wie sie nur kann, so das Gut Stetten, das sie unverschämt genug war nach dem Tode der Herzogin-Mutter an sich zu reißen, und — hier polterte der alte Edelmann heraus — unser schönes Würtemberg ist verloren!

Was hier Hänle nicht so nachdrücklich hervorhebt als zur gerechten Würdigung der Vorgänge erfoderlich wäre ist, daß die aus Würtemberg verbannte Grävenitz, nachdem der Herzog wie ein verzweifelter Liebhaber des Romans für ihre Erhaltung gegen seine Landschaft, gegen die vermittelnden Fürsten, gegen den Reichshofrath jeden möglichen Widerstand erschöpft hatte, mit einer beträchtlichen Geldsumme abgefunden ward, wogegen sie das feierliche Versprechen schriftlich ausstellte in das Herzogthum niemals wieder zurückzukehren. Die Grävenitz hielt redlich Wort. Unter dem Namen mit welchem sie die Urkunde unterzeichnet hatte betrat sie Würtemberg nicht wieder, wol aber sehr bald als Landhofmeisterin und Gräfin Würben. Den schlauen Ausweg verdankte der Herzog einem diplomatischen Agenten der Reichsstadt Hamburg, Namens Schütz, in Wien. Aus Dankbarkeit ward dieser Schütz nach Würtemberg berufen und zum Geheimrath befördert. Auch ward der Graf Würben keineswegs blos „sogleich auf Reisen geschickt". Nicht einmal die Formen des Anstandes wurden für nöthig erachtet, sondern die Scheinvermählung ward nur auf den wohlverbrieften Vertrag hin eingegangen, daß der Graf Würben seinen ehelichen Rechten zu Gunsten des Herzogs im voraus entsagte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuczechische Poesie.

Pomněnky na cestách ziwota. Od *Wácslawa Stulce.* Prag 1845.

Erinnerungs-Blumen auf den Wegen des Lebens. Von Wenceslaw Stulc. Aus dem Neuczechischen übertragen von Joseph Wenzig. Prag, Ehrlich. 1846. 8. 20 Ngr.

Es gab in der böhmischen Literatur und Nationalentwickelung eine Zeit wo die Geistlichkeit fast die ausschließliche Trägerin und Repräsentantin der einen wie der andern war. Diese Zeit ist seit etwas mehr als einem Decennium überwunden, und während auf der einen Seite neben dem Klerus (dem niedern Weltklerus insbesondere) die große Masse der Bürgerschaft in Prag und den verschiedenen Städten Böhmens die Ideen der czechischen Nationalität, der czechischen Cultur und Landesentwickelung in sich aufgenommen hat und für sie im Leben wirksam ist, hat sich auf der andern Seite (besonders in Prag) auch bereits ein selbständiges Schriftstellerchor herangebildet, das sogar schon auf dem Punkte steht in mancher Hinsicht zu einem gewöhnlichen Literatenthum herabzusinken.

Hr. Stulc gehört diesen beiden Richtungen zugleich an, oder vereinigt vielmehr die Vorzüge der einen wie der andern in sich. Mitglied des katholischen Klerus, hat er durch tiefinniges Gemüth und fast allzu überwallendes Gefühl sich jene

wärme Begeisterung für das wirkliche Leben und seine hohen Foderungen und Zwecke bewahrt, welche mit dem Bewußtsein Dessen was der Mensch seiner Nation, seinem Volke schuldig ist, allein im Stande ist in einem von der Familie, dem Staate und vielfältig sogar von der Gesellschaft ausgeschlossenen oder vielmehr ausgeschiedenen Stande geistige Frische und Lebensmuth wach zu erhalten. Schon frühzeitig der czechischen Dichtung sich weihend, hat Hr. Stulc sich vorzüglich an den Mustern der geistreichsten und erhabensten polnischen Dichter herangebildet und selbst Bruchstücke aus denselben in seine Muttersprache übertragen; eine Reihe kleinerer Originalgedichte in den böhmischen Zeitschriften beurkundeten die Wirkungen jener Muster ebenso wie die unendliche Glut der Empfindung die aus jedem Worte des Mannes hervorgeht. Jene Gedichte waren nicht das leere Geklingel von Liebe, von Wein, von der Muse, von der Blume, das „Singen vom Singen", sondern es waren Ergüsse einer heißen Seele über Glaube, Hoffnung, Liebe, über die Lebensfragen des Volks, über alles Große, Erhabene, Schöne, Edle! Schon da verschmolz das religiöse Gefühl mit der Nationalbegeisterung in demselben Maße wie wenn er jetzt in den „Erinnerungsblumen" (S. 104) singt von Budec, der alten Lehranstalt:

> Wo die Seele (der heilige) Wenzel stählte
> Zu der Tugend Kämpferloos,
> Wissen paarte mit dem Glauben,
> Hüllet Erd' und Schutt ach! Moos! —
> Heil'ge Blum' aus diesem Garten,
> Baute deine Lieb' aus Trümmern
> Uns doch neu das Heiligthum
> Auf für Glauben, Wissen, Ruhm!

Glaube und Ruhm (seines Volks), Das sind die Angelpunkte um welche alles Sehnen und Trachten unsers Autors sich dreht! Das „Wissen" ist ihm der vermittelnde Weg des Einen zu dem Andern! Und so ist's! Zwar zweifelten Stulc's Gegner an seinem Eifer für das „Wissen", ja gingen sogar so weit seinen Eifer für den „Ruhm" in Frage zu stellen, und selbst seine Freunde wurden stutzig über Erscheinungen in seinem Leben und Wirken deren Quelle unerklärlich schien! Allein es war Dies nur das Zeichen des innern Kampfes (veranlaßt durch äußere Kämpfe), des sich Durcharbeitens, des Ueberwindens seiner selbst, wohl erklärlich bei einem so scharfen Verstande, bei einem so überwallenden Gefühl! Wie dieser Kampf ausgefallen, wie die Nationalsache Siegerin in demselben geblieben, davon gibt die vorliegende Gedichtsammlung und der neueste Schritt Stulc's — die Begründung einer religiös-bildenden Zeitschrift in böhmischer Sprache — genügendes Zeugniß. Sehr gut sagt unser Uebersetzer (S. xi), nachdem er die drei Theile der Dichtung: „Mein Seufzen", „Mein Jubeln", „Mein Rufen", aufgezählt, von dem Inhalt derselben: „Müde an Seele und Körper, zerfallen mit sich und der Welt, voll Schmerz und Betrübniß über Vergangenheit und Gegenwart, so zeigt sich uns der Dichter in der ersten Abtheilung, bis er sich aus seiner Gebeugtheit allmälig erhebt. Heiter stellt er sich uns in der zweiten dar: ihn erfreuen die Lebenszeichen der Gegenwart, besonders aber begeistert ihn die schöne, beglückende Zukunft welche seine Prophetenseele voll fester zuversichtlicher Hoffnung schaut. In der dritten (größten) Abtheilung sehen wir ihn seine Heimat nebst dem dazu gehörigen Mähren nach allen Richtungen durchwandern. Ueberall sucht er große Erinnerungen zu wecken, spricht je nach Verdienst Worte des Lobes oder des Tadels zu den Zeitgenossen, und läßt allenthalben ernste, feierliche Mahnungen zum Aufbau des vaterländischen Wohls, der vaterländischen Herrlichkeit." Vor Allem aber erhebt, begeistert und spornt ihn die Zuversicht auf seinen Glauben an. Religiosität und Patriotismus sind die Haupttriebfedern jedes seiner Gefühle; allgemeine Menschenliebe, wahres Christenthum versöhnt beide mit jeder National- und Glaubensform. Allerdings wird er nicht selten heftig gegen das Fremde (hier stets das Deutsche), überhebt mit unendlicher Vorliebe das Czechenthum und das Slawenthum (für sich und für sein Land) über alles Andere; allein den Deutschen selbst (daheim) liebt und achtet er wie er sich selbst geachtet wissen will:

> Bied'rer Deutscher! Sohn der Liebe,
> Tugend, Bildung! Freundschaftlich
> Hier die Hand! Ans Herz mit Inbrunst
> Drücke, wie du mich, ich dich!
> Hier die Rechte! Bied'rer Deutscher!
> Diese Thräne meines Auges
> Sei Vergeltung dir der Lust
> Die ich fand an deiner Brust!

ruft er S. 147 „An der Donau". Und er trägt ihm in Folgendem auf:

> Sag den Deinen du, wie herrlich
> Liebe, wie abscheulich Groll,
> Daß Allliebe alle Völker
> Heilig eine, segensvoll!

Die Uebersetzung ist ziemlich treu, und bemüht sich die Gedanken des Originals in möglichster Sorgfalt wiederzugeben; allein obgleich sich Hr. Wenzig einige größere Freiheit im Reimen gestattet, so läßt sich doch nicht selten die Lebensfülle und Harmonie des Czechischen gar sehr vermissen, und konnte auch wol nicht anders. Die Sprachen sind an sich zu verschieden; das Böhmische in seiner concisen Kürze und Bündigkeit, mit allen Gerundien- und Participialformen spielend, von den Artikeln nicht gequält und hingeschleppt, mit seiner lebendigen Naturanschauung (in der Sprache selbst) drängt eine solche Masse von Gedanken, Andeutungen, Gefühlen in den engen Raum eines zwölfzeiligen Gedichts mit vierfüßigen trochäischen Versen, daß es rein unmöglich ist sie deutsch ebenso compreß in gleichem Metrum (wie der Uebersetzer anstrebt) wiederzugeben. Dagegen sind alle bescheidenen Ansprüche befriedigt und wollen wir nur wünschen, daß die neue Arbeit ähnlicher Art die Hr. Wenzig unter der Feder hat ebenso gelungen sei und recht bald ans Licht trete.

J. P. Jordan.

Literarische Notiz aus England.

Zur englischen Rechtsgeschichte.

Ein für germanische Rechtsgeschichte bedeutendes Werk ist die jüngst unter dem Titel „A history of the Inns of Court and Chancery; with notices of their ancient discipline, rules, orders and customs etc." erschienene Geschichte der englischen Rechtsschulen, namentlich der vier gelehrten Corporationen von Lincoln's Inn, Inner Temple, Middle Temple und Gray's Inn in London. Der Verfasser, Robert R. Pearce, theilt darin in höchst anziehender Weise die alten Einrichtungen und Gebräuche dieser Anstalten mit und führt die berühmten Mitglieder derselben nebst einer Menge darauf bezüglicher Charakterzüge und Anekdoten auf. Es war Brauch auf diesen Schulen die ernsten Studien mit Mummenschanz, Spiel und Zechgelagen abwechseln zu lassen, wie Solches in ähnlicher Weise auf den Universitäten in Deutschland geschah; das alte Sprüchwort „All work and no play makes Jack a dull boy" ward daselbst in vollstem Sinne zur Anwendung gebracht. Unter den Stuarts, wo Prunk und Verschwendung an der Tagesordnung war, nahmen auch die Lustbarkeiten der Rechtsbeflissenen an diesen Schulen einen solchen Anstrich an. Pearce erzählt, daß unter Karl I. die Studenten der genannten vier Anstalten einmal vor dem königlichen Paar ein Schauspiel aufführten welches nicht weniger als 21,000 Pf. St. gekostet haben soll. Oft nahmen die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten und Staatsmänner thätigen Antheil an diesen Ergötzlichkeiten. So spielte Bulstrode Whitelock mehrmals eine Rolle dabei und componirte ein „Coranto", welches Niemand Anderes als die schöne und unglückliche Henriette Maria selbst unter allgemeinem Beifall der Zuschauer tanzte. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 90. — 30. März 1848.

Würtembergische Lustschlösser von S. Hänle. Erste und zweite Abtheilung.

(Fortsetzung aus Nr. 89.)

Zwei Jahrzehnde hindurch beherrschte die anmaßendste Buhlerin in unumschränkter Weise den Herzog und das Land. Sie vertrieb jeden redlichen Rathgeber aus der Nähe des Throns, so den Freiherrn Christoph Peter von Forstner, Eberhard Ludwig's Freund und Jugendgenossen; sie stachelte den Herzog zu dem bittersten Hasse gegen seine Gemahlin und gegen die Vertheidiger des Rechts und der ständischen Verfassung, wie gegen Johann Jakob Moser. Und durch welche Reize sicherte sie sich eine so unbedingte Gewalt? Hänle antwortet darauf S. 22:

Doch da kommt sie selbst. Staub wirbelt auf der Straße von Ludwigsburg empor. Nach seiner Gewohnheit leitet das Achtgespann, treffliche Apfelschimmel, der Herzog in Person. Mit sicherer Hand läßt er sie vor dem Wagen alle die beliebten Kunststücke einer mühsamen Dressur durchmachen, sie lenkend als wäre es nur ein einziges Roß. Dabei verleugnet sich die natürliche Anmuth nicht, die den Herzog überall auszeichnet und die ihn in seinen Jugendjahren zum berühmtesten Tänzer seiner Zeit machte. Im Wagen aber sitzt die Grävenitz. Wer die Macht der Gewohnheit nicht kennt, würde staunen, daß eine Frau von diesem Aeußern noch einen Mann zu fesseln vermag dessen Gefühl für Schönheit ausgebildet sein mußte. Sie hatte sich nach der Mode der Zeit mit Schminke bedeckt und zeigte ein grimassirendes Lächeln. Die einst so glänzenden Augen hatten ihr Feuer verloren und waren trüb und roth geworden. Ihre Körperfülle begann bereits alles Maß der Grazie zu überschreiten, und die Fehler des Wuchses traten nun, da die Reize der Jugend nicht mehr den Blick auf sich zogen, grell und unangenehm hervor. Trotzdem daß der Herzog mit der Führung seines Gespanns hinlänglich beschäftigt ist, muß er dennoch der stets in ihn hineinpredigenden Gräfin Red' und Antwort stehen.

Neben der Equipage bemerken wir auf schönen Rossen drei merkwürdige Männer dahersprengen. Es sind Prinz Eugen, der edle Ritter, Bonneval, jener Abenteurer der später den Turban genommen, und Graf Königseck; gleichfalls einer der Helden seiner Zeit. Staunend schaut das Volk empor zu dem großen Türkenbesieger, dessen Thaten in Aller Mund waren, dessen Krieger ihn wie eine Gottheit verehrten. Aber man hatte sich einen Heros vorgestellt und gewahrte einen Mann mit mittelmäßiger Taille, länglichem, magerm Gesichte und eingefallenen Wangen. Doch der Blick seiner schwarzen Augen war voll Feuer und Leben, und wer ihn gesehen wie er früh Morgens vor einer Schlacht seine Truppen musterte, der konnte von der Majestät seiner Haltung, von der mächtigen Kraft erzählen mit der er Alle beherrschte. In diesem Augenblicke war er von Rastadt herübergekommen, wo die Gesandten der Mächte den Friedensvertrag des Spanischen Erbfolgekriegs unterhandelten. Eugen war verdrießlich. Ihn engte der Aufenthalt bei diesen kleinen Fürsten, „von denen jeder eine Maitresse oder Maitreßchen hat".

Werfen wir darauf einen Blick auf die regelmäßige Umgebung der Landhofmeisterin. S. 35 fg. heißt es:

Der würtemberger Hof war unter Eberhard Ludwig einer der glänzendsten Deutschlands. Ein Blick auf die hellerleuchteten Säle, in denen die Gräfin von Würben eben Spiel hält, kann uns von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Zwanzig Pagen aus den edelsten Häusern des Landes in rothen reich mit Gold verbrämten Röcken durcheilen die Gemächer, in denen Sprößlinge der ältesten Familien Schwabens bemüht sind der allgebietenden Maitresse ihre Devotion zu bezeigen. Die Frau Landhofmeisterin hatte sich aber auch mit einem ansehnlichen Kreise ihrer eigenen Familie umgeben. Einer ihrer Brüder ist Major der Leibgarde, der Hofmarschall ist ihr Neffe und der Reisemarschall Sittmann ihr Schwager. Auch die Mutter der Grävenitz ist am Hofe, ebenso die jüngere Schwester, die eine Zeit lang Stiftsfräulein von Obristenfeld gewesen, sich aber nun dem Herrn Garderittmeister von Boldewin verlobt hat, der, wie man sagt, demnächst Kriegsrath-Präsident wird. Daß das Fräulein heute nicht an ihrem Platze sitzt, ist ein Dehors welches der Hofrath Pfau veranlaßt und welches allem Anscheine nach den ganzen Hof beschäftigt. Während Se. Durchlaucht am Kamine stehend sich mit dem andern Pfau — dem Minister des Auswärtigen, der nach Forstner's Versicherung zwar keinen Brief richtig zu schreiben, aber desto besser die Violine zu spielen versteht — sich zu unterhalten geruhte, hatte Pfau, der Hofrath, die Betise begangen sich ganz gemächlich auf den Stuhl der jungen Grävenitz niederzulassen. Die Sensation war ungeheuer. Von Reischach zupft sich verlegen die Manschetten, von Weisensee, der Obermundschenk, macht sich mit dem Leuchter am Spieltische zu thun. Die Maitresse aber benutzt den Augenblick der allgemeinen Distraction, um dem Herrn von Schunk einige Blicke zuzuwerfen, die den Herzog über die Treue seiner Geliebten hätten aufklären können, wenn er anders aufzuklären gewesen wäre. Noch ist aber unsere Beschreibung des Hofstaats nicht vollendet. Wir wollen noch eine Anzahl jener Chargirten aufführen die nebst Marställen, Stutereien, Jagdzeugen, Festivitäten, Sängerinnen, Komödianten, Musikanten nach den schiefen Vorstellungen Eberhard's zum „Lustre" des würtemberger Hofs gehörten. Hier sehen wir den Großstallmeister, dort den Großjägermeister, der mit dem Parforcejägermeister und dem Oberfalkenmeister im Gespräche ist. Der Oberkapellmeister klagt dem Pagenhofmeister, daß die wöchentlichen Concerte beiweitem nicht mehr so ansprechen, seitdem das französische Theater er-

öffnet worden, in das der Herzog freien Eintritt gestattet. Der Oberküchenmeister von Pöllnitz gibt einige Anekdoten aus dem Hofleben August's des Starken zum Besten, die ihm sein Vetter in Dresden eben geschrieben hat. Die Kammerherren, die sich in den reichen Uniformen wie Schmetterlinge zwischen den Gruppen der Damen bewegten, beschäftigte der Carneval, ein Vergnügen das der Herzog erst im vorigen Jahre seinem lebenslustigen Hofe erschlossen hat. Ein anderer Gegenstand ihrer Gespräche war das Duell zwischen Baron von Zedwitz und dem Kammerjunker von Lentulus, weil dieser an den Adel des Erstern nicht hatte glauben wollen. Lentulus mußte den Hof so lange meiden, bis er seine edle Geburt durch Briefe und den Degen bewiesen hatte. Daß natürlich das Militair und besonders die Garden in ihren gelben von Silber strotzenden, mit schwarzen und rothen Bandelieren verzierten Röcken nicht die Letzten waren die zu dieser Pracht beitrugen, begreift sich um so mehr, als gerade damals die würtembergischen Garden den Ruf der schönsten in ganz Deutschland hatten. Da war der Generallieutenant, der tapfere Pful, zu sehen, die Capitaines des Gardes du Corps und Capitaines des Gardes. Auch an Orden fehlte es nicht. Der Herzog trug den preußischen Schwarzen Adlerorden und den dänischen Elefantenorden und vor allen an einem ponceaurothen Bande das Ordenszeichen seines von ihm gestifteten Hubertusordens, ein goldenes Kreuz mit rubinrothem Schmelzwerk, das an jeder der vier Ecken einen Adler, zwischen den mittlern und untern Spitzen ein Jägerhorn und die Devise trug: Amicitiae virtutisque foedus. Die Damen und auch manche Herren waren mit dem Ordenszeichen geschmückt das die Grävenitz eingeführt hatte. Es war dies ein weißes, dreiblätteriges Kleeblatt.

Ueberall Glanz, überall die ausgesuchteste Toilette. Der Herzog von mittler Größe und dabei auch etwas beleibt in drap d'or. Die Geheimräthe in seidenen gestickten Kleidern, wie es die Kleiderordnung von 1681 genau regelte. Nur eine Person die nicht en grande tenue erschienen begegnet im Négligé unsern Blicken. Es ist die Hauptperson im Saale; die Grävenitz hat es auch in dieser Hinsicht bereits am Hofe so weit gebracht, daß sie dem Herzog, den ersten Familien des Landes gegenüber verletzen darf was nicht nur die Etiquette, sondern auch die gemeinsten Regeln des Anstandes gebieten. Mit einer leichten Entschuldigung, daß sie unwohl sei, trotzt sie dem Herkommen und der Sitte.

Die Landverderberin, wie sie von dem schwäbischen Volke genannt ward, trieb einen offenkundigen Handel mit Stellen, Aemtern und Rechtsentscheidungen, mit Bedrohungen und Loszählungen von Strafprocessen. Sie verdrängte die treuen Staatsdiener, setzte ihre Geschöpfe dafür an die erledigten Plätze und gebot in einer Ausdehnung über die Einkünfte des Landes, daß der Herzog seine eigenen Anweisungen saumseliger behandelt sah als die Geldfoderungen der Grävenitz, sodaß er sich einst händeringend beklagte: „sie halte ihn gar zu hart"! Nicht genug, daß sie im Staatsrathe den Vorsitz führte, daß ihr das Vertrauen des Herzogs und seine Archive immer offen standen, unterhielt sie zahlreiche Kundschafter, eröffnete sie den durch die Reichspost beförderten Briefwechsel und besaß sie Nachschlüssel zu jedem Geheimniß des Herzogsschlosses welches sich ihr etwa entziehen wollte. Nicht blos die große Masse des Volks empfand tagtäglich ihre Willkür und war ihrer wüthenden Verfolgung preisgegeben. Den bereits erwähnten Freiherrn von Forstner nöthigte sie zu einer Flucht nach Paris, und durch ein Contumacialverfahren brachte sie seinen Namen und sein Bildniß an den Galgen. Den Abbé von Berga, weil er in den Verdacht gerieth mit Forstner in Verbindung zu stehen, ließ sie auf der Landstraße niederwerfen und gefangen nach Hohenneuffen schleppen. Der Abbé rächte sich, nachdem er der zweijährigen Haft entkommen, durch ein fliegendes Blatt. Sie setzte es durch, daß J. J. Moser die Entlassung aus würtembergischem Dienst verweigert ward, weil sie seine Anklagen in Wien fürchtete. Sie ward endlich dem Herzoge selbst zur äußersten Qual, dessen Gewissen sich zu rühren begann vor der Zerrüttung des Landes und seiner Familie. Aber so groß war der Einfluß der Landhofmeisterin auf das Herz des schwachen Fürsten — und das Volk beschuldigte sie deshalb laut der teuflischen Kunst der Zauberei —, daß keine Vorstellungen wohlmeinender und unerschrockener Freunde, daß nicht die eigene Erkenntniß und der Widerwille Ludwig Eberhard's stark genug waren ihn zum Ergreifen entscheidender Mittel zu bewegen. Die Landhofmeisterin ward endlich wirklich gestürzt nur durch die Dazwischenkunft Friedrich Wilhelm's I., des mannhaften Königs von Preußen, der Würtemberg einen Besuch abstattete und den Herzog bei dieser Gelegenheit zu einem festen Verfahren gegen die Maitresse förmlich verpflichtete. Aber die Maßregel Eberhard Ludwig's zu diesem Zwecke war eine Flucht. Er verreiste zur Erwiderung des preußischen Besuchs und überließ es den Beauftragten das gefährliche Weib indeß zu beseitigen. Die Frau wurde darauf vom Hofe vertrieben und begab sich nach Freudenthal, ein unmittelbares Reichslehen des schwäbischen Kreises, welches sie erkauft hatte.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Dramaturgische Skizzen und Kritiken. Von Heinrich Theodor Rötscher. Berlin, Thome. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Dramatik oder Darstellung der Bühnenkunst, historisch, theoretisch-praktisch, für Künstler und alle gebildete Theaterliebhaber von Christian Birch. Stuttgart, Verlagsbureau. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Die schriftstellerischen Leistungen des Hrn. Rötscher, betreffend Poesie und Dramaturgie, haben sich seit einigen Jahren nicht mit Unrecht Anerkennung erworben. Das vorbezeichnete Buch besteht aus drei Haupttheilen. Der erste umfaßt eine kritische Abhandlung über Hermann Ulrici's Werk „Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon". Das höchste Kriterium für Shakspeare's unerschöpflichen Dichtervorrath findet der Verf. darin — und er hat vollkommen Recht —, daß der Genuß an seinen Schöpfungen sich gleichmäßig mit der Entwickelung der philosophirenden Einsicht in die Geheimnisse der künstlerischen Composition steigert. Je mehr Gedanken man zu der Beschäftigung mit ihm mitbringt, desto mehr empfängt man auch zurück; bei keinem Dichter reicht daher der bloße Geschmack, ja auch selbst eine sinnige Betrachtung weniger aus als bei Shakspeare, weil hier alle Fäden in der Tiefe geknüpft werden. Von vorzüglichem Interesse ist in Rötscher's Abhandlung die Beurtheilung einiger Ansichten Ulrici's. Letzterer bezeichnet nämlich Shakspeare's Weltansicht als eine christliche; er bezeichnet die Shakspeare'sche Tragödie als das unmittelbare Walten der göttlichen Gerechtigkeit und der sittlichen Nothwendigkeit; das Tragische liegt bei ihm stets in den Leiden und in dem Untergange des menschlich Großen, Edeln und Schönen,

sobald es im irdischen Dasein allein seine Befriedigung und Erfüllung sucht, und also der sittlichen Nothwendigkeit Hohn spricht. Hr. Rötscher hat gewiß das Rechte getroffen wenn er sagt: Hätte Ulrici Recht, so läge die Trauer über den Untergang der tragischen Helden darin, daß diese hochbegabten Naturen ihrem Pathos einen unsittlichen Spielraum gestattet hätten und für einen unberechtigten Inhalt in die Schranken getreten wären; die Versöhnung liege dann nur in dem sie ereilenden schlimmen Geschick. „Allein", so führt Hr. Rötscher es aus, „nicht durch die sittliche Verkehrtheit gehen die tragischen Personen zu Grunde, sondern weil ihr an und für sich berechtigtes Pathos, da es ausschließend den ganzen Menschen beherrscht, gegen die Totalität der Momente welche alle zu ihrem Rechte kommen sollen einseitig und beschränkt ist. Die göttliche Gerechtigkeit hebt also im Grunde nur die Schranken auf, und der Untergang ist nothwendig, weil das Individuum, einer Energie hingegeben, diese für das sittliche Universum selbst genommen hat und daher auch die Berechtigung anderer Energien an sich erfahren muß. Wer sich aber einer Macht hingibt und keinen Sinn für die andern Mächte des Lebens behält, den erschöpft dieser einseitige Inhalt — Das ist sein Tod. Romeo und Julie gehen nicht zu Grunde wegen des Misbrauchs der göttlichen Gaben der Liebe. Es ist vielmehr das heilige, unveräußerliche Recht dieser Individuen die absolute Wahlverwandtschaft ihrer Persönlichkeiten zu behaupten und gegen alle Hemmungen zu bewähren; der Tod der Liebenden offenbart nur ihre über den ganzen Umfang irdischer Gewalten triumphirende Liebe, welche sich gerade dadurch von allen irdischen Schlacken reinigt."

Die zweite Abtheilung ist überschrieben: „Eduard III., ein Werk Shakspeare's." Tieck nämlich hat im Jahre 1836 vier Schauspiele Shakspeare's herausgegeben, welche in der Gesammtausgabe der Werke des englischen Dichters sich nicht finden. Drei derselben: „Leben und Tod des Thomas Cromwell", „Sir John Oldcastle", „Der londoner verlorene Sohn", gehören zu den weniger bekannten Werken Shakspeare's und man zweifelt sogar an ihrer Echtheit; „Eduard III.", das vierte Schauspiel in der Tieck'schen Sammlung, war noch weniger bekannt, selbst Schlegel sagte, er habe es niemals gesehen. Tieck gibt alle vier Piècen für nicht Shakspearisch aus, fügt aber keine Gründe hinzu. Hr. Rötscher hat nun das Verdienst mit ebenso viel Gründlichkeit als Geschmack den Beweis bis zur Evidenz erhoben zu haben, daß „Eduard III." ein echtes Werk des großen englischen Dichters ist.

Der folgende Haupttheil enthält eine kritische Bühnenschau, oder kritische Andeutungen über mehre auf dem berliner Hoftheater zur Aufführung gekommene Werke, Recensionen die großentheils zur Zeit ihrer Entstehung schon in der Haude- und Spener'schen Zeitung abgedruckt sind. Beim Durchsehen dieser Aufsätze, worin wir manche geistreiche Anmerkung und manche interessante Notiz gefunden haben, ist es uns in hohem Grade zum Bewußtsein geworden, wie selten es einen Schauspieler gibt der selbständig schafft, der nicht in dem Schlendrian des ordinairen Nachmachens befangen ist; wenn man Das liest was Hr. Rötscher über Jenny Lind, welche in ihren Darstellungen durchaus originell ist, sagt, so tritt Einem jene traurige Wahrheit höchst scharf vor Augen.

Die „Dramatik" des Hrn. Christian Birch ist als fünfter Theil in die „Allgemeine deutsche Volks- und Jugendbibliothek", welche in Stuttgart im Verlagsbureau herauskommt, aufgenommen worden. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Gegenwart, daß sie eine Menge von Kenntnissen die bisher nur den Gelehrten zugänglich waren, Kenntnisse die auf Gymnasien und Universitäten gelehrt wurden und die Jeder mehr oder weniger aus der Quelle schöpfen mußte, daß diese Kenntnisse jetzt aus ihrem Zusammenhange gerissen wie interessante Notizen, wie zum Amusement in Curs gesetzt werden. Es scheint als wenn Wissenschaft und Kunst jetzt immer mehr Modesache würden; es herrscht weniger ein innerer Trieb zu Wissenschaft und Kunst, man ehrt sie nicht um ihrer selbst willen, sondern zum Zeitvertreib, aus Eitelkeit, man will damit prunken, man muß ja doch die Zeit hinbringen und sich amusiren. Der erste Theil des Buches hat mehr einen populairen Charakter; es wird darin erklärt was ein Drama eigentlich ist, wie es entstanden sei aus dem Nachahmungstriebe der Menschen und dergleichen. Dann wird eine Belehrung gegeben über das Eigenthümliche der Trauerspiele, Schauspiele, Intriguenstücke, Verwechslungsstücke, Situationsstücke, Schubladenstücke, Verkleidungsstücke, Familien- und Sittengemälde, Melodramen, Baudeville, Lustspiele, Posse, Oper, Liederspiele, Ballets und Pantomime. Hiernächst wird erörtert was man verstehe unter Theater, Amphitheater, Podium, Rampe, Proscenium, Versenkung, Coulisse, Versatzstücke, Prospect, Soffitten, Schnürboden, Skenographie, Dramaturg, Repertoire, Regisseur, Scenarium, Regiebuch, Souffleurbuch, Stichwort, Ensemble und Costume. Alle diese Auseinandersetzungen sind einfach und klar, den allgemeinen Fassungskräften angemessen.

Jetzt folgt der literarisch werthvollere Theil des Buchs; derselbe enthält nämlich eine Geschichte der dramatischen Literatur und spricht vom Theater der Indier, der Griechen, der Römer, der Italiener, der Franzosen, Spanier, Engländer und Deutschen. Der Fleiß des Verf. ist unverkennbar, sein Urtheil gesund, die Darstellung dem Gegenstande angemessen.

37.

Geschichte des neugriechischen Freiheitskampfes. Von Adolf Winter. Berlin, Hübenthal u. Comp. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Man weiß in der That nicht, wenn man diese „Geschichte des neugriechischen Freiheitskampfes" zur Hand genommen und eines nähern Blicks gewürdigt hat, zu welchem Zwecke sie eigentlich geschrieben und durch den Druck veröffentlicht worden ist; und man kann Dies um so weniger wissen, da sie eines Vorworts oder eines Nachworts gänzlich entbehrt, in welchem der oder die Verfasser und Herausgeber sich darüber hätten aussprechen können. Daß das Buch nicht blos Einen Verfasser und Herausgeber hat, erfahren wir aus S. 284, wo gesagt wird, daß es vom funfzehnten Bogen an von einem Hrn. E. K. fortgeführt worden, der zum Theil anderer Ansicht sei als der frühere Verf., ohne daß uns jedoch gesagt wird worin diese Verschiedenheit bestehe. Von einem bestimmten und bewußten Zwecke, und von einer demgemäßen Idee hat sich weder der eine noch der andere Verfasser und Herausgeber bei Abfassung des Buchs leiten lassen, was man schon daraus erkennt, daß es in seinen einzelnen Theilen im höchsten Grade ungleich gearbeitet ist. Das Buch beginnt mit der Geburt Mahmud's II. 1785, erzählt in drei Capiteln die in diesem Umfange nicht hierhergehörigen Begebenheiten der türkischen Geschichte bis S. 99, wo jedoch die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes immer noch nicht anfängt, sondern nur vorbereitende und mitwirkende Ereignisse berichtet werden, windet sich sodann bis Capitel 14 (S. 398) langsam und in langen Erzählungen über Einzelheiten bis zum J. 1822 durch, und bringt endlich von S. 398—425, also auf 27 Seiten, die Geschichte der Jahre 1823—32 glücklich zum Schlusse. Mit diesem Zeitpunkte schließt der Verf. sein Werkchen in heiterer Laune ab, behält sich aber die Fortführung desselben bis auf die neueste Zeit, und die ausführliche Darstellung der hier zuletzt erwähnten Ereignisse für ein besonderes Büchelchen vor, da „einerseits der Umfang des vorliegenden es durchaus nicht gestattet, andererseits die Geschichte des Freiheitskampfes als vollkommen beendet hiermit anzusehen ist". Dieser Umstand ist, wenn er auch an sich als wahr nicht anzusehen sein sollte, doch jedenfalls nicht nur dem Verf., sondern auch dem Leser, am wenigsten freilich dem Buche selbst zu statten gekommen, und wir rathen daher dem Verf. für seine etwanige Fortführung des Werkchens wohlmeinend: des vorhandenen Stoffs besser und

umsichtiger als hier geschehen ist sich zu bemächtigen, und die Quellen recht sorgfältig, aber nur nicht ohne Rücksicht auf Einen bestimmten Zweck, zu benutzen. Von einer selbstbewußten und tüchtigen Durchbildung des geschichtlichen Stoffs, und einer einheitlichen Darstellung der dadurch gewonnenen Ergebnisse des Quellenstudiums, namentlich auch von einer Darstellung der innern Geschichte des Kampfes ist hier keine Rede, und es liegt blos eine gewöhnliche Buchmacherei vor, bei der die Sache selbst und das Publicum — Nichts gewinnen. Die Hauptquelle die der Verf. benutzt hat ist Pouqueville's „Histoire", eine Quelle die doch immer nur mit Vorsicht benutzt werden darf; außerdem hat er die bekannten Werke von Jourdan, Blaquiere, Voutier, Münch, E. Curtius u. A. nicht blos benutzt, sondern zum Theil geradezu ausgeschrieben. Wir sehen nun aber nicht ein, wem durch diese „Geschichte des neugriechischen Freiheitskampfes" hat genützt werden sollen, und wem durch dieselbe genützt werde. Daß das Buch durch Druckfehler in den Eigennamen nicht wenig entstellt wird ist sein geringster Fehler. 6.

Die Franzosen in Canada.

Die Nachkommen der französischen Ansiedler in Canada werden in den „Adventures of an angler in Canada, Nova Scotia and the United States", von Charles Lanman, wie folgt geschildert: Die sogenannten Habitants machen den größten Theil der Bevölkerung Canadas aus, und ziehen durch ihr Aeußeres und ihre Sitten die besondere Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Die Männer sind gewöhnlich hoch und schlank gewachsen, sehnichten Körperbaus und von sehr dunkler Gesichtsfarbe; die Mädchen sind schwarzäugig und verrathen schöne Züge; während die Weiber mürrisch, im Uebrigen aber hübsch aussehen. Ihre Tracht ähnelt der der französischen Landleute. Die Männer tragen den altmodischen Capote, auf dem Kopfe jede mögliche Art von phantastischer Mützen und Hüten, und an den Füßen aus Rindsleder verfertigte Moccasins; die Weiber tragen Spenser oder Mäntelchen aus bunten Zeuchen verfertigt, und auf dem Kopfe entweder eine Haube oder einen Strohhut nach Zigeunermode. Dann und wann bemühen sie sich in ihrer Tracht den Engländern nachzuahmen, wobei sie sich jedoch stets lächerlich ausnehmen. Als Berufszweig treiben sie hauptsächlich Ackerbau; da es ihnen jedoch sehr an Gelegenheit mangelt sich zu unterrichten, so ist der Betrieb der Landwirthschaft auf derselben Stufe geblieben auf der er vor hundert Jahren stand. Unternehmungsgeist scheint ihnen völlig abzugehen, denn sie sind gewohnt in die breitgetretenen Fußstapfen ihrer Vorfahren zu treten. Diejenigen welche in der Nähe von Montreal und Quebek leben versorgen gewöhnlich die Märkte dieser Städte mit Gemüsen; aber Diejenigen welche in den entlegenen Landestheilen wohnen sind schon zufrieden wenn sie auf ihren Gütern so viel erzeugen, daß sie das Jahr über damit ausreichen. Sie haben eine Vorliebe für Roggenbrot, und denken nicht daran es zum Kochen zu verwenden bis es alt und sauer zu werden anfängt; ihr hauptsächliches Gericht aber, das bei allen Gelegenheiten aufgetragen wird, ist einfache Erbsensuppe. Deshalb werden auch Erbsen überall angebaut. Man findet überdies selten einen Landmann der nicht im Stande wäre 5 bis gegen 50 Bushel Weizen zu verkaufen, und dieses Erzeugniß wird zu denselben Zwecken verwendet wozu die meisten Leute ihr Geld gebrauchen, zur Anschaffung von andern Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens. Ihr Pflug zeichnet sich durch rohe Form aus, und ihre übrigen Ackerwerkzeuge werden selbst einem halbwilden Volke keine große Ehre machen. Besitzt ein Bauer zufällig ein steinichtes Feld, so fällt es ihm nicht ein, daß er mit diesen Steinen einen Zaun um den Acker aufführen könne, er thürmt sie in der Mitte des Feldes hoch auf, und holt das Holz zum Zaune vielleicht meilenweit herbei. Trotz aller ihrer Unkunde im Ackerbau bieten die Habitants doch alles Mögliche auf, daß ihre Güter ihnen alle erfoderlichen Bedürfnisse liefern, besonders Kleidung und Schuhe, Lichter, Seife und Zucker. Es gibt nur sehr wenig Handwerker unter ihnen und die Wohnung des Landmanns ist fast stets die Schöpfung seiner eigenen persönlichen Arbeit. Ihre Häuser zeichnen sich durch maletische Anlage aus, sind stets nur ein Stockwerk hoch, und gewöhnlich rein gescheuert. Ihre Heerden sind klein, und in Folge der Vernachlässigung beim Füttern u. s. w. von sehr geringer Race. Ihre Pferde sind nur Ponies, aber zeichnen sich durch Ausdauer aus. Fahren und Reiten ist eine Lieblingsbeschäftigung der Habitants; ihr gewöhnliches Fuhrwerk besteht in einem rohen zweiräderigen Karren, und dann und wann in einer Kalesche. Das Pferd dessen sich Lanman bei seinen Ausflügen bediente kostete ihm 20 Dollars, der ganz aus Holz verfertigte zweiräderige Wagen 4 Dollars; sein Kutscher war ein Habitant. Sobald Letzterer sein Pferd antreiben wollte, riß er die Zügel aus allen Kräften an sich, und stieß ein langanhaltendes gellendes Geschrei aus; bergauf jagte er sein Thier stets in vollem Laufe, bergab hingegen ließ er es sacht fürbaß schreiten. Wenn er über dasselbe zornig wurde, schüttete er im Patois dieser Bevölkerung eine Flut von Schimpfworten darüber aus, worunter „teuflisches Schwein", „schwarze Kröte" und „Höllenhund" noch die mildesten waren; wenn hingegen das Thier vor Hitze und Erschöpfung zusammensinken wollte, fing er an es zu liebkosen, und Alles aufzubieten um es zu versöhnen. Im Allgemeinen ist die französische Bevölkerung in ihrem Betragen sehr harmlos, und oft sehr zuvorkommend. Selten machen sich die Leute großer Verbrechen schuldig, auch kommt es selten zu blutigem Streit zwischen ihnen, was in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten so häufig geschieht. Sie behandeln Jedermann mit großer Herzlichkeit, und sind in Sprache und Benehmen äußerst höflich. Die politischen Meinungen dieser französischen Anbauer sind sehr freisinnig, und wenig in Uebereinstimmung mit dem Geist der canadischen Institutionen. Sie hassen England aus Nationalvorurtheil, wie auf den Rath ihrer Priester, und machen kein Geheimniß daraus, daß sie sich nach Dem sehnen was sie „amerikanische Regierung" nennen. Sie beklagen sich darüber, daß sie von den Engländern behandelt würden als wären sie deren Knechte, während das Volk der Vereinigten Staaten sie stets als Brüder begrüßt. Sie sind ein unwissender Volksstamm, aber sie hegen die Ueberzeugung, daß ihre Lage sich weit günstiger gestalten würde, wenn ein Präsident statt einer Königin über sie herrschte. Der englische Reisende bezweifelt natürlich die letzte Annahme. Bruder Jonathan denkt dagegen wahrscheinlich ebenso wie die Habitants, und bei günstiger Gelegenheit wird er diese Ansicht derselben zu seinen Gunsten zu benutzen wissen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 91. —— 31. März 1848.

Würtembergische Lustschlösser von S. Hänle. Erste und zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 90.)

Wir übergehen was Hänle in der ersten Abtheilung ferner über Ludwigsburg ausbreitet: die Finanzwirthschaft Karl Alexander's und seines Günstlings des Juden Süß aus Heidelberg, Karl Eugen's feenhafte Festgelage neben Herzog Karl, das Auftreten Montmartin's und Rieger's, die versöhnende Erscheinung Franziska's von Hohenheim, bis die Krieger der Französischen Revolution durch Ludwigsburg ziehen und Napoleon's Garden auf ihren Bayonneten eine Königskrone nach Würtemberg tragen. In der zweiten Abtheilung (S. 13) suchen wir dafür die Gestalt der Grävenitz wieder auf. Sie hatte sich an ihre Verbannung nicht gewöhnen können. Trotz ihrer Reichthümer, trotz des langen Titels: „Christine Wilhelmine Reichsgräfin von Würben und Freudenthal, regierende Gräfin zu Welzheim, Frau auf Freudenthal und Neckarboyhingen, geborene Freiin von Grävenitz", trotzdem daß ihr selbst der Jahresgehalt von 10,000 Gulden belassen werden sollte wenn sie sich ruhig verhielte und die Wiedervereinigung des herzoglichen Paars nicht störte, konnte sie die verlorene Macht doch nicht missen. Sie schrieb an den Kammerdiener des Herzogs und bot ihm eine große Summe für einige Tropfen von dem Blute Eberhard's. Abergläubische Mittel sollten ihr den natürlichen Zauber der Liebe ersetzen, den sie kaum jemals besessen hatte.

Dies entschied über ihr Schicksal. Am 11. October 1731, während die Grävenitz, über neue Entwürfe brütend, noch im Schlafzimmer wachte, erhob sich auf einmal großer Tumult in Freudenthal. Die erschrockenen Diener meldeten, daß an der Spitze von zwei Compagnien der würtembergische Oberst von Streithorst in dem ritterschaftlichen Ort eingerückt sei; einige Leute welche die Sturmglocke ziehen wollten habe man gefangen genommen, der Kirchhof sei besetzt und eine Abtheilung marschire bereits auf das Schloß zu. Das Schloß wurde umzingelt, und während das vordere Thor mit Gewalt erbrochen ward, schwangen sich Andere über die Gartenmauer, um auch hier die Eingänge zu besetzen.

Die Stiege welche zu dem Schlafcloset führte war verschlossen. Der Oberst verlangte Einlaß, und als dieser nicht gewährt wurde, drohte er die Thüre erbrechen zu lassen. Nun öffnete man, und von Streithorst mit drei seiner Offiziere eilte die Treppe hinauf. Während nun die Dienerschaft bemüht war die Eindringenden einige Minuten aufzuhalten, benutzte die Grävenitz diese Frist die wichtigsten Papiere zu verbrennen oder beiseite zu schaffen. Der Oberst ließ sich nicht länger zurückhalten und trat mit gespannter Pistole vor das Bett der Maitresse. Sie fiel in Ohnmacht; was wollte sie auch anders thun! Allein Streithorst war keineswegs der Mann auf den solche Kunstgriffe der abgebleichten Schönheit Eindruck machten. Er eröffnete seinen Befehl sie zu arretiren, und setzte hinzu: daß er Gewalt brauchen müsse wenn sie sich nicht in Güte fügen wolle. Vergebens berief sie sich auf die Versprechungen Eberhard's, auf die herzogliche Amnestie und endlich darauf, daß sie, eine Reichsfreie, hier auf reichsfreiem Boden stünde. Alles umsonst. Nur kurze Zeit wurde ihr gegönnt sich anzukleiden, sie mußte als Gefangene in ihren eigenen Wagen steigen, in einen andern wurde ihr Kanzleirath Rötter und ihr Secretair Krippendorf gesetzt, und so ging's unter starker militairischer Begleitung nach Kannstatt, wo sie im Posthause untergebracht ward.

Nun wurde sie krank. Allein auch Das half Nichts, und man führte sie andern Tags nach Urach. Hätte sie die Klugheit besessen sich hier ruhig zu verhalten, so wäre sie wahrscheinlich schlimmerer Begegnung entgangen. Allein sie pochte auf das Unrecht das ihr allerdings diesmal widerfahren, und vergaß darüber, wie viel Unrecht sie selbst dem Lande zugefügt, und wie gefährlich für sie die Erbitterung aller Würtemberger vom Höchsten bis zum Niedrigsten werden könnte. Die schwäbische Ritterschaft, die durch den gewaltsamen Einfall der herzoglichen Soldaten zu Freudenthal allerdings in ihren Rechten tief gekränkt war, unterstützte sie, und eine Flut von Streitschriften überschwemmte den Reichshofrath.

Sie sollte nun aus der Stadt auf die Veste Hohenurach gebracht werden. Aufs neue suchte sie durch Ausflüchte aller Art, durch vorgeschütztes oder wirkliches Unwohlsein sich dieser engern Haft zu entziehen. Die Erzählung welche sie in ihren Beschwerdeschriften über diese Vorgänge entwirft lautet wirklich kläglich genug, und gibt uns ein grelles Gemälde von der rohen Gewalt mit der die Soldateska sie behandelte, und der großen Angst mit der sie ihrem Schicksal entgegensah. Ihr Betragen ruft unwillkürlich den bekannten letzten Ausruf der Dubarry: „Encore un moment Monsieur le bourreau" ins Gedächtniß.

Abermals von Soldaten, die sie, wenn es nicht anders wäre, in ihr Bette gebunden auf die Veste schleifen wollten, ward sie am 16. Mai 1732 nach vier vergeblichen Ohnmachten mit Gewalt in einen Wagen gehoben, der sie ins Gefängniß führte. Aber nach einem halben Jahre erhielt sie in Folge eines nicht ungünstigen Vergleichs mit dem Hofe — war doch ihr Bruder noch immer dessen erster Minister! — ihre Freiheit zurück, und unter starker Bedeckung ward sie über die Grenze gebracht. Sie ging nach Heidelberg. Im Herbste 1733

starb jedoch der Herzog, und jetzt erst enthüllten sich die heftigsten Anschuldigungen wider die Grävenitz. Außer des Verbrechens der Bigamie, Fälschung, Majestätsbeleidigung ward sie auch eines Mordversuchs gegen die Herzogin angeklagt und ihre Auslieferung von Kurpfalz verlangt. Am Rhein hielt sich die Verfolgte nicht mehr für sicher. Sie floh nach Berlin. Aber selbst mit dem Nachfolger Eberhard Ludwig's brachte sie endlich durch Bestechungen und listige Umwege aller Art ein Abkommen zu Stande, welches den Umständen nach nicht unvortheilhaft gewesen wäre, wenn sie nicht der Jude Süß um 30,000 Gulden bei der Auszahlung von 100,000 Gulden betrogen hätte. Im J. 1740 lebte sie noch in Berlin.

Ein liebenswürdiges Gegenstück zu dieser verderblichen und von gemeinen Lastern gebrandmarkten Freundin eines Fürsten bietet Franziska von Hohenheim dar, für die selbst der strenge Spittler keinen ärgern Vorwurf hat als daß sie ihre Stellung mit Eifer zur Versorgung ihrer Familie benutzte. Bekanntlich ist das Gut wovon Franziska den Namen empfing später in eine landwirthschaftliche Unterrichtsanstalt verwandelt worden. Ueber die Art und Weise wie sich Herzog Karl in den Besitz der Dame setzte, die mit einem verwachsenen Herrn von Leutrum, baireuthischem Kammerherrn, verheirathet war, berichtet hier Hänle nach mündlichen Mittheilungen. Wir hörten in Franken von einem Verwandten der Leutrum oder der Bernardin (Franziska war eine geborene von Bernardin) den Angaben des Verf. widersprechen. Mag aber die Form der Aneignung gewesen sein welche sie wolle, über den geistigen Sachverhalt gibt Franziska selbst den triftigsten Aufschluß in ihren Briefen: „Niemand weiß wol besser als ich was die Ueberredung und Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat."

Aus den allgemeiner bekannten Physiognomien von Staatsmännern, Hofleuten, Dichtern, Künstlern (Jomelli, Noverre, der Schauspieler und Schriftsteller Uriot, Marianne Pirker die deutsche und Frau Augusta die italienische Sängerin reihten sich unter Andern dem ludwigsburger Leben ein) heben wir die seltener berührte Heldengestalt des Generals Hans Karl von Thüngen hervor. Sie tritt dadurch in den Kreis der Hänle'schen Schilderungen, daß sich Freudenthal in dem Besitze des zum Reichsgrafen ernannten Freiherrn von Thüngen befand, ehe es an die Grävenitz kam. Seine tapfern Thaten gegen die französischen Mordbrenner in der Pfalz verdienten dem deutschen Gedächtnisse besser eingeprägt zu sein. Von Hohen und Geringen foderte er eine gleich unverbrüchliche Pflichttreue. Dem Verräther von Breisach, einem Grafen von Arco, legte er den Kopf vor die Füße und die Menge blickte auf ihn wie auf einen allezeit bereitwilligen Helfer und Erretter in der Kriegsnoth. In der allgemeinen Thatlosigkeit der Schwelgerei der Großen ist seine markige Erscheinung von dem wohlthuendsten Eindruck. Das Todtenbuch von Freudenthal stellt ihm das Zeugniß aus: „Er war ein lauterer evangelischer Israelite, in welchem kein Falsch, ein seinen Unterthanen sehr gnädiger Herr und treuer Vater." Einem Kinde aus dem Dorfe, bei dem er eine Pathenstelle einnahm, mußte der Pfarrer nach damaliger Taufform nicht allein den Teufel exorciren, sondern es mußte in dessen Namen auch, nach des Generalfeldmarschalls ausdrücklichem Befehl, den Franzosen und allem französischen Wesen entsagt werden. 48.

Herr Groß-Hoffinger als Politiker.

Der Spion, oder die Geheimnisse des Rothen Buches. Von A. Groß-Hoffinger. Vier Bände. Meißen, Gödsche. 1847. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Es ist doch eine schöne Sache um den Fleiß und die Vielseitigkeit! In Nr. 5 d. Bl. lernten wir einen Roman von zwei Bänden des Hrn. A. Groß-Hoffinger kennen, während die Meßkataloge, welche dem Ref. nicht gleich zur Hand sind, die übrigen ins Große gehenden Thaten desselben Verf. nachweisen, und schon bietet uns die geschwinde Aemsigkeit desselben Verf. einen neuen vierbändigen Roman. Bewies Hr. Groß-Hoffinger damals durch die kecke Verhöhnung jedes Geschmacks sein großes satirisches Talent, und damit die Fähigkeit ganz auf den Standpunkt fremder Autoren einzugehen, ihre Gedanken und Erfindungen ausbeutend, so gibt er jetzt uns Gelegenheit eine andere Seite seines elastischen Geistes zu bewundern, ohne doch die frühern Vorzüge zu verleugnen. Hr. Groß-Hoffinger liefert nämlich in gegenwärtigem Werke einen politischen Tendenzroman, in welchem er die Ergebnisse seiner geschichtlich-politischen Studien niederlegt, und uns dadurch auf das bündigste und anschaulichste lehrt wie gegenwärtig die Völker und Staaten regiert werden.

Das erste Buch „1805" beginnt mit einer kurzen Einleitung, in welcher erzählt wird wie Josephine nach dem Tode des Herzogs von Enghien ihren Gatten vor den Künsten der Policei, mit denen er seinen einzunehmenden Thron schützen will, und vor diesem Throne selbst warnt. Dann wird der eigentliche Anfang damit gemacht, daß eine junge Gräfin Bonarotti im Lager Napoleon's zu Schönbrunn erscheint, um ihm einen wichtigen Dienst zu leisten (welchen, erzählt Hr. Groß-Hoffinger niemals, ein mysteriöses Schweigen ist ja auf alle Fälle weit piquanter), und von dem Lieutenant Bonvoisin beschützt wird.

Das zweite Buch „1812" berichtet, daß jene Gräfin — nunmehr Gattin des zum Brigadegeneral aufgerückten und jetzt in Rußland kämpfenden Bonvoisin — durch List und Kühnheit dem Minister Fouché ein sorgfältig aufbewahrtes rothes Buch mit dem Titel „L'art d'être" zu entwenden weiß, von welchem der Leser theils direct erfährt, theils ahnen muß, daß es die Geheimnisse Fouché's in Betreff der geheimen Policei enthält, von dem jedoch in allen vier Bänden außer dem oben erwähnten Titel Nichts als eine Capitelüberschrift „Von der Ausstreuung falscher Gerüchte und den Prophezeiungen" mitgetheilt wird. Uebrigens erregt die Lecture dieses Buches Frau Bonvoisin zu dem Ausrufe: „So fahre hin, du blutig Meteor, Napoleon! Keine Rettung ist für dich! Der Abgrund den du deinen Feinden grubst hat dich selbst verschlungen!" Das Buch schließt mit den Worten: „Am Tage wo Napoleon Frankreich verließ, erhielt Lord Ley, der damals Einfluß auf das Cabinet hatte, auf geheimnißvollem Wege «das Rothe Buch»." Das Geheimniß bleibt auch durch alle vier Bände Geheimniß, insofern es niemals wieder erwähnt wird: ein feiner Zug dieses Kunstwerks, das Mysteriöse! Es wird uns ja dadurch zwar indirect, aber doch deutlich genug bewiesen mit welchen Geheimnissen die moderne Staatspolitik umgeht.

Im dritten Buche „1830: Der Agent", erscheint Arthur von Bonvoisin, der Sohn des 1812 verstorbenen Helden, von

der Mutter hart und zum Hasse gegen alle bestehende Ordnung erzogen, als „Agent" bei dem Minister Sternfeld in Wien, legt seine weitaussehenden Pläne der vollkommen organisirten Spionage über alle Völker und Staaten vor, und wird von dem redlichen Manne mit Schimpf abgewiesen; er erhält zwar noch einmal Zutritt, muß aber Wien wie ein Verbrecher verlassen. Darauf erscheint er zu Paris bei seiner Mutter, die er bei ihrem innigsten Freunde, dem Arzt Grimaldi, findet. Dieser Grimaldi ist ebenfalls ein außerordentlicher Mensch: neben seiner sehr ausgedehnten ärztlichen Praxis macht er es dennoch möglich sich bei allen politischen Fragen thätig zu betheiligen; er hat auch die Niederlage Arthur's in Wien vorausgesehen, und wird dafür von seiner Mutter der er es mittheilt mit den Worten verlassen: „Lassen Sie mich, schadenfrohes Ungeheuer, ich hasse, ich hasse Sie!" Endlich wird uns in diesem Buche noch „das Bild einer Familie von großem Einfluß" vorgeführt: es hält sich nämlich in Paris ein kleiner deutscher Fürst, der Herzog von Limosin, auf, der „ohne das geringste selbständige Talent zu besitzen einen bedeutenden Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten gewonnen hat". Boshafte Pasquille welche auf ihn durch eine Zeitung verbreitet worden sind regen ihn so gewaltig auf, daß durch seinen Einfluß die Juliordonnanzen erscheinen.

So weit der erste Band, bei dessen Inhaltsangabe sich Ref. länger aufgehalten hat als es für die folgenden möglich sein wird; denn theils darf der Raum d. Bl. nicht überschritten werden, theils drängen sich hier die Begebenheiten und die Enthüllungen der politischen Weisheit so sehr, daß es gar nicht möglich ist auch nur einigermaßen Schritt mit ihnen zu halten. Darum geben wir nur noch ein kurzes Résumé: Wie die Juliordonnanzen Karl X. künstlich abgedrungen sind, so ist die Revolution auch etwas künstlich Hervorgerufenes gewesen; denn etliche wenige Individuen — unter ihnen namentlich Arthur von Bonvoisin —, welche scheinbar der Regierung als Spione dienen, regen Männer des Volks künstlich auf, und machen auf solche Weise die Julirevolution. Was man doch Alles lernen kann! Bisher lehrten alle Historiker, daß die Julitage das nothwendige Ergebniß der ganzen Reihe der vorangegangenen Jahre, und daß damals das ganze französische Volk mit wahrer Begeisterung für die edelsten Güter erfüllt gewesen wäre; mit nichten! Hr. Groß-Hoffinger stellt die Geschichte wieder her, und deckt uns das verborgenste Getriebe der verruchten europäischen Politik auf, indem er uns zeigt wie die ganze Revolution von Geldmännern und deren Spionen (in den höchsten Kreisen der Gesellschaft) gemacht worden ist. Bonvoisin, welcher eine außerordentlich große Schar von „Wölfen", seinen ihm blind und fanatisch ergebenen Spionendienern, organisirt hatte, entgeht nur durch mehrmalige Wunder der gefänglichen Haft und dem Tode, und muß sich nach Amerika als Commis in einem Handelshause flüchten, hat aber auch hier noch während seines funfzehnjährigen Aufenthalts „die Fäden der europäischen Weltpolitik nicht gänzlich aus den Händen verloren". Nach seiner Rückkehr in die Alte Welt findet er sein Institut der „Wölfe" noch viel ausgedehnter als da er noch nicht genöthigt gewesen war Europa zu verlassen; die letzte polnische Revolution ist wiederum nur durch diese Spione von Profession gemacht worden, welche an der Sache selbst ganz und gar keinen innern Antheil hatten, und nur aus boshafter Lust an dem Umsturz aller Dinge die Unzufriedenheit der Polen künstlich hervorriefen. So sind denn alle Redensarten über die Noth der Polen, über ihre Vaterlandsliebe, die unter fremder Herrschaft immer freien Spielraum haben könne, und über ihren unvertilgbaren Trieb nach selbständiger und nationaler Entwickelung eben nur — Redensarten gewesen; Hr. Groß-Hoffinger enthüllt uns aus seinem Schatze politischer Weisheit die wahren Gründe der Insurrection: bezahlte Spione haben die ganze Sache gemacht.

So lehrt uns für diesmal Hr. Groß-Hoffinger, daß die neueste Geschichte in allen hervorstechenden Momenten nur ein Machwerk geldgeiziger Banquiers oder eben solcher Fürsten und Minister und der von ihnen angestellten und bezahlten Spione ist. Wir sind begierig zu erfahren welche neue Belehrungen uns durch sein nächstes Werk werden zu Theil werden, das doch gewiß bald erscheinen wird, oder vielleicht durch den vielschreibenden Fleiß des Verf. mittlerweile schon erschienen ist; wir sind im voraus auf grandiose Enthüllungen gefaßt. Indessen wäre es undankbar, wenn wir vom vorliegenden Werke scheiden wollten ohne vorher die Leser wenigstens noch auf einen andern Vorzug desselben neben der politischen Weisheit aufmerksam zu machen: die außerordentliche Kühnheit der Erfindung. Hr. Groß-Hoffinger lehrt uns mitten in Paris ein Gewölbe kennen welches anscheinend ein Sargmagazin war, in welchem aber die Särge mit Schießgewehren versehen waren; im Ganzen waren dort „5000 Musketen mit Bayonneten, 500 gezogene Büchsen, 3000 Säbel, 10 dreipfündige Kanonen, 50 Centner Pulver und eine entsprechende Zahl gegossener Kugeln". Dies Alles war im Besitz Arthur's v. Bonvoisin zum Gebrauch bei der Julirevolution! Einfacher Tod genügt Hrn. Groß-Hoffinger nicht, die Leute müssen öfter sterben. Frau Bonvoisin stirbt erst vor den Augen ihres Sohnes, hinterher aber macht sie dem Arzt Grimaldi noch wichtige Mittheilungen und stirbt nun erst wirklich. Grimaldi wird 1830 von einer Kugel in die Achsel getroffen, wird 1845 meuchlerisch erstochen, indem ihm ein Degen in den Leib gerannt wird, und „gibt keinen Laut mehr von sich", ist aber 1846 wieder auf dem Platz, um mit Arthur einen wüthenden Zweikampf zu bestehen, der durch polnische Bauern unterbrochen wird; diese hauen mit Dreschflegeln auf Beide ein: „Auf zwei Schläge waren die Hirnschädel der Unglücklichen zerschmettert, aber die Bauern hörten nicht auf zu dreschen bis alle Glieder zerschlagen waren!" Nun sind sie wol wirklich todt, und der Roman damit beendigt. Es folgt nur noch ein Blick in die Zukunft und ein Tagebuch Grimaldi's.

Philipp Stips.

Bibliographie.

Andreä, W., Lebensfragen der Kirche Christi. Zehn Betrachtungen, veranlaßt durch das Auftauchen des sogenannten Irvingismus in Deutschland. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 12. 12 Ngr.

Arnim, Bettina, Ilius, Pamphilius und die Ambrosia. I. 2te Auflage. Leipzig, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. 8. 2 Thlr.

Beck, C., Christliche Dogmengeschichte in gedrängter Uebersicht als Handbuch zum Selbstunterricht. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens. Herausgegeben von *K. E. v. Baer* und *G. v. Helmersen*. 12tes Bändchen. — A. u. d. T.: Reise nach den Goldwäschen Ost-Sibiriens von *E. Hofmann*. Mit Karten und 1 lithographirten Tafel. St.Petersburg 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bippart, G., Pindar's Leben, Weltanschauung und Kunst. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 1 Thlr.

Brandstäter, Göthe's Faust und die Compositionen des Fürsten A. Radziwill zu demselben; musikalisch-ästhetische Betrachtungen. Danzig, Kabus. Gr. 8. 4 Ngr.

Braesicke, E. D., Original-Mährchen. 1ster Band. Zwölf Lieferungen. Berlin, Heymann. Gr. 16. 1 Thlr.

Humoristische Briefe des Hrn. von Schußerl in Gratz an seine Frau Tant in Wien. Mit 1 bunten Bilderbeigabe. Gratz, Ludewig. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Buch der Welt; ein deutsches Familien-Buch für alle Stände. 1848. 1ste Lieferung. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 4. 10 Ngr.

Creizenach, T., Gedichte. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Feldmarschall Derfflinger. Ein soldatisches National-Lustspiel auf historischem Boden. Berlin, A. Duncker. 8. 18 Ngr.

England, Rußland und Polen. Diplomatische Correspondenz aus der Zeit des Wiener Congresses. Nach der Times und den State-Papers, nebst Einleitung und Anmerkungen. Brüssel, Vogler. 1847. 12. 18¾ Ngr.

Funcke, F. P. und B. Pfeiffer, Geschichte des Fürstenthums und der Stadt Essen. Ein Beitrag zur Geschichte Rheinland-Westphalens. Mit Urkunden und 1 Karte. Mülheim a. d. Ruhr, v. Kamp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottwald, E., Historische Erzählungen und Bilder aus dem Leben. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hecker, J. F. G., Ueber Visionen. Eine Vorlesung gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 29. Januar 1848. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 8 Ngr.

Kothe, H., Lehrbuch der Mnemonik oder Gedächtnißkunst. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

March, W., Polengräber. Leipzig, Thomas. 8. 24 Ngr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Simrock. 5te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr.

Onkel Nieritz's Abenderzählungen von seinen Kriegsthaten unter Napoleon gegen Rußland im J. 1812. Zur Erinnerung an eine wichtige Zeit, für Jung und Alt. Neu-Ruppin, Kühn. 8. 10 Ngr.

Rinne, J. C., Die Nationalökonomie in neuer Auffassung und Entwickelung. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 1 Thlr.

Saphir, M. G., Trauer-Kleeblatt den Napoleoniden geweiht. 2te Auflage. — Napoleons Rückkehr von St. Helena, von J. Scharpf. Augsburg, Jaquet. 1847. 8. 6 Ngr.

Schöne, C., Geschichte des freien, adeligen Magdalenen-Stiftes zu Altenburg. Nebst 1 Lithographie. Altenburg, Pierer. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Sporschil, J., Pius der Neunte und Geschichte aller Vorgänger Sr. Heiligkeit auf dem Stuhle des heiligen Apostelfürsten Petrus. Leipzig, Hartung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Steffenhagen, A., Zur Reform der deutschen Gymnasien. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.

Waldau, M., Canzonen. Leipzig, Thomas. 16. 20 Ngr.

Walther von der Vogelweide, Gedichte in vier Büchern nach der Lachmann'schen Ausgabe des Urtextes vollständig übersetzt und erläutert durch F. Koch. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr.

Ziegler, F. W., Der Hausdoctor. Original-Lustspiel in 3 Aufzügen. Neue Auflage. Wien, Wallishausser. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Adresse, Sr. Maj. dem König von Sachsen überreicht von Stadtrath und Stadtverordneten der Stadt Leipzig (am 2. März 1848). Leipzig, Biedermann. Gr. 8. 1½ Ngr.

Asher, C. W., Offenes Sendschreiben an den Hrn. Geh.-Commerzien-Rath Carl auf dessen Votum über Differential- und Schutzzölle. Berlin, H. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Assmann, W., Die Lebensfragen des deutschen Protestantismus in der Gegenwart. In Briefen von einem Laien an einen Theologen. Eine Schutzschrift für rationale Auffassung des Christenthums, insbesondere eine Entgegnung auf die Schrift: der deutsche Protestantismus von einem deutschen Theologen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Bäbler, J. J., Die alten eidgenössischen Bünde, der Bundesvertrag und die Bundesrevision. Dem Volke dargestellt. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 6 Ngr.

Beer, W., Die Gefahren der Differenzial-Zölle und der Revision des Zoll-Tarifs. Ein Gutachten bestimmt für das Collegium der Herren Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 10 Ngr.

Beseler, W., Was die Schleswig-Holsteiner ohne Verzug zu thun haben. Bremen, Heyse. Gr. 8. 1 Ngr.

Böhringer, F., Fahret hinaus auf die Höhe. Synodal-Predigt gehalten den 11. Januar 1848 zu Zürich. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 4 Ngr.

Bonner Briefe über den Entwurf des Strafgesetzbuchs für die preußischen Staaten von 1847. (Von Prof. Böcking.) Bonn, Marcus. Gr. 12. 10 Ngr.

Bülow-Cummerow, Die Lehnsverfassung in Pommern und ihre Reform. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Emmermann, F. W., Die Reform in den christlichen Kirchen Deutschlands der jetzigen Zeit und die Möglichkeit der Vereinigung gleichgesinnter Confessionen. Mainz. 8. 7¼ Ngr.

Frankreichs Revolution von 1848. Vollständige Sammlung aller auf sie bezüglichen authentischen Nachrichten, Documente, Actenstücke, Proclamationen, Verhandlungen rc. von ihrem ersten Ursprung ab bis zum Schluß der zu berufenden National-Versammlung. Herausgegeben unter Benutzung der Original-Quellen und der Berichte von Augenzeugen. 1stes Heft. Mit dem Bildnisse Lamartine's. Berlin, Hempel. 8. 5 Ngr.

Haas, C. de, Nordamerika, Wisconsin, Calumet. Winke für Auswanderer. Mit Ansicht und Karte. Elberfeld, Bädeker. 8. 10 Ngr.

Hachtmann, F., Die Enthaltsamkeit eine Tugend und ohne Enthaltsamkeit keine völlige Liebe. Ein öffentlicher Vortrag gehalten zu Magdeburg. Magdeburg 1847. Gr. 8. ¾ Ngr.

Hackenschmidt, C., Vater Wurtz, der Stifter der Neuhof-Anstalt. Straßburg, Wwe. Levrault. 1847. 18. 3 Ngr.

Härter, F., Die Rechtfertigung. Eine Predigt gehalten am 22. Sonnt. n. Trin., 31. Octbr. 1847. Straßburg. Gr. 8. 4 Ngr.

Hopf, A., Nante's politisches Wachskabinet nebst einer sehr interessanten Unterhaltung zwischen Nante und Brennecke über das neue Strafgesetzbuch. Eine humoristische Scene. Berlin, Sacco. 8. 2½ Ngr.

Die oberschlesische Hungerpest. Mit amtlichen Zahlen. Eine Frage an die Preußische Regierung. Leipzig, Blum u. Comp. 8. 3 Ngr.

Jäkel, E. T., Der Krieg der schweizerischen Eidgenossenschaft gegen den Sonderbund und die Jesuiten. Eine vollständige Darlegung des ultramontanen Treibens in der Schweiz und der dadurch hervorgerufenen Ereignisse. Leipzig, Blum u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Imhof, J., Die Jesuiten in Luzern, wie sie kamen, wirkten und gingen. Ein Beitrag zur Geschichte dieses Kantons. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 12 Ngr.

Die geheimen Instruktionen der Jesuiten. Nach dem lateinischen Original deutsch von Z. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 16. 5 Ngr.

Kuntze, E. W. T., Antritts-Predigt gehalten am 18. Sonntag nach Trinitatis, den 3. October 1847 in Berlin. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 2½ Ngr.

Montalembert, Graf v., Rede den 14. Januar 1848 in der französischen Pairskammer gehalten. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 3 Ngr.

Dreizehn Petitionen vieler Bürger der Stadt Mannheim an die Hohe zweite Kammer der Landstände. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Pfyffer, K., Nachtrag zur Schrift: Meine Betheiligung an der Rathsherr Leu'schen Mordgeschichte und Appellation an die öffentliche Meinung. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Thiers, Reden über die politischen Zustände Italiens und der Schweiz. Gehalten in der Deputirten-Kammer d. 30. Jan. und 2. Febr. 1848. Königsberg, Samter. Gr. 8. 5 Ngr.

Weber, C., Der Sonderbund und seine Auflösung von dem Standpunkte einer nationalen Politik. 1ste und 2te Auflage. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 92. —— 1. April 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Goethe und Friederike.

Ein Beitrag zur Berichtigung der Darstellung in „Wahrheit und Dichtung".

Von H. Düntzer.*)

Goethe äußert gegen Eckermann (II, 188): in seiner Darstellung des Verhältnisses zu Sesenheim sei kein Strich enthalten der nicht erlebt, aber kein Strich so wie er erlebt worden — eine Aeußerung welche die Vergleichung von „Wahrheit und Dichtung" mit den mannichfachen uns neuerdings mitgetheilten gleichzeitigen Briefen und Gedichten überraschend bestätigt, da alle Hauptzüge anderwärts vollkommen bewahrheitet werden und nur Nebensächliches hineingetragen oder zum Theil aus Schuld des Gedächtnisses, zum Theil der künstlerischen Anordnung wegen verschoben scheint. Eine möglichst genaue Darstellung des sesenheimer Verhältnisses nach allen uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln, wobei natürlich auf „Wahrheit und Dichtung" nur andeutungsweise verwiesen werden darf, möchte um so mehr an der Zeit sein, als dadurch Manches in ein für den Dichter günstigeres Licht tritt und der ganze Verlauf mit größerer Klarheit sich entwickelt. Auch dürfte man daraus ersehen wie vortrefflich der Dichter sich des Thatsächlichen, das ihm freilich weder in allen Einzelheiten noch in der bestimmten Zeitfolge lebendig vorschwebte, in „Wahrheit und Dichtung" bedient hat.**)

Nachdem Goethe im neunten Buche von „Wahrheit und Dichtung" den tragischen Ausgang seines Tanzunterrichts mit dem Verwünschungskusse Lucindens erzählt hat, was unzweifelhaft in das erste Semester und vor Anknüpfung des sesenheimer Verhältnisses fällt, beginnt er das zehnte Buch mit der Ankunft Herder's und der unberechenbaren Wirkung welche dieser gewaltige, noch in der Gährung begriffene Geist damals auf ihn geübt. Vom 26. August haben wir einen Brief Goethe's an Fräulein v. Klettenberg *), worin er dieser herzlich geliebten frommen Freundin, die das unruhige Treiben des Jünglings daraus erklärte, daß er keinen versöhnten Gott habe, zunächst meldet: „Ich bin heute mit der christlichen Gemeinde hingegangen mich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern, und Sie können rathen, warum ich mich diesen Nachmittag unterhalten und einen so saumseligen Brief endlich im Ernste treiben will." Mit den frommen Leuten zu Strasburg, an die er sich am Anfange, in Folge der Empfehlung von Fräulein v. Klettenberg, sehr stark gewendet hatte, steht er jetzt nicht mehr in besonderm Umgange, da sie ihm von Herzen langweilig sind, zu engherzig, zu kirchlich und zu pünktlich.

Die vielen Menschen die ich sehe, die vielen Zufälle die mir querüber kommen, geben mir Erfahrungen und Kenntnisse von denen ich mir Nichts habe träumen lassen. Uebrigens ist mein Körper just so gesund um eine mäßige und nöthige Arbeit zu tragen, und um mich bei Gelegenheit zu erinnern, daß ich weder an Leib noch an Seele ein Riese bin. Uebermorgen ist mein Geburtstag; schwerlich wird eine neue Epoche von ihm angehen. Dem sei wie ihm wolle, so betet mit mir für mich, daß Alles werde wie's werden soll. Die Jurisprudenz fängt an mir sehr zu gefallen. So ist's doch mit Allem wie mit dem merseburger Biere, das erste mal schauert man, und hat man's eine Woche getrunken, so kann man's nicht mehr lassen. Und die Chymie ist noch immer meine heimlich Geliebte.

Aus einem, 14 Tage später, am 10. Sept., an sei-

---

*) Dieser Aufsatz war längst geschrieben und abgeschickt, ehe mir die Darstellung in „Goethe's Leben" von H. Viehoff (I, 331—373) zu Gesichte kam, mit welcher ich in vielen Punkten zusammentreffen mußte. Da ich aber zuweilen zu abweichenden Ergebnissen gekommen bin, Anderes bei Viehoff unerörtert geblieben ist, so dürfte diese Darstellung auch jetzt noch neben jener aufzutreten berechtigt sein.

**) Die Schrift von Freimund Pfeiffer: „Goethe's Friederike", bleibt hier billig unberücksichtigt, da sie eine bloße Mystification ist, was ich im „Archiv für die modernen Sprachen und Literatur" von Herrig und Viehoff (II, 1) nachgewiesen habe.

*) Briefe und Aufsätze von Goethe aus den J. 1766—86. Zum ersten mal herausgegeben durch A. Schöll. S. 39 fg.

nen aus dem untern Elsaß gebürtigen Freund Engelbach geschriebenen Briefe *) sehen wir, daß er damals mit seiner Dissertation beschäftigt war. „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen und ich poßle par compagnie an meiner Dissertation.“ Kurz darauf muß der Anfang der Bekanntschaft mit Herder fallen, der in den ersten Tagen des Septembers nach Strasburg kam, wo er am 30. dem Prinzen, in dessen Begleitung er gekommen war, seine Trennung ankündigte. Bei der Augenoperation welche Lobstein an Herder vornahm (sie begann erst gegen den 20. October) konnte Goethe dem hochgeschätzten Manne auf manche Weise dienstlich und förderlich sein. Täglich besuchte er ihn, Morgens und Abends, blieb auch wol ganze Tage bei ihm. Herder's Abreise verzögerte sich bis zum April 1771.

Von Herder's „freundschaftlicher Krankenstube“ wendet sich die Darstellung in „Wahrheit und Dichtung“ (XXI, 247) zu dem „hohen und breiten Altan des Münsters“, wohin er sich oft mit seinen Freunden beschied, „um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen“. Hier wurde auch manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen, von denen Goethe statt vieler eine umständlich erzählt, die, wie wir jetzt bestimmt wissen, in den Juni 1771 fällt. Auf der Rückreise eilt unser Dichter, von Liebessehnsucht getrieben, nach Sesenheim — und hier erhalten wir die erste Nachricht von dem Verhältnisse zu Friederike, das ihn schon damals in ängstliche Sorge versetzt hatte. Die Beschreibung des ersten Besuchs zu Sesenheim schließt das zehnte Buch von „Wahrheit und Dichtung“, wogegen das zwölfte die weitere Darstellung des sesenheimer Verhältnisses bis zum Abgange von Strasburg enthält, jedoch mit Uebergehung des auf der eben erwähnten Rückreise gemachten Besuchs.

Versuchen wir nun aus den sonstigen Angaben Goethe's Erzählung zu ergänzen und, wo es nöthig sein sollte, zu berichtigen, so fällt die erste Reise nach Sesenheim, wo ihn sein Freund Weyland beim Pfarrer Johann Jakob Brion einführte, in die erste Hälfte des Oct. 1770. Von den drei noch lebenden Töchtern desselben — eine war frühe gestorben — war die älteste Marie Salome, wenn auch wohlgebaut, nicht so schön und von leichter Anmuth beseelt wie die funfzehnjährige Friederike mit ihren heitern, blauen Augen und dem „artigen Stumpfnäschen, das frei in die Luft schaute als könne es in der Welt keine Sorgen geben“; die dritte Schwester, Sophie, war noch ein Kind von sechs bis sieben Jahren. Gleich nach seiner Rückkehr vom ersten Besuche, am 14. Oct., einem Sonntage, schreibt Goethe an eine Freundin in Frankfurt *): er lebe so vergnügt als es ein Mittelzustand erlaube.

Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was Das sei, vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als hier in Strasburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntere Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man Nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber ebenso wenig fürs Herz als es für Augen und Ohren viel ist.

Jetzt aber ist plötzlich eine Veränderung für ihn eingetreten, an welcher sein Herz betheiligt ist. Er fährt unmittelbar darauf fort:

Sie sollten wol nicht rathen wie mir jetzo so unverhofft der Einfall kommt Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, inwiefern man seiner Freunde vergessen kann, wenn's Einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück das uns unserer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist, und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig.

Noch deutlicher verräth sich der Eindruck den Friederike auf den Dichter gemacht in dem ersten, bereits am 15. Oct. an Friederike selbst gerichteten Schreiben. **)

Liebe neue Freundin!

Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollte ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bischen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin!

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wol keine Frage; ob ich aber just weiß warum ich eben jetzo schreiben will und was ich schreiben möchte, Das ist ein Anderes; so viel merke ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Strasburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen. Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben

---

*) Bei Schöll, S. 47. Engelbach scheint damals die Ferien in seiner Heimat, wohin ihn Goethe früher einmal begleitet hatte, zugebracht zu haben. Der Brief beginnt mit den Worten: „Jeder hat doch seine Reihe in der Welt wie im Schöneraritätenkasten. Ist der Kaiser mit der Armee vorübergezogen, schau sie, guck sie, da kommt sich die Papst mit seine Klärisey. (Man vergl. hiermit den Prolog zum „Puppenspiele“, VII, 109.) Nun hab' ich meine Rolle in der Capitelstube auch ausgespielt. Hierbei kommen Ihre Manuscripte, die mir artige Dienste geleistet haben.“ Sollte das „Ausspielen der Rolle in der Capitelstube“ etwa auf ein gemachtes Examen gehen? Nach dem Schlusse des Briefs sollte man fast vermuthen, Engelbach sei nicht wieder nach Strasburg zurückgekehrt, wonach freilich die Erwähnung desselben bei der Sommerreise 1771 (XXI, 247) irrig sein müßte. Bemerkenswerth ist, daß Goethe im Verfolge jener Reise nur einen Freund, wol Weyland, nicht Engelbach, nennt (XXI, 257, 260).

*) Bei Schöll, S. 50 fg.

**) A. a. O., S. 51 fg.

wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Discours weder weitläufig noch interessant werden konnte. Zu Ende der Wanzenau machten wir Speculation den Weg abzukürzen und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen; die Nacht brach herein und es fehlte Nichts als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um Etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein. Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht sie zu verlieren beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag Nichts sagen; entweder Sie können's errathen, oder Sie glauben's nicht. Endlich langten wir an, und der erste Gedanke den wir hatten, der schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Project, Sie bald wiederzusehen. Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung wiederzusehen. Und wir Andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da, und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt wovon es nicht essen sollte. Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden misfallen würde. Gewiß, Mamsell, Strasburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich Das je vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben. Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Aeltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe.

Der erste Besuch in Sesenheim soll nach „Wahrheit und Dichtung" nur zwei Tage gedauert haben, während im Briefe nach Frankfurt einige Tage genannt werden und das Schreiben an die Geliebte ein längeres Zusammenleben bestimmt anzudeuten scheint. Auch scheint die Angabe (XXII, 1), daß die beiden Freunde Nachtquartier in Drusenheim gemacht, durch den Brief an Friederike widerlegt zu werden, wonach die beiden Freunde in der Nacht nach Strasburg zurückkehrten. *) Hiernach könnte man den ersten Besuch in Sesenheim etwa vom vorhergehenden Sonntage, vom 7. bis zum 13. Oct. setzen. Die Rolle welche er beständig in der Hand trug dürfte nicht unwahrscheinlich von dem Entwurfe zum Neubaue des Pfarrhauses verstanden werden, welchen Goethe mit nach Strasburg nahm, um dort den Grundriß genauer auszuführen. Freilich versetzt er diesen Entwurf in die Zeit des zweiten Besuchs (XXII, 10 fg.); aber es ist höchst wahrscheinlich, daß der junge Dichter sich schon beim ersten Besuche, bei welchem der Vater Friederike's ihn bereits vom Neubaue des Pfarrhauses unterhielt (XXI, 268), dadurch freundlich zu erweisen gesucht hatte, daß er auf das Lieblingsthema des Alten näher einging, und ein Irrthum dieser Art ist bei der großen zwischen dem Jahre 1770 und der Abfassung von „Wahrheit und Dichtung" liegenden Zwischenzeit ein sehr natürlicher, da die Zeitfolge der einzelnen im Gedächtnisse haftenden Begebenheiten sich leicht verwischen konnte.

Auf die Zeit nach dem ersten Besuche dürfte man wol die Worte Goethe's anwenden deren er sich nach dem zweiten Besuche (XXII, 12) bedient:

In der Stadt angelangt beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Risse, den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geschrieben. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand. Ebenso war Inhalt und Stil natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck den sie auf mich gemacht immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern.

Nach der Rückkehr von Sesenheim wurde Goethe zunächst durch Herder, dessen Operation bald darauf begann, sehr gefesselt, und die mannichfachen Anregungen welche er von ihm erfuhr, nebst seinem Liebesverhältnisse, nahmen ihn so ganz in Anspruch, daß die begonnene Dissertation unterbrochen wurde. Indessen dürfte er sich dadurch nicht haben abhalten lassen Friederike bald wiederzusehen, wozu ihm die Ueberbringung des Risses zum umzubauenden Pfarrhause eine willkommene Gelegenheit bieten mochte. Ob dieser Besuch am letzten Sonntage des Oct. (27. Oct.) oder am Anfange Nov. stattgefunden, läßt sich nicht ermitteln. Dagegen steht es außer Zweifel, daß Goethe's Bericht über die Veranlassung zu diesem zweiten Besuche ganz irrig ist. In „Wahrheit und Dichtung" wird nämlich erzählt (XXII, 4 fg.): die Aufmunterung mit welcher der ältere Doctor Ehrmann vor den Ferien sein Klinicum geschlossen, „das schöne Land zu Fuß und zu Pferde zu durchwandern", habe den jungen Dichter zum zweiten male nach Sesenheim getrieben. Der zweite Besuch hatte, wie wir bestimmt wissen, vor dem Eintreten des Frühlings statt; eine solche Aufmunterung konnte aber Ehrmann unmöglich im Winter an die Studirenden richten. Auch scheint Goethe gleich im ersten Semester, im Sommer, das Klinicum des ältern Ehrmann und die Vorlesungen des jüngern über Entbindungskunst (XXI, 197) besucht zu haben, wie er im zweiten Semester, im Winter, Anatomie und Chemie hörte (XXI, 181). Mag also immer diese Auffoderung des ältern Ehrmann unsern Dichter im Sommer 1770 zu einem Ausfluge veranlaßt haben, mit dem zweiten Besuche in Sesenheim kann dieselbe unmöglich in Verbindung gestanden haben. Viehoff hat diesen Widerspruch nicht hervorgehoben. Auch manches Andere was Goethe von diesem zweiten Besuche (XXII, 7 fg.) erzählt scheint auf die Winterzeit nicht passen zu wollen, sodaß hier wieder eine Verwechselung angenommen werden muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dagegen folgt keineswegs aus jenem Briefe, wie Viehoff annimmt, daß sie die Reise zu Fuße gemacht. Die Beschwerlichkeiten der Reise erklären sich genügend aus dem Verirren zwischen den Morästen bei dunkler Nacht und herabströmendem Regen.

Mephistopheles im Hof-Frack und in der Blouse. Eine Reihe skizzirter Schilderungen aus dem socialen und politischen Leben der Gegenwart. Mit neun Illustrationen. Leipzig, Kollmann. 1847. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende Buch appellirt an den gesunden Verstand der Bürger, der Christen, der Fürsten, oder ich kann auch sagen des Lehr-, Nähr- und Wehrstandes in Deutschland — und die Appellation ist so begründet, daß das Urtheil in allen Instanzen günstig ausfallen muß. Der Verfasser des „Mephistopheles" sagt in dem Vorworte: man dürfe an sein Buch nicht die strengen Foderungen machen die man an den Roman mache; allein diese Bevorwortung hält Referent für überflüssig, weil jeder Autor doch wol das Recht haben muß seine Form sich selbst zu erfinden: erst hinterdrein mag der Kritiker kommen und beweisen, inwiefern die gewählte Form mit den allgemeinen Principien der Aesthetik harmonire oder nicht. Die Form welche der Verfasser des oben genannten Buches wählte erscheint uns als eine durchaus tadellose. Unser Verfasser wollte weniger einen situationsreichen spannenden Roman schreiben als ein Buch von praktischem Interesse; und er hat ein Recht dazu, denn er hat unsere Zeit begriffen. Er gehört mit zu Denen die für die Zeit deren Morgenroth im Februar 1848 liegt gekämpft haben. Es ist wahr, schmählich wahr, daß wir Autoren unter dem ärgsten, schimpflichsten Banne gepreßt und niedergehalten wurden; um so mehr aber soll das Vaterland den Patriotismus aller Derer anerkennen welche dem Volke Licht zu geben bemüht waren, welche muthig lehrten, daß die Wahrheit nur eine sei, vor Königsthronen und in der Bettlerhütte, welche dafür kämpften und stritten, daß es nur ein souveraines Recht gebe, das Recht der Vernunft. Der Verfasser des „Mephistopheles" gehört — den Beweis gibt und erneuert sein jüngstes Buch — in die Zahl dieser Ehrenhaften. Unser Anonymus, der Vielen kein Unbekannter ist, handhabt die Waffen der Ironie, der Satire, der Persiflage vortrefflich; er handhabt sie nicht blos wie im Fechtsaal, seine Schläge treffen, seine Stöße dringen tief, ja manchmal ruht er nicht bis er seine Gegner matt gemacht und vernichtet hat. In den letzten Jahren hat sich eine Mixtur von Ironie, Satire und Witzreißerei, welche sich Humor nannte, damit Unkundige sie mit dem echten Humor der Engländer und Jean Paul's verwechseln möchten, gewaltig prahlerisch hervorgethan; Das war aber als wenn ein lahmer Bär dem die Zähne ausgebrochen sind an einer glatten Eisenstange hinaufklettern will. Diese Aftersorte von Humor oder Satire ist dem Verfasser des „Mephistopheles" fremd; seine Thatkraft ist zu energisch und sein Geschmack zu gesund dazu. Und nun — was die Hauptsache ist — der Verfasser kennt die Verhältnisse deren Abbild er in seinem Buche gibt nicht nur im Ungefähren, im Allgemeinen; er hat — und wir schreiben ihm gewiß nicht zu viel Wissenschaft zu — mancherlei Kenntniß von socialen und politischen Verhältnissen die nicht Jedem zugänglich sind. Es ist hier nicht der Ort uns darüber weiter auszulassen. Der Verfasser greift es wahrhaftig nicht aus der Luft was er über Cabinetsjustiz, über Maitressenwirthschaft, über den das echte, einfache Christenthum vergiftenden Pietismus und Orthodoxismus sagt. Es ist gewiß nicht ohne Grund, daß selbst in protestantischen Ländern der Jesuitismus das infame Geschäft übt gewisse Principien unter dem Volke zu verbreiten oder zu stützen, Principien die wahrhaftig nicht dazu dienen das Glück des Vaterlandes zu begründen; es wäre nicht unmöglich, daß man dazu sogar die klerikalischen Grade des Freimaurerordens benutzte: wer die Geschichte des Freimaurerordens in Schweden, namentlich die Geschichte Karl's XIII. kennt, wird diese Ansicht nicht unbegründet nennen. Prächtige Satiren schreibt unser Verfasser ferner gegen das ehrlose Spionenwesen, welches ein Gift für die Freiheit, eine Schande für das mündige oder nach Mündigkeit strebende Volk ist. Doch Referent will hier keinen Commentar zum „Mephistopheles" schreiben; „Mephistopheles" ist ein Buch welches der neuen Zeit angehört, die sich unter uns nicht erst seit dem Februar 1848 vorbereitet; dies Buch ist für den Kundigen eine interessante Lectüre; aber auch unser deutsches Volk, welches im Politischen nach Mündigkeit strebt — daß Jeder strebte! — wird aus diesem Werke mancherlei Belehrung schöpfen können, denn alle Partien desselben regen zu weiterm Nachdenken an. 37.

Frommer Vandalismus und literarische Fälschung.

Das Decemberheft von „Fraser's Magazine" veröffentlicht 35 bisher unveröffentlichte Briefe Oliver Cromwell's, die angeblich von dem Protector an eine seiner „Eisenseiten", einen gewissen Samuel Squire, gerichtet worden sein sollen. Diese historischen Schätze wurden von dem bekannten Lebensbeschreiber Cromwell's, Carlyle, eingeführt und von Letzterm zugleich deren Echtheit als etwas Ausgemachtes bezeichnet. Die Art und Weise jedoch auf welche diese Urkunden in Carlyle's Hände gelegt sind, und die seltsamen Umstände welche diesen vorausgegangen, müssen den gegründeten Verdacht erwecken, daß man es hier wol mit einer argen Mystification, wenn nicht mit noch Aergerm, mit einer theilweisen oder völligen Fälschung, zu thun habe. Carlyle hat nämlich die Originale dieser Briefschaften niemals gesehen, ja er versichert selbst, daß dieselben nicht mehr vorhanden seien. Er erzählt in Bezug darauf: ein Herr, wie er angedeutet ein Geistlicher, habe ihm vor einigen Monaten geschrieben, daß er sich im Besitz mehrer kostbarer Briefe Cromwell's und eines „Ironside Journal" befinde, welches Tagebuch Licht nicht nur über besagte Briefschaften, sondern auch über eine Menge anderer bisher dunkel gebliebener und unerklärter Vorgänge des Bürgerkriegs verbreite. Jedoch habe der Besitzer hinzugefügt, daß er nicht geneigt sei diese Papiere vor das Publicum zu bringen, weil sie Aergerniß geben, Familienspaltungen herbeiführen (man denke nach 200 Jahren!) könnten und was dergleichen Vorwände mehr waren. In Folge dessen habe zwischen Carlyle und diesem seltsamen Unbekannten ein längerer Briefwechsel stattgefunden, worin Carlyle natürlich darauf bestanden die Papiere mit eigenen Augen einsehen und prüfen zu dürfen. Der Besitzer habe aber dies Begehren ebenso beharrlich abgelehnt; zuletzt jedoch als er diesen Bitten nicht länger widerstehen zu können gefürchtet, und trotzdem fest entschlossen geblieben sei so viel an ihm liege das „verpestete puritanische Zeug" der Welt zu entziehen, habe er den Knoten mit Einem Schlag dadurch zu durchschneiden gesucht, daß er 35 dieser Briefe abschrieb, denselben in gleicher Weise einige kurze Auszüge aus dem Tagebuche beifügte — das Uebrige aber, Cromwell's Briefe sowol wie das Tagebuch der „Eisenseite" verbrannte — worauf er dann die Abschriften an Carlyle eingeschickt habe! Die Sache klingt so märchenhaft, daß man durchaus nicht begreifen kann wie Carlyle — ist der Hergang wirklich gewesen wie er ihn erzählt — von einem blinden kirchlichen Fanatiker oder einem falschen Urkundenschmied sich auf solche Weise hat nasführen und vor den Augen der Welt bloßstellen lassen. Denn wäre auch alles Erzählte wahr, so würden die jetzt veröffentlichten Briefe in dieser Gestalt jedenfalls immer noch verfälscht, d. h. nach den religiösen und politischen Ansichten des Copirenden entstellt und verstümmelt sein, da, hätte der Besitzer des Originals sie unverfehrt mittheilen wollen, Nichts entgegengestanden hätte wenigstens diese Bruchstücke der Vernichtung zu entziehen, und dadurch den Beweis ihrer Echtheit zu wahren. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 93. —— 2. April 1848.

Goethe und Friederike.

Von H. Düntzer.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

In Goethe's Nachlasse wird ein Brief desselben vom Dec. aufbewahrt, gerichtet an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt, in welchem sich schon Spuren vom „Werther" finden sollen. „Das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halbträumerisch hinzuschlendern." *)

Einen dritten Besuch verspricht Goethe in den aus Friederike's Nachlasse bekannt gewordenen, jetzt in die Werke (VI, 64) übergegangenen Versen:

Ich komme bald, ihr gold'nen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In uns're warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden **),
Wir wollen kleine Kinder sein.

Auf der Rückreise von diesem dritten Besuche, den wir um Weihnachten setzen können, scheint er in einem nahe gelegenen Orte einen Auftrag der Familie Brion ausgeführt zu haben, worauf das Gedicht hindeutet welches in Friederike's Nachlasse mit den angeführten Versen verbunden ist:

Nun sitzt der Ritter an dem Ort
Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesott'ner Eier
Und einem Stück gebeck'nen Fisch.

*) Eckermann's „Gespräche mit Goethe", II, [illegible]. Ein anderer Brief an denselben Dr. Horn vom Juli hatte noch keine Andeutung von dem sesenheimer Verhältnisse; natürlich, weil dieses erst im Oct. begann. „In beiden (Briefen) sprach sich ein junger Mensch aus der von großen Dingen eine Ahnung hat die ihm bevorstehen. Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich." Warum werden uns diese und andere wichtige Documente aus Goethe's Nachlasse noch immer vorenthalten?

**) Anspielung auf das Spiel des Straußwindens.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falber*) stolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg so gut als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

Diesen dritten Besuch finden wir in „Wahrheit und Dichtung" nicht erwähnt, wo Goethe nach dem zweiten gleich zu dem längern Aufenthalte zu Sesenheim übergeht, der zwischen Ostern und Pfingsten 1771 beginnt. Im Anfange 1771 mag Goethe sich wieder nachhaltiger mit seiner Dissertation beschäftigt haben. Der Tod des Großvaters am 6. Febr. 1771 scheint ihn schmerzlich berührt zu haben, wie aus seinem Briefe an die Großmutter (bei Schöll, S. 60 fg.) zu entnehmen ist.

Der Briefwechsel mit Friederike wurde lebhafter. Sie lud mich zu einem Feste, wozu auch überrheinische Freunde kommen würden; ich sollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence packte; und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. (XXII, 12.)

Goethe fühlte sich bei diesem Feste inmitten einer lustigen Gesellschaft von jungen, ziemlich lärmenden Freunden an Friederike's Seite „grenzenlos glücklich, lustig, geistreich, vorlaut und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt; sie offen, heiter, theilnehmend und mittheilend". Am Nachmittage küßte er die Geliebte beim Pfänderspiele mehr als ein mal, als sich die Gelegenheit bot, recht herzlich, indem er alle abergläubischen Grillen die ihn bisher abgehalten hatten fahren ließ. Damals erfolgte auch wol die Aufstellung der Gedächtnißtafel, welche Sophie Brion also beschreibt: Eines Tags haben sie (im Nachtigallwäldel) eine vom Schreiner besorgte Tafel mit den Namen vieler Freunde aufgehangen. Zu unterst schrieb Goethe seinen Namen unter folgende Verse (VI, 63):

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die oben in Acht;
Es mag der Dichter sterben
Der diesen Reim gemacht!

Die Tafel wurde wahrscheinlich an der stärksten der vier Buchen jenes Nachtigallwäldels befestigt, die so stan-

*) So steht in den Werken (VI, [illegible]), dagegen in der ersten Mittheilung im „Morgenblatt" ([illegible], Nr. [illegible]) Falbe.

den, daß man darunter nicht naß werden konnte. Auch Goethe thut dieses Wäldchens Erwähnung, in welchem sich ein reinlicher Platz mit Bänken befand, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Ferne gewann (XXI, 280). Wenn er aber hinzufügt: an einem der stärksten Bäume habe man ein längliches Bret bemerkt mit der Aufschrift „Friederike's Ruhe", so gehört Dies zu den bewußten oder unbewußten Ausschmückungen, da Friederike's Schwester davon Nichts wußte und hier eine Verwechselung mit jener Tafel mehr als wahrscheinlich ist.

Auf jenen Nachmittag mögen sich auch die Verse aus Friederike's Nachlasse (VI, 63) beziehen:

> Jetzt fühlt der Engel was ich fühle,
> Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
> Und sie ist nun von Herzen mein.
> Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
> Nun laſſ' mich morgen sein wie heute,
> Und lehr' mich ihrer würdig sein!

Später ging man zum Tanze, dem das liebende Paar sich so leidenschaftlich hingab, daß man ihnen zureden mußte davon abzulassen; sie „entschädigten sich dafür durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand", auf welchem „die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß sie sich von Grund aus liebten", den Bund der Seelen noch fester schloß. „Aeltere Personen, die vom Spiel aufgestanden waren, zogen uns mit sich fort. Bei der Abendcollation kam man ebenso wenig zu sich selbst; es ward bis tief in die Nacht getanzt und an Gesundheiten sowie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es so wenig wie am Mittag" (XXII, 14 fg.). So war seine Neigung zu einer Leidenschaft geworden, deren bedenkliche, für beide Theile gefährliche Folgen er um so mehr bedenken mußte, je näher die Zeit rückte welche ihn von Strasburg entfernen sollte, und je weniger er hoffen durfte die Geliebte wider den Willen des pedantisch strengen Vaters, der ihn zu seiner weitern Ausbildung nach Wien und Italien schicken wollte, als glückliche Braut heimzuführen. Aber es fehlte ihm der Muth ein Verhältniß abzubrechen in welchem er sich so ganz glücklich fühlte.

Goethe schildert (XXII, 12) diesen Aufenthalt keineswegs als einen sehr langen, obgleich Friederike ihn gebeten hatte sich auf längere Zeit einzurichten. Wir lesen (XXII, 16 fg.):

> Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes, zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir diesmal beim Abschied öffentlich wie andern Freunden und Verwandten einen Kuß gab. In der Stadt erwarteten mich manche Geschäfte und Zerstreuungen, aus denen ich mich oft durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechsel mit meiner Geliebten zu ihr sammelte.

Auf den folgenden Seiten wird das Verhältniß zu Friederike so dargestellt als ob Goethe seine Besuche in Sesenheim häufig wiederholt habe. Ganz anders dagegen erscheint dies nach den wichtigen Aufschlüssen welche die Briefe Goethe's von Sesenheim an den Actuarius Salzmann in Strasburg uns bieten, der seinen jungen Freund mehrfach auffoderte seiner Studien wegen nach der Stadt zurückzukehren.*) Mehr als vier Wochen vor Pfingsten (19. Mai), vermuthlich schon am 13. April**), war er nach Sesenheim gegangen, von wo er erst nach Pfingsten, gegen Ende Mai, nach Strasburg zurückkehrte. In diese Zeit fallen die vielen kleinen Ausflüge in die nächste Umgebung, welche Goethe (XXII, 20) andeutet:

> Diesseit und jenseit des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau fand ich die Personen zerstreut die ich in Sesenheim vereinigt gesehen, Jeden bei sich als freundlichen Wirth, gastfrei und so gern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufschließend. Die Rheininseln waren denn auch öfters ein Ziel unserer Wasserfahrten.

Wie Viehoff Dies nach Goethe's saarbrücker Reise setzen kann, begreife ich nicht, da nach dieser für solche Ausflüge keine Zeit zu finden ist. Auch die Lust zu dichten trat unter diesen glücklichen Verhältnissen wieder hervor. Er sagt selbst (XXII, 22):

> Ich legte für Friederike manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Unter diesen Liedern können natürlich nicht solche gemeint sein welche persönlich an Friederike gerichtet sind (denn wie hätte Friederike selbst diese singen können?), sondern andere, allgemeiner gehaltene. Wir rechnen hierzu die Gedichte: „Der neue Amadis", „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", „Der Abschied", „Jägers Abendlied", „An die Erwählte". Auch folgendes aus Friederike's Nachlasse erhaltene Lied muß zu den bekannten Melodien untergelegten oder im Allgemeinen eine Situation der Liebe darstellenden Gedichten gehören:

> Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
> Wo singst du itzt?
> Wo lacht die Flur, wo triumphirt das Städtchen
> Das dich besitzt?
>
> Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
> Und es vereint
> Der Himmel sich dir zärtlich nachzuweinen
> Mit deinem Freund.
>
> All unſ're Lust ist fort mit dir gezogen.
> Still überall
> Ist Stadt und Feld, dir nach ist sie geflogen,
> Die Nachtigall.
>
> O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
> Dich bang herbei.
> Komm bald herbei, sonst wird es Winter werden
> Im Monat Mai.

Das Gedicht führt die Ueberschrift: „Als ich in Saarbrücken war", woher man zu der widersinnigen Annahme veranlaßt worden, Goethe habe es gedichtet als er selbst in Saarbrücken, fern von Friederike war. Aber der Dichter be-

---

*) Zuerst im „Morgenblatt" (1838, Nr. 25 fg.) mitgetheilt, später in Stöber's Schrift über den Dichter Lenz.

**) Der erste der Briefe an Salzmann von Sesenheim aus, der vor Pfingsten fällt, ist vier Wochen nach seiner Entfernung von Strasburg geschrieben. Viehoff setzt den Besuch irrig in die Pfingstferien.

klagt hier offenbar die Entfernung der Geliebten, welche er sich auf einer Reise begriffen denkt, von der sie bald zurückkehren möge; er selbst hat den Ort nicht verlassen, wo er sich lange ihrer holden Gegenwart erfreut hat. Daß man trotz dieses offen vorliegenden Inhalts unsers Gedichts jene Erklärung wagen konnte, ist höchst seltsam. Zunächst wird man, um den Widerspruch des Inhalts mit der Ueberschrift zu heben, zur Annahme gedrängt, Friederike habe zur Erinnerung, bei welcher Gelegenheit Goethe das Lied an sie gedichtet, die Worte „Als ich in Saarbrücken war", hinzugefügt. Nun wissen wir aus den Briefen von Lenz, daß Frau Brion mit ihren beiden ältesten Töchtern einmal ihrem Bruder in Saarbrücken einen Besuch machte, aber leider 1772, nach Goethe's Abreise. Im J. 1771 kann eine solche Reise nach Saarbrücken und zwar im Mai, auf den das Gedicht hindeutet, unmöglich angenommen werden, da Goethe fast bis zu Ende Mai in Sesenheim blieb; auch müßte er ja dem Gedichte zufolge selbst während der Abwesenheit Friederike's in Sesenheim gewesen sein; daß aber bei seinem mehr als vierwöchentlichen Aufenthalte Friederike Sesenheim nicht verlassen habe, beweisen Goethe's Briefe an Salzmann. Nun würde das Gedicht freilich sehr wohl auf den Dichter Lenz passen, der im Juni 1772 während jener Reise Friederike's nach Saarbrücken seine Briefe von Sesenheim mit ähnlichen Klagen füllte; aber die glückliche Leichtigkeit und hinreißende Natürlichkeit des tiefgefühlten Liedes lassen keinen Zweifel, daß Goethe, nicht Lenz, es gedichtet. Hiernach bleibt uns nur noch die oben gemachte Annahme übrig, gegen welche Nichts eingewandt werden kann, daß das Lied nicht persönlich an Friederike gerichtet ist, sondern einer bekannten Melodie untergelegt ist und allgemein die Klagen des Geliebten während der Entfernung der Geliebten darstellt. Friederike glaubte später, Goethe habe das Lied persönlich an sie gerichtet, und da sie sich keiner andern längere Zeit dauernden Abwesenheit von Sesenheim erinnerte als jener auf der Reise nach Saarbrücken, so schrieb sie zu eigener Erinnerung die Worte bei: „Als ich in Saarbrücken war", ohne zu bedenken, daß die Reise nach Saarbrücken erst nach Goethe's Abgang von Strasburg fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Una. Novelle von ***. Leipzig, Weber. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ref. findet große Schwierigkeiten bei Beurtheilung des vorliegenden Werks. Eine weibliche Feder hat dasselbe geschrieben und die Führerin derselben ist von hoher, gediegener Bildung. Der bis zur Unnatur und Schwülstigkeit gefeilte Stil strotzt von Vergleichungen, zu deren Ausführung Wissen, Können und Denken gehört. Die Fragen der Zeit sind erwogen und an ein selbständiges Urtheil gefügt, dessen Resultate die vorliegende Novelle hervorbrachten. Letztere ist nur das Gewand worein die Ideen über Liebe und Ehe sich hüllen sollten. Die verwaiste Una liebt den katholischen Priester Sylvan, der ihre Liebe mit Leidenschaft erwidert. Sie will ihn aber nicht zur Ehe verleiten, da ihm als Priester ein großartiger Wirkungskreis bevorsteht, und er schreibt ihr:

„Una, bist du so sehr nur Aether und Licht, ist deine Seele so ganz aus Sternenstrahlen gewoben, daß menschliches Verlangen sie nicht berührt? Gehörst du zu jenen Bewohnern der Elemente, den Undinen und Salamandern, von denen die Sagen erzählen, daß sie zuweilen Menschengestalt annehmen, zwischen Menschen wohnen, einem unter ihnen die Liebe lehren, dann aber sich seinem Begehr entziehen und ihm Nichts lassen als ein unendlich Sehnen das ihn nachzieht in die blaue Wellentiefe oder in die verzehrende Umarmung der Flammen?"

Sie will ihm angehören ohne sein Weib zu werden.

„Ich will dein eigen sein, Sylvan, ganz und unbeschränkt die Deine: mit Seele, Geist und Sinn, mit dem ganzen vollen Menschen! Was die Verehrer der Materie Sinnlichkeit nennen, läutert und klärt sich im Reinigungsfeuer der Phantasie zum Geistigen, wie das rohe Erz im Feuer geläutert wird zum schlackenfreien Golde. In schwungvollen, einbildungsreichen Seelen verwandelt sich mittels eines unerklärbaren, mystischen Processes das Sinnliche zum Seelischen, das Fleischliche zum Geistigen, das Irdische zum Himmlischen."

„Aber nicht dein Weib mag ich sein! Warum, mein Geliebtester, das freie Element der Liebe in den Hohofen der Ehe zwängen und das starre Eisen der Pflicht damit schmieden; warum dem geflügelten Gotteskinde Fesseln anlegen? Auch Rosenketten haben Dornen! Warum wollen wir das Allerheiligste unserer Gefühle aus der Bundeslade der Seele hervor an das profane Licht des Tags ziehen?"

Sylvan nimmt indeß dieses Opfer nicht an und reist nach Rom um seine Priesterweihe zu lösen und beim Papst Dispens zu holen. Da besucht sein Freund Medardus die einsame Una, und setzt ihr auseinander, daß sie zufolge ihrer Constitution nicht lange leben werde, und keinen Mann durch die Liebe für einen verscherzten Beruf entschädigen könne; daß Sylvan's Beruf sei der katholischen Kirche zu dienen und deren Macht zu fördern. Er erzählt ihr auch von Sylvan's illegitimer Geburt, weshalb die Mutter das Kind der Liebe der Kirche gewidmet habe, und Una erkennt alle diese Gründe an in Schmerzensringen, doch wie Ref. meint mit schwachem Widerstande. Medardus hält für das einzige Trennungsmittel von Sylvan eine schleunige Vermählung Una's, und schlägt auch sogleich einen Freier vor — Hypolith, welcher sie schon seit längerer Zeit liebt. Die Vermählung erfolgt und Una wird als praktische Hausfrau glücklich; doch als sie entdeckt, daß, wenn sie jetzt wieder zwischen Sylvan und Hypolith wählen sollte, ihre Wahl auf Letztern fallen würde, will sie sich mit der Pistole das Leben nehmen, indem sie sich des Treubruchs gegen den ersten Geliebten anklagt.

„Da warf sie sich zur Erde, da wand und krümmte sie sich unter der untragbaren Last der Verzweiflung. Der Eid, die Treue gebrochen, die sie in jener schmerzerfüllten Entsagungsstunde ihm, Gott und sich selbst geschworen! Ihre Seele war nicht stark genug das Gewicht solchen — Meineids zu tragen. Sie brach in lautes Weinen aus, nicht in Weibeszähren die wie lindernder Balsam in die Wunde tröpfeln, sondern in Thränen wie der Mann sie weint, die gleich siedendem Oel in den offenen Schaden fallen." Da fühlt sie das Regen des Kindes welches sie unter ihrem Herzen trägt, und sie entsagt dem Selbstmord. Später sagt sie: „Mein Kind und ich sind quitt, ehe es noch das Licht der Welt erblickt, es wird mir ein Leben zu verdanken haben das ich ihm wieder schulde." Ref. kann nicht umhin das Verschrobene dieser ganzen Scene unangenehm zu empfinden und streng zu rügen; es gibt falsche Beleuchtungen welche die heiligsten Gefühle entstellen, indem sie dieselben außer Einklang mit dem Leben bringen. Una ist sich selbst wol ebenso unklar wie dem Leser und der Schriftstellerin. Sie ist in Verzweiflung über ihren Treubruch gegen den Geliebten, nicht weil sie einen Andern geheirathet hat, sondern weil sie den Geheiratheten mehr zu lieben glaubt als den ersten Verlobten.

Und als sie später Letztern wiedersieht, wird sie von Gefühlen bestürmt welche ganz den frühern gleichen, die sie auch auf ihre Weise erklärt. Sie hält die Ehe nicht geeignet ein Band der Liebe zu sein. Es erscheint ihr als ein großer Irrthum der Zeit, daß die kleine Zahl der Idealisten, d. h. der spiritualistischen Idealisten, die göttliche Einsetzung mit der menschlichen Einrichtung vermengend, die Liebe als Grundlage der Ehe verlange, während im Gegensatz die merkantilen Geister Vertrag und Berechnung als ihre Basis betrachten, und endlich wieder Andere zum Theil aus sehr verschiedenen Gründen, Diese aus egoistischem Materialismus, Jene aus einem erhabenen, leider unrealisirbaren Spiritualismus, das Irrthümliche der beiden ersten Meinungen einsehend, die Ehe ganz frei geben wollen." Weiter sagt sie: „Nimmer würde ich nur den geringsten Stein des Tadels auf Die werfen welche, in einer solchen physischen Vereinigung allein Glück zu finden hoffend, widriger Verhältnisse und bedeutender Hindernisse willen — wie es z. B. gerade in unserer frühern Lage stattfand — stark und muthig genug sind sich über das menschliche Gesetz zu stellen, und Dem was wir die Meinung der Welt nennen im Bewußtsein des reinen Wollens zu trotzen." „Nur wenn man aus eigenem Willen sich Fesseln auferlegt hat", meint die geistreiche Frau, „ist es erbärmliche Feigheit die Ehe als eine niedere Schranke zu betrachten die man nach Belieben leicht überschreiten könne. Um geheiligt zu sein bedarf die Ehe nicht der Liebe, wol aber der Treue, damit sie nicht Selbstentweihung werde." Una spricht sehr lange auf diese Weise über dieses Capitel, und beweist dadurch, daß die Verf. Viel über dieses Thema nachgedacht hat, ohne jedoch zu einem Resultate gekommen zu sein. Sylvan ist indeß mit ihr einverstanden, und wir sehen Beide jung, glühend, die Herzen überwallend von Liebe, Brust an Brust allein unter der verhüllenden Decke der Finsterniß. „Das schwüle, wollüstige Fächeln des nächtlichen Hauches berührte ihre Schläfen und das liebeschwangere Schweigen der Natur unterbrach kein störender Laut. Ernst, überweltlich in gemessener Wandelung wie Geister zogen die Sterne ihre seit Ewigkeiten ausgetretenen Bahnen: so durchaus lautlos war es in der Schöpfung, daß es schien als ruhe der Weltgeist selber. Aber in dem Busen der Beiden regte sich kein Begehr, die geheimnißvolle Meeresstille ihrer Seelen ward nicht durch den Sturm des Verlangens zum Wellenschlag irdischer Zärtlichkeit angeregt; der mächtige Flügelschwung der Ewigkeit rauschte über ihren Häuptern, und vor ihrem weltengroßen Altare schlossen sie nur die mystische Ehe der Seelen!"

Wir wollen nicht länger die Tendenz der Liebe verfolgen welche das vorliegende Werk wie ein flackerndes Irrlicht durchzittert mit jener hohen Moralität welche der sicherste Weg zum Abgrund ist. Die Ueberschwänglichen stürzen hinein. Der sicherste Leitfaden durch das Leben bleibt immer das Erlebte und Gelebte; jene Phantasiestücke von Idealen wie sie geistreiche Frauen in unthätigen Stunden ausspinnen können dem gesunden Sinn nicht munden.

Das Ende der Geschichte und der Doppelliebe ist der Tod Una's. Hypolith und Sylvan befreunden sich auf ihrem Grabe. Sylvan bleibt katholischer Priester, er widersteht der deutschkatholischen Bewegung, obgleich er der Ueberzeugung ist, daß „die wahre innerlichste Wesenheit der Religiosität über Dogmen und Confessionen steht". Er bleibt dem äußern Bekenntniß nach römischer Katholik, da er ebenso wenig rechtgläubiger Neukatholik sein könnte.

„Wie die Sachen jetzt stehen", sagt er, „scheint mir der Katholicismus mit seiner mystischen Poesie und poetischen Mystik das einzige, wirksamste Antidot gegen den immer weiter fressenden Materialismus, den der dürre, protestantische Rationalismus zu stets erneuten Blüten treibt."

Er schließt den Roman mit folgender Aeußerung:

„Pius IX. kann ein zweiter Messias der katholischen Kirche werden, aber auch wie der erste das Märtyrerthum gewinnen; denn er wird mächtige «Kreuzige! Kreuzige!» rufende Gegner im Pharisäerthume des Klerus und der tausendarmigen Körperschaft Loyola's finden. Möge Der welcher ihn — Das ist unser Hoffen — zum Heil gesendet das schützende Panier seiner Unantastbarkeit über ihn breiten! Gregor hat seinem Nachfolger eine große Aufgabe hinterlassen, möge Pius sie erkennen. Er ist, so glaube ich, ihr gewachsen an Muth und Kraft: auszusöhnen die Welt mit dem Katholicismus."

Der vorliegende Roman beweist abermals wie die neuen Ideen um sich greifen und sich jetzt mit Gewalt in die Romanwelt drängen; die Schriftstellerinnen verarbeiten sie sogar wenn sie selbst in ihrem Innern noch nicht recht verarbeitet sind. Warum aber soll denn das vorliegende Werk von einer Frau stammen? Die drei Punkte auf dem Titelblatt sind weder weiblichen noch männlichen Geschlechts. Ref. kann keinen andern Grund zu seiner Nachweisung geben als sein Ahnungsvermögen, welches die Art der Auffassung und Zusammenstellung der Liebesscenen nur in weiblicher Feder suchen konnte.

2. Liebe und Chimäre. Eine Novelle. Von Karl Grafen von Hülsee. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 1 Thlr.

Wer eine Reihenfolge inhaltloser Conversationen, eine Sammlung charakterloser Personen, eine Erzählung ohne Ereignisse und Begebenheiten mit Geduld lesen kann, dem empfehlen wir das vorliegende Büchlein, welches in gutem Stil vorgetragen, in großen leserlichen Lettern gedruckt und wohl ausgestattet ist. Die Tendenz ein Buch zu machen scheint die einzige welche den Verf. beseelt hat; denn der Vorsatz des Helden keine reiche Frau zu heirathen ist allzu wenig motivirt, allzu oberflächlich berührt um als ein Princip aufgestellt zu sein. Dieser Vorsatz wird weder vertheidigt noch bekämpft und scheitert zuletzt an — ja Das ist eben schwer zu sagen. Der Stolze wird nach mancherlei Umherirren und Umherseufzen besiegt, als er als Ertrinkender ans Land gebracht die Liebende bemüht sieht ihn ins Leben zurückzurufen. Verschiedene Gestalten tauchen im Lauf des Romans auf ohne irgend eine Nothwendigkeit: Eine Coquette, mit welcher der Held einige Zeit verlobt war und deren Coquetterie von der rohesten Art ist, indem der Bräutigam sie bald in den Armen eines Lieutenants, bald in denen eines Ehemanns findet. Auch ein Jesuit kommt vor als Bedienter; er richtet aber keinen Schaden an und übt keinen Einfluß auf den Verlauf der Erzählung. Die junge, schelmische Franziska ist die gelungenste Figur, welcher der Verf. die meiste Ausführung gespendet hat; sie greift aber auch nicht handelnd in das Räderwerk des Romans ein und spielt selbst keine Hauptrolle, ebenso wenig wie das sogenannte Barönchen, ein alter Junggesell, der schon auf dem ersten Blatte erscheint. Das Buch ist abermals eine von jenen Erscheinungen die ebenso gut nicht geschrieben bleiben könnten; doch ist es auch nicht schädlich, da in keiner Art Eingriffe auf Moral, Religion oder Politik darin enthalten sind. 5.

Notiz.

Griechenland — wann eine römische Provinz?

Der göttinger Professor K. F. Hermann machte schon in der zweiten Auflage seiner „Griechischen Staatsalterthümer" (1836) darauf aufmerksam, daß der gewöhnlichen Annahme, wie Griechenland schon mit der Zerstörung Korinths das Ende seiner politischen Freiheit gefunden habe, gar keine Autorität zur Seite stehe, wol aber die bestimmten Zeugnisse von Cicero und Plutarch entgegen seien. Diese letztere Behauptung weiter auszuführen und zu begründen war der Zweck eines von dem nämlichen Gelehrten auf der letzten Philologenversammlung in Basel im Herbste 1847 gehaltenen Vortrags, über den seiner Zeit einige öffentliche Zeitungen berichtet haben. Hoffentlich wird der Vortrag selbst in seiner ganzen Ausdehnung gedruckt, was wenigstens im Interesse der Geschichtsforschung zu wünschen ist. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 94. — 3. April 1848.

Goethe und Friederike.

Von H. Düntzer.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Persönlich an Friederike gerichtet ist das aus ihrem Nachlasse erhaltene Gedicht „Erwache, Friederike", die Frucht eines langweiligen Morgens, an welchem er auf das Erscheinen Friederike's, vermuthlich nach einem am vorigen Tage gemachten ermüdenden Ausfluge, lange warten mußte. Es schließt mit den Versen:

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt;
D'rum höre nun zur Strafe
Was ich gereimt.

Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du schliefst ja noch.

In dieser Zeit gab Goethe an Friederike auch seine Uebersetzung von Ossian's „Klagen Selma's", die jetzt Stöber aus dem Nachlasse Friederike's hat abdrucken lassen. Man erinnere sich, daß Werther seiner Lotte eben diese „Klagen Selma's" gegeben hatte, die er derselben bei seinem letzten Besuche vorlesen mußte (XIV, 133). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß selbst dieser letzte Zug aus Goethe's sesenheimer Leben genommen ist.

Seine Abreise von Sesenheim verzögerte sich länger als er gedacht hatte; er konnte sich nicht von der Geliebten trennen, wie sehr ihn auch seine Studien, deren Beendigung bevorstand, nach Strasburg zurückriefen. Seines nahenden Abgangs von Strasburg, wo er bald promoviren sollte, ward bald mehrfach gedacht (XXII, 61), wodurch traurige Gedanken in ihm und der Geliebten geweckt wurden. Er selbst fühlte sich misstimmt, weil er nur zu sehr empfand welchem Glücke er bald auf immer entsagen mußte, da er nicht den Muth hatte den Hindernissen die ihm entgegentraten muthig zu trotzen. Das unglückliche Schwanken zwischen Wollen und Sollen erschütterte sein ganzes Wesen; von tausend Sorgen geängstigt war er seiner nicht mehr Herr, und es bedurfte des wiederholten Zurufs seines Freundes Salzmann, auch wol der um den jungen Dichter ernstlich besorgten Familie Brion selbst, ihn zur Rückkehr nach Strasburg zu bestimmen. Ein Versprechen hatte Goethe Friederike nicht gegeben; die Neigung war unmerklich zur glühenden Leidenschaft geworden, man hatte sich der innigsten, herzlichsten Liebe versichert, aber eine wirkliche Verbindung für das Leben durfte der von der Liebe geängstigte Jüngling nicht versprechen — er kämpfte und rang in sich, aber die Rücksicht auf den strengen Vater, der in eine solche Verbindung nie einwilligen, sondern in seinen Absichten und Wünschen getäuscht sich noch mürrischer und unausstehlicher gegen die geliebte Mutter und Schwester zeigen würde, und die Unmöglichkeit der Geliebten vorerst ein glückliches Dasein zu sichern, entschieden ihn zur Entsagung. In einem vier Wochen nach seiner Ankunft in Sesenheim geschriebenen Briefe an Salzmann spricht sich eine ängstliche Unruhe und gewaltige Aufregung bezeichnend aus:

Meine Seele ist wie das Wetterfähnchen drüben auf dem Kirchthurm. Behüt' mir Gott meine lieben Aeltern. Behüt' mir Gott meine liebe Schwester. Behüt' mir Gott meinen lieben Herrn Actuarius. Und alle fromme Herzen. Amen.

In demselben Briefe bemerkt er, er habe unterdessen Viel gethan und besonders Griechisch getrieben, sodaß er den Homer fast ohne Uebersetzung lesen könne. Bald darauf schreibt er:

Nun wär' es wol bald Zeit, daß ich käme; ich will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum! Der Zustand meines Herzens ist sonderbar und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe.

Er freue sich, heißt es weiter, der angenehmsten Leute, eines Cirkels von Freunden, und er sei allen lieb; aber er klagt über die „Zugabe welche uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt", womit er ohne Zweifel auf die äußern Verhältnisse hindeutet die sich einer Verbindung mit Friederike entgegenstellten. Am Schlusse gesteht er dem Freunde, er habe sich in Sesenheim, da er auf so lange Zeit nicht gefaßt gewesen, „festgefressen", und bittet ihn der Ueberbringerin einen Louisdor mitzugeben. In einem kurz nach Pfingsten geschriebenen Briefe erzählt er, er habe am Pfingstmontage (20. Mai) mit der ältern Schwester, Marie Salome, von 2 Uhr bis Mitternacht getanzt.

Der Herr Amtschulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers und seit der Zeit ist's auch besser. Der Husten hat sich durch Cur und Bewegung

ziemlich gelöst. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell; die Kleine (ohne Zweifel Friederike, im Gegensatze zur ältern Schwester) fährt fort traurig krank zu sein, und Das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen.

Das Schuldbewußtsein, bemerkt er, gehe mit ihm herum. Also schon damals verhehlte er sich nicht, daß er die Ruhe Friederike's gestört habe (XXI, 280), da ihm der Gedanke wie bald er das geliebte Wesen verlassen müsse lebendig vor die Seele trat. Er bittet den Actuarius ihm „eine Schachtel mit gutem Zuckerbäckerwesen" zu schicken, wodurch er „zu süßern Mäulern" Anlaß zu geben wünsche als er seit einiger Zeit zu sehen gewohnt gewesen sei. Kurz darauf dankt er für die gesandten Zuckerwaaren. „Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb wenn man nicht Athem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens was zu helfen ist, nicht gerechnet —." Man ergänzt leicht „die Nähe der Geliebten".

Salzmann's wiederholten Auffoderungen gelang es endlich ihn gleich Anfangs Juni nach Strasburg zurückzubringen, welches Herder bereits im April verlassen hatte. Nach seiner Rückkehr scheint er die Bekanntschaft mit dem Liefländer Reinhold Lenz gemacht oder fester geknüpft zu haben, die bald zu einer sehr innigen ward. Zunächst wird ihn der völlige Abschluß seiner Dissertation beschäftigt haben, die er noch im Laufe des Monats eingereicht haben mag. Der Briefwechsel mit Friederike ward unterdessen nicht unterbrochen, sondern der Verkehr lebhafter als je. Unter Anderm sandte Goethe, da damals gemalte Bänder Mode geworden waren, ein paar Stücke dieser Art an Friederike mit dem bekannten kleinen Gedichte welches mit den Worten schließt:

> Einen Kuß *), geliebtes Leben!
> Und ich bin belohnt genug.
> Fühle was dies Herz empfindet,
> Reiche frei mir deine Hand,
> Und das Band das uns verbindet
> Sei kein schwaches Rosenband. **)

Während der Hundstagsferien, am 22. Juni, also nach einem sehr kurzen Aufenthalte in Strasburg, unternahm Goethe mit seinen Freunden Weyland und Engelbach *) eine kleine Reise, auf welcher er am 26. Juni in Saarbrücken anlangte, von wo er am folgenden Tage an dieselbe Freundin in Frankfurt, welcher er gleich nach dem ersten Besuche in Sesenheim geschrieben hatte, folgenden Brief richtete. **)

Wenn das Alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher machte und alle Abwechselungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß, Sie würden Mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenderes als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an Alle — die Sie lieben, die mich lieben — und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie sich nicht verleugnen wird, daß sie gegen meine Briefe sein wird was sie gegen mich war, und daß sie — genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat der kennt sie. Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben aufs lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwalds vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkeln Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum, man braucht Anstrengung um ihn im Gedächtniß aufzusuchen. Welch Glück ist's ein leichtes, ein freies Herz zu haben! „Muth treibt uns an Beschwerlichkeiten, an Gefahren; aber große Freuden werden mit großer Mühe erworben. Und Das ist vielleicht das Meiste was ich gegen die Liebe habe; man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern sie zu zerreißen." Muthig wird wol der Liebhaber der in Gefahr kommt sein Mädchen zu verlieren, aber Das ist nicht mehr Liebe, Das ist Neid. „Wenn ich Liebe sage, so verstehe ich die wiegende Empfindung in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit und immer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man genirt ist, und doch können Verliebte nicht leben ohne sich zu geniren."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) So in der „Iris", II, 73. Später änderte der Dichter Einen Blick.

**) Rahel sagt von den letzten Versen, diese hätten Friederike's Herz vergiften müssen. „Ich fühlte dieser Worte ewiges Umklammern um ihr Herz; ich fühlte, daß die sich lebendig nicht wieder losreißen; und wie des Mädchens Herz selbst klappte meins krampfhaft zu, wurde ganz klein in den Rippen; dabei dachte ich an solchen Plan, an solch Opfer des Schicksals; und laut schrie ich, ich mußte, das Herz wäre mir sonst todt geblieben. Und zum ersten mal war Goethe feindlich für mich da. Solche Worte muß man nicht schreiben, er nicht. Er kannte ihre Süße, ihre Bedeutung; hatte selbst schon geblutet. Gewalt anthun ist nicht so arg." Aber man bedenke, daß Goethe diese Verse schrieb als die baldige Trennung zwischen den Geliebten schon längst feststand und die Hoffnung einer wirklichen Verbindung ganz abgeschnitten war, sodaß sie nur als eine Erklärung seiner fortdauernden Neigung zur Geliebten gelten können.

*) Wenn nicht unsere in einer frühern Note geäußerte Vermuthung gegründet ist. Bei Viehoff (S. 262) muß 1770 Druckfehler sein für 1771.

**) Bei Schöll, S. 66 fg.

Zur Tagesliteratur.

Italiens Zukunft. Beiträge zur Berechnung der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung. Von Friedrich Kölle. Stuttgart, Cotta. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die wenigen Wochen welche seit dem Erscheinen dieses Buchs verflossen sind haben Schlag auf Schlag die wichtigsten Veränderungen in Italien hervorgerufen, sodaß die Muthmaßungen und Meinungen dieses Buchs von der wirklichen Ge-

schichte weit überholt sind. Der Papst wird immer weiter gedrängt, zu neuen Reformen, die Besetzung Ferraras hat den vollkommensten Vorwand zu einer allgemeinen Volksbewaffnung geliefert, 100,000 Mann Oestreicher ersticken mit Mühe den Geist des Aufstandes im Lombardisch-venetianischen Königreiche; aber überall bricht der Haß der Italiener gegen Oestreich durch; in Sicilien ist die vollständigste Revolution siegreich zum Ausbruch gekommen, der König von Neapel hat eine Constitution gegeben, ebenso Sardinien und Toscana, ganz Italien ist in der unbeschreiblichsten Aufregung und macht neue Geschichte. Die Revolution ist in Frankreich ausgebrochen und schwingt sich über die Alpen, sie ist da und wir brauchen ihr nun nicht mehr wie Hr. Kölle ein Horoskop zu stellen; das ganze romanische Europa ist wie von einem Erdbeben erschüttert und es hallt überall wider.

Vor diesen revolutionnairen Erscheinungen in dem romanischen Theile Europas treten die Entwickelungen in den germanischen Staaten augenblicklich tief in den Hintergrund, aber sie werden darauf nicht ohne Einfluß bleiben. Wer kann heute übersehen was morgen kommen wird? Das romanische Europa hat wieder zu dem Banner der Revolution geschworen. Alle Fibern sind gespannt, alle Augen sind jetzt auf Frankreich, auf Italien gerichtet.

Die plötzliche Umwälzung in Frankreich erscheint für uns noch unmittelbarer und folgenreicher als die italienische, aber in ihrer Verbindung mit dieser liegt eben das Dunkel und die Lösung der nächsten Zukunft. So lange Frankreichs Regierung mit der von Oestreich einverstanden war und das System der Reaction verfolgte, so lange Guizot und Metternich sich die Hände reichten, so lange mußte die nächste Zukunft Italiens zweifelhaft sein; aber jetzt ist dieses unnatürliche Band von dem französischen Volke zerrissen, die östreichische Politik steht allein, die italienischen und französischen Volkssympathien berühren sich, und was in Italien folgen wird kann keinem Zweifel unterliegen.

Unter diesen Umständen erscheint uns ein detaillirtes Referat über das vorliegende Werk in seinen Beziehungen zu Kunst, Literatur und älterer Geschichte kaum noch am Orte, wol aber wird es zweckdienlich sein sich da an Kölle anzuschließen, wo er Momente darstellt und Zustände schildert welche in unmittelbarer Beziehung zu der jetzigen großen Bewegung Italiens stehen.

Unzweifelhaft ist der Einfluß Frankreichs in Italien ganz überwiegend; denn die Bestimmtheit der Verwaltungsformen, die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, das Gleichheitsprincip in der Conscription, die Schranken in welchen man die Geistlichkeit hielt waren ein Vorschritt, und man erhielt diesen ohne den Vortrab des Schreckensystems zugleich mit den Ergebnissen der schwindelnden Größe des Kaiserreichs. Kein Wunder konnte es sein wenn die französische Revolution begeisterte Anhänger in Italien fand und niemals vergessen wurde. Allerdings führte Napoleon eine auffällige Zerstückelung Italiens ein, aber sie wurde nur als vorübergehend angesehen, und die Italiener glaubten nicht ohne Grund, daß der Augenblick zur Vereinigung der ganzen Halbinsel in Ein Reich bald kommen werde, wenn nur einmal der Impfproceß der französischen Institutionen ganz durchgeführt sei. Ueberhaupt herrscht mehr Wahlverwandtschaft zwischen dem Franzosen und Italiener als zwischen dem Italiener und dem Deutschen. Während in Frankreich der Adel vertrieben oder guillotinirt worden war, schloß er sich in Italien an die neue Bewegung an, auch die Geistlichkeit wußte sich bald mit der neuen Herrschaft auf einen guten Fuß zu setzen; ebenso folgte der französischen Herrschaft die Einführung geheimer Gesellschaften, namentlich der Freimaurerei, der Carbonaria und der Philadelphen. Sie spielen eine tragische Rolle in der neuern Geschichte Italiens, aber es ist merkwürdig, wie bei der jetzigen großen, nationalen Bewegung auch dort alle Geheimbünde ganz im Hintergrunde bleiben. So zeigte sich überall in Italien der französische Einfluß.

Nun aber kam die Zeit der Restauration, die Zeit in welcher Oestreich den französischen Einfluß und den nationalen Sinn zu vernichten suchte, also die eigentliche Ursache der jetzigen Bewegung. Oestreich trat entschieden in seiner Politik als Feind des freien und einigen Italiens auf. Es war sichtlich, daß Oestreich seinen Einfluß auf Italien in erste, den auf Deutschland fortan immer in zweite Linie setzte. Dieses ist noch der Fall, darum wird jetzt Oestreichs ganze Existenz in Italien bedroht. Kölle äußert sich folgendermaßen:

„Oestreich suchte vor Allem sein Lombardisch-venetianisches Königreich den übrigen Erbstaaten möglichst gleich zu machen. Münzfuß, eine dem italienischen Charakter nicht zusagende Civil- und Criminalgesetzgebung, gemeinschaftliche Mauthlinie, Bewachung einer Provinz durch die Soldaten einer andern fielen den neuen oder nach langer Zeit wiedererworbenen Unterthanen schwer, die großen Summen welche nach Wien gingen bei der allgemeinen Krise, welche immer den Uebergang eines Kriegszustandes in den des Friedens bezeichnet, noch schwerer. Die Lombarden standen den Tedeschi noch schroffer gegenüber als die durch den bleiernen Druck der alten venetianischen Regierung gezähmten Terrafermisten. Aus der Weigerung in östreichische Staats- und Kriegsdienste zu treten entstand die Versetzung vieler Wälschtiroler und Dieses machte das Uebel noch ärger. Vergebens wurde von der Regierung für materielles Wohlleben, Landstraßen, Volksunterricht, Beaufsichtigung der Geistlichkeit, Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. das Mögliche gethan, vergebens der Verwaltung der Ernst, die Beharrlichkeit und Rechtlichkeit der Deutschen aufgeprägt, es war einmal eine Unverträglichkeit der Charaktere, ein Gehorchen allein der Uebergewalt gegenüber, und so wird es lange, lange bleiben."

Unter dem mächtigen Einflusse Oestreichs, welches um so gewaltiger auf die italienische Halbinsel drücken konnte, je schwankender der Zustand Frankreichs geworden war, schritt überall die Restauration vor sich: in Sardinien wie in Toscana. In Neapel wurde Ferdinand durch die Oestreicher wieder eingesetzt, und da Neapel durch die Franzosen eine gegen das vorhergehende altspanische Unwesen treffliche Verwaltung erhalten hatte, so mußte man hier freilich verschiedene Momente des französischen Systems beibehalten; aber man hatte eine absolute Regierung, und was wurde dieser nicht mit der Zeit möglich! Seit 1821 herrschte die entschiedenste Restauration, Neapel hatte sich gegen Oestreich verpflichten müssen keine Verfassung zu geben. Sicilien mit seinem alten Haß gegen die Neapolitaner, mit seinem Inselbewohnern eigenthümlichen Freiheitssinne war unterdrückt, es wurde Neapel einverleibt, von seiner garantirten Verfassung war nicht die Rede. Und der Kirchenstaat, er stützte sich eben auch nur auf die östreichischen Waffen, er bot als Theokratie dem ganzen Europa das Bild der kläglichsten Verwaltung, der entsetzlichsten Verdummung. Seit 1821 mußte es klar sein, daß keine Regierung Italiens bestehe durch die Liebe der Völker und durch innere moralische Kraft, sondern durch das System Metternich's und der östreichischen Waffen. Von 1821 bis jetzt stand Oestreich hinter allen reactionnairen Maßregeln, die Gefängnisse Italiens waren immer voll von Staatsverbrechern, die Censur wurde immer stärker, die Universitäten wurden immer mehr geknechtet, der Volksunterricht machte wieder immer mehr Rückschritte. Wie kann es Wunder nehmen, wenn die feurige Jugend Italiens vielfach, und mitunter leichtfertig an dem Gewebe rüttelte womit der Wiener Congreß ihr Vaterland umsponnen hatte. Die Amnestie der politischen Verbrecher welche der Kaiser Ferdinand eintreten ließ war nur vorübergehend, seit 1840 folgte in Italien Aufstand auf Aufstand. Namentlich war der Kirchenstaat, unter Gregor XVI. so überaus kläglich verwaltet, der Mittelpunkt der Unruhen; aber sie fanden überall Sympathien. Wir erinnern an den Aufstand zu Ancona 1840, an den zu Aquila 1841, an die Aufstände zu Bologna und Ravenna, deren Unterdrückung unter Oestreich und Frankreich beinahe einen Welt-

[illegible] hervorrief. Bei dem Aufstandsversuche in Imola fielen [illegible] Brüder Bandiera; die Aufstandsversuche nahmen nur [illegible] ein Ende.

Die französische Julirevolution erschütterte anfangs die von Oestreich gelenkten italienischen Regierungen, und es zeigte sich eine Modification in ihren Maßregeln; bald aber wurde das Volk der Italiener durch die kraftlose Politik Ludwig Philipp's an die Oestreicher verrathen, und seitdem mochte Metternich seinen Einfluß jenseit der Alpen, bis die neuesten Bewegungen ihn furchtbar erschütterten, wieder vollkommen gesichert halten.

Keine der durch den Wiener Congreß wiederhergestellten Regierungen verstand es, wie Kölle richtig bemerkt, einen geistigen Mittelpunkt für Italien zu schaffen durch einige Lüftung der Fesseln der Presse, Herbeiziehung der ausgezeichneten Köpfe, durch Errichtung einer Akademie oder einer Universität in größerm und zeitgemäßerm Maßstabe. Den Florentinern fehlte [illegible] nicht der Wille aber die Kraft. Oestreich und der Kirchenstaat hinderten wechselsweise eine Vereinigung der Regierungen durch ein allgemeines Band. Nur in den rücksichtslosen Maßregeln und in den Ansichten welche dem Volkswillen entgegengesetzt waren sah man die Regierungen einig. Die Italiener mußten glauben, daß man sie völlig verdummen, politisch und ökonomisch entkräften wolle. Nicht nur ihr sehr erregbarer Sinn, sondern auch der gerechte, auf die älteste Cultur in Europa gegründete Nationalstolz wurde von den Beherrschern beleidigt, und Regierungen die sich von Oestreich lenken und erhalten ließen konnten bei diesem Volke keinen Anklang finden.

Alle diese Gedanken und Gefühle hatten in Italien Wurzel gefaßt, als mit dem Tode Gregor's XVI. und dem Regierungsantritte seines Nachfolgers der neue Umschwung in Italien begann. Der Kirchenstaat war in der tiefsten Entartung, die Veränderungen welche gleich mit Pius IX. begannen waren weniger ein Act der Freiwilligkeit als der allerhöchsten Nothwendigkeit. Hören wir hier den sehr gemäßigten Kölle:

„In den dem Mittelmeere zugewendeten Provinzen ist allen, durch Einleben in das Königreich Italien unvertilgbarer Widerstand gegen die Priesterregierung überall erkennbar. Sie werden nur durch Militairgewalt, die Furcht östreichischen Einschreitens und die Uneinigkeit der Städte untereinander in Unterwürfigkeit gehalten. Die Restauration stellte ihre bedeutenden Municipalfreiheiten nicht wieder her und ließ die drückenden Auflagen des Königreichs Italien fortbestehen. Die Staatsschuld wurde durch Inscriptionen zu Gunsten der todten Hand sehr gesteigert, weil man diese für verkaufte Güter entschädigen zu müssen glaubte. Dummköpfe und Ränkemacher kamen als Märtyrer zu Stellen und Einfluß, und da die Talentvollern beinahe alle durch die Restauration ihre Stellen verloren, so läßt sich denken welche furchtbaren Elemente die Opposition daselbst enthielt und noch enthält, weil den Nichtgeistlichen beinahe jede politische Laufbahn verschlossen ist. (Hier hat Pius schon wesentlich geändert.) Hier zwischen Po und [illegible] ist der Kern der französisch-revolutionairen Gesinnung in Italien, der glühendste Haß gegen das [illegible], der unversöhnlichste Groll wider die Geistlichkeit. Mag ein Menschenalter in scheinbarer Ruhe dahinfließen, diese Stimmung wird bei jeder Veranlassung zu Tage kommen, und die furchtbarste Reaction wider die Priesterherrschaft wird dort nicht ausbleiben, falls diese beharrlich wider jeden politischen Fortschritt ankämpfen sollte."

[illegible] hat Pius nur gethan was er ohne Gefahr nicht [illegible] konnte. Selbst Rom hat nach Kölle den indifferentesten [illegible] vieler Hauptstädte. Von der Regierung [illegible] es so bedeutende Summen von den besuchenden [illegible] und hat eine so verschiedenartige Bevölkerung, daß [illegible] minder gefährlich ist als man wähnen sollte. [illegible] Zuflüsse aus der katholischen Welt widerstehen, würde die Regierung fähig sein für glänzende Unternehmungen Bedeutendes auszugeben, so wäre, meint Kölle, diese bis in die neueste Zeit aller Municipalverfassung entbehrende Stadt ihr hold und gewärtig; sobald aber Aussicht vorhanden wäre, daß Rom die Hauptstadt eines weltlichen Königreichs Italien werden könnte, wäre sie [illegible] zu sehen. Die Ideen der neuern Zeit haben in Rom gewaltige Wurzeln geschlagen, der Haß gegen Priester und Mönche, besonders gegen die Jesuiten, ist dort so giftig wie kaum anderwärts.

Von der ewigen Roma, und diesmal von dem Heiligen Stuhle selber, den man bereits verstockt glaubte gegen jeden Fortschritt, hat sich nun über ganz Italien der Geist einer neuen Bewegung verbreitet. Bei ihrem enthusiastischen Charakter sehen die Italiener Pius an der Spitze der religiös-socialen Bewegung, die Abhängigkeit des Kirchenstaats von Oestreich ist plötzlich zerrissen worden und der römische Pontifex stützt sich seit langer Zeit zum ersten male wieder auf die Liebe des Volks. Oestreich sah sich von einem Hauptverbündeten verlassen, und selbst trotz der feigen Guizot'schen Politik, welche den Heiligen Vater und überhaupt Italien entschieden im Stiche ließ, ging der Kirchenstaat in der Bewegung weiter. Die Zulassung der Laien zu den Staatsämtern, die Bürgerbewaffnung, die der Presse zugestandene Macht und andere Maßregeln wurden mit Enthusiasmus aufgenommen und die Römer vergötterten beinahe ihren Papst. Aber ihre heißblütige Natur trieb sie weiter, und so scheint es denn jetzt als ob Pius über das gemäßigt-liberale System welches er auszuführen gedachte durch die Volksbewegung, der sich der römische Adel angeschlossen hat, wird hinausgetrieben werden. Die Constitution ist jetzt auch im Kirchenstaate ein allgemeiner Ruf. Die Bewegungen in den übrigen italienischen Staaten und die Revolution in Frankreich werden zu einer gänzlichen Umwälzung im Kirchenstaate führen, der Papst wird weit hinausgehen müssen über das Ziel welches er sich stellte, gejagt durch die stürmische Volksbewegung, oder — dies ist sehr wahrscheinlich — der Papst wird aufhören ein weltlicher Herrscher zu sein.

Nicht minder ist Oestreich von den übrigen Staaten verlassen worden, die Convention mit Modena bedeutet gar Nichts gegen die übrigen Ereignisse. Modena wird trotz des östreichischen Schutzes nicht zurückbleiben, wo bereits ganz Italien seinen Mann steht. Der überwiegendste Einfluß der Geistlichkeit, der Detaildespotismus bei dem geringen Umfange des Landes, eine große Fiscalität der Regierung und die Rolle welche der Herzog in den geheimen Gesellschaften der Halbinsel spielte haben einen Stoff entwickelt dessen Explosion nicht ausbleiben kann, trotz östreichischen Schutzes; denn Oestreich selber fängt an in Italien schwach zu werden. Dies zeigt sich eclatant im sardinischen Staate, wo die alten Familientraditionen immer rascher zerrissen wurden, wo jetzt die Spuren der Restaurationsepoche immer schneller verschwinden. Eine große Anzahl von Italienern betrachtet jetzt den König von Sardinien von weltlich militairischer Seite als eine Hauptperson für das befreite Italien. Die Spannung zwischen Sardinien und Oestreich begann unter dem Vorwande widerstreitender Handelsinteressen und wurde bis auf die neueste Zeit immer weiter geführt. Sardinien hält sich jetzt in jeder Weise zu Frankreich und opponirt auf das mannichfachste gegen das östreichische Regiment in Italien. Nach den neuesten Nachrichten ist endlich auch die Constitution erlassen und die Bürgerbewaffnung eingeführt. Seitdem hat auch die Revolution in Frankreich stattgefunden, welche auf Sardinien den größten Einfluß üben wird, und auch von dieser Seite tritt also der Geist der Umwälzung nun unmittelbar an die Grenzen des lombardisch-venetianischen Königreichs heran, welches die Oestreicher als ihr letztes Besitzthum in Italien mit einer furchtbaren Truppenmasse beinahe [illegible].

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 95. —— 4. April 1848.

Goethe und Friederike.

Von H. Düntzer.

(Fortsetzung aus Nr. 94.)

Das Verhältniß zu Friederike war für Goethe ein drückendes geworden, da es ihn mit Angst und Sorge wegen der Zukunft erfüllte; aber dennoch wagte er nicht es ganz abzubrechen, sondern träumte fort in dem süßen Glücke, das wie er wohl sah ihm bald entrissen werden sollte. Freilich mußte er sein ganzes volles Herz zurückhalten um die Leidenschaft nicht noch heftiger zu entzünden; er mußte „sich scheniren", aber die Wonne der Liebe fühlte er deshalb um Nichts weniger. Der Brief schließt mit den Worten:

> Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig schienirte; man will gebunden sein wenn man liebt. Ich kenne einen guten Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen. Es geschah einen Abend, daß er aufstehen wollte ehe es ihr gelegen war, sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicherweise kam sie mit dem Absatz auf seine Zehen, er stand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeigung zu sehr um seinen Fuß zurückzuziehen. *)

Von Saarbrücken aus, wo Präsident von Günderode sie drei Tage bewirthete, zogen sie durch waldige Gebirge, bis sie in tiefer Nacht in Neukirch anlangten, wo Goethe „ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und Unruhe des Tags" noch keine Rast finden konnte, weshalb er das höher gelegene Jagdschloß aufsuchte, vor dessen Glasthüren er lange Zeit in tiefem Nachdenken in einer nie gefühlten Einsamkeit saß, bis ihn aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern aufweckte, „der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte". Da ging in seinem Herzen das Bild Friederike's auf, das während des bunten Wechsels der Reisetage in den Hintergrund getreten war, jetzt aber wieder hervortretend ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinriß, sodaß er sofort zur Herberge zurückeilte und Alles zur Abreise auf den frühesten Morgen anordnete. Auf der Rückreise kamen sie nach Niederbrunn. Goethe sagt (XXI, 260):

> Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten.

Hier haben wir ohne Zweifel die bisher unbeachtet gebliebene Veranlassung zu dem herrlichen Gedichte „Der Wanderer", welches in das J. 1772 gesetzt wird, wahrscheinlicher aber in 1771 gehört. Wenn Goethe selbst später dieses Gedicht als eine Anticipation der italienischen Reise betrachtet **), so war er sich dieser Veranlassung nicht mehr bewußt.

Hinter Reichshofen trennte sich Goethe von seinem Freunde Weyland und ritt durch Hagenau auf Richtwegen welche die Liebe ihm zeigte nach Sesenheim, wo er sich in der Gegenwart der Geliebten, die er bald verlassen sollte, ganz beglückt fühlte. Da er wegen der Vorbereitungen zur Promotion auf längere Zeit nicht nach Sesenheim zurückkehren konnte, so beschloß man, endlich einer oft wiederholten Einladung der strasburger Verwandten, welche die Pfarrerin mit den beiden ältern Töchtern in der Stadt zu sehen wünschten, Folge zu geben. Anfang Juli kehrte Goethe nach Strasburg zurück, wohin ihm bald darauf Friederike nebst der Mutter und der ältern Schwester folgte. Der Besuch, der nur wenige Tage währen sollte, wurde auf das Zureden der Verwandten auf kurze Zeit verlängert, zur größten Qual der ältern Schwester, die sich in diesen ungewohnten Umgebungen unbehaglich fühlte, wogegen Friederike, die dem Geliebten keinen andern Vorzug zu geben schien als daß sie an ihn eher als an einen Andern ihre Wünsche richtete und ihn dadurch als ihren Diener anerkannte, sich auch hier frei und ungezwungen bewegte. Als er ihr hierüber seine Freude zu erkennen gab, war sie artig genug ihm zu erwidern, er sei ja da; sie wolle weder hinaus noch herein, wenn er da sei. Goethe berichtet uns, er selbst habe der Mutter und der ältern Schwe-

*) Sehr richtig vermuthet Schöll, daß Fränzchen gerade die Freundin ist an welche der Brief gerichtet war, und daß jener gute Freund mit seinem Mädchen kein Anderer als der Dichter und Fränzchen. Dagegen ist die Vermuthung über das Gedicht „Der Abschied" ganz verfehlt, da dies nach der chronologischen Uebersicht der Ausgabe in 40 Bänden 1770—71 fällt, ohne Zweifel in den sesenheimer Aufenthalt. Gedruckt wurde es bereits 1789. Der Name ist des Reimes wegen gewählt, wie sonst Käthchen (auch hierüber ist Schöll's Vermuthung S. 57 nicht zu billigen), Lisette (mit dem Reim Kette, I, 61).

**) Briefwechsel mit Zelter, Nr. 100.

ster zu Gefallen die Abreise beschleunigt (XXII, 27), was aber in Widerspruch zu stehen scheint mit einem aus Friederike's Nachlasse bekannt gemachten Gedichte, das er kurz nach der Abreise Friederike's gedichtet und dieser überschickt haben muß.

Ach, bist du fort? Aus welchen güld'nen Träumen
Erwach' ich itzt zu meiner Qual?
Kein Bitten hielt dich auf; du wolltest dich nicht säumen,
Du flogst davon zum zweiten mal.

Zum zweiten mal sah ich dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen steh'n
Für deine Freundinnen — des Jünglings stummes Sehnen
Blieb unbemerkt, ward nicht geseh'n.

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum ließest du ihm Nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen?
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer,
Die Bäume blüh'n ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden wo er mit dir gegangen,
Im krummen Thal, im Wald, am Bach —
Und findet dich nicht mehr, und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück, doch die erregt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein And'rer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib' ihm ein mal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiederseh'n,
Wenn du ihm diesen Trost nicht gibst.

Wie? Nie dich wiederseh'n? — Entsetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame, für dich.

Wir empfinden hier die ganze Verzweiflung des liebenden Jünglings, der nur zu lebhaft fühlte, daß die Trennung bald eine immerwährende Scheidung herbeiführen wird. Friederike, die ihren Schmerz beim Abschiede zu verbergen suchte, schien ihm zu kalt und gleichgültig, sodaß er die Freundinnen beneidete welche sich ihrer ganzen Zärtlichkeit zu erfreuen hatten. Ob Goethe früher wirklich die Abreise zu beschleunigen, als aber der Augenblick der Trennung nahte sie zu verschieben gesucht habe, oder aber diese Behauptung eine ganz grundlose sei, wollen wir nicht entscheiden.

Am 6. August disputirte Goethe über Theses (unter seinen Opponenten war Lerse) und ward zum Licentiaten, nicht, wie man gewöhnlich behauptet, zum Doctor promovirt; denn in einem von Frankfurt aus an Salzmann gerichteten Antwortschreiben lesen wir:

Der Pedell hat schon Antwort. Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Ceremoniel weggerechnet, ist mir's vergangen Doctor zu sein. Ich hab' so satt am Licentiaten, so satt an aller Praxis, daß ich nur des Scheines wegen meine Schuldigkeit thue, und in Deutschland haben beide Gradus gleichen Werth.

Freilich nahm er kurz darauf, besonders wol auf den dringenden Wunsch des Vaters, den Doctorgrad an. *)

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Toscana, das industriellste Land Italiens, welches durch eine Reihe achtungswerther Regenten weniger revolutionnairen Stoff zu bekämpfen hatte, hat ebenfalls Oestreich den Rücken wendend sich der nationalen Bewegung angeschlossen und die Bürgerbewaffnung angeordnet. Das Königreich beider Sicilien ist durch die plötzliche und siegreiche Revolution Siciliens ganz gewaltsam zum Verlassen des bisherigen spanisch-despotischen Systems getrieben und zum Anschluß an die Bewegung genöthigt worden. Auch hier verlor Oestreich Alles durch die Gewalt des neuen Geistes. Revolutionen, Reactionen, Nationalbankrotte hatten in Neapel einen Zustand bereitet in welchem das sonderbare Gemisch spanischer und Napoleonischer Institutionen neben dem durch das Meer vermittelten Weltverkehr eigentlich allein durch die vier Schweizerregimenter und die zahlreiche, die Allgewalt der Regierung darstellende Gensdarmerie, wie Kölle sagt, aufrecht erhalten wurde. Alles Dieses hat sich plötzlich geändert, selbst das Land der Banditen und der Lazzaroni hat sich zu einer französischen Constitution, zur Preßfreiheit, zur Nationalbewaffnung u. s. w. erklären müssen. Der Zustand der Insel Sicilien ist noch volle Revolution; die provisorische Regierung derselben scheint auf einer vollständigen Trennung von Neapel zu beharren. Diese schöne Insel wurde furchtbar vernachlässigt, außer dem Druck der Regierung war der übermäßige Grundbesitz der Geistlichkeit, Mangel an Verbindungsmitteln, Verödung der fruchtbarsten Gegenden durch Vernachlässigung der Wälder, Versumpfung und Mangel an Trinkwasser zu beklagen. Wenn je ein Land, sagt Kölle, eines in seiner Mitte wohnenden Königs bedarf, so ist es dieses Eiland. Es ist empfänglich für alle Verbesserungen, nur müssen diese von ihm selbst ausgehen und nicht von den verhaßten und verachteten Neapolitanern.

Alles Dieses beweist, daß die Zeit der engherzigen Isolirung für Italien vorüber ist, daß das Gefühl der Einigung von Tag zu Tag deutlicher wächst; der Strom der Bewegung durchflutet das Land von den Alpen bis zu Trinacriens südlichster Spitze. Das Bewußtsein des neuen Geistes zeigt sich in der politischen Richtung welche Italien in fast allen Staaten einstimmig angenommen hat, in der fast überall proclamirten constitutionnellen Regierungsform, der Volksbewaffnung, der Preßfreiheit u. s. w., es beweist sich in dem stürmisch sich kundgebenden Gefühle einer freien, italienischen Nationalität, welche auch auf ökonomischem Wege zu ihrer Realisirung strebt; denn es ist bereits der Vertrag in den Zeitungen erschienen, daß die päpstliche, toscanische und sardinische Regierung zu einem italienischen Zollvereine zusammentreten wollen. Der plötzliche Umschwung in Italien wurde nur dadurch möglich, daß die Regierungen sich selbst zu schwach fühlten die allgemein gewünschten Reformen zu versagen, und in der Einsicht, daß die politische Stellung der Mächte, insbesondere Oestreichs, ein bewaffnetes Einschreiten unmöglich mache. Der Rückschritt scheint, wie Kölle richtig bemerkt, jetzt unmöglich, aber bedeutende Zeichen beweisen auch, daß die seitherigen Reformen nicht genügen werden.

*) Vergl. jetzt Viehoff, S. 296, der bemerkt, es habe nicht ermittelt werden können, ob Goethe nicht dennoch später das Doctordiplom zugefertigt worden sei. Dr. heißt Goethe schon in einem Briefe von Merck vom 2. April 1772. Der streng auf Formen haltende Vater würde ihm den Titel Dr. nicht gegeben haben, hätte er denselben nicht wirklich erworben.

Daß alles Dieses vor sich gehen konnte, zeigt insbesondere die Schwäche des östreichischen Systems. Seit Oestreich seinen großen Einfluß auf Deutschland in Folge seines politischen Systems eingebüßt hatte, setzte es seinen Einfluß auf die italienische Halbinsel in die erste Linie, dieser Einfluß wurde ihm eine Existenzfrage. Und was ist geschehen? Dieser ganze Einfluß ist wie wir gesehen haben geschwunden, sein Einfluß auf die Regierungen Italiens ist nun fast noch geringer geworden als auf die Regierungen Deutschlands. Von Deutschland konnte es die Constitutionen und die Preßfreiheit abhalten, von Italien nicht. Es hat dulden müssen, daß das System welches es seit dem Wiener Congresse unermüdlich bekämpfte überall in Italien den Sieg über seine Politik davongetragen hat, es hat selber anerkannt, daß es zu schwach sei dieses System noch zu besiegen; denn es hat ganz Italien dem Feinde überlassen, um das Lombardisch-venetianische Königreich als Provinz des Kaiserstaats festzuhalten. Auf diese Stellung wird es sich, ganz isolirt, beschränken. Aber auf die Erhaltung des Lombardisch-venetianischen Königreichs wird es unter allen Umständen die furchtbarste Zähigkeit und Ausdauer verwenden. „Wer den Po beherrscht hat die Herrschaft in Italien", sagte schon Napoleon, für seine Herrschaft am Po wird Oestreich Alles wagen.

Aber der Geist der jetzt das übrige Italien belebt ist auch im Lombardisch-venetianischen Königreiche emporgelodert. Er zeigt sich überall in seiner fürchterlichsten Gestalt als Haß gegen die Oestreicher, er scheut sich nicht, da ein allgemeiner Aufstand noch durch die östreichischen Waffen gewaltsam verhindert wird, selbst als Meuchelmord aufzutreten. Mailand ist das Hauptlager dieses Hasses. Vom negativen Widerstande, vom Unterlassen des Tabackrauchens und des Lotteriespielens ist man in der Lombardei immer mehr auf dem Wege zum activen Widerstande. Je weiter man im übrigen Italien geht, je lebhafter dort der Fortschritt und das nationale Bewußtsein wird, um so unhaltbarer muß auch der jetzige Zustand der Lombardei werden. Da die östreichische Regierung in Folge ihres ganzen Systems dem Verlangen der Lombarden nicht entsprechen kann, so bleibt ihr jetzt weiter Nichts übrig als das gewaltsame Niederhalten durch die Policei und eine enorme Militairmacht. Davon melden uns die Zeitungen jeden Tags, ebenso von der Erbitterung mit welcher das Volk dagegen reagirt. Die Regierung hat bereits das Standrecht proclamirt und die Lombarden schießen die Offiziere aus heimlichen Hinterhalten auf offener Straße nieder. Verhaftungen und Transporte in die deutsch-östreichischen Kerker nehmen kein Ende, aber die Wuth lodert auf den Märkten und in den Theatern, unter allen Classen, unter dem Adel, den Bürgern, den Studenten immer mächtiger auf. Die 100,000 östreichischen Graueöcke haben es mit einer gereizten Nationalität zu thun. Die östreichische Regierung hat aus Politik die Lombardei vielfach milder regiert als ihre andern Staaten, die jetzige jährliche Aushebung ist milder als die frühere, die Uebelstände des Papiergeldes haben das östreichische Italien nicht getroffen, die Municipalverfassung ist freier geworden als sie unter Napoleon war, die Marine hat ihr italienisches Commando behalten, Straßen, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten sind bedeutend verbessert; aber das Gefühl der Fremdherrschaft, der Widerspruch der Charaktere zwischen dem Oestreicher und dem Lombarden, die politische Unmündigkeit welche Oestreich festhält, im Gegensatz zu den Reformen im ganzen übrigen Italien, haben den Zustand herbeiführen müssen in dem sich jetzt die Lombardei befindet. Und nun, nachdem sich diese Zustände von innen heraus, ohne äußern Antrieb — die Unterstützung Englands erscheint wenigstens sehr zurückhaltend — in Italien entwickelt haben und auf diesem Punkte nicht stehen bleiben können, in diesem Augenblick wird die Welt durch die große Französische Revolution, durch die Proclamation der Französischen Republik erschüttert. Es ist fast ein Gemeinplatz wenn wir sagen, daß dieses Ereigniß überall hin auf Europa wirken muß, ganz besonders aber wird es wirken auf Italien und vorzüglich auf die Lombardei. Es ist gar nicht zu sagen was dort vielleicht schon geschieht während wir Dieses schreiben (am 3. März). Frankreich und Fortschritt, sagt selbst Kölle, sind in Italien seit längerer Zeit gleichbedeutend, und die Blicke Aller sind seit Jahren auf Paris gerichtet. Nicht als ob man die Franzosen als solche so sehr liebte, aber sie gelten als die Incarnation der Ideen in welchen allein der Italiener ein Heil sucht für sich und sein Land. Er ist es müde wie ein Unmündiger behandelt zu werden, nur allein von Willkür und Gnade abzuhängen und überall von Fremden beherrscht zu werden. Frankreich, unter allen romanischen Völkern am weitesten vorgeschritten, muß auf den Gang der Dinge in Italien den entschiedensten Einfluß üben, Italiens Zukunft hängt unmittelbar ab von der Entwickelung in Frankreich. Und welchen Proceß erleben wir hier in diesen Tagen! Erst aphoristisch bringen uns die Zeitungen Kunde. Durch das System der Ludwig-Philipp'schen Politik wurden die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien sehr gelockert, am bittersten mußte die Unthätigkeit 1831 empfunden werden; und dieser Eindruck konnte weder durch die Besetzung Anconas noch durch die Stipulationen der Großmächte mit Gregor XVI. wieder ausgeglichen werden. Die Ludwig-Philipp'sche Politik hatte es zur Folge, daß die leitenden Geister in Italien jeden directen Einfluß auf Italien eher ablehnen als hervorrufen mußten. Als Kölle sein Buch schrieb, da stand die Ludwig-Philipp-Guizot'sche Politik noch in ihrer schönsten Blüte, es war in Frankreich das Unerwartete noch nicht geschehen, darum mochte Kölle schreiben:

„Vielleicht ist der Zeitpunkt schon versäumt in welchem Frankreich durch ehrliche, offene, vernünftige Politik, durch kräftige Vorstellungen und zeitgemäße Vorschläge ein moralisches Uebergewicht in Rom und Neapel hätte zurückerobern können. Bewegungen gegenüber wie die jetzigen italienischen es sind, ist dem Einflusse einer fremden, auf den Grundsätzen politischer Mündigkeit fußenden Macht Nichts nachtheiliger als Halbheit und Schwanken zwischen den Interessen der Dynastie und den Grundsätzen der Verfassung."

Aber jetzt? Die Revolution in Frankreich hat unbedingt den französischen Einfluß zurückerobert. Was daraus folgen wird Das ist leicht zu vermuthen, aber schwer in dem jetzigen Strudel der Ereignisse in voller Klarheit auszusprechen. Wir brauchen es nicht zu sagen, daß jetzt namentlich der Zustand der Lombardei ein gefährlicher scheint, daß hier ein allgemeiner Aufstand kaum ausbleiben wird. In dem Zustande der Lombardei liegen jetzt alle Möglichkeiten für einen östreichisch-französischen, für einen europäischen Krieg; aber wir wollen hier schweigen, wo zwischen dem Niederschreiben und dem Druck dieser Zeilen so unendlich viele Ereignisse von Weltbedeutung liegen werden.

Darüber kann übrigens gar keine Frage sein, daß mit der politischen Reform oder Revolution in Italien dieses Land noch lange nicht glücklich werden wird. Der Nationalenthusiasmus und eine freie politische Form machen ein Volk noch lange nicht glücklich, dazu gehören noch ganz andere Dinge, und Italien ist seit langer Zeit in den wichtigsten Zuständen verderbt, durch das System von welchem es beherrscht wurde. Aber unbegreiflich erscheint es immer wie Kölle folgende Ansicht aussprechen kann.

„Wer einem lebhaft fühlenden Italiener sagen würde: Es wäre ein Glück für euch, wenn ihr Alle unter Oestreichs Scepter kämt, der würde verfolgt und verhöhnt werden; und dennoch hätte er nicht Unrecht, wie — merkwürdiger Schluß! — schon das Bestehen einer geheimen Gesellschaft in dieser Richtung, der Ferdinandea, zu beweisen scheint. Man hätte das geringere Uebel dem bestehenden, aber unhaltbaren Zustande vorgezogen. Denn wäre ganz Italien unter derselben — gleichviel welcher — Herrschaft, so würde die Gemeinschaftlichkeit des Schicksals, der Verwaltungsformen, des Heerdienstes und besonders das Aufhören der Zollschranken in kurzem eine innere Umbildung des Volks und seiner Ansichten hervorbringen, und selbst das östreichische Phlegma, die Rechtlichkeit der deutschen

Verzopftung und das unerbittliche Festhalten an einmal gewählten Formen würden vielleicht ebenso heilsam und vielleicht noch heilsamer auf die Gesammtheit des Volks wirken als sie auf die Lombarden trotz ihres Widerwillens gegen ihre Unterwerfung als Bruchtheil gewirkt haben."

Hier thun wir einen recht tiefen Blick in die politischen Grundsätze des Herrn Kölle. Die Unterdrückung ganz Italiens durch Oestreich, der östreichische Corporalstock von Sicilien bis zum Po, scheint ihm ein „geringeres Uebel", wenn die Italiener nur auf diese Weise zu einer gleichmäßigen Dressur gebracht werden können. Er schlägt die großartigen Factoren des Nationalgefühls und des politischen Freiheitsstrebens für gar Nichts an, und hofft besonders auf das „östreichische Phlegma, die Rechtlichkeit der deutschen Verwaltung". Sollte diese östreichische Beamtenansicht in Bezug auf Italien nach den neuern Vorgängen noch einer Widerlegung bedürfen? Die Geschichte zeigt tausendfach, daß ein Volk auf Kosten seiner Nationalität und der politischen Selbständigkeit selbst durch die beste Verwaltung — und nicht einmal eine solche ist die östreichische — wird glücklich gemacht werden können. Selbständige Nationalität und politische Freiheit werden immer die Grundlagen für das Glück und den Wohlstand bilden; die Zeit ist vorüber wo sich die Völker von oben herunter wie eine Schafzucht bewirthschaften lassen, sie bedürfen um glücklich zu werden nach allen Richtungen hin einer freien Entwickelung; Nationalgefühl und politische Freiheit machen allerdings noch nicht das Glück, sie sind aber nothwendige Bedingnisse zu demselben. Selbst wenn Italien politisch frei geworden wird es noch unendlich viel zu thun haben um wirklich frei zu werden, die Aufgaben welche es dann noch zu lösen hat werden bedeutend schwieriger sein als die politischen. Spanien blieb trotz seiner Constitution ein elendes Land. Die Nothwendigkeit in Italien zugleich Religion, Staatsform, gesellschaftliche Verhältnisse, gewerbliche Thätigkeit, Gesetzgebung und Heerwesen umzubilden, Das ist eine Aufgabe die nicht schwer genug betrachtet werden kann; und doch wird sie Italien nicht erlassen werden können, wenn es wirklich in die Reihe der freien und gebildeten Länder eintreten will. Die Volkserziehung muß vor allen Dingen gehoben werden, die Kirche muß von ihrem verdummenden Principe zurückgebracht werden, das Volk muß zur Arbeit und Industrie herangebildet werden, dazu müssen dann namentlich auch die handelspolitischen Zustände Italiens geändert werden. Es ist eben kein Glück, daß der Italiener wenig Bedürfnisse fühlt; je mehr Bedürfnisse, je mehr innere Entwickelung und Freiheit. Ein Eisenbahnnetz, überhaupt bequeme Verkehrsmittel werden außerordentlich wirken; an die Stelle der vielen Zollplackereien muß eine gesunde Handelspolitik treten, der Localitätsgeist muß überall ausgekehrt werden, und der Handel, indem er den Kreis der Bedürfnisse und dadurch die Zahl der Tauschmittel erweitert, muß die höhere Gesittung in allen Classen verbreiten und das neue Staatsprincip mächtig fördern. Es muß überhaupt mehr sittlicher Ernst, größere Achtung vor dem Gesetze und stärkere Ausdauer in das Volk kommen. Aber nur durch sich selber, durch seine eigenen Anstrengungen wird Italien sich wieder erheben und ein glückliches Land werden können, gewiß nicht durch eine Dressur von außen, am allerwenigsten, obgleich Hr. Kölle Dieses behauptet, wenn sie auf das östreichische System und seine bewaffneten Grauröcke gestützt werden sollte.

F. Sch.

Vom Einfluß des Reisens auf den Menschen, auf seine Ausbildung, Stimmung und Gesundheit. Von J. F. Dancel. Uebertragen und durch Zusätze vermehrt von W. Weißenborn. Weimar, Voigt. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer in diesem Buche eine brauchbare Anleitung, wie er sich in diätetischer Beziehung auf Reisen zu verhalten habe, zu erhalten gedenkt, wird sich getäuscht finden. Das Wenige was im Allgemeinen auf 60 Seiten über den Einfluß des Klimas auf die menschliche Organisation und auf den Geist, über den Einfluß der Reisen auf die Krankheiten des Menschen und in Bezug auf die verschiedenen Lebensalter, sowie über Promenaden, Spaziergänge, Spazierritte, Spazierenfahren und Spazierfahrten im Kahne auf Seen und Flüssen gesagt wird, ist dürftig und erschöpft den Gegenstand keineswegs. Der bei weitem größere Theil des Buchs aber, eine ganze Physiologie und Pathologie fast aller bekannten Krankheiten, unter denen sich auch Herz- und Lungenentzündung u. s. w. befinden, mit denen doch wahrlich kein vernünftiger Mensch sich auf Reisen begeben wird, ist ohne allen Werth, sowol für den Arzt, der das Alles besser wissen muß, als für den Laien, der damit Nichts anzufangen weiß. Dennoch hält der Uebersetzer laut Vorrede die Uebertragung der Schrift ins Deutsche für höchst zeitgemäß. Wir glauben das gerade Gegentheil! 29.

Miscellen.

Vor 200 Jahren war es leicht ein guter Theaterdichter zu werden.

Dies war wenigstens der Fall wenn man ein Franzose und in Paris war. Als Corneille seine noch heute berühmten „Horatier" dem damals allmächtigen Cardinal Richelieu widmete, brachte er gegen denselben die wunderlichsten Speichelleckereien vor. „Man darf", sagt er unter Anderm, „um weiter zu kommen (als Theaterdichter), nur das Auge auf Ew. Eminenz richten, wenn Sie unsere Stücke mit Ihrer Gegenwart und Aufmerksamkeit beehren. In Ihrer Miene liest man gleich was Ihnen gefällt und misfällt, und unterrichtet sich dann ganz sicher (avec certitude) über Alles was gut und schlecht ist; untrügliche Regeln zieht man daraus über Alles was man befolgen und vermeiden muß, und ich habe da oft in zwei Stunden gelernt was ich in meinen Büchern in zehn Jahren nicht entnehmen konnte. Hier schöpfte ich Alles was mir den Beifall des Publicums erwarb." Also die ganze dramatische Dichtkunst ließ sich an der Nase des Cardinals Richelieu ablernen. Wer das Glück hatte ihn oft zu sehen, konnte auch ein berühmter dramatischer Dichter werden. Die Sache ist um so spaßhafter, da Richelieu selbst einige ganz elende Trauerspiele geschrieben hatte, und den „Cid" des Corneille officiell von der pariser Akademie kritisiren, sowie von Miethlingen unter der Hand Flugschriften gegen ihn schreiben ließ. Doch darf man nicht vergessen, daß, wenn der Theaterdichter Richelieu Cabalen spielte, der Minister Richelieu würdig handelte und dem Dichter eine Pension von 500 Thlrn. gab. In solcher Art hat man nun auch den Schlüssel zu Corneille's Anleitung ein guter dramatischer Dichter zu werden. Der Schluß von seiner Vergötterung ist übrigens dem Horaz nachgebildet, wenn er der Melpomene dankt: Quod spiro et placeo, si placeo, tuum est!*) 20.

Ein biblisches Münzcabinet.

Ein ehemaliger Superintendent in Zwickau, Christian Gotthold Blumberg (gest. 8. Januar 1736), gab ein „Münzcabinet in Predigten" heraus. Es enthält einen ganzen Jahrgang von Predigten. In dem Eingange einer jeden wird eine Münze, auf welcher irgend ein biblischer Spruch oder auch einige Worte aus einem geistlichen Liede geprägt sind, zum Grunde gelegt und die Predigt alsdann daran geknüpft. Die angeführten Münzen sind bei jeder Predigt mit abgebildet. 27.

*) S. die „Oden", IV, 3, 21—25. Was Horaz hier an die Melpomene richtet, wendete Corneille auf den Mäcenas an, um so desto leichter den Weg zum Weihrauchfasse für Richelieu zu finden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 96. —— 5. April 1848.

Goethe und Friederike.

Von H. Düntzer.

(Beschluß aus Nr. 95.)

In der zweiten Hälfte des August scheint der Dichter seinen letzten Besuch in Sesenheim gemacht zu haben. *) Er selbst sagt (XXII, 63):

Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe.

Kein Vorwurf traf ihn von Friederike's Seite; aber er selbst fühlte sich schuldig, daß er durch eine unklugerweise genährte Neigung ihre Ruhe gestört hatte. Er selbst äußert (XXII, 61):

Eine solche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung ist der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer sanften, glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts zwar wieder dieselbe Bahn, nur umgekehrt bezeichnet und zuletzt da wo sie ihren Lauf geendet Verderben hinbringt.

Nur noch wenige Tage verweilte er in Strasburg, von wo er Friederike folgendes in ihrem Nachlasse gefundene Gedicht übersandte:

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld.
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.

O liebliche Friederike,
Dürft' ich zu dir zurück!
In einem deiner Blicke
Ist Sonnenschein und Glück.

Der Baum in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht *),
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.

Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb' wie dein Gesicht,
Sie seh'n die Sonne nimmer
Und ich Fried'rike nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein.
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.

Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie, was gäb' sie mir? **)

Auf die Abreise von Strasburg, gegen Ende August, scheint sich folgendes Gedicht Goethe's zu beziehen. ***)

---

*) Unter den Briefen an Salzmann findet sich folgender auf einem Quartblatt blau Conceptpapier: „Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projecten aus dem Bett gepeitscht. O, es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen, wozu es bestimmt war. Leben Sie vergnügt bis ich Sie wiedersehe; ich bin zu sehr wachend als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!“ Man nimmt irrig an, auch dieser Brief sei von Sesenheim aus geschrieben, und das blaue Papier sei der Umschlag der von Salzmann geschickten Zuckerwaare. Aber der Schluß zeigt deutlich, daß der Brief in Straßburg geschrieben worden; daher „Adieu“ und „bis ich Sie wiedersehe“. Wohin sollte auch Goethe von Sesenheim geritten sein? Nach Straßburg? Dann wäre er ja früher als der Brief angekommen! Wir glauben nicht fehlzugehen wenn wir diesen Brief auf den Vorabend des letzten Besuchs in Sesenheim setzen. Wahrscheinlich hatte Goethe schriftlich von Friederike Abschied nehmen wollen, und das blaue Conceptpapier war als Couvert bestimmt gewesen, wie er auch später blaues Papier zu diesem Zwecke brauchte; doch gab er später, vielleicht besonders auf Salzmann's Veranlassung, seinen Vorsatz auf, und vernichtete den schon geschriebenen Abschiedsbrief. Das ganze merkwürdige Schreiben an Salzmann erklärt sich nach dieser Annahme auf ungezwungene Weise. Unhaltbar ist die Ansicht von Viehoff, S. 262, der den Brief auf die Reise nach Saarbrück bezieht, wonach Goethe statt von Sesenheim nach Straßburg zurückzukehren, von dort einen Ausflug nach Saarbrück gemacht haben würde.

*) Auf ähnliche Weise hatte Goethe zu Leipzig sehr schön und genau Annchens und darunter seinen Namen in die glatte Rinde eines Lindenbaums geschnitten. (Vergl. XXI, 77 fg.)

**) Der Dichter deutet hier auf die in Frankfurt mit dem größten Jubel gefeierte Weinlese, wie sie Goethe (XX, 109 fg.) beschreibt, und seine Mutter in einem Briefe an die Herzogin Amalie vom J. 1785 („Weimarer Album“, S. 119). Goethe's Vater besaß einen sehr gut unterhaltenen Weinberg vor dem Friedberger Thore.

***) Es steht in der „Iris“, IV, 78 mit der Unterschrift H., die wir sonst bei Goethe's Gedichten finden. In meinem aus der Bibliothek von J. C. Westphal herkommenden Exemplare der „Iris“ ist H. von unbekannter Hand in L. geändert, wonach das Gedicht von Lenz an Goethe gerichtet sein würde. Indessen scheint Dies eine bloße Vermuthung, durch die Anrede „Goethe mein!“ veranlaßt, welche Anrede sich aber leicht erklärt, wenn man bedenkt, daß der Freundin (Friederike's) Geist ihn aus der Wolke anredet. Die Wie-

Freundin aus der Wolke.

Wo, du Reuter,
Meinst du hin?
Kannst du wähnen,
Wer ich bin?
Leis' umfass' ich
Dich als Geist,
Der dein Trauren
Von sich weist.
Sei zufrieden,
Goethe mein!
Wisse, jetzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein' mich
Nicht mehr fort!

Goethe schenkte seinem Freunde Lenz vor seinem Abgange ein Exemplar von Shakspeare's „Othello" mit der Widmung: „Seinem und Shakspeare's würdigem Freunde Lenz", wozu dieser die Worte hinzufügte: „Ewig, ewig bleibt mein Herze dein, mein lieber Goethe." Kurz darauf sandte Lenz ihm die Verse *):

Auf eine Gegend bei Strasburg.

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm' er ungefähr
Hier wo wir saßen wieder her,
Könnt't ihr von meinen Thränen schweigen!

Das Gedicht „Willkomm und Abschied" (I, 55 fg., „Iris" II, 244) gehört jedenfalls in das J. 1771, und dürfte vielleicht auf der Rückreise nach Frankfurt geschrieben sein **), wo er vor der Messe angekommen zu sein scheint (XXII, 67). ***) Hier traf unsern Dichter die schmerzliche Antwort Friederike's auf seinen letzten schriftlichen Abschied. Aber wie sehr er auch die Größe ihres Verlustes, an dem er sich selbst die meiste Schuld zuschreiben mußte, von Herzen empfand, so vermochte er doch Nichts zur Linderung ihres Schmerzes zu thun. Ihr Andenken hegte er immerfort mit treuester Liebe, von der er ihr auch noch später mancherlei Beweise gab, wenn auch kein Briefwechsel zwischen den „Frühgetrennten" stattfand. Als er Exemplare seines „Götz" nach Strasburg an Salzmann geschickt hatte, schrieb er an diesen:

Wenn Sie das Exemplar „Berlichingen" noch haben, so schicken Sie's nach Sesenheim unter Aufschrift: An Mamsell Brion, ohne Vornamen. Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue (Weislingen) vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort sein, so besorgen Sie wol ein neues.

lichkeit, daß Lenz diese Verse als Trostgedicht an Goethe gerichtet habe, kann freilich nicht geleugnet werden.

*) Abgedruckt in der „Iris", IV, 147 mit der Unterschrift L. an G. Seltsam dachte hier von der Hagen an Lotte.

**) Viehoff verlegt (S. 241) es in den sesenheimer Besuch, zu welchem ihn die Auffoderung des ältern Ehrmann veranlaßt habe. Uns scheint das Gedicht sich nicht unmittelbar auf das Verhältniß zu Friederike zu beziehen.

***) „In Mainz hatte mir ein harfespielender Knabe so wohlgefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thüre war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor die mich in meinem Leben so viel gekostet hat, daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde." Wer denkt hierbei nicht an Wilhelm und Mignon?

Auf seiner ersten Schweizerreise besuchte er Sesenheim nicht, wovon ihn außer der Liebe zu Lili aller Wahrscheinlichkeit nach Lenz, der sich ernstlich in Friederike verliebt stellte und das Bild Goethe's aus ihrem Herzen zu verdrängen suchte, abgehalten zu haben scheint. Damals schrieb er, im Juli 1775, bei dem Besuche des strasburger Münsters (XXXI, 22):

Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, allesbelebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, obgleich sie sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel.

Als er aber 1779 mit dem Herzoge nach der Schweiz reiste, versäumte er nicht die Geliebte wiederzusehen; er soll damals, wie man erzählt, auf einem Leiterwagen nach Sesenheim gekommen sein. Er fand sie „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenz" (XXVII, 471). Goethe fährt fort:

Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir was nur möglich war zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mistrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, Das sei der einzige Weg hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie, nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf die er gehabt mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland hat drucken lassen.

Weitere Nachrichten über diesen Besuch Friederike's, die er heiter und glücklich fand, werden wir bald dem Briefwechsel Goethe's mit Frau v. Stein zu verdanken haben. Daß Goethe damals zufällig in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold nach Sesenheim kam, in welchem er sich selbst als er vor acht Jahren Sesenheim verließ in einer der sonderbarsten Visionen gesehen hatte, erzählt er in „Wahrheit und Dichtung" (XXII, 63). Sophie's Bericht: Goethe habe noch später von Weimar aus an Friederike geschrieben: er müsse dem Herzoge gehorchen und einem Hoffräulein seine Hand geben, sein Herz aber werde seine Friederike immer besitzen, gehört zu den Einbildungen der guten Alten, die bis zum J. 1838 viel von Fremden besucht wurde und gern von unserm Dichter erzählte, der blaß ausgesehen, aber schöne, lebhafte Augen gehabt, „viele Handwerke gekannt und gekonnt habe, wie er denn bei dem lahmen Philipp in Sesenheim Körbe zu flechten gelernt". Noch spät soll Goethe Friederike's Schwester durch einen Schlossergesellen von Weimar aus einen Gruß geschickt haben. Das schönste Denkmal aber hat unser Dichter seiner Jugendliebe in „Wahrheit und Dichtung" geweiht, deren reizende und ergreifende Darstellung uns den deutlichsten Beweis liefert, daß Goethe sich wol jugendlichen Leicht-

sinns, aber keineswegs kalten Treubruchs und Verraths schuldig fühlte, womit man sein Andenken gern brandmarken möchte, woher man es selbst an Verleumdungen gegen Friederike, die in neuester Zeit schlagend zurückgewiesen worden sind, nicht hat fehlen lassen. Friederike erlebte ein heiteres, sorgenfreies Alter. Mehre Heirathsanträge soll sie mit der Aeußerung abgelehnt haben: „Wer von Goethe geliebt worden ist, kann keinen Andern lieben."

Epigramme in vier Centurien. Von C. M. Winterling. Erlangen, Enke. 1847. Gr. 12. 16 Ngr.

Es ist ein immer noch nicht recht überwundenes Vorurtheil, von der reichen und umfassenden Gattung der epigrammatischen Poesie vornehmlich oder gar ausschließlich nur eine bestimmte Art, das satirische Sinngedicht, anerkennen zu wollen, obgleich schon Herder in seinen trefflichen Anmerkungen über das griechische Epigramm auf die Mannichfaltigkeit Dessen aufmerksam machte was die Griechen mit ihrem „Epigramm" bezeichneten. Die Hauptschuld davon, daß fast alle Neuern nur jene bezeichnete Art des Epigramms ausgebildet haben, liegt darin, daß ihnen „die süße Geschwätzigkeit der Griechen", wie sich Herder ausdrückt, gänzlich abgeht, sie sich also nicht in dem Maße gedrungen fühlen einen einzelnen interessanten Gegenstand sogleich zur Erregung des Mitgefühls zu exponiren. Uns fehlt ferner die schöne Objectivität der Griechen, wir lassen selten und ungern einen Gegenstand oder eine Handlung auf uns wirken ohne sofort mit der Kritik bei der Hand zu sein; daher das bei den Griechen zur höchsten Vollkommenheit ausgebildete „darstellende" und „schildernde Epigramm" unter uns nicht recht aufkommen konnte und nur das „künstlich gewandte" angebaut wurde. Hr. Winterling, der sich, wie es ein diesem Bändchen beigegebenes „Vorwort zum zweiten Bande der poetischen Werke", und seine 120 meist den Römern und Griechen entnommenen Nachbildungen beweisen, an den Alten gebildet hat, hat wol den Reiz jener einfach darstellenden Epigramme erkannt, und ein großer Theil, vielleicht über die Hälfte der mitgetheilten Dichtungen hält sich ganz frei von der Satire, und stellt dafür eine Situation oder ein Gefühl dar. In dieser Rücksicht hätte sich der Verf. ein Verdienst um die Literatur erworben, insofern er eine mit großem Unrecht vernachlässigte Dichtungsart wieder zur Geltung gebracht hat; allein bei aller Anerkennung des löblichen Bestrebens werden wir doch nach genauer Prüfung des Geleisteten nicht mehr so günstig urtheilen können.

Um bei etwas scheinbar Aeußerlichem zu beginnen, das sich aber gleichwol als wichtig und bedeutend erweisen wird: Der Verf. sagt in dem erwähnten Vorwort: „So sind in den Epigrammen neben dem elegischen Versmaße auch andere distichische Reihen, wie der drei- und zweitaktige Jambus, ferner die monostichischen des phaläkischen Verses, des Trochäus und Trimeters, nach dem Vortritt der griechischen und römischen Epigrammatiker abwechselnd zum Wort gekommen." Hr. Winterling hat schon Recht mit seinem „Vortritt der Alten", allein er übersieht dabei Zweierlei: einmal, daß die Alten sich höchst selten eines andern Versmaßes zu den Epigrammen bedienten als des elegischen — er hat selbst unter seinen Nachbildungen der Alten nur vier aufbringen können (denn Nr. 90 ist ein Sittenspruch und kein Epigramm, und die andern sind modernen Ursprungs), sodann, daß unsere Stellung zu den antiken Versmaßen eine total andere ist. Es gibt unter allen Maßen der Alten keins das sich in unserer Sprache so behandeln ließe, daß es die für das Epigramm nöthige spannende Kraft behielte, mit Ausnahme des einzigen daktylischen Distichons; alle andern haben bei uns einen mehr in die Breite gehenden als zusammenziehenden, auf einen Punkt hindrängenden Charakter. Was bei uns für die in Rede stehende Dichtung mit dem Distichon abwechseln, ja denselben wol fast ganz ersetzen kann, ist der Reim, wofür Ref. nur auf Lessing's meisterhafte Epigramme verweist. Hätte Hr. Winterling diese aus der Natur unserer Sprache sich ergebende Beschaffenheit der Versmaße erwogen, so würde er sicherlich nicht nur keine andern Formen für seine epigrammatischen Dichtungen gewählt haben als die bisher üblichen, d. h. daktylische Distichen und gereimte Verse, sondern er würde auch durch diese Wahl dazu bestimmt worden sein die meisten der jetzt in andere Versmaße gekleideten Gedichte überhaupt wegzulassen, indem er durch den Versuch sie in jene dem Epigramm eignenden Formen zu bringen hätte erkennen müssen, daß sie eben keine Epigramme werden könnten. Jetzt ist es dafür dem Verf. begegnet, daß er uns eine große Anzahl von Dichtungen bietet welche, so ansprechend manche von ihnen sein mögen, doch auf den Namen eines Epigramms in keiner Weise Anspruch erheben können.

Herder fodert in der obenerwähnten Abhandlung vom Epigramm, daß es ein gegenwärtiges Object zu einem einzelnen festbestimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung poetisch darstelle oder wende und deute; er rechtfertigt hieraus auf höchst geistreiche Art die bekannten Erfodernisse an das Epigramm, brevitas, suavitas und acumen, ihrem eigentlichen Grunde nach, und zieht dann den Schluß: „Was aber jedes Epigramm haben muß, ist lebendige Gegenwart und fortgehende Darstellung derselben, Energie auf den letzten Punkt der Wirkung." Ref. wählt aus den vielen sich darbietenden Beispielen eines heraus, um an ihnen zu zeigen wie der Verf. gegen diese Grundsätze verstößt:

> Ein Schatullchen von Mahagony send' ich,
> Weil ich selber nicht kommen kann, Fried'rikchen,
> Dir zum Heiligen Christ. Sobald du's öffnest,
> Blickt dein holdes Gesicht, das Kinderwang'ge,
> Aus dem Spiegelchen drin dir hold entgegen.
> Ziehst du dann, um der süßen Neugier g'nug
> Zu thun, die einzelnen Fächlein, findest du hier
> Gold'ne Ringlein fürs Ohr und dort fürs Hälschen
> Eine zierlich gereihte Schnur Korallen.
> Könnt' ich, Kind, dich damit doch selber schmücken!
> Könnt' ich mind'stens damit geschmückt dich sehen!
> Ach du lächelst im Putz so schön; am meisten
> Schmerzt mich's doch, daß ich auch dies Lächeln misse.

Gewiß ein niedliches und ansprechendes kleines Gemälde! aber nur kein Epigramm; unsere Aufmerksamkeit wird nacheinander erst auf die Schatulle und deren Inhalt, dann auf das geputzte Mädchen und zuletzt auf den verlassenen Dichter gerichtet; es fehlt jede Concentration des Objects und daher das Hinstreben zu dem „letzten Punkt der Wirkung". Wir haben ein kleines Idyll, und wie es hier ist, so ist es beinahe mit der Hälfte alles Mitgetheilten: es ist nicht was der Titel besagt. Aber wie es einmal gegeben ist, muß es dennoch mit Dank entgegengenommen werden; denn gerade unter den Idyllen findet sich wenn auch nichts Ausgezeichnetes, doch viel Hübsches und Ansprechendes. Die Verse hätten allerdings oft reiner gemessen sein können, namentlich sind die Hexameter nicht selten gewaltig hart, und die stärksten Längen müssen für Kürzen genommen werden; dennoch glaubt es Ref. dem Verf. schuldig zu sein sein Büchlein den Lesern d. Bl. als eine oft anregende, noch öfter durch Zartheit erfreuende Lecture zu empfehlen. 19.

Die Insel Man.

Zeitungsleser wissen, können wenigstens wissen, daß Königin Victoria die vielleicht schon ausgeführte Absicht hat auf ihrer Insel Man ein Schloß zu erwerben und daselbst einen Theil des Sommers zu verbringen. Nicht jedoch Dies, sondern

das vielfache und eigenthümliche Interesse der Insel hat einen der Literatur nicht Unbekannten veranlaßt ein Buch darüber zu schreiben, ein Buch in zwei Bänden, betitelt:

Account of the isle of Man, by *Joseph Train*. London 1847.

Der Verf. ist nämlich Derselbe welchem „ein gewisser" Sir Walter Scott für Andeutungen zu mehren seiner Waverley-Novellen sich tief verpflichtet erklärt, ein Autodidakt, der mit regem Sinn für Poesie Liebe zu antiquarischen Forschungen verbindet. Davon gibt das vorliegende Buch beredtes Zeugniß; denn es dürfte wol Alles enthalten was aus Urkunden und Sagen sich über seinen Gegenstand ermitteln läßt: die früheste Geschichte der Insel, die lange Reihe ihrer unabhängigen Fürsten, die blutigen dort gefochtenen Kämpfe, das Fortbestehen ältester Institutionen und sonderbarer Aberglauben, Sitten und Gebräuche der Einwohner, Statistik und Naturgeschichte.

Die Insel Man hat ziemlich 200 englische Quadratmeilen, erträgt, weil niedriger besteuert als England, ungefähr 70,000 Pf. St. und zählt an 50,000 Einwohner, die celtischen Ursprungs eine dem Gälischen der schottischen Hochländer verwandte Sprache reden. Sie hängen fest am Alten, im Guten und Uebeln. So begingen sie durch Anzünden von Feuern noch am 1. Mai 1837 das Jahresfest des heidnischen Gottes Baal oder Bel, und hatten im December 1843 einen Herenproceß. Eine arme Frau war angeklagt einen John Quine behert zu haben. Als ihr die Frage gestellt worden, ob sie ihm „in irgend einer Form oder Gestalt" Schaden zugefügt, ließ ein Spaßvogel ein Kaninchen laufen. Der ganze Gerichtshof gerieth in Bestürzung; die Geschworenen sprangen von ihren Sitzen auf und schrien zitternd und bebend: „Die Here, die Here!" Ruhe trat erst wieder ein nachdem Jemand das Kaninchen gefangen und getödtet... Im J. 1845 lebte dort noch ein Zauberdoctor, Namens Teare, dessen Hülfe in Anspruch genommen wurde wenn Nichts mehr helfen wollte. „Aber der an ihn abgesendete Bote darf unterwegs weder essen noch trinken, oder Jemand die Botschaft mittheilen. Die Genesung soll von dem Momente an sichtbar werden wo er die Meldung ausgerichtet." Kein Pachter wollte säen bevor Teare den Samen gesegnet... Am St.-Stephanstage wird ein Zaunkönig gefangen, lebendig gerupft und am Strande verscharrt. Jede seiner Federn sichert vor Beherung... Am Neujahrsabende, wenn die Hausfrau das Feuer zusammengeschürt und unmittelbar ehe sie zu Bette geht streut sie Asche vom Herd bis zur Stubenthür. Zeigt sich am folgenden Morgen eine Fußtapfe, die Zehen nach der Thür gerichtet, stirbt im Laufe des Jahres ein Hausbewohner, sind sie dem Herde zugewendet, wird die Familie sich vermehren... Vor Zeiten lebte auf der Insel eine Zauberin, welche durch ihre Trugkünste die Herzen vieler Männer so eng umgarnte, daß diese ihre Geschäfte vernachlässigten und das Land wüst und öde wurde. „Sie pflügten nicht und säeten nicht; in ihren Gärten wucherte Unkraut; ihre einst fruchtbaren Felder bedeckten sich mit Steinen; das Vieh starb aus Mangel an Futter und der Torf blieb ungestochen." Als es so weit gekommen, trat die Zauberin eine Reise an. Sie ritt einen milchweißen Zelter und ihre Bewunderer folgten zu Fuß. Da führte sie dieselben in einen tiefen Strom, wo sie sammt und sonders ertranken, „600 der besten Männer so die Insel je gesehen; sie selbst aber flog als Fledermaus auf und davon." Damit Aehnliches nicht wieder geschehe, wurde gesetzlich verordnet, daß die Frauen zu Fuß hinter den Männern hergehen sollen, und darauf wird so streng gehalten, daß, wenn eine Frau einmal vor ihrem Manne hergeht, wer es sieht ihr zuruft: Tehi! Tehi! was der Name der Zauberin gewesen sein soll... Bis vor wenigen Jahren behauptete sich der Glaube, daß Heren gesunde Kinder holten und dagegen ihre kränklichen zurückließen.

Der Insel eigenthümlich sind: ein dürftig aussehendes Schaf mit hohem Rücken, dünnem Leib und einem Ziegenschwanze, eine sehr kleine Pferderace und ungeschwänzte Katzen, berühmte Mäusefänger. Der Ackerbau hat erst in der jüngsten Zeit angefangen seine alten Gewohnheiten zu verlassen. Doch werden noch häufig Pferde gebraucht den Dünger auf die Felder und die Ernte heim zu tragen. 10.

Mancherlei.

Drei Dinge regieren die Welt: physische Gewalt, Geisteseinsicht, großer Besitz; das Leder, die Feder, das Geld. Von ihrem Einfluß sich zu befreien ist unmöglich, und wobei die Völker am besten fahren ist ungewiß. Die ältesten Weltzustände sammeln sich um Tapferkeit und Eroberer, die neuesten um Renten und Börsenhelden; jene kennen Blut und Siegeslust, diese erleben Prunkfeste und Papierwerth. Leo eifert in seiner Universalgeschichte über dies Ergebniß der Neuzeit, zumal dadurch die Macht des Adels und der Geistlichkeit geschwächt wird, denen er huldigt; indem Rothschild selbst an Höfen mehr gilt als alter Geschlechtsname und Tonsur. Ueberlegene Einsicht, die Feder, schiene wol die beste Regentin, aber theils wird sie vom Geschick nur selten gewährt, theils verkümmert sie im Genuß der Herrschaft, ihr Salz wird dumm, und daraus erklärt sich das Weltgesetz: Minima sapientia mundus regitur. Was entsteht wenn Federn einsichtsvoller Journalisten (Tagschreiber) dem Staat Gesetze geben? Vor Geschrei, Reden und Beschlüssen eines Marat und Robespierre flüchtet man unter das Schwert eines Bonaparte. Wirklich am erträglichsten bleibt die Herrschaft des Geldes, weil es als todte Masse keine Einsicht besitzt, und von seinem physischen Druck Jeder sich befreien kann der zu entbehren weiß, auch die Nutzung desselben (Bauen, Prunken, Fressen) Andern stets eine gewisse Theilnahme an seinen Vorzügen gestatten muß. Daher wird Geldumlauf und freier Verkehr den Völkern mehr zugute kommen als Preßfreiheit, weil überhaupt die materiellen Interessen Allen weit näher liegen als die intellectuellen, weil die letztern im Gefolge der erstern von selber ihren Weg finden, weil eine Klage der Schriftsteller über dies Verhältniß den Egoismus ihrer Feder ausspricht wie manche Klage der Ständeversammlungen den Egoismus ihrer Wortführer. Geld regiert die Welt; darüber betrüben sich Viele die keines haben; allein sie können leichter, wenn auch nicht durch Spielbank und Zahlenlotto, zum Theilbesitz desselben gelangen als zur Theilnahme an absoluter Gewalt oder Geisteseinsicht, und Mangel der letztern drückt ebenso viel und mehr als Mangel des erstern. Geldherrschaft bringt keine beste Welt, aber auch keine schlechteste, und ein natürlich mechanisches Gewicht und Gegengewicht sichert ihren Bestand, der durch willkürlichen Gebrauch physischer Macht und unruhige theoretische Weisheit schmerzhaft unterbrochen wird, durch Neuerungen die alten Gleise stört, Viel verspricht und Wenig hält, und den Völkern mehr die Hoffnung eines glücklichen Daseins als dessen Wirklichkeit gewährt.

Es gibt Lust und Unlust im menschlichen Leben. Der Sanguiniker hält sich an die erste, der Melancholiker an die zweite, der Phlegmatiker läßt geduldig beide vorübergehen, der Humoristiker desgleichen, aber ungeduldig macht er mit beiden sich näher bekannt. Er wird sich durchfreuen, durchweinen, durchärgern, ohne in diesen Zuständen stecken zu bleiben; er ist daher poetisch, weil Poesie schildert was sie gekannt, wovon sie sich guten Theils befreit, und was sie unter Umständen zurückfodert. Die psychologische Lehre von den Temperamenten vergaß offenbar das Beste derselben, das Humoristische; denn jenes stellvertretende cholerische Temperament, welches die Vierzahl vollmacht, ist zu unpoetisch schwerfällig um als Ersatz zu gelten. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 97. —— 6. April 1848.

Spreu. Leipzig, Brockhaus. 1848. 16. 1 Thlr.

Ein in mehr als einer Beziehung merkwürdiges, interessantes und piquantes Buch, welches ebenso viel zu vermuthen als zu denken gibt. Eine rara avis auf unserm Büchermarkte, kein Machwerk auf welches einige Tage, höchstens ein paar Wochen oder Monate verwendet wurden, unzweifelhaft — denn jede Seite liefert den Beweis — das Resultat, das liebenswürdige Testament eines ebenso denkreichen als erfahrungsreichen Lebens, kein System, aber eben in der Systemlosigkeit, in der aphoristischen Weise, in dem Durcheinander seiner Sprüche und Merke eine tief und vielseitig verarbeitete Lebensweisheit!

Selten sind heutzutage die Schriften, die Bücher aus denen das Resultat eines ganzen gesunden kräftigen Lebens hervortaucht, denen sich der Wogenschlag eines vollen menschlichen Daseins ablauschen läßt. Die großartigen Gestaltungen verschwinden, die Literatur zerreibt, zerbeißt, zergrämelt sich und namentlich die Literatur von Fach. Die weisen Herren von der Schulphilosophie, von der Aesthetik, von der Publicistik sind nicht selten dahin gekommen, daß sie weder die Bäume noch auch den Wald erblicken können; aber sie sehen die Ameiseneier, die Mücken u. s. w. Der Charakter unserer Zeit zeigt seine Größe und seine Bedeutung nach anderer Weise hin, aber immer muß der Mangel einer großartigen, organischen Gestaltung, einer saftigen, individuellen Frische in unserer heutigen Literatur überraschen.

Nun nehmen wir dieses Buch zur Hand. Es kann nicht als ein organisches Object betrachtet werden, es ist kein gelehrter Flaschenzug, es kann nicht für eine mühsam ausgefeilte Kette sich ausgeben, wo das eine Glied nothwendig in das andere greift; aber was ist es denn was uns so unmittelbar anregt bei diesen bunt durcheinander geschüttelten Gedanken und Ansichten über die verschiedensten Gegenstände des Lebens, der Politik, der Religion, der Philosophie, der Kunst, der Literatur u. s. w.? Es ist eben die Unmittelbarkeit dieser Gedanken selbst. Man blättert hin und her zwischen den 814 Sätzen, und überall wo auch das Auge und der Gedanke verweilt, überall tritt uns eine Frische entgegen die uns nöthigt von den einzeln ausgesprochenen Ansichten auf den Verfasser selbst zurückzuschließen, und die Thesen welche er als „Spreu" hinstellt zu einer frischen, markigen, lebensklaren Persönlichkeit in unmittelbare Beziehung zu bringen. Die Gedanken reizen nicht blos durch ihren Inhalt und durch ihre Schärfe, es wird durch sie überall ein psychologisches, ein anthropologisches Interesse rege gemacht. Man will den Verfasser kennen lernen, man construirt sich seine Persönlichkeit aus seinem Buche. Das ist das Organische in dieser Spreu; wie selten findet man es in den Producten unserer neuern Literatur, und mögen sie noch so gelehrt, systematisch, dogmatisch u. s. w. zusammengebaut sein.

Wie denken wir uns nun den Verf. dieser „Spreu", der uns seinen Namen verschweigt? Am allerwenigsten können wir uns ihn als einen Schriftsteller von Fach denken. Dafür ist er viel zu unbefangen, viel zu naiv, viel zu harmlos; er schreibt nicht blos Worte, er beschäftigt sich nicht blos mit allgemeinen Abstractionen, er schreibt nicht um zu schreiben, er schreibt weil er schreiben muß; er schreibt nicht für Andere, sondern für sich, er schreibt aus Bedürfniß, Das auszusprechen was ihn durch die verschiedensten Phasen seines Lebens beschäftigte, was das Resultat seines Lebens geworden ist. Unmöglich auch ist er ein deutscher Fachgelehrter. Dafür ist er viel zu allseitig, dafür umfaßt sein Interesse viel zu viele und entgegengesetzte Materien. Wie würde ein Fachgelehrter, ein deutscher Fachgelehrter, „Spreu" zusammenwerfeln, wie würde ein deutscher Fachgelehrter mit solcher Bescheidenheit seine Ansichten äußern, wie würde ein deutscher Fachgelehrter anders als in der bekannten systematischen, doctrinairen Weise schreiben können? Reine Unmöglichkeit. Ist der Verf. etwa ein politischer Parteimann? Aber er hat keinen Fanatismus, er will weder bekehren noch belehren, er will mit keiner Partei buhlen, er schreibt aus individuellem Antrieb; ohne Prätension, ohne Anmaßung will er sagen was er für recht hält und wie er denkt über die wichtigsten Materien des menschlichen Lebens.

Jedenfalls ist der Verf. ein denkender Mensch und Das ist kein geringer Vorzug in einem Zeitalter wo schon das Kind in den Windeln weise zu denken meint. Jedenfalls sind die Gedanken des Verf. durch eine reiche Lebenserfahrung, durch scharfe Beobachtung, durch gründ-

liche Studien berichtigt und geläutert worden, jedenfalls hat der Verf. ein reiches Leben geführt, welches ihn vor der gelehrten Stubeneinseitigkeit bewahrte, vor den abstracten Freuden der grauen Theorie; jedenfalls hat das Leben den Verf. auf einen Standpunkt gehoben wo er weite Umschau halten kann und wo er gern des gelehrten und des literarischen Ruhms entbehren mag; jedenfalls ist er von einem reichen Leben so sehr gesättigt, daß es ihm ein Genuß ist Das was er als das vielseitige Resultat dieses Lebens betrachtet namenlos unter die Menge zu werfen. Mag sie sich selbst die Körner suchen. Jedenfalls aber ist dem Verf. nun auch, vielleicht erst mit grauen Haaren, das glückliche Otium des Horaz zu Theil geworden, wo es ihm ein edles Behagen verschafft auf ein buntes Leben zurückzublicken, und was in ihm zur lebendigsten Ueberzeugung geworden, was er mit seinem Leben selbst bezahlt hat, in Aphorismen auszusprechen, da er nicht die Lust hat systematisch weise zu sein.

Also in diesem Buch bietet sich uns ein Leben, es öffnet uns ein reiches Leben. Das ist das große Interesse, die tiefe Bedeutung desselben, Das ist sein seltener Werth. Es ist von großer Wichtigkeit die Ansichten eines Mannes über die wichtigsten Materien zu hören der mit Frische gelebt und mit Geist beobachtet, der aber schwerlich je beabsichtigt hat als politischer, religiöser, philosophischer oder ästhetischer Lehrmeister sich auszugeben.

Da der Verf. seine Gedanken ganz bunt durcheinander wirft, so werden wir genöthigt sein, um dem Leser wenigstens einen allgemeinen Blick über diesen Gedankenschwindel zu verschaffen, etwas oberflächliche Systematik in die „Spreu" hineinzubringen.

Beginnen wir mit der religiösen Weltanschauung des Verf.:

134.

Es gibt keine ernsten, denkenden Gottesleugner. Sie leugnen entweder nur gewisse dogmatische, aufgezwungene Formeln theologischer Schulen, oder sie geben der Gottheit nur andere Namen und Titel: von wo aus sich über kurz oder lang die Mischung immer wieder zum Begriff, oder der Idee Gottes abklärt und aufklärt.

677.

Es ist unwahr, daß die Wissenschaft und die Natur gott-los sei. Der Forscher will nur seine Bahn nicht durch beanspruchte Wunder (die dann meist nur Wunderlichkeiten, ja Dummheiten sind) stören und verunreinigen lassen. Je mehr sich die Größe und Unwandelbarkeit der Naturgesetze offenbart, je mehr Willkür, Unordnung und Zufall entweicht, je mehr Ordnung und Regel hervortritt, je weniger man Gottes veränderlichen Einfluß zur Erklärung der Ereignisse gebraucht, je mehr man (wie Laplace sagte) der Hypothese eines Gottes nicht bedarf: desto mehr nähert man sich ihm, desto tiefer wird man von dem Dasein, der Macht und Weisheit eines schaffenden, erhaltenden, nach Zwecken mit höchster Vernunft wirkenden Gottes überzeugt.

715.

Wer Gott nicht in dem Nächsten fühlt und erkennt (in Morgen- und Abendroth, Pflanzen und Blumen), der wird ihn auch mit philosophischen Fernröhren nicht auffinden, und aus den metaphysischen Destillationsanstalten zwar einen Spiritus rector, aber keinen lebendigen Gott der Liebe mitbringen. Glücklich, wer das Nächste und Fernste, Anschauung und Begriff, Gefühl und Erkenntniß, Glauben und Wissen in Uebereinstimmung gebracht hat und sich nicht thöricht einbildet, die Hälfte sei mehr als das Ganze.

726.

Die Dialektik (Erkenntnißlehre) führt mich zu einem allweisen Gott, die Physik zu einem allmächtigen, die Ethik zu einem allgütigen, — auch eine Dreieinheit.

763.

Der abstracte Begriff eines überall entscheidend eingreifenden, allmächtigen Gottes hebt eigentlich alle Geschichte und Poesie auf; es bleibt nur eine gewisse Schule der Philosophie oder Theologie.

303.

Ein Gott der ganz und gar keine Analogie zum Menschen hat entweicht unserm Denken und Fühlen; ein Gott der durchaus denkt und fühlt wie ein Mensch kann für ihn kein Gott sein und bleiben.

684.

Wer in der Natur Gott entbehrt, lebt nur auf der Nachtseite, mag (wie die Kehrseite des Mondes) allerhand im Widerscheine mühsam entdecken, sieht aber niemals die Sonne, von welcher zuletzt doch auch der Widerschein ausgeht.

686.

Die Natur vergöttern, und Gott in der Natur suchen und erkennen, ist etwas ganz Verschiedenes.

660.

Mit der wahren Erkenntniß sinnlicher Dinge wächst auch die Erkenntniß des Göttlichen, und umgekehrt. So ist Kopernikus einer der größten Theologen und ein Hauptprediger der Demuth.

662.

Wenn die Natur so geistlos und gottlos wäre wie Manche behaupten, so könnte man sie weder geistvoll behandeln noch Gott in ihr finden und erkennen.

663.

Es ist viel gewisser, daß Gott ist als daß ich bin.

664.

Ich habe mir nicht Gott erschaffen, sondern er hat mich erschaffen, und seine Offenbarung kommt mir von innen und von außen.

Diese Thesen charakterisiren vollkommen den Glauben des Verf. Es ist eben ein sehr sublimer und allgemeiner Glaube. Der Glaube des Verf. hofft die Weiterbildung des Christenthums, aber er ist himmelweit verschieden von dem bornirten Glauben der Theologen und der Sekten. Wie der Verf. über diesen bornirten Glauben denkt und wie verschieden seine Auffassung des Christenthums ist von der herrschend-theologischen, auch dafür einige Belege:

717.

Christus ist der einfachste, verständlichste, liebevollste, erhabenste Charakter in der ganzen Weltgeschichte; die Theologen haben ihn aber so ausstaffirt, behangen und verhangen, daß der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden dem beschränkten Menschengeiste noch begreiflicher ist als dieser Mittler.

724.

Der Mantel Christi umfaßt die ganze Erde. Diese Weite erscheint aber den Eiferern unter seinen Bekennern zu formlos und gestaltlos. Sie schneidern daran, damit er zu ihren Idealen besser passe und fester anliege, bis er so eng wird, daß kein geschnürter Puppenbalg mehr darin Platz hat; sie nennen dies Werk kleinlicher, engherziger Sektirerei un abregé des merveilles des cieux.

744.

Das Leiden Christi ist das wehmüthigste, herzzerreißendste

Trauerspiel in der Weltgeschichte. Muß es ihm aber nicht noch viel größere Leiden und Schmerzen verursachen, wenn er sieht wie seine beseligende Gottesgabe von angeblichen Bekennern misdeutet, misbraucht, verkannt, übertreten und in ihr Gegentheil verwandelt worden?

739.

Die christliche Sittenlehre würde Einzelne und Völker schon unendlich weitergeholfen, geheiligt und verklärt haben, wenn nicht die Dogmatik immer zerstörend dazwischen getreten wäre.

712.

Nicht Der ist ein Atheist welcher viele Fragen über Gott und göttliche Dinge für unlösbar hält, sondern der sich, mitten aus dieser Unfähigkeit heraus, dennoch selbst vergöttert. Sogenannte Atheisten sind oft nur Götzenleugner, nicht Gottesleugner.

264.

Moloch und ähnliche Götzen haben niemals vor Christi Geburt so viel Menschenopfer gefodert und bekommen als Torquemada und Genossen nach Christi Geburt!

175.

Manche Eiferer scheinen der Meinung zu sein, daß ihre Gottesliebe in dem Maße steige als ihre Menschenliebe abnimmt.

145.

Ich will lieber dem Nichts anheimfallen als den Marterkammern des Gottes gewisser Theologen und Poeten.

630.

Viele Griechen würden es leichter finden an ihre Mythologie als an den Gesammtinhalt der christlichen Dogmatik zu glauben. Jene gibt kleine, leichte, verzuckerte Portionen; wogegen Trinität, Brotverwandlung, Gnadenwahl, Ewigkeit der Höllenstrafen u. s. w. so schwer zu verschlucken sind als Adam's Apfel. Selbst die raffinirteste theologische Kochkunst kann jene harten Bissen nicht für Jeden mundrecht zubereiten.

707.

Die Athener haben Anaxagoras verwiesen, Sokrates (jedoch mehr aus politischen als religiösen Gründen) vergiftet, über die Hermen einen verkehrten Rechtsstreit gegen Alcibiades angefangen, Aristoteles misverstanden, an allerhand Aberglauben Gefallen gefunden, bei den Festen des Dionysos zu viel getrunken u. s. w. Fasse ich Dies und Anderes ins Auge, so erscheint es einzeln, zerstreut (sporadisch), unbedeutend, gewichtlos im Vergleiche mit dem Entsetzlichen was die christliche Kirchengeschichte darbietet. Von den ältesten bis zu den neuesten Ketzerverfolgungen, Ausrottung der Albigenser, schändliche Religionskriege, Dragonaden, Inquisition, Hexenprocesse, eine zahllose Menge von falschen Wundern, Aberglauben der thörichtsten Art u. s. w.; und trotz dem Allen keine Demuth, kein: Herr, sei mir armen Sünder gnädig! sondern Hochmuth der anmaßendsten Selbstgefälligkeit, der widerwärtigsten Art. Hätte das Christenthum keinen höhern und tiefern Grund als was fanatische Eiferer daraus gemacht haben, so müßte man sich zurücksehnen nach dem heitern, milden, duldsamen, menschenfreundlichen Heidenthume der Griechen.

769.

Offenbarung Gottes sehe ich überall, von den Infusorien bis zu den Sonnensystemen. Auch in der Menschengeschichte erkenne ich Sterne der verschiedensten Größe. Christus, die Centralsonne, ist von solchem Glanze, daß man kaum ertragen könnte hineinzublicken; weshalb denn die Theologen gar dienstfertig mit Kohlendampf geschwärzte Gläser darbieten, damit Jeder seine Augen schone.

541.

Das Christenthum lehrt mehr wahre Gottes- und Menschenliebe und gibt höhere Gotteserkenntniß als alle andern Religionen; aber in der Anwendung, in der Praxis sind die christlichen Völker und Regierungen nicht selten hinter den blinden Heiden zurückgeblieben.

Der Widerwille gegen den theologischen, ebenso die Schönheit wie die menschliche Freiheit ausschließenden Gott und die Erkenntniß des tausendfachen Misverständnisses welches die bornirte Theologie über die Menschheit gebracht hat ist hier scharf und schlagend ausgesprochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

M. A. Flaminius und seine Freunde. Dichterproben aus dem Zeitalter Leo's X., mit beigefügtem lateinischen Originaltext. Von C. B. Schlüter. Mainz, Kupferberg. 1847. Gr. 8. 24 Ngr.

Lateinisches Poetisiren gilt uns heutiges Tages für das stubengelehrtenhafteste, pedantischste, dem Leben entfremdetste Beginnen das sich nur ersinnen läßt. Dies war es im Beginn der modernen Jahrhunderte, und namentlich in Italien im Zeitalter Leo's X. nicht. Diese Poesie hatte hier eine Zeit lang ein wirkliches Leben, ja sie ging der nationalen Poesie in gewissem Sinne voran. Um Das zu begreifen muß man sich erinnern, daß diese Zeit in jeder Beziehung die der Renaissance war; die Kunstübung setzte Kenntniß des Alterthums voraus und bediente sich der Formen desselben: was war consequenter als daß man Dies dahin ausdehnte sich auch der antiken Sprache bedienen zu wollen? Die Poesie war überhaupt nur eine Poesie der Gebildeten, die Bildung war eine gelehrte, es war also nur ein Schritt zu einer ganz gelehrten Poesie. Dazu muß man in Anschlag bringen, daß die antike Poesie, namentlich die römische, in Italien selbst heimisch ist, daß sich die Italiener von jeher, und zu jener Zeit ganz besonders und mit mehr Recht als wir Deutschen, die wir den totalen Gegensatz von Alterthum und Mittelalter allzu sehr auf sie zu übertragen geneigt sind, haben für die Nachkommen der Römer gelten lassen wollen, sodaß also wenigstens die römische Poesie für sie wirklich eine nationale Bedeutung zu haben scheinen konnte, und daß Dies endlich nach einer Seite hin wenigstens ganz richtig ist, indem doch die Naturumgebung dieselbe ist wie sie im Alterthume vorhanden war. Daher ist nicht nur die Berücksichtigung der damaligen lateinischen Poesie für die wissenschaftliche Erkenntniß des Ganges der neueuropäischen Dichtung überhaupt gar nicht zu umgehen, sondern es finden sich auch manche interessante Werke in denen ein vollkommen frischer Lebenshauch weht, wie z. B. die in diese Sammlung aufgenommenen Fischeridyllen des Sannazar, des Neapolitaners, der hier in lateinischer Sprache vorträgt was er am Ufer des Meers lustwandelnd ebenso unmittelbar erschaut und erfahren hatte wie irgend ein moderner Dichter den Inhalt seiner Werke. Etwas Anderes aber ist es solche Gedichte ins Deutsche zu übersetzen. Nicht allein deshalb weil die Uebersetzungen aus und in antiken Versmaßen nun doch einmal niemals populair werden, und bei dem unerträglichen Jargon in welchen die Uebersetzer einer nach dem andern verfallen auch nicht werden können, sondern auch aus einem im Wesen der neulateinischen Poesie insbesondere liegenden Grunde. Ich muß um Dies zu erörtern etwas weiter ausholen. Es ist bei der Poesie der romanischen Völker und ganz besonders der Italiener überhaupt auf etwas ganz Anderes abgesehen als bei der deutschen. Uns liegt es vor allen Dingen am Inhalt, wir wollen uns durch die Dichtung zu bedeutenden Gedanken oder lebhaften Gefühlen angeregt finden, die Form gilt uns nur allein da wo sie solchen Eindruck unterstützt. Ganz anders bei jenen. Diese nehmen an der Poesie ein wahres Kunstinteresse, ja man möchte sagen Künstlichkeitsinteresse, sie erfreuen sich nicht nur an dem Werke wie es nun fertig da ist und Das oder Jenes ausdrückt, sondern sie versetzen sich in seinen Entstehungsproceß, und es gehört wesentlich zu ihrem Genusse, sich die Schwierigkeiten die der Dichter zu überwinden hatte zu

desgegenwärtigen, und seine Geschicklichkeit in den Wendungen mit welchen er Dieses leistete zu erkennen. Hierzu gehört nun auch der Anschluß an das Alterthum und die Verarbeitung der in ihm vorhandenen Dichtungselemente. Wir Deutschen betrachten einen Dichter welcher von den Alten Vieles entlehnt, da man doch Den welcher aus so allbekannten Quellen schöpft nicht wohl einen Plagiarius nennen kann, wenigstens als einen Nachahmer, und machen ihm solche Unselbständigkeit zum Vorwurf. Bei den Italienern war und ist zum Theil noch jetzt dergleichen Anlehnung vielmehr ein Verdienst, sie wollen an die Alten erinnert sein, es gehört Das mit zur Poesie; wer der Stelle eines Alten eine neue Wendung gibt ist ebenso wenig ein Plagiarius wie Einer der ein Sonett macht das darum ist, weil er die Form schon vorgefunden hat: man soll in jenen überlieferten Formeln fortdichten, sowie man in der Baukunst einen Stil befolgen soll. Dies kommt nun bei den neulateinischen Dichtern natürlich am meisten in Betracht. Wir finden hier Vieles was auf uns Deutsche einen ganz komischen Eindruck macht, und uns geradezu als Parodie erscheint. So heißt es hier gleich in dem ersten Gedicht des Marcus Antonius Flaminius, an welchen dasselbe gerichtet ist, von dem Pan:

> Quos tu, sancte, pie semel
> Agnos lumine videris,
> Illos nec stabulis lupus
> Infestus rapiet, mala
> Nec contagia laedent.

Einem Jeden fallen dabei die Verse des Horaz ein:

> Quem tu Melpomene semel
> Nascentem placido lumine videris etc.

Und da finden wir Deutsche Das nun abgeschmackt, man kann sagen, uns ist diese arrière-pensée geradezu widerlich; aber bei den Italienern ist Das gerade wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt der Witz, oder wie Shakspeare sagt der Humor davon. Oder man nehme die letzte Strophe desselben Gedichts:

> Salve, o Naiadum potens,
> Salve et hinc lacrimabiles
> Morbos et miserum famem in
> Extremas Arabum domos
> Et feros age — Turcas.

Wir wissen nicht ob wir lachen oder uns ärgern sollen, wir sehen nur die Vermischung des Antiken und Modernen, wir finden es unerträglich, daß Pan, der heidnische und obendrein mit einem burlesken Nebenbegriff behaftete Gott den Türken die Pest schicken soll, die doch ihm Nichts zu Leide gethan haben, sondern nur dem Herrn Christus und seinem Statthalter auf Erden; aber Das freut die Romanen alten Stils gerade, denn sie sehen nur die Einrahmung moderner Verhältnisse in alte Formen, und diese ist in ihren Augen ein Verdienst. Und darum, Das war der langen Rede kurzer Sinn, können diese Gedichte nicht übersetzt werden, weil in der Uebersetzung die Anspielungen auf Stellen der alten Dichter welche ganz wesentlich zur Sache gehören verloren gehen; denn wären auch die Leser dieser Uebersetzungen in den Uebersetzern der Alten so belesen wie jene Zeit es in den Originalen war, so würden doch die einzelnen Formeln — so ein Procul este profani, oder Quem virum aut heroa sumis celebrare Clio u. dgl. bei der einen oder andern nicht so gleichmäßig übersetzt sein, daß sie dem Leser sogleich wieder einfallen müßten.

Uebrigens hätten wir bei dem Werke des Hrn. Schlüter noch verschiedenes Andere zu erinnern. Zunächst können wir nicht mit ihm einverstanden sein wenn er diese Neulateiner Allen empfohlen haben will welche Sinn für echte Poesie hätten. Historisch betrachtet sind sie wichtig; auch ist, wie gezeigt, Poesie im Sinne der Romanen in ihnen; was aber für uns echte Poesie ist, haben wir anderwärts zu suchen; gegen den Einfluß von Victor Hugo und Genossen haben wir, falls er wirklich noch gefährlich sein sollte, bessere Schutzwehren. Ferner will es uns nicht bedünken als ob Flaminius es verdiente unter diesen Dichtern den ersten Platz einzunehmen. Abgesehen davon, daß die argen Quantitätsfehler die diesen immer begegnen, weil sie an ihr Italienisch dachten — in einem Gedichte von 28 Hendekasyllaben (S. 40) fangen drei derselben mit Apollo, Jovis und Tibi an — bei ihm am häufigsten vorkommen, hat er auch offenbar nicht das beste musikalische Ohr gehabt; denn es fallen die Wort- und Versfüße bei ihm unverhältnißmäßig oft zusammen, und es bekommen auf diese Weise die einfachern Metra bei ihm etwas Leierndes. Das Alles ist bei dem Fracastor und Sannazar wenigstens viel besser, die auch mehr Naturel zu haben scheinen; die übrigen Dichter, aus denen der Verf. Proben gibt, sind Hieron. Vida, der Cardinal Bembo, Naugerius, und einige von den Capilupi. Was die Uebersetzung als solche betrifft, so ist es zuvörderst eine Wunderlichkeit, daß der Verf., welcher den Metren der Originale treu zu bleiben verspricht, dabei einzig und allein bei zwei Gedichten in Choliamben eine Ausnahme macht, als ob man nicht im Deutschen auch Choliamben machen könnte! Im Uebrigen überlasse ich dem Leser das Urtheil, ob folgendes Gedicht von ihm wirklich ins Deutsche übersetzt worden:

Ad Gratias.

> Gratiae, pulchrae Veneris sodales,
> Queis sine gratum nihil aut venustum est,
> Non Amor, non ipsa Venus, iocive
> Blanditiaeve:
>
> Tres fero vobis violae coronas
> Flore fulgentes, ego terna vobis
> Candidi lactis totidemque libo
> Cymbia mellis.
>
> Vos meis dulcem numeris leporem
> Addite, ut semper bene docti ad aures
> Grata Farnesi veniant Iolae
> Carmina vestri.

> Grazien, holder Cyprie ihr Gespielen,
> Ohne die Nichts lieblich umher (?) und schön ist,
> Nicht die Schönheit, Liebe auch, noch die Scherze,
> Noch ein Gekose:
>
> Veilchenkränze drei ich euch dar hier bringe,
> Leuchtend in der Blüte, und so viel Schalen
> Weißer Milch; auch ebenso viel des Honigs
> Weih' ich zum Opfer.
>
> Meinem Liede, spendet ihm süße Anmuth,
> Daß gebildet sein zu dem Ohr gelangen
> Und willkommen stets des Farnes' die Klänge
> Eures Iolas.

1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 98. — 7. April 1848.

Spreu.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

In Hinblick auf unsere kirchlichen Kämpfe verdienen noch folgende Sätze hervorgehoben zu werden:

742.

Sowie die gleiche, ohne eigene Arbeit pure angenommene Glaubenslehre bei Einzelnen keinen entwickelnden Zusammenhang hervorbringt, so hält sie auch nur dem Scheine und Namen nach Staaten zusammen.

710.

Soll ich einmal in Hinsicht auf Glauben blind gehorchen, soll ich mich ins Schlepptau nehmen lassen, so will ich lieber der altehrwürdigen Reihe der Päpste folgen als mich aus der Kirche hinausweisen lassen von Generalen, Ministern, Bürgermeistern, Geheimräthen und ähnlichen religiösen Dilettanten.

136.

Man ist auf dem Wege den Schulen und Universitäten zu sagen: was gehen euch die Heiden an? Dies ist nicht die Folge des Alles überflügelnden und doch zugleich Alles erkennenden wahren Christenthums, sondern der Beschränktheit, Bornirtheit, die sich nicht einmal bis zum Heidenthume zu erheben vermag.

432.

Ich bete lieber (mit den Persern und Peruanern) die Sonne an als einen Minister der Aufklärung.

Es ist von Wichtigkeit diese Worte eines geistreichen Mannes zu vernehmen der durchaus fern geblieben ist von dem heftigen Parteienwesen des Tages. Das Licht bleibt nicht verborgen unter dem Scheffel.

Wenden wir uns zu der Philosophie des Herausgebers. Auch hier suche man natürlich keine orthopädisch-dressirte Schulphilosophie, sondern philosophische Aperçus, in denen wir nicht blos den Geist und die Wissenschaft des Verf., sondern auch den Standpunkt zu welchem er sich durchgearbeitet hat, ohne abstracter Philosoph zu sein, anzuerkennen haben.

629.

Wenn manche philosophische Schulen ihre Weisheit lediglich darein setzen den Menschen zu seciren, zu amputiren, zu maceriren, zu präpariren und alle einzelnen Theile todt in Spiritus aufzubewahren, so ist es weit besser, man lebt mit dem gesunden Menschenverstande begnügt und vergnügt weiter fort.

628.

Der todte, kalte Buchstabe falscher Wissenschaft, und das Strohfeuer schwebelnder Gefühle sind gleich wenig werth. Echtes Wissen und Fühlen hingegen haben gleichen Rang, gehören zueinander und bedingen sich untereinander.

599.

Man sagt: aus der Erfahrung, der Empirie, läßt sich keine Wissenschaft aufbauen. Aber die aus dem Geiste als nothwendig erbauten Systeme haben sich nicht weniger veränderlich gezeigt als die Systeme der Empirie, welche an der Beobachtung, dem Versuche ein fortlaufendes Mittel der Berichtigung und eine Art von Generalprobe besitzen.

689.

Manche meinen: es sei ein Fortschritt in der Philosophie, daß man Gott nur in der Ethik (zur Ausgleichung von Freuden und Leiden) zu Hülfe rufe; mit dem Denken, der Logik und Dialektik habe er Nichts zu schaffen, und bei der Physik sei er nur hinderlich und im Wege! In dem Maße als die Philosophen so Gottes bankrott werden, setzen sich die Theologen mit ihrer Weisheit und Thorheit auf die erledigten Lehr- und Zwangsstühle.

783.

Die Philosophie welche mit dem Verneinen (dem Zweifel) beginnt steht nicht fester als die welche mit dem Bejahen anfängt. Beides kann Wahrheit und Irrthum in sich schließen.

787.

Die Philosophie der Franzosen und Engländer bestrebt sich das philosophische Wissen mit dem gemeinen zu verständigen; während man jenes in Deutschland scharf absondert und, als das höhere, diesem entgegenstellt.

796.

Philosophen die nur das Allgemeine suchen werden leer und langweilig.

789.

Erfasse ich den Geist nur als Verneinung des Sinnlichen, so komme ich nicht aus dem Zustande der Armuth, des Pauperismus heraus.

791.

Richte ich meine Aufmerksamkeit nur auf den fließenden Wechsel meines Ichs, so scheint es sich fast zu verwandeln in ein blos täuschendes Abbild viel festerer, dauerhafterer Gegenstände, in einen bloßen Spiegel reellerer Dinge.

542.

Die Versuche: Theologie ganz von Philosophie zu trennen, oder eine von beiden der andern ganz unterzuordnen, sind zeither mislungen oder haben üble Folgen getragen; weshalb noch immer die Aufgabe ist und bleibt, ihr gegenseitiges Verhältniß festzustellen.

6.

Wird das Uebermaß des Materialismus zu drückend, so versucht Mancher einen kühnen Sprung in den bloßen Idealismus; und umgekehrt.

160.

Kenne dich selbst! ruft man seit mehr als 2000 Jahren, und doch wie wenig Fortschritte sind im Allgemeinen binnen dieser Zeit gemacht. Es wäre unbillig die Schuld den Einzelnen aufzuladen; denn so wenig Lust Mancher haben mag

sich selbst recht kennen zu lernen (und hierdurch zu demüthigen), möchte doch Jeder die Andern, seine Nebenmenschen (und wäre es nur aus Eigennutz), genau kennen. Die vorhandenen Schwierigkeiten sind groß, ja oft unübersteiglich. Beginnen wir mit dem Körper, so kommen viele seiner wichtigsten Thätigkeiten gar nicht zum Bewußtsein und entziehen sich der eigenen, unmittelbaren Beobachtung. Andere deutliche Andeutungen wurden misverstanden: kannte man doch z. B. seit Jahrtausenden das Pulsiren des Herzens und der Arterien, und doch entdeckte erst Harvey den Blutumlauf. Noch jetzt weiß man Wenig oder Nichts von dem Zwecke wichtiger Organe; die Nerven, obgleich bis ins Kleinste und Feinste verfolgt, bleiben ein öffentliches Geheimniß; andere Organe gehorchen in keiner Weise dem Willen und den Wünschen des Menschen; das Leben, der Traum, die Gedankenbildung, der Wahnsinn u. s. w. treten uns als unleugbare Thatsachen entgegen; wer aber hat sie wahrhaft erklärt und begriffen? So schwach sieht es aus mit der Selbsterkenntniß nach der körperlichen Seite; und was ist denn seit Aristoteles Erhebliches nach der psychologischen Seite hin zu Tage gefördert worden? Kaum eine Frage können wir (über ein unmittelbares Gefühl hinaus) von der Seele beantworten. Was? Woher? Wie? Wie lange? Warum? Durch welche Mittel? u. s. w. Das Alles sieht sehr niederschlagend aus: eine Selbsterkenntniß die für mich unmöglich ist ist aber für mich auch unnöthig.

749.

Manche Philosophie enthält Nichts als Nachrichten von den Katzbalgereien, oder dem Zappeln des in Stücke zerschnittenen Menschengeistes.

189.

Eine Anthropologie die den Menschen zum Gott macht vertilgt hochmüthig alle Theologie; wiederum bedarf jede Theologie eines anthropologischen Bestandtheils: so die christliche in der Lehre vom Mittler, den zwei Naturen in Christus u. s. w.

234.

Die Art wie manche Philosophen den unendlichen Reichthum der Welt ausleeren und vernichten, erinnert an die Caricatur aus der französischen Schreckenszeit, wo der Scharfrichter sich zuletzt selbst guillotinirt.

Der Herausgeber entscheidet sich für eine versöhnende Religionsphilosophie und hält insbesondere seine Ansicht gegen die zerstörende Gewalt der neuern philosophischen Richtung fest. Er verfährt „ausgleichend“ und erklärt seinen Eklekticismus in der Philosophie folgendermaßen:

718.

Meiner Natur ist Nichts mehr zuwider als das ausschließliche Wesen, welches um einer Ansicht, Lehre, Ueberzeugung, Philosophie, Religion willen alle andern verdammt und über sie den Stab bricht. Ich gehe mit Theilnahme, Anerkenntniß und Belehrung durch alle hindurch und finde mich doch immer wieder nach Hause. Warum soll ich mein Auge verschließen gegen die Erhabenheit der Aegypter, den schroffen Ernst der Juden, die bewundernswürdige Mannichfaltigkeit der Griechen, die Herrscherkraft der Römer? Ich habe meine Freude an den Göttern und Göttinnen der alten Dichter und Künstler, finde mich angezogen von Aristoteles wie von Platon, vertiefe mich in den Pantheismus des Spinoza, erbaue mich an der Einfachheit puritanischer, an der Pracht katholischer Kirchen, bewundere Könige wie Heinrich IV. und Friedrich II. und Republiken wie Athen und Nordamerika, erfreue mich am Sophokles wie am Shakspeare, denke und fühle mich hinein in alle Bekenntnisse u. s. w. Mag man mich deshalb einen oberflächlichen, einsichtslosen und gefühllosen Hans in allen Gassen nennen — Vorwürfe solcher Art werden mich niemals dahin bringen meine Freiheit aufzugeben und irgend Einem auf dem angeblich allein zur Weisheit führenden schmalen Gänsepfade zu folgen.

So sehr er aber noch auf eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissenschaft hofft, so fühlt er sich doch veranlaßt Folgendes zuzugeben:

714.

Der tadelnswerthe Stolz des Wissens beruht wenigstens auf Arbeit; der des Glaubens hingegen in der Regel auf Faulheit, die als verdienstlich in die Wagschale geworfen wird.

Auf das öffentliche Leben, die Volkszustände, die Politik, die Geschichte läßt der Herausgeber glänzende Lichter fallen. Wir möchten beinahe behaupten, daß er über diese Gegenstände am lebendigsten nachgedacht und die vielseitigsten Erfahrungen gemacht hat. Es werden hier keine gewöhnlichen Zeitungsstichwörter blos nachgesprochen und ausgeboten, aus den folgenden Sätzen tritt uns das volle Resultat eines reichen originellen Lebens entgegen, und wir erhalten in ihnen (wie Vieles kann hier nicht mitgetheilt werden!) die goldensten Sprüche der Freiheit, die glänzendsten Waffen gegen unsere politische Knechtschaft und Verderbtheit.

774.

Nicht die französische, sondern die nordamerikanische Revolution ist die Epoche einer inhaltsreichen, wahrhaft neuen politischen Weltentwickelung.

802.

Unbeschränkte Monarchien sind ein Zeichen der Unreife oder des Veraltens.

803.

Die absolute Freiheit, welche angeblich im Stande der Natur vorhanden ist, besteht blos darin Willkür zu üben und noch mehr — zu erleiden. Sie schließt Gesetzlosigkeit in sich und führt nothwendig zur Sklaverei.

805.

Politische Freiheit ist zweckmäßig ausgebildete und deshalb erweiterte und vergrößerte natürliche Freiheit. Jene steht mit dieser in gar keinem wahren Widerspruch.

807.

Zu wenig und zu viel regieren ist gleich irrig und gefährlich. Für Einzelne und für Völker gibt es aber hierfür kein unbedingt gleiches Maß.

808.

Es ist ein tyrannisches Unrecht einem Volke weniger Freiheit zugestehen als es seiner Natur nach ausbilden und üben kann; es ist eine große Thorheit dasselbe plötzlich über das Maß seiner Natur hinaus erheben zu wollen.

809.

Eine Niederlage in einer guten Sache trägt mehr und bessere Früchte als ein Sieg erfochten für zweideutige Zwecke.

756.

Wer nur seine eigene Partei begreift, ist auf einem Auge blind und auf einem Ohre taub.

757.

Viele unserer sogenannten Liberalen verschneiden ihre eigene Zeugungskraft, um nur desto höher und lauter schreien zu können.

758.

Das wahre Lebensprincip der Monarchie liegt nicht in dem objectiven Werthe der Form, sondern in dem subjectiven Verhältniß zu den Personen.

737.

Europa ist alt und krank, und keine Hoffnung auf Besserung vorhanden, so lange man seine Krankheiten wie Erzeugnisse der Weisheit oder doch der Nothwendigkeit betrachtet. Hierher gehören: hohe Schutzzölle und Absperrungen, Besteuerung der nöthigsten Bedürfnisse, Vielregiererei aller Art, stehende Heere, Landeskirchen, leichtsinniges Kinderzeugen u. s. w.

708.

Manche Prinzen bekümmern sich um Alles — nur nicht um Das was ihr eigenster Beruf erfodert. Sie verkehren mit Malern, Bildhauern und Musikern, lassen sich erzählen von Polypen, Infusorien, Korallen, Elefanten und Seehunden, besehen Kunstausstellungen und Naturausstellungen, haben ihre Freude an Hasen und Hirschen, gehen abwechselnd auf die Jagd und in die Kirche: — aber Geist und Sinn der Völker, Weisheit und Thorheit der Könige, Kunst des Vermittelns und Herrschens, Reinigung von herkömmlichen Vorurtheilen, falscher Hoffnung und falscher Besorgniß: das Alles bleibt ihnen in der Regel fern, und sie haben eine Scheu vor Denen welche hierüber weissagen könnten.

586.

Die Diplomatie ist durch Hinsichten und Rücksichten, durch Horchen und Spähen, durch Andeuten und Verschweigen, durch gedrechselte Anfragen und halbe Antworten, durch wohlgezogenes Lügen und zweideutiges Versprechen so abgeschwächt, so entnervt, so heruntergebracht worden, daß, wenn einmal ein Mann, ein Staatsmann, mit voller Kraft in diese negativen, unfruchtbaren Kreise tritt, ein Zetergeschrei über ihn erhoben und die willenlose Impotenz ihm als Gesundheit oder Universalmittel anempfohlen wird.

633.

Erst censiren und dann dennoch confisciren, heißt Jemand mit doppelten Ruthen peitschen. Nichtcensiren, aber Jemand nachher Jahre lang einsperren, heißt ihn mit Skorpionen züchtigen.

636.

Es läßt sich die Möglichkeit nicht leugnen, daß ein König besser regieren könne als 1000 Aristokraten und 100,000 Demokraten. Niemals aber kann die Monarchie als solche und als staatsrechtliche Form das ganze Volk so in Thätigkeit setzen und erziehen wie die Demokratie. Ein König mit seinem Volke wird (so bedeutend er auch selbst sein mag) in Hinsicht auf politische Einsicht und öffentliches Leben weniger wiegen und leisten als ein gleich zahlreiches demokratisch organisirtes Volk. Schlägt aber durch Unfähigkeit und Unsittlichkeit desselben Alles in Despotie um: — nun so hat eben die Form und das Leben der Demokratie ein Ende.

638.

Wenn man die Acta sanctorum liest, so kann man nicht umhin ein große Zahl dieser Thaten zu bezweifeln; man kann nicht begreifen wie der Papst und die Kirche so Viele in den Stand der Heiligen und Märtyrer erheben konnten. Sieht man aber wie viele ganz kleine Leute unsere Policei oder unser Publicum jetzt in Märtyrer verwandelt, so wird jenes Verfahren erklärlicher.

508.

Hofleute sollten Vermittler sein zwischen Königen und Volk; aber sie sind dazu fast ohne Ausnahme untauglich.

495.

Die Wegschaffung eines Tyrannen hilft Nichts, wo eine Bürgschaft gegen Erneuerung der Tyrannei fehlt.

494.

Die Stimmung des gemeinen Volks ist in der Regel für den Gewaltigsten.

496.

Willkür die aus einem persönlichen Charakter hervorgeht ist nicht so arg und dauerhaft als die aus falschen Grundsätzen hervorgeht. Jene fodert zum Widerstande auf, diese stellt sich an wie geheiligtes Recht.

487.

Es gibt so wenig eine an sich und überall vollkommene Verfassung als einen allgemein passenden Schuh.

485.

Das freie Princip im Staate ist die Politik, das nothwendige ist das Recht. Man hat Unrecht alle nähern Bestimmungen, Modificationen welche das Recht durch die Politik erhält für Vorurtheile, Uebelstände und Eingriffe anzusehen. Die Politik führt den allgemeinen Begriff immer ins Besondere und Persönliche.

483.

Die Politik kommt nicht blos der Regierung zu, sondern muß auch das Volk durchdringen. Sie ist Weisheit in der Gesetzgebung, Klugheit im Erkennen der vorhandenen Verhältnisse, Tapferkeit in Bekämpfung der Hindernisse u. s. w.

484.

Echte Politik und Recht können nur zusammenstoßen, collidiren, wenn dieses erstarrt und nicht bildsam ist. Politik und Moral collidiren, wenn jene nur äußerliche Weltklugheit enthält. Die rechte Politik ist immer moralisch, aber nach ihrer Weise für den Staat.

473.

Die Grundsätze einer Partei sprechen sich erst dann im ganzen Umfange aus, wenn sie die stärkste ist.

476.

Die Eiligsten zum Aufstande sind es gewöhnlich auch nachher zur Sklaverei.

465.

Durch Umhertreiben unter dem corps diplomatique erwirbt man keinen politischen Blick. Es gehört dazu große Kenntniß der Geschichte und ein Scharfsinn der öfter aus einem großen Gemüthe als aus Verstandeskünsten hervorgeht.

466.

Nichts ist in einem monarchischen Staate schwerer als die Wahl guter Minister. In dem den Königen nahen Kreise zeigt sich oft unerwartete Dürftigkeit, und aus entferntern genommen sind die größten Talente dem Neide doppelt ausgesetzt und scheitern oft an dem bösen Willen der Zurückgesetzten.

462.

Ein Staatsmann der zu viele Dinge von dem Monarchen (oder von jeder Regierung) festsetzen läßt sündigt ebenso sehr als der welcher zu wenig von ihm entscheiden läßt. Dort werden die vom höchsten Orte ausgehenden Erscheinungen kleinlich, der Blick und die Kraft wird vom Wichtigen abgelenkt und zerstreut, die Wirkung im Einzelnen hindernd oder zerstörend; — hier erzeugt sich Willkür, es geht die Achtung vor dem Ausgesprochenen leicht verloren, und Wohl und Wehe der Bürger erscheint als Spielwerk untergeordneter Menschen.

455.

Der größte Irrthum für Könige ist der Glaube: sie hätten ein Recht und eine Pflicht Alles nach ihrer Meinung einzurichten.

456.

Wessen Laufbahn außerhalb aller gewöhnlichen bürgerlichen Ordnung liegt, steigt (wie Cromwell sagte) am höchsten wenn er nicht weiß wohin es geht, zum Throne oder zum Galgen; wer aber nach Ordnung und Gesetz vorschreiten will, steigt am sichersten wenn er besonnen Weg und Ziel kennt. Wem endlich hierbei Charakter und Sitte die höchste Bedingung bleibt, der steht oft am höchsten in dem Augenblicke — wo er Nichts erreicht.

450.

Nichts ist thörichter und gefährlicher als zwei Parteien Genüge leisten zu wollen welche in sich durchaus verschieden sind. Beide werden unzufrieden über den ungeschickt Vermittelnden, ihre Natur Verkennenden.

420.

Blanke Stiefelchen und weiße Glacéhandschuhe sind die Haupteigenschaften und Kennzeichen manches Diplomaten. In den Salons erlernen sie Nichts als sich mit Anstand zu langweilen und demnächst auch Andern Langeweile zu machen. Alle großen Weltbegebenheiten sind ohne diese Diplomaten und trotz derselben zu Stande gekommen, und während sie mikroskopische Untersuchungen an und mit Hofungeziefer anstellen, brauset der Strom der Weltgeschichte weiter.

125.

Wenn Wenige die Vielen bedrücken, so heißt Das nur zu

oft Erhaltung der öffentlichen Ordnung; wenn die Vielen den Druck abzuschütteln suchen, so heißt Das Aufruhr. Jener Druck hat in der Regel keine vernünftigen Gründe, der Aufruhr aber sehr oft wenigstens erhebliche Gründe. Fast alle Revolutionen beginnen mit dem Unrecht der Herrschenden, und führen durch Rückschlag (nur zu natürlich) bis in das Unrecht der Beherrschten.

Doch genug. Die Klarheit und Freisinnigkeit welche den Verf. bei der Betrachtung der Politik und der Völkerzustände leiten springt schlagend hervor, in kurzen Sätzen sagt er die wichtigsten Wahrheiten und augenscheinlich, wie mancher Wink, wie manche Andeutung vermuthen läßt, spricht er aus einer lebensreifen Erfahrung. Sollten wir uns irren wenn wir in dem Verf. eine staatlich hochgestellte Person vermuthen, einen Mann der innere Kraft und Befähigung genug gehabt hat um über die viele leere hohle Form unserer Staatsrepräsentation die wahre Natur des Staats und der Volksentwickelung zu prüfen und nicht zu vergessen?

(Der Beschluß folgt.)

Spuren einer unterirdischen Stadt der alten Briten.

Ein jüngst erschienenes archäologisches Werk: „The history and antiquities of Cleveland, comprising the Wapentake of East and West Langbargh, North Riding, county York", von John Walker Ord, beweist in den darin aufgeführten Thatsachen, wie richtig im Allgemeinen bereits vor bald 1700 Jahren Dio Cassius die Ureinwohner Britanniens und deren Culturzustände geschildert. Bekanntlich erzählt der alte Geograph, daß die alten Briten meistens in Höhlen oder in niedern mit Flechtwerk eingezäunten Hütten gelebt haben. Ord hat nun in der Nähe von Gisborough die Ueberreste einer ganzen großen altbritischen Ansiedelung oder Stadt entdeckt, die sich zwei englische Meilen weit erstreckt haben muß. Die Ueberbleibsel der einstigen Wohnungen haben die Gestalt großer eirunder oder kreisförmiger Gruben oder Höhlen von sehr verschiedener Größe, wechselnd von einer Tiefe von 8—12 Fuß, und von einem Umfang von 60, 80 ja selbst 100 Fuß. Viele dieser Höhlen liegen in einfacher oder doppelter, jedoch nicht geraden Reihe, sondern in einem ziemlich unregelmäßigen Zickzack; sie sind durch einen breiten, deutlich erkennbaren Rain oder Erdwall voneinander getrennt, der zum Durchgang von Menschen, Pferden und Rindvieh ausgereicht hat. An einigen Stellen sind größere Aushöhlungen mit kleinern durch eine Art Eingang verbunden. Auf einer ebenen Stelle, die einen fetten aufgeschwemmten Boden zeigt, finden sich diese unterirdischen Wohnungen besonders zahlreich — sodaß der Hügel worin sie sich befinden gewissermaßen einer Honigwabe gleicht, und ein ganzer Stamm der alten Brigantinen darin Unterkunft gefunden haben muß. Beim Nachgraben an diesem Orte fand Ord einen Fuß unter der Oberfläche des Bodens, welcher sich in dieser langen Reihe von Jahrhunderten von den benachbarten Höhen auf das ursprüngliche Land abgelagert hat, mehre Stücke Holzkohle, die aufs Feuer gelegt schnell rothglühend wurde und eine hellbraune Asche hinterließ. Einige dieser Gruben sind bloße Erdaushöhlungen, während andere einen festen Estrich von rohen unbehauenen Steinen besitzen, und mit demselben Material ringsum sorgfältig ausgemauert sind. In diesem letztern wurde keine Holzkohle gefunden, obwol einige Steine roth waren und sehr ausgebrannt schienen; vielleicht mochten diese Gruben außer zu Wohnungen auch noch zu andern Zwecken, z. B. zu Aufbewahrungsörtern für ihre Getreide- und Wintervorräthe oder zu Niederlagen für die Beute der Ureinwohner, benutzt worden sein. Die Lage dieser Höhlen ist trocken und gesund; man kann von derselben die ganze nach Norden abfallende Ebene, von wo der Zugang nach diesen Ansiedelungen leicht war, übersehen, während im Süden eine lange Reihe von Bergen und Sümpfen den Zugang hemmen. Die Aushöhlungen müssen ungeheuere Anstrengungen erfodert haben, indem sie an vielen Stellen unter einer mächtigen Schicht bituminösen Schiefers angebracht sind, der ohne sehr vollkommenes Werkzeug äußerst schwierig zu durchbrechen ist. Ihr hohes Alterthum erhellt aus dem Umstand, daß an einigen Stellen die Reihen in beträchtlicher Ausdehnung durch Ueberschwemmung unermeßlicher Erdmassen von den benachbarten Höhen durchbrochen sind, welche Ueberflutungen in der Vorzeit durch Schnee- und Regenstürme, und die Anhäufung von Sümpfen und Moorgräben oberhalb des Orts veranlaßt sein mögen. Der ganzen Linie entlang ist, wo Abgründe die Lage nicht ohnehin uneinnehmbar machen, die Niederlassung durch eine fortlaufende starke Verschanzung vertheidigt, sodaß die Ansiedelung die Vortheile einer Stadt mit der Sicherheit und dem Schutz eines befestigten Lagers vereinigt haben muß. Mitten in dieser Linie entdeckte Ord ein Mauerwerk, das sich 5—6 Fuß über die Oberfläche erhob, und welches er für den Grund eines größern Gebäudes hält, das die Wohnung eines Königs oder Häuptlings gebildet haben mag. In diesem Bauwerk befand sich keine unterirdische Aushöhlung. 3.

Bibliographie.

Hilgenfeld, A., Die clementinischen Recognitionen und Homilien, nach ihrem Ursprung und Inhalt dargestellt. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jellinek, H., Die religiösen, socialen und literarischen Zustände der Gegenwart. In ihren praktischen Folgen untersucht. 1ster Theil: Die religiösen Zustände der Gegenwart, oder: Kritik der Religion der Liebe. Zerbst, Kummer. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kruse, C. A. W., Ueber Casimir Delavigne als Vermittler der klassischen und romantischen Richtung der französischen Literatur im Allgemeinen und über seine Tragödie Louis XI. im Besondern. Elberfeld, Bädeker. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das preußische Postwesen. Eine Darstellung seines gegenwärtigen Zustandes, seiner innern Einrichtung und der Rechte und Anforderungen des Publikums an dasselbe, von einem Sachverständigen. Elberfeld, Bädeker. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Theophilus, Ein Sommernachts-Traum. Leipzig. Gr. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Buttmann, A., Aufruf dem Gustav-Adolph-Vereine beizutreten. Potsdam, Stuhr. 8. 2½ Ngr.

Hollatz, A. D., Offener Brief an einen gläubigen, ungelehrten Freund in der evangelischen Landeskirche Preußens, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Wächter an der Ostsee und das Sendschreiben der Pommerschen Landgemeinden. Von einem ihrer Abgeordneten. Stettin. Gr. 8. 5 Ngr.

Wartensleben Schwirsen, A. Graf v., Mein Austritt aus der unirten evangelischen Landeskirche und Rücktritt in die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Was hat das sächsische Volk zu thun in den Tagen der wieder erwachenden Freiheit. Leipzig, Buch- u. Kunst-Verlag. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 99. —— 8. April 1848.

Spreu.

(Beschluß aus Nr. 98.)

Wie organisch durchgebildet der Verf. ist bei seiner Vielseitigkeit, wie gereift Alles ist was er ausspricht, und wie Alles was er, obgleich in aphoristischer Form, mittheilt sich zu einem schönen Ganzen vereinigt, Das wird dem Leser klar werden wenn wir ihm verschiedene Thesen zeigen in denen der Verf., mit Geschmack begabt und durch Studien berechtigt, sich nach den verschiedensten Richtungen hin auf dem Gebiete der Aesthetik bewegt. Z. B.:

364.

Begeisterung und Kritik sollten sich ergänzen, sie stehen sich aber oft feindlich gegenüber. Wir leben in einem Zeitalter nicht der Begeisterung, sondern der Kritik, und diese ist meist verneinend, auflösend, zerstörend.

261.

Es wäre nöthiger und nützlicher Würde und Bedeutung des Sinnlichen einmal hervorzuheben, anstatt (ohne den rechten Erfolg) immer darauf zu schimpfen und todte Abstractionen über Natur und Leben hinaufzustellen.

116.

Vor Dingen, Schriften, Kunstwerken, Thaten, von denen ich mir in der Stille sagen darf: Das hättest du wol auch machen können! habe ich sehr wenig Ehrfurcht.

124.

Wo Virtuosität überschätzt wird (z. B. der Maler, der Sänger), geht es mit der Kunst rückwärts. Sängerinnen welche nur in elenden Opern auftreten verführen zum künstlerisch Bösen und verderben die mit dem äußerlichsten Ohrenkitzel nur zu leicht begnügte Menge.

281.

Bei den Griechen war die erste Eigenschaft der Götter die Schönheit, bei den Christen ist es die Heiligkeit. Michel Angelo hat erwiesen, daß selbst Gott Vater kann auf angemessene erhabene Weise dargestellt werden, aber nur sehr wenige Künstler sind dieser Aufgabe gewachsen. Die Schönheit Gottes offenbart sich in seinen Werken. Eiferer welche daran Anstoß nehmen müssen folgerecht mit dem Häßlichen Götzendienst treiben, das Schöne mit dem Unsittlichen zusammenwerfen und der Kunst das Lebenslicht ausblasen.

33.

Die Griechen führten ihre Schauspiele auf bei Sonnenschein, wir bei Lampenlicht; ihre Tempel haben volle Erleuchtung, unsere Kirchen wirken durch Halbdunkel. Wie hängt Dies zusammen mit dramatischer Kunst, Lehre, Symbolik u. s. w. Bringt die christliche, geistige Lehre das echte volle Licht in die Kirchen? Oder deutet jenes Halbdunkel analogisch auf das Geheimnißvolle und Unverständliche mancher Dogmen? Zeigen helle Bethäuser und Waldversammlungen hin auf eine Umgestaltung auch der Ansichten?

65.

Mit Recht schließt man schlechte Werke nicht ganz von Kunstausstellungen aus. Sie erklären Gegensätze, Fortschritte, Rückschritte, Stufenfolge und dienen vor Allem zur Gemüthsergötzung.

67.

Nachdem man lange die Poesie nur in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu finden glaubte, sucht man sie jetzt unter dem gemeinsten Gesindel. Beides ist Aberglaube. Die Poesie ist überall und nirgend; aber nur die Wünschelruthe des echten Dichters trifft den echten Schatz.

183.

Es gibt keinen größern Gegensatz als zwischen dem bestimmten, scharf gezeichneten, gedankenreichen, zum Ziele treffenden, sonnenhellen Stile Lessing's und der Darstellung Herder's, welcher den ohnehin unbestimmten Kern mit allerlei farbigen Wolken, mit Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen, mit Schnitzwerk und Gekräusel aller Art umhüllt und vermeintlich schmückt. Neben ihren Hauptwerken geht bei Beiden allerlei Gepäck einher; doch kann man Lessing nie genug, leicht aber Herder zu viel lesen und bewundern. Lessing's Zorn und Schmerz ist viel edler und großartiger als Herder's Nergelei und stete Verstimmung.

201.

Goethe's „Faust" beginnt mit dem umfassendsten, erhabensten Bestreben: er will (selbst mit Hülfe böser Mächte) die Schranken der menschlichen Natur durchbrechen, Gott und alles Göttliche erkennen und beherrschen. Ich erwarte Fortschritte und Kämpfe auf dieser Bahn, Seligkeit und Pein die solch ein Streben bereitet, solch ein Beruf herbeiführt, die Lösung hierher gehöriger Räthsel zur Lehre, Warnung, Besserung und Reinigung der in dieser Richtung liegenden Leidenschaften. Statt dessen treten alle jene Aufgaben, Räthsel, erhabenen tragischen Richtungen bald ganz in den Hintergrund, nichts darauf Bezügliches wird weiter und zum Ziele geführt; vielmehr verläuft sich der große Strom in den breiten See sentimentaler Liebesgeschichten, mit vielem an sich aber gar nicht nöthigen Unglück. Oder um in derlei Unglück zu gerathen, braucht man sich nicht auf Faust's hohes Pferd zu setzen und dem Teufel zu ergeben. Jeder Lieutenant kann (den Thatsachen und Ereignissen nach) solch eine Unglücksgeschichte erleben, und Don Juan hätte sich auch das Schmuckkästchen auf Borg verschafft, ohne den Teufel unmittelbar zu incommodiren.

414.

Kenntniß des Schönen und Gefühl für dasselbe hilft mehr gegen gemeine Verhältnisse zum Häßlichen als die meisten Sittenlehren und Tugendpredigten; wiederum ist eine blos ästhetische Erziehung niemals ausreichend für den ganzen Menschen.

590.

Schönheit der Seele besteht weder in außerordentlicher Kraft noch in ermattender Schwäche; sie beruht vielmehr auf

dem Gleichmaße, der Harmonie aller Geistes- und Lebensrichtungen. Daher verdient die einseitig schwächliche, aus dem Gleichgewicht gekommene schöne Seele in Goethe's „Meister" diesen Namen nicht; eher Fénélon, gewiß Sophokles.

Ob man sich nun mit allen Ansichten wie sie hier ausgesprochen werden einverstanden erklären will oder nicht, es bleibt sich gleich; immer wird man die Feinheit und Schärfe derselben anerkennen müssen. Es regt sich in dem Verf. ein schönes griechisches Lebenselement, eine Heiterkeit des Bewußtseins welches der schönen Sinnlichkeit ihr volles Recht zuerkennt, welches die falsche Mystik vollkommen von sich abweist und die Realität des Lebens zu würdigen und zu genießen weiß. Dies tritt besonders da hervor, wo die Gedankenlichter über die mannichfachsten socialen Verhältnisse, über die Beziehung der Natur zum Menschen u. s. w. schreiben, z. B.:

185.

Es ist eine große Thorheit sich die so heitere als großartige Natur zu verkümmern, angeblich um dem Geiste und Gott näher zu kommen.

148.

Es gibt Naturen deren Richtung so vorherrschend geistig ist, daß ihnen das Sinnliche fast ganz verschwindet; aber sie entbehren dann auch einen wesentlichen Quell lehrreicher Offenbarung. In der Regel schelten nur Stumpfsinnige und Abgestumpfte auf die Sinnlichkeit.

4.

Es gibt wenig wahrhaft schöne Menschen, aber noch weniger die da wissen was schön ist. Wie sollten sie auch zu dieser Wissenschaft kommen, da das Studium des Schönen meist für unsittlich gilt.

68.

Die Menschen müssen sich bekleiden, nicht sowol der Sittlichkeit und der Kälte halber als um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Sie sind keineswegs Alle nach dem Bilde Gottes erschaffen, und ihre Nacktheit wäre meist ein remède contre l'amour.

169.

Wenn wir Steine, Pflanzen, Thiere betrachten, so finden wir ihre Natur eben natürlich und haben daran Nichts auszusetzen. Wir verlangen keine andere Krystallisation, keine andere Blätterform, keine andern Zähne und Klauen u. s. w. Dagegen mäkelt jeder Mensch an seiner eigenen Natur, und noch mehr an der Natur aller seiner Mitmenschen. Das Natürliche und Sittliche ist so wenig ein unbedingter Gegensatz als es unbedingt zusammenfällt.

173.

Man sagt: die Heiden haben ihre Laster ihren Göttern beigelegt; aber der angeblich christliche Gott mancher Theologen und Inquisitoren ist jähzorniger, gemüthloser, grausamer, willkürlicher als es jemals der olympische Zeus nach den Ansichten der Griechen gewesen ist.

176.

So lange unsere mangelhaften und krankhaften geselligen und bürgerlichen Verhältnisse vielen Personen das Heirathen unmöglich machen, werden außereheliche Geschlechtsverbindungen fortdauern. Policeilicher Zwang führt nicht zum Ziel und schadet an der zweiten Stelle so viel als er glaubt an der ersten gewonnen zu haben. Ebenso bleibt eine Sittenlehre unwirksam welche die sinnlichen Verhältnisse und Bedürfnisse des Menschen ganz unberücksichtigt läßt. Die Mäßigkeit besteht nicht darin zu hungern und zu dursten.

433.

Die Griechen, welche mehr von der wahren Schönheit verstanden als je ein Volk, haben eben deshalb nie mit der halben und unwahren so viel gequängelt als es in unsern Tagen geschieht.

431.

Die Abhängigkeit einer Ehefrau von ihrem Manne ist (in thesi) größer als die einer Nonne von ihrer Aebtissin; denn hier steht die Ordensregel regelnd zur Seite, während dort Alles auf Belieben und Geschicklichkeit hinausläuft.

Wer es liebt einen anregenden, scharfen Gedanken in sich aufzunehmen, um ihn nach der eigenen Ansicht zu prüfen und zu untersuchen, dem wüßten wir kein interessanteres Buch zu empfehlen als diese „Spreu". Wer es satt ist sich durch lange Systeme, durch dicke Bücher und Artikel durchzuarbeiten, um irgendwo einen frischen Gedanken aufzufinden, der nehme diese „Spreu" zur Hand, wähle sie zu seiner Tageslecture, werfe alle Tage oder wie es behagt einen Blick auf dieselbe, greife aus ihr irgend einen Gedanken heraus und prüfe und erwäge ihn; — die Anregung, der Genuß wird größer sein als bei der Population der Compendien und der gewöhnlichen Katechismen unserer Gelehrsamkeit. Besonders, weil man hier keine Schulweisheit, sondern eine kräftige Lebensweisheit sammelt, wird man sich von diesen kurzen, schlagenden, scharf hingeworfenen Sätzen erfrischt fühlen müssen. Der Verf. erwartet keine unbedingte Ueberzeugung bei Allen von Dem was seine Ueberzeugung geworden ist. Er spricht am Schlusse ganz offen aus:

813.

Eine Thesis die man nicht angreifen und tadeln kann ist deshalb selbst tadelnswerth.

und schließt dann in großer Bescheidenheit, die wir bei einem solchen Manne gewiß nicht als erkünstelte Ziererei ansehen dürfen:

814.

Spreu zu worfeln und zu dreschen ist eine ganz unnütze Beschäftigung und Mühe. Gewichtlos und gehaltlos ihrer Natur nach, findet sie von selbst gar bald ihren Untergang.

Dessenungeachtet haben wir in dieser „Spreu" mehr Nahrungsstoff, mehr Gewicht und mehr Gehalt gefunden als in großen, gelehrten Frachtwagen die voll Getreide auf den Büchermarkt gefahren werden. Wenn man das Getreide dorrt, so erstickt man durch die Hitze den Fruchtkeim desselben: unsere Gelehrten ersticken nur allzu oft durch ihre Schulweisheit den Fruchtkeim des Lebens.

Die Verlagshandlung hat diese Schrift sehr elegant ausgestattet; das Format des Buchs ist ganz geeignet diesen Gedankenreichthum überall bei sich führen und sich seiner überall erfreuen zu können. 8.

Der polnische Dichter Krasinski und sein „Iridion".

Es ist oft gesagt worden, daß die polnische Literatur sich keiner berühmten Namen erfreue, und daraus auf den Werth ihrer Erzeugnisse ein voreiliger Schluß gefaßt. Die Ursache der Unbekanntschaft polnischer Schriftsteller welche in ihrem Lande Etwas gelten im Auslande ist die Abgeschlossenheit ih-

rer Sprache: ein Umstand unter dem mehr oder weniger alle slawischen Schriftsteller leiden. Die Wenigen welche im Auslande bekannt werden wollten haben auf den Gebrauch ihrer Muttersprache verzichten müssen, und sind damit ihrer Literatur in dem Maße weniger förderlich geworden als sie auswärts mehr beachtet wurden. Die Uebersetzer haben sich sparsam an polnische Productionen gewagt, weil außer dem Vorurtheil auch noch besondere Schwierigkeiten in der Behandlung des Idioms ihnen sich entgegenstellten. Und doch wäre für sie auf dem Felde der Poesie, die zunächst nur den Anspruch auf unsere Beachtung hat, eine ergiebige Ausbeute zu machen gewesen, wenn sie in der Wahl sich nicht vergriffen. Wir haben oben einen der noch lebenden polnischen Dichter genannt, der dem deutschen Publicum bekannter sein müßte als er es in der That ist, wenn nicht alle seine poetischen Gaben ohne Namen erschienen wären. Sie sind, Dies ist ihm allein von allen polnischen Dichtern widerfahren, sämmtlich in die deutsche Sprache übertragen, und auch in dieser nur mit dem Namen der Uebersetzer versehen.

Krasinski ist erst seit der Revolution von 1830 in der Schriftstellerei thätig gewesen, wenigstens in der Weise, daß er Aufmerksamkeit verdiente. Seine erste poetische Frucht war eine morgenländische Erzählung: „Agai-Han", welche vielfach Beifall gefunden hat und Zeugniß einer warmen Gefühlsweise gab. Aus dieser Poesie der Empfindung schritt in einem zweiten Werke Krasinski in die reflectirende Poesie und schuf ein politisches Drama oder genauer ein Gedankenbild in dialogischer Form. Seine Gestalten waren keine Menschen, sondern Geister, welche die Weltverhältnisse im Großen repräsentirten; sie traten unter dem Titel einer „Ungöttlichen Komödie" auf. Polen ist ihr Sammelplatz, das sociale Leben der polnischen Nation erscheint in ihnen in seiner verschiedenen Strahlenbrechung, es ist ein Kampfspiel der politischen Parteien und Neigungen. Es war ein glücklicher Gedanke, die nationalen Parteikämpfe, welche mit der frühesten Entwickelung des Volks in einem Umfange wie nirgend begannen, zu symbolisiren und ein großartiges historisches Gemälde im Spiegel der Poesie festzuhalten; nur war zu bedauern, daß der Dichter damals noch nicht so klar dachte, und sich nicht so frei machen konnte von subjectiven Aufwallungen, daß er Gestalten gab die Jedem greiflich und vertraut waren. Krasinski hatte das Unheil von Vielen nicht verstanden zu werden.

Die eigentliche Tiefe seines Gedankeninhalts wird erst an seinem dritten Werke erkannt. Es trägt den Titel „Iridion" und ist ebenfalls ein politisches Drama, in dem zwar ein Weltgedanke verkörpert, aber nicht von blos unsinnlichen Erscheinungen, sondern auch von natürlichen, historischen Menschen getragen ist. Eine Uebersetzung dieses Dramas, wie es kurzhin genannt werden möge, ist in Berlin und in Leipzig (Keil u. Comp.), letztere mit dem Namen des Dichters, erschienen. Es ist wunderbar, daß diese Arbeit Krasinski's, nachdem sie dem deutschen Publicum zugängig gemacht worden, dennoch bei ihm wie es scheint nicht gleiche Theilnahme gefunden hat wie bei den Landsleuten des Dichters. Der „Iridion" erfuhr seit dem Jahre 1839 in Paris, wo er zuerst erschien, mehre Auflagen, und jeder Kenner der polnischen Literatur spricht mit Entzücken von dieser großartigen Dichtung. Der Uebersetzer hat in seinem Vorworte nicht zu viel gesagt wenn er behauptet, daß man in Polen allgemein den „Iridion" an die Spitze der neuern poetischen Literatur stelle. Denn sind selbst die Dichtungen von Mickiewicz für die nationale Literatur von großem und dauerndem Werth, so ruhen sie doch nicht auf der Fülle des Gedankens wie Krasinski's Gestalten. Dieser ist mehr Philosoph als Jener, seine Weltanschauung eine allgemeinere als die des Dichters vom „Wallenrod", der über die Grenzen des slawischen Elements nicht hinausgegangen ist.

Krasinski schildert in seinen Gruppen ein ganzes Jahrhundert, er hat sich eine an Ereignissen reiche und an Folgen bedeutende Zeitepoche gewählt: das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Der Hinfall des morschen Rom und der Sieg des Christenthums über den Orient und einen Theil des Occidents sind der Gegenstand der Dichtung. Die polnische Kritik hat sich redlich bemüht zu entziffern was für unsere Zeitgenossen im Hintergrunde der großen Umwälzungen welche der Dichter vor Augen geführt liege, und die Winke verstanden welche aus einer Ferne von anderthalb tausend Jahren ihrer Nation gegeben werden. Die deutsche Kritik hat das nationale Interesse bei Seite zu lassen und allein die Beziehungen der geschilderten Welt festzuhalten. Unsers Wissens ist, obgleich lobende Anzeigen des Dramas erschienen, in deutschen Blättern nirgend auf den Ideengang des Stücks eingegangen, so sehr sich Dies auch belohnt. Nur der Uebersetzer hat in seinem Vorwort einige Andeutungen darüber gegeben, ohne jedoch der Kritik wie er sagt vorgreifen zu wollen. „Der den dramatisirten Inhalt durchziehende Grundgedanke ist das Princip der Rache, das sich in der Weltgeschichte als Weltgericht darstellt und durch verschiedene Stadien der menschlichen Entwickelung sich zur Geltung bringt, doch endlich einer höhern Macht weichen muß, die sich aus den Ideen des Christenthums in die heidnischen Vorstellungen der alten Welt Eingang verschaffte."

„Rom, welches in den ersten Jahrhunderten des Christenthums den Erdkreis beherrschte, sollte physisch durch zwei von ihm äußerlich erdrückte, aber innerlich noch freie Potenzen, moralisch aber durch die allbesiegende Kraft der Christuslehre in einen neuen Zustand versetzt werden. Es sollte fallen, damit an ihm die Rache vollzogen würde welche seine Frevel an der ganzen damals bekannten Erde erheischten. Deshalb muß der griechische Dichter Amphilochus mit der deutschen Priesterin Odin's, der Tochter des Königs der Meere, ein Geschlecht erzeugen das dem Gedanken der Vergeltung Gestalt gibt und den Brand legt an die morschen Stützen der Siebenhügelstadt. Alle physischen und moralischen Kräfte einer neu erwachenden Zeit vereinigen sich gegen Rom und schlagen aus seinem wilden Chaos von Glanz und Elend, Tugend und Leidenschaft, Licht und Finsterniß die Funken welche zum Brande geschürt die alten Formen vernichten und auf ihren Trümmern neue Gestalten erscheinen lassen. Sie werden schon verklärt von der Sonne des Christenthums, das in den Katakomben verborgen Roms Schicksal entscheiden mußte. Während Heliogabal seine syrischen Götzen im römischen Pantheon aufstellt, neigt Alexander Severus, getränkt mit dem Geiste der weisen Mammea, seiner Mutter, sich vor dem Kreuze; und zwischen ihnen steht Iridion, erfüllt von der hohen Sendung des jüdischen Messias, sich aber in gleicher Sendung und in der Berechtigung wähnend, seines Vorgängers Werk nur als Mittel für seine eigene Bestimmung zu brauchen. Ihm sind für seinen Zweck keine Mittel zu kostbar, keine Opfer zu hoch; er opfert ihm die geliebte Schwester, die geliebte Freundin, den welterlösenden Gedanken des Gottgesandten. Denn es gilt ihm ein heiliges Versprechen zu lösen das er seinem Vater, seiner sterbenden Mutter gegeben, zu vernichten, und in der Hauptstadt der Welt mit der Vernichtung den Anfang zu machen, auf daß der Geist des Amphilochus unter den Schatten jubele."

„In «Iridion»", sagt das Vorwort weiter, „verkörpert sich ein Princip wie es in bewegten Jahrhunderten der Geschichte stets wieder erscheint. Er ist, was Faust in der Welt der Gedanken, für die Welt der äußern Erscheinung."

Dieser Vergleich ist ganz natürlich, wenn man das Unbefriedigtsein des „Iridion" mit den politischen und socialen Weltverhältnissen betrachtet. Er will sie zertrümmern oder an ihnen zu Grunde gehen.

Im Prolog vermählt der Dichter den Hermes Amphilochus, der „im Chersones der Cimbrer mit des Meeres Königen Hand an Hand geht" mit der Tochter Sigurd's. Sie soll durch ihr begeistertes Wort das geknechtete Volk der Griechen befreien helfen. Mit diesem Gedanken erfüllt verläßt sie ihren Gott und zieht mit dem Gatten nach Griechenland, er suchte Feinde

seinem Feinde, Rom. Auf der Insel Chiara erwuchs Iridion und seine Schwester Elsinoe unter der pflegenden Hand der Mutter. Dreizehn Jahre ist sie von ihrem Gotte entfernt, sie ahnt seinen Zorn, Verzweiflung bemächtigt sich ihrer, sie stirbt in der Raserei. Mit ihrer Urne zieht Amphilochus begleitet von seinen Kindern nach Rom. Beide haben ihm den Eid geschworen, daß sie Rom hassen und vernichten werden.

In Rom herrscht Heliogabal, es ist die Zeit des tiefsten Verfalls der Sitten. Der Kaiser verlangt Elsinoe zum Weibe, Iridion gibt sie ihm um ihn für seine Zwecke zu gewinnen. Elsinoe geht in des Cäsars Haus, bringt ihn aber durch Weigerung und Starrheit zur Raserei. Sie droht ihm mit dem Zorn ihrer heidnischen Götter. Es bemächtigt sich seiner Furcht und er wird, da zugleich Empörungen, geschürt von Ulpian und Andern, in den städtischen Legionen ausbrechen, des Regierens unfähig. Iridion bemächtigt sich des kaiserlichen Ringes und damit seiner Macht. Gleichzeitig hat Alexander Severus nach der Krone gestrebt, er gewinnt die Cohorten für sich. Iridion sucht sich mit den Christen zu verbinden, er stellt sich einer frommen Beterin in den Katakomben, der Cornelia, als einen Christus dar und gewinnt Anhang. Masinissa aus Numidien ist sein Mephistopheles, der ihn hält und trägt, ihm Macht gibt, Erfolg verspricht und zur Ausdauer ermahnt. Der Bischof Victor entdeckt Iridion's Verrath an der frommen Cornelia, und Masinissa hilft unter den Juden neue Truppen werben. Alexander aber hat die kaiserlichen Cohorten für sich gewonnen, es entsteht ein Kampf in der Stadt, dessen Ende ist, daß Heliogabal sich entleibt und Severus den Purpur anlegt; Elsinoe ist auf dem Scheiterhaufen gestorben, für Iridion bleibt Nichts als Masinissa's Freundschaft.

„O Amphilochus", ruft er am Ende dieser Katastrophe aus, „also war dein Sohn nur ein Traumbild, nur ein Schatten den die späte Zukunft warf, ein zu frühes Spielzeug zerschlug ihn das Schicksal." Er will sich weder Masinissa noch einem Gott ergeben, sondern in Roms Anschauen und in der Einsamkeit des Geistes sterben.

Masinissa aber verspricht ihn aus den treibenden Wogen der Zeit zu reißen und auf ein weiches Ufer zu legen, ihn einzuschläfern im Schoose des Vergessens und ihn einst wieder zu erwecken:

> Wenn auf dem Forum nur Staub!
> Wenn im Circus nur Gebein!
> Wenn auf dem Capitol nur Schande!

Dafür schwört Iridion der Seinige zu sein, und entsagt Christus, dem Feinde Masinissa's.

Dann führt der Greis den Jüngling zu den Ufern des Meers, in die Kühle einer Grotte unter Weinlaub und Epheukränzen, wo keine Morgenröthe scheint, kein Stern, kein Schmerz, kein Traum wohnt. So hat Iridion Rom gewonnen, seine Seele hingegeben.

Wo wird er erwachen? Im Norden, im Lande der Gräber und Kreuze, das erkannt wird am Schweigen der Männer und am Trübsinn der kleinen Kinder, an den verbrannten Hütten der Armen und zerstörten Palästen der Verbannten. „Du erkennst es an den Seufzern meiner Engel, die durch die Nächte fliegen." „Geh und wohne", so spricht nach jahrtausendlangem Schlaf ein anderer Geist, Christus, zu ihm der ihn geweckt hat, „wohne unter Brüdern die ich dir gebe; zum zweiten male wirst du deine Liebe erdrückt sehen, wirst enden sollen und nicht können und Tausender Schmerz wird sich in deinem Herzen lagern."

„Und nach langen Leiden führe ich über euch das Morgenroth herauf, gebe euch was ich meinen Engeln von Ewigkeit her gab, das Glück, und Das was ich der Menschheit versprach auf der Spitze von Golgatha — die Freiheit!" Mit einem Epilog dem diese Worte entnommen, welche die Beziehung auf die Gegenwart andeuten, schließt das Werk. Wir bewundern in ihm das Spiel einer großartig schaurigen Phantasie, neben ihr aber auch tiefe historische Studien des Zeitalters. Die historischen Charaktere, wie Heliogabal, Ulpian, sind treu gezeichnet, wir leben mit ihnen und können sie uns nicht anders denken. Um die sonstigen historischen Verdienste Krasinski's nicht zu übergehen erwähne ich nur, daß er eine sehr günstig aufgenommene, auch ins Deutsche übertragene „Geschichte der Reformation in Polen" englisch geschrieben und vor einem zahlreichen englischen Auditorium in London, wo er lebt, anziehende Vorträge über die slawische Literatur gehalten hat, die bisher im Drucke nicht erschienen sind. 42.

Bibliographie.

Brefeld, F., Der Fortschritt in der Sanitäts-Verfassung Preusens, auf der Basis des Prinzips der Standes-Selbst-Regierung. Ein Beitrag zur Lösung der Reformfrage. Münster, Theissing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carus, H., Unsere Zeit. Postscripta an Immanuel. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 12½ Ngr.

Frensdorff, E., Männer und Frauen des Auslandes. Nach authentischen und zum Theil unbenutzten Quellen dargestellt. 1ste Lieferung. [Lamartine.] Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 12 Lieferungen 2 Thlr. 20 Ngr.

Heinsius, T., Die Germanologie auf deutschen Lehrstühlen. Berlin, Mylius. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heller, R., Florian Geyer. Roman. Drei Bände. Leipzig, G. Wigand. 8. 5 Thlr.

Krez, C., Dornen und Rosen von den Vogesen. (Gedichte.) Landau, Kaußler. 8. 22½ Ngr.

Langenschwarz, M., Der jüngste Tag. Eine Spitzbubengeschichte. (Gedicht.) Leipzig, Wienbrack. 8. 12 Ngr.

Merckel, W. v., Ein Urlaub. Berlin, Simion. 16. 10 Ngr.

Politische Saat und Ernte des Jahres 1847. Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1848. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 25 Ngr.

Scupuli, L., Der geistliche Kampf. Aus dem Italienischen. 3te verbesserte Auflage. Mit einem katholischen Gebetbuch als Anhang. Münster, Theissing. Gr. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Allihn, F. H. T., Ueber das Verhältniss der Schule zum Leben. Rede gehalten beim Beginn seiner Vorlesungen. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Unpartheiische Bemerkungen über die beabsichtigte gemeinschaftliche Verfassung für Dänemark und Schleswig-Holstein. Bremen, Heyse. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Bretschneider, K. G., Auf welche Macht nächst Gott müssen wir bei den bedenklichen Zerwürfnissen in der menschlichen Gesellschaft unsere Hoffnungen setzen? Letzte Predigt gehalten zu Gotha am Neujahrstag 1848. Gotha, Müller. 8. 2½ Ngr.

Friedländer, H. H., Die Forderungen unserer Zeit hinsichtlich der Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Elberfeld, Bädeker. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

München, R., Ueber die Bestrafung der Geistlichen nach dem neuen Entwurfe des Strafgesetzbuches für Preußen. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Sommer, F., Ueber die äusseren Standes-Verhältnisse der Militair-Aerzte insbesondere in Bayern. Erlangen, Enke. Gr. 8. 16 Ngr.

Der letzte Umsturz der Dinge in Frankreich, seine Ursachen und seine Entwickelungen. 1stes Heft. Mit Portrait. Leipzig, Buch- u. Kunst-Verlag. Gr. 12. 5 Ngr.

Das dänische Verfassungs-Rescript vom 28. Januar 1848. Bremen, Heyse. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Im preußischen Heere. Ein Disciplinarverfahren gegen Premier-Lieutenant v. Willich, als Folge der durch den Proceß „Anneke" in dieser Brigade herbeigeführten Vorgänge, mit Vor- und Nachwort. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 100. —— 9. April 1848.

Ueber die „Geschichte der europäischen Staaten", herausgegeben von Heeren und Ukert.

Erster Artikel.*)

Es sind jetzt 17 Jahre verflossen, seitdem der im Mai 1843 verstorbene Friedrich Perthes in Vereinigung mit Heeren und Ukert die „Geschichte der europäischen Staaten" begonnen hatte, wie wir aus dem Vorworte des Erstern zu Bülau's „Geschichte von Deutschland" ersehen. Allerdings war das Anfangsjahr 1830 ein für große buchhändlerische oder kaufmännische Unternehmungen bedenkliches Jahr; aber ein Mann wie Friedrich Perthes, der mit einer unermüdlichen Thätigkeit und anerkannten Rechtschaffenheit ein so seltenes Talent des Anregens, Berathens, Ausgleichens und Zurechtsprechens in politischen Dingen wie in literarischen Bezügen verband, ließ sich nicht schrecken. Er hatte schon schlimmere Zeiten durchlebt. Ob ihm dabei die ähnlichen großen Unternehmungen die im vorigen Jahrhunderte von einer Gesellschaft englischer Gelehrten ausgegangen, und später von Siegm. Jak. Baumgarten und Sal. Jak. Semler, nachher von Chr. Gottl. Heyne auf deutschen Boden verpflanzt waren vorschwebten, vermögen wir nicht zu bestimmen. Aber es ist uns gar nicht unwahrscheinlich, daß ein Mann von so beweglichem Geiste wie Perthes war auch einmal hat in die literarischen Verhältnisse seiner Zeit so eingreifen wollen wie es die eben genannten wackern Gelehrten zu ihrer Zeit gethan hatten. Freilich haben die geschichtlichen Studien jetzt eine ganz andere Bedeutung als damals, und es ist ein hervorstechender Zug der Gegenwart, daß sie sich ihnen mit einer so ungetheilten Vorliebe hingibt, daß selbst Männer des gelehrten Wissens, sei es einem dunkeln Gefühle folgend oder sich klar bewußt, dem historischen Elemente in ihrer Wissenschaft ein unzweideutiges Uebergewicht gestatten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts beherrschte noch die Philosophie einen großen Theil der geistigen Regungen der Nation, und die Dichtkunst errang sich neue schöne Lorbern auf einem lange vernachlässigten Felde; jetzt hat die erstere sich zurückgezogen oder wenigstens das kunstgerechte Gewand abgelegt, um nicht allen Einfluß auf ihre Zeit zu verlieren, die andere aber hat sich vor dem Reiche der Prosa geflüchtet, und läßt fast nur noch in lyrischen Wehlauten den Schmerz über ein verlorenes Reich ausströmen. Die Geschichte ist also seit mehren Jahren allein die Wissenschaft welche den praktischen Interessen, diesen Götzen des Tages, widersteht, und es liegt in ihrer Macht die wahre Brücke zu werden für die geistigen Bestrebungen unsers Jahrhunderts.

Einem solchen Zwecke wollte Friedrich Perthes entsprechen als er vor 26 Jahren die erste Idee seines Vorhabens dem edeln Heeren mittheilte. Vor seiner Seele stand eine Reihe historischer Werke, welche, ohne den alten Ruhm deutscher Redlichkeit und deutschen Fleißes zu verleugnen, alle Gebildeten zum Lesen einladen, welche die tüchtigsten Forschungen in eine lesbare und ansprechende Form einkleiden, und ohne blos für die Stube oder für die Salons geschrieben zu sein den Erfodernissen des wirklichen Lebens, keineswegs politischen Nebenursachen dienen sollten. Denn Niemand konnte besser als Perthes, Heeren und Ukert einsehen, daß es der Geschichte ganz unwürdig sei blos als Magd zu politischen Zwecken gebraucht zu werden, und den Absichten der Liberalen oder Absolutisten zu schmeicheln. Alle Drei wollten in einer Zeit die sich dem Abgrunde eines schauerlichen Materialismus immer mehr näherte ihrem deutschen Vaterlande den Ruhm erhalten, daß seine Historiker nicht blos nach Geschichte zu forschen, sondern sie auch zu schreiben verständen.

Denn wir haben es nicht blos im J. 1830, sondern erst in der neuesten Vergangenheit an den Büchern von Michelet und Louis Blanc, vor allen aber an Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire" erfahren, wie groß unter uns noch immer die Vorliebe für französische Literatur, und wie ungerecht die Beurtheilung deutscher Historiker ist. Man liest den Thiers weil da Alles leicht und in der angenehmsten Form hingeworfen ist, und weil seine Art zu schreiben, eigentlich nur das Plaidoyer eines geschickten Journalisten, die große Menge von Lesern besticht, die in den Zeitungen ihre Belehrung und Unterhaltung suchen, und für einen gewandten Journalisten ohne Weiteres den Ehrennamen eines Publicisten bereit halten. Solche Leser klagen insgemein über Mangel an deutschen Geschichtschreibern, und klagen immerfort wie sie von Jugend auf

*) Die letzte Berichterstattung war in Nr. [illegible], Nr. 175—177, Nr. [illegible] und [illegible] d. Bl. f. 1847 enthalten. D. Red.

gewohnt waren, und verschließen absichtlich ihre Augen vor der künstlerisch-darstellenden Geschichtschreibung einer Zeit die einen Johannes Müller, Luden, Manso und Spittler besessen hat, und einen Ranke, Dahlmann, Leo, Loebell, Varnhagen v. Ense, um nur einige Treffliche zu nennen, besitzt. Da klagen sie denn fortwährend über Schwerfälligkeit und Trockenheit deutscher Geschichtschreiber und flüchten sich zu Rotteck, in dem sie einen Meister des Fachs zu erkennen wähnen, wo man aber nicht weiß ob man sich mehr über Mangel an Sachkunde des Publicums oder über dessen allzu große Genügsamkeit verwundern soll. Wieder Andere greifen nach elenden Compilationen oder trockenen Verarbeitungen von längst ausgebeuteten Stoffen, um in ihnen den Drang nach historischer Belehrung zu befriedigen.

Unter solchen Umständen erscheint die Herausgabe der europäischen Staatengeschichte als ein des heiligsten Patriotismus würdiges Unternehmen. Der Anfang ist gemacht, er ist seit Jahren bereits in ausgezeichneter Weise gemacht, aber mit der eifrigen Fortsetzung sieht es mislich aus. Und Das ist, um es gerade herauszusagen, die Schuld der gelehrten Mitarbeiter, die uns wieder einmal zu zeigen droht, daß Deutschland die eigentliche Heimat unvollendeter Anfänge liegengebliebener Pläne und unausgeführter Unternehmungen ist, während doch durch unser Unternehmen wiederum gezeigt werden kann, was ein lebendiges Princip der Geselligkeit und Vereinung in den geistigen Gebieten zu leisten vermag. Steht nun das Werk der europäischen Staatengeschichte an Umfang und Mitteln dem großen, gemeinsamen Unternehmen der „Monumenta Germaniae historica" allerdings nach, so ist es doch ebenfalls zur Lösung seiner verdienstlichen Aufgabe auf vielseitige Förderniß und Mitarbeit berechnet, und dazu ein Kreis von Gelehrten berufen deren Namen im Vaterlande mit Achtung und Anerkennung ausgesprochen werden. Durch ihre Leistungen hat denn auch die Staatengeschichte überall Eingang gefunden, die öffentlichen Urtheile sind höchst ehrenvoll ausgefallen, und wer kann wol sagen, daß es kaum einen gebildeten Mann in Deutschland geben wird welcher dieser Sammlung von Geschichten europäischer Staaten nicht mit dankbarer Aufmerksamkeit gefolgt wäre. Wenn dagegen der einzige Arnold Ruge in den „Deutschen Jahrbüchern" (1841, Nr. 121) dem Heeren-Ukert'schen Unternehmen vorwarf, „es trüge den Stempel eines wissenschaftlichen Misgriffs", so ist ein solcher Ausspruch schon durch den Ort an welchem er gethan ist hinlänglich gerichtet, und gerade ein neuer Beleg zu den Worten eines frühern Berichterstatters in diesen Blättern (1838, Nr. 51), daß das Heeren-Ukert'sche Unternehmen wie die stattliche deutsche Eiche neben einem Beete Ranunkeln und Anemonen stände.

Aber wo bleiben nach so bedeutenden Anfängen die Fortsetzungen? Warum stockt der Abschluß einzelner Werke deren Vollendung vorzugsweise gewünscht wird seit mehren Jahren? Das sind Fragen die wiederholt vernommen worden sind, die um so nachdrücklicher erhoben wurden, weil wir Männer wie die Herren Stenzel, Schäfer, Lappenberg, Schmidt, Wurm, Roepell, Zinkeisen und den Grafen Mailáth nur von der besten Seite kennen, und als Leute die auch in schriftstellerischen Beziehungen das gegebene Wort zu halten gewohnt sind. Um so mehr wünschen wir also, daß dieselben Mittel finden mögen die ihnen etwa entgegenstehenden Schwierigkeiten oder äußern Hemmnisse zu besiegen, und Hrn. Perthes in den Stand zu setzen die noch rückständigen Lieferungen seines Nationalwerkes erscheinen zu lassen, wie es bei der rüstigen Thätigkeit der Herren Leo, Böttiger, Pfister und Wachsmuth in den von ihnen übernommenen Theilen bereits möglich gewesen ist. Denn auch der Verleger hat seine Ehre, und Hr. Andreas Perthes hält wie sein verstorbener Vater auf einen guten Namen und untadeligen Ruf, dessen Behauptung ihm einem Publicum gegenüber das die wahren Ursachen der verzögerten Ablieferung nicht kennt, ohne sein Verschulden, ja ohne daß er die Ursachen der Verzögerung nennen kann, schwer gemacht wird. Ist er nun so zartfühlend, daß er die innern Verhältnisse seines Verkehrs nicht dem lauten Geschrei des Marktes preisgeben will, so ziemt es sich für die Mitarbeiter ihn mit gleicher Rücksicht zu behandeln, und einen Sinn zu ehren der gleichweit von mercantilischer Knauserei als von leichtfertiger Buchmacherei entfernt ist.

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Werken welche seit der letzten Berichterstattung in d. Bl. noch nicht besprochen worden sind, und wählen zuerst die leider noch unvollendeten Geschichten von Spanien und Oestreich. Ein zweiter Artikel wird die zuletzt erschienenen Bände von Stenzel's „Geschichte des preußischen Staats", von Schmidt's „Geschichte von Frankreich" und von Wachsmuth's „Geschichte von Frankreich im Revolutionszeitalter" umfassen.

Geschichte von Spanien. Von Heinrich Schäfer. Zweiter Band. Hamburg, F. Perthes. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band von F. W. Lembke war im J. 1831 erschienen, aber lange ohne Fortsetzung geblieben, da nach dem Zurücktreten des ersten Verf. Hr. Schäfer, wie es scheint, nur langsam sich entschloß neben seiner „Geschichte Portugals" auch gleichzeitig die von Spanien zu bearbeiten. Daß seine „Geschichte Portugals" ein in jeder Hinsicht vortreffliches Buch ist, und daß ihr Verf. neben den aus zahlreichen, unbenutzten Quellen geschöpften wichtigen Entdeckungen auch durch Wärme der Darstellung und Ausführlichkeit im Einzelnen, jedoch ohne alle Ueberschwenglichkeit, sein Buch geschmückt hat, Das brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Nur in Bezug auf den vorliegenden Band bemerken wir die sorgfältigste Quellenforschung und Prüfung der ersten, ursprünglichsten Nachrichten, und klarere und übersichtlichere Anordnung des Stoffs als in irgend einem andern Werke über die spanische Geschichte. Es gilt Dies besonders den beiden Büchern Aschbach's, seiner „Geschichte der Ommajaden" und der „Geschichte Spaniens und Portugals", denen häufig (m. s. die längern Anmerkungen auf S. 352 und 406 fg.) Mangel an historischer Beglaubigung, Flüchtig-

keit, Widersprüche und falsche Auffassung in den Verfassungsangelegenheiten nachgewiesen worden sind.

Dieser zweite Band umfaßt den dritten und vierten Theil der Geschichte Spaniens oder die Zeiten gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts bis zur Auflösung des Khalifats von Cordova und von da bis zu den Eroberungen Ferdinand's III. im südlichen Spanien, und dem Ende der Herrschaft der Mowahidin in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Der dritte Theil schildert zuerst die Geschichte der Ommeije von Abdorrhaman II. bis zum Tode Abdallah's, eine Zeit die durch die wiederholten Kämpfe der Mauren mit den Christen, in denen Siege mit Verlusten für beide Theile wechselten, durch die häufigen Aufstände maurischer Statthalter, wie Hassjun's, oder ganzer Städte, wie Meridas und Toledos, endlich durch Theurung, Miserute und Pest, in den höhern Ständen durch Parteiungen, offene Fehden und Blutrache ausgefüllt wird. Wir finden hierbei unter andern folgende Stelle (S. 40):

In dem nämlichen Jahre, worin Mohammed, der Sohn des Emirs, im Gefängniß starb, tödtete der Wesir Abdolmelek den Wali Omar, den Sohn des unglücklichen Haschem, im Zweikampfe; ihn rächte wenige Tage nachher Almutaraf, der Sohn des Emir Mohammed, indem er Abdolmelek im Zweikampfe erschlug. Dem Sohne des Gefallenen, Merwan, gab der Emir die von seinem Vater einst gut verwaltete Stelle eines Chatib; aber er wurde noch in dem nämlichen Jahre, als man den Prinzen Almutaraf des Nachts ermordet auf der Straße fand und der Verdacht auf Merwan fiel, ins Gefängniß gesetzt, und starb darin. Wie viele Keime zu weitern Feindschaften in den höchsten Kreisen und Familien!

Ein zweites Buch führt uns in die Zeiten der höchsten Blüte des Khalifats unter Abdorrhaman III. und Hakem II. Die innern Zustände, ausgehend von einer trefflichen Charakteristik der Araber, werden auf das anschaulichste dargelegt, die Pflege und Förderung arabischer Kunst und Poesie, Musik und Geschichtschreibung durch die Ommeije in Spanien in das anschaulichste Licht gesetzt; die Werke der Baukunst und Bildnerei veranlassen ebenso glänzende als wahre Schilderungen, unter denen wir die der Moscheen von Damaskus, „des Musterbildes arabischer Baukunst" (Hr. Schäfer hat es nämlich für nothwendig erachtet bei den Culturzuständen der abendländischen Moslemims auf die ihrer morgenländischen Glaubensgenossen zurückzugehen), und Cordova, und des Palastes zu Sehra, abwärts am Guadalquivir, herausheben. Der einsichtigen Erörterungen über die verschiedenen Abwandelungen des arabischen Baustils sowie über die Stadien der Poesie, der Naturdichtung, der Hofpoesie und der Schulpoesie, können wir nur im Vorbeigehen gedenken. Wo der Verf. von den Eigenthümlichkeiten der arabischen Dichter spricht, finden wir (S. 70 fg.) folgende schöne Stelle:

Wol folgen wir mitfühlend dem arabischen Naturdichter, wenn er die Glut der Liebe, die nagende Eifersucht, den Durst der Rache, die Wonne der Großmuth, die Erhabenheit des Heldenmuths schildert, der gegen die Schläge des Schicksals stählt und trockenen Auges selbst dem Tode entgegentritt. Fremder aber fühlen wir uns, wenn er das Eigenthümliche arabischer Zustände und Anschauungen entfaltet, das Schauspiel jener sich aufthürmenden Wolken die der Bewohner der dürren Ebene, der Hirt der dürstenden Heerde mit unruhigem Blicke am Himmel verfolgt, der Hoffnung weckenden und täuschenden Blitze, der Ströme von Wasser, die über allzu entfernte oder von angefeindeten Stämmen bewohnte Gegenden sich ergießend hinziehen, während die eigene Heerde auf dem versengten Boden vor Durst und Hitze verschmachtet; oder wenn er die Angst, die Bestürzung der sanften Gazelle malt die durch das Bellen der Hunde geschreckt wird; wenn er die zarte Biegsamkeit ihres Halses beschreibt, den schmachtenden Blick, die glänzende Weiße der Haare, die selbst durch die finstere Nacht hindurchschimmert.

Ebenso sorgfältig sind die Zustände der Bevölkerung, der Städte und Ortschaften erläutert, und eine übersichtliche Darstellung des moslemischen Staatswesens im Khalifate von dem Oberhaupte an bis zu den besondern Verwaltungszweigen und ihren Behörden im Finanz- und Policeiwesen gegeben, an die sich die Beschreibung des Cultus in den Moscheen und der dabei angestellten Lehrer, Diener und Richter anschließt; ferner der Landwirthschaft, des Bergbaus und der Gewerbe- und Kunsterzeugnisse. Es ist dieser Abschnitt von der höchsten Wichtigkeit für Alle die das Schäfer'sche Buch gebrauchen, und überhaupt sich aus glaubhafter Quelle mit den innern Zuständen des blühenden Reichs der Araber in Spanien bekannt machen wollen. Wir bedauern aus diesen schätzbaren Zusammenstellungen keinen Auszug geben zu können. Ebenso gründlich und ausführlich sind im zweiten Buche des vierten Theils die innerlichen Zustände der nordwestlichen christlichen Staaten behandelt, die Gesetzgebung, die Verhältnisse der Familien, der Gemeinde, des Staats. Im ersten Abschnitte begegnen wir einer lichtvollen Entwickelung der Fueros aus urkundlichen Quellen, und daher ganz abweichend von der Aschbach'schen Darstellung. Das Wort bedeutet bald ein Herkommen und einen Brauch, bald ein Privilegium oder einen Freibrief, bald Urkunden von der verschiedensten Art; die Sache selbst entstand, als in den entstehenden christlichen Gemeinden junge Vereine aufblühten für welche der alte hohe Bau der westgothischen Gesetzgebung sich nicht mehr eignete. Nur diese wirklichen Fueros oder kleinen Gesetzkörper hat Hr. Schäfer beachtet, ohne den großen Nutzen der andern, auch Fueros genannten Urkunden für die Geschichte und Geographie des Mittelalters zu übersehen, und hier wieder vorzugsweise den Fuero von Leon, Najera, Sahagun und Toledo, als die bedeutendsten und merkwürdigsten aber die weniger bekannten von Alcala und Cuenca bezeichnet. Von ihnen gewinnt der Verf. leicht den Uebergang auf die ehelichen Verhältnisse, die „in ihrer Reinheit und Eintracht die Grundpfeiler der Gemeinde und des Staats sind", und gibt uns ein in allen Theilen vollständiges Bild von den Vergünstigungen und Vortheilen der Ehe, von den gesetzlichen Beschränkungen und Strafen der Ausschweifungen, von den kirchlichen Gebräuchen und dem Stande der Witwen. Hierauf folgt der Abschnitt über die Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern, und die väterliche Gewalt, Alles nach den alten Ortsrechten, sowie ein letzter Abschnitt über das Erbrecht. Das dritte Ca-

gewohnt waren, und verschließen absichtlich ihre Augen vor der künstlerisch-darstellenden Geschichtschreibung einer Zeit die einen Johannes Müller, Luden, Manso und Spittler besessen hat, und einen Ranke, Dahlmann, Leo, Loebell, Varnhagen v. Ense, um nur einige Treffliche zu nennen, besitzt. Da klagen sie denn fortwährend über Schwerfälligkeit und Trockenheit deutscher Geschichtschreiber und flüchten sich zu Rotteck, in dem sie einen Meister des Fachs zu erkennen wähnen, wo man aber nicht weiß ob man sich mehr über Mangel an Sachkunde des Publicums oder über dessen allzu große Genügsamkeit verwundern soll. Wieder Andere greifen nach elenden Compilationen oder trockenen Verarbeitungen von längst ausgebeuteten Stoffen, um in ihnen den Drang nach historischer Belehrung zu befriedigen.

Unter solchen Umständen erscheint die Herausgabe der europäischen Staatengeschichte als ein des heiligsten Patriotismus würdiges Unternehmen. Der Anfang ist gemacht, er ist seit Jahren bereits in ausgezeichneter Weise gemacht, aber mit der eifrigen Fortsetzung sieht es mislich aus. Und Das ist, um es gerade herauszusagen, die Schuld der gelehrten Mitarbeiter, die uns wieder einmal zu zeigen droht, daß Deutschland die eigentliche Heimat unvollendeter Anfänge liegengebliebener Pläne und unausgeführter Unternehmungen ist, während doch durch unser Unternehmen wiederum gezeigt werden kann, was ein lebendiges Princip der Geselligkeit und Vereinung in den geistigen Gebieten zu leisten vermag. Steht nun das Werk der europäischen Staatengeschichte an Umfang und Mitteln dem großen, gemeinsamen Unternehmen der „Monumenta Germaniae historica" allerdings nach, so ist es doch ebenfalls zur Lösung seiner verdienstlichen Aufgabe auf vielseitige Förderniß und Mitarbeit berechnet, und dazu ein Kreis von Gelehrten berufen deren Namen im Vaterlande mit Achtung und Anerkennung ausgesprochen werden. Durch ihre Leistungen hat denn auch die Staatengeschichte überall Eingang gefunden, die öffentlichen Urtheile sind höchst ehrenvoll ausgefallen, und wer kann wol sagen, daß es kaum einen gebildeten Mann in Deutschland geben wird welcher dieser Sammlung von Geschichten europäischer Staaten nicht mit dankbarer Aufmerksamkeit gefolgt wäre. Wenn dagegen der einzige Arnold Ruge in den „Deutschen Jahrbüchern" (1841, Nr. 121) dem Heeren-Ukert'schen Unternehmen vorwarf, „es trüge den Stempel eines wissenschaftlichen Misgriffs", so ist ein solcher Ausspruch schon durch den Ort an welchem er gethan ist hinlänglich gerichtet, und gerade ein neuer Beleg zu den Worten eines frühern Berichterstatters in diesen Blättern (1838, Nr. 51), daß das Heeren-Ukert'sche Unternehmen wie die stattliche deutsche Eiche neben einem Beete Ranunkeln und Anemonen stände.

Aber wo bleiben nach so bedeutenden Anfängen die Fortsetzungen? Warum stockt der Abschluß einzelner Werke deren Vollendung vorzugsweise gewünscht wird seit mehren Jahren? Das sind Fragen die wiederholt vernommen worden sind, die um so nachdrücklicher erhoben wurden, weil wir Männer wie die Herren Stenzel, Schäfer, Lappenberg, Schmidt, Wurm, Roepell, Zinkeisen und den Grafen Mailáth nur von der besten Seite kennen, und als Leute die auch in schriftstellerischen Beziehungen das gegebene Wort zu halten gewohnt sind. Um so mehr wünschen wir also, daß dieselben Mittel finden mögen die ihnen etwa entgegenstehenden Schwierigkeiten oder äußern Hemmnisse zu besiegen, und Hrn. Perthes in den Stand zu setzen die noch rückständigen Lieferungen seines Nationalwerkes erscheinen zu lassen, wie es bei der rüstigen Thätigkeit der Herren Leo, Böttiger, Pfister und Wachsmuth in den von ihnen übernommenen Theilen bereits möglich gewesen ist. Denn auch der Verleger hat seine Ehre, und Hr. Andreas Perthes hält wie sein verstorbener Vater auf einen guten Namen und untadeligen Ruf, dessen Behauptung ihm einem Publicum gegenüber das die wahren Ursachen der verzögerten Ablieferung nicht kennt, ohne sein Verschulden, ja ohne daß er die Ursachen der Verzögerung nennen kann, schwer gemacht wird. Ist er nun so zartfühlend, daß er die innern Verhältnisse seines Verkehrs nicht dem lauten Geschrei des Marktes preisgeben will, so ziemt es sich für die Mitarbeiter ihn mit gleicher Rücksicht zu behandeln, und einen Sinn zu ehren der gleichweit von mercantilischer Knauserei als von leichtfertiger Buchmacherei entfernt ist.

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Werken welche seit der letzten Berichterstattung in d. Bl. noch nicht besprochen worden sind, und wählen zuerst die leider noch unvollendeten Geschichten von Spanien und Oestreich. Ein zweiter Artikel wird die zuletzt erschienenen Bände von Stenzel's „Geschichte des preußischen Staats", von Schmidt's „Geschichte von Frankreich" und von Wachsmuth's „Geschichte von Frankreich im Revolutionszeitalter" umfassen.

Geschichte von Spanien. Von Heinrich Schäfer. Zweiter Band. Hamburg, F. Perthes. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band von F. W. Lembke war im J. 1831 erschienen, aber lange ohne Fortsetzung geblieben, da nach dem Zurücktreten des ersten Verf. Hr. Schäfer, wie es scheint, nur langsam sich entschloß neben seiner „Geschichte Portugals" auch gleichzeitig die von Spanien zu bearbeiten. Daß seine „Geschichte Portugals" ein in jeder Hinsicht vortreffliches Buch ist, und daß ihr Verf. neben den aus zahlreichen, unbenutzten Quellen geschöpften wichtigen Entdeckungen auch durch Wärme der Darstellung und Ausführlichkeit im Einzelnen, jedoch ohne alle Ueberschwenglichkeit, sein Buch geschmückt hat, Das brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Nur in Bezug auf den vorliegenden Band bemerken wir die sorgfältigste Quellenforschung und Prüfung der ersten, ursprünglichsten Nachrichten, und klarere und übersichtlichere Anordnung des Stoffs als in irgend einem andern Werke über die spanische Geschichte. Es gilt Dies besonders den beiden Büchern Aschbach's, seiner „Geschichte der Ommajaden" und der „Geschichte Spaniens und Portugals", denen häufig (m. s. die längern Anmerkungen auf S. 352 und 406 fg.) Mangel an historischer Beglaubigung, Flüchtig-

keit, Widersprüche und falsche Auffassung in den Verfassungsangelegenheiten nachgewiesen worden sind.

Dieser zweite Band umfaßt den dritten und vierten Theil der Geschichte Spaniens oder die Zeiten gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts bis zur Auflösung des Khalifats von Cordova und von da bis zu den Eroberungen Ferdinand's III. im südlichen Spanien, und dem Ende der Herrschaft der Mowahidin in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Der dritte Theil schildert zuerst die Geschichte der Ommeije von Abdorrhaman II. bis zum Tode Abdallah's, eine Zeit die durch die wiederholten Kämpfe der Mauren mit den Christen, in denen Siege mit Verlusten für beide Theile wechselten, durch die häufigen Aufstände maurischer Statthalter, wie Hassjun's, oder ganzer Städte, wie Meridas und Toledos, endlich durch Theurung, Misernte und Pest, in den höhern Ständen durch Parteiungen, offene Fehden und Blutrache ausgefüllt wird. Wir finden hierbei unter andern folgende Stelle (S. 40):

In dem nämlichen Jahre, worin Mohammed, der Sohn des Emirs, im Gefängniß starb, tödtete der Wesir Abdolmelek den Wali Omar, den Sohn des unglücklichen Haschem, im Zweikampfe; ihn rächte wenige Tage nachher Almutaraf, der Sohn des Emir Mohammed, indem er Abdolmelek im Zweikampfe erschlug. Dem Sohne des Gefallenen, Merwan, gab der Emir die von seinem Vater einst gut verwaltete Stelle eines Chatib; aber er wurde noch in dem nämlichen Jahre, als man den Prinzen Almutaraf des Nachts ermordet auf der Straße fand und der Verdacht auf Merwan fiel, ins Gefängniß gesetzt, und starb darin. Wie viele Keime zu weitern Feindschaften in den höchsten Kreisen und Familien!

Ein zweites Buch führt uns in die Zeiten der höchsten Blüte des Khalifats unter Abdorrhaman III. und Hakem II. Die innern Zustände, ausgehend von einer trefflichen Charakteristik der Araber, werden auf das anschaulichste dargelegt, die Pflege und Förderung arabischer Kunst und Poesie, Musik und Geschichtschreibung durch die Ommeije in Spanien in das anschaulichste Licht gesetzt; die Werke der Baukunst und Bildnerei veranlassen ebenso glänzende als wahre Schilderungen, unter denen wir die der Moscheen von Damaskus, „des Musterbildes arabischer Baukunst" (Hr. Schäfer hat es nämlich für nothwendig erachtet bei den Culturzuständen der abendländischen Moslemims auf die ihrer morgenländischen Glaubensgenossen zurückzugehen), und Cordova, und des Palastes zu Sehra, abwärts am Guadalquivir, herausheben. Der einsichtigen Erörterungen über die verschiedenen Abwandelungen des arabischen Baustils sowie über die Stadien der Poesie, der Naturdichtung, der Hofpoesie und der Schulpoesie, können wir nur im Vorbeigehen gedenken. Wo der Verf. von den Eigenthümlichkeiten der arabischen Dichter spricht, finden wir (S. 70 fg.) folgende schöne Stelle:

Wol folgen wir mitfühlend dem arabischen Naturdichter, wenn er die Glut der Liebe, die nagende Eifersucht, den Durst der Rache, die Wonne der Großmuth, die Erhabenheit des Heldenmuths schildert, der gegen die Schläge des Schicksals stählt und trockenen Auges selbst dem Tode entgegentritt. Fremder aber fühlen wir uns, wenn er das Eigenthümliche arabischer Zustände und Anschauungen entfaltet, das Schauspiel jener sich aufthürmenden Wolken die der Bewohner der dürren Ebene, der Hirt der dürstenden Heerde mit unruhigem Blicke am Himmel verfolgt, der Hoffnung weckenden und täuschenden Blitze, der Ströme von Wasser, die über allzu entfernte oder von angefeindeten Stämmen bewohnte Gegenden sich ergießend hinziehen, während die eigene Heerde auf dem versengten Boden vor Durst und Hitze verschmachtet; oder wenn er die Angst, die Bestürzung der sanften Gazelle malt die durch das Bellen der Hunde geschreckt wird; wenn er die zarte Biegsamkeit ihres Halses beschreibt, den schmachtenden Blick, die glänzende Weiße der Haare, die selbst durch die finstere Nacht hindurchschimmert.

Ebenso sorgfältig sind die Zustände der Bevölkerung, der Städte und Ortschaften erläutert, und eine übersichtliche Darstellung des moslemischen Staatswesens im Khalifate von dem Oberhaupte an bis zu den besondern Verwaltungszweigen und ihren Behörden im Finanz- und Policeiwesen gegeben, an die sich die Beschreibung des Cultus in den Moscheen und der dabei angestellten Lehrer, Diener und Richter anschließt; ferner der Landwirthschaft, des Bergbaus und der Gewerbe- und Kunsterzeugnisse. Es ist dieser Abschnitt von der höchsten Wichtigkeit für Alle die das Schäfer'sche Buch gebrauchen, und überhaupt sich aus glaubhafter Quelle mit den innern Zuständen des blühenden Reichs der Araber in Spanien bekannt machen wollen. Wir bedauern aus diesen schätzbaren Zusammenstellungen keinen Auszug geben zu können. Ebenso gründlich und ausführlich sind im zweiten Buche des vierten Theils die innerlichen Zustände der nordwestlichen christlichen Staaten behandelt, die Gesetzgebung, die Verhältnisse der Familien, der Gemeinde, des Staats. Im ersten Abschnitte begegnen wir einer lichtvollen Entwickelung der Fueros aus urkundlichen Quellen, und daher ganz abweichend von der Aschbach'schen Darstellung. Das Wort bedeutet bald ein Herkommen und einen Brauch, bald ein Privilegium oder einen Freibrief, bald Urkunden von der verschiedensten Art; die Sache selbst entstand, als in den entstehenden christlichen Gemeinden junge Vereine aufblühten für welche der alte hohe Bau der westgothischen Gesetzgebung sich nicht mehr eignete. Nur diese wirklichen Fueros oder kleinen Gesetzkörper hat Hr. Schäfer beachtet, ohne den großen Nutzen der andern, auch Fueros genannten Urkunden für die Geschichte und Geographie des Mittelalters zu übersehen, und hier wieder vorzugsweise den Fuero von Leon, Naxena, Sahagun und Toledo, als die bedeutendsten und merkwürdigsten aber die weniger bekannten von Alcala und Cuenca bezeichnet. Von ihnen gewinnt der Verf. leicht den Uebergang auf die ehelichen Verhältnisse, die „in ihrer Reinheit und Eintracht die Grundpfeiler der Gemeinde und des Staats sind", und gibt uns ein in allen Theilen vollständiges Bild von den Vergünstigungen und Vortheilen der Ehe, von den gesetzlichen Beschränkungen und Strafen der Ausschweifungen, von den kirchlichen Gebräuchen und dem Stande der Witwen. Hierauf folgt der Abschnitt über die Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern, und die väterliche Gewalt, Alles nach den alten Ortsrechten, sowie ein letzter Abschnitt über das Erbrecht. Das dritte Ca-

pitel handelt von der Gemeinde. Ebenfalls aus den Quellen der Fueros zeigt uns Hr. Schäfer das Verhältniß der Gemeinde zum Könige, wie es sich von ihrer Seite in der Kriegspflicht sowie in Abgaben und Leistungen herausgestellt hat, auf der andern Seite aber wol die Abhängigkeit vom Könige oder dem Gerichtsherrn anerkannte, sonst aber seine Schutzwehr und die Bürgschaft persönlicher Freiheit darin gefunden hatte, daß die Gemeinde die Rechtsprechung selbstgewählten Richtern aus ihrer Mitte anvertraute, und diesen feste Rechtsformen vorschrieb. Die in dem Abschnitt über die peinliche Gerichtspflege auf Todtschlag, Mord, Diebstahl, Beschimpfungen, Geschlechtsvergehen und Ehrenkränkungen gesetzten Strafen lassen nur selten die Spuren einer mildern Gerechtigkeitspflege durchblicken, in den meisten Fällen zeigen sie die Härte und Roheit anderer germanischer Völker dieser Zeit. Denn der Fuero von Bonoburgo verhing unter Anderm über den Fremden der sich weigerte einem Einwohner dieses Fleckens seine Schuld zu bezahlen folgende entsetzliche Strafe: „Der Schuldner soll, wenn er Kleriker oder Soldat ist, an die Füße oder Mähne eines Pferdes gebunden und, während man diesem Rauch unter die Nase hält, so durch die Stadt geschleift werden, bis er zahlt" (S. 493); ein Schlag mit der offenen Hand ward mit 5 Solidi geahndet, einer mit der Faust mit 1 Solidus, das Einstecken von Koth, besonders Menschenkoth, in den Mund eines Andern mit 300 Solidi, die Schimpfwörter „Hure", „Hahnrei", „Aussätziger" mit 10 Maravedis, widernatürliche Unzucht mit öffentlicher Castration, Schleifung auf den Richtplatz und Verbrennung. Eine vollständige Aufzählung der königlichen Beamten und Behörden in den Gemeinden und Landbezirken sowie der höchsten Hof- und Staatsbeamten ist in den beiden Schlußcapiteln dieses Bandes enthalten.

Die politischen Begebenheiten in diesen Zeiträumen tragen den bereits oben angegebenen Charakter. In den Ländern der Araber lassen sie uns den fehlerhaften Bau des Staats wahrnehmen, dessen Oberhäupter sogar einzelnen Aufrührern, wie dem Asomor unter dem Khalifate Abdallah's, hatten Landbesitz und eine eigene Verwaltung einräumen müssen, bis eine hervorstechende Persönlichkeit unter den Khalifen, wie Abdorrhaman III., die Aufrührer niederwarf und selbst den eigenen Sohn Abdallah nicht verschonte. S. 180 heißt es:

> Dir ziemt wol eine solche Fürbitte, sprach er zu seinem Sohne Hakem, und wäre ich Privatmann, ich würde thun was du wünschest und mein Herz fodert; aber als König soll ich den Blick auf die Zukunft richten und meinem Volk Beispiele der Gerechtigkeit geben, und so beweine ich meinen Sohn bitterlich und werde ihn mein Leben lang beweinen. Ich muß gerecht sein nach dem Beispiel des großen Khalifen Omar, und darum können weder deine Thränen noch mein Kummer, und der Kummer unsers ganzen Hauses meinen undankbaren Sohn von der Strafe seines erwiesenen Verbrechens befreien.

Die Regierung Abdorrhaman's, seine Kriegszüge gegen die Christen, der Sieg und die Einnahme von Zamora — ein lebendiges Schlachtgemälde, wie das der großen Schlachten bei Ucles und Salaka —, die glücklichen Unternehmungen im nördlichen Afrika erheben das halbe Jahrhundert dieses Khalifats zu einem der erfolgreichsten Zeitabschnitte der arabischen Herrschaft in Spanien, die unter seinem Sohne Hakem II., der zu den gebildetsten und edelsten Moslemen aller Zeiten gehört, im Westen den Gipfel ihrer Macht erreichte. Von da an sehen wir in Hrn. Schäfer's Darstellung das allmälige Sinken des Reichs, wennschon die einsichtsvollen Hadschibs (erste Staats- und Kriegsminister) Mansur, Abdolmelek und Abdorrhaman bis zum J. 1009 durch ihre Staatsverwaltung und Pflege der Wissenschaften die Unfähigkeit des weichlichen Khalifen Hischam II. seine Unterthanen weniger fühlen ließen. Von da ab verwirrte der Parteigeist das regierende Haus, die Statthalter erwarben sich unabhängige Gewalt, mit den Ommeijen stritten die Edrisiden um das Khalifat in Cordova, es lag eine schlimme Zeit auf dem so gesegneten Lande, und Hischem, der letzte Ommeije, der, „wie ein hoffnungsloser Arzt herbeigerufen, ungern folgte, mußte den siechen Körper des Staats unter krampfhaften Zuckungen rettungslos sich auflösen sehen" (S. 246). Mit ihm erlosch (1037) das Geschlecht der Ommeije.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Die Widmung der Sonette Shakspeare's.

Die Annahme, daß unter dem W. H., an welchen Shakspeare die Widmung seiner Sonette gerichtet, ein Graf von Pembroke, William Herbert, verstanden sei, ist vielfach bezweifelt worden, und auch Halliwell in seinem neuesten Werke verwirft diese Annahme. Im „Athenaeum" wird von einem Mitarbeiter darauf aufmerksam gemacht, daß die meisten dieser Sonette augenscheinlich an eine Person, einen Mann von Stande, gerichtet seien, und aus gewissen Umständen dürfe man schließen, daß wenigstens das 107. Sonett an den Graf von Southampton gerichtet worden, dem Shakspeare seine übrigen Dichtungen gewidmet habe. Dies könne zur Zeit der Freilassung dieses Mannes aus der Haft geschehen sein, die Elisabeth gegen Ende ihrer Regierung über ihn verhängt. Es habe damals die Meinung vorgeherrscht, daß selbst sein Leben in ernstlicher Gefahr schwebe. Die fünfte Zeile des obenerwähnten Sonetts laute:

The *mortal moon* hath *her* eclipse endured —

was eine Anspielung auf den Tod Elisabeth's sein könne, während die Thronbesteigung Jakob's I. durch den siebenten Vers angedeutet erscheine, welcher folgendermaßen laute:

Uncertainties now *crown* themselves *assured* —

Der Inhalt des ganzen Gedichts aber verstärke den Eindruck den diese Verse mit der dritten und vierten Zeile in Verbindung zu Gunsten der Annahme hervorbringen müssen, daß das Sonett an Lord Southampton gerichtet worden sei. Auch die Buchstaben W. H. seien nur die versetzten Anfangsbuchstaben des Eigennamens dieses Lords. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 101. —— 10. April 1848.

Ueber die „Geschichte der europäischen Staaten", herausgegeben von Heeren und Ukert.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Ein besonderes Buch hat der Verf. der Entstehung und Ausbreitung der christlichen Staaten Spaniens gewidmet. Das war die Heldenzeit des Volks; kriegslustige Könige, wie Ramiro und Ordoño I. von Asturien, ein Berenguer von Barcelona, ein Sancho von Navarra und unternehmende Feldherren führten eine von Glaubenseifer entflammte Bevölkerung gegen die fremden Räuber des schönen Landes, das einst mit dem edelsten Blute ihrer Väter erkämpft war, zum fortdauernden Kampfe. Von allem Diesen gibt Hr. Schäfer eine so ausgeführte Schilderung als es ihm die magern Chroniken des christlichen Spaniens, einzelne Urkunden und Grabschriften verstatteten; er hat die Wechselfälle des Kriegs, die Zerrüttung und Verwüstung der christlichen Königreiche abwechselnd mit den siegreichen Erfolgen ihrer Waffen geschildert, und gezeigt wie sich in Asturien, Navarra, Barcelona, Leon, Castilien und Aragon allmälig das neue Staatsgebäude ausbildete, und wie die Gründung und Begabung von Kirchen und Klöstern mit Gütern und Reliquien die unsichtbare, mächtige Einheit der christlichen Kirche begründeten, die als ein geistiges Band die frommen Krieger wie die eifernden Priester umschlang. „Und es wäre ein Wunder, daß der spanische Christ, der Jahrhunderte lang so schwer darum rang das umgestürzte Kreuz wieder auf und in der Kirche prangen zu sehen, der frömmste geworden, und daß seine Frömmigkeit diese Richtung und Farbe angenommen hat?" (S. 249.) Das Gegenbild zu dieser Aufzählung anziehender Einzelheiten, deren Kritik in den Anmerkungen nicht übersehen werden darf, ist in den innern Zwistigkeiten und Befehdungen der christlichen Fürsten enthalten, ohne welche viel früher die Araber ihren Gegnern unterlegen sein würden.

Der weitere Verlauf der Geschichtserzählung stellt uns im vierten Theile zwei berühmte Helden gegenüber, den König Alfonso VI. von Castilien und den Almoraviden Jusuf Ben Taschfin, das Haupt der gefürchteten Morabithim. Die Parteiung hatte bei den Moslemims zugenommen, Toledo war vor der Macht des christlichen Königs gefallen, da rief Moatemed, Emir von Sevilla, den Almoravidenherrscher Jusuf aus Afrika zum Beistand auf im heiligen Kriege gegen die Spanier; Jusuf folgte dem Rufe, 400,000 Mann, so sagen die Araber, standen unter seinem Befehle. In der buschreichen Ebene bei Salaca (von den Christen Sacralias genannt), wenige Stunden von Badajoz am Guadiana, trafen sich am 23. Oct. 1086 die Heere, das Morden war entsetzlich, bis Jusuf siegte. Von da an erweiterte er seine Herrschaft über Südspanien, stillte die innern Unruhen, und herrschte mit großer Weisheit über ein Reich das „in Afrika von Bugia bei Sus el aksa und von Sedschelmesa bis zum Goldenen Gebirge in Sudan reichte, und von Spanien die Südhälfte von Fraga in Aragon bis Lissabon und Santarem umfaßte, bis zu seinem Tode im September 1106". Drei Jahre nach ihm (29. Juni 1109) verschied nach einer vierundvierzigjährigen Regierung sein großer Gegner Alfonso, den die Chronisten als „das Licht und den Schild der Spanier", und den „Vater und Beschützer aller spanischen Kirchen" gepriesen haben. Dazu bemerkt Hr. Schäfer, daß beide ausgezeichnete Männer nicht blos in diesen Bezügen sich hohen Ruhm erworben haben, sondern daß auch ihr Verdienst als kluge Ordner und Haushalter in ihren Staaten nicht geringer gewesen sei.

Da wir es uns versagen müssen auf Einzelnes in diesem gerade an Einzelheiten so reichen Abschnitte einzugehen, so sei hier nur der Erwähnung des Cid gedacht. Hr. Schäfer erzählt die durch ihn bewirkte Einnahme von Valencia, und bemerkt, daß er nicht ohne eine gewisse Wehmuth die unrühmliche, vom Cid gebotene Verbrennung des Wali Achmed habe berichten können, weil eben der Cid bei seinen Landsleuten zur Krone aller Ritterlichkeit erhoben, und „durch Herder's bildsamen Geist und Namen" eine Perle auch unserer Literatur geworden sei. Hieran knüpft er die kritische Erörterung, daß alle bisherige Geschichten vom Cid nicht echt wären, und daß wir den arabischen Berichten über ihn, obgleich sie von ihm Unrühmliches erzählen, mehr Grund hätten Glauben beizumessen als den christlichen, die seines Lobes voll sind. Wir meinen, daß Hr. Schäfer hierin zu weit gegangen ist. Denn abgesehen von der Unhaltbarkeit des eben angeführten Grundsatzes im Allgemeinen, so muß doch die Ansicht Ferdinand Wolf's („Wiener Jahrbücher

der Literatur", Bd. 55) wohl berücksichtigt werden, daß jenes poema del Cid, welches die Hauptquelle für die Thaten des Campeadors ist, in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt werden muß. Das war also nur 50 Jahre nach dem Tode des Cid, und sein Inhalt, falls er erdichtet war, konnte noch von den Zeitgenossen widerlegt werden. Auch wir wollen nicht Alles im Leben des spanischen Achill als unumstößlich wahr glauben, aber sein Andenken, das, wie Johannes Müller („Sämmtliche Werke", XXV, 151) geschrieben hat, „weit hinaus über Spanien durch Europa, in Welten die er nicht gekannt hat hinab den Lauf der Jahrhunderte gegangen ist", uns nicht durch gegnerische Berichte verkümmern lassen.

Zwei Jahre früher war erschienen:

Geschichte des östreichischen Kaiserstaats, von Johann Grafen Mailáth. Dritter Band. Hamburg, F. Perthes. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Uebergabe dieses Theils der Staatengeschichte an einen einheimischen östreichischen Gelehrten war aus derselben richtigen Ansicht hervorgegangen von der Friedrich Perthes bei der Gewinnung Geijer's und v. Kampen's für die Geschichte von Schweden und den Niederlanden geleitet wurde. Graf Mailáth ist durch eine Reihe von Werken aus der ungarischen und östreichischen Geschichte sehr vortheilhaft bekannt, und genießt auch als Dichter eines verdienten Ruhms, sodaß aus einer Verbindung solcher Talente bereits in den beiden ersten Bänden (1834 und 1837) viele befriedigende Ergebnisse gewonnen sind, deren Auffindung dem Verf. durch seine vornehme Geburt und seinen Zugang zu den angesehensten Staatsmännern und reichhaltigsten Archiven erleichtert ward. Die aus der letztern Begabung erwachsenen Vortheile haben sich ebenfalls in dem dritten Bande bemerklich gemacht, indem ihm für die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, der den Inhalt dieses Bandes ausmacht, die Benutzung der Urkunden im k. k. geheimen Hof-, Staats- und Hausarchive zu Wien in einer Weise geöffnet war deren sich kein Geschichtschreiber dieses Kriegs hat rühmen können. Hr. Friedrich Förster, der bei seinen Arbeiten zur „Biographie Albrecht von Wallenstein's" die Einsicht in andere Archive zu Wien erlangt hatte, konnte aus leicht begreiflichen Gründen sich nicht einer solchen Begünstigung erfreuen, und mußte insonderheit jener fleißigen Sammlung über Wallenstein's zweite Anstellung und Katastrophe entbehren welche der Archivbeamte Kubitschek angelegt hatte, und die nach dessen Tode dem Grafen Mailáth zur wissenschaftlichen Benutzung übergeben worden ist.

Man weiß welche bedeutende Bereicherungen und Aufklärungen die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs in den letzten zehn Jahren unter uns empfangen hat. Eine Reihe gelehrter Männer, wie Menzel, Leo, Barthold, vertheidigen die nationale und kirchliche Einheit Deutschlands, des Kaiserthums und der Hierarchie als der geheiligten Formen des Lebens; ihre Nachfolger sind mehr oder weniger K. A. Müller, Gfrörer, Peschek; Andere beschäftigten sich wieder mit einzelnen Personen oder besondern Ländern, als Röse, Förster, Söltl, Aretin, Geijer, Rommel, von der Decken, Hormayr.*) Außerdem liegt in kleinen Abhandlungen und in Vereinsschriften eine Masse anziehender Stoffe aufgehäuft, und im vierten Hefte der Schmidt'schen „Zeitschrift für Geschichte" (1845) hat Rudolf Köpke eine vortreffliche Abhandlung über die Ansichten der wichtigsten Schriftsteller vom Dreißigjährigen Kriege gegeben. Graf Mailáth nun ist Katholik, hat als solcher auch überall geschrieben und die Einheit des Glaubens in einem Lande als ein sehr hohes Gut angesehen; aber man darf ihn durchaus nicht einen Ultramontanen schelten. Ferdinand II. gilt ihm, wie mehren protestantischen Geschichtschreibern, als ein für die Macht und Erhaltung des deutschen Kaiserthums in seiner nationalen Bedeutung eifrigst besorgter Fürst, Gustav Adolf dagegen als Zerstörer und Feind derselben. Einer solchen Ansicht vermögen wir allerdings nicht beizustimmen, aber wir fühlen uns gedrungen die milde Art der Mailáth'schen Geschichtschreibung anzuerkennen: ihr Ton ist edel und würdig, frei von Bitterkeit und Herabsetzung der Gegner, deren sich Männer, wie Gfrörer und Barthold, nicht enthalten konnten, und nur in wenigen Stellen (z. B. S. 280, 385, 423) durch eine wörtliche Einseitigkeit befangen, sodaß der Verf. in diesen Beziehungen, ganz abgesehen von den nun erschlossenen Quellen, eines größern Lobes würdig ist als es ihm Röse in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" (1846, Nr. 118—121) glaubte zusprechen zu müssen.

Es möge hierauf in kurzer Uebersicht die Auffassung einiger Hauptpersonen aus dem Buche des Grafen Mailáth folgen. Der Kaiser Ferdinand II. wollte den deutschen Staatskörper in der Gestalt erhalten in der er ihn übernommen hatte, er konnte also eine politische und kirchliche Freiheit, wie sie der Protestantismus theils besaß, theils zu besitzen strebte, demselben nicht gönnen. Dazu bestimmte ihn 1) seine religiöse Ueberzeugung, die ihm nach den Begriffen jener Zeit es zur Pflicht machte für die Verbreitung der katholischen Kirche zu sorgen; 2) der Begriff des Rechts und die Ueberzeugung, daß er die Pflicht habe die Uebergriffe der Protestanten zurückzuweisen, um sie wieder in jene Lage zu versetzen in welcher sie zur Zeit des Religionsfriedens und des Passauer Vertrags gewesen waren; endlich 3) die eben aus der Zurückdrängung der Protestanten entspringende politische und materielle Verstärkung des Kaiserthums, seines Hauses und seiner Anhänger. In diesem Lichte erscheinen also bei Hrn. Mailáth die Maßnahmen Ferdinand's nach der Vertreibung des Königs Friedrich aus Böhmen, dem, was wir beiläufig bemerken wollen, selbst Ranke in der „Preußischen Geschichte" (I, 32) Schuld gibt, er habe das bisherige Erbrecht zwischen deutschen Fürsten und ein anerkanntes Herkommen verletzt, ferner die Verordnung des „weltberühmten" Restitutionsedicts, dessen Wirkung auf die Protestanten „gleich einem Erdbeben" war, und

*) Viele solcher Nachweisungen enthielten Nr. 260—262, Nr. 327 und 328, Nr. 341—343 d. Bl. f. 1844. D. Red.

endlich die Aechtung und Vertreibung der Herzoge von Mecklenburg. Die letztere erklärt er für den größten politischen Fehler den Ferdinand während seiner Regierung begangen habe, freilich eigentlich nur, weil diese Maßregel ihm die sämmtlichen katholischen Fürsten entfremdet hätte; über den Rechtspunkt will er sich nicht auslassen, und verweist auf Menzel, der sogar in der Aechtung einen „Act strenger kaiserlicher Strafgerechtigkeit" erkannt hat. An einer andern Stelle (S. 444) nennt Mailáth es Ferdinand's Unglück, daß er die alte Macht der Kaiser habe in einer Zeit ins Leben rufen wollen, als Deutschland derselben schon entwachsen war, und doch dabei die hemmenden Formen achten welche noch bestanden; er sei also kein despotischer Charakter gewesen. Er fährt fort:

Die Deutschen alle aber, sie mögen sonst über Ferdinand wie immer urtheilen, müssen darin zu seinem Lobe übereinstimmen, daß er aus allen Kräften dahin trachtete die Einmischung der fremden Mächte, besonders die Frankreichs, von den deutschen Angelegenheiten fern zu halten. Daß ihm Dies nicht gelang, war nicht seine Schuld; den ersten dauernden Länderverlust erlitt zwar Deutschland unter Ferdinand's Regierung, aber nicht er, sondern Ferdinand's Feinde lieferten den Elsaß in Frankreichs Hände.

Eine religiöse Intoleranz endlich will Mailáth im gewöhnlichen Sinne dieses Vorwurfs nicht zugeben. Ferdinand sei nur ein Beschützer des katholischen Glaubens gewesen, dessen Bekenner ihn ohne des Kaisers Maßregeln ganz verloren haben würden, seine andersdenkenden Unterthanen aber in Oestreich, in Böhmen und in Schlesien habe er so behandelt wie jeder Fürst seiner Zeit mit andersdenkenden Unterthanen gethan haben würde, ja er sei mit seinen protestantischen Unterthanen weit milder verfahren als die evangelischen Fürsten mit ihren katholischen Unterthanen. Das Letztere dürfte Mailáth dem Buche Wuttke's „Ueber die schlesischen Zustände vor Friedrich II." gegenüber, und bei den Nachrichten Stenzel's im ersten Bande seiner „Preußischen Geschichte" kaum im Stande sein zu beweisen. Wo haben wol evangelische Fürsten ein Seitenstück zu der Ausrottung der Protestanten in Böhmen oder zu den Seligmachenden in Schlesien gegeben?

(Der Beschluß folgt.)

Jouy.

Selten hat es wol ein so bewegtes Dichterleben gegeben als das des am 4. Sept. 1846 verstorbenen französischen Dichters Jouy. Allen Freunden der neuern französischen Literatur ist er durch seinen „Sylla", seinen „Eremiten", seine Texte zu den Opern „Vestalin", „Ferdinand Cortez" u. a. hinreichend bekannt, und jedenfalls gehörte er zu den beliebtesten Schriftstellern der letzten Zeiten der Revolution wie des Kaiserreichs. Nur Wenige dürften aber Näheres über die höchst sonderbaren und mehr als romantischen Schicksale wissen welche seine ersten Jugendjahre zu einer Kette der interessantesten Abenteuer machten. Diesen hat sein Nachfolger in der französischen Akademie, der dramatische Dichter Empis, in der vorschriftmäßig seinem Vorgänger gewidmeten Gedächtnißrede bei seinem unlängst geschehenen Eintritte in dieselbe darüber eine ebenso anziehende als lebendige Auskunft gegeben, und wir sind überzeugt deutsche Leser mit einigen Mittheilungen daraus angenehm zu unterhalten. Empis fährt aber nach einem allgemeinen Eingange in der speciellern Schilderung folgendermaßen fort:

„Im Dorfe Jouy, nicht weit von Versailles geboren, trat Victor Joseph von Jouy, dessen wahrer Familienname Etienne ist, sehr jung in das in diesem Orte unter den Auspicien des Herzogs von Orleans durch Anton Joseph Gorsas gegründete Collége, der vom Anfange der Revolution an einer der eifrigsten Anhänger der neuen Ansichten war. Der Schüler zeichnete sich bald durch seine schnelle Fassungsgabe und die Originalität seines Geistes aus. Die Eleganz und besonders die Kühnheit seiner Sprache setzten seine Lehrer in Staunen. Er hielt sich nämlich nicht an das Programm seiner Schule, sondern wußte sich verstohlenerweise eine besondere Erziehung zu geben. Mit zwölf Jahren wußte er schon Voltaire auswendig. Seine edeln Züge, sein schlanker Wuchs, sein zugleich sanfter und stolzer Blick erwarben ihm die Zuneigung Aller. Feurig bei allen Spielen, ungeduldig, hitzig, aber ohne Galle oder Nachtragen, ein herrliches Gemüth, von den Männern geliebt, von den Frauen angebetet, nicht schüchtern, aber sehr verschwiegen, wünschte jede Mutter einen solchen Sohn zu besitzen. Gorsas verstattete seinen Schülern sehr viel Freiheiten. Man ging oft aus, kam spät zurück, oft auch gar nicht. Eine glühende Leidenschaft hatte im Herzen des noch nicht der Kindheit Entwachsenen gezündet."

„Gegen heftige Uebel heftige Mittel. Durch die Vermittelung eines hohen und mächtigen Beschützers erhielt der Liebhaber von 13 Jahren gleich Cherubin ein Offizierspatent, und am 28. Mai 1782 segelte der kleine Thunichtgut nach dem mittäglichen Amerika, unter der Oberaufsicht des Baron Besner, Gouverneurs der französischen Guyenne."

„Sein erster Ausflug von der Insel Cayenne führte ihn in das Fort Synnamary. Dort fand er den Ingenieurhauptmann Murinais d'Auberjon, Denselben der am 18. Fructidor dorthin deportirt wurde. Dieser Offizier, Dichter und Philosoph war fanatisch für Voltaire. Unser junger Seide declamirt ihm den «Mahomet», und d'Auberjon warf aus Liebe zu dem großen Manne sich in des Knaben Arme."

„Nicht lange so sprachen aber auch die neuen Freunde von Krieg und Befestigungen, und Voltaire machte Vauban Platz. Von dem tiefen Wissen Dessen dem er zuhörte ergriffen, verfällt der Knabe in dumpfes Schweigen. Sein Geist hat den Raum übersprungen und ihn ins Collége, wol auch zu seiner Mutter zurückgeführt. Ein Gefühl der Scham wie des Stolzes bemächtigt sich seiner Seele. Er eilt zum Baron Besner, den er von seinem Generalstabe umgeben findet, schwört zu dessen Füßen jede thörichte Leidenschaft ab, und mit Thränen in den Augen, voll Wuth und Verzweiflung schildert er ihm seine Unwissenheit, und sein brennendes Verlangen Etwas zu lernen. «Lassen Sie mich fort nach Europa», ruft er, «mich dürstet nach Unterricht! Die Zeit drängt. In zwei Monaten geht der Cursus an. Um des Himmels willen lassen Sie mich fort!» Ein Kauffahrteischiff nimmt den jungen Soldaten an Bord. Während der Ueberfahrt studirt er nicht mehr Voltaire, obgleich er ihn noch immer liebt, er legt sich auf Algebra und Geometrie. Zur Erholung eilt er zum Angriffe eines Korsaren und erhält tapfer einen Schuß. In Belle-Isle landet er, fliegt nach Versailles, gibt seine Epauletten und seinen Degen in die Hände seiner Mutter ab, und am 4. Oct. dem zur Eröffnung der Classen bestimmten Tage, nimmt nach einer Spazierfahrt von 1500 — 2000 Meilen der Reisende in die Neue Welt, den Arm in der Schärpe, seinen Platz auf den Bänken des Collége wie ein Schüler ein der vom Urlaube in den Ferien wiederkommt."

„Zwei Jahre nachher wird der Schüler der Mathematik Unterlieutenant in der Artillerie. Sein abenteuerlicher Sinn führt ihn nach Ostindien. Als er durch Amsterdam kommt, bietet ihm ein unermeßlich reicher Bürgermeister die Hand seiner Tochter an. Wenn aber das Mädchen das schon mehre Früh-

linge hat schwinden sehen auch mit dem Gedanken einen jungen Mann zu bekommen sehr zufrieden ist, so scheut doch der Offizier vor der doppelten Majorennität seiner Braut zurück, und segelt den Tropenländern zu. Da ist er schon an den Ufern des Ganges und Indus."

„Tippo Saib, der Sohn und Nachfolger Hyder-Ali-Khan, hatte eben den Thron von Misore bestiegen. Seine Vorliebe für französische Offiziere grenzte an Abgötterei. Jouy wurde ihm vorgestellt. Es war ein Festtag. Die besten Ritter des Landes, in einem Hippodrom versammelt, stritten unter den Augen des Sultans miteinander, um den Preis des Wettlaufs und des Pferdebändigens. Furchtbare Spiele, wo die Bewerber im Galop auf ein gegebenes Zeichen forteilen, einen Raum von 3000 Fuß durchsprengen, und plötzlich unbeweglich an dem Rande eines Abgrundes halten mußten. Ein englischer Offizier und zwei Maratten Zerkars allein wagten den Wettritt. Der kühne Franzose gesellt sich ihnen bei, sprengt bei allgemeinem Beifallsjubel fort, und an Schnelle zunehmend je mehr er sich dem unseligen Ziele naht, hält er plötzlich zwei Schritte vor dem Abgrunde inne, in welchen der Engländer sich zerschmetternd stürzt."

„Staunend über solche Kühnheit legt Tippo Saib eigenhändig ein Halsband von goldener Filigranarbeit um den Nacken des Siegers, und verstattet ihm aus besonderer Gunst den Zutritt zu den Vergnügungen des Serails, das sich nur für Gesandte und die Großen des Reichs öffnet. Man sah ein Lustspiel wo der Gesang sich mit dem Tanze verband. Junge und schöne Bajaderen mit den reizendsten Frauen des Orients gruppirt, schlangen ihre wollüstigen Pas ineinander, indem sie flatternde Schürzen und Gewebe von Goldstoff, Kaschmir und Seide entfalteten. Am folgenden Morgen nahm Tippo Saib, auf dem Balcon seines Palastes stehend, den Gruß seiner Elefanten an, die vor ihm vorüberzogen und denen seine Handpferde und Jagdtiger folgten. «Du siehst», sagte er zu dem jungen Europäer, «daß ich mit der Musterung meiner treuesten Diener anfange. Jetzt begleite mich in meinen dichten Wald Djvanelli. Es geht aber hier nicht wie in Versailles zu. Es ist kein schuldloser Hirsch oder schüchternes Reh dem wir den Krieg machen. Unser Feind weiß sich besser zu vertheidigen. Es ist der Schakal und die Hyäne. Bist du Manns genug um mir zu folgen? Ich werde dich einen Löwen jagen lassen.» Die Partie war gefahrvoll, aber für ein kühnes Herz reizend. Das Vergnügen war königlich!"

„Zwei andere tragischere Begebenheiten zeichnen seinen Aufenthalt in Indien aus. Ein schönes junges Mädchen aus der Insel Ceylon hatte seine Augen geblendet. Nicht lange so verstanden sich ihre Herzen, aber ein wüthend in sie verliebter Laskar verlangt sie zum Weibe. Lamea's Vater willigt ein. Lamea selbst weigert sich. Von Eifersucht und Wuth glühend bereitet der Laskar insgeheim seine Rache."

„Die Gesandten des Königs von Condia mußten der Sitte gemäß eine Pilgrimschaft zu einer zwei Stunden von der Stadt entfernten Pagode vornehmen. Am Tage des Festes begibt sich Lamea in einem Palankin getragen auf den Weg. Vier Offiziere der Luxemburgischen Legion, durch eine brüderliche Freundschaft miteinander verbunden, bilden ihre Schutzwache: Jouy, Fabron, von Bonnelle und Maurice Matthieu, nachher Graf de la Redorte, dessen Sohn jetzt in der Pairskammer sitzt. Diese junger Männer, welche dem Vergnügen der Jagd die Zeit weihen wollten welche Lamea im Gebete zubrachte, hatten sich mit Büchsen versehen. Nur das junge Mädchen und dessen Sklavin wurden in den Tempel der Hindus gelassen. Jedem Profanen ist der Eintritt untersagt."

„Die Ceremonie war zu Ende. Lamea kehrt noch nicht zurück! Ein Sklave eilt außer sich herbei. Die Laskars, die Priester halten Lamea zurück. Sie soll nie mehr den Tempel verlassen dürfen. Jouy sprengt die Umgebung, aber die Priester vertheidigen ihre Beute. Er wirft sie nieder: das junge Mädchen ist frei. Aber das Getön der Hörner erscholl und mehr als tausend Indier bewaffnen sich. Ein Schrei des Schlachtens und Mordens vereinigt sie, der furchtbare Aufsmack. Die vier Offiziere wollen ihr Leben theuer verkaufen. Mit dem Rücken gegen den Fluß gestellt, halten sie einige Zeit lang die fanatischen Horden in Respect. Diese lassen einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf sie regnen. Maurice Matthieu sinkt verwundet zu Boden. Ein Beil erhebt sich über ihn; er ist dem Tode geweiht! Da wendet Jouy den Mordstreich ab, streckt den Hindu getödtet zu seinen Füßen. Aber ein klägliches Geschrei durchzuckt sein Herz. Es ist Lamea! Die Unglückselige kämpft mit den Fluten in den Armen des Laskars. Jouy stürzt sich mitten in den Fluß. Schon ist er im Begriff den Räuber zu fassen. Dieses Ungeheuer, das sein Opfer sich entreißen sieht, stößt einen Dolch in Lamea's Busen. Der unerschrockene junge Mann erfaßt den Mörder, umschlingt ihn mit seinen kräftigen Armen und erstickt ihn in den blutgetränkten Wellen."

„Von der Menge endlich übermannt, wird Jouy in einen Kerker geworfen. Noch einige Stunden und dann soll er den furchtbaren Tod leiden der Tempelschändern bestimmt. Aber die Luxemburgische Legion hatte Alles erfahren. Noch in derselben Nacht werfen sich zehn der kühnsten Offiziere in ein Boot, landen und brechen die Thore des Kerkers. Alles weicht ihrer Tapferkeit. Schon ist der Gefangene auf offenem Meere. Ein Windstoß wirft das leichte Fahrzeug um. Glücklicherweise nimmt ein englisches Schiff die Schiffbrüchigen auf und setzt sie zu Madras ans Land."

„Was soll nun werden? Sein Elend ist grenzenlos. Der Hafencapitain, ein Irländer, ein Mann von Herz, Gefühl und Geist, Hugues Boyd, der vermeinte Verf. von „Junius-Briefen", streckt großmüthig seine Hand ihm zu. Der Ritter de Pagny behandelt ihn als Bruder. Im Augenblick seiner Abreise nach Europa gibt ihm der Sänger Eleonorens lachend ein Rendezvous in Paris bei dieser schönen und dichterischen Egle, die trotz des Witzworts von Lebrun, «ihre Toilette nicht, aber ihre Verse machte!» Dreißig Jahre später meldete sich Jouy bei der Französischen Akademie. Er rechnete auf Parey's Stimme, seine Stelle war's die er erhielt."

„Während Jouy's zweijährigem Aufenthalte in Bengalen erlebte er tausend romantische Abenteuer. Als er von Serampur zurückkam, zog ihn das Geschrei einer unzählbaren Menge die sich um einen Scheiterhaufen drängte an das andere Ufer des Ganges. Eine schöne Witwe von 18 Jahren sollte auf dem Leichname eines Sechzigers verbrannt werden. Der Schüler Voltaire's empört sich. Ein junger Europäer, gleich ihm Zeuge dieses gräßlichen Schauspiels, stößt einen lauten Schrei des Abscheus aus. Sie eilen zum Scheiterhaufen. Edelmüthiger, aber ungleicher und tödtlicher Kampf! Sie waren verloren! Ein Detachement englischer Cypaire fliegt ihnen zu Hülfe und entreißt sie den fanatischen Theilnehmern des freiwilligen Autodafés. Dieser Gefährte seiner Gefahr wie seines Ruhms welchen ihm das Glück gab, war Charles Delongchamps, der liebenswürdige Dichter von „Ma tante aurore" und „Le seducteur amoureux". Der Zufall der sie zusammenbrachte gründete zwischen ihnen jene rührende Brüderlichkeit welche 40 Jahre lang das Glück ihres Lebens war. Sie sitzen bei Tafel und schwatzen von Krieg, Dichtkunst und Liebe. Es war am 19. Dec. 1789. Da tritt ein Schiffscapitain ein, der die Ueberfahrt von Brest nach Bengalen in drei Monaten gemacht hat. «Was bringen Sie Neues von Frankreich mit, Commandant?» Die Bastille ist genommen! «Es lebe die Freiheit, es lebe Paris!» Am 11. Juli standen die beiden Freunde unter den Bataillons der jungen Söhne Frankreichs auf dem Marsfelde um der Feier der Föderation beizuwohnen."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 102. — 11. April 1848.

Ueber die „Geschichte der europäischen Staaten", herausgegeben von Heeren und Ukert.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Der Gustav Adolf des Grafen Mailáth ist nun zwar ein anderer als der bei Erik Geijer, aber er ist nicht im Geiste solcher östreichischer Schriftsteller früherer oder späterer Zeit geschildert, die ihn nur im Lichte des bittersten Glaubenshasses zu erblicken pflegen oder unter verächtlichen Worten und hochmüthigem Herabsehen gar schlecht die Furcht verbergen welche der Kaiser und seine Räthe vor dem kühnen Schwedenkönige empfunden, er heißt auch nicht dem Reiche gegenüber „ein königlicher Abenteurer oder ein Räuber", wie Gfrörer sich ausgedrückt hat. Ueber eine solche Verunglimpfung hat Jakob Grimm*) die schönen Worte geschrieben:

> Wider Gustav Adolf haben sich einige Schriftsteller, und ich erröthe es zu sagen, deutsche aufgeworfen: sie schelten ihn einen Eroberer, der es auf die deutsche Verfassung abgesehen habe. Die Wahrheit ist, daß auch mit dem halben Werk, das der Held mitten im Siegeslauf dahingerafft vollbrachte, er die deutsche Freiheit aufrecht erhalten hat, die ohne ihn, so weit Menschenaugen sehen können, preisgegeben war.

Hierneben stellen wir folgende Stücke aus Mailáth's Charakteristik des Königs von Schweden (S. 280—283), als er in den ersten Kampf gegen Wallenstein ziehen wollte:

> Der König stand im Zenith seines Ruhms, sein Name war der größte in der Welt. Nichts redet so für ihn als daß in jener Zeit der Bewegung, wo Jedermann einer oder der andern Partei angehörte, die katholischen Schriftsteller und insbesondere die Jesuiten mit Achtung und Theilnahme von ihm reden. Als Politiker verfolgte Gustav Adolf jetzt ein hohes Ziel, er wollte Deutschland unter seine Oberhoheit bringen. Um sich dazu den Weg zu bahnen, gedachte er für sich einen bedeutenden Theil des deutschen Landes zu nehmen, und so eine eigene Macht in Deutschland zu begründen. Die eroberten katholischen Theile Deutschlands verschenkte er bereits wirklich oder vertröstete seine Anhänger auf spätere Verleihungen. Daraus aber, daß er in seinem politischen Verfahren gegen kleine deutsche Fürsten nicht immer in der eigenthümlichen Größe und Klarheit seines Charakters strahlt, folgt keineswegs, daß er in die Classe gemeiner Eroberer gehört, es ist nur ein Schatten der an seine Sterblichkeit mahnt, denn Vollendetes gibt es nicht auf Erden. Auch bin ich, der Schreiber des vorliegenden Werks, kein Deutscher, weder berufen noch berechtigt, wie einige vor mir sonst hochgeehrte deutsche Schriftsteller, Gustav Adolf zu tadeln, daß er in Deutschland eine Herrschaft zu gründen strebte, die, wenn sie gelungen wäre, Deutschlands Freiheit mehr gefährdet hätte als durch alle frühern Kaiser je geschehen. Ich glaube im Gegentheil, daß Gustav Adolf seiner Stellung nach recht gehandelt hat. Er war des Kaisers Feind und war berechtigt alle ehrlichen Mittel zu ergreifen durch die er zu siegen, das Ersiegte zu behalten hoffen durfte. Gustav Adolf hatte in seiner Stellung vollkommen Recht wenn er die Säcularisirung der katholischen geistlichen Fürsten bezweckte, und durch ihre Länder sich großen Besitz sichern, und seine Anhänger fester an sich binden wollte.

*) In Schmidt's „Zeitschrift für Geschichte", 1846, III, 280.

Weniger zu vertreten dürften aber die folgenden Worte sein:

> Aber wenn man Dies bei Gustav Adolf recht findet, muß man auch das Verfahren des Kaisers gegen die protestantischen Fürsten, und namentlich das Restitutionsedict recht finden; denn was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Man muß aufhören Gustav Adolf als den Verfechter der deutschen Freiheit hinzustellen, denn die Säcularisirung so vieler Fürstenthümer verträgt sich nicht mit der Vertheidigung der deutschen Freiheit.

Darauf schließt Mailáth mit folgenden Worten:

> Gustav Adolf ist sicher eine der schönsten geschichtlichen Erscheinungen: er ist ein wahrhaft großer Mann, aber in einem ganz andern Sinne als die meisten protestantischen Schriftsteller einseitig über ihn urtheilend reden; es gilt von Gustav Adolf was Cardinal Caraffa von ihm sagte: „Er war ein König wie Schweden keinen, Europa wenige aufzuweisen hat."

Indeß — timeo Danaos et dona ferentes.

Die Gründe Gustav Adolf's zum Kriege sind mit ziemlicher Unparteilichkeit entwickelt, Mailáth verkennt durchaus nicht die politische Nothwendigkeit welche ihn die Waffen ergreifen ließ, weniger wären nach seiner Ansicht die Motive religiöser Natur gewesen, die Sicherstellung des Protestantismus möge bei dem Könige persönlich ein Grund mit zum Kriege gewesen sein. Die Feldherrnkunst des Königs erhält überall großes Lob, und der Verdacht welchen Einige wegen seiner vermeintlichen Unthätigkeit vor der Eroberung Magdeburgs auf ihn geworfen hatten wird als ganz unverträglich mit dem „ritterlichen Sinne" des Königs dargestellt. Sein Tod bei Lützen ist nach den sichersten Zeugnissen erzählt: von einem Meuchelmorde kann gar nicht mehr die Rede sein.

Ueber die Geschichte Wallenstein's verbreiten die von Mailáth aus den staats- und aus den hofkriegsräthlichen Archiven entlehnten neuen Nachrichten nebst dem wichtigen Schreiben des Buttler'schen Feldkaplans, Patricius Taaffe, ein helleres Licht, wenngleich dasselbe noch nicht

hell genug ist um alle Dunkelheiten zu erleuchten. Förster und Röse sind aber damit nicht zufrieden, der Erste namentlich will keinen von den Sätzen und Beweisen gelten lassen die für Wallenstein's Schuld von Mailáth vorgebracht sind, und deren Hauptinhalt der folgende ist: 1) Wallenstein war durch seine Verhandlungen mit Frankreich der Treulosigkeit schuldig; 2) seine Absetzung wurde mit Recht beschlossen; 3) der Kaiser hat die Ermordung Wallenstein's weder befohlen noch indirect hervorgerufen; 4) die kaiserlichgesinnten Generale wollten Wallenstein nicht ermorden lassen, sondern ihn nur aus Böhmen hinausdrängen; 5) nur Piccolomini erläßt eine Mahnung an Buttler, Wallenstein lebend oder todt auszuliefern; 6) diese Mahnung ist Buttler vor Wallenstein's Ermordung nicht zugekommen; 7) Buttler hat (wie aus Taaffe's Schreiben hervorgeht) Wallenstein aus eigenem freien Entschluß, ohne fremden Antrieb ermordet; 8) der Kaiser hat die vollbrachte That auf sich genommen; 9) das Patent gegen Wallenstein, vom 18. Februar datirt, ist erst nach Wallenstein's Tode verfaßt worden; 10) der Kaiser hat die Hauptursache der Absetzung Wallenstein's, dessen Verbindung mit Frankreich nämlich, nicht zugeben wollen; 11) deshalb ist die kaiserliche Erklärung über Wallenstein's Verbrechen und Absetzung voll falscher, leicht widerleglicher Angaben; 12) der kaiserliche Hof hat sich durch die Verschweigung der Wahrheit unendlich geschadet, und selbst dazu beigetragen, daß eine Unzahl Verleumdungen und Lügen entstanden, verbreitet und geglaubt worden sind. Ohne nun gerade einem jeden dieser Sätze eine volle Beweiskraft zuzuerkennen oder das Verfahren des Kaisers in Schutz nehmen zu wollen, so hat Mailáth doch den Vorzug Wallenstein's Schuld deutlicher hervorgehoben zu haben. Eine solche kann nach unserm Dafürhalten nicht weggeleugnet werden, nur liegt sie nicht in einer strafbaren Verbindung mit den Schweden und Franzosen allein, sondern in der moralischen Stimmung Wallenstein's, in dem Mangel an Reinheit und Aufrichtigkeit, und in dem dadurch entstandenen unglückseligen Zwiespalte mit sich selbst. Wallenstein ist einerseits der geborene böhmische Edelmann, als solcher und als Soldat dem Kaiser zum unbedingten Gehorsam verpflichtet, andererseits souverainer Fürst, zwar auch durch die Gnade seines Kaisers, aber begabt mit Einsicht und Stolz, deren er sich auch in einem solchen Grade bewußt ist, daß sein Wille der Subordination entgegentritt. Dies ist seine Schuld die seinen Charakter gebrochen hat, seinen Untergang herbeiführt, und das wahrhaft Tragische seiner Erscheinung ausmacht, welches Schiller so wohl erkannt und so meisterhaft dargestellt hat, daß Gfrörer in seiner Antrittsrede zu Freiburg im November 1846 („Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung", 1847, Jan.) sehr Unrecht gethan hat seine Zuhörer aufzufodern, daß sie vor Anhörung seiner Vorlesung erst Alles vergessen möchten was sie über den Dreißigjährigen Krieg und seine Personen in Schiller's Werken, die nur „Parteiansichten" enthielten, gelesen hätten. Nur jene oben erwähnte Ansicht gibt den wahren Schlüssel für das Räthselhafte, Wankende, Zaudernde, welches sich in den letzten Jahren von Wallenstein's Leben zeigt, und jede größere Unternehmung hemmt. Ganz besonders aber zeigt sich diese Schuld in den Bedingungen welche er bei der zweiten Uebernahme des Generalats machte, worin sich Hochmuth mit unbegrenztem Ehrgeiz paart, und ihn so verblendete, daß er glaubte, der Kaiser werde die in der höchsten Noth und sehr widerwillig eingegangenen Bedingungen länger erfüllen als die Noth gerade dauerte. So überschätzte er auch, wie Mailáth richtig bemerkt hat, seine Macht auf die Gemüther der Soldaten, als er die Zusammenkunft der Generale in Pilsen veranlaßte, und achtete auf die Schritte seiner Gegner in Wien erst als es zu spät war. Die Ereignisse auf beiden Seiten vom 19. bis 25. Febr., dem Todestage Wallenstein's, hat Mailáth mit besonderer Genauigkeit aus seinen Quellen angegeben.

Der zweite berühmte Feldherr der Kaiserlichen im Dreißigjährigen Kriege, Tilly, ist nach Mailáth einer von den Männern an welchen der Parteigeist der Geschichtschreiber die größten Ungerechtigkeiten begangen hat. Unser Verf. preist daher seinen Beruf, weil er ihm auch hier Gelegenheit gibt für einen mit Unrecht geschmähten Mann seine Stimme erheben zu können. Das gilt nun namentlich von der Zerstörung Magdeburgs, und der hart getadelten Grausamkeit und Hartherzigkeit Tilly's, die bekanntlich in unsern Tagen von katholischen und protestantischen Schriftstellern mit einer besondern Zärtlichkeit behandelt worden ist. Denn Hormayr nennt ihn („Anemonen", I, 251) einen „alten herrlichen Murrkopf", und Gfrörer (a. a. O., S. 39, und im „Leben Gustav Adolf's", S. 814) einen „edeln Greis"; der Erstere ergreift jede Gelegenheit, z. B. im „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" (1839, S. 81 fg.), in dem „Leben Andreas Hofer's" (II, 114) und in den „Anemonen" (II, 283) ihn gegen den Vorwurf der Feuerwerkerei und Mordbrennerei in Schutz zu nehmen. Menzel („Neuere Geschichte der Deutschen", VII, 304 fg.) stellt es in Abrede, daß Magdeburgs Zerstörung mit seinem Willen erfolgt sei, und Albert Heising hat in einer besondern Schrift (Berlin 1846) nachzuweisen sich bemüht, daß Magdeburg nicht durch Tilly zerstört sei, sondern entweder durch fanatische evangelische Prediger angezündet oder zufällig in Brand aufgegangen. Kurz, Niemand hat nach Rudhart im „Leben des Thomas Morus" (S. 287) die Einäscherung Magdeburgs mehr bedauert als Tilly. Mailáth theilt nun in einer längern Erörterung und unter Mittheilung dreier aus den wiener Archiven hier zuerst gedruckten Originalberichte diese Ansicht, und neigt sich zu der Annahme, daß die Magdeburger selbst ihre Stadt in Brand gesteckt hätten. Tilly's entsetzlichen Worte: „Mordet und brennt noch eine Stunde, dann will ich mich besinnen", wären aber ebenso wenig wahr als die Erzählung, daß der Feldherr über den Anblick Magdeburgs Thränen in den Augen gehabt habe. Tilly, sagt Mailáth, war in den Waffen ergraut und an Scenen des Jammers gewöhnt, aber als Feldherr

ergriff ihn das Schicksal Magdeburgs, weil er den Nachtheil zu ermessen verstand den er und die kaiserliche Partei durch den Verlust dieses militairisch wichtigen Platzes erlitten. Nun, es ist gewiß sehr gerecht die Vorzüge Tilly's hervorzuheben, und ihn von einem Theile der Schmach zu reinigen die so lange seinen Namen gebrandmarkt hat; allein die in Magdeburg begangenen Unmenschlichkeiten können darum nicht aufhören das tiefste Gefühl zu empören, und auch den Feldherrn mit zu belasten dessen Krieger sie verübten, namentlich da doch Tilly's Name in solchen Beziehungen nicht rein ist. Wir erinnern hier an die im Fürstenthume Kalenberg von seinen Truppen verübten Greuel, über die Havemann's Zeugniß in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (1846, Nr. 81) weit gewissenhafter lautet als Hormayr's Lobrede („Anemonen", II, 284).

Wir könnten wenn es der Raum zuließe noch manches aus den Archiven neu Hinzugekommene und neu Gestellte, wie z. B. über die diplomatischen Verhältnisse Frankreichs und Schwedens zu Deutschland vor Gustav Adolf's Ankunft, oder über die Bezüge Maximilian's von Baiern und anderer deutschen Fürsten zu Oestreich, beibringen, müssen es aber bei obiger Berichterstattung bewenden lassen. Die sittliche Verwilderung Deutschlands hat Mailáth meistens mit v. Raumer's Worten beschrieben; es befremdet uns von beiden Schriftstellern nicht die Abenteuer des Simplicissimus benutzt zu sehen, auch würden die Einzelheiten aus manchen Stadtgeschichten, z. B. von Höxter, Schmalkalden, Pirna, Freiberg, und die Schilderungen Hormayr's im „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" (1844, S. 329—333), dem großen Gemälde manchen, wenn auch schauderhaften Zug hinzugefügt haben, vor dem nun einmal der Geschichtschreiber nicht zurückbeben darf. Die wichtigern Schlachten bei Lutter, Leipzig, Lützen, Nördlingen, hessisch Oldendorf, Allerheim und andere sind anschaulich, meist aus der von einer Gesellschaft preußischer Offiziere herausgegebenen „Handbibliothek für Offiziere" geschildert worden; wir wissen nicht aus welchen Gründen Hr. Röse a. a. O. dies nachahmungswürdige Verfahren getadelt hat.

Das Schlußcapitel handelt von der Verwaltung des östreichischen Kaiserstaats in der geschilderten Zeit, der wir für ähnliche Fälle in den künftigen Bänden noch eine größere Berücksichtigung der städtischen oder bürgerlichen Lebensverhältnisse wünschen möchten.*) 17.

*) Wir werden den zweiten Artikel dieser Uebersicht im nächsten Monat bringen. D. Red.

Jouy.

(Beschluß aus Nr. 101.)

„Mit 24 Jahren in den Strudel der Revolution sich stürzend welcher Frankreich fortreißt, überläßt sich Jouy mit dem Enthusiasmus seines Alters den unbeschränkten Foderungen, den erhabenen Ideen die in allen Seelen aufbrausen. Alle Welt hatte Stimme bekommen. Ihn drängt es sich auch vernehmen zu lassen, und er wird Journalist. Der gefährlichste Feind den er bei dieser glühenden und gefahrvollen Polemik findet, ist sein alter Lehrer in der Pension, Gorsas, der Herausgeber des «Courrier de Versailles»."

„Beim ersten Kriegsgeschrei schon steht Jouy an der Nordgrenze. Zum Capitain ernannt macht er den Feldzug als Adjutant des irländischen Generals O'Moran. Bei dem Angriffe auf die Abtey Saint-Armand zerschmettert ihm ein Uhlane, dessen Lanze neben der Büste Voltaire's aufgehangen er noch bis zuletzt gern zeigte, durch einen Pistolenschuß einen Finger. Unter den Mauern von Tournay sieht sich ein junges Blut aus königlichem Geblüte, das vom Exil betroffen seinem Bruder folgte der in den ersten Reihen unserer Krieger für das Vaterland stritt, plötzlich von der Reiterei des Herzogs von Braunschweig eingeschlossen. Jouy sammelt so gut es geht einige junge Freiwillige, befreit sie, und beschützt ihren Rückzug."

„Furnes wird mit Sturm genommen. Man ernennt ihn auf der Bresche zum Generaladjutanten. Vom Geruche des Blutes angelockt schleicht sich eines jener wilden Thiere die man damals sandte um in dem Gefolge der Armee zu Spürhunden zu dienen, Duquesnoy, dieser schändliche Volksrepräsentant, in das Zelt des Siegers, und setzt sich unbefangen unter die Gäste. Der unheilvolle Abgesandte bringt die Gesundheit Marat's aus. Jouy entfernt sich ohne ein Wort zu sagen. Wer sollte es glauben — er steht am folgenden Tage als Verbrecher auf. Man beschuldigt ihn, er habe während der Nacht in dem casseler Berge eine Mine angebracht, welche unter den Schritten der französischen Bataillone springen solle. Man schleudert ein Mandat gegen ihn. Von seinem General gewarnt verläßt er das Heer, und flüchtet sich in das Schloß Ecobeel zu einem Engländer, seinem Freunde, dessen Tochter er heirathet."

„Man ist auf der Spur des Flüchtigen. Er rettet sich nach Paris. Wie ein wildes Thier verfolgt erreicht er das Kloster der heiligen Kapelle und stürzt dort auf das Aeußerste gefaßt in das Studirzimmer eines Procurators, zwei Schritte vom Justizpalaste entfernt, wo Fouquier-Tinville sitzt. Die Höhle der Chicane ist sein Zufluchtsort, von diesem finstern Baue aus konnte er mit nur einigem guten Willen auf den Aufruf des öffentlichen Anklägers antworten. Man klopft. Es ist eine Hausuntersuchung. Der geheimnißvolle Schlupfwinkel wo der Gefangene kauert, entschlüpft den kleinlichsten Nachforschungen. Aber die revolutionnairen Spürhunde drücken ehe sie fortgehen ihr Siegel auf alle Ausgänge. Da ist er nun unter Siegel. Was nun anfangen? Doch den zum Tode Verurtheilten konnte Verletzung der Gerichtssiegel wol nicht abhalten. Gedacht, geschehen. Er ist frei, d. h. er ist auf der Straße, ohne zu wissen ob er sein Haupt anderswohin legen kann als auf das Schaffot das unterdeß errichtet wird. Vor Saint-Roch hält ihn eine Menschenmenge auf. Er versteckt sich unter das Schirmdach einer Krambude die sich an die Kirche lehnt. Freudengeschrei, wildes Gebrüll läßt sich vernehmen. Ein Karren fährt vorüber. Man führt einen Menschen zur Hinrichtung. Wer ist der Unglückliche? Es ist O'Moran, ist sein General, der stirbt weil er ihn gerettet hat. Jouy senkt das Haupt, seine Thränen werden ihn verrathen! O'Moran hatte ihn erblickt: trauriger und letzter Trost! Der Adjutant will seinem General noch durch einen Blick danken in welchem seine ganze Seele liegt. Da kommt ein zweiter Karren! Seine Augen begegnen denen von Gorsas!"

„Nach 14 Tagen voll Gefahren und tödtlicher Angst gelangt der Proscribirte an die Grenze der Schweiz. Allein, zu Fuß, ohne Geld irrt er in den Gebirgen umher, und kämpft muthig gegen Ermüdung und Hunger. Am Nothwendigsten Mangel leidend klopft er an die Thüre der Schule zu Reichenau. Eben rief die Glocke die Lehrer zum Abendessen. Ein junger Reisender, den man wegen seiner interessanten Armuth und edeln Haltung unter dem Namen de Corby vor ganz kurzem als Lehrer der Geschichte und Mathematik aufgenommen hatte, setzt sich an die gemeinschaftliche Tafel. Jouy hält kaum einen Aufschrei der Verwunderung zurück. In dem bescheidenen Professor hat er den General erkannt den er von den Höhen Valmys aus die alten Soldaten des Großen Friedrich's niederschmetternd verlassen hatte. Verließ der Herzog von Chartres

manchmal in einer Mußestunde Reichenau, so richtete sich sein geheimnißvoller und im Nachdenken zurückgelegter Spaziergang nach dem Clavenkloster, wo zwei edle Klausnerinnen, die man Miß Stuart und Lady Lenox nannte, in tiefer Zurückgezogenheit lebten. Der gelehrte Exilirte führte eines Tages seinen Kriegs- und Unglücksgefährten in dieses alte Kloster. Brauche ich es noch erst zu sagen? Miß Stuart war die Prinzessin Orleans und Lady Lenox Frau v. Genlis. Frauen haben ein gutes Gedächtniß. Der tapfere Offizier der die Prinzessin nur vor Tournay gesehen hatte brauchte sich nicht zu nennen. Die hohe Frau streckte dankbar ihrem Retter die Hand entgegen."

„Als Jouy nach Zürich kam und Geßner's Garten besuchte, klopft ihm ein Grenadier auf die Achsel. Es war Lemontey, gleich ihm durch ein Wunder den Metzeleien in Lyon entflohen, und jetzt unter Schweizeruniform sich verbergend. Sie schlagen zusammen den Weg nach Basel ein. Hier wirft ihnen ein Courrier unterwegs die Nachricht vom 9. Thermidor zu, und acht Tage nachher sind sie schon wieder am Ufer der Seine."

„Am 13. Vendemiaire wird er als Platzcommandant nach Lille beordert. Er veröffentlicht seinen Tagesbefehl und versammelt die Offiziere bei einem glänzenden Gastmahle. Hier steht er, die dreifarbige Fahne in der einen und einen Becher in der andern Hand; aber kaum hat er mit patriotischer Stimme einen Toast auf die Freiheit ausgebracht, als bereits ein löblicher Commissair ihn faßt, und ihn höflich zwischen zwei Gensdarmen in das Gefängniß zum „guten Sohne" bringt, wo er leider Tags zuvor den Herzog von Choiseuil und die andern Schiffbrüchigen von Calais hatte einkerkern müssen. Wird er diesmal die Ursache seiner Gefangennehmung erfahren? Ach nein, er ist ohne daß er es weiß des Einverständnisses mit der englischen Regierung beschuldigt! Man hat alle seine frühern Verhältnisse in Indien vergessen. Man will ein Staatsverbrechen auf ihn bringen. Er hat eine Engländerin gerettet. Das ist freilich wahr, aber es geschah so schnell, daß er es selbst wieder vergessen hatte."

„In Zeiten wie die damaligen, wo selbst Familienbande nicht geachtet werden, verliert auf edle Seelen dennoch die Freundschaft niemals ihre Rechte. Sein ehemaliger Mitschüler bei Gorsas, Tissot, erhebt seine kräftige Stimme, zeigt das Abgeschmackte der Anklage und besiegt den Denuncianten."

„Von so vielen Ungerechtigkeiten und Verfolgungen tief in der Seele verwundet, und in seiner kriegerischen Laufbahn auf das nachtheiligste gestört, verläßt mit Wunden bedeckt Jouy in seinem 30. Jahre dieselbe und widmet sich der Feder."

Der geistreiche Empis folgt nun seinem Vorgänger auch auf dieser Bahn mit ebenso vieler Lebendigkeit als scharfer Beurtheilung, doch liegt es außer unserm Zwecke ihn darauf ferner zu begleiten, da die romantischen Begebnisse Jouy's hier nicht mehr wie früher in so eigenthümlichem Maße hervortreten. Einige Züge auch in diesem Gemälde sind jedoch noch so interessant, daß wir uns nicht enthalten können sie hier anekdotisch anzufügen.

Jouy der mit 13 Jahren schon den humanistischen Wissenschaften entflohen war, holte während seines Aufenthalts in Indien durch Selbststudium sie nach, und Horaz und Seneca begleiteten ihn in sein Gezelt am Ganges. Hier fiel es ihm, so wenig abergläubisch er auch sonst war, doch einmal ein, ehe er Tippo Saib's Palast verließ, die Wahrsager dieses asiatischen Fürsten zu befragen. Der geschickteste unter ihnen, ein Bramine Namens Myrsadeck, Derselbe der Hyder Ali das Reich Mysore versprochen hatte, antwortete ihm als er die breite Stirne des jungen Europäers, das Feuer das in seinen blauen Augen brannte und die männliche Schönheit seines Gesichts betrachtet hatte, gleich den Hexenschwestern in „Macbeth": „Du wirst König sein, und im Palaste der Könige sterben." Ein Orakel das gewissermaßen in Erfüllung gegangen ist. Denn ist nicht der Dichter ein König, und ist nicht Jouy im Schlosse von Saint-Germain gestorben, in dem Zimmer wo Jakob II. endete, der gleich ihm durch junge Eroberer entthront worden war?

Als der hohe Professor der Mathematik in Reichenau König geworden war, erinnerte er sich seines Gefährten in der Verbannung. Jouy ward zum Bibliothekar des Louvre ernannt. Vielleicht wäre er lieber Gouverneur dieses Palastes geworden, denn nach den Kanonen der Julitage war das Herz des alten Kriegers wieder völlig jung geworden. Dieser Posten war aber schon an den Schiffbrüchigen von Calais, an den Herzog von Choiseul, vergeben, seinen Nachbar im Kerker des Guten Sohnes. Eine solche Wahl beruhigte ihn.

Jouy, im J. 1792 schon Generaladjutant, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, Verfasser von zehn großen allgemein bewunderten Werken, Mitglied der Französischen Akademie, 67 Jahre alt, hatte das Kreuz der Ehrenlegion noch nicht erhalten. Ein junger Minister, der damit nicht freigebig war und dessen Name bei den berühmtesten im Staatsdienste des Kaiserreichs mitgenannt wird, wollte diese Vergessenheit ausgleichen. Einen Augenblick lang fürchtete er, Jouy möchte nach Ducis' und Lemercier's Beispiele sich der Annahme weichern. Der Greis aber war so verständig sich daran zu erinnern, daß Napoleon, als er den großen Feldherrn Erzherzog Karl damit ehren wollte, ihm das bloße Ritterkreuz mit den Worten sendete: „Seien Sie stolz darauf, Prinz! Es ist der Stern der Ehre. Er strahlt auf der Brust der tapfersten Soldaten der Welt." Und der Prinz war stolz darauf.

Im höchsten Greisenalter schrieb der Eremit im Louvre noch voll Farbe und Jugendfeuer sein letztes Werk: „Die Verschwörung von Amboise", dann aber brach der frühe Tod seines Enkels, Camillo' v. Boudonville, der als tapferer Soldat auf afrikanischem Boden blieb, plötzlich diese kräftige Organisation. Um seinen Schmerz zu lindern schenkte ihm jetzt die Natur im 80. Jahre als letzte Wohlthat jenen Schlummer, den er bis dahin so selten genossen hatte.

Am 1. Sept. 1846, am Jahrestage seiner Einschiffung nach Indien und des Todes seines so heißbeweinten Sohnes, ließ sich Jouy, der schon nicht mehr sprechen konnte, noch ein Album bringen in welchem die ersten französischen Dichter und Künstler die merkwürdigsten Züge seines Lebens in Gedicht und Zeichnung verherrlicht hatten. Im Betrachten dieses kostbaren und theuern Andenkens, dessen tröstender Anblick seinem Gedächtnisse edle Thaten und treffliche Werke zurückrief, hauchte er, ohne das Urtheil der Nachwelt zu fürchten, mit Lächeln auf den Lippen und seine Hand in der seiner Tochter, seinen letzten Athem aus, überzeugt vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit seiner Seele. 49.

Miscellen.

Le roi des triolets.

So bezeichnete Menage das nachstehende Triolet Ranchin's, das auch wirklich so artig ist, daß es nicht leicht seines Gleichen haben dürfte:

Le premier jour du mois de mai
Fut le plus heureux de ma vie.
Le beau dessein que je formai
Le premier jour du mois de mai!
Je vous vis et je vous aimai;
Et ce dessein vous plut, Sylvie.
Le premier jour du mois de mai
Fut le plus heureux de ma vie.

Glaubensmuth.

Johanne d'Albret, Königin von Navarra, Mutter Heinrich's IV., war eine muthige Beschützerin der Protestanten in Frankreich. In gefahrvoller Zeit sprach sie einst das schöne Wort: „Si je tenais en main mon royaume de Navarre et mon fils, je les jeterais plutôt tous deux dans la mer que de me rendre à la messe." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 103. —— 12. April 1848.

Die Geheimnisse des christlichen Alterthums. Von G. F. Daumer. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1847. 8. 3 Thlr.

Wenn man sagt, daß dies Buch mit Energie und erobernden Intentionen eine neue Ansicht über das innerste und ursprüngliche Wesen des Christenthums aufstellt, in der eine lang betretene Richtung gleichsam ihre letzte und extremste Wendung nimmt, so genügt Das schon um eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit für dies Buch in Anspruch zu nehmen. Denn einestheils, was das rein wissenschaftliche Interesse angeht, ist es klar genug, daß Manches, fast das Meiste was in neuester Zeit mit der Prätension der Neuheit auf diesem Gebiete erschien nur eine etwas anders gefärbte, etwas erweiterte, berichtigte, beschränkte Ausführung und Auffrischung des Alten war. Wenn ja Kritik Sonderung ist, und also das Historische, die Realität von dem Unhistorischen, von der Phantasie sondern und erkennbar hinstellen sollte, so ist sie noch mitten in ihrer Arbeit und noch nicht gar lange daran. Es versteht sich von selbst, daß die Kritiker, denen der historische Charakter der christlichen ersten Urkunden als Dogma feststand, nur Vorarbeiten für die Kritik liefern konnten. Die Aufklärung sodann that nicht viel mehr als daß sie, mitunter ziemlich leichtfertig, das Unwahrscheinlichste verneinte und Widersprüche verschiedener Relationen hervorhob; das Resultat war die Ungewißheit, die allenfalls bis zur absoluten frivolen Verneinung ging. Erst mit Strauß begann die Kritik im echten Sinne; mit der Erklärung des Entstehens wurde in manchen Punkten ein Halt für die Negation gewonnen, und dennoch blieb außer einigen sehr kahlen Thatsachen nur die mythenbildende Phantasie übrig, die durch das Bauer'sche „Selbstbewußtsein" der ersten Gemeinden um Nichts historischer wurde. Die tübinger Schule schlug sodann einen unbestreitbar richtigen Weg ein, indem sie namentlich auf die erweislich echten Paulinischen Briefe ein großes Gewicht legte, und aus den Gestaltungen der apostolischen und nachapostolischen Zeit, wo die Quellen schon etwas reichlicher fließen, Rückschlüsse versuchte. Daumer, wie wir sehen werden, greift am weitesten nach der einen Seite in die Vorzeit des Christenthums, und von der andern Seite geht er fast von unserer Zeit bis zu dem 1. Jahrhundert hinauf um überall das Gleiche nachzuweisen. Neu ist seine Art allerdings; denn während die frühern, mit sehr geringen Ausnahmen, zeigen wollten wie aus Vorstellungen mythische Thatsachen geworden seien, und allerdings dabei in Verlegenheit kamen diese Vorstellungen nun wieder zu erklären, will Daumer zeigen wie Thatsachen allmälig zu Mythen, zu Volksmärchen, ja bis zu Sprüchwörtern und Redensarten sich im Verlauf der Jahrhunderte verflüchtigt haben. Ihm bleibt also, falls er uns von der Richtigkeit dieser Entwickelung überzeugt, keine weitere Frage zu beantworten übrig, sondern wir laufen in den alleinseligmachenden Hafen der Realität, des historischen Factums ein, nach dessen letztem Woher? die Frage ebenso überflüssig ist wie die nach dem Woher der Welt überhaupt. Er will nicht wie seine Vorgänger eine Periode mitten aus der Geschichte mit Vorstellungen und Selbstbewußtsein ausfüllen, sondern bei ihm soll dies schwankende Reich erst da beginnen wo die geschichtlichen Documente vollständig aufhören. Eine unzweifelhaft richtige Intention. Von der absoluten Neuheit seiner Ansichten und Erklärungen ist der Verf. vollständig überzeugt. Wenn er von den Geheimnissen des christlichen Alterthums spricht, so versteht er darunter erstlich die noch keineswegs erkannte und ausgesprochene Natur und specifische Bestimmtheit der bezüglichen Religions- und Cultussphäre überhaupt; dann aber, und Das ganz vorzüglich, gewisse das innerste, eigenste Wesen derselben darstellende und documentirende Thatsachen, Handlungsweisen, Gebräuche und Einrichtungen, die zur Zeit ihres Vorkommens und Bestehens selbst relative Geheimnisse waren, nur innerhalb geschlossener mysteriöser Kreise von Eingeweihten und Wissenden in Vollzug gesetzt wurden. Er selbst hat erst nach Jahre langen Studien und zufolge der wiederholten Auffoderung einiger Freunde sich entschlossen die ermittelten historischen Wahrheiten nicht feig und stumm mit sich ins Grab zu nehmen. Lassen wir ihn selbst reden:

> Und so erscheint denn hier ein Buch das die Enthüllung und Nachweisung von christlich religiösen Dingen enthält, die zum Theil ins Alleraußerordentlichste und Ungeheuerste gehen, von denen aber Niemand, so gelehrt und scharfsinnig er sein mag, auch nur die entfernteste Ahnung hat, ja die man in diesem Gebiete für rein undenkbar und unmöglich hält. Indem ich so spreche, glaubt man vielleicht, daß ich mir auf diese

so ganz absonderlichen Blicke in die christliche Vorzeit nicht Wenig zugute thue; Das ist ja doch keineswegs der Fall; denn ich empfinde es als eine allzu tiefe Schmach, daß Das was ich sehe und was wenigstens theilweise sehr leicht zu sehen ist, nicht längst schon von Andern gesehen und ans Licht gezogen worden ist. Sachlich aber und in Beziehung auf die künftige Gestaltung unserer Denkweisen und Zustände wiegen diese Funde gewiß nicht leicht; denn Das darf ich wol sagen, daß es eine Geschichte des Christenthums, sowie eine Philosophie und Kritik desselben und seiner Geschichte, bis jetzt so gut als gar nicht gegeben hat, und daß Wissenschaften und Werke die diesen Namen verdienen erst jetzt, da die wesentlichsten Charakterzüge und Thaten jener Religion zu Tage kommen, vorhanden und möglich zu sein beginnen.

Eine Umgestaltung unserer Denkweisen und Zustände! So wenig der Verf. diese Seite auch hervorhebt, so wichtig ist sie doch, so sehr muß sie auch, wenn das Buch in Beziehung auf seine Wirkung gewogen werden soll, mit in Anschlag gebracht werden. Historische Forschungen — und die bilden doch den Hauptinhalt des Buchs — sind freilich auf jedem andern Gebiete nicht von unmittelbar übergreifendem Interesse, weil durch ein politisch-historisches Factum z. B. noch Nichts über die für die Gegenwart wünschenswerthe Staatsform entschieden wird. Aber selbst da ist der Streit, die Forschung und das Resultat oft nicht nur im Allgemeinen wichtig, sondern auch für den jetzigen rechtlichen Zustand. Und um so größer ist diese Wichtigkeit beim Christenthum, als dessen Autorität nicht von der Realität des historischen Christus in dem Neuen Testament sich getrennt wissen will. Hier wird also das Urtheil über die gesammte gläubige Weltanschauung unmittelbar von der historischen Kritik bedingt und afficirt; wir brauchen nur daran zu erinnern, daß schon die Reformation des 16. Jahrhunderts in den anscheinend blos gelehrten Arbeiten über die Geschichte der Kirche und des Papstthums die schwersten und nachhaltigsten Waffen fand, mit denen sie sich freien Raum im öffentlichen Leben erkämpfte. Jene Wechselwirkung zwischen der Kritik der Historie und der Kritik der dogmatischen Begriffe und Vorstellungen hat sich dann fortdauernd bis in unsere Zeit erwiesen; und wenn auch der ganze Charakter und der ganze materielle Inhalt einer Weltanschauung nicht durch eine Veränderung in der Form aufgehoben, aus Herzen und Geistern ausgelöscht werden kann: so ist doch wol das Prognostikon zu stellen, daß auch gegenwärtig die Veränderung in der religiösen Welt erst dann eine durchgreifende, erst dann in der Nation verwirklicht werden möchte, wenn die historische Kritik des Christenthums zu einem Abschluß, zu einem bei allen Gebildeten feststehenden Resultate gekommen sein wird. Ein einziger Blick auf die Formen in denen diese Veränderung sich bereits durchzusetzen beginnt, genügt aber um zu erkennen, daß es auch nothwendig ein politisches Interesse ist welches alle neuen und wichtigen Arbeiten auf dem kritischen Gebiete in Anspruch nehmen. Der mit dem Institut der Kirche so ganz verwachsene, so vielfach darauf gestützte Staat muß unwiderstehlich mit in die Bewegung gezogen werden, und die Gestalt des gesammten Lebens muß sich ändern, sowie in der bisher herrschenden Macht eine tief innere Veränderung vorgeht. Der historische Kritiker des Christenthums hat also die Möglichkeit eines eminenten Erfolgs vor sich; ob Daumer die zu der Erreichung eines solchen nothwendige Genialität, Kraft und Mittel besitzt, wird freilich das Buch selbst, zu dem wir nun übergehen, darthun müssen.

Daumer stellt an die Spitze den allbekannten und unbestrittenen Satz: Das Christenthum ist die Religion des Geistes. Während nun aber nach rationalistischer Gewohnheit alles Inhumane in der Geschichte und Entwickelung des Christenthums als ein Abfall von diesem Geiste betrachtet wird, bestimmt Daumer diesen „Geist" gleich so, daß er aus dessen Wesen ableitet was früher aus seinem Gegensatze erklärt wurde. Daumer bestimmt ihn als Dasjenige was zur Natur, zu dem realen Sein und Leben der Dinge, welches vom Christenthum als ein absolut nicht sein sollendes bekämpft wird, den extremsten Gegensatz bildet; als die principielle Aufhebung und Verkehrung alles natürlich Wahren, Wirklichen und Objectiven in sein Gegentheil; als die absolute Subjectivität und somit als die absolute Verrücktheit und Unvernunft; als das Allernegativste, Feindseligste, Zerreißendste und Zerrüttendste, somit Böseste was es gibt und was sich denken läßt.

Aus dem Geiste, in diesem schlimmen, christlichen Sinne des Worts, aus diesem fürchterlichen Princip der Negation und Abstraction fließen alle Fanatismen und Greuel die die Geschichte des Christenthums beflecken, und diese sind keineswegs etwas dem Wesen dieser Religion Fremdes, sondern ihre wahre, charakteristische, nothwendige und unvermeidliche Entwickelung und Manifestation.

Ein Blick wird auf die Griechen zurückgeworfen, die auch in frühester Zeit in den Banden des entsetzlichen verneinenden Princips geschmachtet hätten, aber ihre Befreiung sei rasch und dauernd gewesen, und jenes schöne Götterbild, das Abbild des Natürlichen und Menschlichen, sei von ihnen erbaut. Ein Seufzer wird ihnen mit einem Verse aus Schiller's bekanntem Gedichte nachgesandt.

Mit Bezug auf frühere Schriften (der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer; der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart; die Stimme der Wahrheit in den religiösen und confessionnellen Kämpfen der Zeit) wird nun auf das Verhältniß des Christenthums zum Judenthum zurückgegangen. Nach Daumer ist die ursprüngliche, urväterliche Religion und Gesetzgebung des hebräischen Volks, so wie sie noch zu den Zeiten der Könige galt, der ihm mit den phönizischen Völkerschaften gemeinsame Feuer- und Molochdienst. Jehova nämlich war ursprünglich durchaus nichts Anderes als Moloch, und jene grausamen Menschenopfer galten nicht, wie es später dargestellt wurde, einem fremden Gott, sondern dem eigenen urväterlichen. Im Laufe der Zeiten jedoch folgte Israel dem allgemeinen Umschwunge aller Völker von der Barbarei zur Cultur; die Menschenopfer wurden in Thieropfer verwandelt; alles früher Wirkliche mit wenigen Ausnahmen zum Symbol verändert und humanisirt. Nun gab es aber unter den Juden eine Partei

die noch fortwährend hartnäckig an dem alten Cultus festhielt, ihn vor Untergang und Verfälschung zu bewahren und endlich in weltumwälzenden, weltbeherrschenden Schwung zu bringen suchte; zur Zeit Christi trat diese Partei aus ihrem Dunkel hervor, — es ist, mit Einem Worte, das Christenthum, welches mit einigen humanistischen Phrasen die alten Greuel umhüllte.

Ja, wir müssen es bekennen: die Juden haben recht gethan, daß sie die aus ihrem Dunkel hervortretende Sekte nicht dulden wollten, daß sie dieselbe in Gemeinschaft mit den ebenso wenig zu tadelnden Heiden mit aller Kraft zu unterdrücken suchten; und jener ihr so nützlich gewordene Apostel hätte, die Sache im Licht der Wahrheit betrachtet, mehr Ehre davon, wenn er, anstatt ein Paulus zu werden, dabei beharrt wäre ein Saulus zu sein. Denn nicht vorwärts, um das von den Heiden begonnene große Werk der Humanität zu vollenden, sondern rückwärts, zu altem verworfenen und verlassenen Greuel und Wust zielte das Christenthum; es hatte dieselbe reactionnaire, restauratorische Rolle übernommen die in unsern Tagen der Jesuitismus spielt; es war der Jesuitismus der antiken Welt, der zunächst die ins Judenthum eingedrungenen Bildungselemente der damaligen Zeit, dann, weiter hinaus ins Allgemeine und Unbedingte greifend, die ganze alte humanistische Weltbildung bekämpfte, sich diesem edeln Feind mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der List, der Accommodation, der Täuschung, der Heuchelei, der Gewalt und des Schreckens, sowie es die Umstände erheischten und möglich machten, beharrlichst entgegensetzte, und leider auch sein detestables Spiel gewann.

Um nun jenen Zusammenhang nachzuweisen und den tödtlichen Haß gegen das Christenthum, der uns aus jedem jener gedrängten, vor Eifer und Zorn überladen gedrängten Sätze entgegenspricht und mit offenen einfachen Worten endlich bekannt wird, zu begründen, beginnt Daumer damit die Spuren und Anklänge welche im Christenthum vom Molochdienst geblieben sind zu sammeln. Nr. 3 ist überschrieben: „Der christliche Gott als Molochstier und Molochofen.“ Stier und Ofen sind in der Symbolik bekanntlich gleichbedeutend, und wenigstens ein Dutzend christlicher Heiligen werden abwechselnd mit beiden Attributen dargestellt. Die Erklärung: Dies beziehe sich auf die Art ihres Märtyrerthums, ist offenbar falsch, denn die Methode des Phalaris war längst von den Heiden verabscheut; es waren vielmehr die Symbole und Attribute der Gottheit der jene Heiligen dienten. Nun werden aus Bildern, Ornamenten, endlich aus Sprüchwörtern, Redensarten und Gebräuchen des Volks im Mittelalter bis auf unsere Zeit die Spuren dieses ursprünglich christlichen Cultus gesammelt; aus Grimm's „Deutsche Mythologie“ werden die meisten Schätze gehoben; da heißt es (wir citiren hier und sonst nur Eins von Vielem): Nimmt ein Kind nicht zu, so schiebt man es etliche male in den Backofen, „opfert es so gleichsam und begütigt den molochischen Feuer- und Ofengott“, fügt Daumer hinzu. Ja, Nichts wird uns geschenkt, und selbst den Kinderreim, den Rec. und Viele gewiß wie er in ihrer Jugend so oft gesungen haben:

Lieber Ofen, ich bete dich an!

hören sie hier wieder, und sehen entsetzt ein, daß sie in aller Unschuld molochistischen Götzendienst getrieben haben. Freilich, der echt religiöse Charakter war leider schon abgestreift; doch wenn unser Kinderlied darum eine geringere Ausbeute gewährt, so sind wir hingegen der persönlichen Sympathie Daumer's gewiß, wenn wir ihm mittheilen, daß es hieß:

Lieber Ofen, ich bete dich an!
Im Winter bist du ein guter Mann,
Im Sommer aber spuck' ich dich an!

Man sieht, nur der Anfang der religiösen Hymne, die bei dem molochistischen Gottesdienst von den Kindern während des Opfers angestimmt wurde, ist in der ersten Zeile erhalten; in der zweiten ist der Winter genannt, weil die christlich-molochistischen Opferfeste ja sämmtlich in diese Jahreszeit fielen; im Winter war der Ofen der gute Mann, d. h. gut = Gott, er wurde zu Cultuszwecken, zum Gottesdienst verwendet. Endlich in der dritten Zeile: „Im Sommer aber spuck' ich dich an!“ haben wir ohne Zweifel eine Spur der im gesunden humanistischen Heidenthum unserer Vorfahren erwachenden Empörung gegen diese altchristlichen Greuel; im Sommer, wo die blühende milde Natur den Gemüthern jene unnatürlichen Opfer des Winters um so verabscheuungswürdiger erscheinen ließ, wagten es heimlich Einzelne dem Cultusofen durch Anspeien ihren Abscheu zu erkennen zu geben. Rec. kann versichern, daß in seiner Kindheit noch mit dem Absingen jenes Liedes das wirkliche Anspucken verbunden war; und er gibt schließlich dem Verf. den Wink: ob das ihm noch sehr erinnerliche laute Schreien beim Absingen dieses Liedes nicht eine ererbte Gewohnheit aus jener Zeit ist wo man das Schreien des verbrennenden Kindes damit übertäubte. Jedenfalls ist dies Schreien höchst verdächtig.

Der Leser verzeihe, daß Rec. sich erlaubt hat diesen wissenschaftlichen Beitrag zur Kritik des Christenthums hier einzufügen. Gewiß ließe sich noch Vieles in dieser Art begründen und erklären. Doch zu unserm Referate!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Ein Jahr im Orient, oder Sicilien unter Ferdinand II., Griechenland unter Otto I. und die Türkei unter Abdul-Medschid. Von Vicomte Alexis de Valon. Aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Schöttlen. Zwei Theile. Stuttgart, Franckh. 1847. Gr. 16. 28 Ngr.
2. Reise nach dem Orient, der europäischen Türkei, Aegypten, Nubien und Palästina. Von Harald Bagge. Frankfurt a. M., Hermann. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Reisen wie die Reisebeschreibungen die den Orient zum Gegenstande haben, sind jetzt an der Tagesordnung; aber wie die Reisenden verschieden sind und wie sie oft die verschiedensten Zwecke haben, so sind nun auch die Reisebeschreibungen selbst untereinander verschieden an Gehalt und an Interesse. Manchen derselben kann ein allgemeines Interesse für Jedermann der sich überhaupt für diese Länder des Orients interessirt nicht abgesprochen werden, und sie empfehlen sich dadurch dem Leser schon von vornherein auf das eindringlichste. Dies gilt namentlich auch von der ersten der obbemerkten bei-

den Reisebeschreibungen. Der französische Verf. derselben, phantasiereich und voll gemüthlicher Lebhaftigkeit und enthusiastischer Theilnahme für Alles was ihm in den hier besuchten Ländern entgegentritt, gibt sich selbst auch mit Leichtigkeit den Eindrücken hin, und wenn er auch nicht ohne eine gewisse eitle und pretiöse Selbstgefälligkeit von Dem was er dort beobachtet und was er empfunden hat berichtet, so erzählt er doch im Ganzen recht angenehm Das was er gesehen und erlebt hat, und wobei er besonders auch die reiche Vergangenheit jener Länder ins Auge faßt. Dabei ist es ein nicht geringer Vorzug, daß er nur nach Zufall und wie ihn seine Phantasie führt jedem etwa vorher angenommenen Plane zum Trotz reist, und ebenso kommt ihm in hohem Grade zu statten, daß er bereits manche andere Länder Europas, z. B. Dänemark, durchreist ist und dadurch eine gewisse anmuthige Gewandtheit sich angeeignet hat, die nun auch dem Buche selbst sich mittheilt. Die Reise, deren Beschreibung dasselbe enthält, fiel in die Jahre 1842 und 1843, ging zunächst nach Sicilien, das der Verf. von Palermo aus im Innern und, außer der Hauptstadt, in den Hauptpunkten Messina, Girgenti, Catania, Syrakus nebst dem Aetna besuchte, und wurde von da nach Malta und sodann nach Griechenland weiter fortgesetzt. Anziehend ist die Schilderung seines Aufenthalts in dem glücklichen Palermo und seiner Wanderung durch die schweigsamen Ebenen der Insel nach den großartigen Ruinen Agrigents, die einen tiefen Eindruck auf den Verf. machten, und nach dem ungeheuern Berg, wenngleich die Ersteigung desselben nicht ungefährlich, daneben aber doch belohnend war durch die imposantesten Schauspiele und die wunderbaren Panoramen die die Wanderung auf den Aetna darbot. Das edle Messina, wie unser Reisender es nennt, misfiel ihm gleichwol sehr und ließ ihn, besonders wegen seiner anspruchsvollen Bauart, kalt. Ebenso wenig begeisterten ihn die Ueberreste von Syrakus, die er ohne Vergnügen sah und ohne Bedauern verließ. Mit größerm Interesse verweilte er dagegen auf Malta und weiß nun auch seinen Erzählungen über diese in manchen Beziehungen, namentlich auch in historischer Hinsicht interessante Insel einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen, der freilich nicht gerade dadurch erhöht wird, daß diese Insel — den Engländern gehört. In Griechenland besuchte der Verf. namentlich die Insel Tenos, wo er die echthomerische Einfachheit der Sitten und die herzliche Gastfreundschaft der Bewohner nicht genug rühmen kann. Sein Aufenthalt in Athen gibt ihm Veranlassung manches Interessante über die Stadt und ihre Umgebungen, sowie über das Leben daselbst mitzutheilen, auch in einem geschichtlichen Abrisse (S. 245—292) die Hauptereignisse der griechischen Revolution im Gedächtnisse der Manches nur gar zu leicht vergessenden Gegenwart wieder aufzufrischen. Der zweite Theil führt den Leser nach Rhodus und Patmos, dann weiter nach Smyrna und Konstantinopel, und auf der Donau zurück. Aus den Mittheilungen des Verf. über die Donaureise erwähnen wir hier nur Das was er von den Schwierigkeiten sagt mit denen die Donauschiffahrt zu kämpfen hat, und die sich nicht blos auf die Mündungen der Donau selbst beschränken, wenngleich der schlechte Zustand dieser Mündungen trotz gewisser Verträge vom J. 1840 die wichtigsten Hindernisse bildet. Der Verf. weist dagegen auf die alte Idee Trajan's hin, und räth von neuem den Trajanskanal von Czernavoda bis Kustendsche auszugraben (S. 153 und 182).

Der Verf. der Reisebeschreibung unter Nr. 2 hat sich zu deren Veröffentlichung durch die Auffoderungen seiner Freunde und Bekannten bestimmen lassen. Sie enthält sehr detaillirte Schilderungen der von dem Verf. vom September 1844 bis Juni 1845 bereisten Länder und des Oertlichen derselben, sowie des Lebens und der Sitten ihrer Bewohner und der öffentlichen Zustände; aber im Allgemeinen ist er nur ergriffen von den Eindrücken der Gegenwart und nur von ihnen abhängig. Besonderes Interesse nimmt der Reisende an der Thier- und Pflanzenwelt jener Länder, und seine Reisebeschreibung erlangt dadurch selbst mehr ein wissenschaftliches Interesse als daß sie sich dem allgemeinen Geschmacke des Publicums empfehlen sollte.

6.

Ein Gönner und Freund der Wissenschaften in Nordamerika.

Man ist in Europa nicht gewohnt mit dem Bilde eines nordamerikanischen Staatsmannes die hohe classische Bildung, das Wohlgefallen an künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen zu verbinden welche eine lange Zeit in der Alten Welt für ein unumgänglich nothwendiges Attribut an den Charakteren galten welchen in den gebildeten Staaten des Welttheils die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten obliegt. Und doch hat das jugendlich aufblühende Amerika unter seinen Staatsmännern nicht wenige aufzuweisen die in dieser Hinsicht dreist mit den wissenschaftlichen Großen ihres Gleichen diesseit der Meere in die Schranken treten können. Unter denselben ist, außer den diesseit des Oceans schon bekannten Namen Prescott's, Buchanan's, Everett's, Henry Wheaton's u. A., George Marsh, ein noch junges Mitglied des Senats zu Washington für den Staat Vermont zu nennen. Ein englischer Reisender entwirft von demselben folgendes Bild: Hr. Marsh ist wie vielleicht kein Zweiter in Amerika mit den schönen Künsten vertraut, auch kommt sein kritischer Geschmack seinen Kenntnissen darin gleich; aber sein besonderes Steckenpferd sind Kupferstiche. Seine Sammlung ist unbestreitbar die größte und kostbarste in den Vereinigten Staaten. Auch ist Marsh vollkommen vertraut mit der Geschichte dieser Kunst von den frühesten Zeiten an und mit allen ihren vielen mechanischen Verzweigungen. Er kennt aufs genaueste das Leben und den eigenthümlichen Stil der Maler und Kupferstecher der ältern Zeit. Als Schriftsteller hat Marsh sich besonders durch die Ergebnisse seiner antiquarischen und philologischen Studien bekannt gemacht. Unter zahlreichen Abhandlungen dieser Gattungen hat er eine kleine Schrift unter dem Titel „The Goths in New England" veröffentlicht welche als Muster reiner Schreibart und tiefer Gedanken gelten kann. Auch hat er eine „Isländische Grammatik" geschrieben, die auch in Europa bei den Gelehrten Anerkennung gefunden hat. Außerdem enthält sein „History of the mechanic arts" seltene und höchst wichtige Aufklärungen. Er ist mit zwölf der vornehmsten alten und neuen Sprachen vollkommen vertraut, und hat sich dieselben nicht zu dem Zwecke angeeignet damit zu prunken, sondern als Mittel seine Kenntnisse dadurch zu erweitern. Seine Bibliothek ist wegen der auserlesenen Werke die sie enthält die einzige ihrer Art in den Vereinigten Staaten. Das Gebäude selbst dicht neben seinem Wohnhaus ist aus Backsteinen aufgeführt und mit dem größten Geschmack hergerichtet. Man befindet sich beim Eintritt inmitten einer Unzahl der seltensten Werke, Handschriften und Mappen voller Kupferstiche. Seine Sammlung des skandinavischen Schriftthums soll die vollständigste sein die außer den nordischen Reichen irgendwo zu finden ist. Es sind die Arnae-Magnaean'schen Ausgaben der alten Islandssagen, alle Suhmischen, alle von der Königlichen Gesellschaft der nordischen Alterthümer besorgten, ja alle in Kopenhagen und Stockholm wie in Island selbst in Druck erschienenen fast ausnahmslos darin vorhanden; ferner die großen Ausgaben der „Heimskringla", die beiden „Eddas", die „Scriptores rerum Danicarum", „Scriptores rerum Suevicarum", „Dansk Magazin", die beiden vollständigen Ausgaben von Olaus Magnus, Saxo Grammaticus, die Werke von Bartholinus, Torfäus, Schöning, Suhm, Grundtvig Rask, Sjöborg, Liljengren, Finn Magnusen, alle Sammlungen isländischer, dänischer und schwedischer Gesetze und fast alle ältern und neuern Schriftsteller die über die Geschichte, Sprache und Literatur der alten Skandinavier geschrieben haben. Der Wohnort dieses Mannes ist Burlington in Vermont, eine der freundlichsten Ortschaften in den Neuenglandsstaaten.

3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 104. — 13. April 1848.

Die Geheimnisse des christlichen Alterthums. Von G. F. Daumer. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

Für die Uneingeweihten verbirgt sich der christliche Opfergott unter dem Bilde des Bräutigams, die Opferung unter dem Bilde der Vermählung. Hier ist nicht zu leugnen, daß wir nur mitten in den protestantischen Glauben zu greifen brauchen um zu sehen, daß unsere Verbindung mit Gott nur durch das Opfer Christi, und zwar durch das blutige Opfer, den wirklichen Tod, als hergestellt betrachtet wird; der Verf. führt uns vom Alten Testamente her bis zu den Nonnen, welche als Gottesbräute unter lauter Ceremonien eingekleidet wurden die den Tod bedeuteten. Wir lassen ihn übrigens, da wir keineswegs die ganze Sache durch den obigen Scherz als Spielerei persifliren wollten, selbst den Sinn in dem er die gesammelten Facta, Ceremonien, Symbole u. s. w. angewandt wissen will angeben:

Zwar fallen diese Dinge, so wie sie sich hier präsentiren, nicht in die religiöse und gottesdienstliche Sphäre des Christenthums, waren aber, den von uns aufgezeigten Thatsachen und Zusammenhängen nach zu urtheilen, in ihr vor Zeiten enthalten, und sind ihr nur durch allmälig eingetretene Metamorphosen des sich seiner allzu barbarischen Formen entäußernden Cultus fremd und zu einem ausschließlichen, profanen Eigenthume des Volks geworden.

Ueberhaupt findet der Verf. Nichts lächerlicher als die Idee, d[illegible] misch gegen die Greuel [illegible] sei es einerlei mit [illegible] ahrheit den extremsten [illegible] ler sei vielmehr die e[illegible] Er erkennt zwar an, [illegible] nalige stellvertretende [illegible] nthum alle andern blutigen Opfer, einigen Schein habe und verschiedentlich im Neuen Testament die Sache so dargestellt sei. Aber (und Das ist thatsächlich) die Idee des Menschenopfers bleibe in Geltung, es bleibe ein unbestrittenes Recht des Christengottes, Menschenopfer zu fodern. Das Resultat des Verf. ist hier: das Christenthum tilgt keineswegs das Opfer überhaupt, es beseitigt nur das Thieropfer, indem es ein höheres, größeres Opfer an dessen Stelle setzt und zur Haupt- und Grundidee der ganzen Religion, des ganzen Cultus macht; und dieses Opfer ist ein sogar mit Anthropophagie, wenn auch nur mit angeblicher und eingebildeter, verbundenes, und so den innigsten Zusammenhang mit uralt molochistischen Opfergreueln auf keine Weise verleugnendes Menschenopfer.

Durch die Idee der Nachfolge Christi, durch den Beruf der Gläubigen ihm in Allem ähnlich zu sein, wird nun dies Opfer propagirt in alle folgenden Zeiten; zunächst erhalten die Märtyreropfer ihre stellvertretende erlösende Bedeutung.

Es kommt nun aber auf die historischen Nachweise, und zwar auf möglichst alte, an. Aus einigen Stellen im Neuen Testament schließt der Verf. zuerst ganz allgemein: daß die Christen beschuldigt wurden gewisse böse Dinge zu begehen, welche jedoch vielmehr als gute Werke nach ihrer eigenen Meinung zu betrachten gewesen seien; aber nur Eingeweihte vermögen Das zu erkennen. Offenbar, sagt Daumer, ist es das Menschenopfer, das den Heiden als ein Greuel, den Eingeweihten aber als heilige Handlung erschien. Indeß, da diese Stellen in den Petrinischen Briefen ihm doch selbst nicht zwingend erscheinen, holt er aus der classischen Literatur, aus Tacitus, Sueton u. s. w., die bekannten Berichte herbei. Ihm erregen ein nicht geringes Staunen die Urtheile und Berichte edler, gebildeter, objectiv betrachtender Heiden über das Christenthum: der Ernst und die Strenge womit ihm die sonst Alles duldenden Römer entgegentreten; die außerordentliche Sorgfalt womit die Christen den wesentlichsten Theil ihres Cultus verbargen, und endlich gewisse Aeußerungen, Darstellungsweisen und Erzählungen der Christen selbst in Betreff ihrer Mysterien und Sacramente. Aus sämmtlichen Citaten sucht er nachzuweisen, daß sie nur verständlich und erklärlich seien bei der Annahme, daß die Christen abscheuliche und nicht zu duldende Thaten übten, daß namentlich Das was wir Messe und Abendmahl nennen und was jetzt zu einem blos vorgestellten und eingebildeten Greuel heruntergebracht ist, ein „wahrhaft anthropothysischer und anthropophagischer“ Cultus war. Dazu werden nun Geschichten von den Priestern erzählt die beim Abendmahl in Krämpfe und Ohnmacht fielen, von den heimlich eingedrungenen Heiden welche die blutigen Kinderleichen in der Patene liegen sahen, die das Blut im

Kelche, die Stücken Fleisches im Munde der Essenden mit eigenen Augen erblickten. Alte Bilder werden uns gezeigt wo dies gräßliche Schauspiel dargestellt ist, ja:

Zuletzt noch eine sprachliche Bemerkung über das Wort Messe, das ebenfalls einen Nachweis Dessen bildet was Messe und Abendmahl in ihrer entsetzlichen Urgestalt waren; vergleiche nämlich englisch mess, ein Gericht essen, mass, Messe im kirchlichen Sinn; englisch und französisch massacre ein Blutbad, eigentlich heilige Speise, heilige Messe, heiliges Opfermahl, von mass und sacre, lateinisch sacer — welch eine verrätherische Composition!

Wir bemerken dazu nur, daß jene Bilder, Geschichten und Beispiele nicht über das Mittelalter hinaufreichen. Daumer sieht wohl ein, daß die Frage über die Ursprünglichkeit die wichtigste ist; wenn blos von Entartungen die Rede ist, so hat sein Haß keine andere Bedeutung als der orthodox protestantische gegen die katholische Kirche. Er forscht also im Neuen Testament und findet aus einer scharfen Kritik der bekannten Stelle vom „Anrühren" der Kinder: daß Jesus außer seinen Jüngern auch gewisse sich noch im kindlichen Alter befindende Individuen bei sich gehabt und mit sich herumgeführt hat, die ihm von den Ihrigen übergeben und überlassen worden, oder die diesen aus Schwärmerei entlaufen waren und sich eigenwillig an ihn angeschlossen hatten, sich bei dem heimlichen Cultus der molochistischen Sekte zum Opfer hergaben und die Verheißung hatten, daß ihnen dafür eine erhabene Stellung im Himmel zu Theil werden würde. Auch ist dem Verf. mehr als wahrscheinlich, daß bei der Einsetzung des Abendmahls ein Kind verzehrt wurde, daß Jesus absichtlich einen Bissen davon an den schon verdächtigen Judas reichte, und dieser, von Ekel ergriffen, sich zum Verrath dieser Greuel entschloß.

Nach diesen kurzen Nummern öffnet sich nun aber der ganze Höllenschlund des Mittelalters und speit die haarsträubendsten Gespenster aus dem alten Molochrachen an das moderne Tageslicht; ja, eben darin zeigt der Verf. die größte Gewandtheit, aus einem unscheinbaren Wort, aus einer alten verblaßten Sage, einem Kindermärchen, das bisher wie ein Gespenst der Phantasie an uns vorübergehuscht ist, lebendige Gestalten in gräßlicher, blutiger, Jahrtausende dauernder Wirklichkeit hervorzuziehen und an uns vorüberzuführen. Wir können bei der hier nothwendigen Beschränkung nicht auf das Kritisiren des historischen Gehalts und der gewissenhaft angeführten Quellen eingehen, sondern nur das Erstaunlichste hervorheben was Daumer entdeckt zu haben glaubt.

Aus einem alten Gemälde in Nürnberg ergibt sich, daß in dem Katharinenkloster auf dem Sinai Jungfrauenopfer gebräuchlich waren. Den Leichnam der zuletzt Geopferten bewahrte man jedesmal als heilige Reliquie auf, bis ein neues Opfer fiel und die neue Reliquie die Rolle der frühern übernahm. Die vielen Geschichten von blutenden Hostien, Altären und Altartüchern sind keineswegs, wie Feuerbach will, auf die exaltirte Phantasie der Gläubigen zurückzuführen, sondern sie lassen sich nur dann natürlich und ungezwungen erklären, wenn man wirkliche Menschenopfer annimmt. Die „Robiskrüge" oder Wirthshäuser, von denen in Sprüchwörtern die Rede ist, waren Kapellen, in denen Menschen geschlachtet und nachher verzehrt wurden; ebenso sind auch die bekannten Märchen, wie das von Goethe im „Faust" benutzte, wörtlich, vom religiösen Opfern und Verspeisen der Kinder zu verstehen. Die altchristlichen Geistlichen denen das Schlachten oblag pflegten sich das Gesicht zu schwärzen und überhaupt sich fürchterlich zu kleiden; davon rührt der Volksgebrauch her die Kinder mit dem Pastor zu schrecken, und ebenso ist der Mohr von Venedig, der Frauenmörder, und der Blaubart nur eine weltliche Umbeutung und Umgestaltung der alten Opferpriester. Der Apostel Bartholomäus war der Erste der bei einer christlichen Gemeinde das Amt des Opferschlächters versah; nach seinen Darstellungen und Attributen, sowie aus der Erinnerung an seine Nachfolger sind die Volksgestalten des heiligen Ruprecht, Niklas u. s. w. abzuleiten. Die christliche Geistlichkeit pflegte nicht nur überhaupt oft Kinder in Klöster zu entführen zu jenem Zweck, sondern auch namentlich zur Zeit der Ernte raubte sie durch verlarvte, im Korn versteckte Menschen die Kinder der Landleute, um sie ihrem blutigen Moloch zu opfern. Das Städtchen Kroppenstädt hielt stets eine Anzahl von 14 Kindern bereit, von denen von Zeit zu Zeit eins zum Opfer fiel; zu demselben Zweck hielt Nürnberg eine Brüderschaft; aus den so Getödteten wurden Heilige. Die Klosterfrauen zum Lämmchen in Köln übernahmen beim Eintritt die geheime Verpflichtung sich opfern zu lassen. Der sogenannte Veitstanz war ein heiliger Kirchentanz, der den Opfern vorherging. Der bekannte Ausgang der 130 Kinder zu Hameln war ebenfalls ein Opfer. Der Verf. hat diese Geschichte besonders ausführlich behandelt, und weil diese Sage allgemein bekannt ist, können wir einen Augenblick länger dabei verweilen. Zuerst, und Das ist nicht schwer, stellt er fest, daß dieser Sage ein historisches Factum zu Grunde liegt; dann ergeben sich als verdächtige Indicien ähnliche Geschichten aus Irland, die auf einen allgemeinen altchristlichen Gebrauch hindeuten; ferner die Tracht des Pfeifers, die festliche Johanniszeit; dann: daß einige gebrechliche, nach levitischen Bestimmungen zum Opfer untaugliche Kinder zurückkommen; endlich der Name des Calvarienbergs, und die beiden Kreuze mit Rosen, welche ein bekanntes Symbol des Märtyrertodes sind. Hinsichtlich der Mäuse und Ratten wird aber erwiesen, daß, wie aus vielen Notizen in Grimm u. A. hervorgehe, diese und ähnliche Thiere in spätern humanern Zeiten statt der ursprünglich eingefoderten Kinder gegeben wurden. Die fabelhafte Geschichte von der Gräfin von Holland und ihrer auf einmal geborenen, getauften und gestorbenen Schar von 365 Kindern ist nichts Anderes als ein massenhaftes Kinderopfer. Ueber die bekannten unzähligen und ihrer Masse wegen für unmöglich echt erklärten Reliquien vom Kreuze, Blute, Gebeinen Christi und der Heiligen u. dgl. hat man keineswegs Ursache zu lachen; diese Reliquien sind echt, sie rühren von den un-

zähligen Opfern her die zu der Ehre Christi und der Heiligen gekreuzigt oder geschlachtet wurden. Namentlich am Johannistage und Michaelstage fielen die an diesem Tage geborenen oder auf den Namen dieser Heiligen getauften Kinder, wie auch an andern Heiligentagen. Im Mariendienst ist ein edles und natürliches germanisches Element vom christlichen zu unterscheiden; das echt christliche, auf das auch die schwarzen Madonnen deuten, war anthropothysischer Art. Sehr gebräuchlich war es an kirchlichen Festtagen sich zum Opfer zu bringen. Die für Aberglauben gehaltenen Todesvorzeichen waren wirkliche Zeichen, mit denen die jedesmaligen Opfer in verschiedener Weise von den Priestern bestimmt wurden; die Ostereier sind ein Symbol für die früher an diesem Feste gebräuchlichen Kinderopfer. Am Charfreitag ließen sich Menschen kreuzigen, am Grünendonnerstag verspeisen, an Pfingsten öffentlich tödten; zu Weihnachten wurden alte Weiber zersägt, auf Lätare Menschen ertränkt oder öffentlich von den Priestern enthauptet; auf Judica feierte man große Opfermahlzeiten, Festgelage.

(Der Beschluß folgt.)

Oestreichische Flüchtlinge. Von August Bayr. Manheim, Hoff. 1847. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die östreichische Lyrik nimmt kein geringes Gebiet in der deutschen Lyrik ein, und es wächst in ihr Zweig an Zweig, Blatt an Blatt. Im übrigen Deutschland ist die politische Lyrik seit ein paar Jahren wieder sehr still geworden, in Oestreich findet die junge Generation noch ein besonderes Gefallen an ihr. Sehr leicht zu erklären; je weniger das reale Staatsleben den geweckten Ideen entsprochen hat, desto sehnsüchtiger waren die Wünsche, desto lebhafter die Phantasien. Das Unbehagen, die Verstimmung, die jugendliche Unzufriedenheit welche nicht recht weiß was sie anfangen soll, der die Institutionen des Vaterlandes kerkerhaft zu sein schienen, meinte da gleich auch poetisch zu sein, und je größer ihre Unklarheit und ihre Unzufriedenheit ward, um so größern Beruf glaubte sie zur Poesie zu haben. Wer möchte verkennen wie bedeutend die Leistungen östreichischer Poeten wie Beck, Grün, Meißner u. s. w. in der politischen Poesie sind, aber das pecus imitatorum! Leider Gottes wird es von Monat zu Monat größer, und gegen den Thron Ferdinand's und das gestürzte Cabinet Metternich's laufen unzählige schlechte Verse Sturm! Welch' ein Wunder, daß die Bestürmten einer so schrecklichen Macht so lange Stand hielten!

Und das vorliegende Buch? Wir müssen ein Urtheil darüber fällen. Unmöglich wird es für den poetischen Beruf des Verf. günstig ausfallen können. Wenn man auf 21 Bogen ein paar gute, sehr viele mittelmäßige, unendlich viel schlechte Verse findet, wenn man zwar den guten Willen des Verf., aber einen großen Gedankenmangel und eine noch größere Formlosigkeit entdeckt, so ist damit das Urtheil über diese „Oestreichischen Flüchtlinge" gesprochen. Weder die Politik noch die Poesie wird sich dieser Verse erfreuen können.

Es ist sein Unbehagen mit den vaterländischen Zuständen welches den Verf. auf das Gebiet der Poesie geleitet hat, ohne daß er, nach diesem Buche, Beruf dazu hätte. Das politische Unbehagen welches sich in Versen verpufft, ist sehr oft nur Mangel eines bestimmt durchgebildeten, festen politischen Bewußtseins; nichtsdestoweniger ist uns ein Mann wie der Verf. lieber als ein Dutzend Wiener, welche in gemüthlicher Gedankenlosigkeit nur für ihre gebratenen Hühner leben. Ist er ein schlechter Poet, so ist es doch ein Beweis, daß auch in Oestreich der Wein des neuen Jahrs gährt. Hoffentlich wird man in Oestreich immer weniger schlechte Verse machen, je mehr man auf den realen Boden der Politik tritt.

Das Beste in dem Buche ist unbedingt das „Söldnerlied", „Den Bieherlösern" und „Vor dem Spürhunde". An Kraft fehlt es dem Verf. weniger als an Geschmack, Klarheit und Reinheit, das allgemeine Pathos überwiegt bei ihm die tief aus dem Innern hervorarbeitende Begeisterung. Das Gedicht „Den Bieherlösern" beginnt:

> Gegrüßt, ihr göttlichen Genies,
> Die Gottes Zorn vernommen,
> Und zur Erlösung unsers Viehs
> Auf diese Welt gekommen!
> Beginnt das Werk! Befreiet sie!
> Zerbrecht die Ketten alle —
> Daß wenigstens das liebe Vieh
> In Oestreich sich gefalle.

Diese erste Strophe des Gedichts ist auch die beste, es ist hier ein Ansatz zur kräftigen Ironie und eine gewisse Plastik der Form; aber die Ironie verliert sich weiterhin in ein moralisches Pathos und die gefundene Form geht in die gewöhnliche Formlosigkeit über.

Auch in dem „Spürhunde" ist eine gewisse Form, die Derbheit des Verf. tritt auch hier übrigens mehr hervor als sein poetischer Beruf, z. B.:

> Nach Jahren aber, freie —
> Da fliehen auch die Zweie
> Einander wie die Pest,
> Und lenken ihre Schritte
> Aus eines Volkes Mitte:
> Von dem sich jeder Dritte
> Als Schurke brauchen läßt.
>
> Erbärmliche Regierung!
> Die zu der Völker Führung
> Die Dummheit sich erkiest;
> Sich eint mit Schandgesellen
> Um Jeden als Rebellen
> In Zucht und Haft zu stellen:
> Der nur vernünftig ist.

In demselben Gedichte:

> Doch Gnade soll auf Erden
> Dem Schurken nimmer werden
> Der seine Hände leiht:
> Gedanken edler Seelen
> Zu schänden und zu stehlen
> Um sie zu Tod zu quälen,
> Und so den Geist entweiht.
>
> Die Seele soll verdorren,
> Die Hand die Treu' geschworen
> Ihm faulen von dem Leib!
> Im Schmerze soll die Zähren
> Das Auge ihm verwehren,
> Und Hunde mag gebären
> Sein angetrautes Weib u. s. w.

Das ist recht derb, aber ist Das auch schon poetisch? Der Verf. lese Herwegh, Grün, Beck, Meißner und vergleiche deren Pathos mit dem seinen. Und wir haben in poetischer Hinsicht noch einige der besten Stellen aus den 21 Bogen mitgetheilt, auf den meisten Seiten begegnet man einem entsetzlichen Wust, der trivialsten Abgeschmacktheit, nur nicht einer politischen Poesie. Der Verf. singt auch seinen Kaiser Ferdinand I. an, Das mag recht gut gemeint sein, aber poetisch ist es nicht. Er vergleiche einmal wie Herwegh den König von Preußen angerufen.

Sollte ich zum Beweise der Behauptung, daß der Verf. sich selten über die Trivialität erhebt, Beispiele anführen, so

würde ich beinahe Seite auf Seite abschreiben können. Die Gedanken sind meist ebenso trivial, obgleich in einer gewissen Derbheit ausgesprochen, als die Form unrichtig und geschmacklos. Hier nur eine kleine Probe:

Von alten Tagen her erwacht
Ein Märchen meinem Sinnen:
Die Höhle mit dem Schatz, bewacht
Von Drachen auss' und innen!

Das Märchen lieget mir so nah,
Bedenk' ich Oestreichs Sachen —
Die Höhle seh' ich deutlich da,
Und die gekrönten Drachen!

Das naheliegende Märchen! Und Oestreichs Sachen! So geht es überall. Wozu sich dabei aufhalten und die Zeit verlieren?

Uebrigens ist dieses Buch noch sehr merkwürdig durch die Kunst der Reime welche der Verf. darin entfaltet. Wenn die gewöhnlichsten Gedanken nicht einmal in einer geschmeidigen Form wiedergegeben werden können, so muß die Kritik um so strenger ihr Amt verwalten. Diese „Oestreichischen Flüchtlinge" enthalten einen fürchterlichen Gradus ad Parnassum fürchterlicher Reime und willkürlicher, abgeschmackter Wortbildungen.

Hier eine kleine Lese ohne besondere Auswahl. Es reimt sich Gott und Pilot, umarmen und Harmen (Plural von Harm!), beichtet und erleuchtet, Kraft und schlaft (statt schläft), erschlummert (soll heißen: aufgewacht!) und verkummert (statt verkümmert!), verkauft und strauft (statt sträubt!), trafen und Sklaven, schweigend und beeigend (ganz sinnlos), entfaltet und erhaltet (statt erhält!), achten und fechten, beichten und gleichten (statt gleichen!) u. s. w. Eins haarsträubender als das andere. Was soll es heißen: „Was würgest du herum?", „Die Mutter steht am Bette vor" u. s. w. Der Verf. wird erst Deutsch lernen müssen ehe er sich wieder in der Poesie versucht.

Wir sind strenge gewesen, aber solchen Erscheinungen gegenüber ist es die Pflicht eines jeden Kritikers, nicht blos sich und dem Publicum, sondern auch dem Verf. gegenüber. Wo bei allem guten Willen so wenig Beruf zur Dichtkunst ist, da muß es ausgesprochen werden, und wenn Hr. August Bayr noch so gern Liberalismus, Radicalismus und Socialismus in Verse setzen will. Es hilft Alles Nichts, die Gesinnung ist kein Maßstab für die Poesie, so gern wir sie sonst willkommen heißen. 8.

Entdeckungsreise durch Australien.

Journal of an overland expedition in Australia, from Moreton Bay to Port Essington, a distance of upwards of 3000 miles, during the years 1844—45. By *Ludwig Leichardt*. London 1847.

Es kann nur schmeichelhaft für Deutschland sein, daß von zwei in geographischer, socialer und commercieller Hinsicht bedeutenden Entdeckungen der neuern Zeit in Australien, der Erforschung des großen hydrographischen Beckens des Murrayflusses und der Feststellung des Zusammenhangs der nördlichen Küste mit Neusüdwales, das dabei zunächst betheiligte England den Dank für letztere einem Deutschen schuldet, dem Verf. obenrubricirten, in England mit großem Beifalle aufgenommenen Werks. Seine Leistungen haben Australien eine neue Physiognomie gegeben. Das auf den zeitherigen Karten gezeichnete große Binnenmeer ist vor den Schritten des deutschen Landmannes wie ein Nebelgebild zurückgewichen und zuletzt verschwunden. Wo eine Wüste war, welche die Phantasie mit Salzwasser ausgefüllt hatte, rollen Flüsse, glänzen Seen, strecken sich Ebenen und Wälder, Berge und Thäler, klopft und wächst ein reiches animalisches und vegetabilisches Leben, streifen und nisten friedliche Eingeborene. Die Localentdeckungen belegt ein dem Werke beigefügter Atlas von Arrowsmith. Die andern Entdeckungen beschreibt das Buch, welchem überdies die eingeschaltete Erzählung der bestandenen Mühen, Entbehrungen und Abenteuer das Gepräge der Romantik gibt. Ließen auch einzelne Bilder sich ausheben die Neugier der Lesewelt zu reizen, so kann es sich doch darum nicht handeln bei einem Buche welches wissenschaftliche Zwecke verfolgt und höhere Interessen befriedigt. 10.

Miscellen.

Bekämpfung des Ablaßunwesens in Nürnberg.

Zum Beweis dafür, daß der gesunde Sinn der Deutschen schon lange vor Luther's Auftreten sich gegen das schändliche Ablaßwesen sträubte und sich ihm unter jedem Vorwande zu entziehen suchte, kann auch Nachstehendes dienen was Mayer in der Schrift: „Kleine Chronik der Reichsstadt Nürnberg" (Nürnberg 1847) erzählt: „Als im J. 1436 von dem Concilium zu Basel ein Ablaßkrämer nach Nürnberg kam und von dem Rathe unter dem Vorwande, daß man hoffe die griechische Kirche mit der römischen vereinigen zu können, und daß der griechische Kaiser persönlich auf das Concilium kommen würde wenn ihm die Kosten der Reise gezahlt würden, begehrte, seine Bulle, nach welcher Jeder der dazu steuern würde Ablaß aller Sünden haben sollte, öffentlich verkünden lassen zu dürfen: so wurde demselben dieses Begehren mit Vorwenden, daß der Hussitenkrieg große Unkosten verursacht habe, abgeschlagen, und er an andere größere Städte und vermöglichere Stände des Reichs gewiesen. Im J. 1437 machte der Ablaßkrämer einen zweiten Versuch und bat ihm Almosenstöcke in den Kirchen aufrichten zu lassen. Es ward ihm geantwortet: es wäre dem Concilium wohl bewußt was Nürnberg in dem böhmischen Kriege geleistet habe; deshalb habe der Rath sein vorjähriges Begehren an den Kaiser berichtet, welcher befohlen habe, daß, wenn das Concilium in Deutschland gewiß fortgehe und der griechische Kaiser dabei erscheine, ein Almosen gesammelt werden möge, unterdessen solle aber ein jeder Stand das Seine in Verwahrung behalten; diesem Befehle des Kaisers dürften sie nicht entgegenhandeln, deshalb möge er mit Verkündigung des Ablasses in Ruhe stehen. Dabei wurde ihm auch bemerkt, er habe dem Rathe einen lateinischen Brief vom Concilium überbracht, sie wären aber Laien und des Lateinischen nicht sattsam kundig, bedürften also Jemandes der ihnen den Brief ordentlich verdeutschte. Wie nun der Rath den lateinischen Brief nicht verstehen wollte, so wollte auch der Ablaßkrämer diese deutsche Antwort nicht verstehen, sondern ließ die ganze Geistlichkeit in die St.-Sebaldskirche zusammenrufen und befahl, daß desselben Tages in keiner Kirche der Stadt gepredigt werden sollte. Nachdem er Vormittags in St.-Sebaldskirche mit großem Geläute und Gesang Messe, und Nachmittags in St.-Lorenzenkirche eine Predigt die fast drei Stunden gewähret gehalten hatte, ist ihm endlich auf sein unablässiges Anhalten bewilligt worden in jeder Pfarrkirche einen Almosenstock aufrichten zu dürfen; jedoch wurden die Schlüssel zu diesen Stöcken dem Hans Rieter und Christian Imhof bis auf des Kaisers fernere Verordnung in Verwahrung gegeben."

Gutes Auskunftsmittel.

Montesquieu war mit dem Jesuiten Tournemine in eine Fehde gerathen welche eine gemeine Wendung zu nehmen drohte. Montesquieu machte daher durch öffentliche Blätter bekannt: „Da Herr Tournemine und ich Freunde gewesen, nun aber Feinde geworden sind, so bitte ich das Publicum, von Allem was wir Böses voneinander sagen könnten Nichts zu glauben." Diese Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht. Da Montesquieu für sich selbst in diesem Verhältnisse aller Glaubwürdigkeit entsagte, so konnte sie sein Gegner für sich ebenso wenig in Anspruch nehmen und that am klügsten zu schweigen.

Von diesem Recepte könnte auch heutzutage manchmal guter Gebrauch gemacht werden. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 105. —— 14. April 1848.

Die Geheimnisse des christlichen Alterthums. Von G. F. Daumer. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 104.)

Die Sagen von den Schätzen, von den Männern, ja endlich von den deutschen Kaisern, die in Höhlen und Bergen sein sollen, erklären sich sehr natürlich: in diesen Höhlen wurden Menschen geopfert, die man als Heilige schmückte und krönte, dort aufbewahrte und dem Volke zu gewissen Zeiten zeigte. Selbst die langen Bärte erklären sich aus dem wissenschaftlich erwiesenen Factum, daß oft an Gestorbenen noch lange nach dem Tode der Bart fortwächst. Die Sagen von der Thebaischen Legion und den 11,000 Jungfrauen beziehen sich auf große Märtyrergesellschaften, die sich einzeln oder massenweise opfern ließen oder geopfert wurden. Die „wilde Jagd" war nichts Anderes als eine jährlich, namentlich um Weihnachten, veranstaltete religiös-kirchliche Jagd auf Menschen, freiwillige oder gezwungene Opfer, die ganz als Wild behandelt, verfolgt und erlegt, dann zur Speise zubereitet und verzehrt wurden. Das ganze Herenthum endlich, welches wir uns gewöhnlich als gräulich und fratzenhaft vorstellen, ist, wie sich aus manchen Thatsachen, aus den durchgängig lieblichen und schönen Namen und andern Zeichen ergibt, die Reaction der echten gesunden Naturfreundschaft und Naturreligion, des sanft und edel Menschlichen gegen die Greuel des Christenthums. Das Resultat des Buchs möge der Verf. endlich selbst aussprechen:

Die christliche Religion muß untergehen — nicht etwa deshalb, weil sie Religion, sondern weil sie eine falsche, böse, verderbliche ist. Es gibt nämlich auch eine wahre, gute, heilbringende Art von Religion, und diese besteht im Glauben an die Natur, als eine im Weltall waltende göttliche Macht und Wesenheit, und in dem Vertrauen auf sie, in der Hingebung an sie als eine solche. Denn die Natur ist keineswegs wozu sie eine höchst oberflächliche und gedankenlose, leider aber noch immer sehr allgemeine Ansicht der Dinge macht, todt und blind; sie ist Leben und Geist — gutartig affirmativer Geist im Gegensatze des bösartig negativen des Christenthums; sie ist eine Macht über uns, die wir durchaus nicht, sowie es bei der chimärisch außerweltlichen und überweltlichen unserer Theologie der Fall, zu leugnen und hinwegzukritisiren vermögen, zu der wir ewig in den allerwesentlichsten und unabweislichsten Beziehungen stehen, der wir Alles verdanken dessen wir uns rühmen dürfen, der sich zu widersetzen Wahnsinn, Verbrechen und Qual, der sich willig und freudig zu unterwerfen Vernunft, Tugend, Seligkeit, Rettung und wahrhafte einzige Erlösung vom Uebel ist. Gegen sie macht das Christenthum die entschiedenste feindseligste Opposition; es ist daher die unsinnigste und schrecklichste Empörung gegen Das was in Wahrheit gut und göttlich ist, die tiefste innerste Sünd- und Schuldhaftigkeit, der vollendete Frevel der Gottentfremdung, die absolute Apostasie und Gottlosigkeit, die wir in reuiger Rückkehr zu der in jenem großen Sinne gefaßten Natur vollkommen abschwören und abthun müssen, um uns dem Verderben zu entreißen und dem uns von der bezeichneten Macht und Gottheit bestimmten harmonischen Ziele unsers Daseins zu nähern.

Ein Endurtheil über das Buch zu fällen, wird den Gläubigen, deren mehr oder minder ausschließliches Heiligthum hier unstreitig den von glühendstem Hasse geleiteten, vernichtungsdürstendsten und auf die Phantasie am erschütterndsten wirkenden Angriff erfahren hat, nicht schwer werden. Sie werfen den Verf. in den Pfuhl, geben ihm sein Theil mit den Gottlosen oder klagen ihn wenigstens an so abscheulich lieblos und ungerecht gegen das wahre Christenthum zu sein. Ebenso leicht wird das Urtheil den Feigen und Charakterlosen sein, die es mit Niemandem verderben, sich zu keiner Ansicht entschieden bekennen und nie die Leiden und die Energie eines echten begeisterten Wahrheitsstrebens erfahren wollen. Sie werden sich an Einzelheiten halten, von Uebertreibung mangelnder historischer Begründung und krankhaftem Fanatismus sprechen. Wer aber einfach zum Wahlspruche hat: Amicus Socrates, amicus Christus, sed magis amica veritas — für den ist ein Endurtheil sehr schwer. Rec. rechnet sich zu den letztern und gesteht diese Schwierigkeit offen ein; er ist sich aber ihres Grundes sehr wohl bewußt. Mit Einem Worte nämlich: es läßt sich noch kein Endurtheil über ein Buch fällen welches erst den Anfang, d. h. die Principien, einer neuen historisch-kritischen Erforschung der christlichen Vergangenheit enthält. Wie es immer gewesen ist, so tritt auch hier das neue Princip herb und schroff, in ungemildertem und übertriebenem Gegensatze gegen die frühern auf; und die nach einer damit übereinstimmenden hyperconsequenten Methode erreichten Resultate müssen natürlich zum Theil denselben Charakter an sich tragen. Es ist thöricht Jemandem daraus einen Vorwurf zu machen; der Alleinstehende, der erst für seine Ueberzeugung Luft und Raum erobern will, muß etwas chargiren, etwas schwärmen, etwas verrückt sein; für den Klar-

blickenden zeigt sich eben darin der Ernst und der Grundcharakter der neuen Richtung.

Es ist richtig und nothwendig, daß man von den abstracten Constructionen des Bewußtseins auf die concrete Welt sich zurückwendet; und der einfache Gedanke: daß die Traditionen, Symbole, Sagen, Märchen, Bilder, Sprüchwörter u. s. w. nicht als reine Phantasieproducte, sondern als Reste, Erinnerungen, Verflüchtigungen, Metamorphosen einer einstigen historischen Realität zu betrachten und in diesem Sinne kritisch für die Geschichte auszubeuten sind, — dieser Gedanke, welcher Daumer's Princip und Methode ist, ist eine nothwendige Ergänzung der bisherigen Arbeiten, ja ist das echte Princip der Forschung, welches nur in seiner ganzen Fülle erfaßt und mit freiem Sinne angewandt werden muß. Daumer's Fehler ist, daß er zu sehr auf ein bestimmtes Resultat hinarbeitet, daß sein Blick also oft befangen ist; er vergißt, daß auch die absolut launenhafte und abstract willkürlich bildende Phantasie eine historische Realität war und ist.

Richtig ist es ferner wenn Daumer nicht, wie der Rationalismus, ein fleckenloses und erst allmälig degenerirtes Urchristenthum annimmt, sondern gleich im Geist des Urchristenthums die charakteristischen Bestimmtheiten aufsucht aus denen jene Entwickelungen folgten. Aber wieder gerade hinsichtlich des Urchristenthums ist sein Buch am schwächsten; die Lecture der drei ersten Evangelien ist das beste Reagens dagegen, und seine Auffassung des Christenthums als des jesuitisch reactionnairen Molochismus ist der beste Beweis für seine eigene — sonst nicht unrichtige — Behauptung: daß wir bis jetzt noch keine Geschichte und Geschichtsphilosophie des Christenthums haben. Im Mittelalter sind Daumer's Studien reich und scharfsinnig; über das weit Interessantere aber, nämlich über die ersten Jahrhunderte und über die Mischung von humanen und inhumanen Elementen in jener Zeit, ist er ganz dürftig. Er überzeugt uns, daß die christlichen Greuel des Mittelalters weit ausgedehnter sind und weit mehr einen specifisch kirchlichen und religiösen Charakter hatten als man früher glaubte; aber die Kluft von dem geistigen Opfer bis zu dem blutigen Menschenopfer bleibt unausgefüllt.

Uebrigens, täuschen wir uns nicht. Die Greuel der Vorzeit welche ohne Blut und Mord verübt wurden sind in unsern humanen Augen ebenso arg als die neu aufgedeckten. Für den Haß von dem Daumer beseelt ist, hätte er noch ein weit wirksameres Buch schreiben können, und wenn er die Wirkung, das Praktische, überhaupt im Auge hatte, so mußte der Angriff noch mit ganz andern Waffen, viel besonnener und noch auf ganz andere wunde Punkte geführt werden. Jedenfalls ist es indeß ein nicht geringes Lob für sein Buch, wenn wir unser Abbrechen hier damit motiviren: daß sich nach zehn Jahren besser über seine Bedeutung sprechen lassen wird. 18.

Karl Bernhard's Gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Deutsch von K. B. Kannegießer. Dreizehn Bände. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 12 Thlr.

Es kann wol immer als ein glücklicher Griff betrachtet werden, wenn ein Schriftsteller, welcher sich zunächst die Unterhaltung des Lesers als Ziel gesteckt hat, das Leben wie es in Haus und Hof, auf der Gasse und der Landstraße, in Feld und Garten Jedermann sich verständlich darstellt in einem klaren Bilde festzuhalten und sorgsam auszumalen. Das ist uns Bekanntes und Verwandtes; wir haben Dies und Jenes selbst schon erlebt; wir haben auch wol Dasselbe gedacht, gesagt, gethan was hier irgend ein Jemand nun ebenso denkt, sagt und thut; wir kennen diesen Landrath und seine Frau schon seit Jahren, jenen Lieutenant und Fräulein Mathilde seit letztem Winter ganz genau; wir begegneten dem alten dürren Herrn täglich 5 Uhr Nachmittags und freuen uns nun endlich seinen Namen, seine Wohnung, seine Schicksale und Lebensmaximen zu erfahren, kurz — Alles und Jedes spricht uns an; wir lesen mit lebhafter Theilnahme weiter und lassen uns die scharfsinnigen Ansichten, die in Erfahrungen wurzelnden Lebensprincipien, die aus guten und verkehrten Handlungen entwickelten Lehren gern gefallen: denn dieselben Ansichten, Maximen und Lehren fanden wir auch schon einmal oder hätten sie doch leicht finden können. Wenn ein Schriftsteller die Kunst versteht uns in dieser Weise anzusprechen, so nehmen wir es mit den Foderungen der Kritik nicht so gar streng, wie wir Das z. B. bei unserm Clauren sattsam gezeigt haben: der gute fleißige Mann war überall, vom Fürsten- bis zum Bauernhofe, herzlich willkommen. Trifft es sich nun außerdem noch, daß ein derartiges Buch irgend Etwas gibt was uns bisher entweder noch gar nicht oder nicht in solchem Lichte, solchem Umfange, solcher Bestimmtheit vorkam, so wundern wir uns, daß andere Schriftsteller nicht schon längst darauf verfielen, und finden an dem Neuen um so mehr Gefallen, als wir es unbewußt immer schon vermißten; denn genau besehen sind wir täglich, stündlich von ihm umgeben und achteten nur nicht darauf.

Wir könnten in dieser Weise noch weiter fortfahren von Demjenigen zu reden was gefällt, anspricht, fesselt, befriedigt auf dem weiten und fortwährend fleißig bebauten Felde der Unterhaltungsliteratur. Doch knüpfen wir lieber das Weitere an einen bestimmten Gegenstand, an die oben angezeigten Worte Karl Bernhard's, auf welche das Vorangeführte, wenigstens im Großen und Ganzen, wol Anwendung finden mag und eben dadurch diesen dänischen Schriftsteller so schnell in Deutschland einführte und beliebt machte. Die ersten sechs Bände dieser gesammelten Werke führen uns jene Novellen wiederum vor welchen wir früher bereits in einzelnen deutschen Uebersetzungen begegneten; die folgenden Bände geben zwei historische Romane, nämlich Band 7—9: „Christian VII. und sein Hof"; Band 10—13: „König Christian II." Zwischen jenen Novellen und diesen Romanen erhebt sich eine leicht erkennbare Scheidewand, welche sogar den Zweifel aufkommen lassen könnte, ob wir wirklich einen und denselben Verfasser vor uns haben. In den Novellen, unter denen hier „Die Hospitalverlobung" und „Der Kinderball" zunächst hervorgehoben werden sollen, gibt sich eine große Vertrautheit mit der neuern französischen Literatur gleicher Art kund, sodaß selbst, wo es sich eben schicken will, irgend eine französische Redensart, ein Bonmot und dergl. sich geläufig genug einzuschieben weiß. Wir tadeln Das nicht, und hier um so weniger, als ein wirkliches Eindringen in den Geist jener überrheinischen Literatur sich kundgibt; als die Erzeugnisse dieser Literatur bekannter und beliebter sind als die der Heimat, und es in Dänemark wol ebenso sein mag. Wie gesagt, wir tadeln Das nicht: allein der Verf. wird uns die Ansicht erlauben, daß er bei seinen reichen Mitteln für Lebensdarstellung des Vaterlandes die französischen Studien noch vollendeter durch Ignoriren derselben als Muster benutzt haben würde. Der

überrheinische Schriftsteller hat es nur mit seinem Frankreich, meistens mit Paris, zu thun; was darüber hinaus liegt, ist gewöhnlich terra incognita, und eben deshalb spricht sich in seinen Darstellungen ein so bestimmter Charakter aus. Diesen können wir uns bei allem Fleiße doch nicht vollständig aneignen, und wir dürfen Das auch nicht, wenn wir nicht zu Nachahmern herabsinken wollen. Darum seien wir uns selbst getreuer; vertrauen wir der eigenen Kraft und dem guten Geiste des Vaterlandes. Es ist hier freilich auch von einer Uebersetzung, und noch dazu der eines Schriftstellers die Rede der einem zur Zeit in Deutschland nicht sonderlich beliebten Volke angehört, der sogar ein so guter Däne ist, daß er Deutschland erst da findet wo Holstein zu Ende geht. Allein Dänemark ist, was es hoffentlich selber nicht lange mehr vergessen haben wird, doch immer stammverwandt, und darin allein schon mag eine Erinnerung an das Vaterland gerechtfertigt erscheinen; mehr aber noch im Hinblicke auf die schon erwähnten reichen Mittel welche dem Verf. verliehen sind und fremde Hülfe entbehrlich machen sollten. Er kennt das Leben auf jeder Altersstufe; Gedanken, Empfindungen, Ansichten, Eigenheiten, Maximen — Alles ist ihm geläufig, und er benutzt Das oft in überraschender Weise, immer aber einfach und wahr. Nur da wo die französischen Muster sich allzu lebhaft vordrängen, fährt ein höhnend schneidender Mißton dazwischen, wie in der Katastrophe der beiden genannten Novellen, ein Mißton welcher durch das tragische Motiv nicht gerechtfertigt, durch den sanften Schluß nur noch greller hervorgehoben wird. Wie nun hier die französische Vernichtungsliteratur als Spiegel dienen mußte, so ist den heitern Erzählungen „Eilwagen", „Schoßsünden", „Sprüchwort" u. A. die ältere Komödie als Grundlage gegeben. Der polternde, gutmüthige Alte, die bethuliche Matrone, der trotz aller Fährlichkeiten und dummen Streiche als Glückskind dastehende Liebhaber, die sentimentale Liebhaberin, die neckische Schwester, die schelmische Zofe, der an irgend einer Liebhaberei laborirende Onkel, der verschlagene oder tölpelnde Diener — wir finden sie Alle wieder, jene Gesichter welche die Freude unserer Jugend waren. Allein wir finden sie überall wieder, sie sind stereotyp, und Das ermüdet so sehr, daß wir manchmal darüber vergessen können wie tiefe Blicke der Verf. uns in das menschliche Herz und Gemüth thun läßt.

Das aber dürfen wir nicht vergessen, und wirklich können wir es auch da nicht, wo der Verf. eben Das gibt was bereits im Eingange als ihm besonders eigenthümlich bezeichnet worden ist. Das ist die Darstellung des Weibes. Wir erinnern uns der ersten Erscheinung einiger Novellen auf deutschem Boden, wo diese Darstellung so eigen ansprach, daß der männliche Verfassername Karl Bernhard in Frage gestellt wurde. Sie ist ein ehrendes Zeugniß. Wir Deutsche rechnen es unserm Goethe vorzugsweise an, daß seine weiblichen Charaktere, seine Gretchen, seine Philiem, die Damen, die Matronen wahre, vollendete Lebensgestalten in noch höherm Maße seien als die weiblichen Figuren unserer schriftstellernden Damen, denen solche doch am besten gelingen sollten und wirklich auch besser gelingen als die männlichen Gestalten. Aehnliches sehen wir bei Karl Bernhard wiederkehren, und zunächst scheint den jungen, fast noch der Kindheit angehörigen Mädchen und den alternden Jungfrauen ein sehr eifriges und erfolgreiches Studium gewidmet zu sein.

Soll nun mit wenigen Worten ausgesprochen werden wie der Verf. in seinen Novellen bis jetzt sich gegeben hat, so kann man sagen: die Menschen, und unter denselben in erster Reihe die Frauen, sind sein Eigenthum, sowie die Eigenthümlichkeiten vorzugsweise des dänischen Lebens; die Form dagegen ist nicht selbständig entwickelt, sondern übertragen. Ein Versuch zu einer solchen selbständigen Entwickelung ist in den beiden historischen Romanen vorgelegt, denen wir nun noch eine kurze Betrachtung zu widmen haben.

Bei dem ersten dieser Romane, „Christian VII. und sein Hof", befand sich der Verf. als Däne gewiß in einer so schwierigen Lage, daß Andere sicher den Plan lieber aufgegeben haben würden. Die Hinrichtung Struensee's, die Verbannung der Königin Karoline Mathilde werden ein unvertilgbarer Fleck in Dänemarks Geschichte bleiben, und Eins wie das Andere ließ sich in dem Romane nicht umgehen. Von dem im Menschen stets lebendigen Gerechtigkeitssinn wurde auch der Verf. geleitet, den beiden Opfern der Hofintrigue eben nur so viel der menschlichen Schwächen beizulegen als sie eben haben mochten. Diese Schwächen sind nun aber wirklich so unwesentlich, daß man den überdem angezettelten Volksauflauf, den Haufen Pasquille vor welchem Struensee eines Tages fitzt nicht begreift, und ebenso wenig eine stichhaltige Vorstellung von dem eigentlichen Grunde welcher die Verhaftung und Verweisung der Königin herbeiführt sich zu bilden vermag. Sollte dadurch ein noch grelleres Licht auf die Verworfenheit der Camarilla, auf Struensee's und Brant's nimmer zu beschönigende Hinrichtung, auf die Verbannung der Königin geworfen werden, so ist Das freilich in gewisser Weise gelungen, nur nicht vor der Kritik, der poetischen und politischen Wahrheit gerechtfertigt; denn anstatt einer eben hier unerlaßlichen pragmatischen Entwickelung und Fortschreitung der innern und äußern Bezüge und Einwirkungen auf das Getriebe und Getreibe der Handelnden werden wir mit vereinzelten Scenen, in welchen das Alles nur gelegentlich zu flüchtiger Erscheinung kommt, abgefunden. Es scheint, der Verf. sei mit sich selber in Zwiespalt darüber gerathen, welchem Gegenstande der Vorrang in der Darstellung einzuräumen sei: dem Leben und Treiben am dänischen Hofe jener Zeit, oder dem Verhältnisse des Kammerjunkers Norden zu der still entsagenden Lisette. Dieses Verhältniß ist, von der Individualität des Verf. unterstützt, schön gehalten und durchgeführt. Auf der andern Seite konnte dasselbe ohne den Hof nicht füglich gedacht werden, und außerdem bot dieser überreichen Stoff zu den anziehendsten Situationen. So mag es gekommen sein, daß wir wol einzelne, trefflich gelungene Bilder jener Zeit vor uns sehen, uns aber selber die Aufgabe gelassen ist aus diesen Einzelheiten ein ganzes Bild der Zeit so befriedigend zu construiren als wir eben vermögen.

Mit der Introduction dieses Romans sind wir nicht einverstanden. Jener Kammerjunker Norden erscheint hier als alter vereinsamter Kammerherr, noch immer streng an den Lebensformen seiner Jugend festhaltend. Er ist wahr und gut gezeichnet. Daß er aber die ganze Geschichte des Romans erzählt haben soll, glaubt der Verf. selbst nicht, denn er schiebt sich sogleich dem Kammerherrn unter, und nun fragen wir: Wozu die allerdings mit Sorgfalt und Liebe ausgeführte Zeichnung des alten Mannes mit seinen verjährten Cavaliergedanken, der bemoosten Hofetikette, der bezopften Antichambretournure? Wahrhaft rührend ist seine Anhänglichkeit an die Tage der Jugend und Thätigkeit, die Verehrung der Königin Karoline Mathilde, deren Bildniß er sorgsam bewahrt; denn es ist das einzige in dem die Königin wirklich getroffen. Edel ist auch sein Verhältniß zu der in Liebe zu ihm hinwelkenden, der Königin ihr Lebensglück in unerschütterter Treue opfernden Lisette. Das Alles aber steht zu einsam da: wir vergessen es ganz im Buche selbst, und wenn der Schluß desselben uns diese alte Gestalt wiederum vorführt, so müssen wir erst den Anfang von neuem lesen, um den Verlorenen in der Erinnerung wieder zu beleben. Wir sehen es wohl, der alte Kammerherr soll den Rahmen im beliebten Rococogeschmack zu dem Bilde abgeben, und diese Idee ist an sich gut. Daß aber dieser Rahmen nicht alle vier Seiten des Bildes einfaßt, oder ohne Bild: daß der Kammerherr nicht selber erzählt, vielmehr der Verf. die Geschichte aus einzelnen Mittheilungen desselben zusammensetzt, ist das Unbefriedigende in der gewählten Anlage, und darum können wir, wie schon gesagt, uns mit der Introduction nicht einverstanden erklären.

Der folgende Roman versetzt uns zwei Jahrhunderte zurück. Christian II., schlecht erzogen, die Jugend wüst verschleudernd, scheint in der Liebe zu der bekannten Holländerin Dy-

rede eine Stütze für die bessern Eigenschaften seiner Natur gefunden zu haben. Sie stirbt durch Vergiftung, die Schuld wird dem Schloßhauptmann Torben Oxe zugeschoben, und wie dieser dem Henker verfällt, wird ganz Dänemark ein Schaffot, um der entzügelten Leidenschaft des Königs zu fröhnen. Manche heilsame Maßregeln werden im Tyrannengelüst paralysirt; um, von einem Extreme zum andern schweifend, in vergeblichen Anstrengungen, die Schweden zu zügeln, die Feinde zu bekämpfen, steht nun auch Jütland gegen ihn auf. Er wird des Throns verlustig erklärt und stirbt, von Allen verlassen, nach zwölfjähriger Gefangenschaft in einem Thurm auf der Insel Alsen. Nach dem Titel des Romans war das ganze an Wechselfällen sehr reiche Leben Christian's zu erwarten. Doch ist es vorgezogen neben dem eisernen und doch von Willkür stets umhergeworfenen Charakter des Königs die guten Eigenschaften desselben möglichst geltend zu machen und das Buch eben da zu schließen wo der König im Begriff ist die unruhigen Schweden seine Herrschaft empfinden zu lassen.

Wie in dem vorigen Romane, so und noch viel mehr hervortretend zieht sich auch durch diesen die Geschichte eines jungen Mannes mit seiner Liebe zur Tochter eines seinem Hause feindlich gesinnten Ritters. Auch finden wir hier still verblühende Liebe in der Pflegetochter eines Gastwirths, die wiederum in einem fast blödsinnigen Ungeheuer, gewöhnlich der Elefant genannt, dunkle Empfindungen geweckt hat und in ihm einen Schützer in manchen Fährlichkeiten findet. Gut durchgeführt ist es, daß jener eigentliche Held des Romans durch Alles was er thut bei dem Könige Verdacht erweckt, der, mehr und mehr gesteigert, Liebe und Leben bedroht, bis zuletzt eben der König für sein Glück entscheidet. Wie fast überall sind auch in diesem Romane die Personen befriedigend gezeichnet und die einzelnen Scenen lebendig dargestellt. Aber auch hier, wie in dem vorigen Romane, wollen diese Scenen nicht recht zu einem Ganzen verschmelzen; man kann sich nicht bestimmt darüber entscheiden was eigentlich die Handlung im Romane ist die alles Einzelne trägt, verknüpft und durchführt. Es liegt Das im Mangel eines mit markigem Pinsel aufgetragenen historischen Hintergrundes, von welchem sich Personen und Begebenheiten klar und verständlich abheben, ohne doch von ihm losgerissen zu werden. So stehen sie ohne sichern Halt, gewissermaßen in der Luft, und ohne entsprechende Verbindung untereinander.

Mit dem hier Ausgesprochenen werden die Worte Karl Bernhard's in der Gunst des Publicums nicht zurückgedrängt werden, und Das ist auch durchaus nicht die Absicht. Im Gegentheil mag das Gesagte wol das lebhafte Interesse bethätigen welches der Verf. in uns durch treffliche Charakterzeichnung, lebendige Situationen und auch durch die von Pruderie freie Sittlichkeit hervorgerufen hat und sicher auch ferner rechtfertigen wird; und wie seine Novellen bisher schon eine ergiebige Fundgrube für Anschauung dänischen Lebens, dänischer Sitte waren, so hoffen wir auch, daß die Neigung für historische Romane aus der dänischen Geschichte nicht erkalte und dann auch sicher noch in der Form derselben vollständiger befriedigen werde; denn diese ist es ja eigentlich welche wir zunächst fester begründet zu sehen wünschten.

Die Uebersetzung liest sich im Allgemeinen recht gut. Wenn sie uns an einzelnen Stellen etwas eckig erscheint, so mag die Eigenthümlichkeit der dänischen Sprache, die immer noch einen Anflug des Altfränkischen nicht so ganz abgestreift hat, entgegengestanden haben. Aber auch Dieses ist wohl geeignet ein helleres Licht auf das Gehaben der Personen zu werfen. 30.

Literarische Notizen aus England.

Die wohlfeilen Zeitschriften in Großbritannien.

Das englische „Athenaeum" sucht in einer seiner letzten Nummern sich sein Anrecht auf die Gründung einer echten und tüchtigen periodischen Volksliteratur zu wahren. Veranlassung dazu nimmt es aus einer jüngst in den „Daily News" erschienenen Reihe von Artikeln unter der Ueberschrift „The literature of the lower orders", worin für den bekannten Charles Knight und sein „Penny Magazine", sowie für die Volksschriften der Gebrüder Chambers jenes Verdienst durch die Behauptung in Anspruch genommen wird, daß vor dem Erscheinen des „Penny Magazine" „die Idee der Gründung eines volksthümlichen Schriftwesens kaum etwas Anderes als eine Theorie und die Möglichkeit einer wohlfeilen Literatur zum mindesten ein gewagter Versuch gewesen sei". Charles Knight wird deshalb der „Schanzgräber auf der Bahn aller Journale für die höhern Volksclassen genannt". Dagegen bemerkt nun das „Athenaeum", der Verfasser jener Aufsätze scheine vergessen zu haben, daß das „Penny Magazine" eine Speculation und das Eigenthum einer Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse gewesen sei, einer Gesellschaft, gegründet und erhalten durch Subscriptionen, die also dabei Nichts gewagt als anderer Leute Geld. Diese nun glücklicherweise zu Grabe gegangene Gesellschaft sei der größte, wenn auch nicht der letzte Verein gewesen dem Lord Brougham seine Unterstützung und seinen Namen geliehen, um der Welt die Gewähr zu geben, daß man es mit einer Täuschung zu thun habe. Aber es sei nicht einmal wahr, daß das „Penny Magazine" zuerst den Weg wohlfeiler Journale betreten; das „Athenaeum" habe bereits am 6. August 1831 seinen Preis auf 4 Pence ermäßigt, während die erste Nummer jener Wochenschrift am 1. März 1832, sieben Monate nachdem jener Versuch stattgefunden und geglückt, erschienen sei. Der Hauptvorwurf gegen die erwähnte Preisermäßigung habe damals darin bestanden, daß das „Athenaeum" eine Zeitschrift für die höhern Classen sei; der Versuch habe jedoch erst nach der sorgsamsten Ermittelung aller darauf bezüglichen Verhältnisse, namentlich des Absatzes und der Eigenthümlichkeit der vorhandenen ähnlichen Journale, stattgefunden. Die Buchhändler im ganzen Lande hätten davon abgerathen und gemeint, die Ermäßigung dürfe äußerstens bis auf 6 Pence gehen wenn der Versuch glücken solle. Als Chambers' Journal und das „Penny Magazine" zu gleichem Preise erschienen, habe das „Athenaeum" bereits die Probe bestanden gehabt; auch habe das „Penny Magazine" nie darauf Anspruch machen können eine Zeitschrift für die „höhern Classen" zu sein. Das Anziehende daran seien die Abbildungen, es sei ein Bilderbuch für erwachsene Kinder gewesen und habe als solches gute Dienste geleistet; aber dem „Athenaeum" komme der Ruhm und das Verdienst zu als ein Journal für die höhern Classen zu einer Zeit ins Leben getreten zu sein, „wo der Gedanke eines volksgemäßen Schriftwesens kaum mehr als eine Theorie, die Möglichkeit einer wohlfeilen Literatur wenigstens ein gewagter Versuch erschienen sei".

Ein merkwürdiges Buchhändlerjournal.

Einen eigenthümlichen Beitrag zur Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels beabsichtigt die bekannte Camden-Society in England in dem „Daybook of John Dorne" zu veröffentlichen, dessen Verfasser ein ausländischer Buchhändler, wahrscheinlich ein Deutscher, war, der sich in Oxford niedergelassen hatte. In diesem Tagebuche oder Journal vom Jahre 1520 führt er Tag für Tag die Preise und meistens den Drucker, den Erscheinungsort, die Beschaffenheit, das Format, den Einband und den Käufer der Bücher an die er verkaufte. Dr. Cotton, Archidiakonus zu Cashel, und John Wilson, Professor in Oxford, werden die Herausgabe besorgen. Die Gesellschaft wird die Veröffentlichung möglichst beschleunigen, so weit Dies mit der Sorgfalt und Genauigkeit bei Vergleichung der von Master Dorne als rare tomes (seltene Bände) aufgeführten Bücher mit den genannten wirklichen Werken vereinbar ist. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 106. —— 15. April 1848.

1. **Wanderungen eines alten Soldaten.** Von **Wilhelm Baron von Rahden.** Zweiter Theil. Mit einer Karte. Berlin, A. Duncker. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. **Widerlegung der von dem Hauptmann a. D. von Rahden gegen den verstorbenen Kriegsminister Generallieutenant von Witzleben erhobenen Beschuldigungen.** Berlin, Mittler. 1848. 4. 7½ Ngr. *)

Unsere Ansicht über die Stellung welche die Kritik zu Büchern wie das vorliegende einzunehmen hat ist in unserer Anzeige des ersten Theils desselben ausgesprochen, auf welche wir uns beziehen, um sogleich ohne Wiederholung und Vorwort uns dem weiter wandernden „alten Soldaten" auf seinem fernern Wege anschließen zu können. Er verspricht uns gleich zu Anfang „piquante Zubereitung"; seine Würzen sind „Wahrheit, fester Wille und ruhige Auffassung". Wir haben alle Achtung vor diesen Ingredienzien, halten sie aber eher für nahrhaft als für piquant. Die allgemeinen Betrachtungen und Bemerkungen kann man überhaupt nicht zu den glücklichsten Partien der Darstellung des Verf. zählen. Ein Wandernder ist selten auch ein Schreibender, und was Logik betrifft, so wird jeder Billige schon zufrieden sein sie bei einem alten Soldaten im Handeln anzutreffen ohne sie auch im Denken finden zu wollen. So sagt der Verf. gleich im Eingange: je näher er der Gegenwart rücke, desto schwerer werde seine Arbeit, weil „Verhältnisse und Personen" nicht mehr in den Nebel der Vergangenheit gehüllt erscheinen, sondern „wie Statuen vor den Augen des Beschauers" stehen. „Personen" mögen wol wie Statuen aussehen können, aber „Verhältnisse"? Und wenn Hr. v. Rahden unmittelbar nach diesem Vergleiche schreibt: „Nur eine äußere Lage, in sich abgeschlossen und zugleich in Erfahrung gewiegt und gefärbt, leiht die Kraft und die Ausdauer, Granit, Marmor, leicht bröckelnden Sandstein, oft auch nur wurmstichige Holzklötze plastisch zu bearbeiten", so begreift sich nicht recht was es an „Statuen", die doch schon plastische Arbeit sind, noch mit Kraft und Ausdauer plastisch zu arbeiten geben kann. Wir wollen uns indeß vornehmen nicht hinter des Verf. Schreibweise und Denkordnung her zu sein, sondern uns an das Thatsächliche in seinem Buche halten. Ueber unnachsichtige Behandlung literarischer und besonders militairischer Kritik darf der Verf., wenn er sie erfahren hat und noch weiterhin erfahren sollte, sich übrigens nicht wundern; er ruft sie durch seine Sinnesart selbst hervor; er gesteht, daß sein Vorhaben ist hinter die Coulissen zu blicken, Uebertünchungen wegzulöschen, die wahren Formen verhüllter Personen ans Tageslicht zu bringen; er sagt, daß er nicht „gewilligt" sei länger zu der größern Mehrheit gezählt zu werden. Wie vielfach man aber auch versucht sein möchte den Beruf des Verf. zu einem so bedenklichen Geschäfte, das die äußerste Ruhe und Besonnenheit erfodert, näher zu prüfen oder ganz in Frage zu stellen, dem Lobe der Lebendigkeit seiner Darstellung, der Wärme seiner Auffassung und einer gewissen, bei aller Schärfe des Temperaments dennoch zuletzt gewinnenden Traulichkeit seines Tons, wird man immer beitreten müssen.

In den Cantonirungen der Normandie und auf dem Rückmarsch nach Deutschland hatten wir den Verf. verlassen und wollen ihn nun, 22 Jahre alt, decorirt, vielfach benarbt, im Felde und dann auch auf der Mensur geprüft, in dem Augenblicke wieder aufsuchen da ein Schreiben des Chefs der preußischen Artillerie, des Prinzen August, ihn zum Wiedereintritt in diese Waffe einlud. Die Bedingungen aber unter welchen er diesen Dienst wieder anfangen sollte sagten ihm nicht zu, und er trat zur Infanterie zurück. Schon bei diesem Anlaß glaubte er die feindliche Einwirkung eines „gewissen Etwas" zu spüren, das sich später allen seinen Bemühungen vorwärts zu kommen entgegenstellte. Dies Etwas bezeichnet er vorläufig in seiner Ausdrucksweise als verknöchertes Formen- und Normalwesen (?), das sich nach Beendigung des Kriegs in alle Poren der Verwaltung, um selbständiges Denken und Handeln zu ersticken, einzunisten angefangen habe. Bald schied er auch aus diesem Dienstverhältnisse wieder, und zwar in Folge eines höchst unbedeutenden, von dem Verf. mit unerklärlicher Weitläufigkeit behandelten Vorfalls, dessen Einfluß auf seinen Entschluß aus der Darstellung selbst nicht

*) Vergl. über den ersten Theil Nr. 4—6 d. Bl. f. 1847. D. Red.

hervorgeht. Durch Empfehlung bekam er eine Anstellung im topographischen Bureau, ein Glück das seine kühnsten Erwartungen übertraf. Dies Glück, sagt er, sei das einzige das ihm in Friedensdiensten zu erwerben gelungen; sonst habe er Nichts erlangt als „Belobungen und Versprechungen, dienstlich wohlgemeinte Zurücksetzungen und gnädige Zurechtweisungen, hohe und höhere Rescripte mit sehr verständlichen Verletzungen und Verunglimpfungen, das Einzige was aus dem Schwulst der Phrasen und des oft impertinenten Bureaustils immer deutlich und klar hervorgehe". Fertigkeit im Zeichnen und erworbene Leichtigkeit im Fixiren von Stellungen machten ihn zwar zur Mitwirkung bei der Herausgabe der sogenannten zwölf großen Wagner'schen Schlachtenpläne brauchbar, indeß fühlte er sich dabei doch nur als bloßes Werkzeug; mit dem Rücktritt Grolman's erblich überhaupt sein Glücksstern, er begann einzusehen, daß ein „unglücklicher Topograph der 6 — 8 Stunden des Tags ununterbrochen schwarze Striche aufs weiße Papier machen muß keine Zukunft habe", und diese Ahnung erfüllte sich. Nach dreijährigem Dienst als Topograph erhielt er seine Entlassung in Lobsprüchen und sah damit alle Aussicht in den Generalstab zu kommen abgeschnitten. Die Glücklichen denen er weichen mußte hatten meist keinen Feldzug mitgemacht, waren aber, sagt er, meist Söhne oder Verwandte hoher Staatsbeamten oder altadeliger Familien. Er setzt hinzu:

Besser wäre es gewesen mir kurz anzuzeigen, daß ich in den Generalstab wie er zur Zeit sich bildete nicht passe; ich ritt schlecht, konnte nicht Französisch parliren, war zwar auch altadelig, besaß aber durchaus nicht das Talent in schön gesetzten Worten und mit geläufiger Zunge meine geringen Verdienste hervorzuheben oder mich im geselligen Verkehr beliebt zu machen.

Er trat in sein Regiment (11. Linienregiment) zurück, welches damals Oberst v. Stockhausen commandirte, ein Mann dem der Verf. schon bei einem frühern Anlaß einige Worte der höchsten Anerkennung gewidmet hat, welche Jeder unterschreiben wird der jemals mit diesem vortrefflichen, wohlwollenden, ruhig besonnenen Manne in persönliche oder dienstliche Verhältnisse gekommen ist. Hr. v. Rahden mußte nun Recruten exerciren, d. h. jenes Gewehrpräsentiren und jenen Parademarsch einüben, worüber Commandirende wie Commandirte einander in gegenseitige Verzweiflung brachten, und zu Gedanken veranlaßt wurden denen der General von Hünerbein in seinem bekannten Büchlein den Muth gehabt hat einen humoristischen Ausdruck zu geben, obgleich sie nur einen tief melancholischen, ja ernsthaft menschenfeindlichen zu vertragen scheinen. Zur Erholung begab sich der Verf. auf Anlaß der Vermählung des jetzt regierenden Königs von Preußen nach Berlin, und wohnte daselbst „unter dem Schutze" des Generals v. Natzmer den Feierlichkeiten bei. Des an diesem Hochzeittage vorgefallenen unglücklichen Ereignisses auf einer interimistisch erbauten Brücke, wobei eine große Anzahl Menschen ihr Leben einbüßten, erwähnt der Verf. nur kurz, obgleich es mit zu den Aufgaben der Memoiren gezählt werden müßte, solche einzig durch unverständige öffentliche Anordnungen herbeigeführte Vorfälle um so ausführlicher zu beschreiben, als die Besprechung derselben zur Zeit selbst unmöglich gemacht war.

Im Frühjahr 1824 kam der Verf. ins Lehrbataillon nach Potsdam. Hier, als eines Tags Hr. v. Rahden sich bei Hofe befand und mit dem Oberst v. Stockhausen in einer Fensternische im Gespräch war, kam der König auf Beide zu. „Benutzen Sie den entscheidenden Moment!" flüsterte ihm der Oberst rasch zu. Kaum aber hatte der Monarch eine Frage an ihn gerichtet, als jenes „gewisse Etwas" das unserm Verf. überall in den Weg tritt auch hier dazwischen kam. Auf die Frage des Königs folgte statt der Antwort des Gefragten ein entsetzlicher Knall im Saale. Ein Bedienter, nachdem er kurz vorher den König bei Tische mit Sauce begossen, hatte eine große Alabastervase zu Boden fallen lassen. Die Aufmerksamkeit des Königs war vom Gespräch abgelenkt. „Also ein andermal!" sagte tröstend der Oberst. Aber dies Andermal kam nicht wieder.

(Der Beschluß folgt.)

L. Aimé-Martin: Die Civilisation des Menschengeschlechts durch die Frauen, oder Erziehung der Hausmütter. Ein von der Akademie Frankreichs gekröntes Werk. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Uebertragen von J. Leutbecher. Mit Vorwort und Anmerkungen von F. Rösselt. Breslau, A. Schulz. 1847. 16. 2 Thlr.

Seit man Viel über Erziehung geschrieben, erziehen die Systeme der Erziehung einander, oder — verziehen sich, welches Letztere ihnen allemal weniger Schaden bringt als den Zöglingen. Ob man den Stab Wehe oder den Stab Sanft über die Jugend regieren lasse, ob man den Blick des Zöglings zu großen Gesichtsweiten führe oder ihn in kleinere Räume einenge, ob man mit dem Lateinischen oder Griechischen die Sprachbildung anfange oder mit der Muttersprache selbst, ob man mehr mit Sachen oder mit Gedanken bekannt mache, darüber ist genug hin und her geredet; aber Alle sind wol einig, daß die Ausbildung des Herzens und Gemüths nicht verabsäumt werden dürfe, daß hierin ein Hauptwerth des Erziehens liege, und daß hierauf die Mütter einen großen Einfluß haben, denen das erste Heranwachsen der Kinder und das Aufwachen der frühesten Empfindung anvertraut bleibt. Sonach hat Hr. Aimé-Martin eine große nicht eben bestrittene Wahrheit zur Aufgabe seines Werks gemacht und kann sich auf Fénélon's Worte (S. 55) berufen: „Die Erziehung der Frauen ist wichtiger als die der Männer, da die der letztern stets ihr Werk ist." Wäre auch mit diesem stets etwas zu viel gesagt, der Muttereinfluß wird anerkannt, und wenn „weder Gewerbthätigkeit noch Wissenschaft, weder Maschinen noch Bücher ein Volk beglücken können" (S. XXVI), sondern Glück und Macht der Völker von oben kommt, wohin die Straße gebahnt werden muß, so läßt sich mit einiger Einschränkung dem Verf. beistimmen. „Gibt es ein schreckenderes Beispiel als das eines thätigen und kräftigen Volkes, das sich hoffnungslos abkämpft in den ehernen Mauern des falschen Ruhms, der Persönlichkeit und der Eigensucht! Dies Schauspiel gewähren wir der Welt, weil der religiöse Gedanke uns fehlt; und dieser Gedanke fehlt uns, weil die Mütter vergessen ihn auf die Wiege ihrer Kinder niederzulegen" (S. XXVII).

Im Allgemeinen muß man bei pädagogischen Erwägungen und Rathschlägen staunen, was Erziehung leistet und nicht leistet. Wir sehen ein Jahrhundert auf das andere wirken, eine Generation auf die andere, Militairschulen und Jesuitenschulen erzeugen denselben Schritt und Tritt, Scholastik und frommer Glaube pflanzen sich fort durch gehörige Pflege, ja Kunstfertigkeiten die besonders geschätzt werden, wie in unsern Zeiten die Musik, erzeugen ein Virtuosenthum der Kinder, Schriften für Alt und Jung bestimmen den Volksgeist, alle lebenden Menschen sind Epigonen ihrer Vorgänger. Aber dennoch ist es Wahn zu meinen, die Zeit worin man lebe sei über Thorheiten und Mängel des Vergangenen hinweg, es bleibt stets viel zu beklagen und wird beklagt. Wir können schwerlich dem Horaz beistimmen, die Väter seien schlechter als die Großväter, wir selbst noch nichtsnutziger als jene, und unsere Kinder ganz verdorben; er war ein Heide. Sein Heidenthum und dessen schlechte Sitten sind besiegt durch das Christenthum, dieses ist eine Erziehungsanstalt wie keine andere, hat Großes geleistet als Kirche, und dennoch wird geklagt mit den Worten des heiligen Hieronymus (Sec. 4), was Ref. selber von heutigen Kanzeln hörte: „Die Kirche liegt wie eine Leiche." Erziehung also ist kraftlos geworden, fromme Väter haben gottlose Söhne und ehrbare Mütter leichtsinnige Töchter, die Pädagogik jammerte und jammert.

Unser Verf. will helfen durch Religion und Sittlichung, worin er Recht hat, und durch die Mütter, worin er wieder Recht hat, was indeß schon längst anerkannt ist, und wobei es nur auf die beste Weise ankommt wie der Zweck erreicht werden kann. Er entwirft keinen Plan intellectueller Ausbildung, sondern verweist an das Gemüth, den Kreis der Mutter. Allein Niemand wird dazu erzogen der es nicht schon hat, und über die Weckung wie über alles Gemüthliche ist eine nähere Anleitung schwer, ungeachtet Frau Necker-Saussure dafür ein vortreffliches Buch geschrieben. Statt dessen verbreitet sich der Verf. im Allgemeinen über den Einfluß der Frauen und die Nothwendigkeit ihrer Erziehung, über Leitung der Seele, deren Bildung, über das Evangelium und die Natur, sammt der Religion der Familienmutter. Es geschieht mit warmer Theilnahme, geistvoller Bemerkung, oft etwas weitschweifig und in Declamation ausartend, wobei die französischen Mütter ins Auge gefaßt werden, welche sich weniger um Kindererziehung bekümmern als die deutschen, was Hr. Prof. Rößelt an mehren Stellen anmerkt; denn gewiß haben die meisten unserer Leser in dankbarer Erinnerung was deutsche Mutterliebe für ihre Kindheit gethan. Hiernach ist folgende Stelle zu berichtigen: „Seit Fénélon und Rousseau sind die Menschen fortgeschritten und die Erziehung der Frauen hat dabei gewonnen. Man streitet nicht mehr darüber, ob es gut sei sie zu unterrichten, oder über die Abstufung dieses Unterrichts; man gestattet die Entwickelung ihres Geistes; man geht weiter, man gesteht ihnen Kunst- und Sprachlehrer zu; sie naschen, wenn man sich so ausdrücken will, die Blüten der encyklopädischen Studien; allein bei diesen Studien erinnert sie Nichts daran an ihre eigenen Gedanken zu denken, blos ganz einfache Schulhefte prägen sie sich ein; auch findet man in der Zeit wo jene Leidenschaften entstehen, denen man die Gewohnheit der Tugend, Kraft der Seele und die Grundsätze der Religion entgegenstellt, geschickte Hände für das Pianoforte, und ein Gedächtniß welches Verse recitirt, und eine Seele welche schläft. Das ist mit einigen sehr seltenen Ausnahmen das Weib unsers Jahrhunderts (Frankreichs) mit seiner Pensionatsmoral, mit seinen mechanischen Talenten, mit seiner Lust am Vergnügen, mit seiner Unkenntniß des Weltlebens, mit dem Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden." (S. 61.)

Höret also, französische Frauen, hier zu Weibern unsers Jahrhunderts erhoben: in jeder Familie ist eine verkannte Gottheit, deren Güte unerschöpflich ist, die nur Freude an unserm Leben, nur Glück in unserm Glück hat, und deren ganze Stärke Liebe ist. Was fehlt den jungen Leuten in Frankreich um gut erzogen zu werden? fragte Napoleon; es fehlen die Mütter, antwortete Frau Campan. Unsere ersten Gefühle und Empfindungen sind auch unsere letzten; Rousseau gibt dem Emil seinen Platz auf dem Schoos der Mutter, die Tugend lehrt nicht blos, sie geistet sich ein, darin besteht das Talent der Frauen, was sie wünschen lehren sie uns lieben. Das Kind ist für einen Lehrer ein Unwissender der sich unterrichten, für die Mutter eine Seele welche sich bilden lassen will. Suchen wir nicht mehr außerhalb der Familie nach dem Führer unserer Kinder! Selbst die Bürgerbildung besteht in der Heirath; wo die Weiber Sklavinnen sind, entspringt Verworfenheit für den Lebenden und für die Nachkommenschaft. Irrthümlich denkt man, der Mensch sei groß durch die Wissenschaft, er ist nur groß und wahrhaft Mensch wenn er Gott erkennt; die Idee Gottes ist allein im Stande den Menschen zu ergänzen, nur die Frauen wissen was das Herz sie lehrt. Selbst die Großmutter hat einen fast göttlichen Beruf, sie ist nicht blos die Freude der Kindheit, sie ist auch ihre Leuchte; sie macht daß die Töchter der Mutter gleichen, und daß die Söhne in das eheliche Leben die Tugenden hineintragen welche sie unter dem mütterlichen Dach haben üben sehen. Oeffentliche Erziehung ist nicht das alleinige Heilmittel unserer Uebel, die Mischung derselben mit der häuslichen ist Nothanker in der Mitte des Schiffbruchs. Unterrichten ohne zu begeistern heißt unfruchtbar machen; man fodere kein Beispiel, denn man kann das ganze Jahrhundert dazu nehmen. Welches Dichterfeuer für Verbrechen, welche Macht für Unvernunft! Jedem die für seine Laufbahn nöthigen Kenntnisse, aber die Gemeinschaft der Unterrichtsstufe findet sich in der religiösen und sittlichen Idee. Religion belebt die Völker, und sie werden vor Gott gerecht sein, sobald sie die Menschen lieben, und mächtig unter den Menschen, sobald sie Gott lieben. Hier offenbart sich die Mission der Frauen.

Laut Physiologie und Philosophie gibt es eine Leitung der Seele. Schon der Instinct ist eine Vorsehung, noch mehr eine göttliche Vorsehung. Auch die Thiere denken und urtheilen, aber keines der Vermögen welche der Mensch mit den Thieren gemein hat gehört der Seele an; die Physiologie macht Halt an den Grenzen der Metaphysik. Was in uns nach der Intelligenz und Materie kommt, macht die Wissenschaft des Philosophen. Moralität, Vernunft, das idealisch Schöne, das Unendliche, das Bewußtsein, das trennt den Menschen von der Materie und von der Zeit, das ist sein eigenster und alleiniger Besitz auf Erden. Ich habe seine Seele gefunden und in seiner Seele die moralische Quelle des menschlichen Wesens, d. h. die Nothwendigkeit eines andern Lebens. Seine Unsterblichkeit ist mehr als ein Factum, sie ist ein Recht, da er von dem Thiere getrennt ist durch die Tugend. Der Thiere Instinct concentrirt sich auf den Erdball, was der Mensch nicht gelernt hat, ist ein himmlisches Vermögen, sein Instinct ist die Offenbarung eines Gottes und das Gefühl seiner Unsterblichkeit. Seelenvermögen sind undefinirbar, man hat nie definirt weder das Gefühl noch die Vernunft, weder das Schöne noch Gott, weil ihr Wesen unendlich ist. Doch was wir nicht definiren können, Das fühlen wir, denken wir, glauben wir, davon haben wir ein Bewußtsein ohne daß wir es kennen; und dieses Bewußtsein ist das geheimnißvolle Gestirn das sich an den Grenzen zweier Welten erhebt. Selbst der Schauder vor dem Nichts ist eine Offenbarung des Unendlichen. Die Vernunft ist ein Licht, mit den Begriffen des Guten und Bösen erwacht das Gewissen, die erste Erziehung geht ganz im Gewissen vor sich, und das Gewissen ist nur gut, inwiefern es von der Vernunft erleuchtet ist. Es gibt zwei Naturen in den Thieren; der Trieb fesselt sie an die Erde, und die Intelligenz vereinigt sie mit dem Menschen; und es gibt auch zwei Naturen in dem Menschen, die Intelligenz vereinigt ihn mit der Schöpfung, und der Trieb der Seele offenbart ihm einen Gott. Gott beweist sich nicht, die Seele schaut ihn.

Wie nun die Verstandesvermögen durch Arbeit und die ir-

dischen Leidenschaften durch Schwäche wachsen, so wachsen die Gefühle der Seele durch unsern Willen. Der Mensch allein ist frei auf der Erde, er allein kann sich bekämpfen und besiegen. Hinter dem Gedächtniß der irdischen Dinge ist das Gedächtniß für die himmlischen Dinge, der Gedanke an Gott macht uns frei, und die Liebe führt zu Gott. Das eigentlich menschliche Leben beginnt nur mit der Empfindung der Göttlichkeit. Das Zeugniß der Intelligenz ist eine Vision der Ordnung irdischer Dinge; das Zeugniß der Seele ist eine Offenbarung der unsichtbaren Welt, der Ewigkeit und Gottes. Alle sittlichen Kräfte sind in uns, Erziehung soll dieselben hervorrufen und frei machen; darum ward die Kirche Seele des Abendlandes. Spricht man, die Kinder begreifen Gott nicht: Philosoph begreifst du ihn etwa? Theologen reden gegen die Vernunft, als Feindin ihres Glaubens, aber Vernunft vernichtet den Glauben nicht, sie richtet denselben vielmehr auf die höchsten Dinge, von der Reliquie eines Heiligen auf die Macht Gottes, von der Erscheinung eines Gespenstes auf die Betrachtungen über ein Jenseits, von den zweifelhaften Wundern eines Mönchs auf die ewigen Wunder der über uns wachenden Vorsehung.

Jede Heilige Schrift, wäre sie auch göttlichen Ursprungs, ist durch die Hand der Menschen gegangen. Abgeschrieben, verfälscht, gedeutet, trägt sie überall die Spuren der menschlichen Leidenschaften, des menschlichen Elends, setzt den Irrthum an die Stelle der Wahrheit, die Theologie an die Stelle der Religion, den Menschen an die Stelle Gottes. Der Pater Portchaise (Sec. 16) will mit einer Stelle der Bibel über die Interessen des Erdballs entscheiden, er spricht nach dem Princip der Autorität, und dieses sagt ihn von jedem vernünftigen Urtheil los, Bibel und Ueberlieferung sind ein Dogma welches sich verhängnißvoll selbst bis zum Genie eines Bossuet fortsetzt! Ist das Ansehen eines Buches oder einer Kirchenversammlung etwas Anderes als der Ausdruck der herrschenden Gedanken eines Jahrhunderts? Die Zeit geht vorwärts, die Stimme des Menschengeschlechts hat nicht immer die Wahrheit verkündet, wie Lamennais behauptet; die Autorität urtheilt nicht, sie zählt blos; die erhabenen Wahrheiten welche jetzt über die Erde verbreitet sind sind nur zur allgemeinen Vernunft durch die Entwickelung der individuellen Vernünftigkeiten gekommen; Moses steht allein seinem Volk gegenüber, Sokrates gegen Griechenland, Christus gegen die Welt, Copernikus gegen die Gelehrten. Die Idee Gottes die mir von Gott kommt muß ich von der Idee die mir von den Menschen kommt trennen, ich finde sie rein in meiner Seele, wenn ich sie von Vorurtheilen säubere. Die Liebe Gottes ist wie das reine Gold, die Liebe der Menschen wie das feine Silber, jedes Volk drückt ein Bild auf diese Metalle und macht daraus eine Münze, welche bei ihm gilt. In der Natur kommt Gott zu den Menschen, damit der Mensch zu Gott komme, Macht und Vorsicht sind die ersten Eigenschaften Gottes. Heute stehen die Völker des Occidents wie Ein Volk unter Einem Gott, wenn die Religion den Occident verläßt, wird der Occident sterben; wenn sie in den Orient einst übergeht, wird der Orient leben, die Liebe Gottes und der Menschen ist hinfort der große Gesellschaftsvertrag der Menschheit. Mutterliebe, als Vorbild der göttlichen, entsteht im Schoos des Leidens, sie bleibt Siegerin auf dem Erdkreis den sie erneuert. Jede Hausmutter ist eine sittliche Gewalt, welche den Gedanken befruchtet.

Der Verf. verbreitet sich ausführlich über Menschencultur im Allgemeinen, über Griechen, Römer, Kriege, Gesetzgebungen in Kreta, Sparta, Athen, Rom, Amerika, Polen u. s. w., und ist der Republik Platons wenig gewogen, weil Frauen darin nicht die rechte Stelle finden. Er will alle christlichen Gemeinden erfassen, Katholiken, Lutheraner, Calvinisten, Presbyterianer ꝛc. als Söhne desselben Gottes, die Weisheit soll aus der Nacht des Aberglaubens hervortreten, wie Moses aus der Dunkelheit des Sinai; Grundsätze welche für alle Menschen passen seien die Aufgabe der Jetztwelt, und er bestimmt diese Arbeit für die Frauen Europas und Amerikas. Das Bischen wahre Gottinnigkeit was noch auf Erden ist hat man weit mehr den Frauen als den Gottesgelehrten zu danken. Unsere Religion ist die unserer Mutter, der kalte, lehrsätzliche, schreckliche Unterricht der Priester haftet nur im Gedächtniß, und Jesus Christus will, daß die Religion nur in das Herz gegraben sein soll. Jede Religion welche die Gedanken erstickt und die Völker versteinert ist falsch; jede Religion welche der Entwickelung des Geistes und der Sittlichkeit günstig ist ist wahr. Jesus ist Heiland der Welt, nicht blos des Vaterlandes. Er hatte das Priesterthum zerstört, ursprünglich war jeder Christ Priester. Als die Religion zum Dogma wurde, gab es sogleich Hohepriester und Klerus, der Judaismus drang in den Christianismus ein, mit den Asceten entstand ein Klerus im Klerus, die Religion des Evangeliums beginnt mit Fénélon. Jungfräulichkeit welche sich weigert Mutter zu sein verlangt nicht blos den Tod der Sinne, sondern fodert auch den Tod des Herzens, zerbricht doppelt das Werk der Gottheit. Cölibat ist ein Gegenstand der Kirchenzucht, eingeführt im materiellen oder zeitlichen Interesse der Kirche, nicht im sittlichen der Völker. Lange genug hat Rom uns der Thorheit des Kreuzes unterworfen, es ist Zeit, daß es sich der Vernunft des Evangeliums unterwerfe. Eins der mächtigsten Mittel uns zur Religion zurückzuführen ist die Verehelichung der Priester.

Bei diesem unpäpstlichen Ausspruch nach mannichfaltigen Erörterungen, welche das Thema umspielen und wiederholen, mit dem Verf. angelangt, zeichnet er uns am Schluß seines Werks das Bild einer frommen Familie, eines evangelischen Landgeistlichen, wo zwischen den Ehegatten lebhafter Gedankenaustausch stattfindet, die Frau sich nach Belehrungen des Mannes bildet, Beide in Tugend und Liebe Himmelsseligkeit auf Erden genießen, wo die ernste Würde des Seelsorgers zum Theil in der Ehe verschwindet; aber wenn er auf der Kanzel der Wahrheit auftritt, das Evangelienbuch in der Hand, die Menschen sich sagen: „Hören wir ihn," er spricht Worte des Lebens, er tröstet uns, er bricht sein Brot mit den Armen und versammelt unsere Kinder unter seine Flügel; seine Töchter sind das Muster unserer Töchter, und einst werden sie durch Heirathen in unsere Familien eintreten!" Ein idyllisches Leben, Ebenbild oder Vorbild welches Voß in seiner „Luise" besungen, im protestantischen Deutschland, auch in England, nicht ungewöhnlich; städtischen Verhältnissen, besonders großstädtischen, hinreichend entlegen, und in Frankreich — Paris ist Frankreich — kaum anzutreffen; aber Dies hindert nicht die Gedanken des Verf. über Frauen und Hausmütter diesen selbst und Andern zu empfehlen, um Beherzigung zu bitten, und mit Anwendung der Worte des Pfarrers von Grünau schicklich zu sprechen: „Parіserinnen, ich wünsche euch Allen gesegnete Mahlzeit."

34.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 107. —— 16. April 1848.

1. Wanderungen eines alten Soldaten. Von Wilhelm Baron von Rahden. Zweiter Theil.
2. Widerlegung der von dem Hauptmann a. D. von Rahden gegen den verstorbenen Kriegsminister Generallieutenant v. Witzleben erhobenen Beschuldigungen.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Unsere Absicht ist, wie die Leser unsers ersten Aufsatzes über dieses Buch wissen, dem Wanderer nachzugehen und ihn überall hin auf seiner Laufbahn zu begleiten. Wenn wir ihm nun an manchen Stellen untreu werden, so glauben wir, es ist seine, nicht unsere Schuld; er macht uns nicht immer Lust ihm zu folgen, und wir überspringen eine Reihe seiner Blätter, die mit Abschweifungen nach Spanien, kleinen Dienstangelegenheiten und persönlichen Begegnissen im Garnisonleben angefüllt sind, mit um so geringerm Bedenken, als ein Autor der auf solche Weise sich selbst gehen läßt eben damit seinen Wunsch auszudrücken scheint, daß kein Anderer mit ihm gehe. Eine gewisse Schärfe und Gereiztheit des Tons, die sich auch bei der Erzählung dieser Kleinigkeiten bemerklich macht, nimmt ihr überdies diejenige Anmuth durch welche auch das Geringfügigste oftmals genießbar, ja unterhaltend werden kann. Die Zumuthung an das Publicum sich mit Vorfällen zu beschäftigen die höchstens, weil ihnen allgemeine Bedeutung abgeht, in ein Tagebuch gehören das man seinen Freunden in müßiger Stunde vorliest, bedarf immer der Rechtfertigung, und eine der besten Rechtfertigungen wäre eine Darstellungsweise welche durch Humor und Leichtigkeit Zeugniß gäbe, daß der Darsteller all den kleinen Kram mit geistiger Freiheit überwunden und über Bord geworfen hat.

Einer dieser Vorfälle war es welcher dem Verf. seinen längern Aufenthalt in Breslau und sein Verbleiben im Regimentsverbande unleidlich machte. Deshalb faßte er den Entschluß bei der russischen Armee, welche eben (1828) ihren Feldzug gegen die Türken begonnen, Anstellung zu suchen, machte aber zuvor noch mit seinem Regimente das Herbstmanoeuvre mit, und zwar hatte er auch hier wieder das ihm oft begegnende Unglück unter die Befehle eines ihm unangenehmen Mannes gestellt zu werden. Der Verf. hat einen ungemein großen Vorrath an Antipathien, nirgend hält er lange aus, Viele sind ihm unangenehm, Einige unleidlich, Andere unausstehlich, Mehre zuwider: Verhältnisse wie Menschen. Bei jener Revue erfuhr er, daß beim Vorbeimarsch der König nach seinem Namen gefragt und General v. Witzleben ihn als denjenigen Offizier genannt habe über dessen Planzeichnungen der König große Zufriedenheit kürzlich zu erkennen gegeben. Ein hoher Vorgesetzter der Dies erfuhr ermahnte deshalb, auf sein eingereichtes Abschiedsgesuch hindeutend, „den Schuh nicht auszuziehen bevor er den Stiefel habe"; aber Hr. v. Rahden erwiderte: dieser Schuh drücke ihn so, „daß er fortan lieber barfuß gehen als solche Qualen noch länger ertragen wolle". Er nahm dann auch Urlaub nach Kurland, gab vor der Abreise von Breslau bei einem Abschiedsschmause feierlichst sein Wort, unter den obwaltenden Verhältnissen nicht wieder zu seinem Regimente zurückzukehren, und versuchte nun in Berlin seine Versetzung als Hauptmann in ein anderes Regiment zu betreiben. Hierbei kam er in Berührung mit dem General v. Witzleben, „vor dem sich damals Alles beugte", und den er selbst „mindestens zu den militairischen Halbgöttern jener Zeit" zählte. Er fand an diesem Manne, zu dessen Hause er die steinernen Stufen abermals mit einem „höchst unangenehmen" Gefühle hinaufstieg, eine Haltung die, wie ihn dünkte, „Nichts schätzet als sich selbst, auf Nichts achtet als auf den eigenen Vortheil"; und als er die steinernen Stufen wieder hinabstieg, gestand er sich gern dort einen gewiß ganz ausgezeichneten General und klugen Mann, aber doch einen gewöhnlichen Menschen kennen gelernt zu haben. Hr. v. Rahden erzählt, der General habe ihm kurz darauf die Platzmajorstelle zu Koblenz und Ehrenbreitenstein, als „einzige Gelegenheit" versetzt und Capitain zu werden, anbieten lassen. Dieser Darstellung nun tritt die oben aufgeführte Widerlegungsschrift welche „Rittmeister Freiherr v. Manteuffel" unterzeichnet ist, und deren Angaben so weit sie aus Actenstücken des Militaircabinets entnommen sind der Generallieutenant von Neumann als richtig beglaubigt, entgegen. Indeß ist diese Differenz zu unerheblich um hier hervorgehoben zu werden; es genügt zu erfahren, daß Hr. v. Rahden jene Platzmajorstelle, zu deren Annahme er sich bereit erklärt hatte, nicht erhielt, sondern als Premierlieutenant nach Magdeburg versetzt ward, worauf er, verletzt, und nachdem sein General sich ver-

geblich für ihn in Berlin verwendet hatte, „mit tiefem Groll im Herzen" sich auf den Weg nach Rußland machte, wo ihm unterdeß eine Hauptmannsstelle war zugesichert worden. Der Verf. erhielt aber mehr als blos diese: er ward zugleich im Generalstab angestellt. Hiermit schienen ihm glänzende Aussichten eröffnet. Aber in Petersburg angelangt, wirkte das Klima so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß ihm Nichts übrig blieb als die Hauptstadt zu verlassen. Das Motiv welches ihn kurze Zeit darauf, von Mitau aus, wohin er sich begeben, wieder in dieselbe zurückführte, ist sehr ehrenvoll für den Verf. Einer seiner Freunde hatte sich, von Leidenschaft zu einer Hofdame getrieben, mehre Nächte hindurch in den Gängen des kaiserlichen Lustschlosses zu Gatschina verborgen gehalten, sich bei dieser Gelegenheit an einer Schildwache vergriffen und war, in Folge dieses Anlasses für wahnsinnig erklärt, in ein Irrenhaus zu Petersburg gebracht worden. Diesen Freund zu erretten kehrte Hr. v. Rahden dorthin zurück; die Befreiung gelang ihm, der Freund ward seiner Familie zurückgegeben. Eindrücke aller Art, zuletzt ein unsanfter Bescheid des Kriegsministers Czernitscheff machten auch diesem zweiten petersburger Aufenthalte des Verf. ein baldiges Ende, und im August 1830 finden wir ihn wieder in Berlin, seine Wiederanstellung bei der preußischen Armee zu betreiben, wozu ihm Prinz Karl, mit welchem er die Rückreise aus Petersburg auf dem Dampfschiff gemacht, seine Mitwirkung versprochen hatte. Dies Geschäft brachte ihn zum zweiten male in Beziehung zu General v. Witzleben, der ihm indeß wörtlich sagte: im Kriegsfalle wolle er ihn mit offenen Armen aufnehmen, im Frieden aber solle ihm die Wiederanstellung, so lange er, der General, Einfluß besitze, nicht gelingen. In der That erhielt er auch eine abschlägige Antwort aus dem Cabinet, und die Erneuerung seines Gesuchs, mag er dasselbe nach seiner Behauptung durch den Prinzen Karl oder nach der Beweisführung der Widerlegungsschrift durch den General v. Witzleben selbst haben überreichen lassen, war ebenfalls fruchtlos. Wenn es richtig ist, woran sich nicht zweifeln läßt, daß der Verf. noch zwei Monate nachdem er jenen abfertigenden mündlichen Bescheid des Generals erhalten sich abermals „unter wiederholten Versicherungen seines großen und ergebungsvollen Vertrauens" (Worte der Widerlegungsschrift) bittend an ihn gewendet, so begreift man, ohne sie jedoch, zumal gegen einen Todten, billigen zu können, die Bitterkeit womit der Verf. sein Bedauern ausspricht, daß nach seiner Rückkehr aus Spanien sein innigster Wunsch unerfüllt geblieben, dem General „persönlich recht herzlich" für jene Abweisung zu danken, in deren Folge er an „ruhmwürdigen" Erfahrungen so viel reicher geworden.

Das Fehlschlagen dieser seiner Schritte in Berlin veranlaßten den Verf. nunmehr seine russische Anstellung definitiv anzutreten; er wandte sich an den damals in Berlin verweilenden Feldmarschall Diebitsch, der ihm die Zusicherung der Gültigkeit seines russischen Patents und zugleich die Weisung ertheilte in vier Wochen am Bug bei der russischen Armee zu sein. Unterdeß traf ihn in Posen, wo er einige Tage beim General Grolman verweilte, eine Einladung in Gneisenau's Hauptquartier (1831). Während man nun erwartet den Verf. nach kürzestem Aufenthalt in diesem Hauptquartier eilig unterwegs nach dem Bug anzutreffen, liest man plötzlich mit Verwunderung die Worte:

> Ueber meine dienstlichen Verpflichtungen in dieser neuen Stellung (im Gneisenau'schen Hauptquartier) war Nichts verfügt worden als daß ich ruhig die Mobilmachung der Armee abwarten solle um in des Feldmarschalls Generalstab einzutreten.

Darauf folgt denn die Beschreibung des Hauptquartiers und „der gemächlichen und gemüthlichen Weise des Lebens an dem kleinen Hofe der sich um die Person Gneisenau's gebildet hatte". Nach drittehalb Monaten dieser Gemächlichkeit und Gemüthlichkeit hat der Verf. eine Unterredung mit dem Feldmarschall, der ihm eröffnet jeden Monat an den General v. Witzleben schreiben und sich wegen seiner Wiederanstellung in der Armee verwenden zu wollen. Hr. v. Rahden erzählt nun, nach vier solchen Briefen des Feldmarschalls, welche jedesmal eine abschlägige Antwort erfahren, sei endlich auf einen fünften der Bescheid des Generals v. Witzleben eingetroffen: der Hauptmann v. Rahden könne nur unter der einzigen Bedingung wieder in die active Armee zurück, wenn er unverzüglich nach Glogau geht und dort so lange Recruten exercirt bis er ruhig geworden. Auf dieses Schreiben habe der Feldmarschall ihm gesagt: „Wenn Hr. v. Witzleben dieser Meinung ist, so entgegne ich, Ihr Feldmarschall, daß ich einen bessern Weg weiß, befehle Ihnen also bei der Division des Generals Grolman das Commando einer Landwehrcompagnie zu übernehmen" u. s. w. Gegen diese Darstellung erklärt nun wiederum die Widerlegungsschrift: Der Feldmarschall habe nicht öfter als ein mal an General v. Witzleben geschrieben und habe auch nicht kraft seiner Machtvollkommenheit dem Hauptmann v. Rahden jenes Commando übergeben, sondern der Hauptmann sei um Einrangirung in die Landwehr selbst eingekommen und darauf vom König zum Führer einer Compagnie ernannt worden.

Seine Anstellung in der activen Armee aber gelang in der That nicht. General Grolman erklärte ihm zuletzt formell, es sei unmöglich gewesen des General v. Witzleben's Abneigung gegen ihn zu bekämpfen. Der Verf. begibt sich in Folge dieser Eröffnung an den Rhein, bietet auch dort, bei dem Beobachtungscorps welches Preußen während der Belagerung Antwerpens (1832) aufgestellt hatte vergeblich seine Dienste an, und eilt darauf „im glühend enthusiastischen Verlangen" sich den Holländern anzuschließen ins Hauptquartier derselben. Der Commandant, Prinz von Oranien, hielt ihn anfänglich für einen preußischen Courrier, der das Vorrücken der Preußen zu melden komme; als ihm aber Hr. v. Rahden sein Anliegen in holländische Dienste zu treten vorgetragen hatte, erhielt er zur Antwort: „Ich kann keinen Pyper (Pfeifer) bei der Armee anstellen,

Capitain, da müssen Sie zum Prinzen Friedrich gehen." Zu diesem begab er sich denn nach dem Haag, trug ihm sein Begehren vor als freiwilliger Kanonier in die belagerte Citadelle von Antwerpen einzutreten, erhielt von Sr. niederländischen Majestät die Bewilligung dazu, ward als Kanonier eingekleidet, und als solcher dem König und darauf der Prinzessin Friedrich vorgestellt. Auf die theilnehmende Frage dieser Prinzessin, ob er keinen Wunsch für die Heimat habe, erbat er sich ihre Fürsprache bei ihrem königlichen Vater zu Gunsten einer Pension für seine alte Mutter. Darauf trat er mit dem Briefpaquetboot seinen Weg an. Auf dem Flaggenschiff der Scheldestation angelangt, empfing ihn die Nachricht von der Unmöglichkeit in die Citadelle, mit welcher alle Verbindung unterbrochen war, zu kommen. Statt dessen erhielt er das Commando von zwei Achtzehnpfündern auf einer Kanonenschaluppe. Nun stand er wieder im Kriegsfeuer, dem er bei der Erinnerung daran ein lautes Hurrah zuruft. Wenn er bei diesem Anlaß sagt: „Der erste scharfe Schuß im Kriege und der erste scharfe Säbelhieb wirft das fade, langarmige, hohle und erbärmliche, formelle und normale Schreibwesen mit allen seinen Helden und Koryphäen über den Haufen", so vergißt er, daß diese Helden und Koryphäen, die er hier im Sinne hat doch auch ihre Feuerprobe gut bestanden haben.

Von seiner Schaluppe aus beschoß Hr. v. Rahden die feindlichen Palisaden Schuß für Schuß mit großer Wirkung. Das Unternehmen aber den Scheldedamm zu durchstechen mislang. Hr. v. Rahden ward, stark am Fuß verwundet, nach dem Fort Lieffenshoek zurückgebracht. Je stärker sein Verlangen gewesen war in die Citadelle zu kommen, desto unleidlicher war jetzt seine Lage; er nennt sie gräßlich. Nun vertraut er einem alten Capitain, in dessen Cabinet er lag, seine Geschichte und den Gegenstand seiner Sehnsucht. Der Capitain sah nach der Uhr: „Mein Freund", sagte er auf die Citadelle weisend, „in zwei Stunden sind Sie da drüben." Hr. v. Rahden springt vom Stuhl auf, geht, begleitet und unterstützt, in finsterer Nacht an den Hafen, besteigt einen Kahn und war gegen 10 Uhr bei der Citadelle angelangt. Er erzählt:

Meine beiden Matrosen trugen mich fast ans Land, allein gehen konnte ich nicht, mein Fuß war hoch angeschwollen und ich hätte bei jedem Tritt vor Schmerz laut aufschreien mögen. Auf der Unteroffizierwacht machte ich Halt, überreichte dem Wachtcommandanten meine Papiere und bat ihn solche dem General Chassé zuzuschicken. Nach einer guten Stunde erhielt ich folgenden Bescheid: Der General begreife nicht was ich wolle; ob man denn in Preußen glaube, daß die Holländer die Citadelle nicht allein vertheidigen würden. Ich möchte daher ganz ruhig dahin zurückkehren wo ich hergekommen. Der General könne mich ohnehin nicht brauchen. Heute hätte die Citadelle capitulirt. Capitulirt! ich glaube ich hatte in meinem ganzen Leben noch kein so infames Wort unter solchen infamen Verhältnissen als eben die meinigen waren vernommen.

Der Verf. hatte darauf nichts Eiligeres zu thun als seinen Rückzug nach Lieffenshoek anzutreten. Unter gräulichem Tumult und Geschrei — in der Ferne Donnergekrach und dicht vor ihm helles Feuer und furchtbares Getöse — stieß sein Boot ab, und nach Mitternacht bei Lieffenshoek angekommen wankte er ans Ufer, zog mechanisch Uhr und Geldbeutel, drückte Beides seinen erstaunten Führern in die Hände, umhalste seinen Retter und fiel zu Boden. Als er erwachte, befand er sich im Hospital zu Lillo, und als er genesen war im Haag. Dort, nachdem der König ihn bei der Audienz gesprochen, erfuhr er durch Prinz Friedrich seine Ernennung zum Capitain à la Suite mit ansehnlichem Gehalt. Ihm war zu Muthe als sei er „direct ins Paradies einmarschirt". Als ihm indeß bald nachher eröffnet wurde, daß seine Anstellung nur temporair sei, glaubte er in dieser Einschränkung die Wirkung des ihm feindlichen, bis nach dem Haag reichenden Einflusses des in Preußen „allgewaltigen" Witzleben zu erkennen. Was diese letzte Behauptung betrifft, so ist die Entgegnung der Widerlegungsschrift hier insofern auf Irrwegen, als das von ihr angeführte Document nur beweist, daß Hr. v. Rahden 1836 seine Entlassung aus niederländischem Dienste selbst gefodert habe, eine Thatsache welche mit jener Behauptung eines feindlichen Einflusses vom J. 1834 durchaus nicht im Widerspruch steht, noch viel weniger also geeignet ist sie zu entkräften.

Dies sind im Umrisse die Lebensereignisse des Verf., deren ausführliche und, wie schon bemerkt, nur allzu oft ins völlig Bedeutungslose sich verlaufende Darstellung dieser zweite 35 Bogen starke Band enthält. Sie geben das Bild einer großen Unruhe, welcher, um wahrhaftes Interesse zu gewähren, vor Allem eine sehr wesentliche Bedingung abgeht, nämlich der Eindruck eines leitenden Gedankens. Nur wenn ein solcher vorhanden wäre, könnte dieser stete Wechsel der Verhältnisse, dies unablässige Drängen nach Unternehmungen, Arbeiten und Thaten den Werth haben Betrachtungen höherer Art zu wecken, und in den Schicksalen des Einzelnen seine Zeit wie im Spiegel erscheinen zu lassen. Und nur unter dieser Bedingung, müssen wir vom literarischen Gesichtspunkte aus hinzufügen, können Erlebnisse solcher Art des Aufzeichnens werth gefunden werden. Von dieser Seite angesehen steht der zweite Band dem ersten bedeutend nach; er hat indeß noch manchen andern Inhalt, nämlich einige biographische Notizen über mehre hervorragende Männer und Kriegsdetail über die Belagerung von Antwerpen. Ueber den Werth des letztern mögen Kriegserfahrene urtheilen; was aber den Werth jener biographischen Notizen, sowie mehrer im Buche enthaltenen Schilderungen von Personen und Oertlichkeiten (z. B. Petersburgs) anlangt, so können wir ihn nicht hoch anschlagen, da in denselben kaum etwas Mehr als allgemein Bekanntes enthalten ist, der Wiederabdruck aber ganzer Partien aus Nettelbeck und Hormayr in einem Buche das ohnehin von so starkem Embonpoint ist kein glücklicher Gedanke war. 50.

Die Ureingeborenen Australiens.

Der bekannte E. W. Landor hat unter dem Titel „The Bushman: or life in a new country" ein höchst anziehendes

und unterrichtendes Werk über Westaustralien, dessen Beschaffenheit, Bevölkerung und Colonisation geliefert, worin die ernsten Rathschläge welche es beziehentlich der letztern und der dort zu verbreitenden Gesittung ertheilt in eine Menge unterhaltender Erzählungen über das Leben der dortigen Pflanzer und Schilderungen von Abenteuern zu Land und Wasser eingekleidet sind. Er ist gar nicht damit zufrieden, daß man die Eingeborenen in jeder Hinsicht gesetzlich den britischen Unterthanen gleichgestellt, indem er der Ueberzeugung ist, daß für einen primitiven Zustand der Gesellschaft nur primitive und einfache Gesetze am Ort sind, und das schwere und überbürdete Räderwerk des gesitteten Lebens ganz und gar sich nicht schicke für Diejenigen welche in ihren Alltagsgewohnheiten und in ihren geistigen Begabungen nur wenig über den Thieren stehen. Das Bild welches der Verf. von diesen Stämmen entwirft ist aber auch sicherlich nicht der Art, daß sich erwarten ließe, die politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetze des freiesten Volks Europas, der Briten, seien für solche Geschöpfe anwendbar. Nach Landor's Behauptung ständen die Eingeborenen Westaustraliens auf der Stufenleiter menschlicher Wesen kaum über den Buschmännern Südafrikas. Ihr Unterscheidungsvermögen sei sehr gering und ihr physischer Bau äußerst schwach. In einigen Beziehungen ähnelt die australische Race zweien von den fünf Menschenracen. In der Gesichtsbildung und dem Haar gleicht der Australier dem Malaien, in der engen Stirn, den hervorragenden Backenknochen, den einwärts gebogenen Knien nähert er sich dem Aethiopier. Der auffallendste Unterschied des australischen Stammes von jeder andern Race besteht in der Gestalt der Kiefern und Zähne. Die Schneidezähne sind dick und rund, nicht wie gewöhnlich scharf abgeplattet, sondern blockigen Kegeln ähnlich; die Spitzzähne sind nicht spitz, sondern an der Kauoberfläche breit und platt wie die danebenstehenden Backenzähne. Der Unterkiefer fällt nicht über den Oberkiefer herab, sondern die Zähne stoßen mit ihren Oberflächen aufeinander: eine Eigenthümlichkeit der Zahnbildung die Blumenbach als das Merkmal der ägyptischen Mumien bezeichnet, welcher Naturforscher jedoch die Natur der Nahrung nicht für ausreichend zur Erklärung derselben hält, und annimmt, daß darin eine ursprüngliche Verschiedenheit liege. Landor behauptet Dem entgegen, daß diese absonderliche Zahnbildung, so weit seine Erfahrungen und Untersuchungen an der australischen Race reichen, der mechanischen Arbeit beim Zermalmen der eigenthümlichen Nahrung zuzuschreiben sei womit jene Wilden sich nähren. Er bemerkt in dieser Hinsicht: „Ich habe die Zähne von Neugeborenen, Säuglingen und Kindern untersucht und dieselben in jeder Hinsicht denen der Europäer in gleichem Alter ähnlich gefunden. Außerdem konnte die Zunahme der Entartung bei den Eingeborenen der verschiedenen Altersclassen bis zu dem letzten Zahnstummel des alten Mannes herab verfolgt werden. Ich halte jene eigenthümliche Zahnbildung deshalb für die Wirkung des Kauens." Aber es erhebt sich hier die interessante Frage: welcher Art die Nahrung gewesen sein möge die bei den alten Aegyptiern dieselbe Eigenthümlichkeit hervorbrachte wie bei den heutigen Australiern? Lebten die Erzväter der Wissenschaft von Baumrinden und rohen Wurzeln wie die elenden Wilden heutzutage? Aber wenn auch die Zermalmung der Nahrung diese seltsame Aehnlichkeit der Zähne veranlaßt hat, so bleibt immer noch die ungelöste Frage: Warum stoßen die beiden Kiefer so vollständig und genau aufeinander? Und beschränkt sich diese Eigenthümlichkeit nur auf jene beiden bezeichneten Fälle? Für den Naturforscher und namentlich den Phrenologen lehrreich ist die Beschreibung der Schädelbildung des Australiers, die Landor bis ins Einzelne herab mittheilt. Er bemerkt dabei, daß das erfahrungsmäßige schwerere Gewicht des Hirnschädels der Wilden daher rühre, daß ihre Köpfe fortwährend allen Unbilden der Witterung ausgesetzt seien, wodurch die Hirnschale dichter und deshalb schwerer werde als bei gesitteten Völkern. Landor theilt in Bezug darauf folgende Liste zur Vergleichung mit. Die Hirnschale eines Griechen wiegt 1 Pfund 11½ Unzen, die eines Negers 2 Pfund, die eines Mulatten 2 Pfund 10 Unzen, die eines Chinesen 1 Pfund 7½ Unzen, die eines Zigeuners 2 Pfund, die eines Australiers 1 Pfund 12½ Unzen. 3.

Bibliographie.

Baur, F. C., Die Ignatianischen Briefe und ihr neuester Kritiker. Eine Streitschrift gegen Hrn. Bunsen. Tübingen, Fues. Gr. 8. 27 Ngr.

Eitelberger von Edelberg, R., Die Reform des Kunstunterrichts und Professor Waldmüller's Lehrmethode. Wien, Volke. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Freimaurerorden in seiner gegenwärtigen Bedeutung. Beleuchtung der Schrift: Der Freimaurerorden in seiner gegenwärtigen Nichtigkeit. Magdeburg, Fabricius u. Schaefer. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Bachmann, L. Ranke, K. Ritter. 1ster Band. 2te Hälfte. Die Urzeit bearbeitet von J. Horkel. Berlin, Besser. 8. 24 Ngr.

Lubojatzki, F., Eine preußische Familie. Geschichtlicher Roman. 1ster Theil. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Marsh, H., Vergleichende Darstellung der Englischen und Römischen Kirche. Mit einem Anhang über Kirchenautorität, über das Wesen des Schisma und den Felsen, auf welchen Christus, nach seiner Erklärung, seine Kirche gründen wollte. Aus dem Englischen übertragen von F. Eisele. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Simrock. 6te Auflage. — A. u. d. T.: Das Heldenbuch von K. Simrock. 2ter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Oertel, F. M., Das Jahr 1847. Zweiter Nachtrag zu den genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Brockhaus. Quer 8. 12 Ngr.

Platen, A. v., Gedichte. (4te Auflage.) Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Prescott, W. H., Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr.

Stieglitz, H., Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tarnow, F., Zwei Jahre in Petersburg. Aus den Papieren eines alten Diplomaten. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eine Woche. Idyll-Novelle, herausgegeben von dem Einsiedler bei St. Johannes. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Bernhard, G., Die Gräfin Landsfeld weiland Lola Montez und die Münchner Studenten. Leipzig, Kößling. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die jüngsten Ereignisse. 1stes Heft: das jüngste Gericht über das französische Königthum. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Henne, A., Der Sonderbund und seine Auflösung durch die Tagsatzung im November 1847. Mit dem Schauplatz des Krieges und den Bildnissen von Dufour und Ochsenbein. 2te Auflage. Zwei Hefte. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Schönstedt, A., Die Bedeutung der Jurisprudenz als Wissenschaft. Eine Entgegnung. 2te umgearbeitete Auflage. Magdeburg, Baensch. 8. 4 Ngr.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 108. —— 17. April 1848.

Wilhelm von Humboldt und seine Freundin Charlotte.*)

Es ist kürzlich ein Briefwechsel erschienen der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege, die zugleich Zeugniß geben welch ein hoher reiner Ton von den gleichgestimmten Seelen der Schreibenden angeschlagen worden ist. Der Nimbus eines so seltenen Bündnisses geht natürlich auch auf die Theilnehmerin desselben über. Sie hat sich bei der Herausgabe des Briefwechsels in tiefes, bescheidenes Dunkel gehüllt; aber als Humboldt's Freundin wird sie fortan im hellsten Lichte stehen und neben so manchen andern gefeierten Namen ihres Geschlechts genannt werden, wenn auch sonst die Schatten trauriger Jugendirrthümer sie verfolgt und das Urtheil der Welt gegen sie in die Schranken gerufen haben. Ihr Tod, der vor Jahresfrist erfolgte, gestattet diesen Ausspruch und löst die Verpflichtung persönlicher Rücksichten der Oeffentlichkeit gegenüber, weil die Verstorbene im Leben allein stand und von Verwandten nicht betrauert wurde. Auch soll nur vom psychologischen Standpunkte in die Verborgenheit ihres Lebens geblickt und nur Saiten berührt werden die zum Verständniß des Grundtons ihres Wesens nothwendig sind. Denn es bietet sich hier ein merkwürdiger Frauencharakter dar, in dem und dessen Erlebnissen sich die Eigenthümlichkeit weiblicher Bildung und Anschauungsweise aus dem Beginn unsers Jahrhunderts prägnant darstellt. Die äußern Linien dieses Lebenslaufes lassen sich nur flüchtig hier andeuten. Humboldt's Freundin Charlotte war die Tochter eines wohlhabenden Predigers in der Gegend von Nenndorf, dem reizend gelegenen kurhessischen Badeorte; der Vater war schwärmerischer Gemüthsanlage, er glaubte an Geistererscheinungen und nahm an sich vielfach magnetische Einflüsse wahr. Dennoch lebte er viel in den Alten und unterrichtete seine Tochter mit Eifer in den positiven Wissenschaften, wozu sie viel Neigung zeigte, während sie sich der Mutter, einer praktisch thätigen Hausfrau, nicht recht angeschlossen zu haben scheint. Charlotte bildete früh eine große Begeisterung für Freundschaft in sich aus und einen glühenden Durst nach dem Ungewöhnlichen, nach unerreichbaren Idealen. Richardson's „Clarisse" war lange Zeit ihre Lieblingslecture, aus ihr gestaltete sie sich eine unhaltbare Ansicht von der Welt. Und doch hat der würdige Verfasser gerade die Welt in ihrer tiefsten Verderbtheit, die ideale Liebe in ihren grausamsten Täuschungen geschildert; Charlotte hätte eine prophetische Warnung für ihr ganzes künftiges Leben daraus entnehmen können, aber es lag in ihrer Eigenthümlichkeit nur die Idealität ins Auge zu fassen. So eignete sie sich aus jenem damals allgemein verbreiteten Roman ein schwärmerisches, jeder Aufopferung fähiges Verlangen nach Freundschaft und eine glühende Verehrung der Tugend an. In den bittern Erfahrungen ihres Lebens stürzte Ersteres alsbald zusammen, aber Letzteres erhielt ihr unter allen Schmähungen das Selbstbewußtsein an Humboldt schreiben zu können: „Ich bin gereift durch großen und mannichfaltigen Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht."

Damals trug die Jugend, besonders die weibliche, ein Ideal in der Brust, den künftig Geliebten, und der Wahn, er müsse ihr in der Wirklichkeit erscheinen und dann sei jeder Widerstand vergebens. Unsere Dichter haben diesen Gedanken gesäet und gereift, Schiller's Wort:

> Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
> Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet,
> Es löst der Mensch nicht was der Himmel bindet.

*) Wir theilten bereits in Nr. 1—3 d. Bl. einen Aufsatz über die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin" mit; da aber diese Erscheinung fortwährend das Interesse des gebildeten Publicums in hohem Grade in Anspruch nimmt, wie die so bald nach dem Erscheinen der ersten nöthig gewordene zweite Auflage beweist, so lassen wir auch den nachfolgenden Aufsatz noch in d. Bl. abdrucken, zumal sich derselbe wesentlich mit der Persönlichkeit von Humboldt's Freundin beschäftigt. D. Red.

ward ein Evangelium der Liebesschwärmerei, und Franz v. Sonnenberg hat ganze Bogen Gedichte „An die künftig Geliebte" geschrieben. Eine fast nothwendige Täuschung über dieselbe vermehrte die Melancholie, die ihn zum Selbstmord trieb. Die Dichtungen damaliger Zeit rissen in ihrer kraftvollen Unmittelbarkeit wie ein Strom die Herzen der Jugend mit sich fort, während die heutigen kaum tropfenweis zu wirken vermögen.

Auch Charlotte versenkte sich in diesen Dichterwahn, der dahin wirkte unter dem falschen Nimbus der Schwärmerei ein menschliches Gefühl an die Stelle Gottes zu setzen und alles Glück im Irdischen zu suchen. Einmal schien es als sollte Charlotte die einzig mögliche Verwirklichung ihres Ideals finden; sie lernte in dem romantischen Frühlingsalter von 18 oder 19 Jahren den jungen Wilhelm v. Humboldt kennen. Wäre dies Zusammentreffen nicht so flüchtig gewesen, gewiß sie würde in dem Freunde auch einen Wegweiser ihrer Jugend gefunden haben, wie er später ein Trost ihres Alters wurde. Es war im Sommer 1788 als Charlotte in Pyrmont drei Tage mit Wilhelm v. Humboldt verlebte, drei selige Tage, in denen eine Freundschaft nach damaligem Brauch mit Stammbuchblättern und sentimentalen Ergüssen geschlossen wurde. Das junge sehr schöne Mädchen glaubte wirklich das Ideal seiner Seele gefunden zu haben und fühlte die reinste innigste jungfräuliche Neigung für Wilhelm v. Humboldt in sich entkeimen. Jedoch ahnte er nicht die Tiefe des hervorgebrachten Eindrucks, er war so sehr mit seinen göttinger Studien beschäftigt, daß er sogar versäumte Charlotte's Aeltern, wie er halb versprochen hatte, zu besuchen. Rührend ist es wie der alte Mann fast ein halbes Jahrhundert später sich dieser Versäumniß noch mit Bedauern erinnert und zu gleicher Zeit eine leise Anklage gegen die Freundin nicht unterdrücken kann, daß sein Bild, trotz der Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks, doch so schnell bei ihr verlöscht worden sei. Die Zartheit womit er übrigens das verspätete Geständniß über denselben von seiner Freundin aufnimmt gehört zu den liebenswürdigsten Wendungen seiner Briefe.

Charlotte war schon zur Zeit dieser Begegnung von einem jungen Manne der in guten äußern Verhältnissen stand umworben; im Frühjahr 1789 verheirathete sie sich mit ihm; jedoch ersichtlich ohne alle Neigung. Ob Humboldt's plötzliches Erscheinen und Verschwinden in ihrem Leben auf diesen Schritt Charlotte's eingewirkt hat, davon findet sich nirgend eine Andeutung; jedenfalls war es ein Schritt zum Unheil. Die Ehe wurde nach fünfjähriger Dauer getrennt, und zwar auf Charlotte's dringenden Wunsch. Diese Katastrophe führte harte Anklagen gegen sie herbei; ihr Herz, in einer unglücklichen Ehe vergebens nach Befriedigung ringend, hatte dem tiefeingewurzelten Jugendwahn gehorcht und sich einem jungen Manne zugewendet für den es sich geschaffen glaubte. Als der Lösung ihrer Ehe Hindernisse im Wege standen, faßte Charlotte den Entschluß der Verzweiflung dieselben dadurch hinwegzuräumen, daß sie sich vor Gericht als schuldigen Theil erklärte, wodurch sie ihren Ruf unrettbar selbst vernichtete. Nach so schweren Opfern glaubte sie nun sich ein Recht auf das ideale Glück ihrer Träume erworben zu haben; sie wollte nur in der Nähe des geliebten Mannes leben, er sollte alle ihre Anfoderungen an ein reines Freundschaftsverhältniß erfüllen, mit Einem Worte, ihre Idealswelt wahr machen. Aber sie mußte erfahren, daß diese misverstanden, als unhaltbare Ueberspannung verspottet wurde, und daß ihr Nichts übrig blieb um sich vor der Bitterkeit der Täuschung und den realen Anfoderungen ihres männlichen Ideals zu retten als zu fliehen.

Sie zog sich nach Braunschweig zurück und lebte dort in erträglichen Verhältnissen, da ihr ein von ihren Aeltern ererbtes Vermögen eine angenehme Unabhängigkeit zusicherte. Aber auch dieses letzte Pfand irdischen Glücks sollte ihr verloren gehen. Nach der Schlacht von Jena brachten alle Patrioten dem Staate ihre Besitzthümer dar, der ihnen Obligationen dafür gab, die in kurzer Zeit werthlose Papierschnitzel waren. So büßte auch Charlotte ihre ganze Habe ein; der Herzog von Braunschweig machte ihr später Hoffnung auf Ersatz, aber er fiel bei Waterloo ohne seinen edeln Vorsatz erfüllen zu können.

Von der Welt verlassen und aus ihren Kreisen verbannt, ohne alle Hülfsquellen, erwachte in Charlotte die Energie einer großen reichen Seele, die sich früher zu ihrem Verderben nur in Mitteln zu ihrer Wohlfahrt vergriffen und nach Glück gestrebt hatte wo es nicht zu finden war. In weiblichen Kunstarbeiten geübt, hatte sie besonders die Verfertigung künstlicher Blumen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Sie zog nach Kassel, wo damals der Kaiserbruder Hieronymus seinen glänzenden königlichen Hof hielt; bei den gesteigerten Bedürfnissen des Luxus, der von Frankreich nach der kleinen deutschen Residenz verpflanzt wurde, mußte es Charlotte leicht werden einen Erwerbszweig aus ihrer Kunstfertigkeit zu machen. Sie arbeitete mit tiefem Studium nach der Natur und ihre Blumen übertrafen an Schönheit und Wahrheit die der Fabriken. Zudem hatten sich in Kassel die engen Kreise, die ihr streng verschlossen waren, erweitert durch die Flut der zuströmenden Fremden. Die Einzelheiten des Privatlebens wurden vergessen, Charlotte fand Anerkennung ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, ausgezeichnete Menschen suchten ihren Umgang. Die Franzosen waren weit entfernt Jemanden der durch seinen industriellen Kunstfleiß sich Existenzmittel verschaffen mußte deshalb in ihren geselligen Kreisen zurückzusetzen; die harte Lehre der Revolution hatte die Regeln vornehmen Müßiggangs bei ihnen vernichtet, welche die Afteraristokratie aller Zeiten und Länder immerdar bemüht ist wiederherzustellen. Charlotte lebte damals in durchaus geachteten Verhältnissen, kein Schatten irgend einer Art fiel auf ihren Ruf, obwol sie noch sehr schön war und ganz allein stand; auch die zahlreiche Verwandtschaft ihres geschiedenen Gemahls, der sich wieder anderweitig verheirathet

hatte und in Kassel lebte, konnte keinen Vorwurf gegen sie aufbringen, so sehr man auch zu diesem Zwecke Beobachtungen anstellte.

Aber dieser Sonnenblick einer sorglosen Existenz dauerte nur sehr kurze Zeit für Charlotte. Der Glanz der französischen Königsstadt mitten in Deutschland verschwand mit allen Thronen dieser Märchen-Episode. Wie mit einer Zauberruthe waren durch die Rückkehr des alten Kurfürsten alle Verhältnisse wieder in die frühern Zustände verwandelt. Charlotte's neue Freunde zerstreute der politische Sturm in ferne Länder, sie wurde wieder geächtet von den alten, in denen die Erinnerung an alle Begebenheiten ihres engen Kreises wieder erwachten. Von aller Welt gemieden, lag auch ihr Erwerbszweig darnieder.

So hülflos arm, verlassen, verleumdet, kränklich hätte sich Charlotte mit ihrem hochstrebenden stolzen Sinn gewiß den Tod gegeben, wenn sie ein Kind unserer selbstmörderischen Zeit gewesen wäre. Sie that es nicht, denn damals war die Gottentfremdung noch nicht herrschend geworden. Charlotte vertraute noch einmal den idealischen Gefühlen ihrer Jugend. Sie schrieb an den Mann ihrer ersten Liebe, den preußischen Minister von Humboldt, damals auf dem Congreß zu Wien. Sie rief ihm die drei glücklichen mit ihm in Pyrmont verlebten Jugendtage zurück, gestand ihm, daß er zuerst Gefühle der höchsten Liebe in ihr erweckte, erzählte ihm ihr vergangenes Leben, schilderte ihm ihre hülflose Lage und bat um seinen Rath. Wilhelm von Humboldt ließ dies rührende Vertrauen nicht zu Schanden werden; er antwortete ihr auf der Stelle und zwar mit so viel Wärme und Edelsinn, als seien nicht 26 Jahre verflossen seit er die liebenswürdige Freundin gesehen, als sei er noch derselbe hochherzige Jüngling von Damals. Er befreite sie auf die zarteste Weise von den drückendsten Sorgen der Gegenwart und bat um eine dauernde Wiederbelebung ihrer gegenseitigen Freundschaft, die dem vielbeschäftigten Manne einen eigenthümlichen Reiz dargeboten haben muß, da er bis zu seinem Tode oft mühsam den Briefwechsel fortsetzte. Charlotte hatte, mehr durch ihr Gefühl wie durch berechnende Lebensklugheit geleitet, in ihrem ersten Briefe Saiten angeschlagen die in dem Herzen eines Mannes von so idealer Gemüthsanlage lange nachtönen mußten und den Zauber der Jugend in dies Freundschaftsband zweier bejahrten Leute webten. Das Bewußtsein auf dem Altar eines weiblichen Herzens als schützende Gottheit zu stehen, Jahrelang im Stillen gefeiert zu sein, wird immerdar von schlagender Wirkung auf die Natur des Mannes bleiben, die sich auch in kleinen feinen Zügen in Humboldt's Briefen mit fast naiver Ursprünglichkeit bethätigt; so gesteht er, daß es ihn glücklich mache, wenn seine Freundin ihm völlig gehorche, sich seiner Sorge unterordne. Charlotte lächelt über die Manifestation des herrschenden Princips, fügt sich ihm aber echt weiblich. Im Verlauf des Briefwechsels offenbart sich zwischen Beiden eine auffallende Uebereinstimmung der Neigungen, die ihr Verhältniß nur noch inniger gestalten mußte und die es erklärt wie Humboldt inmitten der Probleme seiner Studien seiner vielseitigen literarischen Arbeiten und Familienverbindungen doch Zeit fand diese zahlreichen Briefe zu schreiben. Er theilte mit der Freundin den Hang zur Einsamkeit und das Bedürfniß sich mit den höchsten Ideen zu beschäftigen; zart und rücksichtsvoll belehrt er und geht auf jede Meinung ein, berichtigend oder beipflichtend; jeder Klage weiß er Trostgründe zu finden. Freudlosigkeit und Melancholie, die er, der Glückliche, nie empfunden zu haben eingesteht, waren die steten Gefährten der armen Charlotte und nur seinem milden Zauberspruch wichen sie. Er schlug ihr geistige Beschäftigungen vor, namentlich den Versuch als Schriftstellerin aufzutreten. Sie hatte auf seinen Wunsch ihre Lebensgeschichte für ihn aufgezeichnet, er fand darin so viel Talent, daß er sie mehrmals dringend auffoderte auch für den Druck zu schreiben. Aber sie weigerte sich standhaft und bat ausdrücklich auch das Manuscript ihrer Biographie zu vernichten. Wahrscheinlich ist Dies geschehen und die literarische Welt ist um diese interessanten psychologischen Erörterungen gekommen. Die Motive zu Charlotte's Abneigung öffentlich zu schreiben lagen zum Theil wol in ihrer Furcht abermals das Urtheil der Welt gegen sich aufzurufen, wenn sie ihre Verborgenheit verließ. Die Wunden welche es ihr in Folge ihrer Jugenderlebnisse geschlagen waren nie wieder geheilt. Man handhabte es mit unnachsichtiger Verdammung gegen Niedriggestellte, die aus dem Kreise des Herkömmlichen zu treten wagten, und übersah jede Sittenverletzung von Seiten der Mächtigen. Noch bis zu diesem Augenblick ist Charlotte's Name der Verleumdung der Kleinstädterei preisgegeben, weder Alter noch Tod vermochte sie zu entwaffnen. Wie begreiflich, daß sich die arme Verfolgte so tief in ihre Einsamkeit vergrub. Mit echt weiblicher Poesie schaffte sie sich ein Idyllenleben in ihr. Ausdauer und Fleiß hatten ihre Arbeit trotz der ungünstigen Verhältnisse einträglich genug zu machen verstanden um ihren höchst einfachen Bedürfnissen zu genügen. Sie arbeitete von früh bis in die Nacht an ihrem Tagewerk und besorgte ihre ganze Häuslichkeit ohne alle Hülfe einer Dienerin. Daher wurde es möglich mit ihrer geringen Einnahme auszureichen und nie wieder die Hülfe des edelmüthigen Freundes anzunehmen. Er schenkte ihr nur werthvolle Bücher, die ihr sonst wol unerreichbar gewesen sein würden. Einmal besuchte er sie auf der Durchreise in Kassel und fand sie in ihrem kleinen Hause, vor dem Thore in einem schönen stillen Garten gelegen, gerade so wie sie oft es ihm beschrieben hatte. Alles um sie her bekundete Sauberkeit, Ordnung, Geschmack und Kunstsinn. Im obern Stockwerk arbeitete sie, wie es ihr Lebensunterhalt erheischte, in zierlicher Ordnung, fabrikmäßig eingetheilt lagen dort die Elemente aus denen sie ihre Blumen schaffen mußte. Unten im Hause hatte sie erst seit kurzem ein Zimmer durch verdoppelte Anstrengungen neu eingerichtet und zu Humboldt's Empfang vorbereitet.

Hier fand er die Kupferstiche seines Sommerhauses Tegel, die er ihr gesendet, die Bücher die er für sie gewählt und gleich einem Heiligthum aufbewahrt, seine sämmtlichen Briefe. Dies Zimmerchen war das Asyl wo Charlotte ihre Feierabende und Festtage beging. Er war freudig überrascht und erkannte mehr als je, daß er das Licht ihres Lebens sei, daß sich Charlotte an seinen Ideen erhob und ernährte. Diese Manifestation eines tief weiblichen, ihm so ganz ergebenen Gemüths rührte und fesselte ihn für immer; wol mußten seine Briefe für die Einsame eine wahre Lebensquelle sein: sie bekam durch ihn Nachricht über alle Weltereignisse, von seinen Reisen nach Paris, London, Wien schrieb er ihr immer. Die meisten und innigsten Briefe sind aber von seinem Lieblingsaufenthalt Tegel datirt. Neben den heiligsten Interessen der Seele, den Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, erstrecken sich seine klaren geistreichen Beurtheilungen auch auf alle bedeutenden Erscheinungen des Tags. Wir begegnen hier Skizzen der merkwürdigsten Personen, die Staël, Rahel, Stolberg, Jakobi, Herder und ihre Werke werden besprochen. Oft auch ist die Rede von Erscheinungen die erst in neuerer Zeit Bedeutung erlangt haben; so enthalten mehre Briefe anmuthige Schilderungen der liebenswürdigen Schriftstellerin Therese v. Bacheracht.

(Der Beschluß folgt.)

Die Freiheits-Bestrebungen der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, dargestellt in Zeugnissen ihrer Literatur. Von E. Weller. Leipzig, Weller. 1848. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Es ist gewiß eine sehr schöne und höchst zeitgemäße Aufgabe, die allmälige Entwickelung der politischen, socialen und religiösen Ideen unter uns Deutschen historisch darzustellen und die allerdings immer fluctuirende, aber dessenungeachtet in stetem Fortschritt begriffene Befreiung vom Dogmatismus der Schule aufzuweisen. Allein es ist Dies eine Aufgabe von so gewaltigem Umfange, daß an eine auch nur einigermaßen genügende Lösung derselben vor der Hand noch gar nicht zu denken ist; denn was sich zerstreut bei den Historikern, den Publicisten, den Juristen, den Theologen, den Dichtern findet, das Alles müßte gesammelt, geordnet und unter den leitenden Gesichtspunkt gebracht werden von dem der Unternehmer einer so umfassenden Arbeit ausgeht. Dabei müßte von der einen Seite scharf gesondert werden zwischen den verschiedenen Gebieten des politischen, socialen und religiösen Lebens, und von der andern Seite müßte doch wieder der Zusammenhang dieser verschiedenen Gebiete aufgedeckt, oder resp. der je zuweilen stattfindende Widerspruch nachgewiesen werden. An Vorarbeiten zu einem solchen Werke fehlt es zwar nicht gänzlich, denn nicht nur enthält jede Culturgeschichte hier Einschlägiges, nicht nur geben die Einleitungen zur Politik und andern Disciplinen Brauchbares, sondern es sind auch schon Sammlungen aus einzelnen Schriftstellern vorhanden welche besonders prägnante Aussprüche enthalten. Aber es wird uns doch leicht zugestanden werden, daß auf diesem Gebiete noch Wenig geschehen ist, daß die Culturgeschichte ein noch wenig angebautes Feld ist und daß jene bezeichneten Sammlungen viel mehr der bloßen Unterhaltung dienen als daß sie ein wissenschaftliches Interesse befriedigen könnten. Daher kann gegenwärtig schwerlich Mehr geleistet werden als Vorarbeiten zu jener umfassenden Aufgabe, deren Ausführung erst einer viel spätern Zeit aufbehalten bleiben kann. Dergleichen Vorarbeiten können sich nun entweder so beschränken, daß aus dem überreichen Stoffe etwas Bestimmtes herausgenommen wird, z. B. die Politik, oder daß eine begrenzte Zeit für sich behandelt wird. Dem Verfasser des vorliegenden Buches scheint nach der Vorrede die doppelte Beschränkung des Stoffs und der Zeit vorgeschwebt zu haben, indem er nicht nur bei den beiden letzten Jahrhunderten stehen bleibt, sondern auch der Politik ausschließlich seine Aufmerksamkeit zuwenden will. (Die Vorrede beginnt mit den Worten: „Wenn ich die politische Entwickelung eines so unpolitischen Volkes . . . darzustellen mich bemühe . . .") Desto Tüchtigeres ließ sich von der so begrenzten Arbeit erwarten. Indessen der Verf. bleibt seiner von ihm selbst bezeichneten Beschränkung nicht getreu, vielmehr beschäftigen sich seine Citate bald mit der Politik, bald mit der Religion, bald mit dem socialen Leben; und Dies ohne durchgehendes Princip: denn bald sind die Gedanken eines Schriftstellers über diese verschiedenen Gegenstände an verschiedenen Stellen mitgetheilt, bald wird derselbe Autor nach allen seinen Richtungen hintereinander abgehandelt. Auch die geschichtliche Folge wird durchaus nicht in den Mittheilungen eingehalten, sodaß z. B. der bekannte Edelmann — der früheste unter allen vom Verf. Berücksichtigten — selbst Knigge zum Vorgänger hat, Hans v. Held (geb. 1767, gest. 1845) vor Lessing, Fichte vor Kant, Hardenberg (Novalis) vor Wieland, und diese Alle vor dem Abt Jerusalem ihre Stelle finden. So ist das ganze Buch ohne alle Klarheit und ohne festen Plan zusammengestellt, wie auch solche Aeußerungen, als (S. 79): „Da wir überhaupt nun die Anklänge sammeln . . ." verrathen; einige male, wie im Anfange, S. 120 und bei der Erwähnung von Goethe, wird ein schwacher Anlauf zu einer geordneten Entwickelung gemacht, aber dann geht es wieder gegen die chronologische Ordnung und gegen die logische Folge kraus und bunt durcheinander. Was aber das Schlimmste ist, verschiedene und von des Verf. eigenen abweichende Meinungen kommen nirgend zu ihrem Rechte, ja sie werden überhaupt nur so weit erwähnt und berücksichtigt, als sie sich für die radicalen Grundsätze des Verf. benutzen lassen. „Kampf auf Tod und Leben diesen vier Erbübeln der Menschheit (der Nationalität, der Religion, der Politik und dem Privateigenthum)! Keine Vermittelung denkbar!" Dies die Grundlage auf der Herr Weller seine Sammlung erbaut hat. So ist also wol ersichtlich, daß für die Lösung der oben von uns bezeichneten Aufgabe durch das vorliegende Werkchen Nichts geschehen ist; dessenungeachtet ist dasselbe nicht geradezu werthund interesselos: es zeigt von einer umfassenden Belesenheit, weist auf manche Publicisten des vorigen Jahrhunderts hin, die zu schnell vergessen sind, und vertritt seine Richtung mit großer Entschiedenheit und Geschicklichkeit. 19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 109. —— 18. April 1848.

Wilhelm von Humboldt und seine Freundin Charlotte.

(Beschluß aus Nr. 108.)

Humboldt zeigt sich in diesen Briefen überall als ein Mann in dem der edle Wille Gewalt über alle Leidenschaften hatte. Es möchte auch von ihm wol gelten, was er selbst sagt: „Der Mensch trägt einen bessern Menschen in sich, an den wir uns halten müssen, nicht an den veränderlichen, alltäglichen äußern Menschen; an jenen müssen wir uns halten, nicht an diesen, dem wir Manches verzeihen sollen woran jener tiefere Sinn unschuldig ist." Auch Humboldt ist vielfach hart angeklagt worden, seine Achtung vor strenger Sitte und Heiligkeit der Ehe ist in Zweifel gezogen; aber in diesen Briefen findet sich die schönste Rechtfertigung für ihn. Nach dem Tode seiner innigst geliebten Gattin, der auch aus Rahel's Briefen bekannten, gefeierten Karoline von Dachenröden, zog sich Humboldt gänzlich in die Einsamkeit zurück und brach jede Verbindung mit der Welt ab, er las sogar keine Zeitungen mehr. Wie ein indischer Weiser vertiefte sich Humboldt in Gott, Natur und Unsterblichkeit; so konnte er der Menschen und sogar seiner Kinder entbehren. In seinem lieben Tegel, wo ihn eine kleine Welt von Kunstwerken umgab, lebte er seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen und Studien, wie er selbst sagt, glücklich durch Einsamkeit und Nachdenken. Nicht ohne Sehnsucht, aber mit christlicher Ergebung erwartete er den Tod, mit dem seine Gedanken sich unaufhörlich beschäftigten; auch auf ihn erstreckte sich sein Beobachtungsgeist, darum wünschte er nicht plötzlich zu sterben. Trotz des höhern Alters und seiner Begleitung der Schwäche und des Zitterns der Hand, wurde der Briefwechsel mit Charlotte stets eigenhändig fortgesetzt. Humboldt wußte zu gut wie unersetzlich er der Freundin war, auch er mochte ihrer nicht entbehren. Ein Hauch der Wehmuth über die Vergänglichkeit des Irdischen athmet in seinen Briefen; doch vernimmt man zugleich mit ihr den Flügelschlag des unsterblichen Geistes, der die nahende Unsterblichkeit fühlt. Kaum dürfte das einsame Alter eine Lecture finden die ihm mehr Trost gewährte als diese Abschiedsworte an das Leben eines edeln Greises.

Charlotte, die mit weiblicher Hingebung ihrer ganzen Seele dem Freunde ergeben war, die ihm so oft geschrieben, daß alle harten Schicksale ihr theuer geworden wären, weil sie ihr den Freund wieder zugeführt hätten, versank in tiefe Schwermuth durch die Ahnung seines baldigen Todes. Er erfolgte am 8. April 1835 nach kurzer Krankheit. Was sollte nun aus ihr werden, die ohne alle Familienbande dem hohen Alter entgegenging? Ihre Arbeitsfähigkeit hatte abgenommen und die drückendste Sorge um das tägliche Leben gesellte sich zu dem Gefühl gänzlicher Verlassenheit; aber der Geist ihres Freundes umschwebte sie. Durch Vermittelung seines Bruders Alexander erlangte Charlotte eine lebenslängliche Pension von einer edeln Königin, die im Stillen hülfloses, verschämtes Unglück unterstützt. Einige wenige Freunde hielten fester zu ihr seit ihrem großen Verlust; es waren einfache gute Menschen, ohne Genialität, streng den Foderungen der Sitte und des Herkommens sich fügend. Charlotte hat ihnen oft gesagt wie tief sie es erkannt habe, daß jede Abweichung davon die verderblichsten Folgen über das Weib verhängt.

Die Briefe des geliebten Freundes waren ihr Heiligthum, ihr einziges Glück. Sie las sie immer wieder und vertiefte sich immer mehr in den hohen Geist aus dem sie hervorgegangen waren. Für ihre wenigen Freunde machte sie Auszüge daraus; überzeugte sich jedoch bald von der Vergänglichkeit solcher Manuscripte. Es war als ob eine innere Stimme ihr zuflüstere, sie dürfe so viel Herrliches, Schönes und Tröstliches nicht untergehen lassen, um so weniger, da Wilhelm v. Humboldt der Geschichte angehöre und die Urtheile über seinen Charakter theilweise schwankten. Nach langem Kampf mit ihrer eigenen Schüchternheit und der Scheu vor Oeffentlichkeit entschloß sie sich endlich die Briefe herauszugeben. Es war Dies ein Geschäft das ihre Thätigkeit sehr in Anspruch nahm, sie brachte Jahre damit zu die Schriftzüge ihres Freundes, die in letzter Zeit undeutlich geworden, selbst abzuschreiben, zu sichten, zu ordnen, auszuscheiden, vielleicht mit übertriebener Aengstlichkeit und Sorgfalt. Der Ertrag der Herausgabe sollte dazu bestimmt werden frühere Verbindlichkeiten für Unterstützungen die sie von Freunden empfangen auszugleichen. Aber als ehre der Himmel ihren Wunsch der Verbor-

genheit, starb sie ehe das Werk zum Druck hinreichend vorbereitet war, im Juli 1846.

Bis in ihr hohes Alter hatte sie sich die größte Sparsamkeit auferlegt um mit ihrer geringen Einnahme auszureichen, bei ihren häuslichen Verrichtungen that sie einen unglücklichen Fall, in Folge dessen sie den Fuß brach und unter großen Schmerzen, aber mit heiterer Ergebung starb. Eine achtungswerthe Familie, ihr innig befreundet, nahm die Alleinstehende in ihr Erbbegräbniß auf.

Die Lesewelt muß ihr dankbar sein, daß sie ihr einen Briefwechsel übergeben hat der einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde ist mehr eine poetische Curiosität, von der einen Seite kalte Berechnung, von der andern schwärmerische Uebertreibung. Eher könnte man einen Vergleich zwischen Charlotte's Briefwechsel und dem Rousseau's mit der Frau v. B...s versuchen; indessen ist diese Weltdame und der charakterschwache Philosoph noch zu sehr von Eitelkeit und weltlichen Empfindungen befangen als daß ihr Ideenkreis sich in ihren Briefen erweitern konnte.

Die Zeit geistiger Freundschaften, in der ein Briefwechsel dieser Art entstehen konnte, scheint überhaupt entschwunden zu sein; sammeln und verehren wir deshalb ihre Reliquien. Die Jetztzeit ist zu materiell, zu geschäftig, zu kalt spottsüchtig und zu egoistisch um die berechnungslose Gemüthlichkeit und naive Hingebung eines Briefwechsels wieder aufkommen zu lassen. 52.

Handbuch der allgemeinen Politik. Zum Gebrauch fürs Haus und für Schulen, besonders für Volksschulen. Von K. E. Bienenvater. Liestal, Honegger. 1846. Gr. 8. 13⅓ Ngr.

In unsern Tagen, wo überall, sogar in Monaco, Verfassungen angestrebt und verliehen, und für die schon vorhandenen neue Bürgschaften in Anspruch genommen werden, läßt sich von einer Schrift die sich zur Aufgabe setzt dem Leser ein einfaches Mittel darzubieten sich selbst für sein Land ohne Mühe eine angemessene Verfassung entwerfen, oder doch jede vorhandene nach einem richtigen Maßstab beurtheilen zu können — es läßt sich, sagen wir, von einer solchen Schrift wol behaupten, daß sie einem dringenden Bedürfnisse abhilft. Denn abgesehen davon, daß Jeder von uns heute oder morgen in die Lage kommen kann an einer constituirenden Versammlung Theil zu nehmen oder über den Gang einer solchen ein Urtheil abzugeben, zweifelt gewiß Niemand, daß in einer nach allen Richtungen so aufgeregten Zeit wie die gegenwärtige, wo die Erörterung öffentlicher Angelegenheiten nicht mehr im Dunkel der Cabinete, sondern sozusagen auf dem Marktplatze stattfindet, politische Bildung nicht mehr das Vorrecht einiger Wenigen bleiben darf, sondern, wenigstens so weit sie Kenntniß der allgemeinen politischen Grundsätze umfaßt, Gemeingut werden muß.

Von diesem Standpunkt nun geht auch, wie bereits angedeutet, der pseudonyme Verf. vorliegenden Handbuches oder Handbüchleins (denn es zählt blos 76 Seiten) aus, der keineswegs die Welt von seinem Studirzimmer aus umgestalten oder in die Massen neuen Zündstoff werfen will, sondern nur die Ergebnisse politischer Beobachtungen und Erfahrungen veröffentlicht die er seit 1827 in Deutschland, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in der Schweiz zu machen Gelegenheit hatte. Indem wir einen Ueberblick Dessen geben was wir nur ungern das System des Verf. nennen, weil es in der That von aller Systemsucht entfernt ist, glauben wir Denjenigen einen Dienst zu leisten die im Gewühle der jeden Tag auftauchenden Reformideen für sich oder Andere noch einen leitenden Faden suchen.

Als Naturgesetze der bürgerlichen Ordnung, d. h. solche politische Einrichtungen die dem sittlichen Wohle der Menschheit am meisten zusagten, oder der Förderung der allgemeinen Civilisation vorzugsweise und unbestritten die wesentlichsten und bleibendsten Dienste leisteten, lassen sich — wir folgen hier überall der Darstellungsweise des Verf. — aus der Geschichte folgende ableiten:

1. Der Wille der Mehrheit der Gemeinde ist das regierende Princip dem die bürgerliche Ordnung als oberstem Souverain allein nur unterworfen sein kann und darf.
2. Alle zu einem Staate verbundenen Gemeinden müssen eine gleichförmige Verfassung haben.
3. Selbständigkeit des Familienlebens, begründet auf ein unabhängiges Privateigenthum.
4. Eintheilung sämmtlicher Individuen des Volks in Gemeinden.
5. Vereinigung der gleichartig organisirten Gemeinden unter einer Staatsbehörde.
6. Repräsentationsrecht der Gemeinden ihrer Staatsbehörde gegenüber.
7. Vereinigung einzelner Staaten zum Bundesstaat.
8. Genaueste Sonderung der gesammten Volksangelegenheiten.

Um diese Naturgesetze zu begründen, schildert der Verf. den Einfluß welchen die griechische und die römische Welt, sowie das Christenthum auf die Gestaltung des neuern Staatswesens übten, und reiht schließlich „jene Elemente der allgemeinen Politik, wie sie Natur und gesunder Menschenverstand im Gange der geschichtlichen Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft nach und nach zu Tage förderten", in logischer Ordnung aneinander. Wir übergehen diese Erörterung, indem wir namentlich auf Das aufmerksam machen was der Verf. beim dritten Punkte über den Communismus sagt, und bleiben beim achten Grundsatze stehen, weil er uns am wichtigsten und am meisten verkannt scheint.

Unter genauester Sonderung der gesammten Volksangelegenheiten versteht der Verf. „die Feststellung und Beobachtung Dessen was als Privatsache, Gemeindesache, Staatssache und Bundessache angesehen und danach jedem Theile der bürgerlichen Gesellschaft zugetheilt sein soll". In dem Mangel dieser Sonderung und „in der durch ganz Europa gehenden Vermengung fast aller privaten und öffentlichen Volksthätigkeit" sieht der Verf. das Hauptübel aller unserer Verfassungen, und widmet daher der Feststellung Dessen was er als Privat-, Gemeinde-, Staats- und Bundessachen anerkennt besondere Abschnitte.

Privatsachen nennt der Verf. „Alles was zum größern Vortheile des Volks von den Individuen desselben frei und selbständig besessen, vollzogen, verwaltet und überhaupt gethan werden kann". Dazu rechnet er vornehmlich:

1. Die Ehe. Die Eingehung derselben muß, sagt er, überall dem Ermessen der mündigen Personen beider Geschlechter überlassen bleiben, ohne daß Gemeinden und Staaten hindernde Bedingungen daran knüpfen. Bürgerliche Formen müssen sie bestimmen zur Legitimation und zum Schutze dieser ersten und ehrwürdigsten aller Verbindungen, denn die religiöse Weihe des Ehebundes ist ebenfalls lediglich Privatsache; aber erschwerende Bestimmungen zu treffen, die stets das ehelose Leben und die Menge der schutzlos, und so gewöhnlich noch mit dem Prädicat der Ehrlosigkeit ins Leben tretenden unehelichen Kinder befördern müssen, dazu hat keine gesetzgebende Behörde ein Recht. Bei diesem Anlasse widerlegt der Verf. auch die

Besorgnisse vor Uebervölkerung, indem er auf die unbebauten Strecken vieler Länder und die Unerschöpflichkeit der physischen Natur unsers Erdballs hinweist.

2. Die Gewerbe aller Art, sowie Künste und Wissenschaften. Der größte Schimpf, ruft er aus, der auf einem Volke lasten kann, sind alle Fesseln, mögen sie Censur oder Preßgesetze, Cautionen oder Privilegien heißen, wodurch Kunst und Wissenschaft in Bande geschlagen werden.

3. Den Unterricht der Jugend, also das Stiften und Einrichten aller Arten von Lehranstalten für die kleinere und größere Jugend, mögen sie Schulen oder Universitäten heißen. Dasselbe gilt von Vereinen zu gemeinnützigen Zwecken für Erwachsene, sowie endlich

4. von allen religiösen Vereinen, Kirchen u. s. w. und ihren Gebräuchen.

Darauf geht der Verf. zur Gemeinde und zu den Gemeindesachen über, die er ebenfalls und, wie wir glauben, vollkommen richtig specificirt. Als Staatssachen bezeichnet er

1. Ueberwachung der Gemeinde und ihrer Pflichten gegen den Staat oder das Gesammtinteresse aller Gemeinden im Staate.

2. Eintheilung der Gemeinden in Bezirke.

3. Die Staatspolicei.

4. Die Justiz in allen Instanzen.

5. Die Staatsmiliz.

6. Die Staatsbauten aller Art, Straßen, also auch Eisenbahnen.

7. Schulen und sonstige Anstalten für Wissenschaft und Kunst und deren Anwendung im praktischen Leben, insofern nämlich die Staatszwecke solche Anstalten erheischen und durch Private und Gemeinden nicht hinlänglich dafür gesorgt ist.

Die Vollziehung oder Verwaltung der Staatssachen ist Angelegenheit der gesetzgebenden Staatsbehörde, über deren Bestellung und Befugnisse der Verf. sich S. 41 ausspricht.

Der Staatsverband den die Gemeinden bilden kann zur Garantie der Rechte der Privaten und Gemeinden hinreichen, wenn er groß genug ist, wie Dies in der Geschichte schon oft der Fall war. Allein für das sichere und ersprießliche Gedeihen der Staaten und ihrer Bewohner war es zugleich vortheilhafter, so oft Staaten anfingen, mit andern zu Bundesstaaten zusammenzutreten. In diesem Falle beruht der Wille des Bundes in der Bundesbürgerschaft, wozu jedes Individuum gehört das Staatsbürgerrecht besitzt. Welche Angelegenheiten Bundessachen seien und in welcher Ordnung sie verwaltet werden sollen, Das stellt die Bundesverfassung fest. Wesentlichste Bundessachen sind:

1. Die Bestimmung der Größe und der Grenzen der Staaten.

2. Maß und Gewicht, Münzwesen, auch das Papiergeld für den Fall augenblicklichen Bedarfs des Bundes oder einzelner Staaten, sowie zur Bequemlichkeit des Verkehrs; aber kein Bankinstitut irgend einer Art als Staatssache, ebenso wenig Institute, unter welchem Namen es auch sei, für Staatsanleihen der Capitalisten.

3. Die Post, so weit es das öffentliche Interesse erheischt.

4. Straßen, so weit die Staaten nicht hinlänglich dafür sorgen können.

5. Schulen, für Bundeszwecke.

6. Das stehende Heer (zu Land und zur See), jedoch in kriegerischen Absichten nur nach außen, niemals innerhalb der Bundesgrenzen gegen Staaten oder Gemeinden; im Frieden zu öffentlichen Arbeiten für Bundesbedürfnisse.

7. Die Verhältnisse des Bundes und der einzelnen Staaten zum Auslande.

Besorgt werden die Bundessachen durch eine gesetzgebende Behörde (Bundestag, Reichstag, Congreß, Tagsatzung, Parlament u. s. w.), die überall am einfachsten von den Repräsentanten (Landtagen, Großräthen u. s. w.) der Staaten bestellt wird, vorausgesetzt, daß diese direct und mit jährlicher Totalerneuerung von den Staaten gewählt werden.

Daß sich, fährt der Verf. fort, nach diesem System der Sonderung der Privat-, Gemeinde-, Staats- und Bundessachen eine europäische Union bilden ließe, dürfte nicht als unmöglich erscheinen.

Die Unionssachen, nämlich:

1. Bestimmung der Größe und Grenzen der europäischen Reiche und Conföderationen;

2. die Verwaltung der vorhandenen außereuropäischen Colonien und die Gründung neuer;

3. Maß und Gewicht, Münzwesen für Europa und die Colonien;

4. Straßen, Eisenbahnen und sonstige angemessene Unionsbauten;

5. Schulen zu Unionszwecken;

6. das stehende Heer, jedoch nur für außereuropäische Zwecke, würde verwaltet durch einen von den Vertretern der einzelnen Reiche zu erwählenden europäischen Congreß.

Durch die modernen Monarchencongresse, welche die sehr ehrenwerthe Absicht hatten in Europa den unseligen Soldatenkriegen ein Ende zu machen, die das Einschreiten in die innern Angelegenheiten Frankreichs (1790) zur Folge hatte, sei, meint der Verf., zu einem solchen europäischen Congresse offenbar ein Vorschritt gethan, der den amerikanischen Republiken bis jetzt noch nicht möglich gewesen. Würden, sagt er, diese Congresse künftig stehende Institutionen mit constitutionneller Repräsentation der dabei betheiligten Nationen: welche wohlthätige Folgen müßte Das allein nur für eine endliche Beseitigung der nichtswürdigen Zollkriege haben ... und wie ganz anders würden sich die innern Verhältnisse der europäischen Staaten und ihrer Bewohner gestalten, wenn sie sich durch eine Union aller Reiche als Bürger eines Welttheils, von ganz Europa, betrachten und gegenseitig völlig frei und ungehindert verkehren könnten! Wie viel wohlthätiger würde der Einfluß eines conföderirten Europas auf Asien, Afrika, Australien und mittelbar auf die ganze Erde wirken!

Zur Ausführung einer solchen Idee, heißt es weiter, schicken sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika schon längst an, deren Gebiet jetzt schon nach der Eroberung von Texas das von Europa an Ausdehnung beiweitem übertrifft, geschweige wenn es dazu noch das Stromgebiet des Oregon (Columbia), Kalifornien, endlich wol auch Mexico bis an die Landenge erworben haben wird, welche Länder dem rührigen Volke gar nicht entgehen können. Warum daher nicht in Europa Das erreichen wollen was die Amerikaner zu verwirklichen schon begonnen haben? Möglich, daß einst die europäischen Reiche, Amerika gegenüber, sich zu conföderiren gezwungen sehen dürften!

Wäre nicht, fügen wir bei, diese Idee einer europäischen Union — eine Idee die schon Max I. und Heinrich IV. nicht fremd war — sammt den Voraussetzungen worauf sie beruht der Aufnahme in das politische Progamm eines großgesinnten Monarchen unserer Tage würdig, oder ist, wie Börne behauptet, Napoleon wirklich der letzte Monarch gewesen und mit ihm die monarchische Regierungskunst ausgegangen? Soll auch zu dieser, freilich utopisch scheinenden, aber dennoch in das Gebiet der Möglichkeit gehörenden Umwälzung der Antrieb vom republikanischen Frankreich ausgehen, dessen mächtigstes publicistisches Organ, der „National", bereits von Etats-Unis de l'ancien continent sprach?

Der Raum verbietet uns hier auf die „Gesetzgebung", „Vollziehung der Gesetze", „Der Beamte" überschriebenen Abschnitte einzugehen, obschon sie manches Beherzigungswerthe enthalten; ebenso heben wir aus dem Capitel „Die Steuer" nur folgende Stelle heraus:

„Das Verderblichste für die Völker, freilich die beste Stütze des Despotismus, ist die Ersetzung aller directen Abgaben durch die indirecte Besteuerung des Verkehrs, wie man beschönigend und bethörend sagt, oder richtiger der einzelnen Theile des beweglichen Privateigenthums. Wie durch Zehnten, Bodenzins,

Grundsteuer u. s. w. wird durch jene Abgaben der Steuerempfänger Mitbesitzer oder Associé und Compagnon der Verkehrtreibenden, gewinnt stets wie sie gewinnen, verliert aber nie wie sie verlieren, weil er in diesem Fall sofort zu Ersatz schaffenden Zwangsmitteln schreitet. Die indirecte Abgabe, gleichviel ob Grenzzoll oder Binnenzoll, begünstigt stets die reichern Classen, besonders die größern Geschäfte und Etablissements aller Art, auf Unkosten der ärmern und der Detailgeschäfte; sie reizt die Erheber, da der Ertrag mit dem zunehmenden Verkehr durch die sich mehrende Bevölkerung steigt, zu steigenden Ausgaben; sie erfodert ganze Heere von Beamten, deren in geheimnißvollem Dunkel getriebenes Erheben und Abliefern der Gelder niemals sicher zu controliren ist; sie nährt und fördert die Demoralisation des Volks durch Erzeugung des Schmuggelhandels. Allein leider erscheinen diese furchtbaren Nachtheile in den Augen der „höhern Gewerbsclassen", die sich jetzt vornehm mit Namen wie: Nationalökonomie, Nationalindustrie, Industrielle oder par préférence Industrie u. s. w. getauft haben, als Tugenden dieses Vampyrsystems, sodaß man es sogar als ein von der höchsten Staatsweisheit erfundenes „Schutzmittel der Industrie" empfiehlt. Also je mehr Geld eine Regierung durch Abgaben aus dem Verkehr zieht, gleichviel, ob im Innern oder auf den Grenzen, desto besser muß er gedeihen, und je mehr sie denselben an den Landesgrenzen aufhält, stört und quält, desto rascher muß er sich bewegen!

Die Bedingung aller äußern Staatsformen ist der Grad der Ausdehnung oder Verbreitung der Bildung im Volke. Aber welche politische Verfassung auch ein Volk sich zu geben oder gefallen zu lassen willens sein mag, in allen muß die Sonderung der Privatsachen, Gemeindesachen, Staatssachen und Bundessachen entweder die Grundlage der Verfassung oder die Richtschnur der Regierenden sein, wo der Wille derselben statt einer geschriebenen Verfassung gilt. Der absolute Fürst wie der constitutionnelle, die aristokratische Republik wie die demokratische dürfen keine Gewerbe betreiben, welche Sache der Privaten sind, also nicht mit Taback, Salz, Spielkarten, Papier u. s. w. handeln; sie dürfen die Gemeindesachen nicht zu Staatssachen machen, also nicht die naturgemäße Thätigkeit dieser eigentlichen und alleinigen Bestandtheile der Staaten in jeder Beziehung von sich abhängig machen oder dieselben als unwürdige behandeln. Sie haben ihre unmittelbare Aufmerksamkeit nur den wahren Staatssachen zu widmen und gewissenhaft darauf zu achten, daß die so nothwendige Classification der Volksangelegenheiten in Verfassung und Verwaltung sorgfältigst geachtet werde. Nur wo Das geschieht, wird jede der möglichen Staatsformen, auch die absoluteste Monarchie, den Völkern zum Segen gereichen, wie Das in der Geschichte theilweise oft schon der Fall war, und nicht an der Klippe des inhumanen Despotismus, des republikanischen wie des monarchischen, scheitern.

Schließlich können wir uns nicht enthalten aus dem „Reform und Revolution" betitelten Abschnitte folgende mit einer Art prophetischen Blicks auf Das was wir in diesen Tagen erleben geschriebene Stelle mitzutheilen, selbst auf die Gefahr hin den Anhängern und Beschützern des Bestehenden um jeden Preis damit Anstoß zu geben:

„Politische Reformen bewirkt am naturgemäßesten der Willensausdruck der Mehrheit des Volks oder seiner Repräsentanten. Wo die Meinung und alle Mittel sie auszusprechen frei sind, mithin Schule, Presse, Volksrepräsentanten, Volksversammlungen u. s. w., da reicht jener Weg des Reformirens, der durch die gesetzlichen Organe des Volks, mithin der verfassungsmäßige, auch vollkommen aus."

„Sollten jedoch die Centralgewalten eines Volks durch besondere Umstände mächtig genug sein dem Willen des Volkes auf diesem Wege hemmend entgegentreten und ihn gewaltsam unter den ihrigen beugen zu können: da ist es dann zunächst an den Gemeinden, als den Elementen des Staats, oder, falls diese, wie in der Schweiz, zu mangelhaft organisirt sind, an Volksvereinen, durch Vorstellungen und Proteste (die Pronunciamentos der Spanier) die herrschende Macht im Staate auf bessere Gesinnungen zu bringen. Die Geschichte lehrt, daß, wo Gemeinden einig gehen und auf Dem was Recht ist fest beharren, oder Volksvereine, wie in der Schweiz, in Belgien, England, sich zahlreich genug bilden, gar mancher große und kleine Tyrann zur Nachgiebigkeit genöthigt worden ist."

„Allein wo das Alles nicht der Fall ist, wo die Meinungsfreiheit durch allerlei Mittel der Gewalt, der Censur wie der Preßgesetze, des Lehr- und Lernzwangs gehemmt wird, wo Gemeinden und Gemeindesachen nicht ihrer gebührenden Rechte sich erfreuen, sondern willenlos der Staatsgewalt unterworfen sind, wo jedes noch so ruhige Zusammentreten von Bürgern sofort als Aufruhr niedergetreten wird: da ist die Revolution Pflicht Aller welche sie zu wagen sich berufen fühlen. Die Revolution ist freilich der blutige Weg der physischen Gewalt, die dem Bösen so gut Recht gibt wie dem Guten. Indeß die Geschichte lehrt auch, daß die Märtyrer der Wahrheit und des Rechts durch ihr Blut der Sache des allgemeinen Menschenrechts so erhabene, segensreiche Dienste leisteten wie sie Das wol oft durch die gemeinnützigste Verwendung der Jahre welche sie ohne ihren gewaltsamen Tod noch hätten verleben können nicht im Stande gewesen wären."

„Und — was wäre die Menschheit jetzt nur ohne die drei oder vier letzten europäischen Revolutionen? —" 23.

Paulding und Washington Irving.

Paulding und Washington Irving, die beiden nordamerikanischen Classiker, begannen ihre schriftstellerische Laufbahn zu fast derselben Zeit, sodaß es schwierig hält zu sagen, wer von Beiden dem Andern darin vorausgegangen ist. Die Verheirathung der Schwester Paulding's an einen ältern Bruder Irving's führte zur Bekanntschaft der beiden damals jugendlichen Schöngeister, die Beide bereits einige Kleinigkeiten für die Zeitungen geschrieben hatten. Bald darauf beschlossen sie bei Gelegenheit einer scherzhaften Unterhaltung ein Journal zu gründen, worin sie ihre Vaterstadt geißeln und ergötzen wollten. Als sie sich wieder trafen, brachte Jeder einen Prospect dazu mit, und da sich in beiden Aufsätzen gute Stellen befanden, so kam man überein sie ineinander zu verschmelzen, wobei Paulding's Arbeit jedoch zu Grunde gelegt wurde. Sie wählten den Titel „Salmagundi" und veröffentlichten darauf eine kleine Anzahl Exemplare der ersten Nummer, des außerordentlichen Erfolgs nicht gewärtig der ihnen beschieden war. Nachdem zwei Bände vollendet waren, veranlaßte ein Zerwürfniß mit ihrem Verleger das plötzliche Aufhören des Unternehmens, und es ward erst mehre Jahre später, wo Irving bereits das Ausland bereiste, von Paulding allein fortgesetzt. „Salmagundi" räumte seinen Herausgebern einen bedeutenden Platz unter den komischen Schriftstellern ihres Landes ein. Paulding besonders hat darin in den „Mirror for travellers John Bull and brother Jonathan" fast aus jeder Gattung der leichten und satirischen Literatur Etwas geliefert. Er hat durch seine Satiren vielleicht mehr bessernden Einfluß auf die Sitten seiner Landsleute ausgeübt als irgend ein anderer Schriftsteller Amerikas. Der Pöbelhaufen in den Hafenplätzen, die lächerliche Uebertreibung und die Prunksucht der schnell reich Gewordenen, die Obmacht des Säckels über die Schätze unter dem Hirnkasten in Liebesangelegenheiten und tausend andere Züge der amerikanischen Welt sind von ihm auf die ergötzlichste Weise beschrieben worden, während er die ernstern Gebrechen und Vergehen der Gesellschaft mit gebührender Strenge behandelt hat. Außer dieser gelegentlichen Barschheit besitzt Paulding jedoch noch einen Fehler, den er mit vielen Andern theilt, daß er nämlich seine Charaktere gleichsam in den Namen kennzeichnet, als ob er in sich selbst Zweifel setzte, daß er sie mit keiner hinlänglichen Eigenthümlichkeit bekleiden könne, um sie durch sich selbst voneinander zu unterscheiden. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 110. —— 19. April 1848.

Touristen in Italien.

Erster Artikel.

1. Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, J. Fleischer. 1847. 8. 3 Thlr.

Die schöne Zeit als Nicolai, der würdige Namenserbe des philiströsen Splitterrichters, in seiner Flöhenchronik, betitelt „Italien wie es wirklich ist", der erstaunten Welt verkündete, die glänzenden Schilderungen der jenseit der Alpen gelegenen paradiesischen Gefilde mit ihrer wollustathmenden Luft, dem ewigheitern Himmel und den ehrwürdigen Denkmälern vergangener Glanzzeiten — Alles sei Lug und Trug, leere Erfindungen müßiger Dichter, und das wahre Paradies müsse man nicht im vielbesungenen Italien, sondern in den sandigen Steppen Berlins suchen, haben wir nun lange schon glücklich hinter uns. Seit jenen Tagen wo sich die Philister an der Spree vergnügt darüber die Hände rieben, daß Poesie und Landschaftszauber ihnen nun so nahe lägen, ist in der Production auf Italien bezüglicher Touristenwerke eine merkliche Ebbe eingetreten. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob die Stimme jenes scharfen Kritikers die Illusionen zerstreut hat welche sonst mit dem bloßen Namen Italien verbunden waren, und ob sein warnender Ruf wirklich den wanderlustigen Nordländern einen andern Zug gegeben haben mag. So viel steht indessen fest, daß auf unserm literarischen Markte eine geraume Zeit lang verhältnißmäßig wenige Werke dargeboten wurden welche Italien mit seinen mannichfaltigen Zuständen darstellen. Einige Schriften von ernsterer Fassung, wie die besonders in statistischer Beziehung wichtigen von Raumer und Mittermaier, können hier, da wir zunächst nur von den auf das größere Publicum berechneten Erzeugnissen reden, nicht in Betracht kommen.

Erst in neuerer Zeit hat sich ein Umschlag wieder geltend gemacht. Der interessante Gährungsproceß welcher Italien einer neuen vielverheißenden Zukunft entgegenführt hat die Blicke auf Land und Leute jenseit der Alpen gelenkt. Die Zeitungen in denen die Tagesstimmung sich abspiegelt halten für die italienischen Angelegenheiten vorzugsweise ihre Spalten offen, und die zahlreichen Werke welche uns die letzten Monate über die transalpinischen Zustände gebracht haben geben der Behauptung Raum, daß Italien, das vielbeschriebene, dann aber eine Zeit lang vernachlässigte, wieder anfängt ein beliebtes Modethema zu werden.

Wir beginnen die Uebersicht welche wir über die jüngsten Erzeugnisse dieser Art zu geben beabsichtigen mit der Schrift eines Autors welcher trotz der weltzermalmenden Phantasien, trotz des Lebensüberdrusses mit dem er früherhin prunkte nicht nachgelassen hat das Feld der literarischen Production fleißig zu bebauen. Willkomm, der in seinen überschwenglichen „Europamüden" sich den Anschein gab als verzweifele er an Gott und den Menschen, und als wolle er mit seinen Zukunftsideen dem alten Europa und uns, die wir im Sauerteige zerrütteter Verhältnisse stecken, den Rücken kehren, scheint denn doch nach einiger Ernüchterung in Italien noch ein Fleckchen gefunden zu haben, wo er seine durch den Ueberreiz einer nervendurchzuckenden Romanschriftstellerei abgeschwächte Phantasie wieder anzufrischen und zu erwärmen hoffte. Inwiefern ihm Dies gelungen ist, mögen seine nächsten Productionen der begierigen Welt offenbaren; wir beschäftigen uns hier nur mit Dem was er als unmittelbares Ergebniß seiner italienischen Pilgerfahrt bietet.

Schon der Titel, über dessen Wahl der Verf. sich zum Längern ausläßt, verräth den aller kleinen Vortheile kundigen Novellisten, der oft mehr als auf die Composition selbst, auf den Prunk eines lockenden Schildes, einer piquanten Aufschrift gibt. Nächte! wie geheimnißvoll, wie spannend! Und nun gar „Italienische Nächte!" Welcher zaubervolle Klang! welche Gefühle der Wollust und Sehnsucht! Zum Belege dafür, daß wir die Bedeutung des ersten Blattes, des Titels, nicht überschätzen, und daß wir nicht einem Umstande welcher sonst nur von untergeordnetem Belange erscheint ein ungebührliches Gewicht beilegen, wollen wir eine kurze Stelle aus dem Vorworte mittheilen, welche ein naives Geständniß enthält, und einen Blick in die Coulissen der Novellistenwelt gestattet (S. v):

> Nichts ist schwieriger für den Autor als ein fertiges Buch aus der Taufe zu heben. Das Publicum hat in Bezug auf Namen Neigungen und Abneigungen, und betrachtet ein neuerschienenes Buch oft blos deshalb mit scheelem Auge, weil ihm der Name desselben nicht gefällt. . . . Wenn ich nun die folgenden Skizzen „Italienische Nächte" nenne, so glaube ich

die Wißbegier desjenigen Publicums damit zu reizen das niemals die würzige Luft südlicher Nächte athmete u. s. w.

Also um die Wißbegier, d. i. hier Neugierde, zu reizen, hat Willkomm seinen Blättern den prunkvollen Namen „Italienische Nächte" gegeben. „Reise nach Italien" u. dergl. wäre zu abgedroschen, zu gewöhnlich, zu wenig spannend gewesen. Und doch sind — wir müssen die Wißbegierde unserer Leser gleich durch ein kurzes, unumwundenes Geständniß aufklären — diese „Italienischen Nächte" in Nichts fesselnder und ungewöhnlicher als die unzähligen Werke ähnlicher Art welche bereits über Italien vorliegen. Sie bieten hier und da eine erträgliche Schilderung, ab und zu ein ansprechendes Genrebild; aber wir haben vergeblich nach neuen Aufschlüssen über die Lebensverhältnisse des Südens, nach origineller Auffassung, nach Scenen welche noch nicht dargestellt wären gesucht. Wir machen dem Verf. keinen Vorwurf daraus: denn was soll ein flüchtig Reisender über ein so oft beschriebenes Land sagen? Die neuen Ideen liegen nicht an der von unzähligen Touristen durchzogenen großen Straße; Genua, Rom, Neapel bieten Dem der nur Wochen zu verweilen hat des Neuen wenig, und wer bei dem Allbekannten nicht stehen bleiben will, hat weitab von der großen Modetour zu suchen. Der Verf. war übrigens auch nicht ausgezogen um langwierige Beobachtungen anzustellen, um sich in weitausgesponnenen Studien zu ergehen, sondern um sich nach mühseliger, folternder Schriftstellerarbeit am reinen Himmel, an der Farbenpracht und am bunten Gewimmel lebenskräftiger Menschen zu erquicken und zu laben, und wenn er mit seinen wenig originellen Anschauungen und gelegentlichen Betrachtungen, seinen Schilderungen und Reisenotizen nicht zurückhält, so ist Dies nur eine Folge des einmal angenommenen süßen Literatenhanges, demgemäß Alles, auch die Erholungsreise, auch die genußreiche Mußestunde ausgebeutet und verwerthet werden muß. Man liest ja auch wol das oft Dargestellte immer noch einmal gern, wenn nur die Form in der es vorgeführt wird ansprechend und befriedigend ist. Daß sie Dies aber hier wenigstens im Allgemeinen ist, dafür bürgt bei Willkomm die längere Schriftstellerpraxis. Seine Darstellung liest sich leicht und ohne Beschwerde, besonders da er das früher angenommene forcirte Wesen meist völlig abgestreift hat. Wenn man auch dem etwas losegehaltenen Stile ansieht, daß Alles schnell zu Papier gebracht wurde wie es die augenblickliche Stimmung bot, so lassen sich doch ernstliche Ausstellungen gegen seine Schreibweise kaum erheben. Nur hier und da (z. B. I, 18: „da ich zum Glauben nicht sonderlich prädestinirt bin") laufen Phrasen mit unter welche an die frühere ekelhafte Piquanterie erinnern.

Der Anfang erregt freilich nur geringe Hoffnung auf Genuß, und es wäre dem Leser wol zu rathen die ersten 50 Seiten mit gleicher Flüchtigkeit zu durchlaufen wie die war mit welcher unser Tourist vom Stapelplatze des deutschen Buchhandels bis an die italienische Grenze eilte. Die Bemerkungen welche er auf seiner raschen Eisenbahnfahrt macht entbehren des Reizes zu sehr, die Klagen über den Verlust der alten Reiseromantik, die langweiligen Expectorationen über das bairische Bier und die Art es zu „vertilgen" (I, 8) sind zu abgedroschen, selbst die verschwimmenden Spiegelbilder aus München, wo der Reisende eine kurze, durch Misbehagen getrübte Rast hält, streifen zu sehr an der Oberfläche hin als daß man irgendwie versucht sein könnte länger dabei zu verweilen. Man sieht gar nicht recht ein weshalb der Verf. uns erst durch diese dürren Steppen hindurchschleppen will, statt die „Italienischen Nächte" in Italien selbst beginnen zu lassen.

Die erste ansprechende Schilderung welche uns aufstößt finden wir da wo er (I, 53) von dem Anblicke spricht welcher sich nach Uebersteigung des Brenners, der Scheide zwischen nördlicher und südlicher Natur, bietet. Zwar hat auch hier Goethe, der mit wenigen, aber gelungenen Zügen in seiner italienischen Reise das Etschthal so trefflich zeichnet, schon ungleich Besseres geleistet aber die Stafage ist so schön, nach der nüchternen Eisenbahnfahrt und dem Biernebel Münchens erfreut man sich der herrlichen Gegend, die jenseit Sterzing anfängt, so sehr, daß man dem Führer nun williger und behaglicher folgt. Zwar könnten uns Allgemeinheiten und Trivialitäten wie die: „Wir Nordländer denken uns den Tiroler immer jodelnd, singend und jubelnd" u. s. w., oder die altklugen Betrachtungen über die östreichischen Regierungsmaximen, welche bei der flüchtigen Schilderung einer solidern Begründung ermangeln, wol zurückschrecken; aber wer in der modernen Touristenliteratur einigermaßen bewandert ist, wird an solchen Stellen, deren sich noch mehre beibringen ließen, keinen Anstoß mehr nehmen.

Auch in den der Lombardei gewidmeten Abschnitten fehlt es nicht an den obligaten Phrasen über den Haß der Italiener gegen die Deutschen, und an den unvermeidlichen Ergießungen gegen die „bedächtige, dem Alten zahllose Hekatomben opfernde östreichische Regierung", die bei dem leipziger Literatenthume bekanntlich nicht allzu gut angeschrieben steht. Dagegen kann der Verf. doch dem bestehenden Gouvernement die Anerkennung nicht versagen, daß es die Sitten der Italiener voll Schonung behandelt, und daß sich, „überall vorkommende Quängeleien abgerechnet die sich da und dort untergeordnete Beamte gegen Einzelne erlauben", ernstliche Beschwerdegründe nicht auffinden lassen. Uebrigens erklärt Willkomm selbst, daß er, anstatt sich zum Richter aufzuwerfen, keinen Anspruch auf ein umfassenderes, tiefergehendes Urtheil macht, indem er ausdrücklich bemerkt:

> Ein Reisender, der heut da morgen dort auf ein paar Tage flüchtig sein Zelt aufschlägt, kann natürlich keine gründlichen Beobachtungen machen, mithin auch kein berufener Beurtheiler der Zustände und Stimmungen sein die im Lande herrschen und gelten.

Ebenso verzichtet er auf den wohlfeilen Ruhm, mit Hülfe allgemein zugänglicher Handbücher als Kunsthistoriker glänzen zu wollen, wie er denn auch schon früher in Bezug auf Nürnbergs Kunstschätze sagt: „Es hieße Dies Wasser in den Brunnen gießen, und meine Leser

würden es mir wenig Dank wissen." Ungeachtet dieser Protestationen kann er sich doch nicht enthalten aus seinem Wegweiser einige Notizen in Bezug auf den mailänder Dom zu entlehnen. Dieser Bau hat ihn übrigens ungleich mehr befriedigt als Dies bei Goethe der Fall war, der in dieser wunderbar reichen Kathedrale bekanntlich nur einen ungefügigen Steinhaufen sah. Willkomm sagt (I, 114):

Der strasburger Münster, die Dome in Köln, Rheims, Antwerpen, die Kirchen in Nürnberg mögen als Meisterwerke reinsten gothisch-germanischen Baustils in der Kunstgeschichte von größerer Bedeutung sein als der Dom von Mailand; an Majestät und wirksamer äußerer Pracht können sie ihn doch nicht übertreffen. Ein Blick freilich sagt uns schon, daß an diesem Riesenbau Jahrhunderte lang Meisterhände Marmorblock auf Marmorblock fügten, und unwürdige Pfuscher mit verdorbenem Geschmack die edeln Blüten gediegenster Kunst durch stümperhafte Anhängsel wieder verunstalteten. Diesen Eindruck machte wenigstens auf mich die Façade, in der alle möglichen Baustile mosaikartig durcheinander gewirrt sind. Man bemühe sich aber über einzelnes Störende rasch hinwegzuschlüpfen, und nur das Ganze auf sich wirken zu lassen, und man wird immer von neuem zurückkehren zu befriedigenderer Beschauung und zu geistig wohlthuendem Genusse.

Ansprechend ist die Schilderung eines Ausflugs nach dem Comersee, welcher dem Reisenden einen tiefen Eindruck machte, obgleich die allzu günstige Vorstellung die er mitbrachte leicht dem Genusse hätte gefährlich werden können. Er sagt aber selbst (I, 155):

Mit allzu großen Erwartungen nach berühmten und gepriesenen Städten oder Gegenden zu wallfahrten ist häufig bedenklich. Selten findet man in solchen Fällen was man erwartete, und kehrt häufig verstimmt wieder zurück. Beim Comersee hat man eine derartige Täuschung nicht zu besorgen. Dieses wundervolle Wasserbecken, von Rebenbergen umarmt, mit zahllosen Villen und Ortschaften geschmückt, und selbst im Winter von milden Lüften umweht, macht jedes noch so verführische Bild das man sich von ihm entworfen hat durch die Zaubergewalt seiner Reize zu Schanden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Rußland.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrs erschien in der russischen Literatur der erste Band eines größern Werks, das nächst seiner besondern Bedeutung für die Glieder der russisch-griechischen Kirche auch für die Bekenner anderer christlicher Confessionen literarisches Interesse hat. Es umfaßt in der Geschichte der russischen Kirche die Periode des Patriarchats vom J. 1588—1720. Man schreibt das Werk dem gegenwärtigen griechischen Bischof Philaret in Riga zu, Demselben der gegenwärtig einen so außerordentlichen Eifer für Förderung des Proselytismus unter Lieflands Nationalen bezeigt. Auch läßt sich nicht bezweifeln, daß derselbe dieses interessante der russischen Kirche bis jetzt noch abgehende Werk bis auf die neueste Zeit fortführen werde. Es faßt jedoch schon dieser Band den wichtigsten Abschnitt in der Geschichte dieser Kirche. Während der 132 Jahre welche das Patriarchat in derselben dauerte, erlitt sie durch große Leiden Prüfungen, die ihr die Vorsehung zu ihrer später erstarkenden Bestimmung beschieden hatte. Das Patriarchat erschien in dieser Kirche gerade zu einer Zeit, als ihre Macht für sie selbst wie für den Staat am nützlichsten wirken konnte. Es war jene schauderhafte Zeit der Pseudo-Prätendenten, als in den Wogen der Anarchie und der Herrschaft eines fremden Volks Rußland am Rande des Untergangs stand. Es ward unter dem Zar Feodor begründet, dem letzten Repräsentanten der Rurik'schen Dynastie, mit deren Existenz die Früchte ihrer Jahrhunderte langen Bemühungen unzertrennlich verbunden schienen. Bald nach des Zars Feodor Tode, den das Volk wie keinen seiner Vorgänger betrauerte, fing Alles was die Dynastie zusammengebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt hatte auseinanderzufallen an. Das Gebäude der Herrscher wankte, und die Polen drangen unter der Fahne des von ihnen geschaffenen Pseudo-Prätendenten bis in das Herz Rußlands. Dieser Andrang von außen konnte aber nur das Werk von Menschenhand geschaffen zertrümmern, gegen das von der Religion aufgerichtete mußte er zurückweichen. Rußland als Staat fiel besiegt im ungleichen Kampf, aber fest stand seine Kirche, fest in der Einheit des Glaubens, in ihrem Geiste der Selbstopferung. Ihre Einheit, ihre moralische Kraft richtete den gesunkenen Staat und den geschwundenen Volksgeist allmälig wieder auf. So erhob sich durch die Kirche aus den Trümmern des zerstörten ein neuer Staatenbau. Kaum war das Patriarchat begründet, so zeigte sich schon sein thätiges Wirken zum Wohl des darniederliegenden Staats. Hermogen, der erste der Patriarchen, obwol ein Gefangener der Polen, lenkte dennoch von seinem Kerker aus die Erhebung der ganzen Nation. Unter ihm nahm die Kirche die Stelle des in allen politischen Beziehungen stillstehenden Reichs ein. Philaret, der zweite Patriarch, der Vater des Zars Michael Romanow, des Gründers der noch heutigen Tags regierenden russischen Zarendynastie, schirmte das neubeginnende Leben des Staats durch die Kirche.

Unterdessen hatte die russisch-griechische Kirche und das russische Volk in den kleinrussischen Gouvernements und in Lithauen auch einen harten Kampf mit der römisch-katholischen Kirche und dem polnischen Adel zu bestehen, welcher dieser Kirche immer als gehorsames Werkzeug hat dienen müssen. Dieser Kampf ward durch die bekannte von der katholischen Kirche ausgegangene Union angefacht. Die höhern Stände wurden durch Versprechungen zum Uebertritt verlockt, das Volk ward getäuscht oder mit Gewalt dazu gebracht. Um dem Werke Erfolg zu geben verband sich die Kirche mit der polnischen Regierung. Beide vereint suchten die Russen zum katholischen Glauben überzuführen. Viele im russischen Volk leisteten dagegen hartnäckigen Widerstand und provocirten dadurch gegen sich unerhörte Grausamkeiten von Seiten der katholischen Kirche und des mit ihr verbundenen polnischen Adels, welche von Seiten der kleinrussischen Kosacken heroische Großthaten hervorriefen, die sich in russischen Volksliedern bis jetzt erhalten haben. Die Hauptagenten dieser religiösen Bewegung in Polen waren die Jesuiten. Sie suchten bei ihrem Bekehrungswerk die Wahrheit zu verfinstern, suchten durch Sophismen die Verschiedenheit der Glaubenslehre der beiden Kirchen zu verdecken, foderten die griechische Geistlichkeit zu Widerlegungen auf, die sich aber dazu aus Mangel an gelehrter Bildung außer Stande sah, was sie nun nöthigte mit Eifer ihrer Bildung obzuliegen. Die schon damals in Kiew bestandene geistliche Akademie gewährte ihr dazu willkommene Gelegenheit; ein noch größeres Feld für ihre geistlichen Studien fand sie in der bald darauf gegründeten Akademie in Moskau. Die Patriarchen unterstützten ihre Bemühungen aufs liberalste. Sie sammelten große literarische Schätze, legten reiche Bibliotheken an, beriefen Gelehrte aus dem Orient, schrieben und studirten selbst eifrig und munterten ihre Untergebenen dazu auf. In dieser Beziehung erwarben sich besondere Verdienste die Patriarchen Nikon, Joakim, die Brüder Jannikius, Sophronius Lichuda und einige Andere. Die griechische Kirche hat aus jener Epoche eine reiche Sammlung von bemerkenswerthen literarischen Denkmälern aufzuweisen.

Etwas später als die erwähnte Union begann auch der Protestantismus im Norden einen Einfluß auf die Glaubenslehren der griechischen Kirche auszuüben; beiweitem aber nicht von der Bedeutung wie Dies von Seiten des Katholicismus geschehen

war. Dennoch hielt sich die Geistlichkeit der griechischen Kirche verpflichtet letztere möglichst rein von den Neuerungen zu erhalten welche bei dem vielseitig sich verändernden Zustande der russischen Gesellschaft von mehren Seiten auf sie eindrangen. Dieser Aufgabe suchten die Patriarchen mit vorzüglichem Eifer nachzukommen, sie vollendete glücklich Stephan Jaworsky, der nicht mehr eigentlicher Patriarch, sondern nur Stellvertreter dieser Charge war. Gegen das Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts unterhielten protestantische Geistliche mit griechischen häufige Discussionen über religiöse Lehren, die der erstern Theilnahme an der orientalischen Kirche im hohen Grade anregten. Die Verbindungen zwischen den Geistlichen beider Kirchen knüpften sich immer inniger. Eine Folge davon war der Uebergang einiger gelehrten Protestanten zur griechischen Kirche; namentlich bezeichnet der Verf. als solche einen englischen Prediger Malard und einen aus Preußen gebürtigen Geistlichen Adam Zernikaw. Bei allen diesen Reibungen und Annäherungen an die beiden andern Kirchen erhielt sich dennoch die griechische möglichst rein von den ihr entgegenstehenden Lehren. Noch einen andern Kampf hatte sie in dieser Epoche in ihren innern Verhältnissen zu bestehen. Er betraf die Verbesserung der gottesdienstlichen Bücher, gegen welche sich das abergläubische Volk heftig auflehnte, das sie nach ihrem buchstäblichen Inhalt unverändert beibehalten wissen wollte. Sie erzeugte auch in dieser Kirche ein bedeutendes Schisma, das vornehmlich in neuerer Zeit eine große Ausdehnung gewonnen hat. Diese Angelegenheit, welche große Anstrengungen und eine kräftige Entschlossenheit foderte, übernahm der Patriarch Nikon, wurde aber dafür eingekerkert; vollendet wurde sie erst vom Patriarchen Joakim.

Dies sind einige Hauptzüge aus dem Werk: „Geschichte des Patriarchats in der russisch-griechischen Kirche", das in gedrängter Kürze (es umfaßt nur 16 Druckbogen) den Verlauf der kirchlichen Begebenheiten darstellt. Man muß dem Verf. für seine systematische Durchführung, für die kritische Bewahrheitung und Würdigung der darin aufgestellten Facta großen Dank wissen. Seine Arbeit setzte ein mühevolles Studium, ein vielfältiges Forschen voraus; letzteres war um so schwieriger, da Rußlands Vorgeschichte, besonders die Geschichte seiner Kirche mit guten zuverlässigen Quellen äußerst dürftig bedacht ist. Die hier skizzirte Geschichte des Patriarchats bildet in derselben den ersten erwünschten Anfang, für den man nun durch den Verf. oder durch Andere die weitere Durchführung bis auf die neueste Zeit hoffen darf.

Hr. v. Middendorff, unser berühmter arktischer Reisender, seit Jahren hier zurück von dieser merkwürdigen Reise, die sich bis an den höchsten russischen Norden, bis an das vom Eismeer umgebene Taimurgebiet ausdehnte, hat unterdessen bis jetzt über dieselbe Nichts veröffentlicht, ungeachtet das wißbegierige Publicum das Erscheinen seines Reisewerkes um so sehnsuchtsvoller erwartete, da die vielen interessanten Skizzen die darüber die Tagesblätter zu ihrer Zeit mitgetheilt hatten seine Neugier ungemein gespannt hatten. Endlich soll dasselbe nun, berechnet auf einen sehr großartigen Umfang, aber nach den voneinander sehr getrennten und abgerissenen Gegenständen behandelt erscheinen und zwar in vier Bänden in Quartformat, deren jeder wieder zwei Theile enthalten wird. Den Cyklus dieser acht Theile beginnt eine Beschreibung der dürftigen Pflanzencollection die Hr. v. Middendorff mühsam in der hochnordischen Eisbodenregion, deren ersterbende Vegetationskraft kaum Etwas zu erzeugen vermag, sammeln konnte. Verschiedene hiesige Gelehrte haben sich an die Bearbeitung des umfangreichen Werks gemacht. Die vorgedachte botanische Section bearbeitet Prof. Trautvetter an der kiewer Universität, die andern naturwissenschaftlichen Abtheilungen die Akademiker Brandt, Meyer, Ruprecht, Ménétriés, Lenz ꝛc. Den eigentlichen Reisebericht, den populairsten und interessantesten Theil des ganzen Reisewerks fürs größere Publicum, behält sich Hr. v. Middendorff selbst zur Bearbeitung vor. Das in den nächsten Tagen erscheinende Heft über die arktischen Pflanzen wird interessante und wichtige Bemerkungen über die bis jetzt noch so wenig erkannten klimatischen Verhältnisse Nordsibiriens und die daraus hervorgehenden Bedingungen für die Vegetation überhaupt enthalten, dadurch nicht nur den Fachgelehrten, sondern jeden Gebildeten ungemein ansprechen. Middendorff's Reiseberichte mit seinen ethnographischen, geographischen und statistischen Bemerkungen werden erst mit dem vierten Bande den Schluß des ganzen Werks machen, der nicht vor dem Beginn des Jahrs 1850 zu erwarten ist. Das Werk, von dem jeder Band an 80 Druckbogen fassen wird, erscheint auf Subscription. Zur Erläuterung des Textes werden ihm beigegeben an 100 lithographische Tafeln, und ein Atlas von 20 Plänen und Karten.

Die „Memoiren der russischen Admiralität", die seit einigen Jahren einen neuen Cyklus begonnen haben, und zu welchen die ausgezeichnetern unserer Nautiker Beiträge liefern, zeichnen sich oft durch gediegene Artikel über alles auf Seewesen Bezügliche aus. So enthielt auch der jüngst veröffentlichte fünfte Band derselben einen durch sein Interesse sehr anziehenden Artikel: „Versuch der Russen zur Auffindung eines Seewegs von Nordosten aus nach Ostindien", lange zuvor ehe die Engländer an die Ausführung dieser Idee dachten. Der auch in Deutschland durch seine Schicksale sehr bekannt gewordene russische Literat Lomonosow legte zuerst 1763 einen von ihm darüber verfaßten Entwurf dem Großfürsten Paul Petrowitsch (nachmaligen Kaiser Paul I.) in seiner Charge als Großadmiral der russischen Flotte vor. Im November desselben Jahrs bildete sich eine besondere Commission die diesen Entwurf genau zu prüfen hatte. Im J. 1764 ward eine besondere Expedition unter dem Oberbefehl des Capitain-Commandeurs, nachmaligen Admirals Tschitschagow, für diesen wichtigen Gegenstand ausgerüstet. Sie trat ihre Reise im Mai 1765 an. Lomonosow starb aber einen Monat früher. Tschitschagow mußte den ganzen Sommer von 1765 mit enormen Eismassen der nordsibirischen Region kämpfen und kehrte ohne Lösung seiner Aufgabe im September nach Archangel zurück. Im Mai 1766 machte sich Tschitschagow von Kola aus (Districtsstädtchen im Gouvernement Archangel) zu einer zweiten Reise auf. Auf dieser erreichte er die nördliche Breitenregion bis 80° 30'. Hier hinderten ihn unzugängliche Eismassen und Nebel weiter vorzudringen. Er kehrte abermals erfolglos nach Archangel zurück. Jetzt erst sprach Tschitschagow die bestimmte Meinung aus: es sei keine Möglichkeit vorhanden von Nordosten aus einen Weg nach Ostindien aufzusuchen, was sich denn auch in der Folge durch die berühmten englischen Seefahrer Parry und Roß bewahrheitet hat. Nach diesem Ausspruch geschahen keine weitern Versuche mehr von Russen in dieser Beziehung. Das Auslaufen der ersten Expedition unter Hrn. v. Tschitschagow im J. 1764 ward von der Regierung so geheim gehalten, daß selbst der Senat dem ihre Ausführung übertragen war ihre wahre Bestimmung zuerst nicht erfuhr. Man gab vor: sie bezwecke nur den Fang wilder Pelzthiere und Fische an verschiedenen Küstenstrichen und Inseln des Eismeers. Aus diesem Grunde blieb der erwähnte wichtige Entwurf Lomonosow's ein Geheimniß bis auf die neueste Zeit. Erst vor einigen Monaten fand sich Lomonosow's Abhandlung unter der ursprünglichen Ueberschrift: „Beschreibung der verschiedenen in den Polarmeeren angestellten Seereisen und Darlegung eines möglichen Durchgangs durch den östlichen Ocean nach Ostindien" im hydrographischen Departement der Admiralität vor, die diesen Aufsatz unverzüglich in ihre Memoiren aufnahm, wodurch sie gewiß allen Freunden der Wissenschaft einen zu Dank verpflichtenden Dienst leistete. 44.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 111. —— 20. April 1848.

Touristen in Italien.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Den Glanzpunkt des ersten Bandes, und zugleich die charakteristischste Stelle für das wahre Talent des Verf. bildet die Schilderung eines Seesturms, den er auf seiner Fahrt von Livorno aus erlebte. Hier verräth jeder Pinselstrich den kunstgewandten Novellisten, der sich beim ersten Anzeichen des nahenden Unwetters auf die Lauer legt und sich schnell an die Zeichnung macht. Das Bild ist wirklich außerordentlich gelungen, denn da ist Leben und Anschaulichkeit bis in die kleinsten Züge.' Hier nur einzelne Stellen (I, 198—215):

„Was ist Das?" fragte ein wohlbeleibter Russe, seine schöne, schlanke Nachbarin, eine junge, durchsichtig zarte Engländerin, erschrocken anstarrend. „Mich dünkt, die See wird unruhig."

Die Antwort erstarb auf den Rosenlippen in einem unterdrückten Schrei; denn mit schrecklicher Eile sank der Boden knarrend auf dieser Seite, und das andere Ende flog wie eine Schaukel in die Höhe.

„Sturm! Das ist Sturm, Sciroccosturm!" stöhnte ein blasser, sehr gelehrt aussehender Deutscher und versuchte aufzustehen. „Einen Seesturm muß ich mir genau ansehen. Das vermehr t wesentlich die Kenntniß der Natur. Ich habe noch keinen Seesturm gesehen."

Der Mann stand entschlossen auf um dem ungewohnten Kampfe tapfer entgegenzugehen. Das war aber kein leichtes Stück Arbeit. Bald dahin, bald dorthin taumelnd stieß er Stühle um, zertrat herabgerollte Teller, prallte mit dem Kopfe gegen die entgegenstürzende Mahagoniwand und rückwärts taumelnd, mit nägelbeschlagenem Schuh einer im Hinsinken begriffenen schwarzäugigen Livorneserin auf den zarten Fuß tretend, fiel er schließlich, in gebrochenem Italienisch eine Entschuldigung stammelnd, dem Kellner in die Arme, der eben mit dampfender Puddingsauce die Treppe herabschwebte und, diese zärtliche Umarmung nicht erwartend, die citrongelbe Flüssigkeit dem lernbegierigen Manne über Gesicht und Brust goß. In der nächsten Secunde, vor Schreck gegenseitig die Balance verlierend, lagen Beide am Boden und wälzten sich vertraulich am Fuße der Cajütentreppe, als wüßten sie vor übermäßiger Freude sich nicht zu fassen.

— — — — — — — — — —

Nicht ohne mehre retrograde Bewegungen rettete ich mich aus diesem entsetzlichen Chaos und erreichte das Deck. Hier war es zwar auch nicht gut sein, aber doch immer noch zehn mal besser als unten im stöhnenden Bauch des schwarzen Kolosses. Ein großartiger, wildprächtiger Anblick empfing mich. Eine glänzende, schwarzblaue Kuppel, von blitzenden Sternen umsäumt, senkte sich der Himmel auf Erde und Meer. Ein goldener Kahn glitt der Mond durch den leuchtenden Aether. In tausend gebrochenen Lichtern spiegelte sich sein Flimmern auf den brausenden Wellen, die sich mit weißen wehenden Mähnen gleich ergrimmten Löwen der Wüste brüllend dem Schiffe entgegenwarfen, und von diesem achtlos bei Seite geschleudert wurden. Die See war großartig, wunderbar schön. Vom heulenden, heißfeuchten Scirocco wild aufgewühlt, daß jetzt breite schwarze Abgründe in die blauen Wogen rissen und das Schiff nach sich zogen als wollten sie es verschlingen, dann wieder zitternde, rollende, zerklüftete Berge mit weißen Gipfeln geschmückt auftauchten aus der brüllenden Tiefe, schleuderte die Macht des afrikanischen Windes ununterbrochen Schauer leuchtender Wellen über Deck und Schornstein.

— — — — — — — — — —

Diesen Ausruf der Verzweiflung hatte der Capitain gehört, der meine zitternde Unglücksgestalt schon einige Zeit mochte beobachtet haben. Er trat breitbeinig und sehr häufig vor- und rückwärtstaumelnd zu mir, und setzte das Gespräch italienisch fort, was ich indessen der Bequemlichkeit wegen hier deutsch thun will:

„Ist Ihnen unwohl, mein Herr?"

Ich sah ihn groß an und wollte verneinend den Kopf schütteln. Dieses mochte mir der vielen musicirenden Instrumente wegen mit denen er beschwert war nicht gelungen sein, denn der Capitain wiederholte seine Frage.

„Nicht im geringsten", sagte ich, „nur die viele Musik finde ich überflüssig und etwas zu geräuschvoll. Wenn Sie Das abstellen könnten —"

„Musik? Ich höre Nichts als das Pfeifen des Scirocco."

„Freilich pfeift es", versetzte ich ärgerlich, „es paukt und trompetet, baßgeigt und tamtamt auch noch. Ja, ich glaube sogar, jetzt eben fangen ein Schock Katzen auch noch an in wundervollem Chore zu singen. Wissen Sie, daß Das zum Rasendwerden ist, Herr?"

Darauf lächelte der Unmensch und steckte sich eine Cigarre ins Gesicht. Mit dem Glimmstengel im Munde sah er mir aus wie ein Leuchtthurm dessen Laterne auf- und niedersteigt.

„Gott", dachte ich, „der kann doch noch rauchen, und mir ist es als ob der Narr welcher die Cigarre erfunden hat wenigstens gehängt werden müßte." Dann sagte ich laut: „Verbrennen Sie mir nicht die Augen mit Ihrer dummen Cigarre! Es ist schlimm genug, daß Feuer auf dem Meere treibt! Teufel, Teufel, diese Musik!"

„Sie sollten sich niederlegen, mein Herr!"

„Wo denn? Unten ist's schlimmer wie in der Hölle."

„Auf dem Deck. Ich werde Ihnen ein Lager bereiten lassen."

„Danke, mir fehlt Nichts."

„Aber Sie sind seekrank, mein Herr!"

„Ich? Ich seekrank? Fällt mir nicht ein. Mein Magen ist gesund."

„Auch der Kopf, mein Herr? Dreht sich nicht Alles mit

Ihnen im Kreise? Hämmert und lärmt nicht jeder Nerv? Fühlen Sie nicht Stechen in den Augen, den Schläfen?"

„Meisterhaft", sagte ich, „Sie müßten Arzt werden."

Wir wünschten wol, daß der Verf. sich öfter die Gelegenheit gegönnt hätte zu so frischen und ergötzlichen Schilderungen; dann würde sein Werk ungleich genußreicher und werthvoller geworden sein als durch die verschwimmenden allgemeinen Betrachtungen über Volkszustände die er nur flüchtig kennen gelernt hat, über Justiz und dergleichen, wo er doch zuletzt gestehen muß (I, 227):

> Um die Rechtspflege eines fremden Landes und die Grundsätze beurtheilen zu können nach denen begangene Verbrechen bestraft werden, muß man Jahre lang in demselben gelebt und sich gründlich mit den daselbst geltenden Rechten bekannt gemacht haben.

In Bezug auf seinen Aufenthalt in Rom weicht der Verf. von dem bis dahin befolgten Reiseberichte insofern ab, als er hier seinen Ergüssen die Form von Briefen gegeben hat. Im Wesentlichen sind indessen diese „römischen Briefe" weder dem Inhalte noch der Darstellungsweise nach eben sehr verschieden. Der Verf. ergeht sich im vertraulich plauderhaften Tone, der eine straffere Haltung zuweilen vermissen läßt, über Alles was ihm der Zufall und die gebotene Gelegenheit entgegenführen. Die Darstellung ist dadurch planlos geworden, wie es der Aufenthalt des Reisenden selbst gewesen zu sein scheint. Der Verf. ist weder eigentlicher Kunstkenner noch Gelehrter. Er protestirt selbst an verschiedenen Stellen gegen den Schein als mache er Anspruch auf die erstere Eigenschaft, und daß er das Letztere sei, dafür spricht wenigstens Nichts in seinem Werke. Auch als Politiker kann er nicht glänzen, wenn auch hier und da eine auf die Parteikämpfe der Gegenwart bezügliche Bemerkung mit unterläuft. Er will wie es scheint nur genießen, und sich an dem jetzt in vollern Wogen sich ergießenden Leben der ewigen Roma ergötzen. Doch hat sich bei ihm in Folge der längern Schriftstellerpraxis das Gelüst der Production so unvermerkt mit dem Genusse verschwistert, daß er dem Drange seine Eindrücke der Lesewelt ungesäumt mitzutheilen nicht widerstehen kann, obgleich er selbst einräumen muß (I, 335):

> Es wäre ein verwegenes Unternehmen, ja geradezu ein Frevel, wollte Einer der nur Wochen, und noch dazu Wochen fortwährenden Taumels, wie ihn der Anblick so zahlloser großer Gegenstände, der Eindruck so vieler Kunstwerke nothwendig erzeugen muß, auf deren Betrachtung verwenden kann darüber Urtheile fällen und Beschreibungen entwerfen. Ich will zwar nicht behaupten, daß man damit etwas Unnützes versuchte; denn obwol Rom mit Allem was es in sich birgt unzählige male beschrieben worden ist, könnte es doch noch immer ebenso oft beschrieben werden, ohne daß der hier angesammelte Stoff erschöpft oder nur abgenutzt würde. Auch in Bezug auf seine Schätze verdient es den Namen „die ewige Stadt".

Den Beweis dafür, daß Rom noch kein abgenutztes Thema ist, hat Willkomm freilich durch seine eigene Darstellung nicht geliefert. Man findet bei ihm über die dortigen Zustände, die Kunstschätze u. s. w. Nichts was nicht schon vor ihm ebenso gut gesagt wäre. Mit Allgemeinheiten wie: „Rom ist die große Kreuzspinne welche im Mittelpunkte ihres kunstgewebten Fangnetzes sitzt", ist es wenigstens nicht gethan. Selbst solche Partien bei denen, wie z. B. in Bezug auf das Leben der deutschen Künstler in Rom, etwas Umfassenderes und Gründlicheres um so eher zu erwarten stand, als es Willkomm in seiner Eigenschaft als Literat nicht schwer fallen konnte hier interessante Verbindungen anzuknüpfen, sind dürftig und kärglich ausgefallen. Um wie Vieles interessanter erscheint auch hier eine Schilderung jenes fröhlichen Zusammenlebens aus der Feder des trefflichen Moritz Wagner, den wir, wie wir ihn bei unsern Uebersichten über die orientalische Touristenliteratur häufig zum Leitstern wählen mußten, auch hier als Muster feiner Beobachtung und gediegener Darstellung wiederfinden.

Was Willkomm über die politisch-religiösen Fragen, insoweit sie sich auf die römischen Verhältnisse beziehen, sagt, ist ziemlich trivial, und verräth weder ein gründliches Urtheil noch einen tiefern Blick. Sein Aufenthalt in Rom fällt noch in die Regierungszeit Gregor's XVI. Er sagt selbst, nicht ohne sich den Anschein zu geben als werde er mit besondern Aufschlüssen hervortreten: „Ich habe noch das Glück gehabt das altkirchliche Rom zu sehen, jenes Rom auf das man mit Furcht, Entsetzen und Abscheu hinblickte, das man für ein scheußliches Nest giftiger Natternbrut hielt." Indessen hält sich unser Tourist für befugt, um des Vergleichs willen auch den vielverheißenden Regierungsanfang des gefeierten Pio nono in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, z. B. II, 410 und in einzelnen dem Texte untergelegten Anmerkungen. Wir überheben uns der nutzlosen Mühe hier auf seine ausgesponnenen Entwickelungen des Weitern einzugehen, da wenigstens Das was er über den wesentlichen Unterschied des Katholicismus und Jesuitismus und dergleichen bei dieser Veranlassung beibringt wenig mehr gibt als seichtes, leichtfertiges Journalistenraisonnement. Neue Data, Material zu einer gründlichern Sachkenntniß muß man diesem flüchtig Reisenden nicht zumuthen. Statt uns daher auf diese vielbesprochenen Punkte einzulassen, ziehen wir es lieber vor uns auf Das zu beschränken was der Verf. über die Persönlichkeit des früher so gefürchteten, jetzt so vielfach über die Gebühr geschmäheten Papstes anführt. Hier, in der Darstellung des Aeußerlichen, erkennen wir die Berechtigung des gewandten Novellisten bereitwilliger an (I, 271 fg.):

> Nach beendigtem Hochamt verließ der Klerus die Kapelle, ihm voraus der Papst, um vor dem Grabe Petri niederkniend zu beten. Seine hohe imponirende Gestalt hat die Last des Alters nur wenig gekrümmt, und seinem scharfen, hellen Auge sieht man es an, daß es das Licht eines klugen Geistes ausstrahlt. . . . Gregor XVI. kniete lange auf purpurnem Kissen vor den goldenen Blätterkelchen an Sanct Peters Grab, mit gesenktem Haupt, das ein weißseidenes Käppchen bedeckte, sein Gebet sprechend. Hinter ihm in langen Reihen lagen Cardinäle, Bischöfe, Chorherren, Hauptleute und Offiziere der Nobelgarde ebenfalls auf den Knien, um Theil zu haben und zu nehmen an dem Gebet des Heiligen Vaters. Nach geraumer Zeit tupfte behutsam der Finger eines Cardinals leise mahnend an die Schulter des Betenden. Dieser schlug ein dreifaches Kreuz über sich, stand auf und wandte sich zum Gehen.

Wir haben es schon mehrfach dem Berichte des Verf. vorgeworfen, daß er des Neuen wenig enthalte. Um uns möglichster Billigkeit zu befleißigen wollen wir denn aber doch nicht unterlassen anzuführen, daß er den Ruhm der Mäßigkeit, der wenigstens in Bezug auf Genuß der Speise und Getränke den Italienern von den meisten Reisenden eingeräumt ist, ihnen streitig macht. Hier weicht er also von seinen Vorgängern ab; nur Nicolai wirft, wenn wir nicht irren, den Bewohnern des verhaßten Landes in seinem langen Sündenregister auch Völlerei vor.

So bekennen wir auch gern, daß die der Schilderung Neapels gewidmeten Abschnitte uns ungleich besser gearbeitet und ansprechender erscheinen als die breiten und des Markes entbehrenden Capitel über Rom und als die flüchtige Beschreibung der flüchtigen Reise selbst, bei der noch humoristische Scenen, wie die von den vermeintlichen Räubern welche sich als harmlose Gesellen erwiesen, am meisten Befriedigung gewähren. In Bezug auf Neapel hat der Verf. nämlich, statt sich in leeren Allgemeinheiten zu bewegen, die abgegrenztere Form einzelner Genrebilder gewählt. Diese „Skizzen aus dem neapolitanischen Volksleben", von denen wir einige schon im „Morgenblatt" gelesen zu haben glauben, bieten einzelne frische, ansprechende Züge, welche für die Dürftigkeit und Zerfahrenheit früherer Abschnitte einigermaßen entschädigen. Sie sind zwar ihrer Zahl nach beschränkt, indem sie nur fünf Nummern enthalten: 1) „Die Toledostraße", 2) „Der Weihnachtsabend", 3) „Maccaroni", 4) „Eine Vorlesung", 5) „Vetturine"; aber ihre Ausführung hat durch Benutzung einiger kleiner Scenen des unbefangenen, heitern Volkslebens an Anmuth gewonnen, wenngleich auch hier wieder der Zauber welchen Goethe über seine Bilder aus dem neapolitanischen Treiben ausgegossen hat unerreicht bleibt. Von den Landschaftsschilderungen welche sich auf den südlichen Theil Italiens beziehen heben wir als einigermaßen bemerkenswerth die Zeichnung von Sorrent hervor, über dessen Lage bemerkt wird (II, 272):

> Auf dem Wege von Castellamare nach Sorrent ward ich erst staunend gewahr, daß alle Beschreibungen von den Herrlichkeiten Süditaliens nicht allein nicht übertrieben sind, sondern daß sie weit, weit hinter der Natur zurückbleiben.

Daneben verdient noch die Schilderung der sogenannten „Blauen Grotte" (II, 283) gelesen zu werden, obgleich wir auch hier der bekannten, diesem zauberhaften Naturspiele gewidmeten Schilderung Waiblinger's vor der Willkomm'schen etwas magern Skizze, bei der man mehr durch den Stoff als durch den poetischen Effect der Darstellung angezogen wird, unbedingt den Vorzug geben müssen.

Der Schluß des Werkes ist flüchtig wie der Anfang, ja vielleicht noch dürftiger und nüchterner. Das „stolze Venedig", die Stadt der Lagunen, die für Willkomm, den Novellisten Byron's, doch nicht geringes Interesse gewähren mußte, wird mit einigen wenigen magern Strichen abgethan. Phrasen wie: „Im Dogenpalaste sollte man Venedigs Geschichte lesen" (II, 457), verrathen dabei zu sehr einen abgestandenen Romanton, dessen sich ein geschmackvoller Tourist jetzt sorgsam enthält.*)

G. F. Günther.

Vom Humor.

Nicht Wenige wünschen als Humoristen zu gelten. Sie haben gehört, der Humor sei Etwas, und geben sich Mühe Dies zu sein, sie rühmen ohne zu kennen, und suchen ohne Weisung wo zu finden. Wir Deutschen sind oft unglücklich in unserer Humorjagd, weil wir zu systematisch sind, zu viel vom Katheder dociren, weil Diejenigen unter uns denen Humor zugeschrieben wird, wie Jean Paul, Hippel, auch Börne und Heine, bei Zunftgelehrten und Philosophen in übelm Ruf stehen, sodaß Keiner ihnen nacharbeitet, wenn es auch anginge. Marggraff hat in Nr. 256—259 d. Bl. f. 1846 eine Beschreibung des Humors gegeben, die viele Eigenthümlichkeiten aufzählt: ein schmucker Junge mit aufgeschlagenem Hemdkragen, liebt die Landstraße mit ihrem curiosen Gesindel, auch ein verstecktes Plätzchen im Gebüsch; ist bei Sonnenschein melancholisch, bei Nacht und Nebel voll Lust; verschenkt seinen Rock und zieht im Hemde weiter, singt Hymnen auf den Ocean und macht sich mit einem Regentropfen zu thun wenn der Ocean vor ihm liegt; läßt Engel auf Jakobsleitern vom Himmel und Beelzebubs auf Teufelsleitern aus dem Abgrunde steigen; fühlt Stürme der Weltgeschichte als Sommerlüftchen und Luftzug als Sturmwind; lächelt wo Andere weinen, und weint wo Andere lachen; baut aus Sonnenstäubchen ein Weltall, und haust im Sonnensystem wie in einem Studirzimmer; nimmt jeden Tag wie den jüngsten und ältesten die Posaune des Weltgerichts als Posaune der Weltschöpfung. Sehr gut zugleich wird ihm der Witz gegenüber gestellt, der „mit kurzen Ellen mißt, aus unzähligen Bächen rieselt, um nicht weit von der Quelle zu versiegen", weswegen aller Humor witzig, aber nicht aller Witz humoristisch ist.

Warum fehlten den gepriesenen Alten die Humoristen? Sie hatten ja Landstraßen und Gebüsch, Sonnenschein und Nebel, Mäntel, wenn auch keine Hemden, Ocean und Regentropfen, gute und böse Genien, Stürme und Luftzug, Thränen und Gelächter, Weltall und Studirzimmer, junge und alte Tage; doch keinen Humor, den ins Entgegengesetzte überspringenden, kein Lächeln unter Thränen, und Weinen im Lachen. Sie sind einfach ernsthaft oder scherzhaft als Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Philosophen; sie sind keine Olla potrida von Einfällen und Ausfällen, eignen sich dadurch wenig für Leserinnen welche Jean Paul lieben oder die Blaustrümpfe ihres Geschlechts, denen Graf Sternberg im „Morgenblatt" ein „wenig Naivetät, oder nur etwas Witz und Humor wünscht", welches Alles für sie nicht taugt, Humor am wenigsten, Witz höchstens als Gesellschaftsanflug, und Naivetät — so so.

Die Alten waren in ihrem Dasein objectiv, d. h. öffentlich lebend, der Volkssitte und Staatsverfassung zugethan, dem Schicksal und einer Götterwelt untergeordnet, und indem hierbei religiöser Aufschwung fehlte, dem Sinnenleben oder der Stoa huldigend. Wir Neuern sind viel subjectiver; mehr häuslich uns selbst lebend als dem Staat, durch Christenthum über Welt und Schicksal erhoben und zugleich weichern Sinnes als die Stoa, mit einem innern geistigen Gottesbewußtsein, welches man neuerdings durch Ringen nach Kirche objectiver zu machen strebt. Darauf wirken nun Gemüthstimmungen und Empfindungswechsel stärker, schweben hinüber und herüber in Entgegengesetztes, und bereiten dem Humor seinen Boden, der Dieses mit Bewußtsein und Absicht thut. Hierin würden die Alten eine wunderliche, ihnen unverständliche Halbheit erkannt haben, und selbst Aristophanes, der bei den Griechen am meisten auf

*) Einen zweiten Artikel bringen wir im nächsten Monat.
D. Red.

Humor Anspruch machen durfte, würde den Humor eines Shakspeare nicht begreifen, noch weniger der römische Plautus, bei welchem höchstens die gemeinen Spaßmacher, die Knechte, mit des Engländers Rüpeln sich verbrüdert halten könnten.

Der einen Humoristen gedruckt hinstellende Saphir nennt den Humor „einen Aeltervater, den Pentateuch aller Witzarten, den erstgeborenen Kronprinzen der Phantasie, einen Witzhercules am Spinnrocken". Witz des Humors ist hierdurch gut angedeutet, seine Scherzseite, nicht sein Ernst, wodurch er mehr ist als bloßer Witz. L. Feuerbach nennt den Humor „einen Privatdocenten der Philosophie", womit dessen Ernstseite und Zunftfreiheit gemeint wird.

Verlangte man eine vollere Bezeichnung des Seltenen, Schwerfaßlichen, so würde ich sagen: „Humor nimmt weltbedeutende Dinge leicht, stellt sie gern witzig auf den Kopf, um mit autokratischer Selbstbefriedigung sich über sie zu erheben." Hieraus folgt:

Als Humorist wird Niemand geboren, kein Kind ist humoristisch, obgleich zuweilen witzig; zum Humoristen wird Jeder gemacht, wenn er dazu machbar ist; des Cervantes großartiger Humor war eine Mitgeburt seines herben Schicksals; ohne Verdruß mit der Außenwelt gibt es keinen Humor, er fehlt glücklichen Palastbewohnern, Fürsten und Rothschilden, patriarchalisch idyllischer Zufriedenheit, den Engeln im Himmel.

Zum Humoristen wird Niemand erzogen; denn unsere Erziehung will äußere Zucht und Zier als weltbedeutende Dinge, desgleichen Gelehrsamkeit und den Pedantismus welchen man der Jugend eintrichtert. Mit Cynikern, z. B. Diogenes, der eine Ader davon hatte, befreundet sich der Humor leichter als mit Epikuräern; er ist kein Ehrenjäger, Goldsucher, schätzt das Leben nicht besonders hoch, so wenig wie sich selbst, rennt Kammerherren an und Könige, taugt nicht zum Diplomaten und ehrbaren Pfahlbürger. Am Hofe wird er nicht geduldet, außer unter der Maske eines Narren, die ehedem hoffähig war, jetzt aber dem Carneval anheim fällt, indem Witz und auf den Kopf gestellte Wahrheit bei Hoffesten weniger beliebt ist.

Witz nämlich, der erfreuliche wie beschwerliche Gefühle todtschlägt, ist ein dienender Begleiter des Humors. Will er allein seine Wege wandeln, so findet er gute Aufnahme bei lustigen Gesellen, treibt unterhaltenden Scherz und Spaß, ohne sich über Weltbedeutendes zu erheben. Ihm werden todtgeschlagene Empfindungen, auch edlere, nicht wieder lebendig wie dem Humor, der sie blos auf den Kopf stellte. Knigge, Saphir, Lichtenberg sind witzig, lachen und befördern Gelächter, sind keine Humoristen, so wenig wie witzige Franzosen, welche auch das Wort nicht haben — Voltaire, Piron, Scarron, Lustspieldichter.

Humor in seiner Eigenthümlichkeit mit Witzbegleitung nimmt verschiedene Richtungen, entweder elegisch empfindsam (Sterne), oder zornig bitter (Swift), oder poetisch fliegend (Jean Paul), oder geflissentlich widersinnig mit Narrenkappen (Rabelais). Zeitalter und Umgebungen ändern Richtungen und Farben.

Unter deutschen Schriftstellern zeigen Humor in verschiedener Weise Hamann, Hippel, Claudius, Hofmann, Goethe (im „Faust"); auch mit einigem Anfluge zuweilen Kant; Schiller und F. H. Jacobi keinen; Börne und Heine die man neuerdings humoristisch nennt streifen daran, jener durch Bitterkeit, dieser durch Sentimentalität, Beiden fehlt eine schwunghafte Erhebung.

Obwol sie selbst ihn schwerlich haben, gefällt doch der Humor den Frauenzimmern in Büchern wie im Leben, vorzüglich dessen empfindsame Seite. Bettina kennt ihn als Phantasterei und Convenienzfeindschaft, ihr Bruder Clemens als Märchen- und Nonnenspuk; sie zehren an Wurzeln beliebig gewählten Weltgegensatzes.

Religion erhebt über Weltbedeutendes, darum dem Humor verwandt, und den Witz als Schild gegen Angriffe vorhaltend. So Hamann, Hippel, Claudius, auch in seiner Art Klaus Harms. Würde dieser religiöse Humor ernsthaft in der Schule der Orthodoxie katechisirt, er liefe wol davon. Philosophie ist gleichfalls dem Humor nicht fremd, aber allerdings diejenige in Paragraphen, deren katheberbedeutsame Schwerfälligkeit ihm nicht zusagt. Mit seiner eigenen paragraphenlosen freien macht er sich an Kritik und Widerlegung jener.

Wären wir Deutschen mehr Humoristen als wir sind, wir hätten weniger philosophische und theologische Systeme; daß wir uns ihrer so gern rühmen, ist eben der humorlose Humor davon. Engländer wie Franzosen wollen Dies nicht ganz schätzen, erstere wegen ihrer weltbedeutenden Industrieliebe, letztere wegen ihres gesellschaftswerthen esprit, den wir als Witz ungenügend finden, und als Geist wenig anerkennen. Vielleicht wäre Humor eben die Ehe des Witzes mit dem rechten Geist.

34.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Montémont's Reisen.

Freunden der Erdkunde und einer sowol unterhaltenden als belehrenden Lecture wird folgendes vor kurzem in Paris in fünf Bänden erschienene Werk: „Voyages nouveaux par mer et par terre effectués ou publiés de 1837 à 1847 dans les diverses parties du monde, analysés ou traduits", von Albert Montémont, sehr willkommen sein. Diese fünf Bände bilden das Complement zu der Universalgeschichte der Reisen bis zu unsern Tagen. Der Herausgeber hat eine Auswahl der interessantesten Reiseberichte gemacht und daraus neue Beobachtungen, ins Einzelne gehende Sittenschilderungen und statistische und geographische Nachweisungen gezogen, die ihm werth schienen die Wißbegierde der Leser zu erregen. Jeder Band ist einem der fünf Welttheile gewidmet, und in dem ersten befinden sich die Reisen um die Welt mit denen auf dem Weltmeer verbunden. Die Analysen Montémont's sind im Allgemeinen gut gemacht, und bestehen vorzüglich aus einsichtsvoll gewählten Bruchstücken dergestalt, daß er die verschiedenen, von verschiedenen Reisenden über dasselbe Land gelieferten Daten zu einem Ganzen verbindet. Unsere Zeit ist natürlich weniger fruchtbar als die frühern an Entdeckungen neuer Länder. Man müßte um deren zu machen in das Innere von Continenten, deren Zutritt noch sehr schwer ist, eindringen; aber die Fortschritte der Schiffahrtskunst und die unzähligen Hülfsquellen welche die Wissenschaft dem Menschen zugänglich macht haben die Reisen viel leichter gemacht. Demnach, weniger in Anspruch genommen von der Sorge sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, kann man besser beobachten und sich mit größerm Eifer dem Forschen hingeben. Der Vorschritt der Ideen hat gleichfalls beigetragen viele schädliche Vorurtheile zu zerstören. Die bürgerlichen und religiösen Institutionen haben auch auf eine umfassendere und mehr unparteiische Weise betrachtet werden können. Der philosophische Geist, gemäßigt durch die religiöse Reaction unserer Zeit, hat den Untersuchungen der Reisenden eine fruchtbarere, geistige und sittliche Tendenz eingeprägt, zu derselben Zeit wo der Schwung der Wissenschaft das Feld ihrer Thätigkeit erweiterte. Die schon bekannten Länder sind vollständiger erforscht worden, die geographischen Kenntnisse haben sich vervollkommnet, die Nachforschungen mit mehr Zusammenhang und Einheit auf ein gemeinschaftliches Ziel gerichtet, haben genügendere Resultate hervorgebracht. Das Résumé welches Montémont davon gibt wird, obgleich etwas zu kurz gefaßt, mit Vergnügen gelesen werden. Es hat den Vortheil die Substanz von einer Menge Werke darzubieten, welche wegen ihrer Weitläufigkeit und Kostspieligkeit nur einer geringen Anzahl Personen zugänglich sind.

41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 112. —— 21. April 1848.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen (Prof. Hundeshagen). Frankfurt a. M., Brönner. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Mag auch die Anzeige dieses Buches für Viele zu spät erfolgen — schon in den ersten Monaten nach seinem Erscheinen hat es eine zweite Auflage erlebt —, so verdient es doch immer noch der Aufmerksamkeit eines größern Kreises empfohlen zu werden. Dies ist die innigste Ueberzeugung des Ref., obgleich derselbe von ganz andern Ansichten bei Beurtheilung der heutigen Verhältnisse des Protestantismus ausgeht als der Verf. Denn die Krisis in der unser Kirchenleben begriffen ist oder der es mit immer stärkern Schritten entgegengeht, ist von solcher Bedeutung für unser religiöses und selbst für unser politisches Leben, ja eben damit für unsere gesammte nationale Entwickelung, daß keinem Gebildeten, wenn ihm auch wie vielen der ältern Zeitgenossen ein lebendiges Interesse an der Gestaltung unsers Kirchenlebens fehlen sollte, die Phase welche es in der Gegenwart erreicht hat fremd bleiben darf. Und nur eine Betrachtung desselben von den verschiedensten Standpunkten aus wird uns zu einer richtigen Beurtheilung Dessen führen was wir von der Zukunft der Kirche zu hoffen, was wir für die Umbildung derselben selbstthätig zu erstreben haben. Ref. will zunächst sein Urtheil in gedrängter Kürze an den Titel des Werkes knüpfen, da dieser in seiner ganzen Vollständigkeit mit großer Genauigkeit dem Inhalte desselben entspricht.

„Der deutsche Protestantismus" erscheint uns hier in seiner eigenthümlichen Gestalt nach seinem ursprünglichen Wesen und seiner allmäligen Fortbildung; „seine Vergangenheit" ist scharf entwickelt, und aus derselben das Verständniß seiner „heutigen Lebensfragen" hergeleitet; was aber dieser Arbeit, welche in richtiger Würdigung der Hauptaufgabe der Geschichte die Gegenwart aus der Vergangenheit erklärt, erst den höchsten Werth verleiht, ist die Art wie hier, dem erst in der jüngsten Zeit erreichten Höhenpunkte der geschichtlichen Betrachtung gemäß, jene Aufgabe in das Auge gefaßt und zur Erfüllung gebracht ist. Denn der Verf. weiß es, daß keine Erscheinung des Menschenlebens vereinzelt begriffen werden kann, und daß die Geschichte erst dadurch zur wahren Lehrerin des Lebens erhoben wird, wenn sie ihren Gegenstand „im Zusammenhange der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet", wobei hier jedoch allerdings oft zu sehr nur an die politische Entwickelung gedacht wird. Das Alles finden wir hier im Ganzen vortrefflich durchgeführt (wenn auch in einer oft etwas schwerfälligen Darstellung) „von einem deutschen Theologen", mit deutscher Gründlichkeit und einem tiefen theologischen Blick in das Wesen der Religion; aber — eben doch unverkennbar von einem Theologen — nicht völlig frei, bei aller Freisinnigkeit, von der Einseitigkeit, ja Exclusivität der religiösen Auffassung, der sich der Theologe von Fach nicht leicht völlig entwindet, und meistens um so schwerer, je redlicher er bemüht gewesen ist sich wie unser Verf. das Specifische des Christenthums und seiner besondern Confession mit Schärfe und Klarheit zur Erkenntniß zu bringen. Doch wünschten wir allen unsern Theologen daneben diese deutsche Gesinnung welche den Verf. beseelt und jedes seiner Worte durchdringt, die tiefinnerliche Auffassung der Religion und den sittlichen Eifer für das Seelenheil Aller, auch der Geringsten im Volk — was Manche seiner Verehrer bestimmt hat in ihm einen zweiten Luther zu erblicken —, die Liebe zu dem großen Gesammtvaterlande und die Wärme für dessen politische Entwickelung, die hier in der Gestalt des edelsten Liberalismus ausgeprägt sind. Auch Das endlich mahnt uns freilich daran, daß wir hier einen deutschen Theologen der Gegenwart über unsere politischen und kirchlichen Zustände und Aussichten reden hören, wenn der Verf. bei allem Interesse für die Fragen der Wirklichkeit doch einen Mangel an praktischer Befähigung zur Lösung derselben zeigt, und eine Verstimmung der Seele, die sich schon in dem aus dem Buche selbst (S. 147) entnommenen Motto auf dem Titel kundgibt:

> Es ist nicht gut, wenn ein Volk das alle Bedingungen einer umfassendern Entwickelung in sich trägt auf eine ausschließlich literarische Existenz zurückgedrängt wird.

Diese Verstimmung, die bei dem Verf. wol sicher daher rührt, daß er bei einem allerdings an Luther erinnernden Drange werkthätig in das Leben einzugreifen sich zu ausschließlich „auf eine literarische Existenz zurückgedrängt" fühlt, ist es nun aber auch welche nicht

nur seine Auffassung der Religion, sondern auch seine Beurtheilung der Vergangenheit und Gegenwart, wie seine Aussicht in die Zukunft des deutschen Volks trübt. Und Ref. hält es von einem Standpunkte aus der ihm heitere Gestalten zeigt für seine Pflicht, nicht zu Einschläferung des Weiterstrebens, das er mit dem Verf. aus allen Kräften fördern möchte, sondern zur Ermuthigung Solcher die des Verf. Weise in ihrer Thätigkeit nur zu irren und zu lähmen vermag, die vorliegende Schrift zu beleuchten.

Der Raum d. Bl. wird indeß neben einer kurzen Darlegung des Inhalts derselben nur Andeutungen zur Begründung des ausgesprochenen Urtheils und einige weitere Winke gestatten, und Ref. erlaubt sich auf eine weitere Ausführung seiner Ideen in einer soeben erschienenen Schrift zu verweisen.*)

Nach einem „Vorwort" zerfällt das Buch in drei Abschnitte, von denen der erste, „Zur Theorie des Protestantismus", eine Charakteristik desselben liefert; der zweite den gegenwärtigen Standpunkt des deutschen Protestantismus aus seiner Vergangenheit erklärt: „Die Entstehung des modernen Antichristianismus in Deutschland mit Rücksicht auf die religiöse Gesammtentwickelung des deutschen Protestantismus und ihren Zusammenhang mit der politischen seit der Reformation"; der dritte aber „Die kirchlichen Fragen der Gegenwart" bespricht.

Daß das Buch, wie das Vorwort sagt, „ein aus erfülltem Gemüthe kommendes, ebenso ernst als wohlgemeintes" ist, wird keinem ernsten und wohlmeinenden Leser zu leugnen in den Sinn kommen. Ja wir dürfen Mehr sagen, das Buch ist ein gesinnungsvolles, aus religiösem und sittlichem, thatkräftigem Streben des Verf. entsprungen, und der Charakter des Verf. ist es der seinen Blick auch für richtige Einsicht in das Wesen des Protestantismus und seine Geschichte geschärft hat, der ihn von jeder blos gelehrten Auffassung der Religion fern hält, und seine Augen immer auf die Bedürfnisse des Volks, vor Allem die sittlichen, richtet. Die Tendenz des ersten Abschnitts geht dahin, in einer Betrachtung des Wesens des Protestantismus neben Anerkennung der intellectuellen Richtung, welche allzu oft als das vorherrschende, ja als das alleinige Moment der Reformation betrachtet ist, die praktisch-sittliche Bedeutung des Protestantismus recht stark herauszuheben. Vortrefflich geschieht Dieses in den Worten (S. 16):

> Luther hatte tief in den Abgrund sittlichen Verderbens geblickt, welches durch die römische Lehre von der Werkgerechtigkeit in dem gemeinen Laienstand verbreitet war; — — er hielt weder sich für zu vornehm noch die Menge für zu niedrig um ihr seine Dienste zu widmen. — — So beugte Luther auf die gleiche teleologische Basis, auf jene warme sittliche Liebe zum Volk zurück, von welcher einst in den Zeiten des Urchristenthums die evangelische Verkündigung ausgegangen war. Hier wie dort sollten aus todten Instrumenten der Hierarchie freie ethische Subjecte geschaffen werden; hier wie dort beruhte die Liebe zum Volk auf der wahren sittlichen Schätzung auch des Allergeringsten. Und hierin eben liegt das Unterscheidende als einer That des deutschen Geistes, hierin die Gewähr ihres Bestandes, wodurch sie Alles was in andern Ländern mehr oder minder Verwandtes geschah (z. B. die blos gelehrten Bestrebungen der Humanisten in Italien, wie auch zum Theil in England u. s. w., vergl. „Geschichte der akatholischen Kirchen und Sekten in Großbritannien" von Georg Weber) weit überdauerte, an Umfang der Wirkung beiweitem übertraf.

So innig wir aber mit dem Verf. der Ueberzeugung sind, daß unser allzu theoretisches und vornehm gelehrtes Wesen nicht genug auf den thatkräftigen und volksthümlichen Geist der Reformatoren verwiesen werden kann, so ist doch schon hier die Einseitigkeit näher zu bezeichnen an welcher seine ganze Auffassung von dem Wesen des Protestantismus leidet. Denn wenn man dasselbe auch mit Recht in „die Synthese eines intellectuellen (theoretischen) und ethisch-praktischen Factors" setzen darf, so erkennt doch der Verf. den wahrhaft ethischen Geist überall nur da wo das Bewußtsein der Sündhaftigkeit die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zum Bedürfniß macht, und er findet alles intellectuelle Streben von der sittlichen Tendenz entblößt, wo dasselbe nicht von der Anerkennung ausgeht, daß wir nur durch eine außerordentliche Veranstaltung Gottes, durch einen gottmenschlichen Erlöser unserer Begnadigung gewiß werden können. Und so erklärt er die Paulinisch-Augustinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, in welcher sich allerdings „die Reformation (nach ihrer ursprünglichen Form) einheitlich zusammenschloß", für die unerlaßliche und unwandelbare Basis des gesammten Protestantismus.

Von dieser Grundansicht geht nun der Verf. auch bei Beurtheilung der Vergangenheit aus, indem er aus derselben die Entstehung des modernen Antichristianismus, besonders in Deutschland, zu erklären versucht. Im ersten Capitel des zweiten Abschnitts wendet er den Blick „auf verwandte Erscheinungen in Italien, Frankreich und England" aus frühern Zeiten. Sein Zweck ist hier zu beweisen, daß es überall „abnorme Zustände" des gesammten Lebens einer Nation waren (wobei er jedoch hauptsächlich an die politischen denkt), aus denen sich eine rationale Auffassung der Religion, und eine damit verbundene Lossagung von den „positiven" Lehren des Christenthums erklärt, daß sich aber ferner aus dem Rationalismus unter Mitwirkung jener ungünstigen nationalen Verhältnisse endlich immer eine entschiedene Feindschaft gegen das Christenthum, die nothwendig bis zum Atheismus und Materialismus fortschreiten mußte, entwickelte. Nach der Meinung des Ref. ist indessen die rationale Richtung an sich, mit deren Hervortreten sich die Blüte der Literatur in den besprochenen Ländern verband, wie diese selbst das Resultat einer freiern Vernunftentwickelung; diese aber führt wahrhaftig nicht nothwendig von Gott ab, vielmehr zu einer richtigern Auffassung des Göttlichen hin; eine dem Christenthum wirklich feindselige Richtung, die nicht blos die „positiven" Lehren desselben

*) „Die Lebensfragen des deutschen Protestantismus in der Gegenwart. In Briefen von einem Laien an einen Theologen", von W. Aßmann (Braunschweig 1848).

im engern Sinne bekämpft, sondern sich bis zum Atheismus verirrt, ist nur eine Ausartung des Rationalismus, und diese allein erklärt sich aus abnormen Nationalzuständen, insbesondere jedoch, woran der Verf. nicht denkt, aus dem Widerstande welchen eine herrschende Kirche einer vernunftgemäßen Auffassung des Glaubens entgegenstellt. So führten in Italien nach Savonarola, den der Verf. vergeblich für seine Ansicht zum Zeugen aufruft, „die schlechten Prälaten", nicht aber „die aristokratisch-luxurirende literarische Bewegung" des mediceischen Zeitalters jene religiösen Zustände herbei in welchen „der Glaube nur ein Traum war, eine Sache für empfindsame Weiber und Mönche". So war es in Frankreich der mit der despotischen Staatsgewalt verbündete Jesuitismus, welcher die bessern Geister dazu hindrängte mit einer Form der Religion welche die Sittlichkeit untergrub statt sie zu fördern, die Religion selbst zu bekämpfen; und auch in England leitete die unter monarchisch-aristokratischem Einfluß erstarrte Gestalt der Staatskirche, „der es zu sehr an freier christlicher Wissenschaft gebricht", das Streben einer freiern Intelligenz auf antichristliche Abwege.

Alle folgende Capitel des zweiten Abschnitts beschäftigen sich mit der geschichtlichen Erklärung des neuesten deutschen Antichristianismus. Der Hauptgedankengang des Verf. ist auch hier: Aus einer abnormen Gestaltung unsers nationalen, insbesondere politischen Daseins, die mit einer Abschwächung der nationalen Sittlichkeit verbunden war, ist der Rationalismus hervorgegangen, der in consequentem Fortschreiten, freilich unter Mitwirkung ungünstiger nationaler Verhältnisse, endlich zum Antichristianismus führen mußte. Allerdings erkennt der Verf. hier mit größerer Umsicht als viele unserer „patriotischen" Geschichtschreiber das Nothwendige und Wohlthätige in dem Gange der politischen Entwickelung des deutschen Volks an; er gesteht es zu, daß eben „die Zersplitterung Deutschlands den Weg bahnte auf welchem Deutschland durch die Reformation im 16. Jahrhundert seine „geistige Freiheit" rettete; er bezeichnet selbst die Entwickelung des Absolutismus in den fürstlichen Territorien, welche durch die Reformation wenigstens gefördert wurde, als einen „nothwendigen Durchgangspunkt des mittelalterlichen Feudalstaats in den Organismus des modernen Staats"; er weiß es ferner von dem „intelligenten Absolutismus" Friedrich's des Großen zu rühmen, daß derselbe „das todte Factum zur Idee verklärte". Aber doch glaubte er, daß der Absolutismus es sei dem nicht nur die Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts ihre Starrheit wie ihre Entfremdung von den Volksinteressen zu danken hatte, sondern er betrachtet die gesammte rationale Geistesrichtung, die in der Zeit des intelligenten Absolutismus eine Umgestaltung unsers Staatslebens bewirkte, wie sie die Kant'sche Philosophie und den Aufschwung unserer Literatur zur Classicität in das Leben rief, hier fast lediglich als eine Folge der abnormen nationalen Zustände welche der Absolutismus in Deutschland erzeugte. Es ist hier offenbar viel Scharfsinniges und Wahres über den nachtheiligen Einfluß gesagt welchen der Absolutismus, auch als er durch Friedrich den Großen idealisirt wurde, auf die Gestaltung unsers Volkslebens übte; es wird mit Recht darauf hingewiesen, wie auf diesem Wege „die Kluft zwischen Staat und Volk immer weiter gerissen", und zugleich die höher entwickelte Sphäre der Nation, die mit der Beamtenhierarchie so eng zusammenhing, in eine dem Concreten abgewandte Denkweise hineingeführt wurde. Aber wenn es auch nicht geleugnet werden soll, daß hierdurch das rationelle Streben der Zeit, wie es sich auf den verschiedensten Gebieten kundgab, sich zur „abstracten Intelligenz" gestaltete, so ist doch eben hierin nur eine Ausartung der rationalen Richtung zu erkennen, und der Fehlschluß zu dem sich der Verf. verleiten läßt besteht darin, daß er den theologischen Rationalismus oder die rationale Auffassung der Religion überhaupt verwirft, weil diese unleugbar unter ungünstigen Nationalverhältnissen eine verkehrte Gestalt angenommen hatte. So erklärt es sich, daß er namentlich unsere classische Literatur und die Kant'sche Philosophie nicht mit völliger Unbefangenheit und Gerechtigkeit beurtheilt. Man mag es immer zugeben, daß beide „von dem Gefäße das ihren Inhalt umschloß einen merklichen Vorgeschmack annahmen", aber darüber darf der edle Gehalt derselben nicht geringer geachtet werden. Der Verf. richtet auch hier seinen Blick nicht sowol auf die allmälig fortschreitende Entwickelung der Vernunft im deutschen Volke, aus der die Blüte unserer Literatur allein hervorgehen konnte, sondern fast nur auf die Schattenseite unserer nationalen Zustände, durch welche die dem Nationalen wie dem positiven Christenthum entfremdete abstracte Richtung unserer literarischen Heroen unstreitig bedingt war. „Unter dem nahenden völligen Zerfall der politischen und religiösen Formen des alten Deutschlands erstanden die Größen unserer neuern Nationalliteratur", und indem er die Blüte dieser Literatur durch jene Verhältnisse, „wenigstens negativ" bedingt nennt, so übergeht er das positive Element, das hier allein die ganze Erscheinung erklärt. Vermöge der Umsicht und Milde welche das Urtheil dieses hochgebildeten Wissenschaftsmannes vor den Extremen bewahren, verkennt er dabei allerdings nicht was wir jener Glanzepoche unserer Literatur zu verdanken haben, aber er weist die Verdienste derselben doch immer in allzu enge Schranken. Er räumt es ein: „Wir erhielten doch durch sie wenigstens (!) eine Welt großartiger Ideale", und „wenn sie auch die religiöse und nationale Wiedergeburt unsers Volks nicht unmittelbar herbeiführen konnten, so schöpften wir doch aus ihnen eine wenn auch bedingte Kraft der Wiedergeburt in der Zeit der neu beginnenden Fremdherrschaft".

Indem er aber die literarischen Koryphäen jener Zeit „eines abstract kosmopolitischen und Nichts weniger (!) als christlich gläubigen Sinnes" anklagt, so übersieht er es zu sehr, wie gerade die Eigenthümlichkeit derselben dennoch auch darauf hinwirkte einen edeln Aufschwung des deutschen Volks in seinem politischen und religiösen

Leben möglich zu machen. Das Nationale mußte erst nach der kleinlichen Gestalt die das politische Leben der Nation angenommen hatte, durch den höhern Aufschwung zu einem kosmopolitischen Sinne wieder geheiligt werden; statt des Streites der Kirchen mußte erst der Gedanke allgemeiner Duldung geboren werden, damit ein festes Anschließen an die Kirche ohne den Auswuchs des Fanatismus möglich würde. Daß Lessing's „Nathan" und in einem vielleicht noch größern Kreise Voß' „Pfarrer von Grünau" wahre Duldung im Sinne des Rationalismus fördern halfen, war auch für eine edlere Gestaltung unsers Kirchenlebens in der Zukunft, das nicht wieder in die Unduldsamkeit der frühern Orthodoxie verfallen darf und wird, nicht verloren. Die abstracten Ideale von Schiller's Prosa sind doch allmälig in concreten Formen in das Leben getreten, und die edeln Bilder von „Wilhelm Tell" und der „Jungfrau von Orleans" haben auch das Ihrige dazu beigetragen die Nationalbegeisterung die in den Befreiungskriegen mit welthistorischer Bedeutung hervortrat in den Gemüthern vorzubereiten. Man übersieht es freilich allzu gewöhnlich, wie national noch immer unsere große Literaturepoche war, weil sie in ihren äußern Formen den Zeitverhältnissen gemäß zu wenig nationales und insbesondere politisches Gepräge trug. Wir erinnern hier an Schiller's Worte („Briefwechsel mit Körner", II, 277):

> Kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache was ihn stempelt, so wäre diese allein genug ihn in gewisse Formen einzuschränken und seinem Producte eine nationale Eigenthümlichkeit zu geben.

Selbst Goethe's Streben war noch immer ein nationales, so oft ihm auch die Fernhaltung von allen politischen Interessen vorgerückt ist. So erzählt Fernow (Brief an Böttiger im Januar 1807):

> Goethe sagte mir, er habe sehr ernstlich an ** geschrieben, daß jetzt Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die im Geiste zusammenzuhalten, und in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur auf das eifersüchtigste zu bewachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eigenthümlichkeit Calabriens und der Calabresen.

Der unermüdliche Veröffentlicher angemessener wohlfeiler Volksschriften, Charles Knight, hat in seinen „Monthly volumes" unter Anderm „Sketches of popular tumults; illustrative of the effects of social ignorance" erscheinen lassen, eine Sammlung deren Inhalt in „Ruhestörungen welche durch religiöse Glaubenswuth veranlaßt wurden" und in „Aufruhr verursacht durch politische Aufregung" zerfällt. Bei der Wendung die in den jüngsten Tagen die Dinge in Italien, namentlich in Neapel genommen, wird es nicht uninteressant sein dem genannten Werke die Beschreibung des Zustandes von Calabrien am Ende vorigen Jahrhunderts beim Einfall der republikanischen Franzosen zu entlehnen, da der Verf. des Werks als Augenzeuge jenes schrecklichen Kampfes spricht welcher sich zwischen den Franzosen und der von den Priestern und Aristokraten aufgehetzten fanatischen Bevölkerung des südlichen Italiens entsponnen hatte. „Der Zustand Calabriens", erzählt der Verf., „war ganz eigenthümlich. Das Volk jener ausgedehnten wilden und entlegenen Landschaft war anfangs einer Veränderung der Regierung keineswegs abgeneigt; denn sie litten unter den Misbräuchen der alten Verwaltung und waren der feudalistischen Erpressungen und der Vorrechte der Barone überdrüßig. Aber aus altem Nationalvorurtheil betrachteten sie das Vordringen der Franzosen auf ihrem Gebiete mit entschiedener feindseliger Gesinnung, und beschlossen sich jedem solchen Versuch auf das äußerste zu widersetzen. In den Städten gab es eine beträchtliche Partei die sich zur Gründung einer unabhängigen und repräsentativen Regierung hinneigte; aber die von den Patrioten der Hauptstadt nach Calabrien gesandten Commissare misfielen den feurigen Calabresen durch den hohen befehlenden Ton welchen sie annahmen. Die Calabresen liebten das Volk der Hauptstadt nie, betrachteten es als verweichlicht und üppig, und sahen die Bevölkerung dort gleichsam als Fremde an. Nichtsdestoweniger setzten die meisten calabresischen Städte neue Gemeindebehörden ein, bildeten eine Nationalgarde und riefen die Republik aus. Das Landvolk verhielt sich dem Anschein nach unthätig dabei, aber es mochte den Namen der Republik nicht leiden. Sie hingen den Aeußerlichkeiten ihrer Religion an und waren eifersüchtig auf die Zucht ihrer Weiber; man brachte ihnen die Meinung bei, daß die Republikaner Beides außer Augen setzten. Sobald deshalb das königliche Banner wieder unter ihnen entfaltet wurde, ergriff das Landvolk die Partei welche seinen Gewohnheiten und Vorurtheilen am meisten zusagte. Die Calabresen sind gewöhnlich durch Uebung von Jugend auf treffliche Schützen. Zu jener Zeit besaß jeder Mann seine Flinte und ging bewaffnet einher. Sie sind muthig, ausdauernd, treue Freunde und unversöhnliche Feinde. Die Antwort des verwundeten Calabresen auf die Zurede seines Beichtigers ist sprüchwörtlich geworden. Ermahnt seinen Feinden zu vergeben als nothwendige Bedingung seines eigenen Heils, antwortet er entschlossen: „Se moro lo perdono, se campo l'allampo', d. i.: Wenn ich sterbe, vergebe ich ihm; wenn ich genese, erschieße ich ihn." Schwermüthiges Temperament, Innerlichkeit der Gefühle und verschlossener Argwohn machen sie furchtbar wenn sie gereizt werden. Selbst ihre Weiber scheinen mit männlichem Geist begabt; ihre Gesichtszüge, unangenehm obwol regelmäßig, sind selbst in der Jugend düster und gefurcht, und ihr unsauberer Anzug verleiht ihnen Nichts von jener Zartheit welche anderswo als diesem Geschlechte angeboren betrachtet wird. Die Männer mit ihren kurzen Jacken, engen Hosen, ledernen Strümpfen und Sandalen von ungegerbter Haut, durch Riemen befestigt, auf dem Kopfe einen rußigen kegelförmigen Hut mit schmalem Rande und mit Bändern und dem Bilde der Jungfrau verziert, kann man hinter ihren Oelbäumen oder irgend einer zerfallenen Mauer herumschleichen sehen, als wenn sie auf einen Fremden lauerten um über ihn herzufallen. Wenigstens würde aus ihrem Aeußern der Fremde einen solchen Schluß ziehen. Ihre Städte sind auf steilen, kegelförmigen Anhöhen gebaut, bis zu dem höchsten Gipfel hinauf mit Häusern bedeckt; die Verbindung zwischen den einzelnen Gebäuden ist der Art, daß das Ganze eine Art Verschanzung bildet. Die Mitte der Landschaft wird von dem Rücken der großen Apenninen eingenommen, wohin im Sommer trotz der Unwirthbarkeit und Düsterheit der Gegend ganze Züge der Bevölkerung mit ihrem Viehstand ziehen; die Ebenen in der Nähe der Küste sind mooricht und ungesund und von Heerden von Büffeln bewohnt; aber die Thäler am Fuß der Gebirge sind entzückend und prangen im reichsten Schmuck des Pflanzenthums. Die Rebe, die Orange, der Citronenbaum, die Feige, die Olive und alle andern Früchte des Südens gedeihen dort in größter Vollkommenheit. Hier und da sieht man Spuren der Verheerung durch schreckliche Erdbeben veranlaßt, denen dieser Landstrich häufig ausgesetzt ist. Zu jener Zeit gab es keine fahrbare Straße durch Calabrien, und eine Reise von Neapel dorthin wurde mit Recht als ein ebenso schwieriges als gefährliches Unternehmen betrachtet. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 113. — 22. April 1848.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhange der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

In ähnlicher Weise wie unsere schöne Literatur würdigt der Verf. auch die Kant'sche Philosophie. Er gibt es noch zu, daß „die starke Betonung des Ethischen in derselben ein tüchtiger Nachklang altprotestantischen Wesens war"; das religiöse Element in Kant's Philosophie, das freilich in der Form derselben allzu sehr zurücktrat, wird aber hier nicht in seiner ganzen Bedeutung anerkannt. Und trotz des Zugeständnisses, daß die Kantianer, und Rationalisten noch unter und nach den Befreiungskriegen „die Partei der heller Denkenden und Freisinnigen gegen die hereinbrechende Herrschaft dunkler Gefühle" bildeten, wird doch sogleich die Behauptung, auf der das ganze weitere Raisonnement des Verf. beruht, hinzugefügt: „daß die Bewegung der Freiheitskriege von keiner der bisher maßgebenden Richtungen unsers deutschen Lebens angeregt worden war". Denn Das ist die Ansicht des Verf. von diesem Nationalereigniß, die er mit den mysteriösen Worten andeutet: „Es lag in derselben etwas Unmittelbares!" — daß die Rettung unsers Volks durch die Fügungen Gottes urplötzlich ein neues Leben in demselben hervorrief, weshalb er es sogar „wunderbar" nennt, daß „die ungeheuere concrete Noth den humanitarischen Universalismus unserer großen Literaturepoche" so rasch „zu einem kernhaften Nationalbewußtsein" umgestaltete. Zugleich aber erscheint ihm auch die Hinneigung jener Zeit zu einer pietistischen Auffassung der Religion, das Erwachen „des brennenden Sündenschmerzes", der vielen Naturen den Glauben an eine unmittelbare Erlösung zum Bedürfniß machte, als eine Weisung, daß ein kräftiger Aufschwung des Nationallebens stets zu einer positiven Auffassung des Christenthums zurückführen müsse und werde. Niemand wird es leugnen wollen, daß es der gewaltigen Schickungen einer höhern Hand bedurfte, um unsere Befreiung von dem Joche der Fremdherrschaft und die Nationalerhebung durch welche diese gewonnen wurde möglich zu machen; aber wahrlich, es hätte auch nicht jede Nation jene Mahnungen des Himmels so benutzt wie unser deutsches Volk; und daß sich dasselbe in seiner Gesammtheit zu einer so großartigen Begeisterung erhob, daß Fürsten und Völker kein Opfer scheueten um die gebrochene Selbständigkeit wieder zu erringen, und daß so eine Wiedergeburt unsers nationalen Daseins begann, Das ist doch das Werk des Geistes der in dem deutschen Volke lebte; dieser aber war durch alle Phasen seiner frühern Entwickelung in seine damalige Bahn gelenkt, und zu diesen gehört vor Allem der ganze Bildungszustand welcher den Befreiungskriegen voraufgegangen war, und während derselben nicht so plötzlich umgestaltet werden konnte. Nicht trotz des Rationalismus also, sondern auch durch den Rationalismus oder, um es bestimmter zu sagen, durch den edeln rationalen Geist der in dem deutschen Volke lebendig war sind wir gerettet! Wer wie wir den Aufschwung der Befreiungskämpfe mit Bewußtsein erlebt hat, der weiß besser als der jüngere Verf. aus eigener innerer und vielfältiger äußerer Erfahrung, daß die Begeisterung jener Zeit nicht an das Glaubensbekenntniß gebunden war, daß Rationalisten nicht minder als Pietisten für den Wahlspruch erglühten: „Mit Gott für Fürst und Vaterland!" und daß der Rationalismus, der noch unbestritten die Herrschaft in Deutschland führte, in vielen deutschen Heeresmassen die vorherrschende Glaubensrichtung war. Nur Das muß eingeräumt werden, daß die damalige Gestalt des Rationalismus, die allzu sehr von dem concreten Leben abgewandt war, durch tiefere Erregung des Gemüths unter den Thaten und Geschicken einer großen Zeit eine Umbildung erlitt, und daß insbesondere statt des bisherigen Genügens an dem kalten kategorischen Imperativ das Bedürfniß der Religion und einer religiösen Gemeinschaft mit größerer Innigkeit und Lebendigkeit unter unserm Volke erwachte. Aber es ist doch nicht blos da Religiosität, wo die schmerzliche Empfindung unserer Sündhaftigkeit, die freilich in einem sittlichen Gemüthe niemals fehlen kann, zur herrschenden Stimmung der Seele geworden ist, und nicht blos das Sündenbewußtsein war es das uns unter den Befreiungskämpfen zu unserm Gott zurückführte, sondern in der ungetheilten Hingebung des Geistes an das Höchste trat das religiöse Leben in der ganzen Vielgestaltigkeit deren es fähig ist in der Nation hervor, als Ehrfurcht, Demuth, Reue, Zerknirschung, aber auch als Vertrauen, Liebe, Erhebung, Begeisterung! So weit ist nun freilich auch der Verf. mit uns einverstanden, daß, wie er sich

ausdrückt, auch der Rationalismus das Bedürfniß einer Erneuerung unsers Kirchenthums fühlte. Zu einer tüchtigen Gestaltung einer Kirche aber hält er wie die meisten Vertreter der modernen Orthodoxie den Rationalismus für unfähig; für die Kirche, wie für jede richtige Auffassung des Protestantismus, ja des Christenthums überhaupt gilt ihm die Erweckung des Sündenbewußtseins als die alleinige Basis. Was der Verf. zur Begründung dieser Ansicht sagt, ist in der That in dem einzigen nur in verschiedener Form wiederkehrenden Satze enthalten der (S. 436) am klarsten in folgender Weise ausgesprochen wird:

Fürwahr, wer einmal durch ernstere Selbst- oder Weltbetrachtung eine lebendige Vorstellung von dem Reich gewonnen hat welches die Sünde unter allen schimmernden Erscheinungsformen innerhalb der Menschheit sich erobert, wer das grauenvolle Regiment kennen gelernt hat welches dieselbe führt, dem steht der sozusagen grandiose Aufwand von außerordentlichen Machtwirkungen, in denen der göttliche Rathschluß der rettenden Barmherzigkeit sich zu entfalten von Ewigkeit beschlossen hat, nicht außer Verhältniß weder zu Dem was auf dem Boden der empirischen Menschheit zu leisten war, noch zu Dem was durch die Person eines gottmenschlichen Erlösers geleistet worden ist, der lernt das Christenthum als Geschichte, als den großartigen, wenn auch im Einzelnen räthselhaften historischen Verlauf der Selbstentfaltung Gottes als der nicht blos schaffenden und erhaltenden, sondern auch versöhnenden, erlösenden und heiligenden Weltcausalität kennen.

Wir aber leben in gutrationalistischer Weise der Ueberzeugung, daß weder das Sündenbewußtsein der alleinige Ausgangspunkt unsers religiösen und kirchlichen Lebens sein soll und darf, noch daß das tiefste und wahrste Gefühl unserer Sündhaftigkeit bei richtigen (rationalen) Vorstellungen von dem Wesen Gottes und der Menschen uns eine übernatürliche Erlösung zum Bedürfniß macht. Am wenigsten aber kann uns die Voraussetzung, daß „das Gefühl des Sündenschmerzes" der natürlichste Anknüpfungspunkt für den Glauben an eine unmittelbar göttliche Erlösung „für jedes Menschenherz" sei, statt einer wissenschaftlichen Beweisführung für die obige Ansicht gelten, an der es wenigstens in diesem Werke des Verf. völlig fehlt.

In der historischen Deduction unsers Buches folgt nun die Ausführung, daß das kräftige Nationalleben das durch die Befreiungskriege unter uns hervorgerufen war durch die Entwickelung unserer politischen Verhältnisse seit dem Wiener Congreß wieder untergraben sei. „Die Karlsbader Beschlüsse wurden das Grab des deutschen Volksgeistes!" Mit scharfen, obgleich wol etwas zu stark aufgetragenen Zügen schildert er die Einflüsse des „modernen Policeistaats", wie er die Gestaltung unsers Staatswesens in der neuesten Zeit wegen der übertrieben prophylaktischen Richtung desselben nennt, und in Folge davon glaubt er nicht nur unser Nationalleben in eine abnorme Bahn gelenkt, sondern durch diese Verhältnisse scheint ihm auch unsere neueste religiöse Entwickelung, d. h. die seiner Meinung nach schon in der Natur des Rationalismus begründete Umgestaltung desselben, zu entschiedenem Antichristianismus herbeigeführt oder doch beschleunigt zu sein. Gewiß sagt der Verf. hier wieder sehr viel Wahres und Beherzigungswerthes, sucht sich dabei auch wie immer vor den Extremen möglichst zu bewahren; doch treten die allzu dunkeln Schatten die seine Ansichten von seiner Stimmung aus überall erhalten auch hier charakteristisch genug hervor. Ohne die gerügte Verkümmerung unsers politischen Daseins, meint er, würden wir wenigstens keinen „endemischen Antichristianismus" gehabt haben. Aber ist denn der wahrhafte Antichristianismus einer verhältnißmäßig doch immer geringen Zahl von Schriftstellern unter uns wirklich „endemisch" geworden? Ref. ist der Ansicht, daß der Verf. „auf eine zu ausschließlich literarische Existenz zurückgedrängt" den religiösen Zustand des deutschen Volks zu sehr nach einigen durch ihre Grellheit frappirenden Erscheinungen beurtheilt, und jedenfalls die große Masse nicht genug aus eigener Beobachtung zu beurtheilen vermag. In diese hat das Gift, welches mit Recht für ein Product unserer gehemmten politischen Entwickelung erklärt werden mag, nicht so tief einzudringen vermocht als der Verf. meint, und der unbefangene Beobachter hat Grund genug von dem gesunden Sinne unsers Volks in den literarischen wie nichtliterarischen Kreisen die Bekämpfung und Ausstoßung jenes Gifts auf einem normalen Wege mit Zuversicht zu erwarten.

Es scheint uns nicht so gewiß wie dem Verf., „daß Deutschland trotz großer und solider Fortschritte in unserm Jahrhundert von einem ähnlichen wiedertäuferischen Elemente bedroht ist wie im 16. Jahrhundert"; dagegen stimmen wir ihm darin vollkommen bei, „daß die Staatsfrage nur im Zusammenhange mit der religiösen, die religiöse nur im Zusammenhange mit der politischen gründlich gelöst werden wird". Für beide aber hegen wir bessere Hoffnungen als der Verf., denn wenn auch die Karlsbader Ausnahmsgesetze, durch welche die Reaction scheinbar den Sieg erfocht, noch immer bestehen, so ist doch unsere politische Entwickelung trotz dieser und anderer Reactionsversuche nur aufgehalten und im Einzelnen zurückgedrängt, im Großen und Ganzen aber muß ein Fortschreiten zu höherer Freiheit in unserm öffentlichen Leben nach unserm ganzen Bildungsstande wie nach allen Erfahrungen der letzten Jahrzehnde als gesichert betrachtet werden. Es ist gewiß ein merkwürdiger Gang der Dinge, der tief mit dem Wesen des deutschen Charakters zusammenhängt, daß die jüngste Zurückdrängung unserer politischen Entwickelung, statt eine Revolution hervorzurufen, den Verbesserungsdrang des sinnigen deutschen Volks mehr und mehr auf das kirchliche Gebiet gelenkt hat, auf dem es, von demselben Geiste getrieben, im Bewußtsein seiner Reife zu thätiger Theilnahme an den öffentlichen Dingen, ganz ähnliche Concessionen verlangt wie sie ihm auch auf dem politischen Gebiete vorenthalten wurden. Es müßte Alles täuschen, wenn nicht auf diesem Wege das Ziel einer gemeinsamen politischen und kirchlichen Befreiung desto gewisser erreicht werden wird!

(Der Beschluß folgt.)

Karl Müller's Leben und kleine Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, G. Reimer. 1847. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wir haben in den letzten Jahren recht stattliche Erinnerungsbücher aus den ersten Decennien unsers Jahrhunderts erhalten, und viele der ruhmwürdigen Bestrebungen welche jene Jahre für immer in der Geschichte unsers Volks verherrlicht haben sind aus Dunkel und Zurückgezogenheit in die verdiente Beleuchtung getreten. Vorzugsweise ist Dies das Verdienst tüchtiger Kriegsmänner gewesen, eines Henckel v. Donnersmark, Kayserling, Rahden u. A., denen die anmaßlichen Aufzeichnungen des Grafen v. Bismark zur Folie dienen, und die Hand welche einst rüstig den Degen führte hat ihn in friedlicherer Zeit mit der Feder vertauscht. Weniger dagegen ist von solchen Vaterlandsfreunden zur weitern Kunde gekommen welche in ihrer unermüdeten Beeiferung für Deutschlands Errettung vom französischen Joche oft größere Gefahren und härtere Prüfungen bestanden haben als es auf dem Schlachtfelde würde der Fall gewesen sein. Die Namen eines Friedrich Perthes, E. M. Arndt, H. Steffens, Karl v. Nostitz, Ludwig v. Walmoden, Blanc, W. v. Harthausen, Justus Gruner, Reimer, Hirschfeld mögen die Reihe der Männer bezeichnen welche in dem großen Bunde mitwirkten, dessen unerschütterlich feste Anker in den Händen Stein's, Gneisenau's, Münster's und des unermüdlichen Grafen Nugent ruhten. Um so mehr müssen die Mittheilungen in Steffens' und in Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten", und in Hormayr's „Lebensbildern" mit Dank aufgenommen werden, und jede neue Kunde aus diesen Kreisen gewinnt immer mehr an Bedeutung, je weiter jene thatenvolle Zeit in dem Gedächtnisse der Menschen zurücktritt. Wäre nicht Jahn in so großer Selbsttäuschung über sich befangen, und verstände er noch die Kunst des Schreibers in dem Maße als er sie in der Vorrede zum Volksthume gezeigt hat, so könnte dieser Agitator oder Rumorer gerade jetzt, sowie früher in den „Denknissen eines Deutschen", manche anziehende Aufschlüsse geben, die aber bei seinen dermaligen kleinstädtischen Umgebungen nicht mehr erwartet werden dürfen. Dagegen erscheint das Unternehmen Varnhagen von Ense's von seiner Stellung inmitten großartiger Lebens- und Weltanschauungen aus, das Gedächtniß eines fast vergessenen Ehrenmanns zu erneuern, des theilnehmenden Lobes besonders würdig. „Die vorliegenden Blätter", sagt er, „sollen das Andenken eines der würdigsten und tüchtigsten jener Vaterlandsfreunde bewahren die sich in allen Ständen erhoben, eines Mannes der ohne die äußern Zeichen oder entsprechenden Rangstufen seines kriegerischen Berufs in bescheidener Stille unermüdlich und fruchtbar gewirkt hat, und bei dessen Bilde die Geschichte, welche Tausende im Leben Hochgestellte spurlosem Vergessen überläßt, in liebevoller Anerkennung verweilen mag."

Karl Müller war am 13. April 1775 zu Klebitz unfern Wittenberg geboren. Als der Sohn eines Landpredigers an Ordnung und Fleiß schon früh gewöhnt bethätigte er diese Eigenschaften auf der Landesschule Meißen, und dann beim Studium der Theologie in Wittenberg, wo er bald für ebenso ausgezeichnet in der Wissenschaft galt als für einen Studirenden von erprobtem Muthe und fester Haltung, dem alle Bedrängte vertrauen durften. Hervorragend an Kraft und Leibesstärke finden wir ihn gleich jenem liefländischen Freiherrn Löwis of Menar, dessen Leben uns K. L. Blum so anmuthig erzählt hat, stets fertig zur Bekämpfung studentischer Unsittlichkeiten. Nach dem Abgange lebte er fünftehalb Jahre als Hauslehrer in der v. Flemming'schen Familie so angesehen, daß man ihm 1802 ein einträgliches Predigtamt antrug, welches Müller auch voll Freude angenommen haben würde. Da fügte es sich, daß ihm der damals in Sachsen allmächtige Oberkammerherr Graf Bose den Antrag machte seinen ältesten Sohn als Führer auf die Universität zu begleiten, und die Anmuth des klugen Mannes nebst glänzenden Anerbietungen bewog Müller auf die Oberpredigerstelle zu verzichten. Mit seinem Eintritte in das Bose'sche Haus, dessen Angehöriger Müller bis zum J. 1809 geblieben ist, beginnt eine Reihe neuer Lebensentwickelungen, die mit einer vortrefflichen Schilderung des als Minister und Mensch gleich ausgezeichneten Grafen Bose beginnt. Er selbst erfreute sich des vollsten Vertrauens desselben, lebte seiner Pflicht mit der größten Gewissenhaftigkeit, und behielt noch Zeit genug Vorlesungen über die Mathematik und Geographie in Leipzig zu hören, und den festen Grund zu den Staats- und Kriegswissenschaften zu legen welche ihn später ganz erfüllen sollten. Nur Eins störte seine sonst so angenehme Lage. Das waren die freundschaftlichen Verhältnisse welche Graf Bose mit den Franzosen zu unterhalten genöthigt war, und obschon Müller wußte wie keineswegs hierbei die Gesinnung sondern der Zwang der Umstände wirkte, so standen doch diese Verhältnisse mit seinem glühenden Franzosenhasse und seinem echt deutschen Schmerze über die Fremdherrschaft in einem so lauten Widerspruche, daß des Grafen vermittelnde Gewandtheit dazu gehörte den Erzürnten zu begütigen und manche misliche Händel mit französischen Gewaltherrschern auszugleichen.

Diese Lebensart und Betriebsamkeit dauerte fort, bis auch der jüngere Graf Bose im April 1809 die Universität Leipzig verließ, und Müller von dem Vater unter Bezeigung seines herzlichen Dankes die Summe von 6000 Thalern empfangen hatte; denn das Postdirectoramt in Leipzig und andere einträgliche Anerbietungen lehnte er ab. Auf diese Weise unerwartet reich geworden machte er Leipzig zum Mittelpunkte seiner vaterländischen Thätigkeit; er trat in die engste Verbindung mit den Männern welche die deutsche Gesinnung zu stärken und für künftige Ereignisse zu bereiten suchten, unterstützte die Bedürftigsten, namentlich die vielen verarmten Offiziere, welche mit Kummer und Noth rangen, um nur nicht ein verhaßtes Unterkommen in französischen Diensten annehmen zu müssen, und suchte allen Betreibungen Zusammenhang und Ausdehnung zu geben. Mit seinen Gleichgesinnten schloß er sich darauf dem Tugendbunde an. „Man darf behaupten", so sagt Hr. Varnhagen v. Ense, und seine Worte sind die eines sehr wohlunterrichteten Mannes, „die wahre Thätigkeit des Tugendbundes habe erst begonnen als er sein erkennbares Bestehen habe aufgeben und sich ins Verborgene zurückziehen müssen. Konnte man auch mit Wahrheit sagen, daß viele der angesehensten und ruhmvollsten Männer die früher als Mitglieder genannt worden Dies nie gewesen, so waren sie es doch nur deshalb nicht, weil sie es dem Buchstaben nach wollten verneinen können, im Geiste jedoch dem Bunde innigst angehörten und mit ihm gemeinsam wirkten. Mag immerhin manche der Unternehmungen und Absichten sich in Nichts aufgelöst haben, mancher unausführbare Plan ausgearbeitet worden sein, das Zusammenhalten des Eifers und das Vorbereiten der Mittel hat sicher unberechenbar genutzt, und die Vorstellung schon von dem Dasein solcher Genossen war überall in Deutschland den Gleichgesinnten ermuthigend, dem Feinde eine stete Besorgniß und Unruhe."*) (S. 18.) Um für solche Zwecke besser handeln zu können, begab sich Müller im Mai 1809 nach Berlin; denn es ist mit Nachdruck hervorzuheben, daß in jener Zeit sich alle deutschen Hoffnungen auf das innigste mit der preußischen verbanden, und daß das so gedemüthigte, zerschmetterte Preußen doch immer als der kriegsfähigste deutsche Staat angesehen wurde, daß endlich Jeder der in Deutschland franzosenfeindliche Gesinnungen hegte eben dadurch gut preußisch war. Da diese Thatsachen jetzt mitunter von dem jüngern Geschlechte vergessen werden, so hat sich unser Verf. ein besonderes Verdienst durch die Hervorhebung dieser Sympathien an Müller's Beispiel erworben. „Sohn eines sächsischen Predigers, Zögling

*) Ganz in ähnlicher Weise beurtheilt der Major Gerwien in der aus den besten Quellen hervorgegangenen Biographie Rühle v. Lilienstern's (Beiheft zum „Militair-Wochenblatt", 1847, Nr. 4, S. 127) diese Verhältnisse.

der Fürstenschule zu Meißen, Student in Wittenberg mit dem Blick auf erwünschte Versorgung in der Heimat, Hausgenosse und Freund des mächtigsten sächsischen Ministers, dabei von Gefühlen der Zuneigung und des Dankes, der Liebe und Treue für Land und Fürsten durchdrungen — wer hatte wol mehr Ursache ein Sachse zu sein als Müller? Und eben dieser Sachse, weil er höhern Vaterlandssinn hegte, wurde in jener Zeit ein Preuße, wurde es für immer! Der äußerlich begünstigten, zum Königreich erhobenen Heimat, und den eigenen vielversprechenden Aussichten freiwillig entsagend, schließt er sich dem geschmähten, unter dem Drucke fast erliegenden, ihm keine Gunst, keinen Vortheil, ja kaum sichern Anhalt bietenden Lande zuversichtlich an, einzig darum, weil er in ihm allein den Kern erkannt aus dem die Herstellung eines freien Vaterlandes, eines echten Deutschlands ihm möglich dünkt!" (S. 20.)

Müller arbeitete in Berlin mit größter Thätigkeit Tag und Nacht, entwarf strategische Pläne, bereitete in der Zeit des östreichischen Kriegs Alles zu einer Volkserhebung vor, und gelangte seit 1810 in das volle Vertrauen des Staatskanzlers Hardenberg, welches er auch nie wieder verloren hat. Aber der Staatsmann mußte sich damals den Schein geben als kenne er den Vertrauten nicht, und Müller mußte freithätig alle Wagnisse auf sich nehmen. So durchreiste er denn Deutschland nach allen Richtungen, erspähte die Stärke der Franzosen und ihre Hülfsmittel, kaufte heimlich Pulver und Waffen, gab den Eingeweihten die nöthigen Anweisungen, und unterhielt die gefahrvollsten Verbindungen mit den Geächteten in Oestreich, Schweden und Rußland — Alles in engster Gemeinschaft mit dem kühnen Justus Gruner. Man wird die Schilderung dieser Fahrten mit großem Interesse lesen, und nur bedauern, daß Müller gar keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen hat, welche dem Verf. zu noch weiterer Ausführung des anziehenden Gegenstandes zu Gebote gestanden hätten. Er selbst bestand viele Gefahren; sorgfältige Heimlichkeit, Umwege und sogar Verkleidungen halfen nur kurze Zeit aus, die große Gestalt und die bedeutende Gesichtsbildung Müller's ließen ihn unter Hunderten erkennen, und die ganze Meute der französischen Policei war verfolgend auf seiner Spur. Die größte Gefahr drohte ihm im October 1811 zu Leipzig, wo der westfälische Gesandte in Berlin, Hr. v. Linden, der dies Amt als Policeischerge Napoleon's mit schamloser Gehässigkeit übte, auf der Straße seiner ansichtig wurde und sofort seine Verhaftung betrieb, vor der ihn nur ein deutschgesinnter Beamter der Policei schützte, indem er ihm zur Flucht aus Leipzig verhalf. Aber in Berlin verlangte Linden gleichfalls seine Auslieferung; doch Hardenberg verweigerte sie, weil Müller bereits wegen einer Lästerschrift gegen den Staat in Haft gebracht sei, und mit aller Strenge behandelt werde. So war er zwar im Gefängniß, aber aus demselben fortwährend thätig, bis nach dem gezwungenen Anschlusse Friedrich Wilhelm's III. an Frankreich im Winter 1812, in welchem „kein Aufgeben der vaterländischen Sache lag", Müller in der Stille entlassen wurde und sich nach Schlesien flüchtete, wo er auf den Gütern des Grafen Sandreczki von Sandraschütz verborgen lebte, und unablässig seine mannichfaltigen Betreibungen fortsetzte, deren obere Leitung er in die Hand zu nehmen ausersehen ward, als Gruner zu seiner Sicherheit als östreichischer Staatsgefangener nach Peterwardein abgeführt worden war.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Geschichtschreibung.

Der Name des neuern italienischen Geschichtschreibers Cesare Cantù ist in den letzten Tagen auch in den lombardischen Wirren genannt worden, und die Thatsache, daß er bei der in jüngster Zeit in Mailand vorgekommenen Bewegungen mit Verhaftung bedroht gewesen ist, scheint dafür zu sprechen, daß man ihn als einen Leiter der Bewegung ansieht welche in diesem Augenblick von einem Ende Italiens bis zum andern zuckt. Es wird deshalb nicht ohne Interesse sein zu vernehmen, wie weit die reformatorischen Ansichten dieses Schriftstellers in Bezug auf die religiösen und kirchlichen Dinge reichen, soweit sich solche in seinem bekannten Werke „Die Reformation in Europa" ausgesprochen finden, welches nicht nur ins Französische, sondern auch ins Englische übersetzt worden ist. Cantù gibt zu, daß eine Reform der römischen Kirche zur Zeit der deutschen Kirchenverbesserung nothwendig gewesen sei, da das Verderbniß darin tief eingerissen war und ein weltlicher Sinn vorgeherrscht habe. Er ergeht sich in Muthmaßungen über die Folgen, sobald man diese Reformen nicht „in Haß sondern in Liebe" durchgesetzt hätte, wobei er sich allenthalben gegen die Verfolgungssucht der Kirche nicht nur als ihren Grundsätzen widerstreitend, sondern selbst als zweckwidrig ausspricht, insofern die Verfolgungen das Vertrauen in die ketzerischen Lehrsätze die sie vernichten wollten bestärkt haben. Er verdammt die Inquisition als das „plumpe Eingeständniß der Schwäche"; er nimmt die Freiheit in Schutz, und malt mit glänzenden Farben die Zukunft der Kirche, wenn sie in diesem Geiste handle und wirke. Nichtsdestoweniger ist er nicht unbefangen genug den Reformatoren und den Gründern des Protestantismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ja er verschmäht es nicht die Ansichten und Grundsätze dieser Männer zu entstellen. So bezweifelt er selbst Luther's redliche Gesinnung, behauptet, seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben stürze alle Moral und alle positive Pflicht tugendhaft zu leben um; Luther habe die Wissenschaft als nutzlos, die Philosophie als teuflisch, und die Literatur als entsittlichend verworfen; er habe endlich die Freiheit des Denkens und des Gewissens sobald sie sich seiner Ansicht entgegenstellten verflucht, und Schwert und Ketten gegen alle von seiner Lehre Abweichenden aufgerufen, er habe, mit Einem Worte, völlige Unfehlbarkeit für sich in Anspruch genommen. Außer dieser schiefen Auffassung des Charakters und der Lehren der Reformatoren enthält das Werk noch eine Menge Unrichtigkeiten, die von Flüchtigkeit geschichtlicher Forschungen zeugen. So wird unter Anderm Ulrich v. Hutten als der einzige Verfasser der „Epistolae obscurorum virorum" genannt; das Auftreten Luther's gegen Tezel's Ablaßverkauf wird kleinlicher Eifersucht des Augustinermönchs gegen den Dominicanerorden zugeschrieben, und was dergleichen geschichtliche Irrthümer mehr sind. 3.

Miscellen.

Auch ein Theilungsprincip für die Wissenschaften.

Der alte Antiquar Kunkel in Göttingen, gewesenen Studiosen daselbst aus den Decennien von 1810—30 wohl erinnerlich, hatte in seinem stets reich assortirten Bücherlager die Wissenschaften nach dem Nutzen eingetheilt. Er rubricirte:

Erste Classe: Ehre und Brot. Theologie, Jurisprudenz, Medicin.
Zweite " Ehre und kein Brot. Poesie, Mathematik ꝛc.
Dritte " Brot und keine Ehre. Advocatie, Oekonomie ꝛc.
Vierte " Keine Ehre und kein Brot. Metaphysik, Logik ꝛc.

Aber er käme heutzutage mit seiner barocken Idee nicht mehr fort; denn jetzt gibt die zweite Classe neben der Ehre doch auch oft ein recht gutes Brot.

Mund und Munt.

Bei dem Sprüchworte „Die Morgenstunde hat Gold im Munde" denkt man jetzt gewöhnlich an den Mund. Dies ist falsch, rührt aber daher, daß Munt = Hand veraltet ist. Das Sprüchwort bedeutet ursprünglich: Die Morgenstunde hat Gold in der Hand, bringt es dem sie Benutzenden gleichsam entgegen. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 114. —— 23. April 1848.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen.

(Beschluß aus Nr. 113.)

In dem dritten Abschnitte unsers Buches wendet der Verf. seinen Blick auf die in der Gegenwart hervortretenden Erscheinungen des Protestantismus, um zu erforschen wie sich eine bessere Zukunft aus denselben zu entwickeln vermag. Zufolge seiner Grundansicht, nach welcher er eine Wiederbelebung des „ethischen Factors" fodert, sucht er das Heilmittel zunächst in dem Pietismus. Dabei schwebt ihm nämlich die Gestalt vor welche derselbe durch seinen edeln Stifter Spener erhielt; denn dieser war es, wie hier mit Recht behauptet wird, welcher zu seiner Zeit der abgestorbenen Orthodoxie gegenüber „vor Allem die teleologische Basis des Protestantismus, die innige ethisch-praktische Beziehung zum Volke wiederherzustellen suchte", und dabei darf man dem Urheber dieser Richtung keineswegs eine Verachtung der Wissenschaft vorwerfen. Der Verf. erkennt jedoch an, daß nicht nur schon die nächsten Nachfolger Spener's, sondern auch der moderne Pietismus seit seiner Erneuerung zur Zeit der Befreiungskriege dem „intellectuellen Factor" zu wenig Geltung zugestanden. Die Sehnsucht nach der Glaubensstärke und Glaubensinnigkeit der Väter welche während der Wiedergeburt des deutschen Volks unter uns erwachte, warf sich dem herkömmlichen Pietismus als etwas Vorhandenem das ihr entsprach fast blindlings in die Arme, und suchte, ohne die Anfoderungen der fortgeschrittenen Wissenschaft richtig zu würdigen, das ganze System der alten Orthodoxie wieder in das Leben zu führen, ja sie rief in der leidenschaftlichen Ungeduld mit der sie demselben zur unbedingten Herrschaft verhelfen wollte selbst die äußere Gewalt der Machthaber zu ihrer Hülfe. Der freisinnigere Verf. verwirft grundsätzlich eine solche gewaltsame Reaction, und will auf dem kirchlichen Gebiete nur „das Schalten freier sittlicher Mächte" gelten lassen. Nur auf dem Boden der Wissenschaft sollen die Ansichten über Das was wahres Christenthum ist, was eine wahrhaft protestantische Auffassung der Kirchenlehre fodert, ihre Kämpfe untereinander ausfechten, und so soll der intellectuelle Factor des Protestantismus zu seinem Rechte kommen. Deshalb will der Verf. eine Umgestaltung des Pietismus wie sie den Anfoderungen der Zeit gemäß ist von der kirchlichen Wissenschaft erwarten. So sehr derselbe aber für diese, seiner freisinnigen politischen Richtung gemäß, die Freiheit der Forschung der Staatsgewalt gegenüber vindicirt, so erscheint ihm doch in seiner religiösen Befangenheit auch die wissenschaftliche Forschung so sehr „von der Sünde inficirt", daß die freie Entwickelung der Vernunft (der Rationalismus) „sich endlich nothwendig in Atheismus und Materialismus verläuft". Die Kirche hat auch für die Wissenschaft stets „den tiefen Baßton der Sünde erklingen lassen". Hiermit soll aber nicht blos gesagt sein, daß die Kirche vermöge ihrer Bestimmung, eine sittliche Lebensgemeinschaft auf Grundlage des religiösen Glaubens zu sein, „keine Gestaltungen des wissenschaftlichen Geistes gutheißen kann welche ihre sittlichen Zwecke beeinträchtigen", sondern der Verf. denkt hier wie immer bei den „sittlichen Zwecken" an die Erweckung des Sündenschmerzes, der nach seiner Meinung allein im Stande ist den Glauben an eine übernatürliche Erlösung, und damit die einzig taugliche Basis einer Kirchengemeinschaft zu begründen.

Auf diese Weise stellt sich der Verf. auf denselben Glaubensgrund wie der Pietismus. Das Unterscheidende des letztern findet er jedoch nach einer scharfen Begriffsbestimmung darin, „daß derselbe einseitig in das Gefühl der Sünde und Schuld sich versenkt, ohne in dem Gefühl der empfangenen Erlösung und Versöhnung sich wieder daraus zu erheben". Er übersieht dabei nicht welche Gefahren und Auswüchse sich nothwendig an eine solche Einseitigkeit knüpfen, und entwickelt diese vortrefflich; er weiß es, daß nur „die scharfe Hut der Intellectualität" vor derselben zu sichern vermag, und eben deshalb ruft er ja die kirchliche Wissenschaft zur Umgestaltung des Pietismus zu Hülfe. Welche Gestalt jedoch die Kirchenlehre durch die Wissenschaft erhalten soll, darüber gibt er uns hier durchaus keinen hinreichenden Aufschluß; die bisherigen Resultate der Wissenschaft genügen ihm nicht; er vermißt bei derselben nicht blos eine entschieden praktische Richtung, sondern auch „die richtige Auffassung der Sünde als persönliche(r) Schuld", ohne sich über diesen wichtigen und schwierigen Begriff näher

zu erklären. So findet er die Verkehrtheit des Pietismus „nicht in dem Dogma, sondern in der Stimmung"; wo aber liegt nun die Gewähr, daß in einer Kirchengemeinschaft, wo doch der Natur der Sache nach nicht überall „die scharfe Hut der Intellectualität" zu erwarten ist, pietistische Auswüchse vermieden werden?

Als unwandelbare Grundlage für die protestantische Kirche fodert der Verf. die Rechtfertigungslehre. Der Glaube an diese gilt ihm als unvertilgbares Bedürfniß der Menschennatur, weil er das religiös-sittliche Bedürfniß selbst in keiner andern Gestalt zu denken vermag. Nach diesen Grundsätzen entscheidet er auch die Symbolfrage, die in unsern Tagen eine so große Bedeutung erlangt hat. Ein Symbol hält er, und gewiß mit Recht, für eine Kirche als Gemeinschaft des Glaubens unerlaßlich; von der Lutherischen Kirche der Gegenwart verlangt er, daß „die Lutherischen Symbole Grundlage (?) jeder kirchlichen Dogmatik bleiben sollen", gesteht jedoch daneben zu, daß es die Aufgabe der letztern sei: „diejenigen Modificationen bei den Symbolischen Büchern anzubringen welche das wissenschaftliche Bewußtsein unserer Zeit für den Ausdruck desselben Glaubens mit sich bringt."

Auch hier wird uns keine klare Entscheidung welche jener Modificationen das Zeitbewußtsein der Gegenwart fodert gegeben; nur schließt sich der Verf. dem öfter ausgesprochenen Wunsche an, daß die Zeit ein neues Symbol aus der Tiefe ihres Geistes erzeugen möge. Wie es nun aber bis dahin mit der Verpflichtung auf die bisherigen Symbole gehalten werden soll, diese wichtige Frage läßt der Verf. völlig im Dunkeln, und selbst darüber bleiben wir im Zweifel, wie weit derselbe der rationalistischen Fraction noch eine Theilnahme an der protestantischen Kirche zugestanden wissen will.

Seine Ansichten über den christlichen Staat tragen dasselbe Gepräge edler Freisinnigkeit und religiöser Befangenheit welche das ganze Buch charakterisiren. Er unterscheidet mit Recht den christlichen Staat von dem „confessionnellen"; indem er jedoch von allen religiösen Genossenschaften welche derselbe in sich aufzunehmen hat „irgendwelche Anerkennung des Christenthums" verlangt, so ist wenigstens jeder Emancipation nichtchristlicher Staatsangehörigen (der Juden), an die übrigens mit keinem Worte erinnert wird, das Urtheil gesprochen. Aber selbst bei den Unterschieden in den Berechtigungen für die verschiedenen christlichen Confessionen welche der Verf. verlangt tritt auf eine schroffe Weise die Landeskirche den Dissidenzkirchen gegenüber, und die von ihm aufgestellten „Postulate" erinnern durchaus an die Bestimmungen des preußischen Religionspatents vom 30. März 1847, das ihm bei dem Erscheinen des Buches noch unbekannt war. Nur unterscheidet es den Verf. vortheilhaft, daß er nirgend „Trennungsgelüste" erweckt sehen will, und daß ihm die fortschreitende Zersplitterung der Kirche als „ein schweres Unheil" erscheint.

Die innere Entwickelung der von allen Dissidenten gereinigten Kirche glaubt der Verf. nur von einer freiern Kirchenverfassung erwarten zu dürfen. Seine Hauptfoderung für diese geht auf Einführung einer Vertretung der Kirche durch Geistliche und Laien in gleichem Verhältniß mittels einer Presbyterial- und Synodalverfassung; doch scheint er daneben dem Consistorialelemente, das freilich in einem monarchischen Staate nicht fehlen darf, eine übergroße Berechtigung zu vindiciren. Die Andeutungen über diesen Punkt sind weder deutlich noch gehörig motivirt, hängen aber wol mit der Sorge des Verf. zusammen, daß die Hinneigung der Zeit zum Rationalismus, welche er als ein allgemeines Kranksein derselben bezeichnet, das Festhalten an unsern Symbolen ohne Dazwischenkunft der conservativen Beaufsichtigung von Seiten der Consistorien zu erschüttern drohe. Der Verf. geräth aber dabei wieder in Zwiespalt mit sich selbst: bei Foderung einer freiern Kirchenverfassung beruft er sich wie bei vielen seiner freisinnigen Ideen „auf die Stimme der Nation"; ob aber das Volk in einer freien Kirchenverfassung zu dem rechten Glauben zurückkehren werde, wagt er doch nicht so dreist zu hoffen, weil Alles „von der Sünde inficirt" ist, und bis jetzt nur eine kleine Zahl unter den Männern der Wissenschaft und unter dem Volke für die von ihm exclusivisch festgehaltene Glaubensansicht gewonnen ist.

Daß der Verf. die Bestrebungen der Protestantischen Freunde und die Gestaltung welche der Deutschkatholicismus angenommen hat seiner religiösen Ansicht gemäß nicht billigen könne, darf wol kaum erst erwähnt werden. Auch in ihnen erkennt er mehr die Symptome einer herrschenden Krankheit als, wie sie uns erscheinen, die allerdings noch ungenügenden Versuche eine rationale Auffassung des Christenthums zur Basis einer kirchlichen Gemeinschaft zu erheben. Daß das Letztere, wie die moderne Orthodoxie behauptet, unmöglich ist, hat Tholuck (in seinen „Gesprächen", Heft 1) so wenig als unser Verf. bewiesen, ja der Letztere stellt ein „kirchenbildendes Element" in dem Rationalismus nicht ganz in Abrede. Ref. ist in Bezug auf diese wichtige Frage der Ueberzeugung, daß eine positive, d. h. jedoch nur eine historische Grundlage für jede Kirchengemeinschaft wie für alle menschliche Daseinsformen unerlaßlich ist, weshalb er auch für diejenigen freien Gemeinden die sich von einer solchen lossagen keinen dauernden Bestand erwartet; er vermag aber ebenso wenig die herrschende Begriffsverwechselung, nach welcher das Positive schlechthin mit dem Uebernatürlichen (Irrationalen) gleichbedeutend gilt, anzuerkennen. Eine rationale Auffassung der Religion ist ein unleugbares Bedürfniß der freiern Vernunftentwickelung, und ihr hat sich auch die moderne Orthodoxie nicht zu entziehen vermocht. Wie viel rationaler sind die wissenschaftlichen Koryphäen derselben unter den Kämpfen wider den Rationalismus selbst, so sehr sie den Namen desselben perhorresciren, geworden, und was sie von einem historischen Rationalismus trennt, sollte niemals Grund zu einer Spaltung in der Kirche werden!

Was wir Alle bedürfen, und was insonderheit der

Gestalt welche der Rationalismus am Ende des vorigen Jahrhunderts angenommen hatte fehlte, ist Erweckung des Gemüths und der Thatkraft für Religion und Sittlichkeit, diese aber sind bei einer rationalen Auffassung nicht minder als bei der orthodox-pietistischen möglich. Wir hoffen ein neues Leben auf diesem höchsten Gebiete des menschlichen Daseins zunächst durch Einführung einer freiern Kirchenverfassung geweckt zu sehen, welche dem Volke eine thätige Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten zugesteht; bei einer solchen wird dann in Zeiten großer Thaten und Leiden, wie sie die leitende Hand der Weltregierung über uns heraufführen mag, das Aufflammen einer höhern Begeisterung nicht vergebens erwartet werden! 53.

Karl Müller's Leben und kleine Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense.

(Beschluß aus Nr. 113.)

Unter den Betheiligungen Müller's im Befreiungskriege ist zuerst die Abfassung jener berühmten Proclamation Kutusoff's aus Kalisch vom 25. März 1813 zu nennen, über deren Concipienten Bülau in seiner „Geschichte Deutschlands von 1806—30" noch ganz ungewiß war. Was Friccius in der „Geschichte des königsberger Landwehrbataillons" (I, 45) als Vermuthung aussprach, erhält hier durch Hrn. Varnhagen von Ense's Angaben die glaubwürdigste Bestätigung. Ueber Inhalt und Form war von Müller mit Stein, Nesselrode, Anstett und Kutusoff lebhaft verhandelt, endlich die Abfassung ihm übertragen, und sogleich auf einem Blatte groben Papiers wie es eben zur Hand war ausgeführt; die Reinschrift erhielt geringe Abänderungen, ward von Kutusoff unterzeichnet und dann in alle Welt gesandt. Sonderbar und in der That betrübend war es weiter, daß der so kriegsmuthige und, wie von Gneisenau laut ausgesprochen war, zum Kriegführer geborene Mann nie im offenen Felddienste verwendet worden ist. Er sah freilich die Errichtung der Lützow'schen Freischar trotz aller Hemmnisse „vorschriftlicher Befehlsordnung", er verschwendete auch am Abend des 2. Mai 1813 Bitten und Vorstellungen bei dem Russen Miloradowitsch, um ihn zum Vorrücken zu bewegen; aber sonst finden wir ihn zu seinem größten Schmerze nur immer bei der Verwaltung Sachsens unter Stein oder in Gemeinschaft mit dem Grafen Rausach beschäftigt, theils als Gouvernementsadjutant, theils selbständig in der Niederlausitz, wo ihn nach so manchen unerfüllt gebliebenen Hoffnungen nur Das tröstete, als Sachse seinen Landsleuten vielleicht nützlich werden, und in seinen Flugschriften strategischen Inhalts, die ihm die schmeichelhaftesten Anerkennungen kenntnißreicher Offiziere zuführten, der Sache des Vaterlandes dienen zu können. Auf den Wiener Congreß durch Hardenberg berufen zeigte er sich durchaus als deutschgesinnter Preuße, er war daher für die gänzliche Vereinigung Sachsens mit Preußen, verfocht in Zeitschriften die Sache Preußens mit großer Lebhaftigkeit, namentlich gegen die Schreiber aus Baiern, und sah mit Wehmuth die endliche Theilung Sachsens. Nach dem Siege bei Belle-Alliance empfing er neue Aufträge von Hardenberg, Humboldt, Altenstein und Gruner, und erntete von allen Seiten Lob und Zufriedenheit. Für die Wiedergewinnung des Elsaß und Lothringens, „die höchsten Anliegen seines Herzens", eiferte er in Denkschriften und Tageblättern; aber die Kraft seiner Beweisführung, sagt der Verf., der uns diese traurigen Vorgänge bereits im siebenten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" geschildert hat, mußte an schon früher gefaßten Vorsätzen scheitern. Sein Franzosenhaß wurde durch die Lauigkeit die er überhand nehmen sah bis zum wahren Grimm; doch bezeigte er sich gegen die Einzelnen freundlich und gefällig. Um das Ende der pariser Verhandlungen hörte auch Müller's militairisches Verhältniß auf. Als ehemaliger Hauptmann in der Lützower Freischar war er bei der Auflösung derselben nach dem ersten Pariser Frieden in ein Fußregiment als Lieutenant versetzt, während er bei Hardenberg in Wien war, ohne von diesem, der ihn nicht entbehren mochte, hiervon benachrichtigt zu sein. Es hatte Dies manche unangenehme Verwickelungen zur Folge, nach deren Lösung er den ehrenvollsten Abschied erhielt.

Die letzten Seiten dieser Lebensbeschreibung werden in den Lesern nicht das behaglichste Gefühl erregen. Denn Müller, der die größten Opfer der preußischen Sache gebracht und dessen hohe Brauchbarkeit vollkommen anerkannt war, blieb ohne eine seiner würdige Anstellung in den höhern Verwaltungskreisen. Wir finden in dieser Beziehung (S. 51) ein bedeutendes Urtheil unsers Verf. über den Fürsten Hardenberg und sein großes Wohlwollen gegen Alle, aber auch über die durch die Umstände oft erschwerte Möglichkeit dasselbe den einzelnen Personen thätig zu beweisen. Offen gestand Hardenberg vor Müller seine Verlegenheit eine selbständige, seinen Verdiensten und Fähigkeiten angemessene Stellung für ihn zu ermitteln, und so sehen wir ihn erst bei der Herausgabe der Staatszeitung unter Stägemann betheiligt, dann seit 1817 als Geheimen Hofrath beim statistischen Bureau beschäftigt, wo er sein Tagewerk mit unverdrossener Sorgsamkeit und nach strengen Pflichtbegriffen vollbrachte, ohne in seiner reinen Verehrung für Hardenberg nur im mindesten nachzulassen. Und wenn er einsah, daß mit dem Frieden ein großer Wechsel der Richtungen vorgegangen sei, so verstimmte Dies ihn nur für Augenblicke, daß auch ihn derselbe betroffen habe; er, der alte Tugendbündler, verwarf in der Zeit der demagogischen Umtriebe alles Geheimnißvolle, und ließ sich von den politischen Maßregeln der Jahre 1818 und 1819 persönlich nicht berühren, wennschon sie seine Seele tief betrübten. „Er hatte", sagt der Verf., „seine Zeit gehabt, und er grollte nicht, daß sie vorüber war; auf Sturm und Gefahr und Glanz war friedliche Stille gefolgt. Seine Bescheidenheit ließ ihn die Ansprüche des Ehrgeizes gern vergessen. In mäßigen Verhältnissen die ihn eine gastliche Häuslichkeit ausüben ließen, mit reinem Bewußtsein und freiem Sinn war er reicher, glücklicher und achtungswerther als wenn er durch anmaßliches oder schmeichlerisches Vordringen, durch Selbstverleugnung und Heuchelei zu den höchsten Ehrenstellen aufgeklommen wäre. Sei Dies Denen zum Trost gesagt die sich in gleichem Falle befinden!" (S. 59 fg.)

Statt sich mit den traurigen Verwirrungen, wo Wahn gegen Wahn austobte, zu beschäftigen, stählte Müller seinen Muth in stiller Pflege der Wissenschaft und Kunst. Er war zwölf Jahre lang Ordner der Deutschen Sprachgesellschaft in Berlin, wo aber seine Vorschläge für deutsche Sprachreinigkeit und Rechtschreibung nur wenigen Eingang fanden. Glücklicher war er in seinen lateinischen Gedichten, in denen er als fester Lateiner und Versemeister, wie ihn unser Verf. an einer andern Stelle („Denkwürdigkeiten", VII, 163) genannt hat, die frühere treffliche Schule bewährte. „Mag man", so urtheilt Hr. Varnhagen von Ense als warmer Freund classischer Bildung (S. 56), „über diese gelehrte Poesie denken wie man wolle, immer wird man zugestehen, daß auch wahre Dichter und echtes frisches Leben sich in dieser Dichtungsweise kundgegeben, und wir fügen hinzu, daß, auch wo der höhere Genius fehlt, schon die blos technische Meisterschaft in Verskunst und Sprache eine Gediegenheit und Kraft der Studien voraussetzt wie schwerlich durch andere Leistungen so unmittelbar sich darlegen kann." Es ist daher sehr zu loben, daß die sämmtlichen lateinischen Gedichte aus den Jahren 1817—24, Oden wie gereimte Stücke, in dem vorliegenden Bande vereinigt sind, und wir merken nur hier neben den Vorzügen einer glücklichen Belesenheit nach so langer Bewegung in ganz andern Kriegs- und Staatsbahnen die Gewandtheit an, mit welcher Gegenstände des heutigen Lebens behandelt sind. Das frische Stu-

dentenlied in der Weise des „Gaudeamus igitur" wird man nicht übersehen.

Müller starb am 3. Febr. 1847. In seinem Nachlasse fand sich nichts zum Druck Vorbereitetes. Um so mehr verdienten die Schriften aus früherer Zeit als Beiträge zur Charakteristik vergangener Jahre, und als Zeugnisse eines edeln, treuen Herzens die sorgfältige Sammlung welche wir jetzt vor uns haben. Es sind folgende: 1) „Briefe von einer Reise", 1803. Müller machte dieselbe mit der gräflich Bose'schen Familie in das Erzgebirge und Voigtland, und schilderte die kleinen Erlebnisse der Reise so liebenswürdig, und die technisch-bergmännischen Gegenstände, zu welchen er nicht als Fachkundiger herangetreten war, so anschaulich, daß der Abdruck der Briefe durchaus gerechtfertigt ist. 2) Der schon oben angeführte „Aufruf an die Deutschen", vom 25. März 1813. 3) „Eine politisch-strategische Denkschrift über den Krieg gegen Napoleon", aus Reichenbach vom 9. Juni 1813. 4) „Ueber die Errichtung einer sächsischen Legion", im Sept. 1813. 5) „Kriegsberichte im deutschen Gewande über die Zeit vom 13. Aug. bis 20. Oct. 1813." Eine schwierige Aufgabe die Benennungen der Kriegssachen in reinem Deutsch zu geben, an der Campe, Wolke, Manso und der General v. Schliessen gescheitert sind, und der auch Müller's Versuch, von dem Maßmann eine neue Auflage besorgen wird, keine günstigere Lösung gebracht hat; denn seine Schöpfungen sind ebenfalls zu gewaltsam. So sagt er Engsal statt Défilé, das Fahn st. Bataillon, der Hafter st. Courrier, der Junker st. Lieutenant, das Krot st. Pulver, das Hildamt st. Generalstab u. dergl. m.; aber abgesehen hiervon sind die Berichte immer lesenswerth. 6) „Auch eine Ansicht von der Völkerschlacht bei Leipzig"; und 7) „Ueber Dijon nach Paris", im Jan. 1814. Beide gehören zu Müller's vortrefflichsten Arbeiten, und wurden von den ersten Feldherren belobt. 8) „Graf Reisach in Verhaft!" Juli 1814. Eine Vertheidigungsschrift für Reisach in dem Augenblicke als ihn der Freiherr von Stein mit größter Leidenschaftlichkeit verfolgte, zur Ehre seiner redlichen und ehrenhaften deutschen Gesinnung, von Müller mit seinem vollen Namen unterzeichnet, den er bei andern Erzeugnissen wo nur Lob oder Ruhm zu erwarten stand bescheiden verschwiegen hatte. 9) „Unsere Denkmale in Paris", Aug. 1815; 10) „Deutschlands Naturgrenze gegen Frankreich", Oct. 1815; und 11) „Rückblick auf Deutschland", sind drei Aufsätze in denen sich der deutsche Sinn Müller's, und sein Groll und Unmuth über die Herrschaft der Franzosen mit den lebhaftesten Farben spiegelt, die selbst heute, nach mehr als 30 Jahren, noch nicht verblaßt sind. Der letztere Aufsatz ist bei den jetzigen Befestigungen der deutschen Grenzen nach Osten und Westen hin einer besondern Beachtung unserer Kriegsmänner werth. 12) „Blick auf eine der Schlachten neuerer Zeit." Eine Kritik der Ansicht Aretin's, daß der Sieg Wrede's bei Hanau eigentlich die Befreiung Deutschlands verursacht habe. „Die Schlacht bei Hanau", sagt Müller, „rettete Baiern, aber nicht Deutschland."

Wir wünschen dem warmen Eifer des Verlegers, dessen Vater in bewegter Zeit einst zu Müller's treuesten Genossen gehört hat, den besten Lohn in der günstigen Aufnahme seines Buches. 17.

Mancherlei.

Das Alter lobt vergangene Zeiten, weil es mit der Gegenwart hadert. Unsere heutigen Greise haben es darin besser als die meisten ihres Gleichen in Vergangenheit und Zukunft; denn ihre Jugendjahre fallen in die Zeit der Französischen Revolution mit ihrer kaiserthümlichen Fortsetzung, die bei aller rückwärts verschönernden Phantasie Keiner mit der Gegenwart wird vertauschen wollen. Schlimmer geht es gewiß den nächstbevorstehenden Greisen, deren Jugend die große lebendige Befreiungszeit erlebte. Man merkt Dies schon an ihrem männlichen Heranwuchs, der immer noch nach jenem Befreiungsmaß hinblickt, und daran sein Urtheil abmißt, unruhig unzufrieden, ruhige Zufriedenheit geringschätzt, und schwerlich im Politischen wie im Religiösen das Mittlere bedenkt dem alle menschlichen Dinge ohne Erderschütterungen anheimfallen. Ein heutiger deutscher Greis darf Napoleon Dank wissen für den Trost den dieser ihm hinterließ; ein französischer kann sich vor dessen Asche einigen elegisch unvernünftigen Begehrnissen hingeben.

Was Hegel gesagt haben soll: „aus der Geschichte lerne man, daß Niemand aus ihr Etwas lernt", ist ein wahres Wort. Nicht die Bourbons lernten, nicht die Cabinete, nicht Napoleon selber, es lernt keine Familie von ihren Ahnen, kein Sohn aus der Geschichte seines Vaters; Jeder will selbst erfahren, erleben, mistraut der fremden Erfahrung und Erlebung, vertraut eigener Klugheit, will fremde Fehler vermeiden und dadurch ihre Folgen verhüten. Eins inzwischen hat man aus der Französischen Revolution gelernt, was man freilich auch vorher wissen konnte: daß nämlich ein Volk wenn es leidenschaftlich den Arm erhebt allen Widerstand überwältigt und legitime Herrscher todtschlägt. Daher eine Furcht europäischer Staatsmänner vor Volksbewegung und Volksgesinnung, das ängstliche Aufrechthalten alles Legitimen, die Anerkennung jedes Geschehenen (fait accompli), weil es schon durch seine Geschichte Legitimität besitzt, die Begünstigung jeglicher Religionsorthodoxie, weil diese Zeit brauchte um zu werden was sie ist, das ängstliche Bewachen der Druckpresse, welche weniger ein Altes fortzusetzen als ein Neues aufzubringen geneigt ist, die innere Vorliebe für Jesuiten, die höfliche Nachgiebigkeit gegen römische Kirchenherrschaft, und was sonst noch. Wären nicht durch langen Friedenszustand die materiellen Interessen gut gefördert, wären nicht die Gemüther aller Besitzenden einig in ihrer Feindschaft gegen Communismus, wer weiß, ob der Staat zusammenhielte? Wenigstens gibt es unruhige Gegenkräfte wider Legitimität, Orthodoxie und den Papst welche vollständig zu lähmen bisher nicht gelang. Aber warum wählt man nicht statt ätzender allopathischer Heilmittel ein homöopathisches schon vor Hahnemann erprobtes, gelind abführendes: Repräsentation des Volks in Ständeversammlung? Man meint dadurch an Willkür einzubüßen, allein diese ist ja gerade das Gefährliche; in die ständischen Reden ergießt sich alle verborgene Unzufriedenheit, wogegen die Zufriedenheit Raum findet zur Dämpfung; sie kennen und achten die Legitimität welche sie selbst in Anspruch nehmen, ihre Staatsorthodoxie verleugnet nicht die ihr verwandte Kirchenorthodoxie; indem sie Censur üben verdammen sie nicht alle Censur, und blos die Jesuiten und der Papst möchten gefährdet sein, deren Hülfe aber Niemand braucht der eine andere hat. Wahrlich Dieses, wenn irgend Etwas, sei aus Geschichte zu lernen, sollte man glauben, und warum wird es nicht gelernt? Weil Niemand aus Geschichte lernt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 115. —— 24. April 1848.

Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern in seiner literarischen Thätigkeit. *)

Zweiundvierzig Jahre sind bereits dahingeschwunden, seitdem das „Heilige Römische Reich deutscher Nation" im hinfälligen Greisenalter zusammenbrach, um einem andern Organismus die Seele deutscher Einheit, den Willen deutscher Nationalität und die Thatkraft des deutschen Gesammtvolks gegenüber dem Auslande zu überliefern. Dieser neue Organismus hat die Form des Reichs und Staats verlassen und die des Vereins souverainer Staaten, eines politischen Bundes angenommen. Zweck, Ziel, Tendenz ist aber nach wie vor eine staatsrechtliche Verklärung dieses Bundes zum Bundesstaate, zur Manifestirung der nationalen Einheit aller deutschen Stämme; denn wie jedes Volk, so strebt, wenngleich in individueller und eigenthümlicher Weise, auch das deutsche zu einer gewissen einheitlichen Concentration und eine tausendjährige Geschichte mit allen ihren Wechselfällen, mit allen ihren verschlungenen und verworrenen Fäden kündigt es genugsam an, einmal: daß diese Einheit dem deutschen Volke immer vorschwebte, und zum andern: daß die Verwirklichung dieser Einheit in der Bundesform auf der Grundlage der Souverainetät mehrer deutschen Staaten dem eigenthümlichen Charakter, dem individuellen Typus des ganzen Volks sowie namentlich der Verschiedenheit der einzelnen deutschen Stämme die angemessenste sei. Das Reich mußte zu Anfang dieses Jahrhunderts zusammensinken. Es hatte seine fast zehn Jahrhundert füllende Aufgabe völlig gelöst. Aber immer wird die Erinnerung an eine historische Erscheinung von solcher Großartigkeit, welche mit ihrem Glanze fast die ganze Nacht des mittelalterlichen Sternenhimmels wie fast den ganzen Tag der modernen Sonnenwende erfüllte, kein geringes Interesse einflößen, und nicht blos der geschichtliche Antiquitätensammler, sondern jeder wahre Freund der Geschichte, ja jeder Deutsche, jung und alt, wenn das Gefühl einer großen Nation anzugehören nicht völlig in ihm erloschen ist, wird mit Freuden Alles begrüßen was ein Document jener Zeiten des Reichs liefert. Besonders muß aber die Beziehung zu den ehemaligen Reichszeiten eine lebendige und bedeutungsvolle in unserer Gegenwart sein, wo seit der nationalen Erhebung und Erstarkung vom Jahre 1840 in immer steigendem Grade die lange unterdrückte Sehnsucht nach nationaler Einheit, nach einer freien und dem Auslande Achtung einflößenden Verfassung Deutschlands endlich zum glücklichen Durchbruche gekommen ist. Unstreitig wird demnach das Interesse für eine Persönlichkeit bedeutend sein welche mit einer lebendigen Beziehung zur Vergangenheit des alten Reichs den neuen Geist der Zeiten in sich trägt. Jedes Herz wird vom Patriotismus erregt werden, wenn es einem edeln deutschen Manne entgegentritt der die Reichszeiten noch sah und rüstig in ihnen wirkte, der an dem politischen Bunde der Nation bauen half und für dessen erstes Erblühen kräftig wirksam war, endlich der sich zu allen Zeiten als den wärmsten und begeistertsten Freund des großen Vaterlands, im Glück wie im Unglück, bewiesen hat.

Immer seltener werden Die welche noch im rüstigen Mannesalter jene Zeiten des Reichs sahen. Hr. v. Gagern ist einer der Wenigen unserer Tage denen Dies beschieden ward. Er ist den 25. Jan. 1766 auf dem ehemaligen Schlosse zu Kleinniederheim (bei Worms) in der Pfalz geboren. Der vierletzte römisch-deutsche Kaiser Franz I. († 1765) war eben erst ein Jahr vorher verstorben. Gagern's fröhliches Kindesalter sowie die ganze kräftige Jünglingszeit erfüllt die Regierung des drittletzten Kaisers, des edeln Joseph's II., bei dessen Tode (1790) Gagern bereits 24 Jahre zählte. Als Mann verlebte er die Zeiten der Regierung des vorletzten Kaisers Leopold II. (1790—92) und des letzten, Franz II. (1792—1806). Beim Sturze des Deutschen Reichs war Gagern bereits 40 Jahre alt (1806). Wenn Einer in unsern Tagen, so ist demnach er als ein Sohn der Reichszeiten zu betrachten. Dazu kommt noch, daß er im Reiche kraft seiner Geburt und seines Standes eine besonders distinguirte Stellung einnahm, vermöge welcher er den innersten Geist und das eigenthümliche Wesen jenes politischen deutschen Körpers erkennen und würdigen mochte. Er gehörte zur Classe der Reichsunmittelbaren, und wenn auch nicht zu Denen welche durch ihren Sitz und ihre Stimme auf dem Reichstage wesent-

*) Civilisation. Von H. C. E. Freiherrn von Gagern. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

lich an der Regierung des Reichs Theil nahmen, so doch zur unmittelbaren Ritterschaft, welche in „Franken, Schwaben und am Rheinstrom" in sogenannter Landesherrlichkeit (wenn auch noch nicht Landeshoheit), in freier Weise auf ihren Rittersitzen, in ihren kleinen Landen herrschte und unter keinem andern Herrn im Reiche als unmittelbar unter dem großen Kaiser stand. Es umgab sie demnach ein ganz besonderer Glanz, und Hr. v. Gagern scheint sich an dessen allerdings nunmehr sehr kalten Strahlen noch gern und mit Liebe in schöner Erinnerung zu laben. Zudem war er schon jung Präsident der Regierung zu Hachenburg und weiß also recht wohl zu sagen wie in jenen Zeiten regiert wurde, welches damals das Verhältniß zwischen Fürst und Volk, welches das der deutschen Fürsten untereinander und zu fremden Souverainen war, aus eigener unmittelbarer Anschauung und Wahrnehmung — ein untrüglicher Zeuge.

Nach dem Luneviller Frieden (1801) begab sich Hr. v. Gagern als nassauischer Minister und Gesandter nach Paris, wirkte daselbst seinem Fürsten eine reichliche Entschädigung aus, rettete den ältern Namen des fürstlichen Hauses in den Stürmen und Neugeburten des J. 1806 und stipulirte bei den damaligen Mediatisirungen, besonders der Reichsritterschaft, demselben eine ansehnliche Territorialvermehrung. Durch so glückliche diplomatische Unterhandlungskunst zog er die Aufmerksamkeit anderer deutschen Fürsten auf sich, die ihn zu Paris in ähnlichen Geschäften verwandten. Es lag hierin fürwahr nichts Unpatriotisches für einen Privatmann der zum Besten der neuen Gestaltung des deutschen Staatskörpers seine Reichsunmittelbarkeit hatte zum Opfer bringen müssen. Es wurde ein solches Agiren durch den ganzen Geist der Zeit, wie ihn Fürsten und Völker Deutschlands besonders gegenüber Frankreich und dem Kaiser Napoleon documentirten, vollkommen gerechtfertigt. Nichtsdestoweniger scheint Hr. v. Gagern eine solche Stellung seinem Berufe als Menschen und als Deutschen nicht angemessen gefunden zu haben. Vielleicht mochte auch das gesteigerte diplomatische Gewirre zum immer größern Nachtheile des deutschen Volks ihn mehr und mehr überzeugen, daß hier nicht der Wendepunkt der politischen Wiedergeburt Deutschlands, nach welcher seine patriotische Seele nach dem schmählichen Falle Brandenburgs und nach der furchtbaren Schwächung Habsburgs gewiß schmachtete, zu suchen und zu finden sei. Kurz: er, der weniger ein Feind Napoleon's als der nivellirenden Politik desselben war, verließ plötzlich oder mußte auch wol verlassen seine Aemter und zog sich in den Privatstand nach München und dann nach Wien zurück. Das Jahr kann ich nicht genau angeben, denn die beiden ersten Bände von Gagern's Werk „Mein Antheil an der Politik" sind mir nicht zur Hand und anderswo habe ich keine Notizen finden können. In letzterer Residenz trat er mit Hrn. v. Hormayr sowie mit den politischen Notabilitäten des Kaiserhauses selbst in enge Verbindung und war für einen Insurrectionsplan in Betreff Tirols 1812—13 thätig. Dieser scheiterte durch das Aufheben eines englischen Courriers in Brünn, und Gagern sah sich in Folge dessen genöthigt Oestreich zu verlassen. Er begab sich in das russisch-preußische Hauptquartier und sodann nach England, von wo er gerade zurückkehrte und bei Rügen, dem Lande seiner abenteuernden Urahnen, landete, als die Nachricht von dem siegreichen Kampfe bei Leipzig dort eintraf. Nach Napoleon's Sturze kehrte er als nassau-oranischer dirigirender Minister nach Dillenburg zurück, trat 1815 in niederländische Dienste und nahm als Gesandter an den Geschäften des Wiener Congresses Theil. Das Werden und Gestalten der neuen deutschen Bundesverhältnisse nicht weniger als die neue völkerrechtliche Feststellung der europäischen Staaten geschah unter seinen Augen und unter seiner Mitwirkung. Unter den Unterschriften der Deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815 finden wir auch seinen Namen. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba nahm er im Auftrage seiner Regierung an der allgemeinen Schilderhebung gegen den großen Usurpator Theil und ging nach den Hundert Tagen von Wien nach Paris, um den neuen Frieden direct und energisch mit zu verhandeln. Zwar drang er hier mit seinen im Interesse eines großen unverletzten Deutschlands gemachten Vorschlägen, namentlich mit seiner Rückfoderung des Elsasses, nicht durch. Alexander's auf Kosten Deutschlands beliebte Freigebigkeit ließ alte deutsche Lande in den Händen des besiegten Feindes. Doch wenn auch der Erfolg der Gagern'schen Diplomatie hier nicht so günstig gewesen ist, die Absicht war die beste und ging aus wahrer vaterländischer Gesinnung hervor. Hr. v. Gagern wollte ein einiges Zusammenschließen der Völker deutscher Zunge. Vorzüglich war er auch bemüht die von den Franzosen auf ihren Kriegs- und Raubzügen mitgenommenen und zu Paris aufgespeicherten Kunstwerke den ehemaligen Eigenthümern zurückzugeben. Im J. 1816 wurde er königlich niederländischer Staatsrath und bevollmächtigter Minister am Deutschen Bundestage. Doch blieb er nicht lange in letzterer Stellung, in welcher er sich wiederum besonders als eifriger Vertheidiger der Wiederherstellung nationaler Einheit und als warmer Freund landständischer Verfassung zeigte. Die deutsche Militair- und Befestigungsfrage, das Thema der deutschen Auswanderung, die Sache gegen die Barbaresken nahmen sein besonderes Interesse in Anspruch. Ueberhaupt waren seine Vota voll Freimuth und Patriotismus. Ueber seine Abberufung vom Bundestage spricht sich Hr. v. Gagern („Mein Antheil an der Politik", III, 223) selbst so aus:

In der 17. Sitzung, 13. April 1818, wurde meine Abberufung vom Präsidio vorgetragen und mein Abschiedsschreiben sowie die Präsidialantwort dem Protokoll eingerückt. Daß diese in sehr günstigen Ausdrücken abgefaßte Antwort die Gesinnungen der Majorität ausdrückte, habe ich keine Ursache zu bezweifeln. Wenn meine Entfernung — setzt er allerdings etwas diplomatisch hinzu — in irgend einer Beziehung nachtheilig gewirkt hätte, so habe ich wesentlich mir selbst die Schuld beizumessen. Willig nahm ich die Schippe und das Baummesser in die Hand. Der Nation bleibe ich verpflichtet,

daß sie mein Bestreben am Bundestag, wie es auch mag gewesen sein, mit Wärme und Theilnahme aufnahm.

Schon vor Eröffnung des Bundestags drang Hr. v. Gagern in einem Briefwechsel mit dem Fürsten Metternich auf Maßregeln zum Zweck der Einheit des deutschen politischen Körpers. Namentlich wünschte er schon damals die alten Symbole der Reichseinheit im Kaiserthume auch als Bundeszeichen beibehalten.

Im J. 1818 zog sich Hr. v. Gagern auf seine Güter in Nassau (Hornau) und Rheinhessen (Monsheim unweit Worms) zurück und erhielt 1820 seine ehrenvolle Entlassung aus niederländischen Staatsdiensten. Im letztern Jahre wurde er sodann zum Abgeordneten in die Zweite Kammer der damals eröffneten großherzoglich-hessischen Ständeversammlung erwählt. Er gehörte hier zur Opposition im besten Sinne des Worts und zeigte sich als der wahre Freund gesetzlicher Freiheit und freiheitlicher Ordnung. Hr. v. Gagern hat großes Verdienst um das hessische Verfassungswerk, und sein Bericht über die allgemeinen constitutionnellen Rechte ist berühmt geworden. Er war auch 1820—21, 1823—24 in der Zweiten Kammer, wurde aber 1826 nicht wieder gewählt, dagegen 1829 vom Großherzog aus freier Entschließung zum lebenslänglichen Mitgliede der Ersten Kammer ernannt, in welcher er ganz im Geiste seiner frühern Thätigkeit in der Zweiten Kammer auf den Landtagen von 1829—30, 1832—33, 1834—36, 1838—41, 1841—42, 1844—47 segensreich wirkte und hoffentlich noch manches schöne Jahr wirken wird. Gagern steht jetzt im 83. Lebensjahre.

Obwol wir vorzugsweise nur die literarische Thätigkeit des Hrn. v. Gagern einer kurzen Darstellung und Kritik zu unterwerfen im Sinne haben, so schienen uns doch die bisher gegebenen Notizen über das praktische Leben dieses großen Theoretikers durchaus nothwendig zu einer begründeten Beurtheilung der schriftstellerischen Productionen desselben. Das literarische Treiben des Hrn. v. Gagern in seiner Entstehung, in seinen Zwecken, Tendenzen, Resultaten wird durch die Kenntniß seines Lebens und seiner praktischen Thätigkeit erst wahrhaft verständlich. Die praktische und theoretische Beschäftigung gehen hier Hand in Hand und die theoretische ist fast ausschließlich durch die praktische hervorgerufen. Wir wollen zwar nicht leugnen, daß Dies auch bei andern Autoren und zwar gemeiniglich der Fall sei; doch bei Hrn. v. Gagern ist Dies in ungleich höherm Grade vorhanden und hat noch seine ganz besondere Bewandtniß. Hr. v. Gagern ist kein Schriftsteller von Heute und Gestern. Seine ersten Producte datiren seit einem halben Jahrhundert, und fast immer erscheinen sie als durch seine praktische Lebenslaufbahn mit ihren Verschlingungen, Wechselfällen, mit ihren vaterländischen, ja welthistorischen Verkettungen, durch seine Stellung als Politiker in den verschiedensten Verhältnissen hervorgerufen, hervorgewachsen und auf das eigenthümlichste gestaltet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frauen und Männer oder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der beiden Geschlechter, ein Seitenstück zu den Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit, von Alexander Jung. Königsberg, Theile. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn Jemand es unternimmt über einen Gegenstand wie der obengenannte seine Stimme öffentlich abzugeben, so thut er ein großes und schweres Werk. Es gehört dazu philosophische Bildung und historisches Wissen, es gehört dazu der Glaube an die Größe und Erhabenheit der Menschheit überhaupt, wie der Glaube an die Realität aller großen Ideen des Menschengeistes; es gehört dazu — und Das ist nicht das Unwichtigste — echter Freimuth. Wer das Leben der Zeitgenossen mit ruhigem Blick verfolgt, der weiß wie selten diese genannten Eigenschaften sind, der weiß wie die philosophische Bildung der Zeitgenossen häufiger denn zu irgend einer andern Zeit vielleicht jetzt in Sophisterei sich verrennt, der weiß wie Wenige jetzt an die Größe und Erhabenheit der Menschheit glauben. Obwol es scheint als wären Viele erfüllt, begeistert von diesem Glauben, so sind sie doch nur gestachelt von der Ueberzeugung ihrer eigenen persönlichen Wichtigkeit und von dem Wunsche ihre eigene winzige, oft sehr nichtswürdige Persönlichkeit geltend zu machen. Wer das Leben der Zeitgenossen mit ruhigem Blick verfolgt, der weiß wie selten der Glaube an die höchsten Ideen des Menschengeistes ist; ich spreche hier nicht von den Betbrüdern und Frömmlern, von den Muckern und Pietisten, welche nach meiner Ansicht die wahren Atheisten sind, weil ihre Religionsbegriffe wie ihr Leben des echten Gottesbegriffs entschieden unwürdig genannt werden müssen: ich spreche mein Urtheil ganz allgemein, und behaupte, daß der Glaube an die höchsten Ideen, an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, im höchsten Grade selten sei. Denn wenn Dem nicht so wäre, so müßte es um das häusliche, bürgerliche, religiöse und politische Leben, so müßte es um das Einzelglück wie um das Volksglück ganz anders stehen als es steht. Jene höchsten Ideen sind nicht Worte, Begriffe, Zahlen: sie sind Potenzen von entschiedener Lebenskraft und Wirkungsfähigkeit; aber in dem Leben der Gegenwart nimmt man sie häufigst nur für Worte, Begriffe, Zahlen, und darum wird ihr Effect paralysirt. Wer das Leben der Zeitgenossen ruhigen Blicks verfolgt, der weiß wie selten der echte Freimuth ist. Ich glaube, der echte Freimuth wird jetzt gar zu häufig verwechselt mit jener Zungenfertigkeit des unverständigen Schwätzers, die einer ebenso unverständigen Menge imponirt, weil ja jeder Dumme einen noch Dümmern findet der ihn bewundert; der echte Freimuth wird jetzt gar zu oft verwechselt mit jenem unverschämten Vorwitz der aus der miserabelsten Unfreiheit des moralischen Wesens entspringt, der sich geberdet als schreibe, debattire, rede, predige er für das allgemeine Wohl, während es doch nur ganz ordinaire, kleinliche, selbstsüchtige Interessen sind die er verfolgt. Nicht Wenige werden als freimüthige Männer gepriesen, ohne es in Wirklichkeit zu sein; jene Selbstverleugnung, jener Glaube an die Macht der Wahrheit, jene Ausdauer, jene Gediegenheit des Charakters und des Willens welche der echte Freimuth voraussetzt ist gar selten.

Was nun den Verf. des oben angezeigten Werks betrifft, so glaubt Ref. nicht zu irren, wenn er demselben jene als nothwendig bezeichneten Eigenschaften zuschreibt. Der Verf. hat durchweg sich als einen Mann gezeigt in seinem Buche; ich meine, er hat nach keiner Seite hin gesehen, ob sein Buch Gefallen erwecken werde oder Misfallen. Er weiß es sehr gut, daß sein Buch von Indifferenten für zu theologisch, von Frommen für nicht fromm genug ausgegeben werden wird, er weiß es sehr gut, daß die Trümmer des Jungen Deutschlands sagen werden, es sei boshaft; moderne Liberale, sein Ton sei nicht stark genug; Historiker, es habe zu viel Text und nicht Noten genug; Realitätsmenschen werden es phantastisch nennen, namentlich in seinen letzten Partien; manche Frauen werden behaupten, es gehe nicht tief genug auf die Materie ein. Aber um das Alles ist unser Verf. unbekümmert; er folgt nur seinem Gegenstande, sei-

nen Gedanken, seinem Berufe; er sagt nicht was er zufällig zu sagen Lust hat, er sagt was er muß, er spricht aus Ueberzeugung. Ausgeschlossen ist dadurch freilich nicht die geistreiche Manier mit welcher der Verf. Fernes und Nahes combinirt, jene geistreiche Manier mit welcher er die Mythologie auslegt, mit welcher er historische Facta interpretirt und historische Charaktere zergliedert; auch in dieser Beziehung enthält das Buch sehr viel Ueberraschendes und überraschend Wahres. Bei dem Allen wird man es vollkommen wahr finden was der Verf. in dem Vorwort andeutet, nämlich daß er nicht mit Angst und Noth seine Beispiele zusammengesucht und seine Combinationen hingestellt habe; das Ganze macht den Eindruck der höchsten Natürlichkeit, Leichtigkeit und Ungezwungenheit. Nun aber kommt Ref. noch auf einen höchst wichtigen Punkt. Der Verf. nämlich ist, wenn nicht Alles trügt, von einer wahren Liebe, Begeisterung dürfte man vielleicht sagen, für unser deutsches Vaterland erfüllt. Der Verf. ist nicht ungerecht weder gegen das Alterthum noch gegen das Ausland; aber er fühlt es mit Stolz, daß er ein Deutscher ist. Wie wahr ist es zum Beispiel wenn er einmal sagt: „Noch lebt in vielen Gauen unsers Vaterlandes die deutsche Matrone der gebildeten Stände, die uns in Erstaunen setzt durch ihren festen, ungebrochenen Glauben, durch ihre gedankenhelle, lautere Frömmigkeit, durch ihren praktischen Verstand, durch das Gleichmaß ihres Lebens, durch ihre unverschrobene Weiblichkeit und Aufgeschlossenheit für das Höchste und Tiefste, durch die Besitznahme positiver Kenntnisse und die rege Lust, der Wirthschaft, dem Familienleben, aber auch dem Vaterlande ihre Kräfte zu widmen." An mehren Stellen nimmt die Sprache des Verf., wenn er deutsche Art und deutsches Leben schildert, einen freudigen Charakter an, z. B. in der Schilderung des nürnberger Lebens. „Es ist", so sagt der Verf., „eine seltsam aber höchst zierlich und geschmackvoll verschnörkelte Welt in die wir treten. Die Dome sind so und die alten Münster und Wohnhäuser sind so und die Menschen in ihnen, und unter diesen wieder die Frauen so und die Männer. Alles ist in den Bauten massiv und doch leicht und doch luftig, Alles ist aufeinander gepackt und ineinander geschoben und ineinander gefügt, und Alles ist doch wohnlich und bequem und zweckmäßig und Lebenslust geht unter den Menschen mit Andacht und gesunder Frömmigkeit, und Bürgertreue geht mit Freimüthigkeit, und ausgelassenstes Lachen geht mit Biederkeit und heiligem Lebensernst Hand in Hand. Die Glockenspiele von den Thürmen lassen wieder und wieder geistliche Lieder erklingen. Uns Jetzige stimmt Das vielleicht elegisch, melancholisch; jene gesunden, glücklichen Menschen sind fröhlich dabei. Sie schäkern laut auf der Straße miteinander. Sie haben es gern, wenn Religion die Arbeit, den Scherz mit der Ewigkeit accompagnirt. Die Jungfrau, vielleicht die vornehmste der Stadt, begegnet in sittiger Kleidung mit dem zartesten Spitzenkragen auf schwarzem langem Gewand dem ersten Cavalier des Orts. Sie steht still in ihrer kerzengeraden Haltung, und nimmt nicht den geringsten Anstand die Hand dem Junker auf offener Straße zuerst zu reichen, ja sie ihm treuherzig zu drücken. Und drüben kommt der Herr Kaplan soeben aus der Sacristei; er tritt soeben aus der Hauptpforte des herrlichen Münsters auf das musivisch gelegte Straßenpflaster, die Lutherbäffchen am Kragen und den weiten Lutherrock, der ihm noch so ungewohnt steht, hinten mit zwei Fingern zusammenfassend, und auch er tritt an die edle Jungfrau heran, und auch ihm reicht sie die Hand, und Niemand kümmert sich darum. Und Alles ist hier echt deutsch und echt protestantisch, wenigstens in diesem Stadttheil, und Alles klingt deutsch bis auf die Springbrunnen, ob sie uns doch italienisch klingen sollten; aber auch die Springbrunnen, so stimmt uns die Atmosphäre, sprechen laut Deutsch und plaudern uns die Reformation aus welche über Deutschland gekommen. Und so oder doch wenigstens ähnlich war es in vielen Städten Deutschlands damals."

Uebrigens kann Ref. nicht umhin zu bemerken, daß es auffallend ist wenn der Verf. sagt, an Frau George Sand knüpfe sich der Uebergang in die Zukunft für das weibliche Geschlecht der Gegenwart; der Verf. fügt freilich hinzu: Das habe darin seinen Grund, daß George Sand die Gleichstellung der Geschlechter durch Ebenbürtigkeit im Geist, durch die verhältnißmäßige Erregung und Befriedigung der geistigen Interessen in Frauen und Männern erreicht wissen wolle. Nun aber muß man das Leben der Frau Dudevant kennen um zu wissen, daß dem weiblichen Geschlecht der Gegenwart kein glückliches Prognostikon gestellt ist wenn man sagt, seine Zukunft werde ihm angebahnt durch George Sand, eine Frau welche in ihrem Leben, und Das ist doch die Hauptsache, den geistigen Principien so wenig folgt. Unser Verf. sagt zwar selbst, es sei zu bedauern, daß George Sand das religiöse Element zu willkürlich nehme, oder wie er es an einer andern Stelle ausdrückt, daß sie im Religiösen nicht schöpferisch sei, und daß ihre Aufklärung zum ordinairen Deismus hinuntersinke. Allein eben weil der Verf. überall die Religiosität als ein Grundelement des Lebens bezeichnet, so begreifen wir nicht wie er der George Sand, welcher dieses Grundelement fehlt, eine so hohe Bedeutung für unser deutsches Leben zuschreiben mag, blos auf die Hoffnung und den Wunsch hin, jene Eigenschaft werde sich ihr noch aneignen.

Indem Ref. das Ganze des vorgenannten Buches nochmals überdenkt, scheint es ihm nicht thunlich Einzelheiten noch besonders herauszuheben; denn das Ganze dieses Werkes ist so fest, so schön ineinander gefügt, daß sich einzelne Theile nicht wohl davon ablösen lassen. Jeder der an dem Leben der Gegenwart wie ein lebendiger Theil nimmt, wird in seinen Ideen gefördert werden durch dies Werk, und wenn auch die Wirkungen desselben nicht übers Jahr schon in sichtbaren Institutionen nachzuweisen sein möchten, so ist es ja eben die Eigenschaft alles tief und nachhaltig Wirkenden, daß seine Resultate nicht so schnell vors Auge treten. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 116. —— 25. April 1848.

Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern in seiner literarischen Thätigkeit.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

Hr. v. Gagern ist durchaus Politiker im eigentlichsten und zugleich im umfassendsten Sinne des Worts. Alles was den Staat bewegt, erfüllt, belebt — und es gibt kaum Etwas was nicht irgend eine Beziehung zum Gemeinwesen, zum Staate nehmen und somit politisch werden könnte — das bewegt, belebt und erfüllt Herz und Geist dieses Mannes und gestaltet sich unter seinen Händen, unter der Macht seines lebendigen Geistes zu politischen Beziehungen, Verhältnissen, Postulaten, Ergebnissen. Freiheit, Ordnung, Religion, Moral, Tugend, Gerechtigkeit, Ehre, Liebe, Ehe, Eigenthum, Ständewesen, Vaterland, Nationalität, Völkerglück, Krieg, Frieden, Bündnisse und was damit zusammenhängt, alle Möglichkeiten, Wirklichkeiten und Nothwendigkeiten des politischen Lebens der Gegenwart und Vergangenheit in der Fremde wie im Auslande sind für ihn von Interesse. Das Ziel ist das Wohl des Vaterlands und das Heil der Menschheit: Das ist seine Gesinnung, Das ist der Geist seiner Thätigkeit. Ueberall ist er ebenso sehr Patriot als auf Grundlage einer freien nationalen Denkungsweise im gewissen Sinne ein Philanthrop und Kosmopolit. Diesen edeln politischen Geist in seinem ganzen Umfange athmen alle seine Schriften. Dieselben sind sämmtlich politischen Inhalts in diesem umfassendsten und in diesem edelsten Sinne des Worts. Und Hr. v. Gagern ist unstreitig einer der gelehrtesten Politiker die es seit Aristoteles gegeben hat.

Uebrigens hat diese vaterländische wie allgemein menschliche politische Gesinnung Gagern's noch einen ganz besondern Typus, der durch die Geburt, den Stand, die Lebensverhältnisse des Mannes durchaus bedingt war. Dieser Typus ist der eines edeln Aristokratismus und in specie einer edeln Ritterlichkeit. Gagern's Grundanschauung ist eine aristokratische. Der Reichsritter des ehemaligen Deutschen Reichs, der Freiherr, der Minister, der reiche Grundbesitzer, der sich hoher und höchster Bekanntschaften erfreuende Diplomat leuchtet überall hervor und Hr. v. Gagern hat Dem durchaus kein Hehl. Er läßt sich hierin völlig gehen und folgt dem natürlichen Zuge seines Herzens. Das Staatswesen, überhaupt das ganze sociale Leben nach dem Sinne und in der Weise Gagern's hat denn überall diesen aristokratischen Grundzug. Dies ist der Grundton für das Concert der politischen Elemente. Es ist aber jener Aristokratismus keineswegs ein bornirter, die demokratischen und monarchischen Elemente des socialen Lebens verleugnender, sondern ein vernünftig vermittelter, durch demokratische und monarchische Institutionen zu stützender. Doch der Aristokratismus erscheint überall als der Mittelpunkt um den sich die übrigen Beziehungen zu lagern und zu ordnen haben. Wenn die Monarchie und ihr Wesen dabei noch über dem gesetzten aristokratischen Mittelpunkt eine centrale Stellung einnehmen soll, so ist Dies nur durch eine künstliche Fiction möglich. Die Monarchie erlangt etwa im Zenith jenes aristokratischen Centrums eine zwar majestätische, aber nebelhafte Position, und diese immer erst wieder als eine Art von Aristokratismus. Die principielle Bedeutung des Königthums, wonach es nicht blos dem Grade, sondern dem ganzen Wesen und Charakter nach von der Aristokratie verschieden ist, und herrschend über dieser wie über dem ganzen Volke als eine concrete Personification der Staatsgewalt, als eine lebendige Staatspersönlichkeit zu fassen ist, tritt bei Hrn. v. Gagern kaum dann und wann einmal dunkel hervor. Besser steht es schon mit den demokratischen Elementen in den Gagern'schen Theoremen; aber auch ihnen wird keine principiell bestimmte Geltung gewährt und gesichert. Gagern denkt sich zwar, wie Dies überhaupt schon seit Aristoteles, besonders aber wiederum seit Locke, der aber eigenthümliche Gewalten aufstellt, und Montesquieu die gewöhnliche und herrschende Ansicht gewesen und geblieben ist, jene drei politischen Elemente nach einem Systeme des sogenannten Gleichgewichts geordnet und zur Einheit eines staatlichen Ganzen verschmolzen. In allen Staatsformen seien etwa die drei Elemente insgesammt vorhanden, doch sei das eine vorherrschend und gebe den Ausschlag wie den Namen für ein bestimmtes nationales Gemeinwesen. Aber ein Maßstab der Mischung wird nirgend angegeben. Es bleibt bei geistreichen Reflexionen, bei diplomatischen Wendungen, bei wohlmeinenden Rathschlägen. Dazu hat das Ganze einen mechanischen Anstrich. Als ob diese lebendigen, geistigen, ethischen Volks- und Staatselemente sich nach Wage, Maß, Gewicht in

Pfunden und Lothen, in Ellen und Scheffeln könnten bestimmen, abwägen lassen. Dieser Gedanke steigt aber bei der Gleichgewichtslehre nothwendig auf. Das politische Wesen ist ein ethischer Organismus; seine einzelnen Elemente sind als lebendige Glieder anzusehen und principiell nach ihrer organischen Natur zu bestimmen. Das geschieht bei Gagern nicht, und ist Dies ein Mangel seiner politischen Theorie zu nennen. Uebrigens darf man nun nicht gerade annehmen, daß wir die Theorie Gagern's für eine durchaus mechanische hielten, aber sie hat einen starken Zug dahin.

Dieser Aristokratismus Gagern's hat zu seiner poetischen Verklärung eine edle Ritterlichkeit. Daher denn Gagern's Begeisterung für alles Gute, Edle, Schöne, seine Verehrung der Frauen und seine ziemlich richtige Würdigung der ganzen weiblichen Lebensstellung, seine Bewunderung der Tapferkeit, des Heldenmuths, der Geisteskraft, des Genies selbst in den Feinden und wäre es ein Napoleon, endlich seine patriotische Gesinnung, obgleich diese zugleich in der Gagern'schen Anerkennung eines demokratischen Staatselements ihre tiefere Begründung zu haben scheint. Eine weitere Folge ist denn die überall hervortretende edle Gesinnung, eine gewisse Wärme und Liebe für die Menschheit und ihre Leiden. Doch wird der anstrebende Zug wahrer Humanität durch eine gewisse vornehme Kälte, durch eine gewisse Gleichgültigkeit, durch ein absichtliches oder unabsichtliches Ignoriren, endlich durch eine kurze Abfertigung in Etwas bisweilen verdunkelt gerade da, wo ein von aufopfernder Liebe erfülltes Gemüth sich an der Sonne edler Menschlichkeit zur vollsten Begeisterung, zur vollsten Hingebung, zur wahren Aufopferung zu erwärmen bereit ist. Das religiöse Element gewinnt bei Gagern keine principielle Stellung und ist für seine politische Theorie durchaus nicht maßgebend gewesen. Er gefällt sich in dieser Beziehung eine gewisse Freigeisterei zur Schau zu tragen. Doch ist er von Extremen entfernt. Orthodox ist er durchaus nicht; wie weit aber seine freie Gesinnung gehe, können wir nicht sagen.

Auch ist dieser Aristokratismus nicht der des Geistes, obwol er dazu eine starke Neigung hat. Es ist der aus Gagern's Lebensstellung unmittelbar eingesogene und genährte Aristokratismus des deutschen größern Grundbesitzers und vornehmen Adeligen. Der aristokratische Grundcharakter gibt sodann der politischen Ansicht des Hrn. v. Gagern zugleich eine objective Grundlage. Der Staat und alle seine Verhältnisse haben für die Beherrschten einen gewissen anstaltlichen Charakter und bilden für dieselben einen Beruf, den sie mit sittlicher Nothwendigkeit zu erfüllen haben. Insofern ist denn Gagern's Theorie weit entfernt von den atomistischen und willkürlichen Doctrinen von Recht und Staat. Der Staat ist ihm als eine höhere Ordnung. Recht, Moral, Religion, Tugend, Ehre, Liebe u. s. w. erscheinen in lebendiger Wechseldurchdringung und haben sich im Staatswesen zu schützen, zu stützen, zu ergänzen, zu tragen, und der Staat ist die Krone von dem Allen. Das richtige Verhältniß zwischen den einzelnen Sphären, namentlich zwischen Recht, Moral, Religion, Staat, individuelle Ehre, Tugend, Glück, wird überall nur unbestimmt gefühlt, niemals grundsätzlich bezeichnet und normirt.

Man kann sich wol für ein abstractes Freiheitsleben des Demokratismus, für eine abstracte absolute Monarchie mit ihrer Unumschränktheit a priori leicht ein Bild idealistischer Art entwerfen und auf dessen Realisirung in Theorie und Praxis hinarbeiten, ohne irgendwie im positiven Leben einen Haltepunkt zu nehmen. Es wird Das zwar immer grundfalsch sein, die politischen Geburten der Republik und der Monarchie von so abstracter Art werden Gespenstern und Chimären eher gleichen als lebendigen menschlichen Productionen. Doch wie Dem auch sein möge, es hat genug solcher phantastischen Staatskünstler gegeben. Ich erinnere hier an Hobbes, dort an Fichte und Rousseau. Der Aristokratismus dagegen ist mehr positiver Natur. Ein solches chimärisches Aufbauen aus hohlen Abstractionen ist ihm viel weniger zusagend. Der Aristokratismus stützt sich immer auf ein gegebenes positives Element, sei es Reichthum, Geburt, Grundbesitz oder dieses Alles zusammen. Und dazu ist dieses Element in der Regel materialistischer Natur. Die Aristokratie des Geistes ist die Gagern's einmal nicht, und dann wird selbst eine solche sich nothwendig an positive Verhältnisse anlehnen müssen, die Macht des Geistes an die Macht des Besitzes, des Reichthums u. s. w. Auch ist jener geistige Aristokratismus überhaupt eine Seltenheit. Platon steuerte auf ihn los, doch findet sich unendlich viel Materialistisches in seiner Politik, und dazu lehnten sich seine Ideale unmittelbar an die spartanische Aristokratie an und vergeistigten dieselbe nur. Demnach ist auch hier das positiv Griechische durchaus das Fundament und der Grundzug der politischen Anschauung.

Das ist denn der tiefere Grund dafür, daß sich Gagern überall an das Wirkliche, Gegebene, Positive hält. Dieses ist der Gegenstand seiner Darstellung. Sein Streben geht darauf es festzuhalten oder doch nur zu modificiren, zu verbessern, zu veredeln. Gagern ist aber ein Deutscher. In dem positiven deutschen Staatsleben findet sich noch so vieles und so edles Aristokratisches, entsprossen aus alter wie aus jüngster Vergangenheit. Gagern ist damit verwachsen. Seine Existenz ruht gewissermaßen darauf. Wir können es demgemäß nur sehr natürlich finden, daß Hr. v. Gagern gerade das Wirkliche und Bestehende vertheidigt und zwar auf der Grundlage dieses aristokratischen Bestandes des deutschen Staatswesens. Uebrigens ist auch hier seine aristokratische Gesinnung so freisinnig den Bestand demokratischer und monarchischer Elemente nicht blos zu respectiren, sondern, selbst mit einiger Aufopferung des Aristokratischen, doch ohne dafür weder eine weite noch überhaupt eine feste Grenze zu geben, zu erkräftigen und zu veredeln. Es haben aber die aristokratischen Bestände des

deutschen Staatslebens den Beruf, sich der volksfreien Bewegung der Nation unterzuordnen. Denn nicht sie, sondern die Volksfreiheiten bilden die eherne Pforte gegen Communismus und Socialismus. Das Ideal der deutschen politischen Gegenwart ist die volksfreie Monarchie.

So stellen denn die Schriften des Hrn. v. Gagern das positive Leben in Vergangenheit und Gegenwart dar. Das ist ihr Grundcharakter. Sie sind vorzugsweise historischer, positiver Natur, wie die des Aristoteles, doch mit einer gewissen Erhebung, mit einer gewissen geistigen Beherrschung, besonders auf internationalem Gebiete.

Etwas Idealistisches mag man in den Werken Gagern's nicht suchen. Sie sind davon weit entfernt. Selbst das Aristokratische faßt Gagern viel weniger ideell als positiv deutsch auf, noch weniger gilt Dies aber von dem Volksthümlichen und Königlichen. Es fehlt ihm zu einer solchen ideellen Auffassung, die an sich durchaus nichts Chimärisches hat, wenn man nur die Stellung des Idealen zum Realen, Positiven, Geschichtlichen zu erkennen und zu würdigen weiß, an einer principiellen Bildung. Hr. v. Gagern ist ungemein begabter Natur. Seine Fassungsgabe ist erstaunlich, seine Belesenheit wahrhaft ins Grenzenlose gehend, seine Studien sind der umfassendsten Art und umspannen nicht blos die neuere Zeit, sondern vertiefen sich geradezu in alle Specialitäten des Alterthums und des Mittelalters. Dabei beschränkt er sich nicht auf den engern Kreis der streng politischen Literatur, sondern er ist auf das mannichfachste vertraut mit den Autoren der Geschichte, der Geographie, der Kunst, der Naturwissenschaft u. s. w. Aber Gagern verhält sich diesem ungeheuern Material gegenüber doch mehr receptiv als productiv. Es wird ihm Niemand eine geistige Durchdringung, eine geniale Benutzung und Verarbeitung, ja in vielen Einzelheiten eine Art von Beherrschung des Stoffs absprechen können. Indessen seine ganze Auffassung ist eine individuelle, subjective. Der Standpunkt einer geistreichen Reflexion aus der eigenthümlichen Individualität des Autors heraus wird niemals verlassen. Ein tieferes Versenken in den Stoff mit freiwilligem Aufgeben des individuellen Wünschens, Glaubens und Hoffens, um sodann aus den geistigen Elementen dieses Stoffs selbst neu geboren wieder aufzuerstehen und eine Theorie aus der innersten Natur der Materien über diese Materien zu Tage zu fördern, also eine principielle Durchdringung und Beherrschung, eine wahrhaft objective Behandlung und Darstellung, eine philosophische Entwicklung der gegebenen positiven, geschichtlichen Verhältnisse und Zustände ist niemals zum Vorschein gekommen.

Gagern's großes Talent ist nicht principiell ausgebildet. Es fehlt seinem Wissen und Arbeiten die allgemeine philosophische Grundlage, wenn wir die Philosophie hier im wahrsten Sinne des Worts als die Wissenschaft der Wissenschaften, als die principielle, alle übrigen, also auch die politischen Doctrinen tragende Disciplin auffassen. Es muß mithin auch den Gagern'schen Schriften dieser allgemeine Charakter, diese principielle Erhebung fehlen. Denn was der Autor nicht in sich trägt, das kann er auch nicht äußerlich setzen, nicht in seinen Werken niederlegen.

Der individuelle und subjective Charakter der schriftstellerischen Leistungen Gagern's ist aber ganz eigenthümlicher Art und hier noch besonders zu schildern. Einmal treten die Facta der Darstellung nach ihrem selbständigen Wesen in den Gagern'schen Schriften ziemlich unverarbeitet hervor, sodaß in den nicht blos historisch referirenden Schriften das mittelalterliche Ausschreiben von Belegstellen in den verschiedenartigsten Verknüpfungen und Zusammenstellungen den Haupttheil der wissenschaftlichen Erörterung und Darstellung bildet. Das Verdienst Gagern's ist vor Allem die einzelnen Facta treu und richtig sowie anziehend darzulegen. Die innere Verbindung unter den einzelnen Factis ist sehr lose und wird nicht aus der objectiven Natur und Beziehung derselben untereinander, sondern aus der individuellen Ansicht des Autors, nach rein subjectivem Maßstabe, zu Stande gebracht. Man hat bei der Gagern'schen Darstellung immer das Gefühl, daß die Facta durch den besondern Geist Gagern's und nicht durch ihren eigenen bestimmt, entwickelt und dargestellt werden. Aber diese Darlegung ist nicht die gewöhnliche und triviale der subjectiven, der reflectirten Auffassung, die mit Bestimmtheit vorgibt, ihre Darlegung und Entwickelung sei eine objective, aus dem innersten Wesen der Sachen und Verhältnisse mit Nothwendigkeit entnommene. Von einer solchen schwächlichen und dünkelhaften Selbsttäuschung ist Hr. v. Gagern durchaus frei. Er läßt die Dinge, die Verhältnisse in ihrer objectiven Natur und in ihrer speciellen Besonderheit fürs Erste selbständig, sein Hauptgeschäft ist die geschickte Anordnung derselben, die aber nur aus zufälligen Eigenheiten der Dinge, etwa nach der Jahreszahl oder nach genialer Laune geschieht. Die Facta würden demnach ziemlich unverarbeitet nebeneinander stehen, wenn Gagern nicht zwischen dieselben seine Individualität stellte und in geistreichen Erörterungen, in genialen Bemerkungen, in kritischen Ausstellungen, in scharfsinnigen Antithesen und witzigen Synthesen seiner Reflexion Luft machte und seiner Subjectivität Spielraum verschaffte. Freilich wird man Dies keine wissenschaftliche Durchdringung und Beherrschung des Stoffs nennen dürfen. Es ist aber eine interessante Besprechung, eine geistvolle Ergehung, eine mächtige Anregung in dieser Art und Weise der Darstellung zu finden. Dazu ist die Individualität Gagern's so kräftiger, so energischer, so edler und liebenswürdiger, überhaupt so eigenthümlicher und anziehender Natur, daß man immer gern diese reflectirenden Bemerkungen liest und allemal zu einem geistigen Verständniß, zu einer gewissen Würdigung der Gegenstände wenigstens herangeführt, wenn auch nicht zur vollen Ergründung befähigt wird. Es macht die Gagern'sche Darstellung den Eindruck einer schönen Mosaikarbeit. Ueberall sind schöne Stücke, überall ist schöne

Färbung, überall ist Mannichfaltigkeit, überall ist Ordnung; aber es fehlt doch der innere Zusammenhang unter diesen schönen Einzelheiten. Die Mannichfaltigkeit der Farbenbrechung concentrirt sich zwar zu einer gewissen Einheit und gibt einen gewissen Totaleindruck; aber dieser ist nur ein scheinbarer. Der Glanz, die Farbenpracht ist nur ein äußeres Zeichen. Wir wissen nun noch nicht die Regel der Zusammensetzung der vielen einzelnen Stücke, wir wissen noch nicht den Grund, warum die so oder so zusammengesetzten Stücke diesen oder jenen Totaleindruck hervorbringen, wir kennen noch nicht den größern oder geringern Werth der einzelnen Steine, Perlen, Goldplatten u. s. w., aus denen die Mosaikarbeit zusammengesetzt ist. Wir wählten übrigens dieses Beispiel, um zugleich anzudeuten, daß bei einer Auffassung wie die des Hrn. v. Gagern an eine organische Darstellung und Entwickelung nicht zu denken sei.

Uebrigens kennen wir auf dem Gebiete der politischen Literatur keinen Schriftsteller der in dieser Beziehung mit Hrn. v. Gagern zu vergleichen wäre. In der Sphäre poetischer Darstellung hat etwa unser großer Jean Paul eine ähnliche Form der Darstellung gewählt. Bekanntlich ist Dies aber eine schwache Seite seiner Productionen, die deshalb so sehr des plastischen Typus der Poesie entbehren, daß man sie lieber mitten in die Intermundien der Poesie und Philosophie stellen mag und für poetische Kunstwerke nicht halten will. Und doch ist die Lecture Jean Paul's so interessant, so erhebend, so belohnend. Dasselbe gilt von der Unterhaltung welche die Gagern'schen Schriften gewähren; aber zur Vollendung fehlt Beiden die Form, die letzte, wenn auch nicht einzige Weihe der Wissenschaft. Zur vollendeten Darstellung des Inhalts gehört eine vollendete, dem Inhalt wahrhaft entsprechende Form. Die Form ist der Körper für den geistigen Inhalt und es will als ein Mangel, wenn nicht als Frevel erscheinen, den geistigen Inhalt körperlos und gestaltlos auf das Papier zu werfen und diesem geistigen Gespenste Nichts als einen Mantel oder einen Sackpaletot oder eine Mönchskutte oder gar einen stählernen Ritterharnisch überzuziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kritische Auffassung des Shakspeare'schen Macbeth.

G. Fletcher in seinen „Studies of Shakspeare in the plays of «King John», «Cymbeline», «Macbeth», «As you like it», «Much ado about nothing», «Romeo and Juliet»; with observations on the criticism and the acting of those plays" — eine Schrift welche aus einer Sammlung früher in mehren kritischen Journalen, namentlich im „Athenaeum", veröffentlichter Aufsätze besteht — spricht sich unter Anderm äußerst bitter tadelnd über die Auffassung aus welche gegenwärtig auf den meisten englischen Theatern dem Charakter des Macbeth gegeben werde. Er klagt, daß der Geist des großen Schöpfers dieses Stückes dabei durchaus verkannt werde. Er habe zwar beabsichtigt in seinem Helden den poetischsten, selbstsüchtig ehrgeizigen Meuchelmörder darzustellen; aber er habe sich gewiß nicht einbilden können, daß man seinen „schwarzen Macbeth" in einen sentimentalen Schlächter der modernen Bühne umwandeln werde — eine Auffassung die eher Kotzebue's statt Shakspeare's würdig erscheine. Es sei hohe Zeit, daß diese nationale Schändung aufhöre. Die opernartigen Einschaltungen, die des Dichters eigene Meinung und seine Absicht mit den übernatürlichen Einflüssen durchaus verunstaltet, müßten völlig verbannt werden; sie seien im „Macbeth" ebenso unerträglich als sie in „Richard III." oder im „Othello" oder im „Hamlet" erscheinen würden. Die jetzt bei der Aufführung beseitigten Scenen und Stellen müßten hingegen wiederhergestellt werden. Vor Allem aber sei es erfoderlich, daß die beiden Hauptcharaktere im Stücke richtig dargestellt würden. Dann und nur dann werde man die Moral dieser großen Tragödie in den Theatern ihre alte Würde wieder annehmen sehen. Die Theilnahme werde dann nicht länger in gemeiner und unheilvoller Weise zu Gunsten eines Charakters angerufen den man fälschlicherweise für das unfreiwillige Opfer dämonischer Gewalten halte; man werde vielmehr den natürlichen und gesunden Strom auffinden worein der große Dichter und Sittenlehrer sie in Wahrheit gewiesen. Man werde auf der Bühne wie jetzt im Texte Shakspeare's erkennen, daß, sobald ein Charakter von der höchsten geistigen Empfänglichkeit, aber des Mitgefühls völlig bar einmal der Verfolgung eines selbstischen und verbrecherisch ehrgeizigen Zwecks sich zugewendet, seine Laufbahn nothwendig in Bezug auf die nächsten verwandtschaftlichen Bande sich ebenso zerstörend erweisen wird als für die politische und gesellschaftliche Sicherheit. Vor Allem aber werde man aufhören sich jene misverstandene poetische Gerechtigkeit aufdringen zu lassen, welche darin besteht jede Art von Verbrechen durch Reue während seiner Lebenszeit strafen zu lassen. Shakspeare habe Dies besser verstanden. Einer seiner größten Ansprüche auf die Dankbarkeit der Menschheit sei der, daß er nicht davor zurückgebebt sei seinen Zuhörern zu zeigen, wie es eine gewisse Art von Bösewichtern gebe die nie Reue zu fühlen im Stande sind, weil sie des Mitgefühls völlig bar sind. Einer dieser Bösewichter sei der „plumpe, ehrlich aussehende" Schurke den er im Jago gemalt; ein Anderer der poetisch wimmernde Bösewicht den er im Macbeth dargestellt. Der gewaltige Künstler habe sein Moralisiren nicht daran verschwendet den Zuhörer zu überzeugen, daß angeborene Bosheit redlich sein könne; er habe es nützlicher angewendet, indem er dem ehrlichen Mann gelehrt durch die schönste Maske des unverbesserlichen Schurken hindurchzusehen. 3.

Miscellen.

Die Dynastie.

Paul Louis Courier schreibt während der Zeit seiner Campagne im Neapolitanischen (1807) an seine Base Pigalle in Lille: „Sie fragen mich was wir treiben? Wenig; wir erjagen ein kleines Königreich für die kaiserliche Dynastie. Dynastie, was ist Das? Meot wird es Ihnen sagen. Meot, der berühmte Speisekünstler, ist der Koch des Königs (von Neapel), der gern mit ihm schwatzen mag; der einzige Mann, sagt man, dem Se. Majestät einige Achtung zollt. «Meot», sagt der König zu ihm, «du poussirst nur deine Familie, deine Basen, deine Cousins; alle Verwandten von Adam her, Küchenjungen, Saucenverderber stellst du an und machst große dicke Herren aus ihnen.» «Sire», erwidert ihm Meot, «es ist meine Dynastie.»"

Luther und Kurfürst Joachim II.

Kurfürst Joachim II., der Luther bereits im J. 1519 in Wittenberg kennen gelernt hatte und seinen Bestrebungen Beifall schenkte, besuchte Luther 1531 in Wittenberg. Unter Anderm fragte er ihn: warum er doch so heftig gegen die Großen schreibe? Luther antwortete: „Ein weidenes Rüthlein kann ich mit einem Messer zerschneiden, aber zu einer harten Eiche muß man eine scharfe Axt haben." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 117. —— 26. April 1848.

Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern in seiner literarischen Thätigkeit.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Man nenne nur nicht dieses Fodern einer wissenschaftlichen Form und einer organischen Zusammenfassung und einheitlichen Gestaltung der Materie Systemsucht. Hr. v. Gagern ist bereits öfter wegen der Formlosigkeit seiner wissenschaftlichen Producte angegriffen worden. Er hat nun eben für gut befunden diese Angriffe damit zurückzuweisen, daß er gegen die Systemsucht zu Felde zieht. So namentlich in der Vorrede zu seinem neuesten Werke, die „Civilisation", und Herr Schaumann hat, wie es scheint, ihn deretwegen in seinen Schutz genommen. Wir wollen keine mechanisch eingezwängte Entwickelung der Materien nach dem todten Cirkel von Kategorien, wir wollen kein mathematisches Exempel mit seinem trivialen Einerlei, wir wollen keine Universalschablone für jede und alle literarische Zeichnung anwendbar; wir wollen überhaupt das System nicht suchen, nicht von außen an die Dinge herantragen. Wir wollen nur als treue Diener principieller Wissenschaft und als Bewunderer organischer Bildung in allen menschlichen Verhältnissen dem Zusammenhange mit aller Kraft unsers Geistes nachspüren der unter den Dingen selbst schon stattfindet und den eben der Autor nicht hineinzutragen, sondern herauszulesen, aus den zufälligen Umhüllungen, aus den wunderbaren Verstrickungen, aus den concreten, oft irregulairen Bildungen wie aus heiligen Hieroglyphen zu entziffern, nicht selten zu enträthseln hat. Ein solcher innerer Zusammenhang unter den gegebenen Verhältnissen wird in Gagern's Schriften nicht aufgedeckt.

Es ist sodann keineswegs selten, daß die Individualität Gagern's, geradezu die schriftstellerische Schranke überspringend, mitten in die Darstellung in concreter Persönlichkeit hineintritt und nicht von den darzustellenden Dingen, sondern von sich, von seinen Thaten, von seinen Schicksalen und Erlebnissen spricht. Eine solche geniale Unbefangenheit und Keckheit steht einem Manne von so eminenter Persönlichkeit allerdings nicht so übel; doch würde man fürwahr sie keinem Andern verzeihen. Bei jedem Andern müßte sie nothwendig als Dünkelhaftigkeit und Schwatzsucht erscheinen. Die Genialität, die Berühmtheit, die Gediegenheit unsers Autors anderweitig läßt Das gern übersehen, und seine große Virtuosität in Verbindung seines Selbst mit den gegebenen und objectiv darzustellenden Verhältnissen macht den Bruch weniger fühlbar.

Allen diesen Eigenthümlichkeiten der Gagern'schen Schriften ist der Stil und die ganze formelle Einkleidung und sprachliche Ausdrucksweise völlig entsprechend. Auch hier ist eine aristokratische Färbung unverkennbar und der individuelle Typus der Persönlichkeit Gagern's überhaupt überall wahrnehmbar. Der Stil ist im Allgemeinen körnig, doch nicht selten gehackt. Die Auswahl in den einzelnen Worten ist leichtfertig zu nennen, und es sieht sich der Autor oft genöthigt, weil ihm das rechte Wort und die rechte Wendung fehlt, statt eines zwei, drei und zehn Worte und Wendungen eiligst anzuhäufen und griechische, lateinische, englische, französische Worte und Redensarten zu Hülfe zu nehmen, um nur den gewollten Sinn annäherungsweise zu treffen. Es ist Dies ein Zeichen von nicht vollkommener Beherrschung des Stoffs wie der Sprache. Die Einmischung des Französischen ist nicht selten widerlich. Sonst ist die Darstellung mit einer gewissen Ruhe übergossen und hat bisweilen einen plastischen Typus. Gagern bewegt sich meist in kurzen Sätzen, verschlungene Perioden liebt er weniger, und wo sie sich finden, sind sie nicht selten übel gerathen. Dies bringt denn allerdings wenig Mannichfaltigkeit in die Darstellung. Bisweilen hat man wirklich das Gefühl der Eintönigkeit, besonders wenn Gagern, wie nicht selten, über diesen oder jenen Gedanken nicht wegkommen kann und nun Alles aufbietet um ihn erschöpfend dem Leser vor die Seele zu führen. Es kann dann nicht anders sein als daß der Leser Langweile empfindet. Eine solche wässerige Breite findet sich besonders häufig in den neuern Schriften des Autors.

Nicht selten geschieht es, daß Gagern's Sprache und Darstellungsweise einen diplomatischen Charakter mit allen seinen Hinterthüren, Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten annimmt und somit in ein echt französisches Gewand sich verhüllt. Davon mag denn allerdings seine ehemalige Stellung als Diplomat und Weltmensch einen gewissen Grund abgeben; doch der letzte und eigentliche Grund dieser diplomatischen Ausdrucksweise ist wol eher in der nicht principiellen Auffassungsweise des Hrn.

v. Gagern zu suchen. Wer nicht zu den obersten Principien aufsteigt, dem werden die verschiedensten Details öfter als gleich oder ähnlich erscheinen und demnach auch in den Urtheilen darüber Schwankung und Unsicherheit sich leicht kundgeben. Hr. v. Gagern ist viel zu ehrlichen und deutschen Sinnes, um mit Absichtlichkeit jene Zweideutigkeiten in Ausdruck und Urtheil zu suchen.

Eigenthümlich ist auch die deutsche Orthographie Gagern's. Indessen obwol sich auch in dieser Aeußerlichkeit die specifische Individualität desselben documentirt, so würden wir Dies kaum erwähnen, wenn er selbst in seinen Vorreden nicht darauf zurückkäme und wenn sich daran nicht eine kleine Anekdote knüpfte. Gagern's Handschrift ist, wie Dies bei einem Manne der so Viel geschrieben und der von so geistiger Regsamkeit und Lebendigkeit ist, daß ihm das Zeichnen und Künsteln der Buchstaben Langweile bereiten muß, und der sich nur eilig bemüht den Gedanken durch die Schrift zu fesseln, eben nicht sehr leserlich. Ich erfreue mich selbst eines an mich gerichteten Schreibens des genialen Autors und könnte somit davon unmittelbar Zeugniß geben, wenn ich auch nicht durch eine Nachschrift des „Setzers und Correctors" am Schluß des zweiten Bandes der „Nationalgeschichte der Deutschen" (1826) bereits längst davon unterrichtet wäre. Es ist nämlich hier ein großes Sündenregister von Druckfehlern angeheftet, und Setzer und Corrector halten es ihrer Ehre halben für nöthig zu erklären: „Den rechten Sinn, worin hier dieses Wort (Druckfehler) zu nehmen, kann der geneigte Leser errathen wenn man ihm sagt, daß die Handschrift des gelehrten Verfassers überaus undeutlich, seine Rechtschreibung nicht immer gleichförmig befunden, die letzte Correctur aber von ihm selbst besorgt und vom Setzer getreulich corrigirt worden ist."

Trotz dem Allen wird man es erklärlich finden, wenn wir die Lecture dieser Werke eine interessante, eine erhebende und belehrende nennen. Zweck, Ziel, Charakter, Sprache, Alles ist edler Art und von der edelsten Gesinnung eingegeben und geleitet. Ueberall weht den Leser der Hauch einer frischen, kräftigen, edelmüthigen und begabten Persönlichkeit an und ermuthigt ihn zur Nachahmung. Ueberall ist jene Ruhe und Unparteilichkeit über die Darstellung ausgebreitet die so selten ist und die so wohl thut. Ueberall dringen die warmen Strahlen des Patriotismus und der Menschenliebe uns entgegen. Man ergeht sich in den literarischen Gefilden Gagern's wie in einem herrlichen Parke mit seiner Mannichfaltigkeit, mit seiner Abwechselung, mit seiner Frische und Kraft, mit den hohen Eichen, mit den üppigen Wiesengründen, mit den rauschenden Waldbächen und Wasserfällen, und bisweilen kommt auch ein lustiges Reh herangesprungen, rauscht der edle Hirsch durch den Waldgang, ruft mahnend der nüchterne Kukuk und flötet melancholisch die süße Natigall. Gagern selbst ist der Adler, der hier sein Nest und sein Reich hat. Jeder Gebildete und nun vor Allen jeder Politiker — und wir meinen nicht blos den gelehrten, sondern auch den Bürger-Politicus im guten Sinne — wird in den gehaltvollen Werken reichliche Belehrung und Unterhaltung finden. Doch darf man seiner Lecture keinen Zwang anthun. Gagern's Schriften sind nicht zur anhaltenden Lecture unmittelbar hintereinander geeignet. Die Gedanken häufen sich zu sehr, ja überstürzen sich, das Material mit den vielen Belegstellen der classischsten Art ist zu reichhaltig und doch zu wenig verarbeitet, als daß man mehr als 10 und 20 Seiten hintereinander in einem Zuge lesen könnte. Dagegen sind sie auf die Dauer immer wieder hervorzusuchen und geben immer wieder neuen Genuß, wenn man auch zehn mal die einzelnen Stellen gelesen hätte. Es gilt hier Dasselbe was vom alten guten Rheinweine und dessen Genusse zu sagen ist. Man darf ihn nur in kleinen Zügen schlürfen und überhaupt nur wenig und mit Maß. Aber dann ist auch der Genuß herrlich, köstlich und stärkt und wirkt nachhaltig. Hr. v. Gagern zeigt sich wie man sieht als einen echten Sohn des Rheinlandes mit seinen Reben, von denen die köstlichsten in der Nähe seines Geburtsorts wachsen.

Hr. v. Gagern hat das richtige Gefühl von dem innern Werthe seiner politischen Werke, wenn er sie namentlich der deutschen gereiften Jugend widmet. Diese mag sich hier erwärmen und begeistern zu edelm Selbstvertrauen an dem Geiste eines Schriftstellers von so eminenter Individualität, von so edelm Selbstgefühl und so großer Virtuosität; diese mag hier in der Liebe des Vaterlands und der großen Menschheit wachsen und jene Begeisterung bewundern mit welcher Gagern für Weiblichkeit, für eheliches Glück, für Recht, Moral und Religion, für staatliche Freiheit und Ordnung spricht. Sie möge in diesen Schriften ein sicheres Fundament und eine mächtige Anregung zu tiefern, streng wissenschaftlichen Studien in der Politik suchen und finden. Dazu ist nicht blos ein so reichlicher Schatz von eigenen Lebenserfahrungen und Lebensmaximen Gagern's aufgespeichert, sondern zugleich eine solche Fundgrube von Urtheilen, Ansichten, Grundsätzen aller wichtigern Autoren aus allen Zeitaltern vorhanden, daß die Lecture Gagern's zugleich die von Hunderten von andern Autoren umfaßt und mitten in die lebendige Entfaltung und Entwickelung der politischen Doctrin durch zwei Jahrtausende hindurchführt. Besonders ist aber die Liebe für das classische Alterthum und seine ethischen, namentlich politischen Ansichten und Urtheile so wahrhaft erfrischend und anregend für den jungen Politiker. Doch versteht es sich von selbst, daß Hr. v. Gagern weder blos für die Jugend schreiben wollte, noch daß wir glauben könnten, seine Schriften paßten nur für diese. Gagern ist eine Lecture nicht weniger für Männer und Greise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Wolfgang Müller. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. 8. 2 Thlr.

Der Dichter legt uns in diesem Bande zum ersten mal seine Gedichte gesammelt und gesichtet vor. Von den „Jungen

Liedern", die nur im Freundeskreise der rheinischen Poeten ihm einen Namen erwarben, ist manches Unreife ausgeschieden; auch von den früher erschienenen „Balladen" erhalten wir nur eine Auswahl. Beiweitem der größte Theil der Gedichte ist neu und ungedruckt; von den „Bruderschaftsliedern eines rheinischen Poeten" sind wahrscheinlich deshalb so wenige mit aufgenommen, weil jenes Buch einem preußischen Verbote unterlag, und der Dichter sich doch nicht das halbe Deutschland noch einmal verschließen wollte. Die Bruderschaft dieser Lieder war allerdings nicht die allgemein erlaubte wortthätige und almosenspendende allgemeine Menschenliebe; sie entfaltete eine demokratische Fahne, die von jenem ungestümen Hauche geschwellt war der in unserm Jahrzehnd die Tyrannei des todten Metalls, die Schranken der Stände und Kasten, die Mauern zwischen Reichen und Armen, bald mit dem Feuer der aufopfernden Liebe und bald mit dem gewaltigen Rufe des Menschenrechts, für ewige Zeiten von der Erde wegblasen wollte. Es waren nicht die schlechtesten Herzen die an den Communismus glaubten, und nicht die schwächsten Poeten die von seinen Ideen angeregt wurden; aber es war allerdings ein Misgriff die Noth und das Elend für den geeignetsten Stoff zu einem Gedicht zu halten, und einer wenn auch noch so begeisterten, doch immer in blasser Allgemeinheit schwankenden doctrinairen Poesie Lebensfähigkeit zuzutrauen. Indeß, man muß auch Dergleichen einmal durchgemacht haben; und Müller gehört zu den gesunden Naturen die den Glauben an die Zukunft nicht verlieren, wenn sie eine bestimmte Form dieses Glaubens wie ein leichtes Kleid abgestreift haben, und die sich eine freie Lebensanschauung aus dem Sturze eines Systems retten. In der „Rheinfahrt" schwebt das Ideal der glücklich freien und einigen Menschheit wie ein ferner Duft, wie der Schimmer des Morgenroths am Horizonte jedes Bildes der Landschaft, wie eine leise Flamme über der Stirn Gutenberg's, Goethe's, Beethoven's; denn der Dichter steht zu sehr im Strom des modernen Lebens, als daß er in jenem Epos, wo er die Reize seines Heimatlandes wiederzugeben unternahm, nicht jeden Nerv hätte berühren sollen durch den diese Heimat und Natur mit dem erstrebten freien Vaterland und mit dem Reiche des Geistes verbunden war und werden konnte.

Das lyrische Gebiet kann die Herrschaft dieses Lichts nicht auf die Dauer ertragen; wer sich auf demselben heimisch fühlt, wird mit Recht eine gewisse Freiheit und Abgeschiedenheit für dieses in Anspruch nehmen, und der Kritiker muß sich für befriedigt erklären, wenn nur im Allgemeinen der Charakter der Anschauung, der Empfindungen, der Seelenstimmungen eine Verwandtschaft mit dem befreiten Geiste kundgibt. Wol werden auch hier die Dichtungen unserer Zeit am meisten genügen und unsere Herzen am eigenthümlichsten bewegen deren Stoff und Form das Gepräge des gegenwärtigen Bewußtseins am klarsten hervortreten lassen; aber immer bleibt es erfreulich in neuen Weisen das Alte und Unausgesungene wieder anmuthig dargebracht zu sehen.

Es ist von Interesse den Bildungsgang eines Dichters zu verfolgen, nicht nur weil man ihn selbst ohne sein Werden nicht ganz verstehen kann, sondern auch weil sehr oft eine allgemeine Entwickelung des öffentlichen Geistes sich darin abspiegelt, oder doch die wirklichen Mächte der Zeit sich in überraschender Art dabei betheiligen. Wolfgang Müller ist zu jener freien Lebensanschauung, die uns seine Gedichte von vornherein werth macht, keineswegs durch die Kritik und die Philosophie gelangt; vielmehr hat die Macht des gesunden Herzens die Freiheit als das ihm Verwandte erfaßt; und die sinnige Betrachtung der Natur, die Hingabe und Bewunderung für ihre Reinheit und Harmonie, haben Nichts von den phantastisch starren Theorien und Vorurtheilen, in denen mancher Andere noch sublime Gedankengröße findet, in ihm aufkommen lassen. Am meisten von den Dichtern hat unstreitig Goethe auf ihn gewirkt, und das künstlerische Streben, der Sinn für Form und Gestalt, der theils in seinen Bestrebungen und Leistungen hervortritt, theils auch mehr als ein mal als tiefe Ehrfurcht vor der Würde der Kunst von ihm bekannt wird, trägt ganz jenen Charakter der an Goethe'sche Richtung sich anschließenden rheinischen Dichterschule. Wenn er nun auch durch seine Sympathie mit dem großen Streben der Gegenwart die Ehre verscherzt haben sollte zur Clique der „wahrhaft productiven" (d. h. der nichts wesentlich Neues schaffenden) poetischen Kräfte gezählt zu werden, so hat er dieser Clique doch andererseits nicht die Freude gemacht ihn zu Denen zu rechnen welche die ehrwürdigen Götterbilder alter und neuer Vorzeit in den Staub treten. Eben weil er nicht von der Kritik und von der Partei herkommt, hat er sich eine frische Liebe für alles Schöne und Humane bewahrt, in einem und demselben Gesange der „Rheinfahrt" zaubert er das reiche Bild des Goethe'schen Lebens herauf, und schwingt die Freiheitsfahne über Börne's Grab. Intolerant ist er nur gegen das offenbar Häßliche und Schlechte, gegen das dem Leben Feindselige, aber wo ein Strahl gesunder Menschlichkeit ihm aus einem Antlitz leuchtet, da fragt er auch nicht erst weitläufig nach dem Credo der Partei. Mit Liebe, mit hingebendem Verständniß schaut er die Natur wie den Menschen an, er ehrt die Eigenthümlichkeit, und oft ist in seinen Gedichten Etwas wie eine Scheu der bildenden Hand den Stoff nicht anders zu formen als nach den Mustern und nach den Gesetzen des Werdens und Lebens, die Natur und Menschenwelt ihm geben.

Die „Jungen Lieder", welche die Sammlung eröffnen, bringen die jungen Freuden und Leiden wie sie erlebt, oder auch aus den Anregungen der Poesie, mit der die meisten unserer jungen Dichter sich genährt haben, zusammenphantasirt sind. Die Volkslieder klingen wieder an, das Abenddunkel auf dem Rhein erinnert dann und wann sehr deutlich an Heine'sche Bilder, und überhaupt klingt uns in dieser Abtheilung fast Alles bekannt. Der Grund ist ganz einfach: weil nur jener schon tausend mal ausgebreitete poetische Jugendschatz noch einmal bescheert wird; da sehen die alten Burgen und Dome in den Rhein, die Reben schwanken in der Laube, und in der Laube sitzt eine Gesellschaft von zwei oder nach Umständen auch mehr jungen Leuten, die es sich beim Wein oder der Liebe wohl sein lassen. So geht das rheinische Leben von der Traubenblüte bis zur Weinlese seinen lustigen Gang; mit eitel romantischen Farben sind die Bilder unbefangen gemalt; in den glücklichen Stunden ist Alles Licht und Ueberschwenglichkeit, und wenn dagegen die jungen Leiden kommen, so scheinen sie gleich für ewig den grauen Schleier über die bunte Welt zu werfen. Kurz: es sind eben Jugendlieder, frisch und froh meistentheils, aber ohne alle Eigenthümlichkeit, falls es nicht eben das Frische ist welches sich so kräftig zeigt, daß die melancholischen oder weltschmerzlichen Klänge in der That wie „ein fremder Tropfen" im Blut des Dichters erscheinen. Er hat ihn bald ausgeworfen, sein guter Wahlspruch ist:

> Der jungen Natur
> Schau' ich stets ins Gesicht;
> Frisch, folge der Spur,
> So alterst du nicht!

Eine folgende Abtheilung ist überschrieben „Fahrende Gesellen". Es sind Bilder aus dem Leben des Studenten, des Soldaten, des Zigeuners, des Handwerksburschen, und was Dergleichen mehr ist. Sie interessiren uns ebenso wenig als Das was z. B. Geibel in dieser Art gedichtet hat; denn es sind auch hier keine Bilder aus dem gegenwärtigen Leben, sondern aus der Welt der Volkslieder, und der wieder von diesen inspirirten Romantiker. Wir haben diese kaleidoskopischen Spielereien, die mit unserer wirklichen Welt Nichts zu thun haben, herzlich satt; und auch der Dichter hat sie später aufgegeben, wie das letzte Bild aus dem Handwerksburschenleben, welches unlängst mit einer hübschen Illustration von Scheuren in den „Düsseldorfer Monatsheften" erschien, offenbar zeigt. Da gehen nicht mehr die sentimentalen Jünglinge auf die Wanderschaft, fern von der blonden Meisterstochter, sondern die sämmtlichen

v. Gagern zu suchen. Wer nicht zu den obersten Principien aufsteigt, dem werden die verschiedensten Details öfter als gleich oder ähnlich erscheinen und demnach auch in den Urtheilen darüber Schwankung und Unsicherheit sich leicht kundgeben. Hr. v. Gagern ist viel zu ehrlichen und deutschen Sinnes, um mit Absichtlichkeit jene Zweideutigkeiten in Ausdruck und Urtheil zu suchen.

Eigenthümlich ist auch die deutsche Orthographie Gagern's. Indessen obwol sich auch in dieser Aeußerlichkeit die specifische Individualität desselben documentirt, so würden wir Dies kaum erwähnen, wenn er selbst in seinen Vorreden nicht darauf zurückkäme und wenn sich daran nicht eine kleine Anekdote knüpfte. Gagern's Handschrift ist, wie Dies bei einem Manne der so Viel geschrieben und der von so geistiger Regsamkeit und Lebendigkeit ist, daß ihm das Zeichnen und Künsteln der Buchstaben Langweile bereiten muß, und der sich nur eilig bemüht den Gedanken durch die Schrift zu fesseln, eben nicht sehr leserlich. Ich erfreue mich selbst eines an mich gerichteten Schreibens des genialen Autors und könnte somit davon unmittelbar Zeugniß geben, wenn ich auch nicht durch eine Nachschrift des „Setzers und Correctors" am Schluß des zweiten Bandes der „Nationalgeschichte der Deutschen" (1826) bereits längst davon unterrichtet wäre. Es ist nämlich hier ein großes Sündenregister von Druckfehlern angeheftet, und Setzer und Corrector halten es ihrer Ehre halben für nöthig zu erklären: „Den rechten Sinn, worin hier dieses Wort (Druckfehler) zu nehmen, kann der geneigte Leser errathen wenn man ihm sagt, daß die Handschrift des gelehrten Verfassers überaus undeutlich, seine Rechtschreibung nicht immer gleichförmig befunden, die letzte Correctur aber von ihm selbst besorgt und vom Setzer getreulich corrigirt worden ist."

Trotz dem Allen wird man es erklärlich finden, wenn wir die Lecture dieser Werke eine interessante, eine erhebende und belehrende nennen. Zweck, Ziel, Charakter, Sprache, Alles ist edler Art und von der edelsten Gesinnung eingegeben und geleitet. Ueberall weht den Leser der Hauch einer frischen, kräftigen, edelmüthigen und begabten Persönlichkeit an und ermuthigt ihn zur Nachahmung. Ueberall ist jene Ruhe und Unparteilichkeit über die Darstellung ausgebreitet die so selten ist und die so wohl thut. Ueberall dringen die warmen Strahlen des Patriotismus und der Menschenliebe uns entgegen. Man ergeht sich in den literarischen Gefilden Gagern's wie in einem herrlichen Parke mit seiner Mannichfaltigkeit, mit seiner Abwechselung, mit seiner Frische und Kraft, mit den hohen Eichen, mit den üppigen Wiesengründen, mit den rauschenden Waldbächen und Wasserfällen, und bisweilen kommt auch ein lustiges Reh herangesprungen, rauscht der edle Hirsch durch den Waldgang, ruft mahnend der nüchterne Kukuk und flötet melancholisch die süße Natigall. Gagern selbst ist der Adler, der hier sein Nest und sein Reich hat. Jeder Gebildete und nun vor Allen jeder Politiker — und wir meinen nicht blos den gelehrten, sondern auch den Bürger-Politicus im guten Sinne — wird in den gehaltvollen Werken reichliche Belehrung und Unterhaltung finden. Doch darf man seiner Lecture keinen Zwang anthun. Gagern's Schriften sind nicht zur anhaltenden Lecture unmittelbar hintereinander geeignet. Die Gedanken häufen sich zu sehr, ja überstürzen sich, das Material mit den vielen Belegstellen der classischsten Art ist zu reichhaltig und doch zu wenig verarbeitet, als daß man mehr als 10 und 20 Seiten hintereinander in einem Zuge lesen könnte. Dagegen sind sie auf die Dauer immer wieder hervorzusuchen und geben immer wieder neuen Genuß, wenn man auch zehn mal die einzelnen Stellen gelesen hätte. Es gilt hier Dasselbe was vom alten guten Rheinweine und dessen Genusse zu sagen ist. Man darf ihn nur in kleinen Zügen schlürfen und überhaupt nur wenig und mit Maß. Aber dann ist auch der Genuß herrlich, köstlich und stärkt und wirkt nachhaltig. Hr. v. Gagern zeigt sich wie man sieht als einen echten Sohn des Rheinlandes mit seinen Reben, von denen die köstlichsten in der Nähe seines Geburtsorts wachsen.

Hr. v. Gagern hat das richtige Gefühl von dem innern Werthe seiner politischen Werke, wenn er sie namentlich der deutschen gereiften Jugend widmet. Diese mag sich hier erwärmen und begeistern zu edelm Selbstvertrauen an dem Geiste eines Schriftstellers von so eminenter Individualität, von so edelm Selbstgefühl und so großer Virtuosität; diese mag hier in der Liebe des Vaterlands und der großen Menschheit wachsen und jene Begeisterung bewundern mit welcher Gagern für Weiblichkeit, für eheliches Glück, für Recht, Moral und Religion, für staatliche Freiheit und Ordnung spricht. Sie möge in diesen Schriften ein sicheres Fundament und eine mächtige Anregung zu tiefern, streng wissenschaftlichen Studien in der Politik suchen und finden. Dazu ist nicht blos ein so reichlicher Schatz von eigenen Lebenserfahrungen und Lebensmaximen Gagern's aufgespeichert, sondern zugleich eine solche Fundgrube von Urtheilen, Ansichten, Grundsätzen aller wichtigern Autoren aus allen Zeitaltern vorhanden, daß die Lecture Gagern's zugleich die von Hunderten von andern Autoren umfaßt und mitten in die lebendige Entfaltung und Entwickelung der politischen Doctrin durch zwei Jahrtausende hindurchführt. Besonders ist aber die Liebe für das classische Alterthum und seine ethischen, namentlich politischen Ansichten und Urtheile so wahrhaft erfrischend und anregend für den jungen Politiker. Doch versteht es sich von selbst, daß Hr. v. Gagern weder blos für die Jugend schreiben wollte, noch daß wir glauben könnten, seine Schriften paßten nur für diese. Gagern ist eine Lecture nicht weniger für Männer und Greise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von **Wolfgang Müller**. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. 8. 2 Thlr.

Der Dichter legt uns in diesem Bande zum ersten mal seine Gedichte gesammelt und gesichtet vor. Von den „Jungen

Liedern", die nur im Freundeskreise der rheinischen Poeten ihm einen Namen erwarben, ist manches Unreife ausgeschieden; auch von den früher erschienenen „Balladen" erhalten wir nur eine Auswahl. Beiweitem der größte Theil der Gedichte ist neu und ungedruckt; von den „Bruderschaftsliedern eines rheinischen Poeten" sind wahrscheinlich deshalb so wenige mit aufgenommen, weil jenes Buch einem preußischen Verbote unterlag, und der Dichter sich doch nicht das halbe Deutschland noch einmal verschließen wollte. Die Bruderschaft dieser Lieder war allerdings nicht die allgemein erlaubte wortthätige und almosenspendende allgemeine Menschenliebe; sie entfaltete eine demokratische Fahne, die von jenem ungestümen Hauche geschwellt war der in unserm Jahrzehnd die Tyrannei des todten Metalls, die Schranken der Stände und Kasten, die Mauern zwischen Reichen und Armen, bald mit dem Feuer der aufopfernden Liebe und bald mit dem gewaltigen Rufe des Menschenrechts, für ewige Zeiten von der Erde wegblasen wollte. Es waren nicht die schlechtesten Herzen die an den Communismus glaubten, und nicht die schwächsten Poeten die von seinen Ideen angeregt wurden; aber es war allerdings ein Misgriff die Noth und das Elend für den geeignetsten Stoff zu einem Gedicht zu halten, und einer wenn auch noch so begeisterten, doch immer in blasser Allgemeinheit schwankenden doctrinairen Poesie Lebensfähigkeit zuzutrauen. Indeß, man muß auch Dergleichen einmal durchgemacht haben; und Müller gehört zu den gesunden Naturen die den Glauben an die Zukunft nicht verlieren, wenn sie eine bestimmte Form dieses Glaubens wie ein leichtes Kleid abgestreift haben, und die sich eine freie Lebensanschauung aus dem Sturze eines Systems retten. In der „Rheinfahrt" schwebt das Ideal der glücklich freien und einigen Menschheit wie ein ferner Duft, wie der Schimmer des Morgenroths am Horizonte jedes Bildes der Landschaft, wie eine leise Flamme über der Stirn Gutenberg's, Goethe's, Beethoven's; denn der Dichter steht zu sehr im Strom des modernen Lebens, als daß er in jenem Epos, wo er die Reize seines Heimatlandes wiederzugeben unternahm, nicht jeden Nerv hätte berühren sollen durch den diese Heimat und Natur mit dem erstrebten freien Vaterland und mit dem Reiche des Geistes verbunden war und werden konnte.

Das lyrische Gebiet kann die Herrschaft dieses Lichts nicht auf die Dauer ertragen; wer sich auf demselben heimisch fühlt, wird mit Recht eine gewisse Freiheit und Abgeschiedenheit für dieses in Anspruch nehmen, und der Kritiker muß sich für befriedigt erklären, wenn nur im Allgemeinen der Charakter der Anschauung, der Empfindungen, der Seelenstimmungen eine Verwandtschaft mit dem befreiten Geiste kundgibt. Wol werden auch hier die Dichtungen unserer Zeit am meisten genügen und unsere Herzen am eigenthümlichsten bewegen deren Stoff und Form das Gepräge des gegenwärtigen Bewußtseins am klarsten hervortreten lassen; aber immer bleibt es erfreulich in neuen Weisen das Alte und Unausgesungene wieder anmuthig dargebracht zu sehen.

Es ist von Interesse den Bildungsgang eines Dichters zu verfolgen, nicht nur weil man ihn selbst ohne sein Werden nicht ganz verstehen kann, sondern auch weil sehr oft eine allgemeine Entwickelung des öffentlichen Geistes sich darin abspiegelt, oder doch die wirklichen Mächte der Zeit sich in überraschender Art dabei betheiligen. Wolfgang Müller ist zu jener freien Lebensanschauung, die uns seine Gedichte von vornherein werth macht, keineswegs durch die Kritik und die Philosophie gelangt; vielmehr hat die Macht des gesunden Herzens die Freiheit als das ihm Verwandte erfaßt; und die sinnige Betrachtung der Natur, die Hingabe und Bewunderung für ihre Reinheit und Harmonie, haben Nichts von den phantastisch starren Theorien und Vorurtheilen, in denen mancher Andere noch sublime Gedankengröße findet, in ihm aufkommen lassen. Am meisten von den Dichtern hat unstreitig Goethe auf ihn gewirkt, und das künstlerische Streben, der Sinn für Form und Gestalt, der theils in seinen Bestrebungen und Leistungen hervortritt, theils auch mehr als ein mal als tiefe Ehrfurcht vor der Würde der Kunst von ihm bekannt wird, trägt ganz jenen Charakter der an Goethe'sche Richtung sich anschließenden rheinischen Dichterschule. Wenn er nun auch durch seine Sympathie mit dem großen Streben der Gegenwart die Ehre verscherzt haben sollte zur Clique der „wahrhaft productiven" (d. h. der nichts wesentlich Neues schaffenden) poetischen Kräfte gezählt zu werden, so hat er dieser Clique doch andererseits nicht die Freude gemacht ihn zu Denen zu rechnen welche die ehrwürdigen Götterbilder alter und neuer Vorzeit in den Staub treten. Eben weil er nicht von der Kritik und von der Partei herkommt, hat er sich eine frische Liebe für alles Schöne und Humane bewahrt, in einem und demselben Gesange der „Rheinfahrt" zaubert er das reiche Bild des Goethe'schen Lebens herauf, und schwingt die Freiheitsfahne über Börne's Grab. Intolerant ist er nur gegen das offenbar Häßliche und Schlechte, gegen das dem Leben Feindselige, aber wo ein Strahl gesunder Menschlichkeit ihm aus einem Antlitz leuchtet, da fragt er auch nicht erst weitläufig nach dem Credo der Partei. Mit Liebe, mit hingebendem Verständniß schaut er die Natur wie den Menschen an, er ehrt die Eigenthümlichkeit, und oft ist in seinen Gedichten Etwas wie eine Scheu der bildenden Hand den Stoff nicht anders zu formen als nach den Mustern und nach den Gesetzen des Werdens und Lebens, die Natur und Menschenwelt ihm geben.

Die „Jungen Lieder", welche die Sammlung eröffnen, bringen die jungen Freuden und Leiden wie sie erlebt, oder auch aus den Anregungen der Poesie, mit der die meisten unserer jungen Dichter sich genährt haben, zusammenphantasirt sind. Die Volkslieder klingen wieder an, das Abenddunkel auf dem Rhein erinnert dann und wann sehr deutlich an Heine'sche Bilder, und überhaupt klingt uns in dieser Abtheilung fast Alles bekannt. Der Grund ist ganz einfach: weil nur jener schon tausend mal ausgebreitete poetische Jugendschatz noch einmal bescheert wird; da sehen die alten Burgen und Dome in den Rhein, die Reben schwanken in der Laube, und in der Laube sitzt eine Gesellschaft von zwei oder nach Umständen auch mehr jungen Leuten, die es sich beim Wein oder der Liebe wohl sein lassen. So geht das rheinische Leben von der Traubenblüte bis zur Weinlese seinen lustigen Gang; mit eitel romantischen Farben sind die Bilder unbefangen gemalt; in den glücklichen Stunden ist Alles Licht und Ueberschwenglichkeit, und wenn dagegen die jungen Leiden kommen, so scheinen sie gleich für ewig den grauen Schleier über die bunte Welt zu werfen. Kurz: es sind eben Jugendlieder, frisch und froh meistentheils, aber ohne alle Eigenthümlichkeit, falls es nicht eben das Frische ist welches sich so kräftig zeigt, daß die melancholischen oder weltschmerzlichen Klänge in der That wie „ein fremder Tropfen" im Blut des Dichters erscheinen. Er hat ihn bald ausgeworfen, sein guter Wahlspruch ist:

Der jungen Natur
Schau' ich stets ins Gesicht;
Frisch, folge der Spur,
So alterst du nicht!

Eine folgende Abtheilung ist überschrieben „Fahrende Gesellen". Es sind Bilder aus dem Leben des Studenten, des Soldaten, des Zigeuners, des Handwerksburschen, und was Dergleichen mehr ist. Sie interessiren uns ebenso wenig als Das was z. B. Geibel in dieser Art gedichtet hat; denn es sind auch hier keine Bilder aus dem gegenwärtigen Leben, sondern aus der Welt der Volkslieder, und der wieder von diesen inspirirten Romantiker. Wir haben diese kaleidoskopischen Spielereien, die mit unserer wirklichen Welt Nichts zu thun haben, herzlich satt; und auch der Dichter hat sie später aufgegeben, wie das letzte Bild aus dem Handwerksburschenleben, welches unlängst mit einer hübschen Illustration von Scheuren in den „Düsseldorfer Monatsheften" erschien, offenbar zeigt. Da gehen nicht mehr die sentimentalen Jünglinge auf die Wanderschaft, fern von der blonden Meisterstochter, sondern die sämmtlichen

Brüder spazieren vor die Stadt in „die Kneipe zum stillen Vergnügen", wo der wohlfeile Sechsundvierziger zu trinken ist. Mit vielem Humor wird uns die Kneipe geschildert, in der endlich ein großer „Sonntagskrawall" losgeht, wo Alles sich eine kleine Bewegung mit „Keilen" macht. Wer ein solches Treiben einmal mit angesehen hat, und den eigentlichen gemüthlichen Charakter einer deutschen Prügelei unter guten Freunden kennt, wird Das freilich für kein besonderes Zeichen von Cultur halten, aber doch — worauf es hier ankommt — dem Dichter das Recht zusprechen auch eine solche Wirklichkeit mit gutem Humor und ein bischen idealisirt in ein poetisches Bild zu formen.

Was sollen wir von den „Balladen" sagen? Die Erbtugend der rheinischen Dichter ist ihre Neigung zur Geschichte, insofern sie besonders im Mittelalter in dessen Kunstwerken und Gestalten die Eigenthümlichkeit studiren, sich an das Plastische und Concrete gewöhnen, und die „Blässe" des Gedankens fliehen. Ihr erblicher Irrthum scheint aber, daß sie aus diesem Zauberkreise sich nicht befreien können, daß sie glauben, nachdem Uhland das Mittelalter ausgebeutet, und so manche andere Talente ihre Zeitgenossen damit erfreut haben, sei es auch jetzt immer noch der Mühe werth Nachlese auf diesen noch nicht ganz abgeernteten Feldern zu halten. Heine machte wenigstens darin einen Fortschritt, daß er das der modernen Anschauung Verwandte hervorhob, z. B. im „Ritter Olaf"; doch ist ihm auch Das nur selten gelungen. Ich bin weit entfernt zu behaupten: es könnten keine Balladen aus jener uns ungleichartigen Zeit mehr gedichtet werden an denen wir ein anderes Interesse nähmen als das rein ästhetische an der Behandlung des übrigens gleichgültigen Stoffs; ich behaupte nur, daß bis jetzt kaum der Versuch zu neuen Bahnen in diesem Genre gemacht ist. Goethe's „Braut von Korinth" hätte wol einen Fingerzeig geben können. Aber wenn man in das Historische verliebt ist, muß man es auch dulden, daß die Geschichte selten so gütig ist einen welthistorisch bedeutenden Balladenstoff fertig darzubieten. Den Anfoderungen die man an die Ballade im gewöhnlichen Sinne macht entsprechen mehre von den Müller'schen ganz gut.

Hier scheint die Jugendperiode abgeschlossen zu sein; denn schon in den „Vergelbten Blättern", obwol ganz einfach die Klage um eine verlorene Liebe ihr Inhalt ist, zeigt sich größere Individualität und Gedankentiefe. Die Jugendleiden brachten es nur bis zur Klage; das wirkliche Leiden hat aber die Natureinheit gebrochen, und die ethischen Mächte, die vorher fast unentwickelt waren, treten uns versöhnend entgegen. Wenn früher das unmittelbare Glück, die Wonnen der Natur und der ungestörten jugendlichen Liebe dem Dichter das Unvergängliche schienen, und wenn die Störung dieses holden Daseins ihm schon so gut wie Vernichtung und ewiger Verlust war, so findet er jetzt in sich Das was den Verlust überdauert, und eine neue Befriedigung des Herzens, einen andern Genuß gewährt. Vielleicht ist dieser letzte Ausdruck nicht richtig; denn eigentlich sind es nur die vorherrschend idealistischen und melancholischen Naturen die den Schmerz zum Genuß raffiniren. W. Müller ist nicht so überwiegend innerlich, vielmehr ist es ein gesunder Zug in seiner Anschauung, daß er die Resignation vom Genuß scheidet, und das Glück nicht ohne Weiteres im edeln Gemüth sucht, wenn es aus der Sphäre der äußern Wirklichkeit verschwunden ist. Seine Resignation ist daher auch weder im Ausdruck überschwenglich, noch schließt sie die Pforten der Welt auf immer vor sich zu; wenn ein Paradies verloren ist, so bleibt noch außer ihm der weite Garten des Lebens, in dem noch so manche Blumen unserer warten mögen. So lange aber das Glück nicht lächelt, bleibt die alte Liebe, weil sie wahr und treu gewesen ist, ein Trost und Hort.

> Ich weiß, daß meine Liebe siegt,
> Denn sie ist heilig und gefeit;
> Ob nie mein Herz an deinem liegt,
> Sie sieget über Raum und Zeit.
>
> Wenn jemals du im Unglück weinst,
> Komm, ruh' an meinem Busen aus!
> Wenn du dich je verloren meinst,
> Ist meine Brust dein Heimathaus!

Wenn freilich nicht das Schicksal ungünstig, sondern die Liebe eine Täuschung war, so hebt der Glaube an die Wirklichkeit des Schönen und Guten in dieser Welt, der das rechte Evangelium des Dichters ist, nur um so freudiger das Haupt:

> Und wird dir falsch ein liebend Herz,
> Will dir ein Freund entsagen:
> Ach, blut'ge Thränen weint dein Schmerz,
> Doch darfst du nicht verzagen!
> Du mußt im Leben süße Lust
> Und freud'gen Segen sehen;
> Laß Muth und Hoffnung nie der Brust
> Verwehen, nie verwehen!
> Der Geist erschafft
> Voll Kraft, voll Kraft
> Ein neues Auferstehen.

So tritt er wieder in das Leben und zeichnet uns die Gestalten die ihm begegnet sind, die begeisterten Momente, das fröhlich genießende Dasein, das edle Streben. Hier entfaltet er die ganze Liebenswürdigkeit seines Naturels und seiner Lebensanschauung, während zugleich der treue Sinn für fremde Eigenthümlichkeit sich in seiner Zeichnung schön bewährt. Er schöpft hier aus den reichen Tiefen des wirklichen Lebens, seine Gestalten sind neu, unverbraucht, seine Farben unvermischt, und die Lust an der Betrachtung, an der Bewunderung, die Freude an jedem frei entfalteten Dasein, der Schmerz um jeden geknickten Keim zeigen sich als die einfachen humanen Neigungen seiner offenen Dichterseele. Wir können hier drei Abtheilungen zusammenstellen: „Begegnungen", „Blätter des Angedenkens" und „Elegien".

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Ein Einfall und dessen Folgen

ist ein so weitschichtiges Thema, daß ein Roman dieses Titels: „A whim and its consequences" (London 1847), trotz seiner drei Bände doch nur ein Capitel davon sein kann. Er zählt zu derjenigen Romanclasse welche ihren Werth nicht auf kräftige Charakterbilder und Entwickelung der Leidenschaft, sondern auf geschickten Bau und schnell in engem Zusammenhange sich folgende Ereignisse basirt. Ob bei der jetzigen, ziemlich allgemein unromantischen Gesinnung der jungen Männer die Geschichte dieses Romans eine Wahrheit sein kann, möchte sich nicht unbedingt bejahen lassen. Der vermögenslose zweite Sohn eines Baronet faßt den sehr lobenswerthen Entschluß seines Glücks eigener Schmied zu werden, und weiß Das nicht klüger anzufangen als daß er bei einem reichen Manne — Gärtner wird. Geschähe Das in der Absicht, die Erbin des reichen Mannes, seine junge schöne Tochter zu angeln, so wäre daran nichts Unglaubliches, es wenigstens im Geschmacke unserer jungen Männer selbst auf Kosten einer kleinen Unbequemlichkeit durch eine Frau Reichthum zu erwerben. Der Gedanke liegt aber dem Helden fern. Indessen fügt es sich, daß er zu der Erbin, die Erbin zu ihm Liebe faßt und sie, weil sie ihn erkannt hat, in seiner Gärtnerscondition kein Hinderniß sieht, während er deshalb auf Eiern geht. Das Ende ist leicht zu errathen, das Verdienst des Verf. aber beruht darin, daß, obschon er das Ende bereits auf den ersten Seiten durchblicken läßt, er doch die Aufmerksamkeit des Lesers bis zur letzten Seite zu fesseln weiß. Wie? erzählt das Buch. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 118. —— 27. April 1848.

Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern in seiner literarischen Thätigkeit.

(Fortsetzung aus Nr. 117.)

Es wird nun darauf ankommen die Wahrheit dieser allgemeinen Bemerkungen über des Hrn. v. Gagern literarische Thätigkeit in seinen verschiedenen Schriften, namentlich in seinem neuesten Werke „Civilisation" nachzuweisen und gewissermaßen zu begründen. Doch wollen wir uns hier kurz fassen, um nicht die durch den Zweck d. Bl. gebotenen Grenzen zu überschreiten. Zugleich werden bei dieser speciellern Darlegung sich noch einige allgemeine Gesichtspunkte herausstellen.

So viel wir wissen, ist Hr. v. Gagern erst im 42. Jahre seines Lebens mit einem größern wissenschaftlichen Werke*) aufgetreten. Es ist dies der 1808 zu Frankfurt a. M. erschienene erste Theil („Die Fürsten") seiner „Resultate der Sittengeschichte"; indessen da dieses Werk jetzt noch von Gagern fortgesetzt wird, so wollen wir davon später sprechen. Wir wenden uns vielmehr sogleich zu der „Nationalgeschichte der Deutschen", wovon 1812 zu Wien ein erster Theil und weiter Nichts, sodann 1825 und 1826 die zweite Auflage in zwei Theilen erschienen ist.

Die Entstehung dieses Werks hängt unmittelbar mit Gagern's Lebensschicksalen zusammen und datirt seit seinem Austreten aus der diplomatischen Stellung in der Nähe Napoleon's und der mehr oder weniger freiwilligen Muße des Autors zu München und Wien. Doch fehlt es dabei nicht an einem großartigen Hintergrunde. Deutschland schmachtete unter der Fremden schimpflichem Joche. Gagern's Herz blutete. Er suchte Rettung, Heil für das geliebte Vaterland. Die praktische Thätigkeit für Deutschlands Befreiung genügte ihm nicht. Er war zwar stark betheiligt bei der 1812—13 versuchten Erhebung Tirols, und Dies zog bekanntlich seine Verbannung und Flucht nach sich. Aber zu gleicher Zeit suchte er durch Wort und Schrift zu wirken. Er schrieb jene Nationalgeschichte, in deren erstem Theile die uralte Heldenzeit des deutschen Volks von den ersten geschichtlichen Anfängen bis zu den Zeiten Hermannrich's, also die Zeit der ursprünglichen Freiheit der Deutschen und ihres glorreichen Kampfes um ihre bedrohte Freiheit mit den römischen Legionen geschildert wird. Das Buch hatte demnach einen wahren Zeitcharakter. Das Gemälde jener alten deutschen Freiheit, jenes edeln deutschen Heldenmuths mußte in jenen Zeiten der Fremdenherrschaft für die damalige Generation eine sittliche Auffoderung zur Wiedererwerbung ihrer Freiheit, ein Ansporn des Muths, ein Trieb zu Heldenthaten, ja eine Reizung zur Rache werden. Diese Absicht lag gewiß zum Grunde. Ueberall leuchtet sie hervor. Das Buch ist mit einem Freimuthe, mit einer Kühnheit, mit einer offenkundigen Proclamation der nationalen Freiheit geschrieben, daß nur der edelste Patriotismus und die glühendste Vaterlandsliebe unter den Augen eines völkerbezwingenden Gewaltfürsten sich zu einer solchen energischen und so bezeichnenden Darstellung hinreißen lassen konnte. Das Buch ist das köstlichste Denkmal jener unglückseligen Zeiten, aus denen seine kühnen Gemälde unserer Heldenzeit uns gewiß guten Theils zur stolzen Wiedergeburt haben erheben helfen. Es war ein gutes Zeichen des damaligen neu erwachenden Volksbewußtseins, wenn man von dem Buche erklärte: es gehöre wie die Bibel zum Apparate des Hauswesens. Treffend sagte Goethe davon: „Der Mann (Gagern) wollte noch Etwas mehr als ein Buch schreiben." Gagern nennt das Buch selbst „das Manifest der Freiheit und Unabhängigkeit in jener großen Zeit".

In der zweiten Auflage bildet das Werk zwei Theile, von denen der erste Nichts als der unveränderte Abdruck aus der ersten Ausgabe ist und der zweite die Zeit der Völkerwanderungen bis circa 500 umfaßt. Dieser letztere ist nicht von dem gewaltigen nationalen Interesse; auch war der Eifer und die Begeisterung der Nation etwas abgekühlt bei seinem späten Erscheinen; ferner ist die Darstellung der hier weniger fesselnden Details mehr in gelehrter als in nationaler Beziehung vorgenommen. Kurz, er fand weniger Anklang und vielleicht war Das der Grund, warum Gagern den versprochenen dritten und letzten Theil („Geschichte des Frankenreichs") bis jetzt noch nicht geliefert hat.

Allerdings ist der wissenschaftliche Werth dieses Werks

*) Nach dem „Staatslexikon" trat Gagern 1784 als „schriftstellerischer Novize" mit dem „Zuruf eines deutschen Edelmanns an seine Landsleute" auf. Diese Schrift ist mir aber nicht bekannt.

lange nicht so bedeutend als der nationale und politische. Indessen ist es doch mit großer Wärme, mit ungemeinem Fleiße und tüchtiger Gelehrsamkeit abgefaßt. Das reichlichste Quellenstudium ist dazu gemacht, aber ein mal sind die Quellen nicht kritisch behandelt und benutzt, sodann ist die Benutzung nicht einmal ganz vollständig. Gagern wählte mehr das ihm Interessante. Zugleich sind alle wichtigern Fragen, Controversen u. s. w. zwar weitläufig besprochen, doch zu keinem wissenschaftlichen Abschlusse gebracht. Neue Entdeckungen werden nicht gemacht; doch ist das Ganze ein vortreffliches Gemälde mit lebendiger Farbenschmückung. Auch ist die Sprache gerade in diesem Werke recht gefällig. Der innere Zusammenhang unter dem geschichtlichen Leben der einzelnen Jahrhunderte, der einzelnen Stämme ist ziemlich lose und an eine Entfaltung und Darlegung des historischen Lebens in seinem principiellen Gange nicht zu denken. Wenn demnach Gagern (I, 33) selbst erklärt: „Ich will ein treffendes Bild, nicht Annalen schreiben", so schildert er seinen historischen Standpunkt vortrefflich. Es steht diese geschichtliche Behandlung Gagern's zwar weit über der mechanischen Annalen- und Chronikenarbeit; aber es wird eben nur ein Gemälde, ein Bild, mehr eine poetische, interessante Schilderung als eine wissenschaftliche, gründliche, erschöpfende Geschichtsentwickelung geliefert. Das ist denn auch der einzige Grund, warum die spätern Verfasser deutscher Geschichte so wenig auf dieses Werk recurriren. Es mußte dasselbe bei seinem mehr nationalen und beschränkt temporairen Werthe und Charakter bei veränderter Zeitstimmung im Volke den Sinn verlieren, besonders seitdem das Werk über deutsche Geschichte von Luden in der Darstellung gerade dieser ersten Jahrhunderte des geschichtlichen Lebens der Deutschen mit allen Vortrefflichkeiten der Gagern'schen Arbeit nicht blos einen höhern Grad poetischer Schilderung, sondern zugleich ein verhältnißmäßig viel gründlicheres und umfassenderes Quellenstudium verband und überhaupt den Typus der strengen Wissenschaftlichkeit in jeder Beziehung sich vindiciren durfte. Gagern wurde durch Luden hier überwunden.

Durch die zahlreichen, übrigens hier glücklicherweise nicht in den Text eingestreuten, sondern in einem dickleibigen Anhange zu jedem Theile zusammengestellten Belegstellen aus den betreffenden Autoren und Quellen wird das Werk zu einem leichten Selbststudium der Geschichte jener Zeit immer noch sehr zweckmäßig sein.

Einzelne Darstellungen, wie namentlich Schlachtengemälde, Zeichnung von einzelnen großen Charakteren, wie überhaupt Beschreibung und Schilderung von tüchtigen Persönlichkeiten, Königen, Helden sind vortrefflich, und es kommt hier wirklich nicht selten ein künstlerisches Gemälde zum Vorschein.

Wenn dann dieses Werk mehr einen nationalen Typus an sich trägt und von Gagern als von dem kühnen und begeisterten Patrioten abgefaßt ist, so ist das andere größere Werk desselben mehr von allgemein menschlichem Interesse und von Gagern als dem Philanthropen und Weltbürger zu Stande gebracht. Es sind Dies die „Resultate der Sittengeschichte", deren erste sechs Bände 1808—22 in erster Auflage zu Frankfurt a. M., in zweiter 1837 zu Stuttgart erschienen sind und wovon das neueste Werk Gagern's unter dem besondern Titel „Civilisation" die Fortsetzung bildet.

Dies Werk ist der Tendenz und Anlage nach ein Beitrag zur philosophischen Geschichte der Menschheit. Doch liegen in demselben mehr sehr brauchbare Bausteine zu einem wissenschaftlichen Aufbaue vor als daß irgendwie den Postulaten einer ordnenden, gliedernden und entwickelnden Wissenschaft Genüge gethan wäre. Das Material ist zwar ziemlich reichhaltig aufgespeichert, aber es ist doch nicht vollständig; wie Dies denn überhaupt bei jedem Ansammeln und Anhäufen der Details — und Dies ist im Gagern'schen Werke doch das Hauptverdienst — eine reine Unmöglichkeit ist. Die unendliche Fülle der Details wird immer erst beherrscht werden können wenn man in deren Centrum sich mitten hinein versetzt und von dieser Stellung im Mittelpunkte des Lebens und Strebens aller Einzelheiten deren Herzschlag, deren Adern, Muskeln und Nerven beobachten kann, um das Gemeinsame, die Idee, die Triebkraft, den universalen Charakter des Ganzen zu bestimmen. Dann erst werden die Details zu einem organischen Ganzen sich zusammenschließen, wahrhaft beherrscht und ergründet werden. Dieser leitende Faden in der Entwickelung fehlt im Gagern'schen Werke. Dasselbe ist demnach zwar eine Fundgrube des Geistreichen, des Interessanten, des Wichtigen in Bezug auf eine philosophische Geschichte des Menschheitslebens, aber es ist keine wissenschaftliche Darstellung derselben. Die Materien sind voneinander gewaltsam geschieden und wirklich mehr anatomisch zergliedert, bloßgelegt und allenfalls mit schönem Balsam, mit wohlriechenden Essenzen, mit geistigen Flüssigkeiten umhüllt, kurz: es ist in interessanten Reflexionen mehr geistreich darüber gesprochen als wissenschaftlich erörtert und ergründet. Doch hat das Buch selbst in dieser unvollkommenen Bearbeitung und Darstellung seinen großen Werth. Es wird zur gründlichen Vorbereitung zu einem streng wissenschaftlichen Werke dieser umfassenden Art glücklich dienen können. Die genialen Lichtblitze Gagern's erleuchten die dunkeln und verschlungenen Fäden der Menschheitsentwickelung so vielfältig, daß es nicht schwer wird in ihrem Strahlenglanze zu dem heiligen Herde menschlicher Lebensentfaltung unmittelbar heranzutreten. Daß Gagern mit seinem Werke noch mehr prätendirt, indem er überhaupt von organisch entwickelnder Wissenschaft weder einen richtigen Begriff noch davor die rechte Achtung hat, ist hier natürlich gleichgültig.

Das Werk ist aber der umfassendsten Art. Gagern will, wie es scheint — denn detaillirt hat er den Plan nicht vorgezeichnet —, den ganzen Kreis der Menschenbildung in politischer, socialer, privater und allgemein wissenschaftlicher und culturlicher Beziehung umspannen, demnach eine Culturgeschichte der Menschheit im weite-

sten Sinne, eine „Naturgeschichte der menschlichen Gattung", wie er sich ausdrückt, vorlegen. Dieser große Stoff ist aber ein mal merkwürdig zerschnitten und zertheilt, und sodann ist jedes einzelne Stück wieder in atomistischer Weise auseinander gelegt und dargestellt. Die vier ersten Theile geben die Darstellung der politischen Gebilde der Menschheit in den verschiedenen Zeiten, bei den verschiedenen Völkern. Dabei sind die verschiedenen politischen Formen gesondert betrachtet, doch zuletzt ihre synthetische Einheit versucht. Der erste Theil handelt von den „Fürsten oder von der Natur der Monarchie", er erschien bereits 1808 und ist „an Napoleon, das große Völkerhaupt meiner Zeit", gerichtet. Der zweite Theil ist der Darstellung der „Aristokratie oder der Fürnehmen" gewidmet und es wendet sich Gagern in der Dedication an den Erzherzog Karl von Oestreich. Der dritte Theil stellt die „Demokratie" dar und ist durch die Widmung an Gagern's Freund, den bekannten Minister v. Stein, geschmückt. Der vierte Theil sucht sodann die drei in den ersten Theilen dargelegten Elemente zu verbinden unter dem Titel: „Politik oder der Staaten Verfassungen." Die Entwickelung ist im Allgemeinem chronologisch, doch mit manchen Sprüngen wie sie die geniale Laune des Autors eingab. Auch werden die einzelnen Elemente sowie nachher die Verfassungsformen keineswegs plastisch und objectiv nach den verschiedenen Standpunkten und Stufen in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern in einem klaren und vollständigen Bilde geschildert, noch viel weniger in ihrer Besonderheit und Eigenthümlichkeit, in ihrem allgemeinen Charakter, in ihrer Verwandtschaft und Verbindung, in ihrem ursächlichen Zusammenhange dargestellt. Aber zu alle Dem werden wenigstens die interessantesten Beiträge geliefert.

Der fünfte und sechste Theil schildern sodann mehr eine individuelle Seite des menschheitlichen Lebens: „Freundschaft und Liebe." Wir lassen darüber am besten Gagern selbst sprechen:

Alsdann verhandelte ich in der Kürze die großen Bindungsmittel der Menschheit, als Individuen genommen, Freundschaft und Liebe. Sie sind weniger (als die vier politischen Theile nämlich) beachtet worden, und vielleicht als zu isolirt stehende Versuche. Wol mehr noch weil in der That das primitive drängende Bedürfniß der Freundschaft unter uns aufgehört hat. Eben darum ist keine Materie von den Neuern so vernachlässigt worden. Die alten Sagen sind gleichsam mythologisch geblieben oder die Spuren sind jetzt in den sparsamen Bruchstücken von den Sitten der Wilden aufzusuchen. Und in den bessern Dichtungen und Romanzen läßt sich die Liebe gefallender freilich und praktischer schildern als in abstracten sittlichen Beleuchtungen. Ich gebe Das vollkommen zu.

Es ist zu bedauern, daß gerade diese Seite des Gagern'schen Werks so wenig Anerkennung gefunden und kein ähnliches Werk hervorgerufen hat. Und doch scheint es ein wahres Bedürfniß von diesem individuellen Gesichtspunkte aus die Menschheitsentwickelung concret aufzufassen und die Schicksale in der Entwickelung und Ausbildung der Idee der Freundschaft und Liebe bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeitaltern einer weitern wissenschaftlichen Beleuchtung zu unterwerfen.

Der siebente, achte und neunte Theil der „Resultate der Sittengeschichte" umfaßt die Darstellung der historischen Ideenentwickelung von „Wohnung, Arbeit und Eigenthum oder Familie" und ist unter dem besondern Titel „Civilisation" erschienen. Doch liegt davon erst der erste Theil vor und läßt sich der Charakter des ganzen Werks um so weniger schon jetzt vollständig beurtheilen, als Hr. v. Gagern den Plan des Ganzen nur sehr kurz und ziemlich unbestimmt angedeutet hat.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von Wolfgang Müller.

(Beschluß aus Nr. 117.)

In „Coronata" taucht die Erinnerung an eine Jugendliebe auf; ein Bild nach dem andern entfaltet sich, in jedem schlägt der Puls schneller und voller, bis der schöne Traum mit dem Abschied wieder versinkt. Aber die Lust jener Erinnerung ist voll und ungetrübt erwacht; das Bild ist noch schön wie einst, und alles Edle bleibt unverloren —:

Der Kuß — die Rose! — Lebewohl! — Ach ferne dämmernd liegt die Zeit!
Doch glänzt der Blick, die Wange blüht, die dunkle Brust wird voll und weit;
O schönes holdes Jugendlieb, begeistert öffnet sich der Mund,
Und thut des Herzens ferne Lust nachklingend dir in Liedern kund!

In „Klara" sehen wir eine jener edeln aber innerlich noch gebundenen Naturen die in einer seltsamen aber durchaus lebenswahren Stimmung zwischen Stolz und Verzagtheit sich in sich verschließen, und das aufkeimende Gefühl nicht zu entfesseln wagen. Der Dichter sieht, daß ihr die Liebe begegnet ist, ihn schmerzt es, daß sie ihr eigenes Glück zu verscherzen scheint. Wozu das Träumen und die Einsamkeit?

O lausche auf der Liebe Wort,
Geflistert durch des Laubgangs Hallen;
Es reißt die Seele mächt'ger fort
Als tausend laute Nachtigallen!
Schau in geliebte Augen kühn,
Schau tief in treugerührte Züge!

Die beiden schönsten und einfachsten Momente in diesen Liedern wollen wir noch erwähnen. In „Elisabeth" das Gefühl der ersten Mutterseligkeit, von dem das ganze Wesen gehoben und befreit wird, das in ungeahnte Tiefen führt:

Jetzt fühlst du im Zusammenhang
Mit der Natur dich schaffend bilden,
Noch fühlst du dich dem Sternengang,
Den Blumen nah in den Gefilden!
Du webest mit geheim und groß
Urewig Sein in Weltalls Namen!

In „Emilie" ist die Verklärung der ganzen Erscheinung und die ideale Höhe des Seelenlebens geschildert, zu der die Gewißheit vom Geliebten geliebt zu werden ein stilles und mädchenhaft scheues Wesen gehoben hat.

Dein Auge war ein schöner Stern
Am morgenblüh'nden Firmament;
Jetzt strahlt es, daß es nah und fern
Von Segen sonnenmächtig brennt.
Es war ein leiser Ton dein Wort,
Der in der Nähe Lust verlieh;
Jetzt klingt es seelenstürmend fort
Wie eine stolze Melodie.

Dein Wesen war ein reizend Land,
Wie es vor Frühling keimend liegt,
Wenn aus dem kaum begrünten Sand
Die Lerche liederübend fliegt:
Jetzt lacht es schwellend wie der Mai,
Der Blumen streut und Knospen reift
Und der mit Klang und Düften frei
In alle Menschenherzen greift.

Ein frisches Lied vom Lebensmuth ist das erste unter den „Blättern des Angedenkens": ein braver Protest gegen alle Philisterei, Sentimentalität und alle poetisch maskirten alten Theorien von der Schwäche des Menschen und der Nichtigkeit des Erdenlebens; und um so besser, weil er nicht in der Form des Protestes auftritt und sich mit dem Feinde herumschlägt, sondern ohne Weiteres die eigene innere Welt ausspricht, die unbeugsame Kraft und Freiheit des vom modernen Geiste durchdrungenen Menschen. Dann ein Kranz auf Immermann's Grab, der freilich von dem den Freiligrath ihm einst weihte etwas verdunkelt wird; auch das Gedicht an Platen und das an Lessing haben uns nicht besonders angesprochen. Dagegen ist das folgende Jakob Becker gewidmete Blatt wie eine anmuthige und leichte Federzeichnung, in deren Mitte das treue deutsche Gesicht des Malers uns erscheint, rings umgeben von den einfachen und ergreifenden Bildern in denen er, alle abgetragenen romantischen Lappen verschmähend, das wirkliche Leben des Volks künstlerisch verklärt und festgehalten hat. „Der Kelch für Alle!" ist Motto und Refrain des Grußes der vom Rhein an Alfred Meißner nach Prag gesandt wird. „Sancta simplicitas" ist das an Theodor Althaus gerichtete Gedicht überschrieben; es verherrlicht den milden und edeln Sinn in dem jenes Wort einst gesprochen wurde: „Der Liebe treu, unhold dem Haß!" So wollen auch der Dichter und sein Freund ausharren.

Wer auf die poetische Form in den Einzelheiten großes Gewicht legt, wird sich vielleicht mit den drei „Elegien" nicht befreunden können. Wenn wir auch nicht mit Platen's rigorosem Maßstabe die Verse messen, so befriedigen sie uns doch auch in den einfachern Foderungen manchmal nicht, und die poetische Ausführung leidet mitunter an zu großer Fülle der Epitheta, die durch die Wiederholung an Kraft verlieren; das „Blühen", die „Fülle" und dergleichen hört man sich leicht müde. Ueberblickt man aber mit freierm Sinn das Ganze, so erkennt man ein bedeutendes Talent für diese Gattung, und fast alle Eigenschaften die wesentlich zum poetischen Gelingen in ihr beitragen. Ein Hauch von ruhiger Heiterkeit und Lebenslust schwebt auf jedem Bilde; leicht und behaglich spinnt der Faden sich fort, und wenn man sich zuletzt des Ganzen noch einmal bewußt wird, so steht es als ein wohlangelegtes harmonisches Bild vor der Seele, und hinterläßt einen heitern erfreulichen Eindruck. In unsern Tagen findet sich verhältnißmäßig an der Diction und der Ausführung im Einzelnen weit weniger auszusetzen als bei Müller der Fall ist; dafür aber erhält man auch selten die großen Umrisse und den Farbenton so frisch, von Reflexionen ungestört, so objectiv in der Intention. In der „Melusine" hat er sich vielleicht zu weit in die phantastische Sphäre verlocken lassen; und doch zweifeln wir an der Möglichkeit dieser anmuthigen Gestalt wol nur weil sie sich auf deutschem Boden bewegt; wölbte ein italienischer Himmel sich über der Gegend, so würde man Alles ganz natürlich finden. „Aus dem Taunus" ist an eine junge Freundin gerichtet, die Erinnerung an einen Sommerausflug in das schöne Gebirge, den er längst zu beschreiben versprochen hatte. Aber der Winter und die Arbeit ist dazwischengetreten, erst jetzt stiehlt er den glücklichen Moment, wo er in jene lockende Erinnerung zurückkehren kann. Wir setzen eine Stelle aus dem Anfang dieser Elegie zur Begründung des ausgesprochenen Lobes hier hin; sie mahnt uns an Goethe'sche Dichterweise:

Auf und gedenke des Liedes! Stets klang es im Geiste mir wider,
Dacht' ich der herrlichen Zeit, wo ich dir nahe gelebt.
Leicht war jenes Versprechen; mir blühten die sonnigsten Tage.
In der Freude Genuß hebt sich von selbst der Gesang.
Ach, wie hat sich's geändert! Ich sitze dem Ernste des Lebens
Ernst gegenüber. Es mahnt mächtig sein mächtiger Blick,
Für das Leben zu schaffen. Er bannt die lieben Genossen,
Kunst, Poesie und Musik scheucht er dem werdenden Mann.
Ach, stets ferner erscheinen die leuchtenden Göttergestalten,
Und wie aus stillem Versteck schweifet nur heimlich der Blick
Hin zu ihnen, sich labend an ihren unsterblichen Gliedern.

Die Abtheilung „Stillleben der Natur" zeigt im Vergleich zu dem frühern Jubel eine ernstere Stimmung, aber auch durchweg gereiftere Betrachtung und eine innigere Gemeinschaft des Gemüths mit den Erscheinungen der wandelnden Jahreszeiten. Müller gehört indeß nicht zu den Dichtern bei denen die Macht des Natürlichen wie ein Alp über dem ethischen Muskel liegt, und wie ein nie zu lüftender Schleier vor dem Blick in das thatkräftige verständige Menschenleben hängt. Wie in den „Jungen Liedern" in der Zeit des ungebrochenen Daseins die Natur Impuls zu jedem Streben war, so fühlt jetzt das Gemüth, daß bei erhöhten Bedürfnissen und im ernstern Leben stets der Mensch eintreten muß, sobald der Zauber der Natur abnimmt. So schildert er sehr schön in den „Haidebildern" die gastliche Einkehr unter einem befreundeten Dach; nach trüben Tagen, wo die Phantasie in jedem melancholischen Bild der Haidegegend die Bestätigung der innern Oede und Trostlosigkeit fand, erkennt er es rasch und froh: „Am besten sühnt der Mensch doch alle Leiden."

Die „Melodien", welche den Schluß der vorliegenden Sammlung bilden, sind Liebeslieder, von denen im Verhältniß zu den frühern theilweise Dasselbe wie von dem Charakter der vorigen Abtheilung zu sagen ist. Auch sie schließen mit jenem heitern und harmonischen Eindruck der Lebensfreudigkeit den der Dichter als heimatliches Erbtheil empfangen, und im Wechsel der Zeiten, in den Umwandlungen des innern und äußern Seins, sich glücklich bewahrt hat. 18.

Notiz.

Protestantischer Glaubenseifer.

Der Graf von Warwick, später Herzog von Northumberland, welcher unter König Eduard VI. mit dem Herzog von Suffolk fast ausschließlich das Ruder des Staats führte, ward von seinen Glaubensgenossen der „Donnerkeil und das Schrecken für die Papisten" genannt. Ein presbyterianischer Geistlicher erzählt in dieser Beziehung folgende Anekdote. Als der Herzog von Somerset einst auf das inständigste Bitten der Schwester des Königs, der spätern Königin Marie, welche man die Katholische nannte, dieser die Erlaubniß ertheilte die Messe zu hören, und Warwick es nicht über Jenen vermögen konnte diese Erlaubniß zurückzunehmen, soll Ersterer entrüstet zu Somerset gesagt haben: „Die Messe ist entweder von Gott oder von dem Teufel: wenn von Gott, so ist es nicht mehr als Recht, daß all unsern Leuten gestattet werde sie zu besuchen; aber ist sie nicht von Gott, wie uns Allen aus der Schrift bewiesen worden ist, warum soll dann die Stimme dieser Furie nicht für Alle in gleicher Weise geächtet werden?" Der fromme Mann welcher Dies wohlgefällig erzählt fügt seelenerfreut hinzu, daß kaum ein Jahr nach diesem Vorfall der Herzog von Somerset „von der höchsten Zinne seiner Macht" herabgestürzt wurde, „zweifelsohne aus dem besondern Grunde, weil er nachgiebiger und biegsamer in religiösen Dingen war als es einem mit so großem Ansehen ausgerüsteten Herrn gebührte". Nachdem Warwick allein sich des Staatsruders bemächtigt, war seine erste Sorge, den Meßpriester Mariens in den Kerker zu werfen und dieser einmal für allemal das Messehören und das Lesen papistischer Bücher zu untersagen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 119. — 28. April 1848.

Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern in seiner literarischen Thätigkeit.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Ich betrachte die frühern Theile der „Resultate der Sittengeschichte" mehr als Grundlagen zu diesem Buche über Civilisation. Hierin concentrirt sich Alles und Jedes was als politischer und individueller Art in den ersten sechs Theilen abgehandelt wurde, und dazu kommt nur noch ein Neues, die Entwickelung des Menschheitslebens in der Sphäre des Privatgemeinlebens, in dem Bereiche also des Vermögens und in dem Kreise der Familie; doch mit fortwährender Rücksicht auf die socialen und politischen Erscheinungen auf Grundlage dieser privatrechtlichen Existenz und mit steter Beziehung auf die universellen Wirkungen, Bethätigungen und Folgen des Eigenthums, der Wohnung, der Arbeit, der Familie, in religiöser, sittlicher, intelligibler und überhaupt culturlicher Beziehung, sodaß die „Civilisation" als eine kurze Recapitulation, d. h. ein concentrisches Resumiren und ein culturliches Anwenden der bisherigen Theile der „Resultate der Sittengeschichte" erscheint. Das ist denn am Ende eine eigentliche Culturgeschichte in ihrem gewöhnlichen Sinne, welche Alles, nur nicht specielle Erörterung der politischen Entwickelung umfaßt. Jeder wird Dies fürwahr eine große Aufgabe nennen. Gagern ist sich dieses hohen Ziels auch vollkommen bewußt. Die hier einschlagenden Werke von Iselin, Condorcet, Herder, Wachsmuth, auch Voltaire, Goguet, Guizot, Montesquieu, Gibbon, Vico erwähnt er ganz besonders als seine Vorgänger in Ausführung ähnlicher Pläne und schildert sie ziemlich weitläufig, übrigens ohne Gründlichkeit. Er will nur Das was jene mehr vereinzelt nach dieser oder jener Richtung, bei diesem oder jenem Volke, für eine bestimmte Zeit thaten und so nur in beschränkter Weise die große Aufgabe einer menschheitlichen Culturgeschichte lösten, in universeller Weise, mit dem umfassendsten Blicke vollbringen. Doch habe er absichtlich den

Staat und seine Modificationen vorangehen lassen. Selbst der Staat faßt nur zusammen und beschirmt. Familie wird überall vorausgesetzt, wird zuerst begründet, bleibt also die Basis, die Einheit, aus deren Multiplication und Addition der Staat erst wird. Aber umgekehrt, ohne diese Voraussetzung, ohne diese Erweiterung bleibt selbst das Individuum, der Mann in seiner Stärke und Wirksamkeit, ja Humanität nur ein magerer Begriff, ein unvollständiger zweckloser Gesichtspunkt, nicht einmal ein halber Stoff.

Im vorliegenden ersten Theile setzt der Verf. eigentlich nur die eigenthümliche Gestaltung der Wohnungs- und Eigenthumsverhältnisse bei einigen Völkern des Alterthums und Mittelalters auseinander, nachdem er sich in geistreicher Reflexion über Begriff, Umfang, Nothwendigkeit, Vielseitigkeit von Wohnung, Arbeit und Eigenthum sehr weitläufig ausgesprochen und darauf in der speciellen Darstellung immer wieder zurückkommt. Die Beziehung der Wohnung, des Eigenthums sowie der Arbeit zu den religiösen, sittlichen, socialen Verhältnissen und Zuständen wird geschildert. Die Abfassung ist dabei ganz wie sie oben im Allgemeinen charakterisirt wurde, nur etwas breitspuriger und weitschweifiger, selten geschwätzig. Oeftere Wiederholungen möchten das hohe Alter des Verf. etwas, doch nur sehr wenig merken lassen. Es ist ja Dies des Verf. alte individuelle Weise. Es versteht sich sodann nach dem oben Gesagten von selbst, daß an System, an systematische Darstellung nach obersten Gesichtspunkten, um die sich alle Details mit einer gewissen größern oder geringern Consequenz oder auch als Gegensätze, Abarten und Ausartungen scharen, ja selbst an eine bestimmte Ordnung, an einen geregelten Gang, eine ordnungsmäßige Entwickelung nicht zu denken ist. Die Ideenassociation ist eine ziemlich willkürliche, aber immer geistreich und interessant, bisweilen sogar überraschend, selten komisch.

Uebrigens ist auch hier dem Hrn. v. Gagern die Schilderung der historischen Wirklichkeit die Hauptsache und seine sogenannte Philosophie besteht auch hier in nichts Anderm als in einer subjectiv-geistreichen Reflexion, in einer interessanten Betrachtung des Gewordenen. Ein tieferes Eingehen, ein wahres Ergründen der Sache ist selten. Die Untersuchungen über die Ceres, über die Eleusinischen Mysterien und was hiermit zusammenhängt, ist wirklich vortrefflich und eigenthümlich, sowie zu einem gewissen vollendeten Abschlusse gebracht. Ueberhaupt ist das Werk, vielleicht noch im größern Maße als alle frühern des Hrn. v. Gagern, eine wahre Schatzkammer von schönen, gesunden und edeln Lebensmaximen sowol Gagern's selbst — und die Gagern'sche Reflexion wie historische Darstellung sind in dieser Schrift von einem ungleich größern Umfange als in seinen andern Wer-

ken — als auch der anderer bewährter und geschätzter Autoren. Des Interessanten, Geistvollen, Unterhaltenden, Belehrenden ist auf jeder Seite zu finden und überall tritt uns Gagern's Geist und Gemüth mit einer Herzlichkeit, Freundlichkeit und Humanität entgegen die so selten ist. Dazu sind die hier abgehandelten Materien unmittelbar praktischer Art, sie greifen geradezu in Geschichte und Leben der Gegenwartein. Ist nicht die Organisation der Arbeit, die Noth der Proletarier u. s. w. das Thema unserer Tage? Und sind diese Gegenstände nicht etwa blos für den Staat und seine Majestät, sondern zugleich für jeden Einzelnen, für die Existenz seiner selbst, seiner Familie, seiner Freunde, seiner Mitmenschen von der allergrößten Bedeutung? Aber gerade Fragen dieser Art werden in dem Buche erörtert. Es wird die Gestaltung der Wohnungs-, Eigenthums- und Arbeitsverhältnisse wie im Allgemeinen so in ihrer besondern Erscheinung in den frühesten Zeiten bis an das Mittelalter heran in geistreichen Skizzen und in einem edelmüthigen Sinne, mit der wärmsten Liebe für die Menschheit und namentlich für die Zustände unserer jüngsten Gegenwart dargelegt. Mag demnach immerhin der strengen Wissenschaft weniger Genüge gethan sein, so ist doch einmal nicht blos ein sehr reichhaltiges Material aufgespeichert, sondern auch unendlich viel der besten Andeutungen zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Verarbeitung des Stoffs gegeben, sodaß das Buch die interessanteste Unterhaltung wie die praktischste Belehrung darbietet und unmittelbar an das Verständniß der wichtigsten Fragen der Gegenwart auf dem Gebiete des Privatlebens und socialen Lebens heranleitet.

Nach Dem was wir bis jetzt auseinandergesetzt haben ist es klar, daß Gagern's Verhältniß zur Philosophie in diesem Werke, welches doch eine Art von Philosophie der Geschichte liefern will, ziemlich lose ist. Eine philosophische Ergründung des geschichtlichen Lebens jener Begriffe (Arbeit, Wohnung, Eigenthum) wird nicht gegeben, und Gagern hat sehr wohl daran gethan den weniger bedeutungsvollen Titel des Buchs zu wählen, obwol er im Buche selbst gewisse Prätensionen auf philosophische Behandlungs- und Darstellungsweise zu machen scheint.

Es dünkt uns nicht angemessen in eine detaillirtere Kritik dieses ersten Theils der „Civilisation" einzugehen. Warten wir die gewiß baldige Fortsetzung und Vollendung ab. Die Beurtheilung wird sodann eine um so gründlichere sein können.

Die zweite Auflage sowol der „Nationalgeschichte" als der vier ersten Theile der „Resultate" gab Gagern heraus als er sich von den Staatsgeschäften völlig zurückgezogen hatte und in ländlicher Beschäftigung, „mit Schippe und Baummesser", wie er sagt, nichtsdestoweniger den größten Theil seiner Zeit den Wissenschaften und ihrem Anbau widmete. Es ist nicht lange her, daß ein solches rühriges Schriftstellerleben von Seiten eines ehemaligen praktischen Staatsmannes und nun noch dazu in so hohem Alter geradezu etwas Unerhörtes gewesen und vielleicht für eine krankhafte Ausgeburt des diplomatischen Corps angesehen oder doch für eine Art von Geistesschwachheit von gewisser Seite her ausgeschrien wäre. Zum Glück ist Dem nicht mehr so. Man hat auch in diesen Regionen das Ehrenvolle einer solchen theoretischen und öffentlichen Beschäftigung, einer solchen Ansprache an das gebildete Volksbewußtsein aller Classen anzuerkennen begonnen, und mit Freuden empfangen Gebildete und Gelehrte die Ergebnisse des Denkens und Handelns gereifter politischer Charaktere und berühmter Staatspraktiker. Ja es sind in neuester Zeit solche Arbeiten nicht selten gewesen, und sie werden hoffentlich sich noch immer mehren, um dem Volke aller Classen zu bekunden, daß das Staatsruder von Männern geleitet werde die in Gesinnung, Grundsätzen und Plänen die trefflichsten, wie in praktischer Ausführung derselben die redlichsten und auch wol die geschicktesten sind. England und Frankreich erfreuen sich dieser Vortheile schon längst.

In seiner ländlichen Zurückgezogenheit hat Gagern alle seine übrigen Werke concipirt und producirt. Hier ist vor Allem eine umfassendere Arbeit zu nennen, die wiederum mehr der Nation, dem deutschen Vaterlande angehört und trotzdem zugleich ein biographisches Denkmal des berühmten Autors liefert und gerade deswegen noch ganz besonders schätzbar ist. Es sind Dies die biographischen Denkwürdigkeiten welche Gagern unter dem Titel „Mein Antheil an der Politik" (4 Bde., Stuttgart 1823—33) herausgegeben hat. Davon gibt der dritte Theil eine detaillirte Uebersicht von Gagern's Thätigkeit am Bundestage und der vierte Theil einen interessanten Briefwechsel mit dem berühmten Freiherrn v. Stein nationalen Inhalts. Freilich scheinen uns diese politischen Memoiren Gagern's nicht vollständig genug. Ueberhaupt ist es zu beklagen, daß wir Deutschen daran noch so großen Mangel leiden, obwol gerade auch in dieser schriftstellerischen Beziehung die jüngste Gegenwart der deutschen Literatur einiges Erhebliche aufzuweisen hat. Hr. v. Gagern hat das Verdienst einer der Ersten gewesen zu sein und mit kühnem Muthe hier gleichsam die Bahn gebrochen zu haben. Bekanntlich wurde er wegen mancher freimüthigen Aeußerungen und wegen mancher unbeliebigen Aufschlüsse in diesen Denkwürdigkeiten vielfach angefeindet. Als eine Art von Ergänzung dieser Schrift ist eins der neuesten Werke Gagern's zu betrachten, das aber weniger eine nationale als allgemein politische, weltgeschichtliche Bedeutung hat, übrigens wieder hauptsächlich wegen der Kenntniß die wir daraus von der eigenen diplomatischen Thätigkeit Gagern's entnehmen von Interesse ist. Wir meinen den „Zweiten Pariser Frieden", a. u. d. T.: „Mein Antheil an der Politik", fünfter Theil (2 Thle., Leipzig 1846).

Ein anderes Werk welches Gagern 1840 herausgab, und welches uns von ganz besonderer Bedeutung erscheint, ist die „Kritik des Völkerrechts mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit" (Leipzig). Gagern wendet sich hiermit mehr einer strengen Fachwissenschaft zu; doch, wie Dies bei einem ehemaligen Diplomaten leicht

erklärlich ist, verbindet er mit den theoretischen Untersuchungen zugleich praktische Beziehungen. Das Werk zerfällt in einen theoretischen und einen praktischen Theil. Der letztere scheint uns allerdings von geringerm Interesse. Er verbreitet sich hauptsächlich über die damals noch schwebende griechische und orientalische Frage und gehört mehr der Tagesliteratur an. Sehr wichtig ist dagegen der Inhalt des sogenannten theoretischen Theils (in 13 Abschnitten, S. 1—140). Denn seit seinem Erscheinen datirt eine neue Epoche der völkerrechtlichen Literatur, wurde die subjectivkritische Richtung der Völkerrechtswissenschaft in ihren Grundfesten von allen Seiten erschüttert, machte sich ihr gegenüber eine höhere, objective Ansicht von Recht und Staat geltend und suchte der Theorie des internationalen Rechtslebens eine neue Grundlage zu geben. Auch dieses Werk ist zwar in einer sehr unvollkommenen wissenschaftlichen Form geschrieben. An eine doctrinelle Entwickelung und Darlegung ist nicht zu denken. Aber es werden darin mit der Sachkenntniß eines routinirten Praktikers, mit großem kritischen Scharfsinne und vor Allem mit einem sehr richtigen Takte die vielfachen Mängel der damaligen und auch wol noch heutigen Völkerrechtsdoctrin aufgedeckt und, obgleich weniger glücklich, zugleich Versuche gemacht die Cardinal- und Principienfragen einer endlichen Lösung entgegenzuführen. Jener negative Werth dieser kritischen Arbeit ist bedeutend höher als der positive; es ist aber diese positive Erfüllung, durch die mächtige mehr oder weniger bewußte Anregung des geistvollen Werks in allen Zweigen der Wissenschaft des Völkerrechts, von rüstigen Arbeitern bereits in Angriff genommen. Und wenn man auch nicht einräumen will, daß Gagern durch seine geistvolle Arbeit die nachfolgende Völkerrechtsliteratur erst hervorgerufen und derselben einen eigenthümlichen Charakter aufgedrückt habe: so ist doch jedenfalls so viel gewiß, daß damals seine Genialität mit einer gewissen Prophetie angedeutet hat was in den nachfolgenden acht Jahren bereits vielfach in Erfüllung gehen zu lassen versucht worden ist. Es scheint nicht angemessen darüber sich hier weitläufiger zu verbreiten. Der Verf. dieses Aufsatzes hat Dies bereits erschöpfend in seiner „Kritik des Völkerrechts" gethan.*)

Den „Einsiedler" des Hrn. v. Gagern kenne ich nur dem Namen nach. Trotz dieser vielen größern Werke hat Gagern nicht umhin gekonnt und hat die Kraft besessen noch zahlreiche kleinere Schriften zu publiciren und durch dieselben an den Fragen des Tages sich zu betheiligen. Auch hier scheint er uns anregend gewirkt und zur Lösung und Versöhnung der Parteien herangeleitet zu haben. Ich erinnere nur an „Die Auswanderungen der Deutschen" (Frankfurt a. M. 1817), eine kleine dem Bundestage mitgetheilte Denkschrift; „Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung" (Stuttgart 1818); „Ansprache an die deutsche Nation über den Vorgang zu Köln. Zur Besänftigung und Verständigung" (Frankfurt a. M. 1838; diese Schrift bezog sich eigentlich nur auf die gemischten Ehen, ist übrigens zugleich ein Beitrag zu den diplomatischen Denkwürdigkeiten Gagern's und hat manche sonderbaren Ansichten und Urtheile) und an „Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und ihren möglichen Ausgang" (Leipzig 1846). Gagern's Antheil an der augsburger „Allgemeinen Zeitung", namentlich seine unter dem Titel „Vaterländische Briefe" darin erschienenen Aufsätze sind bekannt. Ob Gagern noch anderweitig an Zeitschriften sich betheiligt hat, weiß ich nicht, doch ist es wahrscheinlich.

Auch die oratorischen Producte des Hrn. v. Gagern sind von Bedeutung. Ich mache nur aufmerksam auf seinen bereits erwähnten Bericht über die allgemeinen constitutionnellen Rechte, vorgetragen in seiner Eigenschaft als hessisches Ständemitglied. Als geistreicher und genialer Mann läßt er denn keine Gelegenheit entschlüpfen von dem Besondern des Tages und des kleinen Territoriums zum Allgemeinen der Nation und der Welt sich zu erheben. Alle seine landständischen Reden geben davon Zeugniß und sind dieselben deshalb auch für den Nichthessen von großem Interesse. Gagern verleugnet aber auch in diesen rhetorischen Arbeiten seinen Charakter nicht. Ueberall fehlt eine principielle Grundlage; nur das Aristokratische im guten Sinne ist das Bleibende und Dauernde darin. Sonst ist Richtung und Haltung ziemlich schwankend und unsicher. Das Verhältniß zur Krone ist mehr mit einem unbestimmten Nimbus umgeben als grundsätzlich festgestellt und begrenzt. Die demokratischen Interessen, die Volksfreiheiten werden mehr, insofern und insoweit sie nun einmal bestehen oder doch mit unabweisbarem Nachdrucke sich geltend machen, anerkannt als nach obersten Gesichtspunkten gefodert und bewilligt. Doch ist der humane und freisinnige Charakter Gagern's wie in allen seinen übrigen Schriften, so auch hier nicht zu verkennen. In der bekannten „Bibliothek politischer Reden" (6 Bde., Berlin 1843—44) finden sich zwei Reden abgedruckt die den ganzen Standpunkt Gagern's vortrefflich charakterisiren. Nämlich Gagern's Rede „Ueber das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich" (V, 119), gehalten am 2. Juni 1842, und „Ueber Eisenbahnen" (VI, 83), gehalten am 21. Juni 1842.

Ein besonderes, oft mehr zufälliges Verdienst der Gagern'schen Schriften ist, daß überall wo es angeht auf das Völkerrecht, dessen Theorie und Praxis Bezug genommen wird. Der künftige Bearbeiter einer Geschichte des Völkerrechts wird hier eine reiche Ausbeute machen.

K. v. Kaltenborn.

*) Kritik des Völkerrechts nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft, von K. Baron Kaltenborn von Stachau (Leipzig 1847).

Allgemeine Aesthetik für gebildete Leser. Von Karl Hinkel. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

„Alle Wissenschaft", sagt der Verf., „zerfällt in einen allgemeinen theoretischen, speculativen Theil, und einen speciellen, empirischen, denen sich dann drittens ein angewandter, prakti-

scher anschließt." So entwickelt denn nun auch von der Kunstwissenschaft der philosophische Theil, die sogenannte Theorie der Kunst, Kunsttheorie, Kunstphilosophie oder Aesthetik im engern Sinne, die Regeln und Gesetze für die Bildung eines Kunstwerks oder die allgemeinen Principien und Merkmale eines solchen; der empirische Theil würde die Kunstgeschichte enthalten, der angewandte die Kunstkritik und Kunsttechnik. Nur mit dem ersten Theil haben wir es hier zu thun.

Die Kunstphilosophie hat sich nach seiner Ansicht vorzugsweise mit der Entwickelung des Begriffs des Schönen zu beschäftigen. Dieses ist nun in dreierlei Beziehungen Gegenstand philosophischer Betrachtung. Erstens ist zu untersuchen was das Schöne an und für sich ist, und welche wesentlichen Unterschiede und Beziehungen in seinem Begriffe liegen; sodann wie es sich im Einzelnen in der endlichen Welt vorfindet. Das nächste Gebiet auf welchem uns hier das Schöne entgegentritt ist die unmittelbare Wirklichkeit des natürlichen und geistigen Lebens; das zweite, diesem objectiven oder gegenständlichen Gebiete entgegengesetzte ist das Subjective oder Persönliche der Phantasie, welche den Begriff der Schönheit theils durch die Anschauung des Endlich-Schönen, theils durch die Idee des Endlichen in sich ausbildet und zum Ideal gestaltet. Die Phantasie erhält nun bei den einzelnen Völkern eine besondere Richtung und Anschauungsweise durch die religiöse Idee, welche den Maßstab aller menschlichen Betrachtung bildet, und damit auch den allgemeinen Entwickelungsgang der Kunst bedingt. Diesem folgt drittens die Entwickelung des Schönen, wie es von der Kunst verwirklicht scheint, oder des Kunstschönen. Auf diese Weise werde nun der Verf. drei Theile haben. Da aber der Begriff des Schönen selbst keiner ausführlichen Auseinandersetzung bedarf (!), so kann seine Erörterung in die Einleitung verwiesen werden (!!) und es bleiben also nur zwei Haupttheile. Demnach belehrt uns die Einleitung: das Schöne bestehe darin, daß die Idee ganz verwirklicht werde. Hier gibt es nun zunächst ein Unendlichschönes. Nämlich wenn wir uns Gott als allweise, ewig und allwissend denken, so folgt daraus, daß in dem Weltganzen Alles am rechten Orte und vollkommen Das ist was es Gottes Absichten nach sein soll, und daß Gott nicht die Dinge nebeneinander und nacheinander sieht, sondern seine ganze durchaus vollendete Schöpfung mit einem male überschaut. In dieser Anschauung besteht das Unendlichschöne, das also nur für Gott ist. Nun sieht man auch schon was das Endlichschöne bedeutet: es besteht darin, daß wir ein einzelnes Ding innerhalb der Welt als seinem Begriffe entsprechend anschauen, und es ist diesem seinem Wesen zufolge nur in der Kunst vorhanden; denn in der Wirklichkeit erschauen wir die Dinge, eben weil wir nur den endlichen Standpunkt annehmen, nicht in ihrer Wesenheit. Wir brechen hier unsern Auszug ab; unsere Leser werden schon inne geworden sein welcher Sphäre das Buch angehört; ich bemerke nur noch, daß der Verf. geflissentlich sowol die philosophische Fachsprache vermieden, und die Erörterung der Standpunkte und Ansichten anderer Aesthetiker, sowie die ausführliche philosophische Begründung seines Standpunktes weggelassen hat: es sind Das Dinge die nach seiner Ansicht in ein Lehrbuch für akademische Vorträge, denn dazu will er seine Schrift zunächst angewendet wissen, nicht gehören; auf diese Weise, sagt er, wird dann ein solches Lehrbuch zugleich zum Lesebuch für das „gebildete Publicum" zu dienen geeignet. 1.

Camoens' Begräbnißstätte.

In dem vor kurzem veröffentlichten für Völker- und Sprachkunde äußerst wichtigen Werke „Narrative of the voyage of H. M. ship Samarang during the years 1843—46, employed surveying the islands of the eastern hemisphere; with a brief vocabulary of the principal languages. By Capt. Sir *Edward Belcher*. With a summary of the natural history of the countries visited, by *Arthur Adams*, assistant surgeon" findet man eine Schilderung der Begräbnißstätte des unsterblichen Dichters der „Lusiaden", die sogenannte Camoens-Grotte, welche der Capitain Belcher bei seinem Aufenthalt in Macao besuchte. „Sie liegt", erzählt Belcher, „in einem schönen Garten, der einer Madame Pereira gehört, nicht sehr weit von der Stadt Macao und dicht bei dem europäischen Begräbnißplatz. Die sogenannte Höhle und Grotte ist ein rohes, malerisches Gewölbe, aus zwei ungeheuern Steinblöcken bestehend, welches von einem dritten massigen Felsstück oben geschlossen wird; es wird von herrlichen dichtbelaubten Bäumen überschattet, die ihre gefiederten Zweige über die ganze Masse hinbreiten — ein passender Ruheplatz für eines Dichters «sterbliche Hülle». Auf dem First des Felsstücks welches das Dach bildet hat man ein kleines sechseckiges Wohngebäude aufgeführt, das besonders wegen der lächerlich großen Anzahl von albernen Inschriften unbekannter Besucher merkwürdig ist, die was immer wissenswerth, geweiht und schön, vandalisch entstellen oder besudeln. Die meisten dieser entwürdigenden Autographen sind englisch; das einzige Erwähnenswerthe rührt von einem begeisterten Portugiesen her, der in der Inbrunst seines Herzens hingeschrieben hatte: «Luis Camoens, te adoro!» ein Ausruf der, wenn auch gewöhnlich, doch wegen seiner rührenden Einfachheit auffällt. In der Einsamkeit und Zurückgezogenheit dieses Gartens und inmitten der Felsen die jetzt sein Grab bilden soll der unsterbliche Sänger gern lustwandelt sein und seinen Gesängen nachgesonnen haben. Die Verse mit deren Abfassung seine sanfte Seele die Langeweile seiner langen Verbannung verscheuchte, dienen nun dazu den Marmor seines Grabmals zu schmücken. Das Brustbild des Dichters erhebt sich auf seinem Fußgestell und zeigt ein zugleich wohlwollendes und seelenvolles Antlitz. Manche Wallfahrt ist nach dieser geweihten Stelle angetreten worden; und die sinnige Anlage des Kunstgartens welcher seine Grabstätte umgibt trägt wesentlich dazu bei den besänftigenden Eindruck der Gefühle zu erhöhen die in Einem aufsteigen, wenn man die Schattenbilder der Vergangenheit und die träumerischen Phantasien aus dem Leben eines Dichters um sich reihen sieht." 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 120. —— 29. April 1848.

Die Bücher vom Erzherzog Karl.

Das Leben des Erzherzogs Karl von Oestreich hätte eigentlich nur ein Kriegsmann würdig beschreiben können, oder ein mit militairischen Dingen so vertrauter und dabei im eigentlichen Waffendienste geübter Mann als Varnhagen von Ense ist. Denn als Krieger ist der Erzherzog vorzugsweise berühmt geworden; die stillern Tugenden seines heimatlichen Lebens gehören seinen östreichischen Landsleuten an, die übrigen Tugenden aber dem gesammten Europa. Es hat sich aber keiner seiner ältern Waffenbrüder dem Unternehmen einer Lebensbeschreibung unterzogen, und das jüngere Geschlecht östreichischer Kriegsleute ist ebenfalls stumm geblieben, ein wie treffliches Muster es auch in der Biographie des Fürsten von Schwarzenberg durch Prokesch besitzt.

Demnach hat also der Tod des Erzherzogs Karl wiederum als Schriftstellermittel dienen müssen, und man kann nicht anders sagen als daß die östreichischen Federn in dieser Beziehung keineswegs müßig gewesen sind, wie denn auch die „Deutsche Zeitung", die augsburger „Allgemeine Zeitung", das „Morgenblatt" und die „Kölnische Zeitung" zu ihrer Zeit sich beeilt hatten die Nekrologe des Erzherzogs in die Spalten ihrer Blätter aufzunehmen. Diese Aufsätze sind nun zwar die kürzern, aber vielleicht doch geeigneter gewesen einen Gesammteindruck für den Leser zu gewähren als die seitenlangen Auszüge aus den eigenen Schriften des Erzherzogs, aus den Büchern Hormayr's und Gentz', welche den hauptsächlichen, nicht immer kunstmäßig verarbeiteten Stoff in den Büchern der drei Verfasser ausmachen die wir heute besprechen wollen. Denn, um es mit wenigen Worten herauszusagen, es liegt am Tage, daß die drei Schriftsteller über das Leben des Erzherzogs erst durch den Tod des Helden zu dieser Beschäftigung geführt sind, daß sie aber früher sich nicht auf fleißiges Sammeln aus gleichzeitigen Schriften oder auf das Zusammentragen denkwürdiger Aeußerungen des Erzherzogs selbst und einzelner Lebenszüge aus den Jahren seiner Zurückgezogenheit eingelassen, noch weniger versucht haben durch Benutzung ungedruckter Papiere die bereits vorhandenen, zugänglichen Nachrichten zu vervollständigen.*) Es ist daher nach unserm Dafürhalten die Aufgabe einer treuen, kunstmäßigen Lebensbeschreibung des Erzherzogs Karl noch durchaus nicht als gelöst anzusehen, und wir wünschen, daß sich recht bald ein Mann finden möge der aus reiner Liebe zur Sache uns mit dem treuen Fleiße, der genauen Sorgfalt und dem warmen Eifer des wackern Preuß eine Geschichte des Erzherzogs Karl schreibe, in der wir ebenso wol das Bild seiner kriegerischen Thaten betrachten können als in die Vertraulichkeit und Heimlichkeit seiner persönlichen Verhältnisse eingeführt werden, und, nach Lenau's schönen Worten im Gedicht auf den 17. April 1843 einsehen können:

> Wie sein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
> Noch eh' sein Sterbliches dahingegangen.

Die genannten drei Schriftsteller sind von sehr verschiedenem Werthe. Am höchsten unter ihnen steht allerdings Hr. Duller, der sich außer Romanen und Anfertigung ähnlicher Todtenbücher auch durch selbständigere Werke bekannt gemacht hat, die manche Vorzüge besitzen, und die Ueberzeugung gewähren, daß Hr. Duller noch besser arbeiten würde wenn er langsamer schriebe. Sein vorliegendes Buch zeichnet sich besonders durch die geschickt benutzten Aufsätze aus der „Oestreichischen militairischen Zeitschrift" aus. Hrn. Schneidawind's Büchlein ist ein in treuer Gesinnung und mit guter Benutzung des Vorhandenen verfaßtes Leben des Erzherzogs, das am ersten Anspruch darauf machen kann ein Volksbuch zu werden, auch im Aeußern recht gut ausgestattet, wennschon es hierin den Illustrationen des Duller'schen Buches nachsteht, die freilich sehr reichlich gespendet sind. Manche Arabesken und Illustrationen, wie die Ertheilung des Goldenen Vließes an den Erzherzog, der Einzug des Grafen Meerveldt in Wien, die Verhaftung der französischen

*) Die drei Schriften sind folgende:

1. Erzherzog Karl von Oestreich. Geschildert von Eduard Duller. Mit Illustrationen von M. v. Schwind, Rieder, J. M. P. Geiger u. A. Wien, Kaulfuß Witwe, Prandel und Comp. 1847. 4. 6 Thlr.
2. Das Buch vom Erzherzog Karl. Geschrieben von F. Jos. Ad. Schneidawind. Illustrirt von Adalb. Müller. Leipzig, Spamer. 1847. 8. 15 Ngr.
3. Erzherzog Karl von Oestreich und die Kriege von 1792—1815. Von A. J. Groß-Hoffinger. Leipzig, Lorck. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Abgeordneten in Dumouriez' Hauptquartiere, konnten wegbleiben; die kleinen Schlachtenbilder gehören jetzt nun einmal zur Ausstattung solcher Bücher, aber wie selten bieten sie in den besten Werken dieser Art irgend eine deutliche Anschauung oder eine Versinnlichung der Gefechte. Hrn. Groß-Hoffinger's Schrift endlich ist wieder eine der zahlreichen Compilationen dieses ungemein fruchtbaren Bücherschreibers, über den wir unser in Nr. 317 d. Bl. f. 1847 abgegebenes Urtheil nicht wiederholen oder durch das eines andern Mitarbeiters in Nr. 6 d. Bl. bestätigen wollen. Auch hier fehlt es nicht an Tiraden und bombastischen Stellen von allerhand Art. Gleich die Einleitung gehört in diese Classe, dann auf 35 Seiten eine hier ganz ungehörige Uebersicht der Französischen Revolution, und eine eigenthümlich abgeschmackte Ansicht über die Stimmung in Deutschland vor und während des Kriegs im J. 1809. Wir wollen doch eine solche Stelle hersetzen, um an derselben die undeutsche Gesinnung dieses Mannes erblicken zu lassen (S. 351):

Ueber ganz Deutschland verbreitete sich damals der heiße Samum einer ganz eigenthümlichen Schwärmerei, welche ihre Elemente in der Vaterlands- und Religionsliebe fand, und ebenso viele Heldenjünglinge zu schönen Thaten begeisterte als Schwachköpfe zu Thorheiten hinriß. Die herrlichsten und reinsten Gemüther gaben sich dem heiligen Taumel hin, aber auch unrein cynische Leidenschaft zeigte sich von ihm ergriffen. Unter demselben Panier versammelten sich die heterogensten Interessen und Leidenschaften, verbündeten und verbrüderten sich Seelen so verschiedenartiger Natur und Charaktere so unähnlicher Art als sich im Wetterdunkel der Zeit, mit einem verrathenen Losungswort, nur immer zusammenfinden konnten. Jeder Lichtstrahl verunreinigte sie untereinander, entzog sie dem gemeinsamen Oberhaupte, das sie zum Theil nicht kannten, zum Theil verriethen.

Gleich darauf heißt der deutsche Patriotismus „durch moderne Civilisation, kosmopolitische Principe, zweideutige Religiosität und alle Widersprüche der neuern Bildung denaturalisirt", im Gegensatze zu „der reinen, ungetrübten Lohe des Patriotismus" die aus den Gebirgen Tirols hervorschlug. Uebrigens hat sich Hr. Groß-Hoffinger in diesem Buche auch auf allerhand politische und militairische Urtheile eingelassen; er weiß über den Krieg von 1809 wie ein Mann vom Fache zu sprechen, er prahlt mit Gentz'schen Meinungen und Briefen, und gibt sich das Ansehen als sei er in die Familiengeheimnisse und Familienzwiste des östreichischen Hofs auf das beste eingeweiht.

Alle drei Schriften haben nun, wie es nicht anders sein konnte, ihren Mittelpunkt in der Darstellung der Feldzüge des Erzherzogs Karl gefunden. Da hier die Quellen in nicht geringer Anzahl zu Tage liegen, und da namentlich über die beiden Feldzüge von 1796 und 1799 des Feldherrn eigene Schriften die vorzüglichsten Nachrichten darbieten, so haben auch unsere drei Verfasser dieselben fleißig benutzt, und wir würden also wenige Gelegenheit zu Nachträgen oder zu Berichtigungen finden, wenn wir von der Ausschließung anderer Berühmtheiten in der militairischen Schriftstellerwelt absehen. Denn weder den Namen Jomini noch, was noch auffallender ist, den Namen Clausewitz haben wir irgend gefunden. Des Letztern Kritik über die Feldzüge des Erzherzogs in Bd. 5 und 6 seiner Werke steht doch wahrlich zu hoch, als daß die heutigen Schriftsteller über diese Kriegsthaten sie übersehen dürften, selbst wo sie nicht ganz die Meinung des preußischen Generals theilen, der, wenn er auch den Erzherzog den Feldherrnschriftsteller (V, 297) genannt, und schon früher (S. 136) die allerdings noch bestreitbare Aeußerung gethan hat: es sei ihm stets mehr um den Begriff als um die Größe des Siegs zu thun gewesen, doch überall (z. B. VI, 172) seiner Selbstverleugnung und Wahrheitsliebe das aufrichtigste Lob ertheilt. In der Art aber wie unsere Schriftsteller die fürstlichen Werke benutzt haben, ist nun freilich wieder ein großer Unterschied; denn Hr. Duller ist ohne Ueberladung seiner Leser mit zu vielen kriegerischen Einzelheiten in einer edeln Sprache und mit offenkundiger Liebe für seinen Gegenstand ihnen gefolgt, während Hr. Groß-Hoffinger sich um Ausdruck und Auswahl nicht sonderlich gekümmert hat; Hr. Schneidawind konnte natürlich nur die wichtigsten Ergebnisse bringen, die aber überall mit guten angebrachten Zügen und besondern Erlebnissen durchflochten sind. Als Beispiele nennen wir aus dem Duller'schen Buche die Schilderung des Gefechts von Tarvis am 26. März 1797, die Geschichte des Feldzugs von 1799 in der Schweiz, die Beschreibung der Schlacht bei Aspern (auf die auch Hr. Schneidawind einen glücklichen Fleiß verwendet hat), und die sorgfältige Entwickelung des Verhältnisses zwischen dem Erzherzoge, Thugut und Suwaroff nach den besten Hülfsmitteln, wobei vielleicht noch einzelne charakteristische Nachträge aus den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" (III, 86 fg.) eingefügt werden konnten. Als eine Probe des Ausdrucks geben wir die Stelle über den berühmten Aufmarsch der Oestreicher bei der Schlacht bei Aspern am 24. Mai 1809 (S. 652 fg.):

Sowie die Mittagsglocke am 24. Mai ertönte, setzten sich die Colonnen in Bewegung. Ein Moment der seines Gleichen wenige hat! Alle diese Truppen in herrlicher Haltung anzuschauen, als ständen sie zur Musterung da, wie verschieden Waffe und Landart, Eins im Gedanken an die Ehre, durch einen leitenden Gedanken vereint bewegt, um sich wie Arme eines Stroms auf den Feind zu ergießen, und sich dann um ihn zu vereinigen. Jeder Befehlshaber steht vor seinem Regimente und begrüßt es mit wenigen kernhaften Worten, wie der tapfere Graf Ignaz Hardegg das zweite Uhlanenregiment (Fürst Karl Schwarzenberg): „Dieser Tag gilt Millionen, nur der Sieg oder Tod kann heute der Wahlspruch eines braven Kriegers sein." Und wie bei jenem Regimente jeder Escadronschef einen narbenvollen, mit der Tapferkeitsmedaille geschmückten Krieger umarmt, so ist im ganzen Heere eine einzige große Verbrüderung, ein Händedruck von Mann zu Mann, ein Schwur! Als die Trommeln wirbeln, die Trompeten klingen, reißt die ungeduldige Kampflust Alle hin, und wie die Musik ertönt, stimmen die Tausende Kriegslieder an, und bei jedem Absatze schallt weithin der Ruf: „Hoch lebe Oestreich!" Da sehen die Soldaten den Erzherzog; Das ist er, höher erscheint seine Gestalt wie er kühn zu Roß sitzt und sich an die Spitze der zweiten Colonne stellt; das ist sein blitzendes Auge das bei Würzburg, Stockach und Caldiero geleuchtet, das ist die Stirn mit den Gedanken welche Deutschland gerettet und die

Rettung Oestreichs erwägen, dies das ganze Antlitz mit dem siegreichen Ausdruck der Humanität den die Soldaten an ihrem Vater kennen; so lieben, so kennen sie ihn, und darum gehen sie in den Tod. Wie sie ihn erblicken, verstummen die Kriegslieder, die Feldmusik schweigt, die Stimme des Herzens macht sich Luft und weithin schallt es von vielen Tausenden: „Es lebe unser Kaiser! Hoch lebe Erzherzog Karl!" Ungeduldig zuckt jede Faust am Gewehr, am Säbel; es gilt das Höchste, das Heiligste, und Er führt an. Prachtvoll steht die Sonne am Himmel; ein rechter Frühlingstag, so warm legt sich der Schein in jedes Herz hinein, und jedes schlägt höher, daß es ein Frühlingstag deutscher Ehre werde.

Daß in diesem Geiste echt deutscher Gesinnung der Verfasser einer deutschen Geschichte auch die Mattigkeit der deutschen Reichsstände und die Schlaffheit der Unterthanen, Gut und Blut für das Vaterland einzusetzen, mit starken Worten gerügt hat, war nicht anders zu erwarten; ebenso tritt in seiner Schilderung des Benehmens der Fürsten im südlichen Deutschland, als unter ihnen im August 1796 die große Fürstenflucht eingerissen war, oder im Jahre 1805, als Oestreich von den deutschen Fürsten so schmählich verlassen wurde, die vaterländische Gesinnung des Verf. auf das deutlichste hervor. In allen diesen Verhandlungen, Briefen und Antworten zeigt sich der Erzherzog Karl stets als einen echt deutschen Fürsten, wie z. B. in jenem würdevollen Schreiben vom 3. Aug. 1796 an die schwäbische Kreisversammlung, nachdem am 28. Juli ihre Truppen im Lager bei Biberach auf seinen Befehl entwaffnet waren. Die zu ihrer Zeit viel besprochene Begebenheit verdiente nach Lupin's von Illerfeld „Selbstbiographie" (I, 427 fg.) ausführlicher erzählt zu werden als hier mit drei Worten geschehen ist: wie denn dies Buch überhaupt noch manche Stoffe zur Geschichte des Erzherzogs dargeboten haben würde. Dagegen finden wir bei Hrn. Duller — und Hr. Groß-Hoffinger konnte Dies trotz seiner Eilfertigkeit nicht ganz übergehen — eine recht fleißige, zum Theil mit urkundlichen Schriftstücken belegte Darstellung der Verdienste des Erzherzogs in seiner Stellung nach 1805 und vor 1809 als Chef des Hofkriegsraths und des gesammten Militairwesens der Monarchie. Welch ein Hemmschuh die genannte Behörde für den Erzherzog immer gewesen ist, geht aus mehren Stellen und aus einer längern Betrachtung des Erzherzogs selbst hervor. Um so lieber verweilt man bei den Heereinrichtungen des Erzherzogs, bei seiner großen Sorgfalt für die Bildung der Offiziere, bei den Instructionen für die einzelnen Waffengattungen, bei den Circularrescripten über die Vereinfachung und Ordnung des Geschäftsganges, und bei den durch den Druck im J. 1808 bekannt gemachten Grundsätzen der höhern Kriegskunst für die Generale, sowie bei den Beiträgen zum praktischen Unterricht im Felddienst für die Offiziere der östreichischen Armee, endlich bei der Errichtung der Landwehr. Wir billigen diese Auseinandersetzungen, welche bei Hrn. Groß-Hoffinger eine Seite einnehmen, um so mehr, je mehr man heutzutage aus sonderbarer Verblendung zu glauben gewohnt ist, nur Napoleon habe Heere organisiren können. Aber Erzherzog Karl hat es auch vermocht, und sein Geschäft war weit schwieriger, weil er mit den Anhängern eines mehr als hundertjährigen Schlendrians und mit unzähligen Vorurtheilen zu kämpfen hatte, während Napoleon einen durch Carnot sehr wohl bereiteten Boden fand, und durch die Allgewalt seines despotischen Willens alle widerwärtigen Elemente vor sich niederwarf. In alles Dies sowie in die Abschnitte welche rein kriegerische Angelegenheiten enthalten ist mancher gute Spruch des Erzherzogs eingefügt, wie aus der Schlacht bei Emmendingen am 19. Oct. 1796: „Kinder, ich bin da! Wo ich bin, retirirt man nicht!" oder die Beweise rührender Soldatenanhänglichkeit, z. B. in der Schlacht bei Stockach oder bei dem Abschiede des Erzherzogs am 17. März 1800, und wiederum der menschlichsten Fürsorge ihres erhabenen Heerführers. Auch haben wir es gern gesehen, daß Hr. Duller bei der letztern dieser Gelegenheiten einige Strophen aus einem zu Brünn gedruckten Grenadierliede jener Zeit mitgetheilt hat, wie ebenfalls Hr. Schneidawind mit Glück mehre Stellen aus dem Festgedichte Lenau's zum 17. April 1843 in seine Biographie des Helden verflochten hat. Das ganze Gedicht, wie das frühere von Wilhelmine Maisch, der Körner'sche Hymnus auf die Schlacht bei Aspern, die Todtenklage König Ludwig's von Baiern über Karl's Tod und einige Soldatenlieder würden eine treffliche Zugabe zu Hrn. Duller's Werke gebildet haben.

(Der Beschluß folgt.)

Karl Eduard Förstemann.

Als vor etwa acht Jahren die Zeitungen den Tod Förstemann's in Halle verkündigten, mochten seine Freunde, welche zugleich die Freunde einer im stillen und prunklos wirkenden, echt deutschen Gelehrsamkeit und eines uneigennützigen Fleißes waren, gern, dem bekannten Volksglauben sich zuneigend, an jene falsche Todesnachricht die Hoffnung auf ein desto längeres Leben knüpfen. Diese Hoffnung ist leider durch den frühzeitigen am 25. Januar 1847 erfolgten Tod des trefflichen Mannes vereitelt worden. Das jüngste Heft der „Neuen Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen", welches den Namen Förstemann's, des ehemaligen Secretairs des Thüringisch-sächsischen Vereins für vaterländisches Alterthum, nicht mehr trägt, enthält den von Freundeshand mit Wärme und Liebe abgefaßten Nekrolog Förstemann's, aus welchem uns das Bild nicht blos des unermüdlich strebenden Gelehrten, sondern auch eines edeln Charakters entgegenleuchtet. Er wurde geboren zu Nordhausen den 12. August 1804 und war der Sohn des dortigen Pastors primarius und Superintendenten, welcher vor zwei Jahren gestorben ist. Förstemann bezog 1823 die Universität Halle um Theologie zu studiren; Wegscheider und Gesenius fesselten ihn besonders; mit dem Letztern, welcher auch aus Nordhausen stammte, stand er in dem freundschaftlichsten Verhältnisse. Beide Männer regten ihn sehr an, wiewol die Consequenzen des Nationalismus seiner poetischen und gemüthlichen Natur nicht zusagten, und er namentlich in späterer Zeit einem gemäßigten Supranaturalismus sich zuwandte, wie er denn später auch gelegentlich oft äußerte, daß er nichts Schöneres auf Erden kenne als das Leben eines Landpredigers, und es lebhaft bedauere nicht in einen Beruf eingetreten zu sein zu welchem sein innerer Mensch sich stets hingezogen gefühlt habe. Seine Vorliebe und Anlage für literarhistorische Studien trat indeß auf der Universität in ihm so bedeutend hervor, daß er damals schon als Amanuensis der Universitätsbiblio-

thek unter Ersch an der von diesem herausgegebenen „Literatur der Geschichte" thätig war. In steigendem Maße bildete sich dies Talent in seinem Verhältniß als Hauslehrer der Söhne des Präsidenten von Meusebach in Berlin. In der an Schätzen reichen Bibliothek dieses berühmten Literators fand er Anregung und Nahrung für das Studium der Literatur, besonders der Reformations-Periode, welche für sein Leben seine eigentliche Heimat bildete, und die ihm so schöne Leistungen verdankt. In seiner Vorliebe für diese Periode, welche übrigens auch unwillkürlich auf seine religiöse Richtung einwirkte, ward er durch seinen Oheim, früher sein Lehrer, Ernst Günther Förstemann, der sich durch kirchenhistorische Abhandlungen einen Namen gemacht, bestärkt. Von 1820—30 arbeitete er gleichzeitig unter Wilken als Gehülfe an der königlichen Bibliothek. Im J. 1830 folgte er dem Rufe der Buchhändler Gebrüder Schwetschke in Halle, welche ihm die Redaction des von Bretschneider besorgten „Corpus reformatorum" übertrugen. Förstemann trat jedoch zum großen Bedauern der Freunde der Literatur jenes Zeitalters noch vor Vollendung des ersten Bandes zurück, weil er mit der Absicht hinzugetreten war, in dieses Unternehmen die reichen Notizen, welche er über die Thatsachen und die Männer der Reformationszeit gesammelt hatte niederzulegen, was an der persönlichen Ansicht und Rücksicht des Herausgebers und der Verleger scheiterte. Förstemann ging von jetzt ab seinen Weg allein, aber mit dem ungetheilten Beifall nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslandes, wovon die vielen Beweise der ihm gewordenen Anerkennung zeugen.*) Die Kenntniß des Reformationszeitalters ist durch ihn bedeutend gefördert worden, und sein „Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstags zu Augsburg im J. 1530", heißt es mit Recht, wird ein classisches Werk bleiben. Wegen der übrigen kleinern, immer aber werthvollen literarischen Arbeiten Förstemann's auf diesem Gebiete dürfen wir auf das den Nekrolog beschließende Verzeichniß verweisen. So manche Entwürfe welche Förstemann bei längerm Leben ausgeführt hätte unterbrach der Tod; dahin gehörte eine deutsche Uebersetzung des Lebens Luther's von Melanchthon, von welchem er den lateinischen Text neu herausgegeben hatte, mit literarhistorischen Anmerkungen, in Gemeinschaft mit seinem Freunde dem Pastor Hessenmüller in Braunschweig (welchem wir diese Mittheilungen verdanken und der dieses Unternehmen künftig allein auszuführen verspricht). Ferner war es ein Lieblingsgedanke Förstemann's die Lebensgeschichte Münzer's zu bearbeiten, wozu er im „Neuen Urkundenbuche" bereits tüchtige Materialien geliefert hat. Auch hatte man von ihm eine Bereicherung der Panzer'schen „Annalen" zu erwarten. Es ist schon bemerkt worden, daß Förstemann nicht blos als Gelehrter, sondern zugleich mit seinem ganzen Geist und Gemüth in dem großen Jahrhundert lebte welchem er seine Kräfte widmete. Wer so mit ganzer Seele in die Vergangenheit sich vertieft, bringt auch einen lebenswarmen Sinn für die Gegenwart und Zukunft mit zurück. In dieser Beziehung sind seine Ansichten über die Entwickelung des Protestantismus in der Zukunft, welche er in dem Vorworte zum „Neuen Urkundenbuche" niederlegte, beherzigenswerth. „Dahin", schrieb er dort, „führt vielleicht der ausgebrochene Kampf, daß eine größere, eine wärmere und zugleich werkthätigere Theilnahme an einer neu auflebenden Kirche hervortritt, daß deren Stellung der Wahrheit gemäß vollständiger gewürdigt und geordnet wird. Es dürfte überhaupt wol an der Zeit sein mit dem Christenthum mehr Ernst zu machen, und dasselbe nicht blos als ein theoretisches und dogmatisches System in Betracht kommen zu lassen. Daß auf diesem Wege, wenn er richtig verfolgt wird, viele sociale Probleme gelöst, und manche sociale Gestaltungen modificirt werden, ist kaum zu bezweifeln. Die ersten Gründer des Protestantismus und seiner kirchlichen Einrichtung haben, von Begeisterung erfüllt, von augenblicklichem Drange getrieben, einer göttlichen Eingebung nachgegeben; sie haben völlig nur seine Wahrheit verkündet; ebenso haben sie für die kirchlichen Einrichtungen in unbefangener Begeisterung gehandelt. In ihren Werken liegt der substantielle Kern in noch nicht hinreichend klar entwickelter Unmittelbarkeit; sie rangen noch mit der Form. Es bedarf nun, wie mir scheint, einer consequenten Entwickelung des richtig ermittelten Gehalts der erstern und spätern Reformatoren...."

Was endlich von Förstemann's Dienstfertigkeit gegen literarische Wünsche und Anfoderungen Anderer gerühmt wird, werden mit dem Ref. gewiß Viele dankbar bekräftigen.

51.

*) Förstemann ward 1835 Custos der mit der Universitäts-Bibliothek verbundenen von Ponickau'schen Bibliothek; 1844 im Juli ward er zum Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek zu Halle und im November desselben Jahres zum Professor ernannt.

Noch ein Wort über Lamartine.

Hätte Lamartine in seiner „Histoire des Girondins" kein anderes Verdienst, ihm bliebe der Ruhm seinen Zeitgenossen ein wahres Bild der furchtbaren Revolutionszeit von 1793—94 vorgeführt zu haben, welches andere Schriftsteller mit sophistischer Kunst zu verschönern, oder wenigstens durch Noth der Umstände zu entschuldigen suchen. Zwar auch er verhüllt die Verworfenheit Robespierre's, leiht ihm einigen Anflug milderer Gesinnung, nennt als erste Ursache alles Geschehenen das Volk, während doch Wohlfahrtsausschuß, Revolutionstribunal und Gemeinderath Thäter und Werkzeuge waren, verweist auf die Nothwendigkeit eine gewonnene demagogische Macht durch stets neue Reize, Hinrichtungen, Verschwörungsschrecken, Feier des höchsten Wesens, aufrecht zu erhalten; allein in der Erzählung des Geschehenen selbst herrscht keine Verringerung des Eindrucks, vielmehr wird dieser durch lebendige Schilderung der Persönlichkeiten, durch Ausführlichkeit des Einzelnen bei dem Tode des Königs, der Königin, Frau Elisabeth, Vergniaud, Frau Roland, Danton, Camille Desmoulins u. A. erhöht. Eine feindliche Einwirkung Englands auf damalige Zustände und deren fortgesetzte Anregung zu Gewaltsamkeiten, wie wol bei andern Revolutionsschriftstellern, wird gar nicht erwähnt. Man hat gesagt, Lamartine's Darstellung sei unhistorisch, und meint damit jenes Ausmalen von Scenen welches einem Romanschriftsteller angemessener scheinen könnte als dem Geschichtsvortrage; allein wo steht geschrieben, daß dieser nur eine trockene Verzeichnung der Begebenheiten sein solle? Allerdings ließe sich bei manchen Angaben von Gesprächen und vertrauten Aeußerungen fragen: Woher hast du Dies? Jedoch können dem Verf. mündliche Ueberlieferungen bekannt sein, und Vieles stützt sich auf Briefe und nachgelassene Papiere. Vollständige Ausführung eines Gemäldes gereicht nicht zum Tadel, vielmehr wird die Anschaulichkeit dadurch erhöht, nach welcher jede geschichtliche Darstellung streben muß. Nicht in rednerischer Weise schreibt Lamartine, sondern in feiner gebildeter Sprachwendung, in geistreichen Gegensätzen, gemischt mit psychologischen und politischen Bemerkungen, deren andere Historiker sich lieber enthalten. Sie für sich machen ein Geschichtsbuch nicht unhistorisch, wenn auch für manche Leser störend oder überflüssig. Zudem ist der Zeitraum von wenigen Jahren klein, und dadurch zur Vollständigkeit eines davon handelnden Werks das Eingehen in die größten Einzelheiten gerechtfertigt. Gedenkt man auch, daß ein Dichter es geschrieben, und gewiß seiner Neigung zu lyrischen Ergüssen und Abschweifungen Einhalt gethan, so verdient seine Enthaltsamkeit Lob, ja selbst ein Schimmer von Poesie darf rühmlich die edle Prosa durchglänzen. Größter Tadel trifft vielleicht den Schluß des Werks, eine zusammengefaßte Beurtheilung Robespierre's, die gesucht, parteiisch, und zum Theil abgeschmackt erscheint.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 121. —— 30. April 1848.

Die Bücher vom Erzherzog Karl.

(Beschluß aus Nr. 120.)

Abweichend von solchen dichterischen Ausstattungen führt Hr. Groß-Hoffinger seine Leser in das Gebiet der höhern Politik und zu den innersten Geheimnissen des Hauses Oestreich; denn solche Dinge liegen ja den heutigen Publicisten klar wie der Tag vor Augen. Das geschieht nun besonders bei drei Gelegenheiten. Zuerst war die Zeit von 1800—5 der wichtigste Abschnitt in der Geschichte Karl's; aber „sie ist niemals bekannt geworden, denn sie gestaltete sich nur in der Intimität des wiener Hofs", und es fehlt an zuverlässigen Aufzeichnungen aus jener Zeit, zu denen sich auch Niemand berufen fühlen mochte. Und doch spricht Hr. Groß-Hoffinger auf beinahe 20 Seiten über diese Verhältnisse, oder vielmehr er läßt einen ebenso langen Brief von Gentz abdrucken, als Beweis, daß der Erzherzog stets im Kampfe gegen den unzeitigen Patriotismus, gegen einen Krieg mit Frankreich, und gegen die rastlosen Umtriebe Englands gelebt hat. Wir bemerken nur, daß in Adair's „Denkschriften über den wiener Hof" in jener Zeit des Erzherzogs Karl niemals Erwähnung geschehen ist. Zum zweiten wird aus derselben Quelle und mit Benutzung Hormayr'scher Nachrichten die Geschichte des Jahres 1809 erzählt. Hier fußt allerdings unser Verf. auf einem sichern Boden; denn seine nur gerade nicht neuen Mittheilungen über die wiener Verhältnisse zeigen auf der einen Seite die entschiedene Kriegspartei der Stadion, Stutterheim's, Gentz', Baldacci's u. A., während Cobenzl, Thugut, Ligne den Kaiser vor einem Kriege mit Frankreich warnten. Dieser Ansicht sei auch der Erzherzog Karl gewesen, der deshalb in Unfrieden mit dem Kaiser und dem Erzherzog Johann gelebt habe, von denen der Letztere von Hormayr und Gentz ganz umgarnt gewesen sei, und überhaupt am wiener Hofe fast dieselbe Rolle gespielt habe wie einige Jahre früher in Berlin der Prinz Ludwig Ferdinand — eine Parallele, auf die sich unser Verf. nicht wenig einbilden mag. Sind also nun in diesem Theile seiner Erzählung die Thatsachen im Allgemeinen richtig, so leiden doch die daraus gezogenen Schlüsse an allerhand Falschheit, und zeugen von großer Kühnheit, vor der sich in ähnlichen Fällen andere gut unterrichtete Schriftsteller, z. B. Böttiger im siebenten Bande seiner „Weltgeschichte in Biographien", in Acht genommen haben. In Bezug auf den Erzherzog Karl sei nur noch aus unserm Buche erwähnt, daß er die „aristokratischen" Maßregeln des Grafen Stadion, die ihn „zur Verachtung der niedrigen Schicksale der tiroler Bauern verleiteten" (!), und die Fanatisirung des Landes Tirol durchaus gemisbilligt habe, daß er dafür den Volksgeist in der Armee thätig wissen wollte, daß er mit dem großen Feldherrn des Jahrhunderts die Hütten der Bauern (!) geachtet habe, und ihren Frieden auch mitten im Kriege zu bewahren befohlen hat — mit Einem Worte, Karl war der Geist der Verneinung, und zog den Degen mit Unmuth in diesem Kriege. Weit richtiger hat Hr. Duller diese Verhältnisse aufgefaßt. Der Erzherzog stand zwischen der Kriegs- und Friedenspartei, er war nicht der Mann den Krieg zu scheuen, aber er hatte in allem Glanze der Siege doch stets Auge und Herz offen behalten um die traurigen Folgen derselben zu sehen. Im J. 1809 erwog er wohl, daß seine Rüstungen noch nicht vollendet, daß der neue Geist im Heere noch nicht hinlänglich Wurzel geschlagen hatte; er konnte billig und ohne in den Verdacht der Furchtsamkeit zu gerathen Anstand nehmen mit seinen Mitteln sich der großen Macht Napoleon's gegenüberzustellen. Andererseits aber fühlte er auch wieder, daß die Ehre, die Sicherheit, die Existenz des Staats gefährdet waren, daß der Gegner immer beleidigender, die Sprache der französischen Blätter stets verletzender wurde, und daß es kaum möglich war einen Entscheidungskampf zu vermeiden. Das hat Hr. Schneidawind würdig und einfach, wie es sich für ein Volksbuch ziemt, dargestellt, und unter solchen Bezügen erscheint der Brief des Generals Grüne an den Grafen Stadion in einem ganz andern Lichte als in welchem Hr. Groß-Hoffinger ihn will erscheinen lassen. Mag also immerhin, wie der Letztere sagt, des Erzherzogs Gottheit der Friede gewesen sein, so kannte er auch noch eine andere Gottheit: Das war die Ehre seines Landes und seines Hauses, die ihm gebot eher das Aeußerste zu wagen als mit Schande unter die Befehle des übermüthigen Kaisers der Franzosen herabzusinken. Denn auch die Friedensliebe hat ihre Grenzen und das Heldenthum solcher Feldherren wie der Erz-

herzog, wie Prinz Eugen, wie der General Diebitsch gewesen sind, erhält eine um so größere Macht und Bedeutung jenen Feldherren gegenüber die wie Napoleon und seine Marschälle nur nach kriegerischer gloire (daneben auch nach Schätzen) strebten, und ihren neuesten Bewunderer an dem würtembergischen General Bismark gefunden haben.

Die dritte der politischen Ausführungen betrifft das Nichterscheinen des Erzherzogs an der Spitze der östreichischen Streitkräfte im J. 1813, dessen die Herren Duller und Schneidawind allerdings fast zu kurz, aber sich bescheidend nicht völlig unterrichtet zu sein, gedacht haben. Ganz anders aber Hr. Groß-Hoffinger. Mit Begierde hat er die einschlägigen Aeußerungen Hormayr's („Lebensbilder", II, 430—434) erfaßt und, obschon er sonst diesem Schriftsteller als dem Zöglinge der Thugut'schen Schule Machiavellistische Ideen, Mundfertigkeit und andere unrühmliche Eigenschaften beigelegt hat, so findet er es doch ganz zweckmäßig eine Variation über dies Thema seinen Lesern vorzulegen. Der langen Rede kurzer Sinn ist: daß im östreichischen Kaiserhause ein vieljähriger Zwiespalt und Familienstreit geherrscht habe, daß der Kaiser Franz ein unsichtbares (?) Ministerium um sich geduldet hätte, und daß durch dasselbe ihm der Erzherzog Karl als ein „französisch-deutsch Gesinnter" verdächtigt worden sei, daß durch diese übeln Erfahrungen verstimmt und eingeschüchtert der Erzherzog in verhängnißvollen Augenblicken nicht die volle Energie seines Charakters entfaltet habe, daß endlich aber dies Ministerium (Namen nennt unser Verf. nicht) die Erzherzoge von der Leitung der Staatsangelegenheiten entfernt, und auch den Erzherzog Karl von der Uebernahme des Feldherrnamts ausgeschlossen habe; der Kaiser aber sei sich in seiner brüderlichen Gesinnung treu geblieben, was, wie der Verf. richtig bemerkt hat, ein Beweis dafür ist, daß sein Argwohn niemals zu einem Urtheile gediehen war. In ähnlicher Weise habe eine große Meinungsverschiedenheit zwischen dem „romantisch-ritterlichen, ehrgeizigen" Erzherzog Johann und dem „trocken materiellen, verständigen, besonnenen" Karl stattgefunden, während Beide zusammen, jedoch Jeder für sich, Gegner der blos conservativen Tendenz der östreichischen Politik unter Franz geblieben wären, und daher auch jeder Einmischung in Staatshändel fremd. Diese ruhten in der Hand des Fürsten Metternich, dessen Verdienst es sei dem wiener Cabinet einen imposanten Charakter der Selbständigkeit verliehen zu haben.

Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen über diese mit größter Sicherheit vorgetragenen diplomatischen Aufschlüsse, deren Verfasser am Ende doch ehrlich genug ist zu bekennen, daß die Thatsachen noch lange nicht genug gesichtet und ermittelt wären um ein geschichtlich sicheres Urtheil abzugeben. Wozu also diese vielen Worte? Es ist ein wahres Unglück für echte historische Belehrung oder Aufklärung, wenn dergleichen Dinge ohne allen urkundlichen Beweis oder ohne das Zeugniß vertrauter und unterrichteter Personen in die Welt geschleudert werden. Bei Hrn. Groß-Hoffinger aber werden beide Arten von Belegen durchaus vermißt.

Hiernach kehren wir zu Hrn. Duller und auf den festern Boden der Thatsachen zurück. Unter diesen verdient es Anerkennung, daß er auch die tapfern Waffengefährten des Erzherzogs, einen Clerfayt, Latour, Wurmser, Hiller, Bellegarde, Schwarzenberg (unter Anderm die Beschreibung seines glänzenden Reitersiegs bei Cateau am 26. April 1794), Wimpffen, Mayer, Johann Liechtenstein u. A. nach Verdienst belobt, und durch die beigefügten Bildnisse seinem Buche einen höhern Anspruch darauf gegeben hat ein Volksbuch zu werden. Denn die Bilder unserer wackern deutschen Kriegsmänner haben ein weit größeres Recht unter dem Volke verbreitet zu sein als die der französischen Marschälle, und wir haben es daher in Nr. 339 d. Bl. f. 1847 bei Sommer's „Völkerschlacht bei Leipzig im J. 1813" rügen müssen, daß hier gerade das verkehrte Verhältniß eingetreten war. Da wir einmal von dieser künstlerischen Ausstattung reden, so erwähnen wir noch, daß auch die Bildnisse der Mitglieder der kaiserlichen Familie sich durch Aehnlichkeit auszeichnen, daß wir gern den Erzherzog Karl in verschiedenen Lebensaltern gefunden haben, und daß auch die drei örtlichen Darstellungen aus der Schlacht bei Aspern gut gewählt sind. Endlich hat die Unparteilichkeit des Hrn. Duller auch die berühmten Gegner des Erzherzogs, einen Pichegru, Moreau, Napoleon, nicht auslassen wollen.

Auffallend kurz ist nun im Verhältniß zu den übrigen Thaten des Erzherzogs bei allen drei Verfassern die Geschichte seiner stillen Zurückgezogenheit seit dem Jahre 1814 behandelt, welche, da sie doch leicht die glücklichsten Jahre von Karl's Leben in sich schließt, der möglichsten Ausführlichkeit vollkommen würdig gewesen wäre. Wir wissen nicht, ob Dies aus Mangel an Stoff oder aus Eilfertigkeit, um zum Ende zu kommen, geschehen ist. Das Erste dürfen wir kaum annehmen, denn bei einiger Sorgsamkeit und aufgewendeten Mühe konnte es nicht schwer fallen in Wien verbürgte Nachrichten und Züge aus dem Stillleben des Erzherzogs zu erfahren. So wird uns nur das Allgemeinste überliefert, selbst jener gemüthliche Brief den der Erzherzog am 10. Febr. 1846 an einen Bürger im jülicher Lande schrieb, und andere Einzelheiten welche der Nekrolog im „Morgenblatt" (1846, Nr. 129—132) enthielt, sind unberücksichtigt geblieben. Das eheliche Glück welches der Erzherzog Karl an der Seite seiner liebenswürdigen Gemahlin Henriette von Nassau, deren Bildniß eine der schönsten Zierden der Duller'schen Illustrationen ausmacht, genossen hat, ist von den Herren Duller und Schneidawind würdig und antheilvoll geschildert; aber nur Hr. Groß-Hoffinger hat — und wir vermuthen aus jenem Aufsatze im „Morgenblatt" — die schöne Antwort des Kaisers Franz vor dem Begräbnisse der Fürstin erwähnt, jedoch nicht vollständig. Denn als am kaiserlichen Hofe Zweifel laut geworden waren, ob die Leiche der protestantischen Erzherzogin in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern bei-

gesetzt werden dürfte, da entschied Kaiser Franz: „Sie hat unter uns mit Liebe gelebt, sie soll auch unter uns mit Liebe schlafen." Die vor der Beerdigung an dem Sarge mitten in der kaiserlichen Burg gehaltene Trauerrede des evangelischen Superintendenten Hausknecht scheint allen drei Verfassern unbekannt geblieben zu sein. Und doch war diese am 31. Dec. 1829 gesprochene Rede ein so schönes Muster einer edeln, einfachen geistlichen Beredtsamkeit und dabei ein so inniges, tiefes Zeugniß für die verstorbene Fürstin, daß sie sofort in Wien gedruckt und in vielen Hunderten von Exemplaren verkauft und versendet worden ist. Wir erhielten damals aus der Hand eines angesehenen Katholiken ein solches Exemplar und glauben eine Stelle aus demselben hier zur Charakteristik der Erzherzogin einschalten zu dürfen. Nach einer schönen Schilderung der allgemeinen Trauer, und der besondern des edeln Erzherzogs, der „einst heldenmüthig kämpfte für das Vaterland, und nun heldenmüthig kämpft mit dem eigenen Schmerze", fuhr der Redner fort:

Und eben diese Trauer ist auch das rührendste und sprechendste Denkmal jener Tugenden und Seelengröße womit sie der Allmächtige schmückte in den Tagen ihres Erdenlebens, und nicht meiner Worte bedarf es um ihren Werth, um unsern Verlust zu verkündigen, wiewol sie mir es oft vergönnte in die Tiefen ihres Gemüths zu blicken, daß ich, mit frohem Staunen und heißem Danke gegen Gott, einen Reichthum von Milde und Demuth, von Güte und Frömmigkeit gewahrte, ach! so überschwenglich und so groß wie er sich nur selten in der Brust eines Sterblichen finden mag.

Je weniger von den evangelischen Predigern Oestreichs im protestantischen Deutschland bekannt ist, um so mehr verdient diese Trauerrede eine größere Aufmerksamkeit und die Aufnahme in eine Mustersammlung geistlicher Vorträge.

Hr. Schneidawind beschließt sein Buch mit folgenden Worten, denen wir gern beistimmen:

Wir wollen sein Andenken heilig halten, es unsern Enkeln vererben, und immer ihnen sagen was wir tief empfunden bei seinem Grabe, während die Fahnen die er zum Siege geführt über seine Gruft sich neigten, und die Geschütze den letzten Gruß dem Feldherrn zuriefen; wir wollen ihnen nachrufen: „Seht, hier ist ein Held zur Ruhe gegangen, der nicht wie Andere den Löwentheil des Glücks an sich gerissen — — ein Held der auch gelitten und geduldet hat mit seinem Volke."

17.

Bibliographie.

Die Akademie. Philosophisches Taschenbuch. Herausgegeben von A. Ruge. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bernays, J., Schief-Levinche mit seiner Kalle oder Polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman nebst Vorrede. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. 5ter Band. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Denkwürdigkeiten über Italien, von General W. Pepe. Mit einer Einleitung: Uebersicht der italienischen Memoirenliteratur. 1ster Theil. Zürich, Schultheß. Br. gr. 8. 1 Thlr.

Bode, H., Madonna. Schauspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Sibyllinische Bücher aus Oestreich. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Thlr.

Central-Archiv für das Gewerbe-, Handels- und Finanzwesen. Herausgegeben von A. Schneer. 1ster Band. — A. u. d. T.: Actenstücke betreffend die Differential-Zoll-Frage. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dahlmann, F. C., Geschichte der englischen Revolution. 5te, verbesserte Auflage. Mit dem Bildniß J. Hampden's. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Devrient, E., Dramatische und dramaturgische Schriften. 5ter bis 7ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Drei Bände. Leipzig, Weber. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Dorguth, J., Die Welt als Einheit, ein philosophisches Lehrgedicht, mit Rückblick auf Alexander v. Humboldt's Kosmos, mit einer Einleitung und einem Anhange. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 6 Ngr.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 5ter Band. — A. u. d. T.: Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibniz'schen Philosophie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 11te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Chronik des Jahres 1848. Darstellung der wichtigsten Zeitereignisse, politischen, socialen und finanziellen Zustände; Charakteristiken und Biographien berühmter Zeitgenossen. Für Jedermann. In zwanglosen Lieferungen. 1stes und 2tes Heft: Die Revolution in Frankreich. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. à 3 Ngr.

Herdegen, C., Württembergs Staats-Haushalt, in übersichtlicher Darstellung geschichtlich und kritisch erläutert. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hölty's Gedichte. Mit 48 Vignetten, erfunden und radirt von G. Schlick, und chemitypirt von C. Piil. Leipzig, Engelmann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahrbuch Schleswig-Holsteinischer Dichter. Herausgegeben von C. Wagner. 1ster Jahrgang. Mit F. Hebbel's Bildniß. Schleswig, Bruhn. Gr. 12. 1 Thlr.

Justus Feminis, Ambiseria, das Land der entjochten Frauen. Lustspiel in vier Aufzügen. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 16. 1 Thlr.

Kleudgen, W. F. v., Dichtungen. 2te, geistliche Abtheilung. Eisenach, Kühn. 1847. Gr. 16. 6 Ngr.

Kottenkamp, F., Die neuesten Weltbegebenheiten. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 1ster Theil: Die Pariser Ereignisse vom Februar 1848 mit Rückblick auf die Veranlassung derselben. Stuttgart, Scheible, Rieger u. Sattler. 8. 5 Ngr.

Kübler, J. J., Trenmor der Zerstörer des Druidenreichs. Großes historisches Schauspiel in vier Aufzügen mit Chören. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner, älter. 8. 18 Ngr.

Drei Lebenswege. Eine Erzählung für alle Stände. Frei aus dem Englischen übersetzt. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner, älter. Gr. 16. 9 Ngr.

Lochner, G. W. K., Die französische Revolution vom ersten Ausbruch bis zur weitesten Ausdehnung von 1789—1807. Nürnberg, F. Campe. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Unsere junge Mädchenwelt. Eine Galerie lebender Bilder von J. M. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 25 Ngr.

Mörike, E., Gedichte. 2te, vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Mühlbach, E. A. v., Gedichte. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 2 Thlr.

Otto, C. (pseudon.: Carl Otto Reventlow), Praktisches Lehrbuch der Mnemotechnik oder Gedächtnisskunst. Ungefähr 9000 Anwendungen auf die verschiedenen Schuldisciplinen enthaltend. 2te völlig umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Cotta. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Philippson, L., Die Religion der Gesellschaft und die Entwickelung der Menschheit zu ihr, dargestellt in 10 Vorlesungen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 24 Ngr.

Schafarik, P. J., Kurze Uebersicht der ältesten kirchen-slawischen Literatur. Leipzig, Slawische Buchhandlung. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. 7ter und letzter Band. 1ste Abtheilung. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 3 Thlr.

Schubert, F. W., Die Zeichen der Zeit. Gedanken über die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche. Mit Berücksichtigung der freien Gemeinden. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 21 Ngr.

Schwab, G., Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. v. Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen. 3te neu vermehrte Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Simonyi, L. v., Geschichte der lombardischen und venezianischen Städte seit dem Congresse von Pontida bis zum J. 1420, jener Mantuas bis 1708, oder Geschichte ihrer Selbstherrschaft bis zur Vereinigung mit Mailand und Venedig. Mailand 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soldatensinn der neuesten Zeit. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Stahr, A., Ein Jahr in Italien. 2ter Band. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 Thlr.

Starklof, L., Just Ulrik Jerndorff. Ein Karakterbild. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Vincas, H., Das neunzehnte Jahrhundert in seiner vorherrschenden Hinneigung zur Natur-Religion. Oldenburg, Schulze. 8. 15 Ngr.

Wirth, M., Die Flucht von der Harzburg. Eine historische Novelle aus dem Leben Kaiser Heinrichs IV. Konstanz, Meck. 8. 20 Ngr.

Die neue Zeit. Supplemente zu Wigand's Conversations-Lexikon. Herausgegeben von den ausgezeichnetsten Gelehrten und Publicisten Deutschlands. 1stes Heft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Adieu der Minister, oder: das neue Lied von der Abdankung. Leipzig, Naumburg. 1 Bl. in 8. 1 Ngr.

Eines alten Amerikaners Gedanken über Erziehung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ammann, F., Das Grund-Uebel der Schweiz auf kirchlichem Gebiete zur Warnung für seine Miteidgenossen dargestellt. Offenbach. Gr. 12. 8 Ngr.

Blum, R., Die Stellung der Soldaten in Deutschland. Rede gehalten zu Leipzig den 6. März 1848. Leipzig, Hoßfeld. Gr. 8. 1 Ngr.

Böhner, A. N., Wir rühmen uns auch der Trübsale. Trost-Predigt gehalten während des Krieges der schweizerischen Eidgenossenschaft gegen den Sonderbund. Zürich, Hanke. 8. 3 Ngr.

Böttcher, F., Offene Mittheilungen auf Anlaß der neuesten Gymnasial-Verordnungen eines Hohen Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts im Königreich Sachsen. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 10 Ngr.

Brennglas, A., Berlin wie es ist und — trinkt. 28stes Heft: Eine Volks-Jury in Berlin. Mit 1 colorirten Titelkupfer. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Diesterweg, F. A. W., Confessioneller Religionsunterricht in den Schulen oder nicht? Ein Votum, seinen Mitbürgern zur Ueberlegung und Besprechung empfohlen. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 6 Ngr.

Droysen, J. G., Die gemeinsame Verfassung für Dänemark und Schleswig-Holstein. Eine deutsche Frage. 2te Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, oder: Kann ein lutherischer Christ zur unirten Kirche gehören? Leipzig, Dörffling und Franke. Gr. 8. 1½ Ngr.

Freese, W. L., Der Parteikampf der Reichen und der Armen in Athen zur Zeit der Demokratie. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 15 Ngr.

Der bewaffnete Friede. Ein Wort an das preußische Volk. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 1½ Ngr.

Guttek, J., Frankreichs dritte Revolution. Eine übersichtliche Darstellung der Februar-Ereignisse in Frankreich nebst einer geschichtlichen Einleitung. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Held, [Tagesgeschichte 1ster Band, 5tes Heft:] Die Pariser Revolution vom Februar 1848. Leipzig, Hartknoch. 8. 10 Ngr.

Das Heraneilen der zweiten Zukunft des Herrn zur Gründung des tausendjährigen Reiches. Dargestellt nach den Weissagungen der heiligen Schrift und den Zeichen unserer Zeit. Zürich, Hanke. 1847. 8. 3 Ngr.

Kalisch, M., Das Verhältniß der jüdischen Gemeinde zu den Reform-Genossenschaften nach den Kultusbestimmungen des Gesetzes vom 23. Juli 1847. Ein offenes Sendschreiben. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kam'rad halte fest an Ehre. 1 Blatt in gr. 8. Leipzig, Naumburg. 1 Ngr.

Lacordaire, H. D., Leichenrede auf Daniel O'Connell gehalten in Paris am 10. Februar 1848. Aus dem Französischen von W. Reithmeier. München, Kaiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Langenschwarz, M., An Fürst Metternich. Leipzig, Wienbrack. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Die Zeit im Wochenbette. Eine populäre Entbindungsgeschichte. Leipzig, Wienbrack. 8. 7½ Ngr.

Loewenthal, M., Das Ewig-Bestehende im Judenthum. Predigt, gehalten zu Stockholm am 2. Tage des Hüttenfestes 5608. Stockholm, Bonnier. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Marschall v. Bieberstein, Rede über die neuesten Zeitereignisse sowie einige Ursachen und Abhilfsmittel des Nothstandes gehalten im Gymnasialverein zu Dresden den 6. März 1848. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 4 Ngr.

Mayers, J., Die Lehre von der Dreieinigkeit, dargestellt in einer Predigt, gehalten den 30. Mai 1847 zu Zürich. Aus dem Englischen übertragen. Zürich, Hanke. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Metternich-Galopp. 1 Blatt in gr. 8. Leipzig, Naumburg. 1 Ngr.

Mezger, G. K., Welcher Partei gehören wir an? Eine Rede über die Sache des Fortschritts auf dem Gebiete der Kirche und Schule gehalten zu Augsburg am 28. Aug. 1847. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Das Pferdefleischessen. Meurs, Dolle. 12. 2½ Ngr.

Pimpel, D., Frankreich's Staatsumwälzung. Eine Unterhaltung zwischen Eisele — Beisele — Buffey — und Nante auf dem Berliner Omnibus. Berlin, Braune. 8. 1 Ngr.

Altenburger Politik. 1 Blatt in gr. 8. Leipzig, Naumburg. 1 Ngr.

Portfolio. Actenstücke zur Geschichte und Charakteristik unserer Zeit. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. — Le Portefeuille. Collection de documents pour servir à l'histoire contemporaine. Tom I. Livraison 1 et 2. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. à 15 Ngr.

Der beste Rath für Oesterreich. Mit Bezugnahme auf die Schrift: „Guter Rath für Oesterreich." Leipzig, Köhler. 8. 5 Ngr.

Das Recht und die Pflicht des teutschen Volks den souverainen teutschen Fürsten gegenüber. Leipzig, Grunow. 8. 7½ Ngr.

Roth, Die Frage der Bundes-Revision erläutert. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 11 Ngr.

Scheidtmann, G., Der Communismus und das Proletariat. Leipzig, Jurany. 8. 15 Ngr.

Semmig, H., Sachsen! Was thut Roth und was thut Blum? Ein offenes Wort. Leipzig. Gr. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 122. —— 1. Mai 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Zur Geschichte des Proletariats.

Die Proletarier. Eine historische Denkschrift von Heinrich Wilhelm Bensen. Stuttgart, Franckh. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Erster Artikel.

Die Proletarier des Alterthums und des Mittelalters.

Die Geschichtschreibung wie wir sie kennen und wie sie sich zu einer Kunst und Wissenschaft ausgebildet hat ist bisher auch darin ein treuer Spiegel der Geschichte gewesen, daß sie sich wie diese weniger an die ungeheuern, niedrigen Massen als an die hervorragenden Persönlichkeiten der Geschichte gehalten hat, daß sie mehr und genauer die großartigen Krisen des feinen Blut- und Nervenlebens der Menschheit als die zähe, unausgebildete, hundertfach und tausendfach verwahrlosete Amphibiennatur derselben untersucht hat. Der Geist im Allgemeinen und im Individuellen, Das ist die wunderbare Fahne unter welcher die Geschichte sowol als die Geschichtschreibung gleich kühn und siegreich fortgeschritten sind. Indem man sich im Processe der Gattung zu bewegen glaubte, erschien ein Studium der Massen als überflüssig. Eine Geschichtschreibung vom Standpunkte der Massen, des Proletariats würde die ganze bisherige Geschichtschreibung umstürzen müssen, und nicht blos die Geschichtschreibung, sondern auch die Geschichte selbst. Das Proletariat, die Massen an die Spitze der Geschichte stellen heißt jedenfalls: die Geschichte wie sie ist und wie sie sich ausgebildet hat corrumpiren, heißt den Geist der Geschichte wie er sich in Tausenden von Jahren darstellt leugnen.

Die Massen zum Hauptfactor der Geschichte zu machen und sie als solchen historisch nachzuweisen wird aber auch zur Unmöglichkeit. Wo ist ein Zeugniß vom Leben der wüsten Massen welche Asien überbreitet haben, welche mit Xerxes gegen Griechenland zogen? Fällt irgend ein geschichtlicher Glanz auf die Massen welche mit Alexander nach Indien zogen, überstrahlt nicht der Eine Alexander sie Alle, die vielen Tausende? Die Massen als solche sind bisher atomistisch, sie haben als solche bisher keinen unmittelbaren Antheil an der Geschichte gehabt und führten als solche ein reines Thierleben. Da wo sie in die Geschichte eintreten und Zeugniß von ihrem Dasein ablegen, erheben sie sich schon eben dadurch über die eigentlichen wüsten und gestaltlosen Massen, welche hinter ihnen stehen und in Nichts versinken wie sie aus dem Nichts entstanden. Wenn man deshalb eine Geschichtsdarstellung der Massen so verstehen wollte als eine Herrschaft der Massen über den Geist und das individuelle Leben in der Geschichte, so müßte ein solches Bemühen als vergeblich, roh und unhistorisch bezeichnet werden.

Nun aber darf es nicht geleugnet werden, daß die Geschichtschreibung sich bisher um das Loos und die Entwickelung der Massen beiweitem zu wenig bekümmert, ja nicht selten sogar eine gelehrte Verachtung gegen die Massen ausgesprochen hat. Dadurch erhält dann die Geschichtschreibung eine durchaus trügerische und supernaturalistische Färbung, und die Geschichte wird auf diese Weise nicht minder corrumpirt als wenn man die Herrschaft der Massen über den Geist an die Spitze derselben stellen wollte. Auf der einen Seite würde die Geschichte blos ein untergeordnetes Thierleben, auf der andern, zum Privatvergnügen gelehrter Historiker, ein beinahe körperloses Nervennetz; es fehlt auf beiden Seiten der großartige Organismus, welcher uns in der wirklichen Geschichte, wie sie jeden Tag, jede Stunde erzeugt wird, lebendig entgegenspringt.

Es bleibt hier weiter Nichts übrig als auf dem Wege gründlicher Studien eine Vermittelung zwischen den beiden gleich falschen Gegensätzen zu suchen und eine neue Geschichtsanschauung zu gewinnen. Das Verhältniß der großen Massen zur Geschichte muß untersucht und nachgewiesen werden, die Geschichte und ihre Dar-

stellung müssen aufhören göttlich zu sein und wieder menschlich werden. Wenn die Massen auch nicht der Hauptfactor der Geschichte gewesen, so ist doch mehr oder minder von ihnen eine passive oder active Betheiligung an der Geschichte ausgeübt worden, sie können nicht mehr verächtlich wie bisher ausgestoßen werden aus dem Leben der Menschheit, und sie dürfen wie in der Gegenwart, so auch in der Geschichte eine Berechtigung des Daseins und der geschichtlichen Entwickelung in Anspruch nehmen. Die Geschichte wird so auf eine breite und natürliche Basis zurückgeführt, aus dem sublimen Kampf der Ideen, von der dogmatischen Classification muß sie sich zurückwenden auf die langsamen Schmerzgeburten des Völkerlebens, auf die sieben dunkeln Nächte, welche so oft einem hellen Sterne zur Folie dienen mußten, auf die innere, nothwendige Einheit zwischen Geist und Masse, d. h. auf die Absorbirung der letztern durch die mühsame, aber immer schnellere Entwickelung des großen menschheitlichen Culturgedankens. Wie das sociale Princip der Gegenwart von dem Wunsche beseelt wird die Masse in ihrer alten, gemeinen Bedeutung zu vernichten, d. h. sie zu einer höhern freiern Stufe des Lebens zu entwickeln, so muß uns auch die Geschichtschreibung den Nachweis liefern, daß sich in den verachteten Zuständen der Masse immer der ganze Zustand der Zeiten in seiner tiefsten Tiefe und größten Ausdehnung gezeigt hat.

Als ein werthvoller Beitrag zu dieser neuen Seite der Geschichtschreibung muß das uns vorliegende Buch von Bensen angesehen werden. Es kann einem gründlichen Studium nicht genug empfohlen werden. Schon der Titel den Bensen gewählt gibt uns den Beweis wie richtig er die Aufgabe gefaßt hat welche er sich vorgenommen: er will uns nicht die Geschichte des Proletariats — also das Proletariat in einer besondern Geschichte —, sondern die Proletarier überhaupt in der Geschichte, den Einfluß der Massen auf die Geschichte und umgekehrt, darzustellen suchen. Daß Bensen mehr Specialskizzen gibt als eine allgemeine Entwickelung des Proletariats in der Geschichte, wird Derjenige zu würdigen wissen welcher selbst etwas Aehnliches gewollt hat und dabei sehen muß wie ungemein schwer es wird, in dem ungeheuern, wüsten, chaotischen Nebelmeer welches sich über der Geschichte des menschlichen Elends gelagert hat auch nur einige feste, sichere und lichte Punkte zu gewinnen.

Bensen beginnt mit einer Einleitung über das Wesen und die Natur des Proletariats. Eine schärfere Feststellung desselben wäre zu fodern. Wenn Bensen diejenigen Arbeiter Proletarier nennt „welche ihrem **Bestehen** und der **Größe** wie der **Dauer** ihres **Arbeitsertrags** nach ganz von der **Willkür** Anderer abhängen", so ist darin zwar eine Andeutung, aber nicht eine scharfe Feststellung des Proletariats gegeben. Bensen sucht durch diese Definition dem Proletariate allerdings eine tiefe, historische Basis zu geben, welche so weit geht „wie nur die Geschichte hinaufgreift"; aber es erscheint dadurch dann beinahe als eine natürliche, unumgängliche Nothwendigkeit in der Geschichte, während wir es doch unmöglich so auffassen können. Es ist von Bensen der Unterschied zwischen den Armen und Nichtbesitzern nicht fest genug gesondert worden, er hat den Begriff des Proletariats zu sehr verallgemeinert und ihn nicht so wie wir ihn kennen, als ein modernes Product, als eine eigenthümliche Form unsers, des christlich-germanischen Mittelalters, gesondert. Die Zustände in der alten Welt, welche Bensen mit großer Gründlichkeit darstellt, sind von Wichtigkeit für die Geschichte des menschlichen Elends, aber nicht für das eigentliche Proletariat selbst; dieses hat in denselben noch keine Begründung. Keiner von den Staaten des Alterthums hat ein Proletariat gehabt, ungeachtet der zahlreichen Sklaven und Armen. In Griechenland hatte das Armenwesen kaum eine Bedeutung, in Rom dagegen eine große, und wenn man sich über das Verhältniß der untern Classen in Rom unterrichtet, wie Livius von demselben spricht, so möchte man behaupten, daß hier eine ungeheure Aehnlichkeit sei mit den Zuständen der Gegenwart. Auch in Rom war die große Zahl der Nichtbesitzer immer bereit Revolutionen zu machen. Und doch ist zwischen den unserigen und den römischen Zuständen ein wesentlicher Unterschied. Es ist der, wie Stein ganz richtig gesagt hat, zwischen Armen und Nichtbesitzern. Jener hat nicht blos nichts Eigenes, sondern ist auch physisch außer Stande sich, selbst wollend, seinen Unterhalt zu erwerben. Dieser hat keinen Besitz, wol aber Arbeitskraft und den Willen sie anzuwenden. Der römische Arme ist bald das Erste, bald das Zweite, nur fehlt ihm absolut Eins: eben dieser Wille sich Etwas zu erwerben, wenn er nur könnte. So wie uns die Plebs der römischen Kaiserzeit entgegentritt, ist sie im eigentlichen Sinne des Worts eine Anhäufung von Taugenichtsen, die keine andere Lebensaufgabe haben als die auf Kosten des Staats zu leben und zu genießen. Das will der Proletarier nicht; er will arbeiten, gern, gut und viel, aber er will für seine Arbeit einen angemessenen Lohn, und das Misverhältniß zwischen seiner Anstrengung und seinem Erwerb ist eigentlich der erste und unmittelbarste Reiz zur Unzufriedenheit, und damit der Anstoß zum Gegensatze zwischen ihm und Denen die für wenig Mühe viel Gewinn haben, mehr aber noch gegen Die welche gar nicht arbeiten, aber dennoch die Freuden des Besitzes genießen können. Auf diese Weise scheidet sich das Proletariat unserer Zeit streng von allen ähnlichen Erscheinungen der alten Welt ab, wenn man nur nicht die Armen mit den Nichtbesitzern verwechselt, es gehört der neuen Geschichte an und in ihr entwickelt es sich. Dieses eigentliche Wesen des modernen Proletariats hätte von Bensen bestimmter hervorgehoben werden können. Wir wollen nun aber auf das eigentlich historische Material eingehen, welches von Bensen mit großem Fleiß und in zweckmäßiger Gruppirung geliefert wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Maria Luise von Orleans, Königin von Spanien.

Die Ereignisse der neuesten Zeit in Spanien und die Politik Ludwig Philipp's, der sie ihre verhängnißvolle Richtung verdanken, haben mit Recht der Gegenwart lebhafter als je die Vorgänge ins Gedächtniß gerufen welche vor nun bald zwei Jahrhunderten die Aufmerksamkeit Europas auf sich zogen und der staunenden Welt unter dem maßlosen Glanz und Prunk der Höfe einen Pfuhl der tiefsten Verworfenheit und entsetzlichsten Ruchlosigkeit enthüllten. Wenn auch was man heutzutage dort vorgehen sieht sich mehr in die mildern Sitten unserer Zeit gekleidet zu haben scheint, so ist die Sinnesart aus der dieses Wirrsal von Ränken und abgefeimten Schlichen hervorgeht im Wesentlichen dieselbe welche damals das diplomatische Räderwerk in Bewegung setzte, um koste was es wolle zum Ziele zu gelangen. In dieser Hinsicht bietet die Geschichte jener Tage mit der der unsern in vieler Hinsicht Vergleichungspunkte dar, daß es sich wol der Mühe lohnt das Bild der erstern, wenn auch nur in den kleinen Raum eines Medaillon gefaßt, dem Leser vorzuführen. Da die unermüdliche Geschichtsforschung unsers Zeitalters und die kritische Gabe der Sichtung des Wahren vom Unechten, die dasselbe auszeichnen, dafür Sorge getragen, daß die Thatsachen das Gepräge jener Zuverlässigkeit besitzen worauf die Geschichte Anspruch machen muß, so liegen in einem solchen Gemälde Jedem die tiefergreifenden Lehren ausgesprochen die vorzugsweise erwiesenen Thatsachen innewohnen.

Der Ahnherr des Hauses Orleans, welches in Ludwig Philipp den Thron Frankreichs bestiegen, war der zweite Sohn Ludwig's XIII. und der berühmten Anna von Oestreich, Philipp, Herzog von Orleans, den die Königin, wie seinen ältern Bruder, den nachmaligen Ludwig XIV., ihrem Gemahl geboren hatte nachdem zwischen dem königlichen Ehepaar nach einer vieljährigen Trennung eine Aussöhnung erfolgt war. Die seltsamen Umstände unter denen letztere zu Stande gekommen gaben schon zur Zeit der Geburt der beiden Prinzen, welche in jeder Hinsicht ganz verschiedengeartete Naturen waren, Anlaß zu ehrenrührigen Gerüchten, welche das Verhalten der Königin betrafen. Die Thatsache worauf die Lästerchronik sich stützte ist so weit geschichtlich, daß die Wiedervereinigung der beiden Gatten plötzlich und zwar auf das dringende Anliegen einer frühern Maitresse des Königs erfolgte, die dieser in einem Kloster aufgesucht, wohin sie sich zur Abbüßung ihrer Weltlust begeben hatte. Die böse Welt erblickte in diesem Schritte von Seiten der frühern Geliebten des Königs nur einen von dem Cardinal Mazarin, dem Günstling und vermutheten Geliebten der Königin, abgekarteten Anschlag, um die Königin selbst unter dem Deckmantel der ehelichen Wiedervereinigung der Schande vor der Welt zu entziehen. Es ward nämlich behauptet, der nach der Aussöhnung dem Könige geborene Prinz, welcher als Ludwig XIV. später die Welt mit seinem Rufe erfüllte, sei, mit Shakspeare zu sprechen, got in the lusty stealth of nature und Sohn des schlauen Italieners. Dieses Gerücht tauchte nach dem Edict von Nantes von neuem auf, als die verfolgten und verbannten Protestanten Frankreichs es in ihrem Interesse fanden ihrem Haß und Ingrimm gegen den Urheber dieser Verfolgungen in einer Flut von Libellen und Pasquillen Luft zu machen, die in dem freien Holland veröffentlicht wurden; in der ersten Französischen Revolution wurde die Lästergeschichte von den Angehörigen des Hauses Orleans aufs neue in Cours gesetzt und sogar nach Vertreibung der ältern Linie der Bourbons 1830 mußte sie einigen Sachwaltern der jüngern Linie, welche dem parceque das Recht vor dem quoique einräumten, als Beweis dienen, daß Ludwig Philipp der eigentliche rechtmäßige Erbe der französischen Krone sei und das Legitimitätsprincip eher gewahrt als verletzt in seiner Thronbesteigung erscheine. Geschichtlich ist, daß sowol Anna von Oestreich als ihr Vertrauter und Berather, der Cardinal, den zweitgeborenen Sohn, Philipp, auffallend zurücksetzten und vernachlässigten, und daß Mazarin dem Erzieher desselben die bestimmte Weisung gab die Erziehung dieses Prinzen sich leicht zu machen. „Was denken Sie", bemerkte er in dieser Beziehung einst unwillig gegen den Hofmeister, „daß Sie sich Mühe geben aus des Königs Bruder einen tüchtigen Mann zu machen? Sollte er klüger als der König werden, so würde er diesem nie den zur Ruhe seiner Staaten erfoderlichen Gehorsam leisten." Philipp's Mutter war der Erziehung ihres Zweitgeborenen zu männlichen Tugenden und Vorzügen nicht minder abhold wie der Cardinal; sie legte es darauf an ihn zu verweichlichen. Er ward in Mädchenkleider gesteckt und mußte unter den Zofen und den Schranzen des Hofs aufwachsen, wobei seine Mutter auf das ängstlichste darüber wachte, daß ihm Alles fern bleibe wodurch seine Willenskraft sich hätte entwickeln und seine Körperkraft ausbilden können.

Kaum war der also verwahrloste Prinz großjährig geworden, so vermählte man ihn mit der Tochter Karl's I., der berühmten Henriette von England. Sie war eine der schönsten Frauen ihres Zeitalters und spielte sowol am Hofe ihres Bruders, Karl's II., als nach ihrer Vermählung am französischen Hofe eine glänzende Rolle. Ludwig XIV., ihr Schwager, zeichnete sie auf unverholene Weise dergestalt aus, daß sowol seine eigene Gemahlin wie sein Bruder Philipp, ihr Gemahl, ein vertrauteres Verhältniß zu argwohnen begannen, und der Königin Mutter es ziemlich schwer fiel die erwachende Eifersucht Beider zu beschwichtigen. Ihrerseits hatte Henriette vollen Grund sich über das ungeregelte Leben des Herzogs zu beschweren. Sie that Schritte beim Könige um die Entfernung des Günstlings ihres Gemahls, des Chevalier de Lorraine, zu erwirken. Es gelang ihr; der Herzog gerieth darüber dermaßen in Wuth, daß er Hinterlist und Ränke aller Art aufbot um die Zurücknahme des königlichen Befehls zu erhalten. Aber der Einfluß Henriette's trug den Sieg davon. Diesen Einfluß verdankte sie besonders einem seiner ränkevollen Politik geleisteten wichtigen Dienst, indem sie in seinem Auftrag nach England reiste und den durch ihre Anmuth und Schönheit berühmten weiblichen Diplomaten, Mademoiselle de Kéroual, mit sich nahm, welche Ludwig XIV. selbst seine séductrice plénipotentiaire nannte. Diese Sendung hatte zum Zweck, den Bruder der Herzogin, König Karl II. von England, dem französischen Bündniß gegen das kleine Holland zu gewinnen. Der schwache Karl gab dem dringenden Anliegen seiner Schwester, einem Geldversprechen von Seiten Frankreichs und den weiblichen Reizen der Begleiterin Henriette's nach; Mademoiselle de Kéroual ward zur Herzogin von Portsmouth ernannt und spielte von da an die bekannte Rolle am Hofe des vorletzten Stuart. Henriette hingegen kehrte froh des erlangten Erfolgs nach Paris zurück. Auch ihr Ruf war jedoch durch den Aufenthalt an dem verderbten Hofe ihres Bruders nicht unverschont geblieben, um so weniger, als man ihr schon früher ein vertrauteres Verhältniß zu dem schönen Herzog von Buckingham schuldgegeben hatte. Mit diesem sowol wie mit ihrem Neffen, dem galanten und ritterlichen Herzog von Monmouth, sollte sie, wie das Gerücht ging, während ihrer Anwesenheit in London im sträflichen Umgang gestanden haben. Wahr ist, daß sie äußerst gefallsüchtig und leichten Sinnes war, doch sprechen zuverlässige Bürgen, darunter ihre Nachfolgerin im Besitze des Herzogs von Orleans, dessen zweite Gemahlin, die edle Charlotte Elisabeth von Pfalz-Zweibrücken, sie frei von wirklicher Verletzung ehelicher Treue.

Schon vor ihrer erwähnten Sendung hatte Henriette ihrem Gemahl zwei Töchter geboren, von denen die Aeltere, Maria Luise, ihrer Mutter an Schönheit und Liebenswürdigkeit ähnlich zu werden versprach und deren Liebling wurde. Die Tochter erwiderte die zärtliche Liebe der Mutter mit einer Anhänglichkeit die an Abgötterei grenzte. Nachdem Henriette nach Frankreich zurückgekehrt war und ihren gewöhnlichen Auf-

enthalt zu St.-Cloud genommen hatte, sah man die geliebte Tochter stets an ihrer Seite. Am 29. Juni 1670 waren Beide aus der Messe gekommen. Die Tochter sollte einem Maler sitzen; die Mutter hingegen warf sich, da der Tag sehr heiß war, um zu ruhen auf das Sopha im Gemach; als sie etwas fiebernd erwachte, verlangte sie nach einem Glas Wasser. Man brachte ihr in ihrem Leibglas Cichorienwasser, welches sie schnell hinunterstürzte; aber noch hatte sie dasselbe nicht geleert, als sie auch schon laut aufschrie, ihr Magen verbrenne und sie sei vergiftet. Ihre Schmerzen und Krämpfe waren entsetzlich. Die angewandte ärztliche Hülfe erwies sich vergeblich. In der Nacht traf der König von Versailles ein, gerade als die Aerzte erklärt hatten, der Zustand der Herzogin sei hoffnungslos. Noch fünf Stunden vorher hatten drei der ausgezeichnetsten Hofärzte die Krankheit für Nichts weiter als einen heftigen Kolikanfall erklärt und keinen Grund zu ernstlicher Besorgniß darin gefunden; dem Könige gestanden sie nun, daß es schnell mit ihr zu Ende gehe. Der englische Botschafter traf gleich nach dem Könige im Palaste ein, und gegen ihn äußerte die unglückliche Prinzessin, daß sie vergiftet worden sei und daß er diese Kunde mit ihren letzten Grüßen ihrem Bruder überbringen möge. Bossuet und der Kanonikus Feuillet brachten der hohen Kranken die letzten Sacramente und geistlichen Zuspruch. Der König nahte ihrem Lager um seiner unglücklichen Schwägerin das letzte Lebewohl zu sagen. „Ach, Sire", sagte die Herzogin, „Sie verlieren in mir die treueste Dienerin die Sie je besessen oder je besitzen werden." „Fassen Sie Muth", entgegnete der König, „Sie schweben nicht in so großer Gefahr als Sie glauben; aber ich bin über die Standhaftigkeit erstaunt womit Sie Schmerzen tragen." „O, Sire", versetzte sie, „es geschieht, weil ich den Tod nicht so sehr fürchte als den Verlust Ihrer Huld." — Als Bossuet der Sterbenden geistlichen Trost zusprach, wurden ihre beiden Töchter an das Sterbelager gebracht um den Segen ihrer Mutter zu empfangen, worauf man die Kinder wieder in ihre Schlafgemächer führte. Gegen 2 Uhr des Morgens hatte die schöne Henriette Maria aufgehört zu leben!

Allgemein wurde angenommen, daß man die Unglückliche vergiftet habe. Das Gerücht erzählte, der verbannte Günstling des Herzogs von Orleans, Chevalier de Lorraine, habe aus Italien ein sehr schnell wirkendes Gift besorgt, welches der Marquis von Effiat in das Glas woraus die Königin zu trinken pflegte auf dessen innerer Fläche eingerieben hatte; ein zufällig dazu kommender Page soll Zeuge dieser That gewesen sein. Der König hegte den Verdacht, daß der Haushofmeister der Verstorbenen, Perron, gleichfalls im Geheimniß gewesen sein müsse. Er ließ ihn verhaften und vor sich in sein Gemach bringen. Der Graf von St.-Simon berichtet wie folgt über das dort vom König angestellte Verhör und behauptet dabei das Thatsächliche aus Perron's eigenem Mund vernommen zu haben. Der Monarch sagte mit finsterer Miene und strengem Tone zu dem Haushofmeister: „Guter Freund, höre mich an; wenn du Alles gestehst und sagst mir die reine Wahrheit, so will ich dich begnadigen und die Sache soll nicht weiter erwähnt werden. Aber wenn du die geringste Lüge versuchst oder Etwas zu verschweigen trachtest, bist du des Todes noch ehe du das Zimmer verlässest! Nun antworte mir: ist Madame vergiftet worden?" „Ja, Sire", erwiderte Perron. „Durch wen ward sie vergiftet und wie ward die That vollbracht?" fragte der König wieder. Jener antwortete, daß der Chevalier de Lorraine von Rom aus das Gift an den Grafen von Beuvron und den Marquis von Effiat geschickt und der Letztere dasselbe in der angegebenen Weise verwendet habe. Der König wiederholte hierauf seine Zusicherung vollkommener Begnadigung wenn er Alles eingestehe, und die Drohung des Todes, im Falle er Etwas verschweige, indem er an ihn die Frage richtete: „War mein Bruder im Geheimniß?" „Nein Sire", entgegnete Perron, „Keiner von den Dreien würde so unklug gewesen sein ihm Dergleichen anzuvertrauen; er ist nicht im Stande ein Geheimniß zu behalten und würde uns Alle ins Verderben gestürzt haben." Der König stieß hier ein lautes „Ha!" aus, wie Jemand der von einer großen, ihm genommenen Angst aufathmet. „Dies", bemerkte er, „ist Alles was ich zu wissen wünschte." Auf des Königs ausdrücklichen Befehl wurde Perron hierauf in Freiheit gesetzt. Trotz der schweren Beschuldigungen die auf dem Chevalier de Lorraine wie auf den beiden andern Edelleuten lasteten, und obwol der englische Botschafter in den stärksten Ausdrücken gegen die Rückkehr des Erstern aus der Verbannung protestirte, wurde später dem Chevalier doch dieselbe gestattet und jene Beiden blieben straflos.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Zur vergleichenden Sprachkunde.

Pott's Schrift: „Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile" (Halle 1847), ist ein sehr erheblicher Beitrag zu einer sogenannten allgemeinen Grammatik auf synthetischem Wege, der im Vergleich mit dem analytischen nur erst sehr wenig betreten ist. Es wird in jener Schrift von dem Satze ausgegangen: daß sich der Mensch **als Maß der Dinge** in vielfacher Hinsicht, so namentlich auch in arithmetischer bewähre, wo die Finger, öfters zugleich auch die Zehen die Zahlmethode an die Hand gegeben haben. Aus diesem von der Natur selbst dargebotenen Quinar-, Decimal- und Vigesimalsystem ist es also zu erklären, daß in vielen Sprachen die Wörter für „Hand" und „fünf", „Fuß" und „zehn" u. s. w. gleich sind, und z. B. bei den Huastecas zwanzig durch: hunnic = Mensch ausgedrückt wird; wie auch die Chaymas, wenn sie durch eigene Zahlwörter bis 19 gezählt haben, zwanzig durch „ein Indianer" ausdrücken. Die Rechnung nach Nächten statt nach Tagen, deren Pott auch gedenkt, findet sich nicht blos bei Völkern der nördlichen Zone, auch bei dergleichen in der heißen, wie es z. B. in der Uebersetzung der Bibel in die Sprache der Suahelis 1 Mos. 1, 5 wörtlich heißt: „Es wurde Abend und Morgen die erste **Nacht**." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 123. —— 2. Mai 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Zuerst: „Die Proletarier und die altorientalische Gesetzgebung." Die Sklaverei wie sie im Morgenlande herrschte und herrscht hat nichts Aehnliches mit dem Proletariate. Die Sklaverei bestand dort durchschnittlich als „naturgemäß" und es wurde über das Rechtmäßige oder Unrechtmäßige derselben nicht nachgedacht. Der Grund derselben lag hier weniger in einer Entwürdigung der menschlichen Natur als in dem Zustande der Familie und des Hausinnern. Es fehlen in dem ganzen Zustande des orientalischen Sklaven die Haupteigenschaften des echten Proletariers mit seiner freien Arbeitsthätigkeit, die er vergeblich anstrengt, da der reine Ertrag seiner Thätigkeit stets von dem Capitalisten verschlungen wird, mit seinem Streben nach Genüssen, mit seinem Ringen nach Selbständigkeit. Die Sklaven des alten Morgenlands und die aus ihnen hervorgegangenen Freigelassenen können in keiner Weise als die Anfänge des Proletariats bezeichnet werden. Es ist hier von der reinen Despotie des Morgenlands die Rede. Allerdings sind auch hier Modificationen eingetreten, wenn die herrschende Nation mit einer andern besiegten untermischt leben mußte; aber wir übergehen Dieses und betrachten, nach Bensen, die drei Staatsgesellschaften des alten Orients, in denen durch das Hinzukommen anderer Elemente das ursprüngliche Leben in Haus und Staat mehr oder minder abgeändert ist, die aber gerade dadurch den Uebergang zu den abendländischen Staatsgesellschaften machten, auf deren Bildung sie vom größten Einfluß waren. Es sind Dies die Staatsgesellschaften der Aegypter, Hebräer und Phönizier.

Aegypten bietet — die Specialia sind bei Bensen zu finden — in seinem uralten Staatsleben schon viele Elemente die erst spät unter ganz andern Verhältnissen wieder zum Vorschein kommen. Dahin gehören: eine eigene Priesterschaft mit großem Grundbesitz, ein geschlossener Kriegerstand mit Königsgut belehnt, durchgängig eine Trennung des Grundbesitzes in Obereigenthum, welchem die Grundrente zufällt, und Untereigenthum, von welchem der Nutznießer die Rente des Unternehmers und den Lohn der eigenen Arbeit bezieht; und Beschränkung des Gewerbfleißes mit einer in das Kleinlichste gehenden herkömmlichen Theilung der Arbeit. Der Priester nach seinen verschiedenen Abstufungen, der Krieger wie der geringste Arbeiter war von Jugend auf in einen gewissen Kreis gebannt, den zu überschreiten er niemals hoffen durfte. Auch der König befand sich um Nichts freier. Den Schwankungen des Besitzes, wodurch diese Staatsordnung hätte zerstört werden können, war genau vorgesehen: Niemand vermochte über seinen Grundbesitz zu verfügen, weder der Krieger noch der gemeine Lehnsmann, der ihn gegen Erlegung des Fünften baute, noch der Priester, der nur ein Theil seiner Corporation war, noch der König, den das Herkommen band. Dadurch war ebenso die Beraubung des Geringern als das Anhäufen der Grundstücke in den Händen Weniger gehindert. Ebenso war die Industrie gebunden. Jedem Gewerbe war von den Priestern genau vorgeschrieben, auf welche Weise und in welcher Ausdehnung es zu arbeiten hätte. So war die Erfindsamkeit gehemmt und jede Spannkraft zerschnitten. Der Handel, welcher ohnehin neue Ideen und Genüsse hätte herbeiführen können, war gegen die See geschlossen und ward nur mit den Völkern des innern Afrikas getrieben, von deren geringerer Cultur Nichts zu erwarten war. Es sollte sich Alles nur auf religiöse Dinge beziehen. Das Volk war einem groben Fetischdienste ergeben, die Priester hielten an der Form und ihrem Interesse. Proletarier konnte es in einem so verknöcherten Leben nicht geben, selbst fremde Haussklaven waren sehr selten.

Bei den Hebräern erblickt man den Uebergang eines ziemlich zahlreichen Volks aus dem einfachen Nomadenleben in ein geregeltes Staatsleben. Hier springt besonders die Mosaische Gesetzgebung ins Auge, welche den Uebergang zu vermitteln hatte. Das strenge, alte Familienverhältniß wurde vor allen Dingen erhalten; als Gebieter Aller und als das eigentliche Bindungsmittel zwischen den Stämmen und Geschlechtern galt ein persönlicher, wenn auch unsichtbarer Nationalgott, dessen Aufenthalt an eine gewisse heilige Wohnung gebunden war. Er war der Besitzer des ganzen Landes, der Urheber und Erhalter aller Gesetze. Ein eigener Stamm, die Leviten, war zu seinem Dienste bestimmt; hier stößt man also auf die ägyptische Priesterkaste. Merkwürdig

ist es aber, wie Moses durch ganz eigenthümliche Bestimmung über den Besitz der Unterdrückung der geringern Stände vorbeugen wollte. Der Landbau war die gewinnvollste Thätigkeit; als eigentlicher Herr des Grundbesitzes, von dem die ganze Ernährung abhing, galt der Nationalgott. Seine Entscheidungen entschieden daher unbedingt auch über jenen. Bei der Eroberung des Landes war der Grundbesitz zuerst nach Stämmen und Geschlechtern und von diesen nach der Meßschnur an die Familien vertheilt und an den Grenzen versteint worden. Daß er aber diesen nie gänzlich entzogen oder auf der andern Seite übermäßig angehäuft werden konnte, wurde durch das Gesetz über das Heilige Jahr verhütet. Jedes siebente Jahr nämlich sollte ein Brachjahr sein, in dem weder das Feld gebaut noch selbst ein Baum oder eine Rebe beschnitten werden durfte. Was das Land ohne Anbau trug, war gemeinsame Speise für Jedermann, auch für Arme, Sklaven, Fremdlinge, nicht minder für Heerde und Wild. Nach sieben mal sieben Brachjahren trat das Jobaljahr ein; in diesem Jahre kehrte der verkaufte Grundbesitz ohne alles Entgeld zu dem alten Geschlechte der ursprünglichen Besitzer zurück. Verkauf eines Grundeigenthums auf einige Zeiten konnte daher gar nicht vorkommen, sondern nur der einstweilige Besitz desselben, wo man nach der Anzahl der Jahre rechnete die zu dem Sabbatjahr noch übrig waren. Auf diese Weise suchte man den Nachtheilen entgegenzuwirken welche der Staat durch die Zerstückelung der Güter und durch die Zerstreuung und Verarmung der alten Familien zu erleiden hat; dieser Zweck sollte auch noch durch besondere Wuchergesetze erreicht werden, wie bei Bensen (S. 37 fg.) nachzulesen.

Bensen zieht folgendermaßen einen Vergleich zwischen den Zuständen der arbeitenden Classen in Aegypten und Palästina:

In beiden Ländern ist die Religion der Grundstein des Staatswesens, sie allein erschuf die Gesetze und erhält sie, bei den Hebräern aber sind diese für Alle dieselben. Der Priester ist zwar höher geachtet, weil er der gemeinsamen Gottheit näher steht, aber als Einzelner nicht zu Jemandes Schaden bevorrechtet; er bewahrt die Gesetze und legt sie aus, aber bringt sie auch zur allgemeinen Kenntniß. In Aegypten sind die Priester recht eigentlich eine höhere Menschenrace, welche die Religion als ein Geheimniß betrachten, von der sie den Uebrigen nur so viel mittheilen als sie für gut finden.

Ferner:

Die ägyptischen Gesetzgeber hatten das Proletariat zu vermeiden gewußt; denn ungeachtet des allgemeinen, entmuthigenden Drucks war der Einzelne in seiner persönlichen Würde und Freiheit und Arbeit und dadurch in seinem — wenn auch sparsamen Einkommen gesichert. Moses hingegen hatte das Proletariat für unvermeidlich mit dem Fortschritte der Cultur gehalten; er schränkte es aber ein, hinderte dessen Umsichgreifen, machte ihm seine Lage durch gesetzliche Anordnungen sehr erträglich und ließ den Armen, die nach dem Verkaufe des Erbguts sich selbst oder ihre Kinder in Knechtschaft gaben, wenigstens die beste, gesetzlich begründete Hoffnung, selbst und zwar bald wieder frei zu werden und wenigstens die Nachkommen wieder in dem väterlichen Grundbesitze zu wissen und dadurch den Namen ihrer Familie fortzupflanzen.

In Phönizien treffen wir mit einem male ganz andere Verhältnisse als wir bisher gesehen haben. Phönizien war gegen das Binnenland von hohen Gebirgen umgeben, die Phönizier waren die ersten Seefahrer von denen berichtet wird. Zuerst entstand Sidon, dieses gründete Tyrus, so entstanden noch mehre Städte. Zusammengedrängt in eine Stadt, regt sich und arbeitet eine Menge von Menschen: Feinwollwebereien, Färbereien, Glasfabriken werden betrieben, man verfertigt Schmuck aus Gold, Bernstein oder Elfenbein u. s. w.; Schiffe gehen zahlreich nach dem Schwarzen Meere, nach allen Küsten des Mittelmeers und über dasselbe hinaus; Karavanen ziehen über Baalbek und Kadmos nach dem Euphratlande und nach dem Persischen Meerbusen; Reichthümer strömen zusammen. Hier wo der Grundbesitz ganz zurücktritt, aber das Capital, angelegt auf Gewerbe, Handel und Seefahrt herrscht, weisen manche Erscheinungen auf eine große Ausbildung des Proletariats hin. Der Staat gebraucht Miethstruppen, was, wie Bensen meint, nicht sowol auf den Mangel von Waffenfähigen hinweist, als auf die Stellung der Herrschenden den Geringen gegenüber, denen man die Waffen nicht anzuvertrauen wagt. Die Phönizier erscheinen als die berüchtigtsten Menschenräuber; zu Tyrus entsteht der erste große Sklavenaufstand von dem wir hören, in welchem alle Herren bis auf einen ermordet werden, während ihr Eigenthum und ihre Frauen den Empörern zu Theil werden (Justin 16, 3). Dieses ist sehr sprechend für die Zerrüttung der alten häuslichen Verhältnisse und für die Lage der Aermern. Ebenso bezeichnend ist auch, wie Bensen bemerkt, das Colonienwesen der Tyrier:

Durch ihre Anpflanzungen an den Küsten und auf den Inseln des Mittelmeers, wo sich freier Raum und eine geschickte Stelle darbot, entledigten sie sich von Zeit zu Zeit des Andrangs der Besitzlosen, verschafften sich dadurch überall sichere Stapelplätze und Emporien für ihre Waaren und Ankäufe, ohne daß sie über diese Colonie etwa eine dauernde Herrschaft zu führen trachteten oder gar die benachbarten Binnenländer hatten unterjochen wollen. Der Handelsvortheil genügte ihnen.

So wurden die Colonien zugleich Versorgungsanstalten der ärmern Menge und ein Beförderungsmittel der Gewerbe in der Heimat durch vermehrten Absatz. So bestand Tyrus Jahrhunderte lang in großer Pracht, auch unter der Oberherrschaft der Perser. Erst der macedonischen Brutalität mußte der merkwürdige Handelsstaat des Alterthums unterliegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Maria Luise von Orleans, Königin von Spanien.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Nach dem Tode ihrer Mutter übernahm die Königin Maria Therese selbst die Erziehung Maria Luisens, und es war kein Geheimniß, daß die Letztere dem Dauphin als Gemahlin beschieden sei, durch welche Verbindung die Reichthümer der Schwester des Königs, die sonst an das Haus Orleans übergingen, wieder an die Krone gefallen wären. Der Dauphin war ein schüchterner, düsterer und träger Charakter, der in

solcher Furcht vor seinem Vater auferzogen worden war, daß er nie einen eigenen Willen, ja nicht einmal eine eigene Neigung zu äußern wagte. Die ihm eröffnete Aussicht seine schöne Base zu heirathen ließ ihn ebenso kalt und theilnahmlos, als er die Nachricht, daß diese Verbindung gescheitert sei, gleichgültig und ohne alles Bedauern aufnahm. Welche Beweggründe Ludwig XIV. geleitet haben mögen seinen frühern Vorsatz aufzugeben ist schwer mit Gewißheit zu ermitteln. Jedenfalls spielte Eifersucht gegen seinen Bruder, den er stets ehrgeiziger Anschläge beargwohnte, dabei eine ebenso große Rolle als seine eigenen Pläne zur Vergrößerung seiner Macht, und die Absicht die Familienbande zwischen der spanischen Dynastie und der seinigen immer enger zu ziehen. Wäre Maria Luise die Gemahlin des präsumtiven Thronerben geworden, so mußte er fürchten, daß sie mit ihren hervorragenden Charaktereigenschaften und ihren Geistesfähigkeiten früher oder später über ihren aller dieser Vorzüge entbehrenden Gatten eine Herrschaft erlangen könne die ihm, dem Könige, selbst gefährlich werden möchte; während, wenn Karl II., König von Spanien, eine andere Wahl als die Nichte des Königs von Frankreich getroffen hätte, leicht das ganze mit Mühe aufgerichtete Gebäude des französischen Einflusses im Westen Europas zusammenstürzen konnte. Der Bruder des Königs, der eigene Vater Maria Luisens, hatte am wenigsten gegen den Entschluß Ludwig's XIV. einzuwenden, als er die Hartnäckigkeit womit er festgehalten wurde erkannte. Mit schwerem Herzen willigte die Stiefmutter, die brave Charlotte Elisabeth von Pfalz-Zweibrücken, der die Ränkesucht und das Verderbniß am französischen Hofe ein Greuel war, in den Plan des Königs, da sie die Stieftochter ungemein liebgewonnen hatte; der Dauphin dagegen blieb, wie gesagt, völlig gleichgültig über diesen Wechsel seines Schicksals; er zeigte nicht größere Theilnahme als er beim Wechseln eines Rockes gezeigt haben würde. Nur die Prinzessin setzte dem Willen des Königs einen leidenschaftlichen Widerstand entgegen, der zwar nicht in Liebe zu dem ihr früher bestimmten Prinzen seinen Grund hatte, wie Frau d'Aulnoy in ihren romanhaften „Mémoires de la cour d'Espagne" glauben zu machen sucht, dem wol weit mehr getäuschter Ehrgeiz zu Grunde lag. Da dieser Widerstand von keiner Seite hinlänglich unterstützt wurde, so blieb er auch vor dem eisernen Willen Ludwig's ohne allen Erfolg. Bossuet ward vom Könige ausersehen durch seine Beredtsamkeit den Trotz des schönen Mädchens zu brechen; es gelang ihm, indem er sie im Namen ihrer ermordeten Mutter beschwor dem Könige sich zu fügen. Doch vermochte sie, als ihr königlicher Oheim ihr darauf die Größe Spaniens und den Reichthum seines Königs, ihres künftigen Gatten, auszumalen suchte, auf seine Worte: „Ich hätte für meine Tochter nicht besser handeln können", eine beißende Antwort nicht zu unterdrücken, indem sie bemerkte: „Ach, Sire, für Ihre Nichte hätten Sie etwas viel Besseres thun können."

Nachdem die Trauung durch Stellvertretung vollzogen war, suchte Maria Luise ihre Abreise nach Madrid so lange als möglich zu verzögern. Ein wahres Grauen vor dem Lande, das nun ihre Heimat werden sollte, scheint sie wie eine Ahnung des ihr dort beschiedenen traurigen Looses befallen zu haben. Ihr Beichtiger berichtet über die Aeußerungen ihres Grams in biblischen Ausdrücken folgendermaßen: „Ihr Haupt ist Wasser geworden und ihre Augen Thränenquellen, daß sie weine Tag und Nacht." Was sie aus ihrem neuen Vaterlande vernahm, war nicht geeignet sie in ihrem Schmerze zu trösten. Obwol ihr Gemahl in seinem Schreiben sie der ungemessensten Liebe versicherte, so war doch eine seiner ersten Handlungen in Bezug auf sie, daß er erklärte, sie dürfe keine französische Begleitung und keine französische Dienerschaft mit nach Spanien nehmen. Die Maßnahmen ihres Vaters waren noch weit verletzender für ihre Gefühle. Zu seinem Geschäftsträger am Hofe seines königlichen Schwiegersohns hatte er den Marquis von Effiat ausersehen, sodaß der Braut die leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen ihres unbekannten Bräutigams durch die Hände des Mörders ihrer Mutter zugingen. Die außerordentlichen Ehrenbezeigungen welche sie auf ihrer Reise bis zur Grenze empfing vermochten nicht sie über alle diese Unbilden zu trösten. Der ungeduldige Karl erwartete seine Gemahlin nicht in Madrid, sondern reiste ihr nach Burgos entgegen, wo die zweite Trauung durch den dortigen Erzbischof, jedoch zum großen Aerger der Spanier nicht mit dem Prunk den sie erwartet hatten, vollzogen wurde; auch hatte man es sehr übel vermerkt, daß der König der Etiquette so weit nachgesehen hatte um zu gestatten, daß die neue Königin nicht auf einem spanischen Maulpferd, sondern auf einem englischen Zelter in die Mauern des alten Burgos einritt! Die Entlassung der ganzen französischen Begleitung Maria Luisens beschwichtigte jedoch die in diesem Punkte gekränkte Nationaleitelkeit. Nur mit Mühe konnte sie es erlangen, daß man ihr erlaubte ihre Amme, zwei Kammerzofen, ebenso viel Kammerdiener und einen Reitmeister für ihr Pferd zu behalten.

„Die Spanier", erzählt Frau d'Aulnoy in dem erwähnten Werke, „glaubten, daß die Königin nicht frühe genug in die Etiquette eingeweiht werden könnte, der sie sich für ihre übrige Lebenszeit zu unterwerfen verpflichtet war. Nicht in den geringsten Stücken wollte man darin Milderung eintreten lassen, und sie ward alsbald wirklicher Sklaverei unterworfen, die durch die strenge Sinnesart ihrer ersten Kammerfrau, der Herzogin von Terra Nova, noch unerträglicher zu werden schien. Diese Camarera major verfehlte nicht dem Könige vorzustellen, daß die Königin in derselben Zurückgezogenheit leben müsse wie die andern Damen in Madrid; daß sie jung, lebhaft, geistreich und zu sehr an die freien französischen Sitten gewöhnt sei; daß was in dem einem Lande unschuldig oder geduldet erscheine, in dem andern strafbar und verboten sein könne. Zugleich versprach sie aber so wachsam zu sein, daß jeder misliebige Schritt verhütet werden sollte. Karl lobte den Eifer der Camarera major und versicherte sie seines vollkommensten Vertrauens."

Die Etiquette verlangte, daß die Königin am Tage ihres Einzugs in Madrid in ungeflochtenem Haar erscheine. Bei ihrer Toilette saßen einige Locken nicht wie sie der Ansicht der Oberhofmeisterin nach zum Heile des Königreichs sitzen mußten; um ihnen nun diese nothwendige Lage zu geben, spie die Hofdame in ihre Hände und nahte sich der Königin um damit deren Haar zurechtzulegen. Maria Luise, die so widerlichem Frisiren ausweichen wollte, warf bei diesem Versuch einen Leuchter um, welcher einen Spiegel zerbrach, was nach dem in Spanien herrschenden Aberglauben ein sicheres Zeichen frühen und plötzlichen Todes Desjenigen ist der das Zerbrechen verschuldet. Kurz darauf wurde die Königin vom Pferde geworfen und würde, da sie mit dem Fuße im Bügel hängen geblieben war, umgekommen sein, wenn nicht zwei Edelleute ihr zu Hülfe gesprungen wären, und sie aus der Gefahr befreit hätten. Statt dafür belohnt zu werden, waren ihre Retter, wie sie zu ihrem Schrecken erfuhr, zum Tode verurtheilt worden, weil sie die Etiquette so weit aus den Augen gesetzt hatten, daß sie ihrer Königin unaufgefodert zu nahen und sie zu berühren wagten; nur mit großer Mühe gelang es der Königin ihnen Gnade zu erwirken.

Der König wurde von Tag zu Tag verschlossener und in sich gekehrter; seine Liebe zur Königin zeigte er nur in einer rasenden Eifersucht gegen Alles was sie an Frankreich erinnern konnte. Auf seine Veranlassung ward ihr aus Frankreich mitgebrachtes Schooshündchen ersäuft, und die Herzogin von Terra Nova empfing lebhaften Dank dafür, daß sie zwei hübsche Papageien erwürgt hatte, die sich des Verbrechens schuldig gemacht mit ihrer Gebieterin französische Worte zu wechseln. Trotz des heftigen Widerwillens der Königin gegen jede unnütze Thierquälerei zwang Karl sie den grausamen Nationalbelustigungen der Stiergefechte beizuwohnen, die niemals zahlreicher und blutiger waren als während seiner Herrschaft. Nachdem sich Karl um einen Erben zu erhalten bei allen medicinischen Facultäten und berühmten Aerzten, doch vergeblich, Raths erholt, nahm er geist-

liche Hülfe in Anspruch und folgte der Weisung des Klerus, der ihm rieth durch ein großes Autodafé, die Verbrennung von einer gehörigen Anzahl Ketzer, den Himmel zu erweichen, daß er ihm einen Thronerben bescheere. So ward denn am 30. Juni 1680 eins jener entsetzlichen Schauspiele angeordnet welche die Eigenthümlichkeit des Christenthums das sie verunstaltete, und welches gewisse Neuromantiker unserer Zeit gar gern in seiner alten Glaubensglorie wieder aufleben sehen möchten, in das hellste Licht setzen. Von 7 Uhr des Morgens bis um dieselbe Stunde des Abends saßen König und Königin von Spanien, umgeben von ihrem ganzen Hof und allem hohen Adel des Landes, in einem dazu hergerichteten Amphitheater, worin anderthalbhundert Unglückliche vor einem sogenannten geistlichen Gerichtshof zu den schrecklichsten Strafen und zwar einige zwanzig davon verurtheilt wurden lebendig verbrannt zu werden. Unter dem lauten Beifall der Anwesenden wurden die Scheiterhaufen angezündet, Freudesalven und gellende Musik erscholl um das Zetergeschrei der Unglücklichen im Feuer zu übertäuben, und nachdem deren Schmerzgeheul verstummt war, kehrte der König mit seinem Hofstaat, froh des gethanen Werkes und in der Hoffnung, daß seinen Lenden nun ein Sohn entsprießen werde, in den Palast zurück.

Diese Hoffnung ward jedoch getäuscht; im Gegentheil, der Gesundheitszustand des Königs verschlimmerte sich kurz darauf so sehr, daß man für sein Leben fürchtete. Der wiener Hof gerieth in Besorgniß, daß Karl seine Absicht wahrmachen und seine Gemahlin zur Nachfolgerin einsetzen könne, wodurch der Ehrgeiz Ludwig's XIV. sich erfüllen und der spanische Thron auf die Bourbons vererben, das Haus Oestreich aber alle Aussicht verlieren könne endlich in das Erbe Kaiser Karl's V. einzutreten. Es gab zwei Mittel eine solche Wendung der Dinge zu verhüten: die Geburt eines Thronerben Karl's II., oder der Tod Maria Luisens. Graf Mansfeld ward als Botschafter von Wien nach Madrid mit dem Auftrag geschickt Eines oder das Andere zu erzielen. Der Bevollmächtigte gewann die Gräfin von Soissons als Helfershelferin für seine Pläne, die aus Frankreich wegen Giftmischerei und Bereitung von Liebestränken verbannt worden war. Am 9. Febr. 1689 fand eine feierliche Procession nach der Notredamekirche von Atocha statt und am Abende war Ball im königlichen Palaste. Die Königin zeigte sich dabei zum letzten male öffentlich. Nie war sie liebenswürdiger, nie blühender erschienen. Ehe der nächste Morgen tagte, flog die Kunde durch Madrid, daß sie im Sterben liege. Angestellte Nachforschungen ergaben, daß sie Nichts zu sich genommen hatte als eine mit Honig gewürzte Schale Milch, die von einer ihrer Dienerinnen zubereitet worden war; weiter ließ sich Nichts ermitteln, obwol man Vieles argwöhnte, auch wol wußte. Die vergiftete Königin litt entsetzliche Qualen, aber sie ertrug sie mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, indem sie nur den Wunsch hören ließ, daß die Leiden enden möchten welche sie in einer bald zehnjährigen Stellung als Königin dieses Landes erduldet hatte. Der Gräfin von Soissons, auf welcher der Verdacht das Gift bereitet zu haben ruhte, gelang es zu entfliehen; ihre hochgestellten Helfershelfer hatten Sorge getragen, daß sie auf ihrer Flucht bis zur Grenze überall unterlegte Pferde fand; der Verhaftsbefehl Karl's II. kam zu spät! So starb Maria Luise, die Großenkelin des ermordeten Heinrich's IV. von Frankreich, die Enkelin des hingerichteten Karl's I. von England, vergiftet wie ihre Mutter, ein Opfer jener beispiellosen Verworfenheit die man damals für Staatskunst ausgab. 3.

Mancherlei.

In Comenius' „Orbis sensualium pictus" ist die nackte Figur eines Menschen abgebildet und über dem Nabel desselben die Seele als ein Cirkel voll kleiner Punkte. Das Seelenbild scheint nicht unangemessen wenn man unter den Pünktchen Vorstellungen und Begriffe, geistigen Infusorien ähnlich, sich denkt, die innerhalb eines geschlossenen Ganzen in steter Bewegung sind. Niemals herrscht unter ihnen Ruhe, selbst nicht im Schlafe, zu vergleichen dem körperlichen Blutumlauf, so lange das diesseitige Leben währt. Weil die Seele in der Mitte des Leibes wohnt, haben körperliche Beschaffenheiten und Zustände auf Bewegung und Combination der Vorstellungen und Begriffe Einfluß, ändern deren Richtungen und Begegnungen, Störungen und Verschmelzungen, und wiederum diese wirken auf den körperlichen Zustand. Unterleibsleiden und Brustschmerz verursachen allerlei Tumult der Seelenpünktchen, Kummer und Angst können Durchfall und Fieber zur Folge haben. Schwächlichkeit des Körpers macht zaghaft, Zaghaftigkeit mindert die Stärke der Muskeln; Begattungstrieb ist Grundlage der Geschlechtsliebe für alle poetischen Vorstellungen und Begriffsverständnisse derselben, diese wiederum üben Einfluß auf Richtung und Stärke der Geschlechtsneigung. Niemand rühme sich, er sei unabhängig vom Körper, Niemand behaupte, er bleibe gesund bei allem Seelenschmerz. Diesem Dualismus und Communismus kann keine Anthropologie entgehen, sie muß immer mit ihm verkehren. Am merkwürdigsten ist der Einfluß des **Willens** auf Seelen- und Körperzustände und Bewegungen, sodaß manche Psychologie darin ein drittes Moment des menschlichen Daseins, nämlich den **Geist**, gefunden. Was Alles und wie viel der Wille bewirke, ist schwer zu bestimmen, und vielleicht gibt sein Maß den Grundcharakter jedes Menschen über der Grundlage somatischer Angeborenheit und psychisch eingelebtem Vorstellungs- und Begriffsumlauf. Erringe dir möglichste Willensherrschaft, ruft alle Weisheit, und hat darum mancherlei Anstalten für Leib und Seele in Staat und Kirche getroffen, die glücklicher oder unglücklicher ihren Zweck erreichen.

Wissenschaft und Wahrheit! Die erste ist Nichts ohne die zweite, und die Kennzeichen dieser sucht man in einer Wissenschaft, der Philosophie. Gibt sie kritische Negationen — auch Negation ist Wahrheit —, so wird der Mensch unzufrieden, will wahre Positionen, kann deren nicht genug haben. Deswegen bildet sich in vielen Zweigen der Erkenntniß neben ihrer kritisch beschränkten Wahrheit eine darüber hinausgehende Wissenschaft, oft als geheimer Schatz hoch gehalten, oft als Verirrung gerügt; neben Astronomie die Astrologie, neben Chemie Alchemie, neben Theologie Theosophie; ja die Philosophie selbst nimmt daran Theil, vergißt ihre Kritik, und wird in die raschen Positionen der Andern hineingerissen. Es gibt berauschte und nüchterne Menschen und Zeitalter, der Durst führt zum Trank wie Hunger zur Speise; Durst aber und Hunger sind auf Erden unsterblich. Daraus wird erklärbar warum Diejenigen welche satt und weinvoll sind mehr Beifall finden bei der Menge als die Nüchternen, Wenig Genießenden, die zur Tugend und Mäßigkeit einladen; warum Kant's kritische Philosophie vertauscht wird gegen eine unkritische, warum Pfahlbürger zu Demagogen werden, Rationalisten zu theologischen Schwärmern. Sind Rausch und Sattigkeit vorüber, so ist der Zustand unbehaglich, Durst und Hunger kehren wieder; allein es mundet nicht mehr dasselbe Getränk und dieselbe Speise, andere Ausfüllung wird gesucht, und es mangelte nie an Trinkstuben und Garküchen zur Befriedigung des Gelüstes; wer die besten einrichtet und preiset, ist der Mann des Tages. Vergebens warnt der Mäßigkeitsfreund vor dem Saufen und Verschlingen; denn was kann er den Gierigen bieten! Nahrung aber keine Fülle, diese fehlt seit dem Paradiese trotz des Schweißes besonnener Arbeit, und es wird eingestanden werden müssen, etwas Hungern und Dürsten gehöre zum menschlichen Loose. Heißt solches Geständniß Vernunft, so ist Vernunft eine persona ingrata, in Ungnade; und die Wirklichkeit, die Menschheit nämlich, ist nicht wie Hegel sagt vernünftig, sondern unvernünftig. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 124. — 3. Mai 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 123.)

„Die Proletarier und die altabendländische Gesetzgebung." Hier müssen sich unsere Blicke auf die kleinen Staaten Griechenlands und endlich auf Rom in seinen drei verschiedenen Perioden richten. Was Bensen in grosser Ausführlichkeit und mit fleissiger Benutzung des gelehrten antiquarischen Materials behandelt, kann hier nur in den Hauptpunkten und im Auszuge angedeutet werden.

Wie sich in Griechenland ein vielverzweigtes Völkergeschlecht, für welches wir kaum eine gemeinschaftliche Bezeichnung haben, allmälig zu einer Einheit entwickelte und wodurch das Hellenenthum seine eigenthümliche Gestaltung und Färbung erhielt, kann hier unmöglich genau auseinandergesetzt werden; selbst Bensen findet nicht den nothwendigen Raum dafür. Nur einige Bemerkungen. Auch im alten Griechenland wurzelt der Staat in der Familie. Entschiedener Unabhängigkeitssinn, Mangel einer Priesterkaste und Entstehung der Hörigkeitsverhältnisse wirken nun besonders auf das Leben ein. Wie im Oriente eine grössere Volksabtheilung oder Geschlecht nur eine erweiterte Familie und der Staat nur eine Geschlechtsverfassung im grössern Masstabe hatte, so war in Griechenland, wo die Volksabtheilung aus einem Vereine freier Hausväter oder der Gemeinde bestand, der Staat nur eine erweiterte Gemeinde. Bei einem so gesitteten und gesinnten Volke war die Entstehung des orientalischen Despotismus unmöglich. Selbst die Stimme von Delphi war in Sachen der Gesetzgebung nur dann begutachtend, wenn sie aufgefodert worden war. So entwickelte sich die Gesetzgebung in jedem Stamme ganz selbständig aus der Gesittung und durch die Uebereinkunft der Stammgenossen. Volksversammlung auf dem Markte und Rechtsprüche nach dem Herkommen gelten als ein Zeichen der Cultur („Odyssee", IX, 112—15). Hier haben wir die Anfänge eines öffentlichen Lebens im Staate, welches der Orient nicht kennt.

Während die Aegypter die überwundenen alten Landeseinwohner in niedrigen Kasten abgeschlossen die Hebräer sie schonungslos vertilgt hatten und die Perser die Nationen ihres grossen Reichs milde beherrschten, wurden bei den Hellenen, bei den häufigen Wanderungen der Stämme, gewöhnlich die Reste der frühern Einwohner die vor den siegreichen Eindringlingen nicht gewichen waren, von diesen unterworfen. So entstand die eigene Menschenclasse der Hörigen (ὑπήκοοι). Hier zeigen sich, wie Bensen sagt, zum ersten male die Proletarier im Grossen als eine gesonderte Classe.

Ihre Lage war nach der Gesittung der einzelnen Stämme sehr verschieden. Bald blieben sie im vollen Besitze des Rechts von Grundeigenthum, den die Sieger ihnen gelassen hatten, und waren unter sich von gleichen Rechten, nur daß sie nicht zu den Rechten einer freien Gemeinde gelangten und den Gebietern (den Fürsten oder der Volksherrschaft) unbedingt in den Krieg folgen mußten; bald waren sie auch persönlich unfrei und an die Scholle gebunden, hatten das Gut welches ihnen und ihrer Familie zum dürftigen Unterhalte gelassen war zu dem Vortheile und Nutzen des Staats oder Einzelner zu bebauen, waren im Kriege der Troß der Leichtbewaffneten. Hier haben wir nun den ersten Fall, daß Menschen von derselben Nation, von gleicher Sprache, Gesittung und religiöser Meinung von Andern des Besitzes wegen unterjocht wurden, ohne Hoffnung je zu bessern Rechten zu gelangen und jeder Willkür ausgesetzt, welche der Staat oder auch Einzelne gegen sie zu üben für gut fanden.

Natürlich sind es Sparta und Athen an den Bensen die griechischen Volkszustände speciell und gründlich nachzuweisen bemüht ist (S. 47—75). Sparta steht unter der Herrschaft einer in sich conformen Gesetzgebung, an deren Spitze von dem Jahr 880 ab der Name Lykurgos sich befindet. Hier tritt sogleich der Grundsatz hervor: die Freiheit der Bevorrechteten durch eine feste Ordnung des Besitzes zu sichern, vermöge deren Selbständigkeit der Familie an ein unveräußerliches Grundeigenthum geknüpft ist, jede Anhäufung desselben in Händen Einzelner verpönt und die Herrschaft des Capitals in die engsten Grenzen eingeschlossen wird, während alle Arbeit — als sammt und sonders für den Staat geleistet — so getheilt wird, daß den bevorrechteten Kriegern die Vertheidigung und die Verwaltung des Staats vorzugsweise, den Proletariern der Landbau allein zufällt. Es ist diese rohe spartanische Verfassung nicht selten bei den Bestrebungen des modernen Communismus genannt und gerühmt worden; um so mehr machen wir auf die Entwickelung derselben durch Bensen aufmerksam.

Lacedämon war von ungefähr 2000 dorischen Kriegern erobert worden, die eingeborenen Achäer wurden

unterjocht. Die welche sich zu einer freiwilligen Unterwerfung bequemten lebten in einer vertragsmäßigen Stellung, waren auf dem eigenen Gute persönlich frei und waren nur so weit von dem Staate Sparta abhängig, als sie Nichts gegen dessen Sicherheit vornehmen durften und ihm durch Waffendienst zu Hülfe kommen mußten. Die andern Reste der Alteinwohner aber, welche heftigen Widerstand geleistet hatten, wurden in eine Art von Leibeigenschaft hinabgestoßen, welche für die Kenntniß der spartanischen Zustände sehr wichtig ward. Wir müssen hier die Kenntniß der übrigen spartanischen Staatszustände voraussetzen oder zur Nachlese Bensen empfehlen, und können uns nur mit dem spartanischen Helotenthume beschäftigen. Bensen sagt:

Die Lage der Staatsleibeigenen oder der Heloten, wie man sie gewöhnlich nannte, war nicht die unglücklichste, obgleich sie als eigentliche Proletarier angesehen werden können.

Alles was an ein Bürgerthum erinnert, jede Art von gemeinschaftlicher Berathung und von Selbstbestimmung fehlte den Heloten. Sie hatten auch nicht das Band eines gemeinschaftlichen Eigenthums. Mit Weib und Kindern waren sie unfrei, an die Scholle gebunden und konnten mit der Scholle vererbt und vergeben werden. Aber die Heloten hatten eine Familie im eigenen Hause, welche niemals nach Belieben getrennt ward. Noch weniger, sagt Bensen, durfte ein Glied derselben außer Landes verkauft werden. Sieben solcher Familien wurden auf das Gut eines Spartiaten gerechnet; anfangs zinseten sie den Herren wahrscheinlich die Hälfte des Ertrags, immer aber war ihr Lebensunterhalt gesichert und wol nicht geringer als der ihrer genügsamen Gebieter. Ihre persönlichen Dienste beschränkten sich darauf die Heerden ihrer Herren zu weiden und diesen als Leichtbewaffnete in den Krieg zu folgen; denn der Spartigte ließ sich im Hause von Weib und Kindern bedienen und verschmähte den gekauften Sklaven. Der Krieg eröffnete aber auch dem Heloten die Möglichkeit der Befreiung. Die vielen Fehden hatten die Reihen der Spartiaten gelichtet, und sie wählten nun ihre Ersatzmannschaft nicht aus den Periöken oder Lacedämoniern, sondern aus den Heloten. Die besten Knaben derselben genossen mit den Söhnen ihrer Herren die spartanische Erziehung gemeinschaftlich; schon dadurch wurden diese sogenannten Mothaken frei. Durch spätere Tapferkeit stand ihnen auch das Bürgerrecht offen, sie wurden von der Scholle frei, verloren dadurch aber auch das von ihnen bebaute Gut. Ein so schlichtes, ungekünsteltes Loos konnte nicht gerade erdrückend sein, obgleich die Bürgerfreiheit fehlte. Wenn auch von grausamer Behandlung der Spartiaten gegen ihre Heloten berichtet wird, so fällt Dies nur in solche Zeiten, wo diese unterdrückte Menschenclasse, von den Staatsfeinden aufgereizt, in nächtlichen Verschwörungen zusammentrat oder in offenen Aufstand ausbrach.

Sehr interessant entwickelt Bensen, daß die fest gegründete spartanische Verfassung zusammenbrach, als man anfing in den Eigenthumsverhältnissen Aenderungen zu treffen. Zuerst kam ein Gesetz auf: man könne zwar sein Bürgergut nicht verkaufen, wol aber durch Schenkung unter Lebenden oder durch Testament an einen Andern abtreten. Dann erlaubte man, daß der Vater seine Tochter nach Belieben verlobe und mit Eigenthum ausstatte. So war der Weg zur Anhäufung der Güter in den Händen Weniger gebahnt. Man hatte auf Kriegszügen nach fernen Gegenden, auf den üppigen Küstenländern Kleinasiens oder auf den reizenden Inseln des Aegäischen Meers Genüsse kennen gelernt von denen die strenge Armuth daheim Nichts gewußt hatte; man lernte das fremde Geld schätzen und, da die Aufbewahrung von Silber daheim verpönt war, so legte man dasselbe zu Delphi oder im benachbarten Arkadien nieder. Jetzt hörte die alte Bürgergleichheit auf und es entstand ein Unterschied zwischen den Vollbürgern oder eigentlichen begüterten Spartiaten und den Aermern, welche die Beiträge für die Sissilien und die Anschaffung einer Hoplitenbewaffnung nicht mehr bestreiten konnten und sich mit den Neobamoden vermischten. Die eigentlichen Spartiaten nahmen schnell ab und die Heere des Staats bestanden bald größtentheils aus Periöken und Neobamoden. In der Schlacht bei Leuktra fochten noch 700 Spartiaten, von denen 400 fielen. Zur Zeit des Königs Agis war sämmtliches Grundeigenthum in den Händen von ungefähr 100 Vollbürgern; seine Absicht die alte Staatsverfassung durch eine neue Theilung des Landes und die Ergänzung der Bürger durch Periöken herzustellen mislang, und er verlor sein Leben darüber. So verfiel der Geist des alten Spartas immer mehr, obgleich sich selbst unter römischer Oberhoheit noch einzelne altlakonische Institute in Sparta erhielten.

Wir gehen mit Bensen zu Athen über. Trotz der großen Verschiedenheit zwischen Athen und Sparta trug die älteste Gesittung der beiden Völkerschaften doch das gleiche Gepräge der Einfachheit und der Strenge. Aber Herkommen und die Lykurgische Gesetzgebung beförderten in Sparta die Stabilität; in Athen gab es zwar frühzeitig einen Classenunterschied nach dem Eigenthum und Gewerbe, aber diese Classen trennte kein Stammunterschied, Nichts hinderte den Uebergang von der einen in die andere, sowie die Eigenthumsverhältnisse eine Aenderung erlitten, und nach Gleichberechtigung strebte unter den Hellenen gerade der Jonier mit aller Macht. Dazu mußte der beständige Verkehr nach außen wesentlich auf die Elasticität des Lebens wirken. Der Handel nach den Küsten Asiens war gewiß sehr alt, und Geld und Waaren, mit Einem Worte, das Capital trat so dem Grundbesitz gegenüber. Schon zu Solon's Zeit (594 v. Chr.) war der Grundbesitz mit Schulden belastet, und das Uebergewicht des Capitals war um so größer, als das Grundeigenthum ganz noch in den alten schlichten Verhältnissen ihm schutzlos gegenüber stand. Solon bemühte sich um eine Regelung dieses Zustands, aber es wurde von ihm durch seine Gesetze die Demokratie geschaffen, welche selbständig fortschritt und ihren besondern

Charakter erhielt durch die immer wachsende Größe der Stadt, die einerseits durch Reichthum und Ueppigkeit die Gemüther erschlaffte, andererseits sie aber auch als den Mittelpunkt der feinen Geistesbildung wieder hob und kräftigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Land um die Welt.

Die Beschreibung einer solchen Welttour liegt vor in Narrative of a journey round the world during the years 1841 and 1842. By Sir *George Simpson*. Drei Bände. London 1847.

Eine Landreise nach Indien wird zur See abgemacht, mit Ausnahme der schmalen Landenge von Suez. Eine Landreise um die Welt ist etwas ganz Anderes. Die führt über drei Festlande, Europa, Asien und Amerika, über das Atlantische und das Stille Meer. Hört man ferner, daß der Verf. obiger Beschreibung nebenbei die Sandwichinseln besucht und gegenüber die amerikanische Küste in einer Länge von 25 Grad befahren hat, so kann das Erstaunen ob solcher That sich nur dadurch mindern, daß jetzt anders gereist wird als vor Jahren, daß der Verf. beide Meere mittels Dampfs kreuzte, an den amerikanischen Wilden zur Unterwürfigkeit gezähmte Menschen, in den Mördern Cook's ein verhältnißmäßig gebildetes Geschlecht und durch die Steppen Sibiriens eine Handelsstraße fand. Eben deshalb aber dürfte selten ein Buch so sprechendes Zeugniß geben von den Fortschritten der Gegenwart als das angeführte, und wer stolz darauf und glücklich ist einer solchen Zeit anzugehören, dem bietet das Buch hundertfältige Ursache es noch mehr zu werden.

Der Verf., seines Zeichens Chefgouverneur der der Hudsons-Bai-Compagnie zuständigen Ländereien in Nordamerika, verließ Liverpool am 4. März 1841, erreichte Boston am 20., beschiffte von Montreal den St.-Lawrence in leichten Canoes, traf im Lake superior viel Eis und vertauschte am Ende desselben im Fort William seine Canoes gegen zwei zu der nun beginnenden seichten und gefährlichen Flußfahrt besser geeignete Schiffe. Er hatte kaum über den Lac la pluie gesetzt, als er ein Schreiben erhielt, welches ihn beglückwünschte und um eine Audienz bat. Das Schreiben war englisch, reines, gutes Englisch, von einem der ungefähr 100 Salteaux-Krieger. Auf empfangene günstige Antwort fanden sie sich ein, baten um Erneuerung des abgeschafften Geschenks an Rum und suchten, da der Gouverneur Nein sagte, ihn zu einem Ja zu bereden. Wie Das nicht gelang, zogen sie singend und trommelnd ab. Von hier ging es zu der durch Lord Selkirk 1811 begründeten Colonie am Rothen Flusse. Ungeachtet seit dem Tode des Stifters 1820 die Regierung Nichts für seine Schöpfung gethan, zählt sie jetzt an 5000 Köpfe, schottische Hochländer, Orkneymänner und Halbblut vom Stamme der Swampy Crees-Indianer, ein Gemisch das sich jährlich um fünf Procent vermehrt. „Fort Garry, die Hauptniederlassung, liegt am Vereinigungspunkte des Rothen Flusses und des Assiniboine, etwa 50 Meilen vom See Winipeg und 75 von der Grenze, so nah als möglich im Centrum der Colonie. Es ist die Residenz des Gouverneurs und eine regelmäßige Veste mit steinernen Mauern und Bastionen. Gegenüber am rechten Ufer der Ströme steht die römisch-katholische Kathedrale, zwei Meilen weiter hinab am linken Ufer die protestantische Hauptkirche, und unmittelbar bei letzterer die Rothe-Fluß-Akademie, ein großes, blühendes Erziehungsinstitut für Knaben und Mädchen. Unterhalb des Fort Garry wohnt die reiche Welt in sehr anständigen, meist zwei Stock hohen Häusern."

Ueber eine Reihe von kleinen Seen und Sandhügeln unterbrochener Ebenen gelangte der Verf. am 19. Juli zum Fort Carlton, von da zum Fort Edmonton, Hauptstadt eines Districts welcher so groß wie England ist, aber nur mit 17,000 Bewohnern. Von hier fing der Weg an merkbarer zu steigen; die Landschaft wurde wilder, selbst Weide und Pappel verschwanden und bald war blos noch der schwarze, gerade, nackte Fichtenstamm zu sehen. „Sieben Stunden mühseligen Kletterns brachten uns endlich auf den Höhepunkt, gleichsam die Angel zwischen den östlichen und westlichen Gewässern. Wir frühstückten auf einer platten, kaum 14 Schritte breiten Fläche und füllten die Kessel zu unserm einsamen Mahle an den Krystallquellen des Columbia und Saskatchewan." Herrlich schildert der Verf. das Absenken der Gebirge nach dem Stillen Meere; nur bietet sich wenig menschlich Interessantes, ausgenommen daß es dort „knapp zu beißen und zu brocken" gibt.

Nach kurzem Verweilen im Fort Colvile schiffte der Verf. den Columbia hinab bis zu dessen Ausmündung in das Stille Meer und dann längs der Küste, wo schauderhafte Sklaverei herrscht. Es sind die mildesten Züge wenn es heißt: „Diese Sklaven gehören ihren Herren so unbedingt wie deren Hunde, nur mit dem Unterschiede zu ihrem Nachtheile, daß ein grausamer und roher Mensch innigere Freude daran findet einen Mitmenschen durch Arbeit, Hunger oder Marter zu Tode zu foltern als ein Geschöpf niedrigerer Gattung. Bei rauhestem Wetter, ob am Tage oder in der Nacht, im Hause oder im Freien, ist eine Matte oder ein Stück Rehfell des Sklaven einzige Bedeckung. Zu essen ohne Erlaubniß, und geschähe es inmitten der Fülle die sein Fleiß geschaffen, wäre sicherer Tod. Ihm ist nur vergönnt aufzulesen was sein gefühlloser und herrischer Gebieter ihm zuwirft. In offenem Kriege und bei heimlichem Mordanschlage ist die gefährlichste Stelle der Posten des Sklaven." Hinter solcher Schilderung thut das Bild wohl und ist doppelt interessant, seit Californien von den Nordamerikanern erobert worden, welches der Verf., der über Vancouver nach Monteray ging, von der dasigen spanischen Bevölkerung entwirft. „Es dürfte für einen Fremden nicht leicht oder wol unmöglich sein von der bezaubernden Sitte der Frauen unparteiisch zu sprechen. Im Bezug auf ihre körperlichen Reize, abgesehen von den anerzogenen Vollkommenheiten, kann die Feder beim besten Willen nicht übertreiben. Selbst wo Gefühl oder Aufregung nicht in Ansatz kommt, verbieten schon ihre glühenden Augen und ihr glänzendes Haar jeden Gedanken an Zahmheit oder Flachheit, während ihre Sylphengestalten bei jedem Schritte neue Reize zeigen und ihre beredten Züge die inwohnende Lieblichkeit durch die höhere Schönheit des Ausdrucks verdunkeln. Obgleich zweifelsohne ihrer Anziehungskraft sich bewußt, verbringen sie doch keineswegs ihre Zeit vor dem Spiegel, sondern sind die um Vieles fleißigere Hälfte der Bevölkerung. Fehlt ihnen Beistand, so nehmen die ersten Frauen, namentlich wenn sie, was Seiten eingeborener Gatten nicht immer der Fall ist, von diesen freundlich und rücksichtsvoll behandelt werden, die höhern Pflichten ihrer Haushaltung mit Freude und Stolz auf sich. Dabei ist ihre Kleidung kurz genug in weißen Strümpfen und schwarzen Schuhen den kleinen Fuß und feinen Knöchel sehen zu lassen, und nur Das ist seltsam, daß sie den Kopf in ein Tuch hüllen und dadurch bis auf eine Locke an jeder Wange das Haar verbergen. Um die Schultern legen sie einen Shawl und darüber, wenn sie spazieren oder in die Messe gehen, die schöne geheimnißvolle Mantilla. Die Männer sind im Allgemeinen hoch gewachsen und gut aussehend, ihre Kleidung aber auffälliger und gesuchter als die der Frauen. Die Kinder, auch wenn sie keine mehr sind, erweisen ihren Aeltern unbedingten Gehorsam und tiefe Achtung. Ein Sohn, und wäre er selbst das Haupt einer Familie, wird nie wagen in Gegenwart seines Vaters zu sitzen, zu rauchen oder bedeckt zu bleiben; eine Tochter, ob verheirathet oder nicht, wird gegen ihre Mutter sich nie eine Vertraulichkeit erlauben. Dies ausgenommen wissen die Californier Wenig oder Nichts von Fesseln der Etiquette, vielmehr verkehren alle Stände auf einem Fuße von Gleichheit, und am Namens- oder Hochzeitstage pflegt wer die Mittel hat der gesammten Nachbarschaft im Freien einen Ball zu geben."

Von der Küste von Californien machte der Verf. einen Ab-

stecher nach den Sandwichinseln. Hier erinnert er, wie überrascht ein Freund und Begleiter Cook's gewesen sei, als er in einer elenden Hütte am Ufer des Awatska einen abgenutzten Zinnlöffel und darauf das Fabrikzeichen London erblickt. „Das sind 60 Jahre", fährt er fort, „und jetzt reden an derselben Stelle eingeborene Lootsen das Englische wie ihre Muttersprache, und erhebt sich eine große, blühende Stadt von 9000 Einwohnern. Vor 20 Jahren dinirte eine der Königinnen einen lebendigen Tintenfisch. Sie hielt ihn mit beiden Händen vor den Mund und er schlug sie mit dem Schwanze um den Kopf. Jetzt — wir waren vom Gouverneur Kekuanaoa zur Abendtafel geladen. Er empfing uns in seinem Gerichtssaale, eine Halle, groß genug zur Kirche eines beträchtlichen Kirchspiels, 60 Fuß lang, 30 breit und 35 oder 40 hoch. Die anwesenden Häuptlinge trugen insgesammt die Windsor-Uniform, knapp anschließend, denn die Aristokratie ist in diesem Punkte so eigensinnig, daß sie sich einen Schneider aus England hat kommen lassen. Nachdem die Mahlzeit gemeldet worden war, nahm Jeder Einen oder Zwei von uns am Arm und führte über einen offenen Raum in einen andern ähnlich großen, europäisch gebauten und geschmackvoll meublirten Saal, die Meubles ziemlich alle von einheimischem Holze und einheimischer Arbeit. Die Haupttafel war mit Glas und Silberzeug besetzt und mit eleganten Lampen erleuchtet, das Mahl sehr lockend. Auch lagen unsere Namen auf den Couverts und wir wurden gebeten uns demgemäß zu setzen." . . . Die meisten Häuptlinge haben europäisch eingerichtete Häuser von zwei Stock, mit Zinndächern, Balcons, Verandas und Jalousien, umgeben von hübschen Ziergärten. Die übrigen Häuser sind gewöhnlich so leicht, daß sie von Ort zu Ort gerückt werden können, und mittels von Wand zu Wand gezogener Vorhänge in Wohn- und Schlafzimmer getheilt. Aber in und vor dem Hause, ob sichtbar oder nicht, ist Alles nett und rein.

Die Gruppe der Sandwichinseln hält 1000 Quadratmeilen mit 640,000 Morgen nutzbaren Landes bei einer Bevölkerung von nur 88,000. Ihre Hauptnahrung ist ein Präparat aus der Wurzel des Kalo, und diese Pflanze ist so ergiebig, daß ein Morgen 15,151 Menschen ernähren kann, folglich Gelegenheit zur Speisung von Millionen bietet. Was der Verf. sonst über diese interessanten Inseln mittheilt, ist zwar im Ganzen Nichts weniger als neu, doch vielleicht einer der klarsten und umfassendsten Berichte die es gibt, deshalb aber auch in seinem Raumumfange, da er mehr als ein Drittel des zweiten Bandes füllt, außer Verhältniß zu den Vorlagen des Werks im Allgemeinen.

Die Weiterfahrt brachte den Verf. nach Sitka, dem Hauptsitze der Russisch-amerikanischen Compagnie. Dann schied er vom amerikanischen Festland und segelte nach Ochotsk, einer Stadt mit 800 Einwohnern, die allerdings dadurch gewonnen hat, daß sie nicht länger eine Strafcolonie ist, indem die Sträflinge in der Zahl von 1200 an die Bergwerke abgegeben worden sind, übrigens aber kein Paradies sein mag. Meilenweit in der Runde ist kein Baum und selten ein Grashalm, dafür inmitten der zerstreuten Hütten ein stehender Sumpf, der nur wenn gefroren keine widrigen Dünste aushaucht. Das Klima hat dem Boden Nichts vorzuwerfen. Drei feuchte, fröstelnde Monate, während welcher der Schnee mühsam die Hügel und das Eis den Hafen verläßt, stellen den Sommer vor. Darauf folgen neun traurige Wintermonate mit einer viel durchdringendern Kälte als tiefer landeinwärts. Nicht glücklicher ist die Lage von Jakutsk, wohin der Verf. unterm Schutze Einiger vom Stamme der Jakuten mit einer Karavane abging. Dort bleiben die Keller das ganze Jahr hindurch gefroren, obschon im Sommer das Thermometer an einigen Tagen im Schatten auf 106 Grad Fahrenheit steigt. Dessenungeachtet ist Jakutsk ein bedeutendes Emporium des Pelz- und Elfenbeinhandels, welches letztere aus dem gefrorenen Boden des östlichen Sibiriens kommt — letzter Rest eines daselbst erloschenen Thiergeschlechts.

Die Fahrt den Lina hinauf bot wenig Bemerkenswerthes, dagegen Irkutsk, die Metropole des östlichen Sibiriens, „mit seinen 15 Kirchen und deren Thürmen, seinen Klöstern, Spitälern und andern öffentlichen Gebäuden aus der Ferne einen schönen Anblick. Nur schwand der günstige Eindruck als wir uns näherten. Die weiten Straßen hatten wenig Leben und den meisten Gebäuden drohte der Einsturz." Warum der Verf. seinem ursprünglichen Plane eines Ausflugs von hier nach Kiachta und Maimatschin, den äußersten Handelsplätzen zwischen China und Rußland, untreu worden ist, liegt nicht klar vor.

Ueber Irkutsk hinaus trat er unter die Strafbevölkerung von Sibirien und versichert, daß die eingeborenen Bauern sich sehr vortheilhaft von ihr unterscheiden. „Nicht genug, daß sie sich durch Höflichkeit auszeichnen, alle Schichten der Gesellschaft erscheinen intelligenter als die entsprechenden Volksclassen in den übrigen Theilen des Reichs oder in den meisten Gegenden von Europa . . . Die Dörfer sind zahlreich, sowol längs der Straße als abwärts zu beiden Seiten, so weit wir blicken konnten, und die Leute sahen alle gesund, gemächlich und glücklich aus. Wo das Posthaus in schlechtem Zustande war, nahm unser Policeidiener die beste Wohnung für uns in Beschlag, und da die Eigenthümer dafür weder Etwas foderten noch annehmen wollten, konnten wir uns nur durch ein kleines Geschenk abfinden, welches wir der Frau oder Tochter des Wirths aufdrangen." Der Verf. erklärt unumwunden Sibirien für die beste Strafanstalt in der Welt. „Ist der Verbannte nicht schlecht genug für die Bergwerke, erhält er ein Stück Land, ein Haus, ein Pferd, zwei Kühe, Ackergeräthe und Lebensmittel für das erste Jahr. Drei Jahre bezahlt er keinerlei Steuer und die nächsten zehn nur die Hälfte. Furcht und Hoffnung wirken günstig auf ihn ein; er weiß, sein erster Fehltritt entführt ihn seinem Hause und seiner Familie, stößt ihn unter Verbrecher zu schwerer Arbeit in die Bergwerke."

Von Tobolsk, der schönen alten, ehemaligen Hauptstadt Sibiriens, deren Gebäude jetzt verfallen und deren Einwohnerzahl und Handel sich rasch vermindern, seit Omck Sitz der Regierung geworden, reiste der Verf. durch die Tatarei und Mittelrußland bis an den Finnländischen Meerbusen und kehrte über das Baltische Meer und Hamburg nach England zurück; Alles so schnell, daß er die Beschreibung in Einem Capitel abthut. Seine Weltreise hatte 9 Monate und 26 Tage gekostet.

10.

Miscellen.

Das praktische Thema.

Als Courier, der griechisch-gelehrte französische Artillerieoffizier, während des Feldzugs in Unteritalien im November 1806 sein Standquartier in Neapel hatte, bearbeitete er seine Uebersetzung der zwei Xenophontischen Schriften über Reiterei und Reitkunst. Auf einem nach griechischer Weise gezäumten unbeschlagenen Pferde durchritt er damals ohne Bügel die glatten Straßen Neapels, um die Lehren seines Autors praktisch zu erproben. Es ist immer von hohem Werthe wenn einer solchen Arbeit vollständige Kenntniß des Technischen zur Seite steht. In diesem Sinne schrieb Courier an Marini: „Ich glaube Alles gethan zu haben was ein Soldat thun kann der den Gelehrten erklärt was sie nicht wissen können, nach der Regel: Tractent fabrilia fabri."

Die erste Stadt-Liberey.

„Im J. 1445", so erzählt Mayer in der „Chronik der Reichsstadt Nürnberg" (S. 131), „hat Konrad Kühnhofer, omnium facultatum Doctor, dem Rathe viel löblicher Bücher in allen Facultäten übergeben und zu ihren Handen geantwortet: der zur Zierlichkeit und löblichen Dingen der Stadt zu einer «Liberey» zu gebrauchen." Der Herausgeber findet darin die erste bis jetzt bekannte Spur einer **Stadtbibliothek**. Natürlich bestand diese Schenkung blos in Handschriften.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 125. —— 4. Mai 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 124.)

Eine specielle Analyse der athenienfischen Staatsverfassung würde uns hier viel zu weit führen, obgleich die Kenntniß derselben, deren Ursprung und Entwickelung von größter Wichtigkeit ist, um die Proletariatssymptome welche sich in Athen in sehr staatsgefährlicher Art bilden richtig zu beurtheilen. Man lese bei Bensen S. 56—75, welcher hier ein sehr gelungenes Bild des attischen Staatslebens, in besonderer Beziehung auf die Eigenthums- und Proletariatszustände, liefert. Die unbefleckte und ererbte Bürgertugend war der Mittelpunkt des reinen athenienfischen Lebens, auf sie stützte sich das politische Bürgerleben Athens. Von uns kann hier nur ein Blick auf die Eigenthumsverhältnisse Athens geworfen werden. Durch Erbgesetze suchte man allerdings die Erhaltung des Familienguts zu schützen, sonst aber war — in vollem Gegensatze zu Sparta — in der Vertheilung und Verwaltung des Eigenthums die größte Freiheit anerkannt, und der Staat schien sich um dasselbe — den gewöhnlichen Rechtsschutz und die Vermögensschatzung ausgenommen — gar nicht zu bekümmern. Nur die Bürger Attikas konnten ein Grundstück oder ein eigenes Haus im Lande besitzen; unter ihnen aber ging das Grundeigenthum ungehindert und in jeder Zerspaltung von dem Einen an den Andern durch Kauf u. s. w. über. Es gab wenige Bürger die keinen eigenen Boden hatten, selbst nach dem verheerenden Peloponnesischen Kriege waren unter 18,000 Bürgern etwa nur 5000 ohne allen Grundbesitz. Anfangs bauten die meisten Grundbesitzer ihre Güter mit Hülfe ihrer Sklaven selbst, nach und nach gewöhnten sie sich in der Stadt zu leben und ihre Güter an Schutzgenossen des Staats (Metöken) zu verpachten. Das Gewerbe und jeder Betrieb des Capitals war in Athen vollkommen frei. Durch die Verbindung Athens mit dem goldreichen Vorderasien und mit Aegypten wuchs das baare Capital sehr rasch, die Zahl der Wechsler, Capitalisten u. s. w. vermehrte sich. Die Zinsen konnten bei baar geliehenen Summen von 10—30 und mehr Procent steigen, die Zölle und ähnliche Abgaben waren der Art, daß sie Gewerbe und Handel nicht beeinträchtigen konnten. Was die Arbeit betrifft, so stand die freie der erzwungenen gegenüber. Die erstere wurde von den Sklaven geleistet; das Sklavenwesen nahm in den Seestaaten ungeheuer zu, besonders auf den Sklavenmärkten von Athen, Korinth, Samos und Ephesus. Die Zufuhr kam aus Thrazien, Scythien und Phrygien. Auf der kleinen Insel Aegina, die kaum zwei Quadratmeilen groß ist, sollen sich einmal 470,000 Sklaven befunden haben. Die gewöhnliche Annahme, daß in Attika an 400,000 Sklaven wohnten, hat also nichts Auffallendes, und es ist noch zu bemerken, daß unter diesen Sklaven nur wenige Kinder sich befanden, da die meisten als Sklaven eingeführt wurden. Da in Attika durchschnittlich 20,000 Bürger und 10,000 Metöken gezählt werden können, so rechnen sich etwa 13—14 Sklaven auf eine freie Familie. Der Sklave war in Athen ein förmliches, rentirendes Besitzthum, gleichsam ein lebendiges, bewegliches Grundstück, das nach seiner Brauchbarkeit und seiner Rente im Preise stand und dessen Anbau sich gleichsam verlohnte (Bensen, S. 64). Was nun die Lage der Sklaven in Athen betrifft, so war sie nicht die schlimmste. Da Niemand daran dachte durch einen hohen Getreidezoll den Landbau in Attika vorzugsweise zu begünstigen, so kam die Zufuhr meistens zur Genüge, und bei der Wohlfeilheit aller Lebensmittel war die Beköstigung der Sklaven gut und reichlich. Dem grausam behandelten Sklaven stand in der Stadt selbst das Theseion oder ein anderes Asyl offen, wo er den Staat um Schutz anflehen konnte. Allerdings tödten konnte der Herr seinen Sklaven ohne die Rüge des Staats, ebenso gut als er ein edles Roß oder einen Pflugstier erschlug. Aber wer wird leicht ein so werthvolles Capital vernichten? Und dann trat auch die Religion ein; denn es mußte ein solcher Mord förmlich entsühnt werden.

Eine vortreffliche Entwickelung der Solon'schen Staatsverfassung finden wir bei Bensen; sie ist kurz gedrängt, aber läßt Nichts vermissen. Zum Grundstein seiner Verfassung hatte Solon die Bürgerschaft gemacht, diesen Inbegriff von einfacher Sitte, unbestechlicher Redlichkeit und tüchtiger Gesinnung. Er gab das erste Beispiel wie die Ansprüche aller Bürger auf Selbständigkeit, Freiheit und gleichmäßige Rechte im Staate nach ihren Leistungen für denselben ausgeglichen werden können; durch

seine Münzumwandlung machte er die verpfändeten Güter wieder frei, er suchte dem Grundbesitz den Vorrang vor dem Capitale zu sichern, wie auch vor dem Geburtsadel: denn indem er die Bürgerschaft in vier Steuerclassen theilte und zwar durchaus nach dem Grundbesitze (der ersten Classe waren die höchsten Würden vorbehalten, die letzte wurde von allen Staatsämtern ausgeschlossen), mußten Die welche sich durch Handel, Schiffahrt und Gewerbe bereichert hatten sich an die Grundbesitzer anschließen, wenn sie im Staate gelten wollten. Durch die weit bessere (Hopliten-) Bewaffnung blieben die drei obersten Classen der untern durchaus überlegen, wenn diese auch sehr zahlreich werden sollte. Diese jedoch, schon dem Namen nach wahrscheinlich meistens Lohnarbeiter auf dem Lande und geringe Gewerbetreibende, blieb von der Wohlthat der Verfassungsreform nicht ganz ausgeschlossen. Solon hatte nämlich die Leibpfandschaft aufgehoben, welche gerade die Aermsten drückte, und diesen wenigstens gleiche Stimme in der Volksversammlung verliehen. Aber gerade das Vermittelnde der Solon'schen Verfassung scheint allen Parteien gleich misfallen zu haben. Kleisthenes, ein Aristokrat, wendete sich um das J. 510 an das Volk und half der Demokratie auf; er zerriß das alte Geschlechterwesen und theilte das ganze Volk in zehn neue, politische, gleichberechtigte Stämme, wo jede Erinnerung des frühern Familienstandes verwischt war. Dann wurden die Staatsämter nicht mehr von der Wahl, sondern von dem Loose abhängig, und nach der Schlacht bei Platäa verlieh Aristides allen Bürgern das Recht die Archontenwürde bekleiden zu können. So wurde die Demokratie fertig, und nun beginnt ein Kampf der kaum seines Gleichen hatte. Durch das Uebergewicht des Capitals wird die große Masse der Bürger zu Proletariern gemacht, aber eben durch die Demokratie werfen diese die Vornehmen und Reichen nieder. Die Entwickelung dieses merkwürdigen Kampfes siehe bei Bensen von S. 69—75.

Mit dem Peloponnesischen Kriege (431) brach auch die innere Fäulniß Athens, die Zersetzung seines ganzen Staatswesens immer deutlicher hervor; als der spartanische Mothake Lysander 404 in den Pyräus und in die gedemüthigte Stadt einzog, war zugleich der innere Kern Athens gebrochen, durch den Kampf des Capitals gegen die Demokratie. Wir lesen nämlich von dem Ringen einer aristokratischen und demokratischen Partei während des Peloponnesischen Kriegs, welches aber nichts Anderes ist als die verzweiflungsvolle Vertheidigung der Besitzenden gegen die unbesteuerten Proletarier. Die Güter der Reichen wurden verwüstet, während die Vermögenssteuern ungeheuer stiegen; denn in der Volksversammlung dominirten die Proletarier, und das Schwert des Ostracismus (willkürliche Verbannung) schwebte über jedem beargwöhnten Reichen. Es entstehen heimliche Verbrüderungen der Reichen, um die Volksführer durch die Dolche der Meuchelmörder fortzuschaffen. Immer größer wird die moralische Zerrüttung; noch fast ein Jahrhundert dauerte der Kampf im Innern und gegen außen fort, und zuweilen sehen wir Athen im Siegesglück, aber immer mehr nahm die Fäulniß des Demos zu. Die ärmern Bürger mußten sich (nach Verfall der Kleruchie) wieder zu den Gewerben, zur Taglöhnerei wenden, wo sie mit den Sklaven der Reichern concurriren mußten; immer höher stieg die Zahl der eigentlichen Proletarier, welche nun rein von Staatsspenden lebten. Der Grundsatz, daß der Staat für alle seine Glieder zu sorgen hätte, war in der Demokratie unabweisbar; aber die proletarischen Glieder bestanden auch fortwährend auf den gewohnten Genüssen, und so verschlang das Theater allein oft alle Staatseinkünfte. Nicht einmal zu dem Kriege taugte die Masse mehr, sondern überließ ihn den Söldnern. Als nun Athen den Macedoniern unterlegen war, ließ Antipater das Volk nach dem Vermögen abschätzen, und 12,000 Bürger welche nicht wenigstens 2000 Drachmen besaßen größtentheils nach Thrazien verpflanzen. Das war das Ende der attischen Proletarier. Was noch übrig blieb von ihnen, war ein charakterloses Gesindel, welches an den Reichthümern sich erfreute die durch die Verbindung mit den Macedoniern welche Asien geplündert hatten in die Stadt flossen.

Folgendermaßen schließt Bensen diesen Abschnitt:

Diese Stadt mit ihren ewigen Bauwerken bestand noch Jahrhunderte lang fort als ein Sitz der Kunst, des feinen Geschmacks und der Philosophie, gepriesen selbst von den Römern; aber die innere Kraft war todt. Denn nach Austreibung der Proletarier in Masse konnte der Mittelstand, der ihnen unterlegen war, sich zwar wieder ausdehnen, schon durch Hülfe der fruchtbaren Landstücke welche dort fortbestanden, er erlangte aber niemals mehr die Bedeutung des Demos in der guten Zeit; denn die Quellen von dessen Stärke und Einsicht: das reine, sparsame Familienleben, die tüchtige Jugenderziehung, die Bürgertugend, waren entartet. Dieses Beispiel einer alten Größe mit ihrer wahren und falschen Begründung und ihr Verfall durch die für sie unvermeidlichen Proletarier ist für uns noch denkwürdiger als die Monumente der Akropolis welche die Türken unzerstört ließen.

Indem wir nun mit Bensen von Griechenland nach Rom übergehen, sind in Bezug auf die socialen Verhältnisse Roms, unserm Zwecke gemäß, namentlich drei Perioden zu unterscheiden. Bensen charakterisirt die eigentlichen Staatsgrundsätze der Römer dahin, daß „jeder Einzelne innerhalb des ihm einmal bestimmten Kreises unbedingt auf seinen ihm gewährten Rechten besteht, aber auch stets bereit ist jeden Andern bei den ihm einmal anerkannten Rechten zu belassen". Die Specialia sind bei Bensen nachgewiesen; bei einem so großen Material wie es uns in der römischen Geschichte vorliegt kann in dem beschränkten Raume dieses Aufsatzes nur von einigen Andeutungen die Rede sein. Also wesentlich charakteristisch erscheint uns die römische Familie der alten Zeit und ihre strenge Geschlossenheit nach außen. Nur die Ehe mit einer römischen Bürgerin war vollkommen gültig; in dieser gültigen Ehe ging das Weib nur aus der Gewalt des Vaters in die des Ehemannes über; aber sie war auch die Genossin seiner Heiligthümer und Schutzgötter, die echte Mutter des Hauses (mater

familias), die allein vollbürtige Kinder gebären konnte, aufgenommen in volle Gemeinschaft jedes göttlichen und menschlichen Rechtsbesitzes. Doch auch eine solche Ehe konnte wieder getrennt werden. In Beziehung auf seine Kinder war der Vater mehr unumschränkter Herr als bei irgend einem Volke. Schlimmer war der Sohn daran als der Sklave. Galt es doch schon als eine große Milderung des alten Gesetzes, daß einem Vater nicht mehr gestattet war seinen Sohn zu verkaufen, nachdem er ihm erlaubt hatte eine Frau zu nehmen. Doch kamen die Enkel wieder unter die volle Gewalt des lebenden Ahnherrn.

In der ersten Periode Roms sehen wir lange eine wesentliche Verschiedenheit der Volksclassen begründet: zuerst die rathsfähigen Altbürger (Patricii), welche für sich den Namen des Volks vorzugsweise behaupteten, untereinander verbunden durch gemeinschaftliche Heiligthümer und viele gleiche Verpflichtungen; dann die Clienten, eine Art von Schutzgenossen, die sich an einzelne alte Familien anschlossen, und endlich die Neubürgerschaft (Plebs). Rom hatte nämlich frühzeitig seine beschränkte Feldmark durch Eroberung kleiner Städte in seiner Nachbarschaft erweitert; nach einem altitalischen, später so verhängnißvollen Grundsatz war durch diese Ueberwindung wenigstens alles öffentliche Eigenthum verfallen. Dagegen schonte man meistens die Grundbesitzer und nahm sie in die Neugemeihde auf und zwar als freie, jedoch nicht als gleichgestellte Genossen, denen die Altbürgerschaft weder einen Antheil an der Leitung des Staats und an seinen Ehrenstellen noch selbst Ehegenossenschaft zu gewähren gedachte.

Unmöglich wird es uns das Ringen der beiden Gemeinden in einer Stadt, welches sich an andern Orten später so oft wiederholte, auch nur anzudeuten. Bensen bemerkt davon im Allgemeinen:

In diesem ganzen gewaltigen Volkskampfe zeigt sich, ungeachtet der Aufregung welche die südliche Natur mit sich bringt, eine so ungemeine Ehrenhaftigkeit im Handeln, eine Achtung der Staatsformen bis auf den bestrittenen Punkt, eine so seltene Verletzung des Eigenthums und der Person und so viele Ausdauer in dem Festhalten am Princip, so merkwürdige Verschmelzung von Schroffheit des Charakters, hoher Gesinnung und Mäßigung in allem Ungestüm, daß wir höchlich erstaunen müssen, wenn wir mit diesen alten Volkskämpfen die boshaften, zügellosen, feigen, fast lächerlichen Volkstumulte der Neuzeit, zumal in den kleinen Republiken, vergleichen. In der That, dort mußte die bürgerliche Gesellschaft auf ganz andern Grundlagen beruhen.

Die Vermögensverhältnisse der Römer und die Entwickelung ihrer ganz eigenthümlichen Gestalt schildert Bensen S. 80 fg. Das Grundeigenthum zerfiel ursprünglich in Sondereigenthum, Gemeineigenthum und öffentliches Eigenthum, zunächst zum Unterhalt des Königs und der Tempel bestimmt; auffällig ist das so geringe Maß des zum Ackerbau bestimmten Sondereigenthums. Wie dabei die ältesten Römer ihren Unterhalt gewannen, selbst wenn man auch die größte Beschränktheit der Armuth voraussetzt, bliebe ein Räthsel, wenn man nicht wüßte, daß die Vornehmen Roms den größten Theil ihres Einkommens aus den halbverwilderten Heerden zogen welche das Gemeindeland beweideten. Mit den zunehmenden Eroberungen änderte sich aber auch Manches in den ersten Zuständen, der Ueberwundene war mit Leib und Leben dem Sieger verfallen und der Staat hatte bald eine Menge von Ländereien zu seiner Verfügung. Aus Gnade ließ man bisweilen den frühern Besitzern einen Theil ihres vorigen Grundeigenthums unter römischer Botmäßigkeit und gegen Grundzins bebauen, anderes wurde den römischen Colonisten angewiesen. Es lagen aber noch weite Landstrecken in Folge der beständigen Fehden wüst und verödet. Diese konnten — nach einer vorhergegangenen Bestimmung des Senats — durch Occupation in einen temporairen Besitz genommen werden. Der Anbauer gelangte zwar nicht zu dem vollen Eigenthum seines Bodens, wurde aber nach zweijährigem Anbau im Besitze desselben geschützt und konnte ihn verkaufen, vererben und selbst mit Schulden beschweren. Jedoch mußte er es sich gefallen lassen denselben für eine Colonie rc. in Folge eines besondern Gesetzes wieder abzutreten und zwar ohne Entschädigung. So erscheinen frühzeitig verschiedene Arten von Grundeigenthum mit verschiedener Belastung: 1) das alte, echte Grundeigenthum, welches nach seinem Ertrage abgeschätzt wurde und von dessen Schatzung (census) man eine Vermögenssteuer erhob; 2) der occupirte Grundbesitz, von dem der Zehnte der Feldfrüchte und der Fünfte der Baumfrüchte an den Staat zu entrichten war; 3) das verpachtete Staatsland, das einen Grundzins gab, und 4) das den Ueberwundenen gelassene Grundeigenthum unter derselben Abgabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

A. Humboldt. Ode von Bernhard v. Lepel. Berlin, A. Duncker. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zu derselben Zeit, wo der langersehnte zweite Band des „Kosmos" unter uns erschienen ist, feiert ein jüngerer Dichter von edler Gesinnung den berühmten Namen Alexander v. Humboldt's. Und es kann in der That nicht leicht einen würdigern Gegenstand für die Dichtkunst geben als diesen in ewiger Geistesfrische blühenden Greis, der mit der Glut der dichterischen Phantasie und mit einer hinreißenden Beredtsamkeit ausgestattet die Wahrheit unter allen Zonen aufgesucht und die Natur selbst bekämpft hat, um einige ihrer Geheimnisse zu erforschen. Wir freuen uns daher den Verfasser der „Lieder aus Rom" hier bei einer Beschäftigung zu finden in welcher er wiederum in gediegener, kräftiger Sprache die Tiefe des Gefühls darlegen konnte welche jene Lieder ausgezeichnet hat.

Unser Dichter erinnert sich am Anfange, daß an Humboldt's Geburtstage die Sonne in das Zeichen der Wage getreten sei, also ein neuer Forscher in der gewaltigen Natur geboren. Denn Streben nach Wahrheit beschäftige stets den menschlichen Geist, er suche durch alle Umhüllungen zu dringen, Newton, Galilei und er, der „ein groß Gesetz im Geiste bestieg den Gipfel des Chimborasso", sind unvergängliche Zeichen dieser Thatsache. Durch Kühnheit und Eigenheit der Bilder sind diese Strophen ausgezeichnet. Weiter entwickelt sich dem Dichter das Gesetz, daß alle Gewalt der Elemente der höhern Einsicht, welche durch das Ganze sich in stiller Ruhe bewegt, untergeordnet sei, daß in ihr alles Ringen und Weben der Himmelskörper seinen Mittelpunkt habe, und daß diese wieder alle der Erde dienen

müssen. Diese Zustände finden eine dichterisch schöne Anwendung auf die vier Elemente. Es rettet zwar die Luft sich in „blaue Fernen", aber „in Gier ansaugt sie der Erdenleib"; es versuchen die Wasser sich „an die Flügel des Sturms festzuklammern", doch „ihren Aufschwung immer niederreißt die unendliche, schwarze Tiefe"; die Erde, die „früher mit dem Tode gekämpft", liegt „eine begrabene Welt" still in Nacht, „unter des Erzes erstarrter Ader"; das Feuer ruht in ihrem Schoose gefangen, aber „es schläft nimmer" und will leben, wenn auch die Welt in Trümmer stürzt.

Aber trotz dieses Dranges zur Zerstörung gedeiht Alles auf der Oberfläche der Erde. Auch der Mensch „im Drucke hinfälligen Stoffes" müsse befürchten in den Untergang alles Irdischen fortgerissen zu werden. Aber „der Mann soll für den höchsten Sieg" in den Tod gehen und gern „sein flüchtiges, kleines Selbst" opfern. Denn „vom ewigen Hauch der Liebe durchglüht hinwerf' er den Reiz des eigenen Traums". Dann wird das selige Reich des Friedens erscheinen, welches die folgenden Strophen sehr schön schildern.

Zum Schlusse wendet sich der Dichter wieder zu dem Helden seiner Ode zurück; ihm „am Altar ernster Weisheit, wo ruhigen Klangs sein sicheres Wort aufrollt das mächtige Bild des Weltalls", nahen sich „in des Ruhmes vielstimmigem Zug" die Tritte der Dichtkunst.

Mag fliehen empor zum Glanze der Sonne,
Mag nieder ins Meer
Sich senken der Geist —
Beruhigend träuft dein Wort Erkenntniß
Und vollen Genuß
Dem Suchenden zu.
Das riesige Ganze sieht er erstehen gemach,
Sieht tief in des Ganzen spiegelndem Schein sich selbst,
Und wehen durch das ernste Schauspiel
Fühlt er den lebenden Hauch der Schönheit.

Aus dieser Probe wird man ungefähr die metrische Eigenthümlichkeit der Ode erkennen, welche in ihren Grundzügen zwar die choriambische und alkäische Strophe festhält, aber doch mit manchen Aenderungen, die in ihrer gewandten und dabei doch strengen Weise jene leichte Handhabung dichterischer Formen beurkundet welche in den „Liedern aus Rom" einen so angenehmen Eindruck auf die Leser gemacht hat. 17.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Eine Schäferoper im Kampfe mit einer Höllenoper.

„Machen Sie mir doch den Text zu einer Oper", sagte der berühmte Lully 1679 zu dem damals nicht minder berühmten Lafontaine, „Sie sollen ein Honorar bekommen wie Sie es verdienen!" Dies läßt sich hören, dachte Lafontaine; denn Quinault, der in Lully's Solde gleichsam als Operndichter engagirt war, bekam für jeden Text 4000 Livres, ungerechnet 2000 Livres die er als jährliche Pension dafür von Ludwig XIV. bezog. Lafontaine dichtete wacker darauf los und schuf das Schäferspiel „Daphne".*) Man kann gute poetische Erzählungen und Fabeln schreiben und doch Nichts für die Oper leisten. Kaum hatte Lully den Text gelesen, als er ganz offen sagte: „Sie sind mein Mann nicht! Zur Oper haben Sie kein Talent!" Ein Dichter glaubt aber fast nie, daß er schlechte Verse gemacht habe, und so meinte auch Lafontaine, daß ihm Lully nur das Honorar streitig zu machen beabsichtige. Es wurde hin- und hergesprochen und am Ende die Verabredung getroffen, daß die Zahlung nach der ersten Aufführung geleistet werden solle. Dies schien dem Dichter wieder so gut wie baar Geld zu sein; allein welcher Schreck für ihn, als er vernahm, daß Lully gar nicht daran denke sie in Musik zu setzen. Und kaum war die Nachricht im Publicum, als ein Béranger jener Tage, der Liederdichter Lignière, einen Gassenhauer darauf machte:

Ach, mein lieber Herr Fontaine
Dichtet einen Operntext;
Jetzt versiegt des Kummers Thräne,
Lustig bin ich, wie behext!
Denn schon hab' ich ausgespürt:
Nächstens wird er componirt!
Ei, dann handl'e ich mit Pfeifen!
Da läßt sich's mit Händen greifen,
Daß ich bin ein reicher Mann!
Lafontaine lebe dann!

Der arme Dichter setzte Alles in Bewegung; er schrieb eine Satire auf Lully; er wendete sich an eine schöne Dame am Hofe, Frau von Thiange*), daß sie ein Wort zu seinen Gunsten bei Ludwig XIV. spräche, und sie that es auch; allein Lully sagte ebenso keck, daß die Verse abscheulich seien, und Dies reichte hin statt der Schäferoper eine Höllenoper, „Proserpina", wie gewöhnlich von Quinault gedichtet, auf die Bühne zu bringen.

2. Die fünfundachtzigjährige Balletttänzerin.

Gegen das Ende des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts (1735) kam in London eine Posse auf die Bühne: „Die Offiziere auf halbem Sold", von einem gewissen Charles Molloy, der Mehres fürs Theater geschrieben hat, ohne daß es jedoch außerordentliches oder anhaltendes Glück gemacht hätte. Auch diese Farce ist längst vergessen wie der Dichter selbst, jedoch durch einen Umstand machte sie zu ihrer Zeit gewaltiges Aufsehen. Es kam ein komischer Tanz darin vor, und in ihm trat eine alte Großmutter auf, welche von einer Mistreß Freyer gespielt wurde, die seit Karl's II. Regierung, welche 1685 zu Ende ging, d. h. seit 50 Jahren auf der Bühne nicht wieder erschienen war, jetzt aber 85 Jahre zählte. Dies will doch noch mehr sagen als wenn Michel Baron wieder im 67. Jahre als Schauspieler debutirte; und man kann denken wie das Publicum in London herbeiströmte als auf dem Theaterzettel stand: „Die Rolle der Lady Richlove wird von Gretchen (Peg) Freyer gegeben welche die Bühne in den letzten 50 Jahren nicht betreten hat." Der Charakter ihres Tanzes war eine sehr betagte Dame, und Gretchen führte ihn pantomimisch sehr gut auf; sie hatte alle ihre Kräfte zusammengenommen (she had exerted her utmost abilities). Indessen das Wagstück ging noch weiter. Die Farce war zu Ende und Gretchen kam noch ein mal auf die Bühne in einem Bauerntänze zu — brilliren, welchen die Anschlagezettel ebenfalls versprochen hatten. Ein schöner Tanz schien es zu werden. Sie wankte herein, daß man fürchtete sie jeden Augenblick hinfallen zu sehen, und stellte sich als ob sie nur um Himmelswillen bäte wieder fortwackeln zu dürfen. Mit einem male fiel das Orchester in einen irländischen Hopser ein (Irish trot), und nun tanzte sie so flink und nett „wie ein Bauermädchen von 25 Jahren" (as any wench of five and twenty would have done)! Nun wenn Fanny Elsler, die schon den Congreß von Wien 1814 entzückte, es auch im 85. Jahre so weit bringt, so kann sie sich Glück wünschen. So reich wie sie ist Gretchen Freyer aber nicht geworden; denn sie übernahm noch nach dieser Gastrolle eine Wirthschaft, welche hauptsächlich dadurch Glück machte, daß Jedermann die so merkwürdige alte Tänzerin sehen wollte.**) 20.

*) In der Gesammtausgabe seiner Werke (Paris 1729), III, 219 fg.

*) Und zwar in Versen:
Zwei Worte nur aus Ihrem schönen Munde;
Sie würden Wunder für mich thun:
Dem König geben Sie von meiner Muse Kunde,
Und dankbar wird sie dann zu Ihren Füßen ruh'n!

**) Und ist die Nachricht wahr? In der Hauptsache gewiß! Sie findet sich im „Companion to the playhouse", II, Artikel Molloy, London 1764, also noch nicht 30 Jahre später, und obenein wörtlich aus einer noch frühern Quelle, „Wincop's catalogue", aufgenommen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 126. —— 5. Mai 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Die Patricier, als Herren des Landes, übten ausschließlich die Occupation des verödeten Landes aus; Servius Tullius wies auch den Plebejern von dem öden Staatslande Grundeigenthum zu und versuchte durch die Ausgleichung der Rechte im Staate nach dem Vermögen eine dauernde Verbindung zwischen den streitenden Gemeinden. Er theilte alle Vermögenden in fünf Classen, wobei allein auf die Schatzung ihres Grundeigenthums Rücksicht genommen ward, und vereinigte sie, ohne Unterschied der Abstammung, in eine große Volksversammlung (comitia), wo sie über das Wichtigste des Gemeinwesens, wenigstens späterhin, zu beschließen hatten. Es wäre schon durch Servius Tullius eine Vermögensaristokratie an die Stelle der edeln Abstammung gekommen, wenn diese nicht durch die 18 Rittercenturien (6 aus den Patriciern, 12 aus den Plebejern) vertreten worden wäre.

Das Grundvermögen gewinnt seine wahre Bedeutung erst im Verhältnisse zum Capital. Das Capital muß bei den Römern in ihrer ersten Zeit sehr geringe gewesen sein; man hatte nur schweres, ehernes Geld. Erst nach der Besiegung des Pyrrhus, als sich die Republik zu den reichen griechischen Colonien in Unteritalien erstreckte, fing sie an Silbergeld zu prägen. Es gab in Rom drei Abstufungen in der Armuth: Bürger welche wegen ihres zu geringen Vermögens einen Theil ihrer Rechte nicht ausüben dürfen; Einwohner die wegen der Art ihrer Ernährungsweise von den Bürgerrechten ausgeschlossen bleiben, endlich wahre Bürger welche durch den relativ zu geringen Besitz — den Staatsverhältnissen gegenüber — in eine weit drückendere Lage gerathen als jene beiden ersten Classen, und die auch den politischen Kampf gegen die Vermögensaristokratie eigentlich zu bestehen haben.

Die ärmern Bürger, welche wegen ihrer Dürftigkeit nicht zu dem Vollbürgerrechte gelangten und die man auch als die sechste Classe rechnet, waren wieder in Unterabtheilungen gesondert: 1) die allerärmsten (capite censi), die fast gar kein Vermögen hatten, wurden nach einer Schatzung von 380 Assen (14—15 Gulden) besteuert; 2) die mittlern (proletarii), welche wenigstens 1800 Assen besaßen, und endlich 3) die zunächst an der fünften Classe (accensi), welche diese aber doch nicht in der Schatzung erreichten. Da die Abschätzung der Bürger alle fünf Jahre vorgenommen wurde, so rückten sie in die höhern Classen vor, insofern ihr Vermögen sich vermehrte. Weit tiefer, aller bürgerlichen Ehren beraubt, standen die Handwerker und Krämer. Sie kamen zu Zeiten der Republik wenig im Staate in Betracht. Die schlimmste Stellung hatte die dritte Hauptclasse der geringern Bürgerclassen, welche zu den regelmäßigen Kriegsdiensten aufgefodert wurde. Sie erlag zu gleicher Zeit dem Drucke der Steuern, dem Aufwande für den jährlichen Felddienst und der Unbarmherzigkeit der Schuldgesetze (Bensen, S. 87), der sie durch diesen erzwungenen Aufwand preisgegeben wurde. Erwägt man nun die Lage der ärmern Bürger — also vorzugsweise der unvermögenden Plebejer —, die sich jährlich zu dem Feldzuge auf eigene Kosten zu rüsten hatten, ohne an seinen Früchten, den erworbenen Staatsländereien, regelmäßig Theil zu nehmen, die nicht selten wenn sie als Sieger heimkehrten in die Kerker ihrer Gläubiger geworfen wurden, so haben wir die Natur des innern Bürgerkampfs im alten Rom. Die Theilnahme an den Staatswürden war seine Standarte, die Ausgleichung der Vermögensverhältnisse sein eigentlicher Nerv. Die Hauptkämpfer für das Volk wurden seine Tribunen, namentlich seitdem die Wahl derselben frei in die Hand der Plebejer gekommen war. In der Reihe dieser kühnen Männer ragt besonders C. Licinius Stolo hervor, der im Jahre d. St. 378 Tribun ward. In Verbindung mit seinem edeln Amtsgenossen L. Sextius Lateranus stellte er folgende Gesetzvorschläge auf: 1) Alle Schuldverhältnisse sollen geprüft werden; die bis dahin bezahlten Zinsen sind an dem Schuldcapital abzurechnen, der Rest ist in drei jährlichen Terminen zu gleichen Theilen zu erlegen; 2) es sollen Verzeichnisse alles Gemeinlandes geführt werden, kein Bürger darf mehr als 500 Jugern besitzen, keiner darf mehr als 100 Stück großes und 500 Stück kleines Vieh auf die Staatsweiden treiben, der Ueberschuß des Gemeinlandes ist unter die Plebejer in Loosen von 7 Jugern zu vertheilen; 3) einer der Consuln ist stets aus den Plebejern zu wählen.

Zehn Jahre dauerte der Streit im Innern mit der größten Heftigkeit, dann behielten die Plebejer in den meisten Stücken die Oberhand. Spätere Zugeständnisse ergänzten das noch Fehlende. Nichts hatte die Aristokratie der Patricier so sehr und so lange gestützt als die Vorstellung, daß sie allein zu dem Priesterthume befähigt seien und demnach auch allein den Willen der Götter, den man bei allen wichtigen Dingen durch die Auspicien einholte, zu erkunden verstünden. Ihre Gleichstellung mit den Plebejern war daher erst dann vollendet, als im J. 300 v. Chr. (in der zweiten Periode) auch diese in die Priestercollegien aufgenommen wurden.

Die zweite Periode Roms ist bekannterweise seine Heldenzeit. Die Kriege mit den Samnitern und mit Karthago bilden den Mittelpunkt derselben; Karthago erlag bei Zama, Spanien, Griechenland, Vorderasien und Aegypten wurden unterworfen. Zu gleicher Zeit, als Quelle aller Kraft, bestand in Rom eine wunderbare Ausgleichung zwischen Aristokratie und Demokratie; der Demokratie blieb ihre Macht gesichert, indem bei dem Volke die Gesetzgebung und die Wahl der Magistrate war, die Aristokratie — weniger die der Geburt als die der Tugend — war durch den Senat vertreten; der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern hörte hier allmälig auf. Vom Senate ging das ganze Leben, die ganze Macht Roms aus. Sehr wichtig für die Ausdehnung Roms erscheint uns hier das Colonialwesen, welches Bensen (S. 93) ausführlich behandelt. Noch zu Anfang der Samniterkriege war die Lebensweise der Römer dürftig, aber mit dem ungeheuern Kriegsglück wurde Vieles anders in Rom. Schon im zweiten Punischen Kriege kommen Unterschlagungen der Staatsgelder vor, überall beginnt ein Jagen nach Reichthum, auch die Vornehmen verschmähen die Handelsspeculation nicht; selbst der strenge Cato gab sich damit ab abgerichtete Sklaven mit Gewinn zu verkaufen. Die Ritter brachten große Ländereien in den Provinzen an sich und ließen sie von Sklaven in Ketten bebauen; da aber die römischen Ansiedler in den Provinzen dieselben Lasten mit diesen zu tragen hatten, und da man von einem geschlossenen Grundeigenthume Nichts wußte, so zogen es Andere vor in Italien die kleinen Güter durch Uebergebote zusammenzukaufen und so die geringen Landeigenthümer, den tüchtigen Kern des Volks, zu verdrängen. Allerdings hatte der Streit zwischen Patriciern und Plebejern aufgehört, aber an der Spitze des Volks stehen jetzt die großen Familien, welche sich durch ihre Staatsämter oder Pachtungen in den Provinzen bereichert haben. Diese Familien, welche den Senat besetzen und die höchsten Würden an sich reißen, stolz auf ihre Ahnen, verbunden durch ihr gemeinsames Interesse, bilden die Edeln (Optimates), und bald nimmt die griechische und asiatische Ueppigkeit in diesen großen Familien überhand. Ihnen am nächsten stehen nun Die welche sich in der Volksmasse durch die Gunst einer unumschränkten Gewerbefreiheit bereichert haben, durch welche Mittel, darauf kommt es nicht an. Sind sie ihrer Art nach Freigelassene, so bleibt ihnen selbst zwar der Zutritt zum Senat und zu den hohen Würden verschlossen, um so mehr steigen aber ihre Söhne, ausgerüstet mit den Geldmitteln ihrer Väter. Unter den Altadeligen sucht man diese Emporkömmlinge (homines novi) hier und da noch zu verachten, aber das Capital gibt ihnen Macht, bald gehören die ersten Staatsmänner ihrer Classe an. Alles Uebrige ist gemeiner Haufen (vulgus obscurum). Diese Massen nähren sich durch verachtete Gewerbszweige, ohne Sicherheit des Einkommens, selbst ohne Dauerhaftigkeit der Familie. Diese Masse, im blinden Aberglauben gefangen, durch öffentliche Spenden und Wahlbestechungen oft gefüttert, selbst durch kostspielige Schauspiele von den Vornehmen unterhalten, ohne die Kraft einer Persönlichkeit, füllt zwar noch die Volksversammlungen; aber wie läßt sich von ihr eine selbständige Entscheidung, ein weiser Entschluß erwarten? Wie in Rom, so ist es an allen Orten Italiens. Ueberall in den Städten verachtete Proletarier, auf dem Lande als Arbeiter nur Sklaven, gedungene Knechte und arme, ziemlich unsichere Pächter, den großen Besitzern unterthan. Elemente genug um einen gewaltigen Staat zu unterwühlen, wenn sie zu einem Sturm sich vereinigen sollten. Zwölf Jahre nach der Zerstörung Karthagos und Korinths brach die Bewegung los welche dem Freistaate den Untergang brachte.

Wir stehen hier, beim Beginn der dritten römischen Periode, vor dem großartigen Trauerspiele der Gracchen. Bensen kann indessen diese lehrreiche Partie der Geschichte nur in einem Abrisse darstellen (S. 100 — 112). In den Gracchischen Unruhen kommt der ganze sociale Kampf der römischen Welt zur Erscheinung. Als Tiberius Gracchus durch die Aristokratie ermordet worden, wurde Cajus Tribun und trat an die Spitze der Bewegung. Er blieb jetzt nicht dabei stehen das Ackergesetz des Licinius, jetzt ohne Beschränkung, einzuschärfen, sondern Gesetzvorschläge zur Verbesserung der Lage der untern Classen folgten sich rasch. Aber die Menge war wankelmüthig; als sich Cajus zum dritten mal um das Tribunat bewarb, konnte sein heftiger Gegner, der Consul Opinnio, es wagen die gänzliche Aufhebung der sämmtlichen Gesetzvorschläge der Gracchen zu beantragen. Die Menge brach zwar in offenen Aufstand aus, aber die Optimaten waren lange gefaßt und gerüstet, C. Gracchus fiel mit 3000 seiner Partei und die Tiber schwemmte die Leiber der Erschlagenen ebenso gut herab wie bei frühern Gemetzeln. Die Lex thexia hob sofort das Ackergesetz auf, und die Aristokratie des Geldes und des Besitzes glaubte die Sache sei abgethan. Die Reichen vergrößerten ihre Güter nach Belieben, aber die Aussaat der Gracchen ging fürchterlich auf. Jetzt erscheint Marius als der siegreiche Führer der römischen Proletarier, ihm gegenüber L. Cornelius Sulla an der Spitze der römischen Optimaten. Sociale und politische Verwickelungen drängen sich, überall Kampf, Blut, Bürgerkrieg, Umsturz. Hier ist nicht der Ort das Einzelne darzustellen, aber die Proletarier waren in diesen fürchterlichen Krisen zu einer politischen

Partei, die ihre Vorbereitung schon in dem städtischen Tribus erhalten hatte, geworden. Was sich gegen die Aristokratie erheben wollte, brauchte sich nur das Tribunat zu erwerben und dann eine der bekannten Fragen aufzugreifen. Der Anfang fand sich von selbst. Das Ackergesetz mit der Abschätzung der Reichen nach einem gewissen Maß und der Vertheilung des Ueberschusses an die Armen nahm den ersten Rang ein, daran schloß sich die Frage über die Besetzung der Gerichtshöfe. Noch weit gefährlicher bewährte sich die Frage wegen des Bürgerrechts der Italier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karl Libelt's Thätigkeit in der polnischen Literatur.

Durch die deutsche Presse ist Libelt's Name erst genannt worden, seitdem er in Verbindung gebracht ist mit dem letzten politischen Unternehmen der polnischen Demokraten, das auf die deutsche Schriftstellerei einen so nachdrücklichen Reflex geworfen hat. Die Anklage gegen die des Hochverraths verdächtigen Bewohner des Großherzogthums Posen hat durchzuführen gesucht, daß Libelt schon seit Jahren eine Richtung der polnischen Presse fördere und unterstütze welche den Umsturz der politischen und socialen Ordnung als ihr bestimmtes Ziel verfolge.

„Seine literarische Thätigkeit", lautet die Klage wörtlich, „war darauf gerichtet der vordringenden Germanisirung einen Damm entgegenzusetzen und die polnische Nationalität zu halten und zu heben. Von dem Wunsche und der Hoffnung auf eine dereinstige Wiedergeburt Polens und Wiederherstellung desselben als selbständigen Reiches erfüllt, las er die revolutionnairen Schriften der polnischen Emigration mit dem größten Interesse (!)."

Aus diesem regen literarischen Interesse wurde der Verdacht revolutionnairer Gesinnung und großen Einflusses auf die Landesangelegenheiten gefolgert, und Libelt, besonders da nach der Beweisführung der Anklage er bei der Wahl der Mitglieder für die in Krakau zu installirende Nationalregierung die meisten Stimmen erhalten haben sollte, als ein gefährlicher Agitator verschrien. Es ist nicht unsere Absicht bei Libelt's Persönlichkeit uns hier aufzuhalten, wir haben ihn nur als den Schriftsteller zu charakterisiren.

Auch als blos solcher hätte er längst verdient unter seinen Landsleuten obenan genannt zu werden; denn er hat in der polnischen Literatur nicht nur einen eigenthümlichen Standpunkt, sondern auch ein Gebiet erwählt für dessen Bearbeitung es noch sehr an Kräften fehlt. Libelt hat sich in einer Reihe freundlich aufgenommener Schriften vorzüglich auf dem Gebiete der Aesthetik gehalten, daneben hat er freilich auch andere philosophische Schriften verfaßt. Er ist der Erste unter seinen Landsleuten der die Aesthetik systematisch behandelt; vor ihm kennen wir nur einen Schriftsteller der speciell über diesen Gegenstand, aber in der Form von Briefen, geschrieben hat, Kremer. Schon vor mehren Jahren hielt Libelt in Posen unter großer Theilnahme des gebildeten polnischen Publicums öffentliche Vorlesungen über Aesthetik. Geschrieben hat er darüber bis jetzt nur in Bruchstücken, sein System ist jedoch ein abgeschlossenes, und er benutzte die Ruhe des Gefängnisses dazu es niederzuschreiben. In kurzer Zeit wird es dem Publicum vorliegen, dann wird sich darüber vollständig urtheilen lassen. Wir wollen hier nur zwei Schriften Libelt's näher erwähnen, die zu den neuesten von ihm herausgegebenen gehören, seine kritischen Arbeiten und seine historisch-philosophische Charakteristik der Jungfrau von Orleans.

Wenn wir von philosophischer Kritik sprechen, so müßten wir freilich zunächst einen Blick thun lassen in den Stand der heutigen speculativen Forschung in Polen. Dies würde uns indeß zu weit führen und wir verweisen in dieser Beziehung auf die deutsch erschienenen Schriften von Cieszkowski und Trentowski. Libelt kritisirt vorzüglich die deutsche Philosophie; sie habe die Vernunft, ist seine Meinung, allein auf den Thron gesetzt, sie des Gemüths entkleidet, überhaupt die ganze Gemüthswelt dem philosophirenden Bewußtsein verschlossen. In der höchsten Lebensfrage könne aber weder der Verstand noch die Vernunft entscheiden, hier müsse man sich dem Unmittelbaren nähern, dem Gefühl. In den polnischen Denkern nehme die Philosophie diese Richtung glücklicherweise und nothwendigerweise auch, sie sei wesentlich Mysticismus; Polen dürfe und könne jetzt keine andere Philosophie haben, obgleich sie nur ein Durchgangspunkt sei.

Die deutsche Philosophie habe seit Kant gezeigt, daß im Gebiete des Geistes nur der Verstand entscheiden könne; was sich mithin die nachkantische Wissenschaft angeeignet, könne mit vorkantischen oder kantischen Mitteln auch nicht überwunden werden. Heute gebe es ein anderes Feld des Kampfes, andere Mittel, einen andern Standpunkt — wenn auch denselben Ausgang.

Nach Libelt hat der Verstand nur den praktischen Werth das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, er ist ihm eine Geisteskraft, eine Manifestation oder Objectivirung des Geistes und damit seine heutige und künftige Stellung bezeichnet, während die Philosophie schon auf eine andere Seite hin überneigt. „Der Verstand", sagt Libelt, „ist schon bei Kant auf der ersten Stufe seiner Thätigkeit, in der Sphäre der Erfahrung nichts Anderes als das Schaffen von Begriffen durch das Urtheil über die Dinge. Solcher Verstandesbegriff ist nicht nur eine blos subjective Thätigkeit des Denkenden, sondern diese hat auch als eine verständige mit der Materie Nichts gemein, ist leeres Wissen. Alle Kategorien, als Vielheit, Qualität, sind Abstractionen. Die Gestaltung der Begriffe, wodurch ihre Vorstellbarkeit bewirkt wird, liegt ganz außerhalb der Verstandesthätigkeit."

„Das höchste Erkenntnißvermögen ist die Vernunft, sie sucht nach der innern Ursache der Erscheinung, nach dem νούμενον der Idee; doch auch diese Ideen sind bloßes Wissen, subjectives Denken, ohne Materie, ohne Gestalt und Leben. Dort waren es Urtheile des Verstandes, hier sind es seine Schlüsse, reine Verstandesformen, reine Abstractionen. Begriffe oder Ideen, Urtheile oder Schlüsse sind eine Thätigkeit des Geistesvermögens, die Nichts gestaltet, da sie außerhalb der Materie wirkt."

Damit die deutsche Philosophie aus ihrer subjectiven Einseitigkeit herauskommt, bedarf sie nach Libelt eines neuen Elements. Ein solches ist die Nationalität; es findet sich frisch und kräftig noch im Slawenthum. Daher habe es den Anschein als werde durch das Slawenthum die Philosophie in ein neues Stadium geführt werden. Wenn auch Dies nicht bestritten werden kann, da gewiß das Slawenthum Elemente hat welche es der Philosophie abzugeben vermag, so scheint es doch sehr unphilosophisch die Philosophie zu nationalisiren. Wir erinnern uns, daß doch selbst polnische Philosophen lächelten, als Trentowski sein System einer nationalen Logik verkündigte. Ein ungeheurer Rückschritt der Philosophie wäre Das, wenn sie vom Allgemeinen zum Besondern umkehrte.

Nach Libelt ist es die Aufgabe des Slawenthums seine Philosophie auf folgende Grundpfeiler zu stützen:

1. Sie muß die Einheit der sichtbaren und unsichtbaren Welt nicht auflösen, sondern dieselbe vielmehr zu ihrer Grundlage machen.

2. Sie muß die Alleinherrschaft des Verstandes abweisen, und das innere unmittelbare Eingreifen der Wahrheit durch den unmittelbaren Zusammenhang mit dem ewigen Geiste ihm gleichstellen.

3. Sie muß ihren geistigen Offenbarungen Vorstellbarkeit geben, d. h. den Geist als gestaltete Individualität, als Person auffassen.

4. Das Wesen des Geistes muß sein — Leben, That, Wirklichkeit.

5. Jeder Dualismus als solcher ist aufgehoben, das Böse weicht dem Guten, die Finsterniß dem Lichte. Das Menschengeschlecht ist durch die Verwirklichung des Schönen, Wahren, Guten in der wirklichen Welt zu seiner Würde und Glückseligkeit erhoben, die Natur veredelt durch den menschlichen Geist.

6. Alles materielle Gut kommt von Gott, nicht vom Menschen. Hierin liegt eine Veredelung der Materie, zugleich die Vorstellung vom Privateigenthum als einem göttlichen Lehen. Durch die Verdienste seiner Arbeit und seines Lebens erwirbt der Mensch Anrechte an dieses Lehen.

Wollten wir Hrn. Libelt für die gefährlichen Consequenzen dieser Doctrin verantwortlich machen, so müßten wir zweifeln, daß er hier „als Repräsentant des polnischen Gesammtbewußtseins auftrete". Die Lehre vom Eigenthum als göttlichem Lehen, die dem Begriff des Eigenthums in ihrem Grunde feindlich ist, hat doch zu Auslegungen geführt die das Eigenthum zu einem ausschließlichen einzelner Persönlichkeiten machten, und Das wäre der herrschenden demokratischen Richtung in Polen sicher entgegen.

„Die Verbrüderung aller Glieder der Nation beruht auf der Einheit des göttlichen Gedankens, den die Nation als besondere Nationalität repräsentirt; der sociale Unterschied oder die Hierarchie beruht auf dem Gewicht der Verdienste der Einzelnen in der Verwirklichung jenes Gedankens."

7. Souverainetät ist der göttliche Gedanke in der Personification.

8. Die Religion Christi, welche die fühlbare Welt in ein unmittelbares Verhältniß zur unsichtbaren bringt, und näher, der Katholicismus, der eine innere unmittelbare Geistesanschauung setzt, ist die Religion des Slawenthums. Sie ist einträchtig mit der Philosophie die Religion des Fortschritts, und dadurch verschieden von dem starren, auf den Felsen gebauten Katholicismus.

9. Die Intelligenz, insonderheit die Philosophie war bisher scholastisch, d. h. sie ging über die Schule nicht hinaus, sie muß von nun an populair werden, d. h. volksthümlich, muß sich mit dem Gedanken des Volks verschmelzen und ihn zur That entwickeln. Die slawische Philosophie muß mit einer großen That beginnen."

„Sie wird nicht", heißt es S. 112, „eine Fortsetzung der deutschen Philosophie sein, sondern sie wird einen ganz neuen Standpunkt einnehmen; von den drei Kategorien, dem Allgemeinen, Besondern und Einzelnen oder der Subjectivität, Objectivität und Persönlichkeit, nimmt die neue Philosophie den letzten Standpunkt, den des Einzelnen, in höherer Sphäre den der Persönlichkeit des Geistes ein. Hegel blieb in der zweiten Kategorie, auf dem Standpunkt des Besondern, der Objectivität stehen. Die neue Philosophie muß die vorangegangenen in sich aufnehmen, um in Wahrheit von sich sagen zu können: Philosophia sum, ut secundum res de rebus judicem."

Die Slawen, so meint Libelt, werden diese Philosophie durch alle Theile der Erde verbreiten, durch die sie zerstreut sind, gleichsam zum Zeichen, daß auch dies Atome des neuen Geistes sind, der in die Welt tritt und diesem Volke in dessen Fleisch er sich hüllt eine neue Sendung gibt.

„In der Erscheinung des Mysticismus erblicken wir die Morgenröthe der slawischen Philosophie. Die erste Richtung des polnischen Mysticismus zeigte sich in unserer vaterländischen Poesie, und zwar anfangs in dem sanften Charakter der Ahnung und Prophetie, dann in den immer entschiedenern Entwürfen der Vorstellung. Das erste poetische Werk worin jene Prophetie mit Verkündigung baldiger neuer Zustände lebendig durchbricht ist «Iridion». Hier ist die allgemeine Volksahnung mit vollem Bewußtsein ausgesungen u. s. w."

Wie gefährlich für Polen die Wirkungen des Mysticismus, dieser Philosophie der Verzweiflung, werden können, bedarf wol keiner Erörterung. Die Richtung wird aber nicht andauern; denn schon haben die praktischen Männer sich gerüstet mit einer gesundern Philosophie jenen Towianski'schen Krankheitsstoff, der zuerst in der Emigration aufwucherte, fortzubringen. Auch Libelt, diesem kräftigen Denker, müssen wir wünschen, daß er mit dem Geiste und nicht mit dem Gemüthe forsche, wie er es hier gethan.

Wir gehen nun zu seiner Darstellung der „Jungfrau von Orleans" über, bei der wir uns nicht lange aufhalten wollen. Das historische Material hat durch Libelt keine Bereicherung erhalten, er hat sich des von Michelet Beigebrachten bemächtigt. Dagegen hat er die psychologische Erklärung des Erscheinens der Jungfrau gefördert, indem er nicht, wie ein Guido Görres, ein Uebernatürliches, Wunderbares angenommen, sondern die innere Nothwendigkeit der Erscheinung zu expliciren gesucht hat. Er hat dadurch der orthodoxen Partei, welche nur das Unerklärliche als das Wunder auffaßt und mit gewissem Behagen daran hängt, gezeigt, daß nicht die nackte unmittelbare Thatsache das Positive des Wunders sei, sondern daß diese Thatsache erst in den Begriff erhoben ihre Wahrheit habe, und in der Form des Wunders nur bestehe für den raisonnirenden Verstand, für die geschichtliche Intuition sich als Begriff zeige. Das Wunderbare wird bei Libelt zur subjectiven Begeisterung gestempelt, die über alle äußern Verhältnisse mächtig ist, das Unmögliche oder was man im gemeinen Leben dafür hält, wirklich macht und nun gewissermaßen frei von den natürlichen Banden in einer höhern Region triumphirt.

Diesen höchsten Sieg des Geistes hat Libelt motivirt durch die Einleitung des Lesers in den historischen Zustand der französischen Monarchie. Sie ist physisch bekämpft, an den Rand des Abgrundes getrieben, alle Rettungssterne sind geschwunden, die Noth hat den Gipfel erreicht. In diesem Moment, wo alle materielle Kraft nichtig geworden, rafft sich der Geist auf, weil er muß und ihm, seiner Energie, wird der Sieg über die natürliche Macht. Die aus der Verzweiflung hervorgegangene Begeisterung, gleichsam das Kind aus einer andern Welt, rettet Frankreich; der Geist siegt selbst auf Kosten der Materie die ihn getragen, er vernichtet sie, aber er geht wie von Fesseln befreit aus dem Kampf als Ueberwinder hervor.

Es ist Libelt imputirt, daß er in dieser Darstellung eine Proclamation an sein Volk erlassen habe, durch das historische Bild den Muth zur Revolution habe erwärmen wollen. Wir können nicht sagen, ob der Schriftsteller diese Intention gehabt, die Schrift selbst hat davon nirgend eine Andeutung. Doch mag es wol jedem polnischen Schriftsteller nahe liegen solche Vergleiche zwischen der Lage seiner Heimat und anderer Länder zu machen, und so hervorragende geschichtliche Ereignisse für den eigenen Herd zu berechnen. Libelt hat die Jungfrau im Gefängniß behandelt, also nicht in einer Zeit als die revolutionnairen Leidenschaften loderten.

Polono-Germanus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 127. —— 6. Mai 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Sulla versuchte Maßregeln um dem Verderben zu steuern das aus der Revolutionirung der untern Bürgerclassen den Staat bedrohte; unbekümmert um das Menschliche, suchte er das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Er hatte den Theil des Senats ausgetilgt welcher im Verdacht stand an dem Geschick der untern Volksclassen Antheil zu nehmen; außerdem waren auf seinen Befehl an 2000 Ritter und 40,000 Bürger hingerichtet worden und viele unter Martern. Schonungslos hatten die Legionen die Proletarier welche sich mit den Waffen ihnen entgegenstellten niedergehauen, an 70,000 allein in den beiden letzten Gefechten vor Rom; aber um Nichts weniger war nach seinem Tode die Ruhe im Staate begründet. Die Krankheit hatte bereits den innersten Kern des römischen Volks ergriffen und es half kein Ausschneiden des fressenden Geschwürs mehr. Die Volksverarmung war nicht etwa blos ein Symptom dieser Krankheit, sondern sie recht eigentlich selbst, alle Organe des Staatswesens litten darunter. In den Gerichten waren keine unparteiischen Beisitzer mehr aufzutreiben, das Heer war vollkommen entartet. Die Corruption der Aristokratie war immer weiter gegangen und Sulla hatte den Senat schon durch Freigelassene und gemeine Soldaten ergänzt; Cäsar nahm auch Provinziale auf. Wie die römische Aristokratie dieser Zeit war, schildert Bensen vortrefflich an ihren Besten:

> Selbst aber die Besten unter der Aristokratie, welche mit ihrer Tugend noch eine Art von Geschäft machen, denen man Talent in Staatssachen, wie eine sehr geistreiche Aneignung griechischer Bildung nicht absprechen kann, sind theils verächtlich wegen ihres Geizes nach Auszeichnung oder Geld, theils lächerlich wegen ihrer Anmaßung. Da ist der edelmüthige Lucullus, welcher dem Wucher entgegentritt, für sich aber aus den Provinzen unermeßliche Reichthümer erpreßt um sie in Rom großartig zu verschwenden; da ist der strenge Cato, welcher in den Provinzen zu Fuß geht, aber boshaft kleinlich nach jeder Ehrenbezeigung der Provinzialen hascht; da ist M. Tullius Cicero, der berühmte Redner, welcher die Philosophie den Vornehmen so handgerecht macht, der Lobredner des Stoicismus, der aber selbst einen Thujalisch um 95,000 Fl. erkauft, der sich bei jeder Gelegenheit auf das abgeschmackteste herauspreist, weil ihm die Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung durch einen Glücksfall gelang, dabei aber die heillosesten Ausnahmsgesetze vertheidigt, stets schwankend zwischen den Parteien, bis ihn alle satt und genug haben und Marcus Antonius ihm ohne Umstände durch den Popilius Länas den Kopf abhauen läßt; da ist endlich der große Brutus, der sich in die schmutzigsten Geldgeschäfte einläßt u. s. w. Wahrlich, wenn diese das Mark der Aristokratie waren, so sah es schlimm aus.

Nun denke man an die Hochwürdenträger, die an Schamlosigkeit und Anmaßung Alles übertrafen, an die Plünderungen eines Lucullus, Verres, Cotta, Pompejus u. A. Natürlich mußten die Eigenthumsverhältnisse im Großen auf die Zustände der Proletarier im Besondern zurückwirken.

Ueber die Großartigkeit des römischen Wuchers (die Publicanen) siehe Bensen, S. 119 fg. Diese Publicanen, vom Staate anerkannte Societäten, legten sich darauf den Fürsten und Staaten welche dem großen Reiche einverleibt und unterworfen waren und den Erpressungen der Statthalter unterlagen Gelder gegen große Versicherungen und wucherische Zinsen vorzuschießen. Pfandweise bekommen sie dadurch die berühmtesten Tempel mit deren alten Schätzen und Zierden in ihre Gewalt. Was die Privaten Schönes und Kostbares besessen, von dem Gemälde und der Statue bis zu der Jungfrauschaft ihrer Töchter, dessen wußten sie sich zu bemächtigen u. s. w.

Fassen wir uns noch kürzer über die letzten Zeiten des römischen Staats (Bensen, S. 122—145). Die römische Geschichte in den letzten Jahren der Republik knüpft sich an einzelne hervorragende Männer welche die unglücklichen Volkszustände zu ihren Zwecken benutzten. Auf Catilina welcher unter Sulla das Morden gelernt hatte folgten drei größere Kämpfer: Pompejus, Crassus und Cäsar. Zuerst verbanden sie sich zu gegenseitiger Unterstützung und herrschten in den alten Staatsformen; Pompejus wurde ermordet, Cäsar fiel unter den Dolchen der Aristokratie, und dem schlausten der Triumvirn, dem Cäsar Octavianus Augustus, wurde die Monarchie zu Theil. Durch die Veränderung der Besitzverhältnisse welche den Umsturz der Staatsverfassung zur Folge hatte war das alte, einfache, dauerhafte römische Volk verloren gegangen und an dessen Stelle traten die Proletarier der schlimmsten Art: durch öffentliche Spenden gespeist, von rohprächtigen Schauspielen ergötzt, ohne Erziehung, voll gemeiner Gesinnung, unter-

mischt mit Dieben, Banditen, Bettlern, Huren, Spionen, überhaupt mit alle dem Gesindel wie es in dem Schlamm und Boden einer großen üppigen Hauptstadt sich erzeugt. Hiermit könnte über Rom genug gesagt sein, und Bensen brauchte die Frage, wie dieser Staat noch fortzubestehen vermochte, so interessant sie auch ist, nicht weiter zu berühren; er gibt aber noch eine lesenswerthe Schilderung der Versuche zu einer Organisation der Arbeit und der neuen Corporationen die aus ihnen hervorgingen. Die Verhältnisse des Heers und der Colonen sind hier besonders in Rücksicht zu nehmen. Die Colonen sind Menschen die des nothdürftigsten Unterhalts willen ihr letztes Eigenthum, ihre Arbeit für immer verkauft haben, in dem Reste ihrer Freiheit aber von dem Staate geschützt werden, welcher durch die Organisation der Landarbeit die Ernährung der Gesammtheit fördern will. Die Zeiten wurden so schlecht, daß sich der Sklave besser als der Proletarier und dieser besser als der Vollbürger auf dem eigenen Hofe befand. An das Institut der Colonen schloß sich das der Zünfte, welches gleichfalls große Staatszwecke fördern sollte; über die Organisation dieser römischen Zünfte siehe Bensen, S. 129 fg. In dem Abendlande gingen diese Zünfte mit dem Zerfall der weströmischen Herrschaft unter, wenigstens in ihrer Bedeutung für den Staat, obgleich der Corporationsgeist unter den Arbeitern desselben Gewerbs fortdauern mochte, wo sich Spuren der römischen Municipien erhielten. In dem oströmischen Reiche mußten sie der unendlich schlechten Staatsverwaltung noch eher unterliegen als dem Eindringen der Barbaren.

Bensen ist im vollsten Rechte wenn er behauptet, die Staatsfreiheit der Römer konnte nur untergehen weil die Grundlagen des socialen Lebens: die Reinheit der Familie und die natürliche Vertheilung des Eigenthums, untergraben waren. Umgekehrt wirkte die politische Knechtschaft auf Verschlimmerung der übrigen Volkszustände wieder zurück, und in dieses Verderben wurden nach und nach sämmtliche überwundene Nationen hineingezogen, in denen, wie wir theilweise schon früher wahrnahmen, das sociale Leben schon vorher angefault war. Die Krankheit der Lebenszustände ging unter dem hochmüthigen Namen der Cultur umher, sodaß diejenigen Völker noch glücklicher und gesunder blieben die sich in der Barbarei etwas länger zu erhalten wußten.

Ueber den wüsten Trümmern der alten Welt, über einem Untergang wie ihn die Welt noch nicht zum zweiten male gesehen hat, erhob sich nun das Christenthum, und es scheint vollkommen überflüssig hier von seiner Stiftung zu reden. Durch das Christenthum wurden die bestehenden Begriffe von Dem was groß und wünschenswerth sei umgestürzt, und es ist nicht zu verwundern, daß die zahllosen armen und gedrückten Menschen im Reiche die Botschaft von dieser neuen Lehre gern ergriffen; frühzeitig bildeten sich in Kleinasien, Griechenland, Italien u. s. w. größere oder kleinere Gemeinden, und die Sorge für die armen Genossen, welche schon durch die Lehre geboten ward, mußte die Aufmerksamkeit besonders ansprechen. Als die Zahl der Gemeinden sich mehrte, hörte die anfängliche Gütergemeinschaft auf, dagegen dauerten viele Jahre die Liebesmahle (Agapen) fort. In den Verfolgungen stärkte sich die Gemeinschaft, und es wuchs nach und nach, von unten herauf begründet, ein starker, vielverzweigter Gemeindekörper, mit einem eigenen Grundvermögen, das unabhängig verwaltet wurde, nach unten zu mit communistischen Formen, von oben beherrscht durch eine starke Hierarchie, selbst mit eigenen Localheroen und mit einem neuen Mythos. Diocletianus durchschaute diesen Staat im Staate richtig, bekämpfte ihn aber vergebens; Konstantin anerkannte ihn und sicherte sich dadurch seinen Beistand; seitdem mußte der Geist des Christenthums immer mehr die römische Gesetzgebung durchdringen. Aber das Christenthum selbst war nicht mehr rein geblieben, das Alterthum trug seine Philosophie, der Orient und Aegypten seine Schwärmerei hinein, es wurden Disciplinen und Formen von Juden und Heiden angenommen, und als die Hierarchen volle Freiheit erhielten und die dogmatischen Kämpfe begannen, da drohte dem ganzen Bau Gefahr. Aber das Christenthum ging an die Germanen über und wurde von diesen gerettet und weiter entwickelt.

Wir treten also jetzt in den Zeitraum welcher von der Zerstörung des weströmischen Reichs und von dem Siege des Germanenthums bis zur Entdeckung von Amerika, von 476—1492 n. Chr., fällt und der in der Regel den Namen das Mittelalter führt. Auch hier können uns nur unsere besondern socialen Beziehungen und selbst diese nur auszugsweise beschäftigen, obgleich schon Bensen diesen Zeitraum außerordentlich kurz behandelt (S. 145—176).

Das frei vererbbare Grundeigenthum zeigt sich uns bei den alten Deutschen als der erste und beste Besitz, welcher allein Anspruch verleiht auf öffentliche Ehre, Stimmrecht in der Gemeinde, Gleichstellung im offenen Gerichte und das Recht die Waffen zu führen. Dieser Grundbesitz theilte sich aber schon in den ältesten Zeiten in das geschlossene Sondereigenthum — Alod und in das gemeinschaftliche — Mark. Wo die Gemeinde aus der Markgenossenschaft hervorging, bildeten sich die Gemeinrechte und die Gemeinfreien; eine Gemeinde anderer und zwar knechtischer Art entstand auf den großen Aloden. Schon in den ältesten Zeiten pflegten die Eigenthümer ihre Sklaven, die sie durch Krieg oder Handel erhielten, auf dem eigenen erblichen Lande anzusiedeln, und der Leibeigene hatte für die ihm überlassenen Ländereien jährlich ein gewisses Maß von Feldfrüchten zu geben. Er konnte zwar verkauft werden, aber nicht ohne das Gut welches er baute, auch nicht getrennt von den Seinigen. Ein neues Verhältniß entstand in den Wanderungen, wo die Heerfürsten ihrem Gefolge entweder schon besetzte Güter der Ueberwundenen verliehen oder größere, wenig bekannte Bezirke von einzelnen Vornehmen in Besitz genommen wurden. Im erstern Falle überließ der neue kriegerische Eigenthümer dem frühern Anbauer das Gut gegen eine regelmäßige Grundabgabe

(gewöhnlich den Zehnten) von Naturalien, im zweiten Falle (z. B. Karl der Große auf seinen Kammergütern) nahm der Eigenthümer unter gleichen Bedingungen besitzlose Freie auf. Durch die Entrichtung der Grundabgabe blieben sie unbeschädigt in ihren Freiheitsrechten, und auch sie traten insgemein in Gemeinden zusammen welche ihr Verhältniß gegen den Grundherrn vertragsmäßig regelten. Auch jene Leibeigenen schritten in ein milderes (das Hörigkeits-) Verhältniß vor und mit Freien oft untermischt gewannen auch sie, oft selbst verhältnißmäßig ein festes Verhältniß zu dem Besitzer und es entstanden so die Normen für das Ober- und Untereigenthum. Allerdings veränderten sich die einfachen, alten Verhältnisse des Grundeigenthums und seiner Bebauer im Lauf der Jahrhunderte gar sehr. Mit dem Aufkommen des Feudalwesens nahmen die Aloden immer mehr ab und Alles jagte nach Lehen- und Dienstgütern. Als erst der adelige Dienstmann, obgleich nicht persönlich frei, nur weil er stets mit den Waffen umging, für besser galt als der ungeübtere Gemeinfreie, der das eigene Erbe baute, verwirrten sich die Begriffe. Dennoch bestreitet Bensen, daß es in den bessern Zeiten des Mittelalters auf dem Lande Proletarier gegeben habe. Es fehlen alle Kennzeichen; auch der Geringste hing weder seinem Bestehen nach noch nach der Größe und der Dauer seines Arbeitsertrags gänzlich von der Willkür eines Andern ab. Es lag in dem wohl verstandenen Interesse des Grundherrn den Hörigen im wachsenden Wohlstande zu erhalten, und ihn durch seine Familie und eine gütige Behandlung an das Gut zu binden, welches er beim Mangel aller Policei leicht verlassen konnte um anderswo eine vortheilhaftere Ansiedelung zu suchen. Auch lag die menschliche Behandlung des Leibeigenen überhaupt in der deutschen Sitte. Ueberdies nahm sich die Kirche der untersten Classen gegen willkürliche Behandlung an: die Kirche gewährte den hörigen Leuten auf ihren Gütern Zuflucht, behandelte sie gut und wußte sie gegen jeden fernern Anspruch zu schützen. Man trifft auch keine Beispiele, daß Hörige von den Grundherren, welche dadurch ihre Güter entwerthet hätten, ausgetrieben worden wären. Die Befestigung der Hörigen sowol als der kleinen Freien auf den untereigenen Gütern lag noch in andern Zuständen, welche sie vor der Herabwürdigung zu Proletariern schützten. Hierher gehört der Sinn für Einigung unter Leuten von gleichem Gewerbe, und in gleicher Lage, der in Deutschland von jeher daheim war (Bensen, S. 150—151). Auch die Hörigen, oft mit Freien untermischt, traten in Gemeinden zusammen; durch Tapferkeit und Treue konnte der Hörige leicht in die Dienstmannschaft seines Gebieters vorrücken; auch die Kirche, besonders das Kloster, bot dem talentvollen Sohne des Hörigen Zuflucht und Aussicht auf hohen Rang. Nur der Leibeigene war hier ausgeschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bank von England.

Wenn Thümmel in seiner „Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich" singt: „Wer sagt mir welcher Zauberklang im Schalle eines Posthorns liegt?" so dürfte Dies schwerer zu beantworten sein als warum ein ähnlicher Zauberklang sich an die Worte kettet: die Bank von England. Die Bank von England spukt in den Köpfen vieler, wenn nicht der meisten Menschen als mysteriöse Bewahrerin ungezählten Reichthums. Weiß Niemand wo Jemand sein Vermögen angelegt hat, so vermuthet in der Regel Niemand, daß er es der wiener, leipziger, dessauer, berliner oder pariser Bank anvertraut habe; nein, er hat es in der englischen Bank. Steigt ein Fürst als Bettler vom Throne und muß das Land meiden — o, heißt es, der hat sich vorgesehen, der hat Millionen in der englischen Bank. Demnach ist die Bank von England in London ein sehr wohlklingendes Institut. Was es außerdem und in seinem Wesen ist wissen Wenige, und läßt sich auch nicht leicht erklären. Einigen Aufschluß darüber gibt:

History of the Bank of England, its times and traditions. By *John Francis*. Zwei Bände. London 1847.

Zu vielem und klarem Aufschluß verpflichtet nicht der Titel eines Buchs welches die Geschichte der Bank, ihre Zeit und Traditionen behandeln soll. Zeigt es aber wie die Bank entstanden und sich ausgebildet, welche drastische Curen sie in verschiedenen Perioden ihres Daseins und Wirkens durchgemacht, wie sie unter den schwierigsten Verhältnissen sich benommen, was sie für die Regierung und was die Regierung für sie gethan, und umgibt es sie vom Anfang bis zum Ende mit einer Gruppe der mannichfaltigsten Operationen, durch welche sie bald gefährdet, bald gehoben worden ist, Operationen des Handels, des Betrugs und der Legislatur, und leistet ein Buch alles Dies so erschöpfend wie das angezeigte, so befähigt es den Leser, wenn nicht den innern Mechanismus dieses Nationalinstituts vollkommen zu erkennen, doch einen Blick hineinzuwerfen, der ihm vorher unmöglich gewesen wäre, abgesehen, daß, falls er tiefer einzudringen wünscht, das Buch ihm die Mittel dazu bietet.

Die hier vorliegende Geschichte der Bank von England ist weder mehr noch weniger als eine Geschichte aller mit dem Bankwesen verknüpften romantischen Ereignisse, aller Handelsspeculationen, Betrügereien, Fälschungen und „Blasen", welche von Zeit zu Zeit den einförmigen Geschäftsgang der Finanzwelt durchkreuzt und sie in andere Phasen geworfen haben. Die Bank von England bildet das Centrum eines großen Systems. Deshalb mußte ihre Geschichte die der atmosphärischen Erscheinungen sein, welche sie umkreisen, nächst der der Planeten und ihrer Trabanten auch die der Sternschnuppen und Irrlichter. Daraus erwächst dem Buche eine Unterhaltungsgabe welche der Titel nicht erwarten läßt. Es ist eine leichte Lecture über einen anscheinend schwerfälligen Gegenstand, so leicht, daß etliche Capitel selbst Damen ansprechen dürften, die sich sonst um keine andern Promessen kümmern als welche ihnen in süßen Billets zugehen. Die vom Verf. gesammelten Thatsachen sind nicht und können ihrer Natur nach nicht neu sein. Aber er ist der Erste der sie zusammengestellt, und damit die Geschichte des Bankwesens illustrirt hat. Sein Fleiß und sein Geschick verdienen um so unbedingteres Lob, als er neben der Unterhaltung sich den Nachweis zum Zweck gemacht, welchen Einfluß jene Ereignisse auf die englischen Geldinstitute überhaupt gehabt, wie diese durch Anstöße von außen her betroffen, in ihrer Lebensthätigkeit gelähmt oder gestärkt, und für die bürgerliche Gesellschaft zu Ableitern von Gefahren, zu Beschirmern vor Unglücksfällen geworden sind. Finanzmänner die blos für Gegenwart und Zukunft Sinn haben werden allerdings die Vergangenheit und Traditionen der Bank von England bei Seite liegen lassen. Keinen andern Gebildeten wird das Aufnehmen gereuen. 10.

Bibliographie.

Balzac, H. v., Die kleinen Leiden des Ehestandes. Nach dem Französischen von Plinius dem Jüngsten. Illustrirt von Bertall. Leipzig, Weber. Gr. 8. 4 Thlr.

Bernhard, K., Erinnerungsblätter aus Algerien. Mit einer musikalischen Beilage von L. S....... Straßburg. 12. 15 Ngr.

China, das Land und seine Bewohner. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Illustrirt von Allanson. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Cormenin, W. A., Das Buch der Redner. Mit dem Portrait A. de Lamartine's. Nach der 11ten Originalausgabe. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 2 Thlr.

Ernste Geschichten. Vom Verf. der „Polengräber". Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jahn, G., Das Hohelied. In Liedern. 2te Gesammtausgabe. Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Die Klage. Ein deutsches Heldengedicht des 12. Jahrhunderts. Erzählt und erläutert von A. Ritter v. Spaun. Pesth, Heckenast. Gr. 8. 24 Ngr.

Koch, M., Reise in Süddeutschland und am Rhein. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oelckers, T., Humoristisch-satirische Geschichte Deutschlands von der Zeit des Wiener Congresses bis zur Gegenwart. 1ster Band. 2te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 8. 2 Thlr.

— — Der Hanseate. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, O. Klemm. 16. 22½ Ngr.

Paine's, T., theologische Werke. Mit einem Vorwort begleitet von H. Ginal. Stolberg a. H., Schlegel. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ramshorn, C., Die Sünden unserer Erziehung. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. 10ter Band: 37ste bis 40ste Zelle. — A. u. d. T.: Johann Fischart's Flöhhatz, Weibertratz, Ehezuchtbüchlein, podagrammisch Trostbüchlein, sammt 10 kleineren Schriften. — Thomas Murner's vom lutherischen Narren, Kirchendieb- und Ketzerkalender, und sieben Satyren wider ihn: Karsthans, Murnarus Leviathan rc. Vollständig und wortgetreu herausgegeben von J. Scheible. Mit 4 Lithographien und 98 Holzschnitten. Stuttgart. Leipzig, Expedition. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schröder, M., Die Idee der Entwickelung und deren Bedeutung für die protestantische Kirche. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Schuberth, F. C., Ziska. Tragödie in fünf Akten. Leipzig, Naumburg. 8. 15 Ngr.

Silesius, E., Anfangsgründe der Psychologie für die nichtstudirende Jugend und für ältere Freunde einer populairen Lebensweisheit. Nebst einer Einleitung in das Gesammtgebiet der Philosophie vom gleichen Standpunkte. Wien, Gerold. Gr. 12. 2 Thlr.

Umbreit, F. W. C., Christliche Erbauung aus dem Psalter oder Uebersetzung und praktische Erklärung auserlesener Psalmen. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 24 Ngr.

Wiener Walzer. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Tagesliteratur.

Anfang und Ende der Lola Montez in Bayern. Wahrheitsgetreue Schilderung der Zeit vom October 1846 bis Februar 1848. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Ngr.

Die geheimen Beschlüsse der Wiener Kabinets-Konferenzen vom J. 1834. Nebst Anhang: Die geheime preußische Denkschrift vom J. 1822. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 5 Ngr.

Biedermann, K., Das deutsche Parlament. Ein Entwurf, der am 30. März in Frankfurt a. M. zusammentretenden Versammlung deutscher Männer gewidmet. Leipzig, Biedermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Eisenmann, Ideen zu einer Teutschen Reichsverfassung. Erlangen, Enke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Februartage von Paris in ihrer Entstehung, ihrem Verlaufe und ihren nächsten Folgen übersichtlich dargestellt. 2te Auflage. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Germano-Brasilicus, Soll und kann Deutschland eine Dampfflotte haben und wie? Mit Hinblick auf Deutschlands Schifffahrt, Handel, Industrie und Auswanderung besprochen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Das empörte Hamburg. Schreckliche Jammerbilder aus dem Revolutionsleben der Gegenwart. Leipzig, Koffka. 8. 3 Ngr.

Held, Flugblätter. 1stes Blatt: Republik. Leipzig, Ph. Reclam jun. 2½ Ngr.

Hofferichter, T., Das Patent und die Christkatholiken. Zur Rechtfertigung des Verhaltens der christkatholischen Gemeinde im preußischen Staate gegenüber der Gesetzgebung vom 30. März 1847. Breslau, Scholz. Gr. 8. 3 Ngr.

Köhler, W. F., Andeutungen über die von Deutschlands Fürsten und Völkern Frankreich gegenüber zu beobachtende Politik. Oldenburg, Schmidt. Gr. 12. 7½ Ngr.

— — Ueber die Erbfolge in Dänemark und in Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit besonderer Rücksicht auf die Anrechte des Hauses Oldenburg. 2te mit einem Vorworte vermehrte Auflage. Ebendaselbst. 8. 4 Ngr.

— — Was unserem Staatshaushalte Noth thut? I. Allgemeine Vorbemerkungen. — Die beabsichtigte Aenderung des Kassen-Kourses. Ebendaselbst. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Was dem deutschen Vaterlande zur Erstarkung im Innern und nach Außen zunächst Noth thut? 1stes Heft. Ebendaselbst. Gr. 8. 4 Ngr.

Krauß, J. A., Was uns die Bußtagsfeier in dieser Zeit besonders an das Herz lege. Predigt am Bußtage den 12. März 1848 zu Augsburg gehalten. Augsburg, Jaquet. 8. 3 Ngr.

Langenschwarz, M., Politische Nachtgedanken einer Lichtputze. Leipzig, Koffka. 8. 6 Ngr.

— — Dem Russen-Kaiser. Politische Herzensergießung. Ebendaselbst. 8. 1½ Ngr.

Metternich's System oder die Ministerverschwörung in Wien vom J. 1834. Schlußprotocoll der Wiener Ministerial-Conferenz vom 12. Juni 1834 im authentischen Abdruck mit dem Einleitungs- und Schluß-Vortrage des Fürsten Metternich. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 5 Ngr.

République française. Collection de documents pour servir à l'histoire de la chute de la Maison d'Orléans et de l'établissement de la République. Livr. 1 et 2. Leipzig, Brockhaus et Avenarius. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwarz, W., Der wahre Jünger Christi. Predigt gehalten zu Quakenbrück in Hannover am Schlusse des Kirchenjahres 1847. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwarz, W. J. H., Ansichten von der Lehrfreiheit des protestantischen Predigers. Celle, Capaun-Karlowa. 1847. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Troxler, Die Verfassung der Vereinigten Staaten Nordamerika's als Musterbild der schweizerischen Bundesreform. Mit Vorwort und Erläuterungen zum Neujahr 1848. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Voigt, T., Liebertwolkwitz in den Tagen der Schlacht bei Leipzig vom 14. bis 18. October 1813 nebst einer kurzen Chronik der Parochie und Beschreibung der am 19. October 1847 auf dem Monarchenhügel stattgefundenen Feier. Leipzig, Orthaus. Gr. 8. 5 Ngr.

Wydenbrugk, O. v., Briefe über deutsche Nationalgesetzgebung. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Zille, M. A., Schwarz, Roth, Gold, die deutschen Farben. Lied. Leipzig, Biedermann. Gr. 8. 1 Ngr.

Zöpfl, H., Bundes-Reform, deutsches Parlament und Bundesgericht. Ein Vorschlag in ernster Zeit. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 128. —— 7. Mai 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

So lange das Capital eigentlich nur in den Heerden und in den wenigen Geräthen des Landbaus und des Kriegs bestand, mußte sein Einfluß von den andern Quellen des Einkommens: Grundvermögen und Arbeitskraft, weit überwogen werden. Ueber die Stellung der Arbeit im deutschen Mittelalter lesen wir nun bei Bensen folgende interessante Stelle:

Die Arbeit an und für sich wurde von den freien germanischen Kriegern verachtet u. s. w. Erst nachdem das Christenthum in die Wälder eingedrungen war, scheinen sich die Vorstellungen von der Arbeit geändert zu haben. Das Beispiel der Mönche, besonders die so hoch geachteten Benedictiner, in deren Ordensregel die Arbeit gleichsam geadelt war, und überhaupt die christliche Lehre, welche die wilden Gemüther milderte, dürfte dazu ebenso viel beigetragen haben als das Dichterwerden der Bevölkerung in zusammengedrängten Dörfern und Städten. Je mehr sich aus der Masse der freien Männer eine kleine Zahl aussonderte die in der ausschließenden Betreibung des Waffenwerkes eine besondere Ehre finden wollte, desto mehr suchten die ausgeschlossenen Gemeinfreien in der tüchtigern Bearbeitung ihrer Felder sich zu bethätigen. Ferner, so einfach man sich auch das Leben der Landleute denken mag, so fügte sich doch durch Vermittelung der wandernden Landleute und Krämer ein neuer Genuß nach und nach an den andern, und dieser konnte durch Tauschmittel erlangt werden welche die vermehrte Arbeit gab. So lange noch Rodland gegen eine geringe Abgabe an den Grundherrn ohne Beschädigung der persönlichen Freiheit in Ueberfluß zu erlangen war, so lange Jagd und Fischerei Jedem offen standen und überall Nahrung boten, lebte es sich leicht von Dem was die Natur mit geringer Arbeit gewährte. Sowie aber Wald und Gewässer das Eigenthum Weniger wurden und auch Rodungen nicht mehr nach Belieben vorgenommen werden durften, da vermochte nur die angestrengtere Arbeit die zunehmende Bevölkerung zu nähren. Die schwerste Arbeit lastete allerdings auf dem Hörigen, der außer den Naturalabgaben immer mehr zu den Frohnarbeiten auf den Herrengütern angezogen ward, sowie die Bedürfnisse seiner Gebieter zunahmen (z. B. im Bau von festern Wohnungen), und nur die Gesetzgebung suchte der unbeschränkten Knechtung ein Ziel zu setzen (der Hörige sollte nur drei Tage in der Woche zum Handdienste gefodert werden). Doch mußte nicht nur der Gemeinfreie jetzt überall Hand anlegen, sondern auch der turnierfähige Edelmann — zumal in Franken und Schwaben — verschmähte es nicht zuweilen den Pflug selbst zu führen, ohne daß es ihm Schimpf brachte.

Der Einfluß des Capitals, welches unter solchen Zuständen nur sehr gering sein konnte, wuchs aber mit der Zunahme des Gewerbetriebs und des Handels (Bensen, S. 157 fg.). Schon frühzeitig fand ein Grenzhandel mit den Römern statt. Zu Karl's des Großen Zeit sind in Deutschland an der Slawengrenze gewisse Marktorte bestimmt, durch Volkswege miteinander verbunden. Da sie den ganzen Verkehr zwischen den Abendländern und Deutschland mit den Ost- und Nordostländern vermittelten, so muß die Linie der Marktorte von Hamburg über Erfurt nach Regensburg von großer Bedeutung gewesen sein. Die Linie von Römerstädten an der Donau und den nördlichen Ausgängen der Alpenpässe gegenüber nahm die Waaren aus Italien und den noch südlichern Gegenden auf. Durch die Verbindung Italiens mit dem Reiche seit den Ottonen, und dann durch die Kreuzzüge, welche die orientalischen Handelswege öffneten, gewannen diese Städte ungemein. Die Städte am Rhein und die nach der französischen Grenze zu erfüllen einen doppelten Zweck, sie führten den Handel mit den welschen Abendländern und verbanden durch die Rheinstraße das Binnenland mit den nördlichen Meeren. An den Mündungen des Rheins und seiner Nachbarströme saß in unveränderten Wohnsitzen der Stamm der Friesen, von jeher bekannt als kühne Seeräuber und treffliche Schiffahrer. Ihnen kamen nur die nahe wohnenden Sachsen gleich. Dieses Küstengeschlecht vermittelte den Handel nach England und andern nördlich gelegenen Landen.

Der innere Verkehr wurde zuerst an die Gau- und Stammversammlungen, dann an die großen Kirchenfeste geknüpft. Er erhält einen ganz andern Schwung als Handelsorte entstehen, die zu jeder Zeit besucht werden können und Sicherheit gewähren; so entstehen lebhafte Gewerbe und reger Waarenverkehr. Bekannt ist es, wie viele Städte im südlichen oder westlichen Deutschland von den Römern erbaut oder von ihnen colonisirt waren, wie viele von den Franken, besonders unter den Karolingern, neu errichtet wurden. Heinrich der Finkler erbaute manche Stadt nach der Slawengrenze zu, und die ins Slawenland vordringenden Fürsten suchten ältere Ansiedelungen mit deutscher Einwanderung zu besetzen. In diesem Städteleben kommen nun die Verbindungen der Handwerker — Innungen, Gilden, Zünfte —

ebenso interessant als politische Corporationen, als auch als Bestrebungen der Arbeitsorganisation unter den Bedingungen jener Zeit zum Vorschein. (Bensen, S. 159 fg.)

Die Wichtigkeit dieses mittelalterlichen Handwerkerlebens konnte dann erst hervortreten, als in den Stadtgemeinden überhaupt eine große Veränderung vorgegangen war, als sie nämlich aus ihrer Verbindung mit den Heerbannpflichtigen und dadurch aus der Gewalt der Gaugrafen herausgetreten waren. In der Stadt selbst aber bestanden zwei Arten von Einwohnern: Freie, stark untermischt mit rittermäßigen Leuten, und Handwerker von unfreier Art; die letztern behandelte der Vogt wie Hörige die auf einem Herrnhofe sitzen. Doch auch die Handwerkergemeinde begnügte sich selten mit Dem was die obere Bürgercorporation ihr zuwies. Zahlreich und mit den Waffen vertraut geworden, strebte sie oft gewaltsam nach Erweiterung ihrer Rechte, woraus häufige Stadtrevolutionen entstanden, und zuweilen die innere Verfassung so umgestalteten, daß die Handwerkergemeinde der edeln Corporation sich gleichstellte oder sie doch sehr beschränkte.

Als Form der deutschen Handwerkerverbindungen erscheinen nun stets die Zünfte. Die Entwickelung und Organisation derselben ist bei Bensen (S. 161 fg.) nachzulesen. Durch diese Zünfte wurde die Arbeit, die früher nur auf Grund und Boden sich beziehen konnte, gewissermaßen von demselben losgelöst und die Berechtigung zu ihr innerhalb eines gewissen Bezirks und in gewisser Art erschien nun ebenso gut als ein sicheres, vererbtes Besitzthum, welches ein reichliches Einkommen abwarf wie das Grundeigenthum. „Handwerk hat einen goldenen Boden." Diese Innungen gaben dem Bürgerstande eine trotzige Kraft, sie traten in den verschiedenen Städten sogar in Verbindung miteinander und drohten eine Macht zu werden: Gründe genug für den Adel, die Stadtpatricier, die Fürsten, sie zu schwächen und zu unterdrücken wo es nur anging. Dann entstanden auch große Misbräuche in den Zünften, wodurch immer mehr der Zweck derselben gefährdet wurde. Durch die große Theilung und zünftige Trennung der Arbeit wurde der Herrschaft des Capitals vorgebeugt. Die Meisterschaft hatte das Uebergewicht über das Capital: wer viel Geld besitzt, will nicht etwa erst manches Jahr hindurch Etwas erlernen um Meister zu werden und dann am Ende nur, vermöge der Arbeitstheilung, andern Meistern in die Hand zu arbeiten, sondern er möchte bei der geringsten Anstrengung möglichst hohe Zinsen beziehen und ein vergnügliches Leben führen. Es kommt daher im Mittelalter nicht vor, daß einzelne Reiche städtische Gewerbe ergriffen um durch die Uebermacht ihres Capitals die übrigen Meister der Zunft herabzudrücken. Dies blieb einer spätern Zeit vorbehalten, wo man die Zünfte lieber ganz aufhob um dem Capitale die möglichste Freiheit zu gestatten. (Bensen, S. 167.)

(Der Beschluß folgt.)

Kerlingisches Heldenbuch. Sagenlieder von Karl dem Großen. Von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 8. 27½ Ngr.

Noch ehe Simrock sein großes, aus den Sagen des deutschen Heidenthums gebildetes „Heldenbuch" zu Ende geführt hat, beschenkt er uns mit einem „Kerlingischen Heldenbuch" (Kerlingisch sagte man einst für Karolingisch), welches er besonders der deutschen Jugend widmet, damit zunächst in dieser die schönen zum Herzen sprechenden Sagen von Deutschlands Lieblingshelden ihre Auferstehung feiern mögen. „Der jüngste Herausgeber des Heldenbuchs", sagt er selbst, „der sein Leben an die Vollendung und Abschließung jenes in der Urzeit unsers Volks begonnenen, durch alle Jahrhunderte deutscher Größe fortgesponnenen Mythenkreises gewendet hat, verschmäht es unter den Fürsten der Gegenwart einen Gönner seiner Poesie zu suchen; aber dem großen Kaiser der es vor tausend Jahren war, den er in der Sammlung der vorhandenen Lieder mit Stolz seinen Vorgänger nennt, bringt er aus dankbarem Herzen den Zoll der Bewunderung, indem er neben das Heldenbuch Dietrich's und Siegfried's ein «Kerlingisches Heldenbuch» stellt." Den Sagen vom großen deutschen Karl, welche nur zu bald von den hochdeutschen Volksdichtern die sich dem uralten Heldengesange zuwandten vernachlässigt wurden, während sie in nordfranzösischer und niederländischer Sprache in vielfachen Ausschmückungen und Umgestaltungen fortwucherten, haben in neuerer Zeit mehre der begabtesten deutschen Dichter eine erfreuliche Theilnahme geschenkt, sodaß ein großer Theil dieser Sagen in gemüthlichen und ansprechenden Darstellungen, freilich sehr zerstreut, vorlag. Simrock hat nun in der vorliegenden Sammlung die besten dieser Bearbeitungen, an denen er selbst nicht den unbedeutendsten Antheil hat, mit glücklichster Auswahl zusammengestellt, und die vorhandenen Lücken durch neue Gedichte ausgefüllt, sodaß die schönsten Sagen von Pipin dem Kleinen bis zum Tode Ludwig's des Frommen in fortlaufender Reihe, manche in doppelter Bearbeitung zur Darstellung kommen. Die Sammlung besteht aus 48 Stücken, von denen ein Drittel Simrock selbst angehört, die übrigen aus dem Festkalender, Fr. Schlegel's „Roland" und den Gedichten von Chamisso, H. von Chézy, Follen, Geibel, Goethe, Gruppe, Kopisch, Hermann und Wolfgang Müller, Oebecke, Platen, Rogge, Rückert, Schenkendorf, A. W. Schlegel, Smets, Ad. Stöber, Adelh. von Stolterfoth, Streckfuß, Uhland und Z. W. Werner genommen sind. Neu sind von Simrock selbst „Der lombardische Spielmann", „Der eiserne Karl", „Adelyes", der Zusatz zu Platen's „Wittekind", „Der Schäftenwald", „St.-Lufthildis", „St.-Jakobs-Straße" und „Gottes-Leute", von denen einige höchst gelungen sind; das vortreffliche Gedicht „Bertha die Spinnerin" war bereits in G. Kinkel's „Jahrbuch vom Rheine" mitgetheilt. Neu ist auch das Gedicht „Schön Bertha" von Smets, wenig zugänglich „Die Willeküren" von Z. W. Werner, eine geistvolle, vom tiefsten Gemüthe getragene Darstellung einer wunderherrlichen Sage, und „Der Birnbaum auf dem Walser-Feld bei Salzburg" von A. A. L. Follen. Mit glücklichem Takte hat der Herausgeber manchen Gedichten welche Karl den Großen der alten Sage zuwider in ein ungünstiges Licht stellen oder an Mängeln der Darstellung leiden die Aufnahme verweigert, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß ihm hier und da ein der Aufnahme würdiges Gedicht entgangen sein möge. Die aus Fr. Schlegel's „Roland" genommenen Stücke hätten wol durch andere Bearbeitungen ersetzt werden sollen.

Möge diese Sammlung dazu beitragen das Bild des großen deutschen Kaisers im Herzen unserer Jugend in erneutem Glanze aufleben zu lassen, möge sie das heranreifende Geschlecht zu dem Gefühle der wahren deutschen Größe, zu thatkräftiger freudiger Begeisterung für das gemeinsame große Vaterland entflammen.

Wir können es uns nicht versagen als Probe den Schluß

des oben erwähnten Gedichts von J. W. Werner und ein neues Gedicht von Simrock mitzutheilen.

Schluß des Gedichts „Die Willekūren".

Auf dem Throne sitzt der Kaiser, und es stehen vor den Stufen
Frieslands gottgesandte Boten, von dem Kaiser nicht gerufen.
Ihre hellen Augen blitzen, aber nicht von Zorn entfachet,
Mild und freundlich, wie ein Sternlein an dem klaren Himmel lachet;
Ihre lichten Wangen glühen, aber nicht vom Zorn geröthet,
Lieblich, wie der Abendschimmer wenn die Nachtigall süß flötet.
Ha! wie starrt' des Kaisers Auge, als vor seinen Stuhl sie traten.
Und ein Wort mit ihm zu sprechen diese Männer jetzo baten:
Sie, die er begraben wähnte in des Meeres tiefen Gründen,
Steh'n vor seinem Angesichte, Gottes Wort ihm zu verkünden.
„Kaiser, du hast uns verdammet; aber Gott hat uns errettet,
Hat den Winden Ruh' geboten und das wilde Meer geglättet,
Hat durch einen heil'gen Engel uns're matte Brust befeuert,
Uns getröstet in den Nöthen und zur Heimat uns gesteuert,
Uns gelabt aus frischer Quelle und erhalten unser Leben,
Heil'ge Lehren, fromme Sitte jetzt den Friesen selbst gegeben,
Der Gebote zwei mal zwölfe, künftig Recht danach zu sprechen,
Wie man Redliche beschirme, wie man strafe das Verbrechen.
Zeucht in Frieden, sprach der Engel, und verkündiget dem Kaiser,
Daß ein Gott im Himmel walte, mächtiger als er und weiser,
Daß Belsazer's er gedenke, der den Stolz zu weit getrieben,
Und dem Gottes heil'ger Finger feurig an die Wand geschrieben:
Gott hat selber dich gewogen und du wardst zu leicht erfunden!
Sieh', schon sind sie all' gezählet deines Königreiches Stunden!
Sagt ihm, daß er meine Satzung bei den Friesen aufrecht halte,
Nicht voll Eigendünkels schalte und nicht eigenmächtig walte.
Daß er ihm noch Frist will geben seinen Wandel zu bereuen,
Eh' er ihn will ganz verwerfen und sein Königreich zerstreuen!"
Also sprachen die zwölf Männer und der Kaiser hört bedächtig:
Gottes heil'ge Wort' ergreifen seine stolze Seele mächtig.
Er bereuet und bestätigt nun auf ew'ge Zeiten diese
Zwei mal zwölf Gebote, welche jetzt befolgt noch jeder Friese.
Und das Volk hieß die Gebote Willekūren, freigewählte.
Wie zum Spiegel uns'rer Zeiten hab' erzählt ich das Erzählte.

Gottes-Leute.

Allah's Ehre muß erliegen
Und Mahoma wird zu Spott,
Mächtiger in so viel Siegen
Zeigte sich der Christengott.
Wie die stolzen Franken prangen!
Ihnen zinst dies schöne Land.
Schon die Taufe zu empfangen
Zieht der König Agolant.

Freudig heißt den Gast willkommen
Kaiser Karl beim Siegesfest.
„Deiner Seele muß es frommen,
Halte solchen Willen fest.
Komm und frage! Ich erkläre
Jede Sitte die du schaust,
Ob du auch vielleicht Altäre
Bald dem wahren Gotte baust."

Wer sind Diese, fragt der Fremde,
Die zur Seite stehen dir,
Zwölf, im blanken Wappenhemde?
Herrlich strahlt die reiche Zier.
„Ritter sind es, mir als Fürsten
Und Genossen unterthan,
Die nach Siegesfreude dürsten,
Kämpfen in der Schlacht voran."

Aber Jene, weiß die Einen,
Schwarz der Andern faltig Kleid?
Spricht der Kaiser: „Weiß erscheinen
Die zu Priestern sind geweiht.
Gottes Wort uns zu verkünden
Ist der reinen Pfaffen Amt;
Sprächen sie nicht los von Sünden,
Ewig wären wir verdammt.

Aber heil'ger als die weißen
Tragen And're schwarz Gewand,
Die am Rosenkranz sich fleißen,
Fromm gehoben Herz und Hand.
„Mönche heißen sie und beten
In der Zelle Tag und Nacht,
Daß wir werth vor Gott zu treten
Schauen seiner Himmel Pracht."

Alles sieht und merkt der Heide,
Wohl gefällt ihm Christenbrauch;
Aber im zerriss'nen Kleide
Sitzt dort mancher arme Gauch.
Ohne Tisch auf bloßer Erde
Stillen sie die bitt're Noth,
Fleh'n mit kläglicher Geberde:
Reicht uns noch ein Stückchen Brot!

Wer sind diese, Herr? Ich deute
Mir mit nichten ihre Qual.
„Arme sind es, Gottes-Leute,
Zwölf nach der Apostel Zahl,
Die wir tränken, die wir speisen,
Gottes Huld dafür empfah'n:
Was ihr diesen mögt erweisen,
Spricht er, habt ihr mir gethan!"

Herrlich ist der Deinen Leben,
Ruft da König Agolant,
Ihres traurig die du eben
Gottes-Leute hast genannt.
Darben läßt du sie und schmachten,
Die an Gottes Stelle sind:
Thöricht muß ich dich erachten,
Kaiser, und dem Heile blind.

Christen, ist Das euer Glauben,
Lehrt die Taufe solche Pflicht,
Mahom lass' ich mir nicht rauben,
Eure Sitte lockt mich nicht.
Sprach's und wandte stolz den Rücken,
Ließ beschämt den Kaiser steh'n.
„Soll der Sieg uns wieder glücken,
Muß des Herrn Befehl gescheh'n.

Weh', die Pflicht, der Noth zu wehren,
Allen Herzen eingepflanzt,
Muß sie uns ein Heide lehren,
Der um gold'ne Kälber tanzt?
Theilet Hab' und Gut den Armen,
Holt Versäumtes nach und übt
Immer menschliches Erbarmen,
Wenn sich wo ein Auge trübt."

54.

Duplessis-Mornay, par *Joachim Ambert*. Paris 1847.

Duplessis-Mornay ist einer der großen und edeln Charaktere welche unter den reformirten Edelleuten des 16. Jahrhunderts nicht selten waren; und welche mit dem übrigen Adel in Frankreich einen so auffallenden Contrast bildeten. Sie zeigten sich sittlich streng, ihren Grundsätzen treu, rechtschaffen und wahrhaft fromm. Man kann wol sagen, es war die Elite von

Frankreich, und nur durch eine sonderbare Verwirrung der Begriffe hat man in unsern Tagen es gewagt sie als Rottirer darzustellen, während sie im Gegentheil die Stützen der Monarchie gegen die Usurpation der Guisen waren. Die Protestanten wollten die königliche Gewalt auf eine weise Freiheit gründen, und es ist in der Ligue wo wir den revolutionnairen Geist finden, welche, die Demokratie zu ihrer Hülfe rufend, kein Bedenken trägt die rohen Leidenschaften des Volks zu entfesseln. Duplessis-Mornay, von seiner Mutter in den Lehren der Reform erzogen, hatte sich durch seine ebenso gründlichen als vielseitigen Kenntnisse, durch seine ausgezeichneten Talente und durch seine vor den Jahren durch Nachdenken gereifte Klugheit ausgezeichnet, als das Blutbad in der St.-Bartholomäusnacht stattfand. Den Mördern als einer der Hauptmänner der protestantischen Partei bezeichnet, ward er genöthigt sich zu verbergen und mitten durch tausend Gefahren zu fliehen, denen er durch seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart nicht ohne Mühe zu entgehen vermochte. Er verließ Frankreich und fand eine Freistätte in England bis die Umstände ihm erlaubten zurückzukehren, und der Sache der er sein Leben geweiht thätig zu dienen. Sein zugleich festes und gemäßigtes Betragen verschaffte ihm bald einen großen Einfluß, und gewann ihm bald die Freundschaft des Prinzen von Bearn. Heinrich IV. hörte seine strengen Vorstellungen geduldig an und fragte ihn in allen schwierigen Fällen gern um Rath, und wenn er demselben nicht immer folgte, so erkannte er doch dessen Weisheit, und ließ sich die Freimüthigkeit der Vorwürfe welche ihm Mornay nicht selten machte ohne Unwillen gefallen. Als der hugenottische König seinen Glauben abschwor um mit den Hauptführern der Katholiken, deren Gewalt er fürchtete, Frieden zu schließen, so schalt ihn Duplessis tüchtig aus wegen seiner Schwäche, und trug kein Bedenken ihm den Unwillen welchen diese That bei den Protestanten erregte auszudrücken. Duplessis fuhr nichtsdestoweniger fort seinem Vaterlande zu dienen, indem er seinem Oberherrn den Beistand seiner Erfahrung und seiner Talente leistete; aber er schlug die Ehrenstellen und mit der Strenge seiner Grundsätze unvereinbaren Belohnungen aus. Obgleich zu allen gerechten und annehmlichen Verträgen immer bereit, blieb er der protestantischen Sache, die er mit seiner Feder sowol als mit seinem Schwert vertheidigte, bis ans Ende treu. Ein geschickter Diplomat, tüchtiger Feldherr, verständiger und rechtschaffener Verwalter, spielte er immerwährend eine der ersten Rollen in den öffentlichen Angelegenheiten, ohne danach zu streben am Hofe einen Rang einzunehmen, den ihm der König mit Freude bewilligt hätte, der aber vielleicht das Opfer seiner religiösen Ueberzeugungen von ihm gefodert haben würde. Auch konnte er der Ungunst womit die Könige ihre unabhängigen Diener früh oder spät treffen nicht entgehen. Ludwig XIII. nahm ihm das Commando von Saumur, ein jedoch sehr bescheidener Posten in Vergleich mit den zahlreichen, während einer langen und ruhmvollen Laufbahn dem Staate geleisteten Diensten; er tränkte dessen alte Tage mit Bitterkeit und Ekel. Aber Duplessis hatte in dem Zeugniß seines Gewissens eine Quelle des Trostes, kostbarer als alle Schätze der Welt. Er trug sein Unglück mit Würde und starb wie er gelebt, als ein vor Gott demüthiger, dem Gesetz unterworfener, und der göttlichen Gnade vertrauender Christ. Ambert huldigt auf eine schöne Weise dieser edeln Gestalt, deren Stelle in der Geschichte, wie er sagt, man vielleicht bis jetzt nicht gehörig bezeichnet hat. Die Popularität Heinrich's IV. hat das solide und reellere Verdienst der Männer die ihn umgaben zu lange im Schatten gelassen. In dem Maße man sich entfernt und die Unparteilichkeit sich Bahn bricht, erblaßt die Strahlenkrone des Königs, um die seiner berühmten Rathgeber, welche der wahre Ruhm seiner Regierung waren, mit einem reinern Glanze funkeln zu lassen. Die umständlichen Nachrichten welche der Biograph von dem Privatleben Duplessis-Mornay's gibt sind auch sehr interessant; und wenn die Form seiner Arbeit der Kritik Etwas zu wünschen übrig läßt, so ist man ihm gewiß Dank schuldig so viele Materialien gesammelt zu haben, die geeignet sind einen in jeder Hinsicht der Achtung und Bewunderung der Nachwelt so würdigen Mann genau bekannt zu machen. 41.

Literarische Notizen aus England.

Beitrag zur Geschichte Londons.

Einen solchen und zwar einen dankenswerthen muß Jeder erwarten dem die Memoiren des englischen Hofes („Memoirs of the court of England") von Heneage Jeße bekannt sind, sobald er von demselben Verf. „Literary and historical memorials of London" (2 Bde., London 1847) angezeigt findet. Ein Beitrag ist das Buch allerdings, aber kein sonderlich kaufenswerther. Im Allgemeinen handelt es eigentlich nur von dem Theile Londons welcher Westminster heißt. Diesem sind von den 904 Seiten 698 gewidmet, von den übrigen etwa 30 einer Beschreibung des Themseufers, die andern dem Tower. Die City bleibt so gut wie unerwähnt, und die Schilderung des Tower enthält nichts Neues. Ein derartiges Buch zusammenzutragen hat keine Schwierigkeit. Es ist in den jüngsten Jahren so Viel über London geschrieben worden, daß man nur zuzulangen braucht. Das hat der Verf. eifrigst, wenn auch nicht pflichtmäßig gethan; denn ob wahr oder nicht hat ihn wenig gekümmert, um so weniger, weil er für Nichts einstehen will. Deshalb sind die Unrichtigkeiten so massenhaft, daß es eines Seite für Seite folgenden Commentars bedürfte sie fortzuräumen. Weglassungen mögen minder tadelhaft sein. Sie sind es aber hier, weil sie oft Wesentliches betreffen und leicht zu vermeiden gewesen wären. Es fehlt nicht an entlehnten Stellen, aber an eigener Beobachtung, nicht an Anekdoten, aber an Charakterzeichen, nicht an erläuternden Beispielen, aber an schlagenden. Es fehlt mit Einem Worte an Zeichnung der Sitten, Gebräuche und socialen Verhältnisse. Das Eigenthum des Verf. beschränkt sich auf den Faden an welchem er seine Excerpte zusammengereiht hat. Selbst daß das Buch dessenungeachtet sich hübsch liest, ist nicht sowol sein Verdienst als das des behandelten Stoffs, und Leser denen es mehr um Unterhaltung als Belehrung zu thun ist, die eine anmuthig erzählte Lüge einer trockenen Wahrheit vorziehen und zur Prüfung entweder keine Lust oder keine Zeit haben, werden dabei ihre Rechnung finden. 16.

Die Literaturschätze in Ostasien.

In der „Delhi Gazette" entwirft Jemand ein trauriges Bild von dem Zustande der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit und der literarischen Schätze in Ostindien. Nach ihm sinkt der Osten immer schneller und tiefer in Verfall, und selbst die Gelehrtesten unter den Eingeborenen sind froh wenn sie mit etlichen Schulbüchern bekannt werden. Werthvolle historische Schriften werden nicht umgeschrieben, noch wird Sorgfalt auf deren Erhaltung gewandt. Einmal verloren sind sie für immer verloren. „Wir besahen", erzählt der Verf., „eines Tages die Bibliothek eines Eingeborenen, dessen Vorfahren wegen ihrer literarischen Leistungen berühmt gewesen waren. Sie bestand zum großen Theil aus einer Menge wurmzerfressener Papiere. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß ein einziges Bündel zuweilen Blätter von funfzig der kostbarsten Werke enthielt. Einer unserer Freunde fand auf dem Bazar eines der ältesten historischen Werke — Preis eine Rupie! Wenn er den Titel dieses Werks zu demselben Buchhändler gesendet hätte, und hätte ihm hundert Rupien dafür geboten, er würde es nicht erhalten haben — so wußte weder Jener noch einer seiner gelehrten Freunde was er besaß, weil das Titelblatt fehlte." Daran schließt sich die Auffoderung: daß die britische Regierung selbständig Etwas für die Rettung dieser Schätze des Alterthums thun oder wenigstens die Gesellschaften unterstützen müsse die diesem Zwecke obliegen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 129. —— 8. Mai 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 128.)

Ueber den Wucher des Mittelalters theilt Bensen Folgendes mit:

Die kanonischen Gesetze, welche jeden Wucher, d. h. Ausleihung von baarem Gelde u. s. w. gegen Zinsnahme, ganz und gar verboten, und die äußerst geringe Sicherheit welche deswegen jedes baare Darlehen für sich hatte, machten das Geldausleihen nach unserer Art sehr mislich. Jedoch der Wucher hat von jeher die Gesetze zu umgehen gewußt, wenn ihm die Noth der Bedürftigen in die Hände arbeitete. Wenn nun schon der edle Gutsbesitzer durch den Reichs- oder Vasallendienst bei jedem Reichskriege (zuletzt auch bei den Privatfehden) hart mitgenommen wurde, so lastete Dieses auf dem geringern — gemeinfreien oder hörigen — Landmann noch weit härter. In diesem Bedrängnisse fügte sich Jeder in die Bedingungen des Wuchers. Dieser trat damals als Rentenkäufer auf, d. h. der Schuldner verpflichtete sich gegen Empfang eines Capitals, welches auf Haus und Gütern meistens unablösbar lastete, jährlich dem Darleiher eine Rente an Getreide u. s. w oder an Geld zu geben. Da nun diese Rente im billigsten Falle 10 Procente trug und der Schuldner überdies sich gezwungen sah sein Gut dem Gläubiger lehnbar zu machen und in jene Form der Hörigkeit sich zu fügen, nach der bei jedem Sterbefall oder Verkauf an den Lehnsherrn das Besthaupt und für seine Einwilligung zur Uebertragung noch überdies eine gewisse Summe nach dem Gutswerthe, das sogenannte Handlohn, zu entrichten war, so drückte der Wucher hart auf dem kleinen Landmann. Durch irgend eine Kriegsnoth, durch irgend einen Miswachs, wo er Samengetreide bedurfte, gerieth der rathlose Mann in die Hände irgend eines unbarmherzigen Reichen, aus denen er sich mit seinem Geschlechte fast niemals mehr losmachte. In den Reichsstädten, wo diese Rentenkäufer am gewöhnlichsten vorkommen, hatte man früher dafür gesorgt, daß nur ein rathfähiger Herr eine solche Gült besitzen könne, damit nicht etwa der Bauer durch Rückkauf derselben bei irgend einer Versteigerung sich befreite.

Nach dem modernen Begriffe mag nun zwar weder der Bauer noch der Gewerbsmann des Mittelalters ein Proletarier genannt werden können, doch näherte sich der erstere sehr demselben, wie Bensen (S. 167) nachzuweisen bemüht ist. Nicht nur die fortwährenden Fehden zerstörten ihm oft die Früchte seiner Felder und raubten ihm seine Heerden, sondern selbst der Ertrag den er zu erringen wußte kam ihm außerdem nur dem geringsten Theile nach zu gut. Neben den großen Abgaben an den Grundherrn erhob die Geistlichkeit der romanisch-christlichen Kirche die altmosaische Satzung, daß von dem Ertrag der Grundstücke der Zehnte an die Priester und Leviten abgegeben werden solle, zu einem Glaubensartikel. Dazu kamen die Beisteuern zu dem Reichsdienste, welche von den Edeln und Fürsten die ihn persönlich leisteten auf den kleinen Grundbesitzer in ihrem Bezirk umgelegt wurden, die Schutzgelder u. s. w. Alle diese Abgaben lasteten auf dem Boden und zwar direct. Sie verschlangen nicht nur den Unternehmergewinn des Bauers, sondern auch einen Theil des Arbeitslohnes, d. h. der Bauer erhielt von dem unmittelbaren Ertrag seiner Felder oft weniger für sich als der Werth seiner Arbeit bei dem Anbau betrug, wenn dieselbe für Tagelohn einem Andern geleistet worden wäre. So konnte es geschehen, sagt Bensen, daß dem Bauer die gröbste und geringste Nahrung und Kleidung vom Hofe als Bezahlung für seine Arbeit blieb, und daß er in dieser Hinsicht sicherlich noch schlechter daran war als der römische Colone. „Unsere armen Leute" ist der urkundliche Ausdruck den im 15. Jahrhunderte die Obern und Klöster von den ihnen untergebenen Bauern brauchen. Gegen Ende des Mittelalters werden die Verhältnisse immer schlechter.

Ehe wir nun diesen Artikel schließen, wollen wir nach Bensen (S. 171—176) den Einfluß der Kirche, dieses großen Trägers der mittelalterlichen Weltidee, auf das Proletariat und die gedrückten Volkszustände charakterisiren; denn ohne den großartigen Einfluß der Kirche in dem großen Feudalstaat Deutschland begreift man unser Mittelalter nicht. Ueber die Entwickelung und das Wesen der Kirche und ihres Klerus braucht hier kein Wort gesagt zu werden. Das demokratische Element der innern kirchlichen Organisation ist hier besonders hervorzuheben, weil dadurch, in der streng geschlossenen Welt des Mittelalters, auch dem Einzelnen, dem Geringsten, dem Sohn des hörigen Handwerkers, selbst des leibeigenen Bauers, wenn er nur frei gelassen ward, die Leiter zu den höchsten Ehren und Stellen offen stand; darin lag eine mächtige Gegenkraft gegen den Egoismus der Kasten welche in dem Niedriggeborenen und Armen die Menschenwürde nicht anerkennen. Durch das ungeheure Grundeigenthum welches der Klerus erwarb und welches er nie ganz den Staatsgesetzen ent-

ziehen konnte, blieb er mit dem Staate in directer Verbindung, und bei der Verwendung dieses Vermögens wurde wenigstens geraume Zeit auf die Bedürftigen und Armen eine besondere Rücksicht genommen. Die Klöster müssen hier besonders hervorgehoben werden; denn der heilige Benedict nahm neben dem Gebete und der Contemplation auch die Arbeit in seine Regel auf, und schuf so aus dem Kloster ein Institut welches für die Vorstellung von der Vorzüglichkeit eines gemeinsamen, frommgeregelten, thätigen Lebens entscheidend ward. Diese tiefere Bedeutung der kirchlichen Elemente mußte allerdings mit der Auflösung des Mittelalters immer mehr in Verfall und Verderbniß gerathen.

Und so möge denn dieser Artikel, bei welchem uns Bensen's ausführlichere Untersuchungen geleitet haben, um ein gedrängtes Bild daraus zusammenzufassen, mit den Worten des Verf. folgendermaßen schließen:

Faßt man nun den Sinn des Mittelalters in Bezug auf die Zustände der Armen und Gedrückten in wenige Worte zusammen, so läßt sich sagen: die Ausgleichung zwischen der Lage der Armen und ihren Ansprüchen an das Menschenrecht beruht nicht auf einer systematischen Gesetzgebung wie sie irgend ein erhabener Geist schafft, sondern auf Momenten die unmittelbar aus dem Marke des Nationallebens, ohne Absicht und Zuthun des Einzelnen, hervorgegangen sind. Hier ist auf der einen Seite das deutsche Herkommen mit seinem Streben nach der Vertragsmäßigkeit in jeder Stellung, nach Association und deren Befugnissen, nach öffentlichem Gerichte welches jede Willkür verbannt, und dann das Rechtsgefühl, welches die Brust auch aller fürstlichen Gebieter so gewaltig durchdringt, daß keiner von ihnen daran geht das Herkommen umzustoßen um als Tyrann zu herrschen. Auf der andern Seite ist die Kirche, welche die Familie mit ihrer einfachen Sitte und frommen Thätigkeit beschützt, die Menschenwürde auch in dem Geringsten achtet und aufrecht erhält und jedem Bedrängten in den Stiftungen der Mildthätigkeit welche sie hervorrief und leitete Zuflucht gewährt. Wer eine Heimat sein nannte, konnte kein Proletarier werden; denn hier fand er Gleichgestellte die sich mit ihm vereinigten, und christlich Gesinnte die ihn unterstützten. Proletarier war nur der Heimatlose, den deshalb auch in manchen Gegenden nach einem wunderlichen Herkommen, dem Wildfangsrechte, der Fürst zu einem Leibeigenen machen konnte.

Der sonst so trefflich prüfende und ebenso richtig abgrenzende als scharf charakterisirende Bensen hat hier den Grundcharakter des Mittelalters nach seiner socialen Seite in wenigen Worten darstellen wollen; er hat dabei aber ein Versehen gemacht, er hat in dieser Schlußbemerkung etwas zu viel Firniß auf die Palette genommen.*) 8.

Zur Tagesliteratur.

1. Der Freimaurerorden in seiner gegenwärtigen Nichtigkeit dargestellt. Leipzig, Biedermann. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

2. Der Freimaurerbund in seiner gegenwärtigen Bedeutung dargestellt. Zur Entgegnung auf die Schrift: „Der Freimaurerorden in seiner gegenwärtigen Nichtigkeit dargestellt." Leipzig, Vogel. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Was auch der Verf. dieser Entgegnungsschrift anführen mag — und es ist kaum der Rede werth —, die erstere Schrift hat den Nagel auf den Kopf getroffen, das Freimaurerthum ist eine überflüssige Ruine, es hat sich eben nur noch durch den Schleier des Geheimnisses in Ansehen zu erhalten gewußt. Die Presse ist unbarmherzig, sie entkleidet nun auch das triviale, gedankenlose Freimaurerthum, und sie hat ein unbedingtes Recht dazu, insofern das Freimaurerthum sich noch einbildet eine Institution von allgemeiner Wichtigkeit darzustellen, insofern es behauptet, daß es sich in ihm um eine Lebensfrage der Gesellschaft handelt. Der Verf. führt den Beweis, daß der Orden selbst zu solcher Entscheidung unfähig sei, da er in sich zu gar keinem Gegensatze der Meinungen kommen kann. Die nicht stimmberechtigte Masse welche den Bund vollmacht ist nicht daran gewöhnt über seine Zwecke zu denken, und sie weiß es nicht wie derselbe mit der Zeitrichtung in Zusammenhang zu bringen ist. Es herrscht eine totale Stagnation durch diesen Orden, der von oben kein Licht erhalten darf, von unten keins erhalten kann. So bliebe die Masse des Ordens durch diesen selbst sicher in fortdauernder Unbeweglichkeit, wenn nicht mitunter von außen her die Woge des Fortschritts auch an seine Mauern schlüge und ihm etwas frisches Wasser zuführte, das er einlassen muß. Die kleine Schrift rüttelt kräftig an dem alten Institute.

Wenn der Verf. erklärt, wie der Orden auf dem Boden auf welchem er steht ein unserer Zeit fremdes und widriges Institut ist, das, weit entfernt wie er sich rühmt die Humanität zu fördern, dem intellectuellen Fortschritte vielmehr feindlich ist, so können wir Dem nur beistimmen. Das Freimaurerthum rühmt sich so gern seines grauen Alters — diesen Ruhm mag man ihm gern gönnen; ist aber die Freimaurerei ein Erzeugniß des Christenthums zu nennen? Von dem Verf. wird es in Abrede gestellt. Und allerdings ist die Symbolik der Freimaurer mehr jüdisch als christlich. „Sind denn die Beziehungen auf den König Hieram, auf Salomo's Tempelbau u. s. w., sind euere oft platten Versinnlichungen von Gedanken mit denen ihr den Neuling empfangt mehr christlich oder mehr jüdisch? Niemand wird einen Zusammenhang dieser Symbole mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nachzuweisen vermögen. Auch euer auf Zahlen reducirtes Tugendsystem, was hat es mit dem Christenthum zu thun? Diese Eintheilung und Versinnlichung der Begriffe, dieser mathematische Calcul der Sittenlehre gehört recht eigentlich dem Juden- und Heidenthume an." Nach den Stiftungsurkunden der modernen Logen sollen diese dem Gedanken der Humanität und nicht exclusiven Zwecken der Kirche huldigen; trotzdem aber werden mehrentheils bei uns die Juden von der Freimaurerei ausgeschlossen, und vergeblich schlägt die staatliche Emancipation der Juden an die morschen Mauern der alten Ruine. Es ist Thatsache was der Verf. ausspricht, daß in den Logen eine wirkliche Freisinnigkeit nicht herrscht. Der größte Theil der Mitglieder gehört dem Stande an welcher in geistiger Bildung nur noch schwach mitzählt, dem Kaufmanns- und Handwerkerstande. Die welche wie die Pharisäer die ersten Plätze inne haben, haben diese nicht durch Verdienst, sondern durch Alter, und benutzen ihr Privilegium im Interesse der Bequemlichkeit und des Status quo. „Denn wenn nur eins von den Grundgesetzen gelöst werde, so stürze der ganze herrlich geformte Bau zusammen, und Das müsse verhindert werden — darum keine Reformen im Wesentlichen."

Die Ordensverfassung zeigt uns den Freimaurerorden in seiner ganzen Jämmerlichkeit und Ohnmacht. Seine Verfassung beruht auf absolutistischen Grundsätzen, die ganze Thätigkeit der Loge concentrirt sich in der Persönlichkeit des Vorsitzenden. Kein Mitglied kann sich thätig zeigen oder zum Worte kommen ohne den Willen des Vorsitzenden. Er verdankt seine Stellung zwar der Wahl der Stimmberechtigten, d. h. der Brüder Meister (Lehrling und Geselle haben gar keine Stimmen), aber der Vorsitzende wird auf Lebenszeit gewählt, und durch die Länge der Zeit verliert sich jeder Gedanke an die Machtvollkommenheit der Meister. Die Reden welche in der Loge officiell gehal-

*) Den zweiten und letzten Artikel geben wir im Monat Juli. D. Red.

ten werden sind wahre Trivialitäten. „Entweder sind es die alltäglichsten Phrasen über Nächstenliebe und Brudersinn die aufgewärmt werden, oder es sind trockene Erklärungen der sogenannten Symbole und Zeichen, Erklärungen die durch Jahrzehnde in denselben Worten wiederkehren, weil die Vorsitzenden weder Geist noch guten Willen haben jenen willkürlich erfundenen Zeichen einen neuen Sinn unterzulegen.“ Die Intelligenz zieht sich immer mehr von den Logen zurück, die Politik wird gar nicht berührt, die officiellen Toaste anhören und satt werden, Das nennt der Spießbürger in der Logensprache arbeiten! Das Ritual ist vom Gesichtspunkte unserer Zeit und Bildung aus eine wahre Kinderei, was Ernst sein soll ist eine wahre Farce; die Feierlichkeit mit den blanken Schwertern, Todtengerippen, schwarzen Särgen und gebleichten Schädeln muß jetzt als Lächerlichkeit erscheinen: der Gedanke verschwindet ganz vor der rohen, grobsinnlichen Form.

Und welche Zukunft ist diesem veralteten Institute zu versprechen? Wir stimmen auch in dieser Fragebeantwortung mit dem Verf. überein, obgleich wir es weniger tadeln, daß er nicht blos dem Liberalismus dient, als daß er überhaupt die Intelligenz und überhaupt den Geist der Gegenwart verachtet. Anstatt die Bildung zu befördern, kann wie die Sachen jetzt stehen das Freimaurerthum der wahren Bildung nur schädlich sein. Die Richtung nach Association ist heute eine ganz andere geworden als die welche das Freimaurerthum gegründet hat, und ganz richtig bemerkt der Verf.: „In England und Frankreich ist der Orden degenerirt, er ist öffentlich geworden; es bleibt ihm Nichts übrig als: sich jedem andern geselligen Vereine gleichzustellen und, wenn er nicht andere Elemente erhält als er gegenwärtig besitzt, geradezu ein Eßverein zu werden. So wird es ihm auch in Deutschland gehen.“

F. Saß.

Bibliographie.

Deutsche Auswanderung und Colonisation. Herausgegeben, bevorwortet und mit einigen Zusätzen begleitet von J. E. Wappäus. 1ste Fortsetzung; Deutsche Auswanderung nach Süd-Amerika. — A. u. d. T.: Beiträge zur Kunde von Süd-Amerika, von J. E. Wappäus. 1stes Heft: Die Provinzen des Rio de la Plata und Bolivia. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Beiträge zum Verständniß der ständischen Bewegung in den deutsch-österreichischen Provinzen. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blanc's, L., Geschichte der zehn Jahre 1830—1840. Aus dem Französischen übersetzt von L. Buhl. 2te nach der 6ten Originalausgabe revidirte Auflage. 1ste Lieferung. Berlin, Hermes. 8. 1½ Ngr.

Boldemann, Th., Zur Erklärung der Träume und des Nachtwandelns. Eine Vorlesung. Lübeck, Boldemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Bräncker, A., Sagen der Vorzeit. Linz a. Rhein, Liethert. Gr. 8. 20 Ngr.

Budik, P. A., Vorschule für bibliothekarisches Geschäftsleben. München, Franz. Gr. 8. 26 Ngr.

Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsners Schriften. Herausgegeben von G. Oelsner-Monmerqué. Bremen, Schlodtmann. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter. Von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit. Von J. Hub. 2te verbesserte und stark vermehrte Auflage. (In zwei Abtheilungen.) 1ste Abtheilung, von G. A. Bürger bis L. Uhland. Karlsruhe, Creuzbauer. Hoch 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieterici, W., Die Bevölkerung des Preußischen Staats nach der amtlichen Aufnahme des Jahres 1846. Berlin, Nicolai. Gr. 4. 10 Ngr.

Dittmar, Luise, Zur Charakterisirung der nordischen Mythologie im Verhältniß zu andern Naturreligionen. Eine Skizze. Darmstadt, Leske. Gr. 12. 7½ Ngr.

Euripides' Werke. Griechisch mit metrischer Uebersetzung und prüfenden und erklärenden Anmerkungen von J. A. Hartung. 1stes Bändchen: Medea. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 12. 22½ Ngr.

— — Dieselben. 2tes Bändchen: Troerinnen. Ebendaselbst. Gr. 12. 15 Ngr.

Geppert, G., Harfenklänge. Breslau, Scholz. 8. 3 Ngr.

Gioberti, V., Der moderne Jesuitismus. Bearbeitet von J. Cornet. 1ster Band. 1ste Hälfte. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 22½ Ngr.

— — Die geheimen Plane der Jesuiten der Neuzeit. Von einem Jesuiten. Nach französischer Bearbeitung übersetzt von H. Bertholdi. Mit einer Einleitung von R. Blum. Leipzig, Blum u. Comp. 8. 1 Thlr.

Haid, F. S., Juden-Emancipation. Eine Untersuchung über die staatsrechtlichen Principien des Mosaismus im Verhältniß zu den Principien der Gegenwart. Ellwangen, Brandegger. 8. 24 Ngr.

Heßlein, B. und C. Rogan, Berlin's berühmte und berüchtigte Häuser. In historischer, criminalistischer und socialer Beziehung. 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Cohn u. Comp. 8. à 3¾ Ngr.

— — Dasselbe. 7tes Heft. — A. u. d. T.: Die Häuser der Barrikaden-Nacht. Die blutigen Vorgänge im Köllnischen Rathhause, im D'Heureus'schen Hause rc.: während der Nacht vom 18. zum 19. März. Nebst 1 Abbildung der Barrikade daselbst. Ebendaselbst. 8. 5 Ngr.

Hiob. Ein Gespräch über die göttliche Vorsehung. In das Deutsche übertragen von L. Haupt. Leipzig, W. Engelmann. 8. 12½ Ngr.

Ideler, K. W., Der Wahnsinn in seiner psychologischen und socialen Bedeutung erläutert durch Krankengeschichten. Ein Beitrag zur praktischen Philosophie. 1ster Band. Bremen, Schlodtmann. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. Ein Beitrag zur Kritik der religiösen Wirren der Gegenwart. 1ster Theil: Die Erscheinungen des religiösen Wahnsinns. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Kompert, L., Aus dem Ghetto. Geschichten. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lafaurie, A., Geschichte des Handels in Beziehung auf politische Oeconomie und öffentliche Ethik. Stuttgart, Franckh. Lex.-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ludvigh, S., Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände. Skizzirt während seiner Reise in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1846 und 47. Leipzig, Jurany. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mallefille, F., Memoiren Don Juan's. Deutsche Original-Ausgabe. 1stes bis 4tes Bändchen. 2ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. à 5 Ngr.

Marx, C. F. H., Ueber die bisherige Beurtheilungs- und Anwendungsweise der ableitenden Methode. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meißner, H. A., Vier Gesetze für das deutsche Gewerbewesen, entworfen. Die Einsetzung von Gewerbsräthen. — Der Markenschutz. — Der Musterschutz. — Die Arbeitsbücher. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 18 Ngr.

Müller, P., Die römischen Päpste, oder: Geschichte der Oberhäupter, welche vom heil. Petrus an, bis auf den jetzt glorreich regierenden 259sten Nachfolger desselben der katholischen Kirche vorgestanden haben rc. 1ste u. 2te Lieferung. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 1847. 8. à 8 Ngr.

Nees v. Esenbeck, Die Wahrheit des positiven Christenthums im Christkatholicismus. Betrachtung und Spekulation. Wohlau, Leuckart. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ochs, J., Der Johanneische Logosbegriff. Inauguralabhandlung. Bamberg, Hohmann. Gr. 8. 11 Ngr.

Oswald, C. F. A., Zur Würdigung der Schrift: „Zweite

polemische Erörterung über die schleswig-holsteinsche Staatssuccession. Von A. L. J. Michelsen. Leipzig, 1846." Ein publicistischer Beitrag. 2ter Band. Urkundliche Beilagen. Kopenhagen, Klein. Gr. 8. 2 Bände 3 Thlr.

Panachée. Dreifarbige Gedichte von drei jungen Freunden. Wohlau, Mütze. Gr. 12. 15 Ngr.

Pfautz, C. T., Das neue Evangelium von der lebendigen, selbstbewußten Erde und der intelligenten Welt. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Pir Mohamed Bin Pir Ahmed Bin Chalil aus Brussa, Das Kapitel von der Freigebigkeit. Aus der türkischen Handschrift übersetzt von *R. Peiper*. Breslau, Hirt. Gr. 8. 24 Ngr.

Unger, F. W., Römisches und nationales Recht. Eine Schilderung der Stellung des römischen Rechts im modernen Staate und vornemlich des Kampfes zwischen dem nationalen und römischen Rechte im Königreich Kastilien. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 8 Ngr.

Wangenheim, P. Freih. v., Dramatische Werke. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die allgemeine deutsche Wechselordnung, mit Einleitung und Erläuterungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Allgemeine deutsche Wechselordnung, mit vollständiger Erläuterung nach den Protokollen der zu Leipzig abgehaltenen Conferenz. Von F. Ortloff. Jena, Bran. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein Wort zum Frieden und zur Einigkeit von einem des Krieges Fähigen. Leipzig, Arnold. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Abd-El-Kader, sein Leben und seine Thaten, mit Abd-El-Kaders Portrait. Arnstadt, Meinhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Historische Aktenstücke über das Ständewesen in Oesterreich. I. 2te Auflage und IV. Leipzig, Jurany. Gr. 8. à 15 Ngr.

An die deutschen Brüder in Berlin. 8. 1 Ngr.

An meine deutschen Mitbürger! Volksthümliche Erläuterungen der dringendsten Forderungen unserer Zeit. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 8. 5 Ngr.

Ansprache an das deutsche Volk. Von K. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Ngr.

Aufseß, H. Freih. v., Einige Worte zu Dr. Eisenmann's Idee zu einer Teutschen Reichsverfassung, insbesondere die Ablösung der Feudallasten betreffend. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutsche Barricaden-Lieder. Leipzig, Schreck. Gr. 8. 2½ Ngr.

Barth, H., Deutsches Lied. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 1½ Ngr.

Beger, J. C., Aufruf an Deutschlands Söhne. Neusalza, Oeser. Gr. 8. 1 Ngr.

Beiträge zur Geschichte des innern Krieges in der Schweiz im November 1847, von einem Luzernischen Miliz-Offizier. Mit 1 Kärtchen. Basel, Neukirch. Gr. 8. 12 Ngr.

Berlin in seinem Glanze. Chemnitz, Ernesti. 8. 1 Ngr.

Berlin's Volks-Kampf. Eine übersichtliche Darstellung der März-Ereignisse und treue Schilderung des Kampfes in der Nacht vom 18. zum 19., nebst einer historischen Einleitung von L. B. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bertholdi, H., Das Preußische Unterrichtswesen und die Politik der Erhöhung des staatskirchlichen Einflusses auf dasselbe, oder: Gehört die Schule dem Staat oder der Kirche? Braunschweig. Gr. 8. 3 Ngr.

Geheime Beschlüsse der Ministerial-Konferenzen zu Karlsbad. Vom 20. September 1819. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 5 Ngr.

Die geheimen Beschlüsse der Karlsbader Ministerial-Konferenzen vom 20. September 1819. Leipzig, Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Brief eines polnischen Edelmanns an den Fürsten von Metternich über die Metzeleien in Galizien. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 6 Ngr.

Butziger, G., Grabschrift des Censors. Nachgelassenes Gedicht. Leipzig, Literarisches Antiquarium. Gr. 8. 1½ Ngr.

Drobisch, T., Preußens Todtenmesse. Gedicht. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Entwurf der Verfassungs-Urkunde für die freie und Hansestadt Lübeck. Lübeck. 4. 8 Ngr.

Frantz, A., Drei Predigten bei Veränderung des Wirkungskreises gehalten. Halle, Colditz. 1847. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Flüchtige Gedanken eines Deutschen über eine Centralbehörde für Deutschland. (Von G. C. Schüler.) Jena, Hochhausen. Gr. 8. 3 Ngr.

Geschichte der dritten französischen Revolution. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 4. 5 Ngr.

Geschichte der Wiedergeburt Italiens. Mit Beilagen. Aus dem Italienischen übersetzt. 1stes Heft. München, Franz. 8. 8 Ngr.

Das deutsche Glaserlied. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Adresse an unsern Herrgott. 2te unveränderte Auflage. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 5 Ngr.

Hagen, K., Entwurf zu einem deutschen Nationalparlament. Heidelberg, Hoffmeister. Gr. 8. 2 Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Predigt über Lucas 9, 28—36, gehalten am 22. Nov. 1846. Elberfeld, Löwenstein u. Comp. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Predigt über Psalm 138, 8; gehalten am 2. Mai 1847. Ebendaselbst. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Predigt über Galater 5, 24; gehalten am 8. Aug. 1847. Ebendaselbst. 1847. Gr. 8. 2 Ngr.

Lamartine, Nachruf an Louis Philipp. Ode an Napoleon. Manifest an die europäischen Mächte. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Luther's Warnung vor Aufruhr und Empörung. Dresden, Naumann. 8. 2 Ngr.

Major, C. F., Die christliche Kinderzucht. Eine Predigt über Psalm 127, 3. 4. gehalten am 19. Sonnt. n. Trin. 1847 zu Bonn. Bonn, Marcus. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Montalembert, Graf v., Rede über die Schweizer-Angelegenheit gehalten in der Sitzung der Pairskammer am 14. Januar 1848. Uebersetzt nach dem „Moniteur." Osnabrück, Fredewest. 12. 3 Ngr.

Der vereinigte dänische Reichstag von 1848. Ein Deutscher an Deutsche. Kopenhagen, Höst. Gr. 8. 6 Ngr.

Schultz, K., Preußens abgetretene und neue Minister, der bevorstehende Vereinigte Landtag, und was wir von ihm verlangen. Eine Stimme aus dem Volke von einem Juristen. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 4 Ngr.

Taillandier, S.-René, Die dritte französische Revolution vom 22. bis 24. Februar 1848. Ihre Entstehung, Ausbruch, siegreicher Erfolg und Garantieen für die Zukunft. Deutsch bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt von R. König. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Der Thron-Wechsel 1848. Kopenhagen, Höst. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Umsturz des Julithrones. Nürnberg, F. Campe. 8. 6 Ngr.

Vorfälle der Neu-Zeit. Politischer, ernster und launiger Farbe. 1stes Heft. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Buch- u. Kunstverlag. 32. 3 Ngr.

Was haben die Deutschen Bundesstaaten gegenwärtig zu thun? Ein deutsches Wort aus dem J. 1831, für das J. 1848 wieder abgedruckt aus der allgemeinen Rechtszeitung, Juni 1831. Kassel, Hotop. Gr. 8. 2 Ngr.

Weller, K., Kartätschenpolitik und Barrikadenwunder. Gedicht. Leipzig, Weller. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 130. —— 9. Mai 1848.

Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von W. Adolf Schmidt. Berlin, Veit u. Comp. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Geschichte der ersten römischen Kaiser ist eine der ödesten und traurigsten, denn sie bietet nach außen hin fast ausschließlich nur die einförmige Wiederholung blutiger Morde dar, die auf Schlachtfeldern, in Palästen und auf öffentlichem Markte verübt werden, während im Innern ein regelloses Schwanken zwischen Gesetz und Willkür, zwischen gutem Willen und launenhaften Gelüsten wahnsinniger Despoten sichtbar ist. Nur hier und da entdeckt das scharfe Auge des Geschichtsforschers in dieser grausenhaften Wüste eines schrankenlosen Absolutismus eine kleine Oase mannhafter Gesinnung und altrömischer Freiheitskraft; aber diese Oasen werden immer seltener, je weiter man in die Wüste der römischen Kaiserherrschaft hineinwandert. Deswegen eilen auch die meisten Geschichtschreiber rasch an der Periode des qualvollen Hinsterbens des römischen Weltreichs vorüber, indem sie die schamhafte Decke des Schweigens über den von den Pestbeulen der Laster und den Brandmalen der Verworfenheit entstellten Leib werfen, oder sie führen die römischen Kaiser nur der Vollständigkeit wegen an. Es sieht daher auch in vielen Geschichtswerken dieser Geschichtsabschnitt so grauenhaft chaotisch aus wie eine blutige Mordkammer oder wie ein aussterbendes Hospital. Nur wenige Geschichtsforscher lassen die Beziehungen der Kaiserzeit zur Vergangenheit und Zukunft bestimmt hervortreten, sodaß die Politik der Kaiser, sowie die Bestrebungen der Opposition nicht das Gepräge der Zufälligkeit tragen, da das innere Geäder der mannichfachen äußern Einflüsse und das feine Nervengeflecht von Ursache und Wirkung sichtbar hervortreten.

Erst dem echt deutschen Fleiße und der umfassenden Bildung des Prof. Schmidt ist es möglich gewesen nicht nur ein treues, sondern auch ein lebendiges Bild der Kaiserzeit zu geben; seine Hand hat diese Geschichtsepoche zu einem großartigen Drama umgeschaffen, indem sie die Parteien gruppirte und das Schauspiel in passende Aufzüge vertheilte, sodaß das Ganze von ergreifender tragischer Wirkung geworden ist. Wie bei kartographischen Darstellungen die Hochkarte das anschaulichste, lebendigste Bild eines Landes mit seinen Höhen und Tiefen, mit dem Wechsel seiner Formen gibt, so hat auch Schmidt seinem Geschichtswerke die plastische Klarheit und Lebendigkeit eines historischen Reliefgemäldes gegeben, welchem der Mittelpunkt künstlerischer Einheit nicht fehlt, sodaß die ganze Composition mit ungeschwächter Kraft auf das Gemüth und die Gesinnung des Beschauers wirkt.

Aber diese Klarheit und Uebersichtlichkeit ist nicht der einzige Vorzug von Schmidt's Werk, vielmehr liegt ein ebenso großer Vorzug darin, daß der Verf. den Grundgedanken der damaligen Zeit als den Träger der Bewegungen jenes Zeitalters auch zum Mittelpunkt und zur Unterlage seines Werkes zu machen verstanden hat, um welchen sich die neben- und untergeordneten Gedanken in wundervoller Ordnung gruppiren. Da nun diese welthistorischen Gedanken, die großen epochemachenden Principienfragen das unvergängliche Eigenthum der Menschheit und die unsterblich wirkenden Triebfedern der Geschichte selbst sind, so tritt Schmidt's Darstellung unwillkürlich in die lebendigste Beziehung zu unserer Zeit, die sich von jener Kaiserzeit manchen guten Rath erholen kann. Zwar behauptet Hegel: „daß Völker und Regenten nie Etwas aus der Geschichte gelernt hätten", und hat darin auf seine Weise Recht, da „im Gedränge der Weltgeschichte das Erinnern an ähnliche Verhältnisse keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart habe"; wol aber ist es förderlich in ruhiger Besonnenheit über Folgen und Wirkungen bestimmter Principien klar zu werden, damit man, ehe man in das Gedränge der Weltgeschichte hineingerissen wird, mit sich selbst fertig geworden und einen festen, sichern Standpunkt gewonnen habe, damit man überhaupt geschichtliche Ereignisse in ihren Mitteln und Ergebnissen vorher berechnen lerne, sobald man die Nothwendigkeit geschichtlicher Entwickelungen begriffen hat. Und ein solche Lehre gibt uns Schmidt's Darstellung. Es ist in der That überraschend, welche Aehnlichkeit die römische Kaiserzeit mit unserer Gegenwart in mehr denn einer Beziehung hat; denn noch ist der große Kampf nicht ausgekämpft zwischen der Nothwendigkeit des Rechts, der Allmacht des Staats und der Freiheit des Einzelnen; ebenso wenig haben Staat und Kirche bis heute das rechte Gleich-

gewicht gefunden, noch ist die Allgemeinheit des Staatsrechts mit der Berechtigung des freien Denkens und Glaubens des Einzelnen zu einer versöhnenden Einheit gelangt.

Das Ringen aller Geschichte strebt nach der Verwirklichung der Freiheit des Menschen, und die Geschichtsepochen sind nur verschiedene Definitionen dieses Wortes. Die Bildung stellt die theoretischen Bestimmungen dieses Begriffs auf, deren praktische Anwendung und Ausführung von dem aus der Bildung hervorgegangenen geschichtlichen Leben versucht wird, sodaß also jede neue Geschichtsepoche den bereits aufgefundenen Bestimmungen des Freiheitsbegriffs eine neue hinzufügt, und dieses Wort immer reicher, vielseitiger und umfassender verstanden wird, je mehr Perioden die Menschheit durchlebt hat.

Das alte constitutionnelle Königthum zu Rom definirte die Freiheit oder seine Verwirklichung, den Staat, dahin, daß nur der Reiche frei sei, daß nur die Zufälligkeit der Geburt das Staatsbürgerrecht geben könne. Da also das Recht im Grunde nur ein Vorrecht und Unrecht, die Freiheit nur eine Zufälligkeit war, so definirte der römische Plebs die Freiheit dahin, daß jeder Römer frei sein müsse durch Gleichheit vor dem Gesetz und durch das Gesetz, also vor Allem gleiches Recht zur Theilnahme am Staatsleben haben müsse. Da aber der Mensch erst wahrhaft frei wird durch Eigenthum, indem er durch dasselbe erst in das Rechtsgebiet eintritt, so treten die agrarischen und socialen Fragen in der römischen Geschichte in den Vordergrund.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die Bewohner Italiens dieselben Consequenzen zogen welche der römische Plebs zog, und da sie ihre Rechte gleichfalls durchsetzten, so bekam das ganze römische Staatswesen eine veränderte Gestalt. Die Entscheidung über Staatsangelegenheiten war dem Ausspruch erfahrener, besonnener Männer entnommen und der verführbaren Menge anheimgegeben, welche natürlich sehr bald in die Gewalt beredter und kühner Demagogen gerieth. Anfangs vertraten diese zwar die Volksinteressen, bald aber suchten sie durch die Volksgunst Privatinteressen zu erreichen, verloren das Staatswohl aus den Augen, stifteten Parteien und stürzten die Republik in den Abgrund der Pöbelherrschaft, aus welchem sich die Alleinherrschaft erhob als das nothwendige Ergebniß der allgemeinen Demoralisation, des Eigennutzes und der Gesinnungslosigkeit.

Hatten die Imperatoren und Kaiser auch insofern eine geschichtliche Berechtigung, als sie in ihrer Person und in ihrem Willen die Einheit des Staats gegenüber der Vielheit der Parteien repräsentirten, hatten sie insofern ihre Berechtigung, als im Staate die Gleichheit der Freiheit nicht abstract begrifflich durchgeführt, sondern nach Verhältnissen und Umständen beschränkt und gegliedert werden muß: so war doch der Gegensatz zwischen Republik und kaiserlichem Absolutismus so schroff, daß die ganze Vergangenheit, ihre Erinnerungen und Traditionen heftig opponiren und reagiren mußten. Diese Reaction des alten Roms gegen das neue, der Vergangenheit gegen die Gegenwart, drängte das junge Kaiserthum zum Absolutismus hinüber, weil es sich nur durch gewaltsame Unterdrückung der republikanischen Freiheit und der Selbständigkeit des Einzelnen erhalten konnte. Da aber diese demokratische Freiheit keine Wirklichkeit in der Gegenwart mehr hatte, sondern eben nur in der Erinnerung der Vergangenheit und in der Reflexion über sie oder in einer allgemeinen philosophischen Reflexion, so mußte gerade die Denk- und Glaubensfreiheit die heftigste Opposition gegen die geschichtliche Gegenwart werden, weil das abstracte Recht des philosophischen Denkens die Besonderheit und Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse, welche in der That als Entwickelung die Negation der Vergangenheit waren, verwerfen mußte.

Von dieser Seite betrachtet liegt das Unrecht ebenso gut auf Seiten der Opposition als auf der oft grundlosen Willkür des Absolutismus. Es hat aber diese Geschichtsperiode noch die wichtige Bedeutung, daß sie die Uebergangsstufe zur christlich-germanischen Weltauffassung bildet. Es entfaltet sich aus dem Heidenthum, aus der philosophischen Bildung, und aus dem abstracten Rechtsstaate das Bewußtsein der persönlichen Freiheit oder der freien Persönlichkeit, es taucht die Erkenntniß der Einheit Gottes und der Göttlichkeit des Menschen auf. Da in den stürmischen, drangsalvollen Zeiten die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen recht augenscheinlich wurde, so flüchtete sich der Mensch in sein Inneres, um dort Trost und Halt zu finden. Daher fand denn auch die Botschaft des ewigen Heils, der Allliebe des christlichen Gottes so bereitwillige Herzen, und die Opposition der freien Bildung erhält, von dieser Seite betrachtet, die Bedeutung der Opposition der freien Persönlichkeit gegen das abstracte Staatsrecht, der christlichen Freiheit des Geistes gegen den orientalischen Despotismus, der Macht der Sittlichkeit gegen die Willkür der Staatsgewalt.

Hatte das römische Volk die Freiheit definirt als Berechtigung zur Theilnahme am Staat, so mußte das ganze Volk unfrei werden, sobald der Staat in die Gewalt eines Einzigen kam, welcher ihn nach seinem Willen lenkte. Daher fingen die römischen Philosophen an die Freiheit aus dem Menschenrechte abzuleiten, und sie als das Erbrecht jedes Menschen, als das Wesen des Geistes selbst aufzufassen. Da nun die Stellung des Absolutismus eine gewaltsame war, so konnte er sich nur durch die gewaltsame Unterdrückung des Geistes halten mittels einer künstlich erzeugten Demoralisation, deren höchster Grad er natürlich selbst war. Indem er aber das geistige Leben und Streben unterdrückte, wurde er selbst geistlos und leblos, er wurde zum todten Mechanismus, zu rein physischer Gewalt, und erlag mit seinem Feinde zugleich. Dies Letztere ist die Grundlage von Schmidt's Darstellung, daß die Freiheit nicht Eigenthum des Einzelnen sein kann, sondern daß sie ein geistiges Gemeingut des Menschen ist, mithin der Staat selbst nur bestehen kann so lange er die Freiheit des Denkens anerkennt und ehrt; denn jene Freiheit ist eine furchtbare Knechtschaft, welche

die Freiheit des Andern nicht neben sich dulden kann. Dies ist die ernste Mahnung der Geschichte, daß der Absolutismus nur gegen sich selbst wüthet, wenn er dem Denken, der freien Ueberzeugung, dem göttlichen Anrecht des Menschen an die Wahrheit hemmend entgegentritt. Wie klar und bestimmt der Verf. seine Aufgabe, oder vielmehr die des Geschichtschreibers überhaupt gefaßt hat, beweist seine Einleitung, in welcher er unter Anderm sagt:

Die Geschichte ist der Menschheit was dem Einzelnen sein vergangenes Leben. Um in der Gegenwart und für die Zukunft mit Bewußtsein zu handeln, müssen ihr wie diesem die bisherigen Erlebnisse jeden Augenblick in klarer Erinnerung vor Augen schweben. Die Geschichte ist also die Erfahrung, und die Geschichtswissenschaft das Gedächtnißvermögen des Menschengeschlechts. Die Organe dieses Vermögens sind die Forscher. Sie haben die Aufgabe das Gedächtniß der Menschheit nach allen Richtungen hin wach zu erhalten, zu orientiren und zu stärken.

In Betreff seiner eigenen Arbeit stellt er als deren Zweck hin, daß „er das Andenken an eine Entwickelung irdischer Angelegenheiten wieder auffrischen wolle welche trotz ihrer Bedeutsamkeit dem Gedächtniß der Gegenwart allzu sehr entschwunden scheint, und deren lebhafte Rückerinnerung doch in mehr als einer Hinsicht ihr heilsam sein dürfte".

Hierauf deutet er die Methode seiner Arbeit in den Worten an, daß „das Studium des Alterthums den schönsten Theil seiner Bedeutung einbüßt, wenn man es nicht fruchtbar macht für die Gegenwart, dergestalt, daß die Vergangenheit aus ihrem scheinbar abgeschlossenen Ideen- und Gefühlskreise warm und voll an uns herantritt, daß sie uns eben nicht als ein Anderes erscheint, sondern als unser eigenstes Selbst, als ein wesentlicher Bestandtheil unsers Daseins. Mein Ziel ist allein die Wahrheit, mein Streben: um ihretwillen die Geschichte auszubeuten, nicht Eigenes in sie hineinzutragen." Trefflich spricht der Verf. sich endlich über seine Stellung zu den Parteien der Gegenwart aus:

Wol hege auch ich über die Dinge der Wirklichkeit die uns umgeben und erfüllen bestimmt ausgeprägte Ansichten, wie es jedem Manne und also auch jedem Gelehrten von Charakter ziemt, Ansichten die der freien organischen Entfaltung des politischen, socialen und religiösen Lebens entschieden zugewandt sind; aber ich hege sie nur deshalb, weil sie der Ueberzeugung entsprechen die ich aus der Anschauung der Natur des Menschen, seines Geistes und seiner Geschichte gewonnen habe, und die mir wenigstens als das einzig mögliche Ergebniß derselben erscheint. Der Aufrichtige darf es sich nicht verhehlen, daß das Ideal an sich, wie es die Natur dem sittlichen Menschen offenbart, völlig unumschränkte Denkfreiheit, mit Einschluß der Glaubensfreiheit, fodert, eine vollkommenere als sie noch irgendwo auf der Welt besteht, eine Freiheit deren alleinige Schranke die Sitte ist. Der absolute Standpunkt des philosophischen Bewußtseins heischt nothwendig gleicherweise unbedingte Preßfreiheit selbst mit Aufhebung aller Repressivmaßregeln, und unbedingte Glaubensfreiheit selbst mit Aufhebung aller äußern Bande. Aber von dem Standpunkte der historischen Erfahrung aus muß die Anwendbarkeit dieser Theorie mindestens auf so lange hin bezweifelt werden, als die Verwirklichung einer vollkommenen Sittlichkeit noch unerreichbar däucht. Unter diesen Umständen bewährt sich wol das historische Bewußtsein als der verständigste Standpunkt in den Conflicten der Gegenwart: es begehrt den Fortschritt zur sittlichen Freiheit für die Zukunft, weil es denselben in der bisherigen Weltentwickelung wahrnimmt, und gerade deshalb als ein historisches Gesetz anerkennen muß. Von diesem historischen Standpunkte aus, der in der Leitung der menschlichen Angelegenheiten nicht dem Zufall die Herrschaft einräumt, sondern jegliche Stufe des Daseins als eine nothwendige zu begreifen trachtet, gehe ich an die Behandlung unsers Gegenstandes.

Es ließe sich gegen diesen Standpunkt nur ein Doppeltes erinnern: einmal sind Freiheit und Sittlichkeit nicht Begriffe die hintereinander folgen, sondern die sich gegenseitig erzeugen. Die Freiheit ist die höchste Sittlichkeit, sodaß nur ein sittlich tüchtiges Volk frei sein kann; aber es kann ein Volk ebenso wenig sittlich werden wenn es nicht frei ist, da die Sittlichkeit nur die That und das Erzeugniß der Freiheit ist, da das Volk sich erst zur Sittlichkeit bilden kann wenn sein Thun und Lassen seiner eigenen Entschließung überlassen ist. Dann ist ferner der historische Standpunkt kein durchaus unparteiischer, da nicht nur Neigung, Ort und Zeit, sondern auch die Bildung des Geschichtschreibers selbst auf sein Urtheil über geschichtliches Leben viel Einfluß haben, und sein Forschen unwillkürlich zu den Resultaten führen die er eigentlich schon mit zum Studium der Geschichte brachte. Der historische Standpunkt ist im Grunde nur ein mehr oder minder philosophischer oder reflectirter. Nur so ist es erklärlich, daß Geschichtschreiber über dieselbe Person und dasselbe Factum ganz entgegengesetzte Urtheile fällen, z. B. Leo und Schlosser.

Daß sich unser Verf. über seine eigene Voraussetzungslosigkeit getäuscht hat, geht auch daraus hervor, daß er uns nicht sogleich in die Sache einführt, sondern im zweiten Capitel „über den Begriff der Glaubens- und Denkfreiheit" belehrt, d. h. das Maß zurecht macht mit welchem er die nachfolgenden Thatsachen messen will. „Glauben und Denken verhalten sich wie Gefühl und Verstand zueinander, d. h. sie sind im Grund Momente Eines Processes; diese Freiheit ist aber erst im Werden begriffen", sodaß „es sich nur um einen größern oder geringern Grad der Befreiung oder Beschränkung" in der Weltgeschichte handeln kann. „Frei ist nur das Denken und das Glauben dem es frei steht sich zu äußern, und die Mittel dieser Aeußerung sind Rede und Schrift."

Mir scheint diese Begriffsbestimmung viel zu unbestimmt, obschon nicht zu leugnen ist, daß sie einen historischen Grund hat. Jeder Epoche der Geschichte ist es vergönnt ihr Ideal zu erreichen, d. h. die Idee der Freiheit wie sie in einer bestimmten Zeit gefaßt ist in Staat, Leben, Kunst und Religion zu verwirklichen. Es darf daher nicht von einer theilweisen Freiheit die Rede sein, da diese ja eben keine Freiheit ist, sondern es kann nur von der Möglichkeit und Berechtigung gehandelt werden die Wirklichkeit nach dem Ideal umzugestalten. Die Freiheit muß aber erworben werden wenn sie volles Eigenthum sein soll, sie darf kein Gnadengeschenk sein; jedes Volk erwirbt sich aber seine Freiheit durch sein geschichtliches Leben. Gott und der Universalgeschichte gegenüber ist die menschliche Freiheit allerdings ein allmäliges Freiwerden,

aber für jede Periode ist die jedesmalige Freiheitsstufe die relativ-absolute Freiheit. So kannte der Grieche keine höhere Freiheit als die Staatsbürger zu sein; und als er nach einer höhern Freiheit strebte, ging das Griechenthum unter, hörte der griechische Staat auf der alte zu sein, er wurde ein anderer, ein neuer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neue Thurm zu Babel oder Ahasver und seine Gesellen. Von J. Georg Köberle. Zwei Bände. Leipzig, Kößling. 1848. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Ref. gesteht ein, daß er nach Durchlesung der zwei Bände nicht im Stande ist den eigentlichen Grundgedanken des ganzen Buchs anzugeben, daß er nicht vermag zu sagen, was eigentlich der neue Thurm zu Babel bedeute, auf welche Weise er sowie Ahasver mit dem ganzen Werke zusammenhängen. Es ist jedenfalls ein trauriges Resultat für den Referenten, wenn er nicht einmal ausfindig machen kann wie aus den einzelnen Scenen ein Gedanke, eine gewisse Grundanschauung hervorgehe. Wir sehen zwar wie hier und da Ahasver auftritt, der aber nicht der wirkliche Ahasver ist, sondern nur wie er selbst sagt: „Ich bin die Mythe vom Mann der wandernd geht von Ort zu Ort ohne Rast und Ruhe und nicht ans Ziel kommt so lange auf der Erde noch Menschen leben; denn wo die Staubgeborenen wohnen, da haust die Thorheit, die mich stets weiter fliehen macht." Das Ganze wäre also eine Allegorie, von der übrigens schwer zu enträthseln ist was eigentlich dahinter steckt, und noch schwerer einzusehen was diese „Mythe" zu wandern hat, und warum sie die Menschen flieht, bei denen sie doch wandert. Diese Allegorie erscheint gleich im ersten Capitel einem jungen socialistischen Dichter, der übrigens nach den mitgetheilten Proben zu urtheilen ein höchst mittelmäßiger poetischer Stümper gewesen sein mußte, wenn er zum Unglück existirte; allein auch dieser kann das Räthsel nicht lösen, da er „keine alte Sage kennt in welcher er ihr Bild fände". Ref. weiß nicht, ob dieser Dichter durch die Antwort welche die Erscheinung gibt klüger geworden ist; er für seine Person hat sie wenigstens nicht verstanden, und stellt dahin, ob vielleicht die Leser d. Bl. etwas Vernünftiges daraus entnehmen können. Die Erscheinung sagt nämlich auf die soeben angeführte Stelle: „Das gleicht dir, kluger Philosoph! Das Geripp der Mythen hast du trefflich eingeschult: ihr Sinn aber ist dir fremd geblieben und du enthobst lebendige Löwen — des Weltgeists dichterreiche Werke, ihres Dienstes, um dafür todte Bilder deiner nackten Verstandesschwäche vor das Rad der Zeit zu spannen! Lebe wohl für heut'! Wir seh'n uns noch oft auf deiner Pilgerfahrt." Die Gestalt verschwindet. Ref. hat nicht Lust weiter hinein durch dies rauhe Gestrüpp unverstandener Sentenzen, gewöhnlicher Charaktere, verworrener, unklarer Darstellung den Leser blicken zu lassen, und verläßt das Buch um so lieber, als es gar wenige erquickliche Momente darbietet. 11.

Johnson's Biographie.

Im J. 1831 gab J. Wilson Croker in fünf Octavbänden Boswell's „Life of Johnson" heraus, wobei der Herausgeber sich nicht nur bemühte viele Stellen die Boswell entweder vorsätzlich dunkel gelassen, oder welche im Verlaufe der Zeit unverständlich geworden zu erklären, sondern auch den Versuch machte von andern Lebensbeschreibern Johnson's solche Stellen dem Boswell'schen Texte beizufügen die ihm geeignet schienen die großen Lücken in dem Texte Boswell's auszufüllen. Bei einer neuen Auflage, die im J. 1835 in acht Bänden in Duodez erschien, ward es jedoch für angemessener befunden alle Auszüge aus andern Werken daraus wegzulassen und die letztern soweit sie nicht in Noten zum Texte bestanden in zwei besondern Supplementbänden unter dem Titel „Johnsoniana" zu sammeln. Zwar hatte Wilson Croker an dieser Ausgabe insofern Theil genommen, als er einige Berichtigungen und viele Zusätze zu der frühern besorgt hatte; aber die eigentliche Herausgabe hatte der Verfasser der „Parliamentary history", Hr. Wright, bewerkstelligt, welcher die „Johnsoniana" geordnet, die Eintheilung in Capitel vorgenommen und eine Menge Anmerkungen beigefügt hatte. Jedoch fehlten darin „*Boswell's* tour to the Hebrides", „*Johnson's* own letters", dessen „Notes of a tour in Wales", und Auszüge aus seinem Briefwechsel mit Mrs. Thrale. Vor kurzem hat Wilson Croker nun eine neueste Ausgabe unter dem Titel „*Boswell's* life of Johnson: including their tour to the Hebrides" veranstaltet, welche nach Möglichkeit diese Mängel zu beseitigen sucht, indem nicht nur die „Reise nach den Hebriden", welche Boswell selbst für einen wesentlichen Theil des Lebens Johnson's erklärt, darin aufgenommen ist, sondern auch die wichtigsten biographischen Auszüge aus dem Thrale'schen Briefwechsel und einige noch nicht veröffentliche Briefe Johnson's derselben einverleibt worden sind. Merkwürdig ist die neueste Ausgabe dieses wichtigen literarhistorischen Werkes auch deshalb, weil der Herausgeber nach einem Zeitraume von bald 16 Jahren den Handschuh aufhebt welchen der berühmte Macaulay nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe im J. 1831 dem Erstern in dem „Edinburgh review" hinwarf, indem er auf die rücksichtsloseste Weise Wilson Croker angriff und ihn der plumpesten Schnitzer zieh. Dieser Angriff war in dem genannten Journal in anonymer Weise geschehen, aber Macaulay hatte den betreffenden Aufsatz später in die unter seinem Namen veröffentlichte „Collection of critical and historical essays" aufgenommen. Die Fehde zwischen beiden Kritikern, sowol Angriff wie Abwehr, verräth, in dem Tone womit dieselbe geführt wird, wie sehr persönlicher Groll und Gereiztheit dem literarischen Streite zu Grunde liegt. Die Gründe mit denen Croker seine Zurückweisung belegt beweisen jedoch, daß sein Gegner, der berühmte schottische Gelehrte und Staatsmann, sich von persönlichen Gefühlen zu weit hat hinreißen lassen, und in dem Streben den Angegriffenen als Ignoranten hinzustellen selbst Gefahr gelaufen ist, daß man fortan in die Gründlichkeit seiner Kritik Zweifel setzen wird. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 131. —— 10. Mai 1848.

Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von W. Adolf Schmidt.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

Im dritten Abschnitt gibt der Verf. einen geschichtlichen Ueberblick der Freiheit und einen Hinblick auf die Zukunft, um die Momente des von ihm aufgestellten Begriffs der Denkfreiheit nachzuweisen:

Die orientalischen Naturvölker besaßen eine vollkommene, aber unbewußte Seelenfreiheit, ohne Unterscheidung zwischen Glauben und Denken. Dieser Unterschied trat erst mit dem später beginnenden Zwange ein, der zuerst als Verbot, Ausweisung und Proceß innerhalb der Glaubenssphäre auftrat, von wo er sich seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit auch über das Gebiet des bloßen Verstandes in politischen und socialen Angelegenheiten erstreckte, um den Gipfel bodenloser Willkür in den christlichen Ketzergerichten zu erreichen. Mit der Buchdruckerkunst trat als Gegenwehr gegen die Rede die Censur ein, die aber enden muß mit der unumschränkten, aber sittlichen Denkfreiheit, sodaß die Staaten welche noch an der Censur festhalten hinter der Erkenntniß der Geschichte, ihres Inhalts und ihrer Aufgaben zurückbleiben.

Mir scheint diese Stufenfolge etwas abstract, und außerdem steht sie im Widerspruche mit des Verf. eigener Aussage, daß Glaubens- und Denkfreiheit Momente Eines Begriffs sind; woraus von selbst folgt, daß wo die Glaubensfreiheit unterdrückt wird auch die Denkfreiheit nicht bestehen kann, und umgekehrt. Auch ist ja bekannt, daß Christus nicht sowol seines Glaubens wegen hingerichtet wurde, sondern wegen seiner politischen Stellung als „Judenkönig", daß Bücherverbote schon von chinesischen und persischen Königen ausgingen. Es wurden also nicht verschiedene Arten oder Formen von Freiheit von den Königen verfolgt, sondern nur ein verschiedener Inhalt derselben, wie z. B. gegenwärtig eine Partei das Recht auf Misbrauch der Presse zu haben scheint, wogegen der andern Partei das gewährte Recht womöglich verkümmert und beschränkt wird. Ebenso duldeten die römischen Könige eine Entweihung der Götterverehrung insofern, als sie selbst zu Göttern gemacht wurden, verboten aber die philosophische Auffassung der Mythologie.

Höchst lehrreich und anziehend sind die nun folgenden historischen Abschnitte, in deren erstem der Kampf der Monarchie mit der Rede- und Schriftfreiheit dargestellt wird. „Viele Jahrhunderte vergingen, ehe die Welt die Entdeckung machte, daß freie Worte ein Verbrechen seien", beginnt der Verf., „denn weder die Orientalen noch die Griechen und die Römer in den Zeiten der Republik kannten die Gefährlichkeit des Worts, weil sie frei waren." Diese Behauptung ist aber nicht richtig, da Sokrates ja des freien Worts wegen sterben mußte, da aus Rom ja die griechischen Philosophen vertrieben, Cassius Viscellinus, Manlius Capitolinus wegen ihrer agrarischen Petitionen hingerichtet wurden; da der Buddhaismus in Indien grausame Verfolgungen zu erdulden hatte; obschon hier nicht zu übersehen ist, daß politische Gründe jene Verfolgungen hervorriefen. Es ist daher jene Behauptung des Verf. so zu verstehen, daß das Wort verfolgt wurde sobald es gegen das Bestehende sprach, sobald es eine Reform verlangte. Daher ward die Beschränkung der Redefreiheit erst möglich wenn sich Jemand gewaltsam in einer angemaßten Stellung behaupten wollte, und statt Rechtsgründe nur Gewaltmaßregeln anzuwenden hatte, sodaß sich „jenes Zwangssystem gegen die Rede- und Schriftfreiheit organisirte, und ihm in den Majestätsprocessen seinen Mittelpunkt gab, um die republikanischen Gesinnungen zu ersticken".

Daher hebt mit den Juliern „der heilloseste Gedankenzwang" an, „welche bessere Erkenntniß bösen Gelüsten, falschen Berechnungen oder gereizten Stimmungen zum Opfer brachten und dergestalt den Staat an den Abgrund des Verderbens führten. Denn indem sie gewaltsam die Rede fesselten, lähmten oder vernichteten sie die Parteien, und indem sie diese aufhoben, versetzten sie den Staat in jenen Zustand der Lethargie, nahmen ihm den Gegendruck und das Leben. Darum ist die Geschichte des Julischen Principats kaum mehr als der Verwesungsproceß eines Leichnams."

Sehr sorgfältig weist der Verf. die Fortschritte des Absolutismus von Cäsar bis Nero nach. So lange Cäsar dem Pompejus gegenüber stand, „also eine bloße Partei bildete, war sein Verhalten der Rede und Schrift gegenüber ungleich. Doch vermied er jede offene Beeinträchtigung der Freiheit, wol aber schritt er heimlich und mittelbar durch seine Creaturen gegen sie ein." Als mit seinem Siege über die Optimaten seine eigene Stellung eine andere wurde, und er „alle Parteien für sich zu gewinnen" wußte, so suchte er „gehässige Gedanken und Worte lieber zu verhüten", indem er seine Gegner warnte oder sie widerlegte. Sobald seine Macht aber gesichert

war, schlich sich in seine Regierungsmaßregeln mehr rücksichtslose Willkür ein, sodaß man sich nur in Privatcirkeln oder in anonymen Broschüren gegen ihn auszusprechen wagte. Aber dieses offene Verfolgen von freisinnigen Staatsbeamten war die Krisis in seinem Leben; seine Macht stürzte jählings zusammen. „Denn Nichts weckt im Völkerleben herbere Stimmungen als die Scheu des Bestehenden, Gegenstand der Besprechung zu sein, da die zum Schweigen oder Verstellen genöthigte Opposition im Geheimen sich weiter und tiefer verzweigt."

Des Augustus Verfahren glich dem seines Vorgängers; „er wollte nur Sicherheit vor der Frechheit der That, das Wort sollte gänzlich frei sein", und doch ergingen unter ihm die ersten Bücherverbote und Schriftprocesse. Zunächst wurde auf die Verfasser anonymer Schmähschriften das republikanische Majestätsgesetz angewandt, bald traf es aber die freisinnigen Schriftsteller überhaupt.

„Tiberius fing seine Herrscherlaufbahn scheinbar gemäßigt an, ward aber allmälig zu einem Scheusal", obschon er sagte: im freien Staate müßten auch Wort und Gedanke frei sein, und der Fürst sei ein Diener des Staats. Aber Tiberius war „Heuchler aus selbstsüchtiger Politik"; bald wurde jedes freie Wort zum Verbrechen gemacht, ja selbst „muthmaßliche Anspielungen" auf ihn wurden hart bestraft, sodaß er sogar „den Freimuth der Geschichtschreibung und das objective Urtheil der Wissenschaft zur Verantwortung zog".

Noch liberaler als Tiberius begann Caligula seine Regierung, denn er nannte sich offen einen Feind aller Tyrannei, und führte viele freisinnige Institutionen ein; und doch verfolgte er bald die „freien Gedanken bis in die Schulen und trieb sie vom Katheder", bestrafte nicht blos unbestrittene geschichtliche Wahrheiten, sondern nahm sogar „Anstoß an der Unterlassung huldigender Lügen". Ja er ging in seiner Verfolgungswuth so weit, daß er „die Inschriften auf den Standbildern berühmter Personen als Aeußerungen der Schriftfrechheit" verfolgte, und den Homer verbot. „Sein Wahnsinn ist daher der Wahnsinn des Princips. Er versinnlicht den Absolutismus im Stadium des Deliriums, wo derselbe, geblendet und betäubt vom starren Anschauen und vom maßlosen Genusse der scheinbar unendlichen Allmacht, vor Verwirrung außer sich geräth, und im Wirbel der fieberhaften Aufregung mit sich selbst Spott und Spiel oder Wollust und Götzendienst treibt."

Nicht besser war Claudius, welcher „die Bewußtlosigkeit oder die Naivetät des Absolutismus" repräsentirt, während in Nero „der Absolutismus sich als naturwidriger, ungeschminkter Despotismus mit Nüchternheit und Bewußtsein offenbart, obschon er zu diesem Gipfel erst nach allmäliger Verschlechterung seines Charakters gelangte". Der Verf. fährt fort:

Selbst der schwersten Gedankentyrannei gelingt es nicht die Parteien mit ihren Foderungen und Wünschen zu unterdrücken. Die Hauptpartei in Rom war die aristokratisch-senatorische. Ihr hingen die gebildetsten und besten Geister des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit an, namentlich ein großer Theil der Philosophen und der philosophisch gebildeten Staatsmänner, die Mehrzahl der Redner und Advocaten, die ganze zahllose Reihe der politisch-satirischen Dichter, und unter den Historikern außer vielen Andern Tacitus und Dio Cassius selbst. Diese Partei betrachtete zwar die Republik in ihrer alten Bedeutung als eine unwiederbringliche Vergangenheit, und somit die Monarchie als eine unabweisbare Nothwendigkeit; aber diese Monarchie sollte eine beschränkte und die Schranke der Senat sein. Hiernach gestalteten sich nun die Foderungen der Denkfreiheit. Denn der Senat konnte seine Bestimmung nicht erfüllen ohne unabhängig zu sein, und seine Unabhängigkeit nicht aufrecht erhalten ohne das freie Wort; dieses aber mußte ersterben oder zurückgescheucht werden, wenn es nicht sicher war.

Was den Preßproceß anlangt, so wurde er dadurch veranlaßt, daß die Kaiser den Schmähungen gegen ihre eigene Person Schranken setzen wollten; hierauf wurde er dahin erweitert, daß er auch zum Schutz Anderer gebraucht wurde, und endlich diente er „zur Verfolgung wissenschaftlicher Ueberzeugungen, politischer Ansichten und historischer Auffassungen". Ebenso steigerte sich die Strafe bis zum Exil und zur Hinrichtung. Werkzeuge dieser Processe wurde der willenlose Senat als Criminalgerichtshof, und die vom Fürsten geleiteten Hofgerichte und Cabinetsjustiz.

Die Bücherverbote begannen unter Augustus mit der Unterdrückung der von Cäsar geschaffenen Staatszeitung. „Es war der erste Versuch der römischen Monarchie sich in das Dunkel des Geheimnisses zu hüllen, sowie denn auch schon damals der Grund zur Geheimnißkrämerei der fürstlichen Archive gelegt ward." Das erste Bücherverbot traf die Geschichtswerke des Titus Labienus. Natürlich wurden die verbotenen Bücher nun erst recht gelesen. Die erste Censur traf die republikanische Staatszeitung, welche fortan vom Interesse des Fürsten abhängig wurde, „dessen Einfluß nicht blos Farbe und Richtung, sondern auch die Wahl des Stoffs bestimmte". Daher fehlten sehr bald die politischen Berichte, statt deren las man „nur lange Beschreibungen von Hoffestlichkeiten, von den Aufwartungen die etwa in den Gemächern der Livia oder der Agrippina stattgefunden, von Schauspielen, Gladiatoren und Hinrichtungen. Dazu kamen eine Menge Heiraths-, Geburts- und Todesanzeigen, Berichte über den Fortgang der kaiserlichen Prachtbauten und allerlei wundersame Anekdoten von Hundetreue und Frömmigkeit, von Processionen und Naturereignissen und was sonst noch unschädlich dünkte." Aber das Volk wußte diese Zeitung doch mit Nutzen zu lesen, da es die Senatsverhandlungen danach beurtheilte, ob populaire liberale Staatsmänner an der Verhandlung Theil genommen hatten oder nicht.

Höchst lehrreich ist der folgende Abschnitt: „Der literarische Verkehr und der Buchhandel", indem der Verf. nachweist, daß beide im Alterthum viel bedeutender und umfangreicher gewesen sind als gegenwärtig. Zunächst trug zur Verbreitung von Schriftwerken die Sitte viel bei, daß die Schriftsteller ihre Werke öffentlich oder heimlich vorlasen, bevor sie dieselben dem Buchhändler übergaben. „Die Saison dieser Vorlesungen waren die Sommermonate, besonders der April, Juli und August. In

diesen Zeiten wimmelte es von literarischen Zusammenkünften, die oft förmlichen Volksversammlungen glichen." Oft wurden Schriften auch nach der Herausgabe vorgelesen. Großartige buchhändlerische Geschäfte waren durch die Sklaverei möglich, welche billige und geschickte Schreiber und Buchbinder lieferte, sodaß „Rom in allen Stadtvierteln von Buchhändlern wimmelte", aber auch die Provinzen ihre Buchhändler hatten. Da die Buchladen zugleich als Lesecabinete Versammlungsorte der Gebildeten waren, so sind sie für das politische Leben selbst von Wichtigkeit gewesen. Die Bücher wurden so angefertigt, daß einer Menge Sklaven ein Manuscript dictirt und von diesen mit Abkürzungen nachgeschrieben, also viel eher fertig wurde als gegenwärtig ein gedrucktes Buch. Auch waren die Schriften wohlfeiler und deshalb der Nachdruck selten. Honorar und Freiexemplar wurden dem Schriftsteller vom Verleger gegeben, da dieser ja wegen der Lesesucht und der Schöngeisterei des Publicums, sowie wegen des Bedarfs der Schulen und der Privathäuser für jede Novität auf starken Absatz rechnen durfte, und da namentlich die römischen Staatsbeamten mehr Muße hatten als z. B. die unserigen, d. h. täglich drei bis sechs Stunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographien und Erzählungen von Gotthilf Heinrich von Schubert. Zwei Bände. Erlangen, Heyder. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Ref. hat diese Schrift mit vielem Interesse gelesen und es gewährt ihm eine große Freude das gebildete Lesepublicum darauf aufmerksam machen zu können. Der erste Band ist dem Kronprinzen Maximilian von Baiern, der andere dem Prinzen Luitpold von Baiern gewidmet. Aus den beiden Dedicationen und Vorreden des Buchs geht hervor, daß sein Inhalt anzusehen ist als eine ausführliche schriftliche Bearbeitung von ursprünglich mündlich mitgetheilten, allgemein interessirenden und allgemein bildenden Charakterschilderungen und Anekdoten großer Männer, womit der berühmte Verf. seinen naturhistorischen Unterricht zu beleben, zu würzen gesucht hat, und daß der Verf. bei der Ausarbeitung und Veröffentlichung seines Werks wieder lebhaft und freudig an seine geliebten Schüler und an das Vergnügen des Unterrichtens erinnert worden sei.

Und wenn man sich in das Buch hineinliest, so zeigt sich überall der anregende, gemüthlich fesselnde Ton eines vielfach erfahrenen und gebildeten tüchtigen Lehrers; man fühlt sich mit unter die heitere Schar der gespannt aufhorchenden lernbegierigen jungen Männer versetzt, man fühlt es der anziehenden Behandlung des Stoffs an, daß derselbe ein gelegentlicher Erguß des begeisterten und begeisternden Wortes ist, wie es auf Wanderungen durch Wald und Thal, über Berge, Felder und Wiesen, oder während des Winters im Zimmer, umgeben von einem trauten Kreise jugendlich froher Seelen, so recht ungesucht natürlich, sich ganz von selbst gibt. Ueberall sind mit ehrlich deutschen, geraden Worten immer nur solche Biographien durchsprochen wofür sich Herz und Geist des fühlenden und denkenden deutschen jungen Mannes am lebendigsten interessiren. Sowol in dieser Auswahl wie in der Gemüth erwärmenden und Verstand aufklärenden eigenthümlichen Verarbeitung des reichen Materials ist das Buch ausgezeichnet, wird es sich Freunde, Achtung und Liebe in einem sehr großen Kreise von Lesern erwerben. Darum eignet es sich denn auch, wie Schubert's populaire Schriften überhaupt, ganz vorzugsweise zur Familienlecture. Es findet darin der in stiller Häuslichkeit sich glücklich fühlende denkende Hausvater, ebenso wol wie die gebildete Hausmutter, der vernünftig erzogene Sohn wie die verständig gebildete Tochter erhebende Haltpunkte der Unterhaltung, die kräftigsten Hebel zur Erweiterung der Bildung. Für geistig gereifte, der Natur nicht entfremdete Frauen welche ein fühlendes Herz haben für die edeln Züge und Thaten großer Charaktere, für Jünglinge und Männer welche sich hingezogen fühlen zur Bewunderung des Erhabenen in der schlichten Natur des Menschen, welche bei dem selbständigen Eintritte und Fortschritt in der Welt noch ein offenes Auge und Ohr und Herz für das ewig bleibende wahrhafte Große in der Welt behalten haben, für diese Alle ist das Buch eine willkommene literarische Erscheinung.

Doch wir wollen mit unserm Urtheil nicht vorgreifen. Geben wir zunächst den Inhalt des Buches an. Biographien und Charakterzüge von einigen der bedeutendsten Männer welche sich um die Begründung, das Wiedererwachen und Fortschreiten einer rationalen Naturwissenschaft im Großen ein unsterbliches Verdienst erkämpft haben bilden seinen Hauptfonds. Die Erd- und Himmelskunde, die Welt- und Völkergeschichte ist das Feld unsers Verf. auf dem er kerngesunde Samenkörner geistiger Bildung gepflanzt hat, von denen nichts Anderes zu erwarten ist als daß sie keimen und blühen und wieder gute Früchte tragen werden. Von Prinz Eugen, von Christoph Columbus, von Franz Drake, von Johann Baptist Tavernier und von Johann Kepler bringt unser Werk ziemlich vollständige Biographien; es stellt diese Männer der Aufklärung ihrer Zeit, diese vielbewunderten Lieblinge des heutigen Volks mit anmuthigen Wortfarben in das offene klare Licht; es behandelt sie mit einer Wärme, einer Herzlichkeit, welche ungemein wohlthuend ist für alle Verehrer dieser großen Seelen. Dazwischen sind denn noch zwei kürzere Hauptzüge aus dem Leben des berühmten neuern französischen Reisenden Aucher Eloy und des alten vielbewunderten schottischen Schiffschirurgen James Meikle angebracht. Auch in ihnen prägt sich des Verf. hoher Sinn für das Edle und Große aus, auch hier erzählt er mit Herzlichkeit und aufrichtiger warmer Theilnahme. Am Schlusse eines jeden Bandes kommen zuletzt noch einige lustige Geschichtchen und Anekdötchen vor, welche ganz allerliebst erzählt sind. Das ist der Inhalt des Ganzen. Man sieht, es schließt ziemlich nur längst Bekanntes in sich, indeß gewinnt selbst das Bekannteste unter der eigenthümlichen Behandlung des Verf. eine anziehende Frische. Hierbei ist zugleich auch noch zu loben, daß der Verf. fast nirgend die Quelle verschweigt aus der er geschöpft, und da stellt sich denn heraus, daß er neben einer sehr großen Belesenheit auch noch die seltene Geschicklichkeit besitze die gesundesten Lesefrüchte passend an den Mann zu bringen.

Wir wollen nun auch Einzelnes ins Auge fassen und durch unmittelbare Mittheilungen den Werth des Buches ins Licht zu stellen suchen. Dazu wählen wir zunächst aus Columbus' Leben den bedeutungsvollen Moment heraus, wo dieser kühne Geist, von tausendfachen widerwärtigen und harten Schicksalen verfolgt, zum zweiten male nach Spanien kommt, um hier Lebensunterhalt und Gönner zu erringen welche ihm zur Ausführung seiner großen Indienfahrt behülflich sein könnten. „Nahe bei Palos, der kleinen, aber altberühmten Seestadt von Andalusien, sieht man noch jetzt das Franciscanerkloster Santa-Maria de Rabida, ein ansehnliches Gebäude, umgeben von Gärten und Oelbaumpflanzungen. Eines Tags im Herbste 1485 kam ein fremder Mann, begleitet von einem Knaben, an die Pforte des Klosters und bat den Pförtner um einen Trunk Wassers und ein wenig Brot für sein Kind. Während der Fremde diese kleine Gabe empfängt, kommt von ungefähr der Prior des Klosters Juan Perez de Marchena zur Pforte hin, ein Mann der durch tiefes, vielseitiges Wissen ebenso ausgezeichnet war als durch innige Frömmigkeit. Er begrüßte den Wanderer, und dieser erregte gleich beim ersten Anblick seine ganze Auf-

merksamkeit. Ein tiefer Menschenkenner wie der Prior war mußte es bemerken, daß er hier keinen alltäglichen Wandersmann vor sich habe. Ein Gespräch beginnt zwischen den Beiden; daß der Fremde kein Eingeborener des Landes sei verräth seine Aussprache des Spanischen. Mit edler, würdevoller Offenheit beantwortet er die Fragen des Priors; in kurzem bemerkte dieser, daß der arme Fußgänger in schlichtem Gewande ein Mann sei von ungewöhnlichen Kenntnissen und von hoher Bildung des Geistes: ein Genuese von Geburt, der nach Spanien kam um hier ein Unternehmen auszuführen welches der vollen Theilnahme einer edeln Nation und eines ganzen Zeitalters würdig war. Wir haben es kaum nöthig den Namen des Wanderers zu nennen. Es war Columbus, welcher mit seinem Sohne Diego, wahrscheinlich aus Italien kommend, in Palos gelandet, und jetzt auf dem Wege war nach der benachbarten Stadt Huelva, wo damals sein Schwager, der schon erwähnte Seemann Correa, sich aufhielt. Der Prior Juan Perez de Marchena hatte an der zu jenen Zeiten herrschenden Richtung des wissenschaftlichen Forschens seit vielen Jahren den lebendigsten Antheil genommen; er war ein warmer Freund der Länder- und Schiffahrtskunde, und die öftern Besuche von erfahrenen Seeleuten die er aus Palos erhielt hatten dieser seiner Neigung eine reiche Nahrung gewährt. Solche tiefe Einsicht aber, solche genaue Bekanntschaft mit allen geographischen Entdeckungen der alten wie der neuen Zeit hatte er noch bei keinem Seemann als bei Columbus gefunden. Das was er gleich bei dem ersten Gespräche von diesem erfuhr reizte seine Wißbegier aufs höchste; er lud ihn dringend ein unter sein Dach zu gehen, und so lange ihm Dies beliebte sein Gast zu sein." Columbus folgte diesem gastfreundlichen Anerbieten. Er wußte den alten Prior für seinen großen Plan zu gewinnen und ihn sogar zur eifrigsten That zu begeistern. Außer dem Prior hörten auch noch mehre erfahrene Seeleute auf das beredte Wort des großen Genuesen, sie Alle erkennen und bewundern die Richtigkeit und das Bedeutungsvolle in der Idee des kühnen Seehelden. Hier in den stillen Räumen des einsamen Klosters wurde mit Eifer an die Möglichkeit der Ausführung von Columbus' Seereise gedacht. Der Verf. weiß in seiner Darstellung immer wieder auf diese wie von Gott gesandte Bekanntschaft zurückzuweisen und läßt darin die Hauptveranlassung der endlichen Entdeckung der Neuen Welt erkennen.

Ganz vorzugsweise ist dem Verf. Kepler's Leben geglückt. Er weiß das feine, tiefe und reiche Gemüth, den starken, scharfen und witzigen Geist dieses unsterblichen Astronomen mit einer Sicherheit und Wahrheit zur leichtfaßlichen Darstellung zu bringen, daß überall ein in sich abgeschlossenes plastisches Bild hervortritt. Sehr richtig sieht der Verf. in dem Reichthume der Himmelsfreuden dieses vielgeprüften Mannes den einzigen Halt zu dessen Erhebung auf Erden. Die Erde selbst war diesem genialen Denker ein Jammerthal von der Wiege bis zum Grabe. Der häusliche Friede fehlte bei seiner ersten Verheirathung sehr, und wenn er bei der zweiten auch einkehrte, so stürmte es um so lauter von außen her auf ihn ein. „Wenn man jedoch", sagt der Verf. von dieser letzten Periode, „in seinen während dieser Zeit verfaßten Schriften, sowie in vielen seiner Schriften, jene Seligkeit des Geistes, jene Himmelsfreuden mit empfindet welche das Erkennen der Ordnung und der Gesetze ihm gewährt, nach denen eine göttliche Weisheit das sichtbare Weltall regiert und erhält, wenn man durch den Inhalt jener Schriften wie in der Nähe eines Göttlichen freudig sich erhoben fühlt, dann wird man auch durch die Mittheilungen desselben glücklichen Mannes über die wüthenden Angriffe welche die todte Orthodoxie seiner Confessionsgenossen von unten her auf ihn machte desto tiefer betrübt und verletzt. Dort ein frommer, demüthiger, kindlichgläubiger Priester des Herrn am Altar der Natur, hier hochmüthige, fleischliche Eiferer, in denen der Buchstabe Geist und Leben der Liebe getödtet hatte, unwürdig des Altars, an welchem sie, wenn sie lieblos und mit Haß im Herzen ihm naheten, statt der Segnungen nur das Gericht empfangen konnten. Und wenn uns nach einer andern Seite hin Kepler's Briefe einen Blick thun lassen in das stille liebliche Leben seines eigenen Hauses, dann wird die Freude hieran desto fühlbarer getrübt durch den Jammer den seine Familie in Würtemberg traf, als man dort seine alte, 70jährige Mutter der Hexerei beschuldigte und peinlich verfolgte." Mit seinem für die damalige Zeit viel zu aufgeklärten Glaubensbekenntniß stieß er überall an. Ihm war wahrhaft christliche Liebe und Duldsamkeit der Grundton seiner Religion, Das spricht er sehr treffend in seinen weltberühmten „Harmonien der Welt" aus. „Der Tag ist nahe", sagt er, „an dessen Licht die fromme Einfalt ihres blinden Wahns mit Beschämung inne werden, und wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der Heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen sich freuen wird." Unser Verf. sagt bei dem Durchsprechen dieser Schrift: „Kepler eignete jenes Hauptwerk seines Lebens dem Könige Jakob I. von England mit dem Wunsche zu, daß in ihm die Harmonie der Kirche ihr Zusammenstimmen finden möge. Es war Dies nur eine dankbare Erwiderung jener huldvollen Beachtung welche dieser König ihm erwiesen hatte als er durch Lord Wollon unter sehr vortheilhaften Bedingungen ihn nach England berufen ließ. Vieler Noth die später seiner wartete wäre er durch die Annahme dieses Rufs entgangen, auch war schon seine damalige Lage in dem vom Krieg bedrängten Linz, bei dem Vorenthalte der Besoldungszahlung und aller andern Einkünfte, eine sehr peinliche; dennoch hing der seltsame Mann so fest am Vaterlande, daß er sich zum Auswandern auf die britische Insel nicht entschließen konnte. Er dessen Geist sich an den rastlosen Bewegungen der Welten des Himmels vergnügte, würde, wenn er seiner Neigung hätte folgen können, nicht über einen Grad der Breite seiner kleinen Erde von der Wiege seiner Heimat hinweggezogen sein."

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Geistliche Töpferarbeit.

Paul Hartmann, ein im J. 1630 aus Böhmen vertriebener Lutherischer Geistlicher, gab während seines Aufenthalts in Lichtenberg bei Zittau folgendes Büchlein, das gewiß einzig in seiner Art ist, heraus: „Figlina sacra, oder geistliche Töpferarbeit über 111 schöne Sprüche der Heiligen Schrift, darin der Töpfer, Scheiben, Thongruben, des Thons u. s. w. gedacht wird, welche viel schöne, nützliche Figuren, Gleichnisse und geistliche Deutungen u. s. w. in sich fassen; allen frommen Christen, so Gott für ihren Töpfer, sich aber für Thon, Topf und Scherben des allmächtigen Haffners erkennen, insonderheit dem löblichen Töpferhandwerk zu sondern Ehren u. s. w. beschrieben." (Zittau, Joach. Clement. 1630.) Es ist den Töpferinnungen der Sechsstädte dedicirt. Die erklärten und mit Gedichten begleiteten Sprüche sind z. B. folgende: Von Töpfern: 1 Chron. 4, 22; Jes. 9, 15; Offenb. 2, 26; von Töpferscheiben: Jer. 18, 3; Sir. 38, 33; von Thongruben: 1 Mos. 14, 9; vom Thon: 1 Mos. 11, 3; 2 Mos. 1, 13; Nah. 3, 14; von irdenen Gefäßen: 3 Mos. 11, 33; von Töpfen: 2 Mos. 16, 2; 27, 3; Hiob 41, 11; von Schüsseln: 2 Mos. 25, 29; von Ziegeln: 1 Sam. 2, 13; von Krügen: Marc. 7, 4; Judith 10, 5; von Scherben: Hiob 2, 8; Ezech. 23, 24; u. s. w.

Ursprung des Wortes Hexe.

Nach fast allgemein angenommener Meinung kommt das in der Ueberschrift bezeichnete Wort von der Meßformel bei Einweihung der Hostie her, indem das hoc est durch schlechte Aussprache in haecst = Hexe zusammengezogen worden sei. So mag auch aus den Worten: Hoc est corpus etc. nach und nach durch Verstümmelung die Redensart: Hokus-Pokus entstanden sein. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 132. —— 11. Mai 1848.

Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von W. Adolf Schmidt.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

Im sechsten Abschnitt wird „der Kampf der Monarchie und des Cultus gegen die Glaubensfreiheit" auf eine höchst anziehende und bedeutsame Weise geschildert:

Wenn in Rom den Verfolgungen der freien politischen Denkart größtentheils unmittelbar politische Motive, die Sicherung des Fürsten und seiner unumschränkten Gewalt zu Grunde lagen: so war es nicht minder von jeher der Glaube der Monarchie, daß sie auch durch Sicherung der bestehenden Religionszustände die Bürgschaften ihrer eigenen Sicherheit verstärken könne und müsse. Darum suchte die Monarchie stets die geistliche Obergewalt mit der weltlichen zu vereinigen, um sich zur systematischen Vertreterin des herrschenden Cultus und zur Gegnerin aller Derer aufzuwerfen welche denselben in seinem Dogma oder in dessen Beiwerk oder endlich in seinem Priesterstande anzutasten wagen.

Es gab daher der staatskluge Mäcenas dem Augustus den Rath: „Verehre immer und überall die Götter nach der Sitte der Väter, und nöthige auch die Uebrigen sie also zu verehren. Die Religionsneuerer verfolge mit Abscheu und Strafe."

Den griechischen und ägyptischen Cultus schlossen die Römer nicht nachdrücklich aus, wol aber bedrückten sie das Druiden-, Juden- und Christenthum, namentlich aber wurden die Christen grausam verfolgt. Es geschah Dies aber durchaus nicht aus Religiosität und Sittlichkeit, sondern „der Monarchie diente das Interesse an der Rechtgläubigkeit nur zum Vorwande; man verpönte die religiösen Neuerungen nur deshalb, weil man die politischen fürchtete, weil die argwöhnische Regierung überall revolutionnaire Umtriebe und Verschwörungen witterte, weil der beklommene Despotismus die Grabesstille liebte, und daher bei jeder Bewegung der Geister, jeder Aufregung der Gemüther wie vor einem Gespenst schreckhaft zusammenfuhr". Trotzdem mehrte sich die Abnahme des Tempelbesuchs, nahm der Unglaube zu, breitete sich neuplatonische Mystik aus neben dem philosophischen Rationalismus. Dieser letztere mochte die Orthodoxie nicht rechtfertigen, und hielt die Mythologie nur für allegorische Erfindung, wogegen er selbst eine vernunftgemäße Anschauung des Göttlichen anstrebte.

Die rationalistische Philosophie, deren wesentliches Merkmal der bestehenden Volksreligion gegenüber augenscheinlich der Unglaube war, hatte sich der Gemüther der gebildeten Römer bemächtigt. Da nun die Kaiser selbst zu ihnen gehörten, so fand also die Volksreligion da keinen wirklichen Glauben von wo aus sie mit anscheinender Frömmigkeit geschützt wurde. Kein einziger Julier war orthodox gesinnt, sondern alle affectirten den Schein der Rechtgläubigkeit, und betraten so das erste Stadium des souverainen Pietismus, der dann in seiner ganzen Reife dasteht, wenn der Herrscher durch die Gewöhnung und das Hineinleben in die erkünstelte Sinnesweise sich in ihr wie in einer natürlichen bewegt.

Mit schlagender Schärfe deutet der Verf. die Folgen dieser officiellen Heuchelei an:

Unter den obgedachten Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn die römische Monarchie die Freigeisterei und den Unglauben der Gebildeten mit scheelen Augen ansah und mistrauisch überwachte. Feile, gleißnerische und scheinheilige Diener, die mehr darauf bedacht waren die vortheilbringende Gunst des Fürsten zu erschleichen als die unpraktisch gewordene Achtung des Volks zu verdienen, schürten des Herrschers Argwohn und bestärkten den Wahn, daß der Rationalismus, indem er die bestehende Religion untergrabe, ein Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats sei. In Folge dessen wurde das religiöse Bewußtsein wenigstens der höhern Stände meist aus Furcht und Feigheit ebenfalls zur Heuchelei, der Unglaube zur Verstellung bewogen. Die Wenigen hingegen bei denen die Ueberzeugung mehr galt als die Furcht, mußten die Geradheit mit der sie ihren rationalistischen Unglauben zur Schau trugen durch Verfolgungen und selbst mit dem Tode büßen.

Und dennoch war und blieb nicht nur der gebildete Stand ungläubig, sondern das niedere Volk wurde es auch durch den Euhemerismus, welcher die ganze Mythologie in wirkliche Geschichte umwandelte. Natürlich mußte das Volk „aus der Inhaltslosigkeit des Unglaubens in Sinnlichkeit und Materialismus herabsinken, oder in sinnlosen Aberglauben, in offenbarungssüchtigen Fatalismus und Mysticismus". Im Ganzen mußten aber mit der Kritik der bestehenden Religion die Cultusformen selbst vernachlässigt werden, wenn diese Wirkung des Rationalismus in der Residenz auch weniger bemerkbar wurde, da hier von Seiten der Regierung strenge Ueberwachung, Einschüchterung und Zwang möglich waren, sodaß nichtswürdige heuchlerische Frömmelei sich in ihr weit verbreitete. Die Regierung kam aber hierbei in eine eigene Verlegenheit; denn der Aberglaube suchte nach Wundern und Orakeln, und doch hatten blos bestimmte Tempel dies Privilegium, welche die Regierung also den specu-

lirenden Wahrsagern gegenüber schützen mußte, obschon man „den Mysticismus verhältnißmäßig häufig auf dem Throne fand". Unter solchen Umständen war das Bestreben der Regierung, sowie ihre Bücherverbote vergeblich.

Wie aber die Julier das Wesen und die Form des römischen Cultus vor Neuerungen zu schützen suchten, so nahmen sie sich auch des Priesterstandes an. Dieser war, wie Dies nicht anders der Fall sein konnte, in Folge des Eindringens der philosophischen Speculation und des Euhemerismus, in einen Zwiespalt mit sich selbst gerathen, und demnach in eine schiefe Stellung zu dem Glauben gerathen, dessen Wesen und Form zu wahren ihm zunächst oblag. Schon in der letzten Zeit der Republik gab es sicher nur wenige Priester oder vielleicht keinen einzigen dessen innerste Ueberzeugung den Pflichten seines Amts vollkommen entsprach. Viele versanken in Stumpfsinn und verwalteten maschinenmäßig ihren Beruf. Andere trieb die Schwäche ihres geistigen Bewußtseins in äußerlichen Mysticismus und Aberglauben. Die Meisten aber waren in Folge eines höhern Grades philosophischer Bildung und einer größern Stärke ihres Charakters entschiedene Ungläubige, die ganz anders dachten als sie im Amte sprechen und handeln mußten, im Innern die Götter leugneten die sie äußerlich anbeteten, und die Künste der Weissagung, die sie zumal als Augurn und Haruspices ausübten, als ein leeres Gaukelwerk selbst verachteten und belächelten. So waren die meisten Priester Nichts als Heuchler, Betrüger und Schauspieler. Dessenungeachtet konnte der Priesterstand als solcher nur in der Aufrechterhaltung des herrschenden Cultus sein Heil erblicken, von ihr hing ja sein Ansehen, seine Existenz ab. Darum machte er willig mit der Monarchie gemeine Sache und nahm gern die Protection an, zu der das Staatsoberhaupt um so mehr verpflichtet schien, als es durch Aneignung der Oberpriesterwürde zugleich auch das Haupt der Geistlichkeit darstellte.

Die Priester Roms waren also nicht blos „religiöse Heuchler", sondern „eben deshalb auch politische".

Da der Absolutismus mit allen geistigen Mächten in den härtesten Gegensatz gerieth, so mußte er im Bunde mit der Staatsreligion am heftigsten mit der Philosophie, als dem wahrhaft freien Denken, als dem Lebensgeist der alten Republik und antiken Bildung, in Kampf gerathen, und in der That haben auch nur die Philosophen dem Absolutismus einen entschiedenen, mannhaften und principiellen Widerstand entgegengesetzt.

Bei gedrückten politischen Zuständen ist auch nach der Ansicht des Alterthums der kräftigste Trost die Philosophie. Da diese aber mit ihren Idealen der politischen und religiösen Wirklichkeit entgegentritt, so erregte sie ein doppeltes Aergerniß, durch ihre Mittel und ihre Zwecke, durch ihren Zweifel und ihr System. Insbesondere aber richtete die autokratische Politik jederzeit ihren Verdacht gegen die Philosophie; und immer erscheint ihr diejenige Schule als die feindseligste welche am unabhängigsten und folgerichtigsten verfährt, oder deren Forschung und Richtung nur einem reinen Vernunftprincip huldigt. Alle Philosophie ist in der That eine entschiedene Gegnerin des Absolutismus, eine unversöhnliche Feindin der Tyrannei.

Es lag also in der Natur der Sache, daß die Philosophie den Unglauben nährte, da sie den Zweifel weckte, um eine bessere Erkenntniß möglich zu machen, und namentlich unbewußt die christliche Weltanschauung vorzubereiten. Es wirkten in diesem Sinne die Akademiker, welche die Einheit Gottes lehrten, und eine constitutionnelle Verfassung für die beste hielten, wobei sie nicht ohne communistische Beimischung waren. Ihre Philosophie wurde unter den Kaisern zum Neuplatonismus, welcher, vermischt mit orientalischen Vorstellungen und den Lehren anderer Schulen, als synkretistischer Eklekticismus und phantastischer Mysticismus viel Verbreitung gewann. Die Einheit Gottes und seine Körperlosigkeit lehrten auch die Peripatetiker, und mit ihnen kämpften gegen den Aberglauben die Cyniker und die Epikuräer, am entschiedensten aber die Stoiker, welche unter Gott den Naturgeist, das Naturgesetz verstanden, und deren streng sittliche, ehrenhafte Moral die Heuchelei und Feigheit der Kaiserzeit auf das heftigste anfeindete. Der Absolutismus kämpfte gegen die stoische Lehre durch Verleumdung und Lästerung. Nicht sehr zahlreich waren die streng moralischen Pythagoräer; „die überwiegende Mehrheit der Gebildeten hing keiner philosophischen Schule ausschließlich an", Alle aber waren in ihrer Richtung gegen den Absolutismus einig, wenn sie auch über die zu schaffende neue Ordnung der Dinge voneinander abwichen, obschon Alle wieder einen Wahlkaiser verlangten. Ebenso einig waren die philosophisch Gebildeten in ihrem Unglauben dem Volksglauben gegenüber, und hießen deshalb meist Atheisten.

Bei dem niedrigen Volke fand man Aberglauben allerlei Art, namentlich aber war es Chaldäern, Astrologen und Wahrsagern ganz ergeben; hierzu gesellte sich noch der Wunderglaube. Aber dennoch gewann die Ansicht immer mehr Verbreitung, „daß für die Weisen und Gebildeten jeglicher Cultus, d. h. alle positive Religion, überflüssig und eigentlich nur als Zuchtmittel dem rohen Volkshaufen gegenüber von Nutzen sei".

Nachdem der Verf. diesen Kampf gegen die Philosophen im siebenten Abschnitt entwickelt hat, stellt er im achten den Einfluß der Belletristik als Vermittler der Philosophie mit dem Volksbewußtsein dar, wodurch die römische Literatur erst ihre rechte weltgeschichtliche Stellung, die einzelnen Dichter aber den ihnen zukommenden Platz erhalten. Freilich wird mancher Philolog sich über die Rollenvertheilung des Verf. wundern, da mancher Abgott der alten Philologenschule gestürzt wird. Den Zusammenhang der Religion mit der allgemeinen Bildung entwickelt der Verf. klar und scharf:

Jeder tiefere Beobachter durfte wahrnehmen, daß die Zeit in einer großen Uebergangsperiode auf dem Gebiet der religiösen Entwickelung begriffen war, deren Endresultat die gänzliche und allgemeine Umwandelung der bisherigen Glaubensnormen sein mußte. In solchen Uebergangszeiten wird aber immer, so lange die blos negativen Elemente nicht von einer positiven Neubildung ergriffen und geleitet werden, ein Stutzen der Geister, ein Stocken der Gefühlswelt, eine tausendfältige Zersplitterung und Verwirrung der sittlichen Begriffe eintreten. Gegensätze allerlei Art machen sich geltend: ängstlich klammern sich die schwachen Gemüther an die Trümmer des sinkenden Schiffs fest, werden überfromm und abergläubisch; trotzig dagegen stoßen die übermüthigen sie hinweg und weiden sich unter rohem Spott und Hohn an dem Anblicke des Untergangs, nur die starken aber und besonnenen erkennen die wahre Bedeutung des großen Wechsels der Dinge, und retten mit fester Hand aus der Trümmerflut was zu retten, was künftigem Bau einzufügen sich lohnt.

Zuerst entwickelte sich aus dem Widerstreit des alten

und neuen Geistes die Weltanschauung, daß die Vernunft oder die Natur die höchste Gottheit, daß das Gewissen des Menschen Richter oder das Glück der Regent der Welt sei. In Folge der letzten Ansicht wurde Sinnlichkeit, Materialismus, Eigennutz und Geldgeiz als Erstrebenswerthes gesucht, und das ganze Leben verflachte. So war die nächste Folge der Aufklärung allerdings eine Lockerung des sittlichen Lebens; es galt für ein Zeichen von Bildung die Religion zu verhöhnen, man wollte genießen, entheiligte den Eid, misbrauchte die Gelübde. „Namentlich offenbarte das Offiziercorps einen Geist der Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegen alle tiefere Erkenntniß", wie noch heutzutage unsere Gardelieutenants. „Dieser sittenlose Lebenswandel zog auch andere Folgen, Luxus und Bankrotte, Greuel und Verbrechen aller Art nach sich." Die Sittenlosigkeit wurde aber ebenso sehr vom Mysticismus und Pietismus gefördert, und es wollte Nichts helfen als die Kaiser zahlreiche Tempel wiederherstellten oder neu bauten. Ebenso wenig vermochte die Kirche gegen die Nachtheile der Aufklärung, denn „sie selbst war ja von Unglauben und Zweifel angesteckt, und zum Theil den sinnlichen Genüssen sehr ergeben. Opfer machten sie zu Naturalrente, trieben heimlich und öffentlich förmlichen Ablaßkram, und benutzten Beichte und Buße zur Befriedigung sinnlicher Begierden". Der Verf. sagt:

Ich muß nun darauf zurückkommen, daß solche Zerrüttungen der Begriffe und der Sittlichkeit in den Uebergangsperioden großer idealer Entwickelungen ganz unvermeidlich sind; darauf, daß den negativen Elementen der Philosophie, wenn auch ein Theil der Schuld, doch sicher nur der kleinste, an dem Auflösungsproceß der Sittlichkeit beizumessen ist. Eine andere und nicht unwesentliche trug der Umschwung der Staatsprincipien, vermöge dessen die Volksrechte unterdrückt, das Volk also von den ernstern politischen Interessen abgelenkt und mit seiner ganzen Muße auf die kleinlichen Umtriebe der Selbstsucht und der Sinnlichkeit angewiesen wurde. Denn daß mit dem Unglauben an ein herrschendes Dogma die Moralität gar wohl vereinbar sei: Das beweist die unabsehbare Reihe tiefer Denker. Denn es ist unbestreitbar, daß ein systematisches Buch von wissenschaftlichem Ernst und logischer Folgerichtigkeit, selbst wenn es die gesammten Grundlagen des Bestehenden angreift und leugnet, auch auf Ungebildete nie die plötzlich entfesselnde oder die heimlich zernagende Wirkung ausübt welche den zusammenhangslosen, unbegründet hingeworfenen Aufklärungsbrocken der poetisch-belletristischen Literatur eigen ist.

Die religiöse Freisinnigkeit bestimmte natürlich auch das politische und sittlich-sociale Bewußtsein, wie Dies der Verf. ausführlich nachgewiesen hat. Nicht nur die Liederlichkeit des Hofes rief eine Opposition der Moral hervor, sondern auch die sinnlichen, obscönen Hofdichter, z. B. Properz, „der nur ein Knecht der Gewalt und der Sinne ist, der vor jedem Usurpator und vor jeder Hure wedelt, und dessen Religion nur ein Cultus des Fleisches ist". Ebenso gehört Horaz der „leichtsinnigen, indifferenten Richtung" an, der „mit Grund im Geruche des Servilismus stand", während Martial durch seinen Servilismus einen gewissen Hohn auf das Hofleben durchblicken läßt, und Petronius durch seine Schilderungen des Lasters vor diesem warnen will. Ihnen gegenüber kämpften Persius und Juvenal für die Sittlichkeit.

Einen besondern Nahrungsstoff für populaire Darstellungen gaben der Pauperismus und das Proletariat. Die Bedrückungen der Armen, ihre Verdienstlosigkeit, ihre Lebensweise und Wohnungen schildert Juvenal.

(Der Beschluß folgt.)

Biographien und Erzählungen von Gotthilf Heinrich von Schubert. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 131.)

Zum Schluß unserer Mittheilungen aus dem interessanten Buche wollen wir nun noch von einer der kleinern Erzählungen Etwas zum Besten geben. Wir wählen dazu eine äußerst spaßhafte Anekdote welche die Ueberschrift „Zeichensprache" führt. Am königlichen Hofe Jakob's I. von England lebte ein spanischer Gesandter, Don Alvarez de Vegas, ein hochstudirter Mann, der mehre der alten und neuern Sprachen sehr gründlich verstand, und sich darin geläufig ausdrücken konnte. Diese Gelehrsamkeit genügte ihm aber noch nicht; er sann auf nichts Geringeres als auf die Erfindung einer Sprache welche von allen denkenden Nationen zugleich verstanden werden könnte. Er glaubte in einer durch vieles Nachdenken herausgegrübelten Geberden-Zeichensprache endlich das Räthsel gelöst zu haben. „So fein und kunstreich aber auch der Gesandte seine Zeichensprache sich ausgedacht hatte, war es ihm dennoch bis dahin noch niemals gelungen Jemand zu finden der in dieser neuen Sprache ihn vollkommen verstanden, noch weniger aber einen Solchen der ihm darin geantwortet hätte. Desto lebhafter mußte deshalb seine Freude sein, da er endlich einen Mann auffand welcher auf bewundernswerthe Weise Beides vermochte. Die Bekanntschaft mit diesem großen Geiste machte er auf ganz besondere Art. Als er nämlich eines Tages am Hofe des Königs Jakob war, brachte er die Rede auf seinen Lieblingsgegenstand, auf die von ihm erfundene Zeichensprache, und fragte zugleich Se. Majestät, ob wol in Ihrem Lande, das so reich an großen Gelehrten, ein solcher zu finden sei der sich mit jenem hochwichtigen Gegenstande, mit der Zeichensprache, beschäftigt habe? Der König, welcher selbst ein Freund der Gelehrsamkeit und auf den wissenschaftlichen Ruf seines Landes sehr eifersüchtig war, antwortete ohne sich viel zu bedenken mit Ja! «Und wo», fragte der Gesandte weiter, «lebt dieser mir so schätzbare Mann?» In Aberdeen, antwortete der König, indem er hierbei an einen damaligen Gelehrten auf der genannten Universität dachte der wegen seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse sehr berühmt war. «Diesen Mann muß ich sehen und kennen lernen», rief der Gesandte freudig aus; «ich bitte mir von Ew. Majestät Urlaub zu der Reise und ein königliches Begleitungsschreiben.» König Jakob konnte zu dem Wunsche des Gesandten nicht Nein sagen, wiewol er einsah, daß er mit seinen Behauptungen etwas zu rasch gewesen sei. Der große Gelehrte in Aberdeen den er gemeint hatte mochte wol vieler Sprachen Meister sein, aber verstand er sich deshalb auch auf die Zeichensprache? Indeß das königliche Wort war einmal gesprochen; in Aberdeen lebten so viele gelehrte und kluge Männer, von diesen durfte man wol erwarten, daß sie das Zutrauen welches der Monarch in ihre Gelehrsamkeit setzte und gegen einen Fremden im voraus ausgesprochen hatte rechtfertigen, und dem Rufe ihrer Universität Ehre machen würden. Noch ehe deshalb der Gesandte von London abgereist war, lief ein königliches Schreiben an den Rector und an den Senat der Universität Aberdeen ihm voraus, welches die Willensmeinung Sr. Majestät aussprach, daß man dem spanischen Gesandten Don Alvarez de Vegas zeigen möge, daß auch in den Landen Sr. Majestät, daß namentlich an der berühmten Universität Aberdeen ein Mann lebe welcher von der allerdings höchst wichtigen, einflußreichen Sprache der Zeichen die pflichtmäßige Kunde habe. Se. Magnificenz der Rector der Universität erhielt das königliche Schreiben; er ließ

alle Herren Senatoren zusammenrufen, und erklärte ihnen die Willensmeinung Sr. Majestät; sie horchten und fragten. Von der griechischen und hebräischen Sprache wußten sie zwar gut Bescheid, von der Zeichensprache hatten sie aber noch niemals Etwas vernommen. Man beschloß ausweichend und abwehrend zu Werke zu gehen. Der Gesandte kam an. Er überreichte sein königliches Begleitschreiben und fragte sogleich nach dem Professor der Zeichensprache. Se. Majestät hatten einen solchen in Aussicht gestellt, man konnte nicht sagen, es sei keiner vorhanden. Der Rector äußerte sein Bedauern, daß jener Gelehrte abwesend sei. «Wo ist», so fragte der Gesandte, «der merkwürdige Mann? Ich werde ihm sogleich nachreisen.» «Leider», so antwortete ihm der Rector, «führt dieser Gelehrte für uns Alle ein sehr verborgenes Leben. Keiner von uns weiß, wo er sich jetzt aufhält, ob auf unserer Insel oder auf dem Festland.» «Nun wohl», sagte der Gesandte, «jener mir so werthe Mann ist ein Unterthan Sr. Majestät des Königs Jakob. Dieser Monarch weiß in seinem Lande Ordnung zu halten. Ihr Professor der Zeichensprache wird nicht zu lang den Pflichten seines Amtes sich entziehen. Sollte er aber auch Monate, ja ein Jahr lang ausbleiben, ich werde ihn erwarten, denn an seiner Bekanntschaft ist mir Alles gelegen.» Dieser unerschütterlich feste Entschluß machte eine neue Berathung der Gelehrten nöthig. Es wurden Vorschläge gemacht und wieder verworfen, bis zuletzt der eine allgemeine Beistimmung erhielt. Es lebte nämlich in Aberdeen ein einäugiger Metzgermeister, Jack Nilson, ein höchst origineller witziger Mensch, der in keiner Lage des Lebens die Fassung verlor und auf keine Frage eine Antwort schuldig blieb. Dieser sollte den Professor der Zeichensprache vorstellen. Sr. Excellenz dem spanischen Gesandten wurde berichtet, daß der von ihm erwartete Gelehrte nun vorhanden, und morgen um 11 Uhr Vormittags bereit sei ihm den Beweis seiner Leistungen im Gebiet der Zeichensprache zu geben... Nilson im scharlachrothen Mantel saß auf dem mit Sammet beschlagenen Stuhle und erwartete getrost seinen Gegenmann. Der Gesandte trat ein. Jack stand auf. Jener begrüßte ihn mit einer Verbeugung und mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen. Jack that Dasselbe. Das Gespräch der Zeichen begann. Der Spanier hob feierlich einen Finger ausgestreckt empor. Jack, minder feierlich, ja fast eifrig, streckte zwei Finger in die Höhe. Der Gesandte schien ihn überbieten zu wollen, er erhob drei Finger. Jack schaute ihn scharf an und streckte die geballte Faust gegen ihn aus. Der Spanier schien wie vom Staunen ergriffen. Er nickte Beifall winkend mit dem Kopfe, brachte aber dann aus seiner Tasche eine Orange hervor, welche er mit der Linken emporhielt, und daran mit dem Zeigefinger der Rechten von oben nach unten, von der Rechten zur Linken herumcirkelte. Jack, nachdem seine Hand mit Mühe den Weg unter dem Scharlachmantel bis zur Westentasche gefunden hatte, zog aus dieser ein Stückchen Haferbrot, die Alltagskost des schottischen Volks, heraus und hielt es mit triumphirender Miene hoch empor.... Nach dieser Zeichenspracheunterredung fragte der Rector nach dem Inhalt dieses Zwiegesprächs. Der Gesandte antwortete: «Ich begrüßte den Herrn Prof. Nilson und gab mich als Christ zu erkennen, er that Dasselbe. Darauf sprach ich zu ihm in der Zeichensprache: Es ist nur Ein Gott. Ja, antwortete er mir, aber dieser Gott hat sich uns offenbart in seinem Sohne. Es sind drei Personen in der Gottheit, sprach ich weiter. Ja, so antwortete der bewundernswürdige Mann, aber diese Drei sind Eins. Hierauf unterhielt ich mich mit ihm über die Schönheit und Fülle, sowie über die harmonische Ordnung unserer sichtbaren Welt. Er antwortete mir, was ist alle diese Schönheit und Pracht im Vergleich mit dem Brot des Lebens, welches aus der Höhe von oben kommt.» «Nun Jack», sagte der Rector zu dem Genannten, «der fremde Herr war sehr mit dir zufrieden; warst du es auch mit ihm?» «Das könnte ich eben nicht sagen», erwiderte Jack mit etwas ärgerlichem Gesichte, «wenn mir der Grobian auf offener Straße denselben Schimpf angethan hätte, er sollte meine Faust auf seiner Perücke gespürt haben; so aber genirte ich mich doch wegen des Scharlachmantels den Ihr mir umgehängt hattet. Ja, denkt nur, kaum hatte er mich gesehen, da hält er einen Finger hin, um mir zu verstehen zu geben, daß ich nur ein Auge habe. Ich hielt ihm zwei Finger hin, um ihm damit zu sagen, daß ich mit meinem einen Auge ebenso viel sehe als er mit seinen zweien. Er aber konnte das Necken doch noch nicht lassen, er reckte mir drei Finger hin, um mir zu sagen, daß wir Beide nur drei Augen miteinander hätten. Da riß mir die Geduld. Ich machte ihm eine Faust, und das dürre Männlein hatte Respect. Darauf zeigte er mir, wahrscheinlich um sich mit seinem Spanien gegen unser Schottland groß zu machen, so einen gelben Apfel wie sie bei ihm zu Lande wachsen; ich aber war nicht faul, ich hielt ihm ein Stück von unserm Schwarzbrot hin, um ihm damit zu sagen, daß mir diese Kost weit über seinen gelben Apfel gehe.»" 25.

W. von Humboldt's religiöse Ueberzeugung.

In den „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt" von Schlesier (Stuttgart 1845, Th. 2, Abth. 1, S. 146) ist der religiösen Ueberzeugung des Mannes folgendergestalt erwähnt: „Er war nicht blos Theist und nicht Pantheist; der Glaube an die Persönlichkeit Gottes, an eine leitende Vorsehung, an die individuelle Unsterblichkeit wurzelte fest in ihm, und war auf eine sehr eigenthümliche Art theils mit der antiken Schicksalsidee, theils mit solchen theosophischen und geschichtphilosophischen Anschauungen verbunden, wie sie seit den ältesten Zeiten unter Indiern, Griechen und Deutschen viele der denkendsten Geister zu fassen suchten.... Kühl stand er gegen das Dogma, aber er stand ihm nicht feindlich gegenüber." Hierauf fragt Schlesier: inwiefern ein solcher Mann zum Präsidenten des geistlichen Departements in Berlin (dieses erhielt er 1809) geeignet sein mochte? und antwortet: „Im Interesse eines Staats unserer Zeit ist es besser, wenn der Chef in der Christlichkeit etwas zu skeptisch als wenn er zu hingebend ist." Ganz recht; indessen hatte Humboldt auch den rechtgläubigen Nicolovius zur Seite, und ließ ihn walten. Gleichwie nach Gustav Adolf und Möser's Ausspruch ausgezeichnete Gaben eines Fürsten nicht das Beste sind für Volk und Staat, so ist es auch nicht ausgezeichnete Gläubigkeit, und die letztere bis in Präsidien und Consistorialräthe hinab. Denn die ausgezeichnete christliche Gläubigkeit versenkt sich ins Dogma, und braucht für alle Erscheinungen des innern religiösen Lebens ein äußerliches Maß. Freilich hat jedes Staatspräsidium nur mit der Aeußerlichkeit zu thun, aber Aufrechthaltung des Dogma schlägt ins Innere hinein und veranlaßt Gewissenszwang. Humboldt würde kaum Etwas dagegen gehabt haben, wenn Indisches und Griechisch-Heidnisches in einer Kirchenlehre merkbar würden, wie denn Jemand der in katholischen Ländern, besonders in Rom, mehre Jahre gelebt minder bedeutsam die Dogmatik auffaßt, indem er wahrnimmt, diese sei weniger Schuld am Verderbniß als die Pfäfferei des Gottesdienstes und unsittlicher Wandel der Geistlichen. Gedeihliche Entwickelung des christlichen Geistes von unten herauf, geknüpft an gewisse Lehren und gottesdienstliche Formen, bleibt die Hauptsache, und sie schafft man nicht von oben herunter, wozu allemal der eifrig Gläubige große Neigung besitzt, und auch Vieles ohne Vorwurf durch Anstellung von Lehrern für gewisse dogmatische Richtungen beitragen kann, jedoch Gefahr läuft Gegensätze stärker zu entwickeln und Furcht aufzuregen, indem keine Dogmatik — kaum katholische und noch weniger protestantische — allgemeine Zustimmung des Glaubens erfährt. Mithin wäre für Kirchenconvent, oder Concilium, oder Synodalverein in Berlin und überhaupt für geistliches Departement wo immer ein Wilhelm von Humboldt vielleicht besserer Präsident als Bethmann-Hollweg. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 133. —— 12. Mai 1848.

Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von W. Adolf Schmidt.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Diesen Uebelständen, dieser vielgliederigen Opposition gegenüber ergriff die Monarchie zu ihrem Schutz nur verkehrte Mittel, da sie sich zu keiner Concession verstehen, sondern ihre Gegner durch List und Gewalt vernichten wollte; also nicht nur keine Reformen vornahm, sondern dem Volke vorhandene Rechte noch entriß. Zuerst hätte die Monarchie das Erziehungs- und Unterrichtswesen reformiren sollen; denn „nur wenn die Volksbildung auf die Stufe emporgehoben ist, daß alle Glieder der Gesellschaft sich eine eigene Meinung über die göttlichen und irdischen Angelegenheiten zu bilden vermögen und zu bilden wagen; nur wenn alle Menschen zu Weisen und Freunden der Weisheit erzogen sind: erst dann können die Gefahren die den Staaten von Seiten der negativen Elemente stets drohen oder zu drohen scheinen wahrhaft und dauernd verschwinden; erst dann ist ein Ende abzusehen des Religions- und des Völkerhasses, der gegenseitigen Verfolgungen, der Kriege und der Revolutionen." Die Monarchie überließ aber die Schule sich selbst, verstand deren Bedeutung nicht, und daher blieb die Schule auch in Opposition mit der Monarchie, bis diese gewaltsam gegen sie reagirte.

Die Regierung suchte aber der Bildung dadurch entgegenzuwirken, daß sie das Volk von ihr ab auf Sinnlichkeit lenkte, durch Wettrennen, Schauspiele u. s. w., daß man die Sitten durch Zwang und Edicte bessern, und das Proletariat durch Almosen entfernen wollte.

Die meisten Hebel setzte die Monarchie zur Erhaltung und Belebung der Orthodoxie und der bestehenden Cultusformen in Bewegung. Daher jene Vermehrung der Gotteshäuser und des Priesterstandes, sowie die Erhöhung seiner Einkünfte. Daher jene Versuche zur Hebung der gottesdienstlichen Feier und zur Aufnahme des Tempelbesuchs, die Wiederherstellung längst abgekommener Cultusformen, heiliger Ceremonien und Festspiele. Daher endlich die unverkennbare Bemühung eine die orthodoxen Bestrebungen vermittelnde und bevorwortende Literatur zu schaffen, eine Regierungspresse, wie wir heute uns ausdrücken würden.

Diese Regierungspresse war denn auch redlich bemüht die öffentliche Meinung zu bearbeiten, indem sie die „eigentlichen politischen Mittheilungen auf ein Minimum beschränkte, desto mehr aber von den Angelegenheiten des Hofs zu erzählen wußte, von dessen Gnadenbezeigungen, Schauspielen und Lustbarkeiten, um den Indifferentismus recht weit zu verbreiten. Die Orthodoxie unterhielt ihre Leser mit frommen Erzählungen und Wundergeschichten, um sie in Aberglauben festzubannen." Aber diese Tendenz der Staatszeitung „prallte an dem Selbstgefühl der tiefer Gebildeten ab", und die Hofschriftsteller sanken in Verachtung. Es mislang dem Hofe selbst der Versuch die Philosophie durch Philosophie zu bekämpfen, und die Orthodoxie durch eine officielle Philosophie zu stützen; denn nur Ein Philosoph gab sich dazu her, und wirkte auch nur durch Denunciationen für den Hof, nicht durch seine Philosophie.

Es blieb der Regierung also nur die gewaltsame Reaction übrig, d. h. die Verfolgung und Hinrichtung der Philosophen und Schriftsteller, da nach Philostratus' Worten „die Tyrannei in Rom so weit gedieh, daß es nicht gestattet war weise zu sein. Die Monarchie ächtete und vertrieb die Philosophen, weil sie weise und gerecht sind." Allerdings entwickelte sich dieser Terrorismus erst später; denn Augustus ließ nur das Majestätsgesetz willkürlich auslegen und gegen misliebige Schriftsteller anwenden, „Tiberius bekämpfte aber schon vom Throne aus die freie Wissenschaft", Caligula überholte ihn zwar, indem er „wie ein Wahnsinniger um sich schlug", aber erst Nero begann „rücksichtslos die systematische Verfolgung der Philosophie". Zunächst „ächtete er nur Einzelne gelegentlich und unterschiedlos", da der Widerstand sich in den Kreisen der Wissenschaft mehr concentrirte. So erlagen Plautus, Seneca, Pätus Thrasea, Musonius Rufus, Annäus Cornutus, Isidorus, Demetrius, Apollonius, bis endlich die ganze Philosophie geächtet wurde im J. 66, wo geboten wurde, daß „Niemand in Rom mehr philosophiren sollte". Und doch steigerte Domitian noch diese Verfolgungswuth, welche nun auch die Dichter traf, und sogar den Genuß des Weins beschränkte.

Höchst anziehend und anschaulich sind die Schicksale von vier Philosophen vom Verf. mitgetheilt, das Schicksal des Pätus Thrasea, des Musonius Rufus, des Demetrius und des Apollonius von Tyana.

Da aber „diese gewaltsame Verfolgung der Philosophie ohne allen Erfolg blieb", und da die Monarchie in der Schule, deren Reform sie gleichfalls unterlassen hatte,

eine ebenso gefährliche Feindin besaß, weil diese „eine Menge verneinende und widersetzliche Elemente umfaßte", so mußte es auch zu einer „gewaltsamen Reaction der Monarchie und des Absolutismus gegen die Schule kommen". Die Schule war vom Staat ganz unabhängig, die Lecture der Classiker bildete ihre wesentliche Grundlage, und ihr Ziel lag in der Vorbereitung zum praktischen Leben. Den Mittelpunkt des Schulwesens bildeten daher die Rhetorenschulen, unter denen die der Grammatiker standen, während die Akademiker die Bildung der Rhetorenschulen fortsetzten zur Humanitätsbildung. Da zur Zeit der Republik Theorie und Praxis, Wissenschaft und Leben im Einklange standen, da die Monarchie, während sie sich zum Absolutismus steigerte, sich jedes Einflusses auf das Schulwesen enthalten hatte, so war dieses nach Form und Methode in den Ideen der Republik stehen geblieben. „Der Zweck der Rhetorenschule blieb öffentliche Beredtsamkeit, ihre Stoffe waren politische, ihre Ausdrucksweise war eine radical-republikanische", wie sie in den Reden der französischen Revolutionsmänner wiederzufinden ist, und suchte sich selbst in Bildern, Blumen und aufblitzenden Sentenzen zu überbieten. Die Themas waren fingirte, daher das rein declamatorische Interesse an ihnen, und die falsche Richtung des Sinnes, die falsche Vorstellung von der Wirklichkeit. Daher sagt der Verf. mit Recht:

Bilden doch auch in unsern heutigen Schulen noch sogenannte historische Aufsätze oder fingirte poetische Themata mit Recht die Anfänge der Stilübungen! Zu bedauern ist nur, daß ihnen ebenfalls selbst auf den höchsten Lehrstufen die Gegenwart meist entzogen bleibt; weshalb denn auch unsere Zeit, in den Ländern wo die Politik keine öffentliche ist, nur selten für das praktische Leben einen gediegenen oder großen Redner erzieht.

Es mußte sich aber auch die Orthodoxie feindlich gegen die Schule wenden, da die meisten Lehrer dem Rationalismus anhingen, da sie bei der Beurtheilung von Gesetzen auf bestehende Mängel aufmerksam machten, bei der Vergleichung historischer Individuen die politische Gesinnung bildeten, und durch die häufig vorkommenden Declamationen über Tyrannen und Tyrannenmörder die jugendlichen Gemüther mit Haß gegen den Absolutismus füllten.

Aus den Rhetorenschulen ging aber die Elite des Volks, die Summe der Notabilitäten und Würdenträger des Staats hervor, namentlich die Senatoren, die Beamten und die Heerführer, welche allesammt stets bereit waren die bestehende Herrschermacht zu stürzen, oder, wenn es nöthig schien, knechtische Ergebung zu erheucheln.

Die Schule leitete also das Leben, richtete die Geister auf Einen Punkt hin; denn die „Erziehung macht die Geschichte".

Die gewaltsame Reaction gegen die Schule entwickelte sich schrittweise; Augustus schritt gegen die historische Lehrfreiheit ein, Tiberius steigerte diese Verfolgung; Caligula wandte sich gegen die rhetorische Lehrfreiheit; Nero endlich verfolgte jede Lehrfreiheit; „sein Angriff galt aber mehr der Sache als der Person, war mehr gegen den Einfluß der Schule gerichtet als gegen diese selbst. Daher war der Ruf eines Lehrers für ihn Anlaß genug um diesen zu verfolgen." Vespasian gab diese gewaltsame Reaction ganz auf und suchte durch glimpfliche Mittel seinen Einfluß auf die Schule zu sichern, indem er den Rhetoren von Staatswegen Gehalte aussetzte. Hiermit leistete er diesen einen wesentlichen Dienst; denn den römischen Lehrern ging es wie den heutigen, sie „verdienten im ganzen Jahre kaum so viel als ein Fechter oder Schauspieler an einem einzigen Tage verdiente, wogegen die Anfoderungen an ihr Wissen fortwährend gesteigert wurde." Dazu kam noch, daß der Lehrer durch den Staatsgehalt mit einem male der Abhängigkeit der Aeltern entzogen und auf das kaiserliche Interesse gewiesen war. Da der Gehalt 4—5000 Thaler für griechische und römische Lehrer betrug, und sie außerdem noch ein Honorar von ihren Schülern empfingen, so hielten sie sich ruhig. Hadrian setzte daher Vespasian's Politik fort, indem er auch „öffentliche Elementarschulen" schuf. Dennoch gingen die Verfolgungen gegen einzelne Lehrer noch fort, und die Schule ging bei der allgemeinen Sittenverdorbenheit unter. Der Verf. schließt sein Werk wie folgt:

Darin also lag der Mangel, daß alle Tugenden eines Nerva, Trajan und ihrer Nachfolger nur persönliche Eigenschaften blieben, nicht Attribute des Staats wurden, nicht das Getriebe desselben durchdrangen und gestalteten; darin, daß die Freiheit deren die Gesammtheit genoß nur der Kometenschweif des fürstlichen Freisinns war, nicht eine selbstlebendige, organische Schöpfung. Erst der neuern Zeit, der germanischen Bildung war es vorbehalten gesetzliche Bürgschaften zu erarbeiten, welche den Fortschritt der Freiheit unvermeidlich, den Rückschritt auf die Dauer unmöglich machen. Gott aber hat, wie jeden einzelnen Menschen, so auch der gesammten Menschheit das heilige Kleinod unendlicher Bildungsfähigkeit, ein wucherisches Pfund geistiger Anlagen anvertraut, mit dem sie rastlos wirken und schaffen soll bis an das Ende der Tage. Beklagenswerth ist daher zu allen Zeiten das Beginnen Derer die im blinden Wahne vermeinen dieses Capital ihr zu entreißen, den Zins ihr verkümmern zu können! Was sie für sich damit schaffen und sammeln, sind nur glühende Kohlen auf ihren Häuptern. Für die Welt und die Menschheit verwandelt sich über kurz oder lang jede augenblickliche Niederlage in einen dauernden Triumph, und jeder einfache Verlust in einen doppelten Gewinn. Diese Ueberzeugung wird Jeder in sich tragen der das geheime und offene Wirken der Geschichte zu begreifen die Fähigkeit besitzt. Und doch zeigt sich uns zu allen Zeiten die Erde reich genug an großen Thoren, deren Pygmäenverstand es für möglich hielt den Geist der Menschheit in ein Riechfläschchen zu bannen um es nach Willkür für den eigenen Bedarf zu eröffnen oder zu schließen, und die meist nicht eher ihre Ohnmacht erkannten als bis die Splitter des berstenden Gefäßes ihre Sinne umschwirrten.

Wir aber können unsere Erörterungen über eine der merkwürdigsten Perioden aus den Drangsalen der Glaubens- und Denkfreiheit nicht besser schließen als mit dem Hinblick auf die beachtenswerthe Erfahrung der Geschichte, daß die Beschränkung des Geistes ebenso wenig eine Schutzwehr gegen das revolutionnaire Factum ist wie die vollkommene Geistesfreiheit ein Palladium gegen die Usurpation. Denn in der französischen Monarchie des 18. Jahrhunderts herrschte die Censur, und doch trat die Revolution und Republik ein; in der römischen Republik aber waltete unumschränkte Gedankenfreiheit, und doch ging daraus die Usurpation und die Monarchie hervor.

Ich habe bis hierher einen meist wörtlichen Auszug aus Schmidt's Buche gegeben, weil ich ein Referat über

die gewonnenen Resultate für die passendste Form der Anzeige eines solchen Buches hielt, dessen sich jeder Gebildete als Hand- und Lehrbuch bedienen sollte. Es sei mir zum Schlusse erlaubt Schmidt's Stil zu charakterisiren, da sich in ihm des Verf. Persönlichkeit abspiegelt. Durch Schmidt's Darstellung schwebt der Geist eines Tacitus: große Gedanken, eine freiheitsliebende Gesinnung, offen sich aussprechende Wahrheitsliebe, unerschrockene Entschiedenheit und Festigkeit des Sinnes, die das Ergebniß sorgfältiger Studien ist, sprechen lebendig aus jeder Seite des Buches heraus. Ernst, würdevoll, besonnen-ruhig, obschon mit hochklopfendem Herzen, hat der Verf. die Geschichte einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit geschrieben, indem er das Auge stets auf unsere Gegenwart und Zukunft gerichtet hat, und aus dem herzlichen Tone seiner Erzählung, aus der starken Betonung besonders wichtiger Thatsachen fühlen läßt, daß er eigentlich nur für die Gegenwart schrieb. Schmidt will nicht parteilos für parteilose Leser schreiben, sondern will ihnen ans Herz greifen, ihre Gesinnung kräftigen, die Ruhe des Indifferentismus für immer stören, damit eine mannhafte Entschiedenheit, ein weitverbreiteter Gemeinsinn die hohen Güter bewahren lerne die das Menschengeschlecht nach jahrtausendlangem Kampfe errungen hat und noch zu erringen berufen ist. Möge der Verf. offene Herzen und gelehrige Gemüther finden!

F. Körner.

Bibliographie.

Abt, Die Schweiz, ihre Gegenwart und Zukunft. Eine Denkschrift zur richtigen Beurtheilung ihrer politischen Entwickelung seit dem Jahre 1831 bis zur gewaltsamen Auflösung des Sonderbundes. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Gerhardt, C. J., Die Entdeckung der Differentialrechnung durch Leibniz mit Benutzung der Leibnizischen Manuscripte auf der Königl. Bibliothek zu Hannover dargestellt. Halle, Schmidt. 4. 20 Ngr.

Habsburg oder Hohenzollern. Wem gebührt die Hegemonie in Deutschland? Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Lisch, G. C. F., Urkundliche Geschichte des Geschlechts von Oertzen. 1ster Theil: Vom Ursprunge des Geschlechts bis zum Jahre 1400. Mit 5 Steintafeln. Schwerin, Stiller. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oelsner-Monmerqué, G., St. Helena. Eine Vorlesung gehalten in dem Vereine für Erdkunde am 4. März 1848. Berlin, Besser. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Der Kreole. Eine Vorlesung gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 11. März 1848. Ebendaselbst. Gr. 8. 9 Ngr.

Riehl, W. H., Die Geschichte vom Eisele und Beisele. Ein sozialer Roman. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rusbroek, J., Vier Schriften in niederdeutscher Sprache. Mit einer Vorrede von C. Ullmann. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr.

Schaden, E. A. v., Ueber den Gegensatz des theistischen und pantheistischen Standpunktes. Ein Sendschreiben an Hrn. L. Feuerbach. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 1 Thlr.

Vogt, C., Ocean und Mittelmeer. Reisebriefe. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wolzogen, Caroline v., Literarischer Nachlaß. 1ster Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Zeloni, Leben der Prinzessin Guendaline Borghese geb. Talbot Shrewsbury. Auf Anregung des Verf. in's Deutsche übersetzt von F. Frhrn. v. Seckendorf. Mit einem Sonnetten-Kranz in 15 Sprachen. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die geheimen Beschlüsse der Wiener Kabinets-Konferenzen (vom J. 1834.) Leipzig, Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Dieselben. Nebst Anhang: Die geheime preußische Denkschrift vom J. 1822. (Herausgegeben von G. Heinrich.) Kassel, Hotop. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fliegende Blätter. Nr. 1. Volksbewaffnung. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 4. ½ Ngr.

Die Preußische Bluthochzeit. Oder die neuesten Berliner Ereignisse nach authentischen Berichten. Bautzen, Reichel. 8. 1½ Ngr.

Bode, W., Der Glaube, der zum Leben führt. Predigt am Sonntag Sexagesimä 1848 zu Magdeburg gehalten. Magdeburg, Quednow. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Bülow-Cummerow, Die politische Gestalt Deutschlands und die Reichsverfassung. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Carl, A., Die Staats-Umwälzungen der Jahre 1847 und 1848. Romantisch dargestellt. 1stes Heft. Berlin, Sacco. 8. 3 Ngr.

Der politische Club in Berlin und die Versammlung im Mielentz'schen Saale am 28. März 1848. Berlin, Enslin. Gr. 8. 1½ Ngr.

Club-Blatt. Nr. 1. Berlin. Gr. 4. 1 Ngr.

Das Creditgeben der Handwerker. Allen Arbeitgebern und Handwerkern zur Beherzigung von einem Bürgerfreunde. Leipzig, Köhler. 8. 2 Ngr.

Curtze, L., Die waldeckischen Landstände. Mengeringhausen. Gr. 8. 3 Ngr.

Dietrich, H. R., Zur dankbaren und ehrenden Erinnerung an die am 18. und 19. März in Berlin gefallenen Opfer für Preußens und Deutschlands Wiedergeburt. Eine Predigt am Sonntag Oculi, den 26. März 1848 gehalten. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 2 Ngr.

Die nationale Einheit Deutschlands angewendet auf die deutschen Schifffahrtsverhältnisse. Ein Vortrag gehalten in der Versammlung des Oldenburgischen Gewerbe- und Handels-Vereins am 9. Februar 1848. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eisenmann, Aufruf zur Herstellung des Königreichs Polen. Erlangen, Enke. 8. 4 Ngr.

Elvers, C. F., Vorläufige Gedanken über Deutschlands künftige National-Vertretung. Kassel, Hotop. Gr. 8. 2 Ngr.

Die wichtigen Ereignisse der ewig denkwürdigen Tage des 18. und 19. März zu Berlin 1848. Nebst vielen Nachrichten und Heldenthaten. Minden, Eßmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Evers, G., Geschichtliche Parallelen zu Verhältnissen und Begebenheiten der Gegenwart. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frauer, L., Gedanken über die Umbildung der deutschen Bundesverfassung mit vorwiegender Rücksicht auf das nächste Bedürfniß. Eingeleitet durch ein Sendschreiben an Hrn. Prof. Gervinus. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 8 Ngr.

Freiligrath, F., Die Revolution. Gedicht. Leipzig. Gr. 16. 1½ Ngr.

Frerich, J., Gastpredigt über den Frieden des christlichen Glaubens. Ev. Luc. 2, 25—32. Gehalten zu Bremen den 23. Januar 1848. Bremen, Heyse. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Frey, A., Robert Blum. Ein Charakterbild für Freunde und Gegner. 2te verm. Auflage. Manheim, Grohe. 8. 8 Ngr.

Friedemann, B., Das Oesterreichisch-kaiserliche Bewußtsein. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 5 Ngr.

Friedrich Wilhelm's IV., Königs von Preußen, Patent wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtags. Mit zwei Gedichten: dem Vaterland. — Schwarz, Roth, Gold, von C. H. Schnauffer. Wriezen, Weiße. Gr. 4. 1 Ngr.

— — An mein Volk und an die deutsche Nation. — Rede an das Volk. — Rede an die Studirenden. Ebendaselbst. Gr. 4. 1 Ngr.

Fritsche, F. G., Die Stimme des Evangeliums an die bewegte Gegenwart. Predigt am Sonntage Oculi 1848 zu Altenburg gehalten. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Fürst, W., Preußische Mißverständnisse, beleuchtet. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Geissel, J. v., Hirtenbrief für das Jahr 1848. Köln. Gr. 4. 2½ Ngr.

Gläser, K. E., Deutschlands Spiegel. Als Erinnerung an das 200jährige Gedenkfest des Westphälischen Friedens gewidmet dem deutschen Volke. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 Ngr.

Goeker, W., Polen und Schleswig-Holstein. Entwurf zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage. Geschrieben im December 1846. Minden, Eßmann. 1847. 8. 4 Ngr.

Stehendes Heer und Volksbewaffnung, mit Bezug auf den Badischen Landwehr-Gesetzesentwurf und die Formation der Badischen Truppen, von F. v. B. Karlsruhe, Nöldeke. 8. 20 Ngr.

Heimbach, C. W. E., Deutsche Monarchie oder Republik? Jena, Hochhausen. Gr. 8. 3 Ngr.

Heine's, H., politisches Glaubensbekenntniß oder: Epistel an Deutschland. Geschrieben im October 1832. Leipzig, Zirges. Gr. 16. 4 Ngr.

Heinsius, J., Märzlieder, seinen deutschen Brüdern zum Andenken an die Tage des 18. bis 22. März 1848 gewidmet. Berlin, Mylius. Gr. 16. 5 Ngr.

Die Hungerpest in Oberschlesien. Beleuchtung oberschlesischer und preußischer Zustände. Mannheim, Hoff. 8. 12 Ngr.

Jordan, E., Den Helden der Barrikaden. Drei Gedichte. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 1½ Ngr.

Ist Preußens König zum Oberhaupte des deutschen Reiches berufen. München, Finsterlin. Gr. 8. 1 Ngr.

Julius, Leben Ludwig Philipps, Ex-Königs der Franzosen, von seiner Geburt, den 6. October 1773 bis zu seiner Entthronung, den 24. Februar 1848. Hamburg, Berendsohn. 16. 4 Ngr.

— — Die jüngste Polen-Verschwörung und der Polen-Prozeß. Ebendaselbst. 16. 3 Ngr.

Koeller, J., Ein Wort über die Büreaukratie in Preußen, zunächst an die Beamten selbst. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 1½ Ngr.

König, G. F., Die Geschworenen und das öffentlich mündliche Rechtsverfahren. Mit Hinblick auf den großen Polenproceß in Berlin. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Kottenkamp, F., Die neuesten Weltbegebenheiten. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 2ter Theil: Deutschland in seiner Erhebung. 1stes Heft. Stuttgart, Scheible, Rieger u. Sattler. 8. 5 Ngr.

Langenschwarz, M., An Fürst Metternich. 6te Auflage. Mit einem Wort an „Deutschland und die Nachwelt". Leipzig, Wienbrack. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Das Laufburschen-Lied. 1ste bis 3te Auflage. Leipzig, Kori. 8. 1 Ngr.

— — Russisch-Deutsche Schnaps-Phantasie. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

Deutsches Lied vom März 1848. Tübingen, Laupp. 8. 1 Ngr.

Manifest an die Geschichtsschreiber Europa's. Von 63 Berliner Bürgern. Leipzig, Kori. Folio. 1 Ngr.

Manifest der polnisch-demokratischen Verbindung an die Deutschen. Leipzig, Buch- u. Kunst-Verlag. Gr. 12. 2½ Ngr.

Marbach, F. A., Deutschlands Wiedergeburt. Was thut uns Noth, damit wir Ein Volk werden? Leipzig, Teubner. 8. 24 Ngr.

Nitzsch, G. W., Gedächtnißrede bei der Todtenfeier Sr. Maj. Königs Christian VIII. am 26. Februar 1848 zu Kiel gehalten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Oesterreich und die jüngsten Ereignisse in Europa. Von einem Magyaren. Den österreichischen Ständen gewidmet. Leipzig, Grunow. 8. 10 Ngr.

Paris am 22., 23. und 24. Februar 1848. Authentische Darlegung der Ursachen und des Verlaufs dieser glorreichen Revolutionstage. Nebst einer Charakteristik der Mitglieder der provisorischen Regierung. Aus dem Französischen. Leipzig, Hentze. 8. 15 Ngr.

Der Prinz von Preußen und die Berliner Revolution. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Proceßnoth in Württemberg. Mit Vorschlägen zur Abhülfe. Ellwangen, Brandegger. 8. 9 Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihungen eines alten Mönchs in Polen, welche vom J. 1790 bis zum Ende der Welt im J. 2000 in Erfüllung gehen sollen. Aufgefunden in einer alten Kloster-Chronik. Leipzig, Koffka. 8. 3 Ngr.

Die deutschen Bewegungen im J. 1848. [1ste Lieferung.] — A. u. d. T.: Die Berliner März-Revolution. Herausgegeben von Mitkämpfern und Augenzeugen. Berlin, Hempel. 8. 7½ Ngr.

Roderich, Es ist zu spät! Ein politisches Trauerspiel. Leipzig, Jurany. 8. 7½ Ngr.

Rohmer, F., Der vierte Stand und die Monarchie. München, Franz. Gr. 8. 4 Ngr.

Rollett, H., Metternich. Gedicht. Leipzig. Gr. 16. 1½ Ngr.

Ronge, J., Deutschlands Neugestaltung. Ein Wort der Ermunterung. Leipzig, Blum u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schirges, G., Der Berliner Volks-Aufstand. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Schmidt, K., Die Adresse zu den Adressen. Auch eine Adresse an Uhlich. Potsdam, Janke. Gr. 8. 3 Ngr.

Schultze, C., Der Wucher. Ein Wort für und an das Volk. 4te sehr vermehrte Auflage. Meurs, Dolle. 12. 2 Ngr.

Schwarz-Roth-Gold. Zur Verständigung und Aufklärung an das deutsche Volk. Leipzig, Blum u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Stahl, F. W., Kritik der socialen Reformen Frankreichs und ihrer Folgen. Vortrag. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 8 Ngr.

Steinbach, K. v., Das Kaiserthum des deutschen Volkes. Eine Stimme aus Sachsen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 7½ Ngr.

Thimm, R., Berlin in Revolution. Die sorgfältigste Bearbeitung der jetzigen Verhältnisse Berlins. Nebst einem Verzeichniß der erschossenen Brüder. Leipzig, Leiner. 8. 3 Ngr.

Unger, F. W., Das deutsche Parlament und das monarchische Prinzip. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Ngr.

Ventura und Lacordaire, Ueber O'Connell und Pius IX. Nebst der Rede des Lacordaire auf O'Connell und Dronot. Von J. Lutz. Tübingen, Laupp. 8. 10 Ngr.

Victor, C. R., Eine Zeitpredigt gehalten den 12. März 1848 über Psalm 93. Bremen, Heyse. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Weichsel, F. F., Oeffentliches Gericht über die Beschwerden, welche die Rückschritts-Partei in Deutschland von 1815 bis jetzt herbeiführte, nebst den Mitteln zu einer gerechten Abhülfe derselben. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 5 Ngr.

Welfauh, F., Was erwartet das Volk, und was erwartet Deutschland von Bayerns Ständen? München, Henzel. Gr. 8. 3 Ngr.

Wie müssen wir unsere jetzigen Zustände ausbeuten, damit sie sich zum Segen gestalten? Eine Frage beantwortet für das Volk von einem Freien. Nordhausen, Büchting. 8. 1 Ngr.

Einige Worte über das neue Waldeckische Wahlgesetz. Mengeringhausen. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 134. —— 13. Mai 1848.

Musikalische Literatur.

1. Mozart's Leben nebst einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte der Musik und einer Analyse der Hauptwerke Mozart's. Von Alexander Dulibischeff. Für deutsche Leser bearbeitet von A. Schraishuon. Drei Theile. Stuttgart, Becher's Verlag. 1847. Gr. 16. 3 Thlr.
2. Beiträge für Leben und Wissenschaft der Tonkunst. Von Eduard Krüger. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ref. stellt die genannten Werke hier zusammen, obschon dieselben durch die Gegenstände welche sie behandeln und in ihrem innern Charakter wesentlich verschieden sind; beide aber haben das Gemeinschaftliche im Allgemeinen, daß sie als vortrefflich anerkannt werden müssen, im Besondern, daß sie nach Seite des Erkennens hin auf dem Gebiete der Tonkunst einen großen Fortschritt bezeichnen.

Die Musik, die jüngste Kunst, diejenige welche sich am spätesten aus den Vorstufen herausarbeitete auf denen sie im Mittelalter durch die Nothwendigkeit, zuerst eine sichere technische Grundlage zu gewinnen, zurückgehalten wurde, die Musik, welche den Schritt in das Reich der freien Schönheit erst in den letzten Jahrhunderten vollbrachte, zeigte sich bis zu Ende des vorigen in wissenschaftlicher Hinsicht sehr vernachlässigt. Es war Dies zwar keineswegs ein nur ihr eigenthümlicher Mangel, wie dieser Umstand zuweilen namentlich von den Nichtmusikern vorgestellt wird: die denkende Betrachtung findet überhaupt erst dann Raum und Gelegenheit sich geltend zu machen, wenn eine umfassende Entwickelung innerhalb eines besondern Kunstgebiets schon zurückgelegt ist, und es sind deshalb die Zeiten für dieselbe nicht angemessen wo die schöpferische Production selbst erst ihrem Höhepunkte unaufhaltsam entgegenstrebt. Insbesondere konnte die Tonkunst spät gereift nicht schon in den ersten Zeiten ihrer höhern Existenz als schöner Kunst mit gleicher Energie auch der theoretischen Betrachtung huldigen; aber es hatten diese Verhältnisse doch die Folge, daß ein gewisser Naturalismus mehr als in andern Künsten in der Musik zur Herrschaft gelangte, daß namentlich unter den Componisten zweiten und dritten Rangs ein Vorurtheil über die Freiheit des künstlerischen Schaffens und die Unabhängigkeit desselben von den Einflüssen der Kritik und Theorie sich verbreitete welches allem Erkennen feindlich gegenübertrat, und so tief Wurzel gefaßt hatte, daß es sogar in der Gegenwart noch nicht völlig überwunden ist. Erst durch Männer wie Rochlitz, Reichardt, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts, der Erstere etwas später als der Letztgenannte, ihre Wirksamkeit begannen, wurde ein Fortschritt auf dem Gebiete der Kritik und Wissenschaft angebahnt, wurden diese Disciplinen in die ihnen gebührende Achtung eingesetzt, und dadurch zugleich jenem Vorurtheile welches Alles auf eine instinctartige Genialität ankommen ließ kräftig begegnet. Beide Männer waren nicht blos Musiker, Beide waren genährt durch die damaligen wissenschaftlichen und poetischen Bestrebungen, und vermochten so, unterstützt durch eine umfassendere Anschauung des geistigen Lebens, ein höheres Bewußtsein auf dem Gebiete der Tonkunst zu wecken. Seit dieser Zeit ist außerordentlich Viel geleistet worden. Die Theorie der Kunst hat durch Gottfried Weber und Marx eine höhere Gestaltung erfahren; die Geschichtschreibung hat sich durch Kiesewetter, Winterfeld u. A. erhoben über jene plan- und kritiklose Anhäufung des Materials womit sich das vorige Jahrhundert beschäftigte; die Aesthetik hat durch Hegel ihre ersten Grundzüge erhalten, die, wenn auch bei dem Begründer noch vielfach mit Irrthümlichem untermischt, einen mächtigen Anstoß geben und nicht ohne bedeutende Folgen bleiben konnten; die Kritik endlich fand in der „Neuen Zeitschrift für Musik" bald nach dem Jahre 1830 ein Organ welches veralteten Interessen feindlich sich an die Spitze der neuen Bewegung stellte, ein Organ welches endlich eine umfassende Anschauung von der Kunst und ihrer Entwickelung geltend gemacht hat und die Neigung zur Particularität, die einseitige Bevorzugung einzelner künstlerischer Persönlichkeiten oder Epochen vernichtete. Aber noch immer bleibt Viel zu wünschen übrig. Nicht allein, daß hinsichtlich des innern Ausbaus der hier bezeichneten neu begründeten Fächer Viel zu thun ist, es gilt insbesondere auch das allmälig Errungene nach allen Seiten geltend zu machen. Noch immer gibt es Musiker welche gar nicht ahnen, daß hier eine neue Welt entstanden ist, und es gehören zu diesen nicht etwa ausschließlich Jene von denen man es zunächst glauben möchte, die praktischen, denen bei der Ausbildung auf ihrem Instrumente und der fortwährenden

Arbeit ebenso sehr Zeit wie Neigung fehlt sich in höhere Interessen einzuleben: es gehören hierhin insbesondere namhafte Künstler, höher gestellte Componisten und Virtuosen, welche sich gar nicht davon überzeugen können, daß es hier Bestrebungen gibt welche die Zukunft für sich haben, während sie selbst nicht von der Vergangenheit loszukommen vermögen, Männer demnach welche, statt es vorzuziehen Förderung aufzunehmen wo sie sich bietet, lieber exclusiv sich verhalten und lediglich auf das ihnen seit Jahren zur Gewohnheit Gewordene beschränken. Aber nicht allein, daß wir hier noch von der Zukunft das Bessere erwarten müssen, es gilt das Gesagte ebenso sehr auch von den meisten Nichtmusikern, von den Männern der Wissenschaft und Denen welche im Gebiete der Literatur thätig sind. Auch diese haben bisher mit wenigen Ausnahmen zu ihrem eigenen großen Nachtheile sich der Tonkunst, der wissenschaftlichen Betrachtung derselben fern gehalten, nicht wissend, daß längst Bestrebungen hier aufgetaucht sind welche einerseits den ihrigen in die Hände arbeiten und viele ihrer Sätze bestätigen, andererseits die Betrachtung der geistigen Gesammtentwickelung Deutschlands in vielen Punkten modificiren und das Gesammtergebniß sobald die Tonkunst in die ihr gebührenden Rechte eingesetzt wird anders gestalten. Ref. wagt nicht zu behaupten, daß die Tonkunst Dasjenige ist worin Deutschland im Vergleiche mit den andern höchsten Sphären in Hinblick auf Poesie und Philosophie das Größte geleistet hat; Das aber ist mit Entschiedenheit festzustellen: daß sie das Nationalste, insbesondere Dasjenige ist worin Deutschland selbständig und groß dasteht, während es für fast alle andern Fächer in Griechenland die Anknüpfungspunkte gesucht hat. Leicht wird freilich die hier ausgesprochene tiefere Bedeutung der Musik verkannt, und die auf musikalischem Gebiete niedergelegten Geistesschätze entziehen sich dem Blicke durch die Masse des Trivialen welches auf der Oberfläche schwimmt. Die Musik, als die herrschende Kunst der Zeit, steht zu sehr mit der Oberfläche des Tageslebens in Berührung; sie ist der Gefahr ausgesetzt zu sehr als Luxusartikel betrachtet zu werden, und darum auch der Gedankenlosigkeit preisgegeben.

Treten wir jetzt den oben angezeigten Werken näher, so ergibt sich aus dem bis jetzt Gesagten für beide der Hauptgesichtspunkt. Beide Schriften sind ganz vorzüglich geeignet die berührten Mängel zu beseitigen. Beide, Resultate der bisherigen Errungenschaft der wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Tonkunst, führen nicht blos die Sache selbst weiter, beide sind zugleich im Stande sowol für den Musiker als den Gelehrten das lebendigste Zeugniß von den Fortschritten auf musikalischem Gebiete zu geben. Beide Schriften sind Epoche machend, beide müssen Respect einflößen, und stellen die Forschungen auf dem Gebiete der Tonkunst allen andern Bestrebungen des modernen Geisteslebens gleich. Das Werk Oulibischeff's ist die schönste, geistvollste Biographie welche auf dem Gebiete der Musik existirt, vollkommen berechtigt mit ähnlichen Werken, wie wir sie z. B. über Shakspeare, Goethe und Schiller besitzen, in die Schranken zu treten. Ein großer Schritt nicht blos in der Auffassung und Beurtheilung Mozart's ist geschehen, die Eigenthümlichkeit der Aufgabe brachte es mit sich, daß zugleich die gesammte geschichtliche Entwickelung der Kunst in die Betrachtung hereingezogen werden mußte. Der Verf. der zweiten Schrift, aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen, ist einer der bedeutendsten Kritiker der Gegenwart auf musikalischem Gebiete, und hat sich hier, zum Theil schon durch die angezeigte Schrift, welche aus gesammelten, aber jetzt in Verbindung gebrachten und zu einem Ganzen verarbeiteten Aufsätzen besteht die seit einer Reihe von Jahren in der „Neuen Zeitschrift für Musik" veröffentlicht wurden, nachhaltige Verdienste erworben.

Oulibischeff, ein geborener Russe, wurde in Deutschland erzogen, verweilte namentlich längere Zeit in Dresden, und hatte hier Gelegenheit mit den für seine spätern Bestrebungen erfoderlichen Kunstanschauungen sich zu sättigen. Er ist nicht Musiker vom Fach, sondern betrat zuerst die diplomatische Laufbahn; später zog er sich in das Privatleben zurück. Hier in Nishni Nowgorod, der Stadt „deren herrliche Lage nicht weniger Interesse verdient als ihre kaufmännische Bedeutung, am Sitze des Weltmarkts, in der Königin der Wolga und Oka", wurde die Schrift in Rede ausgearbeitet, in einem Geiste ausgearbeitet, als ob sie aus dem Mittelpunkte Deutschlands hervorgegangen wäre. Hier in der Einsamkeit studirte der Verf. die „Biographie Mozart's" von Nissen, und kam bei der Betrachtung dieser geist- und kritiklosen Materialiensammlung auf den Einfall: zu eigener Unterhaltung und Belehrung ein Werk zu schreiben welches das dort Gegebene zu reiferer Gestalt verarbeiten solle. Bald jedoch mußte er inne werden wie dieser Vorsatz nicht so leicht auszuführen sei als er vermuthet hatte. Je weiter er kam, um so mehr wuchs der Stoff unter seinen Händen, er sah sich genöthigt umfassende Studien zu machen, und gewann die Ueberzeugung, wie Mozart, wenn die tiefere Bedeutung desselben erschöpft werden solle, keineswegs gesondert, sondern im Zusammenhange mit der ganzen Geschichte der Musik betrachtet werden müsse. So wurde er zu dieser geführt, studirte dieselbe und gewann sein Grundprincip: Mozart als Mittelpunkt der gesammten Entwickelung zu betrachten, als Endpunkt in welchem alle Richtungen zusammenlaufen, und zugleich als Ausgangspunkt für die Zukunft. Was die unterhaltende Arbeit einiger Monate sein sollte, wurde eine Lebensaufgabe. Unverheirathet als junger Mann begann der Verf., und als Familienvater endete er. Ueber zehn Jahre hindurch war er mit der Arbeit beschäftigt. Dies, was die Verhältnisse nur Wenigen gestatten, daß sie durch ihre äußere Stellung so begünstigt sind ihre ganze Kraft unbeschränkt einem Gegenstande widmen zu können, ist der Schrift zugute gekommen. Sie hat den Charakter einer vollkommen fertigen, gereiften, mit der größten Sorgfalt vollendeten Schöpfung erhalten. Nehmen wir hierzu des Verf. Ta-

lent und vielseitige Bildung, die künstlerische Innigkeit und Wärme welche bei der Lecture fesselt, den scharfen, beobachtenden Blick und den überschauenden Verstand des Weltmanns, die lebendige, glänzende, phantasiereiche Darstellung und im Gegensatz hierzu wieder die Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, so rechtfertigt sich schon aus dieser Darlegung, aus diesem Beisammensein von Eigenschaften welche selten vereinigt gefunden werden das vom Ref. ausgesprochene Urtheil.

Das Werk zerfällt in drei Theile. Der erste behandelt in 22 Capiteln das Leben Mozart's und enthält in einem Anhange eine meisterhafte Exposition des Hauptinhalts der Controverse über die Echtheit und den historischen Ursprung des Requiem. Schon hier in der Biographie, wo der Verf. nur Gegebenes zu verarbeiten hatte, tritt uns seine Eigenthümlichkeit entgegen: die geistvolle spätere Auffassung wird angebahnt, alle Einzelheiten erscheinen unter einer leitenden Idee, und erhalten ihre Stelle in der Gesammtanschauung von dem Wesen Mozart's. Die erste Hälfte des zweiten Theils gibt eine Geschichte der Musik, welche auf der Grundlage der bisherigen, das Material sammelnden und kritisch sichtenden Arbeiten jetzt von einer höhern Ansicht derselben ausgeht und selbständigen Werth beansprucht. Ref. hat schon darauf hingedeutet, wie Oulibischeff bald erkannte, daß Mozart nicht allein Ausgangspunkt, sondern auch Endpunkt einer großen Entwickelung gewesen ist. Jetzt nun auf dem Grunde dieser Anschauung wird Mozart als der Mittelpunkt der gesammten musikalischen Bewegung erkannt, derjenige in welchen alle Strahlen zusammenlaufen und von dem sie wieder ausgehen, wird zugleich die innere Nothwendigkeit dieser Bewegung und Gestaltung dargethan, obgleich dieselbe noch nicht wissenschaftlich, sondern nur erst unter der Vorstellung einer höhern Fügung erfaßt wird. Aber es ist auch in dieser Form schon ein großer Schritt über die Zufälligkeit des frühern vagen Meinens hinaus gethan, ein Schritt der speciell noch für Ref. von besonderm Interesse war, da derselbe vielfach Uebereinstimmendes mit den von ihm in der „Neuen Zeitschrift für Musik" mitgetheilten geschichtlichen Arbeiten und den dort ausgesprochenen Ansichten fand, Resultaten zu denen wir Beide unabhängig voneinander gelangt sind. Zu bedauern ist, daß Oulibischeff nicht gegönnt war das umfassende Werk von Winterfeld über den evangelischen Choralgesang benutzen zu können, da dasselbe erst später als das Original der vorliegenden Uebersetzung erschienen ist.

Es folgt jetzt ein Abschnitt: „Irdische Mission Mozart's, die Haupteigenthümlichkeiten seiner Individualität und seiner Werke, seine Bestimmung." Hier entwickelt der Verf. die bis dahin gewonnenen Resultate und gibt eine treffliche psychologische Analyse. Nun wendet er sich zu dem Einzelnen. Die Opern „Idomeneo" und „Entführung", und die kirchlichen Werke „Misericordias domini" und „Offertorium" werden betrachtet. Eine Abhandlung über Mozart als Virtuos und Improvisator schließt den Theil. Der dritte Theil umfaßt folgende Abschnitte: 1) „Die Haydn gewidmeten Quartetts." 2) „Figaro's Hochzeit." 3) „Don Juan." 4) „Die Violinquintetts." 5) „Symphonien." 6) „Verschiedene Piecen für Gesang mit Begleitung des Claviers." 7) „Die restaurirten Partituren Händels." 8) „Così fan tutte." 9) „Die Zauberflöte." 10) „Titus." 11) „Die Ouverture zur Zauberflöte. Das Requiem." Ist es gestattet bei der Menge des Trefflichen auf Einzelheiten besonders aufmerksam zu machen, so möchte Ref. als besonders ausgezeichnet die Abschnitte über „Don Juan", „Die Ouverture zur Zauberflöte", „Figaro's Hochzeit" und die schon rühmlich erwähnte Exposition über das Requiem im ersten Theile hervorheben.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

1. Die Täuschungen der aufgeklärten Juden und ihre Fähigkeit zur Emancipation, mit Bezug auf die von der preußischen Regierung dem Vereinigten Landtage gemachten Propositionen. Von Hermann Jellinek. Zerbst, Kummer. 1847. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Der Verf. kann seciren, aber nicht organisiren, er besitzt eine außerordentliche Belesenheit und Gelehrsamkeit, aber er vermag nicht klar zu schreiben; für einen großen Theil des Publicums und selbst der Gelehrten gibt er ein wahrhaftiges Abracadabra zum Besten. Er denkt nicht gerade, sondern eckig und ungelenk. Es werden von ihm Paradoxa mit Anmaßung aufgestellt. Er behandelt die Frage der Juden-Emancipation in einer Reihe von 44 Thesen. Er abstrahirt von der Fragebeantwortung: ob der Jude emancipationsfähig ist oder nicht, und unterwirft die Erklärung der Juden: daß sie zum Staatsbürgerthum fähig seien, seiner Kritik, in welcher er beweisen will: „daß die Juden den Grad von Charakterlosigkeit und Unwissenheit erreicht haben" welcher sie befähigt emancipirt werden zu können. Wer will die Juden emancipiren? fragt er. Die liberale Politik, antwortet er. Also muß dieser Politik gezeigt werden was für Menschen sie ihre Freiheit anbieten kann. „An der Judenfrage wird die politische Freiheit kritisirt und an der politischen Freiheit wieder die Judenfrage." Hr. Jellinek will erklären „welchen heuchlerischen Charakter der Jude erreicht haben muß wenn er zur Emancipation fähig sein soll". Er wird so spitz und apodiktisch in seinen Behauptungen, daß die Spitze dann bricht, und er trifft ebenso weit vom Ziele wie Hr. Stern mit seinem phantastischen Bombast. Vor allen Dingen vermissen wir den Beweis, daß die Politik nichts Anderes sein kann als Hinterlist und Täuschung, daß ihr ganzes Wesen Hinterlist und Betrug ist; so lange dieser Beweis nicht geführt worden ist und geführt werden kann, so lange bleibt es parador und unwahr, trotz aller Thesen und aller Citate, daß man charakterlos, unwissend und heuchlerisch sein muß um politisch frei zu werden.

2. Grundsätze für die Philosophie der Zukunft. Ein Vortrag zur Eröffnung der ersten Philosophen-Versammlung in Gotha am 23. September 1847 gehalten von J. H. Fichte. Stuttgart, Metzler. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Friede, Versöhnung, Ausgleichung, Uebereinkommen über gewisse Grundsätze, mit andern Worten eine Dogmatisirung, eine Katholisirung der Philosophie, Das ist es was Hr. Fichte bei der Eröffnung der Philosophen-Versammlung predigte. Ein Philosoph der wie er für das speculative Denken einen Autoritätshintergrund sucht, um eine äußerliche Vereinigung möglich zu machen, verirrt sich gegen den ersten Grundgedanken aller Philosophie. Der Astronom, der Chemiker u. s. w. mag auf

Grundbegriffen ohne sie weiter zu untersuchen fortbauen können, wenn der Philosoph in 2000jähriger Arbeit des speculativen Denkens auch nur einen Punkt auf Treu' und Glauben annimmt, also glaubt, wenn er aufhört im Gebiete der metaphysischen Principien Alles selbst zu suchen, dann hat die Philosophie ein Ende und das Dogma beginnt. Hr. Fichte hat eine solche Vereinbarung vorgeschlagen und insbesondere deshalb war er für die Zusammenkunft einer Philosophen-Versammlung thätig. Es ist bekannt wie wenig weder auf unmittelbarem noch auf mittelbarem Wege eine „Verständigung" erzielt wurde. In der Philosophie dürfen gewisse Concilien gewisse Punkte über das freie Denken erheben wollen, Das war ein sehr verunglückter Gedanke, den man am allerwenigsten von einem Philosophen hätte erwarten sollen.

3. Der philosophische Bandwurm. Eine Appellation an den Verein der Philosophen zu Gotha. Würzburg, L. Stahel. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Gespräch über Materialismus, Pantheismus, Atheismus, über Hegel, Strauß und Feuerbach. Es fehlt aber alle Schärfe und es enthält nur die allergewöhnlichsten Tiraden welche gegen die radicale Philosophie vorgebracht werden. Das Ende vom Liede ist natürlich, daß der Gläubige dem Unbestimmten seinen „philosophischen Bandwurm" ganz glücklich abtreibt und daß der blinde Autoritätsglaube, so plump und ungeschickt er hier auch vertreten wird — blos der Unbestimmte B ist noch dümmer —, am Ende die größten Triumphe feiert. Der dumme, glücklich bekehrte B sieht ein, daß die radicale Philosophie nur „zum Wahnwitz und zur Verzweiflung" führt, und A fodert ihn schließlich, sehr charakteristisch, auf: „Jetzt halten Sie noch eine Art von Weltgericht, indem Sie jenes die Menschheit auf eine feine Art verdummende Buch (Strauß) ins Feuer werfen." O schöne Zeit der Autosdafé und Bannbullen, kehre zurück, höre auf diese würzburger Stimme!

F. Saß.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Wäre es denkbar, daß eine Druckschrift auf die politischen und socialen Bewegungen welche jetzt Deutschland durchstürmen ebenso beruhigend einwirken würde als das Gegentheil der Fall mit aufstachelnden Schriften ist, so wäre die Uebersetzung des kleinen englischen Volksbuchs: „Popular tumults, illustrative of the effects of social ignorance" (London 1847), oder die Herausgabe eines deutschen Originals mit derselben Tendenz, Volksaufstände als Beweise der Unkenntniß socialer Verhältnisse vorzuführen, ganz gewiß ein Wort zu seiner Zeit. Das englische Buch beabsichtigt in gedrängter Kürze und volksthümlicher Sprache den Wahnwitz solcher Volksaufstände darzuthun, welche von Leidenschaft, Unwissenheit und Vorurtheil erzeugt in weitverbreitetes Verderben ausgehen, den Anstiftern und Theilnehmern oft Schlimmeres als den Tod bringen und durch die Gewalt der Reaction dem Despotismus vermehrte Stärke geben. Solche unsinnige und schlecht geleitete Bewegungen sind die Schranke und Grube des Fortschritts; das aufständische Volk ist dann der größte Feind seiner Rechte, wüthet gegen sein eigenes Fleisch, schadet durch ein einziges Hervorbrechen seiner Sache mehr als der ganze vereinte Mechanismus der Regierung ihr je schaden könnte. Von dem Augenblicke an wo das Volk eine falsche Stellung einnimmt, ist seine gerechteste, seine vernünftigste Sache verloren. Nur Zeit kann das Uebel ausgleichen und den Irrthum vergüten.... Das fragliche Buch behandelt seinen Gegenstand in drei Abschnitten: „Aufstände aus religiösem Fanatismus", „Aufstände aus politischen Gründen", und „Aufstände zum Behuf der Erhöhung des Arbeitslohns". Die moralische Lehre ist bei allen dreien die vorerwähnte und die Erzählung der ausgehobenen Ereignisse so fließend, so geschickt angelegt und durchgeführt, daß sie beinahe das Interesse eines guten Romans hat. Für den religiösen Theil sind die Judenverfolgungen in England, die protestantische Erhebung in Schottland (1779—80) und der sogenannte Gordon-Aufstand in London (1780, angeregt durch Lord George's, jüngern Sohns des Herzogs von Gordon, maßlosen Eifer gegen die vorgeschlagene Toleranzbill) ausgewählt; für den politischen Theil sind die Geschichte Wat Tyler's, der Priestly-Aufruhr (1791) und der Aufstand in Neapel (1799); für die Arbeiterunruhen die lyoner von 1831. Letztere dürften einer der durchschlagendsten Belege sein von der Ungerechtigkeit oder geradezu Tollheit der Arbeitseinstellung um mehr Lohn zu erlangen als der Ertrag des angelegten Capitals zu geben erlaubt. Die Straßen von Lyon wurden mit Blut überschwemmt und das Ende war, daß die Fabrikherren Bankrott machten und die Arbeiter verhungerten. Was der Verf. bei dieser Gelegenheit über das Verhältniß des Lohns zur Arbeit sagt, erscheint so gesund, so unwiderlegbar, daß es Mittheilung verdient.

„Der Lohn", heißt es, „welches auch die Arbeit sei, wird und kann nur von dem Theile des Ertrags bezahlt werden welcher dem Arbeitsgeber nach Abzug der gewöhnlichen Capitalsnutzung verbleibt. So lange daher der Capitalist nicht gezwungen werden kann sein Capital in gewissen Zweigen der Industrie minder nutzbar anzulegen als in andern, so kann auch Nichts den Lohn über den von jenem natürlichen Gesetze bestimmten Punkt hinauftreiben. Denn soll und will der Capitalist seinen billigen Gewinn haben und der Arbeiter sich nicht mit dem ganzen Ueberschusse des Ertrags begnügen, woher soll der höhere Lohn kommen? Darauf läßt sich füglich Nichts antworten, und Das erledigt die Streitfrage. Es liegt demnach auf der Hand, daß unter den gegebenen Umständen nur ein Steigen der Preise das Mittel zu höherer Auslöhnung gewähren kann. Läßt sich aber wol ein höherer Preis dadurch bewirken, daß man eine Scala des Lohns veröffentlicht, oder läßt sich Gewalt anwenden einen höhern Preis zu erlangen? Was allein den Preis bestimmt, ist das Verhältniß der Production zur Consumtion. Nur eine Aenderung dieses Verhältnisses wirkt auf den Preis, und solche Aenderung ist blos in zweifacher Weise möglich: es muß entweder in der Quantität der Consumtion oder in der Quantität der Production ein Wechsel eintreten." Da nun, begreift Jeder, keine das Lohn betreffende Uebereinkunft zwischen dem Arbeitsgeber und dem Arbeiter auf Production oder Consumtion von Einfluß sein kann, so müssen alle Unionen oder Verbrüderungen die darauf abzielen das Verhältniß des Lohns zum Gewinne zu stören, ihr Ziel verfehlen oder unberechenbares Unheil anstiften.

10.

Miscellen.

Eine Charfreitags-Ceremonie.

Nach einer Volkssage ist Forchheim, ein Städtchen etwa drei Meilen von Nürnberg, die Vaterstadt des Pontius Pilatus; in dem „Chronicon australe" von 1077 heißt diese Stadt und Umgegend ein „praedium Pilati". Man redete den Forchheimern nach, daß sie die als Reliquie aufbewahrten Hosen dieses römischen Landpflegers alljährlich am Charfreitage tüchtig auszuklopfen pflegten.

Der Koran und die katholische Religion.

Claude Mores, Doctor der Sorbonne in Paris, gab einer neu zu druckenden Uebersetzung des Koran das Imprimatur mit dem herkömmlichen Ausdrucke: daß er darin nichts Anstößiges gegen die katholische Religion gefunden habe.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 135. —— 14. Mai 1848.

Musikalische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Was die Schattenseiten des Dulibischeff'schen Werks betrifft, so darf es nicht befremden, daß bei einer zur Lebensaufgabe werdenden Vertiefung in einen Gegenstand dieser für den Bearbeiter immer mehr zur Hauptsache wird, und der Blick desselben je mehr er dafür sich schärft für andere Erscheinungen abstumpft. So sieht der Verf. — und Dies ist die durch die ganze Schrift sich hindurchziehende Einseitigkeit — in der gesammten frühern Geschichte nur das Hinarbeiten auf Mozart als den Culminationspunkt, verkennt aber in Etwas die selbständige Berechtigung und Eigenthümlichkeit der diesem vorangegangenen großen Künstler. Er findet zu sehr alle Eigenschaften derselben in Mozart wieder, ohne zu bedenken, daß diese Eigenschaften hier zu einem organischen Ganzen geeint sind, und darum nicht mehr in jener einseitigen Größe welche dieselben in ihrer Sonderung auszeichnete erscheinen konnten. Er verkennt, daß jede frühere Entwickelungsstufe sowol im Leben der Natur wie des Geistes eine selbständige Eigenthümlichkeit und Schönheit entfaltet, welche in dem spätern Resultate verloren geht. Auffallender werden die Misverständnisse des Verf. bei den auf jenen Culminationspunkt folgenden Erscheinungen. Für die Neuzeit besitzt er keinen Blick, insbesondere blieb das große, über Mozart hinausgehende Ringen Beethoven's, blieb das Freiheitsstreben desselben dem russischen Edelmann völlig verschlossen. So verkennt er total das Wesen und die Bedeutung des Letztern, und es müßte auffallen, wie ein so gründlich gebildeter, zugleich genialer Mann hier solche Trivialitäten aussprechen konnte, wenn nicht durch die angedeuteten Ursachen diese Erscheinung erklärt würde.

Um einem möglichst großen Publicum zugänglich zu sein, hatte Dulibischeff die französische Sprache für seine Darstellung gewählt. Es war Dies ein Irrthum, zu dem ihn die Kreise in welchen er sich bewegte verleitet haben mochten. In einigen Residenzen Deutschlands, so in Dresden, herrscht in diesen Kreisen die abgeschmackte Sitte die französische Sprache zu bevorzugen. Das Publicum aber für welches die Schrift zunächst bestimmt ist, die Musiker, sind, wenn sie nicht reisende Virtuosen, selten mit dem Französischen ausreichend vertraut. So geschah es, daß die Schrift, vor mehren Jahren schon erschienen, durchaus nicht in Deutschland heimisch werden wollte, und erst den Bemühungen des Ref., der seit mehren Jahren wiederholt Uebersetzungen daraus in der mehrerwähnten Zeitschrift mittheilte, gelang es, nachdem früher die „Allgemeine musikalische Zeitung" mit einer Recension vorangegangen war, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, und wie eine Stelle in der Vorrede des Uebersetzers andeutet, auch diesen dadurch zu dem Unternehmen zu veranlassen. Die im Ganzen wohlgelungene Uebersetzung des Hrn. Schraishuon hilft jetzt diesem Uebelstande ab. Bei dieser Gelegenheit muß Ref. jedoch schließlich eines bemerkenswerthen Irrthums gedenken. Der Name des Verf. muß im Deutschen nicht, wie es der Uebersetzer gethan, Dulibicheff, sondern Dulibischeff geschrieben werden. Im Originale lautet derselbe: Улыбышевъ, das russische ш entspricht dem französischen ch und dem deutschen sch.

Das angezeigte Werk von Krüger zerfällt in drei Abtheilungen: I. „Gegenwärtige Zustände." II. „Wissenschaftliche Betrachtungen." III. „Sitte und Lehre der Kunst." Ohne Vorrede beginnt der Verf. und behandelt unter I: 1) „Dilettantismus und Virtuosenthum", 2) „Musikvereine und Liedertafeln", 3) „Aufführungen und Concerte", 4) „Musikfeste", und gibt 5) „Praktische Erinnerungen und Vorschläge". Er beginnt mit den äußersten Endpunkten des Kunstlebens unserer Tage:

> In dem künstlerischen Leben der Gegenwart treten nach außen hin vorzüglich zwei Momente als Endpunkte der Bewegung hervor, um welche sich ein großer Theil der Strebungen zu drehen scheint, der Dilettantismus und das Virtuosenthum.

Es folgen später Begriffsbestimmungen welche die Sphäre des Laien, Dilettanten, Virtuosen, Künstler abzugrenzen den Zweck haben. Der Verf. erkennt das Volk als den Leib, die unwissende Sinnlichkeit der kunstliebenden Menschheit, die unschuldige Gemeinde dem wissenden Priester gegenüber der ihr die Seele geben soll. Laien und Künstler bilden die nothwendigen Angelpunkte des gesammten Kunstlebens; Eins kann ohne das Andere nicht sein; so erfüllt sich das zeitliche Kunstleben. Zwischen Beiden stehen die zwischen Unschuld und Wissen Schwankenden; Dies sind die Dilettanten, die ihr großes, künstlerisches Recht haben. Durch die hier gewonnenen Anknüpfungspunkte treten wir nun im weitern Verlauf

der Sache näher. Die Stelle wo der Dilettantismus freudig zu seinem und der Welt Nutzen wirken kann ist der Verein (Nr. 2) weit mehr als die einsame Musik. Es fragt sich, was zu thun ist um solchen Vereinen Bestand, Frucht und Freude zu sichern, und Dies gibt Gelegenheit eine Menge trefflicher Bemerkungen aufzustellen, über die zu solchen Zwecken zu wählenden Werke, über die Eigenschaften des Dirigenten u. s. w. In dem folgenden Abschnitte: „Aufführungen und Concerte" (Nr. 3), wird dies Thema fortgeführt. Es handelt sich hier um die specielle Gestaltung der Concerte, die innere Einrichtung. Der Verf. verwirft das Stückwerk aus dem dieselben so oft zusammengesetzt sind, und will nur ganze Werke zum Vortrag gewählt sehen. Nr. 4: „Musikfeste", gibt Gelegenheit die leitenden Ideen und Tendenzen derselben zu erörtern. Nr. 5 endlich bespricht schwebende Fragen welche in den vorausgegangenen Capiteln theils angedeutet, theils verborgen waren.

Dies ist die Grundlage von welcher nun im zweiten Hauptabschnitte zu den höhern, wissenschaftlichen Betrachtungen aufgestiegen wird. Die einzelnen Capitel sind: 1) „Von der Kunstkritik im Allgemeinen." 2) „Systematische Versuche." 3) „Von geistlicher Musik." 4) „Von weltlicher Musik." Die beiden von Denkern und Künstlern erhobenen Fragen: ob die Künste überhaupt mit wissenschaftlichem Geiste zu betrachten sind, ob nicht der schwerfällige Ernst der Wissenschaft dem flüchtigen Wesen der Kunst gar unangemessen erscheine, andererseits, ob der Gedanke die Fähigkeit besitze das Wesen der Kunst zu ergründen, bilden den Ausgangspunkt von welchem zu tiefern Erörterungen über die verschiedenen Stufen der Kritik, Hegel's und Kahlert's „Aesthetik der Musik" u. s. w., fortgegangen wird. Die beiden Abschnitte über geistliche und weltliche Musik fassen die geschichtliche Entwickelung der Kunst, die Unterschiede der protestantischen und katholischen, der deutschen und italienischen Musik ins Auge. Der dritte Hauptabschnitt umfaßt die Capitel: 1) „Gesanglehre", 2) „Musikalische Hochschulen", 3) „Wissenschaftliche Kunstlehre", 4) „Sittlichkeit der Kunst", und beschäftigt sich mit Vorschlägen für den Gesangunterricht, zunächst mit besonderer Rücksicht auf eigentliche Volksschulen, dann auf höhere Bürger- und Gelehrtenschulen, ferner mit der Gestaltung musikalischer Conservatorien und die zweckentsprechendste Einrichtung derselben. Hier und in dem folgenden Abschnitte über Kirchengesang, der die Wiederbelebung dieses Kunstzweigs zum Gegenstande hat, macht der Verf. auf den sehr wichtigen Umstand aufmerksam, wie die Regierungen die andern Künste unterstützen, für eigentliche echte Musik aber zur Zeit Wenig oder gar Nichts gethan haben. Nr. 3: „Wissenschaftliche Kunstlehre", enthält eine ausführliche Besprechung der „Compositionslehre" von Marx; Nr. 4 endlich faßt die Kunst unter höhern Gesichtspunkten in ihrem Verhältnisse zu den übrigen geistigen Mächten, ihre Stellung zu Religion, Sitte und Vaterland, und betrachtet die Nothwendigkeit derselben.

Dies ist in kurzen und flüchtigen Umrissen der Inhalt des trefflichen Buchs. Ein genaueres Eingehen würde bei dem großen Reichthume des Einzelnen eine sehr ausführliche Darstellung nothwendig machen; Ref. beschränkte sich daher darauf die Bedeutung und den Werth des Werks im Hinblick auf die einzelnen Abschnitte im Allgemeinen hervorzuheben, und wiederholt hier noch ein mal, daß dasselbe zu den wichtigsten Erscheinungen auf musikalischem Gebiete gehört, und die wissenschaftliche Betrachtung der Tonkunst auf gleiche Höhe mit allen andern Bestrebungen der Gegenwart stellt. Es ist das Hervorstechende des Verf., daß er, gleich sehr auf dem wissenschaftlichen wie dem künstlerischen Gebiete zu Hause, die Durchdringung beider Seiten, welche als eine von der Zeit gefoderte Aufgabe bezeichnet werden muß, wieder einen Schritt weiter geführt hat. Eigenthümlich für ihn ist dabei der Umstand, daß er entfernt von den Bewegungen des musikalischen Tageslebens — er ist Gymnasialdirector in Emden in Ostfriesland — den ablenkenden, zerstreuenden Einflüssen unsers großstädtischen Concertlebens weniger ausgesetzt ist, und so die Reinheit seiner Individualität sowol als die von ihm eingeschlagene Richtung überhaupt ungestörter zu bewahren vermag. Daß dabei Manches was auf das Tagesleben Bezug hat ihm nicht immer ganz im richtigen Lichte erscheint, daß sein von Haus aus fest ausgeprägter Charakter um so mehr zur Schroffheit sich hinneigt, ist eine unvermeidliche, minder günstige Folge jener Stellung.

Beide Schriften welche wir hier näher charakterisirten sind nicht blos für den Musiker, sie sind für Jeden der am geistigen Fortschritte Antheil nimmt. Der Nichtmusiker wird sich nicht irren lassen wenn er, insbesondere bei Oulibischeff, genöthigt ist hier und da einige Bogen zu überschlagen; er wird leicht durch das Ganze entschädigt für die Specialitäten welche ihm unzugänglich sind. 55.

Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger. Vier Bücher römischer Geschichte von K. W. Nitzsch. Berlin, Veit u. Comp. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Der gute Name den das Geschlecht der Nitzsch sich seit länger als 50 Jahren auf den Gebieten der Theologie, Philologie und Entomologie erworben hat, kommt auch dem Verf. des vorliegenden Buchs um so mehr zu statten, als er sich durch eigenes Verdienst „ans Ende dieser schönen Reihe geschlossen sieht", um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen. Eine frühere Schrift desselben über Polybius ist in Anzeigen von urtheilsfähigen Männern gerühmt worden, uns aber noch nicht zu Gesicht gekommen, sodaß wir den Verf. aus diesem größern Werke zuerst kennen gelernt haben, und zwar mit immer steigender Achtung vor seinem Fleiße und Talente, je mehr wir uns in das Buch hineingelesen haben. Denn Hr. Nitzsch gehört zu der Zahl der jüngern Historiker die von den besten unserer ältern deutschen Geschichtschreiber die Sorgfalt und Umsicht des Forschens erlernt haben, und nun an ihrem Theile, abweichend von der mehr abgeschlossenen Darstellungsart einer frühern Zeit, die großen Lebensfragen der alten Staaten ebenso betrachtet wissen wollen als die der Gegenwart. In dieser Hinsicht hat er auf S. 7 ein gutes Wort gesprochen: „Die alte Geschichte ist der Kern und Mittelpunkt aller humanistischen Studien, und diese werden, glaube ich, nur dann gegen den ein-

brechenden Materialismus Stand zu halten vermögen, wenn eben in der alten Geschichte eine Darstellung erreicht wird die von der trockenen Sammlung der Thatsachen oder einem wohlredenden Pathos absteht, und dagegen die alte Welt von denselben Lebensfragen bis zum Grunde bewegt zeigt welche noch heute ungelöst zum Theil jeden ehrlichen Mann beschäftigen." Die Anwendung dieses Satzes auf sein Buch und die Darstellung der materiellen Interessen gegenüber den einzelnen, großen Charakteren deren Thätigkeit sich über alle Welt verbreitet, ist Hrn. Nitzsch wohl gelungen, und berechtigt zu dem Wunsche ähnliche Darstellungen römischer Geschichten aus seiner Hand zu empfangen. Denn mit Recht hat er diesen Namen für sein Buch gewählt, das allerdings geübte und in den neuern Forschungen bewanderte Leser voraussetzt, das aber auch durch zweckmäßige Analogien und treffende Zusammenstellungen sie in einer steten Verbindung mit der Gegenwart erhält. Es ist nämlich in Hrn. Nitzsch's Buche viel Niebuhr'sches, und wir glauben durch dies Wort unsere Achtung genugsam bethätigt zu haben.

Vermöge solcher Eigenschaften steht diese Geschichte der Gracchen auf einer ganz andern Stufe als die frühern von Hegewisch und Heeren. Beider hat Hr. Nitzsch nirgend gedacht, zu unserer Befremdung, wie wir nicht bergen wollen. Denn Beide gehörten zu den Gelehrten die, wenn sie sich auch der Schule nicht ganz entäußert haben, doch mit Fug im besten Sinne praktische Leute heißen durften, und die durch ihre sachkundige Einsicht und angemessene Würdigung politischer Verhältnisse sowie (und Dies gilt von Heeren besonders) durch eine gute, klare und wortbelle Schreibart, die unsern besten Schriftstellern des 18. Jahrhunderts eigen ist, sich verdiente Anerkennung und ihren Schriften große Verbreitung gewonnen haben. Wir können daher dem Buche des Hrn. Nitzsch nichts Besseres wünschen als sich so lange in seinem Werthe zu erhalten und so viele Leser zu finden als es mit dem seines berühmten Vorgängers der Fall gewesen ist. Nur als Verf. des Werks über die Quellen des Plutarch haben wir ihn auf S. 455 angeführt gefun den. Ebenso entsinnen wir uns einmal die Namen Ahrens, der „Vindiciae Tib. Sempronii Gracchi" im J. 1833 herausgegeben hatte, bemerkt zu haben, nicht aber ist der erste Theil eines „Commentarius de Scipionibus", welchen Capellmann 1841 zu Düsseldorf drucken ließ, oder die Abhandlung des Holländers C. A. Engelbregt „De legibus agrariis ante Gracchum" (Leyden 1842) genannt worden. Daß dies Uebersehen oder Nichtanführen aber keineswegs die Folge eines vornehmen Herabblickens auf die Vorgänger ist, lehren die Worte des Verf. in seiner Einleitung: „Wer kann sagen, daß er in Werken deutscher Wissenschaft nur irgend Etwas gefördert habe ohne die Vorarbeiten oder Mitarbeiten seiner Zeitgenossen, und wer mag sagen, er habe auf einem Gebiete so freier und bewegter Forschung ans Licht gefördert was nicht schon an anderer Stelle angeregt oder ausgeführt wäre. In diesem wissenschaftlichen Gemeingeiste liegt der schönste Lohn und Adel unserer Thätigkeit." Um so weniger dürfen wir auch die gleich darauf folgenden Aeußerungen dankbarer Gesinnung gegen den Professor Ravit in Kiel übergehen, dessen statistischen Belehrungen und Vergleichungen mit neuern Zuständen der Verf. außerordentlich viel in allen Stücken wo er über den Grundbesitz oder über agrarische Verhältnisse gehandelt hat schuldig zu sein bekennt. Namentlich ist die Benutzung der Schrift Cato's über die Landwirthschaft reich an überraschenden Ergebnissen einer in dieser Weise ganz neuen Anwendung gewesen. Daher wird Niemand, selbst bei einer oberflächlichen Lesung unsers Buches, in Abrede stellen können, daß aus dieser Gemeinsamkeit anscheinend verschiedener Studien, als die alte Geschichte und die neuere Statistik sind, sehr anziehende und wichtige Aufschlüsse gewonnen sind. Wir wollen hier aus dem ersten Buche nur an die Abschnitte über den Ackerbau und die Viehzucht in Italien von den Samniterkriegen bis zu den Rogationen des C. Flaminius, über die Schicksale der römischen Bauernschaft im Gallischen und Hannibalischen Kriege und über die römische Steuerverfassung um die Mitte des 6. Jahrhunderts erinnern, oder auf die Stellen im dritten Buche aufmerksam machen die über Handel und Wandel Italiens am Schlusse des 3. Jahrhunderts, sowie über Ackerbau und Viehzucht in den verschiedenen Theilen der Halbinsel sich verbreiten. Eigene Reisen des Hrn. Nitzsch in Italien und Sicilien haben auf solche Untersuchungen und Feststellungen jenen bedeutenden Gewinn geübt den persönliche Anschauungen allemal Dem gewähren der mit guten Kenntnissen ausgerüstet die classischen Länder betritt und sich nicht von der Eingebung des Augenblicks braucht beherrschen zu lassen. Wir erkennen auch in dieser Eigenthümlichkeit des Hrn. Nitzsch eine der Niebuhr'schen verwandte Natur, und verweisen zum Belege auf die kürzere Bemerkung (S. 70) über eine Analogie zwischen dem römischen mit dem holsteinischen Steuerwesen, und auf die längere Erörterung (S. 431—435) über die in England unter dem Schutze des Feudaleigens bestehende Zurückdrängung aller agrarischen Reformen gegenüber den demokratischen Bewegungen im alten Rom. „Drängt euch nicht", sagt Hr. Nitzsch unter Anderm, „England immer kühner über die alten Grundsätze seines politischen Lebens hinaus? Liegt nicht in der Reform seiner Steuerverfassung ein noch ungleich größerer Fortschritt als in der seiner parlamentarischen Ordnungen? Aber die Proclamation des freien Handels verbreitet nur in unbeschränkterer Ausdehnung als früher die Macht seiner Geldaristokratie über die Welt. Die römischen Publicanen erkämpften sich mühsam die Ausbreitung der Provinzialverfassungen mit ihren Steuerpachten, und drangen unter dem Schutze derselben allmälig bis an die Säulen des Hercules und das Schwarze Meer, gingen auf die Südküste des Mittelmeers hinunter, bis sie überall die Herren des Verkehrs waren und durch sie das Aerar zu Rom Mittelpunkt desselben. An dessen Stelle tritt jetzt die Bank von England, und der Geldadel, der von ihr aus seine Verbindungen über die ganze Welt spinnt, ist so kühn diese Herrschaft jetzt nur der Allgewalt seines Capitals und jener tausendfach potenzirten Arbeit verdanken zu wollen, die als Maschine oder menschliche Kraft ihm vollständig unterthan geworden ist."

Wir können, um den Umfang unserer Blätter nicht zu überschreiten, nur eine gedrängte Uebersicht des reichhaltigen Inhalts geben, und folgen dabei der Ordnung der Bücher. Die Darstellung im ersten Buche beginnt mit der Bemerkung, daß die Veränderungen welche Roms innere Verfassung während der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts erfuhr von den Gebietserweiterungen abhängig gewesen sind, welche als nächste Folge der Samniterkriege den Bestand des altitalischen Verkehrs in Ackerbau, Viehzucht und Handel ganz umgestalteten. Der Verf. hat hierauf die Schicksale der römischen Bauernschaft in einer neuen Auffassung bis ans Ende des zweiten Punischen Kriegs dargestellt und gezeigt wie weit in diesem Zeitraum die sogenannte Servianische Steuerverfassung noch bestand oder sich verändert hatte. Er geht dann zu dem durch die Ausdehnung der römischen Herrschaft über Sicilien, Gallien und Spanien neu gewordenen Stadium der römischen Steuern und Finanzen fort und schildert bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts die beständige Wechselwirkung zwischen den politischen Maßregeln des Aerars und der Magistrate und den Schicksalen der römischen Bauernschaft.

Das zweite Buch handelt von den censorischen Reformversuchen während der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts. An die berühmten Namen des C. Flaminius, M. Porcius Cato, M. Fulvius Nobilior und Tib. Gracchus des Aeltern knüpfen sich hier ebenso viele Reformen, durch welche die innere Ordnung der Stände zu Rom und die der Provinzen innerhalb eines Zeitraums von 20 Jahren gänzlich umgestaltet wurden. Da nun mit diesen Reformen die Rogationen der größten Staatsmänner in Verbindung stehen, und diese wieder ihre eigene Stellung dem Gewichte einer mehr oder minder verzweigten Partei verdankten, so ward Hr. Nitzsch auf die Geschichte die-

ser politischen Parteien geführt, und hat über sie aus den spärlichen Bruchstücken zur Geschichte jener Zeit ein möglichst helles Licht verbreitet. Wir ersehen daraus deutlich, daß diese Seite des Staatslebens für die mittlern Zeiten der römischen Republik ebenso wichtig gewesen ist als für die spätern. Auch diese Parteien beschäftigten sich vor Allem mit der Erhebung und Wiederherstellung eines wohlhabenden Bauernstandes, bis sie über den eigenen Plänen und Kämpfen der Curie die untern Stände mehr und mehr aus den Augen verloren zu haben schienen. Der augenblickliche Wohlstand nach der Beendigung des Persischen Kriegs, dem ein wohlgeschriebener Abschnitt über den römischen Handel (S. 154 fg.) vorhergeht, beförderte diese Vernachlässigung, bis die Noth des Volks wieder unverdeckt dalag.

Auf die Abschnitte des dritten Buchs über Handel, Wandel, Ackerbau und Viehzucht in Italien haben wir bereits aufmerksam gemacht: sie gehören zu den lehrreichsten Stücken der ganzen Schrift. „Der römische Bürger", lesen wir auf S. 200, „zerfiel schon damals in zwei scharf geschiedene Classen. Die Capitalien der Reichen wurden entweder in Grundbesitz angelegt oder auf Handelsspeculationen verwendet, nur Wenige kannten die feinern Genüsse einer durch Kunst und Literatur verschönerten Häuslichkeit. Die alte Einfachheit lebte nur noch in einigen der wirklich angesehenen Familien. Die große Masse der Bürgerschaft war ein armes Bauernvolk, im besten Falle auf ihrer eigenen kleinen Freistelle, ist aber daneben noch auf Tagelohn angewiesen: doch fehlte es auch nicht an jenem Stande der ganz abhängigen Tagelöhner, die auf einem fremden Boden bei einem drückenden Pacht oder nur von Tag zu Tag um Lohn arbeiteten. Ein Mittelstand zwischen dieser Armuth und jenem Reichthum fand sich nur bei den Bundesgenossen und in den latinischen Colonien, wenn wir nicht vielleicht den größten und besten Theil der Römer in Gallien ebenfalls dahin zählen dürfen." Die persönlichen Verhältnisse des Tib. Gracchus, des Helden dieses dritten Buchs, die politische Bedeutung und die Schicksale seines eigenen Hauses, der Antheil des großen Scipio an den Bewegungen des Staats sind in genügender Ausführlichkeit geschildert, ebenso die Kriege an denen Tiberius betheiligt war, sodaß wir auch von dieser Seite (wir erwähnen gleich hier die spätere gelungene Beschreibung des Sklavenkriegs) Hrn. Nitzsch auf das beste kennen lernen. Als Tribun ward Gracchus der rechte Mann des Volks, seine Assignation des ager publicus war ein mit großer Klugheit entworfenes Gesetz (S. 297); das Volk hoffte auf bessere Zeiten als das Triumvirat zur Ausführung desselben gebildet und die Nobilität aus dem Felde geschlagen war. Die großen Schwierigkeiten bei der Ausführung des Gesetzes, die Leidenschaftlichkeit auf beiden Seiten, die staatsrechtlichen Verwickelungen haben an Hrn. Nitzsch einen guten Erzähler gefunden, der auch wiederholt (z. B. auf S. 319) darauf aufmerksam gemacht hat, daß die rechtliche Stellung des Tiberius von Aeltern und Neuern vielfach gemisdeutet sei, und namentlich in der Schlußbetrachtung (S. 430) zeigt, wie der Literatur des Ciceronianischen Zeitalters sowol für die monarchischen Pläne Cäsar's und Octavian's als für die demokratischen der Gracchen das wahre Verständniß trotz einer Fülle von Geist, Gelehrsamkeit und Gewandtheit gefehlt habe. Um so mehr ist also das vierte Capitel dieses Buchs: römische Politik und Historiographie um das Ende des 6. Jahrhunderts, zu beachten. Der Tod des Tiberius macht den Schluß des Buchs.

Das vierte Buch stellt zuerst die verschiedenen Bewegungen nach Tiberius' Ermordung in der Curie dar und zeigt, wie der Versuch sie zu vereinigen durch den plötzlichen Tod des Africanus, den Hr. Nitzsch jetzt auch (S. 352) einer meuchelmörderischen Hand zuschreibt, vereitelt wird. Die Versuche eine Ausgleichung in den untern Ständen zwischen der plebs urbana und rustica und den Bundesgenossen zu bewirken, bilden nebst den zweckdienlichen Erörterungen über die Macht des Senats, den Ritterstand und die Bundesgenossen den Inhalt der folgenden Capitel, bis uns Cajus Gracchus in seiner Quästur und in dem ersten Tribunate vorgeführt wird. Das sechste Capitel ist wegen der Klarheit mit der die Absichten des Cajus in den Rogationen seines zweiten Tribunats entwickelt sind, nämlich die Einführung der verbündeten Bauernschaften in die Comitien, um dadurch den ländlichen Interessen wieder wirkliche bemittelte Vertreter zu verschaffen, gegenüber dem populus romanus, Ritter, Stadtplebs, Tagelöhner und Pächter, und wegen der Abweichung von dem ersten Grundzuge der Gracchischen Politik als besonders gelungen auszuzeichnen. In welcher Weise sich die Nobilität widersetzte und ihren Willen endlich durch den gewaltsamen Tod des Gracchus erreichte, ist im letzten Capitel beschrieben.

Der in gedrängter Anschaulichkeit abgefaßten Schlußbetrachtung haben wir schon mehrmals rühmend gedacht. Ein besonderer Excurs ist der Prüfung aller Quellen zur Geschichte der beiden Gracchen gewidmet und zeichnet sich durch Unparteilichkeit auf der einen Seite aus, auf der andern durch die scharfsinnige Ausführung des Satzes, daß die heillosesten Widersprüche unter den hier einschlägigen Schriftstellern fast durchgängig auf Misverständnissen beruhen. 17.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Greve, D., Die Hoheit und Herrlichkeit des Christenlebens. Wahlpredigt, gehalten zu Collmar den 30. Januar 1848. Kiel, Schwers. Gr. 8. 4 Ngr.

Hahn, L., Ludwig Philipp's Fall beleuchtet durch die Ereignisse seines letzten Regierungsjahres. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Hasenkamp, H. v., Welche Maßregeln hat Deutschland in militairischer Beziehung in diesem Augenblicke zu ergreifen? Aachen, Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Hedde, F., Die Gefahren der dänischen Gesammtconstitution. Eine Kritik des Verfassungsrescripts vom 28. Januar 1848. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 12. 10 Ngr.

Hopf, A., Die Russen kommen. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jung's, G., Rede am Grabe der am 18. und 19. März gefallenen Kämpfer gehalten am 22. März 1848. 1 Blatt in 4. Berlin. ½ Ngr.

Kampf und Sieg des politischen Fortschritts. Authentische Darstellung der glorreichen März-Ereignisse in München. Nebst allen darauf Bezug habenden Aktenstücken. Von einem Augenzeugen. München, Henzel. Gr. 8. 4 Ngr.

Marx, A. B., Berufung und Beruf des Landtags. Ein Wort zur Verständigung und Einigung an meine Mitbürger. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Mitschke-Kollande, A. v., Die Noth Oberschlesiens und Mittel zu deren Abhülfe nebst einem Anhange über die Errichtung eines ländlichen Kreditinstituts. Breslau, Trewendt. 8. 7½ Ngr.

Ostpreußen auf der Mosquitoküste. Brief eines mit der Königsberger Expedition nach der Mosquitoküste ausgewanderten Ostpreußen in seine Heimath. Königsberg, Voigt. Gr. 12. 4 Ngr.

Der Prozeß Mendelssohn. Nach der Kölnischen Zeitung. Düsseldorf, Kampmann. 8. 5 Ngr.

Schneer, A., Was verlangt der deutsche Landmann im gegenwärtigen Zeitpunkt? Ein Wort an die neuen Volksvertreter. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Ngr.

Vogt, K. W., Freimüthige Briefe aus München. Von freisinnigem Standpunkte aufgefaßte Beleuchtung und Erörterung wichtiger Zeitfragen, namentlich vaterländischer Angelegenheiten mit besonderer Rücksicht auf das Volk. München. 24. 2 Ngr.

Politische Wahrheiten im Gewande der Dichtung. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 12. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 136. —— 15. Mai 1848.

Die Reform des östreichischen Schulwesens.

„Riesin Austria" hat endlich ihre Fesseln abgeschüttelt; die Ammenlieder mit denen man sie in Schlummer zu lullen suchte sind verstummt, und lebensmuthig dehnt sie die kräftigen Glieder. Mit raschem Schritt betritt sie eine neue Bahn und strebt in edlem Wetteifer mit verschwisterten Nationen dem schönen Ziele zu das Glück der Welt durch Freiheit und Verbrüderung zu verbürgen. Ja, das Glück der Welt; denn der Egoismus der Völker wird verschwinden vor der Solidarität die sie bereits untereinander zu verknüpfen beginnt, er wird verschwinden, je gleichartiger sie einander durch politische, sittliche und geistige Bildung werden. Schon hat sich durch die Preßfreiheit vom Tejo bis zur Weichsel, von der Tiber bis zu den Ufern des Eismeers eine großartige Schule wechselseitigen Unterrichts aufgethan, durch die jede Eroberung auf dem Gebiete des Wissens mit Blitzesschnelle zum Gemeingut wird; überall sind die Schranken des geistigen Verkehrs niedergerissen (möchte der materielle bald ebenso wenig gehemmt sein!), überall ist den Gedanken der freieste Austausch vergönnt und der Intelligenz ein unermeßlicher Spielraum eröffnet. Jedes Volk schickt sich an diesen Spielraum nach Kräften zu benutzen — was wird Oestreich thun? Es muß vor Allem trachten das enge politische Band welches seine Völker fortan mit Deutschland vereinigt auf dem geistigen Gebiete gleich fest zu knüpfen. Es muß nicht blos die Presse, sondern auch die Schule befreien: eine Aufgabe die sich freilich nicht mit ein paar Decreten abthun läßt, sondern eine lange Reihe umgestaltender Maßregeln erfodert, die nur aus einem schöpferischen, staatsmännischen Geiste entspringen können, aus einem Geiste der sich bei der öffentlichen Meinung Raths erholt, und willig annimmt was die Feuerprobe der reifsten und ungebundensten Erörterung bestanden hat; nicht aber aus dem Dunkel der Kanzleien. Was diese zu Tage fördern, ersieht man abermals aus der traurigen Misgeburt die unter dem Namen eines „neuen Studienplans" unlängst das Licht der Welt erblickte. Zum Glück noch als bloßes Project, das die Märzidus schwerlich lange überleben wird. Oestreich verträgt keinen jesuitischen Kohl mehr, auch den doppelt aufgewärmten nicht; es verlangt nach frischer, gesunder Speise, und wer sie ihm am ersten und freigebigsten darreicht, erwirbt sich um seine Wiedergeburt die größten Verdienste.

Der Verf. dieser Zeilen gehört nicht zu den Reformern die wie Pilze über Nacht aufschießen, nachdem der befruchtende Gewitterregen einer Revolution die Atmosphäre abgekühlt hat. Er bricht nicht heute über Das den Stab was er gestern gelobt, er beschimpft nicht was er gestern beräuchert oder mit stummer Unterwürfigkeit verehrt hat. Seine Ansichten über das östreichische Schulwesen sind stets die gleichen geblieben, er hat schon vor zehn Jahren auf die Mängel desselben hingewiesen (in „Fragmente aus Oestreich"), und seitdem wiederholt ausgesprochen was er davon hält. Zehn Jahre sind es auch seit er schrieb:

> Unser Privat- wie unser öffentliches Leben ist größtentheils auf Lügen gegründet, und wir haben uns an diesen Zustand der Dinge so gewöhnt, daß wir große Augen machen, wenn die Wahrheit da oder dort hervortritt und sich ihr Recht vindicirt. Sie ist besonders Jenen unbequem die sich seit 20 und mehr Jahren so viele Mühe geben um das gährende Europa Reifen zu schlagen, damit die ungestümen Säfte das morsche Holzwerk des Fasses nicht sprengen in welches man sie einschloß. Diese möchten gern Andern glauben machen was sie selbst nicht glauben, und sich das Ansehen geben als säßen sie auf dem delphischen Dreifuße; aber die heutige Zeit läßt sich nicht mehr mit Orakelsprüchen abspeisen, und ist weit entfernt in der Menge schwebender Fragen einen Beweis für die höhere Begabung Jener zu erblicken welche weder die Weisheit haben sie zu beantworten, noch den Muth sie zu durchhauen, die sich schon längst hätten insolvent erklären müssen wenn sie nicht Wechsel auf die Nachwelt zögen, welche die Gegenwart einstweilen zu honoriren gutmüthig genug ist. Sie kommen mir vor wie der Kobold des Rabbi von Prag, der sich geberdete wie ein Lebender, bis ihm der Meister den Papierstreifen mit den Zauberversen aus dem Hirnschädel nahm, worauf er in Staub zusammensank. Auch ihre Stunde wird kommen; bis dahin aber ist es unsere Pflicht, nicht durch stillschweigendes Einverständniß Mitschuldige eines Systems zu werden dessen Unsittlichkeit nur von seiner Unverschämtheit übertroffen wird.

Darum darf er wol jetzt, da dieses System an der Klippe des öffentlichen Unwillens, dem es in hochmüthiger Verblendung Trotz bot, schmählich zerschellt ist, in dem „Denkerparlament", das die neue Ordnung der Dinge entwerfen und begründen wird, ein bescheidenes Plätzchen für sich in Anspruch nehmen. Doch beschränkt er sich hier auf einige vorläufige Andeutungen die er anderswo

weiter auszuführen gesonnen ist. In Staaten wo das Gesetz der Selbstthätigkeit der Bürger nur die durch das allgemeine Wohl unumgänglich gebotenen Beschränkungen auferlegt, sind diese berechtigt und verpflichtet für den Unterricht der Jugend zu sorgen. Tritt da eine Anzahl Familienväter zusammen um für ihre Kinder Schulen zu errichten, begründen da Gemeinden oder andere Vereine Lehranstalten zu bestimmten Zwecken, so darf ihnen Das Niemand wehren, und dem Staate ist nur die Befugniß eingeräumt das ihm im Allgemeinen zustehende Oberaufsichtsrecht auch auf diese Anstalten auszudehnen. Dabei bleibt es ihm unbenommen zur Förderung eigentlicher Staatszwecke Unterrichtsinstitute zu errichten, z. B. militairische Akademien, nautische Schulen u. s. w. Auf solche Weise sind in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in England und Belgien sogar Universitäten zu Stande gekommen, ohne daß der Staat, d. h. die Gesammtheit der Bürger, sich im geringsten dabei betheiligt hätte. In Oestreich verhielten sich die Dinge bisher gerade umgekehrt: hier hat der Staat, d. h. die Regierung, der Privatthätigkeit der Bürger nur jenen Raum frei gelassen den er selbst nicht auszufüllen vermochte; er hat sich daher auch zum Oberschulherrn gemacht und ein Staatsschulwesen begründet das, was die von oben herab bis in die kleinsten Einzelheiten sich verzweigende Bevormundung betrifft, nur in Rußland seines Gleichen sucht. Man könnte ihm diese Usurpation verzeihen, wenn sie zum Heile des Ganzen ausgeschlagen wäre. Allein die Erfahrung beweist nur zu deutlich das Gegentheil. Der Ruf nach Verbesserung des Schulwesens erhebt sich seit Jahren mit solcher Stärke, und ist in der letzten Zeit mit solcher Einstimmigkeit laut geworden, die Mängel des bestehenden Systems sind schon so vielfach und mit solcher Sachkunde gerügt worden, daß die dringende Nothwendigkeit einer Reform von Niemand mehr bestritten wird. Blos darüber waren die Meinungen verschieden, wie weit sie gehen soll: im gegenwärtigen Augenblicke läßt sich jedoch die Nothwendigkeit kaum bezweifeln die neuen Schuleinrichtungen in Oestreich den Deutschen so weit anzupassen, als sich Dies mit den Localverhältnissen nur irgend verträgt. Damit sei keineswegs sklavische Nachahmung gemeint, um so weniger, als auch im außeröstreichischen Deutschland noch eine Menge Verbesserungen wünschbar ist. Führt nur zuerst das als gut Erprobte ein: das Bessere wird von selbst nachfolgen.

Das östreichische Volksschulwesen, dem zuweilen einiges, freilich sehr bedingtes Lob gespendet wird, charakterisirt sich am besten durch die Thatsache, daß im ganzen Lande kein Schullehrerseminarium vorhanden ist. Die Protestanten in Ungarn, die Juden in Galizien rc. haben Lehrinstitute für Schulcandidaten ihrer Confession errichtet; die katholische Bevölkerung der Erbstaaten hingegen besitzt keine einzige Anstalt dieser Art. Die Stelle derselben vertritt der pädagogische Unterricht, gewöhnlich „Präparandencurs" genannt, der den Schulamtscandidaten an den Hauptschulen durch drei, an den Normalschulen durch sechs Monate ertheilt wird. Wie ungenügend eine solche Vorbereitung ist, deren Ergebniß Nichts als oberflächliche Abrichtung sein kann, ergibt sich von selbst. Die Errichtung von Schullehrerseminaren, deren jede Provinz eines zählen sollte, ist daher, wenn man die Volksbildung heben will, dringendes Bedürfniß. Hand in Hand damit muß die Ausarbeitung neuer Lehrmittel und die Erweiterung des Lehrstoffs gehen, in den namentlich das Singen aufgenommen werden sollte. Die Zahl der Hauptschulen, die in Oestreich vorstellen was man anderswo Secundair-, Bezirks-, Mittel-, Bürgerschulen u. s. w. heißt, muß vermehrt werden, und zwar in dem Maße, daß auch der Sohn des weniger bemittelten Landmanns Gelegenheit bekommt sich in denselben zu bilden. Unumgängliche Vorbedingung aller Reformen auf diesem Gebiete ist jedoch eine unabhängigere Stellung der Lehrer, sowol in Beziehung auf ihren Gehalt als der Geistlichkeit gegenüber. Ersterer sinkt zuweilen unter 100 Gulden C.-M. herab: eine erbärmliche Löhnung, die überall auf das Minimum von 300 Gulden C.-M. erhöht werden sollte, die auf dieses Minimum erhöht werden muß, wenn das Wort Reform nicht ein leerer Schall bleiben soll. Allein nicht blos die ökonomische Lage des Lehrers muß verbessert, es muß auch seine Weide erhöht werden. Wer die an Dienstbarkeit grenzende Unterordnung kennt in der sich der Landschullehrer dem Geistlichen gegenüber befindet, wird verstehen was hier gemeint ist. Der Einfluß des Klerus auf die Schulen muß daher beschränkt, jener der Gemeinden vermehrt werden. Man kann darüber in Zweifel sein ob das Schulwesen zu den Staats- oder zu den Gemeindesachen gehöre, gewiß ist aber, daß es, den Religionsunterricht ausgenommen, nicht Sache der Geistlichkeit ist.

So wie es an Schullehrerseminaren fehlt, so ist auch für Ausbildung von Lehrern für die höhern Unterrichtsanstalten sehr ungenügend gesorgt. Es gibt keine philologischen Seminare, und die Anstellung von „Adjuncten", welche an einigen Gymnasien stattfindet, kann diesen Mangel unmöglich ersetzen. Er ist allerdings weniger fühlbar, so lange die Mehrzahl der Gymnasien mit Ordensgeistlichen besetzt ist; aber gerade Dies ist ein Uebelstand dem bald wird abgeholfen werden müssen. In einem so überwiegend katholischen Lande wie Oestreich geht es freilich nicht an Geistliche von der Bewerbung um Lehrstellen auszuschließen; doch darf ihnen dort wo man den Fortschritt aufrichtig will, ebenso wenig ein Monopol auf dieselben eingeräumt werden. Dieses sollte sich nirgend weiter erstrecken als auf den Religionsunterricht; um alle übrigen Lehrämter, die Präfectenstellen eingerechnet, sollten sich an allen Gymnasien geistliche und weltliche Candidaten ohne Unterschied bewerben dürfen. Dabei müßte den Abteien die bisher eine ziemlich große Zahl Gymnasien ausschließlich mit ihren Mitgliedern besetzten die Verpflichtung auferlegt werden: die neuangestellten Lehrer aus dem Laienstande aus ihrem eigenen Vermögen zu besolden. Das System der „Concurse" könnte, mit der Beschränkung, daß in geeigneten Fällen

Berufungen eintrdten, beibehalten werden; dagegen müssen an die Stelle der seit 1818 eingeführten Classenlehrer nothwendig wieder Fachlehrer treten. Vielleicht wäre es auch zweckmäßig die Präfecten durch Rectoren zu ersetzen welche die Lehrer auf eine bestimmte Zahl von Jahren aus ihrer Mitte wählten. Die dadurch bewirkte Ersparniß ließe sich dazu verwenden die Besoldungen der Lehrer zu verbessern, die schon längst als zu gering erkannt sind.

Die Mängel der an den östreichischen Gymnasien eingeführten Schulbücher machen die Abfassung neuer, denen die in Deutschland und in einigen Cantonen der Schweiz üblichen zum Grunde gelegt werden könnten, dringend nothwendig. Ebenso muß die Zahl der Lehrgegenstände, daher auch der Lehrstunden, vermehrt, die Anordnung der erstern verbessert, und in den Kreis derselben Singen und Turnen, Naturgeschichte und Naturlehre sammt einer fremden lebenden Sprache aufgenommen werden. Was letztere betrifft, wären vorzüglich die im Kaiserstaate herrschenden Zungen je nach den örtlichen Verhältnissen zu berücksichtigen, jedoch so, daß der bisher sehr vernachlässigte Unterricht in der Landessprache, der jetzt wo ein öffentliches Leben sich entwickelt doppelt wichtig ist, stets die Hauptsache bliebe. Die Zahl der Gymnasien braucht keineswegs vermehrt, sie sollte eher vermindert, dagegen aber die der Unterrichtsanstalten für artistische, technische, industrielle, ökonomische Zwecke u. s. w. vergrößert werden. Die Errichtung solcher Anstalten ist zunächst für Kärnten, Krain und Tirol, Mähren und Schlesien Bedürfniß, wo es gänzlich daran fehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Romane.

1. Die Wiellinger. Historisches Gemälde aus der Zeit des obderennsischen Bauernkriegs von Friedrich Wilhelm Arming. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1847. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

In eine vielbewegte Zeit führt uns der vorliegende Roman; in eine Zeit und unter Ereignisse an welche jetzige Zustände mahnen, deren Andeutung man mit Schaudern in den neuesten Ereignissen zu finden meint. Es war im 17. Jahrhundert als die Bauern von Oestreich ob der Enns sich erhoben, müde des Drucks und der Mishandlung, nach Freiheit lechzend, nach Menschenrecht verlangend, zu den Waffen griffen und sich der Willkür, dem Uebermuth fechtend entgegenstellten. Im Anfang nur in einzelnen Scharen, unvollständig ausgerüstet, aus dem Hinterhalte den Feind überfallend, kleine Streifzüge unternehmend und mit unbedeutenden Siegen sich begnügend, die sie oft schwer mit Hab und Gut büßen mußten; später kriegserfahren, unter tapfern Anführern, als bedeutendes Heer organisirt, als die schwarzen Bauern bezeichnet, große Thaten verrichtend, Städte belagernd und einnehmend, sodaß sie ein Schrecken wurden den Bürgern und den Armeen. Es fehlte nicht an den Grausamkeiten jener Zeit, welche nicht nur durch die Roheit der Bauern, sondern auch durch religiösen Fanatismus gesteigert ward; denn die Empörer verlangten unter andern Freiheiten auch Religionsfreiheit. Sie hatten sich abgelöst von der katholischen Kirche, gehörten der Lehre des geläuterten Christenthums an, und an ihrer Spitze kämpfte der Prädicant, welcher sie in begeisterten Predigten und Gesängen dem Kampf entgegenführte. Auch fehlte es nicht an andern Anführern, tüchtigen Feldherren, Rittern welche sich die Sache der Bauern zu Herzen nahmen und dafür ihrer Güter beraubt wurden, und am Ende, nachdem sie Jahre lang gekämpft, als Rebellen des Todes von Scharfrichterhand starben; freilich nachdem die Jesuiten sie zur katholischen Religion zurückgeführt und ihnen, man weiß nicht durch welche Mittel, das katholische Glaubensbekenntniß abgezwungen hatten. Der Hauptanführer war Achaz von Wiellinger. „Herr Achaz von Wiellinger war ein stattlicher, kräftig gebauter Mann, und stand in jener Periode des menschlichen Lebens die man das mittlere Alter nennt, und in welcher der Körper noch Nichts von seiner Kraft, noch weniger aber die Seele an ihrer Thätigkeit verloren hat, obwol man schon einige Spuren von der zerstörenden Hand der Zeit, namentlich einiges Grau in dem schwarzen, kurz geschnittenen Kopfhaare und manche Furche in der hohen, starkhügeligen Stirne bemerken konnte. Mit seiner Gestalt, die sich vorzüglich durch eine breite, gewölbte Brust und durch lange, muskulöse Arme und Beine auszeichnete, stand das Gesicht in vollkommener Uebereinstimmung. Es war oval, mit stark hervorragenden Jochbeinen, hatte scharfe, etwas finstere Züge, große glänzende Augen, die unter den schwer herabhängenden Augenbrauen hervorblitzten, und eine etwas gebogene Nase; der Mund war von einem mächtigen Stutz- und Knebelbarte umgeben, von derselben glänzenden Schwärze durch welche die Augenbrauen sich auszeichneten. Die Gesichtsfarbe war ein dunkles Braun, und die Leidenschaft hatte auf dem Gesichte mit feuriger, ungezügelter Hand manche tiefe, unauslöschliche Züge niedergeschrieben. Gegenwärtig war jedoch der Ausdruck seines Angesichts heiter, jedenfalls stolz triumphirend. Ein errungener Sieg übt stets seinen Einfluß auf die menschliche Seele aus, ein errungener Sieg ist stets etwas Erhebendes; ob er nun erfochten ist auf dem Schlachtfelde, wo Tausende gegen Tausende streiten, oder in einem Einzelkampfe, oder im kühnen Ringen mit störrischen Verhältnissen und den Widerwärtigkeiten des Lebens, oder selbst im edeln Kampfe mit unsern eigenen Gefühlen und Leidenschaften — stets erhebt er das Herz des Siegers. Und wie Herr Achaz von Wiellinger jetzt da hielt, von seinen Hauptleuten umgeben, er hoch zu Rosse, mit den weißen wallenden Federn auf dem Hute, in der reich mit Spitzen und Bandschleifen besetzten Sammetkleidung, durchweg schwarz, seinen schwarzen Bauern zu gefallen, das mächtige Schwert an der Hüfte, wie er da hielt auf dem schnaubenden Schwarzrosse, mit stolz lächelndem, triumphirendem Blicke: da konnte er wol für das schöne Bild eines siegenden Helden gelten."

Ueber die Rolle welche er in dem Bauernkrieg übernommen hat gibt er folgende Erklärung: „Unser Vaterland ist jetzt die große Schaubühne auf welcher Manche ihre Rolle übernommen haben; wer gut spielt gewinnt, wer schlecht spielt wird ausgepfiffen, vielleicht gehängt. Papstthum und reine evangelische Lehre sind die zweierlei Costumes in die sich unsere Komödianten kleiden um dem Schauspiele einigen Anstrich zu geben. Unsere Bauern sind das Statistenvolk, sie wissen von dem eigentlichen Sinne der Handlung Nichts, sie werden mit Helm und Schild und Schwert aufgeputzt und müssen stets rufen: «Das Evangelium!» — denn dieses ist das Losungswort — und dabei wacker dreinschlagen und sich raufen. Was liegt daran, wenn ein paar Tausende solchen Volks, welches doch nur stumme Rollen spielt, sich die Hälse brechen. Aber der Hauptsinn, die Tendenz dieses Riesendramas ist etwas Großes, Gewaltiges. Die Helden unserer Komödie wissen gar gut davon; aber sie stehen und lauern noch im Hintergrunde bis für sie die Zeit zum Auftreten kommt. Da ist der Kurfürst von Baiern. Er hätte den Krieg schon längst enden können wenn er gewollt; aber je länger er dauert, desto mehr Nutzen für ihn. Der Kaiser muß sich bairischer Truppen bedienen um den Aufstand zu bekämpfen; dadurch wächst die Schuld in welcher er ohnedies gegen Maximilian steht, und zu gleicher Zeit fließt auch viel Geld in den Säckel des bairischen Statthalters, des Vicedoms, der Räthe und eines Jeden bis zum gemeinen Drago-

ner herab. Die andern Hauptpersonen sind: der König von Dänemark, der Mansfeld und der Gabor. Unsere Bauern müssen ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen die sie verspeisen möchten. Was wollen sie? Ferdinand wollen sie beschäftigt sehen um ungestört für sich selbst handeln zu können. Nun, soll man da nicht auch eine Hauptrolle übernehmen, auch sein Costume anziehen, seine Statisten «Evangelium!» schreien lassen, um ein Ziel zu erreichen welches außerdem ein ewig ferngestecktes bleibt?"

„Habe ich die Rebellion ins Leben gerufen? fragte der Wiellinger auffahrend; ist es der Kaiser nicht selbst der die Flamme des Aufruhrs angeblasen hat? Er verjagt die Prediger und Lehrer, er verbietet einem ganzen Volke nach dem Glauben der Väter seinen Gott zu verehren, der katholische Gottesdienst wird Gesetz, der Bürger und Bauer soll thun und handeln wie es gegen sein Gewissen ist, oder es wird ihm sein redlich Erworbenes genommen. Freigeld und Nachsteuer zehren Das auf was ihm etwa noch übrig geblieben ist, und als Bettler wird er in die Welt gejagt! Wer gab dem Kaiser das Recht das Land und dessen Bewohner zu verpfänden? Menschen, betriebsame, ämsige, denkende Geschöpfe zu verpfänden deswegen weil sie das klare, verständliche Wort dem unverständlichen lateinischen Geplärr der Pfaffen vorziehen; weil sie nicht hinknien wollen in das dunkle Holzgerüste, um Dem der ein Sünder ist wie sie ihre Vergehungen ins Ohr zu lispeln; weil sie Das nicht glauben wollen was nur dem crassesten Unverstande zu glauben angedichtet werden kann? Verpfänden! Menschen verpfänden! Und da kommen die fremden Blutsauger, da kommen Kriegsrüstungen, Musterplätze, Durchzüge, Garnisonsgelder, Einquartierungen, ich frage: soll und kann Das ein Volk ertragen? Ich frage: wer hat die Rebellion ins Leben gerufen? Und ich frage: soll ich sie schon einmal bestehend nicht ordnen, leiten, zu wichtigen, noch wichtigern Zwecken als weswegen sie besteht benutzen?" Wir lernen auch Achaz von Wiellinger's Gefährten kennen: Schlotter, Oberstwachtmeister in der christlich-evangelischen Armee, früher Wirth und Fleischhauer zu Neumarkt, und David Spatt, der furchtbarste der Rebellen, auf dessen Befehl und von dessen Schar Brandlegung, Mord, Schändung ausgeführt wurden, sodaß sie die Wildlinge hießen. Spatt ward von dem Kriegsrath der Bauern gebraucht um Schrecken zu verbreiten. Der Mann zu Friedensunterhandlungen war Herr Hausleitner, dem Gelehrtenstand angehörend. Sämmtliche Anführer des Bauernkriegs werden dem Leser in ihrem verschiedenartigen Auftreten treu historisch geschildert; andere Figuren sind als den Charakter des Volks und des Kriegs bezeichnend in lebendiger Mitwirkung zu den Ereignissen der geschichtlichen Thatsachen und des Romans dargestellt. Bei Peurbach wo der Bauernkrieg angefangen ward er geendigt. Das Resultat desselben war wenig erfreulich, die Tausende von Bauern waren vergebens gefallen, sie hatten keine Freiheit errungen, an mehren Orten ihre Lasten noch vermehrt; auch für die Religion war umsonst so vieles Blut geflossen, und die Glaubenstyrannei des Kaisers konnte ungehindert schalten und die evangelische Lehre aus Oestreich bannen.

Die drei vorliegenden Bände sind eine interessante Beilage zu der Geschichtsliteratur, sie sind mit viel Details bereichert. Der Verf. hat aus mancherlei Chroniken geschöpft, und das 17. Jahrhundert mit dem Geist des 19. aufgefaßt und beurtheilt. Die genaue Kenntniß und farbenreiche Schilderung des Schauplatzes erhöht das Interesse; der Roman selbst ist unbedeutend. Der Held, Hans Wiellinger, ist der Sohn des Rebellenanführers; er hat fern vom Vaterlande seine Jugendjahre zugebracht, und seine Ansichten weichen von denen des Vaters ab. Durch ihn und seine romantischen Erlebnisse lernt man nun die verschiedenen Parteien kennen; die Verbündeten seines Vaters und dessen Gegner. Graf Pappenheim, der sieggekrönte General, ist mit ihm befreundet; die Stimmung der Stände, der Bürger, der Bauern werden in den verschiedenen Reisen und Abenteuern des jungen Mannes beleuchtet. Auch die Liebe streut ihre Friedensrosen unter die Dornen des Kriegs; die schöne Elisabeth, die Tochter des verbannten Ritters von Weng, wird von Wiellinger geliebt und liebt wieder; die schöne Wirthstochter Anne Marie ist die thätige Beschützerin der Liebenden, und befreit den Helden aus der Gefangenschaft; ihr Geliebter, der muntere Geiger Franzel, begleitet denselben als Knappe. Der Baßgeiger Veill, einer der grausamsten Fanatiker im Bauernkriege, ein tapferer Kämpfer unter dem Landvolk und viel gefürchtet von den Katholischen, greift ein in die verschiedenen Momente des Romans, welcher die mannichfachsten Scenen jener Zeit, Friedens- und Leidensscenen darstellt, und die Leser zugleich mit den Sitten und Gebräuchen des Landes wie mit dessen Gegenden und Schönheiten bekannt macht.

2. Aus Dorf und Wald. Leipzig, O. Wigand. 1848. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vorliegende Lebensbilder aus Dorf und Wald sind anziehend und lebendig erzählt, oft etwas absichtlich dem volksthümlichen Ton genähert, welcher indeß nicht consequent durchgeführt wird. Der Bauer Voß ist der Bauer welcher über seine Sphäre hinausstrebt, die Krämerstochter aus der Stadt geheirathet und sich unter den weißen Bauernhäusern ein gelbes größeres gebaut hat. Dafür wird er auch von den Bauern gehaßt und vermieden, und seine Ehe ist unglücklich, da die Frau Nichts von der Wirthschaft versteht und verächtlich auf ihn herabsieht. Ein pietistischer Schulmeister macht ihr den Hof und ein jagdlustiger, gedankenloser Junker ebenfalls. Das Bild des Junkers ist sehr grell und verschroben gezeichnet und paßt nicht in die Verhältnisse des civilisirten Deutschlands, wo Volksstimme und Gesetze die ungerechten Befugnisse des Güter besitzenden Adels schon längst abgeschafft haben, die allgemeine Bildung gewisse Misbräuche bannt. Dieser Erzählung merkt man die Absicht an Tadel und Lob zu spenden, gute und schlechte Menschen nebeneinander aufzuführen, und Gestalten mit den Mängeln ihres Standes zu charakterisiren. Besser ist die zweite Erzählung „Gotthilf Brandt, eine Lebensgeschichte". Eine tiefe Wahrheit geht daraus hervor, daß nämlich ohne Liebe kein Charakter zum Guten reifen kann; und der Held als uneheliches Kind, von Vater und Mutter verlassen, von den Pflegeältern schlecht erzogen, unter Menschen ohne Grundsatz aufgewachsen, von Niemand liebend überwacht und beschützt, wird dem Fehltritt zugetrieben. Dem Zuchthause schon als Knabe verfallen, verdächtigt, geflohen, vereinsamt, endigt er als Wilddieb. Die Erzählung ist lebendig unter poetischen Wald-, Meer- und Gemüthsscenen durchgeführt. Man interessirt sich für den Helden, dessen Schicksal und Charakter ihn zu Grunde richten. Der Götterfunke der stillen Sehnsucht nach dem Guten ist nicht in ihm erstickt. Vielleicht ist Das die einzige Abweichung von der Wahrheit, da der Keim des Edeln meist am ersten zu Grunde geht. Auch die dritte Erzählung ist anziehend und fesselnd; und wir können das ganze Büchlein dem Leser empfehlen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 137. —— 16. Mai 1848.

Die Reform des östreichischen Schulwesens.

(Beschluss aus Nr. 136.)

Zwischen Gymnasien und Universitäten sind in Oestreich die Lyceen und sogenannten philosophischen Lehranstalten eingeschoben, Institute deren Nutzen sehr zweifelhaft ist. Wenigstens ließe sich der philosophische Curs leicht beseitigen, wenn dafür der Gymnasialunterricht auf sieben Jahre ausgedehnt und der Kreis des Universitätsstudiums erweitert würde. Dieses bedarf ja ohnehin eine vollständige Umwandelung im Geiste unserer nach umfassendem und selbständigem Wissen strebenden Zeit. Die Universitäten dürfen nicht länger Abrichtungsanstalten für Kirchen- und Staatsbeamte bleiben, sie müssen wieder werden was sie einst auch in Oestreich waren: Centralpunkte für das geistige Leben. Vor Allem muß daher der Zwang aufhören welcher bisher Lehrern und Lernenden gleich enge Grenzen setzte. Jene dürfen nicht länger an Schulbücher gebunden, es muß ihnen das ganze Gebiet der Wissenschaft zu freiester Forschung, Erörterung und Darlegung eröffnet werden. Um taugliche Candidaten in genügender Zahl heranzubilden, werde die Befugniß an den Universitäten Vorlesungen zu halten Keinem verweigert der seine wissenschaftliche Befähigung hinreichend darzuthun im Stande ist. So werden Pflanzschulen entstehen die mehr Bürgschaften bieten als das System der Concurse, welches auf Lehrstellen an Universitäten angewendet dem Zwecke und der Würde dieser Anstalten durchaus widerspricht. Die erledigten Lehrämter müssen also fortan durch Beförderung verdienter Privatdocenten oder durch Ruf besetzt werden, der im Interesse der Wissenschaft auch an nichtöstreichische Gelehrte ergehen soll. Ueberhaupt muß die Scheidewand zwischen östreichischen und auswärtigen, namentlich deutschen Universitäten ganz fallen. Was man unter Lernfreiheit zu verstehen pflegt, darf sich nicht blos auf erstere erstrecken, es muß im weitesten Umfange verwirklicht werden. Strenge Abiturienten- oder Maturitätsprüfungen und noch strengere Staatsprüfungen — welche die große Zahl der bis jetzt noch üblichen Semestral- und Jahresprüfungen an den Hochschulen entbehrlich machen — schützen gegen jeden Misbrauch und geben zugleich diejenige Garantie deren der Staat bedarf um sich unfähiger Beamten zu erwehren.

Geht man die einzelnen Facultäten durch, so stößt man überall auf bedeutende Lücken. Am meisten entsprechen den Bedürfnissen vielleicht die theologische und die medicinische Facultät: die staatswissenschaftliche und die philosophische hingegen sind höchst mangelhaft bestellt. So fehlen z. B. an jener Lehrstühle für Nationalökonomie, Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie, deutsches Recht — constitutionnelles Staatsrecht nicht zu erwähnen, das nunmehr hoffentlich auch in Oestreich seine volle Geltung erlangen wird. An der philosophischen Facultät ist für Philosophie selbst und dann für Geschichte am schlechtesten gesorgt; ebenso stiefmütterlich behandelt ist deutsche Sprache, Beredtsamkeit und Literatur, sowie classische Philologie: Studien die jetzt nothwendig in den Vordergrund treten müssen, wenn die geistige Wiedergeburt vollendet werden soll. Hand in Hand damit sollte aber auch sorgsamere Pflege der übrigen Landessprachen gehen, namentlich der slawischen Dialekte, auf deren Wichtigkeit wol nicht näher hingewiesen zu werden braucht.

Daß bei Lernfreiheit an die Stelle des Schulgeldes Honorirung der Vorlesungen zu treten hat, versteht sich von selbst. Ebenso wenig verträgt sich mit dieser Freiheit die ängstliche Bevormundung der die Studirenden bisher unterworfen waren. Es muß ihnen die Befugniß eingeräumt werden wissenschaftliche oder gesellige Vereine zu bilden: eine Befugniß welche die sittliche und geistige Ausbildung weit besser fördert als jeder policeiliche Zwang. Dagegen darf sich die akademische Gerichtsbarkeit, ein Institut das in unserer Zeit, wo die Freiheit zum Gemeingut wird, nicht mehr die frühere Bedeutung hat, blos auf solche Fälle erstrecken die nicht in den Wirkungskreis der ordentlichen Gerichte gehören, also z. B. auf Vergehen die durch akademische Disciplinarstrafen gesühnt werden.

Der Kaiserstaat zählt oder zählte vielmehr neun Universitäten, nämlich in Wien, Prag, Pesth, Lemberg, Padua, Pavia, Gratz, Innsbruck und Olmütz. Die zwei letztgenannten, welche erst seit 20 Jahren bestehen, könnten ohne Nachtheil wieder aufgehoben werden: ein Loos

das noch einige andere Anstalten treffen sollte. Namentlich bezeichnen wir als zur Aufhebung geeignet: 1) Die medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie in Wien, welche mit der dortigen medicinischen Facultät verschmolzen werden sollte, eine Maßregel mit der zugleich die Errichtung einer vollständigen medicinisch-chirurgischen Facultät an der Universität Graz zu verbinden wäre. 2) Die höhere Bildungsanstalt für Weltpriester zu Wien, die ihr Dasein dem bekannten Bischof Frint verdankt, und in Oestreich ungefähr das Nämliche vorstellt was für Deutschland das Collegium germanicum in Rom. Wünschen die Bischöfe talentvollern jungen Geistlichen eine umfassendere wissenschaftliche Ausbildung zu geben als sie an den theologischen Lehranstalten der Provinzen erhalten können, so steht es ihnen ja frei ihnen dieselbe an den theologischen Facultäten östreichischer oder auswärtiger Universitäten ertheilen zu lassen. 3) Die höhere theologische Lehranstalt für augsburgische und helvetische Confessionsverwandte in Wien, an deren Stelle eine protestantisch-theologische Facultät an der Universität Wien errichtet werden sollte. 4) Die Theresianische Ritterakademie zu Wien „für adelige Jünglinge die zu politischen Staatsdiensten gebildet werden sollen". Von Joseph II. aufgehoben, ungeachtet zu ihren Zwecken auch die allmälige Germanisirung oder Verwienerung des ungarischen Adels gehörte (wie trefflich ihr Dies gelang, beweisen die neuesten Ereignisse), wurde sie auf Antrieb des Grafen Saurau von Franz I. wiederhergestellt. Es bedarf wol keines Beweises, daß in einem Staate, wie Oestreich jetzt einer werden will, abgesonderte Erziehung des Adels zu den Anachronismen gehört, die verschwinden müssen, wenn die neue Zeit ihr Recht behaupten soll. Zur Aufhebung reif ist daher auch 5) die Theresianische Ritterakademie zu Innsbruck, welche gegenwärtig unter der Leitung der Gesellschaft Jesu steht. Ueber diese Worte zu machen scheint dem Verfasser dieses Aufsatzes um so überflüssiger, als er seine Ansichten über den Orden bereits zu einer Zeit ausgesprochen hat wo derselbe sich dem Apogäum seiner neuerrungenen Macht zu nähern schien (vergl. „Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu", Zürich 1843, und „Bücher und Menschen", Herisau 1847). Endlich sollten das Polytechnische Institut zu Wien, das Technische Lehrinstitut zu Prag und das Ständische Joanneum zu Graz der für die Zwecke welche ihnen vorschweben nachtheiligen Absonderung entrissen, und mit den Universitäten und den genannten Städten vereinigt werden, sodaß sie an denselben eigene technische Facultäten bildeten.

Daß so umfassende Reformen wie die hier angedeuteten nicht ohne beträchtlichen Aufwand von Geld und Geist ins Werk gesetzt werden können, darf von ihrer Durchführung nicht abschrecken. Die beim Militair- und Policeiwesen, bei der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, vielleicht auch beim Hofstaate beabsichtigten Ersparnisse werden einen Theil der Mittel liefern; überdies wird sich, davon sind wir überzeugt, der Klerus zur heiligen Pflicht machen ein so löbliches Unternehmen zu fördern. Der Staat kann seine Hülfe auf mancherlei Weise in Anspruch nehmen; am angemessensten ist es aber ohne Zweifel wenn ihm der Klerus selbst einen Theil der Kirchengüter zur Verfügung stellt. Der Unterzeichnete schrieb vor zehn Jahren:

Es gibt in Oestreich Bisthümer deren Einkünfte die eines kleinen deutschen Fürstenthums übersteigen, und kein deutscher Bischof bezieht dort, wenn ich nicht irre, weniger als 12,000 Gulden C.-M. Dies macht sie weder ehrwürdiger noch tauglicher ihrem Amte mit Segen vorzustehen; vielmehr führt der Prunk welcher sie demzufolge umgibt eine Scheidewand auf, die sie nicht nur schroff von den ärmern Classen ihrer Diöcesanen trennt, sondern auch den Abstand zwischen ihnen und den einfachen Priestern zu grell macht. Die hohe Würde der Religion imponirt uns nicht durch den Kirchenfürsten in prangenden Gewändern der in glänzender Staatskutsche fährt: sie ergreift uns mächtiger im Leben eines armen Landpfarrers der seine Tage voll Mühsal und Entsagung im einsamen Gebirgsdorfe zubringt. Wir haben es in Oestreich freilich mit keinem Episkopate zu thun wie er in Frankreich vor der Revolution gewesen sein mag, und ich wüßte unter den Amtsbrüdern und Nachfolgern der Salm, Hohenwart, Pyrker Wenige denen ich ihre Einkünfte nicht von Herzen gönnte; auch wünschte ich nun und nimmermehr in meinem Vaterlande jene Leichtfertigkeit zum Grundsatz erhoben zu sehen mit der man sich nicht schämt was unsere Väter im frommen Glauben zum Heil ihrer Seele auf den Altar der Kirche legten, nicht nur zu unkirchlichen, sondern manchmal zu sehr unheiligen Zwecken zu verwenden; aber ich zweifle nicht, daß es auch hier eine Weise gibt die Achtung für die Vergangenheit und das Bestehende mit den Foderungen zu vermitteln welche unsere Zeit so gut an uns stellt wie die Vergangenheit solche an unsere Väter stellte. Keinem Herrscher fällt es jetzt mehr ein ein Bisthum zu errichten und ihm zur Dotation Güter im jährlichen Ertrage von 50,000 Gulden C.-M. anzuweisen; allein es ist nicht weniger unpassend solche Stiftungen aufrecht zu erhalten, dort aufrecht zu erhalten, wo es Kapläne und Schullehrer gibt die für den tausendsten Theil dieses Jahrlohns im Weinberge des Herrn arbeiten müssen; und nur Thorheit oder Heuchelei kann mit dem Buchstaben einer alten Urkunde Abgötterei treiben und darüber den Geist vergessen.

Der Ueberschuß der Kirchengüter ließe sich zu Schulzwecken verwenden, ohne daß die gegenwärtigen Pfründenbesitzer beeinträchtigt würden. Ihre Nachfolger hätten aber nicht das geringste Recht sich zu beklagen, wenn ihnen statt der bisherigen Einkünfte solche angewiesen würden die mit den Besoldungen anderer nicht minder nützlicher Staats- und Kirchendiener in richtigerm Verhältnisse ständen, und ihnen zugleich die Möglichkeit gewährten sich ganz ihrem hohen Berufe zu widmen, während sie jetzt so viel Zeit und Mühe auf die Verwaltung ihrer Güter verwenden müssen. Auch könnte der Ertrag erledigter Pfründen deren Besetzung sich ohne Nachtheil für den Kirchendienst verschieben läßt zu gleichem Zwecke benutzt und zu demselben Behufe die Aufhebung einiger Abteien beschlossen werden, deren Mitgliedern der Uebertritt in den Weltpriesterstand oder in andere Klöster des nämlichen Ordens freigestellt würde. Wenn man bedenkt, daß das Einkommen des Primas von Ungarn 4—500,000, das des Erzbischofs von Olmütz 2—300,000 Gulden C.-M. beträgt, und daß es eine nicht geringe Zahl von Bisthümern und Präbenden gibt die jährlich 10—100,000 Gulden C.-M. abwerfen, so wird man sich leicht überzeugen, daß es sich hier um keine Beraubung der Kirche,

sondern blos um eine angemessenere und, wir wiederholen es, ohne Beeinträchtigung der gegenwärtigen Nutznießer durchzuführende Verwendung jenes Ueberschusses handelt, den sie gar wohl entbehren kann. Endlich werden auch die Bürger selbst Reformen im Schulwesen gern durch energische Mitwirkung unterstützen, wenn ihnen auf die Verwaltung desselben der gebührende Einfluß eingeräumt, und die Umgestaltung von Männern angebahnt wird denen sie ihr Vertrauen schenken können.

Bisher lag die oberste Leitung des gesammten Unterrichtswesens (mit wenigen Ausnahmen) in den Händen der k. k. Studienhofcommission, die unter dem Präsidium des obersten Kanzlers der vereinigten Hofkanzlei elf Beisitzer zählte, von denen fünf dem geistlichen Stande angehörten. Unter dieser Hofstelle wirkten die Landesstellen in den Provinzen, und die Kreisämter in Verbindung mit den bischöflichen Consistorien und den ausschließlich aus Geistlichen bestehenden Districts- und Localschulaufsehern (denn der bei Landschulen aus, aber nicht von der Gemeinde gewählte Ortsschulaufseher kommt kaum in Betracht). Es ist einleuchtend, daß hier eine Aenderung stattfinden muß. Ein plötzlicher Uebergang von gänzlicher Centralisation zur Emancipation des Schulwesens ist allerdings nicht ausführbar, der Staat sollte jedoch letztere auf alle Weise zu beschleunigen suchen und die neue Verwaltung in diesem Geiste ordnen. Dort wo die Bildung der Bevölkerung noch nicht weit genug vorgerückt, die Theilnahme für die Schule noch nicht lebendig genug ist, wird er den Wirkungskreis seiner Organe ausdehnen, jedoch stets darauf hinarbeiten müssen, daß die Selbstthätigkeit der Bürger möglichst geweckt werde. Wo diese aber einer solchen Bevormundung oder Ueberwachung nicht mehr bedürfen, da sollte sie ihnen auch nicht aufgedrungen, da sollte der Einfluß der Bureaukratie auf das kleinste Maß beschränkt, und was diese bisher ausschließend besorgte, von den Bürgern und aus ihrer Mitte gewählten Gemeinde-, Bezirks- und Provinzialschulbehörden zur Verwaltung übertragen werden. Bis jedoch der natürliche Zustand der Dinge sich überall Bahn gebrochen hat, stelle der Staat an die Spitze des Unterrichtswesens einen verantwortlichen Minister, und gebe ihm die Vertreter des Volks und die öffentliche Meinung zur Controle. Ist er tüchtig, kräftig und in der edelsten Bedeutung des Wortes freisinnig, so wird er in einem Tage mehr leisten als irgend ein unbehülfliches Beamtencollegium in einem Jahrzehnd. Und um das doppelte Unrecht zu sühnen das eine treulose Staatskunst beging, indem sie zur Beförderung ihrer dem Throne und dem Volke gleich verderblichen Zwecke feile Werkzeuge aus dem Auslande holte und dieses mit geheimen Sendlingen überschwemmte — um dieses Unrecht zu sühnen und zugleich das Bruderband zwischen Oestreich und Deutschland fester zu knüpfen, berücksichtige der Staatsmann dem eine so erhabene Aufgabe zufällt bei der Wahl seiner Gehülfen nur das Verdienst und die Brauchbarkeit, nicht aber das Geburtsland, und sende statt hinterlistiger Späher Boten des Friedens über die Grenzen, um die nachahmungswürdigsten Einrichtungen anderer Staaten nach der Heimat zu verpflanzen.*)

F. C. Pipitz.

Bibliographie.

Gneist, R., Der Zweikampf und die germanische Ehre. Ein Vortrag im Berliner wissenschaftlichen Verein am 4. März 1848. Berlin, Dehmigke. 8. 8 Ngr.

Hildebrand, B., Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft. 1ster Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Knorrn, K., Politische und unpolitische Gedichte. Leipzig, O. Klemm. 16. 1 Thlr.

Rost, A. F. G., Die Schöpfungsgeschichte des Menschen, dessen ursprüngliche Würde, Bestimmung und Abfall von Gott, in homiletisch-dogmatischen Abhandlungen dargestellt. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr.

Roßbach, F. J., Die Grundrichtungen in der Geschichte der Staatswissenschaft. Erlangen, Palm. Gr. 8. 10 Ngr.

Storch, L., Ein deutscher Leinweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 2te Abtheilung: Karl von Spanien. Roman in drei Theilen. Leipzig, Weber. 8. 5 Thlr.

Thümmel, A. R., Neueste Geschichte der Republik Mexiko, von der Gründung des Freistaates bis zur Eroberung der mexikanischen Hauptstadt durch die Vereinigten Staaten. Erlangen, Palm. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Mexiko und die Mexikaner, in physischer, socialer und politischer Beziehung; ein vollständiges Gemälde des alten und neuen Mexiko, mit Rücksicht auf die neueste Geschichte, nach deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Quellen dargestellt. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vertheidigung des für den Zollverein in Vorschlag gebrachten Differentialzollgesetzes. Abgedruckt aus dem Janus, mit einem Nachtrag. Berlin, Besser. Gr. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus dem Herzen eines Frei- und Treugesinnten. I. Dem Könige. Merseburg, Garcke. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die Bestattung der in Berlin am 18. und 19. März gefallenen Helden. Grünberg, Levysohn. 8. 1 Ngr.

Bewahret die alte deutsche Treue, ohne dieselbe ist das Unglück gewiß! Ein deutsches Wort an meine deutschen Mitbürger, besonders in Preußen. Grünberg, Weiß. 8. 1 Ngr.

Blum macht die Butter theuer! Poetische Herzensergießung der Frau Dollmatzen. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Börne, L., Die Mauthpredigt. Leipzig, Wienbrack. Gr. 16. 2 Ngr.

Braß, A., Berlins Barrikaden. Ihre Entstehung, ihre Vertheidigung und ihre Folgen. Eine Geschichte der März-Revolution. Mit Federzeichnungen von L. Burger. Berlin, A. v. Schröter. Gr. 8. 12 Ngr.

Carl, A., Das freie Preußen! Geschichte des Berliner Freiheits-Kampfes vom 18. März 1848 und seiner Folgen. 1stes Heft. Berlin, Hübenthal u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Contre-Revolution in Berlin oder: Bürger und Arbeiter. Vom Verf. der Flugschrift: „Der Prinz von Preußen und die Berliner Revolution.“ Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Oetring, Abhandlung über Produktion, Consumtion und Handelsfreiheit. Charlottenburg. 8. 10 Ngr.

*) Dieser Aufsatz war schon geschrieben als die Nachricht von der Errichtung eines Unterrichtsministeriums und der Bewilligung der Lehr- und Lernfreiheit aus Wien eintraf. Wir begrüßen sie freudig als eine Bürgschaft für die Zukunft.

Dézamy's Organisations-Entwurf. Leipzig, Weller. 8. 1½ Ngr.

Dörry, D., Deutsche und Polen mit Beziehung auf die nationale Reorganisation des Großherzogthums Posen. Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Duncker, der Polizei-Direktor, und der absolute Polizei-Staat. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Edelmann, J. C., Was das Evangelium lehret in tiefbewegter, bedenklicher Zeit. Predigt am Sonntage Lätare 1848 zu Bayreuth gehalten. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eisele, F., Aufruf an das Teutsche Volk gegen Rußland. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Die Revolution in Berlin. Gedicht. Ebendaselbst. Gr. 16. 2 Ngr.

Förster, H., Welche Gefühle und Entschließungen müssen die Ereignisse der Gegenwart in uns erwecken? Predigt gehalten am Sonntag Lätare 1848 vor der christkatholischen Gemeinde in Görlitz. Görlitz, Heinze u. Comp. 8. 1 Ngr.

Die neuen politischen zehn Gebote der Nassauer. Dem Volke zu Nutz' und Frommen ausgelegt und verdeutscht von einem Freunde des Volkes. Wiesbaden, Friedrich. 8. 2 Ngr.

Geisterstimme der Erschlagenen. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Goltz, R. Graf von der, Ideen über die Reorganisation des Deutschen Bundes und der Deutschen Staats-Verfassungen, nebst einer Skizze zu einer Verfassungs-Urkunde für den Deutschen Bund. Berlin, Decker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Harms, C., Trauerpredigt am 26. Februar 1848, am Tage der Bestattung König Christian's VIII. zu Kiel gehalten. Kiel, akademische Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Hasemann, J., Preußens Tod und Wiedergeburt aus der volksthümlichen Entwickelung Deutschlands. Halle, Heynemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Herzog und Lommel, Neuester Jesuitenspiegel. 1ster Theil. Heidelberg, Groos. Gr. 16. 10 Ngr.

Herwegh, G., Zwei Preußenlieder. Leipzig, Weller. 8. 1½ Ngr.

Heydrich, M., Schwarz-gold-roth! Deutsches Bannerlied. Leipzig, Naumburg. 8. 1 Ngr.

Jordan, W., Schlachtruf. Gedicht. Berlin, Springer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Köberle, G., Der Volkstribun. No. 1 u. 2. Leipzig, Kößling. Gr. 8. à 3 Ngr.

Langenschwarz, M., Der gesetzgebende Schurke Justinian. Leipzig, Pönicke u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Der Minister wird ein Esel. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

Marbach, D., Was ist Preßfreiheit? Ein offener Brief an Jedermann, der lesen kann. Leipzig, Siegel u. Stoll. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, A., Worte der Beruhigung an das katholische Volk Schlesiens auf die von M. Müller verfaßte Schrift: „Oeffentlicher Prozeß gegen das fürstbischöfliche General-Vikariat-Amt zu Breslau." Widerlegung der in dieser Schrift enthaltenen Behauptungen ꝛc. Breslau, Scholz. 8. 3 Ngr.

Nachruf an den weiland geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler ꝛc. Fürsten Metternich. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Die deutsche National-Sache im Kampfe mit democratischen und aristocratischen Theorien und in ihrer Stellung zum König- und Fürstenthume. Ein deutsches Wort aus dem Jahre 1831, für das Jahr 1848 wieder abgedruckt aus der allgemeinen Rechtszeitung. II. Kassel, Hotop. Gr. 8. 1 Ngr.

Neuberth, J., Antwort auf „Preußens Todtenmesse." Berlin, Mai. Gr. 8. 1½ Ngr.

Noch ist Polen nicht verloren! Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Oesterreich's Wiedergeburt seit dem 13. März 1848. I. Die Wiener Ereignisse, von W. M. Heyner. II. Der erste Eindruck in den Provinzen. III. Die gegenwärtige Lage Oesterreichs. Von B. Friedemann. Anhang: Kossuth's Rede in der Ständesitzung vom 3. März. Leipzig, Spamer. 8. 10 Ngr.

Ohnesorge, C., Zwei Zeit-Predigten an den Sonntagen Estomihi und Invocavit 1848 gehalten. Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. 8. 3 Ngr.

— — Noch eine Zeit-Predigt an dem Sonntag Oculi 1848 gehalten. Ebendaselbst. 8. 1½ Ngr.

Olawsky, E., Preußens und Oesterreichs gegenwärtige Lage kurz erörtert. Lissa, Günther. Gr. 8. 6 Ngr.

Orth, E., Ein Friedenswort zur Buße. Predigt gehalten am Sonntag Oculi zum Andenken an die zu Berlin Gefallenen. Berlin, Grobe. Gr. 8. 2½ Ngr.

Oesterreich's Befreiungstage! oder der 13. 14. und 15. März 1848 in Wien. Geschildert von einem Augenzeugen. Mit allen bezüglichen Proklamationen und den wichtigsten Flugschriften. 2te Auflage. Wien, Jasper. Gr. 12. 7½ Ngr.

Paltauf, C., Vorschlag eines neuen Geldes. Leipzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Prutz, R., Sieben Jahre. 1840—47. Geschichte der neuesten Zeit. (In zwei Bänden oder 10—12 Lieferungen.) 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Ranzau-Breitenburg, Kuno Graf zu, Des teutschen Reiches Einheit an Haupt und Gliedern. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 12. 7½ Ngr.

Rau, H., Memorandum. Die vollständige staatsbürgerliche, kirchliche und politische Gleichberechtigung der Deutschkatholiken mit den Bekennern der staatlich anerkannten Confessionen betreffend. Die Deutschkatholiken Würtembergs den Mitgliedern des Landtags von 1848. Stuttgart, Weise. Gr. 8. 4 Ngr.

Rede zur Eröffnung der bayerischen Ständeversammlung in der protestantischen Kirche zu München gehalten am 22. März 1848. München. Gr. 8. 1 Ngr.

Die provisorische Regierung in Paris. Eine Reihe historischer Skizzen und Charakteristiken. Heft 1: Lamartine. Charlottenburg, Bauer. 8. 2½ Ngr.

Richtsteig, Patriotische Wünsche für den zum 2. April 1848 berufenen Vereinigten Preußischen Landtag. Görlitz. 8. 1 Ngr.

Rollett, H., Kampflieder. Leipzig, Naumburg. 8. 2½ Ngr.

Schultz, K., Die neue Zeit mit ihren Fahnen und ihrem Jubel, und was sie bedeutet. Eine Volksschrift. Magdeburg, Baensch. 8. 3 Ngr.

Die Unabhängigkeits-Acte und die Verfassung der Vereinigten-Staaten Nordamerika's. Aus dem Englischen übersetzt und mit Bezug auf die neuesten Ereignisse. Herausgegeben von G. H. Engelhard. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 7 Ngr.

Volkswünsche. Berlin 26. März 1848. Berlin, Lassar. Gr. 8. ½ Ngr.

Vorschläge zu einer freien Verfassung der evangelischen Kirche im Königreich Sachsen, von einem Feinde der Hierarchie allen Freunden dieser Kirche vorgelegt. Plauen, Neupert. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Vortrag über das öffentliche und mündliche Strafverfahren mit Staatsanwälten und Geschwornen. Gehalten im Volksbildungsverein zu Oldenburg. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 4 Ngr.

Weichsel, F. F., Die neuen Wahlgesetze und ihre Gefahren. Eine Warnungsstimme. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die neue Zeit. 1stes und 2tes Blatt: Was ist Freiheit? — Die alten Landstände und der neue Landtag. Von A. T. Wislicenus. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 1½ Ngr.

Zschaler, J. G., Das ewig-denkwürdige Jahr 1848, oder treue und faßliche Darstellung seiner außerordentlichen erfolgreichen Begebenheiten. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. 1ste Lieferung. Dresden, Grimm. 4. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 138. — 17. Mai 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Habe ich mich im ersten Artikel darauf beschränken müssen dieses wichtigste Erzeugniß der neuesten deutschen Romanliteratur zunächst nur im Großen und Ganzen zu besprechen, nämlich nach einigen Worten über dessen Bedeutung und Stellung zu den frühern Erscheinungen desselben Literaturzweigs und desselben Verfassers einerseits über den besondern Charakter des dem Roman zur Unterlage dienenden historischen Stoffs, mit seinen im Einzelnen zwar höchst interessanten und bedeutenden, in der Totalwirkung aber schwierigen und der Poesie widerstrebenden Elementen, andererseits über die sehr glückliche Bewältigung und poetische Ergänzung desselben, und drittens endlich über die das Ganze beseelende und durchdringende Idee, sowie auch die höchst kunstreiche Gliederung derselben meine Ansichten mitzutheilen: so wird es die Aufgabe dieses zweiten Artikels sein den Blick mehr auf das Einzelne und Besondere zu richten und namentlich die Zeichnung und Durchführung der einzelnen Charaktere, die Anlage und Ausmalung einzelner Situationen und die besondere Handhabung der Darstellungsmittel einer nähern Betrachtung und Prüfung zu unterwerfen. Natürlich werden wir hierbei nur das Wichtigere berühren können, und so möge denn sogleich mit dem Wichtigsten, nämlich mit dem Kern und Mittelpunkt oder dem sogenannten Helden des Romans, der Anfang gemacht werden. Es ist bekannt was für eine höchst misliche und schwierige Sache die Erfindung und Charakteristik aller eigentlichen Romanhelden ist. Beiweitem in den meisten Romanen spielen gerade sie, auf welche das Hauptinteresse gelenkt ist, eine ziemlich unbedeutende, wo nicht traurige Rolle, und werden von minder wichtigen Personen, die ihnen vielleicht nur zur Folie oder zum Gegensatz dienen sollen, namentlich von Denen die ihrer Positivität gegenüber das negative Princip vertreten oder die ihre ernsthaften Pläne und Bestrebungen im komischen Lichte reflectiren, ganz und gar verdunkelt und in den Hintergrund geschoben. Selbst die berühmtesten Dichter haben es nicht ganz zu vermeiden gewußt ihre poetischen Schöpfungen durch dergleichen Schattenhelden zu entstellen; aber auch da wo ihnen die Lösung dieser schwierigen Aufgabe besser gelungen ist haben sie es selten so weit gebracht, daß sich der Held wirklich als eine Persönlichkeit darstellte welche des Aufwandes von Mitteln und Kräften die der Dichter um ihretwillen in Bewegung gesetzt, und der Spannung und Aufmerksamkeit mit welcher sie der Leser vielleicht mehre Bände hindurch verfolgt hat für würdig zu erachten war. Am wenigsten befriedigen in der Regel die poetischen Helden der historischen Romane, und zwar ganz natürlich, weil sie neben den saft- und kraftvollen, in ihrer historischen Bedeutung uns von vornherein bekannten Personen der Geschichte stets und nothwendig etwas Chimärisches, Phantomartiges behalten, und uns nicht die Ueberzeugung abzuringen vermögen, daß sie wirklich, wenn sie als solche existirt hätten, bedeutend genug gewesen wären innerhalb der poetisch behandelten historischen Entwickelung den Kern und Mittelpunkt zu bilden. Es liegt daher in der Sache selbst, daß der Romanheld und besonders der Held des geschichtlichen Romans fast regelmäßig einen nicht ganz befriedigenden Eindruck macht, und sich den Vorwurf zuzieht, daß er der im Roman ihm gegebenen Bedeutung nicht entspreche; und wir dürfen uns daher nicht verwundern, wenn auch der Held unsers Romans von diesem allen Romanhelden gemeinsamen Mangel nicht ganz freizusprechen ist. Auch an ihm vermißt man es hier und da, daß er nicht von historischem Fleisch und Bein ist, und daß ihm in der geschichtlichen Entwickelung, eben weil er in seiner Persönlichkeit eine bloße Ausgeburt der Phantasie ist, keine wichtigere Rolle, kein thatkräftigeres und effectvolleres Eingreifen in den Verlauf der Begebenheiten hat zugetheilt werden können. Besonders aber dürfte Das an ihm ungern gesehen werden, daß er sich zuletzt auf eine Zeit lang ganz von dem Schauplatz der eigentlichen Geschichte, dem Grund und Boden seiner Entwickelung, entfernt und auch nach seiner Rückkehr den öffentlichen Ereignissen gegenüber allzu sehr nur den passiven Zuschauer spielt. Freilich muß zugegeben werden, daß gerade diese Passivität, diese Resignation auf ein ferneres Mitwirkenwollen in einem für die nächste Zeit unheilbaren und unverbesserlichen Allgemeinen und namentlich der Muth des Barons, im Vertrauen auf eine heranreifende Zukunft der Ungunst der Gegenwart gegenüber

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 47—51 d. Bl. D. Red.

sich auf sich selbst zu beschränken, als eine von Energie und Willenskraft zeugende Activität aufzufassen ist, und daß eine Activität positiverer Art unter den obwaltenden Verhältnissen dem Helden seiner ganzen Anlage und Bedeutung gemäß gar nicht hätte zugetheilt werden können. Aber wie Dem auch sein mag, es thut immer dem Effect des Helden Eintrag, daß er sich dem endlichen Lauf der Geschichte gegenüber eben nur in dieser negativen Weise bethätigen kann, und es läßt sich mithin die Vorstellung eines unzulänglichen und unzureichenden Charakters nicht ganz von ihm trennen. Sehen wir aber von diesem allgemeinen, fast unvermeidlichen Mangel unsers Helden ab, und betrachten wir ihn nicht sowol in seinem realen Verhältniß zur eigentlichen Geschichte, als vielmehr nur von Seiten seiner psychologischen Erscheinung und seiner in unserm ersten Artikel näher dargelegten idealen und symbolischen Bedeutung: so zeigt er sich durch und durch als eine Persönlichkeit an der wir nothgedrungen von Anfang bis zum Ende das tiefste und lebendigste Interesse nehmen müssen, und welche ebenso wol durch die in ihr zu einem Ganzen vereinigten Qualitäten und Charakterzüge wie durch ihre sociale Stellung, durch ihre Beziehungen und Conflicte, durch ihre Entwickelungen und Erlebnisse, kurz durch ihr ganzes innerliches und äußerliches Wesen vollkommen dazu geeignet ist den Mittelpunkt einer größern Dichtung zu bilden und eine dauernde Spannung und Theilnahme für sich in Anspruch zu nehmen. Gewissen Lesern zwar wird er nicht idealisch, nicht imposant genug sein, Denen nämlich die verlangen, der Held müsse eine von vornherein fertige, keiner Entwickelung bedürftige, keines Irrthums und keiner Schwäche mehr fähige, alle Hindernisse und Hemmnisse mit Leichtigkeit niederschmetternde, kurz eine rein tadellose und makellose, oder umgekehrt eine schlechthin teuflische Figur sein; eine um so größere Anziehungskraft hingegen wird er auf alle diejenigen Leser ausüben die mit Goethe und den Freunden der Goethe'schen Dichtungen das tiefere Interesse gerade an denjenigen Persönlichkeiten nehmen die, in ihrem Innersten einen guten und edeln Keim bergend, anfangs noch in diesem oder jenem Vorurtheile befangen, mit diesen oder jenen Fehlern behaftet, von diesen und jenen Leidenschaften beherrscht sind, sodaß sich ihre Geschichte nicht blos als ein Kampf mit äußern Gegensätzen, sondern zugleich als ein Conflict mit den eigenen Irrthümern und Schwächen, als eine allmälige Ueberwindung des Unreinen und Falschen an ihnen, und somit als eine fortschreitende Läuterung und Klärung ihres eigensten und innersten Wesens darstellt. Für diesen feinern und reinern Geschmack nämlich läßt die Persönlichkeit Franz Karl's fast Nichts zu wünschen übrig. In welcher interessanten, unsere lebhafteste Theilnahme in Anspruch nehmenden Liebenswürdigkeit tritt er uns sogleich im Eingange des Romans entgegen, wo er sich als echter Cavalier in jugendlicher Keckheit für das Schöne, das er in einem Professor der Aesthetik von rohen Handwerkern angegriffen und gefährdet glaubt, mit der Reitpeitsche in der Hand zum Kämpen aufwirft und sich bei dieser Gelegenheit von den Fäusten der Gerber und Färber einen blauen Rücken holt! Und wie charakteristisch ist zugleich dieses sein erstes Auftreten, in dem er sich aus reinem Sinn für das Rechte und Schöne zum Entsetzen aller Hochgeborenen mit der „Canaille" amalgamirt, für sein eigentliches innerstes Wesen und wie vorbedeutungsvoll für das Endresultat der ganzen ihm bevorstehenden Entwickelung, die auch sogleich in dem Zusammentreffen mit der schönen Fides ihren fein und spannend eingeleiteten Anfang nimmt! Aber bei aller Liebenswürdigkeit, bei aller Reinheit des Gemüths, kurz bei allen edeln Anlagen die von Anfang an für ihn einnehmen — wie befangen erscheint er noch in den socialen Ideen seines Standes, in den politischen Vorstellungen seiner Zeit! Wie dunkel und widerspruchsvoll sind anfangs noch die Wünsche und Regungen seines liebenden Gemüths! Wie unerfahren, ungewitzigt und leicht zu täuschen seine Einsicht und Weltkenntniß! Wie unsicher und leicht bestimmbar sein Wollen und Streben! In demselben Grade also in welchem wir uns für ihn interessiren, ihn liebgewinnen, müssen wir zugleich für ihn fürchten und um ihn besorgt sein! Wird er die engherzigen Vorstellungen seines Standes, die er anfangs nicht ohne innern Hochmuth den an den freisinnigen Schriften des Freiherrn von Moser genährten Ansichten des alten Lennig gegenüberstellt, jemals überwinden und sich zu einer freiern Anschauung der socialen und politischen Verhältnisse erheben können? Wird sich seine Liebe in ihrer ursprünglichen Reinheit behaupten? Wird sie alle blos sinnlichen und unedeln Regungen von sich fern zu halten wissen? Wird sie stets zartfühlend genug bleiben selbst alle an sich schuldlosen, aber Ruf und Ehre der Geliebten gefährdenden Schritte zu vermeiden? Wird sie stark genug sein gegen die herrschenden Vorurtheile, gegen die Macht blendenderer Reize den Sieg davonzutragen, kurz alle innern und äußern Hindernisse endlich triumphirend zu durchbrechen? Ferner, wird unser Held sich zu einer durchdringenden Weltanschauung und Menschenkenntniß durcharbeiten? Oder wird er, wie es den Anschein hat, sich von den Spinnennetzen einer Coudenhove fangen und festhalten, sich von den jesuitischen Ränken und Intriguen eines Garzweiler regieren oder überlisten lassen? Kurz, wird der gute, edle Keim in ihm wirklich zur freien Entfaltung, der innerste Kern in ihm zur siegreichen Geltung und Offenbarung gelangen?

Alles Das sind Fragen die uns fort und fort durch den Roman hindurch begleiten, und unsere Spannung nicht blos für das äußere Schicksal, sondern in noch höherm Grade für die innern, ethischen, gemüthlichen und politischen Entwickelungen des Barons wach erhalten und uns an ihm ununterbrochen ein tiefes psychologisches Interesse nehmen lassen, das schon allein hinreichen würde ihn zum würdigen Helden eines Romans zu qualificiren. Nun aber gesellt sich zu dieser seiner rein persönlichen Bedeutung noch seine ideale, symbolische. Denn wie ich im ersten Artikel bereits ausgeführt habe, so ist Franz Karl, wie individuell ihn auch der Dichter zu zeichnen verstanden hat, doch keineswegs blos als

Einzelperson, sondern zugleich als Vertreter des in den Kämpfen der Zeit sich allmälig läuternden und im Bürgerthum seine ihm ebenbürtige Ergänzung suchenden Adelsprincips aufzufassen, und die Geschichte unsers Helden stellt sich somit zugleich als eine Geschichte des echten und wahren Adels dar, und gewährt uns insofern ein lebendiges Bild aller der innern und äußern Conflicte welche der Adel nothwendig durchmachen, aller Vorurtheile die er überwinden, aller Prärogative die er aufgeben muß, wenn er der ihm zum Grunde liegenden Idee wirklich entsprechen und nicht zuletzt in sich selbst zerfallen, sondern vielmehr zur wahren und bleibenden Geltung gelangen will. Wie sinnvoll der Verf. diese Symbolik im Einzelnen durchgeführt, z. B. wie er höchst treffend die einseitigen Beziehungen des Adels zum Hofleben einerseits und zur Geistlichkeit andererseits als die ihn hemmenden und seiner freien Entfaltung im Wege stehenden, dagegen seine Hingebung an das zu ihm aufstrebende Bürgerthum und sein Streben nach höherer ästhetischer und wissenschaftlicher Bildung andererseits als die ihm förderlichen und heilsamen Momente seiner geschichtlichen Entwickelung bezeichnet hat, und wie innig er diese Symbolik mit der Geschichte des Individuums zu verweben und zu identificiren, ich meine in den Beziehungen Franz Karl's zur Coudenhove und zu Garzweiler einerseits und zu Fides und Forster andererseits darzustellen gewußt hat: Dies kann natürlich hier nicht näher ausgeführt, sondern muß aus dem Roman selbst entnommen werden. Nur darauf will ich noch hindeuten, daß es der Verf. verstanden hat das Interesse für seinen Helden nicht nur stets rege zu erhalten, sondern auch von einem Stadium seiner Entwickelung zum andern immerfort zu variiren und zu steigern, und daß er mit richtigem und sicherm Takt die feiner und tiefer angelegten Momente seiner Lebensentfaltung, d. h. die allmälige Läuterung und Veredelung seines innern Wesens in die erste, dagegen die mächtigen, packenden, spannenden und beunruhigenden Momente, d. h. sein Kampf mit äußern Wechselfällen und Gefahren, in die letzte Hälfte seines Werks verlegt hat, sodaß dem Leser nirgend durch vorgreifende Beängstigungen der Genuß der subtilern und tiefer liegenden Schönheiten geraubt, andererseits ihm aber doch auch das Bedürfniß stärkerer und gewaltsamerer Affectionen, die natürlich für den innerlich vollendeten Helden noch weit leichter und tiefer erweckt werden als es für den unfertigen der Fall gewesen sein würde, im vollsten Maße erfüllt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die religiösen Zeitkämpfe in ihrem Zusammenhange mit dem Wesen der Religion und der religiösen Gesammtentwickelung des Protestantismus in zwanzig Reden von Daniel Schenkel. Zum Streit und zum Frieden. Gotha, F. u. A. Perthes. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Was doch Alles in unserer Zeit gemischt liegt! Außer römischem und deutschem Katholicismus und Protestantismus, die Aufklärung, die Jesuiten, der Pietismus, die Brüdergemeinde, Philosophie, Rationalismus, Lichtfreundschaft, Communismus, Widerchristenthum, Reaction des Glaubens, wovon die vorliegende Schrift eine Uebersicht gewährt! Bis jetzt hat der Krieg dieser Elemente seinen Frieden nicht gefunden, wenn auch wohlwollende Männer gleich unserm Verf. ihn wünschen und suchen. Seine Hoffnung gibt er kund mit folgenden Worten: „Zu einer wahren Versöhnung der seit mehr als einem Jahrhundert auseinander getretenen Gegensätze kann es gewiß nur dann kommen, wenn dieselben sich vorerst entschieden ausgesprochen und ihre Kräfte im Kampf erprobt haben. Nur in diesem Falle kann die deutsch-protestantische Kirche sich wieder eine ehrenvolle, vielleicht sogar eine erobernde Stellung erringen." (S. 2.)

Leider kann Ref. diese Hoffnung mit dem Verf. nicht theilen. Zu einer Versöhnung von Gegensätzen kommt es nicht durch scharfe Enthüllung derselben, sondern eher durch Verhüllung, und wie unstreitig auch die deutsch-protestantische Kirche stets eine ehrenvolle Stellung behauptet und sie nicht erst wieder zu erringen braucht, ist sie doch zum Erobern schwerlich ausgerüstet. Es liegt nämlich in ihr eine doppelte Richtung — wenn man will eine ursprüngliche Uneinigkeit des Menschen mit sich selbst: Abhängigkeit von göttlicher und Unabhängigkeit von menschlicher Autorität. Durch jene hat sie in der Heiligen Schrift ihre Weisung gefunden, durch diese der päpstlichen Gemeinschaft entsagt. Der römische Katholicismus hat eine doppelte Autorität, die der Schrift und einer von ihr ausgehenden Tradition der Kirche mit hierarchischer Festigung, und da Verdoppeltes mehr wirkt als Einfaches oder Getheiltes, wäre er zum Erobern stärker geschaffen und unterstützt.

Man wähne nicht, diese Doppelrichtung des Protestantismus sei blos eine Frucht neuerer Zeiten, sie ist seinem Ursprung wesentlich. Offenbarer Misbrauch äußerer kirchlicher Einrichtungen, der daraus hervorgehende Schaden für Gemüth und Gesinnung, worin alle Religion wurzelt, führte zur Lossagung von Aeußerlichkeiten, zur Einkehr ins Innere, den Geist, dessen Macht, wenn sie den ganzen Menschen durchdringt, alles Aeußere zu besiegen und zu entbehren weiß. Mit dieser Macht des Glaubens, der Gottinnigkeit, bekämpfte Luther hierarchische Lehre und Herrschaft: „Es ist ein frei Werk um den Glauben, dazu kann man Niemanden zwingen; das einige rechte, wahrhaftige Predigtamt, gleichwie das Priesterthum und Opfer ist allen Christen gemein." Ja manche Aeußerungen gestehen: „Es kann Einer den rechten Glauben haben, auch wenn er gerade nicht Christ sei", und Zwingli sagt von tugendhaften Heiden: „sie seien selig geworden, hätten den rechten Glauben gehabt." Dies entspricht der freien protestantischen Richtung und ihrer Berechtigung zur Trennung von Rom; aber wo bleibt das Recht und Gewicht der Kirche? Sie kann das freie Werk des Glaubens nicht zwingen, sie hat kein Priesterthum und keine Opfer als Bedingungen der Seligkeit, sie kann gedacht werden als unsichtbare Gemeinschaft der Gläubigen, nicht als sichtbare Heilsanstalt, sie ruht auf frommer Begeisterung und Hoffnung, nicht auf Gebrauch mitgetheilter Lehren und gottesdienstlicher Einrichtungen. Die sichtbare Kirche bedarf jedoch des Aeußerlichen und Sichtbaren, gründet darauf ihre Ansprüche, sie muß nach dem härtesten Ausdruck dieser Eigenthümlichkeit, wie der Katholicismus, ein opus operatum gelten lassen, nämlich daß nicht Alles von der Gesinnung abhängt, sondern auch von äußerer Theilnahme an kirchlichen Instituten und Vorgängen, wodurch die Lossagung von denselben zum Schaden der Abtrünnigen gereicht. Indem die protestantische Kirche als eine sichtbare Gemeinsamkeit gegen die katholische naturgemäß sich auszubilden hatte, mußte neben ihrer innern freien Richtung eine mehr oder weniger streng gefoderte äußere Gebundenheit eintreten, deren Gegensätze zu einem Schwanken führten welches, obwol auch in frühern Zeiten des Christenthums kenntlich, vom Katholicismus durch hierarchische Autorität gehoben, im Protestantismus unbesiegt fortdauerte. Noch Augustinus, auf welchen Luther sich berief, schrieb: „Ich glaube keinem Lehrer wie heilig und gelehrt er auch sei, er beweise denn seine Lehre mit Schrift und Vernunft"; und gewiß

war Dies die erste Ueberzeugung der Reformatoren. Aber Luther selbst gerieth dabei in Anfechtungen, er schreibt: „Ich habe Andere selig gemacht, mich selber vermag ich nicht selig zu machen", und Bugenhagen sagte abweichend von Augustin: „Der Glaube stützt sich blos auf das äußere Wort Gottes, auf die Heilige Schrift, und kommt in uns nur vermöge des Gehörs, also sind Priester die nothwendigen Vermittler des Glaubens"; sogar behauptet Bucer: „Dit Priester als Prediger des Worts haben das Recht den Himmel aufzuschließen und zu verschließen." Nothwendige Folge derlei Schwankens ist Mangel an Einheit, wie Ranke bemerkt („Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation",V, 463): „Den Protestanten war es nun einmal nicht gegeben sich als eine einzige Genossenschaft zu entwickeln." Dann aber entsteht die Frage: welche Kirche die bessere sei, einige oder uneinige? Jakob Böhme entscheidet: „Die innerlich unsichtbare ist die beste, nach ihr die katholische oder die steinerne; nach dieser die papierne oder die Kirche der Zänker, die protestantische."

Indem Ref. der innerlich unsichtbaren Kirche sich anschließt, kann er von der sichtbaren Kirche, welche man in neuester Zeit hochstellt, und in die Predigt des Evangeliums einmischt, weniger erwarten, sei sie nun steinern oder voll Zank; indessen hindert Dies nicht redlichen mit humaner Duldung und Liebe verbundenen kirchlichen Bemühungen Beifall zu schenken. Religion, sagt der Verf., ist das unmittelbare ewige Verhältniß des Menschengeistes zu Gott, im Gemüth ist sie unmittelbares Bewußtsein von Gott als dem Unendlichen, im Verstande mittelbares Bewußtsein, sofern wir Gott endlich erfassen; sie wird erst nachdem sie den Willen ergriffen harmonische Lebenserscheinung des ganzen Menschen, sittliche That. Schleiermacher bezog einseitig die Religion aufs Gefühl, Hegel auf den Verstand, und verwandelte sie in einen Denkproceß. In dieser Angabe sind die sinnlichen Vorstellungen ausgelassen, welche als Verdichtung des ursprünglich Geistigen ebenso viel Einfluß auf Religionen gehabt haben als Begriffe und religiöse Thaten bestimmen konnten. Doch das Hervorgehen der Religionen aus der Religion soll aus dem Sündenfall stammen (S. 11), das Heidenthum soll Naturdienst, Judenthum Erhaltung des Gemüthslebens gewesen sein (?), das Christenthum eine wirkliche Thatsache welche die durch Sünde gestörte Lebenseinheit mit Gott wiederherstellt, und ihr Mittelpunkt, Kern und Inhalt ist Jesus Christus. Ganz gut, aber ist nicht jede Thatsache, jede geschichtliche Persönlichkeit eine Sinnenvorstellung, und bleibt diese ohne Einfluß auf die religiöse Ueberzeugung?

Der Protestantismus, heißt es, sollte nicht Wiederherstellung der apostolischen Kirchenzeit sein, welche schwerlich ein Ideal der Vollkommenheit gewesen, auch nicht unbedingte Geistesfreiheit oder vollkommener Abfall von der Kirche. Er will durch Rückgang zur Heiligen Schrift der Heilsthatsache der Versöhnung unmittelbar gewiß werden, von falscher Autorität frei sein, und vollzieht diesen Befreiungsversuch durch seinen Lehrsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben. Der Autorität Christi aus Liebe unterworfen kommt das Heil der Protestanten nicht aus der Kirche, sondern aus gläubiger Hingebung des Herzens (S. 40), ist ein Abfall nur von der privilegirten Geistlichkeitkirche, die Basis ist eine demokratische, keine aristokratische oder monarchische, freilich unvollendet und durch ein nothgedrungenes Protectorat der Fürsten gehemmt. Nach Luther (schon bei seinen Lebzeiten) bildete sich die sogenannte Orthodoxie, worin ein conservatives Bedürfniß vorherrschte und nicht die Form der Kirchlichkeit, sondern der biblischen Rechtgläubigkeit gewählt wurde. Das Christenthum wurde Bibelthum, wovon schon bei den ersten Reformatoren sich Spuren zeigten, das Interesse an der Heilsthatsache des Christenthums verwandelte sich in ein Interesse an der Autorität der Schrift, die Heilsthatsache ward ein Dogma. Man verfiel dem Irrthum, daß das Dogma in seiner äußern endlichen Form die Vollendung des religiösen Lebens selbst sei, und verlor die Einsicht einer unaufhörlichen Fortbildung (S. 61); Orthodoxie schloß sich an Throne und Fürstenhäuser als Schirmherren, es bildete sich eine Staatskirche (cujus regio, ejus religio), Geistliche wurden Staatsdiener und betrachteten sich als Herren der Lehre.

Bei diesem richtig geschilderten historischen Fortgange dürfte daran erinnert werden, daß schon durch Konstantin's Bekehrung zum Christenthum ganz ein Aehnliches geschah und die Orthodoxie von Staatsregenten abhängig wurde. Ihre Doppelgängerin ist Ketzerei, für neuere Zeiten unter dem Namen Aufklärung. Verstand mißt sich mit dem Verstande, Lehre mit Lehre, und weil „die Heilsthatsache selbst unergründlich und unfaßlich ist" (S. 101), in desto größerer Betriebsamkeit und Weite. Man machte einen Sensualismus geltend der in die Sinnenwelt hinabsteigt, während die Religion den Menschen aus der Sinnenwelt zum Uebersinnlichen erhebt, und ist in ihr nur das Natürliche und Faßliche wahr, so gab etwa Klugheit übervernünftigen Dogmen ihren Ursprung, das Christenthum wäre ein Kunststück schlauer Berechnung. Dann wäre im Anfange nicht das Wort (Joh. I, 1), sondern, wie Edelmann übersetzte, die Vernunft. In der Französischen Revolution fand die cultusfeindliche Religion ihren Cultus, der sich nicht halten konnte. „Es muß doch Etwas im Menschen sein das größer ist als sein eigenes Ich." (S. 87.)

Eine Reaction des Gemüths gegen den Verstand rief den sogenannten Pietismus ins Leben, der sowol gegen die positive Verstandeseinseitigkeit der Orthodoxie als gegen die negative der Aufklärung sich erklärt. Der Protestantismus geht auf die objective Heilsthatsache zurück, befreit die Gewissen von äußerer Autorität und will ein neues, selbstthätiges Kirchenleben begründen; Das thun auch die Pietisten mit Spener durch freie Auslegung der Schrift und Foderung eines **Glaubenslebens** in Liebe. Gleichgesinnte sammelten sich in kleinern Kreisen, bildeten eine kleinere Kirche in der großen, und hofften für diese eine verbesserte Verfassung. Sie sollte auf dem Wege der kirchlichen Association zu Stande kommen. Darum ist der Pietismus nicht mit Orthodoxie zu verwechseln, obgleich beide auf die Schrift sich stützen; eine buchstäbliche Auslegung ist ihm nicht wesentlich, wol aber eine praktisch erbauliche, für das Leben fruchtbare, wodurch eine ängstliche Scheu vor der Wissenschaft sich seiner bemächtigen konnte, er zum Träger und Vertreter der christlichen Gefühlsrichtung wurde, und das Verhältniß des religiösen Gefühls zum verständigen Denken theils irrig auffaßte, theils nicht genug durchbildete. Er begreift nicht die Zusammengehörigkeit des Verstandes und Gefühls, daß Verstand die Religion verstehen, wenn auch nicht erschaffen soll. Auch hat der Pietismus durch starke Entfernung des Weltlichen, ihm Verwerflichen von Kunst und Poesie, rein Geistliches ausgenommen, übermäßig sich zurückgezogen, gelangt mithin zu einer unschönen Nacktheit, und bleibt als Salz der Kirche in Gefahr aus der Kirche ein Kirchlein zu machen, aus der Gemeinschaft eine Sekte zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Olivier Maillard.

Der König von Frankreich Ludwig XI. wollte den Franciscanermönch Olivier Maillard, der sich auf der Kanzel durch Derbheiten auszeichnete und auch ihn nicht geschont hatte, ersäufen lassen. „Der König ist Herr", sagte Maillard, „und ich werde durch Wasser schneller ins Paradies kommen als mit seiner Post." Ludwig XI. hat bekanntlich die ersten Postanstalten gegründet.

Die Toleranz.

Als Joseph's II. Toleranzedict erschienen war und Toleranz — bald mit Jubel, bald mit Schmerz — das dritte Wort des Wieners war, ließ ein Gastwirth auf sein Aushängeschild durch den Anzug kenntlich einen katholischen, einen lutherischen und einen reformirten Geistlichen, die Hände sich reichend, malen mit der Unterschrift: „Gasthof zum Toleranzel." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 139. —— 18. Mai 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 138.)

Ein womöglich noch innigeres und wärmeres Interesse erweckt die dem Haupthelden zur Ergänzung dienende Figur der schönen Fides, die, mögen wir sie als rein individuelle Persönlichkeit, oder im allgemeinern Sinne als Repräsentantin des zum Adel aufstrebenden Bürgerthums fassen, eine der anziehendsten und schönsten weiblichen Charaktere ist die wir in den Zeichnungen der Dichter gefunden haben. Als Prototyp dürfte dem Dichter jedenfalls Goethe's Gretchen vorgeschwebt haben: denn in der Art wie sie zuerst mit dem Baron zusammentrifft, in dem Eindruck den sie auf ihn macht, in den vielsagenden schalkhaften Antworten die sie ihm gibt und in denen sie ebenso sehr das Geheimniß ihrer Liebe wie das entschiedenste Gebot eines jungfräulichen Noli me tangere ausspricht, in der Blankheit und Sauberkeit ihres häuslichen Lebens und Webens und in noch vielen andern Zügen ihres Wesens glaubt man unwillkürlich die schöne Mainzerin aus alter Zeit wiederzufinden, und man kann sich kaum enthalten mit Faust über sie in die Worte auszubrechen:

> Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
> So Etwas hab' ich nie geseh'n.
> Sie ist so sitt- und tugendreich,
> Und etwas schnippisch doch zugleich.
> Der Lippe Roth, der Wange Licht,
> Die Tage der Welt vergess' ich's nicht!
> Wie sie die Augen niederschlägt,
> Hat tief sich in mein Herz geprägt;
> Wie sie kurz angebunden war,
> Das ist nun zum Entzücken gar!

Um dieser Aehnlichkeit und Verwandtschaft willen mit der lieblichsten und tiefstempfundenen Schöpfung unsers größten Dichters macht sie jedoch keineswegs den Eindruck einer bloßen Nachahmung. Sie besitzt von Gretchen eben nur jene allgemeinen, der ganzen Gattung angehörigen Züge, die wie in der Wirklichkeit, so auch in den Productionen der Dichter immerfort in stets neuen Manifestationen wiederkehren und die nur in Goethe's Gretchen ihre zugleich einfachste und vollendetste und darum für alle Folgezeit vorbildliche Concentration gefunden haben. Daneben aber findet sich in Fides gar vieles Eigenthümliche und Charakteristische, namentlich bei aller Tiefe und Innigkeit der Empfindung mehr Klarheit und Schärfe des eigentlichen Verstandes, mehr Selbstbeherrschung und Willenskraft, und überhaupt mehr Anlage, Kenntnisse und Eifer für eine höhere sociale und ästhetische Bildung, wodurch ihr freilich einerseits ein Theil jener an Gretchen so bezaubernden Unmittelbarkeit und Naivetät, sowie der Reiz jener ganz in der Liebe aufgehenden und Alles opfernden Hingebung genommen, dagegen andererseits die Anmuth einer größern Harmonie und leidenschaftslosern Entfaltung verliehen wird. Allerdings hat sie auch Momente tiefster Erregung und Bewegung durchzumachen — ich erinnere nur an die meisterhaft angelegte und höchst erschütternde Scene wo sie durch Garzweiler's Rothes Buch über die gegen sie und Franz Karl geschmiedeten Ränke und Machinationen Aufschluß erhält —: aber im Ganzen gleicht sie doch mehr der wohlthuenden, wärmenden und freundlich leuchtenden Flamme auf dem Herde der keuschen Vesta als der glühenden und sprühenden Fackel in den Händen Cupido's; sie gewährt mehr das Bild eines stillen oder nur sanft bewegten, die Gipfel des Gebirgs durch Abspiegelung in sich aufnehmenden Bergsees als das einer wildbrausenden, sich an dem Felsen brechenden und den Felsen in sich begrabenden Brandung, mit Einem Worte, sie ist die personificirte Fides, d. h. nicht die Liebe in ihrem Wechsel von Entstehen und Vergehen, in ihrem Steigen und Sinken, sondern in ihrem Sichgleichbleiben, in ihrem Treuaushalten; nicht die Liebe die sich in Gegensätzen und Widersprüchen aufreibt, sondern die beharrliche Fortdauer und Erstarkung der Liebe; nicht die Liebe die das Höhere nur begehrend verlangt und erstrebt, sondern die es von Anfang an schon hat, schon in sich trägt, und es nur immer vollkommener aus sich entfaltet und immer inniger als das Ihrige an sich kettet, und wie die Seele den ihr entsprossenen Leib mit sich vereinigt. Und anders konnte auch der Dichter der Idee seiner Dichtung gemäß die Repräsentation des den Gegensatz von Volk und Adel in sich ausgleichenden Bürgerthums nicht fassen: denn nur dann kann das Bürgerthum hoffen diese Ausgleichung, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, wenn es sich als mit dem Adel ursprünglich Eins darstellt,

wenn es nicht den Adel als ein Fremdes, ein Fehlendes in *begehrender Liebe erstrebt*, sondern als ein ihm Eigenes, ihm von Anfang an Zugehöriges, in *ausdauernder Liebe festhält*, und diesen wahren Adel nicht nur an und in sich selbst, sondern auch an seinem äußern Gegensatze, dem historischen Adel, als das ihm Homogene und Verwandte — gerade wie es Fides thut — von allen unedlen Beziehungen und entehrenden Verbindungen, wie das Gold von den Schlacken, frei zu machen und so zu zeigen sucht, daß gerade diejenige Verbindung die der Adel bisher als Mésalliance verschmäht hat, die ihm allein ebenbürtige, ihm allein heilbringende ist.

Mit gleicher Tiefe faßt der Dichter die Idee des Bürgerthums auch in der Person des alten Lennig, dem Vater der schönen Fides. Er ist Bürger, jedoch keineswegs in dem gewöhnlichen, beschränkten Sinn; er gehört vielmehr einer Sphäre an die der deutsche Bürger κατ᾽ ἐξοχην als eine ihm feindliche zu betrachten pflegt, nämlich dem Beamtenstande. Man wird daher von manchen Seiten die Wahl dieses Volksvertreters hier innerhalb der Dichtung vielleicht ebenso wenig billigen als die Wahl von Beamten zu Deputirten in der Wirklichkeit gern gesehen wird. Und allerdings, in der realen Sphäre hat eine solche Wahl gar Vieles gegen sich. Der höhere Beamte wird allzu leicht durch die Süßigkeit der Bureaukratie verlockt, der niedere hingegen ist gar zu sehr ein Spielball in den Händen der Höhern und muß gar oft seine bessere Einsicht und seine bessern Bestrebungen der Ungunst der Verhältnisse zum Opfer bringen. In der idealen Sphäre unsers Romans hingegen hätte Koenig keinen glücklichern Griff thun können. Handelt es sich in demselben doch nicht sowol um eine rücksichtslose Vertretung äußerer Rechte, als vielmehr um eine angemessene Darlegung des höhern bürgerlichen Princips. Dieses aber wird unleugbar in den mittlern Regionen der Gesellschaft und namentlich in den Kreisen des gebildeten Beamtenstandes, wo im Durchschnitt die höchste Intelligenz, die größte Sittlichkeit und im Ganzen auch die unbefangenste und freiste politische Weltanschauung zu herrschen pflegt, am reinsten und vollkommensten repräsentirt; noch in unserm Jahrhundert, wie also erst im vorigen, wo die Bourgeoisie rücksichtlich ihrer socialen, wissenschaftlichen und politischen Bildung einen noch gar zu niedrigen Standpunkt einnahm und wo gegen die engherzigen und selbstsüchtigen Lebensansichten der Höfe und des Adels fast einzig und allein in der freiern Weltanschauung des bürgerlichen Gelehrten- und Beamtenstandes ein solides Gegengewicht zu finden war. Die Vertretung dieser freiern Weltanschauung, sofern dieselbe aus den höhern Schichten der Gesellschaft und der Literatur selbst in den engern Familienkreis eines in schlicht bürgerlicher Weise lebenden Unterbeamten eingedrungen war, und sich dort in das einfache Gewand des Gemüths und des gesunden Menschenverstandes gekleidet hatte, ist also die eigentliche Aufgabe des Vicedomamts-Beisitzers und Gefälleverwesers Lennig, und er löst dieselbe auf das befriedigendste besonders dadurch, daß in ihm, dem Schwärmer für Kaiser Joseph und dessen Reform, sowie für die freisinnigen Ideen des Freiherrn von Moser, einerseits ebenso viel Sinn für Freiheit und Fortschritt als andererseits Liebe für Deutschland und Wahrung der Nationalität lebendig ist. Freilich wird er, wenn er von Deutschland spricht, überall ausgelacht, und zwar nicht nur von den für Friedrich Schwärmenden, sondern auch bei den speciell preußisch oder östreichisch oder kurmainzisch oder wer weiß sonst wie Gesinnten. Aber zuletzt hat er doch die Genugthuung, daß ihm Franz Karl, der ihm gleichfalls anfangs kein Gehör geschenkt hatte, doch mit Anticipation unsers heutigen Bewußtseins sagen muß:

> Lieber Lennig, ich habe früher zuweilen über Ihre Schwärmerei für Deutschland gelächelt, und begriff nicht wo zwischen all den großen und kleinen Herrschersitzen dies liebe Deutschland stecken sollte. Leider! mußte dieser Sansculottismus kommen, um mir klar zu machen was doch über all diesen Thronen und Thrönchen an Sinn und Sitte, an Geist und Gemüth, an Schicksal und Sprache als Deutsch herrsche. Ich habe viel über dies gemeinsame Schicksal nachgedacht, das durch die Franzosen über uns kommen kann. Vielleicht hat unser Volk die sündhafte Vorliebe seiner Großen und Herrschenden für französische Sprache und Bildung zu verbüßen; vielleicht ist ihm auch vorbestimmt durch das Franzosenthum deutsch und nationaler zu werden. Die erste Vorliebe des Volks für dies Franzosenthum will mir daher wie ein Instinct unserer tief erkrankten Nationalität vorkommen, sich an etwas Unnatürlichem gesund zu essen. Jedenfalls wird uns nur durch Widerstand gegen die fremde Macht zu helfen sein, die uns doch nur erniedrigen kann. Und durch diesen Widerstand werden wir auch die *wahre*, die innere Freiheit und Gleichheit gewinnen. Wir wollen diesen wüthenden Declamationen des Clubs gegen die Tyrannen ein edles Selbstvertrauen entgegensetzen, und wenn wir einmal in gemeinschaftlichem Kampfe gegen einen anmaßlichen Feind unsere deutsche Seele erkannt haben, werden wir auch die innere Willkür unserer Herrscher und die selbstgefällige Dienstbarkeit unsers in sich zerfallenen Volks mit andern Waffen überwinden als mit der Pike des Jakobinismus.

Und wie ihm diese *freudige* Genugthuung wird, so wird ihm umgekehrt auch die *traurige*, daß sich sein bitterer Scherz: die um- und umgestürzte Welt falle immer wieder ins Alte zurück, das Leben sei wie ein aus Hollundermark und Blei zusammengesetztes Hanselmännchen, man möge es werfen und stellen wie man wolle, immer komme es wieder auf sein altes Blei zu stehen und das Hollunderköpfchen wackle oben auf, — leider durch die Wiedereinsetzung des ancien régime gar zu bald bewährt, sodaß er am Schlusse zu Franz Karl, der anfangs auch *diese* Prophezeiung bezweifelt hatte, sagen kann: „Nun, lieber Sohn Franz Karl, was sagen Sie denn nun zu meinem Hanselmännchen? Wackelt das Köpfchen aus Hollundermark nicht wieder ganz vergnügt obenauf?" Armes Deutschland, wie oft hast du seitdem schon Purzelbaum schießen müssen! Hoffen wir, daß der alte Lennig auch darin Recht behält wenn er hinzufügt: „Aber ich beruhige mich mit einem neuen Spruch, den ich inzwischen kennen gelernt. Lacht nur immerhin, daß er wieder von meinem braven Moser herrührt." Der herrliche Mann sagt: „Wir werden unser Ça ira denken, ohne es zu singen, aber uns mehr Zeit nehmen als die Na-

tionalversammlung der Franzosen." Oder sollte sich doch zuletzt zum Denken ein wenig „Handeln" gesellen müssen?*)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die religiösen Zeitkämpfe ꝛc. von Daniel Schenkel.

(Beschluß aus Nr. 138.)

Die Brüdergemeinde zu Herrnhut sollte Mittelpunkt einer christlichen Reformgesellschaft sein, zurückgeführt auf Liebe, wie denn Zinzendorf eine großartige Toleranz gegen Glieder anderer Confessionen übte, und in vielfachen Verbindungen mit ihnen stand. Nur wird der Heiland ein Spiel der frommen Phantasie, und die Theorie vom blutigen Verdienste Christi — ein Dogma — reicht nicht aus. Selbstverachtung, statt der Demuth, bestreitet ganz eine menschliche Befähigung zum Guten, es herrscht durchgängige Passivität der Gemeindeglieder, eine Hierarchie, freilich auf demokratischem Grunde mit Aeltesten, Lehrgehülfen, Aufsehern, gegenseitiger Ueberwachung, Ermahnung und Besprechung, offenbare Verwandtschaft mit Katholicismus und selbst Klosterinstituten. Zinzendorf wollte eine Musterkirche, ließ die demokratische Grundfläche in die Spitze des Bischofthums auslaufen; unser Verf. lobt Dies, indem der Geist des Protestantismus eine Volkskirche verlange, die ohne aristokratisches Element sich in zahllose voneinander unabhängige Gemeindekirchlein auflösen würde, und es erscheint ihm die Kirchenverfassung der Brüdergemeinde als eine Weissagung die hoffentlich nicht zu lange auf ihre Erfüllung wird warten müssen (S. 150). Ganz wohl und politisch angemessen gesprochen, aber zugleich eine Rückkehr zum Katholicismus, der aus gleichem Bestreben hervorgegangen, welches sich den protestantischen Freunden einer allgemeinen sichtbaren Kirche zu verdecken pflegt, und sie katholischer denken läßt als sie selber merken.

Philosophie steht im Verhältniß zur Religion; der Verf. unterscheidet beide nach dem Ausgangspunkte; jene soll von einer Thatsache des Verstandes, diese von einer Thatsache des Gemüths ausgehen (S. 154). Ref. gesteht jene Thatsache nicht zu kennen und diese für etwas Gemeinschaftliches der Philosophie und Religion zu halten. Entschiedener heißt es: Die religiösen Zeitkämpfe drehen sich um Bestimmung des Verhältnisses des Glaubens zum Denken und des Denkens zum Glauben. Die Reformatoren hatten mit der Autorität der Kirche auch die Scholastik aufgegeben; dem Descartes und Andern fehlte Anerkennung des Glaubens, Kant erklärte das sittliche Leben von religiösen Bestimmungen unabhängig, und trat dadurch mit dem Christenthum in Gegensatz; der Rationalismus fußt mit Recht auf das ursprüngliche allgemeinste Bewußtsein von Gott, aber das Christenthum kennt einen geschichtlichen Gott der sich in Wundern offenbart. In Bezug auf den Wunderbegriff wird richtig bemerkt, daß die supernaturalistische Annahme einer gesetzmäßigen und ungesetzmäßigen Wirksamkeit Gottes an Mängeln leide; allein der Hauptmangel welcher angedeutet ist, daß Gott nicht als der Welt einwohnend gedacht werde, scheint unangemessen, da die Sinnenverhältnisse des Innern und Aeußern auf die Gottheit keine Anwendung finden, und Uebernatürliches nur in der Bedeutung gelten kann wie der Geist, auch des endlichen Menschen, Aeußeres und Inneres beherrscht. Der Verf. stellt Fragen an den Rationalismus, deren einige Ref. nach bester Einsicht beantworten will. Was ist vernünftiger, das Gute nur als Gesetz der Natur oder als eine Kraft aus Gott anzunehmen? Das Gute ist Beides. Ist nur das Leichtfaßliche, Oberflächliche, Jedem Verständliche vernünftig? Nein, aber das Schwerfaßliche, Tiefe bleibt dem Verstande verborgen. Sollte es so unvernünftig sein, daß Gott aus Liebe zur Menschheit uns mit sich versöhnt? Nein, aber es ist Vernunftanthropomorphismus, von dem sinnlichen heidnischen wohl zu unterscheiden. Auf ihn gestützt macht die Kirche den Glauben zur Bedingung der Rechtfertigung und ist Heilsanstalt Gottes (S. 228 u. 229). Die Kirche als Gesellschaft hat doch wol vernünftigerweise die Verpflichtung: Gesellschaftsstatuten so lange aufrecht zu erhalten als dieselben nicht in gesetzlicher Weise aufgehoben oder verändert sind? (S. 234.) Ja, allein ihr Festhalten und Aendern ist Menschenwerk.

Nachdem seit Kant in deutscher Philosophie durch Jacobi das Gemüth als Quelle unmittelbaren Zusammenhangs mit Gott erkannt, und der Begriff einer Offenbarung wieder zu Ehren gebracht wurde, dann in eine Ichgeschichte, Naturgeschichte Gottes und ein Spiel des denkenden Geistes sich verlor, wodurch Persönlichkeit Gottes, Unsterblichkeit der Seele, Erlösung durch Christum, Kirche als Heilsanstalt zu Denkformen werden (S. 237—256), erscheint das moderne Widerchristenthum. Strauß hat statt seiner angeblichen Voraussetzungslosigkeit das Hegel'sche System zur Voraussetzung, namentlich daß ein Leben Jesu im Sinne des kirchlichen Glaubens eine Unmöglichkeit sei, und die evangelische Ueberlieferung ein Gewebe von in geschichtliches Gewand eingekleideten Zeitideen (S. 262). Hiermit ist unsers Erachtens die Schwäche des Feindes gefaßt, nicht seine Stärke. Hegel'sche Schule will die Thatsache des Christenthums aus einer Function des Verstandes, nicht aus persönlicher Gemüths- und Charakterkraft herleiten, und setzt voraus, das Heilsbedürfniß sei eine Selbsttäuschung. Gut, aber jene Thatsache des Christenthums ist historisch, unterliegt daher historischen Untersuchungen und Forschungen, welche schon frühe zu allerlei Zweifel geführt, und worüber Strauß nach den Urkunden und der Entwickelung neuerer Theologie ein Gesammtbild hinstellt, dessen Zerwürfniß mit sich selbst ihn zu seiner Hegel'schen Voraussetzung bringt, man widerlege seine geschichtlichen Bedenken. Unser Verf. gesteht, aus der Verschiedenheit der Berichte könne Manches gegen die Annahme einer buchstäblichen Schriftinspiration gefolgert werden, die althergebrachten Harmonieversuche würden sich nicht mehr geltend machen können (S. 263); aber leidet dadurch nicht die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte? Wundergeschichten geradehin zu verwerfen mag ein rationalistisches Vorurtheil sein, allein sie bedürfen doch erhöhter Sicherheit und Uebereinstimmung der Zeugnisse vor andern gewöhnlichen Erfahrungsbegebenheiten! Der Verf. fragt: „Verdient eine seit Jahrhunderten unangefochtene Ueberlieferung keinen Glauben?" Freilich, doch haben spätere Untersuchungen der Quellen, wenn sie einleuchtend sind, viele Historien in anderes Licht gestellt. Jedenfalls darf Jeder mit dem Verf. sprechen: „Die Gründe wider Evangelienglaubwürdigkeit sind für mich in Folge gewissenhafter Prüfung keineswegs überzeugend." (S. 266.) Aber auch das Gegentheil auszusprechen bleibt unverwehrt und möglich.

Wenn die Obrigkeit „nach alt reformirtem Lehrbegriff die von Gott geordnete Schirmvögtin, und außerhalb des kirchlichen Glaubenskreises gar nicht denkbar ist" (S. 282), so muß sie mit Lehrern welche das bisherige christliche Glaubensbekenntniß leugnen unzufrieden sein. Sie streng daran zu binden widerspricht der protestantischen Freiheit, und gäbe es auch eine „Grenze über welche eine christliche Regierung bei Anstellungen nicht hinausgehen darf", wer soll sie bestimmen? Hier zeigt sich die doppelte Richtung des Protestantismus und ihre Uneinigkeit aufs deutlichste. Bruno Bauer verkündigt pathetisch: „er sei gekommen den Theologen ihre letzten Schiffe zu verbrennen" (S. 287), und L. Feuerbach hat nicht nur dem Christenthum, sondern allen Religionen den Krieg erklärt.

Gegen solche Gefahren kennt der Katholicismus seine Hülfe — jenseit der Berge. Einst versuchten die Jesuiten Papstthum und Hierarchie dem fortschreitenden Geist des Zeitalters anzupassen und die Bildung der Zeit damit zu versöhnen, darum sind sie noch heute Einigen angenehm, Andern durchaus zuwider. Ihr strenges Gesetz des Gehorsams bindet freilich sie selbst und die christliche Welt, allein die Menschen wollen nicht

*) O wie unverhofft bald ist dieses Handeln eingetreten und mit welcher Energie! Sollten wir trotzdem das Hanselmännchen abermals zu fürchten haben?

mehr gebunden sein, und es fehlte dem Orden der christlich-sittliche Geist, der einer Vereinigung auf die Dauer Lebensfähigkeit gewährt; er war, wie Ranke sagt, „der Welt verfallen".

Der Deutsch-Katholicismus eines Ronge kann nicht helfen, weil er gerade die Stärke und Abgeschlossenheit des römischen aufhebt. Unser Verf. entdeckt bei Ronge keine von den Eigenschaften die Ansprüche auf Rang und Würde eines religiösen Reformators begründen. Seine Thätigkeit ist ein Auftreten gegen Hierarchie, nur politischer Freiheitsdrang, nicht Glaube, Hingebung und Demuth. Czerski geht aus vom Schriftgrunde, kennt zwei Factoren seiner angestrebten Reformation: in objectiver Beziehung das Wort Gottes, in subjectiver das Gewissen, oder das Heilsbedürfniß; er ist ein religiöser, Ronge ein politisch-nationaler Charakter. Die vielen Bekenntnisse der deutschkatholischen Dissidenten sind dürftig, es herrscht gänzliche Verkennung des Glaubens und der religiösen Geltung des Dogmas; die Wurzel dieser neuen Religion ist der Indifferentismus.

Bei den Lichtfreunden, namentlich Wislicenus, gilt keine Autorität der Bibel, sondern nur der in uns selbst lebendige Geist, der Zeitgeist wie er sich selbst verbessert, dessen Tempel die Menschheit ist. Sein verworrenes, taktloses Wesen ward von Uhlich überboten, der „weder weiß was er nicht will, noch was er will" (S. 391). Auch dieser folgt einem politischen Sinn und überwiegender Verstandesrichtung, man erkennt die Consequenzen des alten Rationalismus.

Communisten wollen die alte objective Autorität des Christenthums gegen subjectives Belieben des Menschengeistes vertauschen, der sich in Massen und Majoritäten darstellt, und verkünden die Auflösung des Christenthums mit einer neuen Organisation der Menschheit. Wie zur Revolutionszeit Baboeuf die sociale Gleichheitsidee in ihrer rohesten Gestalt gefaßt hatte, und zur Aufhebung alles Eigenthums fortging, so spukt sie noch heute unter der arbeitenden Classe in Frankreich. Französische Revolution überhaupt ruht auf einem widerchristlichen Princip. St.-Simon suchte ein neues religiöses und kam zur Rehabilitation des Fleisches; sein Satz, jedes Individuum sei gleichberechtigt und habe gleichen Antheil am Besitz, ist nicht mehr religiös sondern naturrechtlich-materialistisch, und seine Schüler, besonders Enfantin, haben das Materialistische immer deutlicher an den Tag gelegt. Dasselbe gilt von Fourier, wenn man auch das Edle in ihm neben dem Verkehrten und Verzerrten nicht verkennen will. Socialismus setzt den Egoismus auf den Thron, nur mit dem Unterschiede vom herrschenden Geiste der Verständigkeit, daß er Allen Gelegenheit verschaffen will ihren egoistischen Trieben zu huldigen, während Dies bis jetzt nur Wenigen vergönnt ist.

Dieses communistische Princip der Selbstsucht, urtheilt der Verf., kann nur durch das entgegengesetzte der Selbstverzichtung oder des Glaubens überwunden werden. Sofern solches Reaction ist, entsteht Gefahr nur das Alte, Dogmen und Meinungen, wiederzubringen. Der Verf. erklärt daher sich der Reaction des Glaubens gegen Unglauben anzuschließen, aber nicht in Form der Orthodoxie. Schleiermacher gilt ihm als Repräsentant der Glaubensreaction unserer Zeit, obgleich er nicht von dem Grundirrthum ganz losgekommen, daß die Wahrheit etwas menschlich Subjectives sei; ihm wird Gott nicht sowol als Mensch als vielmehr in Christo der Mensch Gott. Der Christ muß eine Autorität außer seinem Ich anerkennen, der Einzelne hat das kirchlich überlieferte Bekenntniß selbstthätig zu verstehen und frei sich anzueignen; Glaube ist die volle freie Hingabe des Herzens an die ewige Liebesoffenbarung in Christo, wie uns dieselbe vermittelt ist durch Schrift und Kirche. Dagegen stellt der Zeitegoismus sich dar als Ueberbesitz, Uebergenuß und Ueberverunft. Verf. möchte geneigt sein unserer deutsch-protestantischen Kirche eine ähnliche Zukunft wie in Nordamerika — Befreiung von Einwirkungen des Staats — zu wünschen. Der Staat trägt nicht in sich selbst die Wurzel der Sittlichkeit, diese findet sich in der Kirche; gänzliche Trennung beider ist irrig, da sie einander bedürfen. Ein alter Glaube hat sein sittliches Princip bewährt, der neue muß es erst bewähren. Die wahre Majestät des Volks schweigt, es fehlt uns an einer Volkskirche, die Grundlage der Kirche ist demokratischer Natur; aus der Gemeinde selbst muß sich der Aeltestenrath erheben, ihre Spitze muß ähnlich wie die Pyramide auslaufen, es muß ein Abschluß in der Kirchenverfassung vorhanden sein, wodurch die einzelnen Gemeinden in eine Centralität zusammengefaßt werden; nur eine Volkskirche, keine Staatskirche, kann vor dem Wurmfraß des Unglaubens retten. Dann wird wieder Kirchenzucht möglich werden, die gegenwärtig unmöglich und doch ein nothwendiges Erfoderniß für den gesunden Bestand jeder wahren Kirche ist.

Ref. möchte gern dem edeln Verf., der ein wahres Bild der gegenwärtigen Zeitkämpfe hinstellt, über die letzten Dinge beistimmen und mit ihm dieselben erwarten, wenn er sich Ungefügiges zurechtzulegen wüßte. Verglichen mit frühern Jahrhunderten hat sammt der geistigen Erhebung des Christenthums ein Glaube gelitten der Berge versetzt, besonders ist unsern Tagen der Kirchenglaube überhaupt verschwunden, wie dem 16. Jahrhundert der römisch-katholische Kirchenglaube. Er hat sich in philosophischen Schulenglauben umgesetzt, beruft sich auf Hegel, St.-Simon, Fourier u. s. w. Wie ist das Verlorene herzustellen, da Glaube eine Kraft ist und die alten Kräftigungen der Schwäche nicht mehr ausreichen, da selbst der Schulenglaube auf eine vermeintliche Einsicht von Gottes Wesen und Organisation der Menschheit sich stützt? Natürlich hilft keine Orthodoxie, auch nicht die halb kirchliche halb philosophische Schleiermacher's. Autoritäten außer dem Ich haben von jeher stark in der Welt gewirkt, Moses, Christus, Päpste, Mohammed, Luther, auf verschiedene Weise, aber immer nur so lange sie galten und persönliches Uebergewicht die Herzen bezwang. Ein überliefertes Bekenntniß soll „selbständig verstanden und frei sich angeeignet werden" — das Dogma der Trinität als „theologischer Mittelpunkt des Christenthums" (S. 445) ist darunter —, aber man versteht es eben nicht, hält es für keine Heilslehre, findet die Vermittelung durch Schrift und Kirche ungenügend, kann sich nicht frei aneignen. Unabhängigkeit vom Staat bringt Sekten wie in Nordamerika, der Begriff einer protestantischen Kirche geht unter in demjenigen von Gemeinden und Kirchen; solche demokratische Grundlage gibt keine centrale gemeinschaftliche Spitze der Pyramide, keine alle Gläubigen umfassende Volkskirche. Kirchenzucht ist das Samenkorn der Hierarchie, und die römisch-katholische ist naturgemäß daraus erwachsen. Jene frommen Wünsche der Freunde einer sichtbaren protestantischen Kirche kommen daher irgend einer Art des Katholicismus nahe, den man nicht hat, und in seiner alten Weise nicht haben will. Könnte der alte neu werden, was er nicht kann, es wäre zu hoffen; nur würde durch ihn das Wesen des Protestantismus zerstört. Der Staat selber, an dessen Hülfe der Katholicismus sich stets lehnte und dessen Schirm auch der Protestantismus verlangen mußte, ist neuerdings in europäischen Erschütterungen begriffen deren Ergebniß nicht vorauszusehen. Mit solchem Zustande, wofür menschliche Prophezeiung kaum Wahrscheinlichkeiten darbietet, gehen wir Lebenden der Zukunft entgegen, und die Glieder der unsichtbaren Kirche werden dennoch getrost sein und Gott vertrauen. 34.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 140. — 19. Mai 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Wenden wir uns nunmehr zu Garzweiler, dem negativen Princip der von uns als Centrum bezeichneten Gruppe. Wie alle hervortretenden Figuren des Romans, so nimmt auch diese ein doppeltes Interesse für sich in Anspruch, nämlich einerseits ein specielles psychologisches, andererseits ein allgemein politisches. Ueber das letztere brauche ich wol kein Wort hinzuzufügen. Garzweiler ist Exjesuit und geistlicher Rath des Kurfürsten — damit ist Alles gesagt was über seine Stellung zum Staate, zum Hofe, zum Volke, zu den Bewegungen der Zeit u. s. w. gesagt werden kann. Die Jesuiten sind ja in neuester Zeit hinlänglich conterfeit, und daß ein Exjesuit keines besondern Conterfei bedarf, sieht Jeder ein der sich an Worten wie „Thier" und „Unthier" gemerkt hat, daß die Negirung gar häufig zur Potenzirung umschlägt. Was also von den Jesuiten im Allgemeinen gilt, gilt auch von diesem; aus diesem Allgemeinen aber hat der Dichter eine so individuelle und lebensvolle Persönlichkeit zu gestalten gewußt, daß sich die Zeichnung desselben den gelungensten Zeichnungen ähnlicher Figuren an die Seite stellen darf. Zwar einen so großartigen, vielseitigen, sichern, dämonischen und haarsträubenden Jesuitismus als Rodin entfaltet Garzweiler in seinen Intriguen und Machinationen nicht, aber dafür ist sein Thun und Treiben feiner und gleißnerischer, und was die Hauptsache ist, noch nicht ganz und gar den bessern Regungen und natürlichen Gefühlen entfremdet. Rodin können wir nur bewundern und hassen, Garzweiler müssen wir außerdem noch beklagen. Die Bewunderung Rodin's ist nur eine Bewunderung des Verstandes von Seiten des Verstandes; das ästhetische und moralische Gefühl kann ihn nur verabscheuen, und es findet sich kein Moment in Rodin's Wesen durch den dieser Zwiespalt des Interesses vermittelt würde. Diesen Fehler hat Koenig zu vermeiden gewußt. Garzweiler ist noch nicht so ganz dem Jesuitismus verfallen, daß er nicht in seinem Innersten sein jesuitisches Treiben selbst verachtete und eine Sehnsucht empfände zum Einfachen, Natürlichen, Sittlichen zurückzukehren. Dies müssen wir an ihm achten, Dies muß uns eine Theilnahme an ihm einflößen die weit über das Interesse einer kalten Bewunderung hinausgeht. Wenn daher die Schritte die er thut um jene Sehnsucht zu befriedigen mislingen, wenn seine natürliche Tochter seine Vaterschaft aus sittlichem Gefühle zurückweist, wenn er durch eine unglückliche Combination von Umständen in seine alte Bahn zurückgedrängt wird: können wir ihn nicht rein verabscheuen, sondern müssen ihn zugleich bemitleiden; wir können ihn überhaupt nicht ganz und gar aufgeben, sondern müssen mitten in seinem ränkevollen, heuchlerischen, mephistophelischen Treiben noch ein nicht ganz zu vernichtendes, vielmehr in und mit dem Zerfall der negativen Seite zur neuen und freien Entfaltung gelangendes positives und bleibendes Moment in ihm anerkennen. Es kann die Frage aufgeworfen werden: ob es nicht eine unnatürliche und unchristliche Härte vom Dichter sei, daß er die bessere Regung in Garzweiler so ganz ohne Succeß sein, ja sogar zum Unglück für ihn ausschlagen läßt, und ob er nicht lieber den Gang der Erzählung so hätte wenden müssen, daß sich daran das Wort der Bibel erfüllt hätte, wonach Gott an einem Sünder der Buße thue mehr Freude habe als an tausend Gerechten. Es ist nicht zu leugnen, daß sich dieses Gefühl beim Lesen einstellt, und es wäre jedenfalls dem Dichter zu rathen gewesen seinen gegen das Gefühl gewählten Entwickelungsgang etwas stärker zu motiviren. Der Entwickelungsgang selbst aber ist vollkommen richtig und konnte unter den bestehenden Verlangen und Bedingungen durchaus kein anderer sein. Denn jene Sehnsucht Garzweiler's nach dem Genusse eines natürlichen, unschuldigen Lebens ist zwar allerdings eine Regung des bessern Theils in ihm, aber darum keineswegs schon eine wirkliche Buße, ja es liegt sogar eine neue Anmaßung, ein neuer Uebermuth darin, einerseits weil er hofft ohne Weiteres aus der Unnatur zur Natur, aus der Schuld zur Unschuld zurückspringen zu können, als ob wirklich die von der Prinzessin des gestiefelten Katers beliebte Proclamation einer „verlorenen aber glücklich wiedergefundenen Unschuld" mehr als ein lustiger Unsinn wäre; andererseits weil er Anspruch darauf macht gerade da Glück zu ernten wo er Sünde gesäet und da als Vater sofort Anerkennung zu finden wo er

sich Jahre lang als Vater verleugnet hat. Daß ihm diese Hoffnungen und Ansprüche zu nichte gemacht wurden, kann also wol unser Mitleid verdienen, ist aber darum keineswegs eine Härte, sondern nur ein gerechter Act der moralischen Weltordnung. Nicht in einem ruhigen, genußreichen Leben konnte Garzweiler seine Schuld abbüßen, sondern nur in einer beharrlichen, jede Selbstsucht abschüttelnden, allein dem Guten gewidmeten Thätigkeit und in durchaus uneigennütziger Verwendung der ihm verliehenen Kräfte. Da er dessen nicht fähig ist, so muß er natürlich in sein früheres Treiben zurücksinken und darin zu Grunde gehen, d. h. er muß, da er sich nicht auf positivem Wege läutern und klären kann, diese Läuterung auf negativem, tragischem Wege, nämlich durch Selbstaufreibung seines negativen Theils zu Stande bringen. Der moralische Untergang und das tragische Ende Garzweiler's ist also vollkommen gerechtfertigt. Nicht in gleichem Grade dürfte der besondere Modus seines Untergangs befriedigen. Imposant zwar und zugleich von treffender Symbolik ist es, daß er unter der zusammenstürzenden Jesuitenkirche, die er gegen Forster's Betrieb dem Licht der Wissenschaft entzogen und seinem dunkeln, verrätherischen Treiben erhalten hatte, begraben wird; aber es kommt mir dieser Untergang im Verhältniß zu seinem Leben fast zu großartig, zu heroisch vor, und jedenfalls wäre es den ästhetischen Gesetzen entsprechender gewesen, wenn er an einem seiner jesuitischen Pläne selbst hätte zu Grunde gehen müssen, und wenn dieser Untergang zu seiner Hauptthätigkeit innerhalb des Romans, ich meine zu seinen feindlichen Machinationen gegen Franz Karl und Fides, in nähere Beziehung gebracht wäre.

Ein ähnliches Bedenken läßt sich gegen den Schluß erheben, mit welchem der Verf. die zweite Persönlichkeit die dem Baron als böser Dämon zur Seite gegeben ist, nämlich die Frau von Coudenhove, bedacht hat. Dieser nämlich läßt er, abgesehen davon, daß er ihre kupplerischen Pläne vereitelt und sie mit dem Kurfürsten eine Zeit lang in die Verbannung schickt, eine vollkommene Amnestie zu Theil werden, und übt also gegen dieselbe eine Nachsicht, wie sie sich kaum möchte rechtfertigen lassen. Freilich kann er sich auf die Geschichte berufen, die nun einmal gegen die genannte Dame galanter gewesen ist als die münchener Studenten gegen Lola Montez; aber hätte nicht der Dichter der poetischen Gerechtigkeit zu Liebe es sich erlauben sollen hier ein wenig burschikos zu sein und — Geschichte zu machen? Ich halte sonst den historischen Thatbestand sehr in Ehren und kann es nicht gutheißen, wenn der Dichter glaubt die Geschichte corrigiren zu müssen; aber sie ein wenig concentriren, anticipiren und das in ihr verborgen Gebliebene ans Licht hervorzuziehen — Das muß ihm durchaus gestattet sein, wenn nicht ein Theil seiner in ein Ganzes zusammengefaßten Lebensläufe ohne wirklichen Abschluß enden soll. Mehr aber hätte er hier wol kaum nöthig gehabt: denn wie glimpflich auch immer die Geschichte mit Frau von Coudenhove verfahren sein mag: Das läßt sich a priori annehmen, daß sie an ihr ihre Nemesisnatur nicht gänzlich verleugnet haben wird, und daß es also dem Verf. nicht schwer geworden sein würde aus ihren Annalen eine etwas nachdrücklichere Demüthigung der Gräfin herauszufinden. Daß ihr der Verf. dieselbe nicht aus besonderer Protection, sondern vielleicht nur deshalb erlassen hat, weil eben ein Leben wie das der genannten Dame die Strafe schon in sich selbst trägt, bedarf gar keiner Frage; aber diese blos innere Strafe, auf die der Verf. allerdings hindeutet wenn er am Schlusse die Gräfin auf das unter ihrem Balcon vorüberfahrende Paar Franz Karl und Fides „fremd und schnöde" herab, das Paar selbst hingegen „vergnügten Lächelns" zu ihr hinaufblicken läßt — ich sage, diese blos innere Strafe ist innerhalb der Poesie, die überall Fleisch und Bein haben will, zu ideell, zu rein moralisch; der Leser will dem bösen Princip gegenüber dafür, daß er sich eine Zeit lang von ihm hat ängstigen und beunruhigen lassen, zuletzt auch eine kleine Schadenfreude haben, und um diese, meine ich, wird er sich durch die Großmuth oder Galanterie unsers Dichters ungern geprellt sehen. Im Uebrigen gehört die Gräfin von Coudenhove unstreitig zu den interessantesten Figuren des Romans, und ihre ganze Denk- und Handelsweise, die Art wie sie Garzweiler zu verführen und von sich abhängig zu machen sucht, wie sie den schon alternden Kurfürsten immer noch zu reizen und für ihre Zwecke zu bearbeiten weiß, wie sie die Staatskassen aussagt, wie sie Franz Karl erst künstlich umgarnt und dann durch einen glücklichen Coup in ihre Schlingen zieht, wie sie mit ihren schönen Nichten speculirt, ja sich nicht scheut selbst mit der Brückenau ein Compagniegeschäft zu entriren &c.: — alles Dies ist mit ebenso viel Wahrheit angelegt als mit Geschick durchgeführt, und es sind darin alle jene Elemente enthalten welche die Geschichte der Höfe aus dem 17. und 18. Jahrhundert so interessant und piquant gemacht haben.

Ueber die tiefere, repräsentative Bedeutung der beiden Figuren Cäcilie und Jean Baptist ist das Hauptsächlichste bereits im ersten Artikel gesagt. An ihrer psychologischen Zeichnung dürfte vielleicht der Eine oder der Andere Anstoß nehmen, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie manche schwer zu vereinigende und befremdende Elemente in sich tragen. Wie, kann man sagen, ist es möglich, daß sich eine Person wie Cäcilie, die sich durchaus im Ideenkreise der Aristokratie bewegt, mit einem Manne gemein mache der nach ihrer Vorstellung der Canaille angehört? Und wie ist es umgekehrt denkbar, daß sich ein Mensch wie Jean Baptist, bei seinem derben, volksthümlichen, naturwüchsigen Wesen so ganz in eine aristokratische Neigung, in aristokratische Bestrebungen und Lebenspläne verliert? Allerdings liegt hierin ein Widerspruch. Aber dieser Widerspruch ist dem Dichter nicht etwa wider seinen Willen entschlüpft, sondern ganz augenscheinlich mit vollster Absicht als das eigenste und innerste Wesen beider Persönlichkeiten gefaßt. Der Dichter will eben an beiden zeigen wie gerade die Gegensätze am leichtesten sich

berühren und gegenseitig anziehen, weil nämlich jedes eigentliche Princip in seiner extremen Ausbildung nothwendig den Gegensatz schon in sich trägt. Cäcilie fühlt sich, seitdem sie von Stadion, ihrem Standesgenossen, verlassen, in ihrer privilegirten, exclusiven Stellung vereinsamt, und so kann es nicht fehlen, daß das Bedürfniß nach Gemeinschaft mit aller Heftigkeit bei ihr zum Durchbruch kommt und sogar, als sie auch bei Fürsten nicht reussirt, in Gemeinheit ausartet. Umgekehrt fühlt sich Jean Baptist durch den Reichthum den er urplötzlich erworben seiner niedern Sphäre entfremdet, und so ist es ganz natürlich, daß sich in ihm übermüthige, hochmüthige Neigungen regen. Rechnet man hinzu das Beiden gemeinsame sinnliche Element, die Vollblütigkeit und Heftigkeit ihrer Naturen — wie ist es zu verwundern, daß die beiden Gegensätze bei der ersten verlockenden Gelegenheit in diesem gemeinsamen Elemente elektrisch ineinander zucken? Ebenso natürlich und psychologisch wahr ist aber auch die Zeichnung ihres fernern Verhältnisses und ihres gemeinsamen tragischen Endes, aus dem gewiß Jeder der nur irgend mit ästhetischem Sinne begabt ist die poetische Schönheit und Tiefe des darin niedergelegten Gedankens, daß eine nur im Moment der Leidenschaftlichkeit, ohne wahrhaft edle Motive zu Stande gekommene Amalgamation des Adels und des Bürgerthums nur zum gemeinschaftlichen Untergange führen könne, im vollsten Maße herausfühlt.

Sonach bleibt uns unter den hervortretenden Persönlichkeiten des Romans nur noch Forster zu besprechen übrig, dessen Charakteristik und Geschichte in Folge der großen Ereignisse, die soeben, indem ich diesen Aufsatz schreibe, eingetreten sind, ganz offenbar die bedeutungsvollste und interessanteste Partie des ganzen Romans ist, weil in ihm und der ihn umgebenden Sphäre die großen Ereignisse seiner Zeit, die in den Vorgängen und Entwickelungen der Gegenwart nun schon zum zweiten male ihre Palingenesie erleben, ihre unmittelbarste, treueste und lehrreichste Spiegelung finden. Während alle übrigen Personen die innerhalb des eigentlichen Romans eine der Hauptrollen spielen mehr oder weniger nur Schöpfungen oder Gebilde der Phantasie sind, ist Forster unmittelbar aus dem Leben, mitten aus der wirklichen Geschichte herausgegriffen und wenn auch poetisch verklärt, doch durchaus treu und der Wahrheit gemäß geschildert. Insofern bietet also Forster außer Dem, daß er ein wesentliches Glied des künstlerischen Ganzen ausmacht, noch ein ganz selbständiges, über die Poesie hinausgreifendes, rein historisch-politisches Interesse, welches natürlich jetzt, wo eben die ganze Spannung der Gemüther nur der Geschichte und Politik zugekehrt ist, das poetische weit überwiegt, ja es ganz in sich verschlingen würde, wenn es nicht vom Dichter mit demselben auf das innigste und lebendigste verschmolzen wäre.

Bekanntlich ist es Gervinus' Verdienst in neuerer Zeit zuerst wieder mit Nachdruck auf die historisch-politische Bedeutung Forster's hingewiesen zu haben. Schon in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" schreibt er: Inmitten der allgemeinen Trostlosigkeit und Rathlosigkeit in welcher sich die Notabilitäten der deutschen Literatur der Französischen Revolution gegenüber befunden hätten, habe vor Andern Ein Mann in öffentlichen Schriften an dem rechten Urtheil sowie an dem Glauben festgehalten, daß trotz des Spiels der rasendsten Leidenschaften dieses Schauspiel nicht von einem blinden Zufall, nicht von einem boshaften Teufel der Welt zwecklos bereitet sei, und dieser Eine sei Georg Forster gewesen. Obschon derselbe wie kein Deutscher ganz in der Nähe dem Chaos der menschlichen Willkürlichkeiten, der Eitelkeit, dem Eigennutz, den Intriguen der Parteien zugesehen, obschon sein Auge am dichtesten auf den Greueln geruht habe welche die Früchte der Revolution zu vergiften drohten, so sei er doch nicht an ihr irre geworden, sondern habe, selbst als ihm schon das Herz gebrochen war, noch dem Schicksal und der Menschennatur vertraut und sich durch den vorläufigen übeln Ausgang der großen Reformation seinen Begriff vom moralischen Zusammenhange der Dinge nicht rauben lassen. Er sei ein größerer Politiker gewesen als die größten die wir schlechtverdientermaßen mit diesem Namen beehrten, er habe die Anlage gehabt ein wahrhaft großer Staatsmann zu werden, er sei praktisch, wie sein Freund Lichtenberg literarisch, dem kleinlebigen Geiste des deutschen Volks zum Opfer gefallen, und habe seine größten Gaben unentwickelt zu Grabe getragen. Auch ihm habe sich zwar damals, als man in Deutschland aus der Theilnahme an dem Geschicke der Menschheit ein Verbrechen gemacht habe, der jedem ehrlichen Deutschen zunächstliegende Gedanke aufgedrängt sich auf sich selbst zurückzuziehen und für sich allein zu sorgen; aber der thatsinnige Mann, der in England aufgewachsen sei und als Knabe schon die Welt umsegelt, in Deutschland aber vergebens nach einem großen praktischen Wirkungskreise gerungen habe, sei dieser Engherzigkeit nicht verfallen, sondern habe es vorgezogen sich dorthin zu wenden wo jene sympathetischen Gesinnungen kein Verbrechen waren; und Dies habe er nicht aus fliegender Hitze, sondern principiell und aus einer ruhigen, selbst phlegmatischen Natur heraus gethan: denn sich aus dem Vaterlande Nichts zu machen, Das habe ja das deutsche Vaterland in Theorie und Praxis selbst gelehrt, und nur dort ein Vaterland zu glauben wo Freiheit sei, Das habe er aus der Kenntniß von England und der Geschichte gelernt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Engländer über das Junge Oestreich und Alfred Meißner.

Ehe noch Wien seine Revolution gemacht, enthielt eine Anzeige im „Atlas" von „Meissner's poems" („Gedichte von Alfred Meißner", Leipzig 1847) unter Anderm Folgendes: „Alfred Meißner gilt für einen mannhaften poetischen Vertreter des sogenannten Jungen Oestreich. Sein Stil, seine Moral, seine entschiedene Richtung, Alles gehört jener heftigen, durch despotisches Regiment hervorgerufenen demokratischen Bewegung an.... Es ist schwer zu sagen was das Junge Oestreich eigentlich will, d. h. was die Jungen Oestreicher aufrichten wollen;

denn daß sie Alles einzureißen beabsichtigen steht fest. Im Punkte der Religion folgen sie der Fahne des Pantheismus welche der äußerste Flügel der jungen Hegelianer entfaltet; in der Politik sind sie Einebener. Das Vaterland dünkt ihnen nur insofern etwas Greifbares als es ein Ort ist Unruhen darin anzustiften. Die Ehe und ähnliche geringfügige sociale Einrichtungen halten sie für Dinge die sich entbehren lassen, und in ihrer Wonne die Reichen den Verwünschungen der Armen bloß zu stellen sind sie echte Ohnehosen.... Die Sympathien des Jungen Oestreich gehen ins Blaue. Es macht sie ungeheuer glücklich einen Gegenstand dafür zu finden, ob eine Nation oder einen Einzelnen. Von selbst versteht sich, daß ihr Begünstigter mit der Ordnung der Dinge in welcher er lebt und gelebt hat in Opposition gewesen oder noch ist. Auf Zeit und Ort kommt beiweitem weniger an. Der Kanonendonner von Missolunghi verdoppelt ihren Herzschlag; sie erheben sich für die alten Hussiten, gleich als ob die aus Ziska's Haut gespannte Trommel ihnen vor den Ohren wirbele, und daß sie sich fort und fort für die Polen begeistern, liegt auf der Hand. Unter den Einzelnen erscheint Lord Byron ihr Liebling. Das excentrische Wanderleben des englischen Lords, seine Verachtung bestehender Institutionen und sein nicht überstrenges Sittensystem qualificiren ihn durch und durch zum Ideal dieser lärmenden und polternden Dichter. Es ist bezeichnend, daß in einer «Helden» überschriebenen Abtheilung von Meißner's Gedichten die aufgezählten Helden die Girondisten sind und Hölderlin, Shelley, Byron, und George Sand..... Ordentliche Leute nehmen an den häufigen Anspielungen der Jungen Oestreicher auf religiöse Gegenstände Anstoß. Sie tragen nicht wie die Philosophen des 18. Jahrhunderts Haß und Verachtung gegen die Persönlichkeiten des Christenthums zur Schau, sondern gebrauchen nach dem Vorgange einer neuern Freidenkerschule die Namen jener Persönlichkeiten zu Losungsworten für den ausschweifendsten Demokratismus. Ausdrücke deren der Gründer des Christenthums gegen die Reichen oder gegen die Pharisäer sich bedient hat werden im Munde dieser wilden Dichter zu Angriffen auf Aristokratie und Klerus. Es zwickt selbst an poetische Uebertreibungen gewöhnte Ohren, wenn George Sand ein Nikodemus genannt wird, der sich zur Nachtzeit Rath erhole bei — Lamennais. Der descensus vom schlechten Geschmacke in religiösen Dingen zur absoluten Gotteslästerung ist facilis, und es ließen sich ein oder zwei Gedichte als Beweis ausheben, daß das Junge Oestreich dem Rutscher keineswegs abhold ist.... Nach den von Meißner und seinem Freunde Mautner — einer gewaltigen Feder — gelieferten Proben zu urtheilen, unterscheidet sich das Junge Oestreich beträchtlich von jenem Jungen Deutschland welches bald nach der Julirevolution auftrat, Heine voran. Das Junge Deutschland befleißigte sich stets einer gewissen französischen Leichtfertigkeit, predigte Unglauben und Republikanismus ungefähr wie Jules Janin; aber Spaß kennt der Junge Oestreicher nicht. Er will in seiner Moral nicht strenger sein als sein Vorläufer, ausgenommen wenn er auf einen Augenblick den finstern Sittenrichter spielt um die Laster eines unglücklichen Aristokraten tüchtig zu geißeln. Dann scheut er selbst eine Sünde nicht, sündigt absichtlich und grausam. Er ist ungestüm verliebt, oder Eine hat ihm, oder er hat Einer das Herz gebrochen, oder er denkt stark daran einem Nebenbuhler den Degen durch den Leib zu rennen, oder er will auf irgend einer Seereise seinen Gefühlen Luft verschaffen; aber in Alledem ist keine badinage. Das Junge Oestreich gibt uns zu verstehen, eine Privatangelegenheit habe es unangenehm berührt, weiht uns mehr in die Unannehmlichkeit als in die Sache ein, und schließt mit der Erklärung: daß ihm nur die Hoffnung bleibe auf ruhmbedecktem Schlachtfelde — der Himmel mag wissen wo und wann — für die Freiheit fechtend zu sterben.... Poetisch besehen ist das Junge Oestreich ein ganz schmucker Junge, besonders Meißner, denn das bisher Gesagte gilt gleichmäßig von ihm und Mautner. Ohne Shelley's Phantasie besitzt Meißner einen großen Theil von Shelley's Ernst und streift nie sein poetisches Gewand ab. Georg Herwegh und andere republikanische Dichter lassen es sich oft so angelegen sein aus dem Herzen zu reden, daß sie es nur in gereimten Worten thun. In einer gewissen melancholischen Laune und Färbung ähnelt Meißner dem Nikolaus Lenau, und wenn er praktischer in seinen Angriffen ist, so fehlt ihm dagegen jene wundervolle, Lenau vor allen Dichtern auszeichnende Fähigkeit leblose Gegenstände zu personificiren. Nebenbei ist es freundlich von Meißner, daß er dem armen, jetzt geisteskranken Lenau, der alles Gute verdient was ihm nachgesagt werden kann, einige geistreiche und lobende Zeilen gewidmet hat.... Meißner's Gedichte — von seinem „Ziska" reden wir jetzt nicht — sind insgesammt mehr oder weniger kurz, und zerfallen im Allgemeinen in revolutionnaire und Gefühlsdichtungen. Wo die Leidenschaft spricht, zeigt er und Mautner Kraft und Innigkeit, und unsers Bedünkens sind Beide in rein leidenschaftlichen Ergüssen einander ziemlich gleich. Wo es mehr auf poetische Ausarbeitung ankommt, steht Meißner unstreitig höher...." 10.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Adresse der zum Senate nicht gehörenden akademischen Lehrer an den illustren Senat der Universität Jena. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Ngr.

Offener Brief eines preußischen Ober-Lausitzers an die Sachsen. Görlitz, Heinze u. Comp. 8. 1 Ngr.

Brummelkamp, A., Holland in Amerika oder die holländische Colonie im Staate Michigan. Mitgetheilt für Auswanderer. Aus dem Holländischen von G. A. Mühlheim an der Ruhr, Nieten. Gr. 12. 5 Ngr.

Canstatt, C., Die Organisation der Arbeit und des Armenwesens. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 4 Ngr.

Drobisch, T., Kasernenlieder. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 5 Ngr.

Eisenmann, Bericht an seine Wähler in Nürnberg und Bayreuth über unsere Zustände und Aufgaben. Bayreuth. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Ideen zu einer Teutschen Reichsverfassung. 2te Auflage. Erlangen, Enke. Gr. 8. 7 Ngr.

Grolmann, v., Bemerkungen über das Großherzogthum Posen. Glogau, Flemming. 8. 3 Ngr.

Hofferichter, T. und F. Reder, Deutsche Lieder. Breslau, Scholz. 8. 2½ Ngr.

Hundeshagen, F., Das deutsche Parlament. An das deutsche Volk und seine Vertreter in Frankfurt a. M. I. 2ter Abdruck. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 5 Ngr.

— — Die Reform und nicht die Republik. Ein Wort an das deutsche Volk und zunächst an die Bewohner Badens. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Kritz, A. H. A., Blicke nach Schlesien besonders in Hinsicht auf die Nothleidenden in den Kreisen Pleß und Rybnik. Merseburg, Garcke. 8. 5 Ngr.

Mecklenburgs Wünsche. Lübeck. Gr. 8. 3 Ngr.

Metternich, Deutschlands größter Comödiant außer Engagement. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Neuberth, J., O Haupt! Die Ahnungs- und Warnungsstimme von der blutigen Katastrophe zu Berlin. Berlin, Mai. Gr. 8. 3 Ngr.

Neumann, Die Grundzüge der zugesicherten Preußischen Constitution erläutert für den Bürger und Landmann. Görlitz, Heinze u. Comp. 8. 1½ Ngr.

Unsere Noth und unsere Hülfe! Beleuchtet in drei freien Vorträgen über: 1. die Noth im preußischen Gewerbestande, 2. das gegenwärtige Unbehagen in fast allen gebildeten Völkern Europa's, 3. eine unumgängliche Bedingung jeder gründlichen Hülfe, von einem Tuchfabrikanten. Grünberg, Weiß. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 141. —— 20. Mai 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Noch specieller und ausschließender hat sich Gervinus um Forster verdient gemacht durch seine mit Begeisterung geschriebene Charakteristik desselben und durch seine Betheiligung an der Herausgabe von dessen Schriften und Briefen, die in der That wie wenige werth waren wieder in das Gedächtniß der deutschen Nation zurückgerufen zu werden, weil sie, abgesehen von ihrer Bedeutung für die Erd- und Naturkunde, uns das Bild einer Persönlichkeit aufrollen in der sich wie in wenigen die großen Kämpfe und Bewegungen der damaligen Zeit, die letzten Zuckungen des scheidenden wie die ersten Lebensregungen des kommenden Jahrhunderts, klar und scharf widerspiegeln und uns eine Reihe von politischen Ansichten eröffnen die von dem tiefsten Einblick in den Entwickelungsgang der Geschichte, der treffendsten Beurtheilung der bestehenden und werdenden Zustände, der reinsten und feurigsten Begeisterung für das Wohl der Menschheit die überraschendsten Zeugnisse ablegen. So wurde Forster durch die Bemühungen eines ihm offenbar geistverwandten Mannes zunächst wieder in die Literatur eingeführt und gelangte auf diese Weise wenigstens innerhalb der gelehrten Welt zu der ihm gebührenden Anerkennung. Hiermit aber war dem Verdienste und der Bedeutung des Mannes keineswegs schon genug gethan. Nicht blos dem engern Kreise der Gelehrten und Literaten, sondern dem gesammten deutschen Volke mußte er wieder zugeführt werden, und so war es also von Koenig ein ebenso sehr aus Anerkennung entsprossener als Anerkennung verdienender Gedanke die Persönlichkeit und Geschichte Forster's einem historisch-poetischen Roman einzuverleiben.

Es fragt sich nun, wie hat Koenig diese Aufgabe gelöst? Um hierauf antworten zu können, ist es durchaus nothwendig seine Charakteristik mit demjenigen Bilde in welchem sich uns Forster in seinen Briefen und sonstigen Schriften selbst dargestellt hat zu vergleichen. Ich habe mich dieser ebenso interessanten als belohnenden Arbeit unterzogen und muß erklären, daß mir selten ein das Original so treu und gewissenhaft wiedergebendes und doch zugleich so lebendig als Glied in ein größeres poetisches Kunstwerk eingreifendes Portrait wie das welches Koenig von Forster entwirft vorgekommen ist. Der Dichter hat bei dieser Zeichnung eine Gewissenhaftigkeit und Pietät, eine Versenkung in das Object an den Tag gelegt die in unserer tendenziösen Zeit, in welcher das Subject die Objecte bald mit, bald ohne seinen Willen für seine Absichten und Zwecke zurecht zu machen pflegt, eine in der That höchst seltene Erscheinung ist. Zufolge dieser Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung von Seiten des Darstellers finden wir in dem Bilde fast keinen Zug der nicht entweder dem Selbstbekenntnisse Forster's geradezu entlehnt oder doch wenigstens ganz im Geist und Wesen desselben construirt wäre. Dies gilt namentlich von den Ansichten und Aussprüchen die er ihm in den Mund legt. Diese sind fast sämmtlich wörtliche oder concentrirte Wiederholungen der schlagendsten und charakteristischsten Stellen aus Forster's Schriften und Briefen; aber freilich mit so viel Geschick und Feinheit dem Ganzen eingefügt, daß wir beim Lesen, falls uns nicht die Quellen schon vorher bekannt waren, von der allerdings mosaikartigen Arbeit nicht das Geringste bemerken, sondern durchaus den Eindruck empfangen wie wenn Alles und unmittelbar in einem Gusse aus der Phantasie des Dichters herausgeflossen wäre. Wo aber der Dichter wirklich einmal von sich selbst Etwas hinzugethan, da hat er so sehr die Denk- und Ausdrucksweise Forster's getroffen, daß umgekehrt Derjenige der Forster bereits aus seinen eigenen Schriften kennen gelernt hat zu glauben geneigt ist, auch hierin nur künstlich einverwebte Citate oder Excerpte vor sich zu haben. Dieselbe Wahrheit und Treue prägt sich auch in der Darstellung von Forster's Handlungen und Erlebnissen aus. Zwar hat sich hier die versinnlichende Phantasie des Dichters etwas selbständiger und reicher bethätigen, und zu Dem was ihm die Geschichte überliefert hat im Einzelnen Manches hinzu erfinden müssen; aber auch diese Zusätze sind durchaus dem Wesen Forster's entsprechend, und zu nicht wenigen derselben finden sich in den Briefen Forster's die wenn auch noch so leise angedeuteten Grundzüge. Mit welcher Vorsicht er übrigens hierbei zu Werke gegangen, zeigt sich unter

Anderm auch darin, daß sich alle etwanigen Zuthaten der Phantasie nur auf das Privatleben Forster's beziehen, sodaß sein öffentliches, vorzugsweise der Geschichte angehöriges Leben durchaus mit strengem Anschluß an die Geschichte dargestellt ist.

Bei dieser Uebereinstimmung des von Koenig entworfenen Portraits mit seinem Original in allen einzelnen Zügen versteht es sich von selbst, daß auch der Totaleindruck desselben dem Gesammtbilde das uns aus Forster's eigenen Schriften entgegentritt bis auf einen gewissen Grad entsprechen muß. Koenig aber hat sich bei der Erzielung dieser blos summarischen Correspondenz keineswegs beruhigt, sondern in seiner Darstellung auch den innersten und verborgensten Kern seines Objects zu treffen gesucht. Und auch hierbei hat er die Tiefe und Objectivität seiner Anschauung im hohen Grade bewährt, und ist namentlich in die rein persönliche Seite, in das eigentliche ἴδιον von Forster's Wesen freier und unbefangener als sein Vorgänger Gervinus eingedrungen. Während nämlich Gervinus in seiner Charakteristik fast nur das öffentliche Auftreten Forster's in Betracht zieht, und hierbei wieder das Hauptgewicht auf seine politische Bethätigung legt, versenkt sich Koenig daneben auch in das Privatleben des Mannes, namentlich in seine Verhältnisse zu Frau und Kind, in seine ökonomischen Verhältnisse, in seine pathologischen Zustände, in seine gesellschaftlichen Beziehungen u. s. w., und wenn ihm Dies einerseits Gelegenheit gibt manche stillere Tugend Forster's noch mehr als Gervinus ans Licht zu ziehen, so gewährt es ihm andererseits auch einen tiefern Einblick in dessen Schwächen und Gebrechen und bewahrt ihn vor einer declamatorisch-enkomiastischen Ueberschätzung der politischen Bedeutung desselben, von welcher die Charakteristik von Gervinus nicht ganz freizusprechen ist. Denn wenn Gervinus in Forster nicht blos einen Mann von der feurigsten Freiheitsliebe, von der edelsten Begeisterung für das politische Heil der gesammten Menschheit, von dem treffendsten Urtheil über die großen Weltbewegungen seiner Zeit, sondern auch einen großen Praktiker, einen großen Staatsmann sieht, wenn er unter Anderm von ihm sagt, er müsse uns ein edles Vorbild praktischer Ausbildung, als ein Muster von energischer Charakterentfaltung, als ein Bahnzeiger für die politische Richtung vorleuchten, wenn er mithin nicht blos seinen politischen Ansichten und Gesinnungen, sondern auch seinen politischen Handlungen und Bethätigungen die unbedingteste Bewunderung und Nacheiferung gezollt wissen will, und wenn er namentlich auch seinen Anschluß an die Französische Republik nicht blos zu entschuldigen, sondern auch zu rechtfertigen sucht: verläßt er offenbar den Standpunkt der völlig unbefangenen, ruhigen Betrachtung, da die Forster'schen Briefe, sowie auch die politischen Schriften desselben auf Jeden der sie ohne vorgefaßte Meinung liest den Eindruck machen, daß Forster zwar ein Mann von den edelsten und freimüthigsten Gesinnungen, aber keineswegs von jener besonnenen, consequenten, durchgreifenden Thatkraft war welche sich nicht blos in die Verhältnisse fügt, sondern dieselben seiner tiefern Einsicht gemäß selbst schafft und gestaltet. Allerdings dringt Forster oft genug in seinen Schriften darauf, daß nicht blos geredet, sondern auch gehandelt werden müsse; aber er selbst entfaltet darum keineswegs eine wirklich active Natur. Denn was hat er eigentlich aus reinem, freiem Antriebe gethan? Selbst sein Eintritt in den Club stellt sich durchaus nicht in diesem Sinne dar. Er entschloß sich dazu keineswegs mit aller Ueberlegung einer ganz ruhigen Natur; sondern nach längerm Schwanken, bei welchem sich oft ein entschiedener Widerwille gegen das clubistische Treiben ausspricht, wurde er endlich von dem Drange der Verhältnisse dazu fortgerissen, es war daher mehr ein passiver als ein activer, mehr ein fatalistischer als „grundsätzlicher" Schritt, und Koenig hat daher, wenigstens nach meinem Gefühl, durchaus das Richtige getroffen, wenn er diesen Schritt als die tragische Katastrophe in Forster's Leben betrachtet und Franz Karl, den Vertreter der vaterländischen Gesinnungen, auf die Worte wodurch Forster seine Handlungsweise zu vertheidigen sucht erwidern läßt:

> O mein Freund! Ich sehe wohl, Ihr edles Herz verläßt Sie auf keinerlei Wegen: was darf ich mir da versprechen? Ich muß es aufgeben Sie für meine Absichten zu gewinnen. Was vermöchten meine Worte? Ihr Herz bleibt Ihnen immer doch näher, und indem es Ihnen jeden Augenblick mit großen, uneigennützigen Entschließungen zuspricht, können Sie, einem so edeln Begleiter vertrauend, sich in alle Irre verlaufen, und werden, von ihm selbst in ihren Täuschungen bestärkt, jedes fremden Zuspruchs lächeln. Nein, ich muß es aufgeben Sie zu widerlegen. Aber auch von Ihnen kann ich mich nicht überzeugen lassen. Und wenn ich Alles könnte, selbst meinem Stand, meiner Familie, meiner Liebe entsagen, so könnte ich die Richtung nicht verlassen, in der ich dem tiefsten, wenn auch unerklärbaren Triebe meiner Seele folgen muß.

Darin also, daß Koenig in Forster nicht so unbedingt wie Gervinus das Vorbild eines praktischen Politikers erblickt, vielmehr in ihm mehr den Mann von Kopf und Herz als den Mann der That erkennt, kann ich ihm nur beistimmen. Dagegen will es mir scheinen, daß er demzufolge allzu weit nach der entgegengesetzten Seite abgeirrt und gegen das Ende des Romans über die politische Bethätigung Forster's, über seine im Club gehaltenen Reden, über seine Sendung nach Paris, über seine dort gemachten traurigen Erfahrungen und letzten Erlebnisse fast allzu flüchtig hinweggeeilt ist, wodurch er freilich Raum gewonnen um so tiefer das rein menschliche Interesse für ihn zu erregen, aber sich die Gelegenheit geraubt hat in noch umfassenderm Maße seine treffenden und unter den gegenwärtigen Umständen doppelt interessanten Grundsätze über die politischen Fragen der damaligen und jetzigen Zeit dem Volksbewußtsein zu insinuiren. Freilich hallen jetzt von diesen Grundsätzen alle Zeitungen, alle Volksadressen, alle Landtagsverhandlungen, ja selbst schon die Proclamationen der Regierungen und des Bundestags wider, und etwas Neues ist daher aus ihnen nicht zu entnehmen; aber höchst interessant bleibt es trotzdem zu sehen wie diesel-

den Wahrheiten die jetzt endlich ihren allgemeinen Triumphzug durch Deutschland halten in Forster schon damals auf das entschiedenste und klarste ausgesprochen sind, sodaß wir, wenn wir sie lesen, die Aussprüche irgend eines freisinnigen Volksvertreters aus der neuesten Zeit vor uns zu sehen glauben.

Hütet euch, Mitbürger — so harangurit er einst die Mainzer — vor Denen die euch rathen die Hände in den Schoos zu legen und der Freiheit nicht entgegenzukommen; traut den Ohrenbläsern nicht, die euch gern beschwatzen möchten die alte Tyrannei unter einem neuen Namen wieder anzunehmen.... Dies ist aber ein Zeitpunkt wo kein guter Bürger unentschieden bleiben darf; Jeder muß jetzt zum allgemeinen Besten seinen kleinen Beitrag liefern, und vor Allem ist Jeder schuldig jetzt seine wahren Gesinnungen an den Tag zu legen. Nach diesen Grundsätzen, liebe Brüder, richtet mich. Ich finde mich in meinem Gewissen gedrungen öffentlich zu bekennen: 1) Daß mir die freieste Verfassung die beste scheint. 2) Daß wir es vor Gott und der Welt nicht verantworten könnten, wenn wir die Gelegenheit wo wir eine Verfassung bekommen können von uns stießen. 3) Daß man jedesmal, so oft es auf das dauerhafte Glück einer ganzen Stadt und eines ganzen Landes ankommt, auf einzelne Personen keine Rücksicht nehmen, viel weniger der Befriedigung einiger Weniger, wenn sie auch sonst unbescholten wären, die Freiheit und die damit verbundene moralische Veredelung Aller aufopfern darf. Endlich 4) daß Dies der glückliche, erwünschte Zeitpunkt wirklich ist, wo wir alle Kräfte anspannen müssen um die Freiheit und Gleichheit die unsere fränkischen Brüder uns darbieten mit Eifer und warmen Dankgefühlen anzunehmen und mit Muth bis in den Tod für ihre Beibehaltung zu streiten.

Und am Schlusse derselben Rede sagt er:

Eine Macht gibt es auf Erden die sollten alle vernünftigen Menschen erkennen; die Macht der Wahrheit meine ich, deren unwiderstehlicher Andrang jedes Hinderniß überwältigen und die unumschränkte Triebfeder unserer Handlungen werden muß. Nicht euch, Freunde der Freiheit und Gleichheit, nicht euch, die ihr auf dieses Grundgesetz geschworen habt, fodere ich hier auf der Wahrheit die Ehre zu geben und ihr gemäß zu wirken. Ihr bedürft meiner Auffoderung nicht, ihr seid schon durch den Eintritt selbst in unsern Bund zu Söhnen der Freiheit, zu rastlos wirkenden Freunden und Wohlthätern des Menschengeschlechts, zu Mitkämpfern der freien Franken gestempelt. Aber euch, Zuhörer und Mitbürger, die ihr noch nicht im heiligen Bunde der Brudertreue zu den Fahnen der Freiheit schwuret, euch muß ich hier noch einige Worte ins Herz reden. Ist eure Ehre euch gleichgültig oder nicht? Haltet ihr etwas auf euern guten Namen? Liegt euch daran, daß Franken euch hochschätzen und Deutsche euer Beispiel bewundern? Verdrießt es euch, wenn man von euerm Phlegma, von eurer Unentschlossenheit, von euerm Kleinmuth spricht? Wollt ihr lieber lebhaft fühlende, stark denkende Männer heißen? Soll man glauben, daß ihr wißt was ihr zu thun habt, daß ihr einen entschiedenen Charakter besitzt, euch nicht von jedem Winde hin- und herbewegen laßt, euch nicht fürchtet vor den Todten, d. h. vor dem seligen Domcapitel und seinem Fürsten, die das Frankenheer im lustigen Takt der Ça ira zu Grabe getragen hat? Soll nicht ewige Schande auf euerm Namen haften, soll die Nachwelt nicht sagen, im Jahre 1792, als die Franken anfingen die Welt von ihren Tyrannen zu befreien, da waren die Mainzer die einzigen trägen, unentschlossenen, von Sklavensinn und Feigheit niedergedrückten, fühllosen Geschöpfe die nicht froh der Freiheit entgegenjauchzten, die Einzigen die nicht mit Eifer, mit Männermuth, mit Kraft und That ihr Glück zu schätzen wußten; sollen nicht eure Kinder einst erröthen und sich schämen, wenn man sie Mainzer nennt, — so eilt, so strömt hinzu, so drängt euch heran und zeichnet eure Namen in das Buch, das die Wünsche freier Männer enthält; so laßt die Franken endlich sehen wie die Freiheit auch deutsche Männer begeistern kann; so erhalt euch von der entehrenden Betäubung worin ihr noch versunken seid, so verleugnet nicht länger euern Volkscharakter, die Stimmung zur leichten, heitern, geselligen Freude, zu Scherz und Fröhlichkeit, welche jedes Geschäft erleichtert und jede Arbeit versüßt; so fühlt den ganzen Umfang euers Glücks, so athmet aus freier Brust, so laßt euch nicht länger zurückhalten von dem Recht das euch gebührt, und tretet, tretet männlich und fest zum Handeln hervor, mit dem stolzen Bewußtsein, daß die Herrschaft dem ganzen Volke gehört!

Sind Das nicht Worte die ein Volksredner mit geringer Abänderung noch heute gebrauchen könnte? Nicht minder anwendbar für die Gegenwart erscheinen viele seiner Bemerkungen über die damaligen Ereignisse, z. B. folgende:

Das Große, Bewunderungswürdige dieses Augenblicks ist unstreitig die tiefe Ruhe womit 25 Millionen Menschen die Absetzung des Königs erfahren und im vollkommenen Vertrauen auf ihre gewählten Stellvertreter gebilligt haben.

Und folgende aus den „Pariser Umrissen“:

Wer ist nun aber dieser Geist des stürmenden Frankreichs? Ist es am Ende ein guter Geist oder ein feindseliger Dämon? Ein Meteor das blendend durch die Lüfte fährt, zerplatzt und keine Spur des Daseins hinterläßt, oder ein kräftiger Hauch des Lebens der in den Abgrund der Zeiten hinabsteigt und die kommenden Generationen zu einer noch nie gekannten Entwickelung vorbereitet? O, mein Lieber, wie kann ich Ihnen antworten? Fragen Sie Ihre Weisen und Schriftgelehrten, ob jenes halsstarrige Volk das wüthend über sich und seine Kinder das Blut des Gerechten herabrief, nicht vor den Augen des Menschengeschlechts, ein Denkmal seiner Verblendung, unheilbar durch Jahrtausende, in der Welt hat umherirren müssen! Und alsdann fragen Sie Ihr Herz: was wird das Loos eines Volks sein das allen Greueln der innerlichen Zerrüttung und allen Schwertern Europas muthig entgegenkämpft, und bei jedem neuen Kummer, voll der edelsten Selbstverleugnung, aus allen Städten und Dörfern in den rührenden Trostgedanken ausbricht: „Es kommt unsern Kindern und Kindeskindern zugute!“ Doch ich will Ihnen sagen was ich sehe. Ein helles Licht spielt um seine Locken; vom Blute der Erschlagenen trieft sein Schwert. Zürnend wie der Fernetreffer Apoll blickt er über seines Landes Grenzen, und ich vernehme deutlich die Donnerworte: Discite justitiam moniti!

(Der Beschluß folgt.)

Der Dichter Johann Jakob Balde.

A. Knapp hat in dem sechzehnten Jahrgang seiner „Christoterpe“ (S. 277—355) über J. J. Balde's Leben und Schriften einen gehaltvollen Aufsatz geliefert, welcher über den gewöhnlichen Kreis der Leser dieses Taschenbuchs bekannt zu werden verdient, ja selbst der Beachtung der Literarhistoriker, von denen er vielleicht übersehen werden könnte, nicht unwerth ist. Bei den frühern Literatoren sind die geschichtlichen Notizen über Balde, als wären alle Data zu seinem Leben zeitig schon verloren gegangen, sehr mager. Noch in der neuern Zeit konnte durch Herder, Orelli, Pauly u. A. nur wenig auf sein Leben Bezügliches aufgetrieben werden. Neuerdings erst haben wir es zwei Männern namentlich zu verdanken, daß der Flor der über dem längst entflohenen Leben des großen Dichters lag vielfach gelüftet wurde; diese sind Johann Benedict Neubig, in den Einleitungen und Anmerkungen zu seinen Uebersetzungen der „Oden,

Epoden und medicinischen Satiren" Balde's (Kempten 1828—33), und der Professor am Gymnasium zu Neuenburg an der Donau F. C. F. Cleska in einem Programm von 1842: „Balde's Leben und Schriften."

Johann Jakob Balde ward im Januar 1603 in Ensisheim, einem Städtchen am Oberrhein im Elsaß, geboren; seine Aeltern mögen wol nur arme Bürgersleute gewesen sein, die an seine Erziehung nicht viel mochten wenden können. Wahrscheinlich ward er frühzeitig zu Verwandten nach Baiern übergesiedelt; denn als Jüngling finden wir ihn um das Jahr 1620 auf der damals berühmten Universität von Ingolstadt wieder, außer den philosophischen und schönen Wissenschaften der Rechtsgelehrsamkeit obliegend. Als er der Vollendung seiner Studien nahe stand, machte die Schönheit einer Bäckerstochter in Ingolstadt einen tiefen Eindruck auf sein Herz. Er bewarb sich um die Erlaubniß ihr ein Ständchen auf der Mandoline bringen und dabei ein auf sie gedichtetes Sonett singen zu dürfen. Es geschah; aber das Mädchen achtete nicht auf sein Lied. Mehre Abende wiederholte er seine Melodien; das Fenster blieb verschlossen. Tiefe Melancholie beschlich sein Gemüth. Da tönte einesmals aus dem nahegelegenen Franciscanerkloster das Mettenglöcklein durch die stille Nacht; ein tiefer, langgezogener Chorgesang der Mönche traf des lauschenden Jünglings Ohr. Der gewaltige Gegensatz traf sein verirrtes Herz. „Diese Männer erheben sich Nachts vom Lager um ihrem Gott Loblieder zu singen — und du verschwendest eine Nacht um die andere deine Liebe an ein sterbliches Geschöpf, und sie hört dich nicht einmal! Genug ist's gesungen! Zerschlage dein Saitenspiel (Cantatum satis est; frangito barbiton. Silv. 7, 19; 9, 3). Er zerschmetterte seine Mandoline an der Mauerecke des Hauses und meldete sich am andern Morgen bei dem gerade anwesenden Provinzial des Jesuitenordens zur Aufnahme in denselben. Dieser wies den Exaltirten ernst zurück; aber Balde kam immer wieder, überwand den strengen, vorsichtigen Mann, ward zur Prüfung zugelassen, und nachdem er sie bestanden, in die unterste Stufe des Ordens aufgenommen, dessen feierliche Weihe er am 1. Juli 1624 empfing. Nachdem er einige Jahre lang in Landsberg, wo die Jesuiten ihr Novizhaus hatten, mit allem Eifer das Noviziat bestanden, und dabei seine Studien besonders in Poesie und Philosophie fortgesetzt hatte, kehrte er nach Ingolstadt zurück, lehrte erst Grammatik, erhielt aber bald darauf den Lehrstuhl der Poetik und Rhetorik und von allen Seiten strömten ihm Schüler zu. Sein Aufenthalt in Ingolstadt dauerte etwa von 1627—38. Unter den Gedichten welche seinen Namen zu einem der gefeiertsten in ganz Deutschland machten ragt das auf Tilly's Tod glänzend hervor; auch das originelle lateinische und deutsche Gedicht „De vanitate mundi" („Von der Eitelkeit dieser Welt"), zuerst 1638 gedruckt, zeugte von der Geschmeidigkeit seines productiven Talents. Ein anderes Lob- und Trostgedicht ist sein „Agathyrsus" über die Vorzüge der Magerkeit. Es war ihm damit ein voller Ernst, er empfiehlt Strenge gegen sich selbst, und züchtigt alle weltliche Pflege des Fleisches mit scharfer, oft zu derber Satire; er stiftete zugleich einen „Orden der Magern" (Ordo macilentorum), dessen Präses er war. Diese Gesellschaft, eine Art Mäßigkeitsverein, die gewiß ehrenhaft vielen Trink- und Eßcirkeln seiner durch Schwelgerei entarteten Zeit gegenüberstand, gewann zahlreiche Anhänger. Im J. 1638 ward Balde vom Kurfürsten Maximilian I. als Hofprediger nach München berufen. Seine wankende Gesundheit gestattete ihm nur wenige Jahre die Verwaltung der Hofpredigerstelle; aber in die Jahre seines Aufenthalts in München fällt die glänzendste Entfaltung seines Dichtertalents. Von München aus wendete sich Balde zu Anfang des Jahres 1648 nach Landshut, und ging 1654 als Prediger nach Amberg, von wo er aber seiner geschwächten Gesundheit wegen seinen letzten Wohnort Neuburg an der Donau bezog, wo er als Beichtiger des daselbst residirenden Herzogs Philipp Wilhelm von Baiern eine ruhige, ihm ganz zusagende Stellung gefunden zu haben scheint. Des Predigtamts, welches ihm auch in Neuburg übertragen worden war, ward er bald enthoben. Von 1657 an erscheint er bei der herzoglichen Familie als Gewissensrath. In diese Zeit fallen seine vielen satirischen Schriften und mehre Gelegenheitsgedichte. Von frühern Jahren her zur Hektik geneigt, deren Fortschritten er nur durch die strengste Diät einen Damm setzte, durch rastlose Meditationen und Arbeiten erschöpft, sah der edle Sänger während seiner beiden letzten Jahre sein Ende mit langsamen aber unaufhaltsamen Schritten herannahen. Vierzehn Tage vor seinem Heimgange ward er so schwach, daß er sich in die Kirche tragen lassen mußte, da die schwankenden Füße ihm den Dienst versagten. Seine letzte Feier in dem Tempel war der Empfang des heiligen Abendmahls, worauf er von seinen Freunden unterstützt in sein Zimmer zurückkehrte, welches er hinfort die letzten drei Tage nicht mehr verließ. Er entschlief am 9. Aug. 1668.

Am 9. August 1828 ward ihm ein aus einer schwarzen Marmorplatte bestehendes Denkmal in der Jesuitenkirche zu Neuburg feierlich geweiht. Daselbst besteht noch jetzt eine besondere Stiftung, aus welcher jährlich denjenigen Schülern des Gymnasiums welche sich in der Poesie auszeichnen silberne und bronzene Medaillen mit Balde's Portrait als Preise gereicht werden.

Balde war von hoher, schlanker Statur, trockenen, cholerisch-glühenden Temperaments, schwarzäugig und dunkeln Hauptbaars. Die von ihm noch vorhandenen Bildnisse zeigen sein schönes Haupt mit einer breiten, hochgewölbten Stirn, regelmäßiger, etwas gekrümmter Nase, fein geschnittenen Lippen und hagern Wangen.

Unter seinen Schriften bleiben die vier Bücher lyrischer Gedichte, ein Buch von Nachgesängen („Epodon") und neun Bücher lyrischer „Wälder" für unsere Zeit vorzüglich an Werth. Sie bestehen ungefähr aus 2—300 zu verschiedener Zeit entsprungenen Oden, in welchen die üppige Erfindungskraft, das tiefe männliche Herzensgefühl, das unendlich reproductive, in allen Regionen bildernde Gedächtniß und der pragmatische, philosophisch gebildete Verstand einerseits, und andererseits die Virtuosität lateinischer Sprachbildung und die rhythmische, freithätig bewegliche Gewandtheit miteinander wetteifern. Man wird vielleicht bei keinem andern Dichter sonst einen solchen Reichthum des Wissens, eine solche Masse des verschiedenartigsten Stoffes, eine solche Belesenheit in allen Classikern, eine solche ans Jongleurhafte grenzende Gelenkigkeit in Handhabung der Form antreffen wie bei Balde.

Von seinem guten Humor sind mehre Anekdoten bekannt. Einst fuhr er in einer Ferienreise mit seinen Freunden an einem Weinberge vorüber, auf welchem sehr saurer Wein wuchs. Da deutete er lächelnd hinauf und sprach:

Mons, ubi nativum vites lacrymantur acetum!
Schauet den Berg! Da weinen natürlichen Essig die Reben!

Ein andermal lieferte Hr. Walter, ein begüterter Pächter in der Nähe von Neuburg, dem jährlichen Herkommen gemäß einen Ochsen an das dortige Jesuitencollegium. Vergnügt über die freundliche Aufnahme die er bei den geistlichen Herren gefunden, und ein Verehrer Balde's, dessen heitere Stimmung er wol soeben auch kennen gelernt hatte, versprach er, im Begriff aufs Pferd zu steigen, einen zweiten Ochsen nachzusenden, wenn Balde, der gerade dabei stand, ihm aus dem Stegreif einen lateinischen Reim machen würde. Dieser war sogleich damit fertig und sprach:

Ascendat Walter, veniat bos unus et alter! *)
Steig', Walter, auf das Rößlein dein,
Ein Ochs komm' hinterm andern drein!

27.

*) In den Taubmanniana wird dieser Scherzvers Taubmann zugeschrieben. So ist wol auf ähnliche Weise manches Witzwort von dem Einen auf den Andern übergetragen worden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

᾿Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 142. —— 21. Mai 1848.

Die Clubisten in Mainz. Ein Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Auch in Rücksicht über die ersten Rückwirkungen der Französischen Revolution in Deutschland können wir Manches von ihm adoptiren, und Denen die um einzelner Fehlgriffe und Ausartungen willen das Ganze verdammen möchten entgegenhalten, z. B.:

Wenn wir nun gleich in politischer Hinsicht über die Revolutionsanfänger in Deutschland ein strenges Urtheil fällen, so gibt es doch einen andern Gesichtspunkt der uns wieder mit ihnen aussöhnt. Die ersten Versuche des Menschen der jetzt eben den Fesseln der Sklaverei entrinnt, und für sich allein seinen Weg durchs Leben zu wandeln anfängt, mögen noch so tölpisch und unbeholfen scheinen, dennoch erwecken sie eine Hoffnung in der Brust des Menschenfreundes die ihn an der weisen Lenkung der Schicksale seiner Gattung und an ihrer moralischen Causalität nicht verzweifeln läßt. Das absichtslose Zappeln des Säuglings, und die mit öfterm Fallen begleiteten Versuche zum Gehen des jährigen Kindes erfreuen das väterliche Herz, das in ihnen die Kraft des künftigen Jünglings und Mannes schon wahrnimmt. Freiheit, dieses höchste Ziel, dem der Mensch in sittlicher und bürgerlicher Beziehung entgegenreifen kann, wird ohne wiederholtes Ausgleiten und Irregehen nicht errungen; aber ist sie es nicht werth so theuer, ja theuerer noch erkauft zu werden? Wenn uns in den Ereignissen unserer Zeit die Schwäche, die Unbesonnenheit, die Kurzsichtigkeit der Menschen, die zum Genuß ihrer angeborenen Rechte hinanstreben, ein betrübendes Schauspiel gewähren, wo wäre die Billigkeit sie selbst dafür verantwortlich zu machen, da ihre lange Knechtschaft allein die Schuld aller ihrer Mängel und Gebrechen trägt?

Und so auch folgende in demselben Sinne gemeinten Worte:

Ich gestehe, daß ich mich in den Ausdruck, dessen sich auch wol kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann. Ein gewisses Volk (was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Freiheit begriffen ist) ist zur Freiheit nicht reif; die Leibeigenen eines Gutseigenthümers sind zur Freiheit noch nicht reif, und so auch die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht reifen wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist (man muß frei sein, um sich seiner Kräfte in der Freiheit bedienen zu können). Die ersten Versuche werden freilich roh, gemeiniglich auch mit einem beschwerlichern und gefährlichern Zustande verbunden sein als da man noch unter den Befehlen, aber auch der Vorsorge Anderer stand; aber man reift für die Vernunft nie anders als durch eigene Versuche, welche machen zu dürfen man frei sein muß u. s. w.

Allerdings gibt es neben diesen Aeußerungen auch viele die wir von unserm dermaligen Standpunkte, namentlich von unserm gehobenen Nationalbewußtsein aus entschieden zurückweisen müssen, und solche über deren Adoption wir durch den neuesten Umschwung der Dinge hinausgehoben zu sein hoffen, z. B. folgende Demonstration gegen den von gewissen Seiten freilich noch immer gepriesenen Moderantismus:

Die Erfahrung lehrt mit tausendfältigem Beispiel, daß in großen, entscheidenden Zeitpunkten die Mitteldinge, die nicht halb und nicht ganz, nicht kalt und nicht warm sind, durchaus gar Nichts taugen, alle Parteien beleidigen und Alles in Gährung bringen. Habt ihr denn noch nicht genug am Beispiel Frankreichs und der sogenannten Hof- oder Feuillantspartei? Erinnert euch, daß diese kurzsichtigen, kleinen Intriguanten, die immer nur unter der Decke spielten, heimliche Pläne und ränkevolle Cabalen schmiedeten, umherschlichen die Gemüther aufzuhetzen, Verleumdungen, Drohungen, Schmähschriften ausstreuten und durch Bestechungen Anhänger zu gewinnen suchten, — daß diese zuletzt mit dem Dolch in der Hand die Eingeweide ihrer eigenen Mutter, ihres Frankreichs, zu zerfleischen suchten. Das ist das Ziel und Ende des Moderantismus, der immer nur mit einschläfernden Worten, mit sanfter Stimme, mit Engelsblicken euch einzuwiegen sucht um euch hernach desto bequemer mit Haut und Haar zu verschlingen.

Ich behaupte nicht zu viel; ihr werdet Alles verlieren, wenn ihr jetzt nicht Alles nehmt, wenn ihr nicht jetzt von ganzem Herzen ganz frei werden wollt. Die Sache ist ja klar am Tage! Wer soll euch denn euer sauberes Mittelding, euer gemäßigtes Feuillantenproject, euern gewählten Fürsten, eure schuldenreichen und ahnenreichen Landstände, eure zwei Kammern, wer soll sie euch garantiren? Doch nicht das liebe heilige Deutsche Reich, das sich selbst kaum garantiren kann und in den letzten Zügen liegt? Doch nicht der Reichstag in Regensburg, wo der mainzische Directorialismus von Strauß seit der Einnahme von Mainz mit einer politischen Unpäßlichkeit geplagt ist die den ganzen Reichstag in Unthätigkeit versetzt? Doch nicht Oestreich und Preußen, die sich um euch so wenig bekümmern? Doch nicht die Fürsten selbst, denen ihr euch wieder anvertrauen wolltet? Da hättet ihr eine schöne Sicherheit! Ihr wißt vielleicht nicht wie leicht es den Fürsten wird, sobald sie Macht haben, alles Vorhergehende was nicht nach ihrem Sinne geschehen ist geradeswegs als ungesetzmäßig anzusehen, aufzuheben und noch obendrein Recht zu behalten.

Diejenigen die immer mit dem Deutschen Reich als einem Schreckbilde auftreten bedenken nicht, daß sie uns zu sagen vergessen haben wie denn das Deutsche Reich mit uns über die neue — gemäßigte? Verfassung negociiren soll. Mit wem von uns soll es denn in Unterhandlung treten? Wird es provisorisch unser Recht anerkennen uns eine neue Verfassung zu geben? Das Gegentheil haben wir bei Lüttich gesehen; und

ich gehe weiter, ich sage, das Deutsche Reich kann nach seinen Grundsätzen nicht mit uns über diesen Gegenstand unterhandeln; denn Das hieße ja zugeben, daß die angebliche unverbesserliche und unverletzbare Feste der Reichsconstitution — wirklich nichts Anderes als eine zusammengeflickte, höchst gebrechliche Polterkammer ist, in welche Jeder ein Loch machen kann der sie nur mit einem Finger berührt. In dieser alten Polterkammer spukt jetzt ein lügenhaftes Gespenst, das sich für den Geist der deutschen Freiheit ausgibt; es ist aber der Teufel der feudalischen Knechtschaft, wie man Solches deutlich in den ungeheuern Actenstößen erkennen kann womit es sich herumschleppt, und an den Ketten, die überall klirren wohin es sich wendet. Dieses scheußliche Gespenst, das von Titulaturen, Formalitäten, Pergamenten spricht, wenn vernünftige Leute von Wahrheit, Freiheit, Natur und Menschenrecht reden, kann nur auf eine Art gebannt werden, nämlich wenn man mit dem Degen in der Faust auf dasselbe eindringt.

Aber wenn wir auch jetzt dies Gespenst gebannt zu haben hoffen, es schadet Nichts, wenn wir uns desselben in seiner ganzen Scheußlichkeit noch eine Weile erinnern, theils um es nimmer wieder aus dem Bann herauszulassen, theils um uns des errungenen Siegs um so lebendiger zu erfreuen: und so würden auch Expectorationen dieser Art, wenn unser Dichter sich veranlaßt gefühlt hätte sie seinem Roman einzuverleiben, gewiß nicht wenig zur Erhöhung des Effects, wie auch zur kräftigern Charakteristik Forster's beigetragen haben.

Aber auch so wie Forster in der Zeichnung Koenig's sich darstellt, erscheint er durch und durch als eine für die Gegenwart höchst interessante Persönlichkeit, und begleitet die Geschichte des Romans, die wirkliche wie die poetische, mit einer Reihe der geistreichsten und schlagendsten Reflexionen, von denen wir schon in unserm ersten Artikel mehre, die einen wahrhaft prophetischen Blick verrathen, mitgetheilt haben. Nicht minder treu und durchweg auf genaue Studien gegründet ist die Charakteristik Therese's und Huber's, sowie aller übrigen historischen Persönlichkeiten: des Kurfürsten, der in Mainz zusammengekommenen deutschen Machthaber, der Staatsmänner Joh. v. Müller und Albini, der französischen Emigranten, des Grafen Stadion, der Clubisten Hofmann, Blau, Dorsch, Böhmer und Wedekind, der Generale Eickemeyer und Custine, des Naturforschers Sömmerring und vieler Anderer, unter denen namentlich auch die Person Goethe's mit besonderer Liebe und Hervorhebung gezeichnet und der revolutionnairen Richtung Forster's gegenüber als ein von seinem Standpunkt und seiner Zeit durchaus berechtigter Vertreter des Conservatismus anerkannt ist. Wie aber bei dieser Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten, so hält sich der Verf. auch bei der Zeichnung und Ausmalung des geschichtlichen Tableaus mit der bewunderungswürdigsten Unparteilichkeit, die in seiner ebenso sehr für die Sache der Nationalität wie für die Sache der Freiheit begeisterten Gesinnung ihren Ursprung hat, streng an die überlieferten Thatsachen, zu deren Feststellung er außer den eigentlichen Geschichtswerken besonders die von ihm selbst herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des General Eickemeyer", die Schriften und Briefe Forster's, die „Campagne in Frankreich" von Goethe und andere Memoiren und Correspondenzen berühmter und glaubwürdiger Augenzeugen benutzt hat. Dieselbe Objectivität und Hingebung an die Sache bewährt aber der Verf. auch in seiner auf genaue Localkenntniß beruhenden Schilderung des der Handlung zum Grunde liegenden Schauplatzes, der wechselnden Scenerien, der in Mainz herrschenden Sitten und Gebräuche, z. B. der Pirutschade, des Fischerstechens ꝛc., wie sich denn überhaupt die ganze Darstellung des Verf., die Aneinanderreihung der Ereignisse und Situationen, die Entwickelung und Fassung der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks ꝛc. bei der größten Lebendigkeit und Frische stets in den Schranken der ruhigen Erzählung und der anschaulichen Schilderung hält und sich niemals zu lyrischen Ergüssen, rein subjectiven Empfindungen oder zu oratorischen Declamationen, enkomiastischen oder indignatorischen Urtheilen fortreißen läßt. Das Einzige was sich gegen den Stil des Verf. sagen läßt ist, daß sich an ihm noch sehr die Spuren der innern Operationen, der eigentlichen Gedankentechnik zeigen, daß er nicht wie ein ruhiger Strom den imponirenden Eindruck eines sich unbemerkt fortbewegenden Spiegels macht, sondern an dem krausen Spiel seiner Wellen noch die Klippen und Hindernisse verräth die er in seiner Tiefe zu überwinden hat. Sein Stil ist daher für das epische Bedürfniß des Romans fast zu gedankenreich, zu accentuirt, zu interessant, zu zugespitzt — kurz, er hat Etwas von jenen Eigenthümlichkeiten deren Auswüchse der Verf. selbst an der Ausdrucksweise des Grafen Stadion, der „mit einem feinen Urtheil den wunderlichsten Geschmack für gesuchten Witz, seltsame Vergleiche und übertriebene Bilder verband", so glücklich zur Darstellung bringt, daß es scheint als hätte er sich in dieser Persönlichkeit für die sonst allzu hoch anschwellende Flut seines Witzes einen Abzugskanal zu schaffen gesucht. Uebrigens muß zur Rechtfertigung des Verf. gesagt werden, daß er mit richtigem Takt diese Darstellungsweise nur innerhalb der Conversation verwendet, und da sich einmal der moderne Roman mehr dramatisch als episch, mehr in Form des Dialogs als der Erzählung fortbewegt, so gewährt der witzige, pointenreiche Stil, weit entfernt irgendwie fremdartig zu wirken, im Gegentheil einen ganz besondern Genuß und trägt namentlich zur Charakteristik des Conversationstons, wie er damals an den Höfen und in den Cirkeln der feinen Welt zu herrschen pflegte, höchst wesentlich bei.

Von welcher Seite wir also auch den Roman betrachten mögen — er zeigt sich durchweg als ein Werk welches die höchste Anerkennung, die lebendigste Theilnahme für sich in Anspruch nimmt. Sein größtes Interesse aber liegt in seiner politischen Bedeutung, in seiner nächsten Beziehung zu den großen Ereignissen der Gegenwart, zu denen der in ihm wieder ins Leben gerufene Geschichtsact der erste Anfang, er selbst aber der unmittelbare Vorläufer gewesen ist, sodaß sich sagen läßt: die Clubisten von Mainz, in dem J. 1793 auf die Bühne gebracht, im J. 1847 im Buchhandel er-

schienen, haben mit dem J. 1848 im Welthandel eine um das Tausendfache vergrößerte und durch und durch verbesserte Auflage erlebt. **Richard Morning.**

Zur Tagesliteratur.

Schutzzölle und Consumentenbesteuerung mit specieller Berechnung des Nationaltributs an die Eisenhüttenbesitzer. Von J. C. Glaser. Berlin, Schröder's Verlag. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Hr. Dr. Glaser in Berlin sucht sich in Norddeutschland als ein Hauptvertreter der besonders in Süddeutschland Anklang findenden Schutzzolltheorie geltend zu machen. Bis jetzt noch mit wenig Erfolg, denn die gesunden Grundsätze eines natürlichen freien Verkehrs haben bis jetzt noch im Norden Deutschlands die Oberhand behalten. In der vorliegenden Schrift will er die Schutzzollfrage popularisiren, d. h. er bringt noch einmal vor und mit außerordentlicher Bestimmtheit, was längst Widerlegung gefunden hat. Namentlich wendet er sich mit seiner Schutzzöllnertaktik auch an die Arbeiter, und behauptet, durch hohe Schutzzölle werde eine Verbesserung ihrer Lage möglich werden. An einer Stelle sagt er: „Es mag paradox klingen und dennoch ist es wahr: das einzige Mittel um ein Volk stets reichlich mit Nahrungsmitteln zu versorgen besteht darin, daß man die Preise derselben stets auf dem höchsten Stande erhalte." Wird der einfache, gesunde Arbeiterverstand je mit dieser Behauptung übereinstimmen können? Der Arbeiter verlangt seine Bedürfnisse um den möglichst billigen Preis, Hr. Glaser hält es für nothwendig sie zu vertheuern. Hr. Glaser sucht überhaupt den Nutzen der hohen Schutzzölle sowol für den Ackerbau wie für den Handel, als auch für die Arbeit zu behaupten. Aber gegen die spitzfindige Deduction spricht die uralte Praxis eines freien natürlichen Verkehrs. Wenn für den Capitalisten der Schutzzoll mit wenigen Ausnahmen nur ein Reizmittel ist sein Geld natürlichern Unternehmungen zu entziehen, und es in Speculationen zu stecken, die auf die Dauer größtentheils nicht haltbar sind, so ist die Gefahr und das Verderbliche der Schutzzölle für den großen Theil der Nation, für den Arbeiterstand noch ganz besonders in Anschlag zu bringen. Man hat die Summe berechnet um welche sämmtliche Lebensbedürfnisse in Preußen durch die bestehenden Schutzzölle vertheuert werden, und es ergab sich eine Summe von 50 Millionen Thaler jährlich, die ein Capital von 1000 Millionen Thaler repräsentiren. Hr. Glaser wünscht nach seiner Theorie eine noch größere Vertheuerung „um den Nationalwohlstand zu heben". Für den Arbeiter kann nur das Arbeitslohn als Gewinn berechnet werden was er mehr empfängt als bei unbeschützter Arbeit. Wird Hr. Glaser aber leugnen können, daß der Lohn der Weber, der Spinner, der Kattundrucker u. s. w. weit geringer und weit unbestimmter ist als der welchen die Tischler, die Schlosser u. s. w. ohne allen Schutz erhalten? Der freie Verkehr ist einer der größten Hebel für die Entwickelung des Menschengeschlechts, und es ist ganz gewiß nicht wahr, daß Fabriken deren Existenz auf einem natürlichen Grunde beruht ohne Schutzzölle zu Grunde gehen müssen. Eben da wo keine Schutzzölle sind sehen wir die Fabriken in höchster Blüte. Die Seidenfabriken in Lyon und Marseille, die Glasperlenfabriken in Venedig, die Baumwollenfabriken in Manchester und Glasgow, die Stahlwaarenfabriken in Birmingham und Sheffield, haben sie nicht die höchste Vollkommenheit erreicht? Sie bedürfen nicht nur keiner Schutzzölle, sondern sie überwinden auch die Schutzzölle anderer Länder, die Transportspesen sowol des Rohmaterials als des Fabrikats. Preußen hat geringere Schutzzölle als Frankreich und Oestreich, aber im Verhältniß mehr Fabriken, und die Schweiz ohne Schutzzölle geht allen Ländern voran. Aber der Schutzzoll soll eine junge, neue Industrie heben? Das ist gleichfalls eine Illusion. Es ist richtig: indem ein hoher Preis für die Fabrikate erzwungen werden kann, lockt man den Capitalisten, in Erwartung hohen Gewinnes, seine Gelder herzugeben; er entzieht sie aber natürlichen Unternehmungszweigen und verwendet sie auf ein Werk das, eine Treibhauspflanze, nur krankhaft bleiben kann. Man lerne doch von der Geschichte! Haben die seit Friedrich dem Großen bis jetzt so gewaltsam hervorgetriebenen Industriezweige einen wirklichen Nutzen für die Nation gehabt? Ist dadurch der Nationalwohlstand vermehrt, das Volk glücklicher geworden? Wir müssen es leugnen. Auch können wir es nicht für ein Unglück halten wenn unsere hungernden Baumwollenweber und Spinner sich in Ackerbauer und Schiffsbauer u. dgl. verwandeln, und wenn die Capitalien welche jetzt auf unvollkommene Spinnereien, Webereien und Druckereien verwendet sind natürlichen Industriezweigen, sowie dem Ackerbau und dem Handel zufließen. Aber Hr. Glaser will durch das Schutzzollsystem eine Industrie erhalten sehen welche sich ohne Concurrenz mit dem Auslande nicht halten kann, — und dadurch soll das Volk glücklich gemacht werden!

Hr. Glaser will an der Eisenindustrie, deren Schutz bei uns so scharf hervortritt, ganz insbesondere die Vortrefflichkeit des Schutzzollsystems darthun. Aber hat diese Behauptung eine so unbedingte Richtigkeit? Im berliner Freihandelsverein ist gerade das Gegentheil bewiesen, nämlich daß gar kein Grund zur Besorgniß ist, daß bei Aufhebung aller Eisenzölle die einheimische Eisenindustrie abnehmen würde. Auch wird sich die Roheisenbereitung, wenigstens im bisherigen Umfange, erhalten können, wenn sie durch den Stachel der Concurrenz aufgemuntert wird. Den Verbrauch des Eisens in einer Nation durch künstliche Vertheuerung beschränken, Das muß unvortheilhaft auf Ackerbau und Industrie wirken, wie bis ins Einzelne hinein schon mannichfach bewiesen wurde. Wenn die Schutzzölle, wie Hr. Glaser meint, „den in Hunger und Elend schmachtenden Arbeitern Gelegenheit verschaffen sich Nahrung, Kleidung und die übrigen Bedürfnisse zu erwerben", warum, Hr. Glaser, rufen wir ihm zu, warum hat sich denn in Oberschlesien, wo so große monopolisirte Hüttenwerke bestehen, ein Elend entwickelt wie kein zweites zu nennen ist? Warum schmachten dort, im Angesichte einer monopolisirten Industrie, die Menschen im schrecklichsten Elend, ohne Kleidung und Nahrung, ohne die Bedürfnisse des Lebens? Mögen dort viele Ursachen zusammenwirken, die Stellung des oberschlesischen Hütten- und Bergwesens trägt Viel dazu bei; künstlich emporgeschraubt hat es sich auf Kosten des Ackerbaus ausgebildet, er wird zurückgedrängt durch eine von Schutzzöllen emporgetriebene Industrie, und die Arbeiter — verhungern! **F. Cast.**

Bibliographie.

Aus den Verhandlungen der Special-Commission des Parlaments über die Navigations-Acte. 1.: Vernehmung des Hrn. *Lockett*, Vorsitzenden des Rhederei-Vereines in London [Schutzzöllners]. 2.: Vernehmung des Hrn. *R. G. Porter*, Director des statistischen Bureaus in London [Freihandelsmannes]. Mit einem geschichtlichen Abriss über die englischen Schifffahrts-Gesetze, von *C. W. Asher*. Berlin, Schulze. Gr. 8. 15 Ngr.

Bähr, C. C. W. F., Der Salomonische Tempel mit Berücksichtigung seines Verhältnisses zur heiligen Architectur überhaupt. Karlsruhe, Groos. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Beck, C., Monatsrosen. 2ter Strauß. Februar: Amoretten. Aus Rußland. Berlin, T. Trautwein. Lex.-8. 10 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen. Herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. 4ter Band. — A. u. d. T.: H. Walpole's, Grafen von Orford, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georgs II. und Georgs III. Einleitung: Das 18. Jahrhundert in Walpole's Briefwechsel. Constanz, Verlags-Buchhandlung zu Bellevue. 20 Ngr.

Brühl, J. A. M., Neueste Geschichte der Gesellschaft Jesu. Schicksale der Jesuiten auf dem ganzen Erdboden von ihrer Wiederherstellung durch Pius VII. bis zum Jahr 1846. 1stes Supplement. — A. u. d. T.: Die Schweiz und die Jesuiten in den Jahren 1846 und 1847. Gleiwitz, Landsberger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Dove, H. W., Ueber Elektricität. Eine am 26. Februar im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehaltene Vorlesung. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoeven, J. van der, Ergebnisse der Naturforschung für das Leben. Vorträge und Abhandlungen. Aus dem Niederdeutschen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Englische Navigationsacte. Protokolle des Zeugenverhörs, welches vor der Specialcommission des Brittischen Unterhauses zur Untersuchung des Einflusses der Schifffahrtsgesetze auf Englands Handel, Rhederei und Industrie im Jahre 1847 angestellt wurde. Nach dem Englischen im Auszuge bearbeitet von F. S. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Niebuhr, B. G., Historische und philologische Vorträge an der Universität zu Bonn gehalten. 1ste Abtheilung: Römische Geschichte bis zum Untergang des abendländischen Reichs. — A. u. d. T.: Vorträge über römische Geschichte. Herausgegeben von M. Isler. 3ter Band: Von Pompejus' erstem Consulat bis zum Untergang des abendländischen Reichs. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Thimm, R., Der Pflasterkasten unserer Zeit oder gründliche und praktische Anleitung, den allgemeinen Krebsschaden, der bereits alle Nationen angefressen hat, und immer weiter um sich greift, radical zu curiren. Leipzig, Leiner. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

An die Fürsten und Völker Deutscher Nation. Fliegendes Blatt. Ronneburg, Hofmeister. 8. 2 Ngr.

Bayern's Erhebung. 2te mit der Schilderung der März-Tage vermehrte Auflage von: Anfang und Ende der Lola Montez in Bayern. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Errungene Freiheiten und der Ultramontanismus. Ebendaselbst. 8. 4 Ngr.

Bedarf Deutschland einen Kaiser? Und gebührt dem Hause Oesterreich die deutsche Krone? Vielleicht noch ein Wort zu seiner Zeit. Germanien im Monat November 1814. Wörtlich wieder abgedruckt. Frankfurt a. M., Schmerber. 8. 3¾ Ngr.

Bülau, F., Zur teutschen Reichsverfassung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Bülow, H. Freih. v., Die Aristokratie des Talentes als Grundlage des Zweikammer-Systems. Ein publicistischer Versuch. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Berliner Catastrophe und ihre Ergebnisse für Deutschland. Zwei vom Frankfurter Journal zurückgewiesene Berichte aus Berlin, nebst Vor- und Nachwort. (Von Beyschlag.) Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 2½ Ngr.

Chronik der Begebenheiten des Jahres 1848. Eine kurze Aufzählung der europäischen Ereignisse zum Zwecke leichterer Uebersicht derselben. 1stes bis 3tes Heft. Januar bis März. Berlin, Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Dennefeld, J., Freiheit, Gesetz, Ordnung, oder die Versuchungsgeschichte der Menschheit. Eine zeitgemäße homiletische Betrachtung über das Evangelium des ersten Fastensonntags. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 5 Ngr.

Die jüngsten Ereignisse. 2tes Heft: Des deutschen Volkes Aufschwung. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Die neuesten Berliner Ereignisse, vom 18. bis 20. März 1848. Aus amtlichen und privaten Nachrichten. Grünberg, Levysohn. 8. 1½ Ngr.

Erlebnisse aus dem Sonderbundskriege von einem Soldaten des St. Gallischen Bataillons Martignoni. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 2½ Ngr.

Fischer, C., Grundzüge einer deutschen Bundes-Verfassung mit Rücksicht auf die Ansprüche der Zeit und unter Rückblick auf noch bestehende Verfassungs-Urkunden. Nordhausen, Fürst. 8. 2½ Ngr.

Grundsätze bei Bildung eines Bundes-Parlamentes gemäß den gegebenen Zuständen oder das Minimum dessen, was bei jetzigen Umständen gewährt werden muß. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Hanne, J. W., Religiöse Mahnungen zur Sühne. Rede und Choraltexte bei der, Sonntag den 26. März abgehaltenen Todtenfeier. Zum Gedächtniß der im Kampf für das freie deutsche Staatsbürgerthum blutig Gefallenen. Braunschweig. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Zur Orientirung! Eine Rede vor der Braunschweiger Volksversammlung den 21. März gehalten. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hopf, A., Politische Soiree der Ex-Regenten in England und ihre Begegnung mit Lola Montez. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hudtwalcker, M. H., Gedanken über die Einführung von Geschwornengerichten in Criminalsachen in Hamburg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ideen zu einer Volkswehr von einem vormaligen Offizier. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 16. 2 Ngr.

Landremont, M. F., Die Geschichte der Revolution von Paris. Aus dem Französischen eines Augenzeugen, von P. Ch. St. Trier, Lintz. 12. 7½ Ngr.

Martius, C. F. P. v., Rede bei Eröffnung der Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1848 als ihrem 89. Stiftungstage. München, Franz. Gr. 4. 2 Ngr.

Die Märztage Münchens. Nebst Aktenstücken. München, Kaiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Meißner, A., Im Jahr des Heils 1848. Ein Gedicht. Leipzig, Herbig. 12. 4 Ngr.

Nitzsch, C. J., Ueber die Duldung, welche ein Hauptzug im Lebensbilde des Messias ist. Predigt am Sonntag Septuagesimä 1848 beim Universitäts-Gottesdienste zu Berlin gehalten. Berlin, Besser. Gr. 8. 3 Ngr.

Die frühere und künftige Politik des Königs von Preußen, Deutschlands kaum errungene Freiheit und Einheit auf's Neue gefährdend rc. Leipzig, R. O. Schulze. 8. 2½ Ngr.

100 Prophezeiungen über die Schicksale Preußens und seiner Regenten, welche im 13. Jahrhundert vom Bruder Hermann im Kloster Lehnin niedergeschrieben worden und von denen 92, wie historisch nachgewiesen wird, wunderbarerweise eingetroffen sind rc. Berlin, Cohn u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Pürckhauer, A. F., Die Forderung Christi, ihn zu bekennen. Predigt am Sonntage Oculi 1848 gehalten. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Raabe, W., Zu Mecklenburgs Wiedergeburt. Lübeck. Gr. 8. 3 Ngr.

Sieh deutsches Volk, das war dein Bundestag. Bericht des österreichischen Generals v. Langenau an den Fürsten v. Metternich. Leipzig, Wienbrack. 12. 1½ Ngr.

Tagebuch eines Luzerner Jesuiten. Beiträge zur Geschichte der Gegenwart. Leipzig, Naumburg. 8. 10 Ngr.

Die Unabhängigkeit der Richter. Zum vierten Jahrestage des Gesetzes vom 29. März 1844. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Ngr.

Die allgemeine Volksbewaffnung im Sinne der Gegenwart. An dem Beispiele der Volksbewaffnung des Herzogthums Oldenburg anschaulich gemacht. Von W. N. und W. v. W. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Wagner, J. P., Was ist die Ursache des Nothstandes der Arbeiterklasse und in welcher Weise kann demselben entgegengewirkt werden? Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3 Ngr.

Wer sind wir? Was wollen wir? Geschrieben im bayerischen März für's bayerische Volk. München, Kaiser. 8. 1 Ngr.

Zunz, Den Hinterbliebenen der Märzhelden Berlin's. Ein Wort des Trostes. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 143. —— 22. Mai 1848.

Theater der Nonne Hrotswitha.

Théâtre de Hrotswitha, religieuse allemande du Xme siècle, traduit pour la première fois en français, avec le texte latin revu sur le manuscrit de Munich, précédé d'une introduction et suivi de notes, par *Charles Magnin*. Paris 1848.

Hr. Magnin, ein französischer Gelehrter, findet es der Mühe werth diese im 10. Jahrhundert von einer sächsischen Nonne geschriebenen Dramen, von denen Deutschland nur zwei Ausgaben, die von Konrad Celtes von 1501, und die von Schurzfleisch von 1717, besitzt, der unverdienten Vergessenheit zu entreißen, und mit einer sorgfältigen und geschmackvollen Uebersetzung zu begleiten. Er legt dabei die alte, vielleicht aus dem 10. Jahrhunderte stammende münchener Handschrift, früher Eigenthum des Klosters St.-Heimeran in Regensburg, zu Grunde, mit der er die angeführten Ausgaben vergleicht. Die äußere Ausstattung des Werkes ist schön, und mit Abdrücken der Bilder der Celtes'schen Ausgabe geziert, deren erstes die Dichterin darstellt wie sie von einem infulirten Prälaten gesegnet am Throne kniend dem großen Otto ihr Buch überreicht, die andern aber zu den sechs Dramen gehören.

Die münchener Handschrift enthält drei Theile, deren wahrscheinlich chronologische Reihenfolge Celtes ohne Noth verändert hat, nämlich: 1) „Opera carmine conscripta", Gedicht über die Geburt Maria's, die Himmelfahrt Christi und sechs Legenden, in Leonini'schen Herametern und andern Versmaßen; 2) „Liber dramatica serie contextus", oder die hier edirten Dramen; 3) „Panegyris sive historia Oddonum", ein Gedicht in 837 Versen, abgedruckt in Pertz' „Monumenta". Am Ende des zweiten Theils finden sich außerdem zwei noch nicht edirte Bruchstücke in Herametern und elegischen Versen. Ein nicht im münchener Coder enthaltenes Gedicht Hrotswitha's, „Carmen de constructione sive de primordiis coenobii Gandersheimensis", wurde durch Leuerfeld, Leibniz, Harenberg und Pertz bekannt gemacht. Die Abschweifung dieses Gedichts auf die Leben der Einsiedler Athanasius und Innocentius mag zu der Irrmeinung Anlaß gegeben haben, daß sie diese Heiligen in einem besondern Buche besungen. Auf ähnlichen Misverständnissen scheinen die Nachrichten von einem Liber epigrammatum, de castitate religiosarum, sowie von Hrotswitha's musikalischen Compositionen zu beruhen.

In der werthvollen, 64 Seiten starken Einleitung, welche Hr. Magnin dem Texte vorausschickt, wird vorerst auf die Wichtigkeit und Bedeutung dieser Dramen aufmerksam gemacht, dann ein Blick auf die älteste Geschichte des Klosters Gandersheim geworfen, endlich Nachricht von der Person der Dichterin, ihren Werken, der münchener Handschrift und deren Ausgaben gegeben. Getreu der Handschrift wird der Name Hrotswitha oder Hrotswith hergestellt, welches Wort die Dichterin selbst mit „Clamor validus" übersetzt (Hruodsuind), wofür der Herausgeber Jakob Grimm's Autorität anführt. Willkürlich ist Gottsched's Uebertragung in „weiße Rose", und aller Begründung bar Seidel's oder Knesebeck's Behauptung: der Anfangsbuchstabe H bedeute Helena, und der ganze Name heiße Helena a Rossow. Ebenso wenig Zutrauen schenkt Hr. Magnin der Echtheit ihres von Seidel aufgefundenen Bildes. Die Dichterin ist nicht zu verwechseln mit der um ein Jahrhundert ältern gleichnamigen Fürstäbtissin von Gandersheim, welcher die Legende Wunderkräfte zuschreibt. Sie wurde, wie der Herausgeber aus Stellen ihrer Schriften entwickelt, nach dem Jahre 912 geboren, und überlebte bestimmt das Jahr 968, und wenn die Angabe des „Chron. Episc. Hildesh.", daß der vollständige Panegyris von allen drei Ottonen gehandelt, richtig ist, auch das Jahr 1002. Von ihrer Abstammung und ihrem Leben vor dem Eintritt ins Kloster ist Nichts ermittelt. Indessen bemerkt der Herausgeber sehr richtig: „Sie beweist in ihren Schriften zu viel Kenntniß der Welt und ihrer Leidenschaften, als daß wir annehmen könnten, sie sei ihnen gänzlich fremd geblieben." Als Probe davon mag vorzüglich die Uebersetzung zweier Scenen des „Kallimachus" dienen, die ich unten mitzutheilen denke. Ihre gelehrte Bildung, die Kenntniß der Alten, der Schrift und der Scholastik trägt sie in ihren Werken fast über Gebühr zur Schau. Auf ihren wissenschaftlichen Verkehr mit Gelehrten der Zeit weist der ihren Dramen vorangehende „Epistola ad quosdam sapientes hujus libri fautores". Ob sie auch Griechisch gekonnt, wie von Einigen behauptet worden, bezweifelt Hr. Magnin aus dem Grunde, weil sie als Quelle ihrer Gedichte immer lateinische oder aus dem

Griechischen ins Lateinische übersetzte Legenden anführt. Uebrigens wäre die Kenntniß dieser Sprache im Ottonischen Zeitalter wol nichts allzu Außergewöhnliches.

Hrotswitha beginnt die Vorrede zu den Komödien mit folgenden Worten:

Es gibt mehre Katholiken — wir können diese Thatsache nicht ganz von uns abweisen — welche der Sprachfeinheit zulieb die Eitelkeit heidnischer Bücher der Nützlichkeit heiliger Schriften vorziehen. Es gibt auch andere und getreue Verehrer der heiligen Blätter welche zwar anderer Heiden Werke verachten, des Terentius Dichtungen aber eifrig lesen und wieder lesen, und so im Genusse der Sprachsüßigkeit sich durch Kenntnißnahme von nichtswürdigen Dingen beflecken. Darum habe ich, die Kraftstimme von Gandersheim (Clamor validus Gandersheimensis), keinen Anstand genommen diesen Dichter, den Andere lesend anerkennen, im Schreiben nachzuahmen (imitari dictando), auf daß in derselben Dichtungsart (eodem dictationis genere), worin schandbare Ausschweifungen leichtfertiger Weiber zur Sprache gekommen, die lobwürdige Keuschheit heiliger Jungfrauen nach meinen schwachen Kräften gepriesen sei.

Ich habe diese Stelle wörtlich angeführt, weil sie mir der Urquell der grundfalschen Ansicht zu sein scheint welche eine unserer Literaturgeschichten der andern nachschreibt: daß Hrotswitha's Spiele nichts Anderes seien als Travestirungen der sechs Komödien des Terentius mit möglichster Beibehaltung seiner Latinität. Und doch was sagt die Dichterin weiter, selbst wenn man meine Uebertragung von „dictationis genere" nicht gelten lassen will, und für „Dichtungsart": „Schreibart", „Stil" setzt, was sagt sie Anderes als: Obschon der Heide Terentius leichtfertige Komödienstoffe behandelt hat, so ist es dennoch kein sittenloses Geschäft Schauspiele zu dichten. In der That braucht man nur ein paar Zeilen weiter zu lesen um sich zu überzeugen, daß die ganze bescheidenstolze Vorrede nichts Anderes bezweckt als den Verdammungsurtheilen ungebildeter Zeloten zum voraus zu begegnen. Noch sprechender zeigt sich diese Absicht in einer Stelle des „Paphnutius", die ich bei Besprechung dieses Stücks mittheilen werde. Aehnlichen Verwahrungen begegnen wir häufig noch in Prologen zu Schauspielen des 16., ja 17. Jahrhunderts.

Ich überlasse es den Philologen über das Verhältniß der Latinität unserer Klosterfrau zu der des Terentius ein Urtheil zu fällen; man braucht indessen kein starker Lateiner zu sein um einzusehen, daß die Zeitgenossin der Ottonen keinen Schriftsteller copirt, sondern in einer ihr lebendigen Sprache geschrieben. Uebrigens ist es nicht die Aufgabe dieser Zeilen den philologischen Werth des Buches zu besprechen; sie haben sich lediglich dessen literargeschichtliche Bedeutung zum Augenmerke gesetzt. Der Herausgeber sagt:

Täusche ich mich nicht, so sind diese Schauspiele berechtigt einen ausgezeichneten Rang in der Literatur des Mittelalters einzunehmen. Diese sechs Dramen sind ein letzter Lichtstrahl aus dem classischen Alterthum, eine absichtliche und, ich gebe es zu, ziemlich unkenntliche Nachahmung der Komödien des Terenz, worauf das Christen- und Barbarenthum ihren doppelten Stempel gedrückt haben. Aber gerade ihrer christlichen, ja selbst barbarischen, mit andern Worten, ihrer modernen Gestaltung wegen scheinen mir diese Dramen einerseits an die Spitze jeder (historischen) Sammlung der Theaterstücke aller neueuropäischen Völkerschaften zu gehören, wie sie andererseits den Schluß der antiken Bühne bilden. Deshalb fand ich sie einer selbständigen Sammlung und genauen Uebertragung werth.

Hr. Magnin widerspricht der Annahme, daß vom 6. zum 12. Jahrhundert alles Bühnenwesen brach gelegen, und beruft sich auf seine Beweisführung hierüber in früher gehaltenen Vorlesungen. Ohne diese zu kennen nehme ich keinen Anstand auch schon der Hypothese den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit zuzusprechen. Allerdings mußte durch die Herrschaft des Christenthums das alte, auf Heidenthum und römische Gesittung fußende Spiel verstummen, allerdings schlossen sich die alten Theater im Sturme der Völkerwanderung. Aber, fährt Hr. Magnin fort:

An der Stelle der Circus und Amphitheater, welche vordem unermeßliche Volksmassen zu einer gemeinschaftlichen Idee, sowie in einem gemeinsamen Raume vereinigt, sah man jetzt die Kirchen mit ihren weiten Schiffen sich erheben, wahrhafte Versammlungsorte, wie ihr Name bedeutet, an den Festtagen aufzunehmen, und ohne Verschmelzung zu vereinigen die Gläubigen aller Stände, Adel und Geistlichkeit, Krieger und Handwerker, Insassen der Städte und leibeigene Bauern. So boten sie, ungeachtet der tiefgehenden Getrenntheit der Volksclassen, dar wessen das Drama vor Allem bedarf, eine große Zuhörerschaft, die in einer Empfindung, einem Gedanken sich zusammenfand, deren Herzen eine gemeinsame Regung durchzuckte.

Wenn wir in den Passions-, Oster- und Legendenspielen dieselben Grundlagen finden, wenn in denselben theilweise die lateinische Sprache noch vorherrscht, wenn die Klöster als deren erste Pfleger erscheinen, sollen wir nicht auf den Schluß verfallen, daß solche Vorstellungen schon eine lange Zeit üblich gewesen bevor jene auf uns gekommenen Denkmäler niedergeschrieben wurden? Eine thatsächliche Bestätigung erhält dieser Schluß durch Hrotswitha's Komödien für Jeden der nicht diese Klosterfrau durchaus als vereinzelte Erscheinung betrachten will. Der Glaube an solche vorragende Erscheinungen, ohne Vorgang und Nachfolge, sollte zwar durch Gervinus' Buch, zumal in der Literaturgeschichte, überwunden sein. Es braucht wol nicht erinnert zu werden, daß hiermit keineswegs behauptet wird, als haben im 10. Jahrhundert neben Hrotswitha ebenbürtige Talente geblüht. Gerade daß sie unendlich bessere Dramen als Jemand ihrer Zeitgenossen geschrieben, machte sie zur rara avis, entriß ihre Arbeiten der Vergessenheit. Aber daß sie überhaupt Dramen geschrieben, daß sie diese Stoffe in dieser Weise behandelt, beweist, daß theatralische Aufführungen ihrer Zeit und Umgebung nicht unbekannt waren. Das Vorurtheil von der gelehrten Nachahmung bei Terentius wird Jedem verschwinden der nicht nur die Vorrede, sondern die Schauspiele selbst nur halbwegs unbefangen zu lesen unternimmt. Mag sie in dem lateinischen Poeten für Sprache und Dialog Studien gemacht haben, die Composition gehört einer andern Schule an, und zwar, wenn der Ausdruck erlaubt ist, derjenigen aus welcher die auf uns gekommenen Spiele des spätern Mittelalters hervorgegangen. Mit Einem Worte, Hrotswitha schrieb für die von Hrn. Magnin in der oben mitgetheilten Stelle

bezeichnete Zuhörerschaft, und nicht für ein gelehrtes Lesepublicum. Schauspiele für Leser zu schreiben ist überhaupt nur den alexandrinischen Zeitaltern vorbehalten. Der Einwurf, daß die lateinische Abfassung der Dramen der Absicht auf Darstellung widerspreche, scheint zwar insofern begründet, als trotz der Verbreitung römischer Sprachkunde unter den Gebildeten jener Zeit immerhin der größere Theil der erwähnten Zuhörerschaft vom Verständniß der Worte ausgeschlossen blieb. Wenn man auch den gottesdienstlichen Charakter dieser Spiele, und den Umstand, daß der allgemeine Gottesdienst in römischer Sprache gehalten worden, nicht in Anschlag bringen will, so wird man doch unbedenklich zugeben, daß bei den im 15. und 16. Jahrhundert auf öffentlichen Plätzen von den Städtebürgerschaften aufgeführten Tragödien ebenfalls der größere Theil der Zuschauer sich buchstäblich mit Zuschauen begnügen mußte und begnügen konnte, weil der gegenständliche Inhalt der Spiele in seinem Zusammenhang ohne Vermittelung der Worte durch Schauen begriffen werden konnte. Und gerade hierin zeigen Hrotswitha's Stücke eine innige Verwandtschaft mit jenen. Sie sind ebenso wol auf Zuschauer als Zuhörer berechnet. Zum Glück läßt sich aber der Beweis für die Aufführung aus verschiedenen Einzelheiten der Komödien selbst führen. So beschreibt z. B. häufig eine Person die Geberden anderer Anwesender. So kommen gelegentlich Anweisungen für die Schauspieler vor. So ruft Andronicus bei der Erscheinung Gottes den Zuschauern zu: „Expavete!" welches Wort Celtes aus Misverständniß in „Expaves" verbesserte, indem er es auf Andronicus' Gefährten Johannes bezog.

Die Dramen sind betitelt: „Gallicanus", „Dulcitius", „Kallimachus", „Abraham", „Paphnutius", „Sapientia".

„Gallicanus" besteht aus zwei Theilen. Im ersten wirbt der heidnische Herzog (dux) Gallicanus beim Kaiser Konstantinus um seine Tochter Konstantia. Der Kaiser geräth in große Verlegenheit, denn seine Tochter hat gelobt unvermählt zu bleiben, und ohne staatsgefährliche Folgen ist der mächtige Freier nicht abzuweisen. Konstantius geht mit der klugen Tochter zu Rath, und gibt in zweideutigen Redensarten dem Feldherrn Hoffnung. Dieses Gespräch, sowie vorher schon Gallicanus' schüchterne Werbung, ist gut gehalten. Gallicanus erwartet als Siegespreis des Feldzugs den er unternimmt die Prinzessin. Gleichsam als Pfand verlangt sie indessen seine Töchter zur Erziehung, und gibt ihm dagegen zwei ihrer Hausdiener, Johannes und Paulus, zur Begleitung. Nun militairischer Auszug, Schlacht mit den Feinden. Die geschlagenen Römer wollen sich ergeben, da thut Gallicanus auf Johannes' Rath das Gelübde Christ zu werden und plötzlich wendet sich das Schlachtenglück. Aber auch Gallicanus ist in seinem Innern verändert. Der Sieger umarmt den Besiegten als Bruder. Mit Erstaunen sieht der Kaiser den triumphirenden Feldherrn nicht in den Tempel der Götter, denen er vor dem Auszuge Opfer gebracht, sondern zur Kirche des Apostels ziehen, und vernimmt dessen begeisterten Bericht, wie auf sein Gelübde himmlische Heerscharen ihm zu Hülfe gekommen, wie sein ganzes Heer mit ihm die Taufe empfangen, und wie er selbst Christus sich also zugewendet, daß er der kaiserlichen Braut entsagen müsse. Der hocherfreute Kaiser überrascht ihn mit dem Gegenbericht, daß auch seine Töchter inzwischen Christum erkannt und jungfräulich zu leben gelobt haben. Zu seinem Entschluß ist Gallicanus nicht ohne Kampf mit dem eigenen Herzen gelangt, und um der Versuchung auszuweichen, vermeidet er den Anblick der innig Geliebten, und zieht nach Ostia zurück, nachdem er einen Theil seines Vermögens den Töchtern gegeben und den andern zur Unterstützung der Armen und zur Aussteuer seiner frei erklärten Knechte bestimmt hat.

Ein besonderes Interesse hatte der Stoff dieses Dramas für die Bewohnerinnen von Gandersheim durch die Erinnerung an die zweite Aebtissin Gerberg, welche vom Grafen Bernhard, ihrem Gatten, vor dessen Bett sie ins Kloster geflüchtet, zurückgefodert wurde unter Androhung von Gewaltmaßregeln, welche nur durch Bernhard's unterdessen im Felde erfolgten Tod vereitelt worden.

Der zweite Theil des „Gallicanus" behandelt dessen oder vielmehr seiner Lehrer Paulus und Johannes Blutzeugniß. Gallicanus selbst erscheint nur um zu sagen, daß er nach Alexandria ziehe, wo er wie man später vernimmt die Märtyrerpalme findet. Paulus und Johannes, die Konstantia's Schätze als Almosen verstanden, werden von Julianus eigentlich als Mancipien des Kaiserhauses eingezogen, weigern sich beharrlich einem Andern als Christus zu dienen und werden hingerichtet. Der Sohn des Urtheilvollstreckers, Terentian, wird von Wahnsinn befallen, welcher auf des Vaters Reue und Bekehrung am Grabe der Märtyrer weicht. Der böse Julianus hat seinen Theil bereits erhalten. Die Charakterzeichnung dieses Kaisers, mag sie auch, wie Hr. Magnin bezeugt, der Legende folgen, bleibt immerhin ein rühmliches Denkmal für Hrotswitha's Menschenkenntniß und historischen Sinn. Er ist kein fanatischer Wütherich, sondern der denkende Apostat, der Christenfeind aus Grundsätzen. Er gibt Befehl die Christen aus ihrem Eigenthum zu treiben, und ihnen den Spruch ihres Meisters vorzuhalten: „Wer nicht entsagt allem seinem Besitzthume, der kann mein Jünger nicht sein." Den Ausfällen der Märtyrer erwidert er mit der kalten Gelassenheit des seiner Ueberlegenheit an Geist und Stellung sich bewußten Weltmanns, der zwischen Mitleiden und Verachtung gegen die Schwärmer schwankt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Xenien. Uebersetzung aus dem Lateinischen von Anthelion. Weimar, Hoffmann. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Bescheiden nennt Anthelion seine „Xenien" blos eine Uebersetzung aus dem Lateinischen; doch er ist zugleich deren Verf., indem er sie selbst zuerst in der Sprache der Römer gedichtet hat. Sie befinden sich unter seinen „Gemmae" (Knospen) in

seinem „Hesperides“ (Nachtviolen) betitelten Werk, wovon der erste Theil 1841, der zweite 1845 zu Greifswald in zweiter Auflage erschien, und von gleichgestimmten Seelen mit dem herzlichsten Beifall aufgenommen wurden. Das Hauptthema seiner Schriften, welches der Verf. in allen Formen und Gestalten, in ungebundener und gebundener Rede behandelt, ist die Religion als göttliche Liebe im höchsten Sinne des Worts. Obgleich akademischer Lehrer an einer deutschen Hochschule, ist derselbe kein Theolog vom Fach, kein Professor der Gottesgelahrtheit; auch macht er keinen Anspruch darauf ein Schulphilosoph zu sein. Er ist innig religiös, und einem tiefen, aber edeln Mysticismus zugethan: er ist Theosoph.

In seinem 1841 zu Berlin in deutscher Sprache erschienenen Werke „Theotima“, welches gleichfalls religiösen Inhalts ist, nennt er in einem „Du! o Liebe!“ überschriebenen Gedicht seine Lieblingsschriftsteller die Quellen seiner Begeisterung für das ewig Wahre, Gute und Schöne. Darunter werden vorzüglich Platon, Hermes Trismegistus, Seneca, Dionysius Areopagita, der heilige Augustinus und Cyprianus, Ignatius, St.-Bernhard und Macarius, Tauler, Arnd, Tersteegen, Luther, Zinzendorf und Spangenberg, Pascal, Fénélon und Bernier, Thomas a Kempis, Arnold, Lavater, Jung Stilling, Jean Paul, Klopstock, Hölderlin, F. H. Jacobi, Lidner, Young, Thomas Thorild, Jakob Böhme, Emanuel Swedenborg, St.-Martin hervorgehoben, die er als seine Vorgänger und Lehrer besingt. Schon aus diesem Namensverzeichniß läßt sich auf die Richtung seines Geistes und Gemüths schließen. Aber die Tiefe und Innigkeit seines religiösen Gefühls, welches die größte Achtung verdient, selbst wenn man in manchen Stücken anderer Ansicht ist und ihm in seinem Himmelsfluge nicht immer folgen kann, muß man aus seinen eigenen Schriften kennen lernen.

Seiner Confession nach ist Anthelion *) ein gläubiger Protestant und schätzt die Heilige Schrift als das Buch der Bücher. Davon zeugen auch seine „Xenien“. Z. B. schon die zweite, die folgendermaßen lautet:

> Suchst du die Höhe und Tiefe der ewigen göttlichen Weisheit,
> Nirgend findest du sie so wie im **göttlichen Wort.**

So auch in der letzten dieser Xenien, wo es heißt:

> **Du**, das Höchste auf Erden, o **Du** das Höchste im Himmel,
> Wessen Herz sollte nicht glüh'n **sühnende** Liebe für **Dich** —!

In gleichem Sinne sind die folgenden Xenien gedichtet:

> Da es nicht heilig Erhab'neres gibt als das **göttliche Wort** nur,
> Glaubten auch immer daran heiligerhab'ne Genies.

> Wahre Größe ist Demuth zugleich; wie herrlich im großen
> **Gustav Adolf** bewährt trat auch die Demuth hervor!

> Nur die Gesinnung bestimmt den Werth eines jeglichen Menschen;
> Wahrhaft **christlich** gesinnt, Das nur ist **göttlich** gesinnt.

In einigen der uns hier vorliegenden Xenien spricht der Verf. sich auch gegen die Nichtgröße vieler Großen der Erde, gegen die Selbstsucht, den Stolz und den Hochmuth als Quelle des Verderbens und unsaglichen Elends, und endlich gegen das ihn nicht befriedigende Resultat der neuern und neuesten deutschen Philosophie streng aus. So heißt es:

> Alexander und Napoleon und Friedrich der Große,
> Sind sie wol wie in der Zeit groß in der Ewigkeit auch?

> Wie von Zweien das ganze Geschlecht des Menschen, so ward auch
> Jegliches Böse erzeugt immer von Selbstsucht und Stolz.

> Fichtschellheg sagt: Er wisse auch Alles und das von Sich Selber!
> Obwol die Schrift wie man sieht ihn doch sein Bestes gelehrt.

Die wenigen oben angeführten Proben mögen hier genügen um den Geist und die Gesinnung die in den hier kurz besprochenen „Xenien“ herrschen zu kennzeichnen. Wir glauben, daß dieselben besonders von Denen welche des Verf. Ansichten, Denkweise und Gefühlsinnigkeit theilen mit größtem Beifall aufgenommen worden sind und es werden.

Im letztvergangenen Jahr erschien auch von Anthelion ein sehr schönes Gedicht in der Muttersprache desselben (der schwedischen), „Pardisfogeln“ (Der Paradiesvogel), betitelt, welches ebenfalls die innigste und tiefste Religiosität athmet und vorzüglich seine große Verehrung Swedenborg's ausdrückt. Wer der schwedischen Sprache mächtig ist und Sinn für Poesie hat, wird dies Gedicht mit Entzücken lesen, selbst wenn er des Verf. Glaubensansichten nicht theilt. Ferner erschien 1847 ein neuer Abdruck seiner „Runen auf Gustav IV. Adolf“, ein Gedicht welches kurz nach dem Tode dieses Königs vom Verf. geschrieben und herausgegeben wurde um das Andenken des Unglücklichen zu ehren. Ref. kann sich nicht enthalten aus dem letzterwähnten Gedichte hier ein paar Stellen zum Schluß hervorzuheben. Der Verf. sagt darin:

> So ruhst du nun
> Vom sturmbewegten Leben
> Im stillen Frieden aus!
> Nicht mehr berührt dich
> Der Verräther Tadel,
> Und nicht das Lob der Redlichen.
> Ob aber Der
> Der deines Reiches dritten Theil
> Dir, seinem Bundestreuesten, entriß,
> Und ob auch Die
> Durch die du so zuletzt
> Selbst deinen Königsthron verlorst,
> In solchem Frieden wol,
> Wie du,
> Schon ruhen oder ruhen werden,
> Weiß der Allwissende allein.

> Nicht duldend Meuchelmord
> Und Bundesbruch,
> Der Schlauheit der selbstsüchtigsten,
> Der ränkevollsten Politik
> Trotz bietend,
> Wie es dem Rechtschaff'nen ziemt,
> Botst du
> Dem so Gewaltigen die Fehde. —
> O wärest du
> So mächtig wie gerecht gewesen.

D. G. v. Ekendahl.

*) Anthelion ist eine buchstäbliche Uebersetzung seines italienisch klingenden Namens ins Griechische.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 144. —— 23. Mai 1848.

Theater der Nonne Hrotswitha.

(Fortsetzung aus Nr. 143.)

Im „Dulcitius" erhalten wir eine dramatische Posse. Die vorkommenden Wunder geschehen nicht blos um die Ehre der christlichen Mägde zu vertheidigen, sondern ebenso sehr um die allzu täppischen Heiden zu hänseln. Die Schwestern Agape, Chiania und Irene, welche dem Heidenkaiser Diocletian ziemlich schnippisch begegnet, sind ins Gefängniß geworfen. Der Präfect Dulcitius schleicht in unkeuscher Absicht zu ihnen, da verwirrt ihm die Vorsehung seine Sinne, daß er brünstig rusige Pfannen und Töpfe herzt, und als schmieriger Mohr zur Residenz sich begibt, wo ihn die Wachen mishandeln. Agape und Chiania besteigen den Scheiterhaufen und beten, daß Gott ja nicht des Feuers Kraft lähmen möge, weil sie nach der Märtyrerkrone verlangen. Der Himmel erfüllt ihre Bitte, wirkt aber nichtsdestoweniger ein Mirakel. Die Mädchen werden ohne Schmerzen aufgelöst, aber das Feuer hat ihnen kein Härlein, keine Faser der Gewänder versengt. Himmlische Jünglinge narren die Schergen welche Irenen ins Haus der Sünde schleppen, und bringen die Jungfrau auf einen Hügel, zu dessen Gipfel die Verfolger den Pfad vergeblich suchen. Es bleibt ihnen Nichts übrig als sie aus der Ferne mit Pfeilen zu tödten, und den Spotterguß der sterbenden Märtyrerin über dies Heldenstücklein hinzunehmen.

Im „Kallimachus", worin Hr. Magnin verschiedene, freilich auch zufällige Vergleichungspunkte mit Shakspeare's „Romeo" findet, beweist die Klosterfrau eine tiefe Kenntniß der Leidenschaft der Liebe. Es sei erlaubt dieses Stück ausführlicher zu skizziren und stellenweise Uebersetzungsversuche zu geben:

Ort der Handlung: Ephesus.

Erste Scene.

Kallimachus. Dessen Freunde. (Er ersucht sie ihn dahin zu begleiten, wo er ungestört zu ihnen sprechen kann.)

Zweite Scene.

Die Gleichen.

Kallimachus.

Seit langem trug ich bang den schweren Kummer, den, hoff ich, euer Rath vermag zu heben.

Freunde.

Wol ziemt es sich, daß im Austausch der Gefühle wir Alle empfinden was immer einem von uns des Glückes Wechselfälle bieten mögen.

Kallimachus.

O theiltet ihr mit willigem Mitgefühle mein Leiden doch mit mir!

Freunde.

Erläutre was du leidest; und hat dein Kummer einen ernsten Grund, so zähle auf unser Mitgefühl; wo nicht, wird unser Trachten dahin gehen dein Gemüth von einer schlechten Grille abzulenken.

Kallimachus.

Ich liebe.

Freunde.

Was?

Kallimachus.

Ein schön, ein reizend Ding.

Freunde.

Alles und Nichts! Daraus läßt sich nicht entnehmen wie das besondere Ding heißt das du liebst.

Kallimachus.

Es heißet Weib.

Freunde.

Heißt deine Liebe Weib, so meinst du alle.

Kallimachus.

Nicht alle gleich, nein, Eine insbesondere.

Freunde.

Was man von einem Gegenstande spricht, kann nur verstanden werden durch Bezugnahme auf einen bestimmten Gegenstand. Drum wenn du willst, daß wir die Zubehörde begreifen, so mach' uns vorerst mit der Wesenheit bekannt.

Kallimachus.

Drusiana.

Freunde.

Andronicus', des Fürsten, Eh'gemahl?

Kallimachus.

Dieselbe.

Freunde.

Du bist nicht klug, Gesell. Sie ist gereinigt durch das Bad der Taufe.

Kallimachus.

Mich kümmert Das Nichts, wenn es mir nur gelingt ihre Liebe zu erwerben.

Freunde.

Das wird dir nicht gelingen.

Kallimachus.

Warum wollt ihr's nicht hoffen?

Freunde.

Weil du nach schwer erreichbaren Dingen trachtest.

Kallimachus.

Bin ich der Erste der sich solchen Strebens unterfängt?

Ruft Vieler Beispiel lockend nicht mich auf es frisch zu wagen?

Freunde.

Vernimm, Bruder, dieses Weib, für das du glühst, folgt des Apostels St.-Johannes Lehre; so gänzlich lebt sie Gott geweiht, daß schon seit langer Zeit sie Nichts vermochte zu ihres Gatten Bett zurückzukehren, Andronicus, der doch ein würdiger Christ. Wie sollte sie deiner eiteln Lust sich fügen?

Kallimachus.

Ich suchte Trost bei euch, ihr aber schleudert mich in Verzweiflung.

Freunde.

Wer vorspiegelt der betrügt, und wer Schmeichelei zu Markte bringt verkauft die Wahrheit.

Kallimachus.

Wohl, da ihr euern Beistand mir entzieht, such' ich sie selber auf, und schmeichelnd Kosen soll ihr Gemüth zur Liebe überreden.

Freunde.

Du wirst sie nicht bereden.

Kallimachus.

Wenn das Schicksal das Gegentheil beschlossen.

Freunde.

Die Erfahrung wird es lehren.

Dritte Scene.

Kallimachus. Drusiana.

Kallimachus.

Ein Wort zu dir, Drusiana, du Geliebteste meines Herzens.

Drusiana.

Was ein Wort von dir, Kallimachus, an mich zu bestellen hat, nimmt mich gewaltig Wunder.

Kallimachus.

Nimmt dich Wunder?

Drusiana.

Fürwahr!

Kallimachus.

Zum ersten, Liebe.

Drusiana.

Wie doch Liebe?

Kallimachus.

Weil du mir vor Allen theuer bist.

Drusiana.

Welches Verwandtschaftsband, oder welch gesetzliches Verhältniß führt dich zu dieser Liebe?

Kallimachus.

Deine Schönheit.

Drusiana.

Meine Schönheit?

Kallimachus.

Gewiß.

Drusiana.

Was ist dir diese?

Kallimachus.

Bis heute leider! wenig; doch künftig, hoff' ich, wird sie mir sehr viel sein.

Drusiana.

Hinweg! Hinweg, nichtswürdiger Verführer! Mir graut es länger Worte zu wechseln mit dir, den ich voll Teufelsarglist finde!

Kallimachus.

O meine Drusiana! Stoße nicht den Liebenden, der mit dem ganzen Herzen an deiner Liebe hängt, von dir zurück. Nein! seiner Liebe gönne Erwiderung.

Drusiana.

Nichts mach' ich mir aus deinen Buhlerworten, und Ekel nur erweckt dein frecher Sinn, dich selber aber muß ich tief verachten.

Kallimachus.

Noch find' ich mich zum Zorne nicht bewegt, weil du, was du bei meiner Liebe empfindest, vielleicht nur zu bekennen erröthest.

Drusiana.

Unwillen empfind' ich, Anderes nicht.

Kallimachus.

Ich glaube, ändern wirst du diesen Spruch.

Drusiana.

Nie werd' ich Das, gewiß.

Kallimachus.

Vielleicht!

Drusiana.

Unsinniger, Verrückter! Warum dich selber täuschen? Warum mit eitler Hoffnung dich betrügen? Aus welchem Grund, aus welcher Raserei wähnst du mich fähig deiner Lüsternheit nachzugeben, mich die ich lange Jahre mich von des Gatten Ehebett enthielt?

Kallimachus.

Ha, so mir Gott und Menschen! Weichst du mir nicht, nie werd' ich ruhen, nimmermehr ablassen, bis ich mit fangenden Schlingen dich umgarnt. (Geht ab.)

Vierte Scene.

Drusiana.

Weh' mir! Herr Jesu Christ! Was kann mir das Gelübde der Keuschheit frommen, wenn dieser Rasende durch meine Wohlgestalt bezaubert wird? O neige, Herr, dein Ohr zu meiner Angst, neige dein Ohr zum Schmerz den ich erdulde. Was ich, was thun ich soll, ich weiß es nicht. Verrath' ich ihn, so wird Bürgerzwist durch mich veranlaßt; halt' ich's geheim, so kann ich ohne dich des Teufels Netzen nimmermehr entrinnen. Heiß' mich in dir, o Christus, eher sterben als ich zum Fall gereiche dem üppigen Jüngling!

Ihr Wunsch wird erhört. Der Gatte Andronicus, der sie sterben gesehen, klagt in der fünften Scene dem Apostel Johannes das Unglück. Dieser tröstet ihn durch Hinweisung auf ihre Seligkeit, und fodert ihn zur Bestattung auf. Sechste Scene: Kallimachus im Liebeswahnsinn verlangt, daß der Grabhüter Fortunatus ihm die theuere Leiche zeige. Dieser erklärt sich bereit für Geld sie ihm preiszugeben. Siebente Scene: Beide in der Gruft. Kallimachus zum wilden Frevel bereit. Da umstrickt ein Drache die Bösewichter. Achte Scene: Johannes und Andronicus auf dem Wege zum Grabe. Gott erscheint ihnen und verkündet die Auferweckung Drusiana's und Dessen der neben dem Sarge liege. Neunte Scene: Sie kommen zum Grabe. Auf Johannes' Beschwörung weicht der Drache. Kallimachus wird erweckt, und bekennt wie er in frevelhafter Absicht hierhergekommen, wie vor deren Ausführung der Drache den Verführer Fortunatus erwürgt habe, ihm selbst aber ein strahlender Jüngling erschienen sei, und ihn unter dem Zuruf: „Kallimachus stirb, auf daß du lebest!" niedergeblitzt habe. Er bekehrt sich zerknirscht zum Christenthum. Nun ward auch Drusiana erweckt und bittet um gleiche Gunst für Fortunatus. Kallimachus, der diesen solcher Gnade für unwürdig erklärt, wird vom Apostel seines Neides wegen zurechtgewiesen. Johannes erklärt, daß Drusiana selbst die Kraft zu diesem Wunder verliehen sei. Auf ihr Gebet kehrt Fortunatus ins Leben zurück,

erklärt aber bei so bewandten Umständen unter diesen Tugendhaften nicht leben zu wollen, und sinkt als verhärteter Sünder zum zweiten male in den Tod zurück. Johannes schließt mit Lobpreisung der göttlichen Vorsehung und Gerechtigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Das Kriegsjahr 1813. Ein Volksbuch von Richard Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine der vorherrschenden Richtungen der letzten Jahrzehnde durch populaire und praktische Schriften für Belehrung und Unterhaltung in allen Classen der Gesellschaft zu wirken hat vor vier Jahren die Gründung der „Volksbibliothek“ veranlaßt, zu der das obige Werk gehört. Die Verlagshandlung hat mit dem sichern Takte der sie bei vielen ähnlichen Unternehmungen leitete die Wichtigkeit guter Lebensbeschreibungen und geschichtlicher Abrisse, wie sie auch das lobenswerthe Unternehmen der englischen Cyklopädie darbietet, erkannt und sich nicht blos auf gewerbliche, kauf- und bergmännische Gegenstände einlassen wollen, indem durch diese wol nützliche Kenntnisse in einzelnen Kreisen sich verbreiten, nicht aber die Beförderungswege allgemeiner Bildung angebahnt werden. So empfingen wir in den beiden ersten Bänden der „Volksbibliothek“ die Lebensbeschreibungen Nettelbeck's und Heirn's. Ein dritter Band umfaßt eine reiche Sammlung deutscher Sprüchwörter, die als Kern und Boden nationaler Eigenthümlichkeit ihren Platz hier allerdings verdienten; ein vierter Band war zur Erörterung der schlimmen Auswanderungssucht bestimmt und gab in den „Fahrten deutscher Auswanderer“ ein farbenreiches Bild der mannichfachen Noth welche unsere Landsleute auf Amerikas Boden erwartet, wenn sie nicht mit großer Vorsicht und Kunde der Landesverhältnisse dort auftreten. Jetzt ist der fünfte Band wieder zum Geschichtlichen zurückgekehrt. Es ist mit glücklicher Hand aus dem Reichthume unserer Geschichte ein Stück herausgegriffen worden, an das sich die erhebendsten Erinnerungen knüpfen, und von wo aus Deutschland sich seiner Selbständigkeit wieder bewußt ward, freilich um sie nach kurzer Frist, nicht im Kampfe der Waffen, sondern auf dem platten Boden der Diplomatie, wieder zu verlieren. Als Hrn. Schneider's Buch vollendet war, hatten sich die neuesten Umwälzungen in Deutschland noch nicht zugetragen, nur zwei Gebiete lagen im Streite mit dem ausländischen Könige und bisherigen Landesherrn; aber während wir diese Zeilen schreiben, tönt der Hülferuf der Holsteiner durch alle deutschen Gauen, Freiwillige eilen nach Schleswig und Holstein, und der Zuzug tapferer deutscher Krieger wird der Sache der deutschen Provinzen den Sieg über die Dänen verleihen. Unter solchen Umständen ist ein Volksbuch vom Jahre 1813 eine gute Mahnung an die Großthaten unserer Väter und die unerschütterliche Treue der Preußen gegen ihren König; es erinnert aber zugleich wie damals nach Besiegung des äußern Feindes bald Ruhe und Ordnung in die Länder zurückgekehrt sind, und der Freiheit unter dem Schutze der Gesetze ihre sicherste Stätte bereitet ward. Wer wollte nicht sehnlich wünschen, daß eine in unserm Vaterlande bisher ungekannte Anarchie bald den Einflüssen der Vaterlandsfreunde wiche, damit wir die großen Errungenschaften des wichtigen Frühjahrs 1848 unter uns ausbilden, und durch sie den Grund zu neuer bürgerlicher Freiheit und Selbständigkeit im Frieden legen könnten!

Wir wenden uns nun zu unserm Buche zurück. Der Krieg des Vaterlandes im J. 1813 ist unter den verschiedensten Formen in größern Werken und kleinen Flugschriften geschrieben worden; seine Schriftsteller haben zum größten Theil den höchsten militairischen Dienststufen angehört, wie ein Müffling, Prittwitz, Hofmann, andere wieder standen in spätern bürgerlichen Verhältnissen als sie die Thaten, deren Theilnehmer sie gewesen, schilderten, so ein Varnhagen von Ense, Steffens, Bander. Hr. Schneider nun hat den guten Gedanken gehabt die Geschichte des Kriegs aus dem Volke heraus zu beschreiben, und uns seine Entstehung und die Begeisterung für denselben in den Bewohnern eines kleinen schlesischen Städtchens anschaulich zu machen. Unter ihnen ist Robert, der Pflegesohn eines alten wackern Tischlermeisters Arnold, ein rüstiger, munterer, hübscher Gesell, Derjenige auf welchen der Verf. unsere Aufmerksamkeit besonders gelenkt hat. Er findet sich auch mit in der Gesellschaft die im Gasthause zum rothen Löwen an einem Sonntage in der Mitte Februars 1813 nach der Kirche die Nachrichten von dem Misgeschick der Franzosen in Rußland, und von den Maßregeln des Königs Friedrich Wilhelm's III. empfangen hat und in echt bürgerlicher Weise bespricht. Da ist ein stämmiger Maurermeister und ein kräftiger Schmied, welche die Franzosen nun gleich zum Lande herausjagen wollen und die Bedenklichkeiten eines zaghaften Apothekers verlachen; da ist ein pfiffiger Doctor und ein weiser Bürgermeister. Die ganze Gesellschaft ist dem Verf. sehr gut gelungen, und die Worte des alten Schmied über die Franzosen sprechen auf das deutlichste die Gesinnung aus von welcher viele Tausende damals gegen sie erfüllt waren. „Ach was Vorsicht“, so eifert er gegen den bedenklichen Apotheker des Städtchens, „was wollen sie mir groß anhaben? Meinen Jungen haben sie mir todtgeschossen bei Jena, meine Tochter haben sie so weit gebracht bis sie im Elend umgekommen ist, meine Alte hat sich darüber zu Tode gegrämt, meine paar Thaler habe ich hingeben müssen um das fremde Volk zu füttern — nun mögen sie meinen alten Kopf auch noch hinnehmen, es gibt doch für uns kein Glück mehr auf Erden.“ So trennen sich endlich Alle in Freude über den muthigen Entschluß ihres Königs. Der Aufruf desselben findet die bereitwilligste Folge und Robert ist einer der ersten Freiwilligen.

Diesen Robert hat nun der Verf. zum Träger des mannichfaltigsten Kriegsgeschicks, wie es Personen der untersten Grade zu begegnen pflegt, so natürlich und ausführlich gemacht, daß sein Buch dadurch den eigentlichen Charakter einer Volksschrift erhalten hat. Die Tausende welche damals nebeneinander lebten und standen erfuhren ähnliche Schicksale, anstrengende Märsche, schmale Kost, Wunden und Schmerzen, Mangel und Fülle, Todesgefahren aller Art, und so mochte wol was dem Einzelnen begegnete als Symbol für Tausende gelten. Macht nun schon das Buch hierdurch einen angenehmen Eindruck, so erhöht sich derselbe noch durch den Umstand, daß wir hier nicht einen wohldurchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung oder die geregelten Mittheilungen eines frei und selbständig Reisenden empfangen, sondern einen Gang von Lebensschicksalen kennen lernen der nicht von unserm Robert abhängt, indem ein höherer Befehl und eine äußere Nothwendigkeit stattfindet, ohne daß ein bedeutender Gewinn für das eigene Leben zu erwarten war. Es hat, so möchten wir mit Goethe bei einer ähnlichen Gelegenheit („Sämmtliche Werke“, XIV, 262) sagen, das Ganze dadurch in jedem seiner Theile ein frisches, unbedingtes Leben erhalten, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufriedenstellt.

Sehen wir uns also nach dem weitern Inhalte um, so finden wir ein buntes Gemisch von Lager- und Kriegsscenen, von heiterer Soldatenstimmung und ernsten Todesgedanken, von Zügen treuer Kameradschaft und erbitterten Franzosenhasses, wie es der Charakter des Jahres 1813 gewesen ist, den der Verf. auch ganz besonders in den soldatischen Unterhaltungen der Bivouacs, der Quartiere, oder Gespräche auf dem Marsche auszuprägen verstanden hat. In diesen kommen die damals für Soldaten wichtigsten Gegenstände zur Sprache, das Eiserne Kreuz, das Benehmen des Königs von Sachsen im Gegensatze zu der Gesinnung seiner Unterthanen, die Thaten der Kosacken und ihre rohe Gutmüthigkeit, endlich die Unthaten mit welchen die Franzosen Schlesien verwüstet und das Glück, den Wohl-

stand, ja das Leben unzähliger Familien zerstört hatten. Unser Verf. hat sich hierbei noch sehr gemäßigt benommen, und nicht zu tief in die Fülle der betrübtesten Einzelheiten eingehen wollen; aber die kräftigen Worte welche er einem der Mitsprechenden (S. 245) mit voller Wahrheit in den Mund gelegt hat wollen wir doch beibringen, weil solche Erinnerungen aus der Zeit der Unterdrückung unsers Vaterlandes in einer Zeit nicht unzweckmäßig erscheinen, wo sich Deutschland zur Selbständigkeit aufschwingen will. „Nein, Das darf keinen Menschen jammern, und wenn die verfluchten Blutegel alle vor Hunger krepiren! Unsereins weiß auch was man Christenmenschen schuldig ist, aber Christenmenschen sind Das gar nicht die Franzosen, Heiden sind's, Menschenfresser, Bluthunde! Man hat's wol in alten Büchern gelesen wie die Heiden hier vor Zeiten gewirthschaftet haben. Aber wer's gesehen und gehört hat wie's die Franzosen jetzt hier treiben, der muß sagen, daß jene Heiden noch wie die Lämmer gegen sie gewesen sind. Ich habe mich oft gewundert, daß sich die Erde nicht gleich aufgethan und die Ungeheuer verschlungen hat. Nun kommt die Rache aber doch auch über sie. Es müßte auch wahrhaftig sonst keinen gerechten Gott im Himmel geben." Hiernächst hat der Verf. in seinen Schlachtbeschreibungen einzelne Züge von Wohlverhalten, Tapferkeit und Besonnenheit, welche uns die Bücher mithandelnder Zeitgenossen überliefert haben, mit Glück auf seinen Freiwilligen übergetragen, wie besonders in den Schlachten bei Groß-Görschen und an der Katzbach, daneben ihn auch als den edeln Beschützer einer adeligen Familie in der Lausitz vor plündernden Russen auftreten lassen, und unter all diesem Kriegsgetümmel die Fäden eines einfachen, kleinen Romans fortgesponnen, dessen Inhalt Robert's Liebe zu einer hübschen Müllerstochter in der Heimat ist. Sein Soldatenleben aber endigt in der Schlacht bei Leipzig mit einer schweren Verwundung. Er ist nach langem Krankenlager und sorgsamer Pflege, die ihn unser Verf. zu Halle bei jener adeligen, dorthin geflüchteten Familie finden läßt, genöthigt in die Heimat zurückzukehren, unbrauchbar für den fernern Dienst. Dafür gründet er nun einen eigenen Herd in der Vaterstadt. „Es ist ja nun wieder", rief der alte Schmied, „Luft im deutschen Lande und ein ehrlicher Mann kann wieder mit leichtem Herzen heirathen. Kinder, euer Anfang fällt in eine goldene Zeit. Nun wird wieder Alles neu und gut werden, und deutsche Zucht und Ehrbarkeit und deutsches Wort und deutsche Rechtschaffenheit wird von neuem Etwas im Lande gelten. Gott segne euch! Gott segne unser liebes Vaterland!"

Unser Verf. hat aber den Zweck seines Buchs nirgend so aus den Augen verloren, daß er die Begebenheiten allein an die Person Robert's geschlossen hätte, oder ihn überall mithandelnd auftreten ließe. Das Buch enthält vielmehr die mit verhältnißmäßiger Ausführlichkeit, wie sie einmal im Plane festgestellt war, durchgeführte Erzählung aller wichtigen Kriegsereignisse, Schlachten und Gefechte von einiger Wichtigkeit von dem Beginn des Feldzugs an, also die Besetzung von Dresden im April 1813, die Schlachten bei Groß-Görschen und bei Bautzen, die Gefechte bei Haynau, Luckau, Hoyerswerda und die an der untern und mittlern Elbe, die kühnen Streifzüge Czernitscheff's, Colomb's, Lützow's und Anderer bis zum Waffenstillstande bei Poischwitz am 4. Juni. Wir haben hierunter nur die Besetzung Halles durch das Kleist'sche Corps und die Vertheidigung dieser Stadt am 28. April und eine genauere Schilderung des Lützow'schen Corps vermißt. Sonst aber ist Alles nicht blos in einzelnen, großen Umrissen dargestellt, sondern auch durch einzelne Züge veranschaulicht und einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten ihre Ehre gegeben. Dies gilt namentlich von dem Fürsten Blücher; denn wie er in jenem Kriege so recht der Mann des Volks gewesen ist, so mußte er auch den Mittelpunkt einer volksthümlichen Erzählung bilden.

Die folgende Geschichte beginnt mit dem recht klar dargelegten Kriegs- und Operationsplane der Verbündeten, und wendet sich dann zu der Befreiung von Schlesien durch die Schlacht an der Katzbach, zu der Vertreibung der Franzosen aus der Mark Brandenburg durch die Schlachten bei Großbeeren, Hagelsberg (der Sieg der Landwehr wird hier ganz besonders hervorgehoben) und Dennewitz, und zu den Unternehmungen, Schicksalen und Thaten der böhmischen Armee, zur Niederlage bei Dresden und zum Siege bei Kulm. Unter den Begebenheiten der Octobertage zeichnet sich namentlich die Schilderung der Schlacht bei Wartenburg am 3. October aus, und der dritte Schlachttag bei Leipzig; das Zaudern und Zurückhalten des Kronprinzen von Schweden hat den Tadel empfangen den es 1813 bei den Hohen und Niedern des verbündeten Heers überall erhalten hatte. Denn die Ueberzeugung war allgemein, daß der Kronprinz von Schweden keinen guten Willen besessen habe gegen die Franzosen zu operiren, und nach den heftigen Vorwürfen bei Friccius und andern Geschichtschreibern hat der General v. Hofmann in seinem Buche „Zur Geschichte des Feldzugs von 1813" noch ein mildes Wort gesprochen indem er sagt: „Statt Ereignisse herbeizuführen bemühte sich der Kronprinz sie abzuwarten." Eine Ansicht aber, daß für Schweden der Krieg durchaus kein nationales Interesse habe, wie sie Steffens („Was ich erlebte", VII, 284—286) nach einer längern Unterredung mit dem Kronprinzen am 16. October 1813 ausspricht, konnte unter den Truppen der Verbündeten durchaus keinen Anklang finden. Auf den letzten Seiten unsers Buchs ist die Erzählung von dem Rückzuge der Franzosen und der gänzlichen Auflösung des Heers zu spärlich ausgefallen; aus des Obersten v. Kayserling Buche „Aus der Kriegszeit" (Berlin 1847) hätte manche willkommene Notiz gebraucht werden können. Ebendaselbst ist der Uebergang der Franzosen über die Unstrut bei Freiburg am 21. October mit zu grellen Farben geschildert; selbst im Kleinen kann hier eine Vergleichung mit dem Uebergange über die Beresina nicht stattfinden. Bei der Erwähnung der Schlacht bei Hanau vermissen wir des Verf. sonstige Genauigkeit. Wrede hat hier als Feldherr große Fehler begangen, und seine persönliche Tapferkeit als Soldat vermochte dieselben nicht wieder gutzumachen.

Zum Schluß müssen wir noch einmal auf des Verf. eigene Zuthaten zurückkommen. Wir dürfen nämlich hierbei nicht die in scharfen Zügen ausgeprägte Figur des alten Oberjägers Lamitzki übergehen, eine eigenthümliche Erscheinung mit allen Zeichen des altpreußischen Soldatengeistes und Soldatenstolzes unter den jungen Kriegern des Jahrs 1813. Solche Leute die sich gern sprechen hörten, tüchtig fluchten und mitunter auch prahlten, sind hier mit ihrer unerschütterlichen Zuversicht auf die preußische Kriegsmacht und mit ihrer Kaltblütigkeit im dichtesten Kugelregen den Neulingen im Kriegshandwerk vom größten Nutzen gewesen. Wer selbst in jener Zeit Soldat gewesen ist wird Das anerkennen, und sich daher freuen in dem alten Lamitzki den Repräsentanten einer Classe zu finden die im preußischen Heere jetzt ausgestorben ist. 17.

Bibliographie.

Fröbel, J., Die Republikaner. Ein historisches Drama in 5 Acten. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Joseph von Görres. Eine Skizze seines Lebens. Mit dem Bildnisse von J. v. Görres. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kirschbaum, Ueber den naturwissenschaftlichen Unterricht auf Gelehrtengymnasien. 4. 10 Ngr.

Rezer, B., König Manfred oder Sieg des Kreuzes über den Halbmond. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zürich, Leuthy. 1847. 8. 14 Ngr.

Schömann, G. F., Das sittlich-religiöse Verhalten der Griechen in der Zeit ihrer Blüthe. Eine Rede am 9. December 1847 zu Greifswald gehalten. Greifswald, Koch. Gr. 8. 9 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 145. — 24. Mai 1848.

Theater der Nonne Hrotswitha.

(Beschluß aus Nr. 144.)

Das vierte Drama „Abraham“, und das fünfte „Paphnutius“ behandeln einerlei Gegenstand auf verschiedene Weise. In beiden wird eine Buhlerin durch einen frommen Eremiten unter der Maske eines Lüstlings besucht und zur Buße bekehrt. Aber wie abweichend sind bei ganz ähnlichen Situationen die Charaktere der Bekehrer und Bekehrten gehalten. Der Eremit Abraham hat seine Nichte Maria zum Klausnerleben erzogen. Durch ihre kindlich naive Frömmigkeit blickt schon hier und da die Grundlage der Eitelkeit durch. Welch Wunder, daß die lockende Stimme des ersten Verführers das unerfahrene Mädchen bethört, daß wilde Reue sie in trostlose Verwirrung stürzt, und diese sie aus der Klause fort und auf die Bahn der Sünde treibt. Im Haus der Sünde findet sie ihr Pflegevater unter ritterlicher Verkappung. Wie sprechend ist in den wenigen Worten Maria's die geheime Zerrissenheit ihres Herzens gezeichnet, wie lebendig bricht der Schmerz über ihren Zustand hervor als Abraham die falsche Hülle von sich wirft. Und dieser ist ganz der gute Hirt in seiner Freude über das wiedergefundene verlorene Schaf. Mehr als mit Vorwürfen ist er damit beschäftigt die Gefallene wieder aufzurichten und zu trösten. Er freut sich des glücklich vollbrachten Werkes als er Marie auf die Bahn der Tugend mit väterlicher Sorgfalt und Milde zurückgeführt.

Ganz anders beträgt sich Paphnutius gegen die gebildete Thais. Sie nennt ihr Gemach so verborgen, daß außer ihr nur Gott den Zugang zu finden wisse. Sie spricht von der Allwissenheit und Gerechtigkeit Gottes. Der Bußprediger straft sie mit Donnerworten, daß sie vor dem erkannten wahren Gotte ungescheut sündige; furchtbare dreijährige Buße legt er ihr auf, und erst als ein Gesicht ihm verkündet, daß die Sünderin sich zur Heiligen gebüßt habe an ihrem Sterbebette, spricht er milde Worte des Segens. In der ersten Scene legt die Dichterin dem Paphnutius im Gespräche mit seinen Schülern sehr unzeitig eine gelehrte Vorlesung über scholastische Subtilitäten in den Mund, deren merkwürdiger Schluß indessen hier eine Stelle finden mag. Die Schüler verwerfen seine Weisheit mit den Worten des Apostels: „Was thöricht ist vor der Welt, Das hat Gott erwählet daß er die Weisen zu Schanden mache.“

Paphnutius.

Der Thor wie der Weise, wenn sie verkehrt handeln, verdienen vor Gott zu Schanden zu werden.

Schüler.

So ist's.

Paphnutius.

Nicht die Wissenschaft Dessen was man wissen kann (scientia scibilis) beleidigt Gott, sondern einzig die Ungerechtigkeit Dessen der da weiß.

Schüler.

Fürwahr.

Paphnutius.

Und zu wessen Lobe wird die Wissenschaft der schönen Künste würdiger und gerechter gebraucht (retorquetur) als zu Dessen der das Wißbare geschaffen und die Wissenschaft verliehen hat?

Schüler.

Zu Niemandes.

Paphnutius.

Je tiefer man das wunderbare Gesetz erkennt, wodurch Gott in Zahl und Maß und Gewicht Alles geordnet, desto heißer entbrennt man in seiner Liebe.

Das letzte Drama „Sapientia“ behandelt die Legende einer Matrone die ihre drei Töchter, Fides, Spes und Caritas, eine nach der andern zum Märtyrertode schleppen sieht, ihre Leichen bestattet und in heißem Verlangen nach dem Tode betend an ihrem Grabe harrt bis der Augenblick der Erlösung naht. Conception und Schluß dieses Gedichts haben etwas Großartiges, begeisterte Sehnsucht nach der Märtyrerkrone, der himmlischen Vermählung durchglüht das Ganze. Beim Bilde der verwaisten Mutter mag, wie Hr. Magnin annimmt, der Verf. der Gedanke an Oda, die erlauchte Stifterin des Klosters, vorgeschwebt haben, welche als Witwe in dasselbe zurückgezogen vier Töchter welche den Schleier genommen begrub und ein mehr als 100jähriges Alter erreichte.

Mit ihren Themen, wie wir gesehen haben, wurzelt Hrotswitha ganz in ihrer Zeit, ja in ihren eigenen nächsten Verhältnissen. Ueberall ist es auf Verherrlichung des Christenthums abgesehen und zwar in mönchischer Auffassung. Völliges Lossagen von der Welt ist die Aufgabe der christlichen Seele. Das höchste Ziel ist eheloses Leben und Märtyrertod. Gallicanus entsagt der kaiserlichen Braut, Agape und ihre Schwestern entfliehen der vom Kaiser ihnen zugedachten Vermählung in die Arme des Todes, Drusiana verweigert ihrem Gemahle den ehelichen Verkehr, Maria und Thais wenden sich von der Sünde zur Klosterzelle, Sapientia hat ihre Töchter

zu Himmelsbräuten bestimmt, und der Kaiser findet periculum in ihrem Bekehrungsgeschäft: „Nam nostrae conjuges fastidiendo nos contemnunt adeo, ut dedignentur nobiscum comedere, quanto minus dormire." Sapientia selbst ist durch die Gnade beglückt ihre Kinder dem Herrn opfern zu dürfen. Uebrigens ist hier nicht von trockener Apologie einer zelotischen Doctrin die Rede; aus allen Helden und Heldinnen Hrotswitha's spricht eine selbstbewußte Begeisterung; der Sieg über die eigenen Herzen wird ihnen nicht ohne Kampf zu Theil. Den Hintergrund zu diesen klösterlichen Gemälden der Dichterin bildet eine reiche Kenntniß der Welt, des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften. Wie wahr ist nicht Kallimachus' Liebesraserei gezeichnet, wie fein angedeutet in Drusiana's Worten ihre tief verborgene, schwer bekämpfte Neigung zu dem Sünder. Hier begegnen wir Dem was Hr. Magnin das moderne Element in Hrotswitha's Komödien nennt. Als bemerkenswerth im Einzelnen wäre manche scharf ausgesprochene Ansicht der Dichterin anzuführen, namentlich die schon bei Besprechung des „Paphnutius" angeführte Achtung vor Wissenschaft und Kunst. So wird das Weggeben des irdischen Guts an die Armen eifrig gepriesen, nirgend aber werden Spenden an Kirchen oder Klöster empfohlen. Durch Sünde erworbenes Gut eignet sich nicht zu Almosen, es muß vertilgt werden u. s. w.

Wie die Stoffe und Motive dem Christenthume entnommen sind, so gehören auch die handelnden Gestalten ganz dem christlichen Mittelalter an. In dieser Beziehung muß also jede Vergleichung mit Terenz wegfallen. Dagegen stellt sich die Nonne von Gandersheim als Vorläuferin der spätern Dramatiker des Mittelalters und der neuen Zeit dar. Und diesen Charakter behauptet sie auch in Bezug auf die äußere Form der Komödien. Da ist keine künstliche Anlage, keine Schürzung des Knotens, keine Abtheilung in Acte. Ohne Rücksicht auf Einheit von Zeit und Ort schreitet die Geschichte in ihrem einfachen Entwickelungsgange vorwärts, und überall ist gesorgt, daß man was geschieht auch zu sehen bekommt, ganz wie bei den spätern Spielen bis ins 17. Jahrhundert hinein. Offenbar hatte die Klosterfrau eine ähnlich gestaltete Bühne im Auge wie die Dichter dieser letztern. Wenn sie nun durch Inhalt und Form ihrer Dramen diesen Dichtern ungleich näher steht als den alten römischen Poeten, so mag sie den classischen Studien einen Vorzug verdanken den sie vor jenen voraus hat, die Einheit der Handlung, die Beziehung des Ganzen auf eine leitende Idee. Nirgend wird vor dem Anfange angefangen, immer am rechten Orte aufgehört. Ueberflüssiges Nebenwerk wird vermieden, wenn man etwa die ungehörige Entfaltung von Schulgelehrsamkeit im „Paphnutius" und der „Sapientia" ausnimmt. Die Richtigkeit der Charakterzeichnung und Steigerung der Leidenschaften und Gemüthszustände sind Vorzüge die sie nicht dem Terenz abgelernt, sondern aus den Tiefen der eigenen Brust und den Schätzen eigener Erfahrung oder Beobachtung geschöpft hat.

Will man nun den Begriff deutscher Literaturgeschichte auf die Berichterstattung über die deutsch geschriebenen Bücher beschränken, so hat Hrotswitha allerdings in derselben keine Stelle anzusprechen. Faßt man aber den Entwickelungsgang des deutschen Geistes im Gebiete der Literatur ins Auge, so wird man den Schauspielen der sächsischen Nonne in unserer Literaturgeschichte jenen Ehrenplatz anweisen müssen den ihnen Hr. Magnin in der Literaturgeschichte des gesammten Europas zuerkennt. Hrn. Magnin's französische Uebersetzung der Komödien (gewiß keine gar so leichte Arbeit!) nach Verdienst zu würdigen muß ich feinern Kennern dieser Sprache überlassen. 46.

Eine politische Windfahne und ein angerathener Staatsstreich.

Von den Gegnern constitutionellen Staatswesens ist es nicht ohne Anschein guten Grundes diesen Staatsformen zum Vorwurf gemacht worden, daß sie gewissenlosem Talente und Ehrgeiz Vorschub leisten, und der Gesinnungslosigkeit begabter Staatsmänner gleichsam Prämien entgegenhalten, indem sie an den Wechsel ihrer Ansichten, jenachdem der politische Wind in den gesetzgebenden Versammlungen sich ändert, die Aussicht knüpfen sich im Amte zu halten oder ans Ruder zu kommen. Die Sache hat jedoch nur so weit ihre Richtigkeit, als es sich von den Kinder- und Tölpeljahren des constitutionellen Lebens handelt, wo der Volksgeist ebenso wenig noch die Reife und den Ernst des Urtheils sich angeeignet hat, welcher politische Abtrünnigkeit und wetterwendische Gesinnung an den Staatsleitern mit Verachtung ahndet, als in den letztern selbst sich das öffentliche Schicklichkeitsgefühl und die anstandsvolle Selbstbeherrschung ausgebildet hat, welche das Kennzeichen des wahren Staatsmanns ausmachen. In constitutionellen Staaten, wo in unzertrennlicher Wechselwirkung beide Entwickelungen des öffentlichen Sinnes vor sich gegangen sind, werden jene widerwärtigen Erscheinungen politischer Jackumwenderei unter den öffentlichen Charakteren immer mehr zur Seltenheit, nicht deshalb weil der Hang und der Wille mit allen Winden zu segeln unter den Ehrgeizigen dieser Classen nicht wie sonst vorhanden wäre, sondern weil die Aussicht auf solchem Wege dem Thatendrange genug zu thun sich immer mehr versperrt. Betrachtet man in dieser Hinsicht die parlamentarische Geschichte Englands und Frankreichs, so erkennt man bald, daß, wie in vielen andern unerfreulichen Verhältnissen, so auch in dieser Beziehung, das constitutionelle Wesen in Frankreich sich auf der niedern Stufe befindet, die das öffentliche Leben in Großbritannien längst weit unter sich gelassen; und wenn auch in letzterm Lande die Dinge noch lange nicht auf den Punkt gediehen sind wo das Wesen des constitutionellen Staats in ideeller Reinheit sich in fleckenlosem Gepräge seiner Staatsmänner widerspiegelt, so läßt sich doch behaupten, daß jene würdelosen und anwidernden Erscheinungen in dem englischen Staatswesen nicht mehr vorkommen und vorkommen können deren Zeuge in dem politischen Kreiben der Franzosen die Gegenwart Tag für Tag sein muß. Wie anders und edler steht z. B. die aus einem langen Kampfe der bessern Ueberzeugungen und der gewachsenen Einsicht hervorgegangene Bekehrung Peel's in der Korngesetzfrage da als die hundert und wieder hundert Abtrünnigkeiten welche in dem letzten Jahrzehnd in den politischen Kreisen in Frankreich vorgekommen, und die fast alle dem kleinlichsten gewissenlosen Ehrgeize zuzuschreiben sind. Und doch ist die frühere englische Geschichte fast bis herab zur Parlamentsreform ebenso reich an dergleichen Anrüchigkeiten als die heutige Frankreichs, wie sie dieselbe Verderbtheit und Bestechlichkeit der herrschenden

Classen aufweist die in unsern Tagen das öffentliche Leben jenseit des Rheins schänden. Als der Typus jener obenerwähnten Gesinnungslosigkeit politischen Charakters, welcher in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts trotz dieser Eigenschaft eine hervorragende Rolle spielte, erscheint der Lordkanzler Wedderburn, dessen Leben Lord John Campbell in der nun erschienenen dritten Reihenfolge seiner „Lives of the Lord Chancellors and keepers of the great seal of England etc." (Bd. 6 und 7) schildert.

Dieser Wedderburn, aus einer angesehenen schottischen Sachwalterfamilie abstammend, gelangte durch den Einfluß des berüchtigten Lord Bute ins Parlament. Als er sah, daß es auf dem gewöhnlichen Wege in seinem Berufskreis als Jurist nicht schnell genug vorwärts ging, wechselte er seine politische Farbe, ward ein glühender Patriot und trat als Vertheidiger in der Sache des berüchtigten Wilkes auf, die durch „Junius' Briefe" unsterblich geworden ist. Seine kalte selbstsüchtige Berechnung wußte er dabei unter vaterländisch gesinntem Ungestüm der Volksberedtsamkeit zu verbergen. Bei öffentlichen Festen und in Volksversammlungen war er es der in ungemessenen Ausdrücken und in aufwieglerischen Reden die Gewaltanmaßung der Rechte des Volks durch die verderbten Vertreter desselben anklagte und sich hoch und theuer vermaß, er werde so lange er lebe standhaft zur Volkssache stehen. Er trat im Parlament entschieden für die Preßfreiheit auf, führte das Wort für die amerikanischen Colonien, vertheidigte das Recht der Geschworenen, war mit Einem Wort Volksmann und Demagog im eigentlichsten Sinne, während er im Geheimen immer sein Auge auf das Amt des Solicitor Generals gerichtet hielt. Um dahin zu gelangen, lief er als er die Zeit gekommen glaubte auf die schamloseste Weise ins gegnerische Lager über, und half den Anhang Lord North's verstärken. Die öffentliche Entrüstung über diesen selbst in jenen Zeiten unerhörten plötzlichen Meinungswechsel war beispiellos. Denn derselbe fand statt, ohne daß sich nur irgend ein plausibler Grund dafür hätte auffinden lassen. Es hatte weder eine Veränderung in dem Ministerium noch ein Wechsel in den Regierungsgrundsätzen im Ganzen oder Einzelnen stattgefunden; nur ein „vereinzelter Patriot trat", wie der Biograph sich ausdrückt, „im Haus der Gemeinen von einer Seite auf die andere über, um die Maßregeln zu unterstützen die er soeben noch so laut verdammt hatte". Seine eigene Phrase in letzter Hinsicht war nun in Aller Munde: „Gestochen von der Oppositionstarantel wird er geheilt durch die Musik des Hofs." Lord Camden meldete dem Lord Chatham die Nachricht mit den Worten: „Es wundert mich nicht, aber es ärgert mich." Jedoch war Wedderburn's Schamlosigkeit nicht groß genug, daß es nicht einige Zeit gedauert hätte, bis er in seiner parlamentarischen Haltung die Keckheit wiedergewann die ihn sonst bei seinem öffentlichen Auftreten auszeichnete. Von da an wurde er ein ebenso wüthender Gegner aller volksthümlichen Grundsätze und Interessen, als er früher deren beredter und glühender Sachwalter gewesen war. Er donnerte im Parlament gegen die schlechte Presse und griff in dem Geheimrath die amerikanische Sache in Franklin auf das rücksichtsloseste an; die strengsten Zwangsmaßregeln gegen die widerspenstigen Colonien fanden an ihm den entschiedensten Vertheidiger, er redete der Bestechung durch die Pensionsliste mit so eherner Stirne das Wort, daß es selbst in jenen Zeiten allgemeiner Corruption auffiel. Im J. 1780 ward Wedderburn der Lohn für diesen Eifer in der Beförderung zum Oberrichter bei den gewöhnlichen Gerichten, und in der Ernennung zum Pair mit dem Titel eines Lord Loughborough. Als Lord Shelbourne im J. 1783 vom Ruder zurücktrat und ein Coalitionsministerium sich bildete, trachtete Wedderburn schon nach der Lordkanzlerstelle, er erhielt jedoch nur ein untergeordnetes Amt in der neuen Verwaltung. Als aber das Toryelement in der neuen Regierung gegen die Whigbestandtheile den Kürzern zu ziehen anfing, wendete er sich seinem Wesen treu der neuen Sonne zu, ward ein eifriger Anhänger von Fox, und begann die Nothwendigkeit der Parlamentsreform und jede andere Maßregel die im Katechismus der Whigs stand zu vertheidigen. Wie wenig damals diese Reformer noch auf politische Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit ihres Anhangs sahen, geht daraus hervor, daß selbst Fox, Sheridan und Burke einem solchen Wetterhahn ihr Vertrauen schenkten, ohne Argwohn oder Widerwillen zu verrathen, gleichsam als wäre er stets ein zuverlässiger Staatsmann gewesen, und als hätte nie eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen bestanden. Er war der Führer der Whigs im Hause der Lords, und besaß großen Einfluß auf alle Schritte derselben. Damals widersetzten sich die Whigs ihren eigenen zur Schau getragenen Grundsätzen zuwider der von dem großen Pitt beantragten Einführung freien Handels zwischen England und Irland, und Wedderburn, der Freund und Zögling Adam Smith's, der in dem von ihm selbst gegründeten „Edinburgh review" und in einem dasselbe unterstützenden Vereine, der Select society, früher die Grundsätze freien Handels unbedingt verfochten, unterstützte im Oberhause die Ansicht seiner damaligen Freunde mit der größten Leidenschaftlichkeit. Im J. 1788 schien ihm wieder die Hoffnung zu tagen das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen und zum Kanzler ernannt zu werden; aber noch einmal sah er sich getäuscht. Es war in dem Augenblick, wo das Geistesleiden Georg's III. eine so schlimme Wendung nahm, daß man an seiner Wiederherstellung zweifelte. Fox befand sich damals in Italien. Das durch das Werk Lord Campbell's ans Licht kommende Verhalten Wedderburn's bei dieser Gelegenheit wirft, wie der Lebensbeschreiber selbst sagt, „eine Masse neuen Lichts" auf die Vorgänge jener Zeit, indem damals Lord Loughborough als Rathgeber des Prinzen von Wales, spätern Prinzregenten und Königs Georg IV., diesen durch seinen Privatschreiber J. W. Payne insgeheim zu einem Staatsstreich zu drängen suchte. Er rieth ihm nämlich „die Jurisdiction des Parlaments aufzuheben, und durch eigene Machtvollkommenheit sich selbst noch bei Lebzeiten seines Vaters auf den Thron zu setzen". Ein Schreiben Wedderburn's an Payne und eine von ihm verfaßte geheime Denkschrift enthüllen die Natur jenes beabsichtigten coup d'état. In dem erstern heißt es: „Ich halte dafür, daß es nur drei mögliche Fälle gibt die unverweilt zu erwarten sind: ein zweifelhafter Zustand der Geistesstörung des Königs; ein augenscheinlich sich bestimmt hervorstellender Zustand; oder ein plötzliches Ende, das sich blos auf einem Wege erwarten läßt; denn eine völlige und schleunige Genesung scheint außer dem Bereich gegründeter Hoffnung zu liegen. In den beiden ersten Fällen muß nach dem Ergebniß meines reiflichst erwogenen Urtheils die vollziehende Gewalt ebenso unmittelbar auf den muthmaßlichen Thronerben übergehen, wie es im letzten Falle mit dem Recht zur Thronfolge geschieht. Alle diese Fälle sind zumal Beschlüsse Gottes, und das englische Gesetz kennt keine Zwischenzeit worin es ein Interregnum geben kann; aber sobald man, wie ich's thue, den Grundsatz des Rechts für ebenso deutlich und klar im außerordentlichen Falle hält, als er unbestreitbar im gewöhnlichen Falle des Hintritts erscheint, so muß doch zugegeben werden, daß einiger wesentlicher Unterschied in der Wirkung vorhanden ist. Kein Vorgang läßt sich auffinden, mit Ausnahme eines wenig bekannten und aus Zeiten, wo sowol die Form der Regierung als die Sitten des Zeitalters denen der Gegenwart so wenig ähnelten, daß er von keiner Beweiskraft sein würde. In einem Falle also den man für neu zu erachten hat, würden die Leute im Augenblick ungewiß sein, welcher Richtschnur sie folgen sollten, und bei muthmaßlichem zweifelhaftem Zustande der Geistesstörung des Königs würden große Anstrengungen gemacht werden den schwankenden Zustand (des Reichs) zu verlängern. Jeder Anschein lichter Augenblicke würde vergrößert, und die Besorgniß vor einem Wechsel geflissentlichst erweckt werden, um zu verhüten, daß die öffentliche Meinung zu der wirklich vorhandenen Vollstreckungsgewalt Zuneigung fasse. Um diesem sich zu widersetzen würde große Beharrlichkeit und großer Muth

erfoderlich sein; aber ich hege keinen Zweifel, daß der einzige Schritt darin bestände jene Machtvollkommenheit in Anspruch zu nehmen welche anzusprechen keine andere Person das Recht hat und die zu vereiteln bei Einhelligkeit der königlichen Familie keine Opposition im Stande sein wird." In der mit Bleistift geschriebenen Denkschrift hinwieder wird gesagt: „Bei Voraussetzung eines Zustandes der Krankheit ohne Aussicht auf Genesung oder raschen Ablebens erscheint der Grundsatz des Verhaltens des Prinzen vollkommen klar. Die vollziehende Gewalt geht rechtlich auf ihn über. Er ist allerwärts verpflichtet sie anzunehmen, und sein Charakter würde in der öffentlichen Achtung sinken, wenn er sie auf einen andern Grund hin als den des Rechts, oder in Folge irgend einer Art von Vereinbarung ergriffe. Die Autorität des Parlaments als des großen Raths der Nation würde sich einmischen, nicht um das Recht zu übertragen, sondern es zu erklären. Die Art des Verfahrens wie es mir sich darstellt ist die, daß Se. Königl. Hoheit in kürzester Zeit seine Absicht handelnd aufzutreten dadurch beurkunden möge, daß er eine Versammlung des Geheimraths anordnet, worin er seinen Vorsatz die Obhut des Staats selbst zu übernehmen erklären, zugleich seinen Wunsch den Rath des Parlaments zu vernehmen ausdrücken, und durch eine Proclamation befehlen sollte, daß es sich bald zur Erledigung der Geschäfte versammeln möge. Nachdem Dies geschehen, solle er die verschiedenen Minister anweisen ihn von den Staatsgeschäften ihres Amtes in Kenntniß zu setzen. Es ist beim Beginn von unermeßlicher Wichtigkeit, daß es den Anschein gewinne als handle er völlig aus eigenem Ermessen (!!), und in den Berathungen muß er deshalb nothwendigerweise nicht Rath einfodern, sondern anhören und Befehle ertheilen. Obwol die Maßregel den Staatsrath zu berufen nicht berathen werden darf, sondern in seiner eigenen Brust beschlossen sein muß, wird es doch nöthig sein sie einigen wenigen Personen denen man Vertrauen schenken darf einige Zeit vor der Ausführung mitzutheilen, und es wird Erwägung verdienen, ob es nicht rathsam, um die Uebernahme der Regierung deutlich zu bezeichnen, schleunigst hinter dieser Maßregel anzuordnen, daß einige solche Personen die der Prinz dazu für geeignet hält, wenigstens in ein oder zwei Departements, Das was man Cabinet nennt, verstärken sollen. Gibt er den Entschluß zu erkennen aus eigenem Antrieb zu handeln, vermeidet er sorgsamst starke Besorgnisse oder starke Hoffnungen hervorzurufen, sondern hält er die Gedanken der Leute in Ungewißheit darüber was noch aus seiner Zurückhaltung hervorgehen könne, und überzeugt er sie von seiner Aufrichtigkeit im Allgemeinen, so wird er Alles bereitwillig finden ihm Folge zu leisten." Die Rückkehr For' aus Italien machte diesen Ränken Wedderburn's ein Ende. Die Genesung des Königs rückte die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches wie es schien weiter als je in die Ferne. Aber er wußte dem Schicksal mit seiner aalgleichen Natur Trotz zu bieten. Als der Ausbruch der Französischen Revolution den Sturz der Whigpartei beschleunigte, gelang es Alexander Wedderburn sich in den Schoos ihrer Gegner zu flüchten, die ihn denn endlich dem Ziel seiner Wünsche, der Würde eines Lordkanzlers von England zuführten. Im Anfang des Jahres 1793 empfing er im Buckinghampalast das große Staatssiegel aus der Hand Georg's III. Aber der König, der die Sinnesart dieses Menschen würdigte, und um die Ränke die er gesponnen wußte, entließ ihn sobald sich die Gelegenheit dazu bot aus seinem Rathe. Aber auch nachdem er in Ungnade gefallen und sich in das Dunkel des Privatlebens zurückversetzt sah, ging fortwährend sein ganzes Sinnen und Trachten dahin von den Großen einen gnädigen Blick zu erhalten und sich wenigstens in der Nähe des Hoflagers aufzuhalten. Den Tag vor seinem Tode war er noch beim Könige zur Tafel. Als Georg III. die Nachricht erhielt, daß er gestorben, rief er aus: „Nun so hat er keinen größern Schurken in meinen Besitzungen hinterlassen!" Eine würdige Grabschrift für solches Gelichter. 3.

Bibliographie.

Der Ausgewiesene. 2te, am 9. März 1848 befreiete Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Behr, W. J., Allgemeine Polizei-Wissenschaftslehre oder pragmatische Theorie der Polizei-Gesetzgebung und Verwaltung. Zur Ehrenrettung rechtsgemäßer Polizei, mittelst scharfer Zeichnung ihrer wahren Sphäre und Grenzen. 1ster Band. Bamberg. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Heer und Volk. Eine Sammlung von Aufsätzen meist militairischen Inhalts. 1ster Band. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kehrein, J., Kurze Lebensbeschreibungen der Dichter und Prosaiker, aus deren Werken Proben in den bessern deutschen Lesebüchern sich befinden. Weilburg, Lanz. Gr. 8. 15 Ngr.

Martius, C. F. P. v., Denkrede auf Joseph Gerhard Zuccarini. Gelesen in der öffentlichen Sitzung d. K. Bayer. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1848. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Stricker, W., Das Königreich beider Sicilien, nach eignen Anschauungen in den J. 1839, 1840 und 1844 und nach den neuesten Quellen dargestellt. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tegnér, Esaias, Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 3te Auflage der Taschen-Ausgabe. Leipzig, Enobloch. 1847. Gr. 16. 11¼ Ngr.

Tagesliteratur.

Barth, F., Keine Republik! Ein einfach bescheidenes Hobellied. Leipzig, Thenau. Gr. 8. 2 Ngr.

Drobisch, T., Deutsche Kampf- und Wehr-Lieder. Leipzig, Naumburg. 8. 2½ Ngr.

Freiligrath, F., Februar-Klänge. London, am 25. Februar 1848. Berlin, Romolini. Gr. 8. 1 Ngr.

Gerhard, F., Wen wählen wir nun? Ein berathendes Wort an diejenigen meiner Landsleute, welche bis dahin nicht wahlberechtigt waren, es aber durch das Gesetz vom 8. April 1848 geworden sind, namentlich auch an Arbeiter und Dienstboten. Mit einem Abdruck des neuen Wahlgesetzes. Breslau, Trewendt. 8. 1½ Ngr.

Holdheim, S., Der Kampf bis zum Anbruch der Morgenröthe. Eine Predigt gehalten am 2. April, dem Stiftungstage der Genossenschaft für Reform im Judenthume zu Berlin. Berlin, Lassar. Gr. 8. 3 Ngr.

Leuchs, J. C., Hülfskassen für Akerbau und Gewerbe, als Rettungsmittel in der Noth der Zeit. Nürnberg, Leuchs u. Comp. 8. 4½ Ngr.

Manifest der bayerischen Ultramontanen. München, Kaiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Pöhlmann, G., Die Nähe des Heilands in schwer bewegter Zeit. Predigt am Sonntag Reminiscere 1848. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Rübel, K., Lasset euch nicht verführen durch vergebliche Worte. Predigt gehalten am Sonntag Oculi den 26. März 1848. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Sengelmann, H., Christus, der Weg der Wahrheit und das Leben. Predigten. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Thimm, R., Der Communismus kein Schreckgespenst — sondern: die Quelle irdischer Glückseligkeit. Eine zeitgemäße Abhandlung zur Beachtung und Aufklärung, seinen Mitbürgern gewidmet. Leipzig, Leiner. 8. 3 Ngr.

Ueber Ablösung der Grundlasten. Ein freies Wort von einem bayerischen Staatsbürger. Nürnberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Volkslied von den Deutschen Farben. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 1 Ngr.

Wander, K. F. W., Die alte Volksschule und die neue. Ein Wort an die Vertreter des deutschen Volkes so wie an alle Freunde wahrer Volksbildung. Breslau, Trewendt. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 146. — 25. Mai 1848.

Ueber die „Geschichte der europäischen Staaten", herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter und letzter Artikel.*)

An die im ersten Artikel über dieses wichtige Werk deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit enthaltenen Uebersichten derjenigen Bände welche die Geschichten von Spanien und Oestreich weiter fortgeführt haben, reihen wir jetzt die übrigen Bände welche in d. Bl. noch nicht besprochen worden sind. Zuerst:

Geschichte von Frankreich. Von Ernst Alexander Schmidt. Dritter Band. Hamburg, F. Perthes. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Erst nach sechs Jahren ist der dritte Band den beiden ersten nachgefolgt, und es hat leider den Anschein als ob die Vollendung des vierten Bandes ein gleiches Zeitmaß gebrauchen würde. Wir bedauern diese Verzögerung um so aufrichtiger, je mehr Hr. Schmidt durch den vorliegenden Band die Beendigung eines Werkes wünschenswerth gemacht hat welches sich in die Reihe der trefflichen Geschichtswerke von Wachsmuth und von Schütz gestellt hat, um die wahre Kunde der französischen Geschichte in Deutschland möglichst zu verbreiten. Denn es ist in der That eine eigene Erscheinung, daß gerade die Geschichte desjenigen Landes welches sich uns stets feindlich und gefährlich bewiesen hat unter den deutschen Gelehrten so zahlreiche Bearbeiter finden mußte, und daß die politischen Zustände Frankreichs ebenso wie die geistlichen, literarischen und gesellschaftlichen von ihnen mit einer Sorgfalt und Unverdrossenheit behandelt sind wie es kaum in Frankreich selbst geschehen ist. Wir erinnern hier nur an die Namen eines Posselt, Campe, Ersch, Eggers, Woltmann, Reuchlin, Varnhagen von Ense und Schlosser.

Hr. Schmidt hat nun in dem vorliegenden Bande vorzugsweise die französischen Religionskriege und die Regierungszeit des Cardinals Richelieu behandelt und uns aus der Unordnung staatlicher Zustände in die Zeit einer geordnetern, festern Verwaltung eingeführt. Beide Abschnitte sind mit der bewährten Gründlichkeit und in der einfachen, von allem rednerischen Prunke und üppiger Farbenpracht entfernten Weise verfaßt welche wir bereits aus den frühern Bänden kennen; nur die Thatsachen sprechen, ausführliches Loben ist ebenso wenig Hrn. Schmidt's Sache als fortgesetztes Schimpfen. Auch zu moralischen oder psychologischen Betrachtungen sowie zur Mittheilung kleiner charakteristischer Züge, durch welche Ranke seinen Büchern einen so frischen Reiz zu geben versteht, neigt unser Verf. nicht hin, und sowie ihm die Erwähnung der Jungfrau von Orleans keine Veranlassung gab der Ansichten von Leo, Jörg, Voigt, Michaud u. A. über diese auffallende Erscheinung zu gedenken, so beschränkt er sich auch in diesem Bande bei einer Katharina von Medici oder bei einem Herzog Franz von Guise nur auf die schlichte historische Darstellung. Eine solche schließt indeß die Charakteristiken merkwürdiger Männer und Frauen ganz und gar nicht aus, sie ermangeln nur des von uns oben bezeichneten Beiwerks, während sie das Wichtigste in gedrängter Kürze zusammenfassen und zur Feststellung eines Urtheils für den Leser — was denn doch immer die Hauptsache ist — ausreichen. Wir wollen Dies gleich an einigen Beispielen zeigen. So heißt es (S. 21) von dem Kanzler Michael de L'Hopital:

> Seine Erhebung zum Kanzler von Frankreich verdankte er theils der Königin Katharina, welche in ihm eine Stütze gegen die Macht der Guisen zu finden hoffte, theils der Achtung und der Freundschaft des Cardinals von Lothringen; allein die Meinung, daß er deshalb den Ehrgeiz und die Unduldsamkeit der Familie begünstigen werde, zeigte sich bald unbegründet. Mit einer großen Rechtsgelehrsamkeit vereinigte er eine vielseitige Bildung, er war ein ausgezeichneter Redner und lateinischer Dichter, seine unerbittliche, gefürchtete Strenge gegen unfähige und unwürdig richterliche Beamten veranlaßte seine Zeitgenossen ihn als den Cato seiner Zeit zu bezeichnen; aber sein Ernst war nicht mürrisch und zurückstoßend, er zeigte sich gegen Würdige stets freundlich und besaß selbst die Gabe einer angenehmen Unterhaltung. Frei von jeder Verfolgungssucht und jedem persönlichen Interesse, widmete er seine ganze Kraft und Thätigkeit nur dem wahrhaften Wohle seines Vaterlandes. Wäre er offen den Ansichten der Guisen entgegengetreten, so würde die Macht derselben bald jeden Erfolg seiner Bemühungen vereitelt haben; um diesen zu sichern bedurfte es gewandter Klugheit und, indem er zwischen zwei erbitterten Parteien, bald der einen, bald der andern sich nähernd, zu vermitteln und wenigstens das Gleichgewicht zu erhalten suchte, so mußte sein Benehmen öfters schwankend und furchtsam erscheinen; allein, wenn er sich gegen Ansichten die den seinigen nicht entsprachen nachgiebig zeigte, so geschah Dies nur um Das zu verhindern was er als das größte Unglück für ein Land betrachtete, nämlich einen Bürgerkrieg.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 100—102 d. Bl. D. Red.

Aehnliche Stellen könnten wir über andere der hervorragendsten Personen anführen, über die Herzoge Franz und Heinrich von Guise, über Heinrich IV., über Katharina von Medici, bei welcher Hr. Schmidt sowol Capefigue's günstige Ansicht von der Königin als auch die Schrift ihres italienischen Landsmannes Eugenio Alberi, der sich in einer zu Florenz 1838 erschienenen Schrift bemüht hat ihr Andenken von jedem Vorwurf zu reinigen, mit Stillschweigen zu übergehen für gut fand. Allerdings war die Widerlegung so unhistorischer Ansichten kaum der Mühe werth, und nur das Unpassende, Widersinnige solcher historischer Diatriben, wie sie auch Tytler über die blutige englische Maria, Micklewitz über Iwan Wasiljewitsch und Heising über Tilly veröffentlicht haben, verdiente eine kurze Rüge. Ueber Heinrich IV. lesen wir (S 258) unter Anderm folgende Stelle:

Geboren am 13. Dec. 1553 hatte er jetzt das kräftigste Mannesalter erreicht, die wechselnden, oft widrigen Schicksale welche er erlebt hatten seinen Charakter gebildet und gestärkt, als tapferer, ritterlicher Fürst hatte er die Eigenschaften bewährt welche vor Allem die Achtung des Adels wie des Volks ihm zu verschaffen vermochten, das frohe, offene Wesen seiner Jugend, welches er auch in den männlichen Jahren sich bewahrt hatte, und seine gemäßigte, von jeder Unduldsamkeit freie Gesinnung waren besonders geeignet Abgeneigte mit ihm zu versöhnen; seine Klugheit, durch mannichfache Erfahrung gereift, wußte die Verhältnisse zu durchschauen und richtig zu würdigen; und frei von Dünkel und Eigensinn richtete er seine Entschlüsse nur auf Das was unter den stattfindenden Umständen nöthig und ausführbar war, nicht auf Das was ihm zwar erwünschter sein mochte, was zu erreichen aber durch die Lage der Dinge unmöglich wurde.

An andern Stellen ist Heinrich's Leidenschaft für das Spiel und für die Frauen, sowie sein Hang zu Vergnügen und Zerstreuungen mit Unparteilichkeit beurtheilt worden, jedoch weniger scharf als von Sismondi, der allerdings in seiner „Histoire des Français" mit diesem Ideal der Könige der Franzosen nicht eben säuberlich umgegangen ist. Aber gerade um dieser Eigenthümlichkeit wünschten wir Hrn. Schmidt's Schilderungen durch allerhand kleine charakteristische Züge aus dem Leben des Königs aufgefrischt zu sehen, wozu ihm Bazin's „Histoire d'Henri IV" (Paris 1845) von Nutzen gewesen sein würde. Denn obschon dieser nicht ohne Abneigung gegen Heinrich geschrieben hat und sonderbar genug in seiner Popularität nur ein Vorurtheil sieht, so enthält doch sein Buch ein treues Bild des Königs, wie er in seinem Hausrocke durch den Palast geht, wie er mit seinem vielgepriesenen Lächeln und dem vielbewunderten Federbusch zu Pferde sitzt und viele andere Züge, die weniger berühmt sind als das Lächeln und der Federbusch, und doch mehr bekannt zu sein verdienen.

Da wir nicht den Inhalt des über 600 Seiten starken Bandes hier im Auszuge darlegen können, so merken wir aus dem ersten Abschnitte nur einzelne Stücke an, als die Schilderung des Reichstags zu Poissy, die vor der Ausübung des Mordes in der Bartholomäusnacht gepflogenen Verhandlungen und die Ausführung der Bluthat selbst, die durch einige Einzelheiten aus Wachler's Buche eine hier gewiß nicht überflüssige Ausführlichkeit empfangen haben würde. Von dem berüchtigten Schusse Karl's IX. aus dem Louvre auf seine Unterthanen sagt Hr. Schmidt, daß der König selbst von einem Balcon des Louvre auf die Flüchtigen nach der Vorstadt hinüber geschossen haben solle, doch ohne, wegen der Entfernung, zu treffen. Der Grausamkeiten, Verheerungen und Plünderungen in den Religionskriegen ist neben der in sich geschlossenen, fortlaufenden Erzählung der kriegerischen Ereignisse so oft Erwähnung geschehen als es nur immer nöthig war, ohne daß gerade zu viele dieser gräßlichen Einzelheiten, die freilich zur Zeichnung der Zeit gehören, beigebracht wären. Zwar nicht unerwähnt sind die Züge der deutschen Reiter geblieben, welche zur Unterstützung der Hugenotten über den Rhein strömten so oft man in Frankreich nach kurzem ungetreuen Frieden zu den Waffen griff, und unter denen keineswegs blos brotlose, sittlich verlorene Menschen waren, sondern auch treffliche Ritter und angesehene Fürsten. Aber diese kriegsmuthigen Seelen gehören mit ihrer mangelhaften Bewaffnung, ihrem ärmlichen Aufzuge und mit einer in offenen Schlachten zwecklosen Fechtart doch so wesentlich in die Zeit der Hugenottenkämpfe, daß ihnen Hr. Schmidt nach den lebendigen Schilderungen Barthold's in seinem Aufsatze über Christopher von Rußwurm im neunten Jahrgange des „Historischen Taschenbuch" und bei andern Veranlassungen (die neueste Schrift über den Einfluß Deutschlands auf Frankreich konnte er noch nicht benutzen) allerdings hätte eine ausführlichere Erwähnung widmen können.

Der zweite Abschnitt des Bandes, die Zeit Ludwig's XIII. und des Cardinals Richelieu, ist ebenfalls mit der reinsten Wahrheitsliebe und in einer auf dem fleißigsten Quellenstudium beruhenden Weise geschrieben. Die verwickelten, streitigen Verhältnisse zwischen den Reformirten und Katholiken, seitdem Heinrich's IV. starke Hand nicht mehr beiden das Gleichgewicht hielt, die von den verschiedensten Interessen bewegte Regentschaft seiner Witwe, der Mangel an Selbständigkeit des jungen Königs, über den auf S. 463 ein richtiges Urtheil steht, der Reichstag zu Sens im J. 1610, das Regiment der Günstlinge Ancre und Luynes, die Aufstände Condé's: alle diese Begebenheiten sind mit Klarheit dargelegt, bis zum J. 1624, wo Richelieu zum Haupte des Staatsraths ernannt wird. Die Schilderung dieser Zeit beginnt mit zweckmäßigen Auszügen aus dem politischen Testament Richelieu's, dessen Echtheit unbezweifelt ist, und zeigt ihn in seinen Werken als den praktischen Mann von festem Charakter und großem Ueberblicke, der gleich weit entfernt war von dem Starrsinne wie von dem Leichtsinne vieler Staatsmänner. Bekanntlich gab er dem Pfarrer von St.-Eustach auf seinem Todtenbette die Antwort: er habe nie andere Feinde gehabt als die Feinde des Staats und des Königs, worin denn die kurze, aber wahre Schilderung seiner Ministerherrschaft

liegt. Richelieu hat die Anmaßung und den rebellischen Geist der Barone und Prinzen gebrochen, den unduldsamen und eigennützigen Sinn katholischer Geistlichen im Zaume gehalten, den Hugenotten Duldung bewilligt, aber ihre politischen Verbindungen mit dem Auslande aufgelöst, und durch alles Dies gleichmäßig dem Könige, dem Staate und dem Volke Vortheil gebracht; das letztere namentlich lebte nach der Unruhe langer Jahre wieder unter dem Schutze unverletzter Gesetze auf, während einzelne, hochgestellte Verbrecher büßten. Als einiges Hauptsächliche aus dieser thatreichen Laufbahn merken wir hier die Geschichte des Reichstags zu Sens an, die der Belagerung von Rochelle, der sogenannten journée des dupes und der ebenso schlau als kraftvoll betriebenen Unterhandlungen mit Gustav Adolf, wodurch Frankreich in die deutschen Angelegenheiten eintrat, eigentlich jedoch erst nach dem Tode des Königs von Schweden, der daher auch am französischen Hofe die größte Freude verursachte. Von den innern Angelegenheiten nennen wir den Aufstand der Croquans in Perigord und Saintonge (1637) und die verunglückte Verschwörung Cinqmars' gegen Richelieu, wenige Jahre nachher. Auf die Erzählung von seinem Tode (am 1. Dec. 1642), der wie sein Leben in einem und demselben kühnen Stile war und ihn bis in die kleinsten Züge beurkundete, die Hr. Schmidt hätte in seine Erzählung einreihen können, folgt eine wohl geschriebene Charakteristik des Cardinals, welche seine Ansichten von der Ehre Frankreichs und der Macht des Königthums, wobei zugleich sein eigener Ehrgeiz und seine eigene Herrschsucht befriedigt wurden, und seine Meinung von Reichsständen darlegt, und den Widerstand den sein Verwaltungssystem bei der französischen Magistratur, besonders bei dem pariser Parlamente und bei den frühern Finanzbeamten fand, erklärt. Auch die kirchlichen Absichten Richelieu's, seine großartigen Handelspläne und wissenschaftlichen Unternehmungen sind in diesem Abschnitte bedacht worden. Mit dem am 14. Mai 1643 erfolgten Absterben Ludwig's XIII. schließt dieser Band.

Die strenge Sorgfalt des Verf. zeigt sich auch in den untergesetzten Anmerkungen. Dieselben weisen die gebrauchten besten Quellen kurz nach, ohne sich (mit wenigen Ausnahmen) in Abschweifungen von dem Hauptgegenstande einzulassen, geben dabei über den Werth der benutzten Schriftsteller, als eines La Noue, Castelnau, Aubigné, Serres und Brienne, gedrängte Nachweisungen und machen also mit diesen Männern, die als Mithandelnde öfters auftreten, die Leser genauer bekannt. Es zeugt aber von großer Enthaltsamkeit des Verf., den reichen Stoff welchen ihm das Leben eines La Noue oder Serres für die Einflechtung der eigenen Schicksale solcher Männer darbot ganz verschmäht zu haben. Mancher Leser ist damit vielleicht nicht zufrieden. Unter den Anmerkungen ist die längste die auf S. 18 über die Entstehung des Namens der Hugenotten. Der Verf. vertheidigt nämlich, auf untrügliche Zeugnisse der Zeitgenossen Pasquier, Beza u. A. gestützt, die Ansicht, daß der Name in Tours aufgekommen sei, wo nach dem Aberglauben des Volks der spukende König Hugo, mit dem man auch wol die Kinder zu schrecken pflegte, des Nachts durch die Straßen ziehe, und da die Hugenotten sich nur zur Nachtzeit zu versammeln pflegten, so gaben ihnen die Katholiken diesen Spottnamen, comme si en cecy ils furent disciples et sectateurs de cest esprit. In Tours wurde die erste Spur von der Verschwörung von Amboise (1560) entdeckt; mit ihrer Anzeige kam auch der Name Hugenotten (Hucquenots) zuerst an den Hof und dieser hielt den Namen fest um die Reformirten lächerlich zu machen. Wir mußten Dies um so mehr erwähnen, da ein neuerer französischer Schriftsteller, Crottet, in seiner „Petite chronique protestante de France" (Paris 1846) wieder der verunglückten Ableitung des Namens von Hugo Capet oder der Corruption aus dem deutschen Worte „Eidgenossen" den Vorzug gegeben hat. Aus einer zweiten Anmerkung erfährt man, daß der Ehrentitel eines Generalissimus zuerst für Richelieu erfunden worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein englisches Urtheil über Lamartine.

Seit Frankreich zum zweiten male in die verhängnißvolle Phase eines republikanischen Zustandes eingetreten ist, hat der Name Lamartine für die politische Welt ein so schweres Gewicht, und bis zur Niederschrift dieser Zeilen sich einen so reinen Klang erhalten, daß es doppelt interessiren muß aus einem literarisch und politisch so geachteten und achtungswerthen Journale wie das „Edinburgh review" eine Stimme über ihn zu vernehmen, eine Stimme die gesprochen hat als die pariser Revolution, auf deren Boden Lamartine steht, noch verhüllt im Schoose der Götter lag. Veranlassung zu der betreffenden Aeußerung ist im letzten Januarhefte die Anzeige seiner „Histoire des Girondins", der Wortlaut folgender: „Es mußte die öffentliche Erwartung in hohem Grade anregen, daß Hr. v. Lamartine die Geschichte einiger der denkwürdigsten Männer aus einer der denkwürdigsten Perioden und von einer der hervorragendsten Parteien der Französischen Revolution unter der Feder habe. Darüber konnte kein Zweifel sein, daß ein solcher Schriftsteller ein anziehendes und schlagendes Werk liefern werde. Aber es fehlte ebenso wenig an Gründen, daß der interessanteste und lehrreichste Theil seines Buchs in seinem von der Tendenz neuerer Schriftsteller und von der Ansicht des französischen Volks im Allgemeinen wesentlich verschiedenen, politischen Urtheile über die Revolution beruhen werde. Obwol Anhänger der dermaligen Dynastie und Institutionen, dabei aber thatsächlich Mitglied einer liberalen Opposition, war doch Hr. v. Lamartine durch sein Festhalten an der römischen Kirche, durch die Romantik seiner Schriften und durch persönliche Associationen mit religiösen und literarischen Sympathien trotz aller politischen Wechsel im Stande gewesen in freundlichem Verhältnisse zu der Partei zu bleiben welche der Revolution und ihren Resultaten am entschiedensten gegenübersteht. Die Vorstadt St.-Germain täuschte sich nicht in Betreff des ihr vielfach Nachtheiligen seiner Schlüsse und seiner Stimmabgabe, sah jedoch in seinen Schriften und Reden eine Stütze ihrer Sache, indem sie einen den demokratischen Bestrebungen des jungen Frankreichs entgegenwirkenden Geist nährten. Es war ihre Hoffnung und ihr Glaube, daß, wenn er auch nicht wagen sollte die Principien der Revolution offen anzugreifen und das ancien régime zu vertheidigen, ein sentimentaler und phantasiereicher Autor nicht umhinkönne, bei Erzählung der Geschichte jener

Zeit tiefes Mitgefühl für Diejenigen zu wecken die als Opfer ihrer Treue für Altar und Thron gefallen sind, und Abscheu hervorzurufen gegen eine Sache welche von der Irreligiosität und den Schändlichkeiten der Communisten und Jakobiner in den Koth gezogen wurde. Es war ihre Hoffnung, daß er auf der einen Seite die Septembermorde, die vielen Greuel der Schreckensregierung und die lyoner und nanteser Gräßlichkeiten mit schauderhafter Treue zeichnen, daß er auf der andern, er, der poetische Historiker, die ritterliche Hingebung des Adels in den glänzendsten Farben malen, an Schilderung der Leiden und des Muthes der königlichen Familie seine tragischen Kräfte setzen und durch glühende Darstellung die heroischen Thaten der Vendée unsterblich machen werde. In entgegenstehender Weise hoffte und erwartete die entgegenstehende Partei von seiner Feder ziemlich Dasselbe. Und nie wurden allgemeine Erwartungen stärker getäuscht. Die Geschichte der Revolutionsopfer erzählt Hr. v. Lamartine mit glänzendem Pathos; er fühlt edel für jede That des Duldens und für jede That des Muthes; aber durch alle Phasen der Revolution schlägt sein Herz für sie. Während er, ein strenger Richter, ihre Verbrechen und Ausschweifungen hervorhebt und verurtheilt, beherrscht ihn die innerste Ueberzeugung von ihrer unabweisbaren Nothwendigkeit und ehrlichen Gesinnung, regt sich in ihm der Stolz des Patrioten, daß sie ihre innern und äußern Feinde besiegt hat. Er kennt kein Mitleid für Frankreichs alte Institutionen, sieht in ihrem Sturze den Triumph der ersten Grundsätze des Rechts und der Vernunft. Statt bei den Trümmern der Monarchie und des Lehnswesens zu verweilen, ergeht sich seine Phantasie mit Lust und Liebe unter den Traumgebilden der Republik. Weit entfernt die Revolution mit dem Zeichen allgemeiner Irreligiosität zu brandmarken, weil der Pöbel Thorheiten begangen und es einige verrückte Fanatiker des Unglaubens gegeben, legt er ihrer Bewegung einen religiösen Charakter unter, findet ihren Ursprung in einem tiefen, unklaren, aber aufrichtigen Bestreben den Geist des Christenthums in socialen Anordnungen und Regierungsinstitutionen zu verwirklichen. Die Gegner der Revolution richtet er mit Milde und Nachsicht; dennoch richtet er sie um sie als Gegner des Rechts zu verurtheilen. Selbst die Sympathie welche er für die königliche Familie ausdrückt und erregt durch die ausführliche Schilderung ihrer Leiden, ihrer Liebe und ihrer Duldsamkeit, verstärkt zum Nachtheile der königlichen Sache die starre Unparteilichkeit mit welcher er ihre Handlungen mustert, ihre Denkweise zeichnet und ihr falsches Benehmen als die Hauptursache anklagt von all dem Unglück dem sie und ihr Land zur Beute geworden. Die eigentlichen Helden seiner Geschichte sind Diejenigen die mit Aufgebot aller Kräfte die Zwecke der Revolution förderten, und mit festester Entschlossenheit ihre Principien bis zur äußersten Grenze durchführten. Die Partei deren Geschicke er auf dem Titel zum Gegenstande seiner Erzählung gemacht ist seiner kühnen Phantasie ein viel zu mattes Vorbild republikanischer Energie und Begeisterung. Vom Anfang bis zum Ende spielt Robespierre in seinem Drama die Hauptrolle. Mehr und mehr wird die Aufmerksamkeit des Lesers auf ihn hingewiesen, in ihm auf das lebendige Sinnbild der Revolution, ihres Princips, ihrer Stärke, ihrer moralischen Größe und der Ausschweifungen welche diese Größe durchkreuzten. Mit seinem Falle schließt die Erzählung, als höre damit Alles auf was ihr Interesse geben könne." 10.

Literarische Freibeuterei in England.

In Nr. 53 d. Bl., unter der Ueberschrift „Ein englischer Naturphilosoph", wird der zweite Band der angeblich englischen Schrift: „The stars and the earth; or thoughts upon space, time and eternity", als eine an tiefen Gedanken und eigenthümlichen Anschauungen reiche Schrift rühmend anerkannt, und als Beleg ein längerer Auszug der Schrift hinzugefügt. Diese englische Schrift ist nun nichts Anderes als eine wörtliche Uebersetzung der zu Breslau im vorigen Jahre erschienenen Schrift: „Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit von F. Y. 2tes Heft. Zum Besten der Nothleidenden im schlesischen Riesengebirge." Der anonyme Verf. ist der Dr. jur. Felix Eberty in Breslau, als geistreicher Publicist bekannt. Schon das erste Heft hatte der englische Uebersetzer die Dreistigkeit gehabt als seine eigene Arbeit auszugeben; und diese Dreistigkeit steigert sich bis zur Unverschämtheit, da der Verf. auf der Rückseite des Titels des zweiten Hefts sich ausdrücklich das Recht vorbehält eine englische Uebersetzung zu liefern, und deshalb erklärt das nach dem Vertrage vom 13. Mai 1846 verlangte Exemplar in London deponirt zu haben. Solche Freibeuterei an einem Erzeugnisse deutschen Geistes begangen darf in Deutschland wenigstens nicht unbekannt bleiben. Welch ein Geschrei würde ein englischer Schriftsteller erheben, wenn ein deutscher Uebersetzer sich ein ähnliches Plagiat gestattete. Um übrigens den Geist der Eberty'schen Schrift recht zu kennen muß man nicht außer Acht lassen, daß der Verf. durch seine ebenso scharfsinnigen als populairen Argumentationen nicht sowol neue Resultate aufstellen als zum Selbstdenken anregen will, wie er in dem Vorworte erklärt. Wir wünschen, daß der Verf. das in unserer Zeit mehr als jemals nützliche und nothwendige Talent, die Denkkraft in größern Kreisen anzuregen und zu leiten, an den großen Aufgaben der Gegenwart recht fleißig bethätige. 51.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 147. — 26. Mai 1848.

Ueber die „Geschichte der europäischen Staaten", herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

An das Schmidt'sche Werk schließen wir unsern Bericht über drei Bände aus der neuern französischen Geschichte, die allem Anscheine nach bestimmt waren als Fortsetzung der Schmidt'schen Geschichte, nachdem diese bis zum J. 1789 fortgeführt sein würde, zu erscheinen. Aber die Fortsetzung ist durch den rührigen Fleiß ihres Verfassers schon seit einigen Jahren beendigt, während noch Hr. Schmidt mehr als hundert Jahre zu erledigen hat, ehe er bis zu dem gesetzten Schlußjahre vorgerückt sein wird. Wir meinen jetzt die

Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Von Wilhelm Wachsmuth. Zweiter bis vierter Band. Nebst einem Registerband von J. H. Möller. Hamburg, F. Perthes. 1842—44. Gr. 8. 10 Thlr. 10 Ngr.

Sind nun gleich schon sechs Jahre seit dem Erscheinen des zweiten und der folgenden Bände verstrichen (über den ersten Band ist in Nr. 136 u. Nr. 174—176 d. Bl. f. 1841 gesprochen worden), so können wir uns doch nicht der wiederholten Anerkennung enthalten, daß die Wachsmuth'sche „Geschichte Frankreichs" eins von den praktisch brauchbarsten Werken des Unternehmens ist. Der letztere Vorzug hat zwar Anerkennung unter uns gefunden, aber lange noch nicht genug. Denn sonst würden nicht fortwährend so viele Unrichtigkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten in gangbaren Büchern über französische und deutsche neuere Geschichte verbreitet sein, und namentlich würde man in Deutschland nicht in dem Werke von Thiers einen Ausbund staatsmännischer Weisheit oder einen Reichthum von historischen Aufschlüssen haben finden wollen, wo man doch bei einiger Ueberlegung wahrnehmen muß, daß jenem Manne allein die Napoleon'sche Regierungskunst und das Napoleon'sche Verwaltungssystem als die höchste Vollkommenheit gelten. Er hat, wie Schlosser ganz richtig in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (IV, 128) bemerkte, den Franzosen durch rhetorische Künste seine Sophistik, seine Ausflüchte und seine Arglist als großartige Staatsweisheit aufgeschwatzt. Wir Deutschen besitzen dagegen in Wachsmuth's Buche ein durch Kritik, Sorgfalt, Unparteilichkeit, glückliche Verbindung des Einzelnen oder Persönlichen mit den allgemeinen Zuständen und große Vollständigkeit der hier einschlägigen Literatur ausgezeichnetes Werk, welches gerade geeignet ist ein bereits vor 20 Jahren ausgesprochenes Wort Varnhagen von Ense's („Zur Geschichtschreibung und Literatur", S. 18) zu bewahrheiten, es könne nämlich eine objective Geschichte der Revolution besser von einem Nichtfranzosen als von einem Franzosen erwartet werden.

Aus den drei starken Bänden welche wir zu besprechen haben viele Stellen auszuheben oder einzelne mit Zusätzen zu begleiten, ist in dem gegenwärtigen Falle ganz unthunlich. Daher wollen wir nur einige der mit besonderer Umsicht und Zusammenfassung nach Sache und Form behandelten Stellen hier in das Gedächtniß unserer Leser zurückrufen. So nennen wir aus dem zweiten Bande die Schilderungen der Girondins und der Jakobiner, unter denen namentlich die Zeichnung Robespierre's und seines blutigen Lebens eins der gelungensten Stücke dieses Bandes ist, an deren Schluß wir die ernsten Worte lesen (II. 347):

> Es möge der gerechte und gütige Gott die Menschheit vor dem Wahnsinn bewahren ein System wie das von Robespierre befolgte zu preisen, oder einen Charakter wie den seinigen zu bewundern und an die Lauterkeit des Worts mit der er prunkte zu glauben. Ihr Verblendeten, wollt ihr Den preisen der im Namen der Tugend würgte, so stellt ihn mindestens zu den Wüthrigen die auf den Namen und zur Ehre Gottes mordeten, und gebt diesen Geißeln der Menschheit ihren Platz in der Ordnung der Dinge neben den Tigern und Vipern. Daß aber in der göttlichen Weltordnung menschliche Ungeheuer vorkommen, welchen gestattet ist mit dem Vorgeben der höchsten Ideen der Menschheit zu freveln, darf das Vertrauen auf Gottes unerforschlichen Rathschluß so wenig irre machen als den Glauben an ewiges Recht und an einen Gott der Liebe und Gnade.

Ferner heben wir noch heraus die Kriege Bonaparte's in Italien, die Begebenheiten des 1. Prairial und 18. Fructidor, sowie die fleißige Zusammenstellung der materiellen und geistigen Interessen in Frankreich während der Revolution, nebst einer Schilderung der administrativen und physischen Zustände. Im dritten Bande möchten wir auf die Gerechtigkeit aufmerksam machen mit welcher Hr. Wachsmuth über Napoleon spricht, auf die Fähigkeit einer klaren Auffassung und übersichtlichen Schilderung bei den Feldzügen des Kaisers, endlich auf die genauen Nachrichten über seine innere Regierung sowie über sein Verhältniß zum Auslande, was unter den

Franzosen weder Bignon noch Thiers, am meisten noch Lefebvre, zu würdigen verstanden haben. Es genüge hier nur zwei Stellen über Napoleon anzuführen (III, 461):

Napoleon ist dem Erbübel der Machtsucht (denn die Neigung zur Willkür ist das politische Erbübel des menschlichen Geschlechts) verfallen; sie wirkt in ihm wie ein Fieber, wie eine böse Geschwulst, die immerfort wächst und die gesunden Säfte in sich absorbirt. Napoleon's Despotismus, auch wo er im weiten Abstande von Tyrannei ist, will nicht blos Gehorsam gegen seine Willkürgebote; er will jegliche Art Selbständigkeit auflösen und von sich abhängig machen, er ist eifersüchtig auf Alles was sich durch sich selbst zu behaupten und zu einer Größe zu gestalten vermag die die Blicke der Menschen auf sich zieht, auch wenn Dies ohne alle Opposition gegen seine Herrschermacht geschieht; selbst Gall mit seiner Schädellehre ist dieser Eifersucht nicht entgangen.

Die andere Stelle steht auf S. 326:

In der Staatsverwaltung Napoleon's ging mit der Durchdringung der Organisation eines großen Geistes und dem energischen Willen zu schaffen und zu ordnen, mit einer nie zu ermüdenden Thätigkeit, die im Staatsrathe Jegliches durchdrang und am Schlusse von sechs- bis achtstündigen Verhandlungen Nichts an ihrer Frische eingebüßt hatte, mit einer wundervollen Geschicklichkeit das Fremdartige nebeneinander und beieinander zu behandeln, mit einer rapiden Entwickelung der Gedanken, sodaß, wenn er dictirte, die fertigsten Schreiber stets im Rückstande blieben, mit dem erstaunungswürdigen Vermögen Kräfte zu wecken und in ein lebendiges Spiel zu bringen — gleichen Schritt die verabscheuungswerthe Späherei und Policeigewalt. Der Heldenkaiser verschmähte es nicht die nichtswürdigsten Springfedern in diesem Getriebe spielen zu lassen; es ist das Gegenstück zu dem Prunken mit dem Princip der Ehre und das Seitenstück zu der machiavellistischen Unverschämtheit und der Heuchelei seiner Diplomatie.

Der vierte Band endlich vereinigt in sich eine solche Fülle der denkwürdigsten Ereignisse, daß es schwer wird einzelne derselben als die vorzüglichern herauszunehmen, wie etwa die Vorbereitungen zum russischen Feldzuge 1812, das rasch bewegte Ringen während des Winterfeldzugs von 1813 und 1814, sowol im Felde als während der diplomatischen Verhandlungen zu Chatillon, die Schilderung Ludwig's XVIII. und seines Verhältnisses zur Charte, die Darstellung der aufkommenden Macht der Presse in Frankreich, die Blüte des Journalismus, das Aufkommen der Jesuiten und zuletzt die gedrängte, aber doch recht vollständige Nachricht über die Vertreibung Karl's X.

Bei der tüchtigen Durchführung der schwierigen Aufgabe und bei dem Reichthume des Inhalts ehren den deutschen Geschichtschreiber um so mehr die Betrachtungen welche wir am Schlusse des vierten Bandes lesen. Die erste bezieht sich auf das Stoffliche seines Buchs und lautet also:

Was durch diese Geschichte des neuern Frankreichs nicht hat geleistet werden können, darüber täusche ich mich keineswegs. Obschon, dem Verhältniß zu den übrigen Bestandtheilen der Heeren-Ukert'schen Staatengeschichte gemäß, umfänglicher als Abriß, hat sie doch nicht die Vollständigkeit und Ausführlichkeit eines erschöpfenden Werks. Allerdings ist dieser Begriff relativ, und Gehalt und Umfang eines solchen läßt sich gar nicht absolut wägen oder messen. Doch habe ich, um die von vornherein angenommenen Marken nicht zu überschreiten, nicht selten den Kampf der Entsagung zu bestehen gehabt, wo es mich gelüstete den vorliegenden, schwergehaltigen Stoff reicher auszubeuten als nach dem richtigen Ebenmaße der Theile untereinander geschehen durfte.

Die zweite Betrachtung bezieht sich auf den Geist unsers Werks in folgenden Worten:

Schwerer als jene Erkenntniß ist es für den Verfasser eines Werks darin seinen eigenen Geist anzuschauen. Ich bin mir nur bewußt dem Geiste der Wahrheit und vernunftmäßiger Freiheit gehuldigt zu haben; das Maß, des geistigen Schwunges aber der die Darstellung hebt und trägt, und wovon sich Niemand mehr zu geben vermag als ihm durch Natur und Bildung zu Theil geworden, mögen Andere schätzen.

Und Das wird mit verdienter Anerkennung geschehen, so lange noch der Sinn für deutsche Wissenschaftlichkeit unter uns in Ehren bleibt.

Eins müssen wir noch an dem Wachsmuth'schen Buche lobend herausheben, das ist das ämsige Bemühen die jetzt im Staatswesen so gangbaren Ausdrücke welche die erste Französische Revolution aufgebracht hat auf ihre Ursprünglichkeit zurückzuführen, und dann die neuere französische Geschichte eines Theils der Prunkreden und Kraftwörter zu entkleiden mit denen sie sich gern brüstet. Von der ersten Art sind Ausdrücke wie décréter, aristocrate, féderalisme, terrorisme, sansculotte oder Erläuterungen über die dreifarbige Cocarde, die Parteinamen der rechten und linken Seite u. a. m. Zu der zweiten Classe zählen wir die Berichtigungen von allerhand Erzählungen kannibalischer Thaten, wie z. B. des Märchens von der Gerberei von Menschenhäuten zu Meudon (II, 240), oder solcher Legenden, daß z. B. bei Austerlitz die Franzosen das Eis nebst den darauf befindlichen Russen mit Kartätschen zerschossen hätten (III, 374), und der Tiraden oder Witzworte aus den Schlachten bei Marengo und bei Eylau. Dasselbe gilt von der Widerlegung einzelner Kraftausdrücke; dahin gehören das berüchtigte Wort von Siéyes: La mort sans phrase (II, 65), die Anrede Napoleon's an seinen Bruder Ludwig: Il vaut mieux mourir roi que de vivre prince (III, 393), der bekannte Ausruf Lafayette's, daß ein populairer Thron mit republikanischen Institutionen wäre la meilleure des républiques (IV, 664), die bis zum Ekel wiederholte Phrase des Grafen Artois: Il y a seulement un François plus, die aber Beugnot erfunden hat (IV, 286), und das Prachtstück der neuern französischen Militairberedtsamkeit: La vieille garde meurt, mais elle ne se rend pas (IV, 398). Daß die Lügenhaftigkeit der französischen Bulletins und die Unzuverlässigkeit der Nachrichten von St.-Helena dem scharfen Blicke unsers prüfenden Schriftstellers nicht entgangen sind, würde kaum einer Erwähnung bedürfen, wenn die letztern nicht zu oft noch für eine wahrhafte Quelle ausgegeben zu werden pflegten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei neue Sammelwerke.

1. Dresdener Album, zur Unterstützung der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge, im Voigtlande und in den Weberdörfern der Oberlausitz. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In diesem Buche hat der Wohlthätigkeitssinn unserer Zeit einen kleinen, prachtvoll ausgestatteten Folianten zu Tage ge-

fördert. Wenn wir die Schwere dieses Buchs in der Hand wiegen, so erwarten wir nicht hier neben den gelehrten „Mittheilungen in fremden Sprachen und Uebersetzungen" von Bopp, Hermann, Köchly, Wolff, Brockhaus u. A. eine moderne Epistel von Gutzkow an Rötscher, eine Scene aus „Mesru" von der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit", „Kleine Lieder" von Uffo Horn und sehr viel Aehnliches zu finden. Selbst den „Einzigen Kuß" erwartet man hier nicht auf S. 171 u. 172, obgleich er eine Uebersetzung ist. Aber der Geist der Wohlthätigkeit schlingt die blauen Kornblumen unbedenklich mit in die von ihm gesammelte Garbe, und wunderbar! sie geben ebenso reichliche Früchte als die schweren Aehren. Das Verzeichniß der Pränumeranten füllt 29 engbedruckte große Seiten, und dennoch glauben wir keine Phrase in den Mund zu nehmen wenn wir sagen, daß jeder von ihnen in dem Buche Etwas finden wird was gerade für ihn besonders ansprechend sein muß. Freilich sind es für die meisten vielleicht nur wenige Seiten. Verständige Leser werden, wenn sie dieses Werk auch nicht von A bis Z durchlesen, ihm doch den Gürtel zu lösen verstehen und für sich irgendwo ein stilles heimliches Plätzchen entdecken.

Was soll nun aber der Kritiker thun? Soll er auch nur so behaglich den Gürtel des Buches lösen? Es bleibt uns wol nichts Anderes übrig, nur darf der Winkel den wir uns darin zurecht machen nicht bei den Griechen, Lateinern und Chinesen liegen; „ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an!" heißt es in diesem Blatte. Um indessen die Gelehrten nicht ganz zu übergehen, so machen wir mit demjenigen der wol von ihnen das allgemeinste Interesse für sich in Anspruch nehmen kann eine kurze Wanderung nach Irland. Es ist Heinrich Leo, der in einem lesenswerthen Aufsatze in den „Grenzboten" jüngst das „Wunderkind der neuern romantischen Reaction" genannt und dort ausführlich charakterisirt wurde, und dessen gelegentlicher Charakteristik wir selbst jüngst in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung" aus einer gewissen Pietät mit folgenden Worten auszuweichen suchten, die in diesem Augenblicke durch die neueste Stellung Leo's noch eine andere Bedeutung erhalten haben: „Wer diesen gewaltigen Mann jemals seine Alba's rühmen, stundenlang bei den Marterwerkzeugen des Mittelalters verweilen, und bei den schaurigsten wie ein Gourmand mit der Zunge schnalzen hörte, wird fühlen, daß er sehr einsam dastehen muß in unserer Zeit, und daher mehr Theilnahme als Groll für ihn im Herzen tragen." Er wählt sich seinen Gegenstand charakteristisch genug. Leo erkennt keinen andern Staat an als den christlichen. Nun ist aber das Heidenthum mit seinen alten Heldensitten noch viel romantischer, naturwüchsiger und organischer als das Haller'sche mittelalterliche Staatsprincip; daher stellt es sich immer mehr heraus, daß diejenigen Persönlichkeiten welche vom Standpunkte des Heidenthums aus gegen das Christenthum ankämpften den Romantikern der neuern Wissenschaft ein Interesse ganz eigenthümlicher Art einflößen. Wer war conservativer als Julianus Apostata? Leo beginnt seinen Beitrag für das „Dresdener Album" mit den Worten:

„Einen Blick zu thun in die geistigen Zustände unserer nordischen Heidenländer in der Zeit als eben die alte Religion vor dem neuen Lichte des Christenthums zusammenbrach; als nun alle alten Heldensitten an denen diese Nationen hingen ihren sittlichen Grund und Boden allmälig verloren, und man zu dem ersten Schritte auch den zweiten thun, nämlich auf Alles verzichten sollte was bisher für herrlich und löblich gegolten; als in Folge davon sich Die deren Herz an diesen alten Sitten hing aufrafften und nun auch den alten geistigen Grund und Boden dafür gern wiedergewonnen hätten, und doch dabei nur wie die sittlichen Zwerge gegen eine Riesenmacht ankämpften — diesen Zwiespalt zwischen einem sich empörenden Heidenherzen, und dem ruhig auf dieses Wildfeuer schauenden Christengeiste zu beobachten muß für Jedermann sehr interessant sein."

Allerdings sehr interessant für Jedermann, und sehr poetisch und tragisch sogar, wenn man über diesem Conflicte steht. Aber für den Historiker Leo muß dieser Zwiespalt mehr als interessant sein, denn er ist ein Stück aus seinem eigenen Innern, er muß ihn als romantischer Historiker selbst mitleben, und hierdurch wird unser Interesse an dieser Arbeit verdoppelt. Ja, wenn wir Leo nicht nur als Historiker, sondern überhaupt als Charakter ins Auge fassen, so könnten wir sogar sagen, daß wir an dem Menschen Leo selbst schon oftmals Gelegenheit hatten „diesen Zwiespalt zwischen einem sich empörenden Heidenherzen und dem ruhig auf dieses Wildfeuer schauenden Christengeiste zu beobachten", und wir fügen gern das Zeugniß hinzu, daß uns auch Dies „höchst interessant" war. Es versteht sich von selbst, wenn man von Leo gesagt hat, er könne keine bewegten, sondern nur ruhende Zustände schildern, daß Dies da wo solche Beziehungen zwischen dem Autor und seinem Stoffe stattfinden wie hier, und wo er Bewegungen schildert welche für unsere Zeit längst ganz indifferent geworden sind, keine Anwendung findet. Was er daher hier seiner Uebersetzung des alten irländischen Gedichts „Oisin's Lied von der Jagd" (wahrscheinlich aus dem 7. Jahrhundert) vorausschickt, würde man gern ausführlicher lesen. Doch hat man für den ersten Augenblick Mühe sich in die von ihm aufgestellte etwas rohe Kategorie von der „Seelengemeinheit" hineinzufinden, welche „vor den Folgen ihrer eigenen That erschrickt", welche erst „bis in die tiefsten Gründe wühlen" muß, bis „am Ende die Zeit zwingt den Helden in seiner ursprünglichen Schönheit wieder zur Anerkennung zu bringen".

Wir lenken jetzt den Blick des Lesers auf verschiedene kleinere Aphorismen, welche wol den natürlichsten Inhalt eines Albums bilden. Besonders in den „Auszügen aus einem in Berlin zum Besten des Luisenstifts verfaßten Album, welches von Sr. Majestät dem König von Preußen gnädigst aufgekauft worden", sind sie sehr zahlreich. Ludwig Tieck schreibt:

> Und sprechen wird der Herr:
> Was ihr thatet, ihr Gerechten,
> Dem Geringsten dieser Armen,
> Das habt ihr mir gethan.

Welch ein Wort! Wodurch das Mitleid, die Thräne, die Wohlthat des Menschen zur höchsten Gottseligkeit, ihm ähnlich zu sein erhoben wird. So Tieck.

Aus den „Zwanzig Gedenkblättern, beschrieben für K. E. Kraukling", heben wir Folgendes von Jean Paul hervor: „Die niedrigen Freuden sind Eisblumen des Winters, welche vor dem Sonnenlicht zerfließen, und die keine neuen erzeugen; die geistigen Freuden sind lebendige Blumen, die erst durch Licht und Wärme entstehen und sich fortpflanzen."

Unter den literarischen Reliquien welche in dem Album zerstreut sind ist die wichtigste ein Brief von Goethe an Kaaz. Goethe war von Kaaz veranlaßt ihm den Plan zu einer Landschaft anzugeben in welcher die Stafage, wie in den damals viel besprochenen Bildern Mechau's, eine größere Bedeutsamkeit als sonst gewöhnlich haben, zugleich aber mit dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten der darzustellenden Natur in harmonischer Wechselwirkung stehen sollte. Historische oder mythologische Figuren in eine Landschaft zu introduciren, sagt Goethe, ist allemal bedenklich, weil sie die Aufmerksamkeit vom Ganzen ab auf sich ziehen, ja das Bild selbst als ein unverhältnißmäßiger Grund desselben erscheint; er hält die Figuren deren man sich zur Stafirung einer Landschaft bedient nur alsdann für schicklich, wenn sie mit dem Charakter des Ganzen übereinstimmen, und als untergeordnete aus demselben entsprungene Theile angesehen werden können. In diesem Sinne schlägt er Kaaz folgende Stafage zu einem Landschaftsgemälde vor: Pan würde unter einer ihm geweihten Eiche, welche sich theils durch schickliche ihm geweihte Gelübde, theils durch ihr Alter auszeichnen müßte, sitzen und sein Lied blasen. An der einen Seite zöge sich die Scene in eine angenehme Waldgegend zusammen. Ein Dichter, den Lorber und Leier bezeichnen könn-

ten (allenfalls Orpheus selbst), an der Seite seiner Gattin, im Gebüsche versteckt, belauschte den Gott. Die andere Seite würde sich durch Mittelgründe in eine weite Ferne verlieren, da denn die Composition selbst sowol als die Stafage auf Hitze und Ruhe, auf Stille und Harmonie deuten müßte. Der Dichter nennt sich bei der Unterschrift „der ich recht wohl zu leben wünsche, Goethe." Wie charakteristisch ist diese Unterschrift!

Karl Gutzkow schreibt „Ueber die bühnengerechte Darstellung von Shakspeare's «Romeo und Julie»". Es sei erstaunlich, sagt der Verf., wie wenig noch für Shakspeare „vom Standpunkte des Dramatikers" geschehen sei. Wer selbst für die Bühne erfinde, wer das Bedürfniß des Zuschauers kenne, wer dies unnennbare Etwas das während einer Theatervorstellung wie ein Kobold einen großen Zuschauerkreis mit einem Zauberstabe regiere nur ein mal empfunden habe, den müsse es Wunder nehmen, was von diesem Betracht aus noch Alles für Shakspeare geschehen könne. Der große Brite schrieb für eine anders gestaltete Bühne. Er schrieb für ein Theater mit drei freien Plätzen, wo das Auge bald hier, bald dort beschäftigt wurde, für ein Theater wo Seitenscenen die Vorbereitungen von Mittelgrundscenen wurden, für ein Theater welches eine ganz eigenthümliche Trichotomie oder Dreitheilung des Interesses und der Situationen und am Schluß eine Zusammenziehung derselben in eine Mittelgrundsgruppe bedingt. „Wir haben über diese Dinge antiquarisch von Tieck und Andern sehr viel Belehrendes erfahren, aber eine Analyse der Shakspeare'schen Dramen nach dieser trichotomischen Symmetrie, nach diesem Schönheitsgesetz der Dreitheilung und der durch sie bedingten Analogie der Situationen fehlt uns noch gänzlich. Wir haben keine solche Bühne mehr, und doch wollte man verlangen, daß wer Shakspeare's Scenen in ihrer natürlichen Reihenfolge wiedergibt, da wo Shakspeare den Schauplatz verändert ihn immer auch verändert? Unmöglich! Man hat auch längst in dieser Rücksicht Vereinfachungen vorgenommen. Wenn man sich die Freiheit nehmen darf da einen Vers wegzulassen, hier einen Vers anders zu placiren, dort einen Vers als vermittelnden Kitt aus eigener Machtvollkommenheit im Vertrauen auf den vergebenden Genius des Dichters beizufügen, so kann man eine Concinnität der Handlung hervorbringen die Shakspeare selbst, wenn er für unsere Bühnenform gedichtet hätte, sich nicht würde haben entgehen lassen." Was nun Gutzkow's Vorschläge über die Aufführung von „Romeo und Julie" betrifft, so enthalten wir uns darüber jedes Urtheils, obgleich wir gestehen, daß es ein günstiges sein würde, wenn wir es zu geben wagten. Aber er hat seine Vorschläge „vorzugsweise" Rötscher vorgelegt, dem „verehrten Freunde der mit so edler Begeisterung sein Leben der Kunst dramatischer Darstellung gewidmet". Von diesem philosophischen Zurechtmacher wird nun Gutzkow, von dem man nicht mit Unrecht gesagt hat, daß er das Gräschen wachsen höre in der Literatur, sein Urtheil erwarten. Die Sache wird „vorzugsweise" zwischen den Dramaturgen abgemacht, und selbst Vischer wird gelegentlich als bloßer Aesthetiker bei Seite geschoben. Darüber ließe sich sehr viel sagen, es genüge hier nur Folgendes. Production und Kritik stehen in unserer Zeit einander nicht so fern, daß nicht für beide wesentlich gleiche Voraussetzungen einträten. Wenn nun Kunst und Poesie uns die Idee in der schönen Form bieten sollen, wenn man daher vom Künstler nicht allein Geist, sondern auch Natur und Sinnlichkeit verlangt, so kann man auch vom Aesthetiker erwarten, daß ihm eine gewisse unmittelbare sinnliche Anschauungsweise nicht fehlt. Diese finden wir nun, und vielleicht Gutzkow mit uns, neben einer idealen Auffassung bei Vischer in hohem Grade, wie sie früher dem philosophisch gebildeten Echtermeyer eigen war; bei Rötscher dagegen vermissen wir sie ganz, und wenn wir auch den Werth den die Zuchtruthe des strengen logischen Denkens auf Literatur und Theater ausüben kann nicht verkennen, so halten wir es doch für eine reine Selbsttäuschung, wenn man mit einem Vorrathe abstracter Ideen in das innere Leben eines Kunstwerks einzudringen glaubt. Vischer und Rötscher stellen beide das Princip der Immanenz auf; aber während jener frischweg in der schönen Form seine Götter anbetet, sucht dieser erst mühsam in den Kunstwerken nach Ideen umher. Vischer kann also den Namen eines Aesthetikers als Ehrentitel für sich in Anspruch nehmen, und Rötscher — sollte er ein Dramaturg sein? Diese Frage mögen Andere beantworten; wer sich aber von der Unausstehlichkeit seiner dramaturgischen Constructionen, die sich wahrscheinlich bis auf die Personen der Theaterdiener ausdehnt, überzeugen will, dem empfehlen wir sein Buch über Seydelmann. Dem schönen Scheinen der Kunst gegenüber mag die philosophische Abstraction noch Manchem imponiren; wagt sie sich aber an ein reiches Menschenleben das wirklich gelebt ist, so wird ihre Dürre, so werden ihre Verirrungen selbst dem blödesten Auge sichtbar.

(Der Beschluß folgt.)

Aufgefundenes Manuscript.

Das lange Zeit verloren geglaubte „Black book of the admiralty", eine Handschrift welche wie man wußte sehr interessante Thatsachen in Bezug auf die frühere Geschichte der englischen Flotte enthielt, ist vor einiger Zeit, und zwar das Original unter Selden's Büchern in der Bodleyanischen Bibliothek, eine Umschrift in der Büchersammlung John Wilson Croker's aufgefunden worden. Sir Nicholas H. Nicolas gibt über diesen Fund in dem vor kurzem erschienenen zweiten Band seiner „History of the royal navy, from the earliest times to the wars of the French revolution" folgende Aufschlüsse: Ein Hr. Luder besuchte nach seiner eigenen Angabe vor einiger Zeit die erstgenannte prachtvolle Bibliothek, um unter andern Handschriften diejenige in Augenschein zu nehmen und zu prüfen welche nach dem Katalog die „Laws of Oleron" enthalten sollte. Man zeigte ihm als solche unter Selden's Handschriften ein altes Manuscript, worin er eine alte Copie des „Black book" zu erkennen glaubte. Als er darauf Selden's Beschreibung dieses wichtigen Werks in dessen „Vindiciae maris clausi" zu Rathe zog, und dieselbe mit den Auszügen verglich die er sich aus erwähnter Handschrift gemacht, so fand er, daß dieselben in jeder Rücksicht mit jener Beschreibung übereinstimmten, und daß er in der That das „Black book" selbst vor sich hatte. Die Schrift ist sehr schön und vollkommen darin. Da es keinen Titel besitzt, so rührt der falsche Name unter dem es im Katalog erscheint wahrscheinlich von Jemandem her welcher den Inhalt nicht zu prüfen wußte. Selden schreibt, daß sich dasselbe lange Zeit in seinen Händen befunden; wahrscheinlich blieb es darin bis zu seinem Tod, worauf es mit seinen übrigen Handschriften nach Oxford kam. Selden hat jedoch diese Urkunde nicht „Black book" getauft. Er nennt es „MS. commentarius de rebus admiralitatis". Wahrscheinlich hat es nach ihm die andere Benennung deshalb erhalten, weil es in den Admiralitätsberichten ziemlich dieselbe Stelle einnimmt welche das „Black book of the Exchequer" in den Urkunden des Schatzamts inne hat. Selden nennt es das Kleinod der Admiralitätsprotokolle, und glaubt, daß es aus der Zeit Eduard's III. stamme. Prynne und Exton sprechen sich in ähnlicher Weise über den Werth desselben aus, obwol es sehr zweifelhaft ist, ob es ihnen wirklich vorgelegen hat. Der Auffinder der Handschrift und der Geschichtschreiber der Flotte sind der Ansicht, daß ein Theil dieser Urkunde wirklich so alt sein könne als Selden behauptet hat, aber Vieles darin von späterm Datum sei. Unbegreiflich ist wie ein so wichtiges Document den Bibliothekaren der Bodleyanischen Bibliothek so lange hat verborgen bleiben können. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 148. — 27. Mai 1848.

Ueber die „Geschichte der europäischen Staaten", herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 147.)

Als des dritten unter den noch nicht besprochenen Bänden der Staatengeschichte erwähnen wir:

Geschichte des preußischen Staats, von Gustav Adolf Harald Stenzel. Dritter Theil. Von 1688—1739. Hamburg, F. Perthes. 1841. Gr. 8. 3 Thlr.

Hr. Stenzel hat sich längst das Recht erworben unsern gelehrten und freisinnigen Historikern beigezählt zu werden, und als solcher sich auch in den beiden frühern Bänden seiner „Geschichte des preußischen Staats" mit demselben Fleiße und mit derselben Redlichkeit der Gesinnung bewährt die wir bereits aus seiner „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" kennen. Sein Buch ist durch Quellenstudium, Kritik, Charakteristik der Personen und Behandlung der Sachen, Bezüge und Entwickelungen, wie auch durch eine lebhafte und schilderungsreiche Darstellung eine so bedeutende Arbeit, daß wir das Stocken derselben seit 1844 aufrichtig beklagt haben und Hrn. Stenzel recht dringend zur Fortsetzung derselben auffodern. Sollte ihn früher die Besorgniß durch freimüthige Worte anzustoßen gehindert haben, so braucht er ja dieselbe jetzt, da die Schranken ängstlicher Ueberwachung gefallen sind, nicht mehr zu hegen. Sollte er aber jetzt ein Zusammentreffen mit Hrn. Ranke scheuen, so meinen wir, daß Hr. Stenzel dann gar zu bescheiden wäre. Denn jenes Buch macht ein Buch von der Art des vorliegenden durchaus nicht überflüssig, ja Viele werden sich bei der Abgeschlossenheit des Ganzen in Ranke's preußischer Geschichte und bei seiner Uebermalung misliebiger Verhältnisse (Andere haben Dies mit stärkern Ausdrücken eine Schönrednerei oder Verwaschung genannt) nach der gesunden, kräftigen Speise sehnen wie sie Hr. Stenzel geboten hat. Hrn. Ranke sind allerdings die Archive in einer seit Pufendorf keinem preußischen Gelehrten gegönnten Weise eröffnet worden, und somit wäre also der erste Schritt gethan um der „äußerst mangelhaften Beschaffenheit der preußischen Geschichte seit Friedrich III." (Stenzel, S. 223) abzuhelfen. Nun wird auch Niemand leugnen, daß Hr. Ranke neben der scharfen Auffassung allgemein politischer Geschichtspunkte für die Geschichte Preußens manche anziehende Stellen aus Briefen, Instructionen, eigenhändigen Aufsätzen und Marginalverfügungen des Königs Friedrich Wilhelm's I. mitgetheilt, manche neue Aufschlüsse an das Licht gebracht und seine bekannte Geschicklichkeit des Veranschaulichens und Gruppirens an verschiedenen Orten glänzend bewährt hat. Aber dafür stellt er auch Alles was seine Archive nicht liefern mit ziemlicher Eigenliebe in Frage, und hat das scharfe Gepräge der frühern preußischen Zustände in einem nicht geringen Grade abgeschwächt, sodaß man aus den unverstellten, reichen Mittheilungen welche der von Ranke sehr geringschätzig behandelte Preuß geliefert hat ein ganz anderes, vollständigeres und lebendigeres Bild empfängt. Und da für solche Geschichtsstoffe nicht das Talent genügt, sondern es auch des Charakters, der Gesinnung bedarf, so haben wir uns gefreut jetzt bei Hrn. Stenzel, der sich früher in den „Heidelberger Jahrbüchern" (1838, Nr. 5) nicht gerecht genug gegen den wackern Preuß erwiesen hatte, auf S. 571 ein billigeres Urtheil zu finden, wenngleich das Lob desselben noch immer nicht die Verdienstlichkeit des Mannes vollkommen ausspricht, der ein langes Leben der Geschichte preußischer Zustände und vor Allem der Regierung Friedrich's II. gewidmet hat.

Der vorliegende Band enthält die Geschichte zweier preußischen Könige, Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I., in wünschenswerther, aber nicht ausschweifender Ausführlichkeit, und zeichnet sich durch eine Anzahl allgemeiner Ansichten über preußische Regierungsgrundsätze aus, die, wenngleich schon vor acht Jahren geschrieben, noch jetzt ihre Bedeutung haben. Die große Bewegung welche in den Märztagen ihren Anfang genommen hat wird solche Worte eines erprobten, freimüthigen Geschichtschreibers nur gutheißen können. Wir setzen zwei solcher Stellen her (S. 10):

> Das Grundgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles und das ernstliche Verbot aller Zertheilung von Land und Leuten gibt als ein offen ausgesprochener Grundsatz für die Macht des Hauses Brandenburg die allgemeine Richtung der Handlungsweise aller Regenten Preußens seit dem Großen Kurfürsten, ja fast aller Hohenzollern in Brandenburg deutlich an. Die Größe und der Glanz des Hauses sind es in denen jeder von ihnen sein Glück findet, wofür er Opfer bringt und nach augenblick-

lichen Abweichungen wieder einlenkt. Seit sie in die weitern Kreise der größern Staaten getreten sind, seit ihnen was im Norden wie im Westen geschieht nicht mehr gleichgültig sein kann, oft wichtig ist, seitdem richten sie ihr Augenmerk sorgfältiger auf das Werkzeug der Größe und des Glanzes ihres Hauses, auf den Staat, sie suchen ihm jede mögliche Vervollkommnung zu verschaffen und ebenso jeden möglichen Nutzen aus ihm zu ziehen. Das ist der preußische Staat mit seinen Fürsten!

Und am Schlusse des Buchs:

Es drängt sich bei der Betrachtung der Geschichte des preußischen Staats unwillkürlich der Gedanke auf, daß er mittels seiner Fürsten wie durch eine besondere, fast an das Wunderbare grenzende Gunst des Geschicks seiner höhern Bestimmung vom Ursprunge an in einem eigenthümlichen Entwickelungsgange entgegengeführt wurde. Der Große Kurfürst legte in jeder Beziehung den Grund, auf dem Friedrich I., dann Friedrich Wilhelm I., doch jeder einseitig, fortbauten, was dann Friedrich II. vollendete. Nach Friedrich I. noch ein ebenso für Schein und Glanz eingenommener schwacher Fürst; der preußische Staat würde sich in Erschlaffung aufgelöst haben, aber Friedrich Wilhelm I. tritt an seine Stelle. Nach ihm noch ein solcher, jede Selbständigkeit erdrückender Fürst: der preußische Staat würde in Erstarrung übergegangen sein. Da weckt Friedrich II. neues Leben, die Nachwelt hat keinen Fürsten mit vollerm Rechte den Großen genannt.

Die Regierung Friedrich's I. ist nach allen ihren Richtungen mit strenger Wahrheit, die auch keine der Schwächen dieses gutartigen Fürsten verschwiegen hat, dargestellt, seine auswärtigen Verhältnisse, namentlich mit Oestreich, welches den thätigen Emporkömmling Preußen mit Eifersucht betrachtet, sein Antheil an den Reichskriegen und die in denselben bewiesene Tapferkeit seiner Truppen, die Theilnahme an dem Schicksale der evangelischen Schlesier: alles Dies ist zweckmäßig dargestellt worden, zuletzt die Kronensache von allen Seiten beleuchtet, Friedrich's unablässiges Streben, seiner Gesandten rastlose Sorgfalt und des Kaisers langer Widerstand gut auseinandergesetzt. Natürlich ist auch (S. 104) der zufälligen Verwechselung in den Zahlen der Chiffern gedacht, welche einen eigenhändigen Briefwechsel des Kurfürsten mit dem Pater Wolf in Wien zur Folge hatte: am ausführlichsten ist Dies in dem „Traité complet de la diplomatie, par un ancien ministre" (Paris 1833), Th. 1, S. 130, erzählt worden. Hr. Stenzel sagt bei dieser Gelegenheit:

Den Sohn trieb der Ehrgeiz, nicht hinter dem Vater zurückzubleiben. Um es diesem gleich thun zu können, mangelten ihm jedoch Kraft, Ausdauer und selbst jene freilich sehr zweideutigen Eigenschaften der Männer, welche in der Wahl der Mittel zur Erreichung ihres Zwecks nicht schwanken, endlich begünstigten ihn Staatsverhältnisse der Zeit nicht ganz so wie seinen Vater, er konnte nicht sowol auf ansehnliche Ländererwerbungen wie dieser hoffen, obgleich er diese nicht aus den Augen verlor. Konnte er also seinem Vater nicht im Wesentlichen als Staatsmann und Krieger gleichen, so schien es dagegen möglich ihn durch den Glanz einer erworbenen Krone wo nicht zu übertreffen, doch womöglich zu überstrahlen.

Hiernächst finden wir (S. 128) eine gute Bemerkung über des Königs Benehmen in auswärtigen Verhältnissen mit folgenden Worten:

Von Zeit zu Zeit erwacht sein so reizbares Selbstgefühl, er empfindet eine Beleidigung doppelt als König, was er überall geltend macht, er weiß recht gut wie viel auf ihn, auf seine Truppen ankommt; er befiehlt ihnen plötzlich Halt zu machen, er droht sie zurückzurufen, dann schmeicheln Eugen und Marlborough seiner Eitelkeit, dann wenden sich die kalten Holländer an sein Ehrgefühl, an sein deutsches Herz und nie vergeblich! Und auch hierbei wird wieder das Interesse des eigenen Staats hintangesetzt.

Mit nicht geringerer Sorgfalt sind die innern Landesverhältnisse geschildert, die Pflege der Künste und Wissenschaften, die Cultur des Landes, die gewerblichen Zustände, das gesellige Leben sowie die mit den Jahren steigenden Abgaben, da die Verschwendung und Pracht am Hofe, von der auf S. 92—96 die anschauliche Beschreibung der Feste bei der Vermählung einer Tochter des Königs gegeben ist, immer mehr stieg und der König weder an Sparsamkeit noch an einen ordentlichen Staatshaushalt sich gewöhnen wollte. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß es nicht Habsucht des so freigebigen Fürsten gewesen sei welche die fast unerschwingliche Last der Steuern herbeigeführt habe, sondern das immer dringendere Bedürfniß nach Geld. Wie viel hierzu die leichtsinnige Umgebung des Königs und die Günstlinge Kolb von Wartenberg mit seiner Frau, Wittgenstein und Wartensleben beigetragen hatten, nachdem der einsichtsvolle, patriotische Dankelmann vertrieben war, ist mit gerechter Würdigung des Schlimmen wie des Guten von Hrn. Stenzel dargestellt worden; ebenso erhält der Minister von Ilgen, der diesem Könige sowol wie Friedrich Wilhelm I. viele Jahre lang so treu und klug gedient hatte, diejenige Anerkennung (z. B. auf S. 241 und 325) welche diesem verdienten Staatsmanne in den gewöhnlichen Hand- und Schulbüchern der preußischen Geschichte viel zu wenig zu Theil geworden ist. Die Königin Sophie Charlotte endlich erscheint in der ganzen Anmuth ihres geistreichen und liebenswürdigen Wesens als die geachtete Gemahlin eines Königs der den großen Werth derselben mehr ahnte als verstand. Varnhagen von Ense's treffliche Lebensbeschreibung der Königin ist ebenso wenig als die des Fürsten Leopold von Dessau angeführt und benutzt worden: wir wissen nicht aus welchen Ursachen Hr. Stenzel Dies gethan hat. Ueber die religiösen Zustände im damaligen Preußen ist mit Mäßigung geurtheilt und auf S. 232 ein so wahres, für alle Zeiten geltendes Wort gesagt worden, daß wir uns die Mittheilung desselben nicht versagen können. S. 232 heißt es:

Es ergibt sich nun abermals, daß Fürsten nur mit der größten Vorsicht sich in Gegenstände mischen dürfen welche die Religion, ja nur den Gottesdienst angehen, wenn sie nicht statt des Dankes, den sie zu verdienen glauben, Undank und wol gar Haß ernten wollen. Selbst bei sonst unerschütterlich treuen Unterthanen, welche sich den ausgedehntesten Gebrauch der unumschränkten Gewalt nicht nur gefallen lassen, sondern vielleicht selbst befördern, wird das Eingreifen in die zartesten Verhältnisse des Daseins wenigstens schmerzlich gefühlt werden und oft bittere Empfindungen wecken. Wenn auch alles Andere zu Gunsten des Fürsten aufgegeben ist, will man doch den freien Ausdruck seiner religiösen Ueberzeugung retten, und nicht selten wird die Verletzung derselben einen Widerstand hervorrufen der sich dann nur zu leicht mit ganz andern, ihm ursprünglich fremden Beziehungen verschwistert, die sich hinter

dem Ausdrucke des Heiligen verstecken was der Mensch im Staate behaupten muß und ihm nie verkümmert werden sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Zwei neue Sammelwerke.

(Beschluß aus Nr. 147.)

Indem wir nun zu den lyrischen Beiträgen übergehen wollen und in dem Album blättern um einen Dichter zu finden dem wir in unserer Besprechung den Vortritt geben möchten, fällt uns (S. 163) ein Sonett „von Sr. Majestät dem König von Baiern" in die Augen, und wir erinnern uns an die Sitte des Chamisso-Schwab'schen „Musenalmanach" dem Königthume auch in der Lyrik den Vortritt zu geben. König Ludwig's Sonette sind was die Form betrifft ungleich besser als seine Dichtungen in antiken Versmaßen, und von der auffallenden Sprache welche man aus der Prosa seiner „Walhallagenossen" kennt ist darin keine Spur zu finden. Die Betrachtungen welche er im vorliegenden Sonett niedergelegt hat wird man jetzt nicht ohne Theilnahme lesen, und wir setzen es deshalb hierher:

> Des Menschen Sehnen strebt nach ew'gem Frieden,
> Doch kann er kurzen selber kaum ertragen;
> Er eilt aus sicherm Hafen, frisch zu wagen;
> Den Sterblichen ist Ruhe nicht beschieden.
>
> Es wird dazu die Stunde niemals schlagen,
> Verlangt wird sie, nicht läßt sie sich gebieten:
> Ergeben muß sich immerfort hienieden
> Veranlassung zu wünschen und zu klagen.
>
> Veränd'rungslos kann Nichts auf Erden währen,
> In ew'gem Wechsel ist Natur begriffen,
> In Länge wird das Glück sich selbst verzehren.
>
> Gefahren müssen drohen von den Riffen,
> Zuweilen muß ein Sturm die Fahrt beschweren;
> Nicht ruhig kann der Mensch durchs Leben schiffen.

Brückenau 1847.

Ludwig.

Aber da ist Ernst Moritz Arndt's „Christenklage" (S. 82—85). Er klagt:

> O des Lügners Schelmenwort!
> O das lange alte Weh!
> Himmel, Heiland sinken fort
> Wie ein Stein in tiefe See.

Und wünscht:

> Daß die schöne grüne Erde
> Wieder könn' in Einfalt blühen
> Und mit Rosenlenzgeberde
> In der Liebe Unschuld glühen.

Rob. Reinick's „Gesänge für deutsche Liedertafeln" werden, wenn wir nicht irren, schon allenthalben gesungen und dergleichen kräftige, schöne Texte sind ein großer Gewinn. In „Schlaf und Erwachen" von Emanuel Geibel vermissen wir die schöne poetische Stimmung, an der er sonst so reich ist, und die sich in diesem Gedichte weder durch das „Gebirg am frühen Tag", noch durch „Des Waidmanns Hütte" und andere nicht zu verachtende romantische Zuthaten ersetzen läßt. Alles Dies ist für sich noch nicht poetisch: was hätte dem „Taugenichts" von Eichendorf die ganze Wunderwelt geholfen, wenn er sich nicht gerade in der Stimmung befunden hätte in der Gott ihr ihm „weisen" wollte? Der behagliche Johannes Nordmann hatte schon durch ein Gedicht im „Album des Schriftstellervereins", irren wir nicht „An die Menschheit", viel Sinn für plastische Gedankenabrundung gezeigt und er besingt hier die „Poesie" (S. 229—238) unter Anderm folgendermaßen:

> Eine selige Nacht
> In deiner Umarmung,
> An deiner wogenden Brust,
> An deinem pochenden Herzen
> Läßt mich erkennen
> Das Maß und die Formen
> Der üppigen Schönheit,
> Daß ich am Tage
> Jubelnd verkünde und preise
> Deine Schönheit,
> Sie entweihend und schändend
> Mit keinem frevelnden Worte,
> Mit keinem!
> Ich liebe dich
> Besser und stolzer
> Als Dieser und Jener,
> Der deinen gefesselten Leib
> Legt auf das Folterbret
> Seiner rohgehobelten Worte,
> Die blutig verwunden
> Und grausam verderben
> Deine prächtige Schönheit.

In Betreff dieses Selbstlobes hat der Dichter Platen für sich. Aber er hüte sich, wenn er nach dem in unserer Zeit so seltenen Lorber der Classicität strebt, seine Muse wieder eine Zigeunerdirne zu nennen, die es wie in der Ballade ihm „angethan"; er folge ihr frei und bewußt, sehe weniger nach dem Wogen ihrer Brust als nach dem Ebenmaß ihres Ganges; ihr Herzklopfen zu hören muß er den Andern ganz überlassen; auch schleiche er nicht mehr bei Nacht zu ihr, denn sie liebt das Sonnenlicht. Und endlich vergesse er, wenigstens bei ihr, die „Freunde in seiner Heimat, die erfahren von seinem Treiben" und „wehmüthig lächeln", denn sie sind ja doch blos Philister!

Hier mögen sogleich nachstehende Verse auf die „Capitolinische Venus" von Wilhelm Waiblinger (denn auch unter den poetischen Beiträgen des Albums befinden sich einige literarische Reliquien) folgen, von denen uns die letzte Zeile etwas prosaisch nachklingt:

> Götter steigen herab, in menschliche Hülle sich bergend,
> Und das Sterbliche mischt gern sich dem Himmlischen bei.
> Sinnlicher Fülle hast du, urandsche geistige Schönheit,
> All dein Wesen und Sein, all dein Geheimniß vertraut:
> Weib ist die Göttin — vergängliche Form hat das Ew'ge gewählet;
> Aber das Sinnliche wirkt auch auf das Sinnliche nur!

Das Album enthält 251 verschiedene Beiträge. Die Herausgeberin, Elfriede von Mühlenfels, sagt in der Vorrede: „Was freundliche Theilnahme geboten, ist mit weniger Ausnahme anerkennend empfangen worden"; da die Masse des eingesandten Materials bald sehr groß war, so ließ sie weit über die ursprünglich festgesetzte Bogenzahl hinaus das Buch anschwellen, ohne der Masse durch die Kritik einen Damm entgegenzusetzen. Wer jemals die Redaction eines ähnlichen Unternehmens führte, wird die Dame glücklich preisen, daß sie so Allen sich gefällig erweisen und dennoch, wie die Subscriptionsliste zeigt, sich ein bedeutendes Verdienst erwerben konnte. Sie hat der Herausgabe des Albums sich mit viel Behagen unterzogen. Daß sie Alle aufführt welche ihr Beiträge von dritten Personen verschafften, ist eine zarte weibliche Aufmerksamkeit; daß sie jedesmal hinzusetzt, von wem Dieser oder Jener ihr einen Beitrag verschaffte, ist allzu redselig. Was kann uns daran liegen zu wissen, daß ein kurländischer Edelmann nach Dresden kommen mußte um ihr einen Beitrag von einem Mitgliede des ehemaligen Jungen Deutschland zu verschaffen? Wenn sie an der Spitze Derer durch welche dem „Dresdener Album" „literarische Beiträge zu Theil wurden" den König von Preußen anführt, weil er „Auszüge aus einem von Elfriede von Mühlenfels 1844 in Berlin zum Besten des Luisenstifts veranstalteten Kunstalbum, welches von Sr. Majestät aufgekauft worden", auf ihre Anfrage bewilligte, so scheint es fast als hätte die geehrte Herausgeberin jene Anfrage und Bitte

nur an den König gerichtet um sich später bei ihm bedanken zu können: denn so viel wir wissen, hat nicht der Käufer sondern der Verf. (oder Herausgeber) eines Buchs das Recht dasselbe ganz oder theilweise neu aufzulegen.

2. Elsassische Neujahrsblätter für 1848. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte. Mit dem Portrait Ludwig Heinrich von Nicolay's. Basel, Schweighauser. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein deutsches Jahrbuch aus dem Elsaß in diesem Augenblicke? Fast mit Beschämung nehmen wir es zur Hand in einer Zeit wo wir kaum zu hoffen wagten, daß unsere dortigen deutschen Brüder noch an uns dächten.*) Aber die Literatur des Elsaß wenigstens scheint die nationalen Beziehungen zu Deutschland pflegen zu wollen, selbst noch im Schatten einer Republik, an deren Spitze gegenwärtig auch ein französischer Dichter steht. Heißen wir das Lebenszeichen dieser Literatur herzlich willkommen!

Doch sind freilich beiweitem nicht alle Mitarbeiter dieser „Neujahrsblätter" Elsasser, sondern es finden sich darunter besonders viele Schweizer. Auch die Rütlimänner also sollen herzlich willkommen sein.

Die ausführlichsten und bedeutendsten prosaischen Beiträge lesen wir von Wilhelm Wackernagel und Jeremias Gotthelf. Letzterer, der Pfarrer Bizius zu Lützelflüh im Canton Bern, lieferte eine Erzählung „Der Notar in der Falle". Wir stellen diesen Volksschriftsteller ungemein hoch und rechnen ihn zu den bedeutendsten Dichtern unserer Zeit; aber es scheint fast seine Poesie bedarf des Zusatzes einer tüchtigen Bauernmoral wie eines Sauerteigs. Hier, wo er nicht die Absicht hat dem Volke den Leviten zu lesen, verfällt er etwas in die fade Zschokke'sche Manier. Jeremias Gotthelf, der Boz Deutschlands und der Schweiz, kann nur das Bauernthum malen; die Halbgebildeten werden von seinem starken Pinsel zermalmt. Auch schildert und „spiegelt" er dermaßen nach dem Leben, daß er sich niemals in eine Sphäre der Gesellschaft wagen sollte mit seinen Erzählungen, wo die Poesie nicht wie im Bauernleben überall fingerdick aufliegt. „Der Notar in der Falle" spielt in einer kleinen Stadt, und da wird sie schon dünner.

Unter den zahlreichen lyrischen Beiträgen heben wir folgende hervor: „Wandle still, o Herz" von Eduard Brauer, wo uns besonders der letzte Vers sehr anspricht. Die „Waldromanze" von Rodnagel. Karl Candidus hat in „Kaiser Josef" und „Das dunkelrothe Röslein", nur nicht im „Münsterliede", einen hübschen, sehr orginellen Ton angeschlagen. Karl Mayer hat auch hier in seinen kleinen Verschen wieder mehr Stimmung als mancher andere Reimer in langen Gedichten. Um aber auch hier eine Probe anzuführen können wir nur die erste der Legenden von Adolf Stöber wählen:

Die Jungfrau lag im Kämmerlein
In tiefer Andacht auf den Knien,
Als unverseh'ns in ros'gem Schein
Der Knabe Jesus ihr erschien.

Sein Lächeln war so engelmild,
Sein Gruß war: Friede mit dir sei!
Ihr Auge hing am sel'gen Bild,
Ihr war so himmlisch wohl dabei.

Doch an der Thüre pocht's mit Hast,
Ein Armer klagt mit heißem Fleh'n;
Die Jungfrau läßt den lieben Gast,
Und eilt dem Armen beizusteh'n.

Sie geht ihm in die Hütte nach,
Im Elend schmachtet Kind und Weib;
Sie spendet reichlich, wo's gebrach,
Der Seele Trost und Kost dem Leib.

Und sieh, bei ihrer Wiederkehr —
Welch lieblich Wunderwerk geschah!
In voller Blüte groß und hehr
Steht Jesus als ein Jüngling da!

Von heil'ger Liebe glüht sein Mund,
Sein Auge blickt so innig traut,
Er beut die Hand zum ew'gen Bund,
Und wonnig wallt das Herz der Braut.

Zerflossen in Entzücken ganz
Frägt sie mit demuthvoller Scham:
„O Herr, wie bist du so mit Glanz
Gewachsen schnell und wundersam?"

Der Herr in seiner Güte spricht:
„Du stärktest ja die Glieder mir!
Je mehr du übst der Liebe Pflicht,
Erwachs' ich und erstark' in dir."

H. Pröhle.

*) Der Zufall führt mir diese Kritik nochmals in die Hände, bevor sie durch den Druck vervielfältigt wird, und ich überlege ob ich diese und die nächstfolgenden Worte jetzt wegstreichen soll oder nicht. Sie sollen indessen stehen bleiben mit dem Bemerken, daß ich gegenwärtig das obige deutsche Jahrbuch aus dem Elsaß schon nicht mehr „mit Beschämung" in die Hand nehmen würde.

Mancherlei.

Warum wollen die Menschen auf eigene Manier selig werden? Ist Dies doch ein seltsames Gelüste, sobald sie nach fremder Weisung ihren Zweck erreichen können! Judenthum, Christenthum, Koran und alle Kirchen geben die Weisung, tadeln oder verfolgen die eigene Manier. Ist der Weg nicht zu schmal, die Pforte nicht zu enge, was bei Asceten zurückscheucht, so braucht ja Niemand vor Wegführung zu erschrecken! Aber Eitelkeit und Hochmuth verlassen die Heerstraße der Proletarier, wollen einen aristokratischen Fußweg zum Seelighofe. Am Ende bangt doch den Meisten vor dem Irregehen und sie lassen sich Führung gefallen, weswegen gewiß nur Wenige auf eigene Manier selig werden, die Meisten auf fremde. Nur wenn Jemand sich unberufen ihres Heils annehmen will, thun sie spröde und klug, gesellen sich wol gar zu den Philosophen die überhaupt nicht selig werden wollen. Diese unbändigen letztern höchstens hätte eine Regierung zu scheuen oder zu bannen; denn Einer der Nichts will ist ungefügiger als Einer der Etwas will. Weil indessen solches Nichtswollen noch viel seltener ist als auf seine Manier Etwas wollen, braucht keine Regierung im Gesinnungüberschlage der Regierten diese geringe Zahl in Anschlag zu bringen, sondern sie kann unbedenklich Jedem gestatten sich auf eigene oder fremde Manier einzurichten.

Zum Mangel des Erdendaseins gehört, daß der Mensch Nichts sehr lange aushalten kann, nicht Bewegung, nicht Ruhe, nicht Speculation, Zerstreuung, Freude, Schmerz, Andacht, Gottlosigkeit, Glück, Unglück, Frieden, Zank, Witz, Plattheit, Thätigkeit, Müßiggang u. s. w., daß er mithin aus Trachten nach Veränderung nicht langweilig ist, sondern kurzweilig, gegen welches Uebel sich vortheilhaft zwischen seine Tage langweilige Nächte mit Schlaf legen in denen ihn die kurze Weile nicht plagt. In einem bessern Zustande, im künftigen Leben, muß Dies anders sein, wir müssen lange zu weilen fähig werden in Speculation, Zerstreuung, Chorgesang, Andacht, Erbauung, Jubel und Seligkeitgenuß, wir müssen durchhalten können in Thätigkeit, Einförmigkeit, Nichtsthum. Und Diejenigen welche schon hienieden Solches am meisten vermögen, die mit Einer Sache, Einer Kunst, Einer Wissenschaft, Einer Empfindung, Gedankenreihe oder keiner ihr Leben ausfüllen, sind die Glücklichsten. Der Ewige Jude ist am unglücklichsten; denn er darf nicht weilen, sondern muß unaufhörlich wandern.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 149. —— 28. Mai 1848.

Ueber die „Geschichte der europäischen Staaten", herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 148.)

In der Geschichte Friedrich Wilhelm's I. hat Hr. Stenzel die auffallenden Gegensätze im Charakter dieses Königs gut auseinander gehalten, und ein wohl abgerundetes Bild dieses Herrschers entworfen, dessen Wichtigkeit und kräftige, ja despotische Regentennatur jetzt gänzlich von dem boshaften Witze und den grellen Schattenseiten der französischen Spötter befreit erscheint. Förster's und Mylius' Materialiensammlung und Wilken's und Schlosser's Geschichtsaufsätze waren hier als gute Vorarbeiten zu benutzen; der Letztere ist in seiner Weise scharf und derb, sodaß man sich in der That keine größern Gegensätze denken kann als seine und Ranke's Schilderungen von Friedrich Wilhelm I. Hr. Stenzel, ruhig in seiner tüchtigen Weise vorschreitend, verschweigt Nichts, aber sucht auch nicht das Abstoßende und Rohe durch die Derbheit des Ausdrucks zu steigern. Anhebend von den auswärtigen Angelegenheiten zeigt Hr. Stenzel, daß es diejenigen gewesen sind welche der König am wenigsten zu leiten und zu behandeln verstand; denn seiner ehrlichen, offenen und heftigen Natur widerstrebten die Schlangenwindungen damaliger Staatsweisheit, wo er nicht gerade durchschreiten konnte, Geheimnisse bewahren oder sich wol gar verstellen sollte. Dabei war er fortwährend besorgt, daß fremder Einfluß auf ihn geübt werden könnte, und weil er sich nun keinem Günstlinge hingeben zu dürfen meinte, obschon die Gewandtheit derselben ihn fortwährend zu bestimmen und zu täuschen vermochte, so sprang er in leidenschaftlicher Aufwallung bald von einem Aeußersten zum andern über und erschien charakterlos, schwankend, ja leichtsinnig, indem er immer selbständig handeln wollte. Schrieben ihm aber nach seiner Ueberzeugung Ehre und Gewissen eine bestimmte Handlungsweise vor, wie z. B. bei der Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Braunschweig, so war keine Macht in der Welt im Stande ihn davon abzubringen. Endlich hat der Verf. auch nicht unterlassen darauf aufmerksam zu machen, daß die bunten Verwickelungen der europäischen Staaten in der bestimmtesten Wechselwirkung mit den innersten Familienverhältnissen des königlichen Hauses gestanden haben. Er bemerkt unter Anderm (S. 521):

> Das kann um so weniger in Erstaunen setzen, als Friedrich Wilhelm, der unbeschränkteste Ausüber der königlichen und väterlichen Gewalt, oft seiner Leidenschaft die Zügel um so leichter schießen ließ, weil er überhaupt sah, daß augenblickliche persönliche Interessen der Fürsten fortwährend die Ruhe Europas erschütterten. Wenigstens hat die Darstellung dieser Verhältnisse Preußens, so viel Unangenehmes und Widriges ihr auch beigemischt sein mag, doch einen im innersten Grunde edeln und später leuchtend sich erhebenden Kern, während das Treiben der übrigen Höfe meistens nur die nackte Armseligkeit des alltäglichen Lebens zeigt.

Die auswärtigen Verhältnisse beziehen sich nun namentlich auf die Verwickelungen mit Oestreich und die Heirathspläne mit Georg II. von England, wo Hr. Stenzel die gute deutsche Gesinnung des Königs, seine Abneigung gegen das französische Wesen und seine ernsthafte, angeborene Anhänglichkeit an Oestreich, das ihn auf so unwürdige Weise behandelt und mit schlauen Menschen, wie Grumbkow und Seckendorf waren, umstellt hatte, gut herausgehoben, und in der Charakteristik dieser Männer sowie des Fürsten Leopold von Dessau gelungene Bilder des damaligen Treibens am berliner Hofe entworfen hat. Auf die Schilderung der Königin Sophie, die öfters mit unverdienter Ungunst behandelt wird, wollen wir noch besonders aufmerksam machen.

Einen nicht minder bedeutenden Raum nimmt die Erzählung der häuslichen und Familienzwiste während der Regierung Friedrich Wilhelm's I. ein. Auch hier gebührt Hrn. Stenzel das Lob treu und wahr verfahren zu sein, ohne kränkende und herabwürdigende Worte, worin Preuß, dem Hr. Stenzel hier mit gutem Gewissen folgen durfte, vorangegangen war. Lichtseiten gibt es freilich wenig, mehr Schattenseiten, und wenn wir auch überzeugt sind, daß Friedrich Wilhelm seine Kinder liebte (S. 308) und eine billige Rücksicht auf die Kinderzucht und das patriarchalische Familienleben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nehmen, wonach ein guter Hausvater öfters mit dem Stocke zu regieren

wissen mußte, so blieben doch der Schattenseiten noch genug um uns das Leben am berliner Hofe von einer sehr traurigen Seite darzustellen. Schlosser meint freilich („Geschichte des 18. Jahrhunderts", I, 252), daß der Familienverkehr des Königs auch eine gemüthliche Seite gehabt habe, die nur bei seiner gemüthlosen Gemahlin und Tochter keinen Anklang gefunden hätte; aber wir hätten gewünscht, daß er diese Seite näher bezeichnet hätte. Denn wenn auch die Markgräfin von Baireuth in ihren Denkschriften meist nur die schlimmere Seite aufgefaßt hat und oft große Härte zeigt, so beweist doch ihre häufige Uebereinstimmung mit Pöllnitz und die ganze Einrichtung des berliner Hoflebens, daß ein eigentlich gemüthliches, vertrauliches Beisammensein nicht möglich war. Die königlichen Kinder ehrten und fürchteten ihren Vater, aber sie konnten nicht das rechte Vertrauen zu ihm finden, für Fehler erhielten sie nur harte Strafe, aber nie jene Art von Verzeihung welche die Gefallenen aufrichtet. Der Vater lebte, wie Ranke (I, 494 fg.) sagt, stets in unruhiger Thätigkeit und kannte kein heiteres Dasein. Das bestätigen hinlängliche Beispiele im vorliegenden Buche. Aber wir können hier nicht in das Einzelne eingehen. Der Fluchtversuch Friedrich's aus dem Dorfe Steinfurt zwischen Heilbronn und Heidelberg, auf der Straße von Ludwigsburg nach Manheim, ist ausführlich und mit Benutzung der von Preuß gesammelten Nachrichten (S. 594 fg.) dargestellt, ebenso auch die folgenden für das ganze Leben Friedrich's so wichtigen Begebenheiten in Küstrin. Einzelnes hat hier Ranke aus nochmaliger Einsicht der Acten nachtragen können.

Eine fernere und ausgezeichnete Berücksichtigung hat der Widerspruch zwischen des Königs Liebe zu seinen „lieben blauen Kindern", den Soldaten, und der Abneigung vor wirklicher Kriegführung erhalten. Hr. Stenzel sagt (S. 306):

> Friedrich Wilhelm hat kaum in drei Feldzügen an den im Ganzen für ihn gefahrlosen Kriegen Antheil genommen, erstens an dem der nordischen Verbündeten gegen Schweden und dann an den Kriegen des Reichs gegen Frankreich. Er hat die Kräfte seines Staats und sein Heer weder, wie sein Großvater, für weitaussehende, großartige oder kühne Unternehmungen aufs Spiel gesetzt, noch sie, wie sein Vater, zum Vortheil Anderer preisgegeben.

Die Aufwallung des Augenblicks konnte ihm nur harte Worte in den Mund legen, starke Drohungen ausstoßen, Lust und Neigung zu kriegerischen Unternehmungen verrathen lassen. „Ich muß", schrieb er schon als Kronprinz im J. 1709 an Leopold von Dessau, „über die B. (Bengel, die Minister seines Vaters) lachen. Mit der Feder wollen sie dem Könige Land und Leute schaffen: ich sage, mit dem Degen oder er kriegt Nichts." (Ranke, I, 144.)

Aber Niemand als Friedrich Wilhelm I. war weniger dem Grundsatze seines großen Sohnes zugethan: Quiconque menace doit frapper. Hr. Stenzel fährt fort:

> Dagegen denkt er an Nichts als an die Mittel zum Kriege, an Geld und Soldaten. Er sinnt unablässig darauf Schätze zu häufen und sein Heer zu verstärken — beide, ohne sie zu verwenden. Er gleicht dem reichen Manne der sein Vermögen zu einem tüchtigen Zwecke rastlos zusammengebracht hat, es freudig betrachtet, dabei das volle Gewicht Dessen fühlt was er damit vermöchte, aber sein Geld viel zu lieb gewonnen hat als daß er es ausgäbe.

Als Belege hierzu folgt nun die Darstellung des preußischen Heerwesens in jener Zeit; die schonungslosen Werbungen, die durch Nichts zu entschuldigende Vorliebe für große Leute, die „den König ebenso beherrschte wie andere Fürsten von ihren Günstlingen und Buhlerinnen regiert werden" (S. 349), werden scharf getadelt, die Geldsummen nachgewiesen welche für diese geputzten lebendigen Spielpuppen aus dem Lande gegangen sind, und die Mishelligkeiten aufgezählt in welche der König durch diese Leidenschaft mit andern Fürsten und Städten gerieth, wo ihn sein sonstiges Gerechtigkeitsgefühl gänzlich verlassen hatte. Die strenge Kriegszucht, die Kriegsübungen und die taktischen Künste, die Uniformen der Soldaten, ihre Verpflegung und Besoldung: alles Dies ist ausführlich und mit den nöthigen Beweisstücken dargelegt worden.

Hiermit hängt nun die Schilderung der übrigen Staatseinrichtungen, welche alle dem Heerbedarf nachgesetzt waren, zusammen. Der König war geizig, er wollte den Schatz füllen und so viel als möglich Geld sparen; er verfuhr dabei ganz unbarmherzig, und wenn er sich selbst viele Genüsse versagte, so foderte er Dies auch von Andern (S. 328). Er betrachtete sich ferner als unumschränkten Herrn der ihm von Gott übergebenen Unterthanen theils aus religiöser Stimmung, theils aus der Beschaffenheit seiner strengen, oft harten Natur, die ihn sogar bis zur Grausamkeit führen konnte: nicht als ob er Vergnügen daran gehabt hätte, sondern weil er nach seiner durchgreifenden Art meinte, es sei so recht, und sich daran gewöhnte. Er war aber so gegen Jedermann, gegen seine Gemahlin und Kinder, gegen hohe und niedere Beamte, gegen Edelleute und Bauern, gegen Geistliche und Weltliche, wie er denn überhaupt wollte, daß jeder Untergebene seinem Vorgesetzten ebenso gehorsam sein sollte als ihm, und er z. B. im J. 1710 die Mägde, deren Trotz oder Ungehorsam ihre, gleichviel ob hohe oder geringe Herrschaften mit ihrem Gewissen bezeugten, nach Spandau oder in andere Zucht- oder Spinnhäuser bringen ließ. Endlich war der König immer überzeugt, daß er Recht habe, ließ sich schwer, wenn es überhaupt geschah, vom Gegentheil überzeugen, und verfuhr auch darum ohne Scheu. Er handelte völlig so als ob der Staat nur seinetwegen da wäre; allein eben auch so als wenn er nur seines Staats wegen lebte. Sein in kurzen Sätzen, oft nur in wenigen Worten am Rande der ihm gemachten Bitten und Vorstellungen von ihm eigenhändig ausgedrückter Wille ist Bescheid, Gesetz, von dem keine Berufung stattfindet, dem sofort muß Gehorsam geleistet werden. Sein Federstrich hat die Verfassung des Staats geordnet und verändert, er entscheidet in allen Sachen der Verwaltung, der Justiz, der Finanzen, des Heers durchaus eigenmächtig, und seine unermüdliche Thätigkeit, die in vielen Stücken

zum Unheimlichen geworden und oft und schnell einriß was eben erst gepflanzt war, überwachte die Ausführung aller seiner Befehle und die rastlose Arbeitsamkeit seiner Diener. Habe und Gut seiner Unterthanen aus allen Ständen, Ehre, Leib und Leben war sein, Alles was sie erwarben stand zu seiner Verfügung; je mehr sie arbeiteten, um so mehr verstärkten sie seine Macht, er war der Kern von dem Alles ausging, auf den Alles zurückging. Diese zum Theil mit den eigenen Worten des Hrn. Stenzel angeführten Grundsätze empfangen durch die praktische Ausführung und zahlreiche Beispiele ihr volles Licht. Wir können aber bei ihnen nicht länger verweilen.

Wie wenig Kunst und Gelehrsamkeit, die Universitäten Halle und Frankfurt, die Akademie der Wissenschaften in Berlin, und alle Anstalten die nicht einen unmittelbaren Nutzen hatten bei einer solchen Regierung wie die des Königs war gediehen sind, ist bekannt genug. Er wollte es ja auch nicht einmal, und die Theologie war noch die einzige Wissenschaft vor welcher er Achtung hatte. Friedrich Wilhelm war, um auch des hierher einschlägigen Theils in unserm Buche zu gedenken, durch Erziehung und eine gesunde Natur aufrichtig religiös und dem Glauben seiner Kirche, wie ihm derselbe eingeprägt war und er die starre Lehre von der Erbsünde, von der Verdorbenheit des Menschen und der Furcht vor dem Teufel (S. 477) aufgefaßt hatte, eifrig ergeben. Daher hielt er auch streng auf die Reinheit der Lehre in seinen Staaten, machte hier ebenfalls sein unumschränktes Herrscherrecht geltend, wenn ihn nicht Jablonski, Reinbeck, Roloff, A. H. Francke als Geistliche, die er sehr hochschätzte und die zugleich mit ihm rückhaltslos sprechen durften, von einzelnen Gewaltschritten zurückhielten. Mit dem frömmelnden Wesen der Pietisten vertrug sich sein kerngesunder Sinn nicht recht, er glaubte hier Heuchelei zu finden, deren abgesagter Feind er war, und ebenso wenig war er den Sekten geneigt, weniger wol wegen ihrer Grundsätze, die er meistens nicht kannte, als um die Reinheit der bisherigen Lehre zu erhalten und sein unumschränktes Herrscheramt nicht beschränkt zu wissen. Seine vermittelnde Betheiligung bei dem Unglücke der Protestanten in Thorn und die Aufnahme der um ihrer Religion flüchtigen Salzburger sind, namentlich die letztern, so ausführlich dargestellt worden als es immer nur der Umfang des Werks gestattet hat.

Der Tod Friedrich Wilhelm's I. ist der Schluß des Buchs, die letzten Worte über ihn sind das ehrenvolle Zeugniß seines Sohnes in den „Mémoires de Brandebourg", I, 174 der neuen Ausgabe. Möge ein so würdiger Schluß uns bald die Geschichte des berühmten Nachfolgers in einem neuen Bande lesen lassen und die Ungunst der Zeit (wir schreiben diesen Aufsatz in den ereignißschweren Märztagen) die Fortsetzung des Stenzel'schen Werks nicht noch länger verzögern. 17.

Die Marine. Von R. Brommy. Mit 12 Abbildungen, 1 Flaggenkarte und 9 Tabellen. Berlin, A. Duncker. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Vorliegendes Werk — ein Wort zu seiner Zeit — wurde von dem dermalen in Athen sich aufhaltenden Verf., einem würdigen Sohne Deutschlands, in der Absicht geschrieben, „eine wenn auch nur oberflächliche Ansicht der Kriegsmarine in einem Zeitpunkt zu geben der ihm der geeignetste schien das deutsche Publicum auf Etwas aufmerksam zu machen das ihm bis jetzt ziemlich unbekannt geblieben war". Jeder Deutsche der es mit seinem Vaterlande wohl meint fühlt schmerzlich den Mangel einer deutschen Kriegsflotte, wodurch den deutschen Staatsangehörigen und somit dem gesammten deutschen Volke im Auslande, namentlich längs der Meeresküsten, der gebührende Schutz und die staatsrechtliche Geltung verliehen und gesichert werden könne. Schaffung einer deutschen Kriegsmarine ist jetzt eine der Hauptfragen an der politischen Tagesordnung Deutschlands, und Denjenigen welche über diesen hochwichtigen Gegenstand zu weiterer Besprechung Belehrung sich zu verschaffen wünschen können wir unbedingt gegenwärtiges Werk als eines der geeignetsten Hülfsmittel und gediegensten Erzeugnisse der Neuzeit in dem Fache seemännischer Literatur anempfehlen. 56.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Neuerdings erschien in Paris der erste Band eines wichtigen und interessanten Werks: „Histoire des moeurs et de la vie privée des Français, usages, coutumes, institutions, physionomie de chaque époque, etc., etc., depuis l'origine de la monarchie jusqu'à nos jours, par *E. de la Bedollière.*" Der Verf. dieses Buchs hat sich vorgesetzt alle Geschichten Frankreichs zu vervollständigen, indem er ein Gemälde von dem Leben und den Gebräuchen des Volks zu jeder Zeit darbietet. Es ist in der That eine Partie welche die Geschichtschreiber im Allgemeinen zu sehr vernachlässigt haben, entweder weil sie vor den zahlreichen Untersuchungen die sie erfodert zurückgewichen sind, oder weil sie nicht gewußt haben wie sie dieselbe an die Reihefolge der Begebenheiten in denen in Wahrheit das Volk meistentheils eine fast nichtige Rolle spielt anknüpfen sollten. Das lebhafte Interesse welches diese Aperçus, diese ins Innere der Familie, auf die socialen Verhältnisse und die bürgerlichen und religiösen Gebräuche geworfenen Blicke erregen, verdient jedoch wohl, daß man sich die Mühe nimmt alle Daten welche die Karten, die Archive, die Chroniken, sowie manche mehr oder weniger vergessene oder wenig bekannte Sammlungen darbieten können zu sammeln. Man ist mithin dem Hrn. de la Bedollière Dank schuldig eine solche Arbeit unternommen zu haben, und man darf sich nicht zu streng zeigen wenn man darin auf einige Lücken oder selbst einige Irrthümer stößt. Die Aufgabe ist voll Schwierigkeiten, sie erfodert genaue und mühsame Untersuchungen, sodaß sie nicht sogleich mit der ganzen wünschenswerthen Vollkommenheit gelöst werden kann. Der Verf. fängt damit an uns eine kurze Uebersicht der gallischen Gesellschaft unter der römischen Herrschaft zu bieten. Es ist die Epoche des kaiserlichen Verfalls, die Herren der Welt sind von dem Luxus und der Verdorbenheit besiegt bevor sie es von den Barbaren wurden, und ihre liederlichen Sitten die in allen Provinzen des großen Reichs sich fortpflanzen bereiten dessen nahen Fall. Die Gallier der reichen Classe ahmen alle Gebräuche Roms knechtisch nach, bieten die sonderbare Verbindung dar welche damals nicht selten zwischen der weibischen Verweichlichung der heidnischen Civilisation und den strengen Grundsätzen, den Lehren der Aufopferung und Entsagung des Christenthums sich zu verbreiten begann. Es waren nicht mehr die tapfern und wilden Krieger welche Cäsar zu bekämpfen hatte; die letzten Spuren ihrer Nationalität waren verschwunden mit ihrem alten Glauben, der dem neuen Cultus

weichen mußte. Aber ihnen zur Seite befanden sich die Franken, welche ihre nordischen Institutionen und Sitten mitgebracht, die energischer, reiner und mehr geeignet waren mit den christlichen Tendenzen zu harmoniren. Da ist es wo man die Quelle der modernen Civilisation, den Ursprung der Feudalität des Mittelalters, und den ersten Keim der Freiheiten entdeckt welche die Städte allmälig zu erwerben begannen. Dr. le Bedollière bemüht sich sein Buch so vollständig wie möglich zu machen, indem er kein Detail verschmäht geeignet uns in die Verhältnisse des Privatlebens der verschiedenen Classen der Gesellschaft einzuweihen, und er trägt Sorge immer die Autoren aus denen er seine Nachweisungen geschöpft hat anzuführen. Dieser erste Band, welcher blos das 5. Jahrhundert umfaßt, scheint uns eine Arbeit zu versprechen die werth ist die Wißbegierde der Leser zu erregen. 41.

Bibliographie.

Decker, C. v., Der kleine Krieg im Geiste der neuen Kriegführung, oder Abhandlung über die Verwendung und den Gebrauch aller drei Waffen im kleinen Krieg. Bearbeitet zum Gebrauch der schweizerischen Offiziere mit Berücksichtigung der geographischen Lage, der Kriegführung und der Militair-Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft von Major J. M. Rudolf. Mit einer strategischen Uebersichtskarte der schweizerischen Eidgenossenschaft und 8 Plänen. Zürich, Leuthy. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 22 Ngr.

Gedichte. Zum Besten für die Hinterbliebenen der in Berlin am 18. und 19. März Gefallenen. Liebenwerda, Conrad. 16. 15 Ngr.

Haacke, A., Andeutungen über Sprache und Sprachunterricht auf Gymnasien. Nordhausen, Köhne. 4. 7½ Ngr.

Lasker, J., und F. Gerhard, Des deutschen Volkes Erhebung im J. 1848, sein Kampf um freie Institutionen und sein Siegesjubel. Ein Volks- und Erinnerungsbuch für die Mit- und Nachwelt. 1ste Lieferung. Danzig, F. Gerhard. Gr. 8. 6 Ngr.

Rudolf, J. M., Der Freischaarenzug gegen Luzern am 31. März, 1. und 2. April 1845 und seine nächsten Folgen rc. Nebst einer Beschreibung der seitherigen Ereignisse und Dr. Jak. Rob. Steiger's Leben, Prozeß und Befreiung von J. J. Leuthy. Zürich, Leuthy. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

— — Der Parteigänger-Krieg im Geiste der neuen Kriegsführung. Mit besonderer Rücksicht auf die Militairverhältnisse der Schweiz. Nebst einem Anhange, als Schluß des „kleinen Krieges." Nach dem System des Generals v. Decker bearbeitet. Ebendaselbst. 1847. Gr. 8. 24 Ngr.

— — und J. J. Leuthy, Die Hülfs- und Freischaarenzüge der Schweizer seit der Gründung der Eidgenossenschaft bis zum Einfall in den Kanton Luzern im März 1845. Mit geschichtlichen Erörterungen und biographischen Notizen rc. Als Heft des Werkes: „der Freischaarenzug gegen Luzern." Ebendaselbst. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Shakspeare's Macbeth übersetzt von E. Jacob. Berlin, G. Reimer. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Arminius Teutoburgensis, Das erste deutsche Par-
l) Was hat es, nachdem es in Permanenz getre-
h, vor allen Dingen in's Auge zu fassen? oder:
unen Deutschlands Wähler den Parlamentsgliedern
genug an's Herz legen? Ein fliegendes Blatt.

, J. A. M., Geheime Geschichte der Wahl Cle-
und der Aufhebung des Jesuitenordens. Mit Benutzung von Crétineau-Joly's „Clemens XIV. und die Jesuiten." Nebst Zugaben. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 12. 7½ Ngr.

Brunner, S., Einige Stunden bei Görres. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Deutsche Bundesansichten, aus einer früheren Zeit auf die Verhältnisse der neuesten übertragen. Der Versammlung zu Frankfurt a. M. gewidmet. Cassel, Hotop. Gr. 8. 2 Ngr.

Der alte und der neue Bundestag. Leipzig, Weller. 8. 1 Ngr.

Deutschlands Verjüngung. Ein Wort der Belehrung über Republik und constitutionelle Monarchie an den deutschen Mittelstand von einem deutschen Patrioten. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Eisele, F., Deutschlands Geistesfrühling, oder die Auferstehung des Volkes. Zeitgedicht. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes. Von den 17 Männern des öffentlichen Vertrauens bearbeitet und am 26. April der Bundesversammlung übergeben. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Ngr.

Die neuesten denkwürdigen Ereignisse in Paris, München, Wien und Berlin in den erfolgreichen Monaten Februar und März 1848; nebst dem neuesten Gedichte von F. Freiligrath. Ulm, Ebner. Gr. 16. 2 Ngr.

Der 23. und 24. Februar 1848 in Paris oder die dritte französische Revolution. Für's Volk erzählt nach Berichten von Augenzeugen. Blaubeuren, Mangold. 8. 2½ Ngr.

Freiheits-Album zur Erinnerung an den 13., 14. und 15. März 1848. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel u. Comp. Gr. 8. 16 Ngr.

Unsere Geldwirthschaft. Leipzig, Weller. 8. 1 Ngr.

Gottschall, R., Barrikaden-Lieder. Zwölf Gedichte. Königsberg, Samter. 8. 10 Ngr.

Koch, J. H., Organisirte Auswanderung oder Auswandern Wohin und Wie? Cassel, Fischer. Gr. 8. 5 Ngr.

Krebs, P., Sechs Lieder dem deutschen Volke gewidmet. Schweidnitz, Weigmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Laroche, Merkwürdige Prophezeiungen auf die Jahre von 1844 bis 1850. Uebersetzt aus seinen Papieren. 8te Auflage. Borken. 12. 1 Ngr.

Port, J. C. G., Predigt gehalten am Dankfeste bei Veranlassung der Königl. Proclamation am 10. März 1848 zu Nürnberg. Nürnberg, Stein. 8. 2 Ngr.

Der neue Deutsche Reichstag, nebst Bemerkungen zu den Schriften Biedermanns, Zöpfls und Welckers über die Bundesreform. Von B. M. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Wiener Revolution. Genaue Beschreibung der Wiener Ereignisse und des Volks-Kampfes sowie der Leichenfeier der Gefallenen. Bautzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Rudhart, J. v., Pro Memoria für einen deutschen Prinzen im J. 1823 über den Unterschied der unbeschränkten Monarchie von der constitutionellen und über die Anwendung der Staatsgewalten. Aus des Verf. Nachlasse herausgegeben von G. Hohe. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Ueber die politische Stellung des Königreichs Bayern im J. 1833. Aus des Verf. Nachlasse herausgegeben von G. Hohe. Ebendaselbst. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Schell, F. J., Was haben wir errungen? Eine Constitution. Predigt gehalten am 4. Fastensonntage vor der christkatholischen Gemeinde zu Groß-Glogau. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1½ Ngr.

Thimm, R., Berlin in Revolution. Die sorgfältigste Bearbeitung der jetzigen Verhältnisse Berlins. Nebst einem Verzeichniß der erschossenen Brüder. 2te Auflage. Leipzig, Leiner. 8. 3 Ngr.

Ueber den Krieg mit Rußland. Ausgangs April 1848. Berlin, Decker. Gr. 8. 1½ Ngr.

Was wollen die Kommunisten? Leipzig, Weller. 8. 1 Ngr.

Zeit-Signale. I. II. (Von C. v. Salviati.) Berlin, Hirschfeld. Lex.-8. à 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 150. — 29. Mai 1848

Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt von A. von Sternberg. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

Keine Biographien sollen diese Darstellungen sein, keine historischen Aufsätze in strengem und belehrendem Stil, sondern Bildnisse an die bunte Teppichwand des Jahrhunderts geheftet, in einem Rahmen wie er dem jedesmaligen Portrait zukommt, bald barock, bald zierlich, bald ein einfacher Goldleisten, immer aber im Zusammenhange mit den Ornamenten des Saals, mit dem Schmuck des Ameublements, mit dem Muster des Teppichs. Das Jahrhundert bleibe dem Beschauer immer gegenwärtig: neben den einzelnen Gestalten laufe noch immer die Arabeske der Zeit fort, ja die einzelnen Gestalten seien nur Ausläufe und Endknospen der Arabeske. So hat es der Autor mit diesen Bildnissen gemeint.

Dies ist das Programm mit welchem der oft flüchtige, aber stets anmuthige und gewandte Erzähler des modernen Salons diese seine Erzählung eröffnet: gleichsam die Formel mit welcher er seine Damen des Rococo in die feine Welt dieses Salons einführt. Und das Programm ist wohl abgefaßt, die Empfehlung ebenso geschickt als wahr, ebenso treffend als fein — sie ist gelungen! Uns wenigstens gewann sofort diese Art der Einführung für die Eingeführten, und der Erfolg entsprach der Stimmung des ersten Augenblicks; wir sind sehr befriedigt aus der Gesellschaft dieser Frauen des 18. Jahrhunderts geschieden. Es ist eine Reihe von Schilderungen des Culturlebens jener Zeit, die wir hier finden, eben keine Weltgeschichte, sondern Sittengeschichte, und wieder nicht eine Sittengeschichte im großen Stil, sondern eine Geschichte der kleinen Sitten, wie wir uns ausdrücken möchten, des Frauenhaushalts auf dem geistigen Gebiete, der kleinen Liebenswürdigkeiten und Seltsamkeiten, wie sie eben nur dieses Jahrhundert in der Frauenwelt bringen konnte; es sind Portraits, sprechend ähnlich und doch vergeistigt, Portraits, aber keine Kniestücke, noch weniger historische Gemälde. Ihre Bestimmung ist zunächst die Frauenwelt, welcher sie der Verf. eigens empfiehlt; und wir können Nichts thun als diese Bestimmung bestätigen und des Verf. Empfehlung als eine vollkommen angemessene wiederholen.

Der erste Band enthält die Schilderung der Gräfin Aurora Königsmark, der Fürstin Galizin, der Dichterin Karsch, der Frau Angelika Kauffmann, der Sängerin Mara, der Frau v. Krüdener und der Schauspieldirectrice Neuber — das mehr bürgerliche, das häusliche, das künstlerische, das religiöse Element; der zweite Band stellt die Bildnisse von vier Fürstinnen auf dem Throne oder in der unmittelbaren Nähe desselben auf: von Katharina II., von Maria Theresia, Anna Amalia von Sachsen-Weimar, Elisabeth Charlotte von Orleans, und von einer Fürstin welche auf den Thron zu gelangen hoffte, dafür aber eine bescheidene Stelle in der Hütte der Liebe fand: von der Gräfin Albany.

Es kann uns hier nur um eine kurze Charakteristik der wesentlichsten Züge zu thun sein, da wir das Buch durch unsere Anzeige auch nicht scheinbar entbehrlich machen, vielmehr die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dasselbe spannen, und womöglich zum Lesen desselben reizen möchten.

Die Schilderung der bekannten Gräfin Aurora Königsmark beginnt mit einer Vorgeschichte ihrer Familie, zunächst ihrer Brüder: eine leicht hingeworfene aber vortreffliche Skizze der abenteuernden Liederlichkeit des höhern Adels im 17. Jahrhundert! In den Vordergrund tritt, wie wir erwarten durften, der schönste und geliebteste Bruder Aurora's, der unglückliche Philipp Christoph Graf Königsmark, über dessen gewaltsamen Tod ein Schleier liegt, den wol keine Zukunft heben wird. Mit einiger Verwunderung haben wir jedoch wahrgenommen, daß der Verf., wie es scheint ganz ernstlich, die Kurfürstin Sophie Dorothea von Hanover für unschuldig erklärt. Das war sie nicht, wie schon aus den aus älterer Zeit bekannten Actenstücken mit Sicherheit zu schließen, aus den neuerlich, auch in d. Bl., veröffentlichten und besprochenen Documenten mit der vollesten Augenscheinlichkeit zu ersehen war.*) Den peinlichsten Eindruck hat auf uns in dieser ganzen leidigen Begebenheit der sehr bewußt und absichtlich falsche, der auf das Sacrament abgelegte und dennoch falsche Eid der unglücklichen Fürstin gemacht. Aurora selbst wird in ihrem Verhältniß zu König Friedrich August von Polen ebenso kurz als, wie uns dünkt, richtig bezeichnet: „Sie habe sich, eine ungewöhnliche Frau, einem sehr gewöhnlichen Manne hingegeben", und Das sei ihr Unglück gewesen. Jeden-

*) Vergl. hierüber Nr. 182—187 d. Bl. f. 1847. D. Red.

falls überragte sie ihren schwachen, gemeinsinnlichen und rein äußerlichen Geliebten sehr bedeutend: was that sie nicht für ihn, nachdem die kurze, nur etwa anderthalb Jahre dauernde Verbindung längst gelöst war, als sie für ihn zwei mal an Karl XII. sich wandte, während er, als Land und Krone auf dem Spiel stand, eben — Nichts that! Auch ihre große Gutmüthigkeit — der Verf. sagt (S. 39) sie habe keinen Feind gehabt — und ihre ungemeine Herrschaft über die Gemüther, in frühern Jahren unterstützt durch eine blendende, noch immer in der Tradition fortlebende Schönheit, wollen wir gern anerkennen. Außerdem aber gestehen wir, daß uns Aurora, ebenso aus den frühern ausführlichen Darstellungen ihres Lebens wie aus der Schilderung des Verf., doch als ein unruhiges, um nicht zu sagen unstätes, zielloses und beinahe haltloses Frauennaturel entgegengetreten ist. Ihr Aufenthalt in Quedlinburg, der eben keiner war, weil sie von tausend Plänen und Geschäften in Anspruch genommen, sich stets auf Reisen befand, würde von einer wirklich edeln Frauennatur nicht allein ungeachtet ihres Falles, sondern eben um des Falles willen ganz anders benutzt worden sein als er von Aurora benutzt wurde. Daß sie dagegen den frivolen Sitten ihrer Zeit huldigte, wie alle andern Frauen der höhern Classen damaliger Zeit, bringen wir ihr so gut wie gar nicht in Rechnung. Der Verf. hebt in dieser Beziehung zwei Briefe Aurora's aus Teplitz vom Jahre 1698 aus, welche an Lebhaftigkeit des Colorits Nichts zu wünschen übrig lassen, und entwirft eine Schilderung der Feste auf der Moritzburg aus der Zeit der Verbindung Aurora's mit Friedrich August, die wir unbedenklich zu den gelungensten Sittenschilderungen zählen die wir kennen.

Die Fürstin Galizin, deren Portrait das zweite in der Reihe ist, hat den Verf. beinahe zu einer Abweichung von den Grundsätzen seiner Portraitmalerei verleitet: ihr Bild bekommt zwar keinen unpassenden Rahmen, aber auf einen Augenblick eine unpassende Gesellschaft; es ist Esther Stanhope, welche der Verf. mit Amalie Galizin vergleicht. Diese Parallele können wir nicht gelten lassen. Die Engländerin war eine der ausgeprägtesten und gerade darum barocksten und unangenehmsten Producte altenglischer Willkür; dort macht und fabricirt man Wissenschaft und Kunst, Glauben und Kirche, und vor Allem, nach dem eigenen Ausspruche Owen's, Charaktere. Und ein solcher fabricirter Charakter war die unausstehliche Lady vom Libanon. An der Fürstin Galizin, der vorwiegend geistigen und irdisch kalten Frau, der geborenen Katholikin, war Nichts gemacht, sondern Alles naturgemäß entwickelt. Hätte der Verf. diese beiden Punkte genauer in das Auge gefaßt, die Schilderung der Fürstin würde etwas anders ausgefallen sein. Den ersten näher zu berühren werden wir weiter unten Gelegenheit nehmen; was den zweiten angeht, so scheint der Verf. in das specifisch-katholische Leben nicht eingeweiht — vielleicht daß er nicht einmal eine vollständige äußere Anschauung desselben hat. Wir möchten das Letztere z. B. daraus mit einiger Sicherheit schliessen, daß er (S. 79) die ohnehin nicht ganz zutreffende Beschreibung einer protestantischen Predigt aus der Zeit der ältern Orthodoxie in eine katholische Kirche verlegt. Daß der Durchgang durch ein eitles Weltleben an der Seite eines ungeliebten Gatten eine Frau energischen Geistes zunächst zur Philosophie des Tages, zur Philosophie Diderot's, dann zu der Philosophie des Fragens und Suchens, zur Philosophie Platon's im damaligen Costume treibt, dies Alles aber diesen energischen Frauengeist, der auf dem Boden des katholischen Lebens stehen geblieben war, endlich in die volle und ausschließliche Pflege und in den freigewählten Gehorsam der Kirche führt, finden wir vollkommen consequent, finden wir nothwendig. Die ersten Schritte hat uns der Verf. vortrefflich geschildert; des Letztern hat er nicht mächtig werden können. Gleichwol ist er keineswegs etwa ohne alles Verständniß für diese letzten Zustände: im Gegentheil, er hebt mit Vorsicht, ja mit Schonung, wol gar mit Liebe Züge aus den Briefen der Fürstin hervor welche vollkommen geeignet sind den Widerwillen des gebildeten, gegen die geistlichen und kirchlichen Dinge jedoch gleichgültigen, oder für das Verständniß derselben verschlossenen Publicums, welcher sich gegen die Fürstin Galizin oft genug ausgesprochen hat, zu besiegen, die sogar geeignet sind ganz Fernstehende an diese wunderbare Erscheinung heranzulocken. So z. B. was (S. 109) von den Aeußerungen der Galizin über die Philosophie mitgetheilt wird (das höchste Resultat welches die Philosophie erreiche beweise augenscheinlich, daß sie nur Verhältnisse, nicht das Wesen auffinden könne); oder was kurz vorher über das Mortificiren aus Liebe und statt der Liebe gesagt wird, und dergleichen mehr. Als eine der gelungensten Partien dieses biographischen Gemäldes bezeichnen wir die Schilderung des pempelforter Lebens und das Verhältniß Gleim's zu diesen Lebensregionen. Wenngleich das Verhältniß in welchem die Fürstin zu den Gleim-Jacobi'schen Kreisen stand mit derselben nicht erschöpft sein dürfte, so tritt doch aus des Verf. Skizze mit völliger Klarheit die entschiedene geistige Superiorität der Fürstin, gegenüber dem oft nur allzu inhaltsleeren poetischen Treiben der Pempelforter, hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

1. Paulus in Athen. Predigt, gehalten in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, am 22. August 1847, von Friedrich Wilhelm Krummacher. Berlin, Wohlgemuth. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

2. Antrittspredigt, gehalten am 5. September 1847 vor der Dreifaltigkeitsgemeinde in Berlin von Friedrich Wilhelm Krummacher. Berlin, Wohlgemuth. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Paulus in Athen! Krummacher in Berlin! Hr. Krummacher hat eine schöne Parallele gezogen, schade daß sie hinkt. Der große Apostel Paulus, dieser kühne Charakter, dieser kräftige Volksmensch, dieser Prototyp des ersten naiven Christenthums, der für seine Ueberzeugung den Märtyrertod nicht scheute, und Hr. Krummacher, dieser Prototyp des modernen preußischen Pietismus, der für seinen pietistischen Eifer nun eine prächtige Pfründe davonträgt, um welche noch die Schatten

eines Schleiermacher und Marheineke schweben! Aber Hr. Krummacher hat Phantasie und weiß sich über das Anmaßende und Unschickliche seiner Parallele hinwegzusetzen; er, „ein Mann der Gott vertraut“, spannt wie er sagt „jedem Winde sein Segel aus“, und hält also mit der Charakterlosigkeit und Verweichlichung, zu welcher der moderne, auf Pfründen, Orden und Aemter gestützte Pietismus in Preußen nothwendig führen muß, gar nicht hinter dem Berge. Er spricht von Paulus und meint sich, er redet von Athen und meint Berlin. Der „Geist der weiland hier thronte ist vielfach zu einem bloßen Esprit, die erhabene Weisheit zu einer luftigen Sophistik, die Wissenschaft, die gründliche, zur seichten Vielwisserei, die einstige Beredtsamkeit, die männliche, zur blos gefälligen Suade oder zu einer taschenspielerischen Disputirfertigkeit gesunken“. Nun aber tritt der Pseudo-Paulus unter die Spree-Athener, um von dem „unbekannten Gotte“ zu zeugen. „Er wirft das ganze, ungetheilte Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale.“ O, du „einfacher Mann aus Tarsen“ mit dem „persönlichen Gott“, der „Erbsünde“ und der „ausschließlichen Heilandschaft des ewigen Sohnes“ nun „den Vertretern einer Bildung gegenüber die heute noch als das Ideal aller Bildung von Tausenden bewundert und gepriesen wird. Aber ihm ist nicht bange.“ Wie sollte ihm denn auch bange sein? Hätte der alte Paulus ein Ministerium Eichhorn, preußische Consistorien und Glaubenscommissionen zur Stütze gehabt, wer würde seine Unerschrockenheit bewundern? Aber Hrn. Krummacher ist nicht bange!! Welch ein christlicher Segen wird von unserm Pseudo-Paulus ausströmen müssen, der sich uns als ein so tapferer Streiter im Weinberge des Herrn gezeigt hat? Je weniger er uns aber Gelegenheit gibt in seiner vorliegenden „Antrittspredigt“ seinen tiefen Gehalt zu durchschauen, um so mehr fühlen wir uns verpflichtet aus seinen frühern Thaten ein Bild von der Persönlichkeit dieses Mannes zu entwerfen, und dadurch das Bestreben dieses Elias ins helle Licht zu stellen. Wer hatte anders als der theure Friedrich Wilhelm Krummacher den Muth einen entschiedenen Fluch auf die deutsche Wissenschaft zu schleudern, weil er in ihr den Feind des Glaubens erkannte? Und der theure Glaubensmann hat seine Hütte gebaut in der Stadt welche sich hoffärtig die Stadt der deutschen Wissenschaft nennt! Er steht auf der Kanzel Schleiermacher's und Marheineke's, und ob er sich auch in seiner Antrittspredigt mild über Schleiermacher ausläßt, obgleich er ihn nennt einen „Heros im Reiche des Geistes und des Gedankens, der mit Recht nicht zuletzt unter den Werkzeugen genannt wird durch welche Gott die neueste Wiedergeburt der Theologie herbeigeführt“; ob er auch an Marheineke Etwas zu preisen findet: ein solches Lob können wir nur auf die dringenden Umstände einer Antrittspredigt rechnen, denn der theure Krummacher hat sonst ja seine Feindschaft zwischen seinem Gottesglauben und der „Verflüchtigungstheologie der Neuern“ niemals verleugnet. Sagt er doch selber: „O hinweg mit dieser Verflüchtigungstheologie. Wir halten es mit dem biblischen Realismus. Ich kenne meine Bedürfnisse und muß die spiritualistischen Schau- und Schaumgerichte einer falsch berühmten Weisheit Denen lassen die sich einer festern Speise nicht benöthigt glauben. Ich meinestheils bedarf Solideres. Mein Geschmack ist das Biblisch-Massive. Je handgreiflicher und substantieller die Dinge einer andern Welt mir entgegentreten, desto freudiger heiße ich sie willkommen.“*) Ach, er kennt die Schwierigkeit seiner Aufgabe vollkommen, er hat sie vollkommen erfahren in seiner glaubenseifrigen Laufbahn, denn er erklärt an einer andern Stelle: „Ein hochfahrendes und naseweises Geschlecht wie das unserige einem Buche befreunden wollen in welchem die Eselinnen reden, die Raben die Speisemeister machen, die Rosse durch die Lüfte traben, Das ist freilich kein geringes Unternehmen.“**) Aber der Elias unserer Zeit eifert unerschrocken, und er kennt nicht wie andere Theologen in seinem Herzen die falsche Scham vor Eseln welche da sprechen! Köstlich hat er uns auch*), der theure Mann, den Paß beschrieben den Gott „im allerhöchsten Cabinet mit rother Schrift, denn das Blut des Lammes war die Tinte, auf unvergänglichem Pergament“ uns geschrieben hat, und mit dem wir durch die Welt kommen: „Name: Jedidja, des Herrn Liebling. Alter: wird anders angegeben als in menschlichen Geburtsregistern. Herkunft: sein Vater: Gott; seine Mutter: das Jerusalem da droben. Geburtsstätte: am Fuße Sinais. Wohnort: Zion. Stand: Priester und König. Gewerbe: bald Streiter, bald Harfenspieler. Begleitung: der heilige Geist. Zweck der Reise: Genießung Dessen was Er ausgemacht. Art des Fortkommens: auf Adlersflügeln. Montur: ein ungenähter Rock. Sprache: der Galiläerdialekt. Gestalt: schön vor Gott. Augen: erleuchtet. Ohr: offen für Gottes Wort u. s. w.“ Kein Theologe weiß wie der theure Elias die Jämmerlichkeit der menschlichen Persönlichkeit zu preisen, und als den Zweck seines Strebens so ohne alle falsche Scham zu verkünden, denn er sagt**): „Wir sind feige, flüchtige Leute, wir wagen keinen Kampf auf eigene Hand, verkriechen uns vielmehr hinter den Schild unsers Vorfechters, sobald zum Streit geblasen wird.“ Und gleich darauf: „Unsere Stärke liegt im Fliehen und Zuflucht nehmen. Wir lassen uns durchaus in keinen Kampf ein. Wir suchen unser Heil nur einzig in der Flucht.“ Die Theologie kann nicht besser charakterisirt werden als es hier geschieht von dem kühnen Glaubenshelden; etwa nur G. D. Krummacher ist an der Freude über die Verjämmerlichung der Menschennatur noch weiter gegangen, indem er ausspricht***): „Herunter muß der Mensch von den Bergen des eigenen Wissens, Könnens und Seins ins Armenhaus!“ Große Aufgabe der christlichen, protestantischen Theologie! „Und ins Narrenhaus!“ möchte von uns hinzugesetzt werden. Das „Verarmen“ und „Erlahmen“ der eigenen Persönlichkeit wird von dem großen Elias †) ein „Reich- und Starkwerden in Gott“ genannt. Welch eine Freude also für ihn, wenn an seinen Worten und Schriften von jetzt an in Berlin recht viele Menschen geistig verarmen! Welch ein Beruf des Segens und Friedens!

Von der consequenten Theologie muß die menschliche Persönlichkeit zertreten und die Welt mit Verachtung der Wissenschaft und Vernunft aus ihren Fugen gerissen werden. Auch hier war der theure Gottesmann immer Meister und es ist das Geheimniß der Theologie ohne falsche Scham von ihm ausgesprochen worden: „Gott brauchte nur zu sprechen, so würde uns die Luft die wir einathmen zu Wein und Milch und wir äßen das Köstlichste und tränken lauter Kraft und Stärke, ohne den Mund aufzuthun, ohne uns an einen Tisch zu setzen und ohne eine Hand zu regen.“ ††) So spricht der Glaube! Wir haben nach Krummacher hier keinen menschlichen, selbständigen Beruf zu erfüllen, wir sind dem großen Gottesmanne hier nur ein „ausländisches Gewächs“ †††); unser ganzes irdisches Leben verdient nur Verachtung und zertreten zu werden. Und wie lieblich jubelt Krummacher über das Reich Gottes! Wie entzückt es ihn wenn dieses Reich sich schon jetzt gegen die Vernunft wendet, wie ruft er jubelnd aus: „Wie doch Alles im Reiche Gottes so gerade wider die Vernunft und den natürlichen Begriff anläuft“ *†), und wie prächtig setzt er noch hinzu: „Gott siehet nicht an Weisheit oder Kunst, sondern setzet seinen Freunden Hunde zu

---

*) „Elias der Thisbiter“, 3, 115, 116.

**) „Elias“, I, 5.

*) F. W. Krummacher's „Elisa“, I, 261.

**) F. W. Krummacher's „Salomo und Sulamith“, S. 19, 20.

***) G. D. Krummacher, „Tägliches Manna für Pilger durch die Wüste“, S. 8.

†) „Elias“, I, 732.

††) Krummacher's „Blicke ins Reich der Gnade“, S. 224.

†††) „Wanderungen Isra“, Heft 16, 32.

*†) „Salomo und Sulamith“, S. 35.

Aerzten, Raben zu Versorgern, wie es ihm einfällt, und spottet der Vernünftigen und spielet mit den Kindern." *)

Dies aus frühern Schriften des neuen Propheten zusammengestellt wird die Aufgabe charakterisiren deren Erfüllung er sich vorgesetzt hat, für die er eifert und um derentwillen er nach Berlin berufen ist um Schleiermacher und Marheineke zu ersetzen! Hier halten wir ein. In dieser Berufung spiegelt sich das ganze kirchliche System des preußischen Staats. Preußen hat den Beruf an der Spitze der protestantischen Bewegung zu stehen; aber wie sehen wir diesen Beruf erfüllt in den heutigen Tagen, wie wurde die Vernunft und die Freiheit der Person anerkannt, diese unerschütterlichen Grundlagen des Protestantismus? Etwa durch die Begünstigung Krummacher'scher Anstrengungen, etwa durch policeiliche Hemmung jeder freiern Regung, durch Glaubenspatente und Amtsenthebungen aller solcher Männer die den Protestantismus anders als Krummacher, Hengstenberg, Leo u. s. w. betrachten? Hoffen wir, daß mit dem Eichhorn'schen Ministerium nun die neue Wöllner'sche Periode Preußens, das empörende Verdummungssystem gänzlich vernichtet wird. Unzweifelhaft wußte Hr. Eichhorn die Sympathien und Gefühlswallungen des Königs schlau zu benutzen. Der König war auf dem Wege eine Staatskirche festzustellen welcher alle regsamen Elemente, alle Möglichkeit der Entwickelung abgeschnitten werden, die die indifferenten Massen zu ihrer Basis macht, der gegenüber einzelne Sekten in Isolirung ein schwaches Dasein fristen können, und in welcher sich die Krummacher und die Hengstenberg als Herren geberden, mit einem Privilegium auf die Zerstörung der menschlichen Vernunft, mit dem Plane auf das geistige Verarmen der Menschen, welches eine ununterbrochene Reihe von den entsetzlichsten Verirrungen nach sich ziehen mußte.

Daß aber der neue Elias, Krummacher, das ganze Geheimniß dieser Theologie preisgibt, darüber mögen wir uns nur freuen. Er ist darum bedeutend besser als die vielen theologischen Heuchler welche unter uns umgehen, und bald mit der Vernunft, bald mit dem blinden Glauben buhlen. Es ist ein kräftiges Wort welches er einst gesprochen hat von dem beinernen Isaschar **): „Zwischen den Grenzen lagern oder liegen ist immer schon ein übler, unglückseliger Stand. Wie schrecklich richtet der Herr über die Leute die in ihrem Herzen so zwischen Wärme und Kälte in der Mitte schweben: Aus seinem Munde will er sie speien, diese Lauen. Er sähe lieber, daß sie das Eine oder das Andere wären, warm oder kalt; das Mittehalten ist ihm verhaßt."

Aber er selber, der neue Elias, in seiner Antrittspredigt? Sollte er über sich selber dies Wort gesprochen haben? In dieser Antrittspredigt erkennt man nirgend den Glaubenshelden Krummacher und ein System dessen Grundzüge wir mitgetheilt haben. Er hält hier selber eine ängstliche Mitte, vielleicht in dem Glauben er habe die Manen Schleiermacher's und Marheineke's noch nicht aus dem Felde geschlagen? Er verwahrt sich gegen den Namen eines Pietisten u. s. w., aber allenthalben sehr zach, nirgend in seiner alten Weise. Nur vorwärts Elias! Flöte die alte Melodie von dem ewigen Gottesreiche, laß die Vernunft sich überschlagen, laß eine überirdische Glorie um dein Engelshaupt fließen, laß Milch und Honig von deinen Lippen strömen, sei immerhin auch in Berlin der Krummacher von Elberfeld: Eins aber werden wir doch nicht glauben (und gerade darauf legst du in deiner Antrittspredigt das größte Gewicht), nämlich daß du durch die Gnade Gottes ganz unmittelbar erfüllt bist von dem einfachen Christusglauben, daß du in Berlin ein Paulus bist! Magst du dem Anschein nach immer mit feurigen Zungen reden, auch hinter dieser Agitation stehen Gründe einer heutigen Reflexion und eines heutigen Nachdenkens, die dich dazu bewegen, so sehr du dich auch rühmst — ein köstlicher Ruhm! — die Vernunft zu verachten.

*) „Elias", I, 58.

**) F. W. Krummacher's „Blicke ins Reich der Gnade", S. 25—45.

3. Geist der Zeit in seinen Wirkungen und Folgen und die Frage: „Ist die Zeit da Europas Glanz untergehen soll wirklich da?" erörtert durch Uebersetzung des 18. Capitels der Offenbarung Jesu Christi aus der sinnbildlichen Schriftsprache in die gemeine Sprache. Stuttgart, Becher. 1848. 8. 8 Ngr.

Ein ganz enormer Unsinn, der sich recht genau an die Krummacher'schen Vernunftlosigkeiten anschließt. Nicht zum ersten mal hat ein durch den Pietismus benebelter, schwacher Geist mittels der Apokalypse das letzte bischen Menschenverstand verloren. Die Apokalypse hat allen Unverstand, alle Prophezeiungen in sich aufnehmen müssen; das Geheimnißvolle reizt, und wo kein Sinn hineinzubringen ist da bringt man Unsinn hinein. Der Verf. beschäftigt sich, sehr bemitleidenswerth, aber so ernst als beweise er eine mathematische Figur, mit dem Geheimniß von dem Thier das sieben Köpfe und zehn Hörner hat. Er enträthselt es als die großen Weltmonarchien, welche von Anfang bis zum Ende der Zeiten eine der andern folgen. Er berechnet den Unsinn nach Jahren und Tagen, und bringt ihn schließlich in Tabellen in welchen wir den „Schlüssel zu allen Verwirrungen der Zeit haben sollen". **F. Saß.**

Literarische Notiz aus England.

Titmarsh, alias Thackeray.

Michael Angelo Titmarsh nannte sich, und William Makepeace Thackeray heißt und nennt sich gegenwärtig der vielbeliebte Verfasser von „The Irish sketch-book" (London 1845); „Notes of a journey from Cornhill to Grand Cairo" (London 1846); „Vanity fair" (London 1847). Dieser schnell in Gunst gelangte Autor mag 37 Jahre alt sein, ist von guter Familie und wollte Jurist werden. Nach ein- oder zweijährigem Aufenthalte in Cambridge gab er Dies auf, verließ die Universität und ging nach Paris sich zum Maler zu bilden. Sein Talent neigte sich zur Hogarth'schen Manier. Ehe er jedoch mehr darin geleistet als eben hinreichend in Gesellschaften zu unterhalten, warf er Pinsel und Palette fort, zog nach London, ergriff die Feder und gab eine literarische Wochenzeitung heraus — im Geiste des „Athenaeum" und der „Literary gazette". Ein solches Unternehmen braucht nicht schlecht geleitet zu sein um durchzufallen. Die Wochenzeitung war gut, starb aber an der bösen Krankheit ermangelnden Absatzes. Nun wurde Thackeray Mitarbeiter an einigen Zeitschriften, namentlich an „Fraser's Magazine", und „Punch", bis er sich die Federn zu eigenem Fluge gewachsen fühlte und in obigen Büchern niederlegte was er fliegend und hüpfend erschaut. Es kann zur Beurtheilung nicht schaden jene Lebensereignisse des Verf. zu kennen. Sie sind der Boden aus welchem die Bücher aufgewachsen und bestimmen daher den Standpunkt der Kritik. Das Januarheft des „Edinburgh review" gibt sein Votum in Folgendem ab: „Ein Mann mit solcher Feder und solchem Pinsel wie Hr. Thackeray ist unserer Literatur ein echter und hoher Gewinn. Auch haben wir nicht die geringste Besorgniß, daß er matt werden oder sich ausschreiben könne; denn wie er nicht an einer Manier hängt, beschränkt er sich in der Wahl der Gegenstände nicht auf eine einzelne Classe. Adel, Bürger und Proletarier sind ihm oder werden ihm bald ziemlich gleich sein. Er hat Phantasie und hat Gefühl. Er lacht und weint, Beides ohne Gesichter zu schneiden. Er streift die Haut und dringt ins Mark. Findet er Aufmunterung und läßt er sich Zeit, so prophezeien wir mit Zuversicht, daß er in seiner Literatursphäre nächstens eins der anerkannten Häupter sein wird." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 151. —— 30. Mai 1848.

Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt von A. von Sternberg. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 150.)

Unter die befriedigendsten Abschnitte des ganzen Buches rechnen wir die Biographie der Karsch: „ein auffallendes Bild von Naivetät und Affectation, von Sitteneinfalt und Sittenüberfeinerung, von wahrer Demuth und dem lächerlichsten Dünkel", womit uns die ganze Persönlichkeit dieser wunderlichen Frau erschöpfend gezeichnet scheint. Das Naive welches die Karsch besaß lag wol theils in der Gabe artige sinnliche Scherze zu produciren, von denen (S. 154) einige sehr bezeichnende Proben gegeben sind, theils in den einfach wehmüthigen Accorden welche sie zu Zeiten mit ergreifendem Erfolge anzuschlagen verstand, und von denen sie noch auf dem Sterbebette einen der rührendsten erklingen ließ; das ländlich Naive, was wir gewöhnlich so nennen, lag ihr gänzlich fern; das Dorfleben begriff sie gar nicht. Einen der einleuchtendsten Beweise für ihre gänzliche Unfähigkeit diese Dinge nur zu verstehen, geschweige denn zu gestalten, führt der Verf. an: Ein junger Bauer welcher der Untreue seiner Gattin inne wird, rächt sich durch nichts Anderes als daß er ohne ein Wort zu reden ein Stück vom Küchenherde abschlägt zum ewigen Zeugniß wider die Ungetreue. Aus dieser nicht fingirten und, wie der Verf. richtig sagt, beinahe erhabenen Begebenheit macht die Karsch — ein Spottgedicht auf die geduldigen Ehemänner! Doch ist sie es nicht allein unter ihren Standesgenossen welcher dieser Sinn für das Einfache und Naturgemäße gerade gänzlich fehlt, während wir meistens, aber irrthümlich glauben ihn in diesen Regionen länger suchen und finden zu müssen; wir erinnern nur an den Bauer Isaak Maus, und haben sonst vielfach die Erfahrung gemacht, daß in neuerer Zeit die Sänger aus dem Volke, d. h. in den Gegenden wo das echte Volkslied nicht mehr lebendig ist, mit aller Gewalt aus ihrer Sphäre herausstreben, und so oft ihre schönsten Anlagen von Grund aus vernichten. Uebrigens aber müssen wir von der Karsch Das wiederholen was wir schon anderwärts ausgesprochen haben: über Inspirationen ist sie, wie so viele Dichterinnen, wol nie hinausgekommen; die Kraft Gedanken zu erzeugen, und zu nachhaltiger durchgreifender Gestaltung festzuhalten, ging ihr doch wol völlig ab. Vollends verschroben aber wurde sie freilich durch das unwürdige und lächerliche Spiel welches Ramler, Gleim und die ganze Clique mit ihr als der „deutschen Sappho" trieben, sodaß sie sich auf die widrigste Art als „Deutschlands größte Sängerin" spreizte, und aus Albernheit in Albernheit fiel. Doch ist, wie wir beiläufig bemerken, diese Sitte der „deutschen Horaze", „deutschen Virgile" und „deutschen Sapphen" nicht etwa, wie der Verf. meint, erst mit Ramler und Gleim und der Karsch aufgekommen; sie ist mit ihnen vielmehr untergegangen. Es waren Das noch Reminiscenzen, und zwar die letzten, aus der Opitz'schen Zeit, hundert Jahre früher, welche von der eitelsten Dichterschule, der Gleim'schen, wieder erneuert und in Gang gebracht wurden um im nächsten Jahrzehnd für immer zu verschwinden. An manchen einzelnen Scenen, theils solchen welche dem frühern, von ihr selbst aufgezeichneten Lebenslauf der Karsch angehören, theils einigen spätern, wie z. B. die bekannte Unterredung der Dichterin mit Friedrich dem Großen, werden sich die Leser ergötzen, sollten sie den Inhalt derselben auch längst kennen. In solchen Scenen zeigt sich das Darstellungstalent des Verf. im glänzendsten Lichte. Eine Scene der Art aber, welche zu der Personschilderung der Dichterin einen charakteristischen **neuen** Beitrag liefert, dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Es ist ein Brief einer jungen Gräfin Steenbock vom Jahre 1780:

> Wir saßen noch bei Tafel als eine Kutsche vorfuhr in der die berühmte Karsch saß. Mein Vetter und ich gingen, oder vielmehr wir flogen ans Fenster um sie aussteigen zu sehen. Es dauerte lange ehe sie mit ihren vielen Röcken, von denen einige einen ungeheuern Umfang hatten, und durch Fischbeinreifen ausgespannt wurden, fertig wurde, und endlich ein Bein aus der Kutsche stecken konnte, das das Bein einer Bäuerin war, trotz Dessen daß ein seidener Strumpf es umspannte. Nie sah ich einen häßlichern Fuß. Sie zwang sich diesen Fuß zierlich und in einer Tänzerstellung hinzusetzen, allein jeder Versuch scheiterte an dem ursprünglich derben Bau des widerspenstigen Gliedes, und an seinen ländlichen, ihm früh beigebrachten Posituren. Als sie endlich mit den Füßen draußen war, blieb sie noch mit ihrem Kopfputz hängen, und der Kutscher verließ seinen Sitz um seine unglückliche Patronin frei zu machen. Dies bewirkte er, indem er eine Welle gepuderten Haares nahm und mit derber Faust nach hinten schob, wodurch die Frisur — ich glaube es war eine coëffure à la reine — be-

deutend abgeplattet wurde. So bekamen wir denn etwas beschädigt und zugerichtet unsere berühmte Frau in den Saal. Sie stieg die Treppe hinauf mit dem Pomp und dem Siegeslächeln einer Göttin. Oben empfing sie mein Oheim und erwiderte ihre drei tiefen Verbeugungen mit einem respectvollen Gruße. Sie hatte einen hochgelben Reifrock an mit Bouquets von Feuerlilien übersäet, an der Brust hatte sie Etwas das wie ein Ordensstern aussah, es war jedoch nur eine galante Spielerei, die der Herzog von Gotha ihr gegeben, ein kleines, ziemlich scabröses Gemälde: Leda, die den Besuch des Schwans empfängt. Niemand anders als die Karschin würde gewagt haben ein so anstößiges Geschenk so offen zur Schau zu tragen. Allein sie ist so eitel und hat so wenig Geschmack, daß sie Alles was man ihr schenkt an ihren Körper hängt, ohne zu bedenken ob es auch passend sei. Wie eine Wilde liebt sie blitzende Gegenstände und trägt sie zur Schau. Sie ist eine magere Person mit einem langen dünnen Halse, auf dem ein Kopf sitzt der, von ferne gesehen, fast wie ein Todtenschädel aussieht, ein Todtenschädel in Puderwolken, Blonden, Zitternadeln und gefärbte Federn gehüllt. Wenn man sie näher betrachtet und mit ihr in Gespräch kommt, so bemerkt man, wie gut, fromm und wohlwollend diese Züge im Ausdruck sein können. Ihre Stimme ist, wie es bei alten Frauen eine Seltenheit, weich und wohllautend, und die Verse, die sie sogleich macht und herspricht nachdem man ihr ein beliebiges Thema aufgegeben, sind vielleicht weniger gut als sie gut klingen, und das Ohr bestechen ehe sie noch Zeit finden den Verstand und das Gefühl für sich zu gewinnen.

Angelika Kauffmann ist auf eine für uns sehr befriedigende Weise behandelt, die Schilderung ihrer anmuthigen, anspruchslosen und nur von den gewöhnlichen Anflügen weiblicher Eitelkeit angehauchten Persönlichkeit ist ungemein wohlthuend. Ihre künstlerischen Leistungen dagegen sind, wie billig, verurtheilt, und dieses abfällige Urtheil ist auf anschauliche und bündige Weise motivirt. Es waren die Uebertreibungen der Winckelmann'schen Ideallehre welche so lange geherrscht hat, die sich auch in den schwächlichen, alles Charakteristischen baren Darstellungen der Kauffmann zeigen, und die ihr eigentliches und rechtes Glück nur in England machen konnten, wie denn auch Angelika ihre besten und höchsten Triumphe in England und bei den Engländern gefeiert hat. Der Verf. sagt sehr wahr (S. 184):

Nimmermehr konnte was die Griechen in Bildwerk und Gemälde leisteten für uns, die wir die Erben einer andern Erde sind, als Gesetz gelten. Es heißt das Dasein der Keime von Frucht und Blüte leugnen, die jede Zeit in ihrem Schoose hegt, wenn irgend einem Jahrhunderte, selbst dem scheinbar barbarischsten, Das als Norm aufgezwungen werden soll was einmal als Höchstes und Schönstes galt. Winckelmann fühlte die große Aufgabe in sich, seiner Zeit die Ideen „wie eine Kunst entsteht" zu zeigen, ihre Göttlichkeit und Unentbehrlichkeit für alle Zeiten: man verkannte ihn und nahm ihn für einen gewissenhaften Präceptor, der die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der frühern Musterbilder und Vorlegeblätter erkannt hatte und bessere erwies. Angelika hatte das „reine Ideal" auf ihre Weise aufgefaßt, sie sah es in der ununterbrochenen Monotonie der Linien, in einem süßen und zugleich faden Farbenschmelz, in einer incorrecten, aber das Auge durch Weichheit und Flüssigkeit bestechenden Gewandung. Von der Antike nahm sie das edle, sich immer gleichbleibende Profil, die starre und schöne Rundung der Schultern, die Melodie der Bewegung und die graziöse, aber für unsere Zeit völlig unwahre Drapirung; von dem Charakter ihrer eigenen Zeit behielt sie das ganz moderne Element der Sentimentalität, ein Element das sich durchaus nicht, auf keine Weise, in keiner Manier mit der großartigen Naivetät der Antike verschmelzen läßt. Es war demnach zu erwarten, daß verfehlte Schöpfungen entstehen würden. Sie entstanden auch. Sie malte Griechinnen ohne eine entfernte Ahnung zu haben von der weiblichen griechischen Welt, sie malte Ritter des Mittelalters und wußte ebenso wenig Bescheid um das Jahrhundert eines Götz von Berlichingen, sie kannte nur ihre eigene coquette, süßliche, weichliche Zeit, die Zeit des Siegwart, der Pamela und der sentimentalen Reisen. In England war die Schaubühne für jegliche Productionen der Art.

Neben dem Bilde der Karsch dünkt uns vorzüglich und vielleicht am besten gerathen das der Sängerin Elisabeth Mara. Höchst anziehend ist Elisabeth's Lehrer Hiller in Leipzig und dessen Schule, das Auftreten der jungen Künstlerin als Semiramis (mit ihren eigenen Worten), ihr Eintritt in die Dienste Friedrich's des Großen, ihr weltberüchtigt gewordenes gezwungenes Début als Armida (S. 255), sowie die Geschichte ihrer Verbindung mit Mara und ihrer Flucht aus Berlin geschildert. Wir geben keine Auszüge, enthalten uns sogar absichtlich einer eingehenden Besprechung dieses Artikels, weil wir ihn gerade vor allen andern gelesen wünschen, auch weil derselbe unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches in mehr als einem Feuilleton in ziemlich vollständigem Auszuge abgedruckt worden ist. Nur die Betrachtung welche der Verf. darüber anstellt, daß eben diese streng gesinnte Jungfrau, dieses zwar nicht höher gebildete, und besonders fast aller feinern Formen des Umgangs und der Geselligkeit entbehrende, aber wirklich edle weibliche Wesen sich an eine so niedrige, ja schmuzige Natur wie den verächtlichen Mara fesseln konnte, theilen wir mit, als einen Beleg des richtigen, ja psychologisch tiefen Urtheils unsers Biographen:

Wenn wir diesen Liebesbund betrachten, so sehen wir wieder den Erfahrungssatz bestätigt, daß ausgezeichnete Frauen durchaus nicht, wie man glauben sollte, sich zu einem solchen Bunde wieder ausgezeichnete Männer auswählen; sie nehmen im Gegentheil oft den Unbedeutendsten, noch öfter den Rohesten, nicht selten sogar mit Absicht den Verworfensten seines Geschlechts.... Wir fürchten die Basis dieses Geheimnisses zu niedrig anzugeben, wenn wir sie in dem Stolze finden den eine Frau fühlt ihre eigene Natur so erhaben gestellt zu sehen, daß sie des Bundes mit dem geistig ebenbürtigen Mann nicht bedarf; wir wollen sie lieber in der Liebebedürftigkeit des Weibes überhaupt suchen, die nicht die frostige Größe ohne die warmblütige zärtliche Erniedrigung dulden mag. Sie will erniedrigt, sie will gedemüthigt sein; sie kann und will es nicht ertragen überall zu siegen, und sie duldet willig dicht neben den Krönungsfesten des Geistes die Geißelungen des Herzens. Es ist Dies die Nemesis die neben der weiblichen Größe steht, sowie Selbstsucht als eine ebenso gefährliche Feindin der männlichen Größe zur Begleiterin gegeben ist. Wir sehen von Sappho an alle Sängerinnen und Dichterinnen den Weg dieser unwürdigen Liebe gehen — — und merkwürdig ist es, daß gerade jenes kleine Capitel, nicht von den Männern, denn Dies wäre in der Ordnung, sondern gerade von den Frauen mit großem Interesse gelesen wird. Man sollte denken, Dies könne unmöglich der Fall sein, die Frauen müßten sich sträuben die Bekenntnisse der Schwäche bei einer Großen und Größten ihres Geschlechts zu lesen; allein sie betrachten mit heimlichem Gerechtigkeitsgefühl dieses kleine ärgerliche Zeichen auf dem Schild der kämpfenden Amazone als ein Merkmal, daß dies Heraustreten aus der zugewiesenen Schranke sich immer irgendwie bestrafe.

Von der Sängerin persönlichem Erscheinen entwirft Hr. v. Sternberg eine (wie wir glauben mit Recht) etwas günstigere Schilderung als wir sie in Rochlitz' Mittheilungen finden, doch auch wieder eine zu günstige, als daß wir sie nach den uns zu Gebote stehenden sehr glaubwürdigen Traditionen überall vertreten könnten. Nach diesen muß Frau Mara auch noch im höhern Alter — jedoch damals weit weniger als in ihren frühern Lebensjahren, namentlich in der Zeit der höchsten Blüte ihres Ruhms — den sehr starken Eindruck eines äußerlich ungebildeten Frauenzimmers gemacht haben. Hr. v. Sternberg, welcher die Künstlerin 1830 in Reval kennen lernte, sagt: sie sei ihm gerad, einfach, allerdings nicht wählerisch in Worten und Geberden erschienen, „aber die letztern zeigten immer an was sie meinte, und die erstern waren immer mit der natürlichen Höflichkeit des Herzens umgeben, eine Höflichkeit die so unendlich großen Werth in einer Welt hat die gewöhnlich nur die angelernte des Kopfes kennt".

Frau Mara hatte trotz ihres Alters einen Wuchs und eine Haltung die der Würde nicht entbehrte, und eine gewisse poetische Schönheit — so z. B. ihre langen, silbergrauen Locken — nicht ausschloß. Von dem prosaisch gehäbigen und rührigen Wesen einer Pachtersfrau (mit der sie Rochlitz verglichen hat) zeigte sich durchaus Nichts bei ihr, eher glich sie einer altgewordenen englischen Gouvernante, die in Mienen und Geberden etwas Strenges und Unbewegliches zeigte. Ihr Lächeln war äußerst lieb und mild, aber freilich lächelte sie selten. Der Blick mit dem sie eine neue Bekanntschaft ansah war durchbohrend und auf eine beängstigende Weise forschend. Störend war an ihr die Liebhaberei für Flitter und Putz, sie hing sich gern ein blitzendes Kleinod an, oder flocht ein hellfarbiges Band durch ihre Locken.

Am 23. Febr. 1831, mit welchem Tage Frau Mara ihr 82. Jahr vollendete, erhielt sie von der Hand des nur einige Monate jüngern Goethe folgende Verse:

An Frau Mara zum frohen Jahresfest.

Sangreich war dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd:
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt' erheiternd.
Nah' dem Ziele denk' ich heut'
Jener Zeit, der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut
Segnend dich zu grüßen.

Sechzig Jahre früher an demselben Tage hatte der junge Student Goethe in Leipzig Fräulein Schmähling besungen.

(Der Beschluß folgt.)

Duttenhofer's Dichtungen.

1. Streiflichter. Eine Sammlung von Dichtungen, Märchen und Erzählungen von F. M. Duttenhofer. Stuttgart, Hallberger. 1847. 8. 1 Thlr.
2. Die Pflegetochter auf dem Lande. Dramatisches Sittengemälde in fünf Acten von F. M. Duttenhofer. (Manuscript.) Stuttgart, 1848. 8.

Hr. Duttenhofer ist ein vielseitiges Talent, und hat sich in der Literatur auf drei Gebieten hervorgethan. Erstlich ist er Arzt und wirkte früher außerdem als Professor der Thierheilkunde an der Veterinairschule in Stuttgart, jetzt als Militairarzt in Ludwigsburg. Seine mit diesem Berufe zusammenhängenden Schriften, theils Originalarbeiten theils Uebersetzungen, lassen wir hier bei Seite. Sodann ist er Kenner verschiedener alter und neuer Sprachen Asiens und Europas, und hat sich als geschmackvoller und formgewandter Uebersetzer aus denselben bewährt: es sei hier nur an die Uebersetzungen Tasso's, Silvio Pellico's, der Cid-Romanzen, Berceo's, der „Galatea" des Cervantes, Swift's und Byron's erinnert, manches Andern zu geschweigen. Seine reiche Phantasie und seine große Leichtigkeit in Handhabung der Form und Gewandtheit in der Darstellung bewährt er auch in den eigenen poetischen Hervorbringungen die uns in den zwei genannten Schriften dargeboten werden, und deren Besprechung wir uns nunmehr zunächst zuwenden.

Die „Widmung" in schönen Terzinen stellt in ungezwungener Allegorie die mannichfachen Hemmnisse auf der Bahn des Lebens dar, die erst am Abend oft durch ein Streiflicht in den grünen Zweigen erhellt werde.

Darauf folgt: „Eine Frau", dramatisches Gemälde in drei Acten. Ein neuvermähltes Paar genießt die erste Zeit seiner Verbindung auf einem Landgute in der Nähe der Stadt. Die Gräfin freut sich des neuen Bundes in zutrauensvollstem Genusse, in dessen Sicherheit sie auch die Warnungen und Winke der Baronin, ihrer Tante, nicht stören. Dennoch droht schon sechs Monate nach der Hochzeit Gefahr eben durch die Sorglosigkeit der jungen Frau. O glaube mir, sagt die Baronin,

Das treu'ste Männerherz kommt in Gefahr
Durch fremden Sinnenreiz. Doch wird's gefesselt
Und so bewahrt vor der Entfremdung, wenn
Im Hause selbst die feine Grazie herrscht,
Die sinnig wechselnd keuschen Reiz entfaltet.
Denn Ueppigkeit, die blos den Sinn verlockt,
Ist machtlos, wenn die Sehnsucht, die den Keim
Der Liebe weckt, gleich warmen Morgenstrahlen
Sich frisch erhält durch wechselvollen Anreiz,
Der grad' im engsten Kreis am schönsten wirkt.

Die Besorgnisse verwirklichen sich bald, indem der Graf den Reizen der Zofe Lisette sich in dem Augenblicke gefangen gibt, wo er für seinen Förster Peter um sie zu werben sich anschickt. Das bedenkliche Verhältniß wird noch zur rechten Zeit entdeckt, die Gräfin weist die Dienerin aus dem Hause, und der darüber entstandene Zwist der Gatten wird, vielleicht etwas zu rasch, einer befriedigenden Entwickelung entgegengeführt. Die Darstellung darf, einige vielleicht dem Satze zur Last fallende Incorrectheiten abgerechnet, sehr gelungen genannt werden, die Abwechselung zwischen Prosa und Jamben nach Shakspeare'scher Weise ganz sachgemäß, der Stil blumen- und bilderreich, ohne Ziererei und Schwerfälligkeit. Besonders gut gelingen dem Verf. Vergleichungen aus dem Naturleben. Das Ganze scheint sehr bühnengerecht angelegt, und das Stück ist auch wirklich schon in Stuttgart, wenn wir nicht irren, mehrmals über die Breter des Hoftheaters gegangen.

Es kommen nun zwei Märchen. „Pompejus und Pretty" ist die Geschichte einer schönen Orientalin, die in ein Pferd verwandelt bei einer englischen Reitergesellschaft Wunder thut, und eines deutschen Schusterjungen, der was er in der Jugend wünscht im Alter die Fülle hat, nämlich ein Graf wird; Alles sehr anmuthig und mit Humor erzählt. Man erinnert sich dabei der Hoffmann'schen Dichtungen.

„St.-Urban's Kellerhals" führt uns in die Wohnung des Weingärtners Martin, in welcher auch drei ungebetene Gäste, Noth, Kummer und Hunger, ihren Sitz aufgeschlagen haben. Die Frau, das braune Ketterlein, liegt im Kindbette, in drei Tagen ist der Christtag und kein Geld im Haus, Nichts als Schulden, die Güter fast ganz verpfändet. Der Bruder, dem er die Hälfte des Hauses und Güter abgekauft, ist nach Amerika ausgewandert und läßt Nichts von sich hören. Indeß dem

Hausvater Thränen über diese Lage entfallen, geht die Nachmittagskirche aus und die Kinder kehren froh und glücklich heim zum Vesperessen. Dies ist die häusliche Grundlage auf welche des Märchens ätherischer Bau gegründet ist. Der Michel geht vom Büttel verlockt ins Wirthshaus, um dort einen Fremden zu sehen der aus Amerika kommt und durch den er Nachricht von seinem Bruder zu erhalten hofft. Meisterhaft ist geschildert wie Michel dabei allmälig und wider Willen zum Spiel verleitet wird, in welchem die teuflischen Würfel ihm anfangs Glück, bald aber den Verlust seines letzten Wingerts bringen. Verzweifelt eilt er hinaus in das Gut um sich davon zu verabschieden. In einer von seinem Vater angelegten Höhle, die sie St.-Urban's Kellerhals nennen, hat er eine traumähnliche Erscheinung dieses Heiligen, in Folge deren er ermuthigt, auf Gott und seine Kraft vertrauend den Heimweg antritt. Da begegnet ihm der Krämer mit dessen Würfeln er diesen Abend gespielt. Es ist augenscheinlich der Teufel, der ihm nun Glück verheißt und auf eine eigenthümliche Art zu einer Verschreibung mit Blut gelangt, indem er ihn um einen Zahn ersucht, gegen welchen er ihm blanke Goldstücke auszahlt. Die Quittung dafür wird mit Blut aus dem Zahn geschrieben. Michel geht wieder zum Spiel, und gewinnt nun sein Besitzthum wieder. Indessen war St.-Urban bei seiner Frau gewesen und hatte ihr einen wunderbaren Rebzweig hinterlassen, mit welchem Amulet denn ihr Mann die Stricke des Teufels zerbricht und sich wieder dem Guten zuwendet. Mittlerweile kommt Bruder Jonathan aus Amerika zurück; auch er hat die Listen und Nachstellungen des Bösen kennen gelernt, aber doch noch einiges ehrlich erworbene Gut mit nach Hause gebracht. Auf St.-Urban's Wingert, den der böse Krämer in seinem Grimm durch ein schauervolles Hagelwetter zerstört hatte, wird nun ein Handelsgarten angelegt, und da ihr Werk gedieh, bauten die Brüder über St.-Urban's Kellerhals eine Kapelle. Wenn man diese Gattung von Märchennovelle überhaupt statuirt, und schwerlich werden die zuweilen dagegen vorgebrachten Gründe Stich halten, so muß die vorliegende äußerst reizende Erzählung für vollendet gelten.

Unter der Aufschrift „Harfenklänge aus dem Süden" folgen nun einige metrische Dichtungen religiöser Gattung theils nach Berceo, theils nach Diego Murillo. Die Wundergeschichten der Heiligen Jungfrau wie sie Berceo berichtet finden sich auch im deutschen Mittelalter in ähnlicher Weise behandelt, z. B. in den von Franz Pfeiffer in Stuttgart herausgegebenen „Marienlegenden". Die kindliche Einfalt, die fromme Wärme und der poetische Glanz der Darstellung wird in diesen Erzählungen und in dem Zurufe des Dichters zur Einleitung in dieselben Jeden anziehen der auch nicht auf dem religiösen und kirchlichen Boden des alten Dichters steht. Die Einleitung ist ein poetischer Preis Maria's, worin viele jener symbolischen und allegorischen Epitheta der Heiligen Jungfrau mit viel Geschmack aneinander gereiht und zum Ganzen verwoben werden, welche unser Konrad von Würzburg in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in seinem panegyrischen Gedicht von der goldenen Schmiede in so überreicher Fülle darbietet.

Erzählungen. „Die Eberjagd." Zwei gräfliche Brüder sind Jahre lang getrennt. Der von Hause entfernte kehrt unverhofft zurück, und hat bei der Jagd Gelegenheit dem Bruder das Leben zu retten, worauf sich die Beiden erkennen. Gut erzählt. „Die norwegischen Fischer." Durch List und Gewandtheit Sturleson's erobern die Fischer in Bergen das Schiff eines irischen Seeräubers, und Sturleson wird dafür bei Erledigung der Stelle zum Oberhaupt der Fischerzunft erwählt. Höchst gelungene lebendige Darstellung, sinnreich untermischt mit Sagen- und Märchenhaftem.

Es folgt darauf zum Schlusse eine hexametrische Erzählung in zwei Gesängen: „Die Mutter auf dem Lande", in schwäbischem Costume mit schwäbischen Idiotismen, nach Art von Voß, Goethe, Usteri, Kurtz, Mörike; ein niedliches Idyll mit vielen echt schwäbischen Zügen in Sitte und Gebräuchen, das zumal jetzt, wo durch Auerbach die Theilnahme an solchen provinziellen Schilderungen allgemein geworden, sich Beifall gewinnen wird. Was an Auerbach's Dorfgeschichten mir immer etwas störend gewesen ist, Andern aber vielleicht gerade anziehend erscheint, findet sich auch hier, ich meine die nicht immer hinreichend motivirte Mischung des Hochdeutschen mit Provinzialismen, und der häufige Uebergang aus der höhern Sprache in den Volksdialekt und umgekehrt.

„Die Pflegetochter auf dem Lande" ist ein Drama, der Anlage nach dem oben besprochenen gleich, die Darstellung zwischen Prosa und Jamben wechselnd. Das Stück soll die thörichten Erbschaftshoffnungen, welche oft unter dem Landvolke einzelner Gegenden als wahre Seuche wüthen, und die von Betrügern darauf gebauten Schwindeleien, nebenbei auch sektirerische Heuchelei und muckerischen Unfug geißeln. Die Idee ist gut, ob aber die Anlage durchaus bühnenmäßig ist, wage ich nicht zu versichern. Einiges scheint wenigstens im Lesen nicht ganz klar und vorstellig; sodann ist die Figur der pietistischen Pfarrerin, die sich sogar zu niedrigem Fluchen fortreißen läßt, doch allzu roh und abscheuerregend. Dies müßte wol jedenfalls gemildert, und einige wenn auch an sich schöne Längen abgeschnitten werden, wie Theobald's Morgengebet gegen den Schluß des Stücks, ja selbst die allerliebste Schilderung von dem Zauberschiffe der Liebe (S. 93), welche an Mercutio's Schilderung von der Frau Mab in „Romeo und Julie" erinnert. 57.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 152. —— 31. Mai 1848.

Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt von A. von Sternberg. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 151.)

Ueber seinen Plan so weit ihn der Titel ankündigt hinausgehend, hat der Verf. auch die Celebrität der Frau von Krüdener unter seine Schilderungen aufgenommen. Freilich, ihrer Bildung nach gehört sie, und doch nur zum Theil, dem 18. Jahrhundert an; ihre Berühmtheit datirt durchaus aus dem 19. Jahrhundert. Die „Valérie" erschien 1804 und gehört an Stoff, Tendenz und Darstellung allerdings noch theilweise dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts an, die religiöse Wirksamkeit, Berühmtheit und Berüchtigtheit der Verfasserin aber nicht einmal dem Ursprunge nach jenen Zeiten des Unglaubens, der religiösen Bewußtlosigkeit oder Beschränktheit: sie ist ein ganz bestimmtes Product des neuen Geistes unsers Jahrhunderts. Seiner Aufgabe, die auch an eine solche leichtere Skizze gestellt werden mußte, ist sich der Verf. wohl bewußt: den Uebergang des innern Lebens seiner Heldin von der immer geistreichen, aber sehr oft auch excessiven Weltlichkeit zur Frömmigkeit als einen innerlich gerechtfertigten, ja nothwendigen nachzuweisen. Diesen Uebergang als durch kleinliche Eitelkeit vermittelt zu erklären, weist der Verf. bestimmt zurück. Wenn es Eitelkeit gewesen sei, so sei es die Eitelkeit welche die Mutter der Größe sei. Noch stärker spricht er seine Ueberzeugung aus, daß in der Krüdener keine Heuchelei und religiöse Gaukelei gelegen habe. Wir unterschreiben diese Behauptung, wol mit allen Einsichtigen unserer Zeit, finden jedoch in der Schilderung des Verf. eben nicht viel mehr als die Behauptung; den Beweis vermissen wir. Und doch scheint uns derselbe nicht außerhalb der Grenzen dieses Werks zu liegen, wie vielleicht der Verf. gemeint hat, da wir uns sonst keinen Grund denken können weshalb er denselben übergangen haben sollte. Alle geistig reichen Frauen welche über die Zeit der Liebe und der Dichtung hinaus noch etwas Ganzes, etwas Volles sein wollen, gelangen naturgemäß dahin, dieses Ganze des Daseins, die Fülle ihres Lebens in der Frömmigkeit, der persönlichen Ergebung an einen ihnen persönlich gegenwärtigen Gott zu finden. Ein Glück wenn sie die Ausübung dieser Frömmigkeit im naturgemäßen Kreise der Familie finden; wo Dies nicht der Fall ist, wie bei der Galizin und der Krüdener, da müssen diese reichen Naturen, und je reicher sie sind, desto gewisser, entweder Anachoretinnen oder excentrisch werden: das Erstere vorzugsweise in der katholischen Kirche, und wenn die Individualität irdisch kalt und trocken, zur Speculation und Beschaulichkeit, nicht zum Gewinne der Gemüther gemacht ist; das Letztere besonders in der evangelischen Kirche, welcher es an Pflege und Cultus für eine solche Seele unter den dermaligen Verhältnissen gebricht, und wieder am gewissesten in dem Falle, wenn diesen Gemüthern Das eigen ist welches wir hier der Kürze halber als etwas Prophetisches bezeichnen wollen. Dies war der Krüdener in nicht gemeinem Grade gegeben und äußert sich in dem Drange und in der Fähigkeit zum Volke, zu den wirklich geistig Bedürftigen, anregend und bekehrend zu reden. Die Galizin war nur eine Fromme, und wäre zu allen Zeiten der christlichen Kirche Nichts mehr gewesen; die Krüdener würde in einem Jahrhundert in welchem der Zeitgeist christlich gewesen wäre eine Heilige haben werden können, gewiß die Stifterin eines neuen Frauenordens: vergleicht sie sich doch selbst mit der heiligen Katharina von Siena. Zu einer Heiligen gehört immer ein starkes irdisches Lebens- und Liebesgefühl, welches die Krüdener besaß; der Galizin fehlte es. Das Excentrische der Krüdener scheint uns wie dem Verf. allerdings besonders hervorgerufen durch den Umgang mit Jung-Stilling, den zwar der Verf. viel zu hart, und sogar ohne historische Gerechtigkeit beurtheilt, der aber ohne alle Frage auf einem ganz subjectiven, völlig willkürlich gewählten Boden stand, und um seiner gänzlichen Unkirchlichkeit willen Gemüther die eines Helden bedurften nicht nur nicht zu fördern und zu festigen im Stande war, sondern sie nothwendig, wie auch in diesem Falle, irre führen mußte, sobald sie sich eng oder gar unbedingt an ihn anschlossen.

Was wir in dieser Biographie als wahrhaft vortrefflich bezeichnen müssen, ist die Schilderung des Lebens des kurischen Adels auf seinen Gütern. Ein Leben wie dieses, halb in der Barbarei, halb in der raffinirtesten Cultur, halb in der tiefsten Abgeschiedenheit, ja Einsamkeit und wenn man will Langeweile, halb in den glänzendsten und höchsten Kreisen des europäischen Gesellschafts-

lebens zugebracht, mußte neben dem freien sichern Blick den die eine Seite gewährte, durch die andere Hälfte für bedeutendere Gemüther die innere Sammlung, den Tiefblick, die Innigkeit erzeugen, ohne welche bedeutendere Leistungen in der Welt, zumal der literarischen, und eine eingreifende und nachhaltige geistige Wirksamkeit, ja ohne welche überhaupt nur ein Verständniß der geistigen Welt nicht möglich ist. Ohne diesen Contrast, diese Zweitheiligkeit ihres Jugendlebens, urtheilt der Verf., wäre die Krüdener nicht geworden was sie wurde. Man höre:

Lange, weithingedehnte Länderstrecken, nur dürftig hier und da von einer ärmlichen Niederlassung deutscher Handwerker, und den mehr den Höhlen als menschlichen Wohnsitzen gleichenden Hütten der eingeborenen Bauern unterbrochen, umgeben so weit das Auge trägt den Herrschersitz des Gutsherrn, der in der That souverainer Gebieter ist.... Dieser Herrschersitz ist von einer imposanten Größe und oft sogar von einer verschwenderischen Pracht.... Mitten in dem Dunkel sturmdurchtoster Fichtenwälder, nur mühsam gelichtet, erhob sich der schlanke Tempelbau italienischer Villen, und die zierliche Säule Ioniens ragte in den nordischen Himmel hinein, der die zarte Fremdlingin ungalant mit dem rauhen Flügelschlag seiner Schneestürme peitschte.... Welch ein Contrast! Der glänzende Ballsaal, in den sich eine Schar junger Nymphen, in Gaze und parfumirte Spitzen gehüllt, am Arm ihrer Tänzer wiegt, und wenige Schritte weiter ein Rudel hungriger und zähnefletschender Wölfe, die mit ihrem grausenvollen monotonen Geheul die Nacht der nordischen Wälder erfüllen. Oben im Saal die zarte Schöne, die eine Melodie von Lully oder Pacchierotti mit allem Schmelz einer italienischen Kehle vorträgt, unten im Dorf das Geschrei des armen kurischen Weibes, das von ihrem betrunkenen Manne fast zu Tode geprügelt wird. Doch nicht das äußere Leben allein, auch das innere, das Geistesleben dieser kurischen Dynasten jener Tage war an eigenthümlichen Contrasten reich. — — Eine Familie hielt sich isolirt auf ihrem „Schlosse". Dieses Schloß stand in einer Einöde; viele Meilen, oft Tagereisen weit in der Runde war kein Geschöpf dem man Rede und Antwort abgewinnen konnte; denn mit dem Leibeigenen sprach man nicht, man winkte ihm nur Befehle zu, man sprach mit ihm durch die Reitgerte, durch den Spazierstock; wie also den Schatz der Bildung, die angehäufte Summe der Kenntnisse, die kleinen Kostbarkeiten nordischer Eleganz in Curs bringen? Man brachte sich zwar aus der Residenz einen Hofmeister mit, eine Gouvernante aus Paris oder aus Genf wurde mit in das einsame Feenschloß eingesperrt; allein diese exotischen Geschöpfe waren bald ebenso isolirt wie ihre Gönner — die Hülfsquellen die sie boten waren bald erschöpft. Man machte Promenaden um die Kornfelder, und erzählte sich Anekdoten von dem Duc de Chartres, man fuhr über die nordischen Seen meilenweit im Schlitten, und unter dem Pelz hielt man die kleine Ausgabe des „Candide", die man sich gegenseitig vorlas. Dann kam man nach Hause und dann — o ein Abend der gar kein Ende nahm. Welch ein fürchterliches Ding ist ein langer, nordischer Winterabend innerhalb eines einsamen kurischen Landschlosses! Dergleichen ist dann entsetzlich, und wo die Familie Dies inne wird, läßt man schnell den Reisewagen anspannen und fährt nach Paris, um einen Winter hindurch wieder so viel Leben, Tumult und Lichterglanz einzusaugen, als es bedarf um die Einöde wieder zu vertragen.

Die Biographie der **Karoline Neuber**, die letzte des ersten Bandes, ist nicht als die einer „berühmten Frau" aufgeführt, sondern nur um Etwas über die Entwickelung des deutschen Theaters im vorigen Jahrhundert, und der Betheiligung der Frauen bei demselben sagen zu können. Ohnehin ist nicht viel von ihr selbst zu sagen, selbst ihr Tod im tiefen Elend macht keinen allzu großen Eindruck, da man das vorangegangene Leben nicht in seinen einzelnen Zügen kennt. Immerhin aber glauben wir, daß sich über das Theater jener Zeit etwas Gründlicheres hätte sagen lassen, ohne daß damit der Anmuth der Erzählung Eintrag geschehen wäre.

Das Interesse welches der zweite Band gewährt steht gegen das des ersten Bandes um Etwas zurück. Die großen Gestalten desselben wollen sich weniger zu einer Sitten- und Charakterschilderung im Kleinen, zu einer eigentlichen Portraitirung hergeben; so ist denn in den Biographien von Katharina und Maria Theresia viel Weltgeschichte, in der von Elisabeth Charlotte viel Hofgeschichte, in der von Anna Amalia viel Literaturgeschichte. Doch müssen wir das Bildniß **Katharinens** rühmend hervorheben: eine höchst lebendige, anschauliche, ja theilweise eine reizende Schilderung! Zwar ist dieselbe, wie leicht begreiflich, selbst in der Personzeichnung der vielbewunderten Kaiserin keineswegs vollständig: die derb sinnliche Seite der weiblichen Natur Katharinens ist **ganz**, nicht allein aus der Darstellung, sondern überhaupt aus der Berechnung, weggelassen. Im Ganzen trägt die Biographie ziemlich einen panegyrischen Charakter, und über manche von dem Verf. sehr bestimmt hingestellte Behauptungen, z. B. Katharina habe sehr selbständig und ihres Weges und Zieles für sich allein vollkommen sicher und bewußt, nicht blos durch die Orloff, die vielmehr fast Nichts als ihre Werkzeuge gewesen, den Thron usurpirt — wird sich immer noch streiten lassen. Ueber Peter's III. Tod ist **ganz** hinweggegangen, Iwan's Tod aber als irgendwie von Katharina ausgegangen völlig abgelehnt. Auch Potemkin findet nur eine sehr milde Beurtheilung, ja wir möchten sagen, er sei etwas absichtlich in das Schöne gemalt. Die berüchtigte Reise nach der Krim gibt dem Verf. Gelegenheit sein Darstellungstalent glänzend zu bewähren: daß die Scenen welche den reisenden Hof der Zarin begleiteten gar nicht für Wirklichkeit hätten gehalten werden sollen, sondern nur als Bilder, als Decoration aufgestellt und aufgenommen worden seien, wird glaublich genug dargestellt, wie denn auch wol nur die literarische Masse jemals geglaubt hat, Katharina habe sich durch einen so plumpen Betrug, als welcher Potemkin's theatralische Dörfer und Städte gewöhnlich dargestellt werden, ernstlich täuschen lassen. Uebrigens ist aus den panegyrischen Schilderungen unsers Verf. in dieser Biographie oft nur ein kleiner Schritt hinüber in das Gebiet der Romandichtung, sodaß wir mehr als ein mal in der „Gelben Gräfin" zu lesen glaubten.

Ueber **Elisabeth Charlotte von Orleans** fällt der Verf. (S. 155) ein Urtheil welches in aller Kürze eine fast vollkommen richtige Anschauung ihrer ganzen Persönlichkeit gewährt:

Elisabeth wurde keine Gelehrte, sie nahm selbst von der Schulbildung die man ihr gab nur ein sehr dürftiges Theil an; allein ihr natürlicher Verstand erhielt durch jene einsichtsvolle Leitung Das was ungleich höher zu achten ist als der Schimmer eines gelehrten Wissens: die Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit des Urtheils über alle Gegenstände des Lebens und

des Gedankens; und dieses herrliche, durchweg gesunde Urtheil macht Elisabeth Charlotte gerade zu dem besondern und ausgezeichneten Weibe das sie ist.

Wir möchten nur noch die unbefangene Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit hinzufügen, und mit dem Verf. an die ungemeine körperliche Häßlichkeit der Prinzessin erinnern (die, wäre sie auch nicht hinreichend documentirt, sich aus allen ihren Briefen hinreichend durchfühlen läßt), um ein vollständiges Bild dieser merkwürdigen Frau beisammen zu haben. In Deutschland wäre sie nicht merkwürdig geworden, hätte es nicht werden können; daß sie mit allen diesen Eigenschaften in Frankreich mitten am Hofe Ludwig's XIV. stand und unverändert stehen blieb, Das ist etwas in der That Ausgezeichnetes. Daß sie dort theils durch ihren auffallenden Mangel an Schönheit, theils durch ihre mitunter übergroße Derbheit, theils durch ihre völlige, auf gänzlichem Mangel an Verständniß beruhende Theilnahmlosigkeit für die geistigern, insbesondere literarischen Elemente des damaligen französischen Hofs misfiel und misfallen mußte, daß aber auch gerade diese Umstände ebenso viel Motive für Elisabeth Charlotte waren sich an ihre Tante und Halbschwester so reichlich in brieflichen Mittheilungen zu ergießen, ist gebührend hervorgehoben, außerdem aber eine große, fast zu große Menge von Auszügen ihrer Briefe (meist der jüngern, vom Literarischen Verein in Stuttgart herausgegebenen Sammlung) mitgetheilt; unter diesen fehlt das Derbe und Anstößige, wodurch sie sich bekanntlich auszeichnen, nicht ganz.

Die Kaiserin Maria Theresia ist ziemlich ungünstig behandelt. Wir fühlen zwar unsererseits auch keine übergroße Sympathie für diese Fürstin, die sich eigentlich nur als gute und zwar strenge Hausmutter, auch in der Regierung ihrer Staaten, wohlgefiel, und ebenso rücksichtslos die Sitten ihrer Hauptstadt corrigirte, wie sie rücksichtslos herrscherisch in ihren nächsten Kreisen (z. B. gegen die Mutter der Frau Karoline Pichler, die übrigens, wie wir nebenbei bemerken, keine „Jungfer Greiner" war, wozu unser Verf. sie macht, sondern ein Fräulein v. Hieronymus), ebenso pedantisch und anmuthlos in der Behandlung der geistigen und künstlerischen Interessen ihres Landes, wie sie pedantisch gegen sich und anmuthlos in ihrer äußern Erscheinung war; indeß hätten sich, wollte der Verf. Maria Theresia nur ebenso gerecht wie Katharina von Rußland behandeln, doch wol einige ansprechende Seiten hervorheben lassen. Sie fehlen aber diesem Bilde gänzlich. Warum nun nicht das Hausleben der Kaiserin in den Vordergrund stellen? Freilich, das Hausleben der Regenten trägt ihnen als Regenten keine Anerkennung ein und soll es nicht, darin sind wir mit dem Verf., wenn er uns die Zersplitterung der modernen Staats- und Familienzustände in Rechnung zu bringen gestattet, einig, auch darin, daß der einzige poetische Moment in Theresia's Leben ihr Auftreten vor dem ungarischen Reichstage in Presburg am 11. Sept. 1741 war; aber warum ihr berühmtes „Ich scham mich" nach der Unterzeichnung des Tractats über die Theilung Polens nicht erwähnen? Warum nicht ihr näheres, wenn man will auch häusliches Verhältniß zu Kaunitz? Warum Nichts von ihrer Kindererziehung? Und daß diese im habsburgisch-lothringischen Stamm fortwirke — wer will es wagen Das zu leugnen? Wer will es wagen die Bedeutung dieser strengern Haltung der östreichischen Fürsten und Fürstinnen auch für die Weltgeschichte in Abrede zu stellen?

Anna Amalia von Weimar wird uns mit einer schwungreichen Einleitung (einem „Gebilde der Phantasie") vorgeführt; wir möchten meinen, unser Verf. hätte diese Schilderung absichtlich im Rococostil gehalten. Zu berichten ist eigentlich nicht viel: das Verdienst dieser Fürstin war es die ihr dargebotenen geistigen Elemente im rechten Momente zu ergreifen, festzuhalten, und trotz aller später hinzugetretenen Mischungen in gutem Einvernehmen fortwährend um sich als den Mittelpunkt des Verkehrs zu sammeln. Sie selbst tritt nur mehr als socialer, nicht eigentlich als geistiger Mittelpunkt auf, vielmehr in geistiger Beziehung gegen ihre einmal angenommene und organisirte Umgebung zurück. Das ist ein Verdienst welches sie mit vielen mäßig begabten, aber wohlwollenden und im Leben taktfesten Frauen höherer und sogar mittlerer Stände theilt. Ihr Liebling war und blieb Wieland; ob der Verf. wol seiner Heldin zu Gefallen oder aus eigener Theilnahme die Apologie Wieland's im französisch-aristokratischen Sinne geschrieben hat? Uns will bedünken, über Wieland habe die Zeit mit nur zu bestimmtem Urtheilsspruche gerichtet.

Die Biographie der Gräfin Albany endlich, geborene Prinzessin von Stolberg-Gedern, gibt fast nur das Bekannte, weit weniger von der geschickten Hand des Verf. Verarbeitetes als fast alle übrigen Biographien. Die Schilderung des Stammhauses der Stuarts in Edinburg und die Genealogie der Stolberg, wobei denn auch sogar eine Charakteristik der Dichter Stolberg, die doch einer andern Linie des Hauses angehören, nicht fehlt, hat wie es scheint einigermaßen aushelfen müssen. Selbst ihr Verhältniß zu Alfieri ist nicht in das volle Licht gestellt, in welchem es in der biographischen Literatur doch schon längst steht. In einem Punkte sind wir dem Verf. Dank schuldig: er hat die schmähliche Weise auf welche dem unglücklichen Prätendenten seine Gemahlin durch Alfieri wegescamotirt wurde, unverhüllt als Das was sie ist, eine widrige Intrigue, dargestellt.

Hätten wir in Deutschland Memoiren und wären diese Biographien auf Memoiren gegründet, wir würden sie „bearbeitete Memoiren" nennen. Um so größer ist das Verdienst des Verf. uns bei dem empfindlichen Mangel dieser Literatur dennoch bearbeitete Memoiren darzubieten. Hätten wir nur mehr solcher Werke — der Mangel an Memoiren würde nicht zur Hälfte so empfindlich sein; vielleicht daß wir alsdann kaum bedauern würden diese Literatur nur so spärlich oder gar nicht zu besitzen. Wir sagen damit nicht, daß dies Buch oder seines Gleichen dem Historiker Ersatz für die Aufzeichnungen der Zeitgenossen gewähren könne, wol aber dem

Publicum, für welches die Memoiren doch eigens geschrieben zu werden pflegen, welches am Ende Geschichte lernen und wissen muß, wenn es wie unsere Tage zeigen berufen ist Geschichte zu machen. **A. Vilmar.**

Zu der Frage über die Emancipation der Juden.

Aus dem Ghetto. Geschichten von Leopold Kompert. Leipzig, Grunow. 1848. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf. des genannten Buchs spricht für die Emancipation der Juden, und er ist ein tüchtiger Anwalt. Vom staatsrechtlichen Standpunkte ausgehend kann man Vieles und Gewichtiges gegen die Emancipation vorbringen; wer wie Hr. Leopold Kompert auf dem philanthropischen Standpunkte steht muß die Emancipation für nothwendig erklären. Unser Verf. ist nicht Advocat seiner Partei im gerichtlichen Sinne des Worts, d. h. er deutelt nicht Gesetzesworte, er dreht nicht Schlußketten, er construirt nicht künstliche Argumente, er vertheilt nicht grelle Lichter und tiefe Schatten, jenachdem er des Einen oder des Andern nöthig hat für seinen Zweck, nein, er stellt Erlebtes, Vorhandenes, Wahres dar; er hat die Wirklichkeit in ihren geheimen Tiefen belauscht, und die Verhältnisse in ihrem innersten Grunde verstanden; den feinen Schwingungen und Bebungen des Menschenherzens in Freude und Jubel, in Jammer und Weh weiß er Worte zu geben; er kennt die Tyrannei der Gewohnheit, den Despotismus des Vorurtheils, die Macht des Wahns, die Gewalt des Schicksals, und die Weise in der er diese abstracten Begriffe darstellt ist treffend. Aber auch die höhere Jugendlichkeit und Frische welche den Frommen belebt, die sanften Tugenden der Wohlthätigkeit, der Barmherzigkeit, der Nächstenliebe überhaupt, den Heroismus der Mutterliebe wie die Feuerglut der Mädchenleidenschaft: das Alles malt der Verf. wahr und schön, und knüpft es in einfacher Gliederung an die israelitischen Feste, an Sabbath, Ostern, Pfingsten, Laubhütten und Versöhnungstag. Ohne direct die Absicht zu haben hat Hr. Kompert die innere Schönheit des israelitischen Festkalenders so vortrefflich, so wahr dargestellt, daß wir diese Leistung meisterlich nennen müssen.

So scheint es denn eine müßige Frage zu sein, ob diese Erzählungen aus dem Ghetto reelle Facta oder nicht enthalten; wir, und jeder Unbefangene wird ein Gleiches thun, nehmen sie als wahr, nicht nur im gemeinen, sondern im höhern poetischen Sinne des Worts. Und somit ist uns der Verf. nicht blos Anwalt für die Sache der Judenemancipation, sondern er ist Dichter. Dichter, aber nicht in der Weise ist er's wie unter den Modernen Viele jetzt sich so nennen, weil sie etwas Philosophie, etwas Politik, viel Phrasenwerk mit einer großen Dosis Unverschämtheit zusammenbrauen, oder weil sie wie das Tagesbedürfniß es heischt bald Zeitungsartikel, bald Festmahllieder, bald Novellen und Theaterstücke zusammenschreiben, sondern unser Verf. ist Dichter, weil jedes seiner Bilder ein abgeschlossenes, von einer Idee getragenes Ganzes ist, bedeutungsvoll, beziehungsreich, wahr, schön, und was die Hauptsache ist, eigenthümlich: nachgemacht, nachgesprochen, copirt ist in dem Buche Nichts; es ist ganz und gar Eigenthum seines Autors. Das Ganze macht den Eindruck der vollsten Natürlichkeit und Wahrheit, und sollte sich auch dem Leser vielleicht manchmal das Auge mit einer Thräne füllen, wenn er sieht wie der Israelit im bürgerlichen Leben kämpft gegen die Gewalt des Herkommens, des Vorurtheils und des Gesetzes, so wird doch durch das Ganze der Gedanke an die ewige Macht der Seelenreinheit und der Willensausdauer in solchem Grade gekräftigt und gestärkt, daß man das höhere Göttliche in der eigenen Natur freudig fühlt, und eben dadurch zu der Ueberzeugung gelangt: „es wäre doch eine Schmach unsers Jahrhunderts, wenn die Juden nicht emancipirt würden!" Nun hat zwar in dem Augenblicke wo das vorgenannte Buch erscheint der Siebzehnerausschuß in seinem Entwurf des neuen deutschen Reichsgrundgesetzes (Artikel 4, §. 25) die Gleichberechtigung aller religiösen Genossenschaften in bürgerlichen und politischen Rechten ausgesprochen, und in Rücksicht darauf könnte man sagen, Hr. Kompert käme zu spät mit seinem Buche; allein wenn auch Artikel 4, §. 25 in Kraft tritt, so wird noch viel Zeit vergehen, bis das grelle Misverhältniß der Juden zu den christlichen Religionsbekennern sich ausgeglichen haben mag. Zu dieser Ausgleichung wird das „Ghetto" von Kompert — dafür bürgt der poetische Werth des Buches — kräftig wirken.

Zum Schluß theilen wir noch die Titel der im Ghetto enthaltenen Novellen mit; es sind folgende: 1) „Judith die Zweite", 2) „Alt Babele", 3) „Schlemiel", 4) „Die Kinder des Randars", 5) „Ohne Bewilligung", 6) „Märchen". 37.

Bibliographie.

Filangieri, Ueber die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Nebst den Verhandlungen des Preußischen vereinigten ständischen Ausschusses darüber. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 12. 15 Ngr.

Herloßsohn, C., Buch der Lieder. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Kunzer, P., Die neuesten politischen Verheißungen und ihre Folgen, mit besonderer Berücksichtigung des constitutionellen Systems. Zum Verständniß und zur Belehrung insbesondere für die Bewohner des Landes verfaßt. Grünberg, Weiß. 8. 1½ Ngr.

Die Protokolle der vorberathenden Versammlung für Deutschlands Volksparlament. Ein Denkbuch deutscher Freiheitsbestrebungen und Wegweiser für die Abgeordneten der deutschen constituirenden Versammlung und ihrer Wähler. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Ranke, F. H., Woran wir vor allen Dingen festzuhalten haben in unserer entscheidungsvollen Zeit. Predigt am 12. März 1848 zu Ansbach gehalten. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 2½ Ngr.

Werfer, A., Lebensbilder aus dem Volke und für das Volk. Tübingen, Laupp. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Andresen-Siemens, J., C. A. Jansen, L. Starklof, Die deutsche Kriegs-Marine. Eine Ansprache an die deutschen Volksvertreter in Frankfurt a. M. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Frankreich's jüngste Revolution. Gedrängte Zusammenstellung der Ereignisse zu Paris in den Tagen des Februar 1848. Crossen, Range. 16. 2 Ngr.

Helwing, E., Wer ist der beste Volksvertreter? Ansprache an die Urwähler und Wahlmänner. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 1 Ngr.

Krüger, K. W., Zur Charakteristik der gestürzten Verwaltung in Preußen. Erster Beitrag. Berlin, Krüger. Gr. 8. 6 Ngr.

Loewe, J., Was fehlt noch? Vorschläge zu einer socialen Reform. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 1½ Ngr.

Mohl, R., Vorschläge zu einer Geschäfts-Ordnung des verfassunggebenden Reichstages. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 12 Ngr.

Panse's, K., Reden an das deutsche Parlament. Erste Rede: „Kaiser? — Republik? — oder was sonst?" Weimar, Voigt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schnauffer, C. H., Deutschlands Wiedergeburt. Schwarz, Roth, Gold. Berlin, Hofmann u. Comp. Folio. 1½ Ngr.

Neue Stimmen aus Frankreich über Politik und sociales Leben. II. — A. u. d. T.: Französische Skizzen der neuesten Zeit. Leipzig, Weller. 8. 12 Ngr.

Freie Wahl und freie Presse. Leipzig, Weller. 8. ¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 153. —— 1. Juni 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Neue Lyriker.

Hoffentlich werden wir nun auch in der Literatur mit der Vergangenheit ebenso entschieden und energisch abschließen, wie Dies unser Volk bereits in der Politik gethan hat. Die alten Weisen sind so unendlich variirt, die alten Gleise so ausgefahren worden, daß es wahrlich noth thut, wenn ein neuer Geist zündend und befruchtend aus der großen Bewegung auch für Kunst und Wissenschaft hervorgeht. Daß Dies aber geschieht, ja daß es geschehen muß, dafür bürgt uns die großartige Bewegung die unser nationales Leben eingeschlagen hat, und die über kurz oder lang ihre heilsamen Rückwirkungen auf die Literatur hervorbringen wird, in ähnlicher Weise wie wir Dies bei andern Völkern sowol als auch bei uns selbst gesehen haben. Wollte man Vermuthungen anstellen die auf analoge Fälle sich bezögen, so würde man wol behaupten können, daß dem Drama wie in England unter Elisabeth zuerst die neuen und jugendlichen Kräfte des wiedergeborenen Deutschlands sich zuwenden dürften, und daß die Lyrik vorerst mehr in den Hintergrund treten würde. Und wahrhaftig, daß das Letztere geschehe, möchten wir und können wir nur im Interesse der Kunst selbst wünschen; denn wer gewohnt ist diesen Zweig der Literatur in allen seinen Theilen zu beobachten, in allen seinen Bewegungen zu verfolgen, dem wird sich schon längst die unerschütterliche Ueberzeugung aufgedrungen haben, daß die große Masse derselben, so sehr auch einzelne recht erfreuliche Gaben darunter waren, theilnahmlos wie leere Schatten an uns vorüberzogen und keine Spuren in unsern Herzen hinterließen. Die Zeit war krank, und diese Krankheit, diese Reizbarkeit des Subjects, das weder im Staat seine Beschäftigung noch auch in den nationalen Verhältnissen seine Freude empfand, warf sich in die Literatur. Die Formen waren so ziemlich bei der großen Ausbildung unserer Sprache Gemeingut geworden, und daher war die Sache von dieser Seite her erleichtert. Und die Stoffe?! je nun, darüber war man nicht in Verlegenheit, man nahm die alten so es ging, suchte sie frisch herauszuputzen, oder man griff zu neuen Theorien, zu annoch abstracten Systemen; die socialen und politischen Verhältnisse boten reichliche Ausbeute. So unerquicklich auch im Einzelnen diese Erscheinungen sind, so sehr sie den ihnen folgenden Kritiker der Gegenwart auch ermüdet haben, ebenso sehr bieten sie in ihrer Gesammtheit die trefflichsten Winke für den Cultur- und Literaturhistoriker dar, indem in ihnen alle Wehen und Schmerzen, alle Richtungen und Wege einer Zeit vertreten sind die lange und schwer auf dem deutschen Volke brütete, bis endlich das Küchlein der neuen Zeit die harte Schale zerstieß und seinen ersten freudigen Schrei dem neuen Licht entgegenbrachte.

Ich führe hier dem Leser noch einmal eine ganze Reihe jener Lyriker aus der alten Zeit, dem Zeitabschnitt der reactionnairen Unterdrückung der Diplomaten und Dynastien gegen die Völker und ihre Entwickelung, vor. Es befinden sich unter den folgenden Sammlungen mehre recht lesenswerthe Bücher, die verdienen, daß sie in dem großen Drang der Gegenwart keineswegs vergessen werden; aber auch Bücher bei denen der Kritiker allen Ernst zusammenraffen mußte um dieselben bis zum Ende verfolgen zu können, und denen man gern das ehrenvolle Grab in den Fluten des bewegten Lebens gönnen kann. Wir beginnen mit

1. Gedichte von Friedrich Wilhelm Rogge. Vierte veränderte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 12. 2 Thlr.

Es tritt uns hier eine dichterische Natur entgegen die entschieden und bewußt ihre Zwecke verfolgt und eine feste Anschauung der Welt im Gedichte widerspiegeln läßt. Rogge hält sich fern von allem Weltschmerz und jegli-

cher politischen Richtung, er sucht aus dem heitern Gemüthe und aus den Tiefen hellenischer Kunst zu schöpfen und stets dem Schönen treu zu bleiben. Seine Ansicht spricht er in dem Epigramme aus (S. 435):

Während sie bald mit zerriss'nem Gemüth sich gefielen in Weltschmerz,
Bald die pierischen Frau'n quälten mit Tagspolitik,
Hab' ich bewahrt mir ein heit'res Gemüth, aus hellenischer Weisheit
Schöpfend und Kunst, und stets blieb ich dem Schönen getreu.

Hiermit ist überhaupt seine ganze Stellung scharf bezeichnet und er in der Reihe unserer Dichter an Platen herangerückt, ja durch manchen frischen, kräftig sinnlichen Zug an den Altmeister Goethe, wie in der Elegie „Corinna" (S. 333):

Was nun hab' ich geseh'n und berührt für Arm' und für Schultern,
Wie einladend zum Druck wogte der Busen mir zu!
Unter der Brust, der gewölbten, wie flach hindehnte der Leib sich,
Seiten, wie schön und wie breit, Hüften, wie jugendlich voll.

Und eine solche Freude frisch und kräftig an der Natur und der Schönheit, wenn sie auch wie in dem vorerwähnten Gedichte etwas stark aufgetragen ist, hat Nichts von jenem prickelnden Reiz mit dem die verweichlichte Empfindsamkeit unsere Sinne erfüllt; es ist frische, kräftige Natur in den Gedichten, die uns in den Zeiten der pruden Frömmigkeit und der erheuchelten Sittsamkeit um so wohler thut. Der Dichter sagt (S. 102) in einem Sonette, das wir ganz hierhersetzen wollen, weil es nicht minder seine Kreise in denen seine Dichtkunst sich bewegt charakterisirt:

Drei Dinge schon sind werth darum zu leben:
Der Lenz, die Kunst, die Liebe dann vor allen!
Sieh' nur der Schönheit trunkenen Basallen
Am Arm der Liebenden vorüberschweben,

Wenn Blatt und Blüt' am Baume duftig beben,
Hör' nur dazu das Lied der Nachtigallen;
Sieh' nur die Kunst in ihren Götterhallen
Dem schönen Dasein ew'ge Dauer geben!

O Bild des Lebens du, flieh' Deren Reden
Die nur von Buße pred'gen, Wahn und Wehen
Und finster vom Genuß abmahnen Jeden;

Glaub' nicht, daß Etwas an der Welt versehen,
Wie Manche gern sich möchten überreden,
Weil sie nicht glücklich d'rin zu sein verstehen!

Es ist sonach ein schönes heiteres Leben was in diesen Gedichten sich widerspiegelt, mögen wir durch das Gebiet der Natur mit dem Poeten wandern oder den Gefühlen des bewegten Menschenherzens lauschen. Zart und sinnig sind seine Bilder und Anschauungen der Natur, die Töne voll und kräftig die er anschlägt, ohne an Ueberladung und Uebertreibung hinzustreifen. Manche der Lieder im ersten Theile der Sammlung sind so leicht und durchsichtig, daß man sie geradezu vom Blatt singen könnte, und haben ganz neue und originelle Bilder und Wendungen, daß man bei denselben gern und länger verweilt. Nehme man beispielshalber das Gedicht „Lerchenruf":

Ein Johannes in der Wüste
Steigt die Lerch' im März nach oben,
Will in freudigem Gelüste
Den Messias, Frühling, loben;
Heißt den Winter Buße thuen,
Diesen alten argen Sünder,
Und gebeut dem Nord zu ruhen,
Diesem finstern Stürmekünder.

oder das Gedicht „Abends":

Nun wähle deine Töne,
Sehnsücht'ge Nachtigall,
Und ihren Traum verschöne
Mit deiner Lieder Schall!
Nun rauschet, Bächlein, leise
Und stört die Stille nicht,
Zieht, Elfen, eure Kreise
Bei Mond und Sternenlicht!

und es wird Niemand verkennen, daß ein poetischer Hauch aus denselben uns entgegenweht.

Der beste Kern des Buchs liegt außer den Elegien und Liedern vorzugsweise in den Oden, wo in reiner und scharfer Form tiefe und erhabene Gedanken abwechseln mit leichten und frohbewegten Erinnerungen und Gefühlen aus allen Stufen des menschlichen Lebens. Wir können es uns nicht versagen, statt der vielen Citate die wir bei der Lecture uns gemacht haben hier blos die eine Ode, „Heiligkeit des Schmerzes", als Probe dieser Dichtungsart ganz einzurücken, in der eine wahrhaft classische Ruhe bei aller Tiefe der Empfindung vorherrscht (S. 244):

Greift ungestüm und hart des Geschickes Hand
In eines Busens liebliches Saitenspiel,
Daß harmonielos jede Tonart,
Scharf mit zerschneidendem Klang emporhallt:

Dann wage Niemand, wenn er der Kunst gewiß
Auch, neu mit trosteinflößender Worte Laut
Des Schwergeprüften Herz zu stimmen,
Oder zu zieh'n ins Gewühl des Lebens.

Ein jeglich Ding hat seine gemess'ne Zeit;
Verschließe theilnahmlos das Gemüth ihm nicht;
Wohl that zur rechten Stunde Manchem
Einer verschwisterten Seele Zuspruch.

Doch niemals gab Ausgießung des Trostes Trost;
Es trägt das Heilöl jegliche Wund' in sich,
Und wessen Hand griff je der Zeit vor,
Die mit besonnenem Schritt zum Ziel geht?

Erkenn' im Schmerz ein schweigsames Heiligthum,
Aus dem die Seel' ungerne sich treiben läßt,
Der sich verklärt mit jedem Abend,
Bis er zerfließt in des Lebens Spätroth.

Ein gleicher Ton herrscht auch in den andern Gedichten vor, und der Leser der Sinn für Schönheit und Poesie hat wird das Buch nicht unbefriedigt beiseite legen; ein gleicher Ton herrscht, mag der Poet nun Kränze winden um frühe Gräber (S. 279), die Reime des Grams um die moosigen Hügel ertönen lassen und den brennenden Schmerz aushauchen in der Saiten Accord, oder mag er (S. 306) die göttliche Liebe besingen, die uns die Wolken des Trübsinns hinwegküßt,

Daß wir erscheinen wie neu, neu in der neuen Natur!

Die Balladen sind jedenfalls der schwächste Theil des Buchs, sie sind mitunter breit, es fehlt dem Stoffe das dramatische Interesse und die Form ist zu kühl, der Ton

zu fremd für diese Dichtart, sodaß es scheint dem Poeten sage seiner eigenthümlichen Richtung nach diese Gattung wenig zu, die, wenn sie mit Erfolg betrieben werden soll, vom Volkstone sich nicht allzu weit entfernen darf. Aus der „Halle von Frankreich" wollen wir des schönen Gedichts „Marschall Ney's Tod" noch kurz erwähnen und jedenfalls die ganze Sammlung freundlichst empfohlen haben.

2. Gedichte von Leonhard Grafen von Rothkirch und Panthen. Wien, Gerold. 1848. 12. 1 Thlr. 16 Ngr.

Der Verf. dieser Poesien war General der östreichischen Armee. Er wollte nicht dulden, daß die Ergebnisse seiner Mußestunden noch bei seinen Lebzeiten herausgegeben wurden; erst nach seinem Tode bevollmächtigte ein hinterlassener Brief die Seinen zur Herausgabe, die gegenwärtig vor uns liegt. Diese Poesien verrathen zwar eine gewisse Biederkeit und Einfachheit, allein sie haben ungemein wenig Originalität und heben sich nur ganz ausnahmsweise über die Mittelmäßigkeit empor. Man sieht, daß Alles wohlgemeint ist, daß der Verf. Gefühl für Vaterland, Liebe für alles Hohe und Edle, für Pflicht und Ehre, Treue und Freundschaft hat; aber wahrhaft dichterisch angeregt ist sein Gefühl nur selten: die Wärme kommt nur zur Lauheit, die Begeisterung bleibt im leeren Pathos der Worte. Man sieht vielen Gedichten der vorliegenden Sammlung an, daß sie von einem Manne gemacht sind der von dem Leben schon mannichfach gestoßen ist und viele Erfahrungen gesammelt hat, und der seine ruhigen Stunden in den Zeiten des Friedens dadurch sich erheitert, daß er sich mit etwas Geistigem zu beschäftigen sucht und darum Verse macht, reimt. Ja, das letzte Wort bezeichnet so recht eigentlich die ganze Thätigkeit des Verf. Im Allgemeinen lassen sich auch in der keineswegs kleinen Sammlung verschiedene Anklänge und Erinnerungen an andere deutsche Poeten nachweisen; so ist er in dem Gedicht „Wehmuth" weich und zerflossen wie Matthisson (S. 56):

> Im stillen Thal, im Nachtigallenhain,
> Wo mit dem Tag die holde Nacht sich gattet,
> Da weil' ich gern, vom Dämmerlicht umschattet,
> Mit meinem Wunsch und meinem Gram allein.

In dem Gedichte „Brutus und Cassius" (S. 111) sowie den folgenden haben wir die lebhaftesten Anklänge an Schiller; vergleicht man z. B. das Lied an Schiller (S. 136):

> Trauer herrscht auf weitem Erdenkreise,
> Jubel auf Olympos gold'nen Höhen,
> Grabgesänge tönen schmerzlich leise,
> Festeshymnen schallen um Trophäen u. s. w.

mit dem Schiller'schen Gedicht „Freude war in Trojas Hallen", so wird man eine merkwürdige Uebereinstimmung in Form und Diction finden, nur daß hier oft das Schiller'sche Pathos zur leeren Phrase wird. Die Reime fließen zwar leicht, aber der Inhalt ist oft so winzig und unbedeutend, daß man mit Mühe durch die starke Sammlung sich hindurcharbeitet. Der Verf. hat auf jede Sprache ein Sonett gemacht, worunter das auf die deutsche Sprache das beste ist; allein wenn er in gleicher Weise auf alle Theile der Kunst, Musik, Plastik, Malerei u. s. w., auch auf jedes einzelne ein Sonett dichtet, so kann man nicht verkennen, daß ein solches praktisches systematisches Ausbeuten eines Themas auf Kosten der Poesie nur stattfindet. Viele Gedichte leiden auch an großer Breite und Gedehntheit, der Verf. kann nicht fertig werden, er spinnt seine Gedanken zu weit aus, reckt seine Gestalten zu breit aus, sodaß dadurch der Eindruck verloren geht den eine knappere Fassung hervorgebracht hätte, und namentlich hat er gar viele abstracte Themas sich gewählt, wie „An die Menschlichkeit" (S. 223):

> Holde Tochter edler Herzensgüte,
> Liebevolle, sanfte Menschlichkeit,
> Die des Mitleids zarte Himmelsblüte
> Auf des Lebens Dornenpfade streut u. s. w.

die eben ihrer Natur nach sich nicht zum concreten Bilde, zur poetischen Anschauung eignen. Die gute Absicht, die reine Gesinnung läßt sich übrigens nirgend verkennen, und Das kann uns für manchen trockenen Vers etwas wenigstens entschädigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch Friesland, Holland und Deutschland im Sommer 1845. Von K. J. Clement. Kiel, Schröder. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir kennen den Verf. aus seinen „Reisen in Irland"*) als einen sehr gelehrten, aber nicht eben sehr geschmackvollen Touristen, voll der eigenthümlichsten und sonderbarsten Ansichten, welche durch eine barocke und fremdartige Ausdrucksweise oft noch seltsamer und widersprechender erscheinen als sie schon an sich sind. Der gelehrte und freimüthige Doctor aus Kiel mishandelt unsere Sprache oft wunderbar um uns Deutschen allerhand Empfindlichkeiten zu sagen — es ist oft als spräche er „Friesisch" —, und obwol die Deutschen die wunderbare Eigenschaft haben: es eigentlich gern zu hören wenn man sie abkanzelt, und Den der Dies kurzweg thut nicht selten als ein Genie zu bewundern, so findet der Verf. doch niemals die für solche Zurechtweisungen geeignete Form. Sein Buch macht daher auch in keiner Beziehung einen wohlthuenden Eindruck und entbehrt, einige gelehrte Berichtigungen und Sprachnotizen abgerechnet, aller der Reize welche wir in den Reisebeschreibungen unserer Zeit anzutreffen gewohnt sind. Es ist von der Person des Reisenden zu viel und von den Sachen immer nur in einer ganz speciellen Richtung, die wir nur als eine philologische zu bezeichnen wissen, die Rede; weitere, höhere Gesichtspunkte, Wechsel des Stils, Naturbeschreibung, Reflex der Eindrücke oder Gemüth, mit dem der Deutsche so gern sympathisirt, ist nirgend anzutreffen.

Der Reisebericht beginnt mit einem Durchfluge Holsteins und Hanovers; hier findet der Verf. die altsäxische (so schreibt er) Volksart in der Lüneburger Haide, und scheint uns, seine gelehrten Forschungen z. B. über die Holzschuhe in Ehren, hierbei doch etwas in die Irre gerathen zu sein. Soll einmal von altsächsischer Volksart die Rede sein, so wird diese in ihren heutigen Spuren wol eher um Hellweg — um Soest und Lippstadt — sowie im Münsterschen als in der Lüneburger Haide anzutreffen sein. Das zweite Reisecapitel umfaßt Bremen, Oldenburg und Ostfriesland, von dem wir jedoch nicht viel mehr als Wirthshausrechnungen empfangen. Im dritten Abschnitte beginnt „das holländische Reich", wie der Verf. sagt. Er nennt Gröningen und Leuwarden „prachtvolle Städte", die Viel mit

*) Wir berichteten darüber in Nr. 23 und 24 d. Bl. f. 1847. D. Red.

den englischen Städten gemein haben, führt aber an, daß die Häuser meist einstöckig, niedrig und prunklos sind. Wo nun da wol die „Pracht“ herkommt? Im holländischen Reich, das nach ihm 2800 Mill. Gld. Nationalschulden hat, herrscht allgemeiner Wohlstand — große Nahrungssorgen wie bei uns sind der Bevölkerung fremd, sagt der Verf., die Tagearbeiter sind meistens Deutsche, die hier wie die Irländer in England auftreten. Der Autor kommt dann auf sein Lieblingsthema: sprachliche Vergleichungen, und unterhält uns auf 40 Seiten Nordfriesisch, Bauernfriesisch und Holländisch. Seine Wörterzusammenstellungen, Polyglotten und Volkslieder sind nicht ohne Interesse für das particulaire Sprachstudium. Von allgemeinerm Interesse möchte jedoch nur die Sammlung männlicher Vornamen sein die S. 80 vorkommt; hier in Friesland finden sich die Vornamen: Tako, Jarich, Ale, Abe, Fetsi, Joute, Ruurd, Byke, Edde, Sjoerd (Siwert), Oege, Mame, Libbe, Ulbe, Auke, Jetze, Folkert u. s. w., die im übrigen Germanenthum verschollen sind, ob aber wirklich im Gebrauche, möchten wir doch bezweifeln. „Frieslands Kampf mit seinen Feinden“ nimmt sodann fast ein Drittheil des ganzen Reiseberichts ein, und stellt diese historische Episode, wenn auch mit einiger unhistorischer Vorliebe für das friesische Volkswesen, lehrreich genug dar. Die Oertlichkeiten der Maas-, Rhein- und Schelde-Ausflüsse füllen den folgenden Abschnitt; an der preußischen Grenze findet der Verf. Alles gleich anders, viel schlechter. Weiterhin ärgert er sich sogar über den Adler, den er „a horrible thing“ nennt und sagt: „Preußen ist ausgezeichnet durch seine Flagge und ihre Farben; denn kein anderes Land auf Erden hat solche!“ Merkwürdig! Wir dachten bisher, daß man bei der Wahl der Farben für die Flagge überall danach strebte solche zu wählen die „kein anderes Land auf Erden“ hat! Der Verf. muß Dies eben wol besser wissen. Der Dom von Köln gefällt ihm gar nicht: die englischen Dome, namentlich York-Münster, bieten nach ihm eine viel vollkommenere „Linie der Schönheit“ dar. Bekanntlich kann sich aber der Dom von York mit seinen gedrückten Verhältnissen in der Elevation gar nicht mit dem kölner Dome messen. Auch das Hermannsdenkmal, das nach ihm völlig an unrechter Stelle steht, findet er sehr schlecht gedacht. Ermin, was nach ihm eine ganz andere Bedeutung hat als Hermann, war Sieger über die Römer „in paludibus“, in der Marsch, sagt er. Die Hermannsschlacht wurde doch aber in den „Bergen“ geschlagen! In solchen Dingen zeigt sich nun die Absonderlichkeit in der dieser Reisende sich gefällt; sein Hauptfehler aber besteht in einem abenteuerlichen Durcheinanderwerfen der Gedanken, in einer „Moles indigesta“ von Notizen, die ohne Wahl und Ordnung oft lächerlich genug über die heterogensten Gegenstände dicht nebeneinander stehen. Eine Probe statt vieler mag von S. 227 entlehnt werden. „Das politische Leben“, heißt es hier, „in Norddeutschland ist nicht so rege als in Süddeutschland: die Volksführer (?) sind nicht so energisch und entschlossen, die kernigere Natur des Norddeutschen zeigt dennoch weniger Thatkraft“, und nun in einem Athem weiter: „Der Boden im Innern Norddeutschlands ist schwerer und ergiebiger an Kornarten als der süddeutsche (!); im Norden sind die Einzelnen reicher, in Süddeutschland ist der Wohlstand mehr ein Gemeingut. Im Süden sind die Wege und Landstraßen, auch die Straßen der Städte viel besser; im badischen Rheinthal werden Millionen Centner Tabacke gebaut; der süddeutsche Pflug ist viel leichter als der norddeutsche: man pflügt mit Kühen und Ochsen, die Kühe ziehen an den Hörnern. Die norddeutschen Pferde sind besser, auch die Weiden und das Rindvieh. Wenn die Butter in Süddeutschland nicht mehr kostet als in dem futterreichen Norden, so ist Dies außer allem Verhältniß: manchmal ist der süddeutsche Butterpreis auch 30 Kr.... Diese unnatürlichen Zustände liegen in der Landesverfassung. In Heidelberg standen die Universitätsferien vor der Thür — Gervinus, Schlosser u. s. w.“ Wenn Das nicht ein charakteristisches Wirrsal unverdaulicher und unverdauter Reisenotizen ist, so gibt es keins. 26.

Zur Shakspeare-Literatur.

J. O. Halliwell's neu erschienenes Werk „The life of William Shakespeare, including many particulars respecting the poet and his family never before published“ ist ein schätzbarer Beitrag zu der langen Reihe von Schriften die über den großen Dichter erschienen sind, obgleich sich die Ruhmredigkeit des Titels, welche von „vielen bisher nie veröffentlichten Einzelheiten“ spricht, kaum rechtfertigt, indem wenig mehr als ein paar neue Thatsachen darin mitgetheilt werden. Das Verdienst des Verf. besteht darin, daß er alle auf das Leben und die Umstände des Dichters bezüglichen Urkunden untersucht und verglichen hat, und dieselben ziemlich ausführlich und oft mit buchstäblicher Genauigkeit mittheilt, sodaß er den Bewunderern Shakspeare's das Material darreicht sich selbst nach ihren Ansichten ein Urtheil zu bilden. Von den drei bisher nicht bekannten Einzelheiten welche das Werk mittheilt, betrifft die erste den Vater des Dichters, gegen den, wie bereits bekannt war, ein gewisser Thomas Siche von Arscotte eine Schuldklage auf 8 Pfund anhängig gemacht hatte. Aus Halliwell's Buch erfährt man nun, daß der Proceß zu Gunsten des Beklagten entschieden wurde. Die zweite thatsächliche Neuigkeit ist die Auffindung des Testaments Richard Hathaway's, des angeblichen Vaters Anna Hathaway's, bekanntlich der Frau des Dichters; und die dritte „wichtige, bisher nie veröffentlichte Einzelheit“ ist die Feststellung des Datum an welchem Shakspeare das große Haus zu Stratford gekauft, in dem er wohnte als er seinen letzten Willen niederschrieb. Das ist die ganze Ausbeute langer und mühsamer Forschungen und Untersuchungen. Wem fällt dabei nicht die Faust'sche Kennzeichnung des Bücherwurms ein „der froh ist wenn er Regenwürmer findet“? Und wie Recht hat Hallam wenn er in seiner „Literary history“ äußert: „Alles was unersättliche Wißbegier und die unermüdlichste Aemsigkeit bisher über Shakspeare aufgefunden haben dient eher dazu uns zu täuschen und zu verwirren als auch nur die geringste Veranschaulichung seines Charakters zu gewähren. Nicht das Eintragen seines Namens ins Taufbuch, oder die Abfassung seines letzten Willens, oder die Rechtschreibung seines Namens ist es was wir suchen. Noch ist weder ein Brief von seiner Hand, noch ein Bericht über seine Unterhaltung im Umgang, noch eine von Zeitgenossen irgend ausführlich entworfene Charakterschilderung von ihm vorgebracht worden.“ Alles Andere was die im Uebrigen verdienstlichen Werke Collier's, Halliwell's u. A. über das Leben des Dichters zu Tage gefördert betrachtet Hallam mit Recht als „geringfügige Umstände“. Für Alterthumsmaulwürfe und literarische Kleinmeister sind solche Siebensächelchen freilich köstliche Kleinode. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 154. —— 2. Juni 1848.

Neue Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

3. Neue Gedichte von Moritz Grafen Strachwitz. Breslau, Trewendt. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir begegnen hier einer kräftigen dichterischen Persönlichkeit voll Feuer und Energie, die sich mit Bewußtsein und Entschiedenheit einer bekannten Richtung unserer gesammten Lyrik, der sogenannten socialen und politischen, entgegenstemmt.

So kann ich nicht, wie eure jüngsten Sterne
Die Zwitter vom Roué und vom Propheten,
Den höchsten Gott und dann mein Lieb bewitzeln,
Ich mag euch nicht mit solchem Schmuze kitzeln.

Wenn man auch in dieses einseitige und übertriebene Urtheil nicht einstimmen kann, so wird man doch dem Poeten zugestehen müssen, daß er keineswegs zur reactionnairen Partei zu zählen ist, daß er vielmehr zu den romantischen Naturen gehört, die mit Feuer und Liebe allem Erhabenen in Natur und Geschichte lebendig sich in die Arme werfen, nur ihren eigenen Weg, fern von den Interessen des Tags, gestützt auf die dichterische Kraft der Persönlichkeit, einschlagen. Der Dichter feiert darum auch in einem eigenen Liede die Romantik, das mit der schönen Strophe schließt:

Es schweigt die Welt, die Zweige nicken,
Und leiser athmend pulst der See,
Es fällt ein märchenhaft Entzücken
Mir übers Herz wie Blütenschnee.
Zur Andacht wird der Blätter Plaudern,
Ehrfürchtig liegt die Woge da;
Ha frommes Ahnen, süßes Schaudern;
Heil dir, Romantik, du bist nah'!

Der Poet hat aber auch sein warmes Herz für sein Vaterland, im kecken frischen Liederton feiert er „das Land des Rechtes, das Land des Lichtes, das Land des Schwertes und Gedichtes", die Verse schallen kräftig und klingen melodisch, und manche Ahnung der Zeit und des Volks ringt sich in dichterischer Gestaltung aus der Seele des bewegten Poeten:

Auf den Knien bete, bete,
Daß der Herr dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tataren
Er dich möge treu bewahren;
Denn Sibirien ist gar nah',
Sieh' dich um, Germania!

Der Dichter schleudert seine Lanzen gegen Börsenspeculanten und Ellenkrämer und stemmt sich mit aller Wucht gegen jegliches Philisterthum. Die Begeisterung und Wärme mit welcher Dieses geschieht interessirt uns für den Poeten, und wir empfinden den edeln Zorn mit den er dem Ellenkrämerthum entgegenschleudert:

Ein neuer Drache hütet des Goldes edeln Schein,
Ein neuer Drache brütet und will bestritten sein,
Das ist das Ellenkrämerthum, das jetzt die Welt regiert,
Was Poesie, was Lieb' und Ruhm! Es lacht und speculirt.

Diese frische Kraft macht uns die Sammlung werth und lieb, und auch in den Liebesliedern herrscht fern von aller verweichlichten Sentimentalität Wahrheit und Wärme vor. „Mich freut's", „Deutsche Hiebe", „Mein Leben für ein Lied" sind freie, frohe Ergüsse eines poetischen Geistes, von denen wir blos noch eine Strophe anführen wollen, weil sie in der Gegenwart ihre praktische Bedeutung hat (S. 9):

Mein Vaterland, lieb Vaterland,
Wenn dich die Wälschen drängen,
Und wenn des Reußen freche Hand
Dir deinen Brei will mengen:
Dann auf die Finger unverzagt
Klopf' ihn dir selbst zu Liebe,
Und wenn er schreiend: „Was gibt's denn?" fragt,
So sage: Deutsche Hiebe!

4. Gedichte von Sigismund von Riesbach. Leipzig, Voß. 1848. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. vorstehender Sammlung beansprucht in der Vorrede eine „harmlose" Beurtheilung für seine Phantasieblüten, die nur in „deutsch gemüthlicher und rein poetischer Sphäre Würdigung gewinnen". Es ist kein Grund vorhanden diesen Wunsch des Verf. nicht auszuführen; aber die deutsche Gemüthlichkeit muß doch auch mitunter einen starken Beigeschmack von Langeweile haben, wenn wir sie für alle diese Gedichte vindiciren sollen. „Harmlos" urtheilen wir, wenn wir den Ausspruch thun, daß der Kreis der poetischen Anschauungen in dem diese Gedichte sich bewegen beschränkt ist, ja daß er sich manchmal nur erweitert auf Kosten der Poesie und in das Gebiet der Prosa hinüberschweift; der Humor der in einzelnen Gedichten liegt ist manchmal so gesucht und unnatürlich, daß er in die Abtheilung der „unfreiwilligen Komik" streift. So heißt es in einem

Gedichte, das, beiläufig gesagt, sogar ernst gemeint ist, von einem jungen Pilger, der am Morgen die Straße daherzieht, seine Wünsche nach einem Hüttchen, einem Stückchen Feld ausspricht und die Frage an seine Geliebte richtet: „Holdes Kind, willst du mein Weibchen sein?" daß er die Antwort erhalten habe:

Ach ja, mein Lieber, ja!
Da gäb's kein Hinderniß —
Wär' nur ein Pastor da.

Die am Anfange des Buchs stehenden Lieder „Der Morgen" und „Der Abend" charakterisiren so ziemlich allgemein die ganze Sammlung. Die Bilder sind alt, und diese nicht einmal frisch, sondern matt und verwässert. Es sind zwar hier und da ganz gut gemeinte Gedanken und praktische Vorschläge, wie (S. 21):

In dir selber vernimm hell das Orakel; es spricht:
Gut sei; werde zum Kind, freudig-ergebungsvoll,
Rein ist Alles wenn rein wir selber,
Heilig wenn heilig wir selbst;

aber poetisch sind derlei Sachen doch nie und nimmer. Ref. trägt nicht Lust die Grenzen einer „harmlosen" Kritik, wie sie der Verf. verlangt, zu überschreiten, sonst würde er vielleicht manch hartes Wort noch niederschreiben; aber Das glaubt er doch sagen zu dürfen, daß man vielen der Gedichte die Entstehung in früher Jugend ansieht, daß weder in Bild noch Gedanken, weder in Reim noch in Wort viel Originalität zu finden ist, daß bei denen die uns am meisten zugesagt haben wieder eine ungeheure Breite, die nicht zum Ende kommen kann, kühl läßt und manches Andere die gelegenheitliche Entstehung zur Schau trägt. Die deutsche Gemüthlichkeit hat sich am glänzendsten bewährt, sagen wir, um die harmlose Ausdrucksweise nicht zu verlassen, in den versificirten Anekdoten, von denen wir hier zum Schluß eine Probe geben (S. 224):

Als Prinzessin auf den Bretern
Stand Alwina, von den Wettern
Des Geschickes hart bedrängt.
Und ihr Blick am Himmel hängt,
Und sie rufet zu den Göttern:
„Ach! wann find' ich endlich Ruh'?
Und wann endet all mein Wehe?!"
„„Nimmer Ruhe findest du!""
Schallt es plötzlich von der Höhe,
„„Bis den Schneider du bedacht,
Der die Kleider dir gemacht!""

5. Gedichte von Hermann Scharff von Scharffenstein. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Sammlung ist dem Prinzen von Preußen gewidmet, den der Verf. in dem Zueignungsgedicht den „Stern seines Lebens" nennt: ihm verdankt er Alles, und die Schmeichelei treibt sich in der letzten Strophe bis an die Grenze des Erlaubten. Wahrlich hat man oft nicht Ursache sich darüber zu beschweren, wenn Fürsten sich wirklich für andere Wesen halten, da man ihnen stets und ständig solche Floskeln in das Angesicht sagt:

Dir dank' ich Alles, hoher Fürst! Die Gnade,
Die du in reichem Maße mir gespendet,
Sie war der Sonne Strahl auf dunklem Pfade,
Sie war das Licht vom ew'gen All entsendet. (!)

Das ist doch mehr als poetische Uebertreibung, Das ist Vergötterung, und wer einen Menschen über sich vergöttert, der erniedrigt sich selbst zum Sklaven! Die Sonette welche den ersten Theil des Buchs ausmachen schließen fast alle an äußere Objecte, historische Gegenstände u. s. w. an, und haben dadurch eine gewisse Kühle, weil ihnen der innere warme Strom der wahren Empfindung abgeht, die geistige Wiedergeburt, wodurch das kalte Object erst zur lyrischen Frische hingebracht wird. Die nackte Anschauung, das Bild macht das Gedicht nur dann, wenn dieses vorher durch das Gefühl hindurchgegangen ist, sonst bleiben es nur Gedanken, die zwar für sich Werth haben können, aber nie poetisch genannt werden können. Unter den Sonetten befindet sich eines was an G—z—w überschrieben ist und weiter hinten ein Gedicht an G. und seine Genossenschaft. Unbestreitbar ist hier Gutzkow gemeint; aber ein so vornehmes Naserümpfen, ein so schimpfliches Aburtheilen über einen Mann der bei all seinen Fehlern immerhin in der Literatur der vergangenen Jahre eine bedeutende Stelle einnimmt, werden wir stets in seine Schranken zurückweisen, um so mehr, als es aus persönlicher Gereiztheit hervorzugehen scheint. Es heißt nämlich (S. 103):

Du willst ja nur sammt deinen Schreibgevattern
Mein Erstlingswerk dem frühen Tode weih'n.

Wir werden um so mehr solche persönliche Beziehungen aus der Literatur zurückzuweisen haben, als darin auch nicht ein Funke von Poesie zu finden ist und wir die Lyrik nicht für einen Tummelplatz halten um sein persönliches Müthchen zu kühlen. Besser wäre es darum, die Verse wie:

Du bist fürwahr ein saub'rer deutscher Dichter,
Und hast dein Handwerk mit Erfolg betrieben
Durch schlechter Dramen Alltagsangesichter.
Wie weit bist du vom Helikon geblieben,
Du und der Schmeichler prahlendes Gelichter,
Die mit der Zeit wie Spreu im Wind zerstieben.

wären ganz weggeblieben, als daß man nöthig hätte um dieselben so viele Worte zu verlieren.

Im Gedichte „Der alte Soldat", obgleich wir dasselbe nicht ganz verstanden haben, scheint es als rufe der Verf. den Kaiser von Rußland zum Schutz des deutschen Vaterlandes auf; wir sagen nur es scheint, weil wir nicht glauben können, daß ein deutscher Dichter diese Schmach seinem Volke anthun wird, und doch ist es wirklich so:

O Herrscher im nordischen Staate
Dir ward nicht die Krone geraubt!
Du hast ja weltliche Güter . . .
. . . .
O wahre und hüte die Eichen
Vor thörichter Freiheit Traum!

Im Namen „der Eichen" legen wir hiermit Protest gegen einen solchen Behüter und Bewahrer ein.

In den Balladen ist viel romantischer Spuk, Gespenster, Wunder und dergleichen Dinge angebracht, auch findet sich manches historische Bild darunter; aber

es fehlt der Darstellung das eigentliche Prägnante, wodurch das Bild frisch und lebendig vor unsern Augen heraustritt.

6. Gedichte von Karl Berett. Heidelberg, Fabel. 1847. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Liebe, gewöhnliche Betrachtung der Natur und der Jahreszeiten erschöpfen so ziemlich den dichterischen Inhalt dieses Werks. Der Poet kommt nicht über die Wünsche und das Gelüste der engen beschränkten Subjectivität hinaus; in derselben bewegen sich seine Gefühle und seine Anschauungen. Wenn diese Subjectivität eine reiche bewegte wäre, so könnte man immerhin mit den Aeußerungen derselben sich zufriedengeben; da sie aber nicht viel das Maß des Gewöhnlichen überschreitet, so kann der Eindruck den diese Verse auf uns machen ein nur unbedeutender sein. S. 11 heißt es:

Ich habe von schönen Blumen geträumt,
Von Rosen und von Narzissen,
Ich habe von schönen Augen geschwärmt,
Von rothen Lippen und Küssen.
Auch hab' ich die kleinen Sternlein gelobt,
Den Mond, den bleichen und fahlen,
Auch hat mich der herrliche Tag entzückt,
Der Sonne glänzende Strahlen.
Hab' Himmel und Erde, Wasser und Luft,
Hab' alle gerne besungen . . .

Das wären so ziemlich alle Elemente, ohne daß aber ein solcher Gesang gerade im Stande wäre uns zu befriedigen. Hoffentlich wird das neue politische Leben was über Deutschland hereingebrochen ist für die Folge uns von solcher that- und kraftlosen Poesie befreien; hoffentlich werden die Männer mehr um das Leben und seine Erscheinungen sich bekümmern als in solcher Thatlosigkeit dasselbe verträumen. Das Pathos dieses Poeten ist ebenso wie sein Schmerz übertrieben, gemacht und darum unwahr, und wenn er (S. 13) sagt, „sein Mund müßte Feuer sprühen", wenn er die Gefühle seines Herzens ausdrücken wollte, so ist Dies eine leere Phrase, die füglich auf sich beruhen kann, ebenso wie der Vers (S. 18):

Mein Herz ist eine mächt'ge Hölle,
D'rin Flamme sprüht und zischt.

Das Herz unsers Poeten scheint überhaupt ein reichhaltiges Arsenal von Zerstörungswerkzeugen zu sein: Hölle, Feuer, Zunder (S. 22), wenn wir nicht irren auch Blitze, und man sollte glauben, daß von diesem Feuer wenigstens auch Etwas den Poesien sich mitgetheilt habe; aber Dem ist nicht so, sie sind größtentheils nüchtern und prosaisch. Die Balladen sind ebenfalls unbedeutenden spielenden Inhalts, und wenn man das phrasenhafte Pathos zerschlägt, so bleibt nur Wenig noch für uns übrig.

7. Gedichte von Ludwig Pfau. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1847. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die vorliegende Sammlung gehört rücksichtlich ihres Inhalts unstreitig zu den bessern der neuern Lyrik; allein man darf auch hier nicht, sowie bei der Beurtheilung des größten Theils dieser Gattung der Poesie, verkennen, daß die Bahnen immer noch die alten sind in denen sie sich bewegt, und daß also für den Literarhistoriker späterer Zeit die Einzelnen verschwinden und nur einzelne Gruppen übrig bleiben werden. Die Gedichte Pfau's zeichnen sich durch ihren einfachen, wahren, ruhigen Ton aus, der erhöht wird durch die poetische Wärme welche dieselben durchzieht. Es ist eine behagliche, ruhige Naturanschauung die uns hier entgegentritt und nie ins flache und matte Feld der Phrase sich verirrt. Einzelne Lieder sind ungemein lieblich, sowie überhaupt die ganze Stimmung in den Gedichten eine geläuterte und abgeklärte zu nennen ist, überall eine bewegte, lebendige Empfindung anregend auf uns einwirkt und in den besten der Lieder dem einfachen, treuherzigen Tone des Volksliedes sich annähert. Statt einzelner Beispiele, die sich sehr leicht zahlreich geben ließen, wollen wir das Gedicht „Liebesboten" hier anführen:

Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein;
Es will ihn Alles lind umfassen,
Es will ihm Alles Bote sein.

Die Thäler blüh'n, die Wipfel klingen,
Die Auen grüßen wo er zieht;
Und manche traute Orte singen
Von Liebe ihm ein heimlich Lied.

Und wo er wandelt auf den Wegen,
Lauscht seinem Wunsch das stille Land,
Und bringet Blumen ihm entgegen
Zu einem süßen Liebespfand.

Und Vögel tragen seine Lieder
Auf ihren muntern Schwingen fort;
Und seine Grüße hallen wider
Zum fernen Lieb von Ort zu Ort.

Und Windes Weh'n und Waldes Rauschen,
Die bringen tausend Küsse mit;
So kann er Liebeskunde tauschen
In weiter Welt auf jedem Schritt.

Und selbst des Himmels gold'ne Sterne
Sind seiner Liebe zugethan,
Und ziehen in die dunkle Ferne
Von Herz zu Herzen lichte Bahn.

Und Alles will ihn lind umfassen,
Und Alles will ihm Bote sein —
Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein.

Die verschiedenen Stimmungen des Herzens sind hier zu schönen Liedern gestaltet, und alle Töne der Menschenbrust und des Menschenlebens werden angeschlagen; bald klingen sie schelmisch und neckend, bald wieder ernst und klagend. Ein sinniges Gemüth wird gern bei diesen Gedichten verweilen. Was jedoch diesen Liedern den Hauptvorzug verleiht, das ist die musikalische Form, wodurch sie besonders für Componisten sich empfehlen. Als Beleg wie in manchen Liedern die Ausdrucksweise dem Volkstone sich nähert diene das Lied (S. 131):

Ach scheiden, immer scheiden!
Wer hat denn Das erdacht?
Der hat in meine Freuden
Ein großes Trauern bracht.

Du Wächter auf der Zinnen,
Ruf du den Tag nicht an,
Daß ich nicht muß von hinnen,
Ein Ringlein sollst du han u. s. w.

Besonders findet sich unter den Burschen- und Mädchenliedern manches ganz gelungene; sie sind heiter und voller Humor. Auch finden sich recht treffliche gesellige Lieder, die den Componisten durch einen dankbaren Inhalt, eine melodische Form einladen, ja herausfodern, so z. B. das „Weinlied im Winter" (S. 136):

Zur Winterszeit ein edler Wein,
Der schlürft sich ein gar wonnig;
Kaum ist das erste Glas hinein,
Wie wird uns schon so sonnig;
Uns däucht der Frühling fährt durchs Land,
Das ist ein Blüh'n und Leben!
Und lustig an der Berge Wand
Erwachen schon die Reben.

Die Blätter aus den hinterlassenen Papieren eines Dichters sind etwas zu trübe, und es findet sich darin zu viel Schmerz und zu viel Entsagung. Die Sonette sind wie die Lieder recht sinnig und warm, und der einfache leichte Ton dieses Poeten kommt seinen Balladen besonders zu gut, die mit Recht verdienen in weitern Kreisen bekannt zu werden und sich wie das Lied:

Es reitet ein Reiter vor Liebchens Haus
Und bläst in sein Horn — Trarah!

viele Freunde erwerben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Kunstschöne.

Freunde der schönen Künste werden folgendes Werk: „Réflexions et Menus-propos d'un peintre génevois, ou Essai sur le beau dans les arts, par *R. Töpffer*, précédées d'une notice sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par *Albert Aubert*" (2 Bde., Paris 1848), mit Vergnügen und Interesse lesen. Unter den Stücken welche Töpffer unter dem allgemeinen Titel „Réflexions et Menus-propos" herausgegeben hat führte eins, welches vor ungefähr 15 Jahren erschien, den zweiten Titel: „Traité du lavis à l'encre de Chine." Diesem ersten Buche, worin eben nicht viel von der chinesischen Tinte die Rede war, folgte ein zweites und einige Jahre nachher ein drittes, zu denen jetzt zum ersten male drei neue von weit größerm Umfange als die erstern hinzugekommen sind, und welche zwei Drittheile des ganzen hier angezeigten Werks bilden. Es ist mithin ein fast ganz neues Werk das uns der vor kurzem gestorbene Verfasser vermacht. Trotz der so weit voneinander entfernten Data der verschiedenen Partien des Werks ist es keine Sammlung verschiedenartiger, zusammenhangloser Stücke; es ist ein zusammenhängendes, verbundenes, vollständiges Ganzes, obgleich von Töpffer bestimmt eine letzte Vollendung zu erhalten. Es ist das Abrollen seiner Ansichten über die geliebte Kunst welche seine lebhafte Zuneigung zuerst besessen und dann selbst inmitten seiner literarischen Erfolge bewahrt hatte. Auch der zweite Titel: „Essai sur le beau dans les arts", ist durch die Gründlichkeit und Tiefe seiner Lehren gerechtfertigt. In den gegenwärtigen „Menus-propos" sind zwar sehr verschiedenartige Elemente; aber nun gibt es darin auch eine Abhandlung von dem Schönen in der Kunst, und wir sehen nicht ein unter welchem Vorwande man der Feder welche so poetische Landschaften gezeichnet und die Gabe des Ausdrucks in so hohem Grade besessen hat das Vermögen, die Quellen und die Wirkungen des Schönen zu beschreiben, absprechen sollte. Man würde auf eine seltsame Weise fehlgreifen wenn man sich einbilden wollte, Kunstfragen wären für den Verfasser der „Menus-propos" nur Stoff oder Gelegenheit zu Tableaux, Einfällen und Späßen nach seiner Art. Der Verf. ist Humorist. Die Späße, die Launen, Einfälle und Tableaux fehlen nicht, es ist wahr, und man würde sich einen noch falschern Begriff von dem Buche machen wenn man, ehe man es gelesen, sich eine dicke, sehr gelehrte Abhandlung vom Schönen oder eine Aesthetik nach deutscher Weise mit allen Abscheulichkeiten einer dem Stoffe aufgezwungenen Nomenclatur deducirt darunter vorstellte. Nein; Töpffer hat es wohl verstanden sich von dem Zwecke der Kunst und von den Mitteln mit deren Hülfe die Kunst diesen Zweck verfolgt für sich und Andere Rechenschaft zu geben. Allein er ist nicht ex professo und als Metaphysiker, sondern als Künstler zu Werke gegangen. Das soll nicht heißen ohne Philosophie, sondern mit einer auf Erfahrung gestützten Kenntniß und von einem bewundernswerthen Gefühle der Dinge und der Schönheiten der Kunst unterstützten Philosophie. Er ist nach seiner ihm eigenen Methode verfahren, und es würde ihm unmöglich gewesen sein anders zu verfahren, d. h. mitten durch tausend seinem Gegenstande scheinbar fremde Abschweifungen, die aber nur andere Weisen sind seine Ideen auszudrücken, und die bald seiner Empfindsamkeit, bald seiner anmuthigen Spötterei, bald gesunden und religiösen Gedanken über das Leben Schwung geben. Es ist also allerdings eine Abhandlung vom Schönen, die kein Vorbild hat und keiner andern ähnlich ist: es ist ein besonderes Buch, ein ganz neues und, wir sagen es ohne Bedenken, ein schönes und gutes Buch. Wir haben gesagt, es sei eine Doctrin in diesem neuen Versuche über das Schöne. Ist die Doctrin neu? Darüber mögen Andere urtheilen. Allein zuvörderst zähle man darin auf keine lichtvolle Definition, welche nach so vielen andern das Problem vom Schönen gelöst hätte. Töpffer hält das Problem für unlösbar, und er beweist es nicht ohne einige Streiflichter auf den Gegenstand zu werfen, aus denen er es nicht unterläßt einige Hellungen, wenn auch keine Formel einzubringen. Dieser Beweis ist selbst eine Neuheit, und obgleich derselbe sich, nach dem Verf., auf ganz erbärmliche Gründe, d. h. auf Gefühlsgründe, stützt, so ist es erlaubt ihn ganz gut zu finden, sogar in der Aesthetik; denn ihrem Namen nach ist die Aesthetik die Wissenschaft vom Gefühle des Schönen. Das Schöne ist da, es ist absolut; die Seele fühlt es wenn es sich darbietet; Das ist Alles was man mit Gewißheit wissen kann, und Das ist wol genug. „Nie wird die Hand des Menschen den Schleier heben hinter welchem das zeugende Princip des Schönen strahlt. Uebrigens können wir uns nicht darüber betrüben; denn wenn es Dinge gibt worin das Geheimniß für den Menschen besser ist als die Erkenntniß, so müssen es die sein wo das Streben nach denselben fruchtbarer für ihn ist als der Besitz." Hierauf macht der philosophirende Künstler den Versuch mit einer poetischen Erfahrung um uns von der radicalen Schwierigkeit und der größten Vergeblichkeit des Problems zu überzeugen. Von dem Gipfel wo er sich soeben gestellt hatte für eine andere Erfahrung, sieht er zu seinen Füßen ein prachtvolles Schauspiel sich abrollen; das Schöne der Natur trifft von allen Seiten seine Seele durch das Spiel der Farben und des Lichts, durch die Linien der Landschaft, durch den vorübergehenden Sturm und die nachfolgende Stille des Abends. In letzter Instanz, am Ende seiner Entwickelungen, befindet sich ein neues Princip von selbst festgestellt, nämlich daß „in der Kunst überhaupt und in der Malerkunst insbesondere die Darstellungszeichen deren man sich bedient in hohem Grade conventionnell sind, weil, da sie nur wechseln sollten mit den natürlichen Gegenständen von denen sie die Darstellung sind, sie im Gegentheil mit den Zeiten, den Nationen, den Schulen und den Individuen beständig wechseln". 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 155. —— 3. Juni 1848.

Neue Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

8. Gedichte von J. S. Tauber. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Obgleich in dieser Sammlung manche leichte, melodische Sangesweisen vorkommen, obgleich man fast nirgend auf ein schlechtes Bild, eine harte Form, einen schlechten Gedanken stößt, so bietet dennoch das gesammte Buch uns wenig Momente dar die uns einladen könnten länger bei dem Einzelnen zu verweilen. Es ist Alles glatt, aber auch gewöhnlich; die Gefühle sind eben und ruhig, aber ohne Tiefe; die Bilder den Gefühlen anpassend, aber ohne schlagend und gewählt zu sein. Nehme man z. B. das Gedicht „Romaneska" als Probe (S. 16):

> Wenn in Wellenarme sind
> Sonn' und Tag gesunken,
> Denk' ich, fernes holdes Kind,
> Deiner wollusttrunken,
> Rufe dich voll Sehnen,
> Nenne dich mit Thränen,
> Denke wie im süßen Traum,
> Denke dein und denke kaum.

So wird man in ähnlicher Weise noch viele finden, an denen man just Nichts zu tadeln, aber auch Nichts zu loben findet. Im Allgemeinen ist der vorherrschende Ton spielend und tändelnd, und einzelne Stellen und Bilder haben wirklich einen possenhaften Charakter, etwas unfreiwillige Komik durch zu gesuchte Bilder und Ausdrucksweise; der Humor verkümmert zur Posse, zum schlechten Witze. So ist z. B. S. 95:

> Die jüdische Gemeinde X
> Hat laut den Amtstabellen
> Zwei einen halben Mann sogleich
> Zum Militair zu stellen u. s. w.

eine ganz gewöhnliche versificirte Anekdote, und S. 165 ist das Bild des Herbstes und der Katze doch zum wenigsten ungemein komisch:

> Wie bläst die Herbstwind-Katze
> Das Sommervöglein an,
> Wie spielet ihre Tatze
> So freudig boshaft d'ran.
> Die gelben Federn wallen
> Gepflückt vom Windeshauch,
> Die gelben Blätter fallen
> Leisknirschend von dem Strauch.

Das Bild (S. 177):

> Die Sonne hält erröthend,
> Bevor ins Meer sie kommt,
> Verschämt am Meeresufer
> Vor sich das Wölkchenhemd. (!)

ist so naiv, daß man es fast läppisch nennen könnte. Die erzählenden Gedichte sind ebenfalls nicht von Bedeutung, man liest sie, und stößt weiter an Nichts an, erhält aber auch keinen lebendigen Eindruck; es geht dem Leser wie dem Wanderer der im Sande vorwärts schreitet: nirgend eine Spur die seine Schritte bezeichnet, nirgend ein grüner Strauch auf dem das Auge rasten, aber nirgend auch ein Gegenstand der ihn aufhielte und aufreizte; es ist eine geregelte, ebenmäßige leichte Arbeit, aber ohne Erquickung und Erfrischung.

9. Vermischte poetische Schriften von S. Zirndorfer. Hanau, Edler. 1848. Gr. 16. 1 Thlr.

Die Sammlung enthält schon wie der Titel angibt verschiedene Arten der Dichtkunst, lyrische, dramatische und erzählende Producte, auch viele Gelegenheitsgedichte, deren Zeit aber doch hoffentlich vorüber ist und wofür der Leser dem Verf. nicht weniger dankbar gewesen sein dürfte wenn sie ganz weggeblieben wären, als die Personen welche sie empfangen haben. Da finden sich Gedichte: „Zur Vermählungsfeier des Barons Lionel von Rothschild"; „Zur Feier der goldenen Hochzeit des Freiherrn Amschel Mayer von Rothschild" u. s. w., und wir fragen mit Recht: legt der Verf. etwa ein so großes Gewicht auf dieselben, daß er sie nochmals dem gesammten Publicum zur Kunde bringt, nachdem sie ihm bereits seinen Zweck erfüllt hatten? Wir können Dies weder der Form noch dem Inhalte nach glauben, und das deutsche Volk hat größere Fragen zu lösen, mit wichtigern Dingen sich abzugeben als um die silbernen und goldenen Hochzeiten der Familie Rothschild sich zu bekümmern. Betrachten wir jedoch den Eindruck den die ganze Sammlung auf uns gemacht hat, so läßt sich auch hier wieder nicht verkennen, daß es kein bleibender und tiefer ist, um so weniger, als die Form nicht einmal glatt und abgerundet ist, um daran wenigstens sich halten zu können, und als die gesammten Gedichte mehr

als der Ausdruck eines kühlen raisonnirenden Verstandes denn als die Ergießung eines begeisterten poetischen Herzens sich darstellen. Der Verstand kann dem poetischen Producte keine Wärme verleihen, und wenn er noch so sehr sich abmüht, und wenn es ihm auch hier und da gelingt durch seine Absicht diesen Mangel zu verbergen, so schaut doch auch oftmals hier und da die poetische oder wenn man will die prosaische Blöße heraus. So heißt es (S. 30) in dem Gedichte „Zum neuen Jahre" in der zweiten Strophe:

> Denn Das steht fest, daß was dahin gegangen
> Nie wiederkehrt in dieses Daseins Räume.

Wer in aller Welt fühlt hier nicht die nackte Prosa, den kühlen Verstand heraus, abgesehen sogar davon, daß der ganze Gedanke ein Gemeinplatz ist? Aehnliche Stellen finden sich noch mehr und treten um so greller hervor, als der Verf. stark am Weltschmerz zu leiden scheint, der bei ihm keine Wahrheit hat und nur als Product der Nachahmung angesehen werden kann (S. 37):

> Zwar jung an Jahren, alt durch das Geschick,
> Ist längst erloschen meines Glückes Stern.

S. 61 stellt sich diese Zerrissenheit noch stärker heraus:

> Keine Hoffnung und keinen Glauben,
> Keinen Trost und ach — kein Glück —

sowie S. 65:

> Oed' ist's mir im Herzen und finster,
> Ach, winterlich frostig und kalt.

Erinnert diese Hauptstimmung schon an verschiedene Muster unserer frühern lyrischen Producte, so ist der Mangel aller Originalität, was Form und Gedanke anlangt, in den Reisebildern noch um so handgreiflicher. Wer denkt nicht unwillkürlich an Heine wenn er die Verse liest:

> In Mainz da hat mich die Trauer begrüßt,
> Kaum war ich dort angekommen,
> Da hatte ich den plötzlichen Tod
> Eines einstigen Liebchens vernommen.
>
> Sie hat sich einem Andern vermählt,
> Und als sie bekam einen Jungen,
> Da hat sie schnell der leidige Tod
> Mit kalten Armen umschlungen.
>
> Die Sache hat mich gegrämt nicht sehr,
> Denn wär' sie mir treu geblieben,
> Ich ginge als Witwer jetzt traurig einher,
> Und würde mich sehr betrüben.

Gewiß Jeder wird lebhaft an ihn erinnert, nur mit dem Unterschiede, daß er die Anmuth und den poetischen Hauch des ungezogenen Lieblings der Grazien vermißt, und daß die Form Heine's hier zur todten Manier geworden ist.

10. Gedichte von L. von Morajn. Berlin, A. Duncker. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Gedichte dieser Sammlung zerfallen in vier Abschnitte: „Natur", „Liebe", „Geschichte" und „Vermischtes". Der Stoff der ganzen Sammlung hat keine poetische Verklärung in dem dichterischen Herzen gefunden; es sind größtentheils nur Darstellungen von Zuständen die über die reine Aeußerlichkeit sich wenig erheben. Es ist wenig individuelle Bestimmtheit die uns für den Autor interessiren könnte, aber auch zu wenig allgemeine Schönheit die das Gedicht als solches uns näher bringen könnte. Der Abschnitt „Natur" hat sich verschiedene einzelne Gegenstände aus diesem Reiche zum Vorwurfe gewählt; es sind jedoch Dies mehr Betrachtungen und Schilderungen, die eigentliche Empfindung geht kalt dabei aus, und doch sind die Farben dieser Schilderungen hinwiederum nicht lebendig und frisch. Der Sturm, das Meer, die Spinne, die Fledermaus, der Leuchtkäfer geben die Anhaltspunkte für diese Poesie, sodaß man weder an einer großartigen Naturanschauung sich erheben noch auch bei dieser Betrachtung im Kleinen länger ausharren möchte. Unter dem Buche „Geschichte" findet sich manch lesbares Gedicht aus allen Zeiten und Völkern; aber auch hier wird uns weder eine besondere Tiefe der Gedanken noch eine Neuheit der Bilder besonders anziehen: es ist viel grau in Grau gemalt; die Gestalten interessiren uns zu wenig, werden uns nicht menschlich nahe genug gebracht, das epische Interesse geht ihnen ab und deshalb sind sie nicht im Stande einen tiefern Eindruck auf uns hervorzubringen. Auch in dem Abschnitt „Liebe" ist Wenig was über das Gewöhnliche hinausragte und mancher Gedanke und manches Bild gar zu spielend und flach (S. 154):

> Ich armer Sangesvogel, wie bin
> Ich schmählich ins Netz gegangen
> Von braunen Locken der Zauberin!
> Doch mußt' ich wol mich fangen,
> Sah ja wie süße Kirschen d'rin
> Die rothen Lippen prangen;
> Nun wird mir nicht einmal der Gewinn
> Den Vögel sonst empfangen,
> Die, stürzen sie auf Schlingen hin,
> Doch auch Kirschen erlangen. (!)

Der Poet liefert uns zur Charakteristik selbst S. 219 einen ganz passenden Zug, wo er sagt, daß er die Gedanken auf Blätter lege die in „ewiger Oede" abgerissen seien, Gedanken „die eine fahle Schöpfung in ihm sprießen". Die Oede und Fahlheit ist aber gerade Das was der Lyriker vermeiden muß und ein echter Lyriker ohne Reflexion auch vermeidet; denn Bestimmtheit, Frische und Leben der Empfindung sind die unerlaßlichen Bedingungen eines guten Gedichts.

(Der Beschluß folgt.)

Das „Quarterly review" über den Umsturz in Frankreich.

Das jüngste Märzheft des „Quarterly review" enthält unter Voranstellung fünf einschlagender Schriften einen Aufsatz über die Französische Revolution vom Februar 1848, welcher in weitern deutschen Kreisen als denen jenes Journal zugänglich zu sein pflegt bekannt zu werden verdient. Ihn ungekürzt mitzutheilen — wie leid es auch thut ihn kürzen zu müssen — verbietet der Raum dieser Blätter. Daß sie selbst durch Aufnahme eines Auszugs sich nicht streng in den Gren-

zen ihres Literaturgebiets halten, wenigstens einen kleinen Schritt in das Gebiet der Politik thun, bedarf Das einer Rechtfertigung, einer Entschuldigung in einer Zeit wo Politik alle Geister beschäftigt, den Reihen der Literatur aufführt und nur in einem von Leidenschaften unbewegten Sprechsaale ruhiges Gehör finden kann? Auf Letzteres hat aber der Verf. jenes Artikels um so vollgültigern Anspruch, als er auch Künftiges in den Bereich seiner Erörterung zieht und bereits vor Jahren ein Prophet der Gegenwart gewesen ist.

„Welche unserer Leser sich entsinnen", heißt es, „oder nachsehen wollen wie wir uns über die wichtigsten, die Revolution vom Juli 1830 betreffenden Schriften geäußert und wie wir über die Veranlassung, den Zusammenhang und die Folgen jenes Ereignisses gedacht haben, die werden gern glauben, daß die Revolution vom Februar 1848 uns mehr Schmerz als Ueberraschung bereitet hat. Wir hegten nie Vertrauen zur Dauer der neuen Monarchie. Sogar ihre wiederholten und für den Moment entschiedenen Siege über die émeutes dünkten uns keine Bürgschaft für den Bestand der Dynastie Orleans. Wir schrieben damals: «Die bittere Arznei der Unterdrückung durch Waffengewalt, von welcher eine einzige Dosis eine legitime Monarchie retten und stärken kann, wird das tägliche Brot eines Usurpators, und ein, zwei, drei, vier oder ein Dutzend solcher blutigen Erfolge, weit entfernt seinem Throne Festigkeit zu geben, machen nur die Stufen desselben schlüpfriger und den Umsturz gewisser.» Als später Ludwig Philipp nach Bewältigung einiger furchtbaren émeutes allen fernern Widerstand gebrochen zu haben schien, sagten wir: «So anomal und im Kampfe mit sich selbst wie gegenwärtig die Dinge sind können sie nicht bleiben. Frankreich muß aufs neue einen Despotismus, eine Republik oder eine Restauration, vermuthlich alles Dreies durchmachen, ehe es unter einer Constitution zur Ruhe kommen kann welche bei der Nation ungetheilte Achtung und vernünftigen Gehorsam findet.» Bei mehren andern Gelegenheiten haben wir dieselbe Prophezeiung höchst ungern wiederholt. Wir beziehen uns darauf, nicht als Beweis besondern Scharfsinns, denn wir zweifeln nicht, daß die meisten denkenden Männer unsers Vaterlandes unserer Meinung waren, sondern weil bei der dermaligen Bewegung aller Geister und bei der allgemeinen Geneigtheit, Volksauflaüfe zur Veranlassung von Stegreif-Constitutionen zu nehmen, es sein Gutes haben kann gegen Reformen im Wege der Insurrection nochmals zu warnen und daran zu erinnern, wie sehr die Erfahrung bestätigt hat was die Vernunft vorausgesehen .... Es ist daher Pflicht gegen Ludwig Philipp und sein Cabinet, es ist eine Pflicht der Wahrheit, anzuerkennen daß nicht falsche Regierungsmaßregeln, nicht fehlerhafte Verwaltungsmaßregeln die jüngste Revolution herbeigeführt haben. Wir fühlen durchaus keine Neigung eine Menge Einzelheiten ihrer Verwaltung die wir früher unverholen getadelt jetzt zu vertheidigen. Aber wir scheuen uns auch nicht es als unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß die Hauptursache des jüngsten Misgeschicks im Princip der Julirevolution, daß die Februarrevolution nur ihre Fortsetzung, daß sie genau dieselbe Revolution ist — blos daß, wie in Shakspeare's «Wintermärchen», zwischen dem einen Acte und dem folgenden 17 Jahre liegen ...."

„Anfangs hörten wir ziemlich von allen Seiten bedauern, daß Ludwig Philipp so blind, Guizot so halsstarr gewesen sei die Concession eines sehr kleinen Maßes Reform zu verweigern und die Monarchie gegen ein Wirthshausessen aufs Spiel zu setzen. Nunmehro dürfte Jedermann eingesehen haben, daß «Banket» und «Reform» mit den Ereignissen ebenso wenig zu thun hatten wie die Flagge eines Schiffes mit der Wirkung seiner Kanonen, daß «Banket» und «Reform» der Odilon-Barrot-Fraction der Opposition nur zum Signal dienen sollten ein Feuerwerk abzubrennen, und daß diese Fraction ebenso erstaunte wie der König und seine Minister, als durch Machination einer dritten Partei das Feuerwerk ein verborgenes Pulvermagazin entzündete, welches nicht blos Alles in seinem Bereich mit furchtbarem Gekrach hoch in die Luft schleuderte, sondern auch in unglaublicher Ferne Verwirrung und Gefahr bringend niederschlug ...."

„Es gab in Frankreich — in der Nation wie in der Deputirtenkammer — (die Pairs zählten für Nichts) fünf Parteien oder politische Farben: die conservative, mit Guizot an der Spitze; ... die constitutionnelle oder dynastische Opposition, so genannt weil sie Feind dem Ministerium, Freund der neuen Dynastie war, geleitet von Thiers und Odilon-Barrot; die legitimistische, angeführt von Berryer; die altrepublikanische... unter Dupont, Arago und Garnier-Pagès in der Kammer, Marrast und dessen Genossen im «National»; fünftens die communistische, weniger eine politische Partei als eine sociale Verbrüderung, ... deren Grundsätze im Druck durch Louis Blanc und die übrigen Mitarbeiter an der «Réforme» und die in der Kammer durch Ledru-Rollin vertreten wurde ...."

„Die Regierung hatte in der Kammer eine wenn auch nicht große, doch feste und genügende Majorität; die Dynastiker beabsichtigten blos die Minister zu stürzen und selbst Minister zu werden; die Legitimisten ergriffen, um das Schwankende und Unsichere der Revolutionsmonarchie darzuthun, jede Gelegenheit dem Usurpator Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu verursachen; die Republikaner und Communisten schlossen sich jedem Versuche an die bestehende Ordnung zu stören, und waren die zwei einzigen einigermaßen mit dem Volke verbündeten Parteien. Insgeheim wirkte jede für sich durch vertraute Kanäle gemeinschaftlich mit der andern. Seit Jahren rüsteten sich Beide zu einer Revolution, deren Ausbruch jedoch erst mit dem Tode des Königs stattfinden sollte .... Je näher dieser Moment kam, desto größer wurde ihr Vertrauen auf ihre Kraft und den Umfang ihrer Rüstungen ...."

„War Dies der Stand der Parteien, so gab es en dehors derselben noch vier höchst wichtige Elemente des politischen Systems: die Armee, die Nationalgarde, das Ministerium und den König. Die Armee, so scheint es, war gesund und loyal, aber ohne Enthusiasmus für den König .... Die Nationalgarde zählte 60,000 Mann, zerfiel aber in eine Menge Bruchstücke .... Das Ministerium war dem Anscheine nach einig und wohlgefugt .... Neuerlich hatte es durch einige Vorkommnisse, obschon nicht unmittelbar davon berührt, in der öffentlichen Meinung verloren; ... doch sind wir überzeugt, daß die Praktiken eines Gisquet, Cubières, Teste und Anderer an der Februarrevolution keinen Theil hatten *) .... Parador wie es hinsichtlich des Königs klingen mag, ist es um Nichts weniger wahr, daß die zu große Uebereinstimmung seines persönlichen Charakters mit den politischen Umständen, in welche eine seltsame, ihm vielleicht selbst nicht sehr willkommene Nothwendigkeit ihn hineingedrängt, seine Sache am meisten schwächte. Er befand sich, wie man zu sagen pflegt, in einer falschen Stellung, und die Richtung seines Geistes, ob von Natur oder als Folge früherer Lebenswechsel, ging dahin das Zweideutige oder Betrügerische seines Thronbesitztitels lieber zu übertünchen und zu bemänteln als zu widerlegen und zu bewältigen. Obwol bekannt mit dem Dasein und der Thätigkeit einer Partei Orleans, haben wir doch Ludwig Philipp von Hinterlist oder auch nur feindseliger Gesinnung gegen seine 1830 ausgewiesenen Verwandten stets freigesprochen, dagegen immer geglaubt, daß er ungerecht an sich selbst gehandelt. Es war ein gefährliches Beginnen eine Aufgabe lösen zu wollen unter Bedingungen von denen jeder minder erfahrene Mann wissen mußte, daß es unmöglich sie zu erfüllen. Liegt es uns auch ob in die andere Wagschale die Schwierigkeiten des Moments zu werfen, den

*) Wenn der Verf. an einer der ausgelassenen Stellen sagt: „Es steht thatsächlich fest, daß Revolutionspatrioten häufig sehr bestechliche Minister werden", so verdient Das Widerlegung oder — Beherzigung.

Hinblick auf das Aeußerste zu welchem eine entzügelte Rotte sich hätte fortreißen lassen können, Rücksichten auf sich und seine Familie, auf den entthronten Zweig derselben und auf Tausende unschuldiger Menschen, — das Beginnen, ob ein Irrthum oder ein Unglück, trug naturgemäße und zwar bittere Frucht. Ludwig Philipp sah sich bald genöthigt, gezwungen, nicht um seiner persönlichen Interessen allein, sondern auch um des Volkes willen das sich seiner Sorge und Führung anvertraut, die sociale Ordnung wider seine ehemaligen Parteigenossen in Schutz zu nehmen und die neuen Institutionen nach Möglichkeit durch eine Reihe von Maßregeln zu festigen die im Widerstreite mit den demokratischen Visionen und Phrasen aus denen sein Regiment hervorgegangen, aber zu seiner Existenz absolut nöthig waren. Hätte er nicht diese contrerevolutionnaire Richtung gehalten, so wäre er schon im December 1830, spätestens im Juni 1832 so gewiß vertrieben worden wie er es im Februar 1848 wurde. Die Männer der jüngsten Revolution und ihre Schmeichler in unserm Lande sagen, er sei vom Throne gestoßen worden wegen siebzehnjähriger Perfidie. Nur vergessen sie, wie bald Diejenigen die ihm Treue geschworen zu Verschwörungen und Aufruhr ihn zu stürzen sich vereinigten. Kann noch ein Mensch zweifeln, daß, wenn er nicht gehandelt wie man ihm jetzt zum Verbrechen macht daß er gehandelt, er den Thron verloren haben würde ehe er ihn 17 Monate oder 17 Wochen innegehabt? Wir unsern Theils sind vielmehr überzeugt, daß, wenn er in dieser letzten Krisis dieselbe Kraft bethätigt hätte wie in jeder frühern, er ihn auch jetzt nicht verloren hätte. Die Zeit konnte die Kraft des Königs brechen, nicht die Kraft der Revolution.... Sie, nicht er war perfid. Die einfältige und berühmte Witzphrase Thiers: Der König herrscht, aber regiert nicht,... ist so gedeutet worden, als habe der König sie als constitutionnellen Grundsatz angenommen, sich zur Befolgung verpflichtet und sein Wort verletzt. Er hat aber weder das Eine noch das Andere gethan. Gerechtigkeit fodert die Anerkenntniß, daß er selbst in seinen zu liberalen Aeußerungen auf dem Hôtel de ville mit keiner Sylbe den Entschluß angekündigt bei der Staatsregierung sich nicht persönlich betheiligen zu wollen. Und fürwahr, sollte Dies nicht das Recht und die Pflicht eines Königs sein, weshalb hatte man eine Revolution gemacht und einen neuen König an deren Spitze gestellt? Sollten Polignac und seine Collegen angeklagt, verurtheilt und bestraft werden weil sie misregiert, welches Verbrechen hatte Karl X. begangen indem er blos geherrscht? Nein, Thiers' mot war entweder barer Unsinn, oder er meinte damit, Könige seien leere Formen, blos Drahtpuppen, an denen Nichts greifbar und wirklich als das Hinderniß welches sie einer guten Regierung in den Weg, und die Last welche sie dem Volke auflegen...."

„Ungeachtet die republikanische Verschwörung die Hauptursache von des Königs Sturze ist, dürfen wir als treue Historiker nicht verschweigen, daß Mehres in seinem persönlichen Verhalten seit 1830 seine Stellung geschwächt hat." Hierher rechnet der Verf. „seine freiwillige Bürgerthümlichkeit, den jährlichen Mummenschanz der Julifeste, die Bloßstellung der Herzogin von Berri, die Befestigung von Paris, die Dotationsfragen, die Ernennung des Herzogs von Aumale zum Befehlshaber in Algier und die spanischen Vermählungen. „Dennoch", heißt es weiter, „stand Ludwig Philipp hoch in der Meinung von Europa, und wir sollten glauben von Frankreich, wegen seines Wissens, seiner Geschäftsordnung, seiner Königsklugheit und namentlich wegen seines Muthes."

Nachdem der Verf. sachkundig erzählt, „wie der voraussichtliche Kampf so unerwartet — gleich unerwartet früh für Die die ihn gekämpft, und für Die die ihn vorhergesehen — sich entzündet", dabei hervorgehoben, daß die Reformfrage keinen wesentlichen Einfluß auf den Ausbruch gehabt, auch das Verbot des Bankets ihn nicht gezeitigt*), besonders aber das Nichterscheinen der Nationalgarde auf das Appelschlagen am 22. Februar der Sache eine ernste Wendung gegeben — „es weckte in den Aufständischen neue Hoffnungen und ermuthigte sie zu kühnen Maßregeln, wirkte jedoch vorzugsweise ungünstig auf den König, der seinen Thron und alle seine Erwartungen auf die Nationalgarde gestützt und dessen angeborene Festigkeit daher durch ihren Abfall erschüttert wurde" — und alles Dies Ursache gewesen, daß der König Guizot entlassen und Molé mit Bildung eines Cabinets beauftragt habe, fährt er fort: „Es wäre mehr als eine Frage der Neugier, ob Ludwig Philipp, indem er seinen Minister opferte, eine Ahnung gehabt, daß er in ihm sich selbst opfere. Sollte bei seiner langen Vertrautheit mit diesen émeutes, ihren eigentlichen Triebfedern und Zwecken, ihm nicht der Gedanke gekommen sein, daß A bas Guizot! und Vive la réforme! nur die Vorläufer seien von A bas Louis Philippe! und Vive la république! — oder war sein Scharfsinn so stumpf geworden, daß er sich einbildete, die Herren Thiers und Odilon-Barrot seien Meister der Bewegung die sie ins Leben gerufen, und Molé werde ihre Mitwirkung erlangen können? Sei Dem wie ihm sei, die Verkündigung des Ministerwechsels that Nichts die Gährung zu stillen, im Gegentheile, sie wurde, wie vorauszusehen, für einen Beweis von Schwäche Seiten des Königs hingenommen...."

„Ehrlich gestanden, verlief sich der Aufruhr in verhältnißmäßiger Ordnung. Er war allerdings in kurzer Frist, aber systematisch in Zweck und Organisation von kalt berechnenden Männern herbeigeführt worden, wobei nicht zu vergessen, daß die pariser Insurrectionstaktik sich vervollkommnet. Die jüngste Schaustellung hatte in demselben Grade weichere und artigere Formen als die vom Juli 1830, in welchem letztere hinter den teuflischen Greueln des August und September 1792 zurückgeblieben war. Dieweil wir nun in nicht weiter Ferne eine nächste Gelegenheit zur Schaustellung erblicken, wünschen wir unsern Nachbarn zu dieser wachsenden Mäßigung Glück und hoffen, daß la grande habitude, ihr Land von unterst zu oberst zu kehren, aus ihren künftigen Versuchen in der Gesetzgebung und Regierung alles Blutvergießen und Plündern verbannen wird.... Indessen verrückt etwas mehr oder weniger Gewaltthätigkeit Seiten des untergeordneten Personals den historischen Gesichtspunkt durchaus nicht, ändert auch nicht die moralische Lehre, die später, wir fürchten nur zu bald, sich ergeben wird. Respice finem."

(Der Beschluß folgt.)

*) „Es ist viel geredet worden, wird es noch über die Inconsequenz der französischen Regierung, nach Gestattung von funfzig Bankets in verschiedenen Theilen Frankreichs das letzte zu untersagen. Das ist der alte Jammer über jegliche Geduld und Nachsicht. Wer den Behörden das Recht abspricht sich überhaupt einzumischen, tadelt sie später, daß sie sich nicht früher eingemischt. Wir antworten darauf: Umstände müssen maßgebend sein. Ein Vergehen gegen das Gesetz — gelegentlich — eng umgrenzt — nicht an sich unmittelbar Besorgniß erregend, mag übersehen, mag sogar, wenn wiederholt, geduldet werden. Es ist das kleinere Uebel, geringer als die Möglichkeit gewaltsamer Auflehnung oder selbst das wegen der Unterdrückung sich erhebende Geschrei. Wird jedoch solche Duldung für Furcht ausgelegt, wird das einzelne zeitweilige Vergehen vervielfacht, zu einer systematischen und dauernden Trotzbietung des Gesetzes verlängert und aus einem kleinen Local, wo die öffentliche Macht sie mit Erfolg überwachen kann, auf die Straßen der Hauptstadt versetzt, wo der unbedeutendste Zufall die ereignißvollsten Resultate herbeiführen kann, dann machen Diejenigen die Das übersehen was eine Unbesonnenheit sein konnte sich keiner Inconsequenz schuldig, wenn sie Das zu unterdrücken suchen was zum Verbrechen geworden ist."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 156. —— 4. Juni 1848.

Neue Lyriker.
(Beschluß aus Nr. 155.)

11. Gedichte von Theodor Creizenach. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 1 Thlr.

Ref. hat bereits vor mehren Jahren schon eine kleinere Ausgabe von Gedichten desselben Verf. kennen gelernt, deren größter Theil in diese Sammlung übergegangen ist. Schon damals konnte man eine gewisse trübe, schwermüthige Stimmung als Grundzug der Gedichte herausfinden; der Verf. zählte damals zur Weltschmerzliteratur mit und scheint auch jetzt noch immer in derselben Bahn weiter zu gehen. Hoffentlich wird die neue politische Entwickelung die Dichter mehr mit sich und dem Allgemeinen versöhnen, sie zu Freude- und Siegeshymnen begeistern, statt sie in die Trauer des Schmerzes zurück zu verscheuchen. Creizenach sagt in der Einleitung:

> Doch bin ich einsam und verstört
> Und Wenig was mir angehört;

es scheint jedoch als ob vorzugsweise bei denjenigen Poeten die zu dem jüdischen Stamme gehören diese Richtung vorherrschend gewesen wäre, wie wir Dies oben auch bei Zirndorfer gesehen haben, und als ob vielleicht die eigenthümliche Stellung dieses Stammes zu unsern deutschen Verhältnissen seither hierauf eingewirkt hätte. Man fühlt bei Creizenach jedoch überall das moderne Bewußtsein heraus, obgleich sein Kraftgefühl (S. 20) so rein materiell ist, daß man eher glaubt einen pommerschen Junker als einen Sänger des Weltschmerzes zu hören. Im Schlachtgesange verkündet der Poet das Morgenroth der neuen deutschen Zeit (S. 41):

> Die Fahne weht, im Sturme klingt
> Das Horn.
> Die Büchse hebt, den Säbel schwingt
> Im Zorn!
> Wir schreiten gern auf Feindes Spur
> Zur Schlacht.
> Wir sterben gern, wenn Freiheit nur
> Erwacht!

Viele Gedichte sind abgerundet und abgeschlossen und zeugen von einem poetisch erregbaren Gemüthe. Eine Prophezeiung, die um so mehr von Bedeutung ist als unsere Gegenwart die Wahrheit dazu geliefert hat, erklingt an Ludwig Philipp (S. 115):

> Zum höchsten Ziele steigt das Volk empor,
> Kein Mächtiger zieht ihm Systeme vor
> Der Menschengeist, der jede Fessel bricht, —
> Erkenn' es nur! — er trägt auch deine nicht!

In einem Liede an Dingelstedt sagt er sehr bezeichnend (S. 156):

> Da du nur aus Knabenlaunen
> Dich dem Freiheitsgeist ergabst;
> Warum soll man heut' erstaunen,
> Daß du dich an Hofgunst labst?

Auch hier finden sich einige, wenngleich nur schwache Anklänge an Heine, z. B. S. 167:

> Nun senkt sich die Sonne, die Liebe wird wach,
> Der Wanderer lehnt an dem Stabe,
> Da klappert die Mühle, da rieselt der Bach,
> Da küßte sein Mädchen der Knabe.
> Und oben im Saale, wie wird mir so weh!
> Da brennen viel wächserne Lichter,
> Da klappert der Löffel, da rieselt der Thee,
> Da loben die Damen den Dichter.

Obgleich manches Gedicht in der Sammlung nicht ohne Wärme und poetischen Hauch ist, so ist doch im Allgemeinen die Schlagweite der dichterischen Kraft eine enge und die Färbung des Ganzen zu allgemein und dadurch oft unbestimmt.

12. Unter der Erde und über den Sternen. Ein Polenschicksal. Von Gottfried Welle. Bonn, Henry und Cohen. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ref. dürfte wol überhoben sein über den poetischen Werth dieses Büchleins viel zu bemerken; er möchte aber über den Stoff selbst einige Worte hier beibringen, da er sich um das Schicksal eines Volks bewegt das im gegenwärtigen Augenblicke seiner nationalen Wiedergeburt entgegengeht. Hoffentlich haben die Polen nun endlich eingesehen, daß es sich nicht mehr um einen Haß gegen Deutschland handelt, wie er in dem letzten krakauer Ereigniß zu Tage kam, sondern daß es gerade die erste und schöne Aufgabe des vereinigten Deutschlands sein wird die Sünden der Vergangenheit wieder gut zu machen; die Nation wird ein Verbrechen sühnen was die Diplomatie an den Polen begangen hat. Die Herstellung eines freien Polens ist nicht allein eine Pflicht Deutschlands, sondern sogar eine Nothwendigkeit, wenn es sich eine starke Vormauer gegen Rußland schafft und dadurch auch seiner

Nationalität entgegengesetzte Elemente ausscheidet, die zu einem Ganzen mit uns sich nie vereinigen können. Die deutsche Politik wird um so mächtiger und fester werden, als sie ganz allein auf sich ruht und nicht fremdartige Nationalitäten in ihrem Schoose trägt.

13. Gulat und Dschadra. Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen von Hugo vom Meer. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 1 Thlr.

Wir haben mit dem Verf. vorerst über mehre Aussprüche und Ansichten, die derselbe in der Vorrede hinstellt, zu rechten. Er sagt (S. 4):

> Ja, ihr Sänger meines Deutschlands,
> Die ihr klagt um deutsche Freiheit,
> Die doch niemals ging verloren —
> Die ihr höhnet Deutschlands Fürsten,
> Die mit väterlicher Sorge
> Streben für der Völkerwohlfahrt . . .

Wenn die Freiheit nicht verlorengegangen ist seit dem langjährigen klar ausgesprochenen Bestreben vieler Regierungen, so lag Dies an ihrer eigenen Zähigkeit und an der Liebe des Volks zu derselben; aber Das kann Jeder zugestehen, daß gerade die Fürsten Viel dazu beigetragen dieselbe zu unterdrücken, indem sie ihre Zeit nicht erkannten oder nicht erkennen wollten. Wol schwankte hier und da in den einzelnen Gauen unsers schönen Vaterlandes eine Zeit lang das Zünglein der Wage zwischen dem freien Volkswillen und der alten Herrschaft; wohin der Sieg sich neigen würde, und wenn Tausende von Bayonneten um den Thron feindselig aufgestellt waren, darüber herrschte bald kein Zweifel mehr. So wird nun erst das Wort dieses Buchs wahr:

> Freiheit weht von unsern Bergen —

was damals noch eine einschläfernde reactionnaire Phrase war, und das andere Wort (S. 6):

> Es ist frei, so weit es Deutsch heißt,
> Frei, so lang es will der Deutsche.

ist Fleisch geworden; der Deutsche, das deutsche Volk hat gewollt, und der Sieg der dadurch entstand hat seine Feuertaufe im Blute der Gefallenen erhalten. Der Verf., weil er nun glaubt, daß damals Alles in Deutschland in schönster Ordnung gewesen sei, führt den Leser in die Berge Kaukasiens, zu den Tscherkessen.

> Dort in stahl'nen Kettenpanzern
> Klopft das echte Männerherz,
> Ehern wie das Erz der Berge,
> Glühend wie der Stahl am Ambos.

Vergessen wir die Verstimmung in die uns das Vorwort versetzte, und folgen wir den schönen Rhythmen in denen der Verf. ein einfaches anziehendes Gemälde aus den tscherkessischen Kämpfen vor uns entrollt. Im Vordergrund zieht sich das Geschick einer Liebe zweier jugendlichen Herzen hin, indessen im Hintergrunde das Schicksal Polens und die Kämpfe jenes Bergvolks bedeutsam in einzelnen Gestalten sich darstellen. Es weht ein frischer kräftiger Geist in der ganzen Darstellung, der sich bald erhebt zum kühnen Schlachtgesang, bald leise nur wie ein Westwind um die Stirn zweier Liebenden fächelt; der bald als Siegesgeschrei ertönt, bald als Klagelied am Grabe zweier liebenden Herzen flüstert. Innigkeit des Gefühls, Wärme der Darstellung läßt sich bei allen Gesängen nicht vermissen und die Form ist anmuthig und gefällig. S. 159 klagt Gulat, der Geliebte Dschadra's, der tödtlich verwundet hingesunken war:

> Sterb' ich, Licht du meiner Seele,
> Dschadra, ohne daß noch einmal
> Deiner Augen heit're Sterne
> Meine Todesnacht erleuchten?
> Darf die Rose deiner Lippen
> Nicht noch einmal in die Brust mir
> Süßen Lebensbalsam hauchen!
> Tönen nicht die Trostesklänge
> Deiner Worte, ach, noch einmal
> Flötenreich mir in die Seele?

Und S. 169 heißt es weiter:

> Da noch einmal wandte Dschadra
> Nach ihm hin ihr brechend Auge
> Und verhauchte, Lipp' an Lippe,
> Ihre Seele in die seine:
> Als ein Harfenklang erbebte
> Ihr gedoppelt Wesen aufwärts!
> Auf zum Lande ew'ger Freiheit,
> Auf zum Throne ew'ger Liebe.

Wir nehmen mit diesen Proben Abschied von einem Gedichte das vermöge seiner Frische und Lebendigkeit Empfehlung verdient, können jedoch nicht umhin die in der Vorrede ausgesprochene Ansicht des Verf. nochmals und entschieden abzulehnen.

J. Gegenbaur.

Das „Quarterly review" über den Umsturz in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 155.)

Ein rascher Blick auf die von der Revolution an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellten Persönlichkeiten — Dupont, Lamartine, Arago, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Marie, Crémieux, Marrast, Flocon, Albert, Blanc, und einige Worte über des Letztern „Histoire de dix ans": ein Schlüssel zu sämmtlichen émeutes von 1830—40 und eine prophetische Erklärung der jüngsten großen Katastrophe — bringen den Verf. zu folgender Aeußerung: „Nicht gegen die Monarchie allein, noch gegen den Monarchen waren Louis Blanc's Batterien gerichtet. Mit Beiden war er fertig. Er hatte ein weiteres, jetzt ein wichtigeres Ziel: die Entthronung der Bourgeoisie.... Da seine frühern Angriffe auf die Bourgeoisie eine Folge ihrer freundlichen Gesinnung für Ludwig Philipp gewesen waren, so hätten wir erwartet, daß, seit die Nationalgarde den Thron geopfert, das Bürgerthum vor den Augen der Revolutionnaire Gnade gefunden haben würde. Aber nein! Die Bourgeoisie ist in ihren Augen ein privilegirter Stand, folglich Louis Blanc's Grundsatz: «Nieder mit der Aristokratie der Mittelclassen!» und Dies das Feldgeschrei der neuen Revolutionsmänner.... So mögen unsere Leser die Zukunft eines Landes ermessen welches keinen König, keinen Adel, keinen hohen Mittelstand, nicht einmal eine Bourgeoisie haben soll. Was bleibt da übrig als die rothe Mütze, die Pike und plündernde Ohnehosen?...."

„Wir glauben annehmen zu dürfen, daß es weder in noch außerhalb Frankreich einen vernünftigen Menschen gibt der sich weismacht, eine auf den von der Provisorischen Regierung programmirten Grundlagen ruhende Constitution könne das Land auch nur sechs Monate lang ruhig und sich selbst in

Geltung erhalten. Was Terrorismus, eine Steigerung des bereits herrschenden Schreckensregiments zu bewirken vermag, läßt sich freilich nicht absehen. Nur zweifeln wir, daß die Bourgeoisie nicht Lebenskraft genug besitzt die Gefahr abzuwenden oder nächstens zu bewältigen. Die Rufe und Träumereien der alten Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft, sind rein abgenutzt, ziehen bei keiner Classe mehr, nicht einmal bei der untersten, die nach Louis Blanc's Paradies verlangt, nach Tagelohn ohne Arbeit. Alle Parteien sind wol aus dem Gröbsten überzeugt, daß sie so viel individuelle Freiheit besitzen als mit der Freiheit Anderer sich verträgt; Gleichheit und Brüderschaft desgleichen, es wäre denn, man verstände darunter das Herabbringen von Mann und Weib auf die niedrigste, wenn auch noch so tiefe Fläche, und eine Gütergemeinschaft bis herab auf ihr letztes Resultat — Schmuz und Hunger. Hoffen wir, daß Frankreich zu civilisirt, seine gebildeten Classen — mit Ausnahme etlicher heißköpfigen Jünglinge und wilden Theoretiker — zu gut unterrichtet und die Masse des Volks zu gutmüthig und ehrlich ist sich lange einer Schreckensregierung zu fügen. Es mag sich vor derselben beugen wie es sich jetzt vor ihr beugt und muthmaßlich vor noch sichtbarerer Tyrannei beugen wird; aber lange kann es zu so unnatürlicher und grausamer Stellung sich nicht niederdrücken lassen....“

„Welcher Grad von Verwirrung und Gewaltthätigkeit aber auch Frankreich bevorstehe — denn nur über den Grad sind wir zweifelhaft — und sollte sogar die Nationalvertretung wie zu vermuthen in die schlechtesten Hände fallen, lange kann die Anarchie nicht dauern. In einem so reichen, so erleuchteten Lande wie Frankreich muß der Geist der Ordnung und das Bedürfniß nach Ruhe unter den Warnungszeichen aus der ersten Revolution bald das Uebergewicht erlangen und irgend eine conservative Regierungsform sich gestalten, unter deren Banner das abgemüdete Volk sich freudig scharen wird. Welcher Art die Form sein wird? Ein Präsident mit einer Legislatur à l'Américaine? Sehr möglich. Wäre Lafayette noch am Leben, würden wir sagen: sehr gewiß. Sollte jedoch die Nationalversammlung, und Das fürchten wir, in ihrem Geiste wie in ihren Bestandtheilen dem Convente gleichen, so wird sie ungern ihrer Gewalt sich entkleiden mögen, wird vielleicht alle Vorgänge des Convents nachzumachen suchen. In diesem Falle ist ein früher und heftiger Parteikampf unvermeidlich, die Rückkehr zur Ordnung eine doppelt schnelle....“

„Sollten sie sich zu einem Präsidenten und einer Legislatur nach dem transatlantischen Vorbilde vereinigen, so kann die Republik von längerer Dauer sein. Daß aber eine solche Verfassung in Frankreich festen Boden gewinnen werde, dünkt uns mehr als unwahrscheinlich. Schon die Natur des Volks, wir möchten fast sagen, die Natur des Menschen steht damit im Widerstreit. Selbst in Amerika würde sie nicht so gewurzelt haben wie sie es hat ohne den Abzugskanal des fernen Westen, wo Unglück, Elend, Täuschung, Unzufriedenheit und thörichter Ehrgeiz Raum finden zu versickern und zu verdampfen. Solcher Raum fehlt in der Alten Welt, und in Frankreich bürgt überdies das Nationaltemperament, daß es nur für die Dauer eines kurzen Versuchs in solcher Weise regiert werden könnte. Was wäre dann die nächste Möglichkeit? Das dürfte einigermaßen von der Dauer und Heftigkeit des anarchischen Sturms und von den eigenthümlichen Umständen abhängen, unter welchen das dem Tode geweihte Schiffchen, die Republik, scheitern und zerschellen wird. Doch mögen wir kaum bezweifeln, daß sie zur Monarchie zurückkehren werden und zwar im Geiste der Charte, welche sie 1830 beschädigt und 1848 in Stücke zerrissen haben. Sie werden dieselbe muthmaßlich wieder zusammenflicken — unsers Bedünkens das Beste was sie thun können. Wer aber wird der Monarch sein?...“

„Es leben gegenwärtig drei Personen deren Familien in den letzten vierzig Jahren den französischen Thron innegehabt: der Herzog von Bordeaux, der Graf von Paris und Ludwig Bonaparte. Vielleicht unterschätzen wir die Möglichkeit des letztern Herrn. Nachdem er aber gesehen, daß wir ihn nicht vergessen, auch die Partei nicht welche ihn als am wenigsten legitimen Candidaten annehmen würde, möge er uns erlauben dem Helden des zahmen Adlers kein Horoskop zu stellen. Demgemäß bliebe die Möglichkeit zwischen dem Legitimen und dem Quasilegitimen, und da stimmen wir unverholen für Erstern, aus Gründen die immer stark waren und denen die jüngste Revolution noch mehr und unabweisbare Stärke gegeben. Kehrt Frankreich zur Monarchie zurück, so geschieht es weil die Nation der Revolutionen müde ist. Zugleich hat sie durch zwei neuere Beispiele gelernt, daß eine sich eindrängende Dynastie den Samen der Auflösung und Unordnung mitbringt. Das Kaiserreich... zerbrach wie ein Spielzeug, lediglich weil es eine Usurpation war,.... und an Ludwig Philipp hat es sich bewiesen, daß persönliche Talente, Privattugenden, Anhänglichkeit eines mächtigen Heers und die scheinbare Zuneigung einer großen Volksmehrheit ihm nicht eine Menge blutiger Kämpfe ersparen konnten, in deren einem, anfangs dem mindest furchtbaren, das Gebäude der Quasilegitimität, an dessen Befestigung er 17 Jahre lang gearbeitet, in einer halben Stunde zerstört wurde.... Und was war es das Ludwig Philipp fehlte? Was kein Muth erobern, keine Schwäche verwirken kann, das erbliche Geburtsrecht der Legitimität. Revolutionsmänner mögen dies Princip verhöhnen, sogar Theoretiker es absurd und unvernünftig nennen; die Weltgeschichte und insbesondere die Geschichte Frankreichs während der letzten 40 Jahre gibt deutlich Zeugniß, daß es fest sitzt in den Herzen der Menschen und unsers Bedünkens auch in ihrer Vernunft.... Das Uebel gegen welches in vorliegendem Falle es gilt sich zu hüten heißt Instabilität, Volkstäuschung und Wankelsinn. Deshalb greifen wir nach dem von der Vorsehung verliehenen Geburtsrechte als nach einem Etwas welches das Volk weder geben noch nehmen kann und das es aus diesem Grunde um so geneigter ist zu verehren.... Sobald daher Frankreich das Verlangen fühlen wird die blutige Revolution in eine constitutionnelle Monarchie ausgehen zu lassen, ist unstreitig der sicherste Weg zu solchem Ziele: die natürlichen und unveräußerlichen Rechte Desjenigen anzuerkennen der dann der Erbe sein wird, wer er auch sei, vom Throne Heinrich's IV. und Ludwig's XIV..... Wäre aber für Heinrich V. die Zeit noch nicht reif, so könnte an den Grafen von Paris als Symbol der Ordnung gedacht werden.... Indessen hegen wir dann die Hoffnung, daß seine Freunde die Klugheit haben würden das gefährliche Anerbieten abzulehnen. Es wäre glücklichsten Falls doch nur eine Vertagung der Schwierigkeit; eine so empfangene Krone ginge bei der Revolution zur Lehn und würde auf seinem Haupte noch lockerer ruhen als auf dem seines Großvaters....“

„Während wir Dies schreiben, wanken die ältesten Monarchien, bangen die klügsten und kühnsten Staatsmänner. Anarchie in mannichfacher Form, aber jede à la mode de Paris, bedroht Europa.... Dennoch vertrauen wir zu Gott, daß in Größe und Umfang der Gefahr das Anzeichen der Sicherheit liegt. Diese Französische Revolution.... ist so ursachelos in ihrem Entstehen, so ausschweifend in ihren Principien, so unpraktisch in ihren Tendenzen, daß sie die Völker nicht verlocken, nur warnen kann. Mit mehr oder weniger Unheil wird sie in Frankreich gänzlich fehlschlagen und wenn geprüft durch die Probe praktischer Erfahrung aufhören nach außenhin furchtbar zu sein. Der Sturm den sie aufgerufen möge die schwere Luft der Völker reinigen. Solche Reinigung thut noth. «Aber Sturm und Erdbeben stören nicht des Himmels Pläne.» Es kann, es wird hier und da in Europa zu beklagenswerthen Auftritten kommen. Ist jedoch das Beispiel Frankreichs die Veranlassung, so wird auch das Beispiel Frankreichs das wirksamste Heilmittel sein.“ 10.

Bibliographie.

Gubitz, A., Der Mensch und die Schönheit. Neue Grundlegung der Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.

Johann Leonard Pfaff, Bischof von Fulda, nach seinem Leben und Wirken geschildert von einem Fuldaer. Fulda, Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Smitt, F. v., Geschichte des Polnischen Aufstandes und Krieges in den J. 1830 und 1831. Nach authentischen Quellen dargestellt. 1ster und 2ter Theil. 2te verbesserte Auflage. Mit 7 Schlachtplänen und 15 Tabellen. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 Thlr.

— — Dasselbe. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Feldzug des Feldmarschalls Paskewitsch in Polen im J. 1831. Mit 9 Schlachtplänen und 16 Tabellen. Ebendaselbst. Gr. 8. 6 Thlr.

(Stolle, F.) Des Dorfbarbiers sämmtliche Werke. Familienausgabe. 1ster und 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Erbschaft in Kabul. Komischer Roman. 1ster und 2ter Theil. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. à 10 Ngr.

Strack, J., Unsterblichkeit und Wiedersehen. In Briefen an einen um seine Geliebte trauernden Freund; zur Beruhigung für Solche, die an Gräbern weinen. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 24 Ngr.

Tobler, G., G. Keller, R. Weber und J. Kübler, Lieder des Kampfes herausgegeben zum Besten der Hinterlassenen der im letzten Kampfe gefallenen eidgenössischen Wehrmänner. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner älter. 8. 1 Thlr.

Der Untergang des Sonderbundes und die Austreibung der Jesuiten durch die siegreiche eidgenössische Armee. Nach den bewährtesten Quellen bearbeitet vom Verf. des „rothen Büchleins." Mit 2 Portraits. Bern, C. A. Jenni Vater. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Verfassungen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, der Freistaaten Pennsylvania und Texas, der Königreiche Belgien und Norwegen, die Bundesverfassung der Schweiz und die Englische Staatsverfassung. Zur Beantwortung der Frage: Ob Republik, ob konstitutionelle Monarchie? Von T. Bromme. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europa's, der Nordamerikanischen Freistaaten und Brasiliens, welche gegenwärtig die Grundlage des öffentlichen Rechtes in diesen Staaten bilden, herausgegeben und erläutert von *F. W. Schubert*. 1ster Band. Grossbritanien und Irland. Nordamerikanische Freistaaten. Frankreich. Königsberg, Samter. Gr. 8. 2 Thlr.

Zander, F., Friedrichs und Bertas Tod. In 10 Romanzen. Königsberg, Samter. 16. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Alsberg, L., Beitrag zur Beantwortung der Frage, ob die Grafschaft zu Waldeck unter hessischer Lehnsherrlichkeit stehe; eine staats- und lehnrechtliche Ausführung; mit besonderer Berücksichtigung der Schrift: „Steht die Grafschaft zu Waldeck unter hessischer Lehnsherrlichkeit? vom Hrn. Prof. Wippermann. Halle 1847." Cassel, Fischer. Gr. 8. 12 Ngr.

An die Altmärker und Magdeburger. Zur Geschichte der Gesetzgebung über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in den ehemals westphälischen Landestheilen des Preußischen Staats. Stettin, Effenbarts Erbinnen. Gr. 8. 3 Ngr.

An die Arbeiter und Arbeitsgeber. Ein wahres Wort in ernster Zeit, von einem Arbeiter. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 1 Ngr.

An meine Landsleute im Liebenwerdaer und Schweinitzer Kreise. (Von Bruno Echtermeyer.) Herzberg, Nicolai. Gr. 12. 1½ Ngr.

An mein Vaterland. Eine Stimme aus dem sächsischen Erzgebirge, als Aufruf zum Achten auf die Zeichen der Zeit. Von R. in Z. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 3 Ngr.

André, R., Berliner Concert. Finale aus der großen Volksoper 1848. In 3 Acten. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Arndt, E. M., Noch eine kleine Ausgießung in die Sündfluth. Berlin. Folio. 1 Ngr.

— — Das verjüngte, oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland, ein Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauers-Mann. Bonn, Marcus. Gr. 12. 3 Ngr.

— — Polenlärm und Polenbegeisterung. Berlin. Folio. ½ Ngr.

Bibra, Freih. v., Freimüthige Beleuchtung der gegenwärtigen Verhältniße des Adels zu Fürst, Bürger und Bauer. Nürnberg, Lotzbeck. Gr. 16. 4 Ngr.

Fröbel, J., Grundzüge zu einer republikanischen Verfassung für Deutschland. Der constituirenden Versammlung vorgelegt. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Monarchie oder Republik? Ein Urtheil. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

Grävell, M. C. F. W., Zu früh und zu spät! Vier Denkschriften an die Könige von Preußen Friedrich Wilhelm III. und IV. Nebst einer Erläuterung. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 12. 20 Ngr.

Habicht, A., Das politische Leben in Anhalt. Eine Reihe von Abhandlungen über constitutionelles Leben, mit Beleuchtung bestehender Mißbräuche rc. 1stes Heft. Einleitung. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Immermann, H., XII Theses des Preußischen Richterstandes zur Erwägung aufgestellt. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 2 Ngr.

Lacordaire, Leichenrede O'Connell's gehalten am 10. Febr. 1848 zu Paris. Wiesbaden, Schellenberg. 8. 4 Ngr.

Lucifer, Das Wahlcomité, das Ministerium und die Geschichte. Berlin, Quien. Gr. 8. 2½ Ngr.

Markull, C. G., Die würdige Haltung, welche wir in dieser tiefbewegten Zeit behaupten müssen. Predigt am Sonntag Okuli 1848 gehalten. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Die deutsche Nationalbewaffnung. Als Beitrag zur Lösung einer der wichtigsten Fragen in den Reformbestrebungen unseres deutschen Vaterlandes. Von Pz. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oesterreich und die Constitution. Politische Fragmente von einem österreichischen Juristen. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 9 Ngr.

Pressel, G., Kurzgefaßte geschichtliche Darstellung der letzten politischen Ereignisse in der Stadt Hanau von ihrem ersten Entstehen bis zur Vollendung des großen Aktes am 12. März 1848. Hanau, Edler. 8. 5 Ngr.

Der Ehrenberg-Krackrügge'sche Prozeß. Vom Anfang bis zum Ende dargestellt, nebst den darauf Bezug habenden höchst interessanten Zeugenaussagen. Nebst einem Anhang: Krackrügge's Triumphzug. Erfurt, Körner. 8. 2½ Ngr.

Raveur, A., Das Corpsleben und seine heutige Stellung auf der Hochschule. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 16. 5 Ngr.

Samter, A., Die gegenwärtige Finanz-Krisis. Königsberg, Samter. Gr. 8. 3 Ngr.

Schmid, U. R., Die Bedeutung der constitutionellen Monarchie kurz dargestellt. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Vortrag über das öffentliche und mündliche Strafverfahren mit Staatsanwälten und Geschworenen. Gehalten im Volksbildungsverein zu Oldenburg. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Wein, L., Nante als Wahlkandidat. Ein Berliner Lebensbild. Grünberg, Levysohn. 8. 2½ Ngr.

Wer eignet sich aus Königsberg zum Volksvertreter? von einer Wahlcommission. Königsberg, Samter. 8. 1½ Ngr.

Wirth, J. G. A., Ein Wort an die deutsche Nation. 1ste bis 4te Auflage. Karlsruhe, Kunst-Verlag. Gr. 8. 5 Ngr.

Ziehl, A., Unsere Credit-Verhältnisse und die Creirung neuer Circulationsmittel. Aachen, Mayer. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 157. — 5. Juni 1848.

Zur Swift-Literatur.

Das Swift-Büchlein, oder Auswahl aus Dr. Jonathan Swift's und seiner nächsten Freunde Aeußerungen von 1691—1740, in chronologisch-biologischer Folge gesammelt und deutsch herausgegeben von Gottlob Regis. Vademecum. Berlin, Duncker und Humblot. 1847. 8. 2 Thlr.

Bei Durchlesung von Swift's Werken hat der durch seine Uebersetzungen und Erläuterungen des Rabelais, des Bojardo und Buonaroti so vortheilhaft bekannte Gottlob Regis in der Roscoe'schen Ausgabe von 1841 die ihm wichtig erscheinenden Stellen bezeichnet, später ausgezogen und übersetzt. So ist das Swift-Büchlein entstanden, dessen Titel nur dann gerechtfertigt erscheint, wenn man seinen Umfang mit den zwei starken Bänden in Royal-Octav welche die Urschrift bilden vergleicht. Es bringt uns keine neue Uebersetzung der allbekannten und durch Uebersetzungen und Bearbeitungen in Deutschland schon vielfach verbreiteten Hauptschriften des großen englischen Satirikers, berücksichtigt vielmehr gerade diese Schriften am wenigsten und theilt aus den unbekanntern Werken, aus Flugschriften, gelegentlichen Aufsätzen, Predigten, Gedichten und Briefen Dasjenige mit was dem Herausgeber zur Erläuterung von Swift's Ansichten und Charakter bezeichnend und auch für unsere Zeit interessant erschien. Auch die Briefe Anderer an Swift, namentlich die von seinen vertrautesten Freunden Pope, Gay, Bolingbroke, werden herangezogen um sein Bildniß so treffend als möglich zu machen. Dieses Bildniß aber soll uns nach des Herausgebers Willen ein Vademecum, ein steter Begleiter durchs Leben sein, und daß es sowol angenehmer und unterhaltender als nützlicher und belehrender Begleiter sein kann, wollen wir von vornherein gern zugestehen.

Ref. gesteht, daß er von Büchern die den Geist eines Schriftstellers in Auszügen aus seinen Werken geben wollen kein großer Freund ist. Die wahre Größe eines Schriftstellers, die eben im Schaffen von Kunstwerken besteht, geht in solchen Auszügen immer verloren, und Schiller erscheint in ihnen nicht größer, ja er kann wol sogar kleiner erscheinen als Raupach oder Auffenberg. Weniger Unrecht geschieht mit solchen Auszügen den Schriftstellern, deren Werke eben als Ganzes, als Kunstwerke keine Bedeutung haben. Was liegt daran, wenn wir den Faden eines Jean Paul'schen Romans verlieren; seine Größe besteht ja im Einzelnen und dieses Einzelne wird in Auszügen desto glänzender hervortreten. Und dennoch glaube ich werden sich auch mit solchen Werken wie dem „Geist aus Jean Paul's Schriften" nur Wenige befreunden, am allerwenigsten wol Die denen es an weiter Nichts liegt als mit einer wohlfeilen Belesenheit prunken zu können; wer Jean Paul liebt, wird sich auch über alle seine Schwächen hinwegzusetzen und zu dem Trefflichen in ihm hindurchzuarbeiten verstehen. In Auszügen würde er oft gerade Das vermissen was ihm werthvoll und wichtig erscheint. Darum mag Jeder Auszüge für sich machen so viel er will; es für Andere zu thun ist ein misliches Ding.

Dies gilt zum Theil auch von unserm Swift-Büchlein. Wer mit Swift's Werken und Leben bekannt ist, wird auch hier so Manches ungern entbehren was ihm zur Beurtheilung seiner Geistesgröße und seiner Eigenthümlichkeiten als Schriftsteller und Mensch von Bedeutung erscheint. Es ist wahr, die vorliegende Auswahl ist mit Fleiß und Sorgfalt gemacht; aber Swift war als Schriftsteller wie als Mensch so eigenthümlich, so durchaus von dem Gewöhnlichen entfernt, daß das Material kaum zu reich sein kann, wenn man ein richtiges Urtheil von ihm bilden will, ohne sich von der Menge von Launen und Wunderlichkeiten — um uns keiner härtern Ausdrücke zu bedienen — bestimmen zu lassen. Wir würden daher Auszüge aus seinen Werken überhaupt misbilligen, wenn nicht ein großer Theil von Swift's Schriften heutzutage fast ungenießbar geworden wäre, weil die Verhältnisse an die er anknüpfte fast unbekannt oder nur dem speciell mit Swift's Zeitalter Vertrauten noch verständlich sind: wenn nicht, wie es bei einem politischen und satirischen Schriftsteller fast immer der Fall ist, so Vieles, nur für seine Zeit Berechnetes jetzt alles Interesse verloren hätte. Schon darum ist es sicher eine dankenswerthe Arbeit, daß der Herausgeber aus diesen Schriften Das was für alle Zeiten mehr oder weniger Geltung hat ausgeschieden und durch eine, wie von ihm zu erwarten stand, treffliche Uebersetzung dem größern deutschen Lesepublicum zugänglich gemacht hat. Und so wird man es auch nur billigen können, daß „Gulliver's travels" und „Tale of a tub", die bekanntesten von Swift's Schriften, hier

verhältnißmäßig nur wenig berücksichtigt worden sind, da es für Jeden ein Leichtes ist sich das aus dem Swift-Büchlein gewonnene Bild des englischen Satirikers aus diesen Schriften zu vervollständigen.

Zu bedauern ist es, daß Hr. Regis aus den Gedichten von Swift, die er mit Recht lebenathmend und unendlich reichhaltig nennt, so wenig aufgenommen hat; gerade in ihnen hat Swift seiner Laune und seinem Witze den freiesten Spielraum gelassen, gerade in ihnen spiegelt sich der geistreiche, launenhafte, spottsüchtige, rücksichtslose Menschenverächter am lebendigsten und treuesten wider. Der naturwüchsige Lakonismus dieser von nächsten Localbezügen wimmelnden Knüppelreime, sagt der Herausgeber, habe der Umbildung zu viel Abschreckendes entgegengestellt. Wir erkennen diese Entschuldigung im Allgemeinen als begründet an, sind aber doch der Meinung, daß die Schwierigkeiten in gar manchem der besten Gedichte Swift's nicht so groß sind, daß sie der Uebersetzer des Rabelais nicht sollte überwinden können.

Das Swift-Büchlein hat zugleich den Zweck das „hundertjährige Befreiungsfest Swift's von irdischer Qual" zu feiern. Was der Grund ist warum das Buch fast zwei Jahre nach Swift's hundertjährigem Todestage (19. Oct. 1745) erscheint, wissen wir nicht; uns aber möge es verstattet sein auch das Unserige beizutragen um von neuem an diesen originellen und merkwürdigen Mann zu erinnern. Auf das vergessene Gute hinzuweisen ist ja nicht minder verdienstlich als auf das neue Gute aufmerksam zu machen.

Sehr wichtig war Swift für seine Zeit als politischer Schriftsteller; von 1710 an schrieb er zu Gunsten der Tories, deren Sache er stets ergeben blieb, eine Reihe politischer Flugschriften, die begierig gelesen wurden und seinen Freunden nicht Wenig nützten. Später in seiner Zurückgezogenheit in Irland nahm er nur von Zeit zu Zeit noch an den politischen Kämpfen Theil, am thätigsten da wo seines Vaterlandes, Irlands, Interesse mit im Spiele war. Diese Irland betreffenden politischen Schriften haben noch heute ihr volles Interesse bewahrt, während Swift's andere politische Flugschriften meist nur noch dem Geschichtsforscher von Nutzen sein können. In seinen berühmten „Buchhändlerbriefen", die ihm den Dank und die Liebe der Irländer erwarben und die Regierung von ihrem in Bezug auf Irland gefaßten Pläne, dieses unglückliche Land mit schlechten Münzen zu überschwemmen, abschreckten, in seinem „Vorschlage zum allgemeinen Gebrauche irländischer Fabrikate in Kleidung und Hausbedarf", und in vielen andern Flugschriften suchte er das arme Vaterland gegen englische Tyrannei zu schützen und ihm aufzuhelfen. Und doch war ihm dieses Land, dessen er sich so thätig annahm, aufs äußerste verhaßt; er nannte es eine Schmach für jeden Mann von Werth dieses Land seine Heimat zu nennen, und betrachtete seine Versetzung nach Irland als ein Unglück. Der grausenvolle Zustand des physischen wie des sittlichen Elends in dem sich das irländische Volk damals befand — und leider ist er noch heute nicht gebessert — war die Ursache dieser Verachtung, die er unzählige male ausspricht. Er sagt (S. 423):

So verdorben England auch ist, ist es doch eine Heiligenversammlung in Vergleich mit Irland. Wir sind Sklaven und Schufte und Narren und. Alle (außer Bischöfe und Beamte) Bettler. Ich glaube die Lappländer und Hottentotten sind kein so elendes Volk wie wir; denn Bedrückung, unterstützt von Gewalt, wird unfehlbar auch sklavische Grundsätze einführen...... Unterdrückte Bettler sind allemal Schufte, und ich glaube, es gibt schwerlich noch Andere unter uns. (Vergl. S. 210.)

Wenn man Swift's Schilderungen von dem Zustande des Landes liest, sollte man glauben heutige Reiseberichte oder Zeitungsberichte über Irland vor sich zu haben. Wir heben nur eine einzige aus (S. 381):

Ich glaube, ich war einmal in Ihrer Grafschaft Tipperary, die wie das ganze übrige Königreich ein nacktes Naturgesicht ist, ohne Häuser noch Anpflanzungen; schmuzige Hütten, elende, zerlumpte, halb verhungerte Creaturen, kaum noch in menschlicher Gestalt. Ein insolenter, ignoranter, despotischer Landjunker auf 20 Meilen Reitwegs zu finden, eine Pfarrkirche zu finden höchstens auf Sommertagsfahrt-Länge, in Vergleich mit welcher eines englischen Bauern Scheune noch eine Kathedrale ist; ein Moor von 15 Meilen Umfang, jede Wiese ein Sumpf und jeder Hügel ein Mischmasch von Fels, Haide und Marschland, und jedes Manns- und Weibsbild, vom Pachter inclusive an bis zum Tagelöhner, unfehlbar ein Dieb und mithin ein Bettler, was auf dieser Insel gleichbedeutende Namen sind. Kein Acker Feld in Irland wird halb so genützt als er tragen könnte, doch ist er immer noch besser cultivirt als das Volk; und alle diese Uebel sind Folgen englischer Tyrannei; so werden es ihre Söhne und Kindeskinder zu ihrem Jammer finden! (Wie wahr!) Sahen Sie jemals ein fröhliches Gesicht unter unserm Landvolke, außer etwa einmal im Jahre auf einem Markte oder an einem Feiertage, wenn ein armer Schelm sich betrunken hatte und die ganze Woche darauf Hunger litt? Sie werden einen sehr andern Bericht von Ihrer Wintercampagna machen, wenn Sie nicht fünf Ellen vor Ihre Thür gehen können ohne bis an die Sattelbänder versumpft zu sein; wenn Ihr Wirth 20 Meilen nach Hefen schicken muß ehe er brauen oder backen kann, und die Nachbarn auf sechs Meilen in die Runde sich zusammenthun müssen um einen Hammel schlachten zu können. Bitte, hüten Sie sich vor der feuchten Luft, und sowie Sie aus Ihrer Schlafkammer kommen, lassen Sie ein Feuer machen das bis zur Nacht brennt. Und trotzdem, wenn ein Strumpf etwa vom Stuhle fällt, können Sie ihn am andern Morgen ausringen. I nunc et tecum versus meditare canoros.

Auf S. 218 heißt es gar:

Ich gestehe, mich ergreift immer eine recht innige Freude, so oft ich irgend eine Sterblichkeit in einem Dorfe oder Kirchspiele höre, wo die Elenden für eine schmuzige Hütte und zwei Reihen Kartoffeln den dreifachen Werth zu zahlen gezwungen sind — zum Stehlen oder Betteln aus Arbeitsmangel aufgezogen —, sie denen sowol um ihrer selbst als um des Staats willen der Tod als das Beste zu wünschen wär'.

Daß der Zustand Irlands noch heute kein besserer, ja eher ein noch schlechterer ist als zu Swift's Zeiten, Das beweist schlagender als alle Gründe, mit wie großem Rechte sich Irland über Englands tyrannische, ungerechte und unbarmherzige Regierung zu beklagen hat. Ein O'Connell mußte erst durch langjährigen unermüdlichen Kampf die einfachsten und natürlichsten Rechte für die Irländer erringen, und eine schreckliche Hungersnoth mußte erst eintreten, ehe die englische Regierung die

Nothwendigkeit einer kräftigen Unterstützung Irlands einsah. Hoffen wir, daß ihre Bemühungen Früchte tragen, und daß in abermals hundert Jahren Swift's Schilderung Irlands keine Wahrheit mehr sei.

Nicht minder thätig denn als politischer Schriftsteller war Swift als Geistlicher durch Schrift und Predigt. Die ungemeine Klarheit und Gemeinverständlichkeit, die fast in Allem herrscht was Swift je schrieb, läßt nicht erwarten, daß er seine geistliche Thätigkeit der eigentlichen Theologie zugewendet habe, und in der That ist er gleich seinem Geistesverwandten Lessing völlig auf die praktische Auffassung des Christenthums gerichtet. Keine Streitigkeiten über Glaubenslehren, keine mystische Versenkung und Verzückung, kein Einlassen auf exegetische Spitzfindigkeiten, überall praktische Verständigkeit, fern von allem Glaubenseifer. „Ich muß mitten unter allen Meinungen", sagt er, „glauben dürfen nach meiner eigenen unparteiischen Vernunft, die ich zu belehren oder zu veredeln berufen bin, soweit meine Fähigkeiten und Gelegenheiten es erlauben", und ferner „behaupten, ein Mensch sei zu glauben verbunden, ist weder Wahrheit noch Menschenverstand". „Ich bin Gott nicht verantwortlich", heißt es an einer dritten Stelle, „für die Zweifel die in meiner eigenen Brust aufsteigen, da sie die Folge der Vernunft sind die er selbst mir eingepflanzt hat." Merkwürdig dagegen ist die echtenglische Beschränkung die er dem freien Glauben auferlegt: „Der Mangel an Glauben ist ein Gebrechen das verhehlt werden sollte, wenn man es nicht überwinden kann." „Jeder Mensch als Staatsbürger sollte sich mit dem Besitze seiner eigenen Meinung im Stillen begnügen, ohne seinen Nächsten irre zu machen oder das Publicum zu beunruhigen." Wenn man diese und ähnliche Inconsequenzen abrechnet, möchte Swift sich mit unsern heutigen Rationalisten, denen es übrigens an Inconsequenzen auch nicht fehlt, recht gut vertragen. Im Uebrigen bleibt Swift als geistlicher Schriftsteller wie als Prediger immer Satiriker. Sein „Beweis, daß die Abschaffung des Christenthums in England, wie die Sachen jetzt stehen, einige Unbequemlichkeiten mit sich führen und vielleicht die vielen guten Wirkungen nicht hervorbringen dürfte die man sich davon verspricht", ist ein Musterstück von Ironie, und als solches mit Recht hier vollständig übersetzt; und kaum gibt es wol eine seiner Predigten in der Swift seiner satirischen Laune nicht mehr oder weniger Luft machte.

Seine Hauptgeltung als Schriftsteller hat Swift daher auch als Satiriker. Schon von Natur zur Satire geneigt trugen seine Lebensschicksale nicht Wenig dazu bei diese Geneigtheit zu erhalten und zu fördern, und wenn sich namentlich in spätern Zeiten Bitterkeit und völlige Menschenverachtung in seine Satire mischten, so tragen sie zum großen Theile die Schuld. Seinem stolzen, unabhängigen Geiste war das Verhältniß der Abhängigkeit, in dem er zuerst zu seinem Oheim, der ihn erziehen ließ, dann zu Sir William Temple stand, unerträglich, und sein nachheriger gezwungener Aufenthalt in Irland war dem an England Gewöhnten und durch England Verwöhnten so verhaßt, der Umgang den er daselbst fand mit wenigen Ausnahmen so ganz nicht seinen Ansprüchen entsprechend, seine Eitelkeit überdies so gar nicht befriedigt, daß es kein großes Wunder war, wenn der an und für sich reizbare Mann sich allmälig mehr und mehr auf sich beschränkte, und einen Widerwillen gegen die ganze Außenwelt faßte, von dem nur Pope, Gay, Arbuthnot, Bolingbrocke und ein oder ein paar Andere nicht berührt wurden. Wenn er in frühern Zeiten noch lachend über die Thorheiten der Welt spotten konnte, so spottet er nun mit Ingrimm und Bitterkeit und Wenig fehlt, daß ihm die Ansichten über die Menschen die er Gulliver gegen seinen Herrn, den Houghnhum, aussprechen läßt völlig aus der Seele gesprochen wären. Die Ansichten wenigstens die er sonst an verschiedenen Orten über die Welt und die Menschen ausspricht lauten nicht viel anders. „Ihr müßt einen Jeden nehmen", schreibt er an Sheridan, „und mit ihm umgehen als Schurken ohne ihn so zu nennen, vor ihm zu fliehen oder ihn minder zu schätzen", und an Pope (249): „Ersäuft die Welt. Ich bin nicht zufrieden damit sie zu verachten; ich möchte sie ärgern, wenn ich mit Sicherheit könnte." Aehnlicher Aussprüche finden sich viele.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

1. Die deutschen Auswanderungen. Eine politisch-nationalökonomische Abhandlung von G. Grünewald. Frankfurt a. M., Keßler. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Erst jüngst haben wir unter der Rubrik „Zur Tagesliteratur" eine Reihe von deutschen Auswanderungsschriften besprochen, aber wie die deutsche Auswanderung nicht mehr in ihren mächtigen Strömen stockt, so scheint endlich auch die deutsche Presse diesem so lange vernachlässigten, wichtigen Gegenstande eine ausdauernde Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen. Die Gründe und Wirkungen der deutschen Auswanderung werden besonders mannichfach untersucht, und es werden darüber die verschiedensten Ansichten laut, denn die Acten sind noch nicht spruchreif geworden. Was nun die vorliegende kleine Schrift anlangt, so müssen wir von vornherein erklären, daß wir in dem Punkte auf welchen der Verf. den größten Nachdruck legt gerade einer entgegengesetzten Meinung sind. Es ist das bekannte, süddeutsche Schutzzollied welches wir hier auf die deutsche Auswanderungsfrage angewendet sehen. In dem Mangel an Schutz für die „deutsche Manufactur- und Handelsindustrie" will der Verf. einen Hauptgrund für die deutsche Auswanderung erkennen, und er wärmt sogar das Schreckbild der Handelsbilanz auf, welches schon durch Adam Smith glänzend aus dem Felde geschlagen wurde, aber namentlich noch in süddeutschen Köpfen spukt. Es gehört die ganze Blindheit eines Schutzzöllners dazu, wenn der Verf. behauptet: „daß Deutschland die Naturproducte der Tropenländer und die Manufacturproducte Englands auf eine unproductive Weise consumirt", und daß wir dem „Auslande gegenüber in die Abhängigkeit eines Schuldners gerathen, wenn wir nicht zur Zahlung unserer Importen neue Tauschwerthe hervorbringen". Leutchen wie der Verf. wollen nicht einsehen, daß die deutsche Industrie fortwährend Tauschwerthe erzeugt, ohne gerade unter hohem Schutze Twist zu spinnen, und daß der deutsche Handel productiv beleben kann ohne Differentialzollgesetze. Wir kennen Das und machen hier nur auf den heillosen Irrthum solcher Schutzzöll-

ner aufmerksam, wenn sie behaupten, daß durch die Einführung des Schutzzollsystems neue Werthe und Capitalien geschaffen werden. Das Schutzzollsystem leitet die Arbeit und das Capital nur aus den natürlichen Bahnen in ein künstliches Bett, Millionen an Geld die in Zweigen angelegt sind welche keine Concurrenz mit dem Auslande zu scheuen brauchen, Hunderttausende von Arbeitern welche in diesen Zweigen eine natürliche Beschäftigung finden, sollen auf einen Zweig geworfen werden der sich nur durch unnatürliche Schutzzölle gegen die Concurrenz des Auslandes, welches dieselben Sachen besser und billiger liefert, nothdürftig erhalten kann! Dem Wohle einiger Industrieherren, einiger Zwistspinner u. s. w. soll das Wohl der Masse, dem Vortheil weniger Producenten der billige Preis den alle Consumenten verlangen müssen geopfert werden, der natürliche Ackerbau einer erkünstelten Industrie. Das heißt nur das Proletariat vermehren, Das heißt nicht die inländische Gewerbsamkeit heben, sondern sie nur durch unnatürliche Mittel hinaufschrauben, damit natürliche Erwerbsquellen vertrocknen, und sie selber mit einem male um so tiefer stürzt, Hunderttausende von Proletariern verbreitend. Trotzdem sieht der Verf. darin, daß das Schutzzollsystem in seiner ganzen Härte noch nicht in Deutschland angewendet wird, einen Hauptgrund für die Verarmung und Auswanderung, und er empfiehlt es als Hauptmittel gegen dieselben! So blind ist er gegen die nationalökonomische Praxis, so unwissend in der Theorie zu welcher sich diese Wissenschaft erhoben, so taub gegen das Lebenselement der Gegenwart, daß er aus den Monopolien Venedigs und der Hansa heutzutage den Schluß herzuleiten wagt: es werde der Schutz, das Monopol, das Ausschließen der Concurrenz ein Volk glücklich machen können!

2. Ursachen und Wirkungen der deutschen Auswanderungen im 19. Jahrhundert. Von F. Müller. Rudolstadt, Fröbel. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Klar und populair gibt der Verf. eine gedrängte Geschichte der Auswanderung, speciell der deutschen Auswanderung. Darauf läßt er eine ähnliche Schilderung Nordamerikas folgen. Das ist sehr zweckmäßig, denn eben im geschichtlichen Verlaufe der Auswanderung müssen die Ursachen derselben hervortreten, nicht minder in den Zuständen und Verhältnissen Nordamerikas, welche vielen Hunderttausenden so anlockend erscheinen, daß sie darüber gern die Heimat verlassen. Ueber die Ursachen der Auswanderung sagt er manches kräftige, wahre Wort, und er hat auch einen richtigen Begriff von dem großen Processe der in der europäischen, namentlich in der germanischen Auswanderung vor sich geht. Eine eigentliche „Uebervölkerung" wird indeß schwer angenommen werden; denn für ein Land wie Deutschland muß die Productivität und die mögliche Erzeugung von Werthobjecten als unbeschränkt erscheinen. Je leichter es allen Theilen der Erde gemacht werden wird ihre verschiedenen Ueberschüsse auszutauschen, um so mehr Menschen muß die Quadratmeile tragen können. Nicht in einer absoluten Uebervölkerung, sondern in dem Wirrwarr, in der Engbrüstigkeit unserer socialen, politischen und ökonomischen Verhältnisse liegt der Grund der Auswanderung. Die Auswanderung ist dadurch eine Nothwendigkeit geworden, sie hilft wesentlich zur Lösung der socialen Frage, und sie versucht es im großartigsten Maßstabe die Güter der Erde mit den Kräften auszugleichen, indem sie auf dem neuen Boden diese Kräfte zu großen Capitalien macht, welche den Arbeitern eine sichere Existenz verschaffen und an der großartigen Cultur eines neuen Erdtheils arbeiten. Der Nutzen den Nordamerika in diesem Sinne Europa gewährt kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Es ist nicht blos bewundernswürdig in seinen politischen Institutionen, es erfüllt noch einen größern, socialen Weltberuf. Selbst der crasseste Egoismus des Bruder Jonathan wird diesem großen Weltberufe dienen müssen; denn noch Jahrhunderte werden vergehen können ehe die unermeßlichen Staatsländereien im Westen verkauft und cultivirt sind, ehe die Boden- und Capitalrenten die Arbeit so in Ketten schlagen könnten wie es in Europa geschieht. In Amerika ist noch die Arbeit ein Capital, und die zahlreichen Kinder welche bei uns den Arbeiter und den Staat ruiniren werden dort neue Arbeitsschätze. Die Leichtigkeit des Bodenerwerbs benimmt in Amerika den Fabrikherren die Macht den Arbeitslohn herabzusetzen; denn wenn der Fabrikarbeiter für 80 Dollars 320 Acker Landes kaufen kann, so würde er beim Sinken des Arbeitslohnes lieber durch den Landbau sich und seine Familie ernähren. Hier also bietet Amerika einen großen Schutz für die arbeitende Classe, hier verhindern noch natürliche Zustände die Entwickelung eines europäischen Proletariats, und die einfachen Zustände Nordamerikas haben den Beruf die verwickelten Europas auszugleichen. Winkt jetzt besonders Amerikas Norden, so hat auch schon ein neuer Strom sich nach dem Süden Australiens gewendet; überall ein neues befruchtendes Leben, ein Drängen der Arbeit ihr natürliches Recht wiederzugeben, und auf sie eine neue Existenz zu begründen. Aber das eigentliche Proletariat klebt fest an Europa. Das ist ein wirklicher glebae adscriptus. Das ist weder nach Port-Adelaide noch in die amerikanischen Hinterwälder überzusiedeln. Das verhungert im Herzen Europas um sich immer scheußlicher wiederzugebären. Das zu beseitigen, und wäre sie noch so gut organisirt, wird keiner Auswanderung möglich werden. Dazu bedarf es anderer Mittel, Mittel die vielleicht erst gefunden werden sollen, die aber gefunden werden müssen, wenn man nicht an der europäischen Menschheit verzweifeln soll.

3. Die Colonie Alpina, im nordwestlichen Theile des Staats Neuyork, in landwirthschaftlicher und gewerblicher Beziehung, vorzüglich mit Bezug auf die deutsche Einwanderung und Ansiedelung in dieser Colonie. Mit 2 Kärtchen. Darmstadt, Leske. 1847. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Diese kleine Schrift erschien ursprünglich in französischer Sprache unter dem Titel „Notice sur Alpina" in Neuenburg. Auf den Wunsch Heinrich Zschokke's hat Dr. Malten sie ins Deutsche übersetzt. Sie ist ein ganz werthvoller Beitrag zur Auswanderungsliteratur und insbesondere allen Auswanderern wegen der vielen praktischen Winke und Specialien sehr zu empfehlen. Ihren Hauptinhalt bilden an Ort und Stelle aufgenommene und frisch darstellende Berichte über das glückliche Gedeihen der Colonie Alpina, welche durch Suchard, Favarger u. Comp. in Alpina veranlaßt wird. Angehängt ist ein sehr brauchbares Material für Auswanderer, desgleichen Auszüge aus den bekannten Werken von Michel Chevalier, Tocqueville und Bristed.

F. Caß.

Miscellen.

Der spanische Luther.

Michael Solano, ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, war Pfarrer zu Esco, einem Flecken in Aragonien. Funfzig Jahre lang hatte er seine Zeit zwischen dem Studium der Heiligen Schrift, besonders des Neuen Testaments, und tiefem Nachdenken getheilt. So war er endlich auf ein religiöses System gekommen das dem Luther'schen beinahe in allen Punkten glich. Er arbeitete es auch schriftlich aus und theilte es, nachdem er es in seinen Predigten vielfältig hatte durchschimmern lassen, seinem Bischofe mit und ward dafür — in das Gefängniß der Inquisition gebracht. Dies geschah im J. 1796. Er benutzte zwar eine Gelegenheit zu entkommen, kehrte aber freiwillig in seinen Kerker zurück, zum Beweis, daß er nicht zu widerrufen gesonnen sei, und starb 1805 für wahnsinnig erklärt. Seine Gebeine ruhen im Hofe des Inquisitionsgebäudes zu Saragossa in einem Winkel gegen den Ebro zu.

Freie Uebersetzung.

In der alten pommerschen Bibel sind die bekannten Worte: „Und er soll dein Herr sein" folgendermaßen übersetzt: „Un he schall dek pinigen un dek schloen." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 158. — 6. Juni 1848.

Zur Swift-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 157.)

Swift's Satire ist daher nicht die heiter-scherzende des Horaz, noch die sittlich-entrüstete, niederschmetternde des Juvenal; die Verachtung der Menschen läßt es ihm nicht der Mühe werth erscheinen in Leidenschaft zu gerathen: mit der äußersten Ruhe, stets gleichmäßigem Tone und stets schönem Stile züchtigt er die Thorheiten und Schlechtigkeiten seiner Zeitgenossen, bald in ironischer Inversion, bald geraden Wegs auf die Gegenstände seiner Satire losgehend, bald fein verspottend, bald mit schneidender Höflichkeit, bald mit der schärfsten Verachtung den Gegner verletzend oder vernichtend. Man kann keinen höflichern und doch verletzendern Brief schreiben als der an Lord Carteret ist (S. 240), der einen Brief von Swift unbeantwortet gelassen hatte, keinen voll schneidenderer Bitterkeit als die beiden an den Bischof von Meath (S. 186 und 214), und der an Lord Palmerston (S. 262), keinen Brief von vernichtenderer Grobheit als der „an einen gewissen Squire" (S. 329). Man erlaube mir den ersten dieser Briefe hierherzusetzen.

Es ist über einen Monat, daß ich so kühn war Ew. Excellenz in einer Sache zu schreiben woran die Wohlfahrt dieses Königreichs höchlich betheiligt ist. Ich schrieb auf den Wunsch mehrer angesehenen Personen hier, denen nicht fremd sein konnte, daß ich die Ehre hatte Ihnen wohl bekannt zu sein. Ich hätte wünschen können, Ew. Excellenz hätten die Herablassung gehabt mir durch einen Ihrer Unterschreiber wissen zu lassen, daß ein Brief eingegangen sei.

Ich bin schon lange aus der Welt geschieden, aber ich habe nicht vergessen was unter Denen vorzugehen pflegte mit welchen ich lebte während ich noch darin war. Und ich kann sagen, daß während der Erfahrung vieler Jahre und vieler Wechsel in den Dingen Ew. Excellenz und noch ein Anderer, der nicht werth ist mit Ihnen verglichen zu werden, die einzigen hohen Personen sind die je auf einen Brief von mir zu antworten abgelehnt haben, ohne Rücksicht auf Geschäfte, Partei und hohe Stellung. Und hätte ich nicht besondere Achtung für Ihre persönlichen Eigenschaften, so würde ich, indem ich diese Klage führe, eine sehr subalterne Rolle zu spielen glauben.

Ich war niemals so submiß um auf meine Bekanntschaft mit Gewalthabern eitel zu sein, und zog immer vor sie eher zu vermeiden, wenn ich nicht gerufen war: noch waren ihre Macht oder ihre Titel ohne Verdienst ein hinlänglicher Grund für mich sie zu cultiviren; wofür ich noch Zeugen genug übrig habe, selbst nach allen Niederlagen die Zeitfälle oder Wechsel von Personen, Grundsätzen und Meinungen unter ihnen angerichtet. Ich weiß nicht wie Ihre Ansichten von sich selbst mit jeder neuen hohen Stellung sich ändern mögen; aber meine müssen dieselben bleiben oder sich zum Schlimmern ändern.

Ich sagte oft einem hohen Minister, den Sie wohl kennen, daß ich ihn darum werth hielt, weil er sich durch die ganze Stufenbahn von Macht und Rang hindurch immer gleich blieb. Ich erwartete eben Dies von Ew. Herrlichkeit und hoffe immer noch, ich werde der einzige Mensch sein der es je anders gefunden hat. Ich bitte Gott, daß er Ew. Excellenz in allen Ihren guten Unternehmungen und besonders in Ihrer Verwaltung dieses Königreichs leiten möge. Ich werde Sie nicht mehr behelligen, sondern verharre u. s. w.

Swift verfolgt häufig Personen und Verhältnisse mit seiner Satire die weder in geschichtlicher noch in anderer Hinsicht von Bedeutung für uns sind; bei alledem bleibt des auch für unsere Zeit noch Bedeutenden genug: die Laster und Thorheiten der Menschen bleiben im Großen und Ganzen ja stets dieselben, so sehr sich auch die Form in der sie erscheinen ändern mag. Und so wird man in jeder seiner Schriften Stellen finden die nicht nur als Muster der Satire überhaupt dienen können, sondern auch auf unsere Zeit noch volle Anwendung haben. „Gulliver's Reisen" sind davon Beweis genug.

Am schwierigsten zu beurtheilen ist Swift als Mensch, und die verschiedenartigsten Urtheile sind auch über ihn gefällt worden. Namentlich ist sein Betragen gegen zwei geistreiche Damen, die er unter den Namen Stella und Vanessa gefeiert hat, zur Verurtheilung seines Charakters benutzt worden, und der beredteste Vertheidiger wird ihn hier von Schuld nicht freisprechen können. Beide Damen liebten Swift leidenschaftlich, Beide folgten ihm nach Irland, Beider Liebe nährte er aus Eitelkeit und Beide täuschte er. Seine Härte gegen Vanessa verursachte ihren frühen Tod und Stella's treue Liebe und Anhänglichkeit an ihn blieb ebenfalls unvergolten; wenn es auch wahr sein sollte, daß sie ihm angetraut ward, so hat sie doch niemals für seine Frau gelten dürfen und nie glücklich gelebt. Und doch war er Nichts weniger als ein gewissenloser, hartherziger Mensch, wie unzählige seiner Handlungen und Aussprüche bezeugen können. Aber unbegrenzter Stolz und Eitelkeit einerseits und ein unüberwindlicher Hang zum Witz und zur Satire drängten das Gefühl bei ihm schon frühzeitig in den Hintergrund, sodaß er sich schämte es hervortreten zu lassen. Die Nichtbefriedigung seines Ehrgeizes, vielleicht auch Gewissensbisse machten ihn später zum Menschenverächter; Geiz und körperliche Leiden verbitterten seine Stimmung

noch mehr, bis er in Wahnsinn verfiel, einen Wahnsinn der ganz den menschenfeindlichen Charakter trug; denn in den letzten drei Jahren sprach er fast nie ein Wort mehr. Merkwürdig ist die Ahnung die er schon viele Jahre vor seinem Wahnsinne aussprach: daß sein Geist zuerst absterben würde. Dieselbe Aeußerung findet sich auch in seinem Gedichte auf seinen Tod, einem seiner lebendigsten und besten Gedichte, das er bereits im J. 1731 geschrieben hatte. Da Hr. Regis nur die letzten sechs Zeilen aus diesem interessanten Gedichte mitgetheilt hat, so wird es den Lesern vielleicht angenehm sein wenigstens den größern Theil der letztern Hälfte desselben hier übersetzt zu finden.

Und von Dublin nach London bald
Die Nachricht kommt, daß Swift ist kalt,
Und Lady Suffolk*) eilt zur Stunde
Zur Königin mit dieser Kunde.
Die Königin, voll Gütigkeit,
Ruft: Ist er todt? 'S war wahrlich Zeit.
Todt ist er, nun so laßt ihn ruh'n!
Die Münzen kriegt er nicht mehr nun.
Versprochen hab' ich's, ja! doch wann?
Ich war ja nur Prinzessin dann.
Doch jetzt als Königin-Gemahl,
Das ist doch ganz ein and'rer Fall.

Und nun will ich sogleich euch sagen
Wie die ich liebe mich beklagen.
'Nen Monat grämt sich Pope, 'ne Woch'
Gay, Arbuthnot 'nen Tag nur noch.
St.-John**) auch beißt wol fest die Zähne
In seine Feder, weint 'ne Thräne.
Die Andern achselzuckend sagen:
Es thut uns leid: doch was nützt Klagen?

Denkt ich wär' todt; sobald einmal
Der Club versammelt im Local:
Da schwatzend über Dies und Den
Sie endlich auf mich übergeh'n.
„Der Hof, wenn Fama nicht gelogen,
War dem Dechanten wohlgewogen,
Obwol durch der Satire Strenge
Er Narr'n und Schufte peitscht in Menge.
Niemand kann ihn des Diebstahls zeih'n,
Denn was er schrieb war Alles sein.“
„Ganz anders hört' ich die Historie:
Er war ein ganz verdammter Tory
Und ward, so sagt man ihm noch nach,
Vor seinem Ende geistesschwach.“
Doch der Buchhändler: „Sagt, kann Dessen
Gedächtniß unser Volk vergessen
Der die Tuchhändlerbrief' geschrieben?“
„Wär' er damit zu Haus geblieben.
'S gab bess're Köpfe hundertfach,
Und Nichts an seiner Feder lag.
Zwar für gelehrt war er bekannt,
Doch sein Benehmen war 'ne Schand',
Daß, Satirist in allen Gassen,
Er nie die Welt in Ruh' konnt' lassen,
Und wenn ihm an die Laune kam,
Aufs Korn Hof, Stadt und Land er nahm.
Hat er doch unsern großen Robert***)
Mit seinem Geifer selbst beschnobert,
Ihn, dessen Rathe dankt der Thron
Des Landes Rettung oftmals schon.
Scandal bracht' er die Hüll' und Füll'
In Lügenreisen und Pasquill.
Selbst Priesterrock war ihm nur Spaß
Und Motten gleich er 'nein sich fraß.“
„Mag sein, daß des Dechanten Wesen
Von Spottlust zu erfüllt gewesen,
Daß nie in Zaum er hielt den Spott,
Weil keiner Zeit der Spott so noth.
Wenn's Laster sich noch schämen soll,
Macht's lächerlich und peitscht es wol.
Wenn Das euch ärgert — weß die Schand'?
Er kannt' nicht euch noch euern Stand.
Soll's Laster bleiben ohne Straf'
Weil's ausübt Herzog oder Graf?
Klein war stets seiner Freunde Schar,
Hoch über ihm nicht Einer war.
Kein Narr von Rang und Mischlingsbrut
Die gerne Lord zu sein geruht —
Wo Titel Recht und Macht nicht geben
Und's Peerthum kaum noch fristet's Leben.
Als Schmach wär's ihm erschienen trau'n,
Sollt' solch ein Lump sein Antlitz schau'n.

Nie glaubt' er höchlich sich geehrt
Wenn Peers ihm ihre Gunst gewährt,
Schlich gern sich fort und schwatzte dann
Zum klugen, wenn auch armen Mann.
Gab Fürsten Ehr', die sie verdienen,
Doch niemals hatt' er Scheu vor ihnen.
Er folgte treulich David's Lehr'
Und baute nie auf Fürsten sehr.“
„Armer Dechant! Sein einzig Streben
War ganz als Misanthrop zu leben.
Dies bracht' ihm allgemeinen Haß,
War ihm Das lieb, nun desto baß.
Nicht zücht'gen wollt' er unsere Laster,
Die Zeiten misvergnügt nur haßt' er.
Ließ' man bei Zeiten sich bewegen
An Rang und Gold ihm zuzulegen,
Er wäre wol auch zahm geworden,
Wie and're Brüder seines Orden.
Nach Martyrthum stand nicht sein Sinn,
Mehr sag' ich nicht — weil er dahin.
Was wol sein Nachlaß noch bewahrt?
Sein soll er sehr verschied'ner Art,
Zum Theil in Versen, meist in Prosa;
Flugschriften sicher, schrankenlose,
Geschrieben in den schlecht'sten Zeiten,
Beschön'gend Oxford's Schändlichkeiten,
Und Annen selber Beifall zollend,
Weil stets dem Prätendenten grollend,
Auch manch Pasquill wol da noch liegt
In dem der Hof sein Theil abkriegt.
Vielleicht setzt' er die Reisen fort,
Wo Lüg' ist jedes zweite Wort,
Um treue Ohren mit zu stören,
Doch nicht 'ne Predigt, will ich schwören.“
„Von Swiftes Prosa und Gedicht
Hab' ich kein Urtheil, weiß auch nicht
Was die Kritik für Urtheil fällt.
Doch kaufte stets sie alle Welt.
Er strebte nicht blos zu gefallen,
Nein bessern wollt' er auch vor Allen,
Und hat's nicht immer Frucht getragen,
Ist er dafür nicht anzuklagen,
Die Welt muß allen Tadel tragen.
Er gab dahin sein klein Vermögen
Ein Haus für Narren anzulegen,

*) Lady Suffolk Hofdame der Königin Karolina und Geliebte König Georg's II.

**) St.-John: Bolingbrocke.

***) Robert Walpolle.

Damit euch dies Gestift ermahn',
Es sein kein Land so reich daran.
Und weil ihr nun nicht mehr vor Hieben braucht zu beben,
So dächt' ich, seinem Staub, dem könnt ihr schon vergeben.

Wir schließen diese Anzeige mit zwei Thatsachen, die vielleicht nur den wenigsten unserer Leser bekannt sind: die erste ist, daß Lichtenberg's Ankündigung in Philadelphia's Namen nur Nachahmung einer andern Ankündigung Swift's bei Gelegenheit eines nach Dublin gekommenen Marktschreiers ist (S. 175); die zweite, daß Goldsmith die erste Idee zu seinem allbekannten „Vicar of Wakefield" aus einer Schilderung der englischen Landpfarrer von Swift entnahm, die wir hier zum Schlusse noch mittheilen wollen (S. 344 fg.):

Die Besoldung eines Pfarrinhabers ist in den meisten Theilen des Königreichs spottgering: und dennoch kann dort ein Vicar von 40 Pfund jährlich mit mehr Comfort leben als Einer bei uns (in Irland) mit dem dreifachen Rennwerthe. Denn seine 40 Pfund werden ihm pünktlich ausgezahlt, weil unter 100 Pächtern dort nicht Einer ist der nicht fünf mal mehr im Vermögen hätte als was die Pacht beträgt die er zahlt, und 50 mal mehr als die Summe die für die Zehnten gefodert wird — welche, bei dem geringen Umfange seines Sprengels, der Pfarrer leicht einziehen oder darum sich vergleichen kann. Und wenn sein Betragen und Benehmen mit der Gemeinde leidlich gut ist, wird er wahrscheinlich dann und wann Geschenke von seinen Pfarrkindern, vielleicht auch von seinem Patron erhalten, der, wenn er auch geneigt sein möchte seinen Pastor jezuweilen etwas von obenher anzusehen, sich doch durch etwas Ergebenheit vermuthlich wird besänftigen lassen. Auch kann der Pfarrer in der Regel bei seinem Einzug in die Pfründe auf ein anständiges Wohnhaus und Scheune in baulichem Stande nebst Garten rechnen und einem Acker oder zween zur Gräsung einiger wenigen Kühe und eines Pferdes für sich und sein Weib. Einen Markt hat er wahrscheinlich sehr nahe, vielleicht in seinem eigenen Dorfe. Sein Ephorus wenn er zu ihm kommt erwartet keine Tractamente und höchstens einen Krug Bier und ein Stück Käse. Jeden Sonntag hat er den Trost einer vollen Kirche, besucht von schlichten reinlichen Leuten, die sich gut stehen und seine eigene Sprache reden. Das Land um ihn her ist durchaus bebaut, im Allgemeinen will ich sagen, und gut bevölkert. Keine Diebe braucht er zu fürchten für irgend Etwas außer höchstens für seine Aepfel; denn das Gewerbe des Allerwelt-Mausens ist dort noch nicht so epidemisch wie bei uns. Sein Weib ist wenig besser als Mutter Grethe von Geburt, Erziehung und Kleidern; und was ihn selbst betrifft, von seinem Stammbaume ist auch nicht Viel zu reden. Wenn er der Sohn eines Bauers ist, so reicht er damit vollständig aus, und seine Schwester kann sehr schicklich Kammermädchen bei der Frau des Gutsherrn sein. An Werkeltagen geht er in einem Viehmästerkittel und bedenkt sich nicht seinen Arbeitern in der Ernte zu helfen. Gewöhnlich ist er bedächtig und sparsam und oft besser im Stande eine zahlreiche Familie zu erhalten als manche der unsern mit sogenannten 300 Pfund-Pfarren. Seine Töchter gehen in den Dienst oder auf die Lehre bei der Nätherin im nächsten Städtchen; seine Söhne erlernen ein ehrliches Handwerk. Dies ist der gewöhnliche Lebenslauf eines englischen Landpfarrers von 20—60 Pfund des Jahres.

E. Fiedler.

Le révérend Père Loriquet. Sa vie et ses écrits.

Zwei Geistliche, ein Priester und ein Mönch, haben unter der Restauration einen Einfluß ausgeübt den die Zeitgenossen weit entfernt waren in seinem ganzen Umfange zu würdigen. Beide hüllten sich in ein freiwilliges Dunkel, und wenn es ihnen dennoch nicht gelang unbekannt zu bleiben, so ist Dies eben nur ein Beweis, daß die wirkliche und thätige Gewalt sich nie vollständig verbergen kann, und daß der Ruf stets ihr unvermeidlicher Begleiter ist. Der Abbé Liautard und der Pater Loriquet, jener in der officiellen Welt, dieser in einer niedrigern Sphäre, haben eine Rolle gespielt die im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Historikers verdient. Wir wissen nicht ob die beiden Männer sich gekannt haben, aber sie waren der eine als Denker, als Publicist, der andere als unermüdliches Werkzeug im Dienste einer und derselben Partei, einer und derselben Idee.

Hr. Glarigny, einer der Herausgeber der seit kurzem erscheinenden Monatsschrift „La liberté de penser", deren wir bei einer andern Gelegenheit bereits erwähnten, hat uns in einer sehr interessanten Arbeit ein Gemälde von dem Leben und Wirken des Pater Loriquet, dessen Lehrbücher heute noch in allen Schulen die dem Klerus angehören die Basis des historischen Unterrichts bilden, entworfen, und hierdurch einen gegründeten Anspruch auf die Dankbarkeit Aller gewonnen denen es um eine gründliche Kenntniß von der Wirksamkeit eines Ordens zu thun ist der gerade in unserer Epoche theils durch die Debatten zu denen er in Frankreich Veranlassung gab, theils durch das Schicksal das er ganz neuerdings in der Schweiz sowie in andern Ländern erfuhr die allgemeine Aufmerksamkeit erweckte.

„Es ist nicht unsere Absicht", sagt Hr. Glarigny in der Einleitung, „die Leidenschaften der vorigen Generation wieder anzufachen, wir wollen einen Act der Strenge vielleicht, aber vor Allem der Unparteilichkeit und der Gerechtigkeit ausüben. Die Billigkeit wird uns leicht werden gegen einen Mann der troß seiner Fehler weder des Talents noch des Verdienstes ermangelte, und dessen Irrthümer vielmehr der Gesellschaft deren Mitglied er war zugeschrieben werden müssen. Den Geist dieser Gesellschaft bekämpfen wir, und Nachsicht mit den Individuen kostet uns keine Ueberwindung. Wenige Männer haben, indem sie persönlich vom Publicum unbeachtet blieben, so viele Notorietät erlangt als der Pater Loriquet. Wir bezwecken weniger ihn selbst zu schildern als an seiner Geschichte die unglaubliche Gewalt einer mittelmäßigen, aber mit Ausdauer und Consequenz auf Einen Gegenstand angewandten Intelligenz zu zeigen."

Der beschränkte Raum erlaubt uns nur einige Augenblicke bei den Jugendjahren des Pater Loriquet zu verweilen. Er wurde 1767 zu Epernay, wo sein Vater Lehrer am Collegium war, geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht im älterlichen Hause genossen hatte, bezog er das Collegium zu Rheims um dort seine Schulbildung zu vollenden. „Ein unermüdlicher Schüler, dem der Tag nicht genügte, der Nachts beim Mondschein im Bett arbeitete, von einem musterhaften Betragen, mit einem außerordentlichen Gedächtniß und jener Geschmeidigkeit des Geistes begabt die zu den verschiedenartigsten Studien geeignet macht", durchlief er rasch die Classen des Collegiums, trat in seinem neunzehnten Jahre in das große Seminarium zu Rheims, erhielt 1790 das Diakonat, nahm, um der Nothwendigkeit den Eid auf die Constitution zu leisten auszuweichen, eine ihm angebotene Hauslehrerstelle zu Antwerpen an, und empfing hier aus den Händen des Erzbischofs von Mecheln die Priesterweihe. Als die Franzosen siegreich in Belgien vorrückten, floh er nach Brüssel und von da nach dem Haag, von wo er 1795 unter dem Schutze eines Volksrepräsentanten nach Antwerpen zurückkehrte. Aber schon im folgenden Jahre ward er als Emigrant denuncirt und ins Gefängniß nach Rheims abgeführt, aus dem er nach einer 17monatlichen Haft mit Hülfe einer Frau entkam.

Als er sich ohne Gefahr zu laufen zeigen konnte, gründete er ein Pensionat zu Rheims, welches er bis 1801 leitete. Zu jener Zeit machte er die Bekanntschaft eines der Väter des Glaubens (Pères de la foi), der ihn zum Eintritt in die Congregation und zur Annahme einer Stelle als Studiendirector

in der Secundairschule beredete, welche die Congregation in dem Oratorium zu Amiens gestiftet hatte.*) Von diesem Augenblicke an beginnt die wirkliche Thätigkeit, die eigentliche Laufbahn des Pater Loriquet als Lehrer der Jugend; denn im Oratorium zu Amiens entwarf er den Plan zu jenem Unterrichtssystem das er von Jahr zu Jahr vervollkommnete, und endlich in alle großen Anstalten unter der Restauration einführte.

„Der Fortschritt der Jugend in den Wissenschaften und in der Tugend", sagt Pater Loriquet, „ist der Zweck der Erziehung." Aber was bezeichnete für ihn das Wort Tugend? Der Pater Loriquet war Jesuit: die Tugend bestand also für ihn in der absoluten Hingebung an die römische Kirche, der strengen Orthodoxie der Glaubenssätze, der Unterwerfung des ganzen Lebens, der völligen Abdankung des Willens, in jenem Ensemble von Meinungen das man den Ultramontanismus nennt, und zu gleicher Zeit in einem ausschließlichen Royalismus, der bei dem Pater Loriquet durch die Beschwerden des Priesters, des Parteimannes und des Individuums gegen die Revolution bis aufs Aeußerste gesteigert wurde.

Es handelte sich darum die Mittel nach dem Zwecke zu regeln den man erreichen wollte. Nachdem der Pater Loriquet einen Studienplan in zwei Abtheilungen, von denen die eine die „Vertheilung der Zeit", die andere die „Uebungen" behandelte, entworfen hatte, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Lehrbücher.

„Es war nicht genug, daß Nichts in diesen Lehrbüchern die Ideen bekämpfte welche man der Jugend einpflanzen wollte; es war wesentlich nothwendig, daß diese Ideen unaufhörlich bald unter der einen bald unter der andern Form in den Lehrbüchern den Zöglingen vorgeführt wurden, der Art, daß der Lehrer in seinen mündlichen Vorträgen nicht ihm eigenthümliche Doctrinen oder Grundsätze zu exponiren, sondern nur unbestrittene Axiome zu erläutern schien. J'aime la république hatte zehn Jahre lang der Zögling der Centralschulen abgewandelt, j'aime l'empereur conjugirte der Schüler der Lyceen, j'aime Dieu et le roi sagte der Zögling der Jesuiten, j'aime Dieu heißt es heute in der Toleranz für alle Parteien. Man weiß es nicht genug, daß die Schulbücher den Gegenschlag aller unserer Revolutionen erfahren haben, und daß die Bourbons, die Republik und der Kaiser an demselben Tage an welchem sie verschwanden von den Sprachlehrern in die Acht erklärt wurden. Ohne der Behauptung gewisser Schriftsteller, sie hätten sich um die Erziehung der Jugend durch die ausschließliche Anwendung von moralischen Vorschriften zu Beispielen und Uebungsstücken ein großes Verdienst erworben, nur irgend einen Werth beizulegen, darf man doch glauben, daß Das was in einigen Büchern höchst unbedeutend ist in andern eine gründliche Wirksamkeit haben kann. Eine systematische Wahl der Lehrbücher kann so berechnet werden, daß sich dieselben Ideen und Grundsätze beständig wiederholen, daß eine Doctrin oder Meinung beständig gelobt wird, und daß die republikanischen oder monarchischen Institutionen sich geltend machen."

Der Plan des Pater Loriquet bestand in einer vollständigen Umgestaltung aller Elementarbücher, von den Lehrbüchern der Kinder an bis zu den Leitfaden in den Classen der Rhetorik und der Philosophie, ein Plan zu dessen Ausführung die gemeinschaftliche und vieljährige Thätigkeit Mehrer erfoderlich schien. Der Pater Loriquet schreckte von der Schwierigkeit des Unternehmens nicht zurück, und es gelang ihm, Dank seiner unverwüstlichen Ausdauer, das ebenso langweilige als langwierige Werk allein zu Ende zu führen.

Diese Arbeit beschäftigte ihn während seines zweijährigen Aufenthalts zu Amiens und nachfolgends im Seminar zu Lyon, wo er als Studiendirector angestellt wurde, nachdem in Kraft des Gesetzes über die Congregationen das Gouvernement die Schule des Oratoriums hatte schließen lassen. Wir heben aus seinen zahllosen Schriften nur die hervor welche heute noch in den geistlichen Lehranstalten benutzt werden: Eine chronologische Uebersicht der alten und mittlern Geschichte, eine französische Grammatik, eine Geographie, ein Lehrbuch der Arithmetik, eine Kirchengeschichte in Fragen und Antworten, eine alte Geschichte, eine römische und eine mit Noten versehene Uebersetzung Virgil's. Da der historische Unterricht sich vorzüglich dazu eignet politische und moralische Doctrinen geltend zu machen, so versteht es sich von selbst, daß Loriquet eine ganz besondere Sorgfalt auf seine Geschichtsbücher verwandte. Er überarbeitete sie fortwährend, um sie mit dem Geiste zu erfüllen den er seinen Schülern einflößen wollte.

Im J. 1809 erschien ein kaiserliches Decret gegen die Congregationen, das sämmtliche Priester sich unverweilt in ihre Diöcese zu begeben nöthigte. Diesem Decrete zufolge stellte sich der Pater Loriquet zur Verfügung des Bischofs von Meaux, der ihn mit dem philosophischen Unterricht an dem Seminar beauftragte. Hier war es wo er im October 1811 seine berüchtigte „Geschichte von Frankreich" begann, die er in sechs Monaten zu beendigen gedachte. Aber dieses Werk kostete ihm einen größern Zeitaufwand als er vermuthet hatte, und ward erst im Februar 1813 vollendet. Sobald die Schüler des kleinen Seminars das Manuscript ins Reine geschrieben, kam er um die Erlaubniß ein es drucken zu lassen, was ihm von der kaiserlichen Censur indessen unerbittlich verweigert wurde, und er mußte sich bequemen sein Manuscript ins Schreibpult zu legen. Lange sollte es hier nicht bleiben. Die Bourbons hatten kaum ihren Einzug in Paris gehalten, als die „Geschichte von Frankreich" des Pater Loriquet in die Druckerei geschickt wurde. Sie erschien am 3. Juli, in zwei Bänden wie alle spätern Auflagen, nur daß in dieser ersten Edition die Erzählung mit dem Tode Ludwig's XVI. schließt. Im Monat August wurden die Väter des Glaubens durch einen Delegirten des Generals in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, und der Pater Loriquet verließ das Seminar zu Meaux, um sich nach Paris in das Haus Nr. 18 in der Rue des postes überzusiedeln, welches heute noch die Residenz des Chefs der Provinz Paris ist.

Die Jesuiten etablirten sich von neuem in Frankreich, nur in der Absicht sich der Erziehung zu bemächtigen. Ihr Unmuth war daher kein geringer als das Gouvernement Ludwig's XVIII. die bestehende Gesetzgebung, nach welcher es ihnen nicht gestattet war eine Anstalt unter dem Titel eines Collegiums oder auch nur eines einfachen Pensionats zu gründen, in ihrem ganzen Umfang beibehielt. Der Bischof von Amiens zog sie aus der Verlegenheit, indem er ihnen für eine von ihnen nach Belieben zu gründende Anstalt den Titel seines kleinen Seminars anbot. Der Vorschlag ward mit Freude angenommen, und die Jesuiten mietheten die Abtei St.-Acheul in der Nähe von Amiens. Der Pater Loriquet wurde zum Professor der Rhetorik und zum Director der Novizen ernannt. Unser Verf. verweilt nicht bei dem ersten Aufenthalt der Jesuiten zu St.-Acheul, er bemerkt blos, daß in den Hundert Tagen das Kloster als ein Nest von Fanatikern und Royalisten — so drückt sich der Pater Loriquet selbst in einem Schreiben aus — genannt und scharf überwacht wurde.

Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons begannen die Jesuiten ihre frühern Etablissements wiederherzustellen. Allen zum Muster diente St.-Acheul, dessen Organisation das Werk des Pater Loriquet war. St.-Acheul lehrt uns daher nicht blos den Pater Loriquet, sondern auch die pädagogischen Principien und die Art der Wirksamkeit des Ordens kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Von jetzt an können wir den Pater Loriquet als Jesuiten betrachten, obschon die Väter des Glaubens diesen Namen erst nach der Rückkehr der Bourbons annahmen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 159. — 7. Juni 1848.

Die greisen Schriftsteller Deutschlands.

Friedrich der Große sagt einmal: die Natur scheine, wenn man auf die Lebensdauer des Menschen sehe, denselben eher zu einem Postillon als zu einem Denker bestimmt zu haben. Daß man diesen Satz nicht als ausnahmsloses Gesetz gelten lassen darf, wird zunächst durch das Beispiel des großen Königs selbst, dann aber auch durch vielfache andere Beispiele dargethan, von denen die Literaturgeschichten der einzelnen Völker das Nähere aufweisen. Auch wir Deutsche sind so glücklich zahlreiche Denkmale in der Geschichte unsers Volks zu haben, daß die Innerlichkeit des Lebens durchaus nicht im umgekehrten Verhältniß zur Aeußerlichkeit desselben stehen muß, daß die Steigerung der geistigen Kräfte nicht eine Schwächung der leiblichen nothwendig bedingt. Auf allen Gebieten des Denkens und des Dichtens können wir eine große Anzahl Männer anführen die noch im späten Greisenalter das Wirken ihrer Werke haben schauen können, ja wollen wir ein rein äußeres Zahlenverhältniß aufstellen zwischen den literarischen Berühmtheiten die ein früher Tod dahingerafft, und denen die hochbetagt die Augen geschlossen, so möchte sich eine Mehrheit noch eher zu Gunsten Dieser als Jener ergeben.

Um ein bestimmteres Urtheil darüber zu gewinnen habe ich die letzten drei Jahrhunderte unserer Literaturgeschichte durchmustert. Da man das Jünglingsalter, das Mannesalter und das Greisenalter aber nicht mit einem bestimmten Jahre oder Tage beginnen und abschließen kann, so habe ich die Männer die klangvollen Namens in unserer Literatur sind nach Altersclassen von zehn zu zehn Jahren zusammengestellt.

Die erste Classe bilden diejenigen Schriftsteller welche neunzig Jahre und darüber sind. Dahin gehören:

1.	Terstegen	92 Jahre alt.*)
2.	Spalding	90 „ „
3.	Knebel	90 „ „

*) Die Zahl der Lebensjahre wird hier sowie überall im Folgenden unabhängig von den Geburts- und Todestagen nur nach den Jahreszahlen bestimmt, sodaß der Schriftsteller entweder die angegebene Zahl der Jahre schon durchlebt hat, oder in dem durch die Zahl bestimmten Lebensjahre gestorben ist.

Die zweite Classe bilden diejenigen zwischen achtzig und neunzig Jahren:

1.	Wieland	80 Jahre alt.
2.	Jerusalem	
3.	Kant.	
4.	Göckingk	
5.	Herzog Ulrich von Braunschweig .	81 Jahre alt.
6.	Kästner	
7.	Pestalozzi	
8.	Hans Sachs	82 Jahre alt.
9.	Planck	
10.	Hermes	83 Jahre alt.
11.	Goethe	
12.	Friedrich Jacobs	
13.	Gleim	84 Jahre alt.
14.	Joh. Gottw. Müller (Verf. von „Siegfried von Lindenberg") . .	
15.	Bodmer	85 Jahre alt.
16.	Gerstenberg	86 „ „
17.	Tiedge	88 „ „

Vergleicht man das innere und äußere Leben dieser literarischen Greise miteinander, so wird man durch die große Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Erscheinungen überrascht.

1) In den bescheidensten, niedrigsten Lebensverhältnissen, kämpfend mit Noth jeder Art und mit drückender Sorge für des Leibes Nothdurft und Nahrung, bewegt sich Hans Sachs der Schuhmacher; ihm gegenüber in den höchsten, glänzendsten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, ungetrübt durch Sorgen für irdisches Wohlergehen in behaglicher Ruhe und in der Lage leibliche und geistige Neigungen zu befriedigen: Ulrich der Herzog, Goethe der Minister.

2) In größter sittlicher Keuschheit von früher Jugend bis zum letzten Lebenshauche: Jerusalem, Spalding, Kant; während bei übersprudelnder Kraft sowol in unbändiger Jugend als selbst bei reiferm Mannesalter jeglichem sinnlichen Genusse sich hingeben: Goethe.

3) In stiller Muße bei regster Theilnahme an allen Weltvorgängen mit eiserner Beharrlichkeit ein stetes Leben an einem und demselben Wohnorte und in gleichbleibender Thätigkeit führend: Kant; viel im weltlichen Verkehr und in Berührung mit Männern der ver-

schiedensten Bildung und Richtung, vielfach wandernd im Vaterlande wie in Italien, auch in Frankreich und in der Schweiz: Goethe; und nach einer andern Seite hin Gerstenberg und auch Tiedge, häufig wechselnd in Stellung, Thätigkeit und Wohnplatz.

4) Rein in dem Gebiete des Denkens oder Dichtens sich bewegend und die wesentlichste Thätigkeit auf Studirstube, Kanzel oder Katheder beschränkend: Kant, Kästner, Planck, Spalding, Jerusalem, Pestalozzi, Hermes, Jacobs; thatkräftig wirksam in verschiedenen Zweigen des Staatslebens: Anton Ulrich, regierender Herzog zu Braunschweig, Goethe der Minister, Knebel der Offizier, Gerstenberg, den wir bald als Jünger der Wissenschaft in Jena, bald als Offizier in Kopenhagen, bald als Bureaubeamten, bald als Diplomaten in Lübeck, bald als Privatgelehrten in Eutin, endlich als Lotteriedirector in Altona finden.

5) Die schöpferische Kraft und schriftstellerische Thätigkeit ganz oder vorzugsweise nur nach einer Seite hinrichtend: Jerusalem, Terstegen, Gleim, Tiedge; fast alle Gebiete des Dichtens und Denkens mit Liebe umfassend und in den verschiedenartigsten Gebieten schöpferisch: Goethe, auch Wieland; vielseitig aber auch Jacobs.

6) Die größte Leidenschaftlichkeit in den dichterischen Erzeugnissen kundgebend: Gerstenberg, Goethe, Wieland; die größte Ruhe und Gemessenheit, oder selbst Kälte bis zum gänzlichen Mangel an dichterischer Begeisterung: Göckingk, Gleim, Tiedge, Hans Sachs, und für die Ruhe wiederum Goethe.

7) Die schöpferische Kraft und schriftstellerische Thätigkeit noch bis in das späte Greisenalter, wenngleich in vermindertem Maße, erhalten: Goethe, Jerusalem, Planck, Wieland, Hans Sachs, Jacobs; nur von kürzerer Dauer: Gerstenberg, Göckingk.

8) Dem äußersten Süden, der politisch sogar dem deutschen Vaterlande nicht mehr angehört, entstammen Bodmer, Pestalozzi; dem ruhigen kalten Norden und zum Theil auch jenseit der politischen Grenzen Deutschlands Kant, Hermes, Gerstenberg.

Der dritten Altersstufe — siebzig bis achtzig Jahre — gehören an:

Nr.	Name	Alter
1.	Paul Gerhard	70 Jahre alt.
2.	Ph. von Zesen	
3.	Spener	
4.	Eberhard	
5.	Matthisson	
6.	Olearius	71 Jahre alt.
7.	Joh. Adolf Schlegel	72 Jahre alt.
8.	Salis	
9.	Thomasius	73 Jahre alt.
10.	Ramler	
11.	Pfeffel	
12.	Christian Graf Stolberg	
13.	Agricola	74 Jahre alt.
14.	Justus Möser	
15.	Schlözer	
16.	Joh. Georg Jacobi	
17.	Minutoli	
18.	Breitinger	75 Jahre alt.
19.	Schröckh	
20.	Claudius	
21.	Maler Müller	
22.	Joh. Heinr. Voß	
23.	Aug. Lafontaine	
24.	Christian von Wolf	
25.	Wächter (Veit Weber)	
26.	Joh. Peter Uz	76 Jahre alt.
27.	Friedr. Heinr. Jacobi	
28.	Jung-Stilling	77 Jahre alt.
29.	Stägemann	
30.	Christian Felix Weiße	78 Jahre alt.
31.	Nicolai	
32.	Klinger	
33.	August Wilh. von Schlegel	
34.	Klopstock	79 Jahre alt.
35.	Thümmel	

Betrachten wir auch diese Männer von den vorher aufgestellten acht Gesichtspunkten aus, so finden wir

1) bei dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebensverhältnisse den Gegensatz zwar nicht so scharf ausgeprägt als in der vorigen Altersstufe beim Schuhmacher und Herzog, doch aber sehen wir neben dem einfachen Privatmanne Müller dem Maler und neben dem ursprünglichen Schneider Jung-Stilling auch Stolberg den hochgeborenen Grafen, Philipp von Zesen den kaiserlichen Pfalzgrafen, Thümmel den Minister, Klinger und Minutoli die Generale. Außerdem aber sind die verschiedensten Stände, gelehrte und ungelehrte, vertreten, besonders der geistliche Stand durch Männer wie Paul Gerhard, Spener, Eberhard, Joh. Ad. Schlegel, Agricola und Pfeffel den Consistorialpräsidenten; sodann Lehrer an Universitäten und Schulen: Matthisson, Eberhard, Thomasius, Schlözer, Jung-Stilling, August Wilh. Schlegel, Ramler; der Kriegerstand ist vertreten durch Salis, Klinger, Minutoli, andere Stände des praktischen Lebens durch Claudius, Weiße, Nicolai, Müller.

2) Sittlicher Wandel. Hier stehen den strengern Männern Paul Gerhard, Spener, Pfeffel, Claudius, Jung-Stilling, Klopstock die Männer von leichterm Leben gegenüber, wie Matthisson, A. W. Schlegel, Klinger, Thümmel.

3) Bewegtes Leben. Die Gegensätze treten stark hervor. Auf der einen Seite Ramler, der in Pommern geboren nicht weit über Berlin hinausgekommen ist, dann Breitinger, Uz, Lafontaine, Eberhard, die nur wenig oder selten ihre Heimat verlassen haben; auf der andern Seite Olearius, der Rußland und den Orient, Schlözer, der Schweden und Rußland, Thümmel, der Frankreich, Minutoli, der Aegypten, Matthisson, der Italien und die Schweiz bereist; A. W. Schlegel, der den größten Theil des europäischen Festlandes durchwandert und bald in Hanover, bald in Amsterdam, dann in Jena und Paris, Berlin und Rom, Wien und Stock-

holm, Coppet und Bonn erscheint; Klinger, der in Frankfurt a. M. geboren, in Gießen Theologie studirt, danach als Theaterdichter umherzieht, dann östreichischer, bald darauf auch russischer Offizier wird und in Rußland als General und Director verschiedener Bildungsanstalten stirbt; Jung-Stilling, der erst Schneider, dann Schulmeister, dann Arzt, dann Professor der Staatswirthschaft ist; Spener, der in Rappoltsweiler geboren, in Strasburg erzogen, als Prinzenerzieher auf weite Reisen geht, später in Dresden, danach in Berlin wirksam ist; endlich auch Thomasius und Christian von Wolf, die Beide ihrer Lehren wegen flüchtig werden mußten, Jener nach Preußen, Dieser aus Preußen.

4) Lebensthätigkeit. Dem stillen Wirken von der Studirstube, der Kanzel oder dem Katheder aus hingegeben: Jacobi, Lafontaine, Klopstock, sowie die vorher genannten Geistlichen und Lehrer an Universitäten und Schulen; dagegen dem praktischen Leben angehörend: Salis, der eidgenössische Krieger und Staatsbeamte; Möser, der thatkräftige, patriotische Advocat; Stägemann und Thümmel, die hochgestellten Staatsmänner; Klinger, der geborene Deutsche ein russischer General, und Minutoli, der geborene Französisch-Schweizer ein deutscher General; Nicolai der Buchhändler; Claudius der Bankrevisor; Weiße der Steuersecretair.

5) Literarische Vielseitigkeit. Es beschränken sich mehr oder minder auf nur wenige Gebiete der Literatur: Paul Gerhard der Kirchenliederdichter, Ramler der Odendichter, Salis der Lyriker, Schröckh der Historiker, Lafontaine der Romanschreiber, Veit Weber (Wächter), der Logograph des Mittelalters; und ihnen gegenüber erscheinen Philipp von Zesen als Polyhistor in deutscher, französischer, lateinischer und holländischer Sprache; August Wilhelm Schlegel, auch vieler Sprachen Meister und fruchtbar als Kritiker und Gelehrter, als Dichter und Uebersetzer; Minutoli, der nicht blos zahlreiche Schriften militairischen Inhalts geschrieben hat, sondern auch auf politischem, geographischem, historischem und selbst auf philologischem Gebiete fruchtbar gewesen ist.

6) Literarischer Charakter. Neben den frommen, gläubigen Paul Gerhard, Claudius, Jung-Stilling, Klopstock stehen die scharfsinnigen Eberhard, Thomasius, Schlözer, Wolf, Jacobi und der Repräsentant der Aufklärungsperiode, Nicolai. Neben den sentimentalen Matthisson u. Salis stehen die kräftigen Voß, Stägemann, Justus Möser. Neben dem wilden, stürmischen Maler Müller, neben Klinger's Sturm und Drang steht der pedantische und langweilig gelehrte Ramler. Neben dem Kritiker der Sprache, dem Puristen Philipp von Zesen, steht der Kritiker des Inhalts, der Romantiker August Wilh. v. Schlegel.

7) Dauer der productiven Kraft. Bis zu ihrem Lebensende thätig, immer geistig wirkend und schaffend sehen wir Schlözer, Jacobi, Schröckh, Voß, Minutoli, Schlegel; von kürzerer Blüte nur Salis, Matthisson.

8) Geburtsort. Aus dem Süden stammen: Pfeffel und Spener die Elsasser, also Franzosen; Schröckh aus Wien; Salis und Breitinger aus der deutschen, Minutoli aus der französischen Schweiz. Dem Norden gehören an: Stolberg und Claudius die Hanseaten (Jener aus Hamburg, Dieser aus Lübeck); Voß der Mecklenburger; Ramler der Pommer; Stägemann der Ukermärker; Wächter (Veit Weber) der Hanoveraner. Am reichsten steuert, wie Das auch natürlich ist, das mittlere Deutschland bei, besonders Thüringen, Braunschweig, Anhalt und Sachsen, so weit der Name Sachsen nur reicht.

(Der Beschluß folgt.)

Le révérend Père Loriquet. Sa vie et ses écrits.

(Fortsetzung aus Nr. 158.)

Wir müssen uns hier darauf beschränken aus der Schilderung und den Betrachtungen unsers Verf. das Prägnanteste und was am meisten das Erziehungssystem der Jesuiten bezeichnete hervorzuheben. „Die Idee", sagt Hr. Glarigny, „welche das Kind vom Gebet hat, ist der sicherste Maßstab zur Beurtheilung eines Erziehungssystems. Will man wissen wie die Zöglinge der Jesuiten die Beziehungen des Menschen zum Schöpfer auffassen, und in welcher Weise sie sich an Gott richten?"

Hören wir den Pater Loriquet. „Um in diesem furchtbaren Augenblick die Heilige Jungfrau für uns zu gewinnen verfaßten wir eine Bittschrift an sie im Namen des ganzen Hauses; und zwar in folgender Art. Ich ließ zwei ineinander gefügte Herzen, die des Heilandes und der heiligen Maria mit allen sie charakterisirenden Zeichen vorstellend, anfertigen. In diese Herzen schlossen wir unsere Bittschrift, begleitet von dem Versprechen von Seiten der Vorsteher zwei Altäre zu errichten, von Seiten der Geistlichen 50 Messen zu lesen, von Seiten der Schüler 12 Rosenkränze zu beten, wenn der göttliche Zorn das Haus verschone. Die Bittschrift wurde von uns am Altare der Heiligen Jungfrau unterzeichnet."

Will man erfahren bis zu welchem Grade die Erziehung der Jesuiten auf den physischen und moralischen Zustand wirkt, wie sie die intellectuelle und physische Thätigkeit des Kindes, die Natürlichkeit seiner Gefühle und Manieren, seine Offenherzigkeit, seine Heiterkeit zerstört, so nennt uns der Pater Loriquet mit vielen Lobeserhebungen Armand Lennel, „der während der ganzen Dauer seines Aufenthalts zu St.-Acheul Niemandem gerade ins Auge sah". Als derselbe Zögling in eine Krankheit verfiel, freute er sich über seinen Zustand, womit er ihn verhindere an den Hochzeitsfestlichkeiten seines Bruders Theil zu nehmen. Und als nach der Hochzeit seine neue Schwägerin ihn täglich während seiner Krankheit besuchte, empfing er sie mit Herzlichkeit, „richtete aber nie seine Augen auf sie, er erkannte sie nur an ihrer Stimme". Der Pater Loriquet fügt hinzu: „Der Weltmensch wird vielleicht über diese Tugend, deren Zweck und deren Motive er nicht begreift, spotten; der Christ allein vermag sie zu würdigen."

„Durch welche Mittel", fragt Hr. Glarigny, „erzeugten die Jesuiten jene religiöse Ueberspannung bei ihren Zöglingen? Sie hatten zunächst das Beispiel ihrer Lehrer vor ihren Augen. Hierzu kam der beständige Einfluß des Pompes den man bei allen religiösen Ceremonien und bei der Ausübung des Cultus entfaltete. Am meisten aber kam den Jesuiten der Trieb des Wetteifers zu statten, den sie auf das meisterhafteste zu benutzen verstanden. In dieser Beziehung bietet ihre Methode der moralischen Erziehung eine auffallende Uebereinstimmung mit ihrer Unterrichtsmethode. In jeder Jesuitenanstalt gibt es zwei Congregationen, Nachbildungen im Kleinen der Gesellschaft Jesu: die Congregation der «Heiligen Engel» für die

Schüler der untern Classen, und die Congregation der «Heiligen Jungfrau» für die ältern Zöglinge. Jede dieser Congregationen hat drei Grade, den der Approbanisten, der Associirten und der Congreganisten, ganz so wie der Orden seine Novizen, seine Scolastiker und seine Professe hat; sie hat ihren gewählten Chef, Präfect genannt, ihre gleichfalls gewählten Würdenträger und ihren Director, einen Jesuiten. Um nach und nach in die verschiedenen Grade aufgenommen zu werden, muß sich der Zögling einer Menge von Prüfungen, d. h. einer gewissen Zahl von religiösen Observanzen, unterwerfen. Jede Congregation hat in der Kirche ihre besondere Kapelle, ihre besondern Ceremonien, ihre besondern Versammlungen. Außerdem haben die Jesuiten den Congreganisten gewisse Ehrenämter vorbehalten, z. B. die Aufsicht über die Bücher der verschiedenen Classen, oder über das Magazin des Spielzeugs, dessen Verkauf während der Erholungsstunden erlaubt ist. Man wendet sich auch an die literarische Eitelkeit. In jedem Collegium gibt es eine Akademie, in welche die ausgezeichnetsten Schüler aufgenommen werden."

Um den Nacheiferungstrieb anzuspornen nehmen die Jesuiten weniger zur Eigenliebe als zur Eitelkeit und zur Sucht der äußern Auszeichnungen ihre Zuflucht. Sie vervielfältigen ins Unendliche die Ehrenzeichen und Titel, und die Liste der Bänder, Decorationen, Medaillen die sie vertheilen wäre eine lange. Im höchsten Grade eigenthümlich aber ist die Einrichtung der Lehrsäle in einem Jesuitencollegium. Gewöhnlich versteht man unter einer Classe einen Lehrstuhl für den Lehrer, und ihm gegenüber aufsteigende Sitzreihen für die Zuhörer. Die Vorsicht der Jesuiten fürchtete Misbräuche als Folge dieser Einrichtung, bei welcher die vordere Sitzreihe nothwendig die folgende theilweise verbirgt.

„Eine Jesuitenclasse ist eine geräumige Stube; rechts und links an der Mauer befindet sich eine einzige Bank ohne Tische, der Art, daß dem Auge des Lehrers Nichts von der Person des Zöglings entgeht. An der Wand der Thüre gegenüber ist der Lehrstuhl, und am Fuße desselben der Sitz des Censors. In der Mitte jeder der beiden Bänke ist ein etwas erhöhter Sitz angebracht für die Chefs der römischen und der karthagischen Lateiner. Bei jeder Composition vertheilt der Lehrer die Plätze. Er ruft den Ersten unter dem Namen Imperator Caesar-Augustus primus N. N. auf. Beifallgeklatsche, und der Zögling nimmt seinen Platz auf dem erhöhten Sitze zur Rechten ein. Imperator Caesar-Augustus secundus N. N.! und der Aufgerufene setzt sich in die Mitte zur Linken. Der Dritte und Vierte sind Consuln und setzen sich jener zur Rechten des Ersten, dieser zur Rechten des Zweiten; dann kommen die sechs Tribuni militum, und endlich die Masse der Soldaten. Der Lehrer wählt unter den Congreganisten den Censor, der neutral ist, und weder der Armee der Römer noch der der Karthager angehört, und beauftragt ist die guten und schlechten Noten zu merken, und die Namen der Schüler aufzuzeichnen welche unaufmerksam sind oder sich irgend etwas Strafbares zu Schulden kommen lassen."

Um sich einen richtigen Begriff von den Vortheilen zu machen die sich der Pater Loriquet von dieser Einrichtung und von dem „Kampf der Römer und Karthager" verspricht, müßten wir seine bei Gelegenheit der Preisvertheilung im J. 1818 gehaltene enthusiastische Rede „Sur les moyens d'émulation" anführen. Dazu aber fehlt uns leider der Raum.

Eines der charakteristischen Zeichen der jesuitischen Erziehung ist die Anstellung der Zöglinge in der innern Disciplin. Außer dem Censor der Classe haben sie unter den Schülern gewählte Censoren für die Arbeitsstunden, für das Refectorium, für die religiösen Uebungen. Es ist einleuchtend mit welcher Gefahr es verbunden ist den Zöglingen dergleichen Geschäfte aufzutragen. Sie veranlassen Feindschaften, und sind der Grund jenes Systems der Angeberei das die Jesuiten in allen ihren Anstalten eingeführt haben.

Was den Unterricht selbst betrifft, so spielt das Gedächtniß die Hauptrolle in demselben. „Durch die fortwährende Uebung des Gedächtnisses ward es ihnen zu allen Zeiten möglich ihren Zöglingen rasch eine Menge von Kenntnissen zu geben, und sie zum gleichzeitigen Betreiben der verschiedenartigsten Lehrgegenstände, selbst solcher die einem reifern Alter vorbehalten bleiben müssen, anzuhalten. Die Zöglinge der Jesuiten sind immer Encyklopädisten gewesen. Es gibt da eine Gefahr auf die die Meister in der Pädagogik stets hinweisen. Vielerlei zugleich und oberflächlich lehren stumpft den Geist des Jünglings ab."

Alle Elementarbücher von St.-Acheul und den andern Seminaren der Jesuiten in Frankreich waren das Werk des Pater Loriquet, oder wenigstens von ihm überarbeitet und verbessert. Wir führen hier nur Das an was Hr. Clarigny über seine historischen Werke sagt: „Die meisten sind Compilationen, und der Pater Loriquet gesteht selbst in einer seiner Vorreden, daß er ohne Scrupel zur Schere seine Zuflucht nahm. Seine Kirchengeschichte ist ein Auszug aus der von Lhomond, die Werke von Rollin, Lebeau, Daniel und Millot benutzte er zur Abfassung seiner römischen, seiner alten und seiner französischen Geschichte. Auch über den Gebrauch den man von seinen Lehrbüchern machen sollte spricht er sich in einer Vorrede aus. Die heilige und die Kirchengeschichte sollen auswendig gelernt werden, und sind sie deshalb in Fragen und Antworten abgefaßt. Nicht so von der Quarta an, und bei dem Vortrag der römischen Geschichte. Der Lehrer fing damit an diejenigen Seiten welche den Gegenstand des Unterrichts bildeten mehrmals mit lauter Stimme vorzulesen. Dann commentirte er die Erzählung, ließ das Gesagte von mehren Schülern wiederholen, und alle redigirten es schriftlich für den folgenden Tag.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 160. —— 8. Juni 1848.

Die greisen Schriftsteller Deutschlands.

(Beschluß aus Nr. 159.)

Der vierten Altersstufe — sechzig bis siebzig Jahre — gehören an:

Nr.	Name	Alter
1.	Götz	60 Jahre alt.
2.	Kosegarten	
3.	Lavater	
4.	Zinzendorf	
5.	Engel	61 Jahre alt.
6.	Hegel	
7.	Hofmannswaldau	
8.	Jean Paul F. Richter	62 Jahre alt.
9.	Luther	63 Jahre alt.
10.	A. H. Francke	64 Jahre alt.
11.	Lichtwer	
12.	Joh. Mart. Miller	
13.	Christian August Vulpius	
14.	Joh. Andr. Cramer	65 Jahre alt.
15.	Clem. Brentano	
16.	Friedrich August Wolf	
17.	Weckherlin	66 Jahre alt.
18.	Gottsched	
19.	Schleiermacher	
20.	Theremin	67 Jahre alt.
21.	Archenholz	
22.	Manso	
23.	Brockes	
24.	Rollenhagen	
25.	Tschudi	
26.	Abr. a Sancta Clara	
27.	de la Motte Fouqué	
28.	Wilh. v. Humboldt	
29.	Ernst v. Houwald	
30.	Rühle v. Lilienstern	
31.	J. B. Andreä	68 Jahre alt.
32.	Haug	
33.	Hebel	
34.	Moscherosch	69 Jahre alt.
35.	Albr. v. Haller	
36.	Anna Luise Karsch	
37.	Leop. Graf Stolberg	

Die acht oben aufgestellten Gesichtspunkte auch hier geltend gemacht, gewinnen wir folgende Resultate.

1) Sociale Stellung. Zunächst stellt wieder die Geburt Unterschiede fest, auf der einen Seite die Grafen Stolberg und Zinzendorf, auf der andern die Schenkwirthstochter Anna Luise Dürbach, die in früher Jugend das Vieh hüten mußte, dann verehelicht war zuerst an einen Tuchmacher, nachher an den Schneider Karsch. Von den Ständen, wie sie im Staatsleben sich ausbilden, sind auffallend zahlreich die Geistlichen vertreten: Götz, Kosegarten, Lavater, Luther, A. Herm. Francke, Miller, Cramer, Schleiermacher, Abraham a Sancta Clara, Andreä, Theremin. Hoch stehen in amtlicher Stellung Humboldt der Minister, Stolberg der Gesandte, Lilienstern der General.

2) Was die größere oder geringere Keuschheit und Sittlichkeit im Lebenswandel betrifft, so treten hier, nach Dem was aus dem Leben der Einzelnen bekannt ist, die Gegensätze nicht so schroff gegenüber als Dies auf andern Altersstufen der Fall war.

3) Bewegtes Leben. Still und ziemlich einförmig lebt Jean Paul Friedrich Richter dahin, im kleinen Kreise reiche Schätze der Beobachtung sammelnd, in sich und aus sich schaffend und wirkend in der Fülle seines Geistes. Schlicht und einfach, still und geräuschlos durchlebt er sein Leben, nie die Grenzen der engern Heimat weit überschreitend. Aehnlich auch Kosegarten, Engel, Manso, Theremin. Umhergetrieben aber in der Welt, nimmer rastend daheim, doch immer eine Heimat schaffend für weiche Gemüther, sehen wir den Grafen Zinzendorf in Deutschland, Rußland, England und selbst jenseit des Oceans in Amerika wirksam. Hofmannswaldau in Breslau geboren, auf der Schule in Danzig, auf der Universität in Leyden gebildet, läßt von diesem von Jugend auf unstäten Leben erst nachdem er Italien, Frankreich, England und die Niederlande durchwandert. Auch Weckherlin, Archenholz, Leop. Stolberg und Wilh. v. Humboldt sind viel gewandert. Bewegter aber noch als das Leben aller dieser Männer war das Leben Luther's, wenngleich er nur ein mal die Marken Deutschlands überschritten, um als gläubiger Mönch noch nach der Ewigen Stadt zum Heiligen Vater zu wallen.

4) Lebensthätigkeit. Die in dieser Altersclasse zahlreichen vorher genannten Geistlichen beschränken ihre wesentlichste Wirksamkeit natürlich wieder auf Lehrstuhl

und Studirstube. Ihnen schließen sich in dieser sozusagen theoretischen Lebensthätigkeit die Männer des Lehramts an hohen und niedern Schulen, wie Hegel, Gottsched, Manso, Rollenhagen, F. Aug. Wolf u. A., an. Aber den verschiedensten Zweigen praktischer Lebensthätigkeit gehören Humboldt der Minister, Stolberg der Diplomat, Engel, der neben einer Professur an einer berühmten Lehranstalt (des Joachimsthalischen Gymnasiums) auch die Direction des berliner Hoftheaters führte, Hofmannswaldau und Brockes, Mitglieder des städtischen Raths, Houwald der Landsyndikus, Lichtwer der Jurist und Verwaltungsbeamte, Tschudi der Landvoigt und Landamman, Rühle von Lilienstern, Archenholz und Fouqué die Krieger, Haller, der vom Professor der Medicin wunderbarerweise zum Salzbergwerks-Director wird, an.

5) Literarische Vielseitigkeit. Nach sehr verschiedenen Seiten hin entfaltet sich die literarische Thätigkeit vorzugsweise bei Haller, der bald als Dichter in der Ode und im Romane sich einen Namen erwarb, bald als Anatom und Physiolog, dann aber als Botaniker, ja als Historiker und selbst als theologischer Schriftsteller. Ihm schließen sich, wenn auch nicht mit derselben Vielseitigkeit, so doch auf sehr heterogenen Gebieten thätig Männer an wie Stolberg, der in der Lyrik und im Drama, in der Theologie und in der Geschichte productiv gewesen; Lavater, der außer seinen dichterischen Erzeugnissen und seinen Predigten besonders seinen didaktischen Abhandlungen und seiner „Physiognomik" seinen Ruhm verdankt; Jean Paul Fr. Richter, nicht blos als Dichter groß, sondern auch bedeutend in der Wissenschaft der Aesthetik und der Pädagogik; de la Motte Fouqué, fruchtbar im Epos wie im Drama und in der Lyrik, auch als historischer Schriftsteller thätig; Schleiermacher, schöpferisch als Theolog, als Philolog, als Philosoph. Dagegen sehen wir in Götz nur den Lyriker, in Lichtwer nur den Fabeldichter, in Archenholz und Tschudi nur den Geschichtschreiber, in Francke nur den praktischen Theologen. Hegel ist groß nur als Philosoph, als solcher umfaßt er freilich aber auch alle Gebiete des Denkens und Wissens.

6) Literarischer Charakter. Nicht leicht wird man eine größere Mannichfaltigkeit, einen größern Reichthum in literarischer Eigenthümlichkeit finden als bei den Männern dieser Altersclasse. Das leichte, heitere Lied mit französischer Färbung liefert uns Götz; darüber hinaus bis ins Frivole, Schlüpfrige und Schmuzige geht Hofmannswaldau; gegenüber steht urkräftig in seinen Kirchenliedern wie überall Luther da; nur den Schein, nicht die Wirklichkeit solcher Kraft hat das Pathetische Kosegarten's; übersprudelnd von Witz ist Abr. a Sancta Clara; nicht sowol witzig als humoristisch wie kein Anderer ist Jean Paul; ihm in dem Weichen verwandt und doch so durchaus verschieden, ja entgegengesetzt ist Miller in seiner Sentimentalität; dem Sentimentalen und Empfindeln steht nahe in seiner frommen mystischen Süßlichkeit Zinzendorf; fromm auch, aber nicht süßlich, schwärmerisch fromm ist Lavater; schwärmerisch und phantastisch sind die Romantiker Brentano, Fouqué und Stolberg; einen schroffen Gegensatz zu ihnen bildet Engel in seiner Klarheit und Anschaulichkeit, und Gottsched, der mehr als klar und anschaulich, der trocken und langweilig ist; zu diesen aber bilden wieder einen Gegensatz Hegel und Schleiermacher, die von außerordentlicher Tiefe zwar nicht unklar sind, aber dunkel.

7) Dauer der productiven Kraft. Natürlich ist es, daß bei den Männern dieser Altersstufe die Productivität bis in ihre spätern Lebensjahre sich häufiger erstreckt als bei denen der vorher genannten Altersstufen. Indeß finden wir auch hier noch den Gegensatz ausgeprägt; denn es war z. B. bei Lichtwer und Miller die schöpferische Kraft von sehr kurzer Blüte, während die meisten Andern noch in den letzten Jahren ihres Lebens die Literatur bereicherten.

8) Geburtsort. Dem Norden gehören an die Mecklenburger Kosegarten und Engel; Brockes aus Hamburg; Stolberg aus Holstein; Francke aus Lübeck; Archenholz aus Danzig; Gottsched aus der Nähe von Königsberg; Rollenhagen, de la Motte Fouqué, Theremin und Rühle von Lilienstern aus der Mark Brandenburg. Aus dem Süden sind die Schweizer Hebel, Haller, Lavater und Tschudi, sowie die Schwaben Hegel, Miller, Weckhrlin, Abr. a Sancta Clara, Andreä und Haug. Mitteldeutschland ist in dieser Altersstufe nicht so stark vertreten als in der vorigen, dafür gehört aber zu den Vertretern auch ein Luther.

Im Eingange ist zwar darauf hingewiesen worden, daß man das Jünglingsalter, das Mannesalter und das Greisenalter nicht mit einem bestimmten Jahre oder Tage beginnen und abschließen kann, indeß wird doch im Allgemeinen das Greisenalter nicht leicht vor dem sechzigsten Lebensjahre angenommen werden. Was diesseits liegt, gehört dem jugendlich frischen oder dem kräftig reifen oder dem allmälig verblühenden Mannesalter an. In den letzten Stadien des Mannesalters pflegt der Tod nicht blos bei Denkern und Dichtern, sondern auf allen Lebensgebieten seine reichste Ernte zu halten. Da es hier nun aber darauf ankommt den literarischen Greisen diejenigen schriftstellerischen Berühmtheiten gegenüber zu stellen die in der Blüte der Jahre eine Beute des Todes geworden sind, so können diejenigen Männer die das kräftige und die das höhere Mannesalter erreicht haben von der gegenwärtigen Betrachtung ausgeschlossen bleiben; dann bleibt nur eine geringe Zahl übrig. Es sind

1.	Körner	der mit	22	Jahren	starb.
2.	Wackenroder . .	„ „	25	„	„
3.	Wilh. Hauff . .	„ „	25	„	„
4.	Cronegk . . .	„ „	27	„	„
5.	Hölty	„ „	28	„	„
6.	Ernst Schulze .	„ „	28	„	„
7.	Günther . . .	„ „	28	„	„
8.	Novalis . . .	„ „	29	„	„
9.	Paul Flemming .	„ „	31	„	„
10.	Joh. Elias Schlegel	„ „	31	„	„

11. Wilh. Müller . .	der mit	32	Jahren	starb.
12. Grabbe	„ „	35	„	„
13. Heinrich v. Kleist .	„ „	35	„	„
14. Hutten	„ „	35	„	„
15. Phil. Moritz . .	„ „	36	„	„
16. Schenkendorf . .	„ „	36	„	„

Eigenthümlich bei diesen Männern tritt zunächst hervor, daß sie fast alle ein sehr bewegtes Leben gehabt haben. Vier von ihnen, Körner, Ernst Schulze, Wilh. Müller und Max v. Schenkendorf, fochten in den Freiheitskriegen mit, Körner kehrte nicht wieder heim; auch Heinrich v. Kleist und Ulrich v. Hutten wurden durch ihr Kriegerleben viel umhergeworfen; Paul Flemming zog nach Rußland und Persien, und heimgekehrt vom fernen Orient ging er nach Holland, dann nach Hamburg; Philipp Moritz hatte schon in frühester Jugend ein mannichfach bewegtes Leben, und konnte auch in späterer Zeit trotz seines doch sehr bindenden Amtes nicht dauernd weilen, und durchwanderte, fast mittellos, bald England, bald Italien; Joh. Friedr. v. Cronegk lernte durch mehrfache Reisen erst sein deutsches Vaterland, dann aber Italien und Frankreich kennen; Joh. Elias Schlegel geht nach Dänemark; Wilh. Hauff besucht Frankreich; Joh. Christian Günther kam zwar nie über die Grenzen Deutschlands hinaus, tummelte sich aber unstät und ausschweifend in Sachsen und besonders in Schlesien umher; ähnlich war unruhig und unstät, wenn auch nicht von Ort zu Ort wandernd, Christian Grabbe. Nur Novalis-Hardenberg, Hölty und Wackenroder haben stiller und ruhiger die wenigen ihnen zugemessenen Jahre durchlebt.

Der frühe Tod ist bei den meisten dieser Männer die Folge des bewegten und aufgeregten Lebens gewesen, theils unmittelbare Folge, wie bei Körner durch die feindliche Kugel, theils mittelbare, wie bei Hutten, Günther, Grabbe und fast allen Uebrigen. Nur bei Wenigen, wie bei Hölty und Novalis, lag der Keim des Todes in der krankhaften Organisation.

Wie nun die Mehrzahl dieser dem frühen Tode geweihten Männer ein äußerlich unruhiges und bewegtes Leben geführt, so ist auch der Charakter ihrer geistigen Erzeugnisse dem bei Vielen entsprechend. Ungestüm, stürmend und in beständigem Kampfe ist Hutten, wild und grausig Grabbe, begeisternd zur kühnsten Heldenthat Körner, Wilh. Müller, Schenkendorf. Bei Andern dagegen ist eine solche Uebereinstimmung des literarischen Charakters mit einer eigenthümlichen Gestaltung des Lebens nicht so hervortretend. Paul Flemming ist ruhig, gläubig und still gottvertrauend, Ernst Schulze ist weich, sanft und elegisch; auch Moritz ist ruhiger im Wort als in der That und im Leben.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß die meisten dieser jugendlichen Männer dem nördlichen Deutschland angehören, einige dem mittlern, dem eigentlichen Süden aber keiner. Schenkendorf ist aus Königsberg in Preußen, Wackenroder und Kleist aus der Mark Brandenburg, Hölty, Ernst Schulze und Moritz aus dem Hanoverschen, Novalis aus dem Mansfeldischen, dann Günther aus Schlesien, Körner, Flemming und Schlegel aus Sachsen, Grabbe aus Detmold, Cronegk und Hutten aus Franken. Der südlichste ist Hauff aus Stuttgart.

58.

Le révérend Père Loriquet. Sa vie et ses écrits.

(Beschluß aus Nr. 159.)

Das in Bezug auf den Stil am besten geschriebene, wenngleich verwerflichste aller Bücher des Pater Loriquet, und dem er seinen Ruf vorzüglich verdankt, ist seine „Geschichte von Frankreich", deren wir bereits oben erwähnten. Das Buch ist mit Anekdoten angefüllt, deren einige lächerlich oder unwahrscheinlich, andere der Geschichte unwürdig sind. Die Geschichte der beiden ersten Dynastien wird ohne jedes Verständniß des Mittelalters erzählt, und was den Rest betrifft, so darf man dem Verf. die systematische Uebergehung einer Menge von Thatsachen, die er nicht zu entstellen wagte, vorwerfen. Der merkwürdigste Theil des Buchs sind die 250 Seiten welche der Pater Loriquet der Revolution und dem „corsischen Abenteurer" widmete, und die er unter der Restauration zu der ersten Auflage seines Werkes hinzufügte.

Um sich einen Begriff von der Entrüstung zu machen den dieser Theil des Buchs in Frankreich hervorrief, braucht man nur einige Stellen aus demselben anzuführen. Hr. Glarigny hat sie aus der Ausgabe von 1817 entnommen. Die unterstrichenen Sätze sind aus den Ausgaben welche seit 1830 erschienen verschwunden.

„Mitten unter diesen convulsivischen Bewegungen hielt die Versammlung nach einem glänzenden Gastmahle jene nächtliche Sitzung welche unter dem Namen der Sitzung vom 4. August so berüchtigt geworden ist: hier decretirte sie ohne Discussion, und blos von den Dünsten des Weins inspirirt eine Menge von Ungerechtigkeiten gegen den Adel, die Eigenthümer und die privilegirten Provinzen."

„Der Schrei: «Erwürgt die Gefangenen!» fliegt von Mund zu Mund; eine Art von Wuth ergreift die Menge, und das Gemetzel beginnt. Es dauerte vier Tage, und kostete 8000 Franzosen das Leben, deren Verbrechen kein anderes war als daß sie den Wahnsinn ihrer Mitbürger nicht theilen wollten. Die Mörder tanzten um die zuckenden Körper der Opfer, rissen ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, tranken ihr Blut, und sättigten sich an ihrem Fleische das sie auf öffentlichen Plätzen brieten." *)

„In der Nacht vor ihrer Hinrichtung betranken sich alle Girondisten."

„Betrachtet man mit Aufmerksamkeit das Walten der Vorsehung, so wird man in dem Unglück der Franzosen in Rußland die Strafe der Verwüstungen, der Metzeleien und der Schändlichkeiten aller Art erkennen deren sich die Armee seit 20 Jahren zu Schulden kommen ließ. Die göttliche Gerechtigkeit hatte sich ihrer bedient um Jammer und Elend über ganz Europa zu verbreiten."

„Napoleon erklärte, daß er der Nationalgarde sein Theuerstes anvertraue, seine Hauptstadt, seine Gemahlin und seinen Sohn. Alle Anwesenden waren gerührt; aber der Zauber verschwand am folgenden Tage, als man erfuhr, daß Alles nur eine einstudirte Scene gewesen war. Von diesem Augenblicke an war der Kaiser in den Augen der vernünftigen Leute nur noch ein Charlatan."

„Alles setzte Napoleon ins Werk um die Bevölkerung gegen die Alliirten aufzuhetzen. Falsche Kosacken begingen in der Uniform des Feindes die größten Grausam-

*) Wer erinnert sich hier nicht an eine fast wörtlich übereinstimmende Stelle in dem Werke des Hrn. v. Lamartine.

keiten, um die Bauern zur Verzweiflung und zur Rache zu treiben."

„Die Hälfte der Armee ging auf den Feldern von Waterloo unter, und empfing so den gerechten Preis ihrer Verrätherei."

„Napoleon verdient weit mehr als Attila den Namen Gottesgeißel." *)

„Das lehrte man zu St.-Acheul, Das lehrt man heute noch Tausenden von Kindern. Der Pater Loriquet hat nicht vergebens gearbeitet, und trotz einer Revolution, trotz der Presse, trotz der Universität ist er Herr des Terrains geblieben. 100,000 Exemplare seiner «Geschichte von Frankreich» sind verkauft worden, und in jedem Jahre erscheint eine neue Auflage derselben; der Autor hat über die öffentliche Meinung selbst triumphirt. In allen kleinen Seminaren, in allen geistlichen Anstalten oder in solchen welche unter dem Einflusse des Klerus stehen herrscht sein Buch. Die Mädchenpensionate von Sacré-Coeur, der Ursulinerinnen, der Visitation kennen keine andere Geschichte von Frankreich. Die Ignorantiner benutzen einen Abriß derselben, den ihr Generalvorsteher für sie bearbeitet hat, und in welchem alle gehässigen Stellen sorgfältig beibehalten sind. Selbst die Municipaladministration von Paris hat 10 Jahre lang vergeblich den «Brüdern» verboten das Buch zu ihrem Unterricht zu gebrauchen. In jedem Jahre werden 30,000 Exemplare von der «Heiligen Geschichte» verkauft, und die Summe welche die Verleger der Werke des Pater Loriquet dem Orden der Jesuiten abtreten müssen wirft diesem eine jährliche Rente von 6000 Franken ab."

Das Jahr 1826 war der Glanzpunkt des Erziehungshauses von St.-Acheul, und der Wirksamkeit des Pater Loriquet. Er leitete damals die Erziehung von nicht weniger als 900 Zöglingen, sämmtlich Söhne von Personen die eine Rolle am Hofe, oder in der Politik, oder in der vornehmen Welt spielten. **) Die acht Collegien der Jesuiten hatten allein so viele Zöglinge wie alle königlichen Collegien zusammengenommen, und von jenen acht waren drei, St.-Acheul, Montmorillon, St.-Louis d'Aix, d. h. die bedeutendsten, die Schöpfungen des Pater Loriquet. Die übrigen waren nur Nachbilder der genannten. Der Pater Loriquet konnte in Wahrheit behaupten, daß weder in diesen Jesuitenanstalten noch in fast allen übrigen Collegien ein Buch eingeführt ward das er nicht verfaßt hatte. Der größte Theil der französischen Jugend ist erzogen worden wie er es wollte, sie lebte nur von seinem Gedanken. Grund genug zum gerechtesten Stolze eines Mannes; aber der Pater Loriquet hatte nur für den Ultramontanismus und die Gesellschaft Jesu gearbeitet, und war ohne es zu wissen das Werkzeug eines politischen Gedankens, einer der Ausführer eines Plans den er selbst nicht in seinem ganzen Umfange kannte, und dessen Existenz uns durch die Briefe des Abbé Liautard enthüllt wurde.

Die Anstalten der Jesuiten wurden bekanntlich 1828 durch eine königliche Ordonnanz geschlossen. Der Bischof von Amiens ließ sich vom Pater Loriquet eine Antwort auf das ministerielle Rundschreiben dictiren, in welcher man alle Argumente findet die vor zwei Jahren der Pater Ravignau in einer berühmten Broschüre zu Gunsten des Ordens geltend machte.

Die Jesuiten haben der ältern Dynastie die Ordonnanz von 1828 nicht verziehen. Die Schließung von St.-Acheul schien ihnen das Vorspiel der Abdankung von Rambouillet zu sein; nach ihnen war die Cholera die Strafe derselben, und der Pater Loriquet versichert, daß sie „die meisten ihrer Opfer unter den Helden der Julirevolution gewählt habe".

Er fügte hinzu: „Ne croyez pas que nous soyons au bout; c'est à peine le commencement. On ira de culbute en culbute jusqu'à ce qu'on tombe au pied de la croix pour lui faire une réparation nationale et royale."

Mit der Schließung von St.-Acheul endigt die Laufbahn des Pater Loriquet als Erzieher. Er benutzte die ihm dadurch gewordene Muße zur Verfassung mehrer Schriften, unter andern der Annalen von Saint-Acheul, deren Publication sehr wünschenswerth wäre. Er machte zwei Reisen nach Rom; im J. 1833 wurde er Vorsteher der Provinz Paris, auf welche Würde er seines hohen Alters wegen 1836 verzichtete. Im J. 1838 ernannte ihn der General der Jesuiten zum Beichtvater des Hauses von Paris. Er starb am 9. April 1845.

„Wer es seltsam findet, daß wir einem einfachen Mönche so viele Seiten widmeten", so schließt Hr. Clarigny seine Schrift, „den erinnern wir an die Worte Leibniz': «Derjenige der Herr der Erziehung ist kann die Welt umgestalten.»" 28.

*) Im J. 1802 überreichte der Pater Loriquet dem Ersten Consul bei Gelegenheit eines Besuchs den dieser der Stadt Amiens machte ein Gedicht, worin er ihn einen Cyrus nannte, einen Wohlthäter der Menschheit. In Bezug auf diesen Widerspruch sagt einer der Biographen des Pater Loriquet: Ein Virgil konnte Bonaparte vor der Ermordung des Herzogs von Enghien preisen; die Regierung Napoleon's verlangt die Feder eines Tacitus.

**) In einem Briefe an seinen Bruder zählt der Pater Loriquet mit Wohlgefallen die aristokratischen Namen seiner vornehmsten Zöglinge auf; er hebt vorzüglich einen Choiseul (den letzten Herzog von Praslin) hervor.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Augustin, C. F. B., Zwei Predigten in besonderer Beziehung auf die neuesten Zeitereignisse am 2. und 16. April 1848 zu Halberstadt gehalten. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 3 Ngr.

Hammerstein, C. v., Aufruhr zum Kampf! Auch ein offener Brief. 3te vermehrte Auflage. April 1848. Lütjenburg, Kems u. Comp. 8. 2 Ngr.

— — Holsaten-Lied. Schleswig-Holsteins wackern Söhnen gewidmet. Ebendaselbst. 4. 3 Ngr.

Landfermann, Die Aufgabe Preußens nach der Pariser Revolution, dargestellt in den Tagen des Monats März. Coblenz, Bädeker. 8. 2½ Ngr.

Nieder mit dem deutschen Kaiser! Leipzig, Weller. 8. ¾ Ngr.

Die Polen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Volkes aus den Erinnerungen eines alten Justiz-Beamten. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Reinhold, K. W., Beschreibung der Jubelfeier des Schulmeister Bauriegel in Pulgar nebst allen dabei gehaltenen Reden, gesprochenen Toasten rc. Neustadt a. d. Orla, Wagner. Gr. 8. 9 Ngr.

Sack, K. H., Ueber die Stellung der evangelisch-reformirten Gemeinen in unserer Zeit. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Soll der deutsche Bundesstaat seine höchste Behörde in Oesterreich, Preußen oder unter seinen andern Fürsten suchen? Cassel, im April 1848. Cassel, Hotop. Gr. 8. 2 Ngr.

Dreißig Stunden oder Geschichte des französischen Freiheitskampfes während des 22., 23. und 24. Februar 1848, aus dem Französischen übertragen vom Mainzer Bürger. Mainz, Wirth. Gr. 12. 7½ Ngr.

Trennung der Kirche vom Staate. Zuschrift an die Vertreter des deutschen Volkes zu Frankfurt a. M. von Mitgliedern sechs verschiedener Religionsbekenntnisse zu Leipzig. Nebst den bei Besprechung derselben am 31. März 1848 gehaltenen Reden der HH. Dr. Zille, Dr. Fricke, Pastor Blaß, Rector Kell, Prediger Jellinek und Pfarrer Rauch. Beigegeben ist ein Aufruf des „Kirchlichen Vereins für alle Religionsbekenntnisse" zu Leipzig. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 5 Ngr.

Wydenbrugk, v., Die Neugestaltung des deutschen Vaterlandes. Ein Programm. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 161. —— 9. Juni 1848.

Zur Schulfrage.

1. Revision des deutschen Schulwesens. Herzensergießungen von Wilhelm Ernst Weber. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Der Unterricht in nationaler und zeitgemäßer Hinsicht. Altenburg, Schnuphase. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Wider die Neuerer im Schulwesen von Romanus. Leipzig, F. Fleischer. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.
4. Die Noth der geistig arbeitenden Classen, das geistige Proletariat und unsere Schulen. Von C. G. Schubert. Zürich, Schultheß. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Die höhere Bildung des weiblichen Geschlechts. Von Ferdinand Heinecke. Erstes Heft. Hanover, Helwing. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Durch die neuen Ideen die gegenwärtig in der Wissenschaft und im Leben, oft noch in chaotischem Durcheinander, und zuweilen mit einer gewissen Unsicherheit, Zurückhaltung, Bescheidenheit, ja Demuth nach Geltung ringen, zieht sich sichtbar das gemeinsame, wenn auch noch nicht immer zu klarem Bewußtsein gekommene Bestreben die götzendienerische Verehrung der Intelligenz auf dasjenige bescheidene Maß der Schätzung zurückzuführen auf welches sie, gegenüber der Vernunft und der Gesinnung, dem Gemüthe und dem Charakter, allein Anspruch hat. Die Reaction gegen die verwüstende Herrschaft des bloßen Verstandes begegnet uns ebenso auf dem Gebiete der Religion und Kirche, wo sie freilich, wenn es auf Hengstenberg und Consorten ankäme, geradezu in Unverstand umschlagen würde, wie auf dem des Volks- und Staatslebens, wo der abstracte Kosmopolitismus und die atomistische Ansicht vom Staate vor dem kräftiger wiedererwachenden volksthümlichen Sinne und einer organischen Auffassung der staatlichen Verhältnisse zu weichen beginnt; ebenso in der Wissenschaft, wo tiefere Anschauungsweisen die blos verständige Betrachtung täglich mehr überflügeln, wie auf dem Felde der Industrie und des Handels, wo die Unverschämtheit der berechnenden Klugheit und des geldhungerigen Egoismus, der mit seinem Capital die Menschen bis auf das Mark aussaugt und zu Sklaven macht, immer mehr gebrandmarkt wird.

Wie sehr die Macht des neuen Geistes schon gewachsen läßt sich daraus abnehmen, daß es ihr bereits möglich geworden ist die lethargische Ruhe der Schulherren zu stören, und an verknöcherten Einrichtungen des öffentlichen Unterrichts zu rütteln. Denn in die Schule bringt die Bewegung der Geister gewöhnlich später als in andere Kreise des Denkens und des öffentlichen Lebens. Davon liefert die Schulgeschichte dreier Jahrhunderte die Beweise.

Auch gegenwärtig ist die Schule, so viel äußere Rührigkeit auch in ihr herrscht, und so viel Geschrei in ihren Mauern erhoben wird, hinter den Ideen einer vernünftig vorwärts strebenden Zeit zurückgeblieben. Entwickelungsstufen die anderwärts bereits überwunden gelten hier noch als feste Grundlagen selbst für künftige Zeiten. Viele Bürgerschulen stehen noch mitten in der Periode der Aufklärerei. In Volksschulen schwört man noch auf den Buchstaben Pestalozzi's. Die Lehrerseminare bewegen sich wesentlich noch in dem Ideenkreise von 1816, die Gymnasien haben sich von alten Traditionen, an die jetzt außer den Lehrern der Philologie und den gern im ausgetretenen Gleise der Gewohnheit und des Schlendrians fortschreitenden Schulbehörden gegenwärtig fast Niemand mehr glaubt, noch nicht frei gemacht, und auch die Realschulen suchen sich in einem schon verlebten Geiste einzurichten.

Seit ein paar Jahren erst haben sich Stimmen hören lassen welche die Zeitgemäßheit mancher Schulzustände in Zweifel zu ziehen und eine Reform derselben zu fodern wagten. Und diese Stimmen vermehren sich neuerdings in steigendem Maße. Die bedeutendste die wir bisher vernahmen ist unstreitig die des Verf. von Nr. 1, weil sie nicht nur einen kräftigern und durchdringendern Ton anschlägt, sondern auch ungleich mehr als die übrigen aus der Fülle einer vom classischen Geiste des Alterthums wie der Neuzeit ungewöhnlich durchglühten Bildung, aus der Tiefe eines volksfreundlichen Gemüths, aus der Ehrenhaftigkeit und klar bewußten Entschiedenheit eines Mannes hervorgeht. Der Kampf den Prof. Weber mit gewohnter Geradheit und Derbheit, die mitunter in göttliche Grobheit überspringt, mit schlagendem Witz, in nur allzu bilderreicher Sprache, mit Kraft, rückhaltslosem Freimuthe, lebensvoller Frische, warmer Gesinnung und tiefer Sachkenntniß, aber auch nicht ohne Ueberschwenglichkeit, Uebertreibung und Einseitigkeit, und öfters mit mehr blendenden als tödtlich treffenden Waffen führt: dieser Kampf gilt nichts Anderm als der auf

die Spitze getriebenen Herrschaft der Intelligenz in unsern heutigen Gymnasien, und allen den aus solcher Herrschaft mit Nothwendigkeit entspringenden und wirklich entsprungenen Folgen, als da sind: geisttödtender Buchstabendienst, Wort- und Sachkram, philologischer Formalismus, grammatische Fütterungsmethode, alles nationalen Elements barer, abstracter Humanismus, gelehrte Fachdressur und wie die Ausgeburten einseitiger Intelligenz und abgöttischer Verehrung derselben alle heißen mögen. Mit den Gymnasien und dem Gymnasialunterrichte nämlich beschäftigt sich seine Schrift fast allein, wenn auch ihr Titel eine Revision des deutschen Schulwesens überhaupt verheißt. Prof. Weber macht zwar auch Ausflüge in andere Schulgebiete, aber sie sind gerade so unschuldiger Art wie die eines Touristen aus Altengland, und die Bemerkungen zu welchen diese Ausflüge Veranlassung gegeben sind nur durch ihre Firma vor der Zuchtruthe der Kritik geschützt.

In der Einleitung stellt der Verf. durch allgemeine Betrachtungen am Faden der Geschichte deutscher Geistescultur den Gesichtspunkt fest aus welchem er seine „Herzensergießungen" betrachtet wissen will, und sucht zu veranschaulichen wie er die Ausdehnung und Erfodernisse Dessen was man nationale Bildung zu nennen hat in Bezug auf deutsches Volksleben auffaßt. Wir werden auf das Letztere an passenderm Orte zurückkommen, und begnügen uns hier nur anzugeben, daß Prof. Weber Karl den Großen, den er aus höherm Standpunkte betrachtet als viele deutsche Historiker, und Luther als das glänzende Doppelgestirn und als die Grundpfeiler nationaler Bildung und Gesinnung feiert, wobei er der Zustimmung jedes Unbefangenen sicher sein darf.

Das Gymnasium war vor Zeiten die gemeinsame Bildungsanstalt für die Jugend der sogenannten höhern Stände, mochte dieselbe für die Universitätsstudien oder für den unmittelbaren Eintritt ins bürgerliche Leben Vorbildung darin suchen. Seitdem aber die neuere Philologie so große Ausdehnung, so bedeutendes Ansehen und so überwiegenden Einfluß gewann, und auf der andern Seite der Umschwung der industriellen und commerciellen Verhältnisse die Foderung nach Realkenntnissen immer lauter werden ließ, d. h. seit fast einem halben Jahrhundert, sind die Gymnasien „blos oder vorzugsweise und ihrem Wesen nach die propädeutischen Vermittler einer gelehrten Fachdressur und insonderheit Vorübungsschulen der Wortphilologie", Bildungsanstalten für künftige Gelehrte und Staatsdiener geworden, und Diejenigen welche zu solchem Lebensberufe weder Neigung hatten noch in ihren Verhältnissen Veranlassung fanden, sahen sich von der Gymnasialbildung wenn nicht direct, doch indirect ausgeschlossen, und auf andere Bildungsanstalten, Bürgerschulen und Realschulen, verwiesen.

Prof. Weber tritt nun dieser noch gegenwärtig geltenden Auffassung des Gymnasiums entschieden entgegen. Er erklärt sich mit Wärme gegen eine Zersplitterung der nationalen Erziehung durch Realschulen neben den Gymnasien, und er sucht die alte Auffassung der letztern wieder zur Geltung zu bringen. Er construirt sein Gymnasium so, daß darin die Realschule, freilich nicht wie sie eben ist, sondern wie sie nach seiner Ansicht sein soll, Raum findet. Das Gymnasium ist dem Verf. nicht eine bloße Vorschule für die Universität, oder gar eine bloße Beamtenschule, sondern „eine Uebungsschule und ein Vorhof geistesklarer und wissenstüchtiger Humanität", in der „zugleich Die welche den Musen auf ihren Altären als eigentliche Priester mit voller Weihe dereinst opfern wollen, und Die welche den Musendienst nur überhaupt seinen Grundrissen und Vorstudien nach kennen zu lernen wünschen, um sich jener naturalistischen Roheit zu entwöhnen die den Menschen der ohne Sinn und Geschmack des Schönen geblieben ist am Werkeltage des Lebens und über den Geschäften dieses Werkeltages so leicht übermannt", ihre Rechnung finden (S. 51).

Indem er den Sprachformalismus, den gelehrten Notizenkram, die rabulistische Spiegelfechterei, die reinphilologische Fachdressur unserer heutigen Gymnasien mit einschneidend scharfen Worten geißelt, bestimmt er den Geist und das Wesen der reinen Humanitätsbildung dahin, daß diese sei „die reinmenschliche Bildung, die unbedingt auf den so löblichen Zweck der Brauchbarkeit außer ihr resignirt, die nur sich selbst erstrebt, die sich fühlt als das freie holde Spiel an dem der Menschengeist seine Schwingen entfaltet", die den Menschen treibt, kraft der Vernunft und des innern Gottesbewußtseins, in Erkenntniß und Willenskraft vorwärts zu gehen, und mit Wärme, Rührigkeit und Sicherheit in jeder Lage und in jedem Augenblicke des Daseins das der Menschenwürde schlechthin Geziemende zu vollbringen. Das vornehmste Mittel zu dieser reinen Humanitätsbildung ist das Studium der Griechen und Römer im Original, nicht lediglich und vorherrschend ihrer Sprache und deren Formen, sondern ihrer Werke, ihres Geistes. Die antike Welt ist nicht blos durch ihre ewig jugendliche Frische, durch den „Schmetterlingsstaub der in unversieglichem Glanze auf den Flügeln ihres Genius liegt" für das Jugendgemüth anziehend und bestechend, sondern sie bietet zugleich dar „in Allem was die äußere und gesellschaftliche, ja selbst was die sittliche und gesetzgeberische Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft anlangt, ein unveraltetes Vorbild weisheitsvoller und rühmlicher Staatsführung, einen unabgenutzten und unabnutzbaren Schatz lehrreicher Beispiele und Maximen, eine unerschöpfliche Quelle heilsamen Raths", und gibt „auf diese Art auch noch die herrlichste Bildungsschule eines kernhaften und gesinnungskräftigen Männergeistes ab" (S. 79).

Die reine Humanitätsbildung soll aber auch in der Gegenwart zu Hause sein. Der Humangebildete soll eine von wissenschaftlicher Grundsätzlichkeit durchdrungene Anschauung der Gesammtverhältnisse der Natur, des Erdballs und seiner Bewohner, haben. Daher sind das Studium der vaterländischen Literatur und der modernen Literaturen überhaupt, Mathematik, Naturkunde, Geographie, Geschichte wesentliche Bildungsmittel für das Gymnasium. Diese zu reinmenschlicher, idealer Bildung hin-

strebende, für alles menschlich Gute, Große, Erhabene begeisternde Gymnasialbildung soll Deutschlands gesammter Jugend insofern zugute kommen, als „Vornehm und Gering, Adelig und Plebejisch, zum Studiren bestimmt oder nicht" in dem Gymnasium eine Uebungsschule und einen Vorhof geistesklarer und wissenstüchtiger Humanität finden soll. Prof. Weber verlangt den freien Zutritt zum Gymnasium für jedes Individuum ohne Standesunterschied, sofern es innern Trieb zu dieser Bildungsweise fühlt; er fodert vom Staate unbedingt, daß er auch dem Aermsten und Niedrigsten nicht blos kein Hinderniß desfalls in den Weg lege, sondern ihm schlechthin, so oft sich dazu die Gelegenheit darbietet, mit unbeschränkter und frei entgegenkommender Unentgeltlichkeit die Mittel dazu auf das liberalste verwillige. Wer auf solche Weise durch ein glücklich zurückgelegtes Gymnasialstudium eines gebildeten Geisteslebens theilhaftig geworden ist, gehört ohne Weiteres zu den gebildeten Ständen, zu den Honoratioren. Ein ungebildetes Volk, einen Pöbel soll es vor der nationalen Pädagogik überhaupt gar nicht mehr geben, Das soll die Schule überhaupt verhüten.

Das Alles ist, zumal in der lebensfrischen, geistvollen, anregenden und mit Humor gewürzten Darstellung des Verf., recht schön, ansprechend, wohlthuend, ergreifend, wenn nur auch Alles ebenso sachgemäß und wahr wäre, von der Ausführbarkeit für diesmal zu geschweigen. Des Verf. so lebendig geschilderter Humanitätsbildung fehlt gerade der innerste Lebenskern, die allein ursprüngliches Leben und unvergängliche Wärme spendende Centralsonne. Von dem Christenthume und dem christlichen Geiste ist keine Rede, sie scheinen in jener Bildung nur unwesentliche Momente zu sein. Zwar deutet der Verf. (S. 366) an, daß er das pädagogische Gewicht des Religionsunterrichts nicht verkenne, es ist ihm aber für seine Tendenzen zunächst ohne Belang. Ref. vermag nicht zu begreifen wie der göttliche Geist des Christenthums, der freilich etwas ganz Anderes ist als wozu ihn der dogmatische Zelotismus neumodischer Glaubenseiferer und bornirtes Pfaffenthum oder die Heuchelei absolutistisch gesinnter Staatsmänner stempeln möchten, wie dieser Geist, von dessen allgewaltigem Einflusse die Geschichte zweier Jahrtausende zeugt, und dessen geringste That die größte des classischen Geistes der Griechen und Römer überragt, für die reine Humanitätsbildung so wesenlos sein soll, daß dieselbe ohne ihn jemals, ich will gar nicht sagen in ihrer Fülle und Herrlichkeit, sondern nur in ihren ersten Anfängen und Grundlagen, zur Existenz kommen könnte. So gewiß das ernste und lebendige Studium des Geistes der Griechen und Römer für die Erwerbung höherer Humanitätsbildung unerlaßlich, so gewiß dieser Geist ein wesentliches Moment solcher Bildung ist, für ebenso gewiß muß es erachtet werden, daß nur das Christenthum und sein göttlicher Geist der Humanitätsbildung das Siegel heiliger Weihe aufzudrücken vermögen. Der Verf. gehört, ungeachtet seiner warmen und wahren Begeisterung für ideale Bildung, für edle Humanität, für alles Menschenwürdige, doch zu den einseitigen Bewunderern des Griechen- und Römerthums, welchen in der Ueberschwenglichkeit ihres Enthusiasmus das classische Alterthum für die einzige Quelle alles Schönen, Großen und Erhabenen gilt, und die nur in eitler Selbstgenügsamkeit des Geistes entbehren zu können vermeinen der der Grund alles Lebens ist, und in welchem die Veredelung und Vergeistigung alles Menschlichen ihren Triumph feiert. Dem Verf. genügt sein Standpunkt, und er findet in dem Reichthume seiner Bildung Mittel und Veranlassungen genug in kräftiger und edler Weise, mit Geistesklarheit und Gemüthswärme für das Wahre, Schöne und Gute erfolgreich zu sprechen und zu wirken. Ref. achtet ihn darum sehr hoch, und stellt ihn weit über jene Kirchen- und Staatshelden die ihre Heldenthaten nur in dem Ausputzen des Lichts suchen, und in gräßlicher Verblendung, wo nicht mit Bewußtsein das Christenthum als Mittel der Verfinsterung und Verdummung, knechtgesinnter Demuth und politischer Unfreiheit gotteslästerlich benutzen, und die Mitleid, wenn nicht gar Verachtung verdienen. Aber was ihm bei seiner Fülle sonstiger kernhafter Bildung genügt, Das kann nicht Allen, Das kann nicht der Jugend genügen.

Sodann irrt nach des Ref. Meinung der Verf. auch darin, daß er glaubt, die nationale Bildung sei mit seiner reinmenschlichen Bildung identisch. Wie viel Gewicht auch auf das Studium des in deutschen Classikern zur Erscheinung gekommenen Geistes gelegt wird, und wie sehr auch anerkannt werden muß, daß die Humanitätsbildung des Verf. das Sublimat der nationalen Bildung enthält: so ist doch diese letztere Bildung in solchem Zustande eben nur für den kleinen Kreis der, sei es durch innern Trieb oder durch äußere Verhältnisse, zur höhern, zur wissenschaftlichen Humanitätsbildung Berufenen schmackhaft und fruchtbar. Das Volk (nicht der Plebs, der an keinen Stand gebunden ist) bedarf kräftigerer Speise. Diese derbe, hausbackene, meinetwegen auch ein wenig deutschthümelnde nationale Richtung, die der Verf. nicht zu goutiren vermag, was uns gar nicht verwundert, paßt gerade so recht für das gebildete Volk, nicht blos für den Bauer, sondern auch für den Bürger nach allen Abstufungen. Daran hat es etwas Consistentes, während die humanisirte Nationalität ihm unter den Händen in kosmopolitischen Dunst verfliegt.

Eben darum aber ist es auch mit des Verf. Einheit der nationalen Bildung gar Nichts; sie ist ein geistiger Rausch, ein Traum, ein Utopien. Wenn die reinmenschliche, und darum auch nationale Bildung nur in dem Gymnasium, wie der Verf. es will, erlangt werden könnte, so müßte folgerecht auch die Jugend der ganzen Nation in dieses Gymnasium wirklich aufgenommen werden, damit sie da Gelegenheit fände solche Bildung sich anzueignen. Es soll ja kein Plebs mehr sein, und auf den innern Trieb darf man es doch wahrlich nicht ankommen lassen. „Da hat sich was" mit diesem innern Triebe bei einem zehnjährigen Buben, der von der Schön-

heit und dem Segen einer solchen Humanitätsbildung gerade so viel Ahnung hat wie der Hottentotte von europäischer Civilisation, oder der Stockrusse von Preßfreiheit. Und wo will es mit dem weiblichen Geschlechte hinaus? Dieses soll doch wol auch reinmenschlicher Bildung theilhaftig werden! Aber der Verf. will allerdings auch nicht Alles in einen Topf werfen. Er läßt neben dem Gymnasium Dorfschulen, Bürgerschulen, Mädchenschulen bestehen, in welchen Bildung überhaupt und nationale Bildung insbesondere doch wol in etwas anderer Form und durch andere Mittel erzielt werden soll als im Gymnasium. Nur die Realschulen sind ihm ein Greuel, und er möchte ihnen durch sein neues Gymnasium gern ein Bein stellen. Ref. wünscht dazu viel Glück, denn auch ihm sind sie, so wie sie sind, mit ihrer affectirten wissenschaftlichen Bildung und ihrer übermüthigen Gleichstellung mit dem Gymnasium ein Greuel, eine lächerliche Caricatur. Sie fangen da an wo die jetzigen Gymnasien es gelassen; ihr realistischer Kram ist noch mehr unnützer Plunder als philologische Wortgelehrsamkeit, als grammatische Sylbenstecherei. Es würde als ein Glück zu erachten sein, wenn die Realschulen, soweit sie Anstalten für wissenschaftliche Bildung zu sein prätendiren, in den Gymnasien als Humanitätsbildungsanstalten aufgingen. Wer eine auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Bildung zur Humanität und Nationalität sich aneignen will, suche sie im Gymnasium; aber man wolle nur keinen Rückschritt machen, indem man die Bürgerjugend die nach einer höhern vaterländischen Bildung ohne wissenschaftlichen Zuschnitt, welche doch wol auch noch Humanitätsbildung ist, strebt auch dorthin drängt. Nicht Alle, nur ein kleiner Theil braucht bei den Griechen und Römern in die Schule zu gehen. Es muß überhaupt als eine Folge momentan getrübten Blicks betrachtet werden, die Einheit der nationalen Erziehung so äußerlich zu fassen, daß man sie durch möglichste Zusammenziehung und Verschmelzung der verschiedenen Arten der Schulen sichern zu können vermeint. Durch die Mannichfaltigkeit der Bildungsanstalten, die sich der Mannichfaltigkeit der Lebensverhältnisse und der Lebensstellungen, der Individualität der Neigungen und Bedürfnisse anschließt, wird die Einheit der Nationalbildung noch nicht gefährdet. Mag nur in allen Schulen, wie sie auch heißen, der eine Volksgeist walten. Ob derselbe hier durch altclassische Humanitätsbildung und durch ernstere wissenschaftliche Studien nach der Richtung des Reinmenschlichen spiritualisirt wird, oder dort durch Festhalten an Dem was der heimische Boden erzeugt eine consistentere, derbere Form behält, thut nicht das Geringste zur Sache, wenn er nur in beiden Fällen seinen wesentlichen Charakter nicht verliert. Woher sollte aber eine Nöthigung hierzu kommen?

Weiß sich Ref. mit dem Verf. in den angedeuteten Punkten auch nicht in Uebereinstimmung, so hält er darum nicht minder des Verf. Idee vom Gymnasium, als einer vom classischen Geiste durchdrungenen Humanitätsschule, entgegen der jetzt noch geltenden Ansicht, wonach das Gymnasium eine Vorschule für die Universität und allenfalls für gewisse untergeordnete Staatsämter, eine Gelehrten- und Beamtenschule, ein Sanctuarium der Wortphilologie und des intellectuellen Formalismus ist, für durchaus richtig, und er wünscht im eigensten Interesse der Jugend und des Volks, daß sie sich recht bald allgemein verwirkliche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unsere junge Mädchenwelt. Eine Galerie lebender Bilder von J. M. Dresden, Adler u. Dietze. 1848. 8. 25 Ngr.

In den Frauen liegt ein Theil der Zukunft eines Volks; Das erkannte schon Lykurg, Das sprach Platon aus, und auf diesem Grundgedanken fußt das Germanenthum. In der gegenwärtigen Zeit scheint dieser Grundsatz seine volle Geltung und Anerkennung nicht mehr zu haben. Das Leben der Familie steht, wenigstens in Deutschland, nicht in reinster Blüte; es greift immer mehr ein freiwilliges Cölibat um sich, wenn auch nicht in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft, wo er oftmals ein erzwungener ist, sondern in den darüberliegenden. Die Familie wird jetzt in Deutschland weniger wie ein Heiligthum denn wie ein unvermeidliches Institut zur Kinderzucht angesehen. So kann schon deswegen die junge Mädchenwelt sich nicht glücklich entwickeln. Die Verf. des obengenannten Buchs stellt die mancherlei socialen und moralischen Irrthümer der Zeitgenossen in scharfes Licht, indem sie zum Exempel einmal sagt: „Trauriges Schicksal, zu einer Zeit jung sein zu müssen wo die Schönheit Nichts gilt, die Liebe belächelt wird und der Eigennutz sein Scepter schwingt, wo Ritterdienst und treue Minne veraltete Begriffe, wo Herzensgüte und Häuslichkeit nicht in Anschlag gebracht werden, wo der Speculationsgeist herrscht der in seinem Wappen einen Geldbeutel zeigt." Das Buch enthält in der That eine Galerie lebenswahrer Bilder: „Die Aufgeklärten", „Die Gelehrten", „Die Armen", „Die Reichen", „Die Blasirten", „Die Ueberspannten", „Die Emancipirten." Alle diese Charaktere sind ohne Uebertreibung aber scharf gezeichnet; die Erfindung der Situationen ist großentheils sehr wohl gelungen, die Sprache dem Gegenstande durchweg angemessen. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 162. —— 10. Juni 1848.

Zur Schulfrage.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Wir haben den Kern der lesenswerthen Schrift dargelegt. Es schließt sich aber an denselben noch eine reiche Fülle von Gedanken, Ansichten und Vorschlägen, deren ausführlichere Erörterung indeß nicht hierher gehört. Denn es geht zumeist den Pädagogen von Fach, insbesondere dem Gymnasiallehrer an, und wir ziehen deshalb die weitern Bemerkungen deren wir uns nicht entschlagen können in die Kürze. Das Latein wird in beredten Worten als eine unveräußerliche und unantastbare Grundlage höherer Geistesbildung gerechtfertigt, aber das Griechische ihm gleich, ja noch darüber gestellt. Denn die lateinische Literatur sei nach ihrem ganzen Geist und Gehalt dem jugendlichen Wesen und Streben minder entsprechend als der der griechischen. Wir wüßten dagegen ebenso wenig Etwas zu sagen als gegen die von dem Verf. vorgeschlagene Methode des altclassischen Unterrichts. Gegen das grammatische Unwesen in unsern Gymnasien haben sich seit lange viele Stimmen erhoben, und in neuester Zeit ist dem Lateinschreiben und Lateinsprechen aus der Mitte der Gymnasiallehrer heraus entschieden der Krieg erklärt worden. Niemand aber hat so beredt, so warm, so überzeugend dagegen gesprochen als Prof. Weber, dessen Wort hier um so gewichtiger in die Wagschale fällt, je allgemeiner er als ein Hahn unter den Philologen anerkannt ist. Er will so wenig Grammatik als möglich, und möglichst frühe Einführung in die Lecture, die er als den Kern des classischen Unterrichts bezeichnet. Er protestirt auf das feierlichste gegen allen blos gelehrten Kram, gegen jedes blos formale Wissen. Die grammatische Gründlichkeit will er aber damit nicht über Bord geworfen sehen, nur soll die Grammatik nicht mehr isolirt und als ein Ding für sich bestehen. Der Schüler soll sich seine Grammatik an der Hand der praktischen Lecture selbst, empirisch, ohne System, anlegen, sammeln und allmälig fester begründen.

In gleichem Sinn und Geiste soll die vaterländische Sprache und Literatur, die ihm der Mittelpunkt und eigentliche Lebensnerv aller volksthümlichen Bildungsmittel, das eigentliche Lebensband ist mittels dessen die Studien der antiken Welt sich um die jugendlichen Gemüther schlingen sollen, behandelt werden. Er will keinen sprachwissenschaftlichen Unterricht, keine Einübung deutscher Formenlehre, Rechtschreibung, Sätzebildung, kein grammatisches Lehrgebäude. Die Uebungen im schriftlichen Gedankenausdrucke sollen sich darauf beschränken, daß das in der einen Hälfte jeder Fachlehrstunde lebendig Erörterte in der zweiten von den Schülern kurz und gedrängt niedergeschrieben, aber alles Niedergeschriebene auch vom Lehrer angesehen, durchgenommen und verbessert wird. Das Wichtigste für die Bildung durch die Muttersprache ist, daß der Schüler mit dem Quell des geistigen Lebens, das in den classischen Schriftstellern der nationalen Literatur strömt, zur Ausbildung seiner Einsicht und seiner gesammten sittlichen und humanen Kraft getränkt werde. Dem aus tiefster Seele beistimmend, wünschen wir nur, daß eine ausgedehnte Lecture deutscher Classiker nicht nur im Gymnasium, sondern auch in den höhern Bürgerschulen, ja verhältnißmäßig in den Volksschulen Platz greifen möge.

Köstlich ist der Abschnitt der von der Methode der Geschichte handelt. Daran können sich unsere Geschichtslehrer, denen es um nichts Anderes zu thun zu sein scheint, als daß die Schüler die Geschichte lernen, spiegeln. Die Hauptsache bei dem Geschichtsunterrichte ist dem Verf. mit Recht, daß dies moralische Gefühl, die Gesinnung, ohne alle moralische und gemüthliche Salbaderei, durch einfache Darlegung der factischen Wahrheit reinmenschlicher Fortentwickelungen oder Rückschritte genährt werde. Wenn er auch hier den forcirten Nationalsinn perhorrescirt, so wollen wir ihm Das für das Gymnasium zugute halten.

In diesen Gedanken und Ansichten ist Vieles was längst und wiederholt gesagt worden. Die Art wie Etwas gesagt wird ist aber oft mehr werth als was gesagt wird. Dies gilt namentlich auch von Dem was er über Lehrergesinnung, Lehrerqualitäten und Lehrerbildung spricht. Für sein Gymnasium kann er natürlich nur solche Lehrer brauchen die mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit gebildeten Geschmack, edle Gesinnung, Ueberzeugungstreue, Geistesfrische, kurz: durchgebildete Humanität vereinigen. Das ist ein beherzigungswerthes, aber schwerlich beherzigt werdendes Capitel für — Schulbehörden, die bekanntlich wenn auch nicht leere Lehrerköpfe, doch leere Lehrerherzen gar nicht ungern zu haben pflegen,

und den Geist an dem Lehrer mehr lieben als die Seele. Noch gar manches Andere bespricht der Verf., wenn auch mehr beiläufig, in seiner anregenden geistreichen Weise. Nur Dreierlei mag noch erwähnt werden.

Von der Volksschule und den Volksschullehrerseminaren, die er fast für — unverbesserlich hält, redet er gerade wie ein — Gymnasialdirector. Lassen wir Das!

Im sechsten Capitel wirft er einen Blick auf deutsches Universitätswesen, um die Philisterhaftigkeit, den Egoismus, die Trivialität, die Fraubaserei, die privilegirte Mittelmäßigkeit, die Schürzendienerei, und Gott weiß was für weitere Miserabilitäten in der Professorenwelt an den Pranger zu stellen. Ref. könnte darüber auch ein Wörtchen mitreden, und er weiß recht gut, daß es arg damit ist. Aber der Verf. übertreibt denn doch etwas zu sehr, und macht unlogische Schlüsse vom Einzelnen auf das Allgemeine. Am schlimmsten ergeht es in diesem Capitel einer dreifach und vierfach bejubelfeierten und mehrfach bebänderten und unzählige male beräucherten ehemaligen Literatur-Zeitungs-Celebrität. Wenn es nicht schon etwas zu spät wäre, würden wir sagen: Wohl bekomm's!

Nur im Vorbeigehen wird auch von deutschen Mädcheninstituten gesprochen, aber der Verf. ist auf sie nicht gut zu sprechen, und vor Allem nicht auf die Directricen, und ganz und gar nicht auf diejenigen Directricen welche ihre Männer gleich jedem andern Stundengeber behandeln. Daß aber gerade ein gewisser Professor der Pädagogik, der statt Pädagogik zu lesen lieber den Beobachter in politischen Kreisen spielt, mit seiner ehedem schuldirigirenden Frau zum Sündenbock ausersehen worden, scheint dem Ref. lediglich von wegen der Politik geschehen zu sein. Wie gehört Das aber hierher?

Was die Methode des Sprachunterrichts im Einzelnen betrifft, sowie die Wahl der griechischen, römischen und deutschen Classiker, die Vertheilung des Unterrichtsstoffs, die Privataufgaben und den Hausfleiß u. s. w., so werden Schulmänner sich schon von selbst das Beste daraus nehmen, und Ref. erwähnt schließlich nur noch, was eigentlich unnöthig wäre, daß der Verf. auf die Geistlichkeit, die Staats- und Policeimänner sehr schlecht zu sprechen ist. Diese scheinen es mit ihm wie mit manchem Andern völlig verdorben zu haben.

Ref. war froh von der nicht das Volk, aber den Geist aufregenden, und sein reinmenschliches, zugleich aber auch echt volksthümliches Blut in nicht gewöhnliche Wallung versetzenden Lecture der Weber'schen Schrift zu Nr. 2 übergehen zu können, deren Verf. eine ganz ähnliche Tendenz, aber in völlig verschiedener Manier verfolgt, und zu ähnlichen Resultaten gelangt. Die Nationalität und die nationale Bildung durch Unterricht, die er noch mehr hervorhebt, hat bei ihm etwas mehr Farbe. In der Einleitung wird die Bildung nach ihrem Wesen und ihren Mitteln betrachtet. Eins dieser Mittel ist der Unterricht, dessen Grundlagen und Bestimmungen Seelenlehre, Wissenschaftskunde oder Encyklopädie, Geist der Zeit und Nationalität sind. Die Nationalität ist das mächtigste Band welches die Gesammtheit umschlingt und nach dem möglich höchsten Ziele hinleitet. Bei den Deutschen ist aber die nationale Einheit nur schwach, und die äußern Verhältnisse sind ihr nicht günstig; deshalb müssen innere, geistige und künstliche Mittel aufgesucht und in Anwendung gebracht werden. Die innere Einigung in Vaterlandsliebe, volksthümlicher Gesinnung und Gemeingeist soll den Mangel bürgerlicher und staatlicher Einheit ersetzen. Das ist sehr richtig, und Diejenigen mögen es sich gesagt sein lassen welche mit Geringachtung solcher Mittel lieber alles nationale Streben als Thorheit aufgeben, weil ja doch die Einheit des deutschen Volks nur ein gutmüthiger Traum, ein frommer Wunsch sei und bleibe. Was anders hat Deutschland und das deutsche Volk seit Jahrhunderten bei allen äußern Trennungen zusammengehalten, als der Geist, die Gesinnung? Ref. hofft und wünscht, daß dieser Geist, diese Gesinnung noch so lange ausdaure, bis das äußere Band der Einigung wieder etwas fester angezogen wird.

Der Verf. will den nationalen Sinn des deutschen Volks auch durch den Schulunterricht angeregt und genährt wissen. Allerdings kann die Schule hierzu kräftig mitwirken, und Ref. meint, daß von diesem Punkte aus eine durchgreifende innere Reform der Jugendbildungsanstalten von allen Patrioten angestrebt werden sollte. Der Unterricht mag nur, wie der Verf. es fodert, die vaterländische Sprache, Literatur und Geschichte als seinen Mittelpunkt betrachten; die Religion natürlich dabei nicht zu vergessen. Der Verf. legt auch auf sie großen Werth, und indem er die gläubige und thätige Liebe als den innersten Kern des Christenthums anerkennt, findet er darin das einigende Band des deutschen Volks, trotz aller kirchlichen Trennungen. Die Zerrissenheit der Deutschen nach dem kirchlichen Bekenntniß ist vielleicht noch ein größeres Hinderniß nationaler Einigung als die politische, und Ref. ist mit dem Verf. hinsichtlich der Auffassung des Wesentlichen im Christenthume in völligem Einverständniß, fürchtet aber, daß noch lange Zeit hingehen werde, bis solche Auffassung allgemein wird.

Wenn für den Unterricht auf psychologische Kenntniß großer Werth gelegt und in dem Abschnitt über Volksschulen die Entwickelung der Intelligenz zu sehr hervorgehoben wird, so tritt der Verf. dadurch mit seinem Grundgedanken und seiner Grundtendenz in Widerspruch, während er diese sonst und namentlich auch darin festhält, daß er in Bürgerschulen keine fremden Sprachen zulassen will.

Für die höhere Bildung fodert der Verf. nur eine Schule, weil diese Bildung eine allgemeine sei. Also auch hier das Bestreben Realschule und Gymnasium zu verschmelzen. Ref. hat sich darüber schon bei Nr. 1 ausgesprochen. Wenn auch Wahres darin liegt, daß verschiedene Bildungsweisen den Geistern ganz divergente Richtungen geben, so mag man nur in allen Schulen der Bildung eine Beziehung auf das Vaterland geben, wenn Dies auch nicht überall in gleichem Grade mög-

lich sein sollte. Geschieht Dieses, und wird in den Gymnasien insbesondere wahre Humanität mit allem Ernste und aller Entschiedenheit angestrebt, so dürften die von der Trennung der Bildungsanstalten hergenommenen Bedenken ihr Gewicht verlieren. Was über Einrichtung dieser gemeinsamen, Realschule und Gymnasium umschließenden Anstalt, deren Zweck staats- und weltbürgerliche Humanität sein soll, gesagt und vorgeschlagen wird, liest sich ganz gut, nur ist dabei die Wirklichkeit, die ideal gefaßten Verhältnissen nie entspricht, doch wol etwas zu sehr aus dem Auge gelassen.

Ueber die Behandlung des Unterrichts legt der Verf. ganz vortreffliche und höchst beachtenswerthe Ansichten dar. Er warnt dringend vor der zu großen Ausdehnung des Lehrstoffs nach Breite, Tiefe und Höhe. Ref. wünscht nur, daß die ungemessene Häufung der unterrichtlichen Stoffmassen, das Hinaufschrauben jedes Unterrichtsgegenstandes auf die höchste Höhe und die systematische, bis auf das Knupperfleisch dringende Gründlichkeit, diese drei entsetzlichen und leider allgemein verbreiteten Schulkrankheiten, mit schärferer Arznei wären angegriffen worden; denn sie fressen nicht nur am Marke der Jugend, sondern auch am Marke des gesammten Volkslebens. „Die Schule darf Nichts erschöpfen, Nichts bis zur Spitze treiben, sondern nur zum Weitern vorbereiten, anleiten, Alles begründen. Das ist die wahre Gründlichkeit" (S. 93). Für den sprachlichen Unterricht wird die Lecture ebenfalls in den Vordergrund gestellt, und die Grammatik auf das Nothwendigste beschränkt. In Mathematik und Naturwissenschaften aber soll über das fest und sicher zu begründende Elementarische nicht hinausgegangen werden.

Der Verf. dehnt seine Einheitsbestrebungen auf dem Felde des öffentlichen Unterrichts noch über das Gymnasium und die Realschule aus, indem er auch Universität und polytechnische Schule zu Gunsten der nationalen Einheit vereinigt sehen möchte. Dagegen dürfte schwerlich Viel zu erinnern sein, wenn nur nicht der alte Universitätszopf wäre. In mancher stillen Stunde hat mich schon das Problem beschäftigt, wie es doch wol kommen mag, daß die Wissenschaftsmänner ex professo, wenn sie auch dem Fortschritt in allen übrigen Kreisen noch so sehr das Wort reden, doch in ihrem nächsten gern Alles so lassen wie es zu seligen Urgroßpapas Zeiten war. Indeß käme es vielleicht in dieser Sache nur darauf an, daß einige für Polytechnik reges Interesse fühlende jüngere Docenten einen Versuch machten.

Die friedlich und ruhig geschriebene, lesens- und beherzigenswerthe Schrift schließt mit kurzen Bemerkungen über Lehrer und Organisation sämmtlicher Unterrichtsangelegenheiten, die hinsichtlich der letztern so lange fromme Wünsche sind und bleiben werden, bis unsere Schulbehörden — ausgeschlafen haben, und der innerlich zerrissene deutsche Lehrerstand zu einem einseitigen Ganzen sich vereinigt hat.

Nr. 3 ist dem Anscheine nach gegen das dresdener Gymnasialcomplot gerichtet, dessen revolutionnaire, lateinverrätherische Umtriebe bereits anfingen die Perücken lateinschreibender und lateinsprechender Gelehrten in zitternde Bewegung zu setzen, als sie glücklicherweise noch zu rechter Zeit durch die Wachsamkeit der königlich sächsischen Schulpolicei entdeckt und vereitelt wurden. Der Anschein trügt aber oft; so auch hier. Schon die ersten Zeilen des nur einen einzigen Bogen umfassenden Schriftchens belehrten uns eines Bessern. Hr. Romanus, ein geachteter Gymnasialdirector, dessen wahrer Name aber nicht verrathen werden soll, kommt vielmehr dem dresdener Gymnasialvereine durch gar nicht unwitzige Ironie gegen die Pedanten zu Hülfe, welche mit dem Falle des Lateinschreibens und Lateinsprechens die zügelloseste Anarchie in allen socialen, politischen und kirchlichen Verhältnissen hereinbrechen sehen. Die Form der Darstellung verbietet uns auf den Inhalt einzugehen, und wir nehmen nur davon zu zwei Bemerkungen Veranlassung. Zuvörderst halten wir es doch für ein den Freunden des Lateinschreibens und Lateinsprechens eben nicht günstiges Zeichen, daß selbst Gymnasialdirectoren sich den philologischen Revolutionnairen anschließen; Das scheint denn doch darauf hinzudeuten, daß nicht blos in der Blüte der Wurm sitzt, sondern auch bereits die Wurzel angefressen ist. Sodann glauben wir, daß die Gegner des Lateinschreibens und Lateinsprechens besser thäten, wenn sie ihre Waffen geradezu gegen das officielle Staatslatein, wie Prof. Weber es nennt, richteten. Denn nur erst die Misere der lateinischen Staatsexamina, der lateinischen Festreden, Festprogramme, Dissertationen, Promotionen, Disputationen, Gratulationen glücklich überwunden, so sterben die Schulübungen im Schreiben und Sprechen des Lateinischen ohne weiteres Zuthun an der Auszehrung. Bereits vor 160 Jahren legte Thomasius die Axt an die Wurzel, denn er schrieb 1687 zuerst ein deutsches Programm, und hielt dann auch seine Vorlesungen in der Muttersprache. Nach ihm hat aber die Axt geruht. Wollte sich von jetzt an noch Jemand darauf berufen, daß dies Lateinschreiben — das Sprechenlernen vertheidigt gegenwärtig wol kaum noch Jemand im Ernst und aus innerer Ueberzeugung — nicht blos zur sichern Einübung der Grammatik, sondern auch zum richtigern Verständniß der lateinischen Schriftsteller unerlaßlich sei, so brauchen wir ihn nur an Prof. Weber in Bremen zu verweisen, der denn doch wol auch Etwas vom Handwerk versteht.

(Der Beschluß folgt.)

Weißdornblüten aus dem böhmerwälder und wiener Volksleben von Josef Rank. Leipzig, Hinrichs. 1848. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf. des „Waldmeister" und der „Vier Brüder aus dem Volke" setzt hier seine Schilderungen des Volkslebens und der Volkssitten fort. So sehr auch die Schriften Rank's an einzelnen Schönheiten reich sind, so gern auch der Leser bei diesen einzelnen Schilderungen und Darstellungen verweilt, ebenso wenig vermag das Ganze als künstlerische Production betrachtet unsere Theilnahme zu erwecken. Dies bruchstück-

artige Herausarbeiten aus dem gesammten Leben eines Volks kann uns so lange nicht befriedigen als dies eben nur als Fragment vor uns liegt und nicht ein in sich abgerundetes, in sich und durch sich getragenes Ganzes ist. Die ohnehin nicht zu überschätzende Richtung dieser Dorfgeschichten hat einen so kleinen Umfang, daß dieselbe, wenn sie nicht einmal bis zu ihrer äußersten Grenze erweitert und dadurch abgeschlossen wird, den Eindruck eines nicht vollendeten, halben Werks hervorbringt. Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit Auerbach, bei dem überhaupt diese ganze Richtung ihre Höhe erreicht hat. Er weiß die einzelnen Züge zu einem Ganzen zu vereinigen, seine Darstellung hat einen Mittelpunkt, das ganze Bild schließt sich für uns ab, und seine Beobachtungen sind tiefer und gründlicher, aus einer genauern Kenntniß des menschlichen Herzens hervorgegangen, während bei Rank die einzelnen Züge nebeneinander und auseinander sich hinstellen; das eigentliche Talent der Vereinigung, die künstlerische Composition geht gar oft leer aus, die Form ist zu schlotterig, die Farben verblassen dadurch, die Charaktere verflachen und die für die künstlerische Einheit fremdartigen Bestandtheile überwuchern den Hauptkern der Erzählung. Wenn Rank im Stande wäre seine Gestalten mehr zusammenzufassen, sie mehr um einen Mittelpunkt zu stellen, so würde nothwendig seine Dichtung einen bedeutendern Eindruck hervorbringen, und die einzelnen Schönheiten würden in einem gehobenern Tone, in lichtern Farben heraustreten.

Die „Weißdornblüten" enthalten drei verschiedene Erzählungen: „Wartel, das Knechtlein todt und lebendig"; „O Mütterlein, ich denke dein!" und „Die Wirthschaft im Walde", obgleich nur ganz leicht und lose, fast äußerlich oder mechanisch die Geschichte von „Wartel, dem Knechte" sich hindurchzieht, die zugleich die größte und beste der drei Erzählungen ist. Aber auch hier sieht man wie wohl der Darstellung eine strengere, knappere Form thäte. Das erste Capitel: „Ein Knabe soll auf Reisen und wird von einem Knechte eingefangen", ist für den weitern Verlauf der Erzählung zu fremd und zu breit angelegt. Durch diese Anordnung des Stoffs wird jeder Leser den Eindruck empfangen als ob der kleine Junge der auf Reisen will der Hauptgegenstand der Erzählung werden sollte; allein bald gewahrt man, daß das ganze Capitel weiter Nichts als eine Einleitung ist, die mit Fug fehlen könnte ohne daß man sie vermißte; die Stafagefiguren werden hier handelnd eingeführt und der Hauptheld bleibt im Hintergrunde, ohne daß dadurch ein besonderes charakteristisches Licht zur Kenntniß seines Charakters herbeigebracht würde, und selbst wenn Dies der Fall zum Theil wäre, so ist doch das Ganze viel zu weitschichtig und breit ausgesponnen. Auch hat dies ganze Capitel, abgesehen von seiner formellen Seite, viel innere Unwahrscheinlichkeit. Wie sollte man ein Kind von fünf Jahren in die Fremde schicken wollen aus dem einfachen Grunde weil der Knabe gern umherläuft? Was soll der Knabe oder besser das Kind in der Fremde mit seinem Ränzchen und seinem „Reisehütlein mit Wichsleinwand"? Es läßt sich nicht verkennen, dieser Umstand enthält viel unfreiwillige Komik. Die Scenen mit dem Pfarrer und dem Knechte, sowie die Schilderung des Knechts und seines Aufenthalts in Wien haben dagegen recht lebendige Färbung; besonders ergötzlich ist die Schilderung der Scenen wo die wiener Civilisation an den Knecht der vom Dorfe kommt, an sein „bäurisches Standesbewußtsein", wie man etwa in Kurhessen sich ausdrücken würde, herantritt und wie er dieselbe auf sich einwirken läßt. Diese Schilderungen, wie die Scene vor dem Kaffeehause, oder der Knecht mit Röschen im Prater, sind die gelungensten des Buchs, sowie überhaupt nur in solchen genreartigen Scenen das Hauptverdienst des Buchs besteht, da die eigentliche Begebenheit oft so lose und leicht vor unsern Augen hinzieht oder auf eine so romantische Weise sich schürzt, daß man versucht sein könnte dieselbe für gewöhnlich oder mit Haaren herbeigezogen zu halten. 11.

Bibliographie.

Aschenfeldt, F., Memoiren aus meinem Tagebuche, geführt während meiner Reisen und meines Aufenthaltes in Brasilien in den J. 1843 bis 1847. Oldenburg in Holstein, Fränckel. Gr. 8. 25 Ngr.

Bonaparte, J., Moina oder das Mädchen vom Mont-Cenis. Aus dem Französischen übersetzt von C. W. Heinrich. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. 2 Ngr.

Kriegk, G. L., Die Völkerstämme und ihre Zweige nach den neuesten Ergebnissen der Ethnographie. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 24ster Jahrgang. 1846. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Bernhard, G., An das deutsche Parlament. Politisches Lied nebst mehrern Zeitgedichten aus dem Völkerfrühling 1848. Mit einer Composition des Liedes: „An das deutsche Parlament" von A. E. Büchner. Leipzig, Jackowitz. 8. 5 Ngr.

Fliegende Blätter. Beiträge zu den Fragen des Tages. Nr. 1. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 1½ Ngr.

Braß, A., Vive la liberté! Gruß an Frankreich am ersten Tage der freien Presse in Preußen. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Offener Brief an Dr. Eisenmann. Bamberg. Gr. 8. 2 Ngr.

Brorner, Ursprung der Feudal-Lasten. Ein Wort des Friedens an das liebe Landvolk. Dillingen. 8. 2 Ngr.

Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft, entworfen von der am 16. Aug. 1847 von der Tagsatzung ernannten Revisionskommission. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 2½ Ngr.

Die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Beitrag zur Lösung der deutschen Verfassungsfrage von F. Baader. Berlin. 8. 4 Ngr.

Die belgische Constitution. Aus dem Französischen. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutschlands politische Reformation von England aus betrachtet. [Nicht in Professoren-Sprache.] 1stes Heft. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Ngr.

Lamartine, Ueber die rationelle Politik. Aus dem Französischen. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Merckel, W. v., Die constituirenden Versammlungen in Berlin und Frankfurt a. M. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Ngr.

Metternich's Testament oder dessen politische Prophezeihungen der nächsten Zukunft. Nr. 1. Berlin, Weyl u. Comp. Gr. 8. 1½ Ngr.

Schmidt, W. W. J., Predigt bei dem Trauer- und Dankfeste am 23. März 1848 zu Quedlinburg gehalten. Nebst der von demselben bei der Fahnenweihe am 26. März 1848 gesprochenen Rede und der von dem Geh. Regierungs- und Landrath Weyhe bei dieser Gelegenheit gehaltenen Ansprache an die versammelte Bürgerwehr. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schwarz, Roth, Gold! Ueber teutsche Freiheit und Einheit. III. Leipzig, Weller. 8. 5 Ngr.

Stichling, B., Eine Stimme über die deutsche Reichsverfassung. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Theobald, E., Der deutsche Michel und seine Fabeln. Ein satyrisches Zeitbild. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Thenau. Gr. 8. 5 Ngr.

Weller, E., Volk oder Stand? Polemische Blätter. Leipzig, Weller. 8. 10 Ngr.

Odenwälder Zustände. Unparteiische Darstellung der neuesten Vorfälle in dem Odenwalde und ihrer Ursachen von einem Freunde des Volkes. Darmstadt, Küchler. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 163. —— 11. Juni 1848.

Zur Schulfrage.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Die Schrift Nr. 4 führt in das bösartige Geschwür des heutigen Schulunterrichts, ungemessene Ueberschätzung und Begünstigung der Intelligenz, die Sonde noch tiefer ein. Der Verf. bemüht sich nachzuweisen

wie Vermehrung der Arbeitskraft und Vermehrung der Kenntnisse und Hinaufschrauben der Schulen in Wissensgebieten und erweiterte Erkenntnißgebiete in den Schulen der großen geistigen Verarmung nicht steuern, ja wie vielmehr dies Drängen der Schulen auf das reine Lesegebiet die geistige Erwerbskraft des wahrhaft productiven deutschen Geistes geschwächt und gemindert hat und nothwendig mindern mußte. Er sucht zu zeigen „wie dieser Zustand nicht von den Schulen ausgegangen sei, ihnen also auch nicht vorgeworfen werden dürfe". Aber zugleich deutet er an wie eine Heilung nur zu erwarten sei wenn man in den Schulen das Fabrikarbeiten nach Wissen und Kenntnissen in den Hintergrund stellen werde, wenn man dem Lehrerstande eine höhere Aufgabe stelle als Wissen beizubringen, und ihn anders verpflichte als zu so und so viel Arbeitsstunden, und an ihm noch Anderes hochschätze als seine Arbeitskraft vor den Schulbänken, und ihm so eine würdigere und wichtigere Stellung in Beziehung auf die Erziehung einräume. Es gibt nur Heilung wenn man der erzielten Sittlichkeit und der bewahrten Herzensreinheit wieder eine höhere Geltung als der Klarheit des Kopfes zugesteht.

Mit diesen Worten des Verf. ist der wesentliche Inhalt seiner Schrift dargelegt. Leider werden die tiefen, der höchsten Beachtung Aller denen Schulwohl, Volkswohl und Menschenwohl am Herzen liegen würdigen Wahrheiten die darin ausgesprochen werden durch die Darstellung verdunkelt. Was dem würdigen, vom Ref. sehr hoch geachteten Verf. gefallen hat, nämlich seinen Grundgedanken in eine einzige, durch die ganze Schrift langhingedehnte Metapher einzuhüllen, und die untergeordneten Gedanken in lauter kleine Bildchen, die mit dem Hauptbilde meist zusammenhängen, einzurahmen, Das kann nicht anders als dem Leser höchlichst misfallen. Denn die Darstellung wird dadurch unendlich steif, oft sogar dunkel, jedenfalls bis zum Sterben langweilig, wozu auch Das noch beitragen mag, daß oft durch vier, fünf, ja sieben enggedruckte Großoctavseiten keine eingerückte Zeile dem Leser einen Ruhepunkt verstattet. Man glaubt sich fast auf die Folter gespannt, wenn man von Sparkasse der Methodik, Ernährung des Schulleibes, von der Noth der arbeitenden Schülerclassen, von Schüler-Proletariern, von Schulkutsche und Schulschlacht, von dem über die Weltideen ausgespannten jugendlichen Geiste (übrigens gut gesagt), vom Sirocco der Vergnügungssucht, dem Mehlthau der Genußsucht, dem kalten dürrenden Nordostwind des Ehrtriebs, von geistigem Proletariat, geistigem Capitalismus, von Denkcapitalisten fast auf jeder Seite lesen muß, oder wenn man gar fast in jeder Zeile Ausdrücke wie: Arbeitskraft, Erwerbsthätigkeit, Arbeitstribut, Arbeitsmaterial, Schnellarbeiten, Arbeiter-Proletarier, Arbeitskammer, Arbeitscapital, Krankheitskassen der Zeiteintheilung, Speculation, Production, Producent, Groschenlohn, Werkbetheiligung, Musterexemplare, Erwerbsfeld, Creditfundament der Capitalisten, Fabrikwirthschaften, Gewerbsmeister, Geldmeister, Maschinenbetrieb und vieles Andere im figürlichen Sinne von der Schule, dem Unterrichte, von geistigen Beschäftigungen überhaupt gebraucht sieht. Ref. kann zwar auf seine Recensentenehre versichern, daß er die Broschüre von Anfang bis zu Ende durchgelesen, aber er muß auch das offene Bekenntniß ablegen, daß nicht „reinmenschlicher" Trieb oder pädagogische Wißbegierde, sondern nur die Recensentenpflicht ihm Kraft gegeben hat bis an das Ende zu kommen, und er mag auf Niemanden einen Stein werfen der nach Lesung der ersten Blätter das Schriftchen aus der Hand und zu andern unaufgeschnittenen Broschüren legt. Das haben mehr die guten Freunde, welchen der Verf. die Abhandlung vor dem Druck vorlegte, und die aus Respect oder Anstands halber Anstand genommen haben mögen auf das Ermüdende der Gedankeneinkleidung aufmerksam zu machen, zu verantworten als der Verf. selbst. Wer sich aber durch die Darstellung nicht irre machen läßt und in Selbstüberwindung sich durcharbeitet, dem kann Ref. im Vertrauen sagen, daß er einen gar köstlichen Schatz wahrer, guter, vortrefflicher Gedanken über den häßlichsten Schulkrebs, über das Wesentliche des Schulunterrichts, über Das was unserer Schuljugend und unserm gesammten Volke noth thut, heben wird.

Auch der Verf. von Nr. 5 reiht sich Denen an welche gegen das Uebergewicht der Entwickelung der intellectuellen und technischen Fähigkeiten, und für wahre, edle Humanität streiten, und auch er erkennt in der politisch-

nationalen Bildung ein nothwendiges Element concreter Humanität. Für dieses Element auch die weibliche Jugend in höhern und niedern Kreisen empfänglich zu machen ist strebenswürdig. Die Bildung der weiblichen Jugend in Haus und Schule ist unstreitig einer der dunkelsten Flecken in unserer Erziehung. Sie geht völlig in Entwickelung des Verstandes, äußerlicher Kunstfertigkeit, in der Anleitung zu eitler Gefallsucht, zu vergiftender Genußsucht, zu frivoler Unthätigkeit, zu egoistischer Gesinnungslosigkeit auf. Ein leeres Gemüth, ein aufgeblasener Sinn, ein mit eitelm Wissen angefüllter Kopf, einige Handgeschicklichkeit und Fingerfertigkeit sind gewöhnlich die einzigen trostlosen Resultate weiblicher Schulbildung, namentlich in Privatanstalten. Es thut noth, daß sich Jemand mit ganzer Liebe, mit entschiedener Hingabe der Förderung einer vernünftigern Bildung der weiblichen Jugend annimmt, den betrügerischen Schein unserer Mädchenbildungsanstalten aufdeckt, die Lehrer und Lehrerinnen durch organisatorische Ideen anregt und sie für etwas Besseres gewinnt. Hr. Seinecke scheint dem Ref. nicht ohne Beruf für eine solche Aufgabe zu sein. Er spricht über Humanitätsbildung, über Berechtigung und Beruf des weiblichen Geschlechts zu höherer Geistesbildung, über Eigenthümlichkeit der höhern weiblichen Bildung, über die Bildungsmittel die der Unterricht darbietet, endlich über die Gründe warum die jetzige höhere Bildung des weiblichen Geschlechts sehr mangelhaft ist, recht wahre und beherzigenswerthe Gedanken aus, wenn auch über einige Einzelheiten Ref. Widerspruch erheben möchte. Der Verf. wolle sich nur nicht durch Gleichgültigkeit der Betheiligten von vornherein in seinem Streben beirren lassen, und die Bildung nicht blos der weiblichen Jugend höherer Stände, sondern der des gesammten Volks zum Gegenstande seines Denkens und seiner schriftstellerischen Thätigkeit machen. Denn kein organisches Glied kann für sich abgetrennt von seinem Organismus richtig erkannt werden. 59.

Die gelbe Gräfin. Von A. v. Sternberg. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1848. 8. 4 Thlr.

Der Verf. hat sich des romantischen Schicksals der Prinzessin Tarkanoff angenommen, der Tochter einer russischen Kaiserin, welche die zärtliche Mutter zu ihrer Sicherheit ins Ausland schickt, und welche dann von der herrschenden Partei gefürchtet, ein Opfer der eisernen Politik und der wilden Eifersucht auf den Thron, ihr junges Leben auf schmähliche Weise verliert.

Das Dunkel welches die Geschichte über die Zeiträume zwischen der Flucht und dem Ende dieser Unglücklichen läßt hat der geistreiche Autor mit einer Reihenfolge romantischer Abenteuer ausgeschmückt, welche eine große Mannichfaltigkeit von handelnden Personen zulassen, und das lebendigste Bewegen der verschiedenartigsten Gestalten herbeiführen. Die reiche, schaffende Phantasie des Autors hat es sich recht angelegen sein lassen das Talent zu skizzenartigen Darstellungen zu benutzen, und es ziehen unzählige Gruppen, Situationen, Erscheinungen und Ereignisse an dem Leser vorüber, durch grelle Aufträge von Licht und Schatten sich der Seele einprägend; sie kommen und drängen sich so rasch aufeinander, sie tauchen auf und verschwinden wieder so schnell, daß der Leser und Kritiker dem Einzelnen kaum Rechenschaft abzuverlangen vermag, und die Ansprüche von treu gehaltenen Charakteren, von motivirter Handlung, von Wahrscheinlichkeit der Ereignisse gern unterdrückt, weil er wirklich nicht damit zu Stande kommen würde. Wie kann man von schnell vorübertanzenden Personen sogleich bestimmen inwiefern sie proportionnirt gebaut sind oder nicht; es dreht sich, die Luft vibrirt, ein Kopfputz zittert, Falbalas, Rockschöße fliegen, Schleier wallen: es ist Alles recht gut, recht munter, und man ist zufrieden.

Die kleine Prinzessin Elisabeth wird also dem französischen Grafen Mortoun anvertraut um sie von russischen Gefahren zu retten — und andern Gefahren preiszugeben. Des Grafen Mortoun Sohn, Horace Mortoun, sollte sich nach des Vaters ehrgeizigen Plänen mit dem 11jährigen Fürstenkind vermählen, und da Elisabeth ihre Abneigung gegen diese Vermählung an den Tag legte, ward sie mishandelt, eingesperrt, und entzog sich endlich durch Flucht, von einem Diener der Mortoun begleitet, der rohen Gewalt die sie umstrickte.

Wir lernen den jungen Grafen Horace Mortoun in Gesellschaft einiger junger, leichtsinniger, vornehmer Franzosen kennen, welche ganz mit der Frivolität ihres Zeitalters gestempelt sind. Der Autor wählt fünf derselben unter der Reihe der 52 cassirten Offiziere des Regiments Septimanie aus. Sie hatten bei der Rhein- und Moselarmee gestanden, welche abwechselnd Broglie und Soubise commandirten. Zucht, Ordnung, Gehorsam und Gesetz war diesem Heere fremd gewesen. Es befanden sich oft bei einem und demselben Regimente nicht weniger als 12 Herzöge, 17 Marquis, zwei bis drei Prinzen und eine große Anzahl Grafen und Barone. Alle diese Seigneurs, von der Würde und Macht ihrer Stellung erfüllt, verschmähten es den Gesetzen militairischer Ordnung sich zu fügen; sie zogen es vor selbst zu gebieten und Befehle auszutheilen, unbekümmert ob diese Befehle gegen Subordinirte oder gegen Vorgesetzte erlassen wurden. So sah man einen Knaben der in der Wiege schon General geworden dem im Feuer der Schlachten ergrauten Oberfeldherrn in hochmüthigem Tone Befehle ertheilen, während ihm selbst von dem Soldaten der seiner spottete der Gehorsam verweigert wurde. Die Armee des Prinzen Soubise brach mit einem Gefolge von hundert Carossen und Wagen nach Deutschland auf, einer Menge Zugpferde und einem Schwarm von Kammerdienern, Perückenmachern, Parfumeurs, Köchen, Reitknechten, abgesehen von der Schar Weiber die von diesen Helden unzertrennlich waren, und die ihre Coquetterien, ihre Streitigkeiten und Klatschereien, wie sie sie in den Salons von Paris betrieben hatten, mit ins Lager nahmen. Die Verwirrung erreichte ihre höchste Staffel als es den Offizieren erlaubt wurde zur Zeit des Winterlagers die Armee zu verlassen und nach Paris zu gehen. Sie verließen zu ganzen Zügen ihren Posten, und der Befehlshaber, während er in seinen Listen auf dem Papier über ein vollzähliges Heer commandirte, hatte in der Wirklichkeit oft nur vier bis fünf von den höhern Offizieren bei sich, und diese selbst waren oft nicht durch das Pflichtgefühl zurückgehalten, sondern durch die Unfähigkeit es in den kostspieligen Orgien der Hauptstadt ihren glücklicher gestellten Kameraden gleich zu machen. Bei der Abberufung des Prinzen Rohan Soubise hatte der Unfug eine nicht mehr zu duldende Höhe erreicht. Der neue Befehlshaber meldete in seinen Berichten an den Herzog von Choiseul, daß es ihm unmöglich sein würde die Ehre der französischen Waffen aufrecht zu erhalten, wenn man ihm nicht gestattete energische Maßregeln gegen die Ducs und Pairs, gegen die Marquis und Barone bei der Armee zu ergreifen.

So waren denn 52 cassirt worden. Die Fünf welche diesen Abend in dem alten Schloß Penderil-Marigny zubrachten gehörten alle großen Familien an, waren sämmtlich verarmt, theils durch eigene Schuld, theils durch die ihrer Vorfahren, und erscheinen als eine für Mortoun und dessen Gefährten Camille Combattes passende Gesellschaft.

Bei der Darstellung des Schlosses Penderil-Marigny läßt der Verf. seinem gewohnten Schilderungstalente freien Lauf: man sieht im alten Saal die Ledertapete mit den einst vergoldeten jetzt geschwärzten Figuren, Blumen, Früchten, mensch-

lichen Gestalten in bunter Zusammenstellung; das künstlich gearbeitete Täfelwerk, so auch die holzgeschnitzten Decken mit den Feldern, aus deren Tiefen verschiedene Köpfe hervorblicken, und vorzüglich ein eigenthümliches Betpult unter einem Baldachin von blaßgelbem Seidengehänge. „Das Gerüst sah jetzt alt und baufällig aus. Es schien müde zu sein und sich nach Auflösung zu sehnen. Die gelben Seidenbehänge lagen platt aneinander gedrückt, die Quasten hingen an ihren zerfressenen dünnen Schnüren, und schienen kaum noch außer ihrem eigenen Gewicht die Masse Staubs tragen zu können die auf ihnen lastete und in compacten Wölkchen niederfiel, wenn man an die dünnen vergoldeten Säulen die den Baldachin trugen rührte. Die Betschemel selbst zeigten in ihren verblichenen rothen Sammetpolstern die Vergänglichkeit irdischer Pracht auf das eindringlichste. Die Stellen wo früher die Knie der Beter sich eingedrückt dienten einer Anzahl jener aschfarbigen geflügelten Insekten zu Ruhestätten und Wochenbetten die sich an die Trümmer kostbarer Stoffe hängen und in die kleinen Ruinen und Höhlen alter Sammetstühle einnisten, die Anachoreten der Tapeten- und Goldleistenwelt, die ihre Perioden und Umwälzungen hat wie jede andere Welt." Das Betpult wird mittels eines Druckes an einer Feder in die Tiefe hinabgesenkt, „ächzend und so unwillig wie ein alter Herr der sich ungern bequemt eine beschwerliche Treppe hinabzusteigen, und bei jeder Stufe anhält und keuchend Athem holt". Der junge Marigny, dessen Vorfahren das Schloß besessen haben, wird von der lustigen Gesellschaft veranlaßt mit dem Betpult hinabzufahren in die Tiefe wo die Gräber seiner Ahnen stehen. Bleich kehrt er zurück, und er meint das Gespenst seiner Großtante gesehen zu haben. Camille Combattes wünscht den Versuch ebenfalls zu machen, und findet auf dem Sarg der Großtante ein junges, schönes Mädchen sitzen, eine Blödsinnige, welche die Nichte des Gärtners ist. Da sämmtliche junge Leute in diesem Augenblicke ohne Aussicht für die Zukunft, ohne Geldmittel sind, und Mortoun die Geschichte der entflohenen Tochter der Kaiserin soeben erzählt hat, wird sein Vorschlag die blödsinnige Crescentia für dieselbe auszugeben und sie zum Werkzeug ihrer ehrgeizigen Pläne zu machen angenommen. Ein vergessenes Fach in dem Täfelwerk des alten Gemachs enthält ein prachtvolles Kleid der Großtante, nebst Schmuck von Perlen und Diamanten; so wurde denn das Gärtnerskind zur Prinzessin ausstaffirt, und das gelbe Gewand, das einzige Staatskleid welches sie besitzen kann, trägt ihr den Namen der gelben Gräfin ein, welchen auch das Buch führt. Jedem der jungen Leute wird eine Hofcharge zugetheilt, und so ziehen sie mit der falschen Prinzessin an den Hof von Trier in ein Jagdschloß des Erzbischofs. „Der Erzbischof war ein Freund der Künste, er liebte die Feinheiten des geselligen Verkehrs; seine Welt, in der er sich mit Grazie und Freiheit bewegte, war die Welt des Salons, der kerzenbestrahlten Marmorwände, an deren Spiegelflächen die Wogen der geputzten Massen, der mit Federn und Diamanten geschmückten Frauen, der mit Ordensbändern und gestickten Uniformen schimmernden Höflinge vorbeiglitten. Die Jagd und ihre Freuden liebte Clemens August nicht, der als bairischer Prinz, von den Jesuiten erzogen, frühe die Süßigkeit und Schönheit die die Welt bietet mit den Foderungen die die orthodoxe Kirche an einen ihrer Fürsten stellt zu verbinden gelernt hatte. Clemens August empfing den geistlichen Kurhut noch als sein Haar, nicht wie das seines Vorgängers, ergraut war, sondern noch in vollen Jugendlocken prangte." Er hatte die falsche Prinzessin, welche an seinem Hof erschienen war um ihn als Ritter für ihre Sache zu erwählen, nach dem Jagdschloß verwiesen, nachdem er sie lange Zeit im Schloß von Trier beherbergt hatte. Dieses Jagdschloß gibt wieder dem Autor eine willkommene Gelegenheit zur Schilderung.

„Umgeben von einer völlig verwilderten Parkanlage erhob sich die Zinne des Schlosses, das äußerst zierlich von einem Baumeister, der darin alle seine anmuthigen, architektonischen Lieblingsspielereien angebracht zu haben schien, und in der That mit Stein und Mörtel so artig phantasirt hatte wie es nur je ein Meister auf der Geige, oder ein Künstler mit dem Farbenstifte vermocht, mitten auf das grüne Plateau einer kleinen Wiese gesetzt worden war. Die Treppen, die Vorsprünge, die Erker, die Gesimse, die Statuetten, die Triumphbögen en miniature — Alles gab dem Gebäude das Ansehen als wenn es die Baukünstler aus der Feenwelt in einer Sommernacht geschaffen. Selbst die Zerstörung hatte es nicht vermocht unerbittlich ihre schwere Hand auf dieses anmuthige Gebäude fallen zu lassen, sie hatte sich begnügt, wie ein naschhaftes Kind hier und da an einem hübschen Zuckerwerk ein buntes Stückchen abbröckelt, bald eine Säule, bald ein Figürchen, bald einen Schnörkel oder die Biegung eines zierlichen Thorwegs zu zertrümmern; aber gleich darauf, als schämte sie sich ihres Beginnens, hatte sie die beschädigte Stelle mit einer reizenden Fülle von Epheuranken und wildem Wein überdeckt. Wir traten in den Saal dieses Schlosses ein. Ein hoher noch wohl erhaltener prächtiger Saal mit dem ganzen Olymp von Gyps an der Decke. Da ist Diana, die ein langes, schön geformtes Bein tief hinabstreckt; da ist eine Nymphe, die die volle üppige Schwere ihrer Hüften so keck auf einem Weidenstamme überschwanken läßt, daß der Beschauer unten jeden Augenblick fürchtet, der kolossale nackte weiße Leib werde ihm auf Kopf und Schultern fallen. Da sind endlich Hirsche und Hunde, die ihre Sätze keck in den Saal hineinmachen und aus Seen von Gyps wassertriefend emporsteigen. Endlich sind die drei Jahreszeiten da, die die vierte, den Herbst, krönen, indem sie ihm einen großen vergoldeten Mantel umhängen, und eine dreifache päpstliche Krone aufs Haupt setzen. Die Wände dieses Saals sind nachgemachter Marmor, von fünf zu fünf Schritten immer mit langen schmalen Pfeilerspiegeln unterbrochen, die von Armleuchtern welche Bouquets von Krystallblumen tragen eingeschlossen sind. Der Fußboden ist eingelegtes Holz in Sternen und Rosetten gefaßt; die Tische sind vergoldete Pfeilertische, über deren Marmorplatten kostbare Tischdecken gebreitet sind. Die Fenster gehen bis an den Boden, und zeigen eine prächtige Fülle seidener Draperien, die zurückgeschlagen sind, und über die runden Lehnen der breiten, vergoldeten und gestickten Armstühle hängen."

Aus dieser anmuthigen Behausung wird die Prinzessin mit ihrem Gefolge ins Gefängniß gebracht, da man den Betrug entdeckt zu haben meint. Die arme Blödsinnige erträgt die wechselnden Umstände mit mehr oder weniger Geduld. Die Mittel sie zur Fügsamkeit zu bringen sind nicht immer sanft; auch eine schwarze Gerte wird über ihrem schönen Nacken geschwungen, und sie krümmt sich jammernd unter dem Schmerz. Sie liebt Camille Combattes mit dem Instinct des Hausthiers, des rohen ungebildeten Weibes.

Während nun die Abenteurer das blödsinnige Bauernmädchen aus dem Schwarzwald auf diese Weise zu ihrem Zweck gebrauchen, hat sich die wirkliche Tochter der Kaiserin Elisabeth gefunden. In Wetzlar, in einem Sollicitantenhaus, sehen wir sie halb wachend halb träumend unter mehren jungen Damen umherwandeln, und zwar in einem Kreise der auf eine ganz eigenthümliche Weise originell ist. Die Geschichte der Sollicitantenhäuser sowie ihrer Bewohner bildet ein nicht uninteressantes Capitel in den Annalen des Heiligen Römischen Reichs.

„In Wetzlar nämlich befand sich der Sitz des Reichskammergerichts, eines Tribunals von großer Wichtigkeit und in unmittelbarer Verbindung mit dem Reichshofrath in Wien. Beide Gerichtshöfe beschäftigten sich mit der Unsumme von Rechtsstreitigkeiten die im Umfang des ganzen Deutschen Reichs wucherten; aber sie beschäftigten sich auf eine etwas zögernde Weise, sodaß Processe vorkamen die zu einer so monströsen Ausdehnung anwuchsen, daß sie wie erbliche Krankheiten durch ganze Generationen fortwuchsen. Einen Beweis hierfür gaben die Sollicitantenhäuser, deren zeitweilige Eigenthümer nach Wetzlar gekommen waren in der Hoffnung nur wenige Wochen bis zur Beendigung ihres Processes zu bleiben, und die nachher Jahre lang, ja sogar ein ganzes Menschenleben hindurch blieben, und natürlich eigene Häuser bauten oder kauften, weil die

Miethe ihnen zu theuer geworden wäre, und sie die Nothwendigkeit einsahen in steter Nähe bei dem Tribunal an dem ihre Sache anhängig war zu verbleiben, um das Feuer der Richter, wenn es zu verlöschen drohte, durch allerlei erlaubte und unerlaubte Mittel neu anzuschüren. Für den scharfen Beobachter hatte die Straße in der diese merkwürdigen Häuser lagen eine Physiognomie wie sie keine andere Straße erlangen kann; sie war entstanden gleichsam wider Willen und ohne daß die Erbauer und Gründer irgend Freude an ihrem Werke hatten. Es zeigt sich hier eine ganze Reihe von Bauwerken von denen der erste wie der letzte Stein mit Verdruß gesetzt worden war, und wo selbst die Ziegel auf dem Dache von vereitelten Hoffnungen und schmerzlichen Enttäuschungen zu erzählen hatten."

In einem dieser Sollicitantenhäuser wohnt die Familie des alten Freiherrn von Laubenstock, den ein langer Proceß seines Vaters in Wetzlar hielt. Als der Vater starb, vermachte er den Proceß seinem Sohne und befahl der funfzehnjährigen Tochter Adelgunde, welche damals verlobt war, nicht eher zu heirathen als bis der Proceß gewonnen; er hat noch 25 Jahre gedauert und sie ist alt geworden und der Bräutigam im pfirsichfarbenen Rock ebenfalls. Aber dennoch schlägt ihr Herz in treuer Liebe. Wenn er zur bestimmten Stunde durch die stille Straße geht, eilt sie ans Fenster, und am Abend pflegt sie eine Art von Gottesdienst zu halten, welcher in Betrachtung ihrer Ausstattung, des Brautkleids, Brautbettes und des ganzen Hochzeitsapparats besteht; sogar für eine schöne Auswahl Tabackspfeifen für den künftigen Gatten hatte sie gesorgt. Und während dieses Gottesdienstes plaudern im andern Stockwerk desselben Hauses drei junge Mädchen von ihrer Liebe. Unter diesen ist auch Elisabeth, die Tochter der Kaiserin.

Bei Bregenz hatte der Freiherr von Laubenstock sie bei einer Bauernhütte gefunden und mit sich genommen; eine schwere Krankheit hatte ihr das Gedächtniß geraubt, nur dunkel wohnten die Erlebnisse ihrer Kindheit in ihrer Seele, nur eine lichte Erscheinung tauchte herauf, es ist die eines jungen Reisenden den sie geliebt hat.

Der Proceß ist gewonnen, das alternde Paar geht zur Hochzeit; der Sohn des Freiherrn, der Jurist Ambrosius, soll sich ebenfalls vermählen mit einer lieblichen heitern Französin, deren Liebesbekenntniß wir ebenfalls vernehmen. Da wird der Vater des Bräutigams abgerufen, und aus den Händen eines sterbenden Russen empfängt er Documente welche Elisabeth's Abkunft bestätigen; dazu einen Brief des Meisters vom Stuhl in der Loge der sieben Welten, welcher besiehlt, daß er das Opfer einer Cabale beschütze, und an dem Hof von Trier die Betrüger entlarven soll.

Ambrosius muß statt des Vaters diesen Auftrag übernehmen und seine Braut noch vor der Hochzeit verlassen. Mit Elisabeth tritt er die Reise an. So hat denn der Verf. uns in eiligem Flug zahlreiche und verschiedenartige Persönlichkeiten und Räumlichkeiten vorgeführt. In die ruhigsten Schilderungen mischt er den kühnsten Humor, die schärfste Ironie, welche aus glücklich erfundenen Contrasten hervorgeht. So die Scene am Sterbebette des alten Russen, welcher über Elisabeth's Abkunft die nöthigsten Aufschlüsse gibt, und dazwischen in Schmerzen sich windend zu den Heiligen fleht und deren Bilder küßt, welche zur größern Bequemlichkeit des Betenden auf dem Rücken eines armen deutschen Pfarrers aufgehängt sind. Daß der Schutzpatron Michael an dieser Rückenlinie etwas zu tief angebracht ist, verleiht den russischen Frömmigkeitsäußerungen eine komische Färbung, der man das Lächeln nicht versagen kann.

Auch Ambrosius, der schützende Ritter Elisabeth's, ist nicht ganz ohne komische Beimischung geschildert, und als der Mann des Gesetzes dargestellt, dessen Pedanterie ans Lächerliche grenzt. Er erkrankt gefährlich auf der Reise und wird von Elisabeth — gepflegt. Mortoun gelangt mit diesen Beiden zugleich in dem Städtchen an und nähert sich ihnen. Bald wird sein Verhältniß zu Ambrosius vertraut, während Elisabeth ihm kalt begegnet. Elisabeth hatte ihre Abkunft und die Verhältnisse ihrer Kindheit vergessen, und man hatte der stillen Träumerin auch bis jetzt Nichts darüber enthüllt; da aber Ambrosius sich sterbend fühlt, und sie nebst seiner Mission Mortoun übergeben will, muß er sie über ihr Schicksal unterrichten. Dieses thut er in einem Brief, und mit diesem Brief erwacht ihr Gedächtniß und zugleich auch die Erinnerung an Mortoun's einstige Liebesbewerbungen und seine von ihm verübten Grausamkeiten. Es entsteht ein Kampf mit ihm über die Documente, die er schon in Empfang genommen hat. Der Stärkere siegt und eilt damit nach Trier um die blödsinnige Crescentia durch Vorzeigen derselben in ihrer Würde zu bestätigen, und dadurch der gestürzten Tochter der Kaiserin seine Rache fühlen zu lassen. Für Elisabeth findet sich indeß eine andere Schutzwehr, nachdem der arme Ambrosius schwach an Körper und Geist zurückkehrt, und beide Mädchen begeben sich in verschiedener Begleitung nach Petersburg um dort Ansprüche geltend zu machen. Der zweite Theil bewegt sich nun unter russischen Zuständen, die allerdings nicht sehr anziehend dargestellt werden. Peter III. und Katharina, Orloff und noch andere von der Geschichte bezeichnete Gestalten werden aufgeführt und greifen handelnd ein, nicht sowol in den Roman, welcher mit den Töchtern der Kaiserin lange Zeit ganz verschwindet, sondern um den Schauplatz darzustellen wo das tragische Ende erfolgen soll. Scheint es uns doch oft als habe Sternberg den Roman nur erfunden um gewisse Bilder anzubringen welche er schon längst in seiner Seele fertig geschaffen hatte. Die Personen der Geschichte, sowie die der Gesellschaft gibt er in seiner eigenthümlichen Auffassung wieder, er betrachtet die Welt und das Leben immer aus einem andern Gesichtspunkte als Andere, gleichsam aus der Ferne, mit einem Apparat von Augengläsern und Hohlspiegeln welche seine Phantasie schleift.

Der Leser wird gefesselt und durch farbenreiche Gebilde der Wirklichkeit entrissen, er findet oft Unterhaltung und muß den Wunsch belehrt zu werden unterdrücken, er muß dankbar sein für das Gebotene und nicht durch das Secirmesser der Kritik den Wohlthäter einiger Stunden verletzen. Durch die poetische Schilderung zieht sich doch immer ein Faden der Wahrheit, wenn man auch die historische Treue vermißt. Die Scene in Peter's III. Lustschloß ist trefflich; petersburger Zustände jener Zeit sind mit reichem Humor aufgefaßt. Schaudervoll prächtig ist die Badestube geschildert und das Sterben der blödsinnigen Crescentia, welche an Elisabeth's Stelle als Tochter der Kaiserin von Orloff und auf Veranlassung des rachesüchtigen Mortoun hingemordet wird. Die wirkliche Elisabeth entflieht mit dem Geliebten Camille Combattes, während die arme Blödsinnige durch ihre Liebe zu demselben Mann sowie durch dessen Ruthenstreiche veranlaßt in dem Kerker zurückbleibt. Sternberg versteht nicht Liebe zu schildern, und so gibt selbst diese Hingebung für den Geliebten kein erfreuliches Bild. Wir empfehlen in der jetzigen Zeit, wo die Politik dem Deutschen so nahegerückt wird, daß er von der Romantik scheiden muß, die vorliegende Lecture als ganz geeignet durch ihren reichen Bilderschatz von der Gegenwart abzuziehen und den Leser zu zerstreuen. 5.

Anekdote für Recensenten.

Der bekannte, unlängst gestorbene Geistliche Sidney Smith war in der Blütenzeit des „Edinburgh review" einer der geachtetsten und fleißigsten Mitarbeiter. Da fügte es sich, daß er beim Besuchen eines Freundes diesen lesend traf, lesend in einem Buche welches derselbe, wie Sidney Smith wußte, zur Besprechung im „Edinburgh review" übernommen. Sidney Smith war starr vor Erstaunen. „Nun", fragte der Freund, „was thun Sie denn ehe Sie sich auf den Recensentenstuhl setzen?" „Lieber alles Andere als das Buch lesen", war die Antwort. „Ein Recensent soll keine vorgefaßte Meinung haben. Er bekommt sie, wenn er das Buch liest." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 164. —— 12. Juni 1848.

Dramatische Uebersicht für das Jahr 1847.

Indem wir es unternehmen den Leser von den dramatischen Erzeugnissen der jüngstverflossenen Zeit zu unterhalten, möchten wir damit anfangen seine Verzeihung zu erbitten, daß wir es wagen in einer Epoche welche täglich die ergreifendsten Tragödien auf der Weltbühne darstellen sieht, ihm Gedankenspiele vorzuführen die nicht der Schatten des Schattens sind von Dem was die Wirklichkeit uns darstellt. Wir vermögen Dies nur mittels eines Bekenntnisses zu rechtfertigen. Wir begannen diesen Aufsatz um uns selbst vor dem Unmuth und der Aufregung zu retten mit dem uns der Anblick von so Manchem was geschieht erfüllte; es war uns erquickend auf Stunden wenigstens die Augen zu schließen vor dem Zusammenbruch um uns her, uns zu flüchten in die Hallen der Kunst, wo der Friede herrscht und das sichere Bestehen; es war uns süß das geistige Auge an dem Erstrebniß des Schönen zu stärken und zu lichten, während die Welt im Häßlichen wühlte und das Unheilige erhob. Die Heiligkeit der Kunst, der stille Segen den diese Himmelsgabe in die Menschenbrust träuft wurde uns nie klarer als in diesen Augenblicken der Erlösung von der Gegenwart, und eben dies Gefühl gibt uns die Hoffnung, daß auch die Leser eine kurze Stunde hindurch gern mit uns die Wimpern schließen, vom „Schönen" und „Ewigen" träumen, und an der Hand des Kunstgesetzes durch andere Räume einen erfrischenden Gang unternehmen werden, ehe sie wieder an das umdüsterte Sonnenlicht einer trüben Wirklichkeit emporsteigen.

Aus diesem Grunde wollen wir diesen Aufsatz nicht zurückhalten, wie klein auch der Hörerkreis sein mag der sich ihm heute zuwendet. Der wachsende Reichthum des dramatischen Erträgnisses in Deutschland hat sich auch in der jüngsten Zeit nicht verleugnet: mehr und mehr zieht sich der Kreis der dramatischen Production in das Weite, und auch diesmal haben wir wieder Rechenschaft zu geben von mehren glücklichen Versuchen dies Gebiet auszudehnen und neue Gestaltungen darin aufzunehmen. Die Kunst an sich hat ihre festen Grenzen; allein die Grenzen der Kunstgattungen sind dehnbar unter der Hand des Genies. Geniale Arbeiten freilich sind selten, und wir haben, sparsam mit diesem Worte, in der folgenden Uebersicht vielleicht nur eine oder zwei mit dieser Bezeichnung hervorzuheben. Wie Dem jedoch auch sei, schon Eine Frucht dieser Art im Jahre macht dem Garten Ehre in dem sie wuchs.

Die Zeit ist ernst, die Kunst ist ihrer Natur nach heiter. Aus diesem Widerspruch zwischen Kunst und Zeitidee wird hervorgehen, daß wir vorerst am Ziele jener Freuden stehen denen der kindliche Sinn des Deutschen sich so lange sorglos hingab, und welchen wir Alle so viel schuldlosen Lebensgenuß verdankten. Die tragische Muse singt ihr Schwanenlied; denn die Tragik der Zeit die sich neugestaltet wird zu den alten Tönen nicht mehr zurückkehren können, selbst wenn sie es möchte. Das Spiel der Lust, das Lustspiel, wie es bisher gelten mochte, verliert seinen Boden, denn die Gesellschaft ändert sich; das noch ungeborene, künftige Lustspiel muß eine andere Basis suchen: es wird, es muß zur politischen Satire werden, gleich dem Lustspiel des Aristophanes. Dazu brechen im Sturm des Tages die Bühnen ein, und wir gehen also auch in dieser Materie einer neuen Gestaltung der Dinge entgegen, deren Ziel kein menschliches Auge abzusehen vermag. Auch hier wie in andern Richtungen werden wir uns vielleicht zunächst aus dem hereinbrechenden Mittelalter wieder emporzuarbeiten haben; wir werden mit der formlosen Posse, dem Hanswurstgewande und den elenden Bretern wieder beginnen müssen, um zu dem Neuen, Edlern emporzusteigen! Nun wohl, es mag so sein. Um desto größer wird die Freude des nächsten Geschlechts an dem neuen Genuß sein, der für uns — bekennen wir nur unsere Schuld — verblaßt, durch Uebermaß abgeschwächt, kaum noch ein Genuß geblieben war. Bis jedoch diese neue Aera der Kunst ins Leben tritt — was bleibt uns Anderes übrig als uns des Bisherigen möglichst zu erfreuen, und Theil zu nehmen an vergangenen Anstrengungen und Mühen, wie wir sie hier mit kritischem Auge sondern, lichten und erklären wollen.

---

1. Heinrich Laube's dramatische Werke. Dritter bis sechster Band. Leipzig, Weber. 1847—48. 8. 4 Thlr.

Wir haben es zunächst wieder mit dem „Vorredner" Laube zu thun. Es ist entschieden, Laube muß allen Warnungen zum Trotz jedes seiner Stücke mit einer kritischen Einleitung von 40—60 Seiten begleiten. Dies stets wiederholte Bemü-

hen: seinen Leser zu stimmen, muß ihm im Geiste seiner Leser schaden. Jede seiner Vorreden sagt uns: „Nun endlich habe ich nach langem Sinnen das Geheimniß der dramatischen Wirkung doch entdeckt." Und jede folgende Vorrede zerstört diesen Satz immer wieder und ruft uns Dasselbe: „Nun ist's geschehen!" zu. Diese kritischen Phrasen beweisen nur, daß es dem Dichter Laube an „Totalität" gebricht, daß er zwiespaltiger Natur ist, und weder aus einem Gusse producirt noch ein Ziel seiner Geistesthätigkeit verfolgt. In der That ist es denn auch bald die Aristotelische Einfachheit und Würde, bald die Mannichfaltigkeit und die Charakterzeichnung die er als Träger jenes Geheimnisses uns anpreist und hinstellt. Lesen wir seine Vorrede zum „Struensee", was erwarten wir Anderes als einzutreten in einen poetischen Prachtbau, in eine Gedankentragödie allerersten Ranges, etwa wie „Iphigenia" oder „Tasso" ist. Und was finden wir? Ein historisches Schauspiel in bescheidenster Prosa, gut in seiner Anlage, mannichfaltig, vielleicht sogar poetisch, immer aber von der Art wie Dumas und Scribe sie zu halben Dutzenden producirt haben. Laube schafft mühsam, darin liegt es, daß er jede seiner Arbeiten nach ihrem Abschluß zu hoch anschlägt. Später sieht er Dies ein, denn er ist ein kritischer Geist, und verleugnet oder widerruft nun seine Bezauberung in der nächsten Vorrede. Das ist schlimm, und weil wir ihn schätzen, weil wir ihm wohlwollen, so nehmen wir ihm hiermit das Wort ab: keine Vorreden mehr zu schreiben. Er producire und überlasse dem Leser die Prologe selbst zu machen, seine Vorreden verwirren Den nur den sie günstig stimmen sollen, und rufen ihn zum Widerspruch auf gegen das Werk das sie einführen sollen.

Der dritte Band der dramatischen Werke enthält die „Bernsteinhexe", in der That eine Verirrung, die kaum als ein Jugendversuch auf Nachsicht und Toleranz Rechnung zu machen hat. Dies abscheuliche Stück hätte aus dieser Sammlung billig ganz wegbleiben sollen; denn eine böswillige Kritik konnte aus der Aufnahme dieses Dramas leicht den Schluß ziehen, daß es Laube an aller klaren Einsicht in Wesen und Wirkung des Dramatischen fehle, obgleich er dieser Lehre jährlich einige Abhandlungen widmet. Was in der Erzählung die dem Stücke zum Grunde liegt erträglich erscheint, weil wir es aus dritter Hand empfangen, Das dringt hier mit aller Macht der unmittelbaren Anschauung so widrig und gewaltsam auf uns ein, daß unser Auge sich mit Abscheu davon wegwendet. Nebenher sehen wir ein Opfer, aber kein tragisches Geschick; ein geängstetes, gequältes, zerrissenes Weib, aber keine dramatische Handlung; Vandalismus aber keine menschliche Leidenschaft. Wo ist hier Pathos, wo der heilsame Schrecken des Griechen? Doch genug, denn jedes Wort über diese Verirrung ist ein verlorenes, und was wäre die Kritik werth, wenn sie Versuche die jeder gesunden Kritik so offen Hohn sprechen wie dieser nicht mit aller ihrer Macht zurückweisen wollte! Gelangt aber der Kritiker Laube zu solchen Resultaten seines Nachdenkens über das Wesen des Dramas wie hier niedergelegt sind, so können wir ihn nur ernstlich ermahnen von allem Nachdenken abzustehen, und einfach seiner bessern Natur, ja möglichst unbewußt seinem Triebe zur Production zu folgen. Daß er diese ganze Geschichte selbst einen Paroxysmus schilt, kann uns mit ihr nicht aussöhnen.

Die fünfactige Tragödie „Struensee" im vierten Bande würde diese Aussöhnung mit dem Poeten eher bewirken können, wenn die 60 Seiten starke Einleitung zu ihr nicht abermals etwas Anderes erwarten ließe als das Stück darbietet. Der Autor hat hier auf einmal wieder entdeckt, daß es nur eine Form der Tragödie gäbe, nämlich die nach dem Zuschnitt der Aristotelischen Einheiten gebildete; er negirt, daß es eine romantische oder historische oder eine Charaktertragödie, das Mannichfaltige in der Einheit darstellend, geben könne. Wir können ihm nun seine prächtige Doctrin von der Nothwendigkeit der Einheit — indem wir von Natur zum Schweifen geneigt sind — vollkommen zugeben, und dennoch fragen was diese Doctrin mit diesem „Struensee" gemein habe. Form und Inhalt charakterisiren dies Stück durchaus als ein historisches Charaktergemälde, in dem die Zeit, die Sitte, die Weltlage des Reichs, ein Hof und das Schicksal eines begabten Günstlings zur Darstellung gebracht werden sollen. Ist es nun, fragen wir, wol vernünftig ein solches Gemälde dem engen Kreise der Aristotelischen Einheiten unterwerfen zu wollen? Oder zeigt sich nicht vielmehr, daß, indem wir dem sittenmalenden Drama die Existenz im Kunstgebiet zugestehen, ihm auch ganz andere Bedingungen zugestanden werden müssen als der Grieche sie kannte? Diesen so einfachen Satz verkennt der Dichter wiederum völlig in seiner Vorrede. Von der Arbeit selbst ist viel Gutes zu sagen; wir würden dessen noch mehr sagen, wenn der Verf. uns nicht seinen Anspruch entgegentrüge, in diesem Drama ein „Ideal" der Tragödie geschrieben zu haben. Die Gestaltung des bekannten Stoffs ist wirkungsvoll und anziehend; die Begebenheit verläuft gut und rasch. Mit der Zeichnung des Helden und der Königin können wir zufrieden sein: es ist Natur und ziemliche Wahrheit in ihnen, obwol die gänzliche Besinnungslosigkeit des Helden im entscheidenden Moment doch Zweifel an ihn erregt. Dennoch erscheint das Ganze verglichen mit dem viel poetischern „Struensee" von Michael Beer — den der Verf. antiquirt nennt — unendlich prosaisch, und wie ein Werk des verständigen Alters gegenüber einer glühenden Jünglingsarbeit. Fassen wir den Dichter bei seinem Ziel, bei seinem Gedanken auf, so müssen wir ihm zugeben: er hat es erreicht; allein das Ziel selbst war ohne poetische Erhebung gewählt, und unsere Befriedigung wird ihm zu Theil ohne daß Schrecken oder Mitleid, die Angelpunkte der Tragödie, in große Bewegung gekommen wären. Die Nebenpersonen: Guldberg, Ranzau, Köller sind tadellos; die Liebe der Gräfin Gallen ist wenigstens nicht Deutsch. Die Fabel kann für geschickt geführt gelten, und der Schluß, obwol unhistorisch, mag als von dem Kunstgesetz bedingt stehen bleiben. Allein die Sprache läßt viele Ausstellungen zu. Sie ist von jener springenden, glatten Manier nicht frei die das Würdige mit dem Unedeln, das Mächtige mit dem Trivialen vermischt, und hiermit seine eigene Wirkung zerstört. Wenn Ranzau z. B. warnend zu Struensee sagt: „Es Allen recht zu machen, ist über menschliches Vermögen"; und Struensee antwortet: „Gelingt es doch dem Schöpfer nicht es Allen recht zu machen: der Eine will Sonnenschein wenn der Andere Regen will" u. s. w., so ist Dies doch wahrlich so trivial wie Scribe oder Dumas niemals schreiben würden. An andern Orten tritt eine Neigung zu Schwulst und nichtssagendem Bombast hervor, die am Ende noch schlimmer sind als die Trivialität welche wir eben rügten. Z. B. in der sonst mächtig ergreifenden Scene wo Struensee zum Bekenntniß seiner Leidenschaft gelangt, und die Königin ihm sagt: „Eure Wissenschaft und Eures guten Herzens dreiste Formen. . . . Ich lobe diese Formen heute noch nicht; allein ich glaub' es jetzt, daß formlose, ursprüngliche Geister gewitterhaft-günstig eindringen mögen in starrendes Herkommen!" Welche Phrase! Der Dichter blickt ziemlich vornehm auf seinen Vorgänger Michael Beer herab; aber er lasse sich sagen, daß Michael Beer's „Struensee" zur Zeit noch eine der besten Proben von der Macht und der Schönheit des deutschen Idioms ist, eine der wenigen Arbeiten welche wir als das Muster der Sprache und des Stils dreist dem Auslande darbieten können, das so sehr über den Mangel an Musterstücken in unserer Literatur klagt, während der seinige von sprachlichen Schwächen und Auswüchsen strotzt, und durchweg unter der Linie stehen bleibt die wir von dem Dichter und Literaturhistoriker Laube mit Recht festgehalten zu sehen fodern konnten. Struensee fällt von den Kugeln seiner Gegner, indem der König sagt: „Segne ihn, Priester, er war ein edles Menschenbild"; freilich in hohem Grade unhistorisch!

Der fünfte Band bringt uns „Gottsched und Gellert", Charakterlustspiel in fünf Acten, und wiederum eine Vorrede

von 44 Seiten. Das Merkwürdigste an dem Stücke ist die Zeichnung zweier deutscher literarischer Charaktere aus ziemlich charakterloser Zeit, und der Umstand daß wir für diese Zeichnung Interesse nehmen können. Die Begebenheit selbst ist ein „Nichts" oder wenigstens so gut wie Nichts; sie ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur das Vehikel der Charaktere. Einige glückliche Einfälle abgerechnet, z. B. den weggejagten und doch nicht zu entfernenden Diener und den Reitknecht Gottfried, ist vom launigen Element im Stück nicht viel anzutreffen; dagegen nehmen die Charaktere Gottsched's, des stolzen, hochfahrenden und doch so furchtsamen Aristarchen, und Gellert's, des schüchternen, ängstlichen, aber seelenvollen Poeten in bescheidener Lebensstellung, alle Sorgfalt für sich in Anspruch. Diese Charaktere verhalten sich polarisch gegeneinander, und hierin liegt das Interesse des Stücks und die Theilnahme die es erregt. Da es im Ganzen gut ist, wollen wir im Einzelnen nicht mäkeln, obgleich einige Dunkelheiten im Gange der Entwickelung füglich hätten vermieden werden sollen. Gegen „Minna von Barnhelm", mit der dies Drama gern rivalisiren möchte, steht es als psychologisches Bild bedeutend im Nachtheil.

Der sechste Band enthält in den „Karlsschülern", Schauspiel in fünf Acten, eine der besten Arbeiten des Dichters. Das Stück gefällt, obwol die Schwierigkeit des Stoffs allerdings einige Nachsicht mit seinen äußern und innern Unwahrscheinlichkeiten in Anspruch nimmt. Laube, nachdem er eine nicht befriedigende deutsche Literaturgeschichte geschrieben hat, scheint beinahe die Absicht zu haben uns eine Literaturgeschichte in Action, in dramatischen Bildern geben zu wollen. Auf Gottsched und Gellert folgt Schiller, jedoch nur der der „Räuber" und des „Fiesco", der Regimentsfeldscheer bei der Karlsakademie. Die Schwierigkeit der Aufgabe bestand darin diesen Schiller in eine sociale Verbindung mit dem Hause und der Familie des Herzogs zu bringen, und diese Schwierigkeit ist ziemlich gewaltsam gelöst, und zwar mittels ganz unwahrscheinlicher gesellschaftlicher Beziehungen unter den handelnden Personen. Hiervon abgesehen sind die Charaktere fest und anziehend gezeichnet; der Herzog selbst, abgerechnet daß er am Schluß aus der Rolle fällt, seine Gemahlin, die Gräfin Hohenheim, vor Allen General Rieger, der martialische Betbruder, Laura, Tasso-Schiller's Leonore, Schiller selbst und seine Genossen Spiegelberg, Schweitzer und Ratzmann (Koch, v. Scharpstein, v. Hover) sind gelungene Gestalten, und die etwas niedrig-komischen Figuren, Sergeant Bleistift und sein Sohn Nette, gelten was sie werth sind. Der Kern der Dichtung besteht in der Wiederholung des Gedankens im „Tasso": Schiller liebt und er zweifelt ob er wirklich ein „Dichter" sei; der Ausspruch der Geliebten soll darüber entscheiden. In diesen Schwankungen besteht die **innere**, in dem Druck des herzoglichen Machtgebots die **äußere** dramatische Handlung. Wir wiederholen, daß das Stück trotz seiner Schwächen in Betreff der Wahrscheinlichkeit gefällt, und schon deshalb gefallen muß, weil es mit glücklichem Wurf die Seelenkämpfe des volksthümlichsten der deutschen Dichter in Handlung setzt. Dabei ist in dem Stücke eine gewisse schalkhafte Grazie verborgen, die sich sonst bei Laube nicht findet, wie denn auch die Diction sich freier und geistvoller, kecker und selbstbewußter zeigt als Dies bei ihm gewöhnlich der Fall ist. Mit Einem Worte, er ist mit diesem Drama auf einem guten Wege, und hätte er uns nur die 45 Seiten lange Vorrede erlassen, so würden wir ihn bitten auf dieser Bahn weiter zu gehen. Wir werden ja sehen; denn an rüstigem Schaffenstrieb fehlt es dem Verf. wahrlich nicht.

2. Friedrich von Oestreich. Ein dramatisches Gedicht. Von Theodor Herzog. Leipzig, Brandstetter. 1848. 8. 15 Ngr.

Die Geschichte Friedrich's von Oestreich und seines Jugendfreundes und Mitbewerbers um die Kaiserkrone, Ludwig's von Baiern, ist unstreitig in einiger Verschönerung auf uns gekommen. Solche Gefühle wie sie hier in den Vordergrund der Handlung treten waren der Zeit ziemlich fremd, und nahmen ihren Ursprung in dem dichtenden Geiste einer spätern Periode. Doch dies Stück ist ja auch für eine spätere Zeit geschrieben, und so müssen wir uns einige Annäherung an unsere Empfindungsweise schon gefallen lassen, sofern die Charaktere nur mit sich selbst im Einklang stehen. Dieser Einklang ist vorhanden. Friedrich, Leopold sein Bruder und Ludwig sind scharf und mit fester Hand gezeichnete Charaktere; der Seelenadel des Erstern, die Glut für Recht und Ehre im Zweiten, und die Schwäche des bessern Willens in einem Gemüth voll Leidenschaft und Fehlern bei dem Letztern geben diesen drei Gestalten genugsame poetische Bedeutung und Anziehungskraft. Der Conflict unter ihnen ist stark und spannend, die Handlung rasch und kurz zur Entwickelung gebracht, die Sprache wenn nicht ohne Mängel, doch würdig und dem bedeutenden Inhalt entsprechend. Wir haben daher ein lobwürdiges historisches Drama vor uns. Es ist dem Verf. Ernst um eine poetische Leistung. Die Art wie des edeln Friedrich's Hoffnung an der Untreue Ludwig's zu Grunde geht bietet ein wirkliches tragisches Interesse dar. Er ruft am Schluß den Himmel zur Antwort auf:

> Wie bietest du Ersatz
> Für ein verfehltes ganzes Menschenleben!

worauf Gottfried, der Abt von Mauerbach, ihm antwortet:

> Ich sah und hörte, Friedrich, doch ich zweifle.
> Denn heißet dir ein lusterfülltes Sein,
> Das viel Genuß und wenig Lehre bietet,
> Ein „wohlgelungenes" Leben, hast du Recht.
> Doch gilt Erkenntniß dir und edle Weisheit
> Noch höher als ein Theilchen Erdenglück,
> Dann wirst du selbst dir willig eingesteh'n,
> Des wahren Lebens die Natur sich freut
> Die stets im Lauf der Zeit sich wiederfindet,
> Und siegreich endlich zu sich selbst gelangt!

In Elisabeth, Friedrich's Gemahlin, ist die Gattenliebe ein Ideal, in Schweppermann der prahlende Kriegsruhm, in den Mönchen die Treulosigkeit um Gottes willen zur Darstellung gebracht: Alles in so fester und schöner Form, daß wir darin ein gebildetes Verständniß der dramatischen Gesetze und das Talent ihre Foderungen zu verwirklichen erkennen müssen, um so mehr als auch die sanften Seiten der Dichtung nicht ohne Erfolg von dem Verf. angeschlagen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, Minister des Innern der Helvetischen Republik. Herausgegeben von Ferdinand Wydler. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben in dem vorliegenden Buche das Bild eines schweizerischen Staatsmannes aus der Revolutionszeit vor uns. Albrecht Rengger, geboren am 8. Juli 1764, gestorben am 23. December 1835, war ein Mann von gründlichen und vielseitigen Kenntnissen, voll Eifer für politische Rechte und Freiheiten, ein Feind alles Aberglaubens und Geistesdruckes, mit Einem Wort, einer von den wackern Männern die außerhalb Frankreich im Ausbruche der Französischen Revolution ein neues, erfrischtes Völkerleben begrüßt haben. Der Sohn eines vortrefflichen Geistlichen in Bern und schon frühzeitig tüchtig gebildet (er ward bereits im zwanzigsten Jahre zum akademischen Lehrstuhle der griechischen Sprache in Lausanne für reif befunden), vertauschte er seine ursprüngliche Bestimmung zur Theologie mit der Medicin und ließ sich im Jahre 1789 zu Bern als praktischer Arzt nieder, wo er bald großen Ruhm erwarb und nebst seinem Freunde Usteri sich durch schriftstellerische Thätigkeit, die ebenso wol der Medicin als der Politik gewidmet war, bemerklich machte. Wie feurig Rengger auch fühlte, wie tief er den Druck und die Censur der gnädigen

berner Herren verabscheute, so erschrak er doch auch vor dem rasenden Fortschritt der Revolution, erkannte es innig, daß sie ihre große Aufgabe, die Macht und das Gesetz miteinander zu vereinigen, nicht mehr gelten lassen wolle, und urtheilte, daß Begebenheiten wie die des 10. August und die der Septembertage 1792 eines jeden ehrlichen Mannes Seele empören müßten (I, 43). Aber die Politik zog ihn immer mehr in ihre Zauberkreise und er ward ein neues Beispiel zu der in neuerer Zeit und gerade in der Schweiz öfters gemachten Erfahrung, daß die Aerzte vor andern Ständen leicht zu einer solchen Theilnahme getrieben worden sind. Auch ist es bei ihrer Stellung zur Gesellschaft und bei dem täglich erneuten Drange und Anlaß zum unmittelbaren Eingreifen leicht zu erklären, daß gerade hier ein Boden ist auf welchem Neigung und auch Fähigkeit zum politischen Wirken leicht Wurzel fassen. So sehen wir Rengger nebst Usteri für den politischen Beruf bereits geistig vorbereitet als die Unruhen in der Schweiz seit dem Jahre 1794 immer mehr zunehmen. Rengger erkennt, daß die dermaligen Machthaber in den schweizerischen Cantonen die Stimmung des Volks nicht begreifen wollten, und daß sie vergeblich versuchten die öffentliche Meinung „aus ihren Raths- und Bürgermeisterstuben" zu beherrschen (I, 52). „Partielle Reformen", schrieb er an Usteri am 30. December 1797, „helfen Nichts mehr. Was Noth leidet, muß freilich sogleich beseitigt werden, aber in der Hauptsache muß man ganz durchgreifen oder — gar Nichts thun. Die Regierungen müssen erklären, daß sie die Schweiz reorganisiren wollen und zu dem Ende eine Convention — nicht durchs Volk wählen lassen, sondern — selbst wählen, mit dem Auftrage von nun an eine helvetische Verfassung zu entwerfen, zugleich aber sich fest und nachdrücklich gegen jede innere und äußere Bewegung erklären, keine ihrer Gewalten aus den Händen geben, bis nach Jahr und Tag die Verfassung vom Volke angenommen und die neuen Machthaber gewählt sind." Dagegen war ihm jeder Gedanke an eine französische Einmischung zuwider: „Seit dem 18. Fructidor", schrieb Rengger im Herbst 1797 an Usteri, „denke ich: Timeo Danaos et dona ferentes." Indeß konnte weder er noch andere Patrioten das Einrücken der Franzosen im März 1798 hindern und sah sich bald nachher, am 2. Juni d. J., also noch vor jenem gräuelvollen Siege des französischen Generals Schauenburg (von dem wir sonderbar genug hier keine Zeile lesen), zum Minister des Innern in der neuen Helvetischen Republik erhoben. Diese Stelle hat er bis zum 26. October 1803, also bis zur Auflösung der helvetischen Regierung, bekleidet. Hr. Wydler hat in Ermangelung handschriftlicher Mittheilungen Rengger's über seine Verwaltung die Zeugnisse Zschokke's, Tillier's und Laharpe's (I, 66, 73, 88; II, 317) über die rühmliche Thätigkeit desselben abdrucken lassen. Der Erstere schreibt, daß Rengger zu den wahrhaft Edeln der schweizerischen Nation gehört hätte, die dem Unglück der Gegenwart das Glück einer bessern Zukunft abzugewinnen bemüht gewesen sind. Er habe mit seltenem Hellblick und rastloser Thätigkeit die ihm anvertrauten innern Angelegenheiten inmitten der politischen und kriegerischen Stürme jener Zeit geleitet, und seine wohlthätig ordnende Hand sei gleichzeitig in allen Cantonen empfunden worden. Nur wäre er zu wenig geschmeidig für einen Staatsmann gewesen. Dasselbe bestätigen die Briefe von Lavater, Huber, Wyß, Bonstetten und Abel Merian, der als Vorstand das Ministerium während Rengger's amtlicher Sendung nach Paris im J. 1801 verwaltete. Merian's Briefe (I, 89—101) gehören zu den besten im Buche, weil sie Thatsachen besprechen und sehr lebhaft, mit der vollen unglücklichen Stimmung eines Mannes der bei dem besten Willen nicht helfen kann, die Leiden schildern welche die Schweiz durch die übermäßige Einlagerung der französischen Truppen und die schweren Kosten für ihre Unterhaltung zu ertragen hatte. „Von unsern Männerchen", schreibt Merian, „dürfen wir Nichts hoffen; unser Land muß ecrasirt werden und dazu will ich nicht die Hand bieten — ich werde in 14 Tagen bestimmt meine Entlassung nehmen, da ich nichts Gutes stiften kann."

Nach Rengger's Niederlegung seines Ministeriums, die von Tillier ein bedeutender Verlust für die innere Verwaltung des Vaterlandes genannt wird (S. 111), blieb derselbe doch den politischen Verhältnissen der Schweiz eifrig zugewendet, war 1802 zweiter Landamman, 1803 mit der neuen Verfassung des Aargaus beschäftigt und dabei im unausgesetzten Briefwechsel mit den schweizerischen Agenten in Paris. Unter diesen finden wir die Mittheilungen eines gewissen Kuhn am anziehendsten und hätten um so mehr gewünscht über diesen Mann etwas Näheres zu erfahren. Aber es erschwert den Gebrauch unsers Buches für Alle die nicht sehr genau mit den schweizerischen Händeln bekannt sind ungemein, daß die Anordnung in demselben so lose und locker ist, daß sich Hr. Wydler nur selten die Mühe gegeben hat durch Zwischenreden oder Uebersichten den Lesern den Zusammenhang zu erleichtern, und daß er uns namentlich zumuthet eine Menge von Leuten zu kennen von denen schwerlich die Mehrzahl der heutigen Schweizer Etwas wissen wird. Wir glauben nicht ganz unbekannt mit den Persönlichkeiten der Französischen Republik und ihrer Schwesterrepubliken zu sein, aber wir bekennen, daß uns die Namen eines Vidal, Mondol, Zerleder, Lüthardt, Dolder, Rothpletz bis jetzt durchaus fremd gewesen sind. Ebenso hätte auch der vertraute, unzählig oft genannte Freund Rengger's, Stapfer, eine biographische Aufklärung verdient, da er ebenso wenig als Rengger selbst eine Stelle im „Conversations-Lexikon" gefunden hat. Auch über Usteri werden nur Diejenigen näher unterrichtet sein welche die von Zschokke 1832 herausgegebene Sammlung seiner kleinen Schriften kennen, aus dem vorliegenden Buche würden sie Nichts erfahren als die Verweisung (I, 18) auf einen schwer zugänglichen Aufsatz Konrad Ott's. Ueberhaupt ist das ganze Buch eigentlich nur für schweizerische Leser wichtig, die, wenn sie auf die Stimme der Vergangenheit und den Rath kluger Männer hören wollen, Viel aus demselben lernen können; außerschweizerische Leser werden geringe Befriedigung in den so wenig geordneten Briefen und Tagebüchern finden, es wird einige Geduld dazu gehören die Goldkörner aus ihnen herauszusuchen.

Zu diesen gehören allerdings die Fragmente aus den Briefen des angeführten Kuhn, welche sich auf die Berathungen und Beschlüsse des Ersten Consuls Bonaparte (1802 und 1803) über die neue Verfassung der Schweiz beziehen. Man erkennt hier auf das deutlichste den Uebermuth der französischen Machthaber, unter denen Röderer sich besonders merklich machte. Auf Kuhn's Bemerkung, daß nach der Zertrümmerung der Helvetischen Republik Alles wieder zurückschreiten und namentlich in den östlichen Cantonen an kein Aufkommen der Geistescultur zu denken sein würde, antwortete Röderer ganz trocken: „Vous n'avez pas besoin de tout ça. Vous n'avez besoin que de bons pâturages pour engraisser vos vaches." Nicht anders erklärte Napoleon am 27. December 1802, daß jeder Theil der Schweiz sich regieren könne wie er wolle, die äußern Verhältnisse gingen sie aber gar Nichts an, die Schweiz brauche weder Gesandte noch Geschäftsträger, er werde ihnen schon sagen was sie sein sollten oder nicht sein. Eine ganz ähnliche Gesinnung gegen die Schweiz zeigen Stapfer's Briefe aus derselben Zeit, eines Mannes von hellem Verstande und redlicher Gesinnung, die ihn die starre Aristokratie seines Vaterlandes innig beklagen läßt. Am merkwürdigsten ist seine Unterredung mit Bonaparte (II, 12 fg.); überall in Paris ist Heuchelei, Schlechtigkeit, moralische Todeskälte, besonders bei Talleyrand, den er 18 Jahre später noch den Cardinal Dubois unserer Zeit, den roué du dix-huitième siècle, den diable boiteux nennt und dem er Bonaparte's Bildung zum Despoten vorzüglich zuschreibt (II, 229).

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 165. — 13. Juni 1848.

Dramatische Uebersicht für das Jahr 1847.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

3. Robert Prutz' dramatische Werke. Zweiter Band: Karl von Bourbon, Schauspiel in fünf Acten. Dritter Band: Erich der Bauernkönig, Schauspiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 1848. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In „Karl von Bourbon" haben wir den seltenen Fall vor uns, daß der Autor seinem Stück mehr Uebles nachsagt als wir darin entdecken können. Der Verf. behandelt dies Drama, in dem wir eine Ursprünglichkeit anerkennen müssen die von Genialität nicht weit entfernt ist, nicht viel besser wie einen formlosen Versuch. Das ist offenbar zu viel Strenge gegen sich selbst; wir müssen das Stück in Schutz nehmen gegen seinen Verfasser. Zugeben wollen wir, daß in der hier gelieferten ursprünglichen Form einige Ecken und Schärfen vorkommen welche die spätere Bühnenbearbeitung (1842) gemildert hat, und daß der fünfte Act einen etwas losen Zusammenhang, mehr einzelne Bilder als ein dramatisches Gemälde darstellt: allein auch im fünften Act des „Macbeth" wird der dramatische Zusammenhang vermißt, ohne daß dieser deshalb je formlos genannt worden wäre; der Zusammenhang ist eben einer des Gedankens, und weniger der That. Wie Dem auch sei, die Mängel des Stücks schwächen seine dramatische Wirkung so wenig wie unsere Theilnahme an der Charakterentwickelung des Helden, ja sie dienen vielleicht die Bedeutung dieses Charakters zu erhöhen und auszutiefen. Auf diese Theilnahme hat dieser „Bourbon" das höchste Recht. Von Haus aus rein, edel, wohlgeformt, bringt ihn gerade die Erkenntniß seiner edlern Natur unedlern Gegnern gegenüber allmälig um seine innere Reinheit: von der Eifersucht gegen seinen König der ihn geringschätzig behandelt, bis zum Verrath gegen sein Vaterland geht er alle Stufen beider Seelenstimmungen durch, bis er zusammenbricht an der Erkenntniß, daß siegreicher Verrath der Fluch des Verräthers ist. Der gefangene König, Bayard, Diana v. Foir, ja der Kaiser selbst, für den er zum Verräther ward, wenden sich von ihm ab, und sein innerer Richterspruch weiht ihn der Vernichtung. Und alles Dies geht nicht in Weise der Reflexionsdramaturgie, sondern in Form lebendiger Handlung, die wahrlich einen Shakspeare'schen Wurf an sich trägt, vor unsern Augen vor, ergreifend, fesselnd, ja erschütternd. Oder sollen wir gegen den Autor der trefflichen Gestaltgebung rühmend gedenken in der er Diana, den Kanzler Duprat, die Herzogin von Angoulême vor uns hinstellt, dichterische Gestalten vom Genius angehaucht? Dieser durchaus mächtigen und ergreifenden Charakteristik, bis in die untergeordnetsten Gestalten hin neu und kräftig, und der großen Auffassung der dramatischen That selbst entspricht auch der Stil und die Sprache des Verfassers. Zwei Proben mögen Dies belegen. Ueber das Recht der Herzogin Luise an die Bourbon'sche Erbschaft sagt der Kanzler Duprat (S. 105):

> Des Königs Recht ist älter als das Eure,
> 's ist eine eig'ne Sache mit den Rechten;
> Sie stehen grad' in umgekehrter Schätzung,
> Als wie die Neuigkeiten und die Frau'n.
> Sie sind wie Wein; das Alter macht sie stark.
> Ein Recht von Gestern oder gar ein Recht
> Der Gegenwart und der lebend'gen Stunde,
> Glaubt, gnäd'ge Frau, da leiht kein Jude d'rauf.
> Genau besehen gibt es gar kein Recht;
> Denn hinter jedem Rechte sitzt ein zweites,
> Das mit dem ersten Haschemännchen spielt.
> So taumelt es, ein ew'ger Rattenkönig,
> In ew'ger Reihe fort — die Wurzel aber
> Vor Allem ist ein erstes Unrecht. Recht
> Braucht stets ein and'res Recht zur Folie; wer
> Das ält'ste Unrecht, hat das beste Recht,
> Hauptsächlich aber bringt mir Pergament,
> So recht ein räuchrig, gelbes Pergament u. s. w.

Wie hier der Gedanke groß und neu, so ist im Folgenden die Sprache glühend und machtvoll. Diana beschwört Bourbon von dem Pfade des Verraths umzukehren (S. 178):

> Geh' hin und morde — 's ist französisch Blut,
> Dasselbe Blut das deine Adern füllt,
> Das dich erwärmt, dich stark macht und belebt;
> Es sind Franzosen — deine Sprache ist's
> In welcher du dein erstes Wort gestammelt,
> Mit der sie nun umsonst um Gnade fleh'n,
> Und, weil sie es umsonst thun, dich verfluchen.
> Es sind die Städte deines Vaterlands,
> Dieselben Städte die wie Bräute sonst
> In frohem Festschmuck dich willkommen hießen,
> Wenn du zurückkamst, der du sie beschützt!
> Zu Witwen mach die Schwestern deiner Mutter!
> Reiß auf die Gräber deiner Ahnen, tödte
> Den zarten Säugling in derselben Wiege
> Die dich gewiegt! Flicht Lorbern um dein Haupt,
> Die aus der Schande deines Vaterlandes
> Emporgewachsen! Ah Bourbon — Bourbon u. s. w.

Es ist noch anzuführen, daß der theilweise Wegfall der Rollen der Mutter und des Bruders der Diana in der Bühnenbearbeitung allerdings ein Gewinn für das Stück war, indem die erste durchaus unschön ist, die zweite aber eine nur schwache Nachahmung des Bruders Gretchen's im „Faust" darstellt.

„Erich der Bauernkönig" ist nicht minder ein bemerkenswerthes Drama. Auch hier ein Uebergewicht genialer Intention über das Formtalent. In einer Zeit freilich wo Throne fast so leicht gewonnen und verloren werden wie Schachpartien, und wo der Schrecken in den Königsburgen wie in den Hütten an der Tagesordnung ist, möchte man bezweifeln ob denn ein entthronter König auch noch für einen tragischen Stoff gelten könne, selbst wenn er so heroisch kämpft wie Erich XIV. von Schweden. Wir gehen einer Erneuerung des Theaters durch das Volksleben entgegen, denn die Hofbühnen sind vorüber: dieser Bauernkönig aber, im Kampfe für sein und des Volkes Recht gegen eine allmächtige Aristokratie erliegend, sieht fast aus wie ein nationales Drama aus dieser

neuen Aera der Volksdramatik. Für das Volk wenigstens ist es geschrieben, und es lohnte wol des Versuchs es so wie es geschrieben wurde zur Darstellung zu bringen, um eben zu sehen wie das deutsche Volk solche sein Recht verherrlichende Dramen aufzunehmen sich anschicken möchte! Wie Dem auch sei, dieser „Erich" ist ein mächtiges, charaktervolles, gedankenreiches und wirksames Drama, besonders in unserer politischen Zeit, und entsprungen aus einer genialen, aber noch nicht völlig zur Klarheit gelangten Auffassung der dramatischen Gesetze. Sein Fehler ist ein etwas willkürliches Durcheinander der Begebenheit, eine mangelhafte Bewältigung des Stoffs, dergestalt, daß das Ganze mehr aus Scenen voll ursprünglichen Effects als aus so feinen Fäden dramatischen Gewebes besteht wie die politischen Musterstücke unserer Literatur „Tell", „Wallenstein" und „Egmont" sie darbieten. Es geht freilich etwas elementarisch in dem Stücke her, an dem wir daher auch das Einzelne mehr als das Ganze loben möchten: einzelne Partien aber, wie z. B. die Scene des ersten Acts zwischen Erich und Magnus, die zwischen Johann und Erich, und andere erheben sich zu den höchsten dramatischen Effecten welche wir in der neuern dramatischen Literatur überhaupt kennen. Die letzte dieser Scenen, welche das Gemüth Erich's im Kampf gegen die Herzlosigkeit des Bruders malt, und so schließt:

Johann.
Hab' ich so viele Freunde wie Ihr sagt,
Wie sollt' ich Eure Documente fürchten?
Gebt sie dem Krämer in den Kauf, vielleicht
Zahlt er ein Tuch für Eure Bauermagd.

Erich.
Ha, Pest und Tod! — — Doch nein, es ist ja nur
Das Herz des Bruders, das du kränkst. Ich gebe
Mein Herz dir preis: allein das größere,
Das Herz verschone meines Vaterlands! . . .
Zerreiße nicht . . .
Mit eig'ner Hand die gottgewobenen,
Die Bande unsers Bluts. . . .

Johann.
. . . Unsers Bluts?
Gehören denn Bastarde auch in die
Familie?!

Erich.
Das ist dein Tod! Was! Meine keusche Mutter
In ihrem Grab — brandmarkest du?
Das ist dein Tod!

zeichnet grell, aber mit ergreifenden Tönen Stoff und Inhalt des Dramas. Erich, von Gewaltthat zu Gewaltthat fortgeschleudert, durch den ethischen Ekel an der Schlechtigkeit seiner Großen aber in unsern Augen emporgetragen, zuletzt auf sein Bauernheer beschränkt, und von diesem im Augenblick der Gefahr feig verlassen, erliegt einem wahrhaft tragischen Geschick. Intention, Größe des Stoffs, Form und Gestalt der Handlung und Ausdruck und Sprache vereinigen sich den Verf. als einen unserer begabtesten dramatischen Dichter außer der Linie zu stellen.

4. Czerny Georg. Historisches Drama in fünf Acten von Pannasch.

Begeisterung und Kritik sollen sich in der Kunst gegenseitig ergänzen, in den meisten Fällen stehen sie sich jedoch feindlich gegenüber. Zum Gleichgewicht sind sie auch hier nicht gelangt; da wo die Wärme des Gedankens, der Intention das prüfende Urtheil vorzüglich nöthig gemacht hätte, vermissen wir dasselbe, während an andern Orten ein berechneter Effect hervortritt, der mit der Glut der Conception nicht im Einklang steht. Nichtsdestominder liegt uns hier eine achtbare dramatische Dichtung eines bekannten Dramaturgen vor, die sich durch eine frische Auffassung der eigenthümlichen Zustände, und durch poetische, ursprüngliche Gestaltung der besondern Charaktere in dieser Handlung auszeichnet. Die schwache Seite des Stücks ist hier wie in fast allen politischen Dramen die Handlung. Eine Volkserhebung, einen Aufstand nach dramatischen Gesetzen kunstgemäß zu gestalten ist niemals leicht, und gelingt nicht oft so wie es im „Fiesco" gelungen ist. Die Schwierigkeit wächst, wenn wie hier nicht nur zwei, sondern drei und mehr Parteien ins Spiel zu setzen sind. Unter solchen Umständen sind die Charaktere die Hauptsache, und diese sind in dem vorliegenden Drama naturwahr, poetisch und in scharfen Umrissen aufgefaßt. Der Held selbst ist ganz der Mann wie wir ihn uns denken, bieder — roh, gewaltliebend und doch wieder weich, kräftig gegen Feind und Freund. Die Türken sind eben Türken, die Dahier, Aristokraten und des Helden schlimmste Feinde, ganz so treulos wie die Geschichte erzählt; die Heldin Mara aber ist ein feines und poetisches Gebild, das dem Verf. allein angehört. Die Diction entspricht dem Gedankenkreise in welchem dies Drama sich bewegt, sowie der ursprünglichen Kraft in welcher die Charaktere erfaßt sind. Wenn Georg z. B. sagt:

Nicht lesen und nicht schreiben lernt' ich je;
Doch ist das Recht mir in die Brust geschrieben;
Das Recht von Mein und Dein — das Recht des Willens;
Das Recht der Freiheit (auf die Brust schlagend). hier — hier
les' ich es —

so sind Dies eben poetische Kernworte wie sie gerade diesem Volkshelden geziemen und gut stehen. Dagegen würden wir dem Autor gerathen haben den Tod des Vaters von Sohneshand seinem Helden und uns zu ersparen; denn hier tritt die Heldennatur selbst eines Wildlings wie Czerny Georg zu tief in düstern Schatten als daß die Sitte genügend wäre dies Dunkel für uns zu lichten.

5. Ein Patricier. Trauerspiel in fünf Acten von Karl Twesten. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 20 Ngr.

Lebten wir in Zeiten die einen ruhigen Genuß am Schönen zuließen, und welche für Tiefe und Geist der Dichtung sich einen Maßstab erhalten hätten, so würden wir auf diese tiefe und geistvolle Dichtung wie auf einen in dunkler Nacht leuchtenden Stern hinweisen. So wie die Sachen heute stehen werden nur Wenige sich mit uns an dem Verdienst dieser Schöpfung zu erfreuen vermögend sein. Es ist eine ernste, tiefsinnige, durchaus poetische und dennoch in politischer Weisheit wurzelnde Arbeit, so energisch im Gedanken und so kräftig in Form und Gestalt wie wir auf diesem Gebiet nicht viele andere besitzen; glühend und wohlerwogen, die Welt der Gedanken wie die des Gefühls poetisch übergipfelnd. So wird nicht Viel daran fehlen, daß dieser „Patricier" die vorzüglichste unter den Gaben des verflossenen dramatischen Jahres darstelle. Der Inhalt ist in wenig Worten zusammenzufassen. Er ist durchaus politischer Natur. Appius Claudius Regillensis, ein römischer Patricier alten Stammes, hegt eine so heilige Liebe zu den alten Satzungen des Staats, daß es ihm unmöglich ist dem Drängen der Plebejer in irgend einem Punkte nachzugeben. Das alte Recht ist ihm eben das einzige Recht: Abfall von diesem ist ihm gleichbedeutend mit Umsturz, eine „Nothwendigkeit" des Nachgebens kennt er nicht. Dieser Charakter — ganz ein Charakter, ein Ideal von Charakter — muß eben deshalb erliegen. Aus kleinen Reibungen erwächst nach und nach zwischen ihm und den Plebejern — auch ehrenhaften Charakteren — glühender Haß, der im Krieg mit den Aequern, wo Appius Claudius Feldherr ist, zum Verrath reift. Das Heer verläßt feig seinen Feldherrn in der Schlacht. Unerhörte Schmach für Rom, die Claudius kalt durch Hinrichtung je des zehnten Bürgers straft, worauf ihm nur übrig bleibt sich selbst durch Gift zu richten.

An dieser Dichtung hat die Kritik in der That nur anzuerkennen und zu erläutern, denn Gedanke und Form stehen durchweg im schönsten Einklang, und Motive und Charaktere tragen, erklären, begründen sich selbst; Alles in diesem Stück

trägt seine Berechtigung in sich selbst, sowol von Seiten der poetischen Form als des Gedankens und der Intention. Allein so unermeßlich ist der Contrast unserer neuen mit den eben dahingegangenen Zuständen, daß zwischen der Zeit wo dies Stück als zu freisinnig der Censur Bedenken erregt haben würde, und der Zeit wo es für aristokratisch und volksfeindlich gehalten werden kann, blos einige Tage oder Wochen liegen! Das Recht des Bestehenden auch ferner zu bestehen ist niemals geistreicher vertheidigt worden wie Appius es in der Senatssitzung verficht, wo die Frage verhandelt wird: ob dem Drängen des Volks nachzugeben sei oder nicht.

Seid eingedenk, hier handelt es sich nicht
Um unser Eigenthum, worüber wir
Berechtigt sind nach eigenem Belieben
Zu schalten und zu walten; hier ist nicht
Von einem Recht die Rede welches wir
Aufgeben dürfen wenn es uns gefällt.
Es ist die erste, heiligste der Pflichten,
Die alte Ordnung zu bewahren, die
Jetzt unsern Händen anvertrauet ist;
Die Rechte, welche uns verliehen sind,
Wie wir sie von den Vätern überkommen,
Auch ungeschmälert unsern Kindern wieder
Zu überliefern . . .

Eine andere nicht minder hervorstechende Eigenschaft dieser Dichtung ist der treue, wahre und reine Abdruck des römischen Staatswesens und der römischen Denkart den sie uns gibt. So in der That waren diese Römer, so dachten sie, so faßten und begriffen sie die Tugend wie wir hier sehen; so glaubten sie an sich selbst, an die Göttlichkeit ihres Staats und seiner Sendung. In diesem Sinne kann Appius, da er sein Werk dahinsinken sieht, sich von den Göttern verworfen glauben und rufen:

Ihr habet meinen Arm verworfen,
Ich soll nicht mehr das heil'ge Recht der Väter
Im Staat erhalten. Wie es enden soll,
Wohin die Adler ihren Flug gewendet,
Das können meine Augen nicht erschauen,
Und Wenig würd' es helfen, könnten sie's,
Da ich nicht mehr berufen bin zu handeln.
Das Eine weiß ich, Das sei mir genug:
Wie auch die Zeiten es verändern mögen,
Mein Rom kann nicht verlorengeh'n... Ich aber —
Ich geh' hinab ins dunkle Reich der Todten!

Der Mann gilt hier gleich seinem System von Rechten: den Untergang seines Rechtsbegriffs kann er nicht überleben, wie heiß Freunde, Gattin, Claudia, auch sie eine echte Römerin, Sohn und Genossen ihn beschwören zu leben und den neuen Staat ferner mit seiner Kraft zu leiten. Dies ist Charakter, und dies Stück — eine Charaktertragödie.

6\. Philipp van Artevelde. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten von Henry Taylor. Aus dem Englischen von Adolf Heimann. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit der vorhergehenden Arbeit verglichen, obgleich sinnverwandt und in ähnlichen Motiven beruhend, ist das ebengenannte Drama schwach und matt. Eine störende Breite und Wortseligkeit, fremd unsern dramatischen Convenienzen und vom Typus unsers Ausdrucks abweichend, wenig klar im Plan, wenig deutlich in den Charakteren, verworren in der Handlung und wenig effectvoll in den Contrasten, dabei an Peripetien reich und ohne genügende Lösung des dramatischen Knotens, spricht das Stück mehr den Werth einer Geschichte in Handlung an als daß es den tragischen Gesetzen Genüge leistete. Daß sein Inhalt gleichfalls politisch ist, zeigt schon das Personenverzeichniß; die Handlung aber löst sich in der That in eine Reihe von Handlungen ohne große Bedeutung auf. Hierin liegt die Geringfügigkeit ihrer Wirkung als ein dramatisches Ganzes. So mag denn diese Arbeit mancherlei particularhistorisches Verdienst in den Charakteren und den Thatsachen haben, den poetischen Reiz vermissen wir fast ganz in ihr. Die dramatische Muse trauert in England überhaupt in Sack und Asche; seit hundert Jahren sucht sie zwischen Shakspeare und Addison nach einer Vermittelung, ohne den gesuchten Congruenzpunkt jemals finden zu können. Einen Augenblick war Byron — im „Manfred", „Foscari" und „Werner" — auf dem Wege zu einer selbständigen Stellung zwischen jenen beiden Polen: er gab sie auf, und seitdem herrscht wieder dunkle Nacht auf dem Gebiete der englischen Dramatik; eine Nacht die kaum dann und wann von einem Meteor wie Sheridan Knowles blitzartig durchleuchtet wird. Dieser Zustand ist trostlos, aber er ist lehrreich für uns, weil uns vielleicht ein ähnliches Loos bevorsteht. England hat sich im Drama den Sinn für Naturwahrheit und für schöne Form völlig verlorengehen lassen. Geben wir Acht, daß uns nicht ein ähnlicher Verlust begegne!

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, Minister des Innern der Helvetischen Republik. Herausgegeben von Ferdinand Wydler. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 164.)

Nachdem Rengger von 1803—14 in Lausanne mit eigenen und öffentlichen Arbeiten beschäftigt gelebt hatte, Bücher geschrieben und Menschen geheilt, finden wir ihn 1814 als Beschützer der Freiheit des Waadtlandes und des Aargaus gegen die bernische Herrschsucht zu Chaumont im Hauptquartiere der Verbündeten, dann als Gesandten des Aargaus am Congresse zu Wien, mit dem besondern Auftrage, die Interessen der Cantone Tessin, St.-Gallen und Thurgau zu vertreten und gemeinschaftlich mit Laharpe für Waadt zu handeln. Es unterliegt keinem Zweifel, daß seinem weisen und standhaften Benehmen in diesen Stellungen die ganze Schweiz Vieles, der Aargau aber die glückliche Behauptung seiner Unabhängigkeit größtentheils zu verdanken hatte, dem auch bis zum J. 1820 Rengger's besondere Thätigkeit als Mitglied der Regierung gewidmet blieb. Kirchliche Anstalten, Preßfreiheit, Schulwesen, Gesetze, Einrichtungen aller Art nahmen seine Thätigkeit in Anspruch, er fand bei seiner freisinnigen, weitherzigen Denkungsart viele Gegner; aber nie hat die Reinheit seiner Gesinnung und die innige Sorge für die Landeswohlfahrt von diesen können verdächtigt werden. Von 1821 an hat er als Privatmann und Naturforscher gelebt. „Ich habe mich", schreibt Rengger an Usteri unter dem 3. September 1821, „in der That vom Menschenreich in das Steinreich geflüchtet. Nicht daß ich hier das Heil der Welt suchte oder für die großen Interessen unserer Tage weniger empfänglich wäre als vormals, allein für die Beförderung von diesen vermag ich Nichts zu erreichen und erreiche dagegen durch meine geognostischen Wanderungen den doppelten Zweck, etwas für meine Gesundheit sehr Wohlthätiges zu thun und zugleich die Natur in der Natur zu studiren. Ich habe Escher vorgeschlagen in Verbindung mit einigen unserer geognostischen Freunde Beiträge für die mineralogische Geographie der Schweiz herauszugeben, hauptsächlich in der Absicht ihn zur Mittheilung seiner reichen Schätze von Beobachtungen zu bewegen" (I, 178). In dieser Beschäftigung und unausgesetzt thätig für seinen ärztlichen Beruf und für gemeinnützige Zwecke brachte er sein Leben bis zum 23. December 1835, nachdem er noch von dem Tode seines Neffen Joh. Rud. Rengger, der mit Bonpland die Reise nach Paraguay gemacht hatte, im October 1832 sehr schmerzlich betroffen worden war.

Sein Briefwechsel mit Escher und Laharpe in der Zeit der Zurückgezogenheit berührt wissenschaftliche Gegenstände, und die von ihm herausgegebenen größern und kleinern Schriften be-

handeln außerdem noch die politischen und Verfassungsangelegenheiten der Schweiz. Der größte Theil des zweiten Bandes enthält seinen Briefwechsel mit Stapfer. Dieser, in den ersten Jahren der Helvetischen Republik Minister der wissenschaftlichen Angelegenheiten, war dann im J. 1800 Minister der Schweiz in Paris und hatte sich von da an bleibend in Frankreich niedergelassen, wo er 1840 gestorben ist. Die von Paris oder von seinen Landsitzen geschriebenen Briefe können den Briefen Oelsner's an seine Freunde in Berlin an die Seite gestellt werden und geben, da es Stapfer nicht an guter Beobachtungsgabe fehlte, und er mit den angesehensten Männern in häufigem Verkehre lebte, ein anziehendes Bild der französischen Zustände unter Napoleon und unter den Bourbons. Einige Stellen daraus werden dies Urtheil beweisen. Am 18. Juli 1804 schreibt Stapfer: „Sie erwarten aus der neuen Kaiserstadt natürlich einige Neuigkeiten von allgemeinerm Interesse. Verum de his tacere praestat quam pauca et manca dicere. Daß die Vernünftigen die eingeführte Erblichkeit als eine neue, wichtige Schutzwehr gegen die Rückkehr der Bourbons betrachten und deswegen gern sehen, ist unstreitig. Ob es aber nicht klüger gewesen wäre sich dieselbe nach und nach aufdringen, offeriren, geben zu lassen, wenn Alles reifer, durch längere Familiarität mit der Idee vorbereitet gewesen wäre, ist eine andere Frage. Wenn man neue Anstalten nicht mit dem heiligen Moose des Alterthums bedecken kann, so sollte man sie wenigstens in die öffentliche Meinung durch Kunst und Bedürfniß einige Zeit über Wurzel schlagen und treiben lassen, ehe man mit der Realisirung Versuche macht." In andern Stellen lesen wir über Napoleon's „Universitätsmaschine", über „Chinesirung der französischen Nation", über das gänzliche Verschwinden eines Publicums, über den Mangel literarischen Lebens harte Urtheile (II, 132 fg.); für ebenso nachtheilig erklärt Stapfer den Einfluß der französischen Grundsätze und Sitten auf den alten Canton Bern und die Vorliebe für französische Sitten und Lebensweise in der Schweiz (II, 160). „Anstatt", fährt er in demselben Briefe vom 1. Mai 1814 fort, „uns an deutsche Cultur und an die Denkweise unserer Nation, die ja doch die deutsche ist, anzuschließen und uns ihre Vorzüge anzueignen, blieben wir ihrem Fortgange größtentheils fremd und stehen nun in literarischer und sittlicher Hinsicht weit hinter Schwaben, Sachsen, Brandenburg u. s. w. zurück. Hohe Zeit ist es uns endlich von diesem uns verwandten Geiste ergreifen und von dem edeln Schwunge hinreißen zu lassen der nun die deutsche Nation nach Allem was groß und schön ist hintreibt." Der Napoleonischen Regierung und ihrem Oberhaupte ist Stapfer durchaus nicht ergeben, er hält Napoleon's Sturz für das größte Glück welches der Menschheit widerfahren konnte (II, 162); aber auch über die Bourbons spricht er manchen unverholenen Tadel aus. Die Prinzen des Hauses mit ihren lächerlichen Anmaßungen, mit ihrer Verachtung der öffentlichen Meinung und alles Dessen was sie liberal nennen, oder was nicht altadelig war, werden nach Verdienst getadelt, des Königs Ludwig XVIII. Verfahren erscheint ihm als das besonnenste und gemäßigtste unter den Mitgliedern der Familie; es sei ihm daher ein langes Leben zu wünschen, denn nach seinem Tode würde die Priesterpartei ihr Haupt sehr frech und unverschämt erheben (II, 199). Von Lord Wellington's Unbeliebtheit bei den Parisern im J. 1814 wird mancher Beleg angeführt. So hatte er unter Anderm einen Wortwechsel mit dem Marschall Macdonald gehabt, der lebhaft genug gewesen war um den König zu einer desfallsigen Unterredung mit dem Marschall zu bewegen. Allein dieser antwortete ganz trocken: „Sire, il n'y a qu'une manière d'ajuster une pareille affaire: le duc de Wellington doit la connaître" (II, 194). Unter den Staatsmännern mit denen Stapfer in Paris und in Wien verkehrt sind merkwürdige Persönlichkeiten. Wilh. v. Humboldt, Ancillon, Richelieu, Gagern, auch Guizot und Broglie werden mehrmals erwähnt; den Tod der Frau v. Staël betrachtet er als ein europäisches Unglück. Die Nachrichten über die Behandlung der schweizerischen Angelegenheiten in den Jahren 1814—16 lassen keinen Auszug zu: der Egoismus und „der wurmstichige Nepotismus" der Berner machen bei Stapfer fortwährende Befürchtungen rege, wie z. B. II, 218. Lieber schließen wir mit einer allgemeinen Bemerkung über den französischen Charakter: „Kein Volk hat einen so richtigen, selbst nach dürftigen datis so schnell urtheilenden Takt; der erste, instinctmäßige wie auch der verständigste Spruch des Volkssinns wird auf der Stelle ausgeprägt in zwei bis drei Spitzworten, und so gestempelt und cursirend verlöscht es nie wieder. Früher oder später erwacht das zu Grunde liegende aperçu und entscheidet oft in großen Momenten wie ein unwiderruflicher Geschworenenspruch. Ueberlegung, die den französischen Wahrheitssinn eher trübt und verfälscht als schärft und entwickelt, umwölkt oft auf längere Zeit diesen ersten, selten trügenden Verstandesblick, löscht ihn aber nie aus; die Franzosen kann man unterjochen, mit Gewalt zäumen, mit Amusement ad Gloriole zerstreuen, allein sie zu überlisten suchen ist die unverständigste aller Unternehmungen" (II, 282).

Ein sorgfältiges Verzeichniß der historischen, politischen, statistischen, naturwissenschaftlichen und gemeinnützigen Schriften Rengger's ist angehängt und zeigt die vielseitigste Thätigkeit eines Mannes den seine Zeitgenossen mit Recht zu den bedeutendsten Schweizern gerechnet haben. 17.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

An die Arbeiter. Brod, Arbeit, Wahrheit. Strasburg, Levrault. 8. 3 Ngr.

Bausteine zu einer neuen Verfassung des hamburgischen Freistaates nebst Vorwort. Und Wünsche an ein deutsches Volksparlament. Hamburg, Heubel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Bunsen, Denkschrift über die verfassungsmäßigen Rechte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Dem Englischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten übergeben am 8. April 1848; mit einer Nachschrift vom 15. desselben Monats. Aus dem Englischen. Nebst einem Anhang, enthaltend: die Denkschrift der provisorischen Regierung an Lord Palmerston vom 6. April und ein Rechtsgutachten über die Bedeutung der Englischen Garantie vom J. 1720. Berlin, Decker. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Posener Frage. Leipzig, Hartmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Zwei Fragen der Gegenwart. Beantwortet vom Handelswissenschaftlichen Verein in Leipzig. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 2 Ngr.

Gedanken zu einem Staats-Grundgesetz aus einer in der Arche Noah gefundenen Handschrift zusammengestellt. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Held, G. F., Ueber deutsche Nationalgesetzgebung. Ein Wort an alle deutsche Regierungen. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 6 Ngr.

Lyncker, Rede gehalten am 2. Mai 1848 in der Versammlung der Abgeordneten zu Oldenburg. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Menzzer, C. L., Entwurf zur freisten, einfachsten und wohlfeilsten Verfassung Deutschlands, der Deutschen National-Versammlung zu Frankfurt a. M. vorgelegt. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 1½ Ngr.

Parlaments-Fragen. I. und II. Leipzig, Weber. Gr. 8. à 3 Ngr.

Schall, F. C., Oesterreich's glorreichste Tage, der 13. 14. 15. März 1848. Eine Denkschrift an die Ereignisse dieser, ein Blättchen in die Geschichte aller Tage. 4te vermehrte Auflage. Wien, Haas. 8. 7½ Ngr.

Ziegert, Die Aufgabe der constituirenden Versammlung in Frankfurt. Minden, Körber u. Freytag. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 166. — 14. Juni 1848.

Dramatische Uebersicht für das Jahr 1847.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

7. Madonna. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Heinrich Bode. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 1 Thlr.

Es mag diesem Stücke eine poetische Idee zum Grunde liegen, allein sie wird uns nicht klar gemacht. Was wir erkennen, ist ein Wirrwarr zur Hälfte ausgesprochener Gedanken und völlig ungeübte Kraft der Gestaltung und Formgebung. Die Begebenheit so weit sie deutlich wird stellt einen hohen Geistlichen im Gewande eines Sünders dar, dem jedoch Vergebung zu Theil wird, weil er geliebt und selbst Milde geübt hat; das Grundgesetz aller Religion: daß wir einander lieb haben, scheint durch dies Drama versinnlicht werden zu sollen; an sich ein der Kunstgestalt entzogener Stoff, der jedoch unter Umständen selbst dramatisch wirksam gemacht werden kann. Daß Dies hier nicht in besonderm Maße geschieht, daran ist der Verf. selbst Schuld; seine Prosa ist schwerfällig, sein Stil ungelenk, seine Erfindung unbedeutend. Glut und Wärme für den Stoff treten nicht hervor, und wir schließen die Lecture fast so antheillos für seine Personen wie wir sie anfingen. Bei größerer Uebung mag es dem Verf. wol einmal gelingen uns für seine Schöpfungen zu interessiren; hier ist dies Ziel nicht erreicht.

8. Dramatische Werke von Gustav Freytag. Erster Band: Die Valentine, Schauspiel in fünf Aufzügen. Zweiter Band: Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen, Lustspiel in fünf Acten. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 2 Thlr.

Der Verf. hat binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf im Gebiet der Dramatik zu gewinnen verstanden. Wir zweifeln, daß die hier vorliegenden Arbeiten die Erstlinge seiner Thätigkeit sind; wären sie es jedoch, so könnte man von ihnen sagen, daß sie wie die geharnischte Minerva vollständig gerüstet aus dem Haupte ihres Erzeugers hervorgesprungen sind. In dem Schauspiel „Die Valentine", wie in dem Lustspiel „Die Brautfahrt" gibt sich eine dramaturgische Fertigkeit, um nicht zu sagen Vollendung, zu erkennen, wie sie bei Erstlingsarbeiten äußerst selten ist und ohne eine besondere Begabung für dies Gebiet wol nie erlangt wird.

In dem Schauspiel „Die Valentine" sehen wir einen feinen Gedanken, einen geschmackvollen Stoff, mit großer Fertigkeit und größter Wirkung zu einem Conversationsstück vom besten Stil bearbeitet, in dem sinnreiche Erfindung und gute Charakterzeichnung mit glücklicher Formgebung sich dazu vereinigen uns ein wirklich ergötzliches Stück Leben darzustellen, und in welchem zugleich etwas Bedeutendes und Lehrreiches dem ergötzten Zuschauer geboten wird. Ein stolzes Mädchen, doch keine Donna Diana, will die Gattin, aber nicht die Sklavin des geliebten Mannes werden: sie will auch nicht durch Opfer erkauft sein, sondern nimmt das Opfer erst an nachdem sie sich selbst zum Opfer gebracht, den Geliebten mit Schmerzen erkauft hat. Es ist ein Kampf großmüthiger Seelen, ähnlich dem in Lessing's „Minna von Barnhelm", aber würdiger, da es sich nicht um Geld und Vermögen, sondern um Ehre handelt. Näher können wir auf den Inhalt nicht eingehen: der Leser mag dies brave Stück — genießen, wie es zum Genuß einladet.

Das Lustspiel „Die Brautfahrt", welches den zweiten Band füllt, ist wol eigentlich minder ein Lustspiel als ein heiteres historisches Gemälde, und leidet ein wenig an der unkünstlerischen Freiheit eines Opernstoffs mit dem obligaten Figaro und Leporello — hier Kunz von der Rosen genannt ; allein seinem ganzen Wurf nach ist es ein Stück voll Poesie und glücklicher Erfindung. Es ist die Geschichte der heimlichen Werbung Maximilian's von Oestreich um Marie von Burgund, seine Verlobte, wobei er als irrender Ritter erscheint. Das Stück war schon 1841 geschrieben und 1844 zum ersten mal gedruckt: die Bühnen bemächtigten sich seiner. Der Verf. nennt den Stoff selbst „unzeitgemäß", wirft sich Mangel an Einheit und zu starkes Hervortreiben episodischer Momente mit epischem Behagen vor und meint, daß der deutschen Naturanlage die Besiegung der lyrischen und epischen Natürlichkeit überhaupt sehr schwer falle. Wir wollen ihm nicht widersprechen: aus scharfbegrenzten Charakteren die Motive einer energischen Handlung (aus ethischer Wurzel) so zu entwickeln, daß aus Wandlung und Kampf der Gefühle die volle sittliche Idee des Ganzen erfreuend, versöhnend und belehrend hervorgehe, ist eine schwierige Aufgabe, und Das ist die Aufgabe des Dramaturgen. Es gehört dazu Jugend und Weisheit, ein starkes Leben, Reife und reiche Erfahrung, vielleicht auch Blüte der nationalen Kraft; wir aber, sagt der Verf., besitzen Weisheit ohne Jugend, und Maß ohne Kraft. Oefter noch, fügen wir hinzu, Kraft ohne Maß! Genug, in der „Brautfahrt" liegen beide Elemente: ob in voller Harmonie, mag noch dahingestellt bleiben. Die Aussicht auf Einklang ist jedoch gewiß vorhanden, und die poetische Kraft welche hier den Kunz so geistreich ausstattete, und in Max, in den Zigeunern so gutes Maß beobachtete, und den Knaben Kuni so sicher und reizend zeichnete, verdient gewiß die besten Erfolge. Wir wünschen dem Verf. Glück und fernere Schöpfungsmuße und Schaffenslust; nach Geist braucht er nicht zu haschen — er hat ihn.

9. Albert Lortzing's komische Opern. Erster Band. Leipzig, Koffka. 1847. 8. 1 Thlr.

Lortzing's selbstverfaßte Operntexte sind bekannt: sie enthalten unstreitig viel glückliche Heiterkeit, und ebenso viel Natürlichkeit als lyrische Intentionen, wie sie der Componist gern hat und wie er braucht. „Zar und Zimmermann" ist in ganz Deutschland notorisch beliebt eben dieser Eigenschaften wegen. Die andern Texte: „Der Pole und sein Kind", in einem Act, und „Caramo, oder das Fischerstechen", in drei Aufzügen, sind weniger bekannt, und haben in der That auch weniger Anspruch auf Beliebtheit als das erste Stück. Die Idee der zuletzt genannten Arbeit gehört dem Verf. nicht an.

10. J. L. Heiberg's dramatische Schriften. Aus dem Dänischen von K. L. Kannegießer. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 1 Thlr.

Heiberg ist ein durchaus nationaler Dichter, und seit dem Erscheinen von „Tycho Brahe" (1811) im ungestörten Besitz der Gunst seines Volks. Schon hieraus läßt sich absehen wie schwierig es sei ihn einer fremden, oft feindlich gegenüberstehenden Nationalität zugänglich zu machen. Für diesen Zweck hat der Uebersetzer jedoch gethan was an ihm lag, und wir besitzen in der vorliegenden Bearbeitung einiger der höchst phantastischen Arbeiten Heiberg's eine durchaus lesbare und gewissenhafte Verdeutschung dieser seltsamen poetischen Producte. Unter diesen geben wir den „Elfen", Zauberkomödie in einem Act, den Vorzug neuen und originellen dramatischen Effects, der durch die Zusammenstellung der stärksten Komik mit der kühnsten Romantik nur zu erreichen ist. „Fata Morgana" (1838 geschrieben) bietet eine schwächere Wiederholung derselben Wirkungen dar, und steht einigen unter den geistesverwandten Leistungen unsers Raimund nach. Das „Abenteuer im rosenborger Garten", als Operette behandelt, hat mehr den Charakter eines Volkslustspiels, wie denn die seit der „Fata Morgana" erschienenen dramatischen Dichtungen Heiberg's, z. B. das Schauspiel „Siebenschläfertag", eine merkliche Abnahme seiner originellen Schöpferkraft anzukündigen scheinen. Jedenfalls ist die hier gebotene Bearbeitung seiner dramatischen Schriften unsers besten Dankes werth; sie ist treu und geschickt in gleichem Maß, und besiegt wahrlich nicht geringe Schwierigkeiten.

11. Almanach dramatischer Scherze zur Darstellung in Familienkreisen. Erster und zweiter Jahrgang. Leipzig, Köhler. 1847—48. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

„Dramatische Scherze" und Darstellungen von Räthseln oder Sprüchwörtern schließen von vornherein jede Vergleichung aus, und bilden eine Gattung für sich, welche durch das kritische Sieb hindurchfällt. Der Inhalt dieser beiden Jahrgänge zeigt uns, daß wir mit einem Mann von Geschmack zu thun haben, der seiner Aufgabe gewachsen ist, der gute Muster kennt und sie glücklich nachahmt. Mehr läßt sich von dieser dramatischen Zwitterart nicht sagen: es ist genug, daß sie ein geselliges Bedürfniß zweckmäßig befriedigen.

12. Ambiseria, das Land der entjochten Frauen. Lustspiel in vier Aufzügen. Von Justus Feminis. Leipzig, Fritzsche. 1848. 8. 1 Thlr.

Mehr Anspruch macht dies Stück, dessen Verf. in allem Ernst vorhat uns ein Bild von den Consequenzen der Frauenemancipation darzustellen, ohne hierbei in die bei diesem Thema übliche Caricatur zu verfallen. Der Gedanke, an sich höchst wunderlich, ist in einer höchst verwunderlichen Form und Ausdrucksweise durchgeführt, dergestalt, daß er vielleicht wider den Willen des Autors unterhaltend und komisch wird. Der Verf. zeigt uns ganz ernsthaft einen Frauenstaat in aller Folgerichtigkeit, und scheint uns sagen zu wollen: Spottet immerhin über mein Wagniß, ich bleibe dabei, daß es möglich ist die Frauen für die Gemeinde und für den Staat zu erziehen und unmittelbar nutzbar zu machen ohne ihren sonstigen Beruf zu beschädigen, und daß auf diesem Erziehungswege ein besseres Frauengeschlecht zu gewinnen sei als unser jetziges großkindisches, in armseligen Kleinigkeiten verlorenes Geschlecht darstellt. Der Himmel wahre uns davor, daß diese Idee in die Zeitungen eindringt, und zu der Wirrniß von socialen und Communistenfragen noch hinzutrete.

13. Gedichte von Emilie Scotzniovsky. Nebst einem Anhang: Ahasveros, König der Assyrier, Drama in fünf Acten. Zweite Auflage. Neue Folge. Baden-Baden, Scotzniovsky. 1848. 12. 1 Thlr.

Die Gedichte sprechen eine recht frische und erfreuliche poetische Begabung, namentlich für die Romanze und die Ballade, aus. Dies mag die Verf. verleitet haben sich im Drama zu versuchen. Allein hier zeigt sich, daß diese Kunstform Foderungen an ihre Jünger stellt die in innerster Tiefe ganz andere Bedingungen involviren als Lyrik oder Epik sie verlangen. Ein reiches und äußeres Leben, die Kenntniß der Welt und ihres Ringens und Strebens — mag sie der Erfahrung oder der poetischen Intuition entfließen — ist dem Dramatiker erstes Bedürfniß. Deshalb misglückt das Drama auch der begabtesten Frau, wäre sie auch ausgestattet wie George Sand, ja, besäße sie alle Gaben der ausgezeichnetsten Frauen zusammen. Man würde von ihren tragischen Erzeugnissen immer wie von diesem „Ahasveros" zu sagen haben: Gut gemeint!

14. Der Hanseate. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten. Von Theodor Oelckers. Leipzig, O. Klemm. 1848. 16. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Den Fall Wullenweber's in Lübeck hat Gutzkow zu einem dramatischen Gedicht verarbeitet: diesem gegenüber hat die vorliegende Arbeit wol nur das eine Verdienst in die Wagschale zu legen, daß es das ältere ist, da es schon 1844 der leipziger Bühne übergeben wurde. Das Stück ist soweit es auf Darstellung der Begebenheit ankam nicht ohne Ertrag, und liest sich so gut als manches andere Drama; die poetische Bedeutung hat der Verf. jedoch dem Stoffe nicht abzugewinnen vermocht, und wo es darauf ankam von dem Seinigen hinzuzuthun, da verließen ihn die Kräfte. Er kämpft und ringt mit dem Triebe, allein es kommt zu keinem Erzeugniß. Sprache und Ausdruck bleiben ungefügig, breit und undramatisch; die Charaktere vermischen sich selbst, die Handlung macht hier Sprünge, dort stockt sie. Mit Einem Wort: der Verf. hat erst noch zu lernen, zu sammeln und Uebung zu gewinnen bevor er nach dem Lorber zu greifen unternehmen darf.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Die freien Arbeiter im preußischen Staate. Von Hermann Graf zu Dohna. Leipzig, O. Wigand. 1848. 8. 12 Ngr.

Wie lange ist es wol her als man in unserer sogenanten „guten Presse" dreistweg behauptete, das Proletariat, die Massenarmuth sei Nichts als eine französische und englische wenn nicht Erfindung, doch ausschließlich französische und englische Erscheinung; als man erklärte, in Deutschland gebe es nirgend solche Zustände wie man sie aus Frankreich und England meldete; als man überhaupt vor dem Pauperismus noch ein christlich-germanisches Kreuz schlug? Da die Presse bei uns so lange durch die Bureaukratie bevormundet wurde, da ihre Andeutungen und ergebensten Meinungen bei der Bureaukratie ohne Gewicht waren, da die Bureaukratie die Meinung erhalten mußte, daß sie das Volk ganz vortrefflich bevormunde, und daß diesem Volke durchaus Nichts fehle, so sind den Meisten in Deutschland erst durch schreckliche, plötzlich aufbrechende Thatsachen die Augen geöffnet worden, so hat man erst dann eingesehen, daß in Deutschland ein Proletariat existirt, ein wirklich irisches Proletariat, wie weder Frankreich noch England es aufzuweisen haben, als die Bureaukratie diesem Pauperismus gegenüber ihre Ohnmacht einsah und sie öffentlich eingestehen mußte, indem sie sich dann an die „christliche Wohlthätigkeit" der Privaten wendete.

Seitdem indeß die Bureaukratie zugeben mußte, daß wir ein inneres, großes Proletariat haben, hatte sie ein anderes Mittel gefunden dem schwindenden Vertrauen in ihre Unfehlbarkeit entgegenzuwirken. Der Communismus, dieses Gespenst, thut vortreffliche Dienste. Allenthalben communistische Witterung, communistische Verschwörung. Wo sich unter den verwahrlosten und tiefgedrückten Arbeitern endlich der Trieb zur Association entwickelte, und wo gebildete Männer die Arbeiter

aufzuklären suchten — Communismus! Wo die Presse sich erkühnte die Maßregeln der Bureaukratie zu kritisiren, den Einfluß derselben, z. B. der stehenden Heere, der Besteuerung, des Handelssystems u. s. w., auf den materiellen und socialen Zustand des Volks nachzuweisen — Communismus! Ueberall Communismus! Wie war es möglich, daß unter solchen Verhältnissen in Deutschland bisher etwas Entschiedenes geschehen konnte gegen die Massenarmuth in ihren Grundursachen und Folgen! Die Bureaukratie war der politischen Freiheit gefährlich, aber hier hatte sie es doch nur mit dem Staatsrechte zu thun, die sociale Bewegung und die Erörterung derselben in der Presse griff die Bureaukratie in ihrem eigentlichen Gebäu, in der Verwaltung an, da ließ sich ihre Angst und ihre Manier, jede sociale Regung als einen rohen Baboeuf'schen Gefühlscommunismus zu verdächtigen, sehr leicht erklären.

Die Bureaukratie hat es indeß nicht ganz verhindern können, daß die Bourgeoisie sich mit der socialen Frage beschäftigte, und da die deutsche Bourgeoisie noch nicht so exclusiv geworden ist wie die französische und englische, sich zum Theil wenigstens recht philanthropisch damit beschäftigte und über die bloße Wohlthätigkeit hinausging. Die Bewegung der Vereine zum Wohl der arbeitenden Classen wußte die Bureaukratie allerdings zu unterdrücken, aus Furcht vor dem Communismus, aber nicht die sociale Frage; denn die Bureaukratie unterdrückt, trotz ihrer Gewaltmaßregeln, keine Frage, Das ist ihre Schwäche.

Also die Bourgeoisie ist in Preußen von der socialen Frage angeregt und beschäftigt, obwol natürlich nicht auf die freieste und gründlichste Weise. Und unsere Aristokratie, unsere Grund- und Boden-Aristokratie, wie verhält sie sich zur socialen Frage? Die Grund- und Boden-Aristokratie ist bei der Proletariatsfrage direct und indirect betheiligt, insbesondere bei dem ländlichen Proletariate, welches in Pommern, Westpreußen und Schlesien sich erstaunlich vermehrt. Wie stellt sich denn die Aristokratie zur socialen Frage? Die Aristokratie ist neben der Bureaukratie ein Hauptfactor des preußischen Staats, sie kann außerordentlich viel thun in der Behandlung des Proletariats; aber sie ist durchschnittlich wenn nicht indifferent und kaltherzig gegen die Leiden des Volks Aristokratie in ihren Interessen und mehr mit der Bureaukratie verbunden als selbständig. Um nicht ausführlich zu werden, man braucht hier blos die Stellung der preußischen Landräthe ins Auge zu fassen. Dessenungeachtet, obgleich noch eine Seltenheit, hat man es auch in der preußischen Aristokratie versucht an die sociale Frage heranzutreten, und auf dem ersten Vereinigten Landtage würden sich die ersten Spuren einer solchen Thätigkeit innerhalb des Kreises der preußischen Aristokratie nachweisen lassen.

Der Fürst Lynar hat nachträglich eine Rede in den Druck gegeben welche er auf dem Landtage über Arbeitsverhältnisse halten wollte, welche aber von dem Marschall der Herrencurie als „zeitraubend" zurückgewiesen wurde. Noch ausführlicher behandelt der Graf zu Dohna in der oben angeführten Schrift diese Zustände. Betrachten wir diese socialistischen Symptome in unserer Aristokratie.

Seltsam! Während die alte Aristokratie alle staatlichen Fähigkeiten und Thätigkeiten für ihren besondern Stand in Anspruch nahm und dadurch den wirklichen Staat unmöglich machte, will die moderne Aristokratie dem Staate alle socialen und volkswirthschaftlichen Probleme zur Lösung überlassen, den Staat für Alles verantwortlich machen, sich aber dabei das aristokratische Vorrecht bewahren. So sind denn die socialistischen Illusionen, denen sich sowol der Fürst als der Graf hingeben — sie mögen immerhin gut gemeint sein —, sehr spottbillig. Diese Herren stellen außerordentliche Anfoderungen an den Staat zur Lösung des socialistischen Problems, sie bemühen sich den Grund des Proletariats kennen zu lernen, aber in keiner Zeile, in keinem Worte gestehen sie ein, daß die große Grund- und Boden-Aristokratie den höchsten Einfluß übt auf die Beförderung und Entwickelung des Proletariats, namentlich des großen ländlichen. Sie können sich bequem socialistische Illusionen machen und mit dem Interesse an dem Zustande des Volks hervortreten, während sie sich wohl hüten ihr reales Interesse als Aristokraten, als Grundbesitzer einer socialistischen Illusion zu opfern. Sie wälzen Alles auf den Staat, der soll Alles machen.

Unsere beiden Aristokraten fodern ohne Weiteres die „Organisation der Arbeit". Das ist sehr leicht gesagt aber schwer gethan. Und daß dem Staate die Organisation der Arbeit unmöglich ist, beweisen beispielsweise diese beiden Aristokraten uns selber. Sie halten vor allen Dingen ihre aristokratischen Interessen fest, indem aber jeder seine besondern Interessen ausnimmt und Noli me tangere! schreit, so bleibt vom Staat eben Nichts als eine leere Form. Also nur durch die Harmonie aller Interessen kann die Organisation der Arbeit als möglich gedacht werden; diese Harmonie der Interessen besteht nicht im Staate wie er ist, ihre Entwickelung ist Sache der ganzen Gesellschaft. Der Staat hat eben seine besondern Interessen, und so lange er sich nicht in das Dasein der ganzen, harmonischen Gesellschaft hinübergelebt hat, wird er gewiß am besten thun die Entwickelung der Arbeitsverhältnisse so frei als möglich zu lassen und solchen socialistischen Illusionen wie sie die Herren Aristokraten haben gar kein Gehör zu geben. Daß trotz dieser Illusionen richtige Ansichten zum Vorschein kommen, soll nicht geleugnet werden — Dohna bezeichnet sehr richtig die Veranlassungen mancher Verarmung —, aber die großen Grundursachen läßt er auf sich beruhen. Ebenso spricht er manches wahre Wort über die staatliche Praxis, z. B. bei Arbeiterunruhen:

„Jetzt tritt wieder der Staat vor, aber nicht um sie (die Arbeitslosen, die Hungernden) zu schützen, sondern um sie zu züchtigen und die Gesellschaft (worunter man die Besitzenden versteht) vor ihnen zu schützen; und er ist dann so glücklich gewesen selbst den Stachel der Verzweiflung abzustumpfen. Dann ist sein Werk vollbracht, die Rädelsführer sind in den Zuchthäusern eingesperrt, die Uebrigen arbeiten wieder fort im Schweiße des Angesichts, die Zeitungen haben Nichts mehr von Arbeiterunruhen zu erzählen, die Regierungen berichten, daß der Nothstand im Abnehmen sei, und die Zwecke des Staats der sich einen christlichen nennt sind erfüllt."

Aber für die Prüfung der Grundursachen des Pauperismus sind weder der Fürst noch der Graf unbefangen genug; nirgend ein Wort von dem unermeßlichen Einflusse unserer politischen Institutionen, unserer nationalökonomischen Irrthümer, unserer socialen Lügen und Scheingebilde auf die Entwickelung des Pauperismus, nirgend eine Kritik des Besitzes. In ihren Vorschlägen für die Abhülfe des Pauperismus verfahren sie wiederum zu illusorisch, zu bureaukratisch, zu einseitig, ohne genauere Prüfung und specielle Kenntniß. So meint z. B. Fürst Lynar, daß der Noth der Arbeiter abgeholfen werden könne, wenn der Staat mit dem guten Beispiele voranginge „Musteranstalten" zu gründen welche einen Theil des Reingewinns den Arbeitern als Tantième zurechnen, in der Art, daß einem Jeden sein Antheil gutgeschrieben und ihm dadurch ein Capital gesammelt würde, womit er bei einer gewissen Höhe desselben als Theilnehmer des Geschäfts einträte, das man nach und nach zu einer Art von Societätsgeschäft umbilden könnte. Sind etwa die Bedingungen des Verkehrs für den Staat ganz andere als für den Privatmann? Die Erfahrung hat es bewiesen, daß dem Staat seine Unternehmungen immer theurer werden müssen; nun aber frage Fürst Lynar einmal einen Fabrikanten nach seinem Projecte? Der wird ihm sagen, daß durch eine solche Theilung jedes Geschäft ruinirt werden müßte, und daß durch den höhern Lohn den ein solches Institut seinen Arbeitern zu zahlen hätte ihm von vornherein der Lebensnerv, die Concurrenz, abgesehen von der Schädlichkeit der Staatsconcurrenz mit der Privatindustrie, abgeschnitten werden würde. Fürst Lynar vergißt es, daß man den Arbeitern keinen höhern Lohn zahlt weil man es so will, son-

dern daß man ihnen wirklich keinen höhern Lohn zahlen kann bei der Construction aller der Verhältnisse die bisher unser politischsocial-nationalökonomisches Gebäude bilden. Diese Verhältnisse müssen geändert werden, die Zukunft hat das wichtigste Problem zu lösen, daß jeder Arbeiter wieder seines Lohnes werth ist, d. h. daß er in den Stand gesetzt wird in Folge seiner Arbeit als Mensch sich auszubilden, zu leben und zu genießen. Aber mit der Realisirung eines solchen Problems haben einige, übrigens an sich unmögliche Musteranstalten eines Staats gar Nichts zu schaffen.

Noch weit frappanter wie bei Fürst Lynar tritt bei Dohna das Berufen auf das bureaukratische Element hervor, die Illusion über den Staat, die Verkennung der menschlichen Freiheit und der Natur der Arbeit. Der preußische Staat hat gegen seine untern Classen noch große sociale und politische Verpflichtungen zu erfüllen: er hat z. B. die bekannte Schuldressur in eine wahrhafte Volkserziehung umzubilden, er muß ein anderes Steuersystem und eine freiere Handelspolitik einführen, er muß die Last des großen Heers vermindern u. s. w., er kann selbst als beschränkter Staat, ohne den Begriff der Gesellschaft in seiner ganzen Bedeutung zu realisiren, noch unendlich viel thun für ein glücklicheres Loos seiner Arbeiter; aber er kann weder die Märkte schaffen, noch die Preise bestimmen, und wenn er noch zehn mal mächtiger wäre als er wirklich ist.

Louis Blanc's Industriestaat ist es dem sich die Vorschläge des Grafen Dohna insbesondere annähern; er meint die Arbeit zu befreien indem er die Arbeiter, schon unter der politischen Bureaukratie leidend, auch noch einer ökonomischen und socialen Bureaukratie unterwerfen will. Es ist eine alte Geschichte, da wo man sich unfähig fühlt von innen heraus zu entwickeln mit der Policei zwangsweise helfen zu wollen. So auch bei Dohna. Aber Arbeit und Industrie, Gewerbfleiß und Handel müssen ersterben wo die Policei sie commandiren will; Dohna bringt es bei allem guten Willen nur zu einem traurigen Zwangssysteme der Arbeit. Er verlangt das Unmögliche: der Staat soll die Sorge für alle unbeschäftigten Arbeiter übernehmen. Es sollen die Arbeiter jeder Stadt in Viertel getheilt werden und (wie bei den Policeivierteln ein Policeicommissarius) ein „Betriebscommissarius" an ihre Spitze gestellt werden. Dieser Betriebscommissarius soll dafür sorgen, daß jeder Arbeiter Arbeit hat. Jeder Meister soll gezwungen sein seine Gesellen auf ein Jahr fest zu engagiren, die dann noch unbeschäftigt sind sollen von Staatswegen Arbeit erhalten. Wie illusorisch, wie policeimäßig, wie unmöglich ist ein solcher Vorschlag! Und Das nennt man „Organisation der Arbeit". Was ist Das Anderes als die Arbeit aus ihrer freien Bewegung reißen, das Angebot und die Nachfrage aus ihrer natürlichen Entwickelung durch den Policeimechanismus reißen und dadurch eher den Pauperismus vermehren als vernichten? Der Staat würde sich auf diese Weise für die Arbeiter — die höhern Classen blieben ungehindert — nur in ein trauriges Arbeitshaus verwandeln, und er würde daran unfehlbar zu Grunde gehen. Welch ein seltsamer Plan ist es, daß jeder Meister seine Gesellen auf ein Jahr engagiren solle. Unmöglich für den Geschäftsmann — denn nur nach den Geschäftsconjuncturen richtet sich sein Arbeiterbedarf; muß er aber auch von Policei wegen wenn er Nichts zu thun hat seine Arbeiter behalten, so muß er seine Waaren vertheuern, er kann also nicht concurriren und wird bankrott werden —, tyrannisch für den Arbeiter der sich dabei ein Jahr in die Sklaverei gibt. Und alle die Arbeiter die auf diese Weise keine Arbeit finden sollen von Staatswegen beschäftigt werden! Es würde nach diesem Zwangssystem der Staat also Fabriken und Industrien jeder Art einrichten müssen, um auf diese Weise den großen Theil seiner gewerbtreibenden Bürger durch die Concurrenz mit der Privatindustrie zu ruiniren und den Mittelstand zu Proletariern zu machen. Es ist uns fast unerklärlich wie der Graf Dohna bona fide solche Vorschläge machen konnte, wenn es nicht zu bekannt wäre, daß in socialen und ökonomischen Fragen noch überall die größte Unkenntniß herrscht, selbst unter sonst gründlich gebildeten Männern.

Unzweifelhaft wird Graf Dohna bei diesen Verkehrtheiten von einer recht guten Absicht für die Arbeiter geleitet, er will sie durch die Staatspolicei glücklich machen. Die Policei soll für ihre Wohnung und Kost Sorge tragen, die Policei soll gemeinschaftliche Wohn- und Kosthäuser errichten, von denen auch Lehrlinge aufgenommen werden sollen, wenn der Meister nicht ordentlich für ihre Pflege sorgen kann. Alles Das soll von dem Bezirkscommissarius, diesem neuen Policeicommissarius, dem doch auch wol einige Sergeanten und Gensdarmen zur Verfügung gestellt werden, ausgerichtet werden. Dieser Commissarius hätte die Arbeiter ganz in seiner Gewalt, er wäre im Stande den größten Misbrauch, die größte Willkür zu üben. Ob die Arbeiter aber Lust haben sich auch in ihrer Arbeit zum Sklaven eines Commissarius zu machen, daran denkt Dohna nicht im geringsten. Er frage sie selber, einstimmig werden sie lieber elend essen und elend wohnen als auch noch einem solchen Commissarius in die Hände fallen. **F. Saß.**

Literarische Notiz aus England.

Urtheil über Weil's Dorfgeschichten.

Alexander Weil's „Dorfgeschichten aus dem Elsaß" sind von Sir Alexander Duff Gordon unter dem Titel „Village tales from Alsatia" (London 1848) ins Englische übertragen und vom „Atlas" folgendermaßen angezeigt worden:

„Wir können dieses kleine Buch unmöglich ohne ein oder zwei Worte ernster Warnung vorüberlassen. Es zählt zu den Bändchen in Carmesin und Gold, welche zur Weihnachtszeit uns in Haufen umlagern und ihren Weg leicht in die Hände junger Leute finden. Es sieht so unschuldig und harmlos aus wie irgend eins das man während des Weihnachtsfestes aufzunehmen pflegt, und als wir es erblickten und zurückdachten an Auerbach's reizende Dorfgeschichten, die in ähnlichem Gewande und mit Zeichnungen von derselben Hand uns voriges Jahr so unendlich vergnügten, lächelten wir dem Compagnon-Bändchen der Bauergeschichten Beifall zu, und waren innerlich entschlossen ihm in der kleinen Bibliothek unserer jungen Leute einen Ehrenplatz anzuweisen. Lasse sich aber Niemand so wie wir von dem hübschen Aeußern täuschen — nimium ne crede colori! Das unschuldige Roth und Gold, dieses herkömmliche Kleidchen unserer reinen, unanstößigen englischen Weihnachtsgeschichten, ist nur eine Falle uns zu fangen. Die «Dorfgeschichten aus dem Elsaß» hätten im deutschen Originale verharren sollen. Es sind gemeine Erzählungen bäuerischer Liebschaften, mit anderm Worte, zum größten Theile bäuerischer Verführung. Das Ganze ist ein liederliches Buch, steht auf der untersten Stufe der Sittlichkeit. Nicht genug, daß Lasterhaftigkeit die Grundlage der Erzählungen bildet, sie wird auch so leichtfertig besprochen als achte sie der Verf. für eine Sache auf welche gar Nichts ankomme. Hiervon abgesehen, sind die Geschichten recht gut geschrieben. Auf den ersten Blick bekunden sie ihre Wahrheit. Sie mögen also Abschriften der Natur sein, jedoch von ihren schmuzigen Blättern, und wir wiederholen ausdrücklich, für junge Leute taugt das Buch schlechterdings nicht." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 167. —— 15. Juni 1848.

Dramatische Uebersicht für das Jahr 1847.

(Beschluß aus Nr. 166.)

15. Die Geheimnisse des Carnevals. Drama in fünf Acten. Nach dem Französischen. Von Hedwig Hülle. Bremen, Schünemann. 1847. 8. 15 Ngr.

Ein Anicet-Bourgeois-Masson'sches Schauer- und Schreckensgemälde, auf der Basis einer Sittencorruption aufgerichtet wie sie der letzten Französischen Revolution vorherging, und für die pariser Vorstadttheater mit drastischen Farben aufgeputzt, kann auf kritische Würdigung wol keinen Anspruch machen. Was zwischen Herzog und Herzogin Praslin Entsetzliches vorging, geht hier zwischen Vater und Sohn vor. Das wird dem Leser genug sein, der sittliche Boden Frankreichs war ein Vulkan, brennender, glühender als der von 1789. Dergleichen Auswurf sollte diesem Feuerherde zur eigenen Verarbeitung überlassen bleiben. Die Uebersetzung an sich ist nicht schlecht.

16. Gesammelte dramatische Werke. Von Roderich Benedix. Vierter Band. Leipzig, Weber. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vier Lustspiele welche den vierten Band der gesammelten Werke des bekannten Verf. füllen: „Der Ruf", „Die Entsagung", „Der Vetter" und das heitere Vorspiel „Unerschütterlich", dienen dazu unser schon öfter angedeutetes Urtheil über den fruchtbaren Lustspieldichter Benedix abzurunden und zu begründen. Gerade in so kleinen Gaben wie die drei letzten Stücke tritt die vis comica die ihm beiwohnt entschiedener hervor als in größern und complicirtern dramatischen Gemälden, in welchen, wie z. B. in der „Mode" der Fall war, das Episodische oft über das Grundthema ein unstatthaftes Uebergewicht gewinnt, und hiermit dem Kunstgesetz des Lustspiels schädlich wird. Dagegen ergreift die Phantasie des Poeten leicht und mit großer Spontaneität eine launige Idee, rundet diese zu einem ergötzlichen Gemälde und erfreut durch Frische, Wärme und glücklichen Ausdruck. Dies ist in „Unerschütterlich" auf solche Art der Fall, daß der Lachgeist auch den grimmsten Hypochonder erfassen muß. „Die Entsagung", in einem Act, ist mit ihrem Thema: daß wahre Liebe nicht entsagt, freilich kein Lustspielstoff; desto heiterer aber wirkt „Der Vetter", Lustspiel in drei Acten. Streift dieser dicht an die Posse, so berührt das Lustspiel „Der Ruf", in vier Acten, die Grenzen des Conversationsstücks, sodaß wir dem Verf. in dem vorliegenden Bande aus jedem der verschiedenen Gebiete des Komus eine Gabe zu danken haben. Die letzte ist jedoch nicht die beste, und der Verf. hat seit dem Jahre 1845, wo „Der Ruf" verfaßt wurde, seinem Rufe solidere Unterlagen gegeben. Das Lob das diese Arbeit anzusprechen hat kann sich unsers Erachtens nur auf Einzelheiten, einige glückliche Wendungen und Episoden von launigem Inhalt beziehen. Das Ganze als solches halten wir sowol in der Handlung wie in den Charakteren für verfehlt.

17. Der Jude. Trauerspiel in zwei Aufzügen. Kiel, Schröder u. Comp. 1848. Gr. 12. 7½ Ngr.

Auch dies Thema ist nun wol als ein Schwanenlied anzusehen, seitdem in den jüngsten Geburtswehen der europäischen Gesellschaft die Juden in alle religiösen und politischen Rechte der Christen eingetreten sind. Hiervon abgesehen ist die vorliegende Arbeit wol nur als ein schwacher Erstlingsversuch zu betrachten, den die Kritik zu schonen Ursache hat, weil sich wenigstens in Sprache und Ausdruck einige poetische Anregung und Begabung zeigt. Die Begebenheit selbst, die Fabel des Stücks und die Zeichnung der handelnden Personen ist dagegen überaus schwach. Man urtheile selbst. Kaiser Karl V. hat eine Ziehtochter, Senga, Vermächtniß eines Freundes, der ein Schweizer ist (!). Diese Senga liebt den Helden Albert Sicking, der den König Franz bei Pavia gefangen genommen hat, und den der Kaiser dafür mit Senga's Hand beglücken will. Auf einmal aber ergibt sich, daß der Held ein Jude ist, welchen der Eremit Abraham ermahnt seinem Glauben treu zu bleiben, was dieser thut, indem er Senga's Hand verschmäht. Hierauf wird er zum Flammentode abgeführt, und Senga nimmt Gift, worauf Kaiser Karl das Stück mit den Worten schließt:

> O Gott, das zweite Opfer,
> Bei dem des Herzens Blut mir fließt!
> Und deine Blitze schleudern nicht
> Vom Kaiserstuhle mich herab!
> So muß ich selbst hinuntersteigen.

Geschieht Dies, was Anno 1552 geschah, so muß der geliebte Held Senga's mindestens ein hoher Funfziger sein. Ein solcher Entwurf kann wol nur im Zustand der Unreife entstehen: dagegen ließen sich einige Proben guten Stils aus dieser Leistung anführen welche bessere Hoffnungen erwecken.

18. Das Theater des Auslandes. In Bearbeitungen von W. Friedrich. Erste Lieferung: Ein Stündchen in der Schule. Vaudevilleposse in einem Acte nach Lockroy. Zweite Lieferung: Der Weg durchs Fenster. Lustspiel in einem Acte nach Scribe. Hamburg, Verlagscomptoir. 1847. Lex.-8. 10 Ngr.

Die angezeigten ersten Lieferungen deuten auf einen guten Anfang, insoweit als die Wahl unverwerflich ist, und die Bearbeitung von der nöthigen Freiheit und Selbständigkeit Zeugniß gibt, deren es bedarf, damit französische Lustspiele auf der deutschen Bühne gefallen. Die Posse: „Ein Stündchen in der Schule", nach Lockroy, streift zwar bis dicht an die Grenzen des Erlaubten, und verlangt viel guten Willen sich amusiren zu lassen; indessen enthält sie doch treffende und zeitgemäße witzige Einfälle genug. Die Scene wo das Wort Freiheit von den Knaben auf die verschiedenste Art buchstabirt wird ist wie für unsere Lage gemacht.

In der zweiten Lieferung ist „Der Weg durchs Fenster",

Lustspiel nach Scribe, ein Stück vom besten Ton und so glücklicher Erfindung, daß es auf allen Bühnen Glück machen muß. Eine junge Frau die um ihrem Gemahl zu trotzen einen ungefährlichen Sprung zum Fenster hinaus unternimmt wird von dem klugen Onkel Harivart, der Schwiegermama zum Trotz, genöthigt denselben Weg durchs Fenster mühselig zu ihrem Manne zurückzunehmen. Das löbliche „Herr im Hause" wird hier in der launigsten Weise und auf wahrhaft ergötzliche Art eingeschärft; kurz, lebhaft, wirksam, wie selten in einem Drama deutscher Erfindung.

19. Der Stern von Sevilla. Oper in vier Acten. Nach dem Französischen des Hippolyte Lucas, von Karl Gollmick. Mainz, Schott's Söhne. 1847. Gr. 8. 7 Ngr.

Von Operntexten sprechen wir ungern, zumal wenn sie so wenig Anspruch auf Billigung zu machen haben als diese Arbeit. Der bekannte und prächtige Stoff ist hier in so harter, unmelodischer Sprache bearbeitet, daß wir bei jeder Zeile an das bekannte Gesangstück aus dem „Figaro": „Seht hier des Pagen Beförderungspatent!" erinnert werden. Unsere Sprache, körnig und knöchern in ihrem Bau, ermangelt jedoch der melodiösen Tonarten nicht. Die Operndichter suchen diese nur nicht ernsthaft auf, sie könnten sonst in Schlegel's „Arion" ein treffliches Muster finden.

20. Feldmarschall Derfflinger. Ein soldatisches Nationallustspiel auf historischem Boden. Berlin, A. Duncker. 1848. 8. 18 Ngr.

Der Verf. hat die Kritik wahrlich nicht zu fürchten, und hätte sich daher nennen sollen. Es weht ein Geist ungemeiner Frische und Laune in dieser allerdings etwas formlosen Arbeit, deren Verdienst eben in den kecken Humor des Helden und seines getreuen Corporals Hans Wurst — im zweiten Theile kurfürstlichen lustigen Raths — zu setzen ist. Als historisches Bild orientirt uns dies kleine Stück, im Geist und Ton von „Wallenstein's Lager", aber freilich ohne die feine Beobachtung der Geschmacksgrenzen dieses dramatischen Edelsteins geschrieben, jedenfalls besser und gründlicher als das ausbündigste Geschichtswerk der Jahre 1675—80 Dies vermag. Es athmet wirklich die Luft der Zeit und des Landes in dem die Begebenheit vorgeht. Keck, aber fest und greiflich sind die Charaktere hingestellt; Fürst, Gesandte, der Marschall, der einst Schneider und Vagabund war, die Schweden, die Franzosen, die Märker, Bauern und Soldaten, Alles stellt uns leibhaft das 17. Jahrhundert, den Krieg in der Mark, durch den diese zuerst eine europäische Macht wurde, den Witz und Geist der Zeit, kurz: die Farben des Bildes dar das der Verf. geben wollte. Daß der Verf. allerdings die Geschmacksgrenzen nicht sonderlich respectirt, daß er alle conventionnelle Form des Dramas kühn zerbricht, darf uns nicht irre machen; wir haben es eben mit einem genialen Erzeugniß zu thun das eine neue Bahn sucht und seinen Maßstab in sich trägt. Unter allen deutschen Dramatikern wüßten wir kein Vorbild für den Autor der uns hier erfreut herauszufinden, wenn wir ihn nicht einen geistig neugeborenen Gryphius nennen wollen. Zugleich, und abgesehen von dem körnigen Witz den jedes Blatt dieser sonderbaren Erscheinung ausgibt, kündet sich an vielen Orten und besonders in dem Elfenliede des vierten Aufzugs eine Fülle lyrischer Begabung an, die uns nicht wenig überrascht hat. Das Lied:

Schwinge, schwebe, Elfenmädchen,
Klinge, webe feines Fädchen. . . .
Blinke, blanke Mondesscheibe,
Winke, wanke, Schattenweide. . . .
Steige, Knabe, zu uns nieder!
Neige, labe deine Glieder!
Bade kühl! Die sanften Fluten
Stillen deiner Wunden Bluten,
Wiegen dich in bleichen Armen
Wasserfrauen,
Mit sehnsüchtigem Erbarmen
Die dich schauen;
Schwimme, schwimm' in stummer Ruh'
Unserm Schiffgestade zu!

ringt mit dem Lieblichsten und Anmuthvollsten dieser Art in unserer Literatur um den Preis, und würde selbst dem zweiten Theil des „Faust" Ehre machen. 26.

Neueste englische Romane.

Den Reihen führt der seit Jahren unermüdete und, nicht zu leugnen, immer gern gelesene James. Er führt ihn an mit

1. The convict; a tale. Drei Bände. London 1847.

und wer nach dem Lesen dieses Romans über Mangel an Abwechselung klagt, für den gibt es muthmaßlich keine Abwechselung mehr. Das Buch ist bis zum Rande voll von Begebenheiten und bringt Gegenfüßler zusammen. Die Veränderungen einer laterna magica sind nicht zu vergleichen mit den Sprüngen in dem vorliegenden Roman. Aus dem Kloster geht's an die Seeküste, aus England nach Australien, aus umzäunten Feldern in den Urwald, aus Chartistenversammlungen in Soirées jenseit des Meers. Ebenso wenig fehlt es an Knalleffecten. Es wird Bresche geschossen und Sturm gelaufen, geliebt und gemordet, die Unschuld fälschlich angeklagt und gerächt, gesengt, gebrannt und Schiffbruch gelitten, in seltsame Gefahren gestürzt, noch seltsamer daraus errettet, gewaltsam getrennt und unerwartet zusammengebracht an Orten die kein Mensch errathet, durch Manoeuvres an die Niemand denkt, und alles Dies in entsprechendem Klima, Costume und Dialog. Das Buch gibt aufs neue Zeugniß, daß der Verf., mögen seine Charaktere noch so mangelhaft sein, in Reichthum und Gewandtheit der Erfindung unübertreffbar ist. Sollte die Legion seiner Bücher auf die Nachwelt kommen, sie wird nicht begreifen, daß ein Menschengehirn so schöpferisch hat sein können, daß es Raum gehabt für alle die Mädchen, hoch und niedrig, denen der Dichter nachgerannt und die er bewundert, für alle die Helden und Bösewichter mit denen er verkehrt, für alle die Testamente die er errichtet und umgeworfen, für alle die Ritter- und Landgüter die er sich unrechtmäßig zugeeignet, für alle die unendliche Mühe die er sich gegeben sie wieder an ihre rechtmäßigen Herren zu bringen und Ersatz zu leisten, für alle die Angst der Verzweiflung die er ausgestanden, für alle die wilden Freuden in denen er geschwelgt, für alle die Jagden, Bankete und Trinkgelage denen er beigewohnt, für alle die Schlachten die er geschlagen, für alle die Morde die er begünstigt, für alle die Städte die er erobert, geplündert und eingeäschert, für alle die Kerker in denen er geschmachtet, für alle die Luftschlösser die er gebaut, für alle die fürchterlichen Todesarten die er gestorben. Schon der Gedanke an das Unzählbare was James sich im Geiste gestaltet und mit der Feder beschrieben hat reicht aus einem andern Menschen den Kopf wüst und wirr zu machen.

Wenn es aber wie ein Naturgesetz aussieht, daß, je massenhafter ein Dichter erfindet, desto unklarer seine Charakterzeichnung ist, er in dieser Hinsicht ebenso wenig befriedigt als er in jener überrascht, so bewährt sich Das in dem neuen Roman von James. Das Interesse der Erzählung steigert sich Blatt für Blatt, die auftretenden Personen lassen kalt. Sie kommen und gehen gleich Nebelbildern; der Leser erkennt sie nur an der Aufschrift, und betheiligt sich an ihnen nur insofern als sie irgendwie mit der Erzählung in Berührung stehen. Die Geschichte ist Alles, die Handelnden sind die Fäden an welchen sie sich abspiegelt, und die Geschichte kürzlich folgende:

Ein junger Mann, den ein listiger Baronet um sein väterliches Erbe betrogen, verliebt sich in dessen Tochter. Gleichzeitig wirft ein Junger von Adel, welchen jener als Führer begleitet, seine Augen auf die Tochter eines Pachters, und wird an der Erreichung seiner lüsternen Absicht kurzweg und für immer dadurch verhindert, daß der Pachter ihn erschlägt. Der

Verdacht des Mordes fällt auf den jungen Mann. Das Schwurgericht erklärt ihn für schuldig, der Richter verurtheilt ihn zur Deportation. So springt der Schauplatz nach Australien über. Der junge Mann entflieht, und während der Urwald ihn herbergt, vereinigt sich in England Mancherlei zu seinen Gunsten. Seine Unschuld wird anerkannt, sein väterliches Erbgut ihm zugesprochen. Er kehrt zurück und nimmt Eigenthum und Geliebte in Besitz. Dazwischen bewegen sich untergeordnete Vorfälle mit theilweise minder glücklichem Ausgang.

Gälte es einen Gegensatz zu diesem Roman zu suchen, so dürfte es schwer sein einen schlagendern zu finden als

2. The bachelor of the Albany. Drei Bände. London 1847.

Hier ist die Geschichte kaum Etwas, die Charakterzeichnung Alles, und es ist ein Unrecht gegen sich selbst, daß der Verf. seinen Namen nicht nennt; es wäre denn, daß er ihn durch den Beisatz: „Verfasser der «Familie Falke»" hinreichend genannt glaubt. Hr. Peter Barker, „der Junggesell", ist also ein Charakter wie er leibt und lebt, obschon nur einer von den mehren die insgesammt Fleisch und Blut haben. Er hat eine kleine aber comfortable Wohnung in der Albanystraße, und einen Bedienten der seine Launen und dessen Launen er kennt. Er ist einigermaßen Cyniker, sieht den Leuten an der Nasenspitze an was sie bei ihm wollen, und geht fast nur in Gesellschaft um sich zu zanken. Da er eine Jahresrente von 1200 Pf. St. besitzt, wird er immerfort zur Theilnahme an Vereinen aufgefodert, und aus den durchsichtigsten aller Motiven zu Diners und Soirées eingeladen. Aber Hr. Peter Barker läßt sich nicht fangen. Er will sich schlechterdings in keine Verantwortlichkeiten des Lebens verwickeln. Er blickt mit Hohn und Spott aus der Lichthöhe seiner Unantastbarkeit auf die Verblendeten die sich verheirathen und schwere Familienverpflichtungen aufbürden, die öffentliche Ehrenämter annehmen und für Freunde Bürgschaft leisten, die bei Parlamentswahlen sich der Unbequemlichkeit unterziehen ihre Stimmen abzugeben, oder der größern um die Stimmen zu werben. Sein Biograph sagt: „Hr. Peter Barker hatte weder Weib noch Kind, weder Haus noch Amt, noch Wahlstimme; er hing von Niemand und Niemand hing von ihm ab." Indeß hatte er einen vertrauten Freund, sein schnurgerades Gegentheil, Hrn. Spread, einen Kaufmann, mit einem großen Herzen, einer großen Familie und großen socialen Ansichten. Der Widerstreit wirkt als Magnet. Barker murrt gegen Spread und spritzt ihm so oft sie sich treffen das Gift seines Menschenhasses ins Ohr. Spread verweist Barker seinen Murrsinn, versucht auf hunderterlei Weise ihn für äußere Eindrücke empfänglich zu machen, mahnt ihn wiederholt ein Weib zu nehmen und „der Zukunft Geiseln zu geben". Endlich gelingt es ihm Barker zu einem Weihnachtsbesuche auf seinem Landhause zu vermögen. Es gibt viel Gesellschaft, darunter ein Mädchen, just eine Frau für Barker. Im Laufe der Zeit heirathet Barker das Mädchen, und am Schlusse des Buchs ist er nicht blos Papa, sondern außer Anderm auch Parlamentsmitglied.

An Alledem ist nichts Neues. Hier und da hinkt die Geschichte und kränkelt an Unwahrscheinlichkeit. Dennoch fesselt sie durch gesunde Auffassung socialer Eigenthümlichkeiten, durch geschickte Haltung der Charaktere, durch glänzenden Witz und stachelnde Satire. Wankt dann auch bisweilen ein Charakter aus der vorgezeichneten Bahn — der Witz, die Satire die ihn herausgedrängt führen ihn bald wieder zurück.

Ziemlich in der Mitte zwischen diesen beiden Romanen liegt:

3. Town and country, a novel. By Mrs. *Trollope*. Drei Bände. London 1847.

Frau Trollope — es gibt auch einen schriftstellernden Herrn Trollope — ist eine bekannte und beliebte Feder, welche in dieser ihrer jüngsten Leistung Alles zu vermeiden gesucht hat was die Kritik ihr bisher vorgerückt. Demgemäß finden sich nur leise Nachklänge der frühern, häßlich mistönenden Satire. Die Personen sind natürliche Menschen, und wo eine kleine Unnatur herauszublicken scheint kann der Schein vielleicht trügen. Der Stoff ist gut gewählt und gut verarbeitet, die Zersetzung des Stoffs durch sich selbst, ohne Beimischung fremder Ingredienzen, der Reiz des Buchs. Wenn einige der frühern Romane kräftiger auftreten und sociale Excentricitäten mit vollern Händen geben, so ist deshalb „Town and country" keineswegs schwach oder arm an gesellschaftlichen Originalen, aber die Zeichnung ist gemessener und das Gefühl redet mehr Wahrheit. Einzelnes und das Ganze gegeneinander abgewogen, dürfte daher dieser jüngste Roman unter allen Dichtungen der Verf. das schwerste Gewicht in die Schale ihres Ruhms legen.

Zu ihrer Heldin hat sie diesmal die junge und schöne Tochter eines Pfarrers aus Cornwall ersehen und sie einem ältlichen, sehr reichen Manne vermählt, welcher sie am Hofe des Prinz-Regent, später Georg IV., zum Werkzeuge seiner Standeserhöhung machen will. Keinen Argwohn in ihrem schuldlosen Herzen duldet die schöne Frau, daß die Blicke des Königssohns mit steigendem Wohlgefallen auf ihr weilen, erhebt sich aber zum entschiedensten Widerstande gegen ihn und ihren Gemahl als jeder Zweifel an der Niederträchtigkeit des Letztern und an der Lüsternheit des Erstern schwinden muß. Ihr Kampf erringt den Sieg. Der Tod zerbricht den Ring ihres ehelichen Bundes, und nach abgelegtem Witwenschleier führt ein Jugendgeliebter sie zum Altar.

Selbst diese Skizze, wie ungenügend auch, ein Bild von den Ereignissen zu geben welche sich um die Hauptperson gruppiren, wird doch den Hauptfehler des Romans in seinem Schlusse andeuten. Möglich daß sie ihn greller färbt als er ist. Der Fehler nämlich ruht nicht sowol in der Abgedroschenheit des Ausgangs — das verwischt und vergißt sich beinahe — als in der Ueberstürzung des Schlusses, in Heraufhebung untergeordneter Kräfte zu unnöthiger Höhe, und in der Anwendung einer Masse Mittel zur Erreichung eines kleinen Zwecks. Das beeinträchtigt die Einfachheit und schwächt die Kraft der Wirkung. Dagegen ist bis dahin der Roman vortrefflich, besonders in den schwierigen Scenen wo der Prinz-Regent auftritt, er überhaupt ein mit vielem Takt durchgeführter Charakter, Anstoß gebend ohne zu beleidigen, liederlich ohne Gemeinheit, ein Lüstling mit feiner Sitte, herzlos und hohl, mit dem Gepräge edler Abkunft. Außerdem zeichnen sich aus: das Gemälde der Pfarrersfamilie in Cornwall, eine hoffärtige Mrs. Osterley, welche die Pfarrersfamilie blos deshalb hienieden beachtet, weil sie glaubt, dieselbe werde ihr jenseits nützen können, die Einführung der Pfarrerstochter auf die glatten Breter der fashionablen Welt, die Unschuld mit welcher sie sich in den ihr gelegten Schlingen fängt, und dann die Stärke mit welcher sie das Netz zerreißt, namentlich Letzteres die Frucht eines Einblicks in das weibliche Gemüth wie er sich nur dem weiblichen Auge enthüllt. Ob eine wirkliche Begebenheit der Verf. den Stoff geboten, davon — schweigt die Geschichte.

Dasselbe gilt von einer angeblichen Autobiographie:

4. Jane Eyre; an autobiography. Edited by *Currer Bell*. Drei Bände. London 1847.

eine der ergreifendsten Erzählungen aus dem bürgerlichen Leben die vielleicht seit Jahren erschienen sind, voll jugendlicher Kraft, Frische und Originalität in markiger Sprache, eine Geschichte der Leidenschaft, die sich bisweilen zur Höhe der Tragödie erhebt, ein Buch welches den Herzschlag verdoppelt und Wasser in die Augen treibt.

Jane Eyre, die Erzählerin, ist eine Waise, äußerlich an Kindesstatt angenommen von ihrer Tante, einem harten, gefühllosen Weibe, innerlich von ihr gehaßt. Die Tante läßt Nichts unversucht die Liebe des Kindes von sich abzuwenden und seinen Geist zu tödten. Lehnt dann das mishandelte Mädchen sich gegen seine Peinigerin auf, so mehrt Das nur ihren Haß und ihre Grausamkeit. Zehn Jahre alt kommt Jane in eine

Erziehungsanstalt für arme Mädchen, und bildet sich unter vielen trüben und wenigen heitern Erlebnissen zur Gouvernante, als welche sie im achtzehnten Jahre zur Beaufsichtigung eines kleinen Mädchens, Mündel eines abwesenden Herrn Rochester, in dessen Landhaus tritt, wo sie außer der Dienerschaft nur eine alte Haushälterin vorfindet. Nicht lange so kehrt Rochester vom Auslande zurück, ein Mann mit tiefgeschnittenen Gesichts- und Charakterzügen. Jane gefällt ihm, nicht wegen ihrer Schönheit, denn die fehlt ihr, sondern weil sie pikant ist. „Es thut Einem wohl sie zu sehen und zu hören", sagt er zu sich selbst; „sie ist so originell, so pikant. Nicht für alle Schönheiten in des Großsultans Serail gäbe ich dieses kleine englische Mädchen, ihre Gazellenaugen, ihre Houriformen, ihr ganzes Sein und Wesen." Dies mag wie eine Aufwallung des Moments klingen, bewährt sich aber als lebenslange Leidenschaft. Die so aufgewickelte Geschichte scheint sich nun naturgemäß abwickeln zu müssen. Ein reicher Mann liebt ein armes Mädchen, das arme Mädchen liebt den reichen Mann. Der reiche Mann bietet ihr seine Hand; sie gibt ihm die ihre. Der Weg zum Traualtar erscheint offen und eben; plötzlich zieht das Schicksal einen Schlagbaum nieder. Der Gang zum Traualtar bleibt unvollendet. Das Räthsel löst sich in höchst befriedigender Weise, und der Schluß des Ganzen trägt die Farbe gesänftigter Trauer. 10.

Bibliographie.

Ahner, G. E., Christliche Lieder und Sonette. Neuere Sammlung. Eilenburg, Schreiber. 8. 20 Ngr.

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. 9ter bis 11ter Band. — A. u. d. T.: Sir Theodor Broughton oder Kirschlorbeerwasser. Von G. P. R. James. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Clement, K. J., Der Franzos. und seine Sprache. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 20 Ngr.

Den Armen. Rheinisches Dichter-Album. Herausgegeben von C. O. Sternau. Mit Beiträgen von E. M. Arndt, Ayna, R. Becker, R. Benedix ꝛc. Köln, J. G. Schmitz. Gr. 16. 20 Ngr.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 3ter Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. Br. 8. 2 Thlr.

Krafft, J. G. L. C., Chronologie und Harmonie der vier Evangelien für Vorlesungen bearbeitet, aus seinem Nachlasse herausgegeben von C. H. A. Burger. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 20 Ngr.

Rehbinder, R. Graf, Der Liebestrank. Romantisches Drama in fünf Akten. Reval, Kluge. 16. 15 Ngr.

Skizzen, Novelletten, Notizen, Spaßiges, Ernstes und mehr dergleichen aus dem Buchhändler-Leben und dem Buchhändler-Treiben von ehemals und jetzt. Fremdes und Eigenes von C. Siebenpfeiffer. 2tes Heft. Landsberg, Volger u. Klein. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Abel, O., Das neue deutsche Reich und sein Kaiser. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

An unsere Brüder im Handwerk! 28 Artikel. Als Petition der Handwerkmeister in der Stadt Bonn dem Staatsminister Hrn. Camphausen übersandt im April 1848. Bonn. Gr. 8. 5 Ngr.

Anreiter, A., Erlebnisse und Gedanken eines Wiener Studenten am 13. März 1848. Wien, Haas. 8. 7½ Ngr.

Die Aufhebung der Patrimonialgerichte. Einige Worte für Freunde des Fortschrittes. Eisenberg, Schöne. 8. 5 Ngr.

Bäthig, H., Gott. Predigt für die Denkenden unter allen Confessionen. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die jetzigen Bauernunruhen und die Stimme Luthers in den Wirren unserer Zeit. Ein Wort der Verständigung und Beruhigung an Alle, die es mit dem Volke gut meinen, insbesondere an den Bauernstand. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 4 Ngr.

Das Bürgerkönigthum und das französische Volk. Aktenmäßige Würdigung der Demokratie und der Geldaristokratie insbesondere Louis Philipps. Leipzig, Weller. 8. 10 Ngr.

Chemnitz, M. F., Schleswig-Holstein! Aufruf zum Kampf. Gedicht. Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 1 Ngr.

Constitution des Königreichs Norwegen vom 17. Mai und 4. November 1814. Aus dem Norwegischen übersetzt und der freien deutschen Nation gewidmet von Metzler und Winther. Stettin. 8. 5 Ngr.

Deahna, C., Ein deutsches Wort an Herrn Joh. Geo. Aug. Wirth. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das neue Deutschland und seine Volksschule. Dem deutschen Volke gewidmet von einem deutschen Lehrer. Leipzig, Siegel u. Stoll. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 10 Ngr.

Lüchow, Die Organisation der Arbeit und deren Ausführbarkeit. Berlin. Gr. 8. 1 Ngr.

Minding, J., Das Ministerium Arnim, der vereinigte Landtag und das Volk. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Völker-Frühling. Ebendaselbst. Gr. 8. ½ Ngr.

Nicolaus, der Antichrist des 19. Jahrhunderts. Eine klare und bestimmte Nachweisung aus der Offenbarung St. Johannis. Leipzig, Koffka. 8. 3 Ngr.

Paris und die jüngste Staats-Umwälzung. Eine übersichtlich-historische Darstellung der denkwürdigen Ereignisse aus dem letzten Viertel des Monats Februar 1848. 2te Auflage. Berlin, Quien. Gr. 16. 2½ Ngr.

Röder, K. D. A., Grundlagen zur deutschen Reichsverfassung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 8 Ngr.

Scheller, F. E., Grundzüge zur neuen Staats-Verfassung Deutschlands. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 12. 10 Ngr.

Schwarz-Roth-Gold! Liederbuch für die deutsche Volkswehr. Hannover, Ehlermann. 32. 5 Ngr.

Ueber Religionsstreit und über die mit demselben in Verbindung stehende dunkle Winkel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Verfassung des Königreichs Norwegen bisher das freisinnigste constitutionell-monarchische Grundgesetz in Europa unter den gegenwärtigen Verhältnissen dem deutschen Publicum zur Kenntnißnahme vorgelegt von F. W. Ghillany. Nürnberg, F. Campe. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Volkserziehung als Staatssache. Aus den Verhandlungen der ersten sächsischen Lehrerversammlungen zu Leipzig nach stenographischen Nachschriften herausgegeben von J. Kell. Gimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 3 Ngr.

Volkslieder für das freie Deutschland. Erfurt, Hennings u. Hopf. 12. 2½ Ngr.

Erstes Deutsches Volkswaffenlied. Leipzig, Arnold. 8. 1 Ngr.

Wallroth, Rede am Grabe des Hrn. Johs. Ramsauer, Hauptlehrers an der Cäcilienschule zu Oldenburg. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wie die heilige Veita dem Pater Ulani zu Rom erschien und sich verschwor! oder wahrhafte Geschichte der Menschheit bis zum J. 2090 und weiter. Ein politisches Buch. Aus dem Welsch verdolmetscht. Leipzig, Kößling. 16. 3 Ngr.

Die Zentralisation der Posten in der Schweiz und ihr Gefolge die Reform. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Tagesfragen von einem Alt-Postbeamten. Zürich, Orell Füßli u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Zu der Schrift: „Der Vierte Stand und die Monarchie." Ein Sendschreiben an Frdr. Rohmer nebst Gedanken über deutsche Reichsverfassung. Im April 1848. Stuttgart, Neff. Br. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 168. —— 16. Juni 1848.

Ueber menschliche Entwickelung und Verirrung und das Treiben der Anhänger Fourier's in Paris.

Seit beinahe 6000 Jahren müht sich die menschliche Weisheit ab die wichtigsten Fragen zu lösen die sie sich hienieden zu stellen vermag, die Wahrheit zu erforschen, die Glückseligkeit zu suchen zu welcher der Mensch bestimmt und deren er fähig zu sein scheint. Welches sind nun die Resultate die „der König der Erde" durch sein rastloses Denken und Streben während dieses langen Zeitraums erlangte? Welches ist das Licht das endlich das ihn auf allen Seiten umgebende Dunkel aufklärt? Was offenbarte sich seinem Sinnen und Forschen, welche Blicke that er in die endlose Ferne, in die sich nach allen Seiten hin der Gesichtskreis seines schwachen Auges verliert? Zu welcher Einsicht, zu welcher unumstößlichen Gewißheit gelangte er über die letzten Gründe, die letzte Bestimmung aller ihm zum Bewußtsein gebrachten Erscheinungen? Wahrhaftig, sind wir unbefangen und aufrichtig, und nicht mit der Verblendung eines jener in unsern Tagen so zahlreichen Classe Apostel geschlagen welche mit einer fast unbegreiflichen Anmaßung der Welt kund und zu wissen thun, daß sie den langgesuchten Stein der Weisen gefunden, den langersehnten Messias, der endlich die Menschheit von all ihren Aengsten, ihrer Ungewißheit befreien wird, empfangen und geboren hätten, — zu sehr wenig!

Betrachten wir z. B. nur in Bezug auf die physische Welt, welches in der Gegenwart die Ergebnisse der Weisheit der „seit Jahrtausenden fortschreitenden und sich entwickelnden Menschheit" sind, wie in dieser Hinsicht die praktische Anwendung ihrer Erkenntniß beschaffen ist: so muß uns ein demüthigendes Gefühl des Mitleidens ergreifen über die Aufgeblasenheit des menschlichen Stolzes, der sich rühmt zu einer absoluten Herrschaft sowol in der physischen als geistigen Welt bestimmt zu sein. Zwar ist nicht zu leugnen, daß die Fortschritte in Künsten und Wissenschaften zu Erfindungen und Entdeckungen führten die mit Ueberraschung und Bewunderung erfüllen, dem Menschen die Elemente, wie man zu sagen liebt, dienstbar machten, ihn Zeit und Raum besiegen ließen. Ist es aber nicht eine klägliche Erscheinung, und gibt es nicht ein unwiderlegbares Zeugniß entweder von der Ohnmacht oder der Unvorsicht und Kurzsichtigkeit der ganzen Weisheit und Klugheit des Menschen, daß er es, trotz seiner vor Jahrtausenden begonnenen Lehre und Erfahrung, in diesem Augenblicke noch nicht dahin gebracht hat sich vor dem elendesten aller Begegnisse das „den Herrn der Schöpfung" zu treffen vermag, dem Verhungern, zu schützen, wenn es der alten Mutter Natur einmal gefällt ihre Schätze nur etwas spärlicher als gewöhnlich zu spenden? Und dieses erbärmliche Schauspiel bietet sich uns nicht etwa in einer Gegend der Erde deren Bewohner noch in Wildheit und Unwissenheit befangen sind und, den Thieren gleich, die Früchte des Bodens nur zu verzehren, ihm aber keine zu entlocken verstehen; nein, in dem Welttheile der den andern als leuchtende Fackel voranzuschreiten sich rühmt, und namentlich in den Ländern welche „an der Spitze der Civilisation, allen Fortschritts stehen", läßt ein wenig Miswachs die Bewohner sich untereinander anfallen und sich um die gemeinste Nahrung wie hungerige Wölfe um die Beute streiten! Und die Vorräthe „der Barbaren" sind es die die stolzen Söhne der Civilisation mit Sehnsucht an den gesunkenen Barrièren ihrer Grenzen erwarten und welche Spenden verhindern müssen, daß das ganze bewunderte Gebäude menschlicher Entwickelung und Culturhöhe wegen eines Jahres Miswachses in seinen Grundvesten erschüttert werde.

Aehnliche Widersprüche, gleich schroffe Gegensätze geben sich in den Resultaten seiner dem Uebersinnlichen zugewendeten Thätigkeit kund. Welche Verwirrung der Ansichten und Meinungen die alltäglichsten socialen Fragen und Zustände betreffend! welche Widersprüche, welches Abenteuerliche, Dunkle und Tappende in den Producten der Philosophie, der Wissenschaft welche sich für den Phönix alles Wissens erklärt und das Unbegreifliche in Klarheit zu schauen behauptet! welche Vermengung, Verdrehung der Begriffe! welche Verkennung und leichtsinnige Verurtheilung von Institutionen die eine nothwendige Consequenz der menschlichen Natur sind und den Menschen erst zum Menschen erheben!

Aber dennoch schreitet der rastlos thätige Geist, trotz der unendlichen Hindernisse welche die Mangelhaftigkeit seines eigenen Wesens diesem Kampfe nach aufwärts unablässig entgegenstellt, trotz Stillständen und selbst Rück-

schritten, die diesen Entwickelungsgang zuweilen zu unterbrechen und aufzuhalten scheinen, wenn auch langsam, doch unaufhaltsam vor. Zahllos sind die Hemmnisse welche Leidenschaften, Bornirtheit und in Verwirrung gerathene Seelenvermögen dem Zutagebrechen der Vernunft und Wahrheit immer in den Weg zu stellen wußten. Daher die ungeheure Confusion die sich jedesmal der Köpfe und Zustände bemächtigte wann es der reifenden Erkenntniß gelang stoßweise einen Theil der Schale zu sprengen in der sich Aberglauben, Unwissenheit und Niederträchtigkeit gleichsam um sie legten und sie gefangen hielten, und welche dann gewöhnlich, wenn alle andern Unterdrückungsmittel sich ohnmächtig zeigten, die Faust mit dem Schwerte waffneten und in Strömen Bluts das aufsteigende Tageslicht der Vernunft zu erlöschen, durch Bannstrahl und Scheiterhaufen zu argumentiren suchten.

Auch unsere Gegenwart ist eine Uebergangsperiode aus alten sich überlebt habenden socialen Verhältnissen und Zuständen in neu zu schaffende, den Fortschritten des Vernunft- und Rechtsbedürfnisses angemessenere. Lange gefühltes Misbehagen gibt sich ohne Rückhalt zu erkennen, tief empfundenes Verlangen fodert Genugthuung. Eine die Widersprüche zwischen dem Realen und Idealen wenigstens einigermaßen auflösende neue Ordnung in dem gesellschaftlichen Organismus muß gefunden werden, wenn das Gleichgewicht zwischen ersterm und letzterm nicht gänzlich verlorengehen und das Räderwerk der großartigen Maschine nicht aus seinen Fugen gerissen und in ein Chaos von Trümmern zusammenstürzen soll. Das ist die große und Hauptaufgabe unserer Zeit, und sie ist es welche mehr oder weniger, aber fast ohne Ausnahme alle denkenden Köpfe jeder Capacität beschäftigt.

Diese Krisis zeigt uns aber von neuem wie kläglich es noch immer um die menschliche Weisheit aussieht, auf welche Abwege und Irrwege sie gerathen kann, welchen Wust von Unsinn, Dummheit und Bosheit der göttliche Funke der Vernunft, den es dem Schöpfer gefiel in die thierische Natur des Menschen zu versenken, heute noch durchzuarbeiten hat, wenn er zur Herrschaft über diese gelangen will. Wie werden in der Gegenwart die Anfoderungen des geistigen Entwickelungsganges, die Erkenntniß von Recht und Wahrheit, genug die Zeitbedürfnisse von den meisten zu entschiedener Stimmführung berufenen oder sich berufen glaubenden Köpfen und im Allgemeinen aufgefaßt und verstanden? wie werden sie begrüßt, wie wird ihnen gehuldigt, wie für sie gewirkt?

Der Egoismus der menschlichen Natur ließ in solchen socialen Processen die Gesellschaft sich immer in zwei Hälften theilen, die sich in der Regel auf beiden Extremen einander feindlich gegenüberstellten und jede friedliche, vernunftgemäße Vermittelung wenn nicht unmöglich machten, doch ungeheuer erschwerten. So ist es auch heute noch. Diejenigen welchen das Bestehende verdienten zufälligen und traditionnellen materiellen oder moralischen Vortheil sichert stellen sich blind und taub gegen Alles was den theuern, ruhigen Besitz im geringsten gefährten könnte. Fest klammern sie sich an das Bestehende und wäre es der crasseste Unsinn, die schreiendste Ungerechtigkeit, und rufen Gott und alle Heiligen, „von Gott gegebenes und historisches Recht" für den Schutz der Erhaltung an. Zugleich sucht man auch auf andere Weise als bloßes Protestiren für die „heilige Sache" zu wirken und die „ruchlose Anmaßung" des großen Haufens, der sich zu fühlen, zu denken und zu urtheilen erfrecht, zu bekämpfen. Wol würde man allenthalben gern zu alten bekannten, sich oftmals als probat erwiesenen, drastischen Mitteln greifen um „den heillosen Neuerungsschwindel" zu heilen, und Inquisition und Scheiterhaufen für politische und religiöse Ketzereien errichten, eine neue Auflage der Bartholomäusnacht für zweckmäßig erachten, es mit ein wenig Tortur versuchen; allein Dies wäre heutzutage doch wol zu gewagt und hieße vielleicht dem Fasse den Boden austreten. Da es also mit roher Gewalt nicht mehr gehen will, so nimmt man seine Zuflucht zu List und Betrug. Man stellt sich fromm und gottesfürchtig, betheuert seine Menschen- und Christenliebe, lobt und verehrt das Vergangene und Bestehende, um Denen mit gutem Beispiel vorauszugehen in deren Interesse es liegen muß und die sich daher einfallen lassen dürften an der Unfehlbarkeit desselben zu zweifeln. Man sucht den Feind auf seiner schwächsten Seite anzugreifen, ihm seine kräftigsten Streiter durch Reizung ihres Eigennutzes, ihrer Selbstsucht zu entlocken, sie ihm abtrünnig zu machen. Da aber solche Taktik beim großen Haufen nicht in Anwendung zu bringen ist — denn wer sollte am Ende die Kosten tragen, wenn alle mit dem Bestehenden Unzufriedenen bestochen werden sollten, und wer bliebe zuletzt zu exploitiren? —, so versucht man hier, so viel als irgend möglich, Alles zu unterdrücken, zu verrufen was ihm etwas Mehr lehren, seinen geistigen Blick etwas weiter öffnen könnte als die guten alten Sprüche: „Bete und arbeite"; „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" ꝛc. Aus dem Schutte der Vergangenheit ruft man die Ueberbleibsel einer ehemals mächtigen und gefürchteten Brut hervor, die noch in Ritzen und Winkeln der Ruinenhaufen und mit Schlangenlauer auf Begebenheiten warten in denen sie sich von neuem aus der Verborgenheit auf ihren Raub stürzen können, und sucht Jesuiten mit und ohne Ordenstracht und ähnliche Einschläferer des geistigen Lebens unter das Volk zu schmuggeln, deren Namen aber schon seit langer Zeit unter ihm zum allgemeinen Popanz geworden.

So ungefähr ist die Strategie der einen Schlachtlinie des socialen Kriegsschauplatzes beschaffen. Die numerische Stärke derselben ist die kleinere, ihre materiellen und intelligenten Mittel aber sind groß, ihre Einheit und Hartnäckigkeit fast unerschütterlich. Nur wenige Streiter sind unter ihren Fahnen die mit wahrer Ueberzeugung und aufrichtig an die Güte ihrer Sache glauben, und diese sind die bornirtesten, blindesten und ungeschicktesten Parteigänger; dem Rest aber ersetzt der Fa-

natismus der Habsucht, Herrschsucht und Genußsucht den welchen ihm ein fester Glaube an die Gerechtigkeit seiner Sache verleihen würde. Je mehr aber die in diese Kategorie gehörenden Vertheidiger der Stabilität von der Grund- und Gehaltlosigkeit ihrer Ansprüche überzeugt sind, je schlauer und gewissenloser sind sie.

Sehen wir nun wie es auf der entgegengesetzten Seite des socialen Conflicts aussieht, welche Einheit in dem für Fortschritt- und Freiheit kämpfenden Heere herrscht, welcher Waffen man sich hier bedient, welche Schlachtenpläne man entwirft. Die Masse der Kämpfenden ist in diesem groß, denn Jeder der von einer Erweiterung der Herrschaft der Vernunft- und Rechtsprincipien nur gewinnen kann wendet sich auf diese Seite; gar Viele welche in der allgemeinen Verwirrung, die nothwendig einen Principienstreit, in dem fast Jeder sich berufen fühlt als Stimmführer aufzutreten, begleiten muß, unbekümmert um die Sache, nur den persönlichen Vortheil im Auge haben, schwören laut und lärmend zur Fahne des Fortschritts, und endlich so Viele die durch Umsturz und Einsturz aller gesellschaftlichen Ordnung nur gewinnen können oder es hoffen erklären, daß sie Nichts sehnlicher wünschten als den Märtyrertod „für die geliebte und zu erlösende Menschheit" zu sterben. Also auch hier sind es nur zu oft starre Selbstsucht, Bosheit und Schlechtigkeit welche sich mit dem heiligen Kreuze der Vernunft und Gerechtigkeit maskiren und unter seinem Panner nichts Anderes als zu rauben suchen, sowie man auf der andern Seite Gottesfurcht, Ehrfurcht vor Recht, Gesetz und Ordnung zum Vorhange macht, hinter dem sich meist Nichts als nackte Selbstsucht birgt.

Daher jene ungeheure Verwirrung der Ansichten und Meinungen, jener Misbrauch, der mit den schwankenden, elastischen Begriffen **Freiheit, Philosophie** getrieben wird, denen wir gegenwärtig bei jedem Schritte in dem weiten Lager der Bewegung begegnen. Reformatoren, Apostel, Hohepriester schießen wie Pilze nach warmem Sommerregen aus der Erde, von welchen die meisten einander an Seltsamkeit und Barockerie, alle aber sich wechselseitig in der Anpreisung der Unfehlbarkeit der Resultate ihrer Forschungen und ihrer geistigen Erweckung überbieten. Jeder der auf dem Felde des intellectuellen Anbaus es dahin bringt eine Vogelscheuche zusammenzustopfen und aufzustellen welche jeder Grundlage ermangelt, die auch der schwächste Hauch der Kritik der Vernunft und Erfahrung über den Haufen wirft, tauft den Wechselbalg mit dem hochklingenden Namen eines philosophischen Systems und ruft der Welt zu: „Da habt ihr echte Weisheit, ein System was alle Zweifel löst, welches dem Heile der Menschheit Thor und Thür' öffnet, seht, hört und staunt!"

Was sind aber in der That die Mehrzahl der Panaceen welche der Gährungsproceß der Gegenwart zu Tage förderte und von allen Seiten her der an ihrer eigenen Gebrechlichkeit krank liegenden Menschheit angepriesen werden anders als Producte einer überreizten Sinnlichkeit, eines fieberhaften Wollustdurstes oder einer tollgewordenen Phantasie? Hier ruft z. B. einer der vielen socialen Charlatane auf dem Jahrmarkte der Oeffentlichkeit von seiner Bank herab und dem ihn umstehenden gaffenden Haufen zu: Die Menschheit habe nichts Eiligeres zu thun um von stundan herrlich und in Freuden zu leben, als den alten Gott, zu dem sich seit grauer Vorzeit die ehrfurchterfüllten Blicke der Sterblichen richteten, nebst Zubehör in die Rumpelkammer der Gespenster und Hirngespinnste zu werfen. Dort predigt ein Anderer: Der Mensch sei der Inbegriff aller Vollkommenheiten, ein wenn nicht übergöttliches, doch vollkommen göttliches Wesen, zu dem der alte, so lange verehrte Herrgott selbst noch in die Schule gehen könnte. Da will ein Dritter das Geschöpf von welchem einer der größten Weltweisen nicht recht wußte, ob er es nicht für einen federlosen Vogel halten sollte, inmitten einer grenzenlosen Freiheit wissen, in der es nur zuzulangen brauche um alle seine Bedürfnisse zu befriedigen, und wären diese auch ebenso unbestimmt und unbegrenzt als seine Freiheit, in der ihm aber höchst wahrscheinlich die Tauben gebraten aus der Luft zufallen müßten, wenn er aus lauter Freiheit nicht verhungern sollte. Damit aber der Gegensatz nicht fehle, will der Vierte die ganze Menschheit uniformiren, in Kasernen logiren, wo sie sich auf gemeinschaftliche Kosten nach Herzenslust fortpflanzen und wie Hans ohne Sorgen leben könnte, u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Briefe über den Orient. Von Ernst Anton Quitzmann. Stuttgart, Müller. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Wir können diese Briefe über den Orient, den der Verf. eigentlich schon von Ungarn an datirt, Jedem auf das dringendste empfehlen der sich für das Völkerleben und für die selbstbewußte Entwickelung der einzelnen Nationalitäten interessirt. Denn besonders darum war es dem Reisenden zu thun: den Menschen zu suchen wo er ihn trifft, wie er ihn findet. „Es gilt mir gleich", sagt er, „wo ich ihn treffe, wie ich ihn finde; aber kennen muß ich ihn, wenn die Zukunft dem Forschenden nicht ein ewig unauflösliches Räthsel bleiben soll." Und wir meinen, daß der Verf. mit solchen Studien nun auch dem lebendigen Interesse der Gegenwart entgegenkommt, die mehr als irgend eine andere Zeit die Spuren jenes Völkerlebens verfolgt, und die Entwickelung der einzelnen Nationalitäten mit Eifer und sogar mit etwas Egoismus sich angelegen sein läßt. Dazu kommt nun auch noch bei diesen Briefen, daß die Art und Weise wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, nämlich eine gewisse Ironie — in der hier in der That etwas Prophetisches liegt, als hätte der Verf. die Ereignisse der ersten Monate des Jahres 1848 in Frankreich, namentlich auch in Deutschland, u. s. w. mehr als geahnet —, dem Geiste die Zeit selbst und dem Geschmacke des großen Publicums ebenfalls entgegenkommt. Gleich der erste Brief, der sich über den „deutschen Michel" verbreitet, führt in dieser Beziehung recht zweckmäßig den Leser in Dasjenige ein was und wie er es hier zu suchen hat, wenngleich seit der Zeit da Dies geschrieben ward Manches in Deutschland etwas anders geworden ist, und Viele werden eingestehen müssen, daß sie sich mit dem deutschen Michel in einem gar großen Irrthume befunden haben.

Der Verf. selbst, der auf seiner Reise nach dem Orient zuerst nach Oestreich kommt, urtheilt über das östreichische Volk und über die bewunderungswürdige Energie und Elasticität in seinem Cha-

rakter, sowie über die geistigen Fortschritte desselben, und über sein tiefes Gefühl für das Einzige was noth thut in anderer und günstigerer Weise als das allgemeine Anathem lautet, wennschon auch er der Meinung ist, daß ebenso wenig das östreichische Volk zum politischen Selbstbewußtsein gelangt sei, als er Dies auch dem übrigen Deutschland keineswegs zugesteht. Jedenfalls sind die Mittheilungen des Verf. über die Entwickelung der öffentlichen Meinung, über das Erziehungswesen, die Reaction von Jung-Oestreich und das Volksleben daselbst auch noch gegenwärtig von Interesse. Das Nämliche gilt vielleicht in noch höherm Grade von Dem was uns weiter über die öffentlichen Verhältnisse und die Parteikämpfe in Ungarn, über die Entwickelung der öffentlichen Meinung daselbst, über den magyarischen Radicalismus, seine Vertreter und seine Strebungen mitgetheilt wird. Besonders heben wir hier den Widerwillen der Ungarn gegen alles Panslawistische hervor, der aus dem Bewußtsein ihrer Lage und der Nothwendigkeit ihrer Zukunft auf nationaler Grundlage hervorgegangen ist, von dem man jedoch wünschen muß, daß er nicht etwa auf der andern Seite in einer gewissen und gar zu mächtigen Selbstüberhebung des Magyarismus einseitig sich geltend machen möge. Uebrigens nimmt der Verf. ziemlich offen die Partei der Magyaren, deren Charakter (nach ihm) so viel Edles und Ausgezeichnetes hat, daß man, wie er geradezu meint, auch seine Schwächen unverholen nennen dürfe. Ueber den politischen Zustand Serbiens werden hier manche Irrthümer berichtigt und lehrreiche Aufschlüsse gegeben, die auch für Deutschland, besonders was die in Serbien vorhandenen Parteien anlangt, von Nutzen sein können. Daneben erhalten wir hier zugleich einen schätzbaren Beitrag zur geheimen Geschichte der Verdienste Rußlands um die serbische Freiheit. In anderer Beziehung enthalten die Briefe fernerweit interessante Beiträge über Siebenbürgen, besonders das Land der Sachsen, über die Kämpfe der Gegenwart, die auch dort auf nationaler Grundlage gekämpft werden, und über die Aussichten in die nächste Zukunft. Von Bukarescht aus theilt uns der Verf. die Hauptmomente der walachischen Geschichte mit und verbreitet sich auch hier über die einzelnen Classen des Volks, den öffentlichen Zustand des Landes, und die nationalen Bestrebungen in den Donaufürstenthümern. Man hofft dort nach seiner Angabe nur von Deutschland für die Donauländer, da man an der Türkei und Oestreich offen verzweifelt, übrigens das Streben der Nationalpartei auf Nichts weniger als auf die Verbrüderung der Walachei, der Moldau und Siebenbürgens zu einer einzigen Macht an der untern Donau, nach der Idee Urquhart's, gerichtet ist. Die Briefe über Konstantinopel enthalten genaue Mittheilungen über die dortigen Zustände, sowie über die Sehenswürdigkeiten der Stadt und der Umgegend, und verbreiten sich nicht nur über das öffentliche Leben daselbst in den einzelnen Beziehungen, sondern ziehen auch die Zukunft der Türkei selbst und die Politik der europäischen Großmächte, namentlich Rußlands, in dieser Hinsicht in den Kreis der Betrachtung. Indeß erfährt man hier über die orientale Experimentalpolitik Europas gerade nicht viel Neues, wennschon das Alte was wir hier wiederholt lesen vollkommen wahr, freilich auch ebenso beschämend für gewisse Interessen ist, und nicht am wenigsten beschämend für Deutschland. Werden hierin die neuesten Ereignisse in letzterm Lande eine Aenderung im Interesse Deutschlands herbeiführen?

Besonders interessant ist derjenige Theil der vorliegenden Briefe der sich auf den Aufenthalt des Verf. in Athen bezieht. Ref. hat hierbei weniger Das vor Augen was dort über die Lage des alten und neuen, sowie des byzantinischen Athen, über die dasigen Alterthümer und Neubauten (Königspalast, Panepistimion, Sternwarte), über Stammtypen der Neugriechen, die der Verf. für ein Mischvolk von alten Ostromanen und Albano-Bulgaren erklärt, über gewisse öffentliche Anstalten in Griechenland, das dortige Medicinalwesen u. dgl. m. gesagt und mitgetheilt wird, sondern vornehmlich seine historisch wichtigen Mittheilungen über die politischen Verhältnisse Griechenlands, namentlich über die Politik der Großmächte gegen Griechenland und besonders auch über die Revolution vom 3./15. Sept. 1843, — Mittheilungen die auch heutzutage noch Beachtung, vorzugsweise in Deutschland, verdienen, und über Vieles aus jener Zeit bedeutsames Licht verbreiten. Der Verf. gibt hier interessante Beiträge zur Geschichte der europäischen Diplomatie in Bezug auf Griechenland und zur Geschichte der einzelnen politischen Parteien in Griechenland und ihrer Intriguen vom J. 1824 an, und theilt schätzbare Details über die Revolution vom 3./15. Sept. 1843 mit. Diese letztere Revolution erscheint danach nur als das Werk einer Intrigue der englischen und russischen Partei gegen den König Otto, dessen Entfernung der Zweck derselben, unter dem Deckmantel des Repräsentativsystems, war, der jedoch durch die Entschlossenheit des Königs vereitelt ward, und wobei man nur Das nicht mit Bestimmtheit weiß, inwieweit die englische und russische Regierung von dieser Intrigue Kenntniß gehabt haben und damit einverstanden gewesen sind. Die nachfolgenden Ereignisse in Griechenland lassen indeß namentlich in Ansehung Rußlands, aber freilich auch ebenso in Betreff Englands, kaum einen Zweifel in dieser Hinsicht übrig. Mit vollem Recht eifert der Verf. besonders gegen das „höllische" Drängersystem Englands wider Griechenland und gegen dessen Vertreter Lyons, indem er die „höllischen" Machinationen Englands einer scharfen und freimüthigen, aber wahren und gerechten Kritik unterwirft. Als Gründe der feindlichen Politik Englands gegen Griechenland werden hier besonders drei angegeben: die Furcht vor Frankreich, die Furcht vor Griechenlands Concurrenz im levantischen Handel, und die Furcht vor Deutschland, worüber der Verf. sich des Weitern ausspricht. In Ansehung des zweiten Punktes sagt er geradezu: „Man gebe Griechenland nur noch eine zehnjährige Friedensperiode, und seine Marine wird sich verdoppeln, sein Gewicht in der Handelswelt verzehnfacht haben. Das ist es aber was England mit Furcht und Schrecken erfüllt, wie jeder Erbschleicher das Auftreten des rechtmäßigen Erben." Bei dieser Gelegenheit übernimmt auch zugleich der Verf. die Ehrenrettung theils Deutschlands und der Deutschen, denen die Griechen jetzt selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie sie als die „uneigennützigsten Freunde Griechenlands" anerkennen, theils der sogenannten durch fremde Aufreizung der Griechen in ein falsches Licht bei denselben gestellten Bavarokratie, über die die Griechen jetzt ebenfalls anders urtheilen als früher. Die einzige Garantie der griechischen Freiheit und ihrer Entwickelung zu politischer Bedeutung liegt, nach dem Verf. — der übrigens mit Vorurtheilen gegen die Griechen nach Griechenland kam, aber bald mit ihnen sich aussöhnte —, nur in der Person des Königs. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 169. —— 17. Juni 1848.

Ueber menschliche Entwickelung und Verirrung und das Treiben der Anhänger Fourier's in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Freiheit ist der Begriff der so vielen modernen Weltreformern zum drückenden Alpe wird, den Jeder im mehr oder minder langen, halbwachen Freiheitstraume in einer andern Gestaltung erblickt, haschen, greifen und festhalten möchte.

Diejenigen Köpfe nun welche sich zwischen beiden Extremen der so verschiedenen Weltanschauung neutral halten, deren Seelenvermögen in harmonischer Entwickelung nicht das Gleichgewicht unter sich verloren, ohne welches das ganze menschliche Vernunftsystem Nichts ist als entweder ein unfruchtbarer Sturzacker, auf dem die Sinne herumtappen und das geistige Auge Nichts fassen und glauben kann als was jene gefühlt und betastet haben, oder ein Irrlicht, das über alle Principien der Vernunft und Erfahrung emporfliegt und von seinem eigenen jämmerlichen Glanze geblendet diese verachtet und über ihnen herumtanzt, welche also fähig sind mit wahrhaft geistiger Freiheit tiefe Blicke, so weit Dies menschlicher Sehkraft gegeben, in die Lehren der Vergangenheit zu thun und aus diesen für die Gegenwart und Zukunft logisch richtige Schlüsse zu ziehen, denen das räthselhafte, widerspruchvolle und mangelhafte Wesen der menschlichen Natur keine über das Knie zu brechende Wahrheit ist, sind nur wenige: aber ihre Stimmen werden von dem Wellenschlage der Leidenschaften, der geistigen Beschränktheit und Ueberspanntheit welche das Meer der Gesellschaft bewegen übertäubt, ihre Aussprüche und Urtheile der Kälte, Härte, des Pedantismus und noch vieles Schlimmern bescholten. Aber dessenungeachtet schreitet die Menschheit in ihrer Entwickelung gerade auf der ihr bekannten und bezeichneten Bahn fort, läßt sich weder, trotz aller Anstrengungen die man auf der einen Seite macht, die Natur des Bibers einimpfen, der heute noch sein Nest baut wie er es vor Jahrtausenden gethan, noch wird sie jemals mit beiden Füßen in ein Meer voll Wonne, Vollkommenheit und Freiheit springen wie es so viele der modernen Seher und socialistischen Phantasten so reizend auszumalen wissen.

Dieses unablässige Ringen nach Vervollkommnung, dieses tappende Suchen nach einer die Welträthsel lösenden Zauberformel hatte in jeder Periode der Menschengeschichte seinen Theil Wahnwitz im Gefolge. Zu jeder Zeit geschah es, daß die glühende, überreizte Phantasie so gern das Steuer des Verstandes zerbrach, den Ballast der Vernunft über Bord warf und mit vollen Segeln in den unendlichen Ocean ihrer Gebilde hinausfuhr. Diese Abirrungen der untergeordneten Seelenvermögen schlugen gewöhnlich und wie natürlich diejenige Richtung ein der sich gerade der forschende Geist zugewendet, carikirten auf dem Gebiete auf welchem sich die Hauptthätigkeit der Zeit bewegte. Wir sehen daher neben dem langsamen, oft schmerzvollen und immer mühevollen Emporarbeiten der Menschheit zu höherer Vervollkommnung, neben grandiosen, majestätischen Erscheinungen, in denen sich die Erkenntniß Licht brach durch das sie umlagernde Dickicht der Unwissenheit und des Aberglaubens, eine Menge nicht wenig seltsamer, abenteuerlicher und barocker Erscheinungen vor unsern erstaunten Blicken vorüberziehen und die wichtigsten Begebenheiten in ihrem Entwickelungsgange begleiten oder ihnen folgen, wie etwa Krähen und Raben den seinen Flug nach der Sonne nehmenden Adler umkreisen. Man erinnere sich, zu welchem Unsinn und schauerlichen Narrheiten das Christenthum Veranlassung wurde, nachdem es den heidnischen Materialismus überwunden und die Herrschaft des Geistes errungen hatte. Zu welcher Fratze machten die ihr Leben lang auf Säulen lebenden Heiligen Christi sanfte Lehre der Liebe! Welcher ekelhafte Wahnsinn offenbarte sich in dem Cynismus so vieler Heiligen! welcher Fanatismus in der Wuth sich zur Ehre Gottes zu entmannen, die sich einst im morgenländischen Christenreiche fast epidemisch der Gemüther bemächtigte! Später lehrt uns theilweise das Einsiedler-, Mönch- und Pfaffenwesen, die Kreuzzüge &c., zu welchen Verirrungen entflammtes Gefühl, entzündete Einbildungskraft führen können, wenn sie sich des leitenden Zügels des Verstandes und der Vernunft zu entreißen wußten. In einer nicht allzu lange entschwundenen Vergangenheit sehen wir Goldmacher, Unsterblichkeits-Elixirfabrikanten, von Schmelztiegeln, Phiolen und anderm mysteriösen Geräth umgeben, in geheimnißvollem Treiben, wozu vielleicht eine der groß-

artigsten und in ihren Folgen bedeutungsvollsten Erfindungen, die Erfindung des Pulvers, den Anlaß gegeben. Die gleich wichtige Erfindung der Buchdruckerkunst war Veranlassung zur Bestärkung des Glaubens an eine Association mit dem Teufel, und die Erzählung von des Teufels und Comp. Leben, Thaten und Höllenfahrt mag den von Furchtschauern überrieselten Hörern so manches Zeichen des Kreuzes, so manches bebende „Gott sei bei uns!" erpreßt haben. Der furchtbare Wahnwitz ging so weit, daß man in jeder alten Frau die das Unglück hatte rothe Augen zu haben eine Blocksberg-Candidatin erblickte und durch Hexenprocesse und Verbrennung dem „Gott sei bei uns!" das Handwerk erschweren zu müssen glaubte. Aber auch der sanfte, überschwengliche Wahnsinn fehlte nicht, der schon diesseits den Himmel offen und das „tausendjährige Reich" mit allen seinen Freuden im Anzuge sah, und Jung-Stilling'sche Verzückung versetzte Tausende in wonnevolle Ekstase. In der allgemeinen moralischen Erschlaffung welche in Frankreich der welterschütternden socialen Umwälzung von 1789 vorherging war man im Zweifeln an Allem so weit gekommen, trieb man die Frivolität so weit, daß es zum guten Ton gehörte im Sterben einen Witz zu machen, daß Jeder der für einen philosophischen Starkgeist gelten wollte, indem er den letzten Seufzer that, die von Tod umflorten Augen für immer schloß, seinen Lazzo stammelte.

Doch genug der Andeutungen und Beispiele, auf welche Irrwege der menschliche Geist gerathen kann, wenn seine verschiedenen Seelenvermögen die innere Harmonie verlieren, er sich Gefühlen und Gebilden seiner Phantasie hingibt, oder seinen höhern geistigen Kräften ein entschiedenes Richteramt zuspricht über Fragen die es ihm wahrscheinlich nicht gegeben ist diesseits zu beantworten, und mit weiten Sprüngen entweder auf die eine oder die andere Seite sich mit einem mal in die Vollkommenheit versetzen will, der er nur bestimmt ist, mühsam anstrebend, sich langsam zu nähern.

Das religiöse Gebiet ist es aber heutzutage nicht mehr was die ausschweifende Phantasie zum Tummelplatze ihrer Extravaganzen wählt. In der christlichen Welt ist man über den Begriff der wahren Religiösität so ziemlich einverstanden, über ihr Wesen zu sehr im Klaren, als daß man wagen sollte wegen äußerlicher Ceremonien und steriler Glaubensformeln sich zu Unterdrückung und Verfolgung berechtigt zu glauben. Diese müßten aber nothwendig der nach Aufschwung sich sehnenden Phantasie von außen zu Hülfe kommen, wenn sie sich auf dieses Feld verfliegen und hier einigermaßen mit Nachhalt in Wonne und Verzückung der errungenen Freiheit erfreuen sollte, die ihr das reelle Leben versagte. Sollte man vielleicht einwenden: die neuern religiösen Bewegungen in Deutschland zeigten zur Genüge, daß heute noch Religion zu Begeisterung führen könnte, so läßt sich entgegnen, daß diese Erscheinungen ihrem Wesen nach ebenso bedeutungslos sind, ebenso wenig eines belebenden Princips ermangeln und ebenso still verschwinden werden, mit ebenso viel Lärmen und Geräusch sie begannen und ebenso wenig sie ein wahrhaftes Bedürfniß oder wichtiges Ereigniß hervorrief.

Die sichtbare Welt ist es aber auf welche gegenwärtig die geistige Thätigkeit ihre Forschungen vorzugsweise richtet und sie betreffend die Frage aufstellt: welche Rechte das menschliche Dasein diesseits zu verlangen, welche Ansprüche es vor Allem hier machen könne? Alles was darüber hinausgeht läßt man entweder dahingestellt sein und in dieser Beziehung die Ueberlieferungen einer gläubigern Vorzeit der Form nach gelten, oder leugnet, verhöhnt und verspottet rücksichtslos die ehrwürdigsten Traditionen, mit verwegener Anmaßung auf den Glaubensruinen ein eigenes Flickwerk aufführend, was in der Regel zehn mal confuser und unbefriedigender als der alte Glaube ist.

Es sind also Menschen-, Bürger- und Völkerrechte, die Ordnung der sichtbaren Welt, die materiellen Interessen, die in der Gegenwart mit einem nie gesehenen Eifer vor den Richterstuhl der Logik gezogen und dem Prüfsteine der Vernunft überantwortet werden. Demnach kann es nicht überraschen, wenn auch die ausschweifende Phantasie, Keckheit und Frechheit vorzugsweise dieses Gebiet zu ihren Luftsprüngen und Experimenten erkoren haben. Und Dem ist auch so. Sehen wir nicht neben dem kreißenden Arbeiten der Gegenwart eine andere, den Bedürfnissen und Erkenntnissen des Jahrhunderts angemessenere Rechte-, Pflichten- und Gütervertheilung, eine neue sociale Ordnung zu gebären, eine Unzahl von sogenannten Socialphilosophen und Weltreformern auftauchen, von denen Einer den Andern in närrischer Neuheit und Tollhausprojecten zu überbieten sucht? Da gab es z. B. einen Nationalökonom welcher, nachdem er ein bedeutendes Vermögen verreist und in Speculationen zugesetzt hatte, und in seinem Plane den Staaten mit Gewalt sein National-Haushaltsystem aufzudringen gescheitert war, die häusliche und moralische Oekonomie so wenig verstand, daß er in Verhältnissen in denen so Mancher zufrieden gelebt haben würde nicht zurechtkommen konnte, verzweifelte und die Hand selbstmörderisch an sich legte wie der erbärmlichste Feigling. Uebergelehrte Schuster halten Vorlesungen über Kameralistik; faule und liederliche Schneidergesellen tragen im Felleisen statt Nadel und Fingerhut einen Weltreformplan aus einem Welttheile in den andern; der Eine berechnet wie man die Iliade mit Käsen bezahlen könnte, der Andere versichert, daß in dem Reiche seiner Fabrik Maschinen, „die am Feierabend von Kindern im Sonntagsstaat dirigirt werden könnten", alle Industrieproducte in solchem Ueberflusse liefern würden, daß selbst der ärmste Bauer seine sammetne Schlafmütze haben müßte, u. s. w. Aber merkwürdig und charakteristisch ist es, daß alle diese Rechner und klugen Leute, sind sie nicht complet verrückt, den Gang des gewöhnlichen Lebens gehen, weder sich das Honorar für ihre Werke in Käsen auszahlen lassen noch mit der Bekleidung auf die Producte der von Kindern im Sonntagsstaat geleiteten Maschinen warten möchten,

sondern für ihre eigenen Erzeugnisse so viel als möglich, dagegen die Anderer so billig als möglich zu erlangen suchen, gerade nicht um ein Haar anders als es die alte, von ihnen so ungeheuer verabscheute und kritisirte Welt macht.

In diesem rastlosen Streben der Völker nach fortschreitender Vervollkommnung zeichnete sich namentlich Frankreich aus durch seine unermüdliche Thätigkeit und die praktische Richtung derselben. Nie verlor es das wirkliche Leben mit seinen Bedingungen und Anfoderungen ganz aus dem Auge, und jenes ist die Achse worum sich die Kreise des französischen speculirenden Geistes drehen. Aber auch hier fehlte es nicht an Schwärmern und Phantasten, die die Gebilde einer überwuchernden Einbildungskraft einer Verwirklichung und die gesammte Menschheit fähig glaubten sich in den Zustand eines abnorm gereizten Gefühls versetzen zu lassen. Allein auch diese Art socialer Geburtshelfer mußten und müssen hier ihren Verheißungen und Verkündigungen wenigstens den Schein einer möglichen Verwirklichung zu verleihen wissen, wenn sie nur im geringsten Aufmerksamkeit erregen, Gläubige finden, Apostel und Hohepriester werden wollen. Der Franzose kann sich des Glaubens an den höchst einfachen Vernunft- und Erfahrungsschluß: „Aus Nichts wird Nichts; von Nichts kann ich Nichts haben", nicht vollkommen entäußern, was man ihm auch vordemonstriren möge.

Es ist daher eine Charaktereigenthümlichkeit der französischen überschwenglichen Menschheitbeglücker, die sie von ihren deutschen Collegen scharf unterscheidet, daß jene in ihren Versprechungen mehr oder minder positiv zu Werke gehen, das irdische Paradies bis in seine einzelnen Theile skizziren, genau darthun wie viel des Genusses auf jeden der Auserwählten kommen kann, soll und muß, wo die Rationen herzunehmen und wie die Vorräthe erzeugt werden sollen, während diese sich in ebenso vagen als unverständlichen Andeutungen und Ahnungen verlieren, die gelehrter und tiefer als vernünftiger und praktischer erscheinen.

Der in neuerer Zeit sich besonders auszeichnende und gegenwärtig einige gläubige und andere sich so stellende Anhänger findende französische Mohammed ist Charles Fourier. Abgesehen von seiner ungeheuern Ueberspanntheit, seinem Mangel an Kenntniß der physischen und moralischen Natur des Menschen, ist dessen Socialsystem so manches Beachtungswerthe nicht abzusprechen, das er mit einem merkwürdigen, aber verrückten Scharfsinne, wenn ich so sagen darf, und einer gleich merkwürdigen Ausdauer aufführte und durchführte. Fourier glaubte aufrichtig an die Verwirklichung seiner Visionen, lebte nur in ihnen und starb als ihr Märtyrer. Kalt berechnende Eigensucht scheint direct keinen Einfluß auf seinen Prophetenberuf geübt zu haben; jedoch mag auch er, wie Dies bei den meisten derartigen Socialreformatoren der Fall ist, unbewußt von jenem überschwenglichen Genuß- und Wollustkitzel nicht frei gewesen sein, der häufig sich Menschen von feuriger Einbildungskraft bemeistert, wenn sich durch eine naturwidrige Verzichtleistung auf die Genüsse dieser Erde, mag sie ihren Grund haben worin sie will, die Harmonie ihres thierischen und moralischen Wesens zerstörte, oder wenn sich ihrer, übersättigt und abgestumpft, Ohnmacht und zugleich Ekel an den gewöhnlichen Freuden und Lastern dieses Lebens bemächtigte. In beiden Fällen erhebt sich das unbefriedigte oder nach neuen Eindrücken dürstende Gemüth gern in andere Regionen; die erfinderische Phantasie schafft ihm hier eine neue Welt, in der es sich in Wonneträumen schaukelt, die ihm das wirkliche Leben nicht bieten kann.

Es ist weder meine Absicht in dem Nachfolgenden eine biographische Arbeit über Fourier noch eine Analyse und Kritik seines Socialsystems zu liefern. Sein Leben bietet nichts Außergewöhnliches und Letzteres dürfte seinem Wesentlichen nach selbst in Deutschland so ziemlich bekannt und bei dem jetzigen Stande der Dinge genugsam zur Sprache gekommen sein. Ich beschränke mich in beiden Beziehungen nur auf einzelne Andeutungen, wie sie der Zweck und Verlauf dieses Artikels herbeiführen werden, in welchem ich mir aber hauptsächlich zum Ziel gesteckt die gegenwärtige Ausbreitung der Lehre Fourier's, die Demonstrationen ihrer Anhänger, ihre Leiden, Freuden und Hoffnungen in Frankreich mit besonderer Rücksicht auf seine Hauptstadt zu schildern.

Charles Fourier wurde am 7. April 1772 in Besançon geboren. Seine Aeltern gehörten dem Handelstande an, und auch er wurde für denselben bestimmt. Waren es die Folgen eines Beruffehlgriffs oder des Zusammentreffens widriger Zufälle, genug, in seinem kaufmännischen Wirkungskreise machte er kein Glück und er ward ihm verleidet. Durch eigenes Misgeschick verstimmt, machten ihn die blutigen Wirren der Revolution und die darauf folgenden nicht minder blutigen Kriege über die Leiden der Menschheit sinnen und grübeln und wie ihnen abzuhelfen, welchen Glückes sie sich erfreuen könnte, aber nicht wenn sie anders wäre, sondern wenn sie es anders machte. Unter Darben und in Zurückgezogenheit arbeitete er eine neue sociale Ordnung aus, die allerdings in vieler Hinsicht wenig mehr zu wünschen übrig läßt als daß sie realisationsfähig sei, worin aber eben ihr Hauptmangel besteht. Fourier vergaß, daß die gegenwärtige sociale Ordnung, sowie die ganze Entwickelung des Menschengeschlechts eine nothwendige Consequenz der menschlichen Natur sind, und daß erst diese in ihrer Basis verändert werden müßte, wenn jene einer radicalen Umgestaltung fähig sein sollte, und daß seit Jahrtausenden die erhabensten Lehren der Weisheit und Tugend nur sehr wenig an ihr zu verbessern vermochten, und sie in allen Zeitaltern, Civilisationsstufen, Zonen, Lagen und Verhältnissen in ihren normalen Bedingungen zur Erscheinung kam und kommt.

Unter dem Kaiserreich suchte Fourier als Reformator aufzutreten, Neophyten zu machen und wählte hierzu die mündliche Mittheilung, weil ihm die Mittel fehlten sein System auf eigene Kosten dem Druck zu übergeben, und sich kein Buchhändler fand der an dieses Kaleidoskop

von Sinn und Unsinn die Verlagskosten wagen mochte. Das Palais royal in Paris machte Fourier zu seinem Lehrstuhl und stellte sich hier täglich zu gewisser Stunde ein, um seinen wenigen Schülern und Zuhörern die Wunder der von ihm geträumten Zukunft zu erschließen. Dadurch zog er einigermaßen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und wurde — „der Narr des Palais royal" genannt. Ueber Das was von seiner Lehre über seine Schüler hinaus bekannt wurde zuckten die Zeitgenossen einer für Frankreich siegestrunkenen und ruhmtrunkenen Epoche mitleidig lächelnd die Achseln, und aller Lohn den Fourier während seines Lebens erntete beschränkte sich auf den Spottnamen des „Narren des Palais royal."

Am 10. Oct. 1837 fand man ihn todt in seiner Bodenkammer, die er in Paris bewohnte. Niemand hatte seinen letzten Seufzer vernommen, sein gebrochenes Auge zugedrückt. So endete der Mann, der ohne Zweifel ein liebendes Herz im Busen trug, die Menschheit schon diesseits glückselig zu sehen wünschte, sie auf einen nie geahneten Grad der Vollendung zu bringen versprach. Wahrhaftig, ein Erfolg wenig geeignet Nacheiferer zu erwecken, zum Socialreformer aufzufodern!

(Die Fortsetzung folgt.)

Anthenorus, oder der Sieg des Kreuzes. Historisches Gemälde aus der römischen Kaiserzeit und Christenverfolgung. Nach Originalquellen bearbeitet, mit Bildern der Gegenwart aus Rom und Latium, Neapel, Campanien, Sicilien, Aegypten, und mit erläuternden Anmerkungen von J. H. Thommes. Zwei Bände. Augsburg, Rieger. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Der reiche Inhalt dieses Werkes läßt sich unter mehre Gesichtspunkte stellen, zunächst unter den historischen, den chorographischen und den ästhetischen. Was den historischen Theil des Werks betrifft, so legitimirt sich der Verf. als einen Mann der genaue Kenntniß hat von der Zeit die er beschreibt; noch mehr, er hat nicht blos die Kenntniß, er hat die Zeit verstanden; er kennt das Verhältniß der Agentien und Reagentien die damals den ungeheuern Gährungsproceß bewirkten, als das Christenthum in dem Kampfe gegen die heidnische Welt mächtig und gewaltig sich erwies. Nicht blos die heidnischen Scriptoren, auch die Kirchenväter hat der Verf. studirt. Mit dem Historischen steht das Chorographische in genauer Beziehung. Hr. Thommes verkennt diese Beziehung keineswegs; aber es will uns scheinen als stelle er bisweilen das Historische und das Chorographische nicht in das rechte Verhältniß zueinander. Zum Exempel im ersten Bande des Werks (S. 102) vertieft der Autor sich dergestalt in die Schilderung von Gegenden, daß er nicht allein die Personen seiner Geschichte sich darüber aussprechen läßt, sondern daß er selbst, er der Mann von 1847, mitredend in der Geschichte vergangener Jahrhunderte auftritt. Ein anderes Beispiel findet sich im zweiten Bande (S. 2), wo der Verf. über die Via Appia nicht blos berichtet wie Anthenorus vor vielen Hundert Jahren sie kannte, sondern wo er sogar Schilderungen der Via Appia aus dem J. 1847 einflicht. Jeder Unbefangene wird zugeben, daß durch dieses Einmischen der neuesten Zeit in die frühere die Täuschung zerstört wird als stände der Lehrer inmitten der damaligen Zeit, und in jene Zeit will ja doch der Autor jedenfalls den Leser versetzen. Mit dem zuletzt Erwähnten ist zugleich ein ästhetischer Mangel angedeutet; allein wenn Ref. den Verf. nicht unrichtig beurtheilt, so wollte derselbe viel weniger ein Kunstwerk liefern als ein Buch von praktischem Werth schreiben. Das ästhetische wird überall gegen das praktische Interesse zurückgestellt. Nun hat uns zwar der Verf. den Beweis geliefert, daß er schildern, daß er malen, daß er Charaktere gestalten und Situationen erfinden kann; aber er thut das Alles nur in der Maße wie es seinem praktischen Zwecke dienlich ist, er thut es nicht in künstlerischer Weise, daß er sich dem schöpferischen Trieb des Gestaltbildens wie der Künstler es thut sorglos hingibt. Da ihm nun überhaupt das Aesthetische nicht Hauptsache war, so mochte es leicht geschehen, daß er auch in der oben angedeuteten Weise dagegen verstieß.

Seinen praktischen Zweck hat aber der Verf. durch sein Werk im vollen Maße erreicht. Den Sieg des Kreuzes wollte er darstellen, und er vergegenwärtigt uns die gewaltigen Kämpfe welche die Christen der ersten Jahrhunderte zu bestehen hatten, er malt den Indifferentismus, den Fanatismus, die Macht der Gewohnheit, die Gewalt der Verhältnisse, die Herrschaft des Eigennutzes, die Brutalität aller sinnlichen Mächte. Der Leser bewundert die Kämpfer, erkennt lebendiger die Macht der Wahrheit des Christenthums, und es bildet sich in dem Denkenden die Ueberzeugung, daß noch jetzt die Wahrheit des Christenthums zu jedem Siege verhilft, wenn nur die Kämpfenden rechte Kämpfer, rechte Menschen sind. Alle politischen, alle socialen Fragen, an welche jetzt seit dem Februar 1848 die europäische Menschheit von neuem Kraft und Leben setzt, alle diese Fragen werden nur halb, d. h. gar nicht gelöst werden, wenn das Recht des Christenthums nicht zur vollsten Geltung gebracht wird. Weder die Erneuerung des deutschen Kaiserthrons noch die Proclamation der Republik, weder die allgemeine Volksbewaffnung noch das Arbeiterministerium, weder die Preßfreiheit noch die Geschworenengerichte können die Gebrechen der Gegenwart gründlich heilen, sobald nicht das Christenthum in jedem Staat, in jeder Familie, in jedem Herzen das Centrum ist von wo aus der ganze Organismus Leben empfängt. Diesen Grundsatz vertheidigt das obengenannte Werk des Hrn. Thommes, und darum steht es auf der Höhe der Zeit. Es ist leider wahr, daß die Religion in der Politik oft schmählich gemisbraucht worden ist — wir erinnern nur an die Heilige Allianz, welche Nichts weniger als eine Allianz zu heiligen Zwecken war —; indeß ein Staat, indifferent gegen Religion, ist undenkbar. Die europäische Menschheit von 1848 würde sich selbst den Boden unter den Füßen wegziehen, wenn sie sich indifferent gegen das Christenthum stellen wollte. Der Entwurf des neuen deutschen Reichsgrundgesetzes, verfaßt von dem Siebzehnerausschuß in Frankfurt und bevorwortet von Dahlmann, erwähnt des eben ausgesprochenen Princips mit keiner Sylbe; Das ist der Grundmangel woran der Entwurf laborirt, außer den vielen andern, die wir hier zu erwähnen nicht Veranlassung haben.

Es sei uns vergönnt noch Eins hinzuzusetzen. Wenn Jemand nach unsern obigen Andeutungen meinen sollte, er habe es hier mit einer hyperorthodoxen Parteischrift zu thun, dem sei gesagt, daß er irrt. Wenn auch Ref. die Ansichten des Verf. nicht in allen Nuancen unterschreiben möchte, so hat derselbe doch in seinem Grundgedanken vollkommen Recht. Wir fügen noch hinzu, daß selbst Derjenige der diesen Grundgedanken für irrig hielte das Buch mit Nutzen lesen würde, weil dasselbe mit Wahrheit und Kraft alle Schmach eines Militairdespotismus schildert, und ich weiß nicht ob wir uns mehr zu freuen haben, daß ein solcher, überwunden, hinter uns liegt, oder ob wir mehr Acht haben müssen, daß er niemals über uns komme. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 170. —— 18. Juni 1848.

Ueber menschliche Entwickelung und Verirrung und das Treiben der Anhänger Fourier's in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

Als die der Julirevolution folgende Ordnung der Dinge so manche Enttäuschung herbeiführte, aber Reformen- und Neuerungsdrang die einmal erhitzten Köpfe noch in Wärme erhielt, suchte sich die erregte Thätigkeit auf anderm als auf politischem Gebiete einen Wirkungskreis, da ihr hier so schnell und über alle Erwartung enge Grenzen gesteckt worden waren, und St.-Simonisten, Fourieristen und Bekenner zu noch einigen andern Culten tauchten in Paris auf, trugen mit Zuversicht und Keckheit ihre extravaganten Theorien vor, selbst einige praktische Versuche machend, zur Verwunderung der gaffenden, staunenden und spottenden, aber unbekümmert ihren gewöhnlichen Weg ziehenden Menge, die hier an Dergleichen gewöhnt ist und von dem Seltsamsten nicht sonderlich mehr überrascht werden kann.

Nach kurzer Zeit jedoch trat Alles in sein altes Gleis zurück. Die Dies bewirkenden Ursachen waren verschieden. Theils fühlte sich die Policei bestimmt scandalöser, immer rücksichtsloser auftretender Licenz zu steuern, theils zogen sich enttäuschte Capitalisten aus den neuen Tempeln zurück, nachdem sie zur Erkenntniß gekommen, daß sie es in ihnen schwerlich jemals zur Gottheit bringen würden, sondern ihre Einfalt von Klügern gemisbraucht oder vielmehr ihr Geld verbraucht worden sei. Die Habelosen sahen mehr und mehr ein, daß sie von all den schönen Versprechungen, von allen schimmernden Aussichten in eine noch sehr ungewisse Zukunft für die Gegenwart doch Nichts hätten und nach gewöhnlicher Weise arbeiten müßten, wenn sie nicht verhungern wollten, und wendeten sich, von ihren rosenfarbenen Hoffnungen mehr oder minder radical geheilt, zu ihrem Werktagtreiben.

Aber das Feuer glimmte unter der Asche; Propheten und Speculanten haben ein zähes Leben und viel Geduld. In bescheidenen, unbeachteten Conventikeln suchten die wenigen Treugebliebenen ihren Muth, ihre Hoffnungen aufrecht zu erhalten, dabei die Blindheit der Zeitgenossen bejammernd, mit der sie eine Lehre verkannten welche allem irdischen Weh ein Ende zu machen, schon diesseits die Thore des Paradieses zu öffnen versprach.

Als aber seit einigen Jahren das Bedürfniß socialer Reformen immer fühlbarer wurde, unter den meisten Völkern der alten, civilisirten Welt zur Haupt- und Tagesfrage sich erhob, da glaubten auch die modernen Herakliten aus ihrer Einsamkeit hervortreten, ihre Stimme erheben und der leidenden Mitwelt ihr unfehlbares Heilmittel anpreisen zu müssen. Und wirklich brachte es das kleine Häuflein der Gläubigen an Fourier durch eine merkwürdig rastlose Thätigkeit seit einigen Jahren so weit, daß es theilweise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht, man sich in Kritik und Polemik mit ihm einläßt.

Von jeher war nun Paris ein Hauptcentralpunkt menschlicher Weisheit und Narrheit. Je außergewöhnlich beide waren, mit um so größerer Sehnsucht wünschten sie nach dem Mekka an der Seine Gestade zu pilgern, von hieraus ihr Licht strahlen zu lassen, hier Bewunderung, Ehre, Reichthum, Unsterblichkeit zu ernten. Es fehlte daher in Frankreichs Metropole nie, neben zahlreichen Weltberühmtheiten in allen Fächern des menschlichen Wissens und Schaffens, an einer großen Menge oft nicht minder berühmter Abenteurer, Charlatane, Narren und Wundermänner, und auch Fourier hatte nichts Dringenderes zu thun als in Paris sein Katheder aufzuschlagen. Welches Erfolgs er sich während seines Lebens hier erfreute, habe ich bereits angedeutet. Sehen wir nun wie sein in einige ihm wahlverwandte Gemüther gepflanztes Samenkorn Wurzel faßte, gedieh und Sprossen trieb bis zur Gegenwart. Zuvor sei mir jedoch erlaubt noch eine Betrachtung einzuweben über die Erfolgswahrscheinlichkeit welche sich Socialreformen auf friedlichem Wege in Frankreichs Hauptstadt bieten dürfte.

Schwerlich gibt es noch einen Ort in der Welt wo sich durchgreifenden gesellschaftlichen Umgestaltungen größere Hindernisse entgegenstellen als in Paris. Nirgend wol jagt man gieriger nach dem Nerv alles materiellen Lebens, dem Gelde, dem Besitze, hängt man fester am Eigenthume als hier. Hier wo sich die Genußsucht für geringe Opfer alle Schwelgereien eines Sultans im Kleinen verschaffen kann, wo man fast allgemein so weit gekommen ist Alles was über das Mehr oder Weniger im Geldkasten hinausgeht, was nicht direct mit persönlichen Interessen in Berührung kommt, kalt und theilnahmlos dahingestellt sein zu lassen, sollte man für Theorien die ein liebendes Herz, Begeisterung für allgemeine Menschenbeglückung, Recht und Gerechtigkeit, kurz für eine Idee, mag sie nun in Vernunft oder Narrheit, Re-

ligion oder Schwärmerei ihren Ursprung haben, voraussetzen, die aber Nichts mit Gehalts-, Dividenden- und Zinsenrechnung gemein haben oder diese nur auf sehr unzuverlässige Weise in Rede stellen, offene Ohren finden? Schwerlich. Zwar kann es wieder hier eher als irgendwo geschehen, daß der darbende habelose Haufe, vom ihn quälenden Elende, Genußdurste und dem verlockenden Beispiele der schamlos schwelgenden Sybariten aufgestachelt, zu den Waffen greift und Rache und Raub schnaubend über seine Ausbeuter herfällt; aber dann ist ebenfalls nur Habsucht der Haupthebel welcher das blutige Spiel wagen läßt, und nicht die Macht des Rechts- und Gerechtigkeitsgefühls: denn in gleicher Selbstsucht würden die siegenden Proletarier ihre überwundenen Gegner höchst wahrscheinlich sehr bald ebenso arm machen als sie zuvor selbst waren. Wie können also aller überzeugenden Kraft ermangelnde Theorien umgestalten, was höchstens der rohen Gewalt für einen Augenblick zu erschüttern möglich wäre?

Allein je größer die Unwahrscheinlichkeit, je sicherer fast die Unmöglichkeit eines Erfolgs ist, je eigensinniger beharren die Anhänger der Lehre Fourier's darauf von Paris aus eine Wiedergeburt aller socialen Verhältnisse zu bewirken, und, wie gesagt, seit einigen Jahren arbeitet das Häuflein mit einem neuen, noch nie gesehenen Eifer, der einer vernünftigern Sache werth wäre, an dem großen Werke. Mittels der Presse und Versammlungen suchen sie Proselyten zu machen, obgleich Beides mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist.

Die Gründung eines Journals erfodert in Paris bedeutende Geldauslagen und, kommen dem Unternehmen nicht bald zahlreiche Abonnenten zu Hülfe, große Opfer. Versammlungen müssen, wie sich von selbst versteht, policeiliche Erlaubniß haben, und werden von der Behörde mit scharfem, mistrauischem Auge überwacht.

Dem Geldmangel wußten aber die Gläubigen des „Narren des Palais royal" dadurch abzuhelfen, daß sie schwachköpfige Reiche, namentlich alternde Damen mit jugendlichem Herzen und überreife Jungfrauen für ihr Interesse zu gewinnen suchten, indem sie ihnen mit den verlockendsten Farben alle Freuden und Genüsse schilderten deren sie in einem zukünftigen und allem Anscheine nach bald zu errichtenden „Phalanstère" theilhaftig werden würden, und sie vermochten einen Theil ihres Besitzes oder ihr ganzes Vermögen dem guten Zwecke darzubringen. Mehre reiche Personen haben auf diese Art bedeutende Summen und Andere selbst ihr ganzes Habe geopfert. Durch solche Mittel entstand 1836 die erste Fourieristische Zeitschrift „La Phalange". Sie erscheint in monatlichen Lieferungen und fristete sich fort, von dem soeben angedeuteten Zuschusse zehrend, bis zur Gegenwart; denn Derjenigen welche das bunte, tief und gelehrt scheinende Gemisch von Sinn und Unsinn lesen und bezahlen mochten und möchten sind nur wenige.

Später versuchte man es mit einem kleinen Blättchen, „La Correspondence", welches die Bestimmung hatte jedem Abonnenten seine Spalten zu öffnen der eine den Fourieristischen Socialismus betreffende Betrachtung mitzutheilen, eine Frage, einen Zweifel aufzuwerfen hätte, vorausgesetzt daß die Mittheilung von der Redaction des Blattes für druckfähig erklärt würde und eine gewisse Anzahl Zeilen nicht überstieg. Aber dies Unternehmen, das mittels der Eitelkeit zu gedeihen hoffte, indem es jedem Abonnenten in der „Correspondence" die Möglichkeit bot seinen Namen gedruckt zu lesen und ihn der Welt so bekannt zu machen, gelang nicht. Zwei mal begann die Herausgabe von neuem, aber jedesmal nach dem Erscheinen weniger Nummern hörte sie aus Mangel an abonnirten Correspondenten wieder auf.

Seit vier Jahren jedoch scheint dem Socialismus, der Gesellschafts-Wissenschaft, der Wissenschaft der harmonischen Einheit ꝛc., wie die Bekenner Fourier's sein System zur Abwechslung nennen, ein neuer heilbringender Stern aufgegangen zu sein. In dieser Zeit nämlich gründeten die eifrigsten von ihnen, unter denen einer der ältesten Schüler Fourier's obenan steht, ein täglich erscheinendes Journal, die „Démocratie pacifique", das Fourier's Entdeckungen unter der großen Masse des Volks verbreiten und ihnen Neubekehrte gewinnen soll, die sich bis jetzt nur höchst spärlich gefunden hatten. Allein auch dieses Unternehmen ging einen kränkelnden, schwindsüchtigen Gang, und wenn nicht seinen Hülferuf die Schar der gläubigen, begeisterten Seelen mehrmals erhört hätte, so würde auch diese Stimme in der Wüste der alten, unverbesserlichen Welt schon verstummt sein. So erließ Ende vorigen Jahres die Direction der „Démocratie pacifique" an alle ihre Leser und Parteigänger einen Aufruf, worin sie erklärte, daß das Blatt wegen Mangels an Mitteln aufhören müsse, wenn ihm der Eifer und die Großmuth aller Vorkämpfer „der guten Sache" nicht schnell zu Hülfe komme, und sie fodere daher „ihre Brüder in Fourier" auf durch eine freiwillige Subscription eine jährliche Rente zu schaffen, mittels welcher das Fortbestehen des Journals nur möglich sei. Der Nothruf fand Gehör unter den Gleichgesinnten, und von vielen Seiten kamen Geldbeiträge mit der Zusage einer alljährlich zu wiederholenden Beisteuer. Diese Rente soll die Summe von 150,000 Fr. erreicht haben.

Allein dieses Auskunftmittel, um die „gute Sache" vom Untergange zu retten, oder vielleicht im Grunde, um den an der Spitze Stehenden ihre sie nährenden Functionen zu sichern, fand unter der Tagespresse mannichfache Angriffe und hatte einige Processe zur Folge, aus denen die klagende „Démocratie pacifique" nicht siegreich hervorging, worauf ich noch zurückkommen werde.

Eine sogenannte „Librairie phalanstérienne" fördert neben Fourier's Werken eine Anzahl Broschüren, Heftchen und Blättchen zu Tage, in welchen vom Fourieristischen Standpunkte aus das Wichtigste und Nichtigste besprochen, über alle Zeitereignisse, freie Liebe, die Miseren der Civilisation, der Ehe, die durch Fourier entdeckten, wundervollen botanischen Geheimnisse, Phrenologie, Salzsteuer ꝛc. abgehandelt wird. Aber auch das lebendige Wort verband der Propagationseifer mit dem todten Buchstaben. Außer dem Altvater Considérant, der Reisen machte und allenthalben öffentliche Vorlesun-

gen hielt, sendete in diesem Jahre das sogenannte Centralcomité in Paris zwei wandernde Apostel aus. Diese beiden Männer, ein Herr Duval und Hennequin, ziehen in den bedeutendsten Städten Frankreichs umher, überall wo es angeht einem Augen und Ohren öffnenden Hörerkreise die durch Fourier entdeckten Wunder der Zukunft in den reizendsten Schilderungen anschaulich machend. Nach den Berichten über den Erfolg dieser Vorlesungen müßte ganz Frankreich in der kürzesten Zeit ein completes Phalanstère werden; denn „überall wo der junge, talentvolle, das Wort mit einer außergewöhnlichen Anmuth in seiner Gewalt habende Redner auftrat, erntete er Triumph, riß er die Hörer mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fort" ꝛc., hieß es regelmäßig in den Correspondenzartikeln die die „Démocratie pacifique" über das Wirken ihrer reisenden Apostel bringt. Den aufmerksamen Leser dieser Berichte dürfte aber, und nicht mit Unrecht, der Verdacht beschleichen, daß jene Mittheilungen, obgleich aus den verschiedensten Orten geschrieben, aus einer Feder geflossen und höchst wahrscheinlich von dem beurtheilten Redner selbst oder einem ihn begleitenden intimen Freunde am Ende eines jedesmaligen Triumphs verfaßt und zur Post gegeben worden sind; denn Stil und Inhalt, das überschwengliche Maß von Lob und Erfolg sind sich in allen so ziemlich gleich, mögen sie aus Dijon oder Marseille, Cahors oder Amiens sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben und Wirken eines edeln deutschen Fürsten.

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finst're Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Einer der reichbegabtesten Menschen, einer der vortrefflichsten Fürsten die als ein wohlthätiges Gestirn ihrem Lande und ihren Unterthanen geleuchtet haben, war der 1817 verstorbene Herzog Leopold Friedrich Franz von Dessau. Das Ländchen dessen Beherrscher und Vater er war ist freilich nur klein, allein er hat in alle Zustände des deutschen Lebens so schöpferisch und edel gestaltend, so wohlthuend und geistig anregend eingewirkt, daß sein Andenken jedem Deutschen heilig sein wird und ihm in der Walhalla ein Ehrenplatz gebührt. Der Lorberkranz des Siegers hat freilich sein Haupt nicht geschmückt, aber für die Entwickelung der Cultur in Deutschland hat er im Sinne der edelsten Humanität und der wahren Geisteshoheit und Geistesfreiheit unbeschreiblich viel gethan. Und doch weiß das jetzt lebende Geschlecht so wenig von ihm! Doch legt sich schon ein leichter Schleier der Vergessenheit über sein Bild! Ein kürzlich erschienenes Werk des Propstes Reil in Delitzsch *), das seinem Andenken geweiht ist, gibt mir Gelegenheit einige Züge aus seinem Leben und Wirken mitzutheilen, zum Beweise, daß wahre Fürstengröße nur in der Schule der Humanität gedeiht, deren Zögling er war.

*) Leopold Friedrich Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau, ältestregierender Fürst in Anhalt, nach seinem Wirken und Wesen. Mit Hinblick auf merkwürdige Erscheinungen seiner Zeit geschildert von Friedrich Reil. Dessau, Aue. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. — Vergl. hierüber Nr. 205 d. Bl. f. 1846. D. Red.

Der Herzog Franz war ein Enkel des berühmten Feldherrn Friedrich's des Großen, Leopold von Dessau, der in dem Munde des Volks noch unter dem Namen „der alte Schnurbart" lebt. Dieser war wenn auch nicht einer der grausamsten, doch einer der tyrannischsten Despoten die ihre Unterthanen nur wie eine willenlose Viehheerde angesehen und behandelt haben. Bei seinem Tode hatte er den Wohlstand seines ganzen Völkchens vernichtet und fast alles Privatvermögen an sich gerissen, indem er das ganze Land in eine ihm allein und ausschließlich gehörende Domaine verwandelt. Es gab im ganzen Fürstenthum keinen Rittergutsbesitzer mehr. Als der Herzog Franz in seinem 18. Jahr für volljährig erklärt wurde und die Regierung antrat, kamen in den ersten Jahren noch die Drangsale fast unerschwinglicher Kriegslasten hinzu, da Friedrich der Große das Land wie eine feindliche eroberte Provinz behandelte. Der Jammer und die Noth seiner Unterthanen ging dem jungen Fürsten so zu Herzen, daß er sein ganzes, sehr beträchtliches ererbtes Vermögen hingab, sein Silberzeug und viele Kostbarkeiten versetzte um die Kriegssteuer aus eigenen Mitteln entrichten zu können. Doch diese augenblickliche Erleichterung genügte ihm nicht; es bedurfte für das Wohl seiner Unterthanen einer völligen Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse, da auf Volksunterricht so wenig wie auf eine verbesserte Cultur des Bodens bis jetzt Rücksicht genommen war. Ihm war es aber um die Entwickelung des menschlichen Geistes in Allem was dem Wohl seines Landes förderlich sein konnte zu thun; er wollte im Geist und in der Wahrheit der Wohlthäter und Beglücker seiner Unterthanen werden. Aber der junge Fürst stand allein, und in seiner Umgebung war Keiner dem er vertrauen konnte seine Pläne auszuführen und ihm selbst Rathgeber, Gefährte und Leiter zu werden. Da lernte er einen jungen sächsischen Edelmann kennen, Friedrich Wilhelm v. Erdmannsdorf, der gleich beim ersten Anblick einen solchen Eindruck auf den Fürsten machte, daß er in ihm den Freund gefunden zu haben glaubte den er sich ersehnte. Sein Herz hatte ihn auch nicht getäuscht; er und Erdmannsdorf wurden Freunde im edelsten, schönsten Sinn dieses Wortes. Er war ein durch und durch reiner und edler Mann, voll hoher Begeisterung für Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit, und der junge Fürst zeigte sich würdig einen solchen Freund gefunden zu haben, der mit ihm Ein Herz und Eine Seele, sein innigster Vertrauter, sein Rathgeber und vorzüglich sein zweites höheres Gewissen wurde. Erdmannsdorf lebte nicht nur wie Goethe mit dem Großherzog von Weimar, sondern auch für seinen Fürsten, den er auf die Höhe der Menschheit gestellt und vor gemeiner Alltäglichkeit in jedem Sinne bewahrt sehen wollte.

Auf der herzoglichen Bibliothek in Dessau liegt der Briefwechsel des Herzogs Franz mit Erdmannsdorf unter sieben Siegeln verschlossen. Es würde ein Gewinn für das ganze deutsche Vaterland sein, wenn es vergönnt würde ihn wenigstens im Auszug bekannt zu machen. Das wahrhaft Schöne, Große eines solchen in der Geschichte vielleicht einzig dastehenden Verhältnisses zwischen Fürst und Unterthan würde noch in ferner Nachwelt als ein stiller Segen auf manches Gemüth einwirken, und für deutsche Fürstensöhne die ohne Ahnung von der Möglichkeit und der Gegenseitigkeit der Freundesrechte aufwachsen unschätzbar sein. Ein Gegenstück zu dieser Freundschaft war die Freundschaft des Kaisers Alexander mit dem Privatmann Professor Parrot in Dorpat, deren tiefste Geheimhaltung Parrot zur Bedingung derselben machte und deren Bekanntwerdung wir Fanny Tarnow verdanken, die uns Dies in ihrem Werke: „Zwei Jahre in Petersburg" bekannt machte. Allein der Selbstherrscher aller Reussen blieb wol nicht lange ein Freund wie Herzog Franz es seinem Freunde bis ans Ende seines Lebens blieb.

Gleich nach Beendigung des Siebenjährigen Kriegs 1763 reiste der Fürst von Erdmannsdorf begleitet nach England, in der Absicht dort viele Einrichtungen und Anstalten kennen zu

lernen, die ihm dienen sollten nach seiner Rückkehr seine Unterthanen auf eine Stufe zu heben die sein Land zu einer Musterwirthschaft zu erheben vermöchte. Alles Schöne der Kunst, alle Schöpfungen der Industrie interessirten ihn lebhaft, aber noch mehr der Ackerbau und die Viehzucht, Gartenbau und Wiesencultur, die in England in einer Vollkommenheit betrieben wurden von der man damals in Deutschland noch keine Ahnung hatte. Was er in diesen Fächern sah und lernte, war ihm das Wichtigste, weil er sich davon für den Wohlstand seiner Unterthanen den unmittelbarsten Erfolg versprechen konnte.

Reich an Kenntnissen und Erfahrungen aller Art kehrten die Reisenden nach Dessau zurück. Hier erwartete den jungen, lebenslustigen und lebenskräftigen Fürsten eine Prüfung die auf sein ganzes nachfolgendes Leben nachwirkenden Einfluß gehabt hat. Der junge Fürst knüpfte mit einem sanften, schönen und liebenswürdigen jungen Mädchen bürgerlichen Standes ein Verhältniß an. Es war seine erste Liebe. Mit aller Glut der Leidenschaft sah er in dem Besitz des geliebten Mädchens das einzige wahrhaft wünschenswürdige Glück, und war entschlossen dieses mit jedem Opfer zu erkaufen, seinem Bruder die Regierung zu überlassen und nach England zu gehen, und dort als Privatmann mit der von seinem Herzen erwählten Gattin zu leben. Friedrich der Große trat hier vermittelnd ein; er vermochte den jungen Prinzen dazu seinem hohen Beruf, der Wohlthäter und Beglücker seines Landes zu werden, das Opfer seiner Liebe zu bringen und sich mit der Prinzessin Luise von Brandenburg-Schwedt, seiner Cousine, zu vermählen, deren Mutter eine Enkelin des Fürsten Leopold von Dessau war.*) Vor dem Abschluß dieser Vermählung machte aber der Fürst noch eine Reise nach Italien, auf der ihn sein Bruder Hans Jürge, sein Freund und Hr. v. Berenhorst begleiteten. Aus dem französisch geschriebenen Tagebuch dieser Reise, welches Hr. v. Berenhorst seinem Sohne hinterlassen hat, sind kürzlich in der „Illustrirten Zeitung“ einige Bruchstücke erschienen, die uns aber nicht mit den interessantesten Theilen dieser Reisebeschreibung bekannt gemacht haben.

Gleich am Tage seiner Ankunft in Rom ging der Fürst ganz allein, ohne auch nur einen Diener mitzunehmen, zu Winckelmann. „Ich bin von Dessau, lieber Winckelmann; ich komme nach Rom um zu lernen, und habe Sie nöthig.“ Beide blieben gleich an diesem ersten Abend bis nach Mitternacht zusammen, und Winckelmann wurde nun der Führer, Lehrer und Rathgeber des Fürsten, der unter seiner Anleitung sehr ernstlich Alterthumswissenschaft und Kunstgeschichte studirte. Ein halbes Jahr brachte der Fürst in Rom zu, und ließ sich bei seiner Abreise von Winckelmann versprechen ihn in Dessau zu besuchen, und sich durch eigenen Augenschein zu überzeugen wie er seine erworbenen Kenntnisse zur Verschönerung seines Landes und zum Glück seiner Unterthanen zu benutzen strebe. Winckelmann war auch wirklich einige Jahre später auf dem Weg nach Dessau, sah sich aber genöthigt in Wien umzukehren, und wurde auf der Rückreise wie bekannt in Triest ermordet. Die Nachricht seines Todes erschütterte den jungen Fürsten tief. „Ich habe einen unersetzlichen Freund und du einen unersetzlichen Anbeter verloren“, sagte er zu seiner Gemahlin; „Erdmannsdorf und ich wissen was wir an ihm hatten.“ Mit ebenso edler als seltener Treue bewahrte auch sein Herz das Andenken an den verlorenen Freund, und noch in seinen letzten Lebenstagen sprach er Viel von ihm und ließ sich oft aus seinen Schriften vorlesen.

*) Ueber dem Schicksal dieser Prinzessin liegt ein Schleier, der noch nie versucht worden ist zu heben. Sie wurde sehr jung von Mann und Kind getrennt, und von Friedrich II. als Staatsgefangene behandelt. Bei der Geburt ihres ersten Sohnes, bei dem Friedrich II. Gevatter stand, schrieb die Herzogin Luise von Dessau an ihn und erbat sich als Pathengeschenk die Befreiung ihrer Mutter von ihm. Sie wurde ihr abgeschlagen, und ihr ebenso wenig die darauf von ihr erbetene Vergünstigung die Mutter wenigstens einmal sehen zu dürfen zugestanden.

Winckelmann nennt in einem Briefe an einen seiner Freunde den jungen Prinzen den würdigsten aller Fürsten. „Ja“, setzt er hinzu, „ich möchte ihn den würdigsten aller Menschen, einen aus Gott Geborenen nennen; denn alle menschlichen Tugenden sind im höchsten Grade in seiner edeln Seele vereint.“ Nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren kehrte Fürst Franz in sein Land zurück um nun die Aufgabe seines Lebens, die Beglückung desselben, zu beginnen. Da er nicht blos Fürst, sondern auch Eigenthümer des ganzen Fürstenthums war, konnte er ganz nach seinem Sinne schalten und walten, verändern und bessern. Seine engelschöne, hochgesinnte Gemahlin war mit ihm in der Liebe zu Wissenschaft und Kunst und in der Kraft des Willens Menschenwohl zu fördern ganz einig. Der Fürst ging von dem Grundsatz aus erst für das materielle Wohl seiner Unterthanen, dann für ihre geistige und sittliche Bildung, und zuletzt erst für ihre ästhetische sorgen zu wollen. Erdmannsdorf stand ihm helfend getreulich zur Seite. Aufmerksam auf Alles was im deutschen Vaterlande auf eine Verbesserung socialer Zustände einwirken zu wollen schien, lud der Fürst nicht blos Gelehrte und Künstler zu sich ein, sondern er verkehrte auch viel mit dem Bürger und Handwerker, und sein Schloß und Erdmannsdorf's Haus wurden gleichsam eine Akademie für diese, wo Jeder Bücher, Modelle und Muster fand und sie sich zu Nutzen machen konnte. Bald regten sich auch in diesem Kreise neue Kräfte, und die dessauer Gewerke konnten es in ihren Arbeiten bald mit den geschicktesten Ausländern aufnehmen, und dem Fürsten ward der von ihm erstrebte Lohn mit eigenen Künstlern und Handwerkern seine Ideen ausführen zu können.

Der Regierungsantritt des Fürsten fiel in die Zeit des Siebenjährigen Kriegs, der wie alle Kriege viel sittliche Verwilderung herbeigeführt hatte. Brandstiftungen waren sehr häufig, die Feuerlöschanstalten schlecht, die Leute nicht eingeübt sie gehörig zu benutzen; Brandkassen gab es damals noch nicht. Der Fürst richtete die erste ein, und erschien womöglich bei jeder Feuersbrunst persönlich und bewährte sich als ein Anordner und Retter, dem das Volk so unbedingt Folge leistete und ihm vertraute, daß es noch jetzt zur Volkssage gehört, er habe das Feuer besprochen und es durch Zauberworte auf einen engen Raum beschränken können. Einen noch furchtbarern Feind hatte der Fürst aber an dem Element des Wassers zu bekämpfen, da Elbe und Mulde jährliche Ueberschwemmungen verursachten. Auch hier wurden die zweckmäßigsten Anstalten getroffen, und als einen Beweis der Freimüthigkeit mit der damals ein Untergebener mit seinem Landesherrn und Vorgesetzten verkehren durfte, gebe ich hier die Abschrift eines Briefs den der Förster Wupke an den Fürsten richtete:

„Unterthänigster Wasserbericht.

Durchlaucht! Ich kann, Gott straf mir, das Wasser nicht länger halten, und wenn sie mich nicht zu Hülfe kommen, so lahs ichs, hol' mich der Teufel losen zur Schockschwerenoth.“

Im J. 1768 erwählte sich der Fürst Wörlitz zum Landsitz. Hier wollte er, der Natur und Kunst mit gleicher Liebe umfaßte, im Genuß häuslicher Freuden, im Umgang mit edelgesinnten Freunden, Wissenschaften pflegend und im Stillen seine Pläne erwägend und prüfend, seine Tage verleben. Den Plan zu dem Schlosse, das in seinen harmonischen Verhältnissen wahrhaft schön zu nennen ist, entwarf Erdmannsdorf, der ihn auch ausführte; der reizende Park mit seinen schönen Baumpartien, seinen hellen Teichen und schattigen Kanälen ist dagegen eine Schöpfung des Prinzen selbst, der sich in England vorzugsweise mit dem Studium der schönen Gartenkunst beschäftigt hatte. Dabei befaßte er sich unausgesetzt mit der Einrichtung der Armenanstalten, der Krankenhäuser und der Witwenkassen und Pensionen. Auch für Landwirthschaft, Viehzucht, Waldwirthschaft und Obstbau gingen von Dessau aus viele Verbesserungen und Einrichtungen aus, die dem ganzen deutschen Vaterlande zugute kamen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 171. —— 19. Juni 1848.

Ueber menschliche Entwickelung und Verirrung und das Treiben der Anhänger Fourier's in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 170.)

Nach den angedeuteten Mitteln die den Bekennern Fourier's gegenwärtig zu Gebote stehen, ihrer wahrhaft rastlosen Thätigkeit zufolge, womit sie Neophyten zu machen suchen, könnte der Fernstehende allerdings schließen, das Häuflein der Gläubigen müsse beträchtlich an Ausdehnung gewonnen, das dasselbe um sich reihende Socialsystem vielleicht eine größere überzeugende Kraft haben als man ihm zugestehen wolle; denn zwei Journale, eine Buchhandlung, ein Altvater, mehre reisende Apostel und eine Rente von 150,000 Francs seien doch eben keine so ganz zu übersehenden Dinge, die schwerlich ein Ergebniß der Gleichgültigkeit und Verspottung sein könnten. Wol mag Dies auf den ersten Blick so scheinen. Sehen wir aber dem aufstrebenden Baume etwas näher nach den Wurzeln, so entdecken wir mit Leichtigkeit, daß sein Grünen und Aestetreiben mehr Schein als kraftvolles Wachsthum ist. Aber so manchem ums Nebeninteresse sich gläubig Stellenden und selbst vielen aufrichtig Befangenen mag auch dieser Schein nicht unbekannt, die Erhaltung desselben aber ein Hauptziel mit sein; denn die fromme Lüge findet auch unter Fourier's Verehrern ihre Rechtfertiger, wie sie deren schon oft und lange vor diesem Propheten gefunden.

Der interessanteste Theil von dem Treiben dieser Art Socialisten sind für den Beobachter unstreitig ihre Versammlungen. In ihnen legt sich recht offen zu Tage, welche Reize, Vorzüge, Vollkommenheiten der Mensch in Gegenständen und Verhältnissen zu entdecken vermag für die er sich enthusiasmirte. Diese Versammlungen, in denen die strengste Disciplin herrscht um dem Auskramen der lächerlichsten Narrheiten und Abgeschmacktheiten mit religiöser Begeisterung zu lauschen, bieten den Nichtgläubigen die fadeste, langweiligste Belustigungsart die sich denken läßt, während die Erkorenen ganz das Gegentheil darin sehen, in ihnen schon einen Vorgeschmack der Freuden haben die sie in den Phalanstèren erwarten. Sie sind für das Gesammttreiben der Sekte von solch charakterisirender Bedeutung, wenn man will, so reich an amusanten Ungereimtheiten, daß ich nicht umhin kann hier eine etwas schärfer beleuchtete Skizze von diesen Conventikeln zu entwerfen.

Vor mehren Jahren fanden die Hauptzusammenkünfte in der Wohnung eines polnischen Flüchtlings statt, der sich dafür die Ehre des Präsidirens ausbedungen hatte. Als dieser aber der kleinen ihn umgebenden Schar durch Unterschleife und Prellereien über seinen wahren Werth die Augen öffnete, fiel sie von ihm ab und wendete sich einem Concurrenten, dem gegenwärtig als Moses auf der Spitze des Fourier'schen Sinai stehenden Hrn. Considérant, zu. Durch diese Vereinigung der gespaltenen Kräfte erhielten auch die belehrenden und recreativen Versammlungen einen ausgedehntern Umfang. Man fand sich allmonatlich bei einem vorherbezeichneten Restaurateur ein, wo die 50—80 Gäste ein kleines Mahl, aber zahlreiche Toaste, Tisch- und andere Reden hielten, und zum Schlusse des Festes ein Tänzchen, meist nur von den Tönen einer mehr oder minder alten, invaliden Geige geleitet, veranstalteten. Dabei traf die Gesellschaft aber das Misgeschick, daß sie gezwungen war fast für jede Versammlung einen andern Ort zu suchen; denn die Speisewirthe fanden es ihrem Interesse nicht entsprechend wegen der so selten Kommenden an den bestimmten Tagen alle ihre andern gewöhnlichen Gäste zurückweisen zu müssen, und wollten in der Regel ihre Dienste und Locale für keinen zweiten „banquet phalanstérien" zugestehen.

Seit einiger Zeit aber führte sie das Geschick in dieser Hinsicht in einen Hafen ein, und sie sind nicht mehr genöthigt den irrenden Wanderstab von einer gastlichen Pforte zur andern zu setzen. Da nämlich die Anzahl der Banket-Mitglieder um ein Bedeutendes gewachsen ist und an 140—50 Theilnehmer zählt, so verstand sich ein Restaurateur außerhalb Paris, vor der Barrière St.-Denis, dazu ihnen bei jeder festlichen Gelegenheit einen geräumigen Saal zu überlassen. Hier ist es nun wo sich an jedem ersten Sonntage eines jeden Monats die Schar „in Fourier" regelmäßig vereint und außerdem seinen Geburtstag und Sterbetag feiert.

Ich erlaube mir den Leser in eine dieser Soiréen einzuführen, die sich im Hauptsächlichsten alle gleich sehen, mögen Zeit und Veranlassung sein welche sie wollen.

Nachdem das Mahl vorbereitet, öffnet sich die Thüre

des Saals, und die einstweilen im Hofe, auf den Treppen und in der Gasse sich das Warten und die Langeweile vertreibenden Gäste werden eingelassen, was mit gewissenhafter Billetabnahme und strenger Controle geschieht; denn die Lämmer möchten nicht, daß sich ein Wolf in den Schafstall schleiche, ein „Civilisirter" sich nur mit der Absicht unter sie mische um Stoff für Kritik zu suchen oder gar, um durch spottende Aeußerungen Aergerniß zu geben, wie bereits mehrmals geschah und was die „Phalanstériens" ihre Gastfreundschaft, mit der sie auch Nichtbekehrten den Zutritt zu ihren Festen gestatteten, bereuen ließ. Daher werden Banket-Einlaßkarten an Fremde mit Vorsicht und nur auf Fürsprache eines durch seinen Eifer bekannten Mitglieds abgegeben, und sie haben blos streng persönliche Geltung.

Die Plätze an zwei langen Tafeln sind numerirt, und jeder Anwesende hat den ihm bestimmten Platz einzunehmen. In gewissen Zwischenräumen stehen auf den Tischen Fähnlein von verschiedenen Farben, auf deren jeder sich die Inschrift einer Leidenschaft befindet, die Fourier, wie bekannt, ihrem Wesen nach alle für unschädlich erklärt, wenn ihnen freier Spielraum und Befriedigung zugestanden wird. Allein das Bedürfniß des Gutessens oder wenigstens Sichsattessens scheinen, beiläufig gesagt, die gegenwärtigen Schüler des menschenfreundlichen Mannes nicht unter die Befriedigung verdienenden Triebe zu rechnen, wenigstens der Tafel ihrer Bankete nach zu schließen, deren Gedecke so knapp und frugal sind, daß Jeder der nicht gestimmt ist von Toasten, schlecht gesungenen und declamirten Gedichten den Appetit zu verlieren, seine zwei Francs herzlich bedauern muß die ihm die Theilnahme an einem solchen Feste kostet. Höchst wahrscheinlich zählt der schlaue Wirth bei seinen Gästen auf die hungerstillende Wirkung der Begeisterung und richtet seine Küche danach ein; und wirklich scheint er sich auch nicht getäuscht zu haben, wie mir mehrmals Gelegenheit ward zu beobachten.

In der Mitte der rechten Seite des Locals befindet sich die Rednerbühne, ein mit einem weißen Tuche behängter Tisch. Hinter diesem schmückt die Wand ein gleichfalls weißes Gehänge, auf welchem abermals die Namen aller Leidenschaften und eine Menge von Fourier in Anwendung gebrachter oder erfundener Kunstausdrücke, wie attraction, unité, série, phalange, clavier sidéral, union des sexes en septième période u. s. w., in goldgestickter Schrift zu lesen sind. Einige Blumengehänge, das Portrait Fourier's und zahlreiche Glaskronleuchter bilden den Rest der festlichen Zierde des Saals. An der Thüre, hinter dieser gegenüber, sowie in gewissen Zwischenräumen, stellen sich sogenannte Commissaire auf, denen die Pflicht obliegt die Ordnung zu erhalten, und deren Amt und Würde eine Bandschleife am Arme bekräftigt. Jeder dieser Sanctionnaire beaufsichtigt ein Fähnlein, d. h. die zwischen zwei Panieren sitzende „Serie".

Nachdem unter Erwartung der Dinge die da kommen würden das Mahl beendigt war, ertönte eine Glocke, und feierliche Stille trat ein. Ein Redner bestieg die einfache Tribune und schilderte in gebundener Rede die Leiden und Widerwärtigkeiten mit denen Colombo und Kopernicus zu kämpfen hatten, welche Anerkennung ihre Entdeckungen bei der Unwissenheit und Bosheit ihrer Zeit fanden, welcher Lohn den hochverdienten Männern wurde, und stellte am Ende Charles Fourier als würdigen, aber alle derartigen Ausgezeichneten unendlich überragenden Unglückscollegen in ihre Mitte. Jubelnder Beifall unterbrach fast jede Strophe des Gedichts.

Der vom maskirten Tische herabsteigende Declamator hatte noch einen Fuß auf demselben als er schon von einem Nachfolger oder richtiger von einer Nachfolgerin ersetzt wurde, denn diesmal war es eine Dame welche es drängte sich auf dem Forum vor der Barrière St.-Denis hören zu lassen. Ein von ihr gesungenes Gedicht, „La Phalanstérienne", feierte die Befreiung des Weibes aus der niederträchtigen (abjecte) Sklaverei, in der es die Institutionen der Civilisation gefangen hielten. In dem Reiche der freien Liebe werde es keine rhachitischen Kinder mehr geben:

Plus d'hymens cachant des entraves!
D'hymens froids et calculateurs!
D'hymens de tyrans et d'esclaves!
D'hymens dépravés et menteurs!
Cherchant de mutuelles flammes,
Et formant les premiers accords,
Les yeux auront uni les âmes
Quand l'amour unira les corps.
Filles d'Eve,
Le jour se lève,
Il vient éclairer vos douleurs;
Dieu vous promet des temps meilleurs!

Nur war zu bedauern, daß die enthusiastische Lobpreiserin der fessellosen Liebe in der bevorstehenden Weltwiedergeburt, und wenn sie auch in diesem Jahre noch geschähe, schwerlich sehr lodernde Flammen entzünden würde; denn ein halbhundertjähriger Erdenwandel schien ihren Zündstoff bereits bedeutend vermindert und abgenutzt zu haben.

Auch dieser Vortrag erntete ungemessenen Beifall. Des Händeklatschens und Bravorufens war kein Ende. Gleichen Erfolg hatten alle übrigen Reden und Gesangvorträge. Ein Sichhörenlassender jagte den andern, und das tolle Applaudiren suchten mehre besonders enthusiastische „Phalanstérier" noch dadurch zu erhöhen, daß sie bei jedem gesprochenen oder gesungenen Satze anfeuernd riefen: „Chaufons ça, mes amis, chaufons ça!" So ging es fort während einiger Stunden.

Es ist wol kaum nöthig zu bemerken, daß die ganze musikalisch-declamatorische Unterhaltung auf nichts Anderes hinzielte als die Mängel und Gebrechen der Civilisation, der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände mit recht crassen Farben zu malen und diesem socialen Nachtstücke Fernsichten in die lachenden Gefilde des von Fourier verheißenen gelobten Landes gegenüberzustellen.

Merkwürdig und charakteristisch ist es überhaupt, daß sich in diesem Wehgeschrei über alles Bestehende und in

diesem Freudenrufe: „Land, Land!" der der Entdeckung des socialistischen Colombo-Fourier gilt, die abgelebtesten Subjecte unter den Gläubigen durch die meiste Vehemenz hervorthun, während die jüngern, weniger trostlos, dann und wann mit einem Auge verstohlen nach den Freuden der Gegenwart blicken und nur das andere sich abwechselnd bald mit Jammerthränen über Das was die Welt sein könnte und ist, bald mit Freudezähren über Das was sie durch Fourier's Genius werden wird füllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben und Wirken eines edeln deutschen Fürsten.

(Beschluß aus Nr. 170.)

Was der Fürst Franz von Dessau für Erziehung und Unterricht gewollt und gethan hat, ist in Deutschland noch nicht vergessen. Er wollte seine Unterthanen fähig gebildet sehen sich des Daseins zu freuen und die Gaben der Erde würdig zu gebrauchen. Die jetzige Generation hat keinen Begriff mehr von den damaligen Zuständen und der Verwahrlosung alles Schulunterrichts. Unwissenheit, Roheit, Aberglaube herrschten unter allen Ständen, und von einer sittlich-geistigen Bildung war selbst unter den höhern Ständen fast nie die Rede; die Schulen leisteten Wenig und vermochten die Jünglinge die studiren wollten nur nothdürftig für ihren künftigen Beruf abzurichten. Bürger und Handwerker lernten kaum lesen, schreiben und rechnen, und an Unterricht und Bildung des weiblichen Geschlechts wurde nun vollends gar nicht gedacht. Zu Schulmeistern auf dem Lande wählte man abgedankte Soldaten und Handwerker die sich nicht mehr durch ihr Handwerk ernähren konnten. Der Fürst fühlte das Elend dieser Zustände tief und erkannte, daß er nur durch eine durchgreifende Verbesserung des Schul- und Unterrichtswesens sein Volk zur wahren Bildung und Gesittung erheben könne. Er berief Basedow zu sich. Dieser kam im J. 1771 nach Dessau und legte dem Fürsten seinen Plan vor, für den er ihn auch zu gewinnen wußte, obgleich es ihm nicht gelang dem Fürsten Vertrauen einzuflößen, der, wie er später oft geäußert haben soll, vom ersten Augenblick an eine Ahnung des Mislingens ihm gegenüber empfand. Die Geschichte des Philanthropins ist bekannt. Es wurde im J. 1793 aufgelöst, und dem hochherzigen Fürsten blieb für die bedeutenden Geldopfer die er demselben gebracht hatte der Ruhm eine völlige Umgestaltung des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland veranlaßt zu haben.

Auch die Kirche war und blieb für ihn ein Gegenstand seiner landesväterlichen Fürsorge. Beim Antritt seiner Regierung waren mit wenigen Ausnahmen die Geistlichen seines Landes ebenso roh, abergläubig und unwissend als die Bauern, deren Seelsorger sie sein sollten, und im Durchschnitt haßten sie die Aufklärung die der Fürst begünstigte und die Fortschritte denen er freie Bahn zu verschaffen suchte. Er griff in den ersten Jahren seiner Regierung nicht gleich handelnd und befehlend ein, weil er dem Zeitgeist vertrauete, und diese Hoffnung täuschte ihn auch nicht. Desto eifriger war er in der Verbesserung des Schulwesens. Er errichtete in Wörlitz ein Seminar für Dorfschullehrer, das eins der ersten in Deutschland war, verbesserte die Gehalte derselben, ließ neue, zweckmäßige Schulhäuser erbauen und wandelte den größten Theil der Landschulen in Freischulen um, in denen der Unterricht unentgeltlich ertheilt wurde. Die höchste Anerkennung verdient die Schonung mit der bei diesen neuen Einrichtungen das Alte beseitigt, und dabei doch mit unerschütterlicher Festigkeit das Neue, Zeitgemäße eingeführt wurde.

Das Ideal des Fürsten, das er schon als Jüngling mit Begeisterung erfaßt hatte und das ihm als Mann unwandelbar treu blieb, war: sein Land zu einer Freistatt des Lichts und des Wohlseins umzuwandeln, wo Jeder Befriedigung für Geist und Herz finde und Allen und Jedem die Bahn geöffnet und geebnet vorliege auf der er seine Fähigkeiten entwickeln und anwenden könne. Die unvergleichlich schöne und edle Humanität, die ein Grundzug seines Wesens war, bewahrte ihn dabei vor aller Einseitigkeit. Er liebte Kunst und Wissenschaft als die Schutzgenien seines eigenen Lebens, aber er suchte auch stets die gewöhnlichen Handwerker aus ihrem alten gewohnten Schlendrian emporzuheben. Er sorgte unermüdlich für Brot und Arbeit, und hat oft geäußert, Handwerker bedürften es in immerwährender Thätigkeit erhalten und vor Nahrungssorgen bewahrt zu werden; Künstler und Gelehrte bewahre schon ihr Genius vor Trägheit und Müßiggang.

So entstand auch die Chalkographische Gesellschaft im J. 1796, die zu ihrer Zeit viel Treffliches lieferte, und es that dem Fürsten leid als sie zehn Jahre später wieder einging. Auch für Theater und Musik, die beide in Dessau sehr vernachlässigt waren, ging eine neue Zeit an. Die weimarische Schauspielergesellschaft kam nach Dessau und fand großen Beifall. Der Fürst hatte eine kleine Kapelle, aber öffentliche Concerte gab es nicht, und kein Virtuose besuchte Dessau um sich hören zu lassen. Das Bedürfniß geistiger Vergnügungen ward aber immer lebhafter empfunden. Erdmannsdorf erhielt den Auftrag ein Schauspielhaus zu erbauen, in dem auch ein Concertsaal Raum finden sollte. Er selbst erlebte die Vollendung dieses Baues nicht, der zu den schönsten Denkmalen gehört die der edle, unvergeßliche Mann nachgelassen hat. Die Kapelle vergrößerte und vervollkommnete sich allmälig, und erhob sich später unter Friedrich Schneider's Leitung zu einer der vorzüglichsten in Deutschland. So wurde unter dem hochherzigen, geniusbegabten Fürsten Franz Dessau, in dem, wie die Sage berichtet, noch vor 150 Jahren Bären brummend frei durch die Stadt liefen, ein Wohnsitz der edelsten Humanität, und verdient neben Weimar einen Ehrenplatz in der Geschichte deutscher Bildung und Gesittung. Weimar hatte hellglänzende Gestirne, Dessau war ein glückliches Land, und Georg Forster und Humboldt nannten es das irdische Paradies.

Der Fürst machte trotz seiner großen Ausgaben nie Schulden; ebenso wenig sammelte er aber auch Schätze, sondern verwandte seine ganze Einnahme stets zum leiblichen und geistigen Wohl seiner Unterthanen. Welches andere Land als Deutschland vermag noch ein solches Fürstenbild aufzuweisen? Seinem deutschen Vaterlande gehörte Fürst Franz aber auch mit dem wärmsten Pulsschlag seines Herzens an. Er war einer der ersten Fürsten die dem von Friedrich dem Großen gestifteten Fürstenbunde beitraten, und Johannes von Müller nennt ihn in seiner Darstellung dieses Bundes „einen Landesherrn dem die Vervollkommnung seines Volks und Landes ein Studium sei und der, fern von den Systemen hinterlistiger Politik, in den Lauf der Geschäfte die Gerechtigkeit bringen möchte die in seiner Seele lebt".

Des Fürsten politisches Ideal war ein geist- und thatkräftiger deutscher Kaiser, der mit ebenso kräftigen und willigen deutschen Fürsten, großsinnig genug um ihre Haus- und Familieninteressen der Einheit Deutschlands und dem deutschen Volke opfern zu können, eine einzige, untheilbare und einige Verbrüderung bilden solle. Kaiser und Fürsten müßten alle drei Jahre persönlich mit vom Volk frei erwählten Vertretern ohne Prunk und kriegerische Spiele zusammentreten um sich über Deutschlands Wohl und Weh zu berathen und Entschlüsse zu fassen, die dann der Kaiser auszuführen habe. Das Volk müsse nicht blos seine Pflichten, sondern auch seine Rechte kennen lernen und sie zu wahren vermögen, und jeder Deutsche müsse sich überall auf deutschem Boden als Glied des Ganzen fühlen und bewegen lernen. Ueberall müsse freier Handel, freie Religionsübung stattfinden und von keinem confessionnellen Unterschied oder einer Berechtigung in dieser Beziehung irgendwo die Rede sein. Das

Volk sei immer empfänglich für das Wahre und Gute, also auch für die Freiheit, und er für seine Person sei überzeugt, daß das Volk bereitwilliger sein werde seine individuellen Interessen dem Staat zum Opfer zu bringen als der Adel, die Geistlichkeit und die Fürsten selbst. Das Volk lasse sich gern von Dem regieren und leiten der mit ihm gehe, stehe und falle, und Gut und Blut für das Volk daran setze. Willkür und Zwang erzeugten unfehlbar Haß und Widersetzlichkeit, aber das deutsche Volk unterwerfe sich willig weisen Gesetzen und einem gerechten Willen. Die Kirche sei eine Welterziehungsanstalt und müsse es bleiben, der Staat müsse aber ihre Diener beaufsichtigen. Wer den freien Geist verdummen und das Wort in Fesseln zu schlagen versuche, sei kein Christ, denn das Christenthum mache die Geister frei.

Je tiefer man sich in das Anschauen dieses herrlichen Mannes versenkt, und sein Leben und Wirken und seinen Willen betrachtet, je schwerer wird es sich in der Schilderung desselben zu beschränken, da die Bewunderung eines solchen Mannes gewiß eine der reinsten und süßesten Wonnen ist von denen sich unser Herz beseligt fühlen kann. Wie Fürst Franz auf Alle einwirkte die ihn näher kennen lernten, spricht der Herzog Karl August von Weimar sehr schön in einem Briefe an Knebel aus, der am 7. Juni 1780 in Wörlitz geschrieben wurde: „Der Fürst", schreibt er, „ist doch eine der schönsten Seelen die ich kenne. Ich habe nie Jemand gesehen der durch seine bloße Existenz allen Denen die um ihn sind mehr wohlwollende Treuherzigkeit und Menschenliebe mittheilt als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser bei ihm. Er ist trotz der Sinnlichkeit seines Wesens (denn daß er nicht im mindesten der Abstraction fähig ist, sehe ich alle Tage) so rein und lauter, so gemäßigt und liebevoll in seinem Leben, als vielleicht manche der Alten es durch die tiefste Weisheit und größte Bearbeitung ihrer Selbst es nicht zu werden vermocht haben."

Im J. 1807 nahm der Fürst als er dem Rheinbund beitrat den Titel Herzog an. Man hat ihn oft einer zu großen Anhänglichkeit an Napoleon beschuldigt; aber gewiß war dieser auch Meister in der Kunst edle Menschen zu gewinnen, und so glaubte auch der Herzog, es sei Napoleon's Plan alle Staaten zu einer großen Völkerfamilie zu vereinen, und unter ihnen einen ganz freien Verkehr sowol der Producte als auch aller Erzeugnisse der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur zu vermitteln. Man weiß auch wie hoch Napoleon den Herzog achtete, und wie er in Paris ausgezeichnet wurde. Diese Achtung hatte sich der Herzog durch sein Betragen im J. 1806 erworben. Der Kaiser kam damals nach dem Gefecht bei Halle nach Dessau, wo ihn der Fürst vor dem Schlosse empfing. Er trug zu seiner Husarenuniform den Schwarzen Adlerorden und gewann dem Kaiser durch sein ruhiges, würdevolles Benehmen Achtung ab. Dieser wurde nach einer kurzen Unterredung milde, heiter und herzgewinnend freundlich und lud den Fürsten ein zu ihm nach Paris zu kommen, wo er auf dem Lande ganz ungenirt leben solle und sie fleißig miteinander auf die Jagd gehen wollten. „Kann ich dem Fürsten von Dessau in irgend Etwas gefällig sein", sagte Napoleon beim Abschied, „so wünsche ich es gleich zu erfahren, denn ich habe Geschäfte." „Für mich persönlich bedarf ich Nichts", antwortete der Fürst, „aber für meine armen Unterthanen bitte ich um Schonung, denn sie sind alle meine Kinder." Auf einen Wink den der Kaiser an Berthier gab wurden darauf sogleich alle Foderungen zurückgenommen, jede Art von Gewaltthätigkeit streng verboten; Wörlitz erhielt sowie auch anderes fürstliches Eigenthum Schutzwachen. Es wurde viel Unglück abgewendet und den Greueln des Kriegs Grenzen gezogen. Hätte Deutschland mehre so wahrhaft deutschgesinnte Fürsten besessen wie der Herzog es war, so hätte es nie so tiefe Schmach erlitten wie ihm zu Theil wurde.

Im J. 1808 feierte sein Land die Jubelfeier seiner 50jährigen Regierung. Als er am Morgen dieses Tages aus dem Schloßfenster herab auf die versammelte Menge blickte, die dem allgeliebten Vater Franz ein jubelndes Lebehoch darbrachte, streckte er seine väterliche Rechte segnend aus, und rief ihr tiefbewegt mit voller kräftiger Stimme zu: „Gott segne euch, meine lieben, lieben Kinder! Vielen Dank!" Diese Jubelfeier war das schönste Familienfest eines ganzen Landes, von dem Geringsten und Aermsten wie von dem Reichsten und Vornehmsten herzlich gefeiert. Ein Tropfen der Seligkeit Gottes, allgeliebt und werth allgeliebt zu sein, füllte seine Seele. Herzog Franz hatte nie in höfischer Zurückgezogenheit, ungekannt von seinem Volke gelebt; er lebte in und mit seinem Volke, und wurde daher auch von ihm wie ein Vater geliebt und geehrt. Seine Humanität wurde aber nie Schwäche, er konnte auch zürnen und strafen, und wußte all und überall seine fürstliche Würde zu behaupten und geltend zu machen.

Doch war sein inneres Leben nicht ohne Stürme und ohne Kämpfe. Es ist schon im Anfang dieses Aufsatzes erwähnt worden, daß er dem Mädchen seiner ersten, reinen und wahren Liebe, der er seine Hand reichen wollte um mit ihr in England als Privatmann zu leben, auf Mahnungen Friedrich's des Großen entsagen und seine Hand der Prinzessin Luise von Schwedt reichen mußte. Die Prinzessin war schön, geistreich und edelgesinnt, aber eine Schwärmerin. Als sie ihren Gemahl nach England begleitete, blieben die Leute stehen um sie zu bewundern, und allgemein nannte man sie das schönste Paar in Europa. Der Anfang ihrer Ehe war glückverheißend; doch die sentimentale Schwärmerei der Prinzessin und die platonische Liebe, die sie dem jungen, leidenschaftlich glühenden, lebenskräftigen Mann widmen und sie von ihm in gleicher Art erwidert sehen wollte, wurde dem Glück ihrer Ehe schon in den Flitterwochen feindlich. Sie schloß sich ihren Freunden auf eine Art an die dem Herzog misfiel, und als sie vollends ihr Ideal in einem andern Mann gefunden zu haben glaubte, hielt sie es ihrer unwürdig das Eigenthum eines Mannes zu bleiben wenn ihr Herz einem Andern gehöre. Sie gestand dem Herzog offen ihre Liebe für einen andern Mann, und schlug ihm eine Trennung vor, die aber vor der Welt nicht als Scheidung erscheinen sollte. Ihm sollte die Wahl einer andern Geliebten frei stehen, während sie in der Seelenliebe des von ihr erwählten Freundes, der gleichfalls der Gatte einer Andern war, das Glück zu finden hoffte das ihre Sehnsucht träumte und sich idealisirte. Der Herzog weigerte sich lange in diesen Plan einzugehen. Zimmermann wurde als Arzt, Lavater als Gewissensrath befragt, und Beide stimmten für eine solche Trennung und von Seiten des Herzogs für eine Anknüpfung neuer Verhältnisse. Erdmannsdorf allein erklärte seinem fürstlichen Freunde mündlich und schriftlich, daß er sich erniedrigen würde, wenn er ein Verhältniß eingehen wolle dessen er sich zu schämen habe. Als doch geschah was unter diesen Umständen wol unvermeidlich genannt werden kann, zog Erdmannsdorf sich zurück, aber die hohe, edle Freundschaft die die beiden edeln Männer so viele Jahre verknüpft hatte blieb getrübt.

Dem ersten Verhältniß dieser Art folgten bald mehre. Die sittliche Kraft des Herzogs erlag im Kampf mit den Anfoderungen der Sinnlichkeit, und sein Wille sich selbst zu beherrschen wurde machtloser. Die Herzogin fand nach der Trennung zwischen ihnen auch nicht das Glück das sie sich erträumt hatte. Sie wollte nicht als Fürstin von Dessau, nur als Luise von ihren Freunden geliebt sein. Wie viel diese edle schöne Seele von Undank und Gefühllosigkeit von Menschen denen sie ihr ganzes Herz hingegeben hatte hat leiden müssen, darf nicht enthüllt werden. Sie blieb in allen Verhältnissen edel und würdig, wenngleich sie dem allgemeinen Menschenloos zu irren und zu fehlen nicht entgehen konnte. Sie hatte aber auch wahre edle Freunde und Freundinnen, in deren Kreis sie in der Schweiz einige schöne Jahre verlebte, und bis ans Ende ihres Lebens blieb sie mit ihrem Gemahl durch das Band gegenseitiger Hochachtung und sanfter Zuneigung verbunden. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 172. — 20. Juni 1848.

Ueber menschliche Entwickelung und Verirrung und das Treiben der Anhänger Fourier's in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

Das Ende des Bankets hatte einen weniger poetisch-idealen Schluß. Während einer Pause nämlich schaffte man die Geräthe des Saals beiseite, bildete aus zusammengerückten Stühlen, so gut es gehen wollte, ein Orchester, auf welchem vier Musiker Platz nahmen, und wer Lust hatte und Raum fand, stellte sich zum Tanze auf. Anfänglich blieb diese Belustigung in den Grenzen des Anstandes, aber bald ging sie hier und da in ein wenig Cancaniren über, was später so unzweideutig wurde, daß sich die resp. Herren Commissaire genöthigt sahen von ihrer Autorität Gebrauch zu machen, die namentlich mehre „Phalansterierinnen" traf welche schon früher durch ihr Benehmen angedeutet hatten, daß sie im nächsten Phalanstère schwerlich auf die Würde der „Vestalinnen und Demoiselles" Ansprüche machen, sondern sich höchst wahrscheinlich in die „Serie der Bacchantinnen" reihen würden.

Auch dieser Vorfall gab einen Beleg, daß die Universal-Harmonieaspiranten sich bei Gelegenheit recht gut mit den Freuden und Genüssen, Sitten und Gebräuchen der „Civilisirten" zu vertragen wissen, und selbst mit denen die unter diesen von der Moral, dem Anstande und der Policei verpönt sind.

Zu außergewöhnlichen Feierlichkeiten geben der Geburtstag und Sterbetag Fourier's unter seinen Bekennern Veranlassung. An beiden Gelegenheiten bietet man Alles auf um die Apotheose „des Retters der Menschheit" so vollständig als möglich zu machen. Dann steigt sogar Jupiter-Considérant, von der Elite seiner Priesterschaft, den Herren Cantagrel, Blanc, Weill, Frau Vigoureux u. A. umgeben, vom Olymp herab und zeigt sich dem Wonne und Ehrfurcht erfüllten Haufen. Gewöhnlich halten sich jene Herren etwas fern von diesem, um die Würde ihrer Göttlichkeit durch angemessenes Fernstehen vor den vulgairen Augen um so besser zu bewähren. Selbst einige, sich noch nicht öffentlich zum Panier Fourier's bekennende, mehr oder minder große Berühmtheiten in Kunst und Literatur mischen sich an diesen Tagen zuweilen unter das Israel des „Narren des Palais royal", und erheben durch ihre Gegenwart die Freude und Hoffnung desselben nicht wenig, indem ihm solche Demonstrationen dieser Autoritäten gleichsam ein untrüglicher Prüfstein und Unfehlbarkeitspaß zu Gunsten der vielfach angefochtenen und verlachten Lehre sind. So wohnte unter Anderm der geist- und phantasiereiche Eugène Sue öfters derartigen Festlichkeiten bei, und er wird seitdem von den Fourieristen mit Stolz als einer der Ihrigen betrachtet, was er auch durch seine letzte Erzählung von socialistischer Tendenz zu rechtfertigen scheint.

In solchen Versammlungen erreicht der Cultus, der Götzendienst, könnte man sagen, zu dessen Gegenstand der Erfinder der Universaleinheit unter seinen Gläubigen geworden ist, den höchsten Grad. Alles wirkt da darauf hin die ohnedies übertrieben geschäftige Einbildungskraft dieser Menschen noch mehr zu erhitzen. Bei der letzten Geburtsfeier thronte die mit Blumen bekränzte Statue des Meisters in der Mitte des Saals. Ueberall trafen die Blicke auf Inschriften und Symbole, welche den Ueberfluß, die Wonne, die Glückseligkeit verkündeten wovon das Reich der Harmonie erfüllt sein würde. Um aber den Contrast der Gegenwart mit dieser Zukunft noch schneidender zu machen, standen jenen Verheißungen die Namen der Mängel, Gebrechen und Laster woran die Menschheit schon lange litt, leidet und trotz Fourier noch leiden wird, wie finstere Gespenster zur Seite. Zum ersten male waren Frauen und Kinder zu einem derartigen Feste zugelassen worden. Letztere trugen Blumenkränze im Haar, und namentlich sie waren es denen in feierlicher Rede verkündet wurde, „daß sie bestimmt seien in das Reich der Vollendung einzugehen, das den sehnsuchtsvollen Blicken ihrer Erzeuger nur möglich werde in der Ferne zu schauen". Ungeachtet dieser etwas niederschlagenden Offenbarung war der Enthusiasmus ein ungeheurer; man nannte sich „Bruder, Schwester in Fourier", erklärte in mehren Dutzend Vivats, Trinksprüchen und Reden alle großen Männer von Erschaffung der Welt bis auf Fourier für Stümper; alle Werke der menschlichen Entwickelung im Verhältniß zu des Letztern Riesenempfängniß für Pfuschwerke u. s. w.

Hr. Considérant versteht es trefflich bei solchen Anlässen in seinen Reden den Prophetenton, den Seherton anzustimmen, auf das Gefühl, die Einbildungskraft seiner Zuhörer zu wirken. Zu meiner Rechtfertigung und um den Leser in den Stand zu setzen selbst urtheilen

zu können, theile ich aus dem Toaste den er an jener Festlichkeit sprach eine Stelle in Ursprache mit:

.... Que l'hymne de triomphe éclate enfin dans nos fêtes! Le jour de la justice se lève sur la terre. Le rédempteur social recevra bientôt l'hommage de la vénération et de la reconnaissance universelles!

En dix ans le point lumineux qui perçait à peine les ténèbres est devenu le soleil des intelligences; le chant isolé du prophète retentit en choeur immense au sein des nations. Chaque jour voit tomber une idole ou s'éclipser une étoile du vieux monde; et, du milieu des ruines, à travers la poussière des idées, s'élève de jour en jour plus radieuse, sur le piédestal de quarante siècles, la grande image de Fourier! etc.

In solcher Bildersprache war die ganze selbständige Rede des Altvaters gehalten. Aber dessenungeachtet und trotz aller Begeisterung für eine neue ideale Welt, trotz alles Ekels an den Mängeln, Gebrechen und Lastern der Gegenwart schloß das Auferstehungsfest auf höchst prosaische, vulgaire Weise — mit einem Tanze nämlich, der bald fast allgemein in den famosen Cancan überging, und in welchem die verrenkten Glieder, keichenden Lungen und rollenden Augen der Tanzenden nur zu sehr an jene Orte erinnerten wo zur Zeit in der „Hauptstadt der civilisirten Welt" eine niedere und vornehme Canaille in tollem Treiben aller Schicklichkeit Hohn zu sprechen sich erlaubt.

Der Todestag Fourier's gewährt den Epigonen des Propheten Veranlassung zu ähnlichen Demonstrationen, nur mit dem Unterschiede, daß diese dem sie veranlassenden Ereignisse angemessen, hauptsächlich der Klage und Trauer geweiht sind. Am genannten Tage begeben sich die Eifrigsten, die Würdenträger an der Spitze, in feierlichem Zuge auf den Kirchhof Montmartre, an das Grab des Verstorbenen. Hier ist es dann gleichfalls, wo sich eine nicht gewöhnliche Exaltation durch die excentrischsten Reden Luft macht, in denen sie „die Dummheit und Bosheit der Menschen verwünscht, mit welcher diese das größte Genie das die Erde je getragen elend zu Grunde gehen, den Gesandten Gottes, der einzig und allein und zum ersten male die Absichten, den Weltplan des Schöpfers begriff, unter Spott und Verachtung zur Grube fahren ließ" u. s. w. Dann zittern in so manchem Auge Thränen der innigsten Wehmuth, legen viele bebende Hände Immortellenkränze auf das Grabmal nieder. Ich erlaube mir auch aus einer solchen Grabrede einige Stellen wörtlich anzuführen:

.... Ce ne sont pas les pleurs versés sur ce froid monument, ô noble Fourier! qui pourront exprimer notre amour et notre respect pour ta mémoire. La pensée de tes souffrances au milieu de cette impure société, le souvenir de tes derniers moments viendront attrister notre âme jusqu'à notre heure suprême. Tu vins rendre à nos coeurs abandonnés la foi et l'espérance dans l'avénement prochain de ce règne du juste, du vrai, du beau, que Dieu nous réserve dans sa providence éternelle. Reconnaissance à toi, Fourier, pour ce bienfait!

Au milieu des fléaux dont la triste solidarité s'étend à toutes les classes, mais s'appesantit davantage encore sur les masses et les fait s'agiter de toutes parts; au milieu de tous ces enseignements prétendus religieux et philosophiques, de résignation à la détresse et d'inféodation au mal, dont la persistance semble avoir inscrit au seuil de la vie humaine cet arrêt de l'enfer: „Abandonnez l'espérance, vous tous qui entrez"; au milieu de cet océan de désespoir et d'erreurs qui nous environne, nous avons eu l'inappréciable bonheur, nous adeptes de la théorie sociétaire, de pouvoir connaître le remède à tant de calamités.

Ah! ne perdons pas un instant de vue qu'à nous appartient la sublime tâche de ramener dans la voie du vrai et du beau les peuples égarés dans ce grand labyrinthe tracé par le mensonge, l'erreur et l'iniquité. Sachons donc sans délai, sans tiédeur surtout, faire vibrer les essors de notre âme à la hauteur de cette ineffable mission!...

So lange sich das närrische Treiben auf den engen Kreis traulicher Conventikel beschränkte und die endlosen Jeremiaden über „den bodenlosen Verfall" der jetzigen Gesellschaft und „die schauderhafte Lasterhaftigkeit der Civilisirten" sich nur in allgemeine Phrasen kleideten, ließ man die Anhänger des originellen Reformators ungestört walten, nahm sich nicht die kleinste Mühe ihrer auch nur entfernt zu erwähnen. Diese stumme, aber verdächtige Kritik, welche nicht für Nachsicht die man mit der Unschuld oder Unzurechnungsfähigkeit haben müsse gedeutet werden konnte, schien dem Selbstbewußtsein der Herren Phalanstèrier von ihrer Bedeutung nicht recht zu behagen, und sie begannen bei Gelegenheit in mehr und mehr directer, bestimmter Kritik ihre Kraft zu versuchen. Solche Angriffe hatten, wie natürlich, Rückstöße zur Folge, die die Getroffenen um so schmerzlicher empfanden, je mehr sie mit Witz und Spott geführt waren. Die Erbitterung stieg auf beiden Seiten. Und als Anfangs Nov. 1845 die „Démocratie pacifique" die „Presse" beschuldigte sich mittels 80,000 Francs den Interessen Rußlands verkauft zu haben, wartete letztere nur auf eine Gelegenheit um Rache zu nehmen. Eine solche bot sich bald am Ende desselben Jahrs in einem vertrauten Circular, worin die „Démocratie pacifique" „ihren eifrigsten Freunden" bekannt machte, wie sie auf dem Punkte stehe zum ewigen Frieden einzugehen, wenn ihr nicht neue Opfer von Seiten „der Verfechter der unsterblichen Wahrheit" zu Hülfe kämen, was aber am besten und sichersten durch eine jährliche Rente, zu welcher Jeder nach Maßgabe seiner Mittel und seines Eifers beisteuern könnte, geschehen dürfte.

Dieses Circular ward von der „Presse" mit Randglossen abgedruckt, die nichts Anderes bezweckten als das redliche Streben der Unterzeichner desselben gar arg zu verdächtigen, sie des Charlatanismus, der Simonie zu zeihen. Solche Beschuldigungen konnten „Considérant und Comp." um so weniger gleichgültig sein, da sie den Erfolg des vorgeschlagenen Rettungsmittels nicht wenig zu lähmen, ja denselben zu vernichten drohten. In einer langen Erwiderung versuchten sich die Angegriffenen zu rechtfertigen und foderten die „Presse" auf ersterer ihre Spalten zu öffnen. Mit Recht oder Unrecht verweigerte Solches die „Presse", und die Beleidigten glaubten sich genöthigt ihre Vertheidigung in 100,000 Exemplaren abdrucken und austheilen lassen zu müssen und mittels einer Injurienklage Genugthuung von ihren Feinden zu verlangen.

Dieser Proceß hatte für die „Démocratie pacifique" keinen günstigen Ausgang, trotzdem daß sie ihn in allen Instanzen durchfocht. Das Urtheil der Richter entschied im Wesentlichen dahin, „daß die Angriffe der «Presse» gegen die «Démocratie pacifique» nicht als Verleumdungen, sondern als Polemik eines Journals gegen das andere zu betrachten seien, und erstere daher nicht verbunden wäre die Erwiderung letzterer zu veröffentlichen, weil dieser die eigenen Spalten als Kampfplatz zu ihrer Vertheidigung offen ständen".

Die Debatten die dieser Streit vor Gericht hervorrief gaben den Gegnern der „Démocratie pacifique" Gelegenheit auf so manche schwache Stelle des Fourieristischen babylonischen Thurmbaus und die Inconsequenz seiner Fortbauer ein Streiflicht zu werfen, das zuweilen allerdings nicht geeignet war Fourier's Nachfolger und ihr Journal den Richtern als eine gekränkte Unschuld darzustellen. So bemerkte unter Anderm der Advocat der „Presse": „welche Folgewidrigkeit es sei, wenn Menschen von einer Gesellschaft Recht verlangten welche sich zur Aufgabe gemacht hätten dieselbe Gesellschaft ohne Unterlaß als ein Chaos von Lastern, Verbrechen und Ungerechtigkeiten aller Art zu schildern". Einer der Richter bemerkte auf eine Lobpreisung der in Frage stehenden Socialreformart: „Allerdings würde dieselbe die Menschheit glücklich machen, wenn sie die Herren Fourieristen in Ausführung zu bringen vermöchten, woran aber sehr zu zweifeln sei; zu solcher irdischen Glückseligkeit sei die menschliche Natur zu unvollkommen." Einem derartigen Urtheil in dem Munde eines Richters in der Weltstadt kann eine gewisse Autorität nicht abgesprochen werden. Denn wenn der Mensch vermag tiefe Blicke in das räthselhafte Gemisch von Gut und Schlecht des menschlichen Herzens zu thun, zuweilen dessen verborgenste Falten zu sondiren und so seine eigene Kenntniß zu erlangen, so bietet sich unbedingt den Verwahrern der Gesetze inmitten einer concentrirten Menschheit, wie sie Frankreichs Hauptstadt enthält, reiche Gelegenheit zu Beobachtungen und Erfahrungen dar.

Einen ähnlichen Proceß hatte die „Démocratie pacifique" um dieselbe Zeit mit der bereits mit ziemlichem Scandal verschiedenen „Époque". Aber auch aus diesem ging erstere nicht siegreich hervor. Diese Erfahrungen und die bedeutenden Gerichtskosten welche das Appelliren an alle Instanzen der „Démocratie pacifique" verursachte, lassen sie nun, wie es scheint, ernstlich an aller Gerechtigkeit in unsern gegenwärtigen Zuständen zweifeln, und sie erklärte ihren Lesern feierlich, „daß sie von nun an sich nie wieder einfallen lassen werde auf gerichtlichem Wege Genugthuung zu suchen, möge man gegen sie unternehmen was man wolle, sie aller Todsünden beschuldigen".

Ein tiefer Grimm bemächtigte sich seitdem des Fourieristischen Organs, namentlich gegen die zur Zeit an der Spitze der Verwaltung stehenden hohen Functionnaire, der sich in den heftigsten Kritiken und Ausfällen äußert. Nebenbei schildert es, wie früher, die gegenwärtigen socialen Verhältnisse und Zustände mit den schwärzesten Farben, diesem Schreckensbilde zuweilen schimmernde Skizzen aus Fourier's Glückseligkeitsreiche zur Seite stellend.*)

Dieses Journal ist daher gleichsam eine Art Don Quixote unter der pariser Tagespresse. Ueberall sieht es Drachen und Ungeheuer, Nichts als Fäulniß und Elend im Gesellschaftskörper. Nach ihm haben menschliche Erniedrigung und Entartung noch nie einen so hohen Grad erreicht als in unsern Tagen. Aber mit gleich unerschrockenem Muthe kämpft es sowol gegen alle Riesen und bösen Zauberer der Wirklichkeit als, und nicht selten, gegen die Windmühlen seiner Einbildungskraft, dabei sich genöthigt sehend sein Rüstzeug aus den freiwilligen Gaben einiger getreuen Sancho Pansa zusammenzustoppeln und zu unterhalten. Aber auch ihm lächelt durch alle Gefahren, wie dem Helden der Mancha, das Bild einer übermenschlich schönen, zu ersiegenden Dulcinea — Fourier's geträumte „Universalharmonie".

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß dieser Artikel vor der Februarrevolution abgefaßt wurde. D. Red.

Neue Romane.

1. Erzählungen aus der Mappe einer Deutschen in London (Amely Bölte). Leipzig, Grunow. 1848. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Verf. bekennt sich in der Vorrede zu einer Verehrerin Rahel's, der das vorliegende Werk auch gewidmet ist, weil diese auch die Bürde gefühlt die das conventionnelle Leben Demjenigen auferlegt der in sich selbst einen Richter findet, welcher Höheres erheischt als hergebrachter Sitte fröhnen, und dem deshalb das Kleinliche zu klein, die bloße Form eine Fessel ist die sich freiem Sinne anlegt oder nicht anlegen läßt. Ihr auch war die Gesinnung Alles, und die That gewann erst ihren Werth insofern sie aus dieser hervorging. Sie stand über dem Leben und lebte es doch und blieb sich selbst treu. Die Verf. bekennt sich zu gleichen Ansichten. Vielleicht mögen ihr die Formen besonders drückend erschienen sein, weil sie in das Prokrustesbett des Hergebrachten gespannt wurde. Die „Gedächtnißfeier in Orford" erweckt in ihr die religiöse Opposition, welche sich gegen das genteel der Hohen Kirche ganz besonders richtet; der Gottesdienst des Doctor Pusey will ihr ebenso wenig gefallen wie die Vorlesungen des Herrn Doctor Benet über das erste Buch Moses, nach welchem er die sieben Schöpfungstage erklärt. Ihre Opposition richtet sich auch gegen die seidenen Gewänder der vornehmen Studenten und gegen die Goldquaste an den Mützen, welche nur dem Lord zukommt. Auch gegen die Strenge welche die geschiedenen Ehegatten verfolgt, gegen den Gebrauch der englischen Geistlichkeit ihre Stellen zu kaufen. Sie meint, ein Prediger sei nie ein vollkommen aufrichtiger Mensch; „er kann es nicht sein, er beschwört was er nicht glaubt und lehrt selten was er beschworen". Auch gegen die Erziehung der englischen Kinder findet sie Manches einzuwenden, und gewiß mit Recht. Sie vergißt indeß hervorzuheben, daß Alles zu dem aristokratischen System gehört, welches dort consequent durchgeführt wird, und vom Grund aus aufgebaut werden muß, wenn es halten soll. Auch in dem letzten Aufsatz, „Scenen aus London", werden englische Verhältnisse gegeißelt und die untergeordnete Rolle welche Künstler in den aristokratischen Kreisen spielen hervorgehoben; sie werden bezahlt, Das genügt um sie von den Aristokraten zu scheiden, und wenn sie eingeladen werden, so geschieht es um ihre Künste zu üben und zu unterhalten. Die Verf. idealisirt die deutschen

Künstler welche diese Erfahrung machen keineswegs, und gibt zu verstehen wie die Mehrzahl sich sehr bald an die Guineen gewöhnt welche solche Einladungen ihnen einbringen wenn auch hier und da Einer wol indignirt versichert: „Ein deutscher Sänger vermiethet sich nicht."

Außer diesen Lebensbildern aus England enthält das vorliegende Buch einige Erzählungen, welche ebenfalls im englischen Boden wurzeln. Die eine: „Die Frau des Missionnairs", ist originell, und man fühlt, daß Wahrheiten zum Grunde liegen. Die Tochter eines Pairs zieht mit dem deutschen Lehrer nach dem Cap der guten Hoffnung, wo er als Missionnair wirken soll. Das Ehepaar lebt auf dem Lande, indeß vermißt man dabei jede Art von Schwärmerei, jeden romantischen Schwung. Die Frau ist eine praktische Engländerin wie sie sagt, und nimmt das Leben wie es ist. Sie schafft und wirkt, während der deutsche Gatte Heiden bekehrt, und am Ende eine schöne Indianerin verführt. Er muß die Gegend verlassen, weil man selbst in jenen Regionen diese Art von Bekehrungen nicht liebt, und die Gattin bleibt noch einige Zeit zurück um die Geliebte ihres Mannes in den Wochen zu pflegen, ihre Schande vor dem gestrengen Vater zu bergen und dann das Kind einer verbotenen Liebe ihrem Manne nachzuführen um es unter seinen Augen zu erziehen. Der deutsche Gemahl würde es vielleicht lieber gesehen haben, wenn sie in eine Trennung willigen und sich mit dem verbannten italienischen Grafen, ihrem Hausgenossen und Sprachlehrer, hätte trösten wollen. Der Deutsche steht nicht hoch genug als Charakter um die verwöhnte Engländerin über Tabacksrauchen, Ausspucken und andere deutsche Angewohnheiten zu versöhnen; sie übernimmt indeß die Aufgabe einer Ehe ohne Liebe, und führt sie durch ohne Liebe, denn die Untreue ihres Gatten und seine schlechte Handlung erwecken in ihr nur Edelmuth, nicht Schmerz und nicht Abscheu.

Die Erzählung „Der Jesuit und sein Beichtkind" hat ergreifende Momente, und ist ebenfalls voll bittern Tadels gegen Englands Sitten und Lebensweise, gegen die hinter Vorurtheilen verbarricadirte Aristokratie. Der Leser folgt gern den Reflexionen, Bemerkungen und Darstellungen welche die Erzählungsfäden umspinnen, und fühlt, daß wenn auch nicht ohne Bitterkeit geschrieben, sie einer gebildeten Feder entflossen, welche berechtigt ist an Rahel das Wort zu richten, und sich der großen edeln Frau, welche allen Frauen so gern mit dem Licht der Wahrheit vorgeleuchtet hat, befreundet zu fühlen.

2. Bernhard von Bellinghausen. Roman von Ernst Fritze. Zwei Theile. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1848. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das sehr hübsch erzählte vorliegende Werk ist blos ein Gesellschaftsroman, ohne historische, politische, religiöse oder sonstige Tendenz, aber er ist frisch, mit Sorgfalt geschrieben, wohl erdacht und trefflich ausgeführt. Man könnte vielleicht den Helden der Schwäche zeihen, vielleicht auch einer an Verstandlosigkeit grenzenden Verblendung; wir könnten finden, daß der Baron Jacobs doch gar zu schlecht ist und das böse Princip gar zu offenkundig zur Schau trägt, trotzdem aber immer noch Schaden anrichtet und bezaubert; man könnte mancherlei kleine Rügen ergehen lassen, — und doch wird der Leser den Roman immer mit Freuden lesen, weil er so wahr, so lebendig ist und seine Gestalten so anziehend sind, so wohl charakterisirt, keine geschmeichelt und viele doch so schön begabt. Die Charaktere der Frauen sind mit viel Glück durchgeführt, Josepha, das schöne, kräftige, kluge, edle Wesen, welche als eben aufblühendes Mädchen noch Turnersprünge und manche unweibliche Bewegungen sich erlaubt und später sich zur vollendeten Weiblichkeit entfaltet. Ericka, die schöne junge Gattin eines alten Mannes, so ordentlich, so gehalten, so hausfraulich, und später so voll Eigensinn und kaltem Egoismus. Auch Martha, die geschwätzige Cousine, bleibt sich treu in ihrer Intriguensucht. Bernhard von Bellinghausen ist von einem strengen Vormund erzogen und den Versuchungen der Welt fern gehalten worden. Der Baron Jacobs in hämischer Rachsucht gegen diesen Vormund sucht ihn zum Bösen zu verführen; erst hofft er in ihm eine Leidenschaft für die schöne Ericka zu erwecken, und als durch Zufall der junge Mann die Ohrfeige erhält welche dem alten Verführer zugedacht ward, hetzt er ihn zu einem Duell auf, wobei die Kugel den zu Hülfe eilenden Vormund und Wohlthäter trifft. Der erschrockene junge Mann wird nun fortgeführt auf eine Reise, und Jacobs bringt ihn in schlechte Gesellschaft, zu Schauspielern und Spielbänken. So führt der Roman durch mancherlei Kreise, bis die Geschichte endlich mit der Vermählung Bernhard's und Josepha's endigt, nachdem Beide sich gegenseitig mit Liebeszweifeln und scheinbarer Kälte geplagt haben. Daß Jacobs die schöne verwitwete Ericka umstrickt um seinen zerrütteten Vermögensumständen durch ihre reichen Revenuen wieder aufzuhelfen, überrascht den Leser, welcher eigentlich auf eine strafende Nemesis gefaßt war.

3. Ein Brautkuß. Irische Novelle von Ernst Willkomm. Zwei Theile. Leipzig, F. Fleischer. 1848. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

James Lynch, der Richter von Galway, schwört an der Leiche seines gemordeten Schwiegersohns dem Mörder Rache und Tod. Der Mörder ist aber sein eigener Sohn, welcher in der leidenschaftlichen Verblendung der Eifersucht an dem Schwager, weil dieser von seiner Braut einen Kuß erbat, das Verbrechen übt. James Lynch meint als Richter und als Mensch dem Eid nachkommen zu müssen, und gegen die Liebe gestählt, unerschütterlich bei allem Zureden seiner Familie, auch der Braut seines Sohnes, überliefert er den jungen Mann der Jury, und stellt selbst das Verbrechen in so grelles Licht, daß das Schuldig ausgesprochen wird. Nun ist aber der junge Mann ein Liebling des Volks, welches ihn befreien will; es findet sich kein Scharfrichter das Urtheil zu vollziehen. Das Todesgerüst wird zerstört und das Gefängniß erstürmt. Lebenslust und Lebenshoffnung zieht ein in die Seele des Verurtheilten. Da erscheint sein sonst so liebender Vater im Gefängniß und kündigt sich selbst als den Vollstrecker des Urtheils an. An einem Dolchstoß von der väterlichen Hand stirbt der Sohn in des Vaters Armen. Das Hauptfactum dieser Erzählung scheint einer Chronik entlehnt; die Ausführung und Ausschmückung ist nur theilweise gelungen. Irische Nationalgestalten sind glücklich im Verlaufe der Begebenheiten verwendet, und der zweite Theil ist voll Leben und Wahrheit, eine glückliche Vereinigung von Ereignissen mit Herbeiführung von Schilderungen äußerer und innerer Zustände, während der erste Theil sehr breit und schleppend sich nur um die Verstimmung der Liebenden dreht. Ref. bedauert, daß der vorliegende Roman nicht blos in einem Theile dem Lesepublicum vorgelegt wurde. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 173. —— 21. Juni 1848.

Ueber menschliche Entwickelung und Verirrung und das Treiben der Anhänger Fourier's in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

Nun einige Worte über die Taktik die die streitende Kirche Fourier's in ihren Propagations- und polemischen Schriften beobachten, und folglich den Hauptcharakter der letztern. Diese Kriegskunst besteht vorzüglich darin, daß man, wie gesagt, mit einer fast unvergleichlichen Vehemenz alles Bestehende angreift; mit einer Falkenscharfsicht den Mängeln und Gebrechen der Gegenwart nachspürt und sie furchtlos und rücksichtslos ans Tageslicht zieht; in unsern socialen Zuständen überall nur auf das Uebel, die Schattenseite hinweist und diese nach dem jedesmaligen Zwecke noch schwärzer zu machen sucht als sie in der That wirklich ist; daß man die betrübenden Folgen welche so oft aus der Verachtung von Sitte und Gesetz für das Individuum entspringen stets als ein Werk der Institutionen unserer Civilisation erklärt; unbeschränkter Befriedigung sinnlicher Begierden das Wort redet und Lüsternheit zu wecken sucht; kurz, daß man die ganze menschliche Entwickelung als ein Werk der Lüge und des Irrthums, als einen Inbegriff des Lasters, Jammers und Elends schildert und diesem Allen endlich Fourier's entdeckte „unité universelle" gegenüberstellt und als einziges unfehlbares Rettungsmittel nicht immer auf allzu tolerante Art anpreist.

Um bei dem Leser nicht vielleicht selbst in den Verdacht der Uebertreibung zu kommen, erlaube ich mir gleichfalls eine Stelle aus einem neuern Schriftchen der Schule Fourier's, „Cri suprême, appel aux honnêtes gens, par *J. Journet*, disciple de Fourier" (Paris 1846), anzuführen. Nachdem sich der Verf. einzeln an alle Stände gewendet, ihnen ihre Sünden und Verbrechen vorgehalten und sie aufgefodert hat den alten Adam der Civilisation auszuziehen, und endlich in das Reich der Wahrheit, d. i. Fourier's, einzugehen, schliest er mit folgender höchst liebenswürdigen Formel:

Au Monde.

Et je crie anathème! . . .

Au nom de la foi, au nom de la science, au nom de la justice humaine et divine, qu'il soit anathématisé celui qui, en face de tant d'affirmations, toutes conformes à l'idée que nous devons nous faire de la puissance et de la bonté du Créateur, ne voudra pas sacrifier un quart d'heure chaque jour, pendant un mois, pour s'assurer, par une étude consciencieuse, si la doctrine du Messie scientifique lui semble capable d'enfanter les merveilles qu'elle promet au monde; et si, en un mot, elle est inspirée par le génie des ténèbres ou par l'esprit de vérité.

Que celui qui, sans motif valable, ne voudra pas faire cette étude, soit anathématisé!

Au nom de la foi, au nom de la science, au nom de la justice humaine et divine, qu'il soit deux fois anathématisé celui qui, après avoir pris connaissance de la révélation nouvelle, et s'être assuré (selon le degré de son intelligence) qu'elle peut être utile à ses frères, si celui-là reste impassible, et ne fait rien pour la propager, qu'il soit deux fois anathématisé!

Certains peuples de l'antiquité punissaient de mort l'homme qui, voyant un de ses semblables en danger, ne s'empresse pas de le secourir.

Aujourd'hui, l'humanité presque entière se meurt. Trente mille individus, tous les jours, sur le globe, meurent victimes de lois barbares, de préjugés sauvages. La misère engendre les trois quarts des crimes, l'ignorance enfante le reste. Je le dis, — je le crie, — je le proclame en face du ciel et de la terre, la science du bonheur existe. De quel nom flétrir les êtres affreux, les êtres exécrables, les êtres abominables qui, ayant vu la lumière, ne feraient aucun effort pour proclamer son apparition!

Au nom de la foi, au nom de la science, au nom de la justice humaine et divine, qu'il soit trois fois anathématisé celui qui, le salut du monde étant en jeu, *condamnera sans entendre!*

Le siècle cherche la loi du progrès, elle est trouvée!!! Le nombre, le mérite, le courage, la persévérance des véritables champions de la cause sainte, auraient dû éclairer depuis longtemps ceux qui ne sont pas entièrement corrompus. Quoi qu'il en soit, à tout pécheur miséricorde. Mais après ce jugement dernier, après cet appel suprême, que celui qui résiste encore soit trois fois anathématisé par les hommes et par Dieu!

Ein Hauptkunstgriff der Politik der Fourieristischen Missionnaire ist der, daß sie vorzugsweise auf die Frauen einzuwirken, diese ihrer Sache zu gewinnen suchen. Dies geschieht nun einestheils, wie ich schon andeutete, dadurch, daß man die Stellung des Weibes in unserer Gesellschaft als ein Werk barbarischer Unterdrückung, die sich der Stärkere über den Schwächern angemaßt, bezeichnet und consequent alle das gegenseitige Verhältniß beider Geschlechter bestimmenden Gesetze und Gebräuche attakirt, ihre Ungerechtigkeit und Naturwidrigkeit zu beweisen und ihnen folglich Gleichgültigkeit und

Verachtung in dem Herzen des Weibes zu erwecken sucht; anderntheils, indem man Letzteres schon diesseits fast für ein überirdisches Wesen erklärt, es als einen Inbegriff aller Tugenden und Vollkommenheiten darstellt, der verdiene von dem huldigenden Schöpfungsreste auf den Händen getragen, auf Weihrauchwolken gebettet zu werden. Solche chevalereske Verehrung, worum der Ritter aus der Mancha seine modernen Ordensbrüder beneidet haben würde, ist allerdings geeignet, findet sie gelehrige Ohren, eine nicht geringe Selbstschätzung im Gemüthe des Weibes zu erzeugen, es mit der Wirklichkeit zerfallen zu machen und dem Kanaan Fourier's zuzuführen. Und geht die Hoffnung der Gläubigen an den Messias des Palais royal wirklich in Erfüllung, daß die „attraction passionnelle" in kurzem die Weltoberfläche umgestalten werde, so werden die Damen Laffarge und Lola Montez keine Seltenheiten mehr sein und der Regeneration mittels Arseniks, der Hetzpeitsche und anderer drastischen Mittel weidlich in die Hände arbeiten.

Es ist also eine besondere Aufgabe dieser Art Socialisten neben der bittersten Kritik aller bestehenden Verhältnisse und Zustände der Liederlichkeit, wenn auch auf mehr oder minder directe Weise, das Wort zu reden. So enthielt vor einiger Zeit das Feuilleton der „Démocratie pacifique" in einem Artikel, „La part des femmes", die Schilderungen wahrer Bordellscenen, die mit dem unverschämtesten, wohlgefälligsten Detail erzählt waren, und die Behörde veranlaßten zur Beschlagnahme zweier Nummern dieses Journals zu schreiten, welcher eine Verurtheilung des Gerant zu einem Monat Gefängniß und 100 Francs Strafe folgte.

Die Regierung beginnt daher dem immer kühner und kecker auftretenden Fourieristischen Treiben seit einiger Zeit mit wachsamem Auge zu folgen, und wartet wahrscheinlich nur auf eine Gelegenheit um durch einen Machtspruch dem ganzen Wesen ein Ende zu machen, wie sie früher mit ähnlichem St.-Simonistischen Unfug that. Schon jetzt gibt sie bei Gelegenheit ihren Groll zu erkennen. So verbot sie den Maires und Präfecten ferner den reisenden Aposteln der Phalansterier die Benutzung der von der öffentlichen Verwaltung abhängigen Locale für ihre Vorlesungen zuzugestehen, was mehre jener Fonctionnaire wahrscheinlich mehr aus Neugierde, die alles von Paris Kommende im Franzosen der Provinz erweckt, als aus dem Wunsche zur Fahne Fourier's zu schwören gethan hatten.

Was nun das Verhältniß der Bekenner des Fourierismus zu den übrigen Parteien betrifft, welche mit ihnen concurrirend, aber auf ganz verschiedenem Wege, in die Fortbildung und Umgestaltung der Zeit wirksam einzugreifen wünschen, so ist es kein freundschaftlicheres als das dessen sie sich von Seiten der Regierung erfreuen. Die Parteigänger politischer Reformen, welcher Farbe sie auch angehören, welche Regierungsform sie auch für die vollendetste erklären mögen, wollen Nichts wissen von „den Chimären und Faseleien der Brüder in Fourier", die die Anmaßung haben sich einzig und allein für die wahrhaft Berufenen zu halten. Die liberalen Organe der Tagespresse erwähnen Fourier's Visionen und seiner Schüler Hoffnungen nicht anders als sie die Geißel des Spottes und des Lächerlichmachens fühlen zu lassen. Keins ließ sich zu einer ernsten Bekämpfung herab. Vor mehren Jahren schon ließ Arago in der Kammer einige den Fourierismus kritisirende Worte vernehmen. Man müsse nämlich, sprach er ungefähr, das Volk durch vernünftige Concessionen zu befriedigen suchen, für seine zeitgemäße Entwickelung und Fortbildung Sorge tragen, damit es nicht auf Absurditäten verfalle wie der Fourierismus u. dgl. Das nahmen aber die Jünger der Universalharmonie stark übel. Es fehlte nicht an offenen Briefen „A Monsieur Arago", an Widerlegungen und Verweisen. Und seitdem sind die Beleidigten in Bezug auf den hochverdienten Gelehrten und gefeierten Mann des Volks ziemlich schlechter Laune.

Die Journale der herrschenden Kirche, der strenggläubigen und ultramontanen Parteien sind, wie sich von selbst versteht, außer sich vor Entrüstung über „die Frevel des Fourieristischen Unwesens, das auf nichts Geringeres hinwirke als ein modernes Heidenthum an die Stelle des Christenthums zu setzen". Und bei Gelegenheit machen sie Ausfälle, die in Hinsicht auf Form und Inhalt sehr verschieden, aber stets einer grimmen Bitterkeit voll sind. Diejenigen Blätter welche auf Ernst und Tiefe, gründliche Wissenschaftlichkeit u. s. w. Ansprüche machen beobachten ein in wirklicher Geringschätzung begründetes oder affectirtes Schweigen. Dieses brach das „Journal des débats" erst kürzlich zum ersten mal, um dem Fourieristischen Socialismus alle Bedeutung abzusprechen und ihn höchstens gut für einen Gegenstand der Persiflage zu erklären. Die communistischen Schulen endlich von echtem Schrot und Korne, wie die an deren Spitze der famose Cabet steht, wollen Nichts wissen von einer Wahlverwandtschaft mit „den Brüdern in Fourier", die sie höchstens Utopisten, socialistische Caricaturen nennen.*)

So wenig Sympathie, so vielseitige Angriffe mußten natürlich auf die Dauer auch die zäheste Geduld ermüden, die sanftesten Gemüther verbittern. Und so kam es auch. Nachdem alles Exponiren, Definiren und Demonstriren der „leidenschaftlichen Anziehungskraft und Universaleinheit" Nichts half, die Tauben nicht hören, die Blinden nicht sehen wollten und die Geringschätzung und Verspottung fortwährte, griff man zu andern, wenn nicht wirksamern, doch leichter zu führenden Waffen, denen

*) Dann und wann machten die Phalansterier Versuche mit den Communisten wenn nicht eine Vereinigung, doch eine Annäherung zu bewirken, welche der Erstern materielle Kraft und moralische Bedeutung wesentlich heben würde. So theilte die Fourierist-Socialbuchhandlung vor kurzem (Ende August 1847) ein Schriftchen gratis aus: „Appel au ralliement des socialistes, lettre de Mr. Rey, de Grenoble, communiste; suivi de: Les deux communismes, par Mr. *Victor Considérant*, phalanstérien", welches das Werk der Versöhnung zwischen beiden Rivalen fördern soll.

einer genialen Grobheit. Wer nicht an die „théorie des quatre mouvements" u. s. w. glauben will, ist ein „Dummkopf, kurzsichtiger Pedant, ein verknöcherter Schulmeister, ein Esel" u. s. w. So ging es kürzlich dem Verfasser des angedeuteten Artikels im „Journal des débats", so ging es Arago, Lamennais, Balzac und vielen andern, weniger bekannten Gegnern welche sich die Freiheit nahmen die gepriesene Unfehlbarkeit der „attraction passionnelle" als Weltregenerationsmittel in Zweifel zu ziehen. Die Reizbarkeit der „Démocratie pacifique" ist gegenwärtig zu einem solchen Grade gestiegen, daß sie der kleinste Einwurf, der geringste Zweifel in Harnisch bringen kann und sie demnach leicht, statt in „Universalharmonie", in einen Universalkrieg gerathen dürfte.

Aber ungeachtet dieses Alleinstehens, dieser Anfechtungen, Kämpfe und Kränkungen hält das Häuflein fest zusammen, läßt sich nicht irre, von dem zu erstrebenden Ziele nicht abwendig machen, und tröstet sich mit Colombo, Galilei, Christus, Huß und überhaupt mit allen ausgezeichneten Männern und ungewöhnlichen Erscheinungen, auf welchem Gebiete sie sich auch gezeigt haben, die bei ihrem Auftreten von ihrer Zeit verkannt und verfolgt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reden und Redner des ersten Vereinigten preußischen Landtags. Herausgegeben von R. Haym. Berlin, Duncker u. Humblot. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schon als das Patent vom 3. Febr. 1847 erschien, dieser ohnmächtige Schein einer preußischen Landesvertretung, erhoben sich überall Stimmen von Kraft und Gesinnung welche die Zweideutigkeit dieses Geschenks deutlich auseinandersetzten. Am 11. April wurde der Landtag durch eine historisch merkwürdige Thronrede eingeleitet, und selbst in seinen engen Fesseln, auf seiner unpopulairen, privilegirten Basis entwickelte er so viel Leben und Opposition, daß er das Erstaunen Deutschlands auf sich zog. Er, das vom Absolutismus noch furchtbar eingeschnürte Kind, war ein erstes Lallen, aber zwischen dem ersten Landtage und dem Heute liegt eine furchtbare Kluft, es liegen dazwischen der 18. und 19. März, es liegen dazwischen die berliner Barrikaden.

Unter dem Eindrucke der großen Gegenwart müssen natürlich die Reden und Redner des ersten Vereinigten preußischen Landtags in einem ganz andern Lichte angesehen werden als der Verf. vorliegender Schrift sie betrachtete. Diese Schrift mit ihrer Analyse der einzelnen Reden und Redner ist noch unter dem Einflusse des vorjährigen Enthusiasmus geschrieben, der an den ersten Vereinigten Landtag trotz seiner factischen Resultatlosigkeit eine neue Entwickelung Preußens zu knüpfen suchte. Wer glaubt nun noch daran? Gewiß, der Verf. selber nicht mehr. So jagt die Geschichte vorwärts. Leute die sich auf dem ersten Vereinigten Landtage als Heroen geberdeten sind, mit dem heutigen Maßstabe gemessen, ganz gewöhnliche kleine, zaghafte Leute, und was damals Opposition war Das erscheint heute schon als Reaction; denn was der Landtag foderte reicht beiweitem nicht an die Bedürfnisse welche heute befriedigt werden müssen, wenn Preußen in der Geschichte eine Macht bleiben will, nicht einmal an Das was die Krone schon befriedigt hat. Die Männer der ersten Landtagsopposition sind zum Theil schon preußische Staatsminister geworden. Trotzdem kann aber nicht geleugnet werden, daß der Verf. im Allgemeinen mit Geist und Scharfsinn die einzelnen Redner und Reden charakterisirt, und daß er besonders die individuellen Nuancen mit Geschick aufzufassen und auseinanderzuhalten wußte.

Wir wollen hier nur noch einige Worte über die Charaktere sagen welche am ersten Landtage erschienen und auch noch für die Gegenwart und Zukunft der preußischen Geschichte ein verschiedenartiges Interesse einflößen müssen.

Der Graf v. Arnim war von dem König an die Spitze des neuen Ministeriums gerufen worden als das berliner Volk auf den Straßen das alte System vernichtet hatte. Aber die ganze Vergangenheit des Grafen v. Arnim, sowol seine frühere Ministerleitung als seine Stellung im ersten Landtage, konnten in uns keinen Zweifel darüber lassen, daß der Graf v. Arnim eine Unmöglichkeit war für eine wahrhaft volksthümliche Regierung. Das Volk glaubte das alte System vernichtet, und der König gab ihm ein Ministerium Arnim, welches die arrière pensée des alten Systems in sich trug; der Graf v. Arnim an der Spitze des Ministeriums war ein Nothanker für die tief gedemüthigte Aristokratie und Bureaukratie. Hätten wir schon längere Zeit Preßfreiheit gehabt, wäre das Volk dadurch mit dem Charakter und der Tendenz des Grafen v. Arnim vertraut gewesen, es hätte sich dieses Ministerium mit dem Ausdruck der Bureaukratie und der Aristokratie an der Spitze niemals gefallen lassen. Haym charakterisirt das System des Grafen Arnim vortrefflich indem er davon sagt: „Er verzichtet seine individuelle Ansicht durchzusetzen, aber er verzichtet nur deshalb darauf, um in dem schließlichen Resultat der Debatte seinen Einfluß um so gewisser wieder zu erkennen. Er verficht nicht trotz aller gegnerischen Ansichten die seinige, sondern er verficht sie nur so weit als die Umstände es zulassen; ja er hat keine Ansicht als die welche unter den gegebenen Umständen durchzubringen ist. Er sieht was unter den vorliegenden Verhältnissen das Mögliche, das Zweckmäßige, das Angemessene ist. Er ist nicht der Mann des Princips, vielmehr des Transigirens, nicht der Mann des Rechts, sondern der Billigkeit. Er ist der Vermittler, der Diplomat."

Den Platz welcher durch den Sturz des verhaßten Ministeriums Eichhorn leer wurde hat der Graf v. Schwerin eingenommen. Schon seine frühern Beziehungen zu dem großen Schleiermacher, noch mehr aber seine Ansichten welche er auf der Generalsynode aussprach lassen von ihm als Cultusminister ein System der kirchlichen Toleranz und Freiheit erwarten. Er nahm auf der Generalsynode das presbyteriale Element der Kirchenverfassung am kräftigsten gegen das consistoriale in Schutz; ob er aber fähig sein wird, nachdem das Eichhorn'sche Ministerium die preußische Kirche und Schule, selbst die Wissenschaft vollständig nach allen Seiten hin demoralisirt hat, auszurotten was ausgerottet werden muß, und aufzubauen was aufgebaut werden muß, Das wird die nächste Zukunft lehren. Haym charakterisirt ihn, daß er „vielmehr ein sittlicher als ein politischer Charakter ist". „Schwerin ist kein Mann der Partei. Weder als Führer noch als Geführter gehört er einer Partei an." In seiner Freisinnigkeit, wie sie gegen die absoluristischen und ultrabureaukratischen Elemente des ersten Landtags hervortrat, wird man leicht die conservative Gesinnung erkennen. Ob er hinlänglich geistig befähigt ist für die schwierige Stellung welche er jetzt einnimmt, ob er außer der Treue gegen den König auch die Rechte des Volks in ihrer ganzen Ausdehnung schützen wird, Das soll uns die nächste Zukunft lehren. Beim Bescholtenheitsgesetze, beim Judengesetze, endlich in den Ausschüssen ließ er Ansichten laut werden durch welche er sich in seiner neuen Stellung in einen Widerspruch mit dem Volke wird setzen müssen.

An die Stelle des Hrn. v. Bodelschwingh als Minister des Innern ist der Mann getreten dessen wuchtige, fast persönliche Angriffe dem Hrn. v. Bodelschwingh im Landtage gerade am meisten zu schaffen machten, der Hr. v. Auerswald. Unzweifelhaft verdient v. Auerswald den Namen eines politischen Charakters, er weiß bestimmt und sicher aufzutreten, in

ihm repräsentirt sich der kräftige, ostpreußische Liberalismus vollkommen. Er wird gewiß ehrlich sein, er wird unzweifelhaft das alte preußische Policeiprincip zerschlagen. Seine Persönlichkeit schildert Haym uns wie folgt: „Unter starken Augenbrauen blicken uns feste, klare Augen an, das längliche Gesicht zeigt überall feste und scharfgeschnittene Züge, eine gerade, schön gebildete Nase, um Mund und Nase reiche und ausdrucksvolle Formen; man behält diese Züge leicht; ihr Gepräge ist zu tief, zu bestimmt, sie sind zugleich zu bedeutsam, um jeden Augenblick so oft er spricht zu vollem Leben und zu voller Wirkung zu erwecken. Welcher reine Ernst sich in diesen Mienen spiegelt, und wie unverlöschlich doch die herzliche Freundlichkeit unter denselben hindurchblickt! Wenn er redet, welche Betheiligung der Seele dann in dem Tone seiner Stimme! Welche Bewegung, welcher Nachdruck, welcher eindringliche Klang in den frisch geschaffenen (?) Worten! Festigkeit und Innigkeit lesen wir in diesen Mienen. Bestimmtheit, der es nicht an Erregbarkeit fehlt, Das ist mit wenig Worten das Wesen dieses Mannes."

Der Abgeordnete Camphausen ist jetzt Minister-Präsident. Er hat sich im praktischen Finanzleben gebildet, und ist ein Anhänger des Freihandelssystems. Er ist entschieden monarchisch gesinnt, aber nicht für die Monarchie von „Gottes Gnaden", sondern für die constitutionnelle, obgleich er sich in seiner Anschauungsweise mannichfach von den groben Theoretikern des Constitutionalismus unterscheidet. Neben seiner praktischen Kenntniß in der Finanzfrage regt sich in ihm ein socialer Gedanke und er spricht ihn aus: „Nicht mehr Das ist die Aufgabe und der Drang der Zeit die Staatsgewalt auf viele Köpfe zu vertheilen, eine andere sucht sie zu gebären: sie will die Pflichten ermitteln welche das Recht des Besitzes auferlegt." „Eine Ahnung der Verpflichtung der Besitzenden gegen die Besitzlosen hat die Welt berührt; sie ist davon erbebt." „Neben dem lauten Rufe nach Mehrung der Arbeit hat die Zeit den ernsten Blick auf die Natur der Arbeit gerichtet." Daß er die sociale Frage unserer Zustände berührt wissen will, ließ sich in seiner Rede über die Einkommensteuer erkennen.

Hr. v. Vincke stand auf dem ersten Landtage im hellen Glanze. Natürlich widmet auch ihm der Verf. einen Theil seiner Schrift. Aber die Hauptmomente gegen welche Vincke eine so glänzende Opposition machte sind jetzt vernichtet, und möglicherweise wird sich in Zukunft die aristokratische Seite des Hrn. v. Vincke herauskehren, denn er ist Nichts weniger als demokratisch gesinnt und von volksthümlichen Begriffen erfüllt. Die Umwälzung welche erfolgt ist wird er nicht zu begreifen im Stande sein, er ist nicht elastisch genug um ihr folgen zu können. Von Lichnowsky, Sperling, v. d. Heydt, Saucken, Brünneck, Riegolewsky, Mewissen, Beckerath, Milde, Hansemann, Bodelschwingh liefert der Verf. ferner mehr oder weniger ausführliche Charakteristiken; es sind dies die hervorragenden Erscheinungen des ersten Vereinigten Landtags, aber es tritt bei ihrer Charakterisirung, wie wir schon bemerkten, noch ein Enthusiasmus hervor der jetzt unmöglich geworden ist, die Geschichte hat seit dem Erscheinen dieses Buchs ihren Standpunkt verändert. 8.

Notizen aus England.

Bereicherung des Britischen Museum in London.

Seit ungefähr Jahresfrist hat die Manuscripten-Sammlung ebengenannten Museums einen Zuwachs von 759 Nummern erhalten, darunter einen Band Miniaturzeichnungen von Giulio Clovio, die Siege Kaiser Karl's V. darstellend; 241 Handschriften in persischer und hindostanischer Sprache; vier Bände ethnographische und topographische Abbildungen von Goodall, dem Begleiter Shomburgk's auf dessen Reise nach Guiana 1835—39; eine wichtige, in 140 oder 150 Bänden bestehende Sammlung altsyrischer Manuscripte aus dem Kloster der heiligen Marie Deifara, bemerkenswerth schon wegen der in einem kleinen Quartbande enthaltenen, fast vollständigen Uebersetzung des griechischen Evangeliums vom heiligen Lukas und wegen ungefähr 4000 Zeilen von Homer's „Iliade" in zierlicher, viereckiger Uncialschrift, anscheinend nicht älter als aus dem 6. Jahrhunderte; drei sauber illuminirte Horabücher aus Frankreich, Deutschland und Flandern; einen Band persische Gedichte von verschiedenen Verfassern, angeblich der am schönsten geschriebene und verzierte im ganzen Museum; eine kleine, aber werthvolle Sammlung handschriftlicher Liturgien auf Pergament, namentlich der alten geistlichen Gottesdienste in Italien, Frankreich und England vom 11. bis zum 16. Jahrhunderte, mit Einschluß eines Horabuchs worin Autographen Heinrich's VII., Elisabeth's von York, seiner Gemahlin, Heinrich's VIII., Katharina's von Aragonien und der Prinzessin Maria; mehre liturgische und theologische Manuscripte auf Pergament aus dem 10., 11. und 12. Jahrhundertes eine Auswahl der früher in Rom aufbewahrten Manuscripten-Sammlung Rezzi; eine schöne Abschrift des „Roman d'Athènes" von Alexander de Bernay, auf Pergament, von 1330; viele classische Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts (Cäsar, Horaz, Sallust, Cicero, Aulus Gellius, Plinius der Jüngere u. A.); eine Abschrift der lateinischen Chronik des Eusebius, Jerome und Prosser, aus dem 9., und ein lateinisches Psalterbuch aus dem 13. Jahrhunderte; eine Auswahl in 11 Bänden von den Manuscripten des Grafen Ranuzzi zu Bologna, Beiträge zur Geschichte Italiens, Frankreichs und Spaniens während des 16., 17. und eines Theils des 18. Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf den allein 30 Bände füllenden Erbfolgekrieg; zwei Quartbände Briefe und andere Schriften, diplomatischen und Privatinhalts, von Lawrence Hyde, Grafen von Rochester, und Henry Hyde, Grafen von Clarendon (1677—96).

Hübsche Tödtungsarten.

In der vom englischen Fregatten-Capitain Mackinnon gelieferten Beschreibung der von England und Frankreich gegen die Argentinische Republik und deren berüchtigten Präsident Rosas ausgesendeten Expedition („Steam warfare in the Parana: a Narrative of operations by the combined squadrons of England and France in forcing a passage up that river", 2 Bde., London 1848) theilt der Verf. folgende, dort gebräuchliche hübsche Tödtungsarten mit. „Ein den Fluß Uruguay in offenem Boote herabgekommener Italiener erzählte mir, daß er ungefähr 100 Meilen oberhalb Buenos Ayres eines Nachts unklugerweise sein Boot am Ufer befestigt. Während er dann ruhig geschlafen und kurz vor Tagesanbruch hatte ein Streifzug der feindlichen, sogenannten Blancos ihn überrascht, das Boot von allem Tragbaren rein ausgeplündert, ihn auf dem Verdeck flach auf den Rücken gelegt, seine Arme und Beine ausgestreckt, sie mittels hölzerner Nägel angepflockt und ihn so liegen lassen, um von der aufgehenden Sonne zu Tode geschmort zu werden. Glücklicherweise hatten zwei seiner Leute im Gebüsch geschlafen und waren unbemerkt geblieben. Das rettete ihn. Es ist ganz gewöhnlich einen Gefangenen in bemerktem Maße am Boden festzupflocken, von der Sonne rösten zu lassen und an seiner Qual sich zu weiden, oder ein nasses Fell über seinem Körper in die Erde zu befestigen. Wie die Sonne das Fell trocknet, schrumpft es zusammen, bis es den Unglücklichen flach auf den Boden drückt und ihm die Augen aus den Höhlen treibt. Eine ältere und beliebtere Tödtungsart besteht darin das ersehene Opfer in eine frisch abgezogene Thierhaut knapp einzunähen, worauf das Zusammenschrumpfen dieses fürchterlichen Leichentuchs den Tod unter gräßlichen Martern bewirkt." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 174. —— 22. Juni 1848.

Ueber menschliche Entwickelung und Verirrung und das Treiben der Anhänger Fourier's in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 173.)

Geld ist heutzutage zu allen Dingen gut, ja sogar nöthig, also auch zur Begründung neuer Religionen und Weltreformen. Dies wissen nun die in Frage stehenden Socialreformisten besser als irgend Jemand, und sie machten es daher zu einem Hauptheil ihrer Thätigkeit sich des edeln, machtvollen Metalls so viel als möglich anzueignen. Die Mittel die sie zu diesem Zwecke in Anwendung bringen sind keine neuen, sondern ungefähr dieselben deren sich auch die katholische Kirche bedient, um durch frommen Handel Geld zu erwerben und zu gleicher Zeit die Interessen des Glaubens zu fördern. Wenn diese Kirche den Besitz von Heiligenbildern für gut, nützlich und heilsam erklärt, so scheint die phalansterische Propaganda in Bezug auf ihre Zwecke einer ähnlichen Meinung zu sein. Es dürfte aber schwerlich entschieden werden, ob letztere bei ihren Handelsspeculationen mehr die Verbreitung der Doctrin oder den Gewinn als Hauptsache im Auge habe. Doch deuten die hohen Preise die das industrielle Centralcomité für seine Verkaufsartikel von „seinen Freunden" fodert so ziemlich an, daß ihm die Einnahme keineswegs Nebensache sein kann.

Fast jede Woche erscheint eine Neuigkeit, deren Anschaffung „den Geistesverwandten zum Nutzen des frommen Werks" (l'oeuvre sainte) aufs dringendste empfohlen wird. Außer einer Menge Broschüren, Heftchen und Blättchen, offenen Briefen, Reden und Gegenreden, welche die Phalansterische Buchhandlung veröffentlicht, sind es noch Kupferstiche, Lithographien, Gypsbüsten und Statuetten, und selbst Bijouteriewaaren, womit man Geschäfte zu machen sucht. So verkauft man das in Kupfer gestochene Portrait Fourier's in sieben verschiedenen Ausgaben zu den Preisen von 12—50 Francs, folglich für die Mittel aller Börsen, wie es in den Ankündigungen heißt; einen Plan nebst Ansicht des ersten zu errichtenden Phanlanstère, goldene Busennadeln mit dem Brustbilde Fourier's u. s. w. Es wundert mich, daß man noch nicht auf den Einfall gekommen Reliquien aus dem Nachlasse Fourier's zu verkaufen. Zu welchem Preise würde z. B. seine Perücke, unter welcher die „théorie de l'unité universelle, des quatre mouvements" ausgebeutet wurden, loszuschlagen sein? Aber was nicht ist, kann noch geschehen; denn es ist Nichts unmöglich, wenigstens dem festen, Berge versetzenden Glauben der Schüler des socialistischen Messias zufolge.

Alle Einnahme ist, wie es heißt, nach Abzug der Kosten zu Anlegung eines Capitals bestimmt was zur Errichtung des ersten Phalanstère verwendet werden soll, die man ungefähr zu vier Millionen Francs veranschlägt. Ob die vier Millionen aber jemals zusammenkommen und dann zu diesem Bau verwendet werden dürften, ist eine Frage die zu entscheiden ich mir nicht herausnehme.

Stirbt ein reicher Mann, der lachenden Erben Millionen hinterläßt oder den Nachlaß zu gutgemeinten Zwecken bestimmt, was Beides hier nichts Seltenes, so ist die Wehmuth wahrhaft komisch, womit die Phalansterier beklagen, warum es Gott in seiner Weisheit nicht einmal einfalle einen solchen Nabob zu sich zu rufen, und ihm zuvor den Gedanken einzugeben seine Schätze dem menschheitrettenden Werke Fourier's zur Gründung eines Phalanstère zu vermachen, statt sie der entarteten, die Welt unrettbar ins Verderben führenden Civilisation zu überlassen? Sie bedenken dabei nicht, daß es schwerlich im Plane der Vorsehung liegt sich in die Fourieristische Gesellschaftsreform zu mischen, denn sonst durfte sie ja nur Fourier selbst als Millionnair geboren werden lassen, und aller Verlegenheit wäre vorgebeugt gewesen. Aber in diesem Falle hätte sich Fourier das Weh der Menschheit vielleicht weniger zu Herzen genommen und die Civilisation durch eine minder schwarze Brille gesehen, und es wäre zu keinen „Theorien" und gleichfalls zu keinem Phalanstère gekommen.

Die Gründung des ersten Phalanstère ist es welcher die Zahl der kindlich-naiven Gläubigen mit heißer Sehnsucht harrt. Um diese nun in warmer Hoffnung zu erhalten und zu verhindern, daß sich ihrer nicht Muthlosigkeit und Erschlaffung bemächtige, versichert das Centralcomité von Zeit zu Zeit, daß der Augenblick der Realisation nicht mehr fern sei, daß Alles darauf hinarbeite, um es möglich zu machen, daß in kurzer Frist das Werk der Erlösung aus dem Reiche der Theorie auf den Schauplatz des praktischen Lebens verpflanzt

werden könnte. Damit lassen sich wol die sanftern, geduldigern Gemüther abfertigen, hinhalten, allein bei den thatkräftigern, ungestümern Temperamenten ist Dies nicht so leicht geschehen. Letztere wollen nämlich alles Ernstes in einer nahen, fest bestimmten Zeit andere Früchte sehen als nur immer schöne, vertröstende Worte. Da aber die lavirende Politik der leitenden Köpfe hierauf jeder positiven Antwort und Erklärung ausweicht und ausweichen muß, wenn sie nicht Gefahr laufen will, daß es ihr ergehe wie allen bis jetzt dagewesenen Weltuntergangspropheten, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch unter den Parteigängern der „Universalharmonie" die Hyder des Zwiespalts und des Haders ihr grausiges Haupt regt. Die Verfechter der Praxis, des raschen Handelns beschuldigen nämlich in ihrer bereits erschöpften Geduld die „einer weisen Vorsicht" — wohinter sich auch Diejenigen verbergen mögen denen es um die Erbauung des Phalanstère nicht so ängstlich, hauptsächlich aber darum zu thun sein mag, daß die jährliche Rente recht reichlich ausfalle und noch lange fortgehe — der Lauigkeit, einer unverantwortlichen Trägheit, ja selbst der Falschheit und des Eigennutzes. Solche Kritiken und Anklagen haben natürlich Repressalien zur Folge, und die Freunde der Bedächtigkeit, „des Reifwerdenlassens" nennen ihre Gegner Brauseköpfe, gefährliche Stürmer, die in ihrem blinden Eifer fähig wären durch stümperhafte, abortirende Versuche Alles zu verderben. Und die alte Bitte: „Gott schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon selbst fertig werden!" wird zuweilen als Compliment gebraucht. Diese Streitigkeiten sind um so burlesker, da sie von beiden Seiten mit nicht geringer Bitterkeit und zwei Gegnern geführt werden welche sich berechtigt glauben die bestehende Gesellschaft ob ihrer Schwächen und Gebrechen nicht genug bedauern und verachten zu können.

Was sich etwa über die Mischung der Stände und Classen unter den Angehörigen Fourier's sagen läßt, ist im Hauptsächlichsten: die handarbeitenden Classen sind hier nicht in jenem Verhältnisse vertreten wie Dies in der Regel unter andern Parteien socialreformistischer Doctrinen, z. B. den Communisten, der Fall ist. Um sich von dem bunten Gaukelspiel der Fourier'schen Laterna magica entzünden und blenden zu lassen, ist eine lebhafte Einbildungskraft und wenigstens der Anfang eines gewissen Grades geistiger Cultur nöthig. Letztere besitzt aber die beiweitem größere Mehrzahl, wenigstens der französischen Handarbeiter nicht, und es ist daher Vielen von diesen auch beim besten Willen nicht möglich es zu einigem Verständnisse der phalanstèrischen Schriften zu bringen. Will der gemeine Mann also nicht blindlings den Klügern oder sich für klüger Ausgebenden folgen, was ihm übrigens in solchen Verhältnissen bald Langeweile macht, auf alles eigene Urtheil Verzicht leisten, so fühlt er sich weit mehr von den rein communistischen Theorien angezogen, deren Definition ihm viel klarer, praktischer und vernünftiger als die des Fourierismus erscheint. Ich erinnere mich hierbei eines ehrlichen Schusters und vordem eifrigen Fourieristen, dem aber seine Freunde bei Gelegenheit den Vorwurf machten, daß er doch gar zu wenig von dem wissenschaftlichen Theile des Socialismus verstehe, obgleich sein Eifer alle Achtung verdiene. Um diesem Mangel nachzuhelfen kaufte sich der gute Mann einen populairen Auszug des Fourier'schen Systems, versicherte mich aber im Vertrauen, daß es ihm unmöglich sei auch nur eine Seite herabzulesen, weil ihn bei jedem Versuche ein unwiderstehlicher Schlaf befalle.

Die Zahl der Fourier-Gläubigen besteht daher, außer Arbeitern, von denen sich aber die Meisten im Besitze einer über ihren Stand gehenden Bildung glauben, vorzugsweise aus unbekannten Doctoren, Künstlern und Schöngeistern, kurz Leuten welche gewöhnlich viel Empfänglichkeit für die mannichfachen Genüsse des Lebens, seltener aber die verhältnißmäßigen Mittel haben dieselben zu befriedigen, und sich also leicht berechtigt glauben gegen die bestehenden socialen Einrichtungen murren und eine neue Ordnung der Dinge fodern zu dürfen, die ihren Ansprüchen auf Lohn und Anerkennung mit gerechterer Würdigung begegnen würde. Manche dieser Leute mögen sich aber blos aus schlauer Berechnung zu den Fourieristischen Theorien bekennen und gläubig stellen, weil sie hoffen unter den Gleichgesinnten vortheilhafte Bekanntschaften zu machen, Kundschaft, Arbeit u. s. w. zu erlangen, sich im Uebrigen um „die Rehabilitation der Menschheit" wenig Sorge machend.

Bemerkenswerth ist die verhältnißmäßig große Anzahl Deutscher unter Fourier's Verehrern. Doch traue ich dem gesunden Sinne meiner Landsleute zu, daß sich wenig wahrhaft Erweckte unter ihnen befinden dürften, und daß es theils nur Nebeninteressen, wie die eben angeführten, theils Neugierde und Belustigungssucht, welcher letztern hier auf wohlfeile und relativ immer noch anständige Weise zuweilen Gelegenheit wird sich im Cancaniren zu versuchen, waren die sie den Getreuen des „Narren des Palais royal" zugesellten.

Vorliegenden Zeilen zufolge darf ich schwerlich hoffen, daß es den Herren Fourieristen beigehen werde mich als Ehrenmitglied und correspondirendes Mitglied in ihre Mitte aufzunehmen, sondern ich erwarte Aufklärung in aller Form, wenigstens ein Dutzend Prädicate, die ich nicht auf meiner Adreßkarte wiederholen möchte. Wenn sie sich aber in ihrem Jammer über die Blindheit der Zeitgenossen mit Colombo, Kopernicus und selbst Christus trösten, so darf es mir in meinem Jammer über die Ungnade der Herren Considérant, Weill und Comp. wol erlaubt sein mich mit Arago, Cousin, Balzac und noch vielen andern vernünftigen und ausgezeichneten Männern zu trösten, welche mit mir in dieser Beziehung ein gleiches Schicksal traf. Aber nicht weil ich die Hoffnungen und Erwartungen der Fourieristen für thöricht, ihren Meister und ihr Treiben für etwas närrisch erklärte, wird mich allein ihr Unwille treffen, sondern aus noch einem andern Grunde, aus welchem es aber der Leser höchstwahrscheinlich am allerwenigsten vermuthet, und worüber ich also eine Erklärung schuldig bin.

Die Bekenner zu Fourier's Universaleinheit nennen sich nämlich nicht Fourieristen und wollen folglich auch nicht so genannt sein, sondern Phalansterier (phalanstériens). Fourier, führen sie zu ihrer Rechtfertigung an, sei nur die gebärende Marie, das Vehikel der grandiosen Idee des Phalanstère gewesen, dieses aber einzig und allein der wahre Heiland, der Erretter und Erlöser der Menschheit; nach ihm wolle man sich nennen und genannt sein.

Es gehört nicht hierher zu untersuchen, wie weit die Phalansterier mit dieser Neuerung, sich nach dem Werke und nicht nach dessen Gründer zu nennen, Recht oder Unrecht haben. Allein es will mich bedünken als sei der angeführte Grund nicht der einzig wahre. Sollte nicht vielmehr das Geständniß, daß der Vater der „quatre mouvements" u. s. w. bei aller Genialität doch in mancher Hinsicht ein närrischer Kauz gewesen sei, und welches mehre seiner Schüler, unter denen es, beiläufig gesagt, manche gute und scharfsinnige Köpfe gibt, unmöglich ganz unterdrücken können, die wahre Ursache sein, warum sich das Kind des Vaters schäme? Dem sei wie ihm wolle, auch hier trifft das alte aber wahre Sprüchwort ein: „Undank ist der Welt Lohn." Das Kind will sich nicht nach seinem Vater nennen, weil er bei seiner göttlichen Zeugungskraft ein wenig menschliche Unvollkommenheit besaß.

Eine andere Originalität ähnlicher Art geben die Phalansterier kund in der Bezeichnung der Nichtzuihnengehörigen. Jeder in Fourier keinen Apostel Anerkennende wird von ihnen „ein Civilisirter" (civilisé) genannt, d. h. ein in den Irrthümern, Leidenschaften und Lastern der Civilisation befangener Mensch. Unsere vielgerühmte Civilisation, auf welche wir stolz sind, und die auch in der That in der moralischen Welt eine Sittenmilde, eine Vernunft- und Rechtsherrschaft herbeiführte, wie sie sich, neben Riesenfortschritten in Künsten und Wissenschaften, auch die cultivirtesten Völker in keiner Epoche der Vergangenheit rühmen konnten, und wovon Jeden auch nur eine oberflächliche Kenntniß der Geschichte zu überführen vermag, wird hier zu einer Art Beschimpfung. Wollten die Civilisationsverächter nur ein wenig in Erwägung ziehen, wie sie es doch nur ersterer zu danken haben, daß ihr Meister nicht als „Ketzer, Gotteslästerer, Antichrist" verbrannt, gehängt, gerädert wurde, sondern ungestört seine Manuscripte schreiben, mit seinen Schülern im Palais royal zu Paris promeniren konnte; daß sie selbst inmitten eines katholischen Landes, inmitten einer der ersten Städte der Welt, wo man vor einigen Jahrhunderten vernunftlosen Thieren noch gerichtliche Processe machte, ungehindert viel Lärm verursachen, lehren, hoffen und wirken können. Aufrichtig geantwortet. Wäre Solches vor 300 oder 400 Jahren, als diese „verabscheuungswürdige Civilisation" noch nicht so vorgeschritten war wie sie es heute ist, wol möglich gewesen? Schwerlich! Wenn sich die Herren Phalansterier zuweilen ein wenig erinnern wollten wie es in der Bartholomäusnacht und den darauf folgenden Tagen 70,000 Protestanten in Frankreich erging, so dürften sie wol Ursache haben Gott zu danken, daß er sie und ihren Messias in einer Zeit geboren werden ließ die sich zu jener verhält wie ein rosiger Morgen zu einer grauenvollen Nacht.

Keineswegs will ich mich hiermit zum unbedingten Lobredner der Gegenwart aufgeworfen haben. Nein, der Mängel, Gebrechen, Irrthümer und Ungerechtigkeiten gibt es noch viele, an deren Hinwegschaffung die Gegenwart und Zukunft rüstig zu arbeiten haben. Aber Das glaube ich den Vergötterern Fourier's und allen ähnlichen Civilisationsverzweiflern gegenüber mit unerschütterlicher Ueberzeugung behaupten zu können, daß die Menschheit keineswegs bis jetzt nur im Finstern tappte und es einzig und allein Fourier und Consorten vorbehalten war ihr den Staar zu stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Fortschritte der Staatswirthschaft.

Vielleicht nicht mehr, aber gewiß auch nicht weniger als die Geschichte jeder andern Wissenschaft ist die der Staatsökonomie eine Aufzählung allmälig eingesehener Irrungen und allmälig verbesserter Misgriffe. Noch heute, obschon die Erkenntniß des vielen Fehlerhaften früherer Theorien und Versuche zur Anwendung von Abstellungsmitteln verholfen hat welche sich aus der Natur des angerichteten Schadens ergaben, gehört die Staatswirthschaft keineswegs zu den sogenannten exacten Wissenschaften. Sie hat namentlich in der jüngsten Zeit mächtige Fortschritte gemacht, aber ein letztes, festes Ziel nicht erreicht, und ob sie solches je erreichen wird muß mindestens zweifelhaft erscheinen wenn man erfährt oder erwägt wie langsam jetzt feststehende Wahrheiten ihren dermaligen Haltpunkt gewonnen, nachdem sie, wie oft in ihren Wirkungen, in Erfüllung der von ihnen mit Sicherheit gehegten Erwartungen verzögert und neutralisirt worden sind. Ueber diesen ebenso lehrreichen als schwierigen Gegenstand hat Dr. Travers Twiß, Professor der Staatsökonomie an der Universität Oxford, im Frühjahr 1847 Vorlesungen gehalten, welche nun unter dem Titel:

View of the progress of political economy in Europe since the sixteenth century. London 1847.

einem weitern Kreise zur Kenntnißnahme vorliegen und solche unbedingt verdienen. Nebenbei lobt das Buch die Universitätsbehörde und zwar insofern als zu vermuthen, daß es in Gemäßheit der Universitätsordnung mit deren „Consens" gedruckt worden ist und dann ein vortheilhaftes Zeugniß gibt, um wie viel freisinniger gedachte Behörde in staatsökonomischer als in theologischer Beziehung denkt und entscheidet. Das Buch ist voll der aufgeklärtesten Ansichten und jeder Fortschritt welchen die Wissenschaft gethan scharf erörtert und verfolgt. Es stellt sich fast spaßhaft heraus, daß unter der Masse von Vorgängen auf welche die „Protectionisten" oder Vertheidiger der Schutzzölle sich berufen kaum einer ist der Stich hält, kaum einer der nicht wider sie beweist. Ziemlich alle Länder haben mit Verboten angefangen und durch die Resultate sich gemüßigt gesehen sie entweder ganz oder zum Theil aufzuheben, bis zuletzt die angewachsene Macht unleugbarer Thatsachen die Täuschung für immer vernichtet und dadurch das Monopol gestürzt hat. Namentlich beherzigenswerth ist was der Verf. bei Besprechung von Sophismen vergangener Zeiten in seiner achten Vorlesung über Production und Consumtion sagt:

„Es war kein kleiner Wohlthäter des Menschengeschlechts der zuerst darauf hinwies, daß die Interessen der Producenten und Consumenten auf das engste miteinander ver-

schlungen seien und daß Ersterer, wenn er den Vortheil des Letztern vernachlässige, sich selbst den größten Schaden zufüge. Es gab allerdings eine Zeit des Glaubens, daß die Mysterie des ausländischen Handels darin bestehe, dem Ausländer mehr zu verkaufen als ihm abzukaufen, in andern Worten, ihm mehr zu liefern als von ihm zu entnehmen. Allein das Patent dieser Entdeckung ist glücklicherweise abgelaufen. Ebenso verliert ein anderer Glaube vor der umsichgreifenden Ueberzeugung seiner Unrichtigkeit immer mehr Boden, nämlich der: daß das Product ausländischer Arbeit auf den heimischen Markt nicht zugelassen werden könne ohne eine entsprechende Quantität heimischer Arbeit zu verdrängen. Muß denn nicht für jenes Product ein Aequivalent gegeben und solches irgendwie durch heimische Arbeit erworben werden? Ein Verrücken der heimischen Arbeit kann freilich eintreten. Es ist die unvermeidliche Folge einer Maschinenerfindung. Nur bildet sich dann ein neuer Begehr irgend einer andern Arbeitsart die mehr Gewinn bringt als die früher begehrte. Wo heimische Arbeit durch Zölle, wie man es zu nennen pflegt, beschützt wird, da arbeitet sie mit Verlust. Sie bedürfte ja sonst keines Schutzes wider fremde Concurrenz. Wo hingegen die Arbeit sich selbst überlassen bleibt, auf ihren eigenen Füßen stehen, ihr eigener Schutzherr sein muß, da wendet sie sich nach den Richtungen wo sie sich im Vortheile weiß, läßt sich hier am wirksamsten gebrauchen und gewährt nach Befriedigung des Arbeiters den möglich größten Ueberschuß zum Austausch gegen Waaren welche in andern Weltgegenden, sei es besser, leichter oder reichlicher erzeugt werden."

Ein Vortrag über die Geschichte der Staatswirthschaft durfte natürlich die Staatsmänner und Schriftsteller nicht vergessen welche derselben ihre Kräfte gewidmet, und der Verf. hat ihnen vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dem Antonio Serra, dessen „Breve trattato" 1613 erschien, mißt er das Verdienst bei der Erste gewesen zu sein welcher über die Staatswirthschaft helle und richtige Ansichten entwickelt, und prüft dann nacheinander die Politik und die Schriften aller Derjenigen die sich wesentlich bemüht haben sie zu fördern. Darunter Sully, Colbert, Locke, Condillac, Forbonnais, Quesnoy, Turgot, Necker, Adam Smith, Godwin, Malthus sen., Say. In der vierten Vorlesung erhält die ungeheure „Blase" oder Papierphantasie des berühmten oder berüchtigten John Law ihren Theil und die siebente behandelt das Verhältniß der Bevölkerung zur Production. Aber auch der Verf. kann diesen Knotenpunkt nicht lösen, sondern räumt ein, daß hinsichtlich des Bevölkerungsüberschusses —

> „The sad result of passions and potatoes,
> Two weeds which pose our economic Catos" —

Thatsachen in Frage kommen vor welchen die Theorie eines Godwin oder Malthus verstummt, daß kein Bevölkerungsgesetz zu ergründen oder genügend zu erklären vermag, woher die Neigung zum Ueberschusse bei Völkerschaften die am Rande des Verhungerns stehen oder von den mindest nahrhaften Speisen leben — Beispiel für jenes die Iren, für dieses die Hindu.

Das Verdienst des Verf. liegt überhaupt nicht, und er macht auch keinen Anspruch darauf, in neuen Systemen und originellen Gedanken; es liegt in der Klarheit mit welcher er seinen Gegenstand vorträgt, in der Unparteilichkeit mit welcher er widerstreitende Meinungen erörtert, und in der Freiheit die er seinen Lesern gönnt ihr eigenes Urtheil festzustellen. 10.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Politische Aktenstücke des deutschen Fürstenbundes unter der Leitung des Fürsten Metternich. Nebst Anhang: Die geheime preußische Denkschrift vom J. 1822. Leipzig, Schulze. Gr. 8. 15 Ngr.

Behr, W. J., Kurze Andeutungen der Aufgabe der bevorstehenden konstituirenden Versammlung zu Frankfurt. Bamberg. Gr. 8. 2 Ngr.

Bericht über die Versammlung für kirchliche Berathung zu Köthen, 26. April 1848, nebst dem dort aufgestellten Entwurf einer Kirchenverfassung. Leipzig, Wenger. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Collectivnote von Oesterreich, Frankreich und Preußen in den Angelegenheiten der Schweiz. Beantwortet durch die Note der hohen Tagsatzung vom 15. Februar 1848 und beleuchtet durch das Votum des ersten Gesandten des Standes Thurgau, Präsident Dr. Kern, in der Sitzung der hohen Tagsatzung vom 15. Februar 1848. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 4½ Ngr.

Deutschlands Verfassung. Betrachtungen über den von den Männern des öffentlichen Vertrauens verfaßten und der deutschen Bundesversammlung überreichten Entwurf des deutschen Reichs-Grundgesetzes. Von W. W. München, Franz. Gr. 8. 4 Ngr.

Polen, Preußen und Deutschland. Ein Beitrag zur Reorganisation Europas. Halberstadt, Franz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Roenne, v., Rede in der vorberathenden Versammlung der Urwähler des 48. Wahlbezirks von Berlin am 28. April gehalten. Zuerst gedruckt in der National-Zeitung. Berlin, Besser. Gr. 8. 3 Ngr.

Rommel, C. v., Deutschland und die deutsche National-Verfassung. Cassel, Krieger. Gr. 8. 3 Ngr.

Schleswig-Holstein. Uebersichtliche und getreue Darstellung der jetzigen Ereignisse daselbst, nebst Geschichte und Beschreibung des Landes und allen zum Verständniß der Gegenwart nöthigen Aktenstücken und Thatsachen aus dessen Vergangenheit. 1stes Heft. Mit 1 Karte. Berlin, Hempel. 8. 7½ Ngr.

Solitaire, M., 1848. Was erlebten wir in diesem welterschütternden Jahre schon Alles, und was können und werden wir noch Alles erleben? Reflexionen über Revolutionen, Worte der Versöhnung und Beruhigung und Hoffnungen auf die Zukunft. Landsberg, Volger u. Klein. 8. 4 Ngr.

Söltl, Konradin. Sulzbach, v. Seidel. Gr. 16. 10 Ngr.

Tauberth, A. H., Der Auferstehungsmorgen der Freiheit. Eine Predigt, am 2. Ostertage gehalten. Freiberg, Reimmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der drohende Untergang Posens, und durch welche Mittel ist diesem zu begegnen? Ein zu beherzigendes Wort an Deutschlands freie Männer. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vaterlands-, Kriegs- und Bundeslieder des freien deutschen Volkes. Deutschlands Wehrmännern gewidmet. Erfurt, Müller. 32. 2½ Ngr.

Verhalten derjenigen Truppen, welche bei den Ereignissen in Berlin am 18. und 19. März 1848 thätig sein mußten. Leipzig, Orthaus. Gr. 8. 3 Ngr.

Die deutsche Volksbewaffnung. Von einem deutschen Bürger. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 10 Ngr.

Weichsel, F. F., Deutschlands Einheit und der Entwurf des Deutschen Reichsgrundgesetzes, von den 17 Männern des öffentlichen Vertrauens überreicht am 26. April 1848. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Weißbierphilister und sein Begriff von der Freiheit. Ein burleskes Lebensbild. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wendt, J. F., Was ist constitutionell? Eine Reihe publizistischer Abhandlungen, die die Tagesfragen behandeln, in der Absicht, die Beantwortung der vorstehenden, in der Entscheidung begriffenen, Frage der Bestimmtheit näher zu bringen. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 6 Ngr.

Wesenfeld, C. F., Beschränkte oder unbeschränkte Gewerbefreiheit. Eine Zeitfrage allen Gewerksgenossen gewidmet. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zöpfl, H., Constitutionelle Monarchie und Volks-Souverainetät. Eine Frage der Zeit als Beitrag zur Begründung des neueren Staatsrechtes. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 175. —— 23. Juni 1848.

Ueber menschliche Entwickelung und Verirrung und das Treiben der Anhänger Fourier's in Paris.

(Beschluß aus Nr. 174.)

Sehen wir nun in einigen Andeutungen, welcher Ausbreitung sich der von seinen Aposteln viel gepriesene Phalansterismus in der That rühmen kann, welches seine Zukunft, welches sein Schicksal sein dürfte.

Die Zahl seiner Bekenner kann kaum annähernd mit einiger Bestimmtheit angegeben werden; denn es ist ein großer Unterschied zwischen wahrhaft Gläubigen, die mit fester Zuversicht Fourier's Weltreformsystem nicht nur für ausführbar erachten, sondern dieser Realisation auch mit vollem Vertrauen entgegenwarten, und Denen die aus Neugierde oder andern Gründen Fourieristische Versammlungen allenthalben besuchen oder die betreffenden Schriften durchblättern. Aber die Fahnenträger des Propheten zählen Alle, ohne Ausnahme, zu den „Ihrigen", damit das kleine Häuflein, wenigstens in der Ferne, das Aussehen eines mächtigen Heers erlange. Die „Démocratie pacifique" führt einige dreißig Städte Frankreichs an, aus denen Einwohner zur jährlichen Rente des Journals beisteuerten und wo folglich „die gute Sache warme und thätige Anhänger zähle". Wenn es nun mit dieser Angabe seine Richtigkeit hat, so beweist sie nichts Anderes als daß es in gedachten Städten einige wohlhabende alte Jungfern, hysterische Witwen, unverstandene Schöngeister, praxislose Aerzte und Advocaten, halb- und falschgebildete Handarbeiter gibt welche durch Lesung Fourier'scher Schriften ihre Einbildungskraft erhitzten, sich für eine ideale Welt enthusiasmirten und in der Hoffnung einer mehr oder minder nahen Verwirklichung letzterer mit Freuden ein pecuniaires Opfer bringen, aber nicht, daß jene einige dreißig Städte der Sache Fourier's gewonnen sind; denn sonst wäre die Aufbringung der vier Millionen zur Erbauung des ersten Phalanstère ja nur eine unbedeutende Kleinigkeit.

Diese Ausbreitung kann uns nicht Wunder nehmen und keineswegs als ein Beweis überzeugender Kraft angeführt werden, wenn wir wissen wie Fanatismus und Begeisterung oft eine nicht minder ansteckende Kraft zu äußern vermögen als so manche den Leib treffende Seuchen und Krankheiten, aber namentlich, wenn es sich um Menschen handelt von leidenschaftlichem, genußsüchtigem Temperamente und höchst lebhafter, leicht auf Kosten des Verstandes erregbarer Einbildungskraft, wie im Allgemeinen die Franzosen sind.

Was nun „die Reise um die Welt" betrifft, die der Fourier'sche Socialismus, den Voraussagen seiner Organe zufolge, in kurzer Zeit zu machen bestimmt ist — d. h. seine „nichtfranzösischen und überseeischen Freunde", wie die „Démocratie pacifique" zu schreiben beliebt, wenn sie eine Correspondenz aus Amerika oder sonst woher mittheilt —, so ist auch in dieser Hinsicht der Schein größer, mehr versprechender als die ihm zum Grunde liegende Wahrheit. Wol ist „das freie Amerika" seit langer Zeit vorzugsweise das gelobte Land einer Menge politischer und religiöser Secten und das Wanderziel einer Unzahl mit der Alten Welt zerfallener und hier gescheiterter Reformatoren aller Art. Es ist also kein Wunder, wenn auch der „Narr des Palais royal" in der Neuen Welt wahlverwandte Seelen fand oder deren sich aus der Alten Welt hinübersiedelten. Aber die große Masse der Bürger Amerikas sind Kauf- und Handelsleute, höchst nüchterne, praktische Menschen, denen Sollen und Haben Fragen sind die ihnen über Alles gehen, und schwerlich werden sie jemals ihre Fermen, Schiffe und Comptoire verlassen um phantastische Phalanstères zu bauen. Die einheimischen und eingewanderten Schwärmer aber bleiben ihren Idealen getreu und arbeiten an deren Realisation, bis sie entweder das Beispiel des praktischen Lebens besiegt und sie diesem zuführt, oder fehlgeschlagene praktische Versuche sie an ihren Hoffnungen irre werden lassen, oder bis sie endlich der Tod in eine vollkommenere Welt versetzt, die sie schon diesseits möglich glaubten und vergeblich zu schaffen bemüht waren.

Die Nachrichten aus der Neuen Welt von dem Mislingen praktischer Versuche socialistischen Gemeinlebens, selbst nach Fourier's System, sind es zuweilen welche die pariser Phalansterier und ihre Verzweigungen mit Kummer erfüllen. Selbst die „Démocratie pacifique" konnte nicht umhin solche Nachrichten mitzutheilen. Statt aber aus dergleichen Erfahrungen eine Lehre zu ziehen für die leicht mögliche Fehlbarkeit „der leidenschaftlichen Anziehung" und des phalansterischen Gesellschaftslebens,

sucht man den Grund von jenen in der Unzulänglichkeit der Mittel, der ungenügenden geistigen Vorbereitung der Experimentirenden, der unrichtigen Auffassung der Fourier'schen Theorie, kurz, in allen möglichen Zufälligkeiten, aber nimmer in der Unhaltbarkeit des leitenden Princips. Aehnlichen Erfolg werden aber alle derartigen Versuche haben, mögen sie mit genügenden oder ungenügenden Mitteln begonnen werden; denn jedes enge Zusammenleben, was nicht ein mächtiges, sittliches, religiöses oder politisches Princip oder eine eiserne Disciplin zum Stützpunkte, sondern wie es hier ist, eine unbeschränkte Befriedigung der so leicht ins Schrankenlose ausartenden menschlichen Begierden hat, enthält den Keim des Zerfallens und der Zerstörung in seiner Grundlage.

Das Ende des gegenwärtig so viel Lärm, Aufsehen und Anstrengungen machenden Wesens und Treibens der Fourieristen ist also auch mit gewöhnlicher Scharfsicht vorauszusehen und leicht vorherzuverkünden. Wenn die Geduld Derer die sich mit heißer Sehnsucht in die Mitte des verheißenen Phalanstère wünschen durch zu langes Warten erschöpft sein wird, wenn dem Enthusiasmus eines andern Theils Abspannung, Ermattung, die gewöhnlich früher oder später nach jeder überreizten Spannung eintritt, wenn sie nicht in complete Verrücktheit übergeht, folgen, wenn dann und wann die Entdeckung von eigennützigen Absichten, von Bevortheilungen so Manchem über den wahren Geist seiner Apostel Licht geben wird, so wird das Häuflein der Gläubigen mit mehr oder minderm Scandal zerfallen, verschwinden, und es wird noch viel mehr an der Wahrheit des „Le chant isolé du prophète retentit en choeur immense au sein des nations" Hrn. Considérant's fehlen als es heute schon der Fall ist.

Aber ein Jahrzehnd später ersteht vielleicht ein neuer Speculant oder wahrhaft Exaltirter, der den Fourieristischen Kohl von neuem aufwärmt und den weltreformlustigen Parisern auftischt, ohne daß es jedoch jemals weder zur Universaleinheit noch zu einem ersten Phalanstère kommen wird. **A. Kunze.**

Geschichte der drei Belagerungen Kolbergs im Siebenjährigen Kriege. Von Hans von Held. Herausgegeben und Preußens Kriegern und Bürgern gewidmet von seinem Sohne. Mit zwei Karten. Berlin, A. Duncker. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

An diesem Buche ist Dreierlei beachtungswerth. Einmal ist es ein bereits vor fast funfzig Jahren geschriebenes Werk, welches nach langer Verborgenheit jetzt den Geschichtsfreunden überliefert wird; zweitens ist es das Werk eines Staatsgefangenen oder, wie man jetzt sagt, eines politischen Gefangenen; drittens behandelt es eine in mehrfacher Beziehung denkwürdige Episode des Siebenjährigen Kriegs. Der preußische Kriegsrath Hans v. Held war nämlich im J. 1802 zu achtzehnmonatlicher Festungshaft in Kolberg verurtheilt, weil er durch sein Buch „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate" oder durch das zur literarischen Seltenheit gewordene „Schwarze Buch", wie es gewöhnlich heißt, die schlechte, treulose Verwaltung des Ministers v. Hoym in Schlesien und Südpreußen schonungslos an das Licht gezogen und die Schranken dienstlicher Ehrerbietigkeit weit überschritten hatte. Alles Dies hat Varnhagen v. Ense in der vor drei Jahren erschienenen Biographie des Kriegsraths v. Held wahr und schön erzählt, und zugleich dargethan wie derselbe lediglich aus treuer Anhänglichkeit an seinen König und aus der glühendsten Liebe zum preußischen Vaterlande sich zu diesen Aufklärungen veranlaßt gesehen hatte. Sein Schicksal war also das eines politischen Gefangenen, und es kann nicht fehlen, daß der Rückblick auf ähnliche Vorgänge in deutschen Ländern, welche allen Zeitgenossen von fühlendem Herzen in frischem Andenken sein werden, dem vorliegenden Buche einen ganz besondern Antheil an dem im J. 1840 verstorbenen Verfasser zuwenden wird. Auch er hatte, wie Varnhagen v. Ense (a. a. O. S. 116) bezeugt, mehr von der Leidenschaft der Macht zu leiden gehabt, mehr von unterthänigem Eifer, von Haß und Feindschaft, von schadenfrohem Hohn als von der Strenge des Gesetzes. Denn das letztere mußte ihn nach dem Buchstaben wegen der Ueberschreitung aller damaligen dienstlichen Verhältnisse verurtheilen, aber man muß bedauern, daß seinem redlichen Eifer nicht im Wege der Gnade ein anderes Loos zu Theil geworden ist.

Der Verf. war zu jeder Zeit ein außerordentlich thätiger Mann und Beamter gewesen. Da ihm nun die amtliche Wirksamkeit nicht länger verstattet war, so übernahm er eine schriftstellerische Arbeit in der Einsamkeit seines Gefängnisses, und wählte dazu die glänzenden Thaten der kolbergischen Besatzung und Bürgerschaft im Siebenjährigen Kriege, wo dieselben drei mal ihre Festung so ruhmvoll gegen die Russen vertheidigt hatten. „Einen Unglücklichen", so schreibt er — und Dies ist in dem ganzen, starken Buche die einzige Stelle wo er von sich und seinem trüben Schicksale spricht —, „führt sein Geschick nach Kolberg, in das 14 Fuß lange, 15 Fuß breite und 8 Fuß hohe Staatsgefängniß auf dem für Kolberg in so mancher tragischen Hinsicht merkwürdigen Lauenburger oder Steinthor, und hier sitzt er, fern von seiner zertrümmerten Häuslichkeit, und schreibt die Geschichte von Kolbergs Trauertagen vor 40 Jahren, um seine eigenen darüber zu vergessen." Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß unter solchen Umständen unser Buch nur ein noch größeres Interesse erhalten hat.

Unser Verf. nennt nun als die Hauptgrundlage für seine Beschreibung Tempelhoff's „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs", die allerdings im J. 1802 die wichtigste Quelle war, während sie seitdem durch die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs welche (1824) die Offiziere des preußischen Generalstabs herausgegeben haben weit übertroffen ist. Aber von besonderm Werthe waren für ihn die Registraturen des Gouvernements und des Proviantamtes, ferner die Tagebücher des Predigers Rhau und des Rectors Kneisel, welche zwar schon 1763 zusammen gedruckt sind, jetzt aber schwerlich an vielen Orten außer Kolberg zu finden sein dürften; endlich mündliche Mittheilungen älterer Leute, wie des hochbejahrten Nettelbeck, mit dem, wie wir aus Varnhagen v. Ense's Buche wissen, Held öftern Verkehr hatte. Anlangend das Kneisel'sche Tagebuch, so erfahren wir, daß dasselbe in einem winselnden und pietistischen Tone abgefaßt ist, der sich besonders in der abgeschmackten Verbrämung mit Bibelstellen kundgibt, durch welche die ernstesten Begebenheiten oft ein wahrhaft lächerliches Aussehen erhalten haben, wie die auf S. 157 fg. angeführten Beispiele darthun, deren wir nur zwei anführen wollen. „Im Tesmar'schen Hause richten sechs hintereinander dort einfallende Bomben vielen Lärmen und Schaden an, aber ein Porzellanaufsatz bleibt unbeschädigt." Dazu: „Der Rath des Herrn ist wunderbarlich." Oder: „Eine Bombe verwüstet die Wohnung des Predigers Hoppe, der wohlweislich außerhalb des Schusses geflüchtet war." Dazu: „Tastet meinen Gesalbten nicht an." Die ganze Belagerungsangst nennt derselbe Kneisel eine „wahre Wäscherseife für die echten Kinder Gottes in Kolberg"; aber sie wären dennoch nach den drei Belagerungen noch viel ruchloser geworden als früher und einer Rotte Korah zu vergleichen, die Stadt aber wäre Sodoms Schwester.

Außerdem ist aber aus der lebhaften Betheiligung des Verfassers, wie sie die historische Pflicht und die Dankbarkeit für die Großthaten der Kolberger in ihm erzeugt haben, und aus der fortwährenden Anschauung der Oertlichkeiten eine kräftige und frische Darstellung hervorgegangen. Wir haben an ihr nicht blos die klare Auseinandersetzung kriegerischer Ereignisse und Alles zum Kriegshandwerk Gehörigen zu rühmen, sondern überhaupt den guten, wortbellen Ausdruck und die Beeiferung durch passend eingewobene Betrachtungen, Lebensabrisse oder Vergleichungen eine anmuthige Abwechselung eintreten zu lassen. Dahin rechnen wir die hohe Bewunderung für Friedrich's II. Thaten, die ihn aber auch einen großen Misgriff in Betreff des bei Kolberg 1761 angelegten Lagers nicht übersehen lassen; die schöne Stelle zum Ruhme Kolbergs, den Lebensabriß des russischen Generals Palmbach und des preußischen Paul Werner, des kühnen Husarenführers; die Schilderung seiner braunen Husaren, wie sie am 18. Sept. 1760 in Kolberg einziehen, „alle den Säbel auf dem Sattelknopfe, wilde, bitterböse Gesichter", und die ergreifenden Worte über Dienstehre, die gerade im Munde des Verf. von besonderer Bedeutung sind. Außerdem fehlt es auch nicht an Zügen und Strichen um einzelne Männer oder größere Abtheilungen von Soldaten nach Aussehen und Uniform den Lesern zu veranschaulichen.

Die Geschichte der ersten Belagerung gibt uns zunächst ein trauriges Bild von der Verfassung in welcher sich 1758 die Festung Kolberg befand. Alle Vertheidigungswerke waren schlecht oder verfallen, die Besatzung, eigentlich 4000 Mann stark, bestand aus kaum 700 Mann, das heißt aus zwei Bataillonen Landmiliz, einem Häuflein Invaliden und 14 Artilleristen mit drei Offizieren, sodaß der Commandant, Major v. d. Heyde (nicht Heyden), nicht einmal auf jede Batterie hätte einen Artilleristen stellen können. Aber in seinem an Hülfsmitteln fruchtbaren Geiste, in seiner Ruhe und Unerschrockenheit, in seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an den König lag die sicherste Schutzwehr für die Erhaltung der Festung. Ihm zu Liebe thaten die Bürger, wie 50 Jahre später ihre Söhne und Enkel für Gneisenau, Alles was man nur immer von der aufopfernden Treue einer Bürgerschaft erwarten konnte; namentlich nahmen sie sich des Artilleriedienstes mit einem großen Eifer an und sind während der ganzen Belagerung unausgesetzt auf den Wällen geblieben, während sie in der zweiten und dritten Belagerung, wo die Besatzung durch eine bedeutendere Truppenzahl vermehrt war, nur den Spritzen- und Löschdienst versehen haben.

Ueber die unzähligen Beispiele des Heldenmuthes, welche während der ersten Belagerung, vom 3. Oct. bis zum 30. Oct. 1758, und während der zweiten, vom 26. Aug. bis zum 18. Sept. 1760, in unserm Buche erzählt worden sind, müssen wir jetzt hinweggehen, so gern wir auch einzelne Tapfere, wie z. B. den Oberstlieutenant v. Schmeling, den Zeuglieutenant Scheel, den Artillerielieutenant Ebel und aus der Geschichte der dritten Belagerung den Hauptmann v. Below, dessen That der Verf. zu einer der kühnsten des ganzen Siebenjährigen Kriegs gezählt hat, herausheben möchten. Von Heyde's seltener Ruhe, die durch viermalige nahe Todesgefahr nicht erschüttert werden konnte, stehe hier nur der Bericht über Das was ihm am 5. Oct. 1758 widerfuhr. Er saß mit mehren Offizieren bei einem frugalen Abendessen, als eine Granate gerade in das Fenster hereinfuhr, dicht an Heyde's Kopf vorbei schräg gegen die Wand schlug, die sie streifte und zur Stubenthür, welche sie zerschmetterte, hinausfuhr, wo sie sprang und noch mehre Menschen schwer verwundete. Die Tischgenossen wurden auseinander geworfen; einer sprang oder flog vielmehr durch das offene Fenster, Heyde nur blieb ganz gelassen sitzen und trank gemüthlich ein Glas Wein aus, welches er in der Secunde vorher ergriffen hatte. Die Erschrockenen erholten sich bald wieder, hingen einen Mantel vor das Fenster und setzten sich zum zweiten male an den Tisch, Lust und Scherz treibend, bis die Nacht und ihre Pflicht sie wieder auf ihre Posten rief. So verging diesen Leuten unter steter Arbeit und leichter Erholung die schwere Zeit. Denn das Bombardement der Russen, namentlich am 28. und 29. Oct. 1758 und am 16. und 17. Sept. 1760, und seitdem auch während der zweiten Belagerung die russische Flotte das furchtbarste Feuer eröffnet hatte und Häuser, Kirchen und Mauern zusammenstürzten, viele Menschen erschlagen und andere gräßlich verwundet wurden, hatte die Stadt fast in einen Steinhaufen verwandelt. Dabei stieg aber die Unerschrockenheit der Einwohner und die Gewöhnung an das Außerordentliche in einem solchen Grade, daß die Bürger, wie z. B. am 30. Oct. 1758 und noch mehr am 20. Sept. 1760, trotz der von der Flotte her sausenden Bomben und Feuerkugeln mit ihren Hausgenossen, Jung und Alt, hinaus nach den jetzt verlassenen Lagerplätzen stürzten, um sich des Abzugs der russischen Truppen zu erfreuen und Beute zu machen. Anderer ergreifender Begebenheiten, wie der Freude Kolbergs, als ganz unerwartet für Feind und Freund der General Werner zum Ersatz erschien und die Russen voll panischen Schreckens auf ihre Flotte eilten, oder anderer Ereignisse, die der Einförmigkeit der täglich wiederkehrenden Erscheinungen des Lebens in einer belagerten Stadt vielfache Abwechselung gewähren, können wir nicht gedenken, aber durch alle ward der Ruhm der kolbergischen Abwehr erhöht, den auch die russischen Feldherren Palmbach und Romanzow, deren Betragen überhaupt würdig und edel erscheint, willig anerkannt haben. Auf Heyde und Werner ließ Friedrich II. — sonst unerhört — zwei Denkmünzen mit den ehrenvollsten Inschriften prägen.

Die dritte Belagerung, vom 11. Aug. bis zum 17. Dec. 1761, hat insofern eine verschiedene Gestalt, weil mit ihr die Geschichte der Unternehmungen des Prinzen von Würtemberg verbunden ist, den Friedrich II. abgeschickt hatte um durch seine Stellung in einem wohlverschanzten Lager die Festung vor neuen Angriffen der Russen zu sichern. Diese unterblieben aber nicht und der Prinz wagt, trotz dringender Vorstellungen seiner Generale Werner, Thadden und des alten Heyde, der für die Nichteinnahme seiner Festung jede Pflicht übernahm, nicht, den Russen eine Schlacht zu liefern, weil ihm der königliche Befehl vorgeschrieben hatte eine solche zu meiden. Die Erlebnisse dieser Heeresabtheilung hat der Verf. ausführlich und unparteiisch geschildert, wodurch Einzelnes in Rud. John's „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" (Leipzig 1844), der diesen Kämpfen von S. 277—281 eine lobenswerthe, anderwärts ganz vermißte Beachtung gewidmet hat, berichtigt werden kann. Als Muster einer trefflichen Schlachtbeschreibung haben wir aus unsers Verf. Buch den Kampf um die Grüne Schanze am 19. Sept. 1761 zu rühmen. Den Kolbergern war trotz der Zurückhaltung des persönlich tapfern, aber nicht genug selbständigen Prinzen keineswegs der Muth gesunken; Heyde's Feuerschlünde donnerten noch wie früher den Russen entgegen, an Blei, Pulver und Eisen fehlte es nicht, aber wol an Brot, denn die Menschenmasse im Lager des Prinzen hatte die sorgsam aufgesammelten Vorräthe zur großen Unzufriedenheit des Commandanten fast gänzlich aufgezehrt. Bald mußten daher die Bürger das nöthige Brot für die Soldaten durch Sammlung anschaffen, und am 13. Dec. fehlten doch 1000 Pfund Brot, welche durchaus nicht mehr aufzutreiben waren. Da übergab Heyde am 17. Dec. seine Festung und ward mit seinen Soldaten kriegsgefangen. Der alte Held war seit vier Wochen Tag und Nacht nicht aus der Uniform gekommen, jetzt endlich hatte er es sich einmal bequem gemacht, und als er am 17. Dec. den Besuch des russischen Oberbefehlshabers Romanzow, der im vollen Glanze der Uniform ihn begrüßte, vor seiner zerschossenen Wohnung empfing, so trat er ihm entgegen im rothkalmankenen Schlafrocke, in Pantoffeln und mit der weißen Nachtmütze auf dem grauen Kopfe. Auch seine Reden waren nicht die freundlichsten, aber Romanzow ehrte den Unmuth des Greises, wie denn überhaupt das Benehmen der russischen höhern und

Stabsoffiziere während der ganzen Belagerung von unserm Verf. viel Lob erhält. Ebenso hielten sie in dem eroberten Kolberg eine sehr strenge Mannszucht, und die Kolberger hatten nicht über „die Kinder des Nordens" zu klagen, als diese nach geschlossenem Frieden am 9. Aug. 1762 ihre Stadt verließen und der Stadtcommandant v. Brand als der Letzte des Zuges der Bürgerschaft ein lautes, wiederholtes „Adieu" unter freundlichen Grüßen zurief.

Wir brechen hier unsern Bericht ab, wennschon noch manches über das anziehende Buch zu sagen wäre, durch dessen Veröffentlichung sich der Verleger wohl verdient gemacht hat. Dem Sohne des Verf., Hrn. Konstans v. Held, gebührt der Dank der Leser für das so treu behütete Manuscript. Außerdem beurkunden eine Einleitung über die frühere Geschichte Kolbergs, ein Anhang über das Leben Heinrich Sigismund v. d. Heyde's und einzelne Anmerkungen den liebevollen Antheil mit welchem der Sohn das Gedächtniß des Vaters zu ehren bemüht gewesen ist. 17.

Bibliographie.

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. 6ter bis 8ter Band. — A. u. d. T.: Johanna Eyre. Von C. Bell. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Emancipation. Betrachtungen über die sozialen Verhältnisse. Von dem Verf. des „Freiherrn v. Eulen-Spiegel." Breslau, Trewendt. Gr. 8. 15 Ngr.

Embdt, Auguste, Eine deutsche Frau. Gedicht. Wiesbaden, Friedrich. Gr. 12. 9 Ngr.

Fölsing, J., Züge aus dem Leben und Wirken des C. H. Rinck, gewesener Kantor, Hoforganist und Kammermusikus zu Darmstadt. Erfurt, Körner. Gr. 8. 10 Ngr.

Frühlingsalmanach. Herausgegeben von M. F. B. Leipzig, Leiner. 16. 15 Ngr.

Oldofredi-Hager, Julie Gräfin, Dornen. Neueste Gedichte. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schelling, K. F. A., Protestantismus und Philosophie. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 27 Ngr.

Schmidt, F. J., Geschichte der Stadt Schweidnitz. Zwei Bände. Schweidnitz, Heege. 1846. 48. Gr. 8. 3 Thlr.

Schubert, G. H. v., Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardei. 3te Auflage, mit der Reise über das Wormser Joch nach Venedig. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stein, Freih. vom, Denkschriften über Deutsche Verfassungen. Herausgegeben von G. H. Pertz. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Strauß, D. F., Sechs theologisch-politische Volksreden. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Der politische und theologische Liberalismus. Halle, Knapp. Gr. 8. 5 Ngr.

Parlamentarisches Taschenbuch, enthaltend die Verfassungen von Nordamerika, Norwegen, Neapel, Toscana, Sardinien, Rom, Oesterreich, Belgien, der Schweiz, England und den Entwurf einer deutschen Reichsverfassung. Deutsch herausgegeben von A. Rauch. Erlangen, Palm. Gr. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Album der glorreichen Ereignisse der Woche vom 12. bis 18. März 1848, nebst einer Sammlung aller in dieser Zeit erschienenen Reden, Aufrufe und Gedichte. Redigirt von S. Becher. Wien, Braumüller u. Seidel. Gr. 8. 15 Ngr.

Annehmen oder Ablehnen? Das Rescript über eine dänische Gesammtstaatsverfassung. 2ter Abdruck. Bremen, Heyse. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beleuchtung einer in Aussicht stehenden Verletzung der Constitution durch die Ständekammer mittels Eingriffs in das persönliche Eigenthum, nebst den nothwendig hieraus entstehenden Folgen für Stadt und Land. Ein sehr zu beachtendes Wort für jeden Bayer. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Blum, L. v., Die Armee und die Gegenwart. Ein Wort zur Beherzigung. Erfurt, Müller. 8. 3 Ngr.

Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Zürich. Gr. 8. 2 Ngr.

Dorner, J. A., Sendschreiben über Reform der evangelischen Landeskirchen im Zusammenhang mit der Herstellung einer evangelisch-deutschen Nationalkirche; an Hrn. Dr. C. J. Nitzsch in Berlin und Hrn. Dr. Jul. Müller in Halle. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Entwurf eines Verfassungs-Gesetzes für das Fürstenthum Waldeck. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 6 Ngr.

Entwurf zum Verfassungs-Gesetz für den Preußischen Staat. Berlin, Decker. Gr. 4. 2 Ngr.

Evers, G., Die Gefahr des Vaterlandes und der Weg seiner Rettung. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 3 Ngr.

Eylert, F., Eine deutsche Marseillaise. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fabri, F., Die politische Bewegung in Deutschland und die Geistlichkeit. Ein Sendschreiben an Hrn. Dr. Eisenmann. Würzburg, L. Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Frei, L., Der deutsche Kaiser. Zeitgedanken. Leipzig, Arnold. 8. 4 Ngr.

Funk, A., Beitrag zur Kritik des Entwurfs der Verordnung, die Berufung einer evangelischen Landes-Synode betreffend. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 1½ Ngr.

Geschichte der Stiftung und Entwickelung der freien Evangelischen Gemeinde zu Königsberg in Preußen, in aktenmäßiger Darstellung herausgegeben vom Vorstande. 1ster Theil. Bis zur Gemeindespaltung im Juni 1846. Königsberg, Samter. 8. 7½ Ngr.

Gretsel, G. H., Seid fröhlich in Hoffnung! — Ein Wort zur Beruhigung in der heutigen Zeit. Königsberg i. d. N., Windolff u. Striese. 8. 1½ Ngr.

Heinrich, E., Ein Beitrag zur Lösung der Frage: Was kann dem Arbeiterstande behufs Verbesserung seiner Lage in der jetzigen Zeit gewährt werden? Oppeln. Gr. 12. 5 Ngr.

Helfferich, A., Deutsche Briefe aus Paris. Nr. I. Die Berliner Barrikaden und die Folgen der Pariser Februar-Revolution. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Dieselben. Nr. II. Die provisorische Regierung und die National-Versammlung. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Dieselben. Nr. III. und IV.: Le commencement de la fin. — Die Republik und das monarchische Princip. Der Pariser Salon. Ebendaselbst. Gr. 8. 6 Ngr.

Politische National-Lieder, nach bekannten Melodien von einem deutschen Leierkastenmann. Leipzig, Leiner. 16. 10 Ngr.

National- und Freiheitslieder für's Volk. Leipzig, O. Wigand. 32. 1 Ngr.

Die deutsche Ostsee-Küste an die erste deutsche National-Versammlung in Frankfurt a. M. Stralsund, Löffler. 4. 1½ Ngr.

Parlaments-Fragen. III. Leipzig, Weber. Gr. 8. 4½ Ngr.

Die Polenfrage im Großherzogthum Posen betreffend. Schrift für den Funfziger Ausschuß. Bromberg, Levit. Gr. 8. 2 Ngr.

Reichenbach, O. Graf v., Wahrheiten eines Volksfreundes! Ein periodisches Flugblatt. Nr. 1. Oppeln. Gr. 4. 3 Ngr.

Die Staatsweisheit der Bibel, uralte Stimmen an die neueste Zeit, in Aussprüchen oder Erzählungen der heiligen Schrift übersichtlich zusammengestellt von einem Bibelforscher. 1stes Heft: 1. Das Buch vom Grund und Wesen der Staaten. 2te Auflage. Leipzig, Arnold. Br. 8. 5 Ngr.

Tabor, K. A., Einige Randbemerkungen zum Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes der XVII. Kommission. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 3½ Ngr.

Die deutsche Volksbewaffnung. Von A. R. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 176. —— 24. Juni 1848.

Touristen im Orient.

1. Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844 von Karl Koch. Dritter Band: Reise in Grusien, am Kaspischen Meere und im Kaukasus. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
2. Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland von Friedrich Adolf Strauß. Mit zwei Original-Ansichten. Berlin, Jonas' Verlag. 1847. 16. 25 Ngr.

Die kurzen Andeutungen durch die wir in einem frühern Artikel die beiden ersten Bände des Koch'schen Reisewerks zu charakterisiren versuchten *) überheben uns der Mühe die Art und Weise des Verf. hier noch einmal näher zu bezeichnen. Es genüge im Allgemeinen es noch einmal hervorzuheben, daß seine Reisebeschreibung, das Ergebniß ernster und gediegener Studien, sich von der inhaltslosen Spreu der gewöhnlichen Touristenliteratur durch den Reichthum an positiven, belangreichen Notizen, sowie durch die angemessene, möglichst objectiv gehaltene Darstellung höchst vortheilhaft unterscheidet. Indem wir uns hier auf unsere frühere Mittheilung beziehen, glauben wir den reichen Inhalt des gegenwärtig erschienenen dritten Bandes, welcher sich auf die Beleuchtung Grusiens, der Länder am Kaspischen Meere und des Kaukasusgebiets bezieht, am besten dadurch darlegen zu können, daß wir mit Uebergehung aller allgemeinern Betrachtungen in einigen flüchtigen Zügen dem Verf. auf seinen Wanderungen folgen. Man kann um so höhere Erwartungen von dem vorliegenden Theile hegen, als in demselben solche Gegenden behandelt werden welche dem Reisenden theilweise wenigstens schon in früherer Zeit durch eigene Anschauung bekannt geworden waren. Unter diesen Umständen mußten die neuen Beobachtungen noch ergeblicher ausfallen als es die Resultate der ältern Reise während der Jahre 1836—37, welche sich im zweiten Bande der „Reise nach dem kaukasischen Isthmus" niedergelegt finden, bereits gewesen waren. In der That gesteht Hr. Koch in dem Vorworte, „das zu verarbeitende Material war so groß, daß er um den Band nicht zu stark zu machen eine Menge Beobachtungen die er gern in demselben niedergelegt hätte für eine spätere Arbeit zurücklegen muß" (VI). Indessen verfolgte unser Reisende bei seiner neuen Wanderung in die zum Theil schon zuvor berührten Länder nicht die früher von ihm eingeschlagene Route. Während er in dem Jahre 1836 mehr den westlichen Ländern Transkaukasiens seine Aufmerksamkeit widmete, und von hier aus sich dem „classischen Ararat" zuwandte, wurde jetzt, wo es mehr auf die Besichtigung weniger bekannter Gegenden ankam, das östliche Gebiet besucht, wo die ewigen Feuer Bakus und die Verhältnisse der daghestanischen Völker den mannichfachsten Stoff zu Beobachtungen in Aussicht stellten.

*) Vergl. Nr. 364 und 365 d. Bl. f. 1846. D. Red.

Das erste Capitel des vorliegenden Bandes, welches Alexandrapol, wo der Reisende sich ein Vierteljahr aufhielt, und die Fahrt nach Tiflis behandelt, wird mit einer nur zu begründeten Klage über den traurigen Aufenthalt in einer Quarantaineanstalt eröffnet. Wenn schon im Allgemeinen beim bloßen Namen einer Quarantaine ein Gefühl des Schreckens uns überrieselt, so kennt doch Jeder der Wagner's ergreifende Schilderungen gelesen hat den traurigen Zustand jener Anstalten welche Denen zum unfreiwilligen Aufenthalte angewiesen werden die von der Türkei aus das russische Gebiet betreten. Wer nur einigermaßen mit den bestehenden Verhältnissen bekannt ist, wird die Klagen Koch's nicht übertrieben finden wenn derselbe sich dahin äußert, daß alle Quarantaineanstalten im civilisirten Europa Lusthäuser wären gegen die elenden Löcher welche in Asien auf der russischen Grenze den Reisenden angewiesen werden. Nur bei den ungeheuern Distanzen, die jede Durchführung einer strengern Controle unmöglich machen, und bei dem Systeme der Bestechung und Betrügerei welches bekanntlich die gesammte russische Administration durchzieht erscheint es einigermaßen erklärlich, daß die vom Sanitäts-Collegium in Petersburg erwirkten großen Summen die man für die Quarantaineanstalten ausgesetzt hatte und „wofür man bei uns prächtige Schlösser erbaut, nur hinreichten feste Erdlöcher herzustellen". Unter so traurigen Verhältnissen ist es wol nur zu natürlich, wenn „die dort wohnenden Leute geradezu meinten, daß die Regierung nicht um die Pest abzuhalten die Quarantaine eingerichtet hätte, sondern nur um den Beamten Gelegenheit zu geben Erpressungen zu machen und das Volk zu drücken" (S. 5). Man weiß aus den trefflichen Schilderungen Wagner's — und die Angaben unsers

Verf. dienen durchweg zum Belege für dessen Behauptungen, daß nicht selten von ungetreuen, gewinnsüchtigen Beamten die Schreckgestalt der Pest als bequemes Mittel der Bereicherung und Erpressung beschworen wird, indem man ganze Gegenden, welche ohne allen Grund mit der Drohung sie für pestkrank zu erklären erschüttert werden, nur dann wieder freigibt, wenn die Bevölkerung sich dazu versteht „ihren Bitten durch klingende Münze den gehörigen Nachdruck zu verschaffen". In einzelnen Fällen ging, wie Koch anführt, die Frechheit so weit, daß von den betheiligten Aerzten mit den Familien welche die bedrückende Absperrung von sich fernzuhalten wünschten über die Summe der Bestechung gefeilscht wurde. Durch diese beengenden und verderblichen Misbräuche, welche mit gebührender Schärfe gerügt werden, läßt sich der Verf. indessen keineswegs dazu verleiten das Kind mit dem Bade auszuschütten. Im Widerspruche mit der medicinischen Akademie in Paris ist er weit entfernt die Quarantainemaßregeln überhaupt für unnütz zu erklären, ja er glaubt sogar, daß Deutschland seine Befreiung von der Pest nur den trefflichen Vorkehrungen welche von östreichischer Seite getroffen sind zu verdanken habe. In Bezug auf die russischen Anstalten aber äußert er seine Ansicht dahin, daß die Art und Weise wie hier das Gesetz die Quarantaine vorschreibt nicht allein in hohem Grade lästig und jedem freien Verkehre hindernd ist, sondern daß auch nie die Resultate erreicht werden auf die allein Oestreich mit Stolz blicken kann.

Auf der Reise von Alexandrapol nach Tiflis bietet sich Stoff und Veranlassung zu Bemerkungen mancherlei Art. Zunächst fand sich Gelegenheit wieder die Gastfreundschaft als einen hervorstechenden Zug der Russen zu erkennen (S. 18). Wir heben diesen Umstand nur deshalb hervor, weil der im Uebrigen so russenfreundliche „Eremit von Gauting", wie man sich vielleicht aus frühern Mittheilungen erinnert, gerade diese Eigenschaft an der von ihm so lebhaft bewunderten Nation vermißte. Von den übrigen Notizen, welche sich auf der bezeichneten Fahrt in reicher Fülle boten, greifen wir nur Das heraus was über die Bedeutung des in Deutschland ziemlich verwirrend gebrauchten Wortes Tatar, wie sie sich in Kaukasien, in ganz Rußland und wie es scheint in einem großen Theile des Orients gestaltet hat, angeführt wird.

Man versteht unter Tataren alle mohammedanischen Unterthanen des russischen Kaisers. Die Bewohner der Türkei welche sich zum Islam bekennen nennen sich Osmanlis, und nur die mehr unabhängigen Völkerschaften, wie die Kurden, haben ihren ursprünglichen Namen beibehalten. Die Osmanlis aber, die z. B. in Achalziche in der neuesten Zeit unter russische Oberhoheit gekommen sind, haben den Namen Tataren bekommen, obgleich sie ursprünglich Grusier sind die ihrem Glauben untreu geworden. Selbst die persischen oder vielmehr schiitischen Türken haben mit dem Augenblicke wo sie russische Unterthanen wurden den Namen Tataren erhalten; zur Unterscheidung von den Sunniten Rußlands nennt man sie auch wol Kysylbasch-Tataren; denn Kysylbasch ist wiederum der gewöhnliche Name der Perser. Die Uebertragung des ursprünglich nur die Glieder der Goldenen Horde und der später aus ihr hervorgegangenen Reiche bezeichnenden Namens datirt sich erst seit der Besitznahme Grusiens durch die Russen. (S. 20.)

Tiflis, das der Verf. — wie er versichert — schon früher liebgewonnen hatte, trat ihm bei seinem neuen Besuche schöner und größer entgegen. An diesen Ort knüpften sich für ihn die wohlthuenden Erinnerungen an vielfache Beweise liebevoller Pflege welche ihm hier während einer schweren Krankheit im J. 1837 geworden waren. Indessen waren viele der frühern Bekannten nicht mehr aufzufinden, besonders da bei dem fortwährenden Wechsel dem das russische Beamtenheer unterworfen ist während der mehrjährigen Abwesenheit durchgreifende Versetzungen stattgefunden hatten. Der General Neidhardt, welcher zur Zeit als er Tiflis zum zweiten male besuchte Statthalter war, schien ihm besonders geeignet zur Verwaltung seines schwierigen Postens. Er sagt von ihm:

Wer General Neidhardt genauer gekannt hat wird mit mir einstimmen, daß der Kaiser nicht leicht eine bessere Wahl treffen konnte. Im hohen Grade befähigt, mit gutem Willen und noch mehr mit einem streng redlichen Sinne begabt wäre er vielleicht allein im Stande gewesen sich der obliegenden Schwierigkeiten zu bemächtigen, wenn ihm nicht Unglück, zu große Aengstlichkeit und noch mehr die Vorschriften aus Petersburg die Hände gebunden hätten. (S. 26.)

Den Hauptgrund vom schlechten Zustande der Transkaukasier, welcher, ungeachtet, wie der Verf. versichert (S. 27), es der Regierung ernstlich am Herzen liegt das Land zu heben, nicht zu verkennen steht, leitet er aus der Verfassung des Barons Hahn ab (S. 29), in der sich „Unkenntniß des Landes und der obliegenden Verhältnisse" ausspricht. Schon die Mittel und Wege deren sich die Partei welche den frühern Generalstatthalter Kaukasiens, Baron Rosen, stürzen wollte bediente, und die sich zumeist auf ein System von Spionerei basirten, mußten dazu beitragen die moralische Stimmung der Bevölkerung und insbesondere der Armenier vollends zu zerrütten. Als man das gewünschte Ziel erreicht sah und Baron Hahn mit seinen vielverheißenen Reformplänen hervortrat, zeigte es sich, daß dieser von einer Partei emporgetragene Mann mit den Zuständen der Kaukasusvölker vollkommen unbekannt war. Die bestehenden Verhältnisse wurden durchaus nicht in Anschlag gebracht; Alles sollte neu geschaffen, auf einer neuen Grundlage erbaut werden. Aber statt der versprochenen Verbesserungen führte Hahn nur das schleppende russische Gerichtsverfahren, das hier sich als völlig unzulänglich erweisen mußte, und ein zahlloses Heer neuer Beamten herbei, welche zum größten Theile der dortigen Verhältnisse und der einheimischen Sprache nicht mächtig waren. Mit diesen meist bestechlichen Administratoren, von denen die Mehrzahl aus jungen Leuten bestand, welche ein heiteres, genußreiches Leben führen und sich dabei möglichst schnell bereichern wollten, brach über das Land eine Sittenlosigkeit herein die im bedenklichen Maße stieg, indem die Ueppigkeit, Unkenntniß und Habgier der Beamten offenbar auf das Volk höchst verderblich einwirken mußten. Ein wesentlicher Fehler der Hahn'schen Verwaltung war endlich, daß durch sie die militairische Verfassung, welche

bis auf ihn aufrecht erhalten war, gänzlich über den Haufen geworfen und durch eine den russischen Verhältnissen angepaßte Civilverwaltung ersetzt wurde. Dieselbe mußte sich von Jahr zu Jahr unpraktischer darstellen, bis sie endlich ganz zusammenbrach und Hahn's Stellung unhaltbar wurde. Von Woronzoff, der erst 1845 nach seiner Abreise zum Nachfolger Neidhardt's ernannt wurde, verspricht er sich Viel für die bessere Gestaltung der Dinge. Ueber die Eintheilung des Landes in verschiedene Verwaltungskreise wird Folgendes gesagt:

Transkaukasien bildet jetzt zwei ungleich große Statthalterschaften, eine westliche und eine östliche, und eine jede besitzt ihre eigene Oberbehörde, die ebenso wie die Ciskaukasiens unter dem Befehle des Generalstatthalters, des Grafen, jetzt Fürsten Woronzoff, stehen. Die eine Statthalterschaft umfaßt die östlichen, mehr mohammedanischen Provinzen am Kaspischen Meere, nämlich: Karabagh, Talysch, Schirwan, Baku, Kuba, Derbend und Scheki. Die westliche Statthalterschaft umfaßt unter dem Namen Grusien Provinzen deren Untersuchung ich mir schon auf meiner ersten Reise zur Aufgabe gestellt hatte. Die Provinzen sind von Westen nach Osten gehend: Gurien, Imerien, Achalzich, Russisch-Armenien und das ganze Karthli, d. i. das eigentliche Karthli, Grusisch-Armenien und Kachien; sie werden jetzt in 10 Kreise getheilt. Außerdem gehören aber noch mehre Bergvölker (Zibelder, Ossen, Pschawen, Chefsuren, Thuschen und Dshare-Belakanen) und zwei selbständige Herrschaften (Mingrelien und Abchasien) hierher. (S. 55.)

Von Tiflis, wo unser Reisende sich länger aufhielt als er anfangs Willens war, besuchte er die Khanate Karabagh und Gendscha, von denen uns sehr interessante Einzelheiten im dritten Capitel mitgetheilt werden. Besonderes Interesse für uns bietet Das was in dem hieran sich anschliessenden Abschnitte über Helenendorf und die deutschen Colonien berichtet wird. Der Verf. „verlebte hier länger als eine Woche in traulichem Zusammensein mit gutmüthigen, ehrlichen Deutschen". Er fand hier den prager Reisenden Dr. Kolenati, in dessen Gesellschaft interessante Excursionen nach der nächsten Umgebung gemacht wurden. Schon in dem früher erwähnten ältern Reiseberichte fand eine Beschreibung dieser nach der Großfürstin Helena, der Gemahlin Michael's, benannten Colonie ihre Stelle. Aber bei dem erneuten Aufenthalte, wo der Verf. selbst „unter und mit den Colonisten lebte", fand sich eine günstigere Gelegenheit um diese „uns leider entfremdeten Landsleute" näher kennen zu lernen. Wir heben hier einige abgerissene Bemerkungen aus welche für deutsche Leser nicht ohne Interesse scheinen.

Fast alle Einwohner Helenendorfs sind Schwaben, und da mir das schöne Schwabenland aus früherer Zeit bekannt geworden war und ich es liebgewonnen hatte, so konnte ich es auch um so mehr wagen Parallelen zwischen den Daheimgebliebenen und den Ausgewanderten zu ziehen. Obwol schon ein großer Theil der jetzigen Helenendörfer bereits in Transkaukasien geboren ist und ein anderer in der ersten Jugend einwanderte, so sind sie doch in Allem Deutsche und zunächst Schwaben geblieben. Derselbe treuherzige Sinn, dieselbe Religiosität und dieselbe nicht genug anzuerkennende Thätigkeit und Ordnungsliebe die mir bei meinen mehrmaligen Wanderungen durch das Schwabenland sich kund thaten fand ich ohne Ausnahme in Helenendorf. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich mich nach langer Entbehrung wieder einmal inmitten eines deutschen Dorfs befand, in dem Jedermann das so treuherzig klingende Schwäbisch redete. Dieselben kurzen und gedrängten Gestalten, einfach in weißleinwandene Beinkleider und in eine kurze blaue Jacke gehüllt, wie sie mir besonders auf der Schwäbischen Alp und sonst in Schwaben entgegengetreten waren, standen vor der Thüre ihres Häuschens und begrüßten mich, wenn ich des Abends mit meinem Freunde Kolenati von einer Excursion heimkehrte, mit einem freundlichen „Guten Abend!" Die Frauen und Mädchen mit einem kurzen, aber faltenreichen Rocke, den nach vorn eine blaue oder weiße Schürze bedeckte, und mit einem keineswegs die Figur hebenden Mieder angethan, waren noch lange im Innern der Häu[illegible]ftig; erst spät vernahm ich aus den Stuben das [illegible]e Geräusch des mir aus meiner Jugend wohlbekannten [illegible]es, oder vor den Thüren saßen Mutter und Tochter [illegible] hölzernen Bank und mit dem Strickstrumpfe in der [illegible] — Die Hauptbeschäftigung der deutschen Colonisten [illegible]irthschaft, weniger Viehzucht, und wiederum richtet [illegible] nach den Verhältnissen und besonders nach der Lage der Colonie. Diejenigen welche große Städte in der Nähe haben, besonders die Colonien bei Tiflis, beschäftigen sich hauptsächlich mit Gemüsezucht und Weinbau, und ebenso verwenden sie mehr Sorge auf die Kühe, da Milch und Butter reichlichen Absatz finden. Wo Dieses aber nicht der Fall ist, wie z. B. in Helenendorf, sind die Colonisten fast nur auf sich beschränkt, und der Absatz an ihren Erzeugnissen ist so außerordentlich gering, daß sie nicht selten gezwungen sind nach der Lese den alten Wein wegzuschütten. Der Armenier und Tatar ist in der Regel zu arm um sich Wein zu kaufen, und die wenigen russischen Beamten erhalten oft so viel als Geschenk, als sie in ihrem Hausstande bedürfen. (S. 132 und 137.)

Der Verf., der sich im Besitze einer authentischen Geschichte der transkaukasischen Colonisten deutschen Stammes befindet, gibt einige sehr interessante Mittheilungen daraus, welche er als Beitrag zur Geschichte der deutschen Auswanderungen betrachtet wissen will. Wir bedauern hier auf diese umfassenden Notizen nicht ausführlicher eingehen und besonders die Rolle welche die Frau von Krüdener bei dieser Angelegenheit spielte näher bezeichnen zu können. Eine besonders interessante Episode in dieser ganzen Geschichte bildet die prophetische Wirksamkeit einer 64jährigen Frau, Spohn mit Namen, welche im Rufe übergroßer Frömmigkeit stand und von Katharinenfeld aus, besonders durch Vermittelung der weiblichen Bevölkerung, die Hoffnung des tausendjährigen Reiches und ein schnell umsichgreifendes Sektirerwesen verbreitete. Durch diese Frau, welche ihren Anhängern einredete, Jesus werde einen Stern senden der ihnen voranleuchten solle, wurde der Anstoß gegeben zu einer Auswanderung nach Jerusalem. Dieser Separatismus schien der russischen Regierung so bedenklich, daß sie sich veranlaßt sah zur Beruhigung der Gemüther und besonders zur Vereitelung des beabsichtigten Abzugs einen eigenen Unterhändler in der Person des Herrn von Kotzebue, des jüngsten Sohnes unsers bekannten Schriftstellers, an Ort und Stelle zu senden. Seine Vorstellungen und Rathschläge waren vergeblich, bis endlich in Folge höchst unvortheilhafter Berichte welche von den durch die Separatisten selbst nach Jerusalem ausgesandten Abgeordneten eingelaufen waren der Kreis der Getreuen so verringert wurde, daß man sich veranlaßt sah den ganzen Plan einer Auswanderung nach dem Gelobten Lande aufzugeben.

Wir wollen der Darstellung des Verf. hier noch eine Bemerkung entlehnen, welche sich auf den Einfluß und

die Bedeutung der deutschen Colonien in jenen Gegenden bezieht.

Die deutschen Colonien besitzen zwar einen gewichtigen Einfluß auf die Entwickelung Grusiens, und namentlich haben sie sich durch Lieferung der gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens den russischen Civil- und Militairbehörden unentbehrlich gemacht; aber ich bin überzeugt, daß sie selbst einen noch größern Werth für Grusien hätten, wenn man für sie Musterwirthschaften anlegte. Bei ihnen, als bei dem intelligentern Theile der Bewohner Grusiens, würden und müßten ohne Zweifel alle Verbesserungen früher Eingang finden als bei den ursprünglichen Einwohnern. Durch die deutschen Colonisten könnte dann die Rückwirkung auf die Umgebungen leichter und früher geschehen. Der Colonist selbst kann ohne großes Vermögen keine Geld kostenden Versuche machen, zumal er gar nicht wissen kann ob sie ihm Vortheil bringen oder nicht, und selbst im günstigsten Falle ist ein gewöhnlicher Landmann doch nicht hinlänglich befähigt selbständig aus dem gewohnten Gleise herauszugehen oder eine ungefähre Berechnung anzustellen. (S. 166—167.)

Endlich theilen wir noch eine Zusammenstellung der Gesammteinwohnerzahl nebst einer Vertheilung auf die betreffenden acht Colonien mit. Die Einwohnerzahl sämmtlicher Colonien betrug: Im J. 1832: 2022 Seelen; 1833: 2120; 1834: 2195; 1835: 2257; 1836: 2303; 1837: 2350; 1838: 2405; 1839: 2502; 1840: 2476; 1841: 2543; 1842: 2451; 1843: 2563. Diese Zahl repartirte sich im Jahre 1843 folgendermaßen: 1) Neutiflis: 257; 2) Alexandersdorf: 174; 3) Elisabeththal: 561; 4) Katharinenfeld: 478; 5) Marienfeld und 6) Petersdorf zusammengenommen 301; 7) Helenendorf: 609 und 8) Annenfeld: 183; was zusammengenommen die oben angeführte Summe 2563 ausmacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesänge unter den Palmen. Heidelberg, K. Winter. 1847. 8. 22½ Ngr.

„Gesänge unter den Palmen!" Ein Titel der eigentlich schon hinreichend die ganze Weise der vorliegenden Gedichte charakterisirt. Wer den Allgemeincharakter jener geistlichen Dichtung kennt, die sich von der religiösen so genau unterscheidet wie Kirchlichkeit von Religiosität, der hat an solchem Titel genug, um zu wissen in welcher Tonart hier gesungen wird.

Religiöse Dichtung ist jede die einem religiösen Dichtergemüthe entquillt: religiös kann ein Liebes- oder Frühlingslied ebenso gut sein wie ein Psalm auf den Erlöser oder der Hymnus auf einen Helden. Religiöse Dichtung ist von keinem besondern Inhalt noch einer besondern Form eingeschlossen, so wenig wie das religiöse Gefühl an einen besondern Andachtsort gebunden ist; sie ist Eins mit dem ganzen Dichterwesen, wie das religiöse Gefühl Eins mit der ganzen Empfindungsweise des Menschen ist.

Anders die geistliche Dichtung, wie sie schon in den ältesten Literaturperioden, wie sie schon bei Ottfried dem Benedictinermönch sich darstellt. Das ist recht eigentlich eine Dichtung der Geistlichen; es ist die gelehrte Kunst die einem besondern Cultus dient, es ist die Lehrpoesie der Kirche. Wie jeder rein didaktischen Poesie fehlt ihr jede Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit der Dichtung. Ihren Kern bilden versificirte Lehrsätze, und Alles was von dichterischen Kräften, von Gefühl und Phantasie, an die Schale gewendet wird, kann dergleichen nie zu einem dichterischen Product machen.

Als Gelehrtenkunst geht die geistliche Dichtung nicht unmittelbar aus dem Leben, sondern mittelbar aus dem Buche hervor: Das thut Nichts zur Sache, daß ihr Buch das heilige, die Bibel ist. Vielmehr ist es gerade dieses Buch vor welchem die Ursprünglichkeit poetischer Gestaltung am meisten zurücktritt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil hier Nichts mehr zu gestalten ist. Für den Dichter, der ebenso das Angeschaute erlebt wie er das Erlebte anschaut, ist nämlich sonst ein Geschichtsbuch, welches ihm den rohen poetischen Stoff vorlegt den die Erscheinungen an sich tragen, eine Quelle poetischer Gestaltung, ganz wie das in ihm und um ihn zur Erscheinung kommende Leben. Ein solches Geschichtsbuch aber ist die Bibel nicht. Sie ist weit mehr als Das: nicht blos die Geschichte der Religion, in der eine Fülle poetischen Stoffes liegt, sondern auch schon die vollendetste Gestaltung dieses Stoffes, das poetische Erzeugniß dieser Geschichte.

Die Bibel kann nur übersetzt, nicht mehr gedichtet werden; denn Das ist sie schon in dem alleinigen Geiste in dem sie empfangen werden, in der alleinigen Form in der dieser Geist zum Ausdruck kommen konnte.

Die sogenannte biblische Dichtung ist daher Uebertragung des Bibelstoffes entweder in einen andern Geist — und Dergleichen ist ein Unding das den Namen nicht verdient — oder nur in eine andere Form: die wird aber bei allem Aufwand poetischen Talents nie dem Geiste entsprechen, und kann somit als eine verfehlte auch nie von dichterischem Werthe sein.

Bei solcher Ansicht ist es uns unmöglich über die vorliegende Gedichtsammlung etwas Empfehlendes zu sagen. Sie gehört eben nur zu jener Art geistlicher Poesien die wir hier zu bezeichnen versucht haben, trotzdem daß der Verf. keineswegs an biblischer Paraphrase festhält, und die vielfachsten Weisen weltlichen Gesanges anstimmt. Auch diesen „Gesängen unter den Palmen" fehlt jene Natürlichkeit, jene innere Harmonie zwischen Geist und Form, die sich nur im unmittelbarsten Ausdruck des unmittelbar Erfaßten findet, und durch keinen schönrednerischen Pomp zu ersetzen ist.

Wir wünschen den Verf. einmal irgendwo anders als „unter den Palmen" singen zu hören. Vielleicht gibt sich dabei entschiedener seine jedenfalls nicht gemeine Begabung kund, die sich uns schon diesmal in einer gewissen Kraft und Lebendigkeit des Vortrags und stellenweise in einer ausgesprochenen musikalischen Empfindung verrieth.

M. Wolffsohn.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 177. —— 25. Juni 1848.

Touristen im Orient.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

Von Helenendorf begab sich der Reisende nach Schirwan und verweilte einige Zeit in Schemachi (Cap. 5), welches die Residenz der „Schirwanschahe", wie die frühern Herren von Schirwan genannt wurden, und jetzt seit Hahn's neuer Eintheilung Transkaukasiens Hauptstadt des Gouvernements Kaspien oder der kaspischen Provinz ist. Die Stadt erholt sich, wie der Verf. anführt, allmälig als Gouvernementsstadt aus ihrem Verfalle und zählt schon über 3000 Häuser und 18,500 Einwohner. Hier wird vorzüglich das unter dem Namen Termalama durch ganz Asien und Rußland bekannte schwere Seidenzeuch verfertigt, welches, ursprünglich aus Ghilan in Persien stammend, sich nicht weniger durch seine Farbenpracht als durch ausgesuchte Zeichnungen, die zum Theil an die echten Kaschmirshawls erinnern, auszeichnet. Schirwan überhaupt umfaßt (S. 205) in seiner eigentlichen Ausdehnung die ganze Ebene des vereinigten Kur-Araxes, das Gebirge Beschparmak, d. h. den östlichen Ausläufer des Kaukasus von den sogenannten Albanischen Pässen am heutigen Schahbagh an, und endlich die Ebene jenseit desselben bis zum Ssamur und zu dem Kaspischen Thore (Derbend); im engern Sinne hingegen versteht man jetzt nur die zuerst genannte Ebene. Bei der Durchreisung dieser Gegenden fand Koch Gelegenheit den Charakter des Landes und seiner Bewohner kennen zu lernen. Das Gouvernement Kaspien wird hauptsächlich von Mohammedanern und zwar weniger von Sunniten als von Schiiten bewohnt. Die Anzahl der armenischen Christen ist gering und in den Provinzen Scheki, Schirwan und Karabagh sieht man noch die meisten; in Scheki leben auch Grusier. Juden finden sich in den frühern Khanaten Scheki, Schirwan, Kuba und Derbend vor, und ebenso durchziehen Zigeuner in einer nicht zu bestimmenden Anzahl die ebenen Gegenden. Ein großer Theil der Einwohner führt ein herumschweifendes Nomadenleben, und namentlich gilt dieses von denen in Schirwan, während die übrigen, mit Ausnahme der Städtebewohner, zwar festere Wohnsitze haben, aber doch auch im Sommer mit ihren Heerden in das Gebirge ziehen. Landwirthschaft wird aus dieser Ursache verhältnißmäßig nur wenig getrieben. Nichtsdestoweniger herrscht in den sieben Städten Kaspiens, in denen sich zu gleicher Zeit auch die Kreisregierungen befinden, eine erfreuliche Gewerkthätigkeit, die selbst größer ist als die im ganzen grusischen Gouvernement. Die Hauptzweige der Industrie sind Seiden- und Wollwebereien. Daneben wird in Kaspien besonders Bienen- und Viehzucht getrieben. Von besonderm Belange ist für jene Gegenden der Fischfang im vereinigten Kur und Araxes, über dessen Besonderheiten Koch (S. 206—208) interessante Bemerkungen beibringt.

Von Schemachi begab sich der Reisende nach Baku, dem ein eigenes Capitel gewidmet ist. Hier fesselt besonders Das was von den „ewigen Feuern" angeführt wird unsere Aufmerksamkeit. Wir können dem Verf. nicht in das Gewirr geschichtlicher Notizen folgen durch die er uns zu einer Kunde der frühern Gestaltung hinleitet, und begnügen uns einige abgekürzte Notizen über den gegenwärtigen Bestand dieser merkwürdigen Naturerscheinung anzuführen.

Nach einem längern Aufenthalte in Baku fuhren wir endlich den ewigen Feuern zu und sahen, obgleich die Sonne noch hoch am Himmel stand, doch schon bald die hellen Flammen der Erde entsteigen. In dem dem Feuercultus gewidmeten Tempel loderte aus großen Essen ebenfalls Feuer gen Himmel empor. Selbst am Tage ergriff mich die großartige Erscheinung mit ganzer Macht, aber unendlich mächtiger war der Eindruck, als Herr Paloschkoffsky den mir befreundeten General von Röhrberg aus Tiflis und mich des Abends, als schwarze Finsterniß die Erde bedeckte und Milliarden funkelnder Sterne vergebens sie zu verscheuchen suchten, nach Ateschga, d. i. dem Orte der ewigen Feuer, im bequemen Wagen begleitete. Schon als wir auf die Höhe des Hügelzugs kamen, sahen wir in nordöstlicher Richtung einen hellen Schein, der je mehr wir uns dem geheiligten Orte näherten, um so deutlicher wurde. Bald unterschieden wir die Flammen die Schlangenzungen gleich mit ihren Spitzen neue Nahrung zu suchen schienen, obwol sie aus dem Innern der Erde selbst gespeist wurden. Es ward uns aber unheimlich zu Muthe, als wir das Feuer auf dem dürren Boden der Steppe erblickten und später uns allenthalben von den durch den Wind nur leise bewegten Flammen selbst umgeben sahen. Ewiger Tag herrschte um uns. Kein grauer Nebel entstieg dem flackernden Feuer, denn dieses loderte rein wie geläutertes Gold, dessen Farbe es auch angenommen hatte, einem reinen Aether zu. Der dunkel-azurblaue Himmel hatte sich darüber gewölbt und seine Sterne blickten mild herab, als

wollten sie diesesmal nicht mit dem irdischen Feuer in die Schranken treten. (S. 248.)

Der Verf. eilte, nachdem er Baku besichtigt hatte, dem dagheſtanischen Kriegsschauplatze immer näher. Das nächste Ziel war Kuba, die frühere Residenz eines Khans, dessen Gebiet auf jener Seite der Halbinsel Apscheron begann. Ferner lag es im Plane, wenn auch nicht den Schahdagh selbst zu ersteigen, doch auf jeden Fall den Paß über das Gebirge kennen zu lernen, wo ohne Zweifel die von den classischen Schriftstellern genannten Albanischen Engpässe zu suchen sind. Aber die Berichte über den Gebirgskrieg lauteten täglich ungünstiger, sodaß der Abstecher nach diesen Engpässen aufgegeben werden mußte. Dafür verweilte der Verf. längere Zeit in Derbend, der Stadt welche der Koran selbst als die natürliche Grenze des Landes der Gläubigen bezeichnet, und sie deshalb Bab al Islam, d. h. Thor des Glaubens, genannt haben soll.

Während bei jener frühern Reise mehr der Westen des kaukasischen Gebirgs berücksichtigt wurde, sollte diesesmal — wie schon oben bemerkt wurde — der östliche Theil des Kaukasus durchforscht werden. Freilich trat hier die Verwirrung des Kriegs oft hindernd in den Weg; aber überall bot sich doch Gelegenheit die Lücken der frühern Beobachtungen durch eigene Anschauung oder durch solche Angaben welche aus den besten, zuverlässigsten Quellen geschöpft wurden zu ergänzen und zu berichtigen. So wurde das Bild des Kaukasus vervollständigt. Der Verf. gibt uns zu Anfange des achten Capitels eine auf geognostische Studien gestützte Schilderung des mächtigen Gebirgszugs, um den jetzt der Kriegslärm braust, indem er sich allerdings, wie S. 328 ausdrücklich gesagt wird, wegen der ältern Beschreibung mehr auf den östlichen Theil beschränkt. Diese gegen das Kaspische Meer zu gelegenen Gegenden bieten denn auch gerade jetzt das meiste Interesse, da sie den Schauplatz des erbittertsten Kampfes abgeben.

Dem kaukasischen Kriege und der hervortagendsten Gestalt desselben ist ein eigenes Capitel gewidmet, bei dem wir gern wenn der Raum es gestattete länger verweilen würden. Der Verf. sagt zwar, die Anlage des ganzen Werks erlaube kein allzu ausführliches Eingehen auf das historische Detail, und seine Eigenschaft als Naturforscher berechtige ihn nicht zu einer Würdigung und Beurtheilung der Ereignisse welche sich auf den Kampf um den Kaukasus beziehen; aber wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß die Notizen welche er über jene Vorgänge gesammelt hat ein reiches und interessantes Material zur Kenntniß der betreffenden Verhältnisse ausmachen. Wir können es dem Verf. nicht verdenken, daß er bei solchen Partien wo schon gelungene Darstellungen vorliegen, z. B. S. 424 bei Gelegenheit der Einnahme von Achulko, die M. Wagner auf so unvergleichliche Weise geschildert hat, sich kürzer faßt, um Raum für neue, weniger bekannte Stoffe zu gewinnen. Uebrigens hält er sich mehr an den objectiven Thatbestand, ohne sich in weitläufige Discussionen über die oft in Anregung gebrachte Frage: ob und wann das Unternehmen der Russen das erwünschte Ziel erlangen werde, einzulassen. Nur so viel geht aus der Darstellung hervor, daß der Ausgang des Kampfes noch nicht so nahe bevorsteht als der Welt von Rußland aus im Triumphe schon oft verkündet ist. Wir wählen aus dem auf den Kaukasuskrieg bezüglichen Abschnitte noch eine Schilderung Schamil's.

Schamil soll ein Alter von 50 Jahren haben, nicht groß sein und einen gedrungenen Körper besitzen. Sein starker Bart wird ihm als besondere Zierde gepriesen. Es scheint als wenn er von gemischter Abkunft sei, und obwol Tschetsche, doch viel tatarisches Blut in den Adern habe. Alle russischen Offiziere von Bedeutung stimmen darin überein, daß die Kaukasier noch nie einen solchen Führer gehabt haben. Obwol er keineswegs, wie mir russische Offiziere erzählten, früher in russischen Diensten gestanden, und also die europäische Kriegsführung nirgend erlernt hat, so legt er doch eine solche Kenntniß an den Tag die selbst bei seinen Feinden die volle Bewunderung in Anspruch nimmt. Einer der ausgezeichnetsten Generale des jetzigen Kriegs erzählte mir von einem Rückzuge Schamil's, der in solcher militairisch zu rechtfertigenden Ordnung geschehen war als hätten Europäer ihn vollbracht. Weit entfernt sich mit seinem Feinde im offenen Felde zu messen und seine tapfern Landsleute den Kanonen der Russen preiszugeben, nimmt Schamil nur da den Kampf an, wo Menschen gegen Menschen, und nicht mit solchen Mordinstrumenten die ihres Gewichts halber bei den Tscherkessen den Namen „tausend Mann" führen streiten, und zwar selbst wenn seine Leute weit geringer an Zahl sind. General Neidhardt machte ihm in einer Proclamation den Vorwurf der Feigheit, aber mit Indignation ließ er seinem Feinde eine Replik folgenden Inhalts zustellen: „Er begreife einen so tüchtigen General wie Neidhardt nicht, daß er auch an seinem Feinde nicht die Wahrheit anerkennen wolle und ihm Feigheit vorwerfe. Ein Chef nehme nirgend am Handgemenge Theil, da von seiner Existenz zu viel abhänge. Wie er ihn (den General Neidhardt) nirgend als Theilnehmer eines gewöhnlichen Kampfes gesehen habe, so leite auch er nur das Ganze und bekümmere sich nicht um das Specielle. Daß er übrigens nicht die Kugel des Feindes fürchte, habe er bei mehren Gelegenheiten und namentlich in Achulko gezeigt." Man erzählt auch von Schamil, daß, als General *** einen enormen Preis auf seinen Kopf setzte, er ausgesprochen habe, wie sehr es ihn freue, daß man ihn so hoch halte; er seinerseits denke von besagtem Generale nicht so, denn er bezahle für dessen Kopf auch nicht einen Rubel. (S. 416—417.)

Von Derbend trat der Reisende seine Rückfahrt an und begab sich über Kuba, über Schemachi wieder nach Tiflis, wo wir von ihm als von einem kundigen Führer Abschied nehmen, indem wir zum Schlusse noch den Wunsch ausdrücken, es möge ihm gefallen die in der Vorrede (VII) in Aussicht gestellten Mittheilungen über die Kubaländer, besonders über Tscherkessien, und über die historisch so wichtige Krim möglichst bald zu veröffentlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Gregor VII. dargestellt von Söltl. Leipzig, F. Fleischer. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

In unserer von den Stürmen der Widersprüche tief aufgeregten Zeit ist es höchst zweckmäßig sich auf die stille Insel der Forschung zu flüchten, um aus der Betrachtung der Vergangenheit und der gegenwärtigen Lage Muth und Geschick

zur Weiterfahrt nach dem sichern Hafen einer vernünftigen Um- und Neugestaltung der gestörten Verhältnisse zu schöpfen. Vor Allem ist es die Pflicht unserer Forscher bei der Feindseligkeit des Gewordenseins und Seinsollens das Wie des Gewordenseins ohne Vorurtheil zu untersuchen, um sowol die Rechte beider als auch die Art der vermittelnden Friedensstiftung zu bestimmen, d. h. aus dem historisch Gewordenen das historisch Entstehende sicher und rechtlich zu entwickeln.

Es hat der Kampf der Hierarchie mit dem Lehnskönigthum des Mittelalters außer dem persönlichen und allgemeinen Interesse noch das Besondere, daß dieser Kampf Vorbereitung ist für den Uebergang des Lehnsstaats zur erblichen und absoluten Monarchie, oder zunächst zur Idee des Staats als Einheit, die aber noch materiell so aufgefaßt wurde, daß sie nothwendig durch Erblichkeit der Rechte und der Macht erreicht werden könne, wogegen diese Einheit nur der innewohnende Geist des Staatsorganismus, sein Princip ist.

Im Papstthum und Kaiserthum stoßen zwei große politisch-religiöse Ideenwelten zusammen, um sich gegenseitig zu zermalmen. Denn das religiöse Interesse ist vom politischen nicht zu trennen, wie ja schon die Missionnaire mit dem Kreuz auch das weltliche Scepter ihrer Sender zu bringen pflegten; den Sachsen also die fränkische, den Wenden und Dänen die deutsche, den Preußen die ordensritterliche Herrschaft. Wenn auf der andern Seite die Kaiser Geistliche und Päpste einsetzten, so geschah Dies nie ohne politische Rücksichtsnahme; sie sprachen also in ihrer Wahl politische Ansichten aus, wie Dies bis auf den heutigen Tag noch Sitte ist.

Es erbten aber die römischen Bischöfe mit Rom zugleich die altrömische Vorstellung der Weltherrschaft, die sie sich durch geistliche Waffen zu erobern getrieben fühlten. Dieselbe Vorstellung brachten aber auch die deutschen Kaiser mit aus Rom nach Hause und hatten dabei den Vortheil in ihren Waffen wirksamere Werkzeuge zur Verwirklichung dieses Gedankens zu besitzen. Schon dieser Gedanke, den beide Gewalten auszuführen gedachten, mußte beide zu langwierigen Verwickelungen und verhängnißvollen Kämpfen führen.

War somit für Papst und Kaiser das Ziel gemein, so mußten die Wege nach diesem Ziel hin nebeneinander laufen, freilich nicht ohne sich oft zu kreuzen oder durch feindliches Gebiet zu gehen. Wollte der Papst Herr über Bischöfe und Fürsten sein, so mußte er zuvor absoluter Herr der Kirche werden, er mußte, wenn auch nicht für den leibhaftigen Gott oder Heiland, doch für dessen alleinigen bevollmächtigten Stellvertreter gelten. Der römische Bischof mußte die ganze Macht der Kirche in sich concentriren, er mußte sie in seiner Person vereinigen; l'église c'est moi! mußte sein Motto werden. Er durfte nur dann den großen Kampf gegen seinen Nebenbuhler beginnen, wenn die Kirche mit der Person des Papstes zum Bewußtsein ihrer Stärke gekommen war, wenn sie zu einer wohlgeordneten, gedrungenen Masse gemacht, wenn sie uniformirt und durch eine strenge Bureaukratie zu einer leicht beweglichen und lenksamen Phalanx geworden war.

Die Päpste richteten ihre Bannbullen und ihre diplomatischen Künste mit richtigem Instinct zunächst also gegen die unabhängigen Bischöfe Oberitaliens, Frankreichs, Afrikas u. s. w., um deren Selbständigkeit zu unterdrücken. Da diese Bischöfe gewissermaßen Nationalkirchen repräsentirten, so erlagen mit den Bischöfen auch die Nationalitäten, und die Päpste hatten von ihrem Siege einen doppelten Gewinn für die Uniformirung der Kirche selbst. Weil diese Bischöfe aber an der weltlichen Macht leicht eine Stütze gegen den Absolutismus Roms fanden, da dieser überhaupt nur dadurch möglich wurde, daß der Papst alleiniger Herr des Kirchenregiments wurde, so waren die Verbote der Simonie, das Cölibat und das Investiturrecht die drei großen Keile durch welche der Papst die Kirche gewaltsam von der weltlichen Herrschaft lossprengte. Das Papstthum mußte demnach eine Menge bestehender Verhältnisse und Rechte zerstören; denn sein Recht war die Gewalt; es mußte seinen unrechtlichen Anmaßungen aber den Schein des Rechts geben und ein neues System, einen Katechismus des geistlichen Absolutismus ersinnen, falsche Decretalien unterschieben, den Gebrauch der Bibel untersagen und seinen ganzen Cultus auf den sinnlichen Menschen berechnen, wie es Machiavelli nicht besser hätte rathen können. Es wiederholt sich im Papstthum die ganze altrömische Politik und Diplomatie.

Nach Absolutismus strebten aber auch die deutschen Könige; der Weg zu diesem Zielpunkte konnte ebenfalls nur über die Trümmer der Nationalitäten gehen, wie sie in den Nationalherzögen repräsentirt waren. Wollten die Könige die lästige Stellung eines Wahlkönigs mit der eines unabhängigen und nach eigener Entscheidung waltenden Herrschers vertauschen, so mußten sie wirklich der Mittelpunkt des Reichs sein, so mußte der Thron ein Erbeigenthum werden, weil sich alsdann nur eine sichere Politik befolgen und ein bestimmtes Verhältniß zu den verschiedenen Ständen ausbilden ließ. Aber gerade hierin lag die Hauptschwierigkeit. Die sächsischen Kaiser suchten dadurch diese innige und unmittelbare Einheit des Reichs mit dem Könige zu bewirken, daß sie die Herzogthümer ihren Verwandten übergaben. In der That schwächten sie damit die Macht der Nationalitäten; aber Heinrich II. verließ diese Politik wieder und brachte das Königthum um alle Früchte dieses weisen Verfahrens.

Die fränkischen Könige suchten daher auf einem andern Wege zum Ziele zu kommen, indem sie die kleinern Lehnsleute gegen die großen Lehnsherren schützten, begünstigten und diese kleinen Lehen erblich machten. Da die Städte und freien Gemeinden, sowie die Geistlichkeit ihres Vortheils wegen auf der Seite des Königs standen, und in ihrer Opposition gegen die Herzöge die Könige eine Stütze hatten, so durfte Heinrich III. sein Ziel zu erreichen hoffen. Sein früher Tod und die Jugend seines Sohnes vernichteten aber alle seine Erfolge. Wenn die Geistlichkeit um sich von Rom unabhängig zu erhalten, wenn die Städte und der niedere Adel zum König hielten, so fanden die Herzöge und Grafen hingegen im päpstlichen Absolutismus einen eifrigen Bundesgenossen gegen das Königthum; daher die seltsame Kreuzung der Parteien.

Was nun Söltl's Arbeit anlangt, so besteht sie ihrem Hauptinhalte nach aus wörtlichen, chronologisch geordneten Auszügen aus Gregor's Briefen, welche der Verf. „drei mal ausgezogen, aber die Arbeiten anderer Bearbeiter bei seinem Buche nicht benutzt hat". Reflexionen oder einfache Erzählung des geschichtlichen Zusammenhangs füllen die Lücken zwischen den einzelnen Briefen; eine pragmatische oder genetische Auffassung des Ganzen lag nicht in der Absicht des Verf., dessen Werk vielmehr eine objective, lebenswarme Darstellung der Gesinnung und des Charakters Gregor's sein soll. Die Briefe sind meist erbaulichen Inhalts; man lernt aber aus ihnen erkennen, daß jene Rechte, auf welche die römische Hierarchie sich stets beruft, zwar Anmaßungen und Gewaltstreiche, im Grunde aber doch nur die Consequenzen eines weltgeschichtlichen Princips sind, demzufolge die ganze Hierarchie zur consequent durchgeführten Gewaltthat wird. Der Verf. verfolgt diesen Kampf von der Aufhebung der Simonie und der Einführung des Cölibats bis zu Gregor's Tode.

Schon unter den Karolingern waren die Besitzungen der Klöster und Bischöfe ungeheuer gewachsen, und man verlieh aus politischen oder persönlichen Rücksichten die geistlichen Aemter nur zu oft auch solchen Personen die weder dazu befähigt waren, noch überhaupt dem geistlichen Stande angehört hatten. Diesem Unwesen mitsammt seinen weitern Folgen suchten gutgesinnte Könige zu wehren und begünstigten um den Reiz zur Habsucht zu schwächen das Cölibat. Aber das Verderben war schon so tief eingedrungen in den geistlichen Stand, daß selbst der päpstliche Stuhl käuflich und Spielball der Parteien war welche im Kampfe „Alles für erlaubt hielten und weder göttliche noch menschliche Rechte achteten". So gab es denn 1045 gar drei Päpste auf einmal, sodaß Heinrich III. eingrei-

sen und den Römern die Verpflichtung auferlegen mußte der Simonie zu entsagen und jede Papstwahl vom Kaiser bestätigen zu lassen.

In diese Zeit fällt die erste Thätigkeit Hildebrand's, welcher in Siena geboren, aber früh nach Rom gekommen sein soll, unter Gregor VI. Kapellan wurde und sich mit diesem auf des Kaisers Befehl aus Rom entfernen mußte. Nach Gregor's Tode begab er sich nach Clugny, „wo er sich durch frommen Lebenswandel, Strenge und Forschungseifer so auszeichnete, daß er bald zum Prior des Klosters gewählt wurde". Als nun der Bischof Bruno von Toul, ein Verwandter Heinrich's III., auf seiner Reise nach Rom, wo er den päpstlichen Stuhl besteigen sollte, bei Hildebrand einkehrte, „so überzeugte ihn dieser, er dürfe die päpstliche Würde nicht von einem Laien empfangen." Sobald Bruno 1049 unter dem Namen Leo IX. Papst wurde, übertrug er Hildebrand die Verwaltung der römischen Kirche und war unermüdlich thätig zur Unterdrückung der Simonie und Priesterehe, welche er zu Mainz sogar mit dem Banne belegte, wurde aber auf einem Kriegszuge gegen die Normannen gefangen und starb 1054. Die angebotene päpstliche Würde nahm Hildebrand nicht an, weshalb sie dem Bischof Gebhardt von Eichstädt (Victor II.) gegeben wurde, der ganz auf Hildebrand's Ansichten und Absichten einging. Dasselbe that Victor's Nachfolger, Stephan IX., in dessen Interesse Hildebrand am Hof der Kaiserin Agnes wirkte. Als Stephan von seinen Feinden vergiftet war, wollte Hildebrand dem Bischof von Florenz zur päpstlichen Würde verhelfen, aber die kaiserliche Partei kam ihm durch die Wahl Benedict's X. zuvor. Da erzwang Hildebrand durch Gewalt und Geldspenden die Wahl seines Schützlings Nikolaus II. 1059.

Weil Hildebrand auch die Normannen für sich gewann, so mußte sich Benedict gefangen geben und lebte bei seiner Mutter, da ihm Sicherheit zugeschworen war. Dennoch ließ ihn Hildebrand plötzlich überfallen, in eine Kirche schleppen, wo er ein erlogenes Verzeichniß seiner Vergehen vorlesen mußte, um darauf eine kleine Pfründe zu erhalten, von der er nur kümmerlich leben konnte. Als Stephan 1061 starb, hatte Hildebrand die Papstwahl bereits dem Einflusse der römischen Familien und des Kaisers entzogen und den Cardinalbischöfen überwiesen. Auch sollte der Papst aus dem Schoose der römischen Kirche gewählt werden.

So wurde die Papstwahl ein römisches Interesse und kam ganz in die Gewalt der Kirche, wodurch das Papstthum einen politischen Boden erhielt. Heinrich's Minderjährigkeit und Hildebrand's Freundschaft mit den Normannen begünstigten diesen Eingriff in die bestehende Ordnung, und Hildebrand konnte der Christenheit eigenmächtig Alexander II. als Papst aufdrängen. Hildebrand's Werkzeug war der gewandte Damiani, der aber mit Härte und Undank von seinem Gebieter belohnt wurde. Der Plan der römischen Curie ging dahin, „die geistliche und weltliche höchste Macht im Papste zu vereinigen, indem die lateranische Kirche zur Kirche aller Kirchen erhoben und die Cardinäle gleich Sternen mit der Würde der Engel begabt würden". Rom erhielt daher fünf Patriarchalkirchen mit je sieben Cardinalpriestern, die Laterankirche aber mit sieben Cardinalbischöfen u. s. w. In Betreff der Rechte des Kaisers bei der Papstwahl half man sich durch den Trugschluß, daß dem Kaiser bei der Wahl zwar die vorzüglichste Stimme gebühre, da aber die römische Kirche die Mutter Aller sei, also auch des knabenhaften Königs, so könne sich die Kirche nicht in dessen Schutz begeben.

Es gelang der Schlauheit, dem Fanatismus und Glaubenseifer Damiani's nur gar zu gut die Unglücksfälle Deutschlands unter Heinrich's IV. unglückseliger Jugend zum Nutzen der Hierarchie auszubeuten, indem er nicht Frieden, sondern Zwietracht stiftete, indem er Waisen und Witwen um ihre Rechte betrog und die Frömmigkeit der Völker misbräuchlich zum Werkzeug päpstlicher Herrschsucht machte.

In Deutschland reagirten die Nationalherzöge gegen das Königthum und brachten den jungen König sogar in ihre verderbliche Gewalt; denn obschon dieser (nach Hagen, „Zur politischen Geschichte Deutschlands") „vortreffliche Anlagen, ein gutes Gemüth und einen durchdringenden Verstand hatte, so machte ihn seine verkehrte Erziehung heftig, leidenschaftlich und eigensinnig". Der Umstand, daß unter seiner Regierung mit weltlichen und geistlichen Stellen förmlicher Handel getrieben wurde, daß Fürsten und Bischöfe sich in zwei feindliche Parteien trennten, daß Heinrich unabhängiger König sein wollte, die Völker sich also wieder an die Fürsten anschlossen, der Streit des Königs mit den Sachsen gaben der römischen Curie nicht nur Veranlassung zum Kampf gegen das Königthum, sondern auch ziemlich sichere Hoffnung auf Sieg. Doch mußte die römische Curie erst in Oberitalien festen Fuß fassen, wo der Eifer der Mönche gegen die Priesterehen und gegen die Bischöfe so viel Aufregung und Verwirrung erzeugt hatte, daß selbst Damiani und der Papst auf eine Einschränkung der Mönche in die Mauern ihrer Klöster und auf ein Verbot ihrer Predigten dachten; aber Hildebrand schützte die Mönche und stürzte Oberitalien „in die furchtbare Verwirrung". Damiani zog sich in die Einsamkeit zurück; „Hildebrand foderte aber den strengsten Gehorsam gegen die Gebote der Kirche, nannte Ungehorsam Abgötterei und strafte mit grausamer Härte."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Liverpool nahe bei Birkenhead.

Vielleicht ist es ein erfundener oder ein ausgeführter Witz, daß ein an einen fürstlichen Kaufherrn in Liverpool gerichteter Brief obige Bezeichnung gehabt. Wahr ist jedoch, daß die Liverpool gegenüber am andern Ufer des Mersey gelegene Stadt Birkenhead zu den jüngsten Wundern unserer wunderreichen Zeit gehört, indem noch vor wenigen Jahren das Hüfthorn tönte und Füchse gehetzt wurden wo gegenwärtig ein prächtiger Square sich breitet, umkreist von stolzen Gebäuden, mit langen, ebenbürtigen Straßen, Eisenbahnen, Werften, Dampf- und Segelschiffen, Parks, Marktplätzen und allen Bedürfnissen einer großen und thätigen Bevölkerung. Die Jahre 1844 und 1845 reichten hin das Meiste von alle Dem ins Dasein zu rufen, und wenn neuerlich Streitigkeiten eingetreten sind die den Fortschritt gehemmt, Stockungen zur Folge gehabt und manche Hoffnung getäuscht, so wird Das wahrscheinlich vorübergehen und Birkenhead eine um Nichts weniger gefährliche Nebenbuhlerin von Liverpool werden. Näheres über eine so rasch aufgewachsene und vielversprechende Stadt zu erfahren ist ein doppelt natürlicher Wunsch, da keine auch nur fünf Jahre alte Karte den Namen derselben nennt; es ist deshalb leicht möglich, daß Befriedigung dieses Wunsches von einem Buche erwartet wird welches den Titel hat: „The port and docks of Birkenhead; with maps, plans, sections and tidal diagrams, etc.; by *Thomas Webster*" (London 1848) und dies die Kritik einigermaßen verpflichtet anzuzeigen, daß das Buch solche Erwartung unerfüllt läßt. Statt einer Geschichte vom Ursprung und Aufbau oder selbst blos einer Beschreibung Birkenheads enthält das Buch eine Darstellung der obschwebenden Streitigkeiten, welche für die betreffenden Parteien und Advocaten ganz interessant sein mag, für unbetheiligte Personen es aber gewiß nicht ist.

Wenn wahr, wie wohl?

Die in London erscheinende „Literary gazette" versichert die Entdeckung einer Methode, dem menschlichen Auge den Schall sichtbar zu machen. Er soll ihm in seinen verschiedenen Formen und Wellen verdeutlicht und seine Fähigkeit, die Töne zweier musikalischen Instrumente zu unterscheiden, eine so vollständige werden wie die des Wahrnehmens der Bewegung einer durch materielle Ursache aufgeregten Wasserfläche. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 178. — 26. Juni 1848.

Touristen im Orient.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Während wir bei Koch fast Schritt für Schritt auf neue oder weniger bekannte Bemerkungen stoßen, da die Gegenden welche von ihm behandelt werden immer noch zu den weniger besuchten gehören, bewegt sich der Verf. von „Sinai und Golgatha" auf einem Gebiete dem man sich bei der Ueberfülle des literarischen Materials nur mit Vorsicht nähern sollte. Und doch glaubt Jeder der selbst nur kürzere Zeit auf den heiligen Stätten gewandelt ist seine Empfindungen, Betrachtungen und Reiseeindrücke der ungeduldigen Welt nicht länger vorenthalten zu dürfen. Der Reiz mag groß sein. Wir haben es ja jüngst erst noch bei Tischendorf gelesen, daß, wenn schon der Genuß eine Reise nach dem Oriente zu unternehmen groß ist, doch die Befriedigung, die Beschreibung einer solchen Reise unter seinem Namen gedruckt zu sehen, noch höher anzuschlagen sei. Wir würden uns auch, wenn nicht der Kitzel einer wohlfeilen Schriftstellereitelkeit als Motiv da wäre, die Masse der Schriften nicht erklären in denen immer und immer wieder über den Orient und über Palästina insbesondere leeres Stroh gedroschen wird. Wenn wir dessenungeachtet das neue Werk von Strauß, welches des wahrhaft Neuen wenig enthält und bei dem gleich von vornherein bevorwortet wird, daß „wissenschaftliche Begründungen der Darstellung fern bleiben mußten", nicht abgeneigt sind den weitern Kreisen des Lesepublicums als eine ansprechende Gabe zu empfehlen, so werden wir zu dieser Milde durch die anspruchslose Bescheidenheit des Verf., welche gegen den gewohnten anmaßenden Touristenton liebenswürdig absticht, und durch die Angemessenheit der Darstellung vorzüglich bewogen. Zwar laufen auch viele beachtenswerthe Bemerkungen mit unter, besonders finden sich über die religiösen Verhältnisse des Morgenlandes zum Theil recht interessante Notizen; aber doch ist es eigentlich die abgerundete, gediegene, sich durch die ganze Schrift hindurchziehende Haltung, welche auf uns, nachdem wir uns lange mit nichtssagenden, flachen und dabei höchst eingebildeten Autoren befassen mußten, wohlthätig gewirkt hat.

Der Grundton welcher diese neue Reise in das Morgenland durchzieht ist religiöser Art. Der Verf. meint selbst, seine Wanderung sei für ihn eine fortgehende Erfahrung von der Wahrheit des göttlichen Worts gewesen.

> Mochte ich, sagt er, die Stätten betreten welche den Schauplatz der heiligen Geschichte bilden und den Angaben der Schrift auf das genaueste entsprechen; mochte ich die Sitten der Völker beobachten welche dort im Laufe der Jahrtausende nur wenig Veränderung erlitten; mochte ich endlich in dem Zustande jedes Landes, in dem Geschicke jedes Volks die erschütternde Erfüllung prophetischer Weissagung erblicken — von der Wahrheit des göttlichen Worts wurde ich immer gewaltiger ergriffen.

Aber der Verf. hat richtigen Takt genug mit seinen religiösen Ueberzeugungen keinen unnöthigen Prunk zu treiben und uns nicht mit frommen Ergüssen, wie sie zum Stile der Reisebeschreibungen nie recht passen wollen, über die Gebühr zu behelligen.

Strauß, irren wir nicht, Sohn des bekannten Dompredigers zu Berlin, trat seine Pilgerfahrt im Herbste 1844 in Gemeinschaft mit dem durch seine topographischen Arbeiten über Jerusalem bekannten Wilh. Krafft an, mit dem er „durch gemeinsames Studium der Theologie und durch die Sehnsucht nach dem Heiligen Lande" längst verbunden war. Die flüchtige Reise durch die bekanntern Gegenden wird nur in wenigen Strichen skizzirt, um nicht tausend mal Beschriebenes aufs neue breit zu treten. Dabei weiß der Verf. oft selbst bekanntern Gegenständen ganz gefällige Betrachtungen abzugewinnen. So heißt es von Venedig, wo einst die Pilger sich nach dem Heiligen Lande einschifften:

> Wie ehemals durch die Fülle seiner morgenländischen Schätze, durch die Marcuskirche, das Nachbild der Sophienkirche in Konstantinopel, und durch die Menge der in ihr weilenden Morgenländer, so ist die Stadt jetzt durch ihr Schicksal, durch ihre geschwundene Größe, eine Vorbereitung für den Pilger in das Morgenland geworden. (S. 4.)

In Athen, wo, wie von einem so biblisch gesinnten Pilger zu erwarten steht, die Erinnerung an das Wirken des Paulus mit Lebendigkeit hervortritt, fanden Strauß und sein Gefährte an dem Professor Philippos Joannu, „seit Jahrhunderten dem ersten Griechen der in Griechenland Philosophie lehrt" (S. 14), einen kundigen Führer, durch den die Bekanntschaft mit den bedeutendsten Vertretern der Wissenschaft in Griechenland angebahnt wurde. Ueber die von dem Könige Otto gestiftete Universität und insbesondere über die theologische Facul-

tät lautet das Urtheil im Ganzen nicht ungünstig. Bei den Professoren Pharmakides, Misaili und Kotogonis, von denen der Letztere vor kurzem eben eine neugriechisch geschriebene christliche Archäologie herausgegeben hatte, zeigte sich wissenschaftlicher Sinn und Bekanntschaft mit den hervorragendsten Erscheinungen der neuern theologischen Literatur im erfreulichen Grade. In Bezug auf die kirchlichen Zustände Griechenlands, denen ein eigenes Capitel gewidmet ist, läßt sich das Urtheil des Verf., der einen anregenden Verkehr mit den in Griechenland lebenden evangelischen Missionairen verschiedener Nation pflog, dahin zusammenfassen, daß „das Reich des Herrn auf eine erfreuliche Weise dort fortschreitet". (S. 27.)

In Korinth wie in Athen finden wir eine fortlaufende Bezugnahme auf den Apostel Paulus und seine Briefe, welche viele Züge für ein Bild von dem Gemeindeleben der ersten apostolischen Christen geben. Bei Syra erhalten wir einige interessante Notizen über eine daselbst durch den Missionair der anglikanischen Missionsgesellschaft Hildner gegründete Schule, an der außer dem Stifter selbst, der aus der preußischen Provinz Sachsen stammt, noch zwei andere Deutsche, Henning und Sandersky, thätig sind.

Was über den Mohammedanismus, über den der Verf. bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Aegypten redet, angeführt wird, bietet des Neuen und Interessanten weniger als das der koptischen Kirche gewidmete Capitel. Wir berühren hier ein Thema welches um so interessanter ist, als die koptische Kirche sich in einer ganz eigenthümlichen Stellung befindet. Mistrauisch und argwöhnisch, wie der Verf. sagt, haben sich die Kopten, diese kleine Schar der ursprünglichen christlichen Bewohner Aegyptens, von allen andern Kirchen fern gehalten. So sind sie in den christlichen Formen mehr erstarrt als andere; die Unwissenheit der Geistlichen und des Volks ist noch größer als bei den tief gesunkenen übrigen Kirchen des Morgenlandes. Erst neuerdings ist in Folge der Berücksichtigung welche die anglikanische Kirche und insbesondere die kirchliche Missionsgesellschaft zu London der Belebung christlichen Sinnes in Aegypten geschenkt hat der Hoffnung Raum gegeben, daß es allmälig gelingen werde den gesunkenen religiösen Zustand der Kopten einigermaßen zu heben und zu beleben.

Jetzt macht die ganze koptische Kirche den Eindruck wehmüthiger Trauer. Schon äußerlich unterscheiden sich ihre Bekenner durch den schwarzen Turban von den Mohammedanern, die den weißen, oder wenn sie von Mohammed selbst abstammen, den grünen Turban tragen. Den Gottesdienst halten sie nur bei Nacht, er endet mit Sonnenaufgang. Durch jedes Gespräch mit den Kopten zieht sich die wehmüthige Klage über ihr Elend hindurch. Erst in neuerer Zeit zeigt sich eine Regung zum Bessern, die besonders von dem jetzigen Patriarchen ausgeht. (S. 66.)

Aus Aegypten wenden sich unsere Reisenden über Suez und den Sinai nach dem eigentlichen Ziele ihrer Wanderung, nach Jerusalem. Der Verf., welcher auf allen seinen Schritten im Gelobten Lande eine Bethätigung der biblischen Wahrheiten erkannte, kann sich natürlich mit der Ansicht, der Durchzug der Israeliten durch das Rothe Meer sei durch den engen Kanal bei Suez vor sich gegangen, nicht für einverstanden erklären. Auch die Erinnerung an Ebbe und Flut, wodurch die Größe des Wunders geschmälert würde, weist er mit Entschiedenheit zurück, weil ihm keinerlei Deutung welche wunderartige Erscheinungen auf natürlichem Wege zu erklären versuchen könnte zulässig scheint. So bemerkt er auch als man ihm Proben des in der Wüste gefundenen mannaartigen Thaus vorlegte:

Welcher Art dieses Manna (welches der Herr den Israeliten spendete) gewesen sei, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. In dem Kloster des Sinai bekamen wir von dem jetzigen Manna, einer harzigen, honigähnlichen Flüssigkeit, welche in Gestalt durchsichtiger Tropfen aus einer Gattung der Tamarisken ausschwitzt. Seine Beschaffenheit stimmt im Allgemeinen zu der Beschreibung des Himmelsbrots; doch findet es sich nur sehr spärlich und kann höchstens zur Erinnerung an jene wunderbare Speisung dienen. (S. 127.)

Wenngleich der Verf. bei der Schilderung Jerusalems — er bezeichnet das der Hinfahrt gewidmete Capitel mit neutestamentlichem Anklange: „Das Hinaufziehn gen Jerusalem" — mit fromm-süßlichen Phrasen und Bibelcitaten nicht karg ist, so wollen wir doch dieses obligate Beiwerk seiner Darstellung um so eher zugute halten, als es hier offenbar nicht auf eitles, scheinheiliges Wortgepränge abgesehen ist. Der Reisende macht vielmehr ungekünstelt dem ihn bewältigenden Gefühle Luft, und wir sind gewiß weit entfernt ihm Worte wie: „Freudig bewegt, tief ergriffen hemmte ich des Rosses Lauf; Thränen verhüllten meinen Blick u. s. w." als Aeußerungen einer sentimentalen Coquetterie auszulegen. Ebenso wollen wir gegen ihn den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit nicht erheben, wenn er im Widerspruch mit den gelehrten Forschungen der neuern Zeit die alte überlieferte Topographie ohne Weiteres auf Treue und Glauben und ohne schärfere Prüfung annimmt. Es ist seinem Herzen Bedürfniß die durch fromme Erinnerungen geweihten Bezeichnungen unverrückt zu lassen, und er geht dabei so weit, daß er der kritischen Forschung gewissermaßen ihre Berechtigung absprechen möchte. So heißt es bei Erwähnung der Grabeskirche:

Ist auch die genaue geschichtliche und örtliche Nachweisung noch nicht gelungen, so ist es doch viel weniger gelungen irgend einen haltbaren Grund gegen die Echtheit des Heiligen Grabes und Golgathas geltend zu machen. Da also eine Wahrscheinlichkeit der Echtheit auch nach der strengsten wissenschaftlichen Untersuchung bleibt, so folgen wir gern der seit dem Tode Christi fast ununterbrochen fortgepflanzten Tradition, und sehen mit den Millionen beseligter Pilger in den genannten heiligen Stellen Golgatha und das Grab Christi. (S. 209.)

Wir lassen uns eine solche Beweisführung einigermaßen gefallen in einem Werke das von vornherein auf wissenschaftliche Bedeutung verzichtet. Sonst würden wir es doch etwas bedenklich finden, wie zuweilen die Gläubigkeit des Verf. mit der Geschichte umspringt und wie sich derselbe nicht selten in Illusionen gefällt die sich nicht eben als stichhaltig erweisen dürften. So will er (S. 173) sich nicht gern den Glauben nehmen lassen,

daß die acht ehrwürdigen Olivenbäume welche in dem Garten am Fuße des Oelbergs ihre uralten Zweige ausbreiten doch wol noch aus der Zeit Christi stammen könnten, obgleich Titus bekanntlich Befehl gab die Bäume rings um die Stadt umzuhauen. Man wisse ja nicht, meint er, ob und wie weit dem Befehle des Titus Folge geleistet sei und ob nicht die Bäume des Gartens verschont wurden!

Wir haben es so ziemlich bei jedem auf Palästina bezüglichen Reisewerke beklagen müssen, daß die Autoren, sei es aus behaglicher, breiter Redseligkeit, sei es aus Mangel an anderweitigem Stoffe, immer und immer wieder die Geschichte der Heiligen Stadt in ihrer ganzen Länge vor uns aufrollen zu müssen glauben. Auch Strauß hat nicht verfehlt die Wechselfälle Jerusalems in einem eigenen Capitel abzuhandeln und von der Babylonischen Gefangenschaft, von Alexander dem Großen, von Herodes und dem Kindermorde, von den Legionen des Titus, vom Restaurationssinne Konstantin's, von dem Getümmel und dem Wirrsale der Kreuzzüge zu reden, als hätte nicht jeder Leser schon auf der Schulbank von alle Dem zur Genüge gehört. Wir wollen ihm gern zugestehen, daß die Verarbeitung dieses allbekannten Stoffs ansprechend und gefällig ist, obgleich wir die feste Ueberzeugung hegen, die Mehrzahl der Leser werde die zwanzig der Geschichte Jerusalems gewidmeten Seiten nur sehr flüchtig durchlaufen oder wol ganz überschlagen. Beziehungsreicher sind die Mittheilungen welche wir in vorliegender Schrift über die religiösen Zustände der jerusalemischen Bevölkerung erhalten. Hier ist der Verf. auf seinem Felde, und der genaue Verkehr mit den verschiedenen Geistlichen des Orts, der sich über zwei Monate erstreckt, setzte ihn trefflich in den Stand seine Angaben überall aus eigener Anschauung oder doch aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen. Wir lassen nur noch einige Bemerkungen über den jüdischen Theil der Population folgen.

Die Juden zu Jerusalem zeichnen sich durch ihr eifriges Studium aus; sie haben nicht weniger als 36 Lehranstalten. Unter der Zahl der Rabbiner, d. h. der Angesehenen und Gelehrten, befinden sich mehre welche sich durch wissenschaftliches Streben und große, wenn auch hauptsächlich talmudische Gelehrsamkeit auszeichnen. Wir lernten einen solchen Rabbi Schwarz aus Baiern kennen, der eine jüdische Archäologie mit vielen Untersuchungen über Geographie Syriens und Topographie Jerusalems in hebräischer Sprache schreibt; das Werk wird in der in Jerusalem errichteten hebräischen Buchdruckerei gedruckt. Ob die Wissenschaft wesentlichen Gewinn von seinen Arbeiten haben wird, müssen wir abwarten, jedenfalls theilt er viele beachtenswerthe jüdische Traditionen mit, und es ist erfreulich unter dem Volke in Jerusalem selbst eine solche Thätigkeit zu finden. (S. 237.)

G. F. Günther.

Gregor VII. dargestellt von Höltl.
(Beschluß aus Nr. 177.)

Um Mailand unter das römische Joch zu beugen, wurde das Volk durch päpstliche Boten gegen die Geistlichen und städtischen Behörden aufgewiegelt, wurde der Stadthauptmann Herlembald (nach seinem Tode sein Bruder Arialb) für Rom gewonnen, welcher mehr denn ein mal Emeuten veranlaßte, um die Gegner Roms zu ängstigen und zu betäuben. Da nun während dieser Zeit Alexander starb, Hildebrand endlich zum Papst gewählt und von Heinrich anerkannt wurde, so konnte er seine Pläne energischer verfolgen, „die römische Kirche über alle andern christlichen Kirchen und den Papst zum Oberhaupte aller christlichen Gemeinden mit geistlicher und weltlicher Vollmacht zu erheben, indem er seine Gegner trennte, seine Freunde vereinigte und durch sie Gewalt brauchen ließ."

Gregor stellte daher folgende Sätze gewissermaßen als Programm seiner Regierung auf: „Der Bischof von Konstantinopel soll sich nicht heißen den allgemeinen Bischof. Die königliche Gewalt muß den Päpsten unterworfen sein. Alle bischöflichen Angelegenheiten können und sollen vor dem römischen Stuhl zur Entscheidung gebracht werden; dieser hat überhaupt über alle größern Sachen zu entscheiden. Die römische Kirche hat das Recht über Alle zu richten, über sie aber Niemand. Der apostolische Stuhl kann die von Andern mit dem Banne Belegten freisprechen; den Bann aber welchen er selbst ausgesprochen hat kann Niemand lösen. Ihm sind die Vorrechte zugestanden Concilien zu versammeln, Bischöfe zu richten und wieder einzusetzen und sich aller Bedrückten anzunehmen. Ohne seine Genehmigung kann sich keine Synode gesetzlich versammeln und ohne ihn kein Bischof verurtheilt werden der sich an ihn wendet."

Um den zu erwartenden Widerstand zu schwächen, nährte Gregor den Zwiespalt unter den Normannen, stürzte Mailand in endlose Verwirrung, damit man dort „erfahre, daß Gott mit Gregor sei und offenbar mit ihm wirke"; fing mit dem König von Frankreich ernstliche Streitigkeiten an, suchte die dortigen Geistlichen unter römische Oberhoheit zu bringen, die sich dadurch „die Gnade Gottes und Gregor's Wohlwollen verdienen sollten"; schrieb Synoden aus, auf deren einer festgesetzt wurde, daß „jeder Christ dem Papste mehr gehorchen müsse als dem Bischofe"; befahl überall, „daß die Priester wie Mönche leben, Mönche allen Kirchen vorstehen sollten", wodurch er namentlich in Deutschland eine ungeheure Bewegung hervorrief. Allerdings fand Gregor entschiedenen Widerstand in fast allen Ländern, aber er wurde nicht müde noch muthlos, sondern mischte sich fortwährend in weltliche und geistliche Händel, wiederholte fortwährend seine Grundsätze, „daß er nicht als nachlässiger Verwalter vor dem höchsten Richter erscheinen wolle und jede Angelegenheit mit Gottes Beistand nach Einsicht der Wahrheit und Billigkeit, ohne Ansehen der Person, entscheiden werde", reizte in Frankreich die Bischöfe gegen den König, in Deutschland den König gegen die Bischöfe auf, damit sie durch „des Königs Machtspruch zur Anerkennung der Obergewalt Roms gezwungen" würden, indem er dem Könige sagte, „er besitze erst dann die königliche Macht mit Recht, wenn er der Kirche ihr Recht frei zurückgebe". Er that alles Dies so lange bis man es glaubte und sich in seinen eisernen Willen fügte.

Daß Gregor Dies aber nicht aus heuchlerischen Absichten, sondern in der Ueberzeugung that zu alle Dem durch sein Amt verpflichtet zu sein, beweisen viele Stellen seiner Briefe. „Wollten wir stillschweigend zugeben", schreibt er z. B. an den Bischof von Halberstadt, „daß die Fürsten und Mächtigen Deutschlands nach Willkür herrschen und die Gerechtigkeit mit Füßen treten, so könnten wir wahrlich Geschenke, Freundschaft, Lob und Ehre von ihnen erlangen. Aber weil Dieses mit unserer Stelle und mit der übernommenen Pflicht nicht vereinbar ist, so kann uns Nichts von der Liebe Christi scheiden, und es ist besser für uns zu sterben als von einem Gebote zu weichen oder des eiteln Weltruhms wegen mehr Rücksicht zu nehmen auf die bösen Reichen als auf die armen Rechtschaffenen." Nach Clugny schreibt er: „Ich habe oft zum Herrn gebetet, er möge mich aus dieser Welt nehmen oder der gemeinsamen Mutter durch mich nützen." Aus dem großen Kreuzzuge den er den morgenländischen Christen gegen die Mohammedaner zu Hülfe senden wollte wurde aber Nichts.

tät lautet das Urtheil im Ganzen nicht ungünstig. Bei den Professoren Pharmakides, Misaili und Kotogonis, von denen der Letztere vor kurzem eben eine neugriechisch geschriebene christliche Archäologie herausgegeben hatte, zeigte sich wissenschaftlicher Sinn und Bekanntschaft mit den hervorragendsten Erscheinungen der neuern theologischen Literatur im erfreulichen Grade. In Bezug auf die kirchlichen Zustände Griechenlands, denen ein eigenes Capitel gewidmet ist, läßt sich das Urtheil des Verf., der einen anregenden Verkehr mit den in Griechenland lebenden evangelischen Missionnairen verschiedener Nation pflog, dahin zusammenfassen, daß „das Reich des Herrn auf eine erfreuliche Weise dort fortschreitet". (S. 27.)

In Korinth wie in Athen finden wir eine fortlaufende Bezugnahme auf den Apostel Paulus und seine Briefe, welche viele Züge für ein Bild von dem Gemeindeleben der ersten apostolischen Christen geben. Bei Syra erhalten wir einige interessante Notizen über eine daselbst durch den Missionnair der anglikanischen Missionsgesellschaft Hildner gegründete Schule, an der außer dem Stifter selbst, der aus der preußischen Provinz Sachsen stammt, noch zwei andere Deutsche, Henning und Sandersky, thätig sind.

Was über den Mohammedanismus, über den der Verf. bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Aegypten redet, angeführt wird, bietet des Neuen und Interessanten weniger als das der koptischen Kirche gewidmete Capitel. Wir berühren hier ein Thema welches um so interessanter ist, als die koptische Kirche sich in einer ganz eigenthümlichen Stellung befindet. Mistrauisch und argwöhnisch, wie der Verf. sagt, haben sich die Kopten, diese kleine Schar der ursprünglichen christlichen Bewohner Aegyptens, von allen andern Kirchen fern gehalten. So sind sie in den christlichen Formen mehr erstarrt als andere; die Unwissenheit der Geistlichen und des Volks ist noch größer als bei den tief gesunkenen übrigen Kirchen des Morgenlandes. Erst neuerdings ist in Folge der Berücksichtigung welche die anglikanische Kirche und insbesondere die kirchliche Missionsgesellschaft zu London der Belebung christlichen Sinnes in Aegypten geschenkt hat der Hoffnung Raum gegeben, daß es allmälig gelingen werde den gesunkenen religiösen Zustand der Kopten einigermaßen zu heben und zu beleben.

> Jetzt macht die ganze koptische Kirche den Eindruck wehmüthiger Trauer. Schon äußerlich unterscheiden sich ihre Bekenner durch den schwarzen Turban von den Mohammedanern, die den weißen, oder wenn sie von Mohammed selbst abstammen, den grünen Turban tragen. Den Gottesdienst halten sie nur bei Nacht, er endet mit Sonnenaufgang. Durch jedes Gespräch mit den Kopten zieht sich die wehmüthige Klage über ihr Elend hindurch. Erst in neuerer Zeit zeigt sich eine Regung zum Bessern, die besonders von dem jetzigen Patriarchen ausgeht. (S. 66.)

Aus Aegypten wenden sich unsere Reisenden über Suez und den Sinai nach dem eigentlichen Ziele ihrer Wanderung, nach Jerusalem. Der Verf., welcher auf allen seinen Schritten im Gelobten Lande eine Bethätigung der biblischen Wahrheiten erkannte, kann sich natürlich mit der Ansicht, der Durchzug der Israeliten durch das Rothe Meer sei durch den engen Kanal bei Suez vor sich gegangen, nicht für einverstanden erklären. Auch die Erinnerung an Ebbe und Flut, wodurch die Größe des Wunders geschmälert würde, weist er mit Entschiedenheit zurück, weil ihm keinerlei Deutung welche wunderartige Erscheinungen auf natürlichem Wege zu erklären versuchen könnte zulässig scheint. So bemerkt er auch als man ihm Proben des in der Wüste gefundenen mannaartigen Thaus vorlegte:

> Welcher Art dieses Manna (welches der Herr den Israeliten spendete) gewesen sei, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. In dem Kloster des Sinai bekamen wir von dem jetzigen Manna, einer harzigen, honigähnlichen Flüssigkeit, welche in Gestalt durchsichtiger Tropfen aus einer Gattung der Tamarisken ausschwitzt. Seine Beschaffenheit stimmt im Allgemeinen zu der Beschreibung des Himmelsbrots; doch findet es sich nur sehr spärlich und kann höchstens zur Erinnerung an jene wunderbare Speisung dienen. (S. 127.)

Wenngleich der Verf. bei der Schilderung Jerusalems — er bezeichnet das der Hinfahrt gewidmete Capitel mit neutestamentlichem Anklange: „Das Hinaufziehn gen Jerusalem" — mit fromm-süßlichen Phrasen und Bibelcitaten nicht karg ist, so wollen wir doch dieses obligate Beiwerk seiner Darstellung um so eher zugute halten, als es hier offenbar nicht auf eitles, scheinheiliges Wortgepränge abgesehen ist. Der Reisende macht vielmehr ungekünstelt dem ihn bewältigenden Gefühle Luft, und wir sind gewiß weit entfernt ihm Worte wie: „Freudig bewegt, tief ergriffen hemmte ich des Rosses Lauf; Thränen verhüllten meinen Blick u. s. w." als Aeußerungen einer sentimentalen Coquetterie auszulegen. Ebenso wollen wir gegen ihn den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit nicht erheben, wenn er im Widerspruch mit den gelehrten Forschungen der neuern Zeit die alte überlieferte Topographie ohne Weiteres auf Treue und Glauben und ohne schärfere Prüfung annimmt. Es ist seinem Herzen Bedürfniß die durch fromme Erinnerungen geweihten Bezeichnungen unverrückt zu lassen, und er geht dabei so weit, daß er der kritischen Forschung gewissermaßen ihre Berechtigung absprechen möchte. So heißt es bei Erwähnung der Grabeskirche:

> Ist auch die genaue geschichtliche und örtliche Nachweisung noch nicht gelungen, so ist es doch viel weniger gelungen irgend einen haltbaren Grund gegen die Echtheit des Heiligen Grabes und Golgathas geltend zu machen. Da also eine Wahrscheinlichkeit der Echtheit auch nach der strengsten wissenschaftlichen Untersuchung bleibt, so folgen wir gern der seit dem Tode Christi fast ununterbrochen fortgepflanzten Tradition, und sehen mit den Millionen beseligter Pilger in den genannten heiligen Stellen Golgatha und das Grab Christi. (S. 209.)

Wir lassen uns eine solche Beweisführung einigermaßen gefallen in einem Werke das von vornherein auf wissenschaftliche Bedeutung verzichtet. Sonst würden wir es doch etwas bedenklich finden, wie zuweilen die Gläubigkeit des Verf. mit der Geschichte umspringt und wie sich derselbe nicht selten in Illusionen gefällt die sich nicht eben als stichhaltig erweisen dürften. So will er (S. 173) sich nicht gern den Glauben nehmen lassen,

daß die acht ehrwürdigen Olivenbäume welche in dem Garten am Fuße des Oelbergs ihre uralten Zweige ausbreiten doch wol noch aus der Zeit Christi stammen könnten, obgleich Titus bekanntlich Befehl gab die Bäume rings um die Stadt umzuhauen. Man wisse ja nicht, meint er, ob und wie weit dem Befehle des Titus Folge geleistet sei und ob nicht die Bäume des Gartens verschont wurden!

Wir haben es so ziemlich bei jedem auf Palästina bezüglichen Reisewerke beklagen müssen, daß die Autoren, sei es aus behaglicher, breiter Redseligkeit, sei es aus Mangel an anderweitigem Stoffe, immer und immer wieder die Geschichte der Heiligen Stadt in ihrer ganzen Länge vor uns aufrollen zu müssen glauben. Auch Strauß hat nicht verfehlt die Wechselfälle Jerusalems in einem eigenen Capitel abzuhandeln und von der Babylonischen Gefangenschaft, von Alexander dem Großen, von Herodes und dem Kindermorde, von den Legionen des Titus, vom Restaurationssinne Konstantin's, von dem Getümmel und dem Wirrsale der Kreuzzüge zu reden, als hätte nicht jeder Leser schon auf der Schulbank von alle Dem zur Genüge gehört. Wir wollen ihm gern zugestehen, daß die Verarbeitung dieses allbekannten Stoffs ansprechend und gefällig ist, obgleich wir die feste Ueberzeugung hegen, die Mehrzahl der Leser werde die zwanzig der Geschichte Jerusalems gewidmeten Seiten nur sehr flüchtig durchlaufen oder wol ganz überschlagen. Beziehungsreicher sind die Mittheilungen welche wir in vorliegender Schrift über die religiösen Zustände der jerusalemischen Bevölkerung erhalten. Hier ist der Verf. auf seinem Felde, und der genaue Verkehr mit den verschiedenen Geistlichen des Orts, der sich über zwei Monate erstreckt, setzte ihn trefflich in den Stand seine Angaben überall aus eigener Anschauung oder doch aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen. Wir lassen nur noch einige Bemerkungen über den jüdischen Theil der Population folgen.

Die Juden zu Jerusalem zeichnen sich durch ihr eifriges Studium aus; sie haben nicht weniger als 36 Lehranstalten. Unter der Zahl der Rabbiner, d. h. der Angesehenen und Gelehrten, befinden sich mehre welche sich durch wissenschaftliches Streben und große, wenn auch hauptsächlich talmudische Gelehrsamkeit auszeichnen. Wir lernten einen solchen Rabbi Schwarz aus Baiern kennen, der eine jüdische Archäologie mit vielen Untersuchungen über Geographie Syriens und Topographie Jerusalems in hebräischer Sprache schreibt; das Werk wird in der in Jerusalem errichteten hebräischen Buchdruckerei gedruckt. Ob die Wissenschaft wesentlichen Gewinn von seinen Arbeiten haben wird, müssen wir abwarten, jedenfalls theilt er viele beachtenswerthe jüdische Traditionen mit, und es ist erfreulich unter dem Volke in Jerusalem selbst eine solche Thätigkeit zu finden. (S. 237.)

G. F. Günther.

Gregor VII. dargestellt von Söltl.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Um Mailand unter das römische Joch zu beugen, wurde das Volk durch päpstliche Boten gegen die Geistlichen und städtischen Behörden aufgewiegelt, wurde der Stadthauptmann Herlembald (nach seinem Tode sein Bruder Arialb) für Rom gewonnen, welcher mehr denn ein mal Emeuten veranlaßte, um die Gegner Roms zu ängstigen und zu betäuben. Da nun während dieser Zeit Alexander starb, Hildebrand endlich zum Papst gewählt und von Heinrich anerkannt wurde, so konnte er seine Pläne energischer verfolgen, „die römische Kirche über alle andern christlichen Kirchen und den Papst zum Oberhaupte aller christlichen Gemeinden mit geistlicher und weltlicher Vollmacht zu erheben, indem er seine Gegner trennte, seine Freunde vereinigte und durch sie Gewalt brauchen ließ."

Gregor stellte daher folgende Sätze gewissermaßen als Programm seiner Regierung auf: „Der Bischof von Konstantinopel soll sich nicht heißen den allgemeinen Bischof. Die königliche Gewalt muß den Päpsten unterworfen sein. Alle bischöflichen Angelegenheiten können und sollen vor dem römischen Stuhl zur Entscheidung gebracht werden; dieser hat überhaupt über alle größern Sachen zu entscheiden. Die römische Kirche hat das Recht über Alle zu richten, über sie aber Niemand. Der apostolische Stuhl kann die von Andern mit dem Banne Belegten freisprechen; den Bann aber welchen er selbst ausgesprochen hat kann Niemand lösen. Ihm sind die Vorrechte zugestanden Concilien zu versammeln, Bischöfe zu richten und wieder einzusetzen und sich aller Bedrückten anzunehmen. Ohne seine Genehmigung kann sich keine Synode gesetzlich versammeln und ohne ihn kein Bischof verurtheilt werden der sich an ihn wendet."

Um den zu erwartenden Widerstand zu schwächen, nährte Gregor den Zwiespalt unter den Normannen, stürzte Mailand in endlose Verwirrung, damit man dort „erfahre, daß Gott mit Gregor sei und offenbar mit ihm wirke"; fing mit dem König von Frankreich ernstliche Streitigkeiten an, suchte die dortigen Geistlichen unter römische Oberhoheit zu bringen, die sich dadurch „die Gnade Gottes und Gregor's Wohlwollen verdienen sollten"; schrieb Synoden aus, auf deren einer festgesetzt wurde, daß „jeder Christ dem Papste mehr gehorchen müsse als dem Bischofe"; befahl überall, „daß die Priester wie Mönche leben, Mönche allen Kirchen vorstehen sollten", wodurch er namentlich in Deutschland eine ungeheure Bewegung hervorrief. Allerdings fand Gregor entschiedenen Widerstand in fast allen Ländern, aber er wurde nicht müde noch muthlos, sondern mischte sich fortwährend in weltliche und geistliche Händel, wiederholte fortwährend seine Grundsätze, „daß er nicht als nachlässiger Verwalter vor dem höchsten Richter erscheinen wolle und jede Angelegenheit mit Gottes Beistand nach Einsicht der Wahrheit und Billigkeit, ohne Ansehen der Person, entscheiden werde", reizte in Frankreich die Bischöfe gegen den König, in Deutschland den König gegen die Bischöfe auf, damit sie durch „des Königs Machtspruch zur Anerkennung der Obergewalt Roms gezwungen" würden, indem er dem Könige sagte, „er besitze erst dann die königliche Macht mit Recht, wenn er der Kirche ihr Recht frei zurückgebe". Er that alles Dies so lange bis man es glaubte und sich in seinen eisernen Willen fügte.

Daß Gregor Dies aber nicht aus heuchlerischen Absichten, sondern in der Ueberzeugung that zu alle Dem durch sein Amt verpflichtet zu sein, beweisen viele Stellen seiner Briefe. „Wollten wir stillschweigend zugeben", schreibt er z. B. an den Bischof von Halberstadt, „daß die Fürsten und Mächtigen Deutschlands nach Willkür herrschen und die Gerechtigkeit mit Füßen treten, so könnten wir wahrlich Geschenke, Freundschaft, Lob und Ehre von ihnen erlangen. Aber weil Dieses mit unserer Stelle und mit der übernommenen Pflicht nicht vereinbar ist, so kann uns Nichts von der Liebe Christi scheiden, und es ist besser für uns zu sterben als von einem Gebote zu weichen oder des eiteln Weltruhms wegen mehr Rücksicht zu nehmen auf die bösen Reichen als auf die armen Rechtschaffenen." Nach Clugny schreibt er: „Ich habe oft zum Herrn gebetet, er möge mich aus dieser Welt nehmen oder der gemeinsamen Mutter durch mich nützen." Aus dem großen Kreuzzuge den er den morgenländischen Christen gegen die Mohammedaner zu Hülfe senden wollte wurde aber Nichts.

Gregor wußte aber die Ketzerei in der eigenen Kirche sogleich in der Möglichkeit zu unterdrücken, indem er den Gebrauch der Volkssprache beim Gottesdienste verbot; denn „es scheint", sagte er, „Gott habe nicht mit Unrecht gewollt, daß die Heilige Schrift an einigen Stellen dunkel bleibe, damit sie nicht, wenn sie Allen zugänglich wäre, vielleicht gemein und verachtet werde, oder, von mittelmäßigen Köpfen misverstanden, ins Verderben führe."

Nachdem Gregor Sardinien, Dänemark, Polen, Böhmen, sogar Rußland und Ungarn zum Gehorsam gegen die römische Kirche und zur Hülfe gegen Roms Feinde aufgefodert, Philipp von Frankreich aber, „dem räuberischen Wolfe, dem gottlosen Tyrannen, die Herrschaft von Frankreich zu entreißen" gedroht hatte, wenn er sich nicht bessere, wandte er seine ganze Kraft zur Unterjochung Deutschlands, um das Verbot der Priesterehen durchzusetzen. Dieser Kampf dauerte Jahre lang „unter den größten Greueln" fort, namentlich in Bamberg. „Alle Tugenden", behauptete Gregor, „bedeuten vor Gott ohne die Keuschheit Nichts." Sein Bestreben wurde durch die bekannten Vorgänge mit Heinrich nur zu sehr begünstigt, sodaß er siegreich in folgenden Sätzen die Obergewalt des Papstes feststellen und durchführen konnte:

„Die römische Kirche ist vom Herrn allein gegründet, der römische Papst allein heißt mit Recht der allgemeine; er allein kann Bischöfe absetzen und wieder einsetzen. Sein Gesandter soll bei einer Versammlung den Vorsitz vor allen Bischöfen haben und er kann gegen sie das Absetzungsurtheil aussprechen. Der Papst kann Abwesende absetzen. Mit Denjenigen welche aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sind soll Niemand umgehen. Er allein kann nach den Zeitumständen neue Gesetze geben; er allein darf sich der kaiserlichen Auszeichnung bedienen; ihm allein sollen alle Fürsten die Füße küssen; sein Name allein soll in allen Kirchen genannt werden, weil er der einzige ist in der Welt. Er kann Kaiser absetzen und Bischöfe versetzen."

„Keine Kirchenversammlung darf ohne des Papstes Befehl eine allgemeine genannt werden, sein Urtheil von Keinem umgestoßen werden; er allein kann die Entscheidungen Aller umändern. Er kann von Niemand gerichtet werden. Die römische Kirche habe nie geirrt und wird nach dem Zeugnisse der Schrift nie irren. Der römische Papst wird, wenn er gesetzmäßig eingesetzt ist, heilig und kann vom Eid der Treue gegen feindlich Gesinnte lossprechen."

„Christus gab vorzüglich und insbesondere dem Apostel Petrus die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel wie auf Erden, ihm sind die Schlüssel zum Himmelreich übergeben, an seiner Hand steht der Weg zur ewigen Freude offen, er ist der Erste, der Fürst der Apostel und der Lehrer der allgemeinen Kirche, der Herr der Kirche; ihn hat der Herr über alle Reiche der Welt gesetzt, nur ihm sind sie unterthan; ihm besonders vertraute Jesus seine Schafe und übergab ihm die Leitung der ganzen Kirche. Der römische Papst aber ist der Nachfolger des heiligen Petrus und dessen Stellvertreter und hat deswegen die Leitung aller Kirchen; die römische Kirche ist die allgemeine Mutter aller Kirchen, und selbst die Kirche von Konstantinopel ist eine Tochter der römischen. Der Stuhl des heiligen Petrus löst und entscheidet das Himmlische und Geistige, um wie viel mehr das Irdische und Weltliche. Ihm gebührt deshalb Ehrfurcht und Gehorsam, ja, wer dem römischen Stuhle nicht gehorcht, begeht eine Abgötterei. Der Papst und die römische Kirche beschließen durch den Heiligen Geist, sie ist unfehlbar. Sie hat zur Belehrung und Leitung der Völker Erzbisthümer und Bisthümer, kurz, jene priesterliche Rangordnung nach dem Beispiele der Unterordnung der Engel durch die verschiedenen Reiche und Provinzen eingeführt. Da nun der Apostel befiehlt, man solle den weltlichen Obrigkeiten gehorchen, um wie viel mehr muß man den geistlichen gehorsam sein, welche Christi Stelle unter den Gläubigen vertreten! Die heilige römische Kirche kann aber nach Gutbefinden immer neue Gesetze geben, und Niemand darf sie verachten."

Mit solchen Grundsätzen trat Gregor auf und besiegte er Deutschlands König, der ihm später folgenden Huldigungseid leisten sollte: „Ich werde in rechter Treue ergeben sein dem heiligen Apostel Petrus und seinem Stellvertreter und werde, was immer der Papst mir befiehlt, treu mit wahrem Gehorsam, wie es sich für einen Christen ziemt, vollziehen. Ueber die Verfügung der Kirchen, über die Länder und Einkünfte welche der Kaiser Konstantin oder Karl dem heiligen Petrus gegeben, und über alle Kirchen und Güter welche dem apostolischen Stuhl von Männern oder Frauen zu irgend einer Zeit gewährt worden, und die in meiner Gewalt sind oder sein werden, will ich mit dem Papste ein solches Uebereinkommen treffen, daß ich keinen Gottesraub begehe und meine Seele nicht Schaden leide; auch will ich Gott und dem heiligen Petrus mit Christi Beistand die gebührende Ehre und Dienste erweisen und sobald ich den Papst sehe, durch seine Hand sein und des heiligen Petrus Lehnsmann werden."

Der weitere Verlauf des Streits Gregor's mit dem Kaiser ist bekannt; unser Verf. gibt wie im ganzen Buche nichts wesentlich Neues. Im Schlußcapitel stellt er noch einmal die verschiedenen Mittel und Wege Gregor's einen päpstlichen Absolutismus zu gründen zusammen, aber aus dieser Zusammenstellung wie aus dem ganzen Buche spricht eine feindselige Gesinnung; denn er wirft Gregor Starrsinn, List, unversöhnlichen Haß u. s. w. vor und schließt mit den Worten: „Und diesen Mann wollten Einige zum Helden, Heiligen und Wohlthäter der Menschheit stempeln!"

Dieses Urtheil scheint mir ungerecht, weil es nicht objectiv genug ist. Größe und Heldenkraft ist Gregor nicht abzusprechen, da er ja so Großes geschaffen hat, ja da er sich erst aus Nichts die Mittel schaffen mußte um das Große vollbringen zu können. Ich mag Gregor nicht einen Heuchler nennen, vielmehr habe ich in seinen Briefen nur den Ausdruck einer festen Ueberzeugung, einer zum entschiedensten Willen gewordenen Erkenntniß gefunden. Gregor hatte sich vertieft in den Geist der christlichen Ascese, er ist der verkörperte Geist des Mönchthums, daher seine Vorliebe für Mönche. Nach den damaligen Vorstellungen von einem gottgefälligen Leben mußte das geistliche Leben viel höher gestellt werden als das zu Sünde und Sinnlichkeit verlockende weltliche Leben. Einem Manne aber der ganz dieser Geistesrichtung hingegeben war mußte das sittenlose Leben der Geistlichkeit, mußte die Abhängigkeit der Geistlichen von weltlichen Fürsten ein Greuel sein, er mußte sein ganzes Leben daran setzen das christliche Leben in seiner Reinheit wiederherzustellen. Aus diesem bestimmten Willen Gregor's heraus erkläre ich mir seine ganze Politik, und kann nicht aufhören die ungeheure Willenskraft dieses Mannes zu bewundern, die eben, weil sie etwas Höheres, Besseres uud Edleres wollte als ihre Gegner, den Sieg davontragen mußte.

So wenig ich ein Lobredner des Papstthums werden mag, so erkenne ich doch in Gregor ein weltgeschichtliches Princip mit seinem Recht und Unrecht an, mit seinem Unrecht gegen das Bestehende und mit seinem Recht an die Zukunft. Gregor ist Repräsentant des mönchischen Christenthums, der mönchischen Abstraction, die sich eben in dieser Totalität ausprägen mußte, damit sie von der nachfolgenden Geschichte kritisirt werde und in ihrer ungeheuern Einseitigkeit zur Reaction nöthige. Die historische Kritik muß auch am Feinde das Gute und Große achten; und Gregor war doch auf jeden Fall moralisch tüchtiger als Heinrich.

F. Körner.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 179. —— 27. Juni 1848.

Leopold Schefer.

1. Leopold Schefer's auserwählte Schriften. Zwölf Theile. Berlin, Veit und Comp. 1845—47. 16. 6 Thlr.
2. Genévion von Toulouse. Historische Novelle von Leopold Schefer. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gerade in dem großen Abstande der Ideen welche unsere Tage bewegen von den Gedanken die einen seltenen und hervorstechenden poetischen Geist in diesen Schriften beschäftigen, mag für uns die Berechtigung gefunden werden diese Schriften jetzt zu besprechen. Dieser Abstand, der fast polarisch zu nennen ist, erscheint gerade heute so groß, die Beschäftigung mit der Ideenwelt des Verf. ist gerade heute so erquickend, besänftigend, beglückend, daß wir nicht zweifeln, es werde einem großen Theil unserer Leser erfrischend und willkommen sein aus dem heißen und wüsten Getriebe des Tages auf einen Augenblick in das schattige und blühende Reich der Gedanken zu flüchten, das sich dem gepeinigten Menschengeiste hier gleich einer Oase inmitten der Wüste freundlich öffnet, um einen Augenblick lang hier aus- und aufzuathmen, und Kraft und Muth zu schöpfen für den täglichen, ja stündlichen Kampf mit den Kräften der Zerstörung die an unserm Weltbau rütteln. Wer weiß denn auch wie lange solche Erquickung uns noch geboten wird? Ja, müssen wir nicht vielmehr annehmen, daß, wie jener unglückliche Fürst sich den Letzten der Könige nannte, Leopold Schefer als der Letzte der Dichter des deutschen Idealismus zu nennen sein wird?

Der allgemeine Charakter des Dichterphilosophen Schefer, welcher eben in der genetischen Verschmelzung dieser beiden Emanationen des Geistes und in ihrer gemeinsamen Hingabe an den Naturgeist besteht, ist in Nr. 91 d. Bl. f. 1847 bei Besprechung seines „Weltpriester" so vollständig zur Darstellung gekommen, daß wir uns hier begnügen können den Inhalt der vorliegenden Sammlung seiner Schriften rasch zu überblicken, und einzelne Gedanken über diesen seltenen und eigenthümlichen Geist an das Einzelne seiner Entfaltungen anzuknüpfen. So groß und so unbedingt ist seine Hingabe an den Naturgeist, so sehr fließt Alles aus dem gemeinsamen Quell einer besondern Vernunftreligion und eines eigenthümlichen Weltmysticismus bei ihm ab, daß jeder seiner Gedanken, mag er das menschliche Verhältniß oder die Natur, mag er Zorn oder Liebe, Schönheitssinn oder Freiheitsliebe, Selbstbestimmung oder Resignation zum Inhalt haben, immer wieder und wieder die Abstammung von dem geoffenbarten, durch die Natur dargestellten Gottesgeist ausspricht. Er kennt keinen andern Quell seiner dichterischen Begeisterung als das Gefühl der Göttlichkeit im Menschen, als seine vollkommene Einheit mit der Natur, ein Gefühl das sich bei ihm hier philosophisch dort poetisch, stets aber ganz verschieden von dem modernen Rationalismus oder von der Lehre der eigentlichen Naturphilosophen äußert. Zwischen diesen und Schefer waltet derselbe Unterschied der zwischen Fühlen und Denken waltet: die Natur ist ihm Object des bewußten Gefühls, nicht Gegenstand des Denkprocesses.

Die Göttlichkeit im Menschen ist sein Grundthema, selbst da wo er das böse und feindselige Princip — das ihm aber immer nur ein Irrsal, eine Verschattung des Göttlichen ist — zur Darstellung bringt. Von hinreißender Wärme, Milde und Süßigkeit aber ist er wo er die Einheit der Menschennatur mit dem Gottesgeist herausbilden kann, wie Dies sogleich in den ersten Erzählungen welche die auserwählten Schriften liefern auf eine wahrhaft eminente Weise geschieht. Den ganzen Menschen, den Dichter und Philosophen Schefer aber lehrt sein „Laienbrevier", und die Widmung seiner Schriften an seine „verstorbene" Frau kennen und lieben. Dies „Todtenopfer" macht der liebenden Seele alle Wunder klar. Kein Mensch stirbt dem andern, und aus dem Sterbenden spricht der Gottesgeist: „Sei ruhig — ich sterbe nicht." Wir empfehlen Denen die Schefer nicht kennen sollten diese „Widmung" nicht zu überschlagen, in welcher die unendliche Tiefe seiner Seele ganz neue Ausdrucksformen für die „alte Klage der Welt" gefunden hat.

Zu ihrer Zeit fand „Die Kunstlerche", die erste der drei Erzählungen des ersten Theils, vielen Widerspruch. Die Situation ist peinlich, Das muß eingeräumt werden. Ein Künstler in dem das Ideal lebt, Albrecht Dürer, an eine Frau gekettet die das Gegentheil ist von dem Frauenbilde das in Schefer's Seele den höchsten Rang unter den Emanationen des Gottesgeistes einnimmt, und in der er Alles malt was ihm die weibliche Natur zu vernichten scheint, ist an sich kein erfreuliches Bild. Wie

lichtet aber der Dichter die Schatten und die Verschleierung des guten Geistes? Wie zeigt er den geplagten Künstler durch Milde und Liebe doch und Allem zum Trotz glücklich! wie schön nutzt er die peinliche Situation zu lehren, daß die Liebe allen Schmerzen obsiegt und alles Leid verklärt! Die Erzählung ist unerreicht in der Fülle von Trost und Erhebung für ein Herz das den Druck der Lieblosigkeit zu tragen hat.

Die zweite Novelle: „Die weiße Henne", hat mehr einen idyllischen Charakter, und spricht sanft und beruhigend zum Gefühl. „Liebe du nur dauernd, mächtig, unauflöslich, so machst du den Geliebten dir unterthan", Das ist ihre Lehre. Durch überwältigende Macht des Lebens beherrscht die Sonne Erde und Mond, daß sie ihr wie Kinder der Mutter folgen; wie sie ihrerseits durch eine noch größere Lebensmacht bewältigt wird. So auch die Liebe.

Von hinreißender Fülle und Einfachheit zugleich ist die Erzählung „Die Deportirten", eine der glücklichsten Erfindungen des Dichters. Ein armer Schulmeister, in dem die Sehnsucht die Welt zu schauen arbeitet, geräth wider Willen auf ein Deportirtenschiff und mit ihm nach Neusüdwales. Seine wilden Gefährten, zügellos nach Verlust ihres Capitains und seiner Mannschaft, müssen in ihm den höhern Menschen erkennen, und gerade sein sanftes Dulden macht ihn zum Herrn, zum Lehrer und Führer der wilden Schar. Wie Dies geschieht ist in den Briefen des armen Lambton, die wie aus einer verklärten Kinderseele hervorquellen, in ergreifender Einfachheit dargestellt. „Erst nach und nach gewöhnt sich der bessere Mensch nur Das für Glück und Unglück anzusehen was er Gutes oder Böses thut, nicht was ihm gethan wird", sagt Sir Samuel, und dieser erhabene Gedanke ist gleichsam der Inhalt dieser Erzählung, welche auch von Seiten des Stils Diejenigen befriedigen muß denen Schefer sonst schwer verständlich und verworren erscheint. Wir haben hier ein Wort über den Stil des Dichters zu sagen. In ihm ist der Stil der Mensch selbst. Die unendliche Fülle der ihm zuströmenden Ideen, eine an das Uebermaß streifende Glut der Empfindung, verbunden mit der Verachtung Dessen was conventionnelle Regel, hergebrachter Rhythmus im Ausdruck, typische Form der Wendungen heißen kann, gibt dem Stile bei ihm allerdings oft etwas Fremdartiges. Willkürlich ist jedoch hierin Nichts: vielmehr ist Alles der innern Natur des Dichters entfließend, und nothwendig in höherm Grade als Dies bei verwandten Geistern, Jean Paul und Novalis, die auf ähnlichem Standpunkt der Dichtung stehen, der Fall ist. Alle ziehen das „Entfernterliegende" nicht heran; es strömt ihnen zu, und ihr Ausdruck wird mit Nothwendigkeit darum ein anderer als der Stil Dessen ist dem nur das Naheliegende sich darstellt. Bei alle Dem sprechen wir Schefer nicht davon frei, daß er den Regeln des Geschmacks nicht genug nachgibt, nur gegen den Vorwurf verwahren wir ihn, daß, wie mitunter behauptet worden ist, sein Stil „gesucht" sei. Schefer sucht nicht, die Ideen suchen ihn, und er hat sich nur zu wehren gegen ihren Andrang. Hierüber verständigt, muß uns sein Stil, zwar nicht leicht und fehlerlos, aber doch naturgemäß, und eben als der einzige mögliche Ausdruck eben dieser poetischen Natur erscheinen; ja, vom Rhythmus gefesselt, im „Laienbrevier" z. B., ist er von höchster, eindringlichster Verständlichkeit.

Die beiden andern Novellen des zweiten Theils: „Unglückliche Liebe" und „Der Zwerg", sind wirkungsvoll durch die Situation, reich durch leuchtende Gedanken, überraschend durch die Zielpunkte zu denen sie führen. Die Verirrten in der Grotte zu Corneal stellen eine tieferschütternde Lebenslage dar. Im „Zwerg" überwiegt das Gedankeninteresse die Begebenheit, die, wie oft bei diesem Dichter der Fall ist, wie in Nebel gehüllt an uns vorüberzieht. Richard sagt hier:

> Wehe Dem der Nichts am Weibe liebt als ihre Schönheit. Denn die Schönheit, recht betrachtet, ist wie eine Blume, gar nichts Genießbares, und wird durch Liebe nicht genossen, noch weniger durch Kuß und Umarmung. Du kannst sie hassen und verachten an bösen Menschen. Auch fodert sie uns die Seele nicht ab, nicht einmal die Liebe, nur die Bewunderung. Die Schönheit ist nichts Liebenswürdiges wie die Erscheinung eines Engels, der Silberblick der Natur — im ganzen Neuen Testament kommt ihr Name nicht vor u. s. w.

Wäre Schönheit das Liebenswerthe, will der Dichter lehren, wie wäre die Natur zu entschuldigen, daß sie sie so gleichgültig zerstört? Unschätzbar ist nur die Seele die da liebt. So feiner und reiner Gedanken ist jede Dichtung Schefer's voll; sie wollen erkannt; genossen sein: aber das Erkennen ist Sache höherer Geister, und Schefer ist aus diesem Grunde niemals, als etwa im „Laienbrevier", ein populairer Dichter geworden.

Im dritten Theile, welcher die „Osternacht" enthält, wird der Unterschied sehr erkennbar der zwischen Schefer und Jean Paul waltet. Man hat unsern Dichter einen Nachahmer Jean Paul's genannt. Nichts ist falscher als diese Behauptung. Jean Paul liebt die sinnliche, die irdische Noth und Beschränktheit darzustellen; Schefer aber sagt:

> Erdennoth,
> Keine Noth;
> Nur vom Herzen
> Kommen Leiden,
> Leben, Freuden,
> Tod und Schmerzen!

Den Satz verkörpern die beiden Abtheilungen der „Osternacht" in so zarter, geistiger und rührender Form, daß Jean Paul dagegen hart und sinnlich erscheinen muß.

Die folgende Novelle: „Die lebendige Madonna", ist glücklicherweise nur Skizze geblieben; der Verf. hat sich hier im Stoff vergriffen: das Schreckliche, das an sich Dämonische zu malen, fehlen ihm die Farben; er hat Dies gefühlt und abgebrochen.

Hingegen ist er nun wieder ganz der liebliche, unvergleichliche Poet des orientalischen Lebens im „Palmerio", dem wir von der türkischen Hauptstadt und den griechischen Inseln so wundervolle Bilder verdanken. Anschauung und Phantasie mischen sich hier in einer Weise

die unsers Wissens sonst nicht vorkommt, und die dem poetischen Mittelpunkt von Wirklichkeit und Ideal mindestens sehr nahe tritt. Dieser schwebende Mittelpunkt zwischen Leben und Poesie ist überhaupt der Standpunkt den Schefer, jedoch mit einiger Hinneigung für die ideelle Seite des Daseins, bei seinen Schöpfungen festhält; seine Gestalten sind ethisch wahr, poetisch wirklich, aber selten und dann gleichsam wider seinen Willen mit dem beobachtenden Leben in Uebereinstimmung. Er ist mehr Maler als Darsteller; er schafft mehr als er bildet. Dies macht sich besonders am „Palmerio" klar und erklärt die Seltsamkeiten dieser schönen Dichtung. Denn seltsam klingt es uns allerdings wenn Jemand die Türkei nach eigener Kenntniß in folgenden Zügen schildert:

In dem weiten Gebiete der Erde ist kein Land wo es so einfach zugeht als in der Türkei. Hier ist die Schönheit die Göttin noch jetzt, wie einst der Griechen; eine schöne Augenbraue erwirbt heute noch einen Beinamen wie sonst, und ein Volk das die Schönheit schätzt, Weiber und Kinder liebt, mit Erlaubniß zu sagen: das schätz' ich; denn es hat den Keim aller guten Dinge in sich. Wo sind die Frauen mehr geachtet als bei den Türken, wo sind sie besser? Ich rede als Römer! Wer ehrt den Menschen mehr, als Menschen, ohne nach hoher Geburt, Vermögen und einer gewissen Gelehrsamkeit zu fragen, die uns nicht eben gerechter, weiser oder wol gar glücklicher macht und das Reich besser verwaltet als die Türkei? Ich rede als Römer!

In diesem Lande, wo „Alles feurig und schnell ist", bewegt der Dichter sich vorzugsweise gern, und er hat aus seinem Standpunkte guten Grund dazu: denn da er die realen Beziehungen des Lebens aus seinem Bildungskreise wegweist, so muß es ihm zusagen, vom Zwange unserer Gesellschaft ungehemmt, seinen Eingebungen folgen zu können.

Im „Kuß des Engels", der letzten novellistischen Skizze dieses Theils, ist die Schönheit und ihre Wunderwirkung noch mehr Inhalt und Stoff der Gedanken, welche in äußerster Zartheit und Feinheit ihre Bedeutung finden; der Lebensniederschlag entgeht uns aber fast ganz. Es ist eine von den Schefer'schen Erfindungen in welchen ein Zuviel des Empfundenen zu tadeln ist.

Im vierten Theile versetzt uns „Der Gekreuzigte" wieder nach dem Orient. „Nicht Alles unter der Sonne ist eitel, wenigstens die Liebe nicht", ist der Grundgedanke dieser Erzählung, welche abermals türkische Sitte und den Naturgeist des Morgenlandes zum Gegenstand nimmt, aber auch wieder in eine allzu körperlose Mystik der Empfindung umschlägt, ja selbst ein System der Sophistik in der Liebe begründen möchte, das nur Wenigen einleuchten wird. „Die Düveke, oder Leiden einer Königin" hat dagegen mehr Grund und Boden im wirklichen Leben und obwol auch hier das Reich der Phantasie stets seine Thore offen hält, zum Eintritt einladend, so sehen wir doch mehr als Schatten, wir sehen Menschen menschlich handeln und leiden. Freilich ist das Leiden wie immer bei diesem Dichter die Hauptsache. Was sich handelnd ereignet, thut er stets kurz ab, um sich in die Wirkungen der Handlung auf Seele und Geist tief und tiefer zu versenken. So denn auch hier: indeß wissen wir die Geschichte, und so folgen wir dem Dichter leichter, wenn er die Mutter aus Herzensangst ihr Kind tödten und an vergifteten Kirschen sterben läßt.

Für And're fürchten und für And're sorgen,
Statt And'rer leiden und unglücklich sein,
Den bittern Kelch — den ihre Lieben strafend
Das Schicksal vollgegossen — heimlich leeren
Und schweigen — ja statt And'rer sterben —
— Das kann ein edles, zartgesinntes Weib!

Auch die folgende Erzählung: „Lenore di S.-Sepolcro", ist verhältnißmäßig stoffhaltiger als Dies bei Schefer oft der Fall ist. Ueber die schuldige und gemordete Tochter spricht der Vater segnend:

Ich möchte dich beneiden wenn ich dürfte. So aber darf ich nicht: denn der Tod ist eine Wohlthat für den Armen, und die größte Strafe für den Bösen ist — das Leben. Wer daran zweifelt komme zu mir.

Dies ist der Kern der Erzählung, daß geheim genossenes Glück kein Glück sei, weil es gewöhnlich ein Unrecht birgt, das Unglück bringt, wenn auch der Schmerz darüber eine Gewohnheit werden kann, und jedes Uebel ein leidlicher Zustand, wie denn auch der Jahre lang Daniederliegende endlich doch eine Lage ausmittelt in welcher ihm wohl ist. So gnädig zeigt sich Gott dem Leidenden!

„Violante Beccaria" im fünften Theile gehört zu den gedankentiefsten Erzählungen Schefer's.

Auch der Thor hat gelebt — selbst die Irren genießen in ihrem bedauerten Feenpalaste wirkliche Freuden; sogar Reue und Klage sind noch wirkliches Leben — der Weg eines Verirrten ist noch sonnig und blumig, mit süßen Schattenstellen zum Ausruhen. Ich erstaune, ich glühe voll Bewunderung, daß kein Mensch der göttlichen Güter ganz verlustig gehen kann; ja, daß gerade durch unsere Fehler wir gesegnet sein können.

So läßt die völlige Hingebung an den Naturgeist den Dichter sprechen, der in Wonne wie in Leid Nichts sieht als eine Begnadigung des Göttlichen. Auf diesem Standpunkt steht unter den Dichtern unserer Zeit wol nur dieser: er ist der andere Pol. Der Anhänger der Emancipation des Fleisches, ein deutscher Calderon in aller Glut des Spaniers, nur wissend wo jener glaubend ist, nur frei wo jener in den Fesseln der Form sich regt.

And're leben wir,
Und And're denken wir zu sein; wir scheinen
Noch And're — und And're macht die Zeit aus uns.

Der „Sklavenhändler" und die „Perserin" versetzen uns wieder in den Orient; den Norden besucht dieser Dichter nur zwei oder drei mal, widerwillig. Beide Erzählungen nehmen einen sehr phantastischen Verlauf: die erste zu dem Schluß hin, nur Eins auf Erden sei schöner und besser als das Weib — Das ist die Mutter; die andere zu dem Gedanken:

Oft kaum, erröthend, kenn' ich wieder
Wovor ich einst gekniet in Glut,
Und fiel des Auges Schleier nieder —
Ist's halb so schön? Ist's halb so gut?
Und doch hatt' ich ein Glück im Innern
Das keine Menschenzunge singt,
Und das als seliges Erinnern
Mir fort in treuer Seele klingt!

der kaum schöner als in diesen Versen je ausgesprochen ward. Man hat gegen Schefer den formellen Tadel erheben können, daß er sich anscheinend oft ohne festen Plan an seine Arbeit begebe, und für die Zwischenfälle der Begebenheit sich auf die Inspiration des Augenblicks verlasse. Im Allgemeinen mag dieser Vorwurf gegründet sein: in den ebengenannten beiden Novellen aber macht sich ein sorgsames Studium des Plans sehr erkennbar, und sie gehören in dieser Beziehung zu den inhaltreichsten und abgerundetsten Erzählungen des Dichters, während sie an Gedankenfülle keiner andern nachstehen. Viele schöne Stellen heben glänzend hervor, wo das Gebot Mohammed's menschlich und schön ist, z. B. da wo der Verf. darauf hinweist, den Genuß wie vieler schöner Morgenstunden der Orient dem Gebote des Gebets beim Sonnenaufgang verdankt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kriegsthaten des Herzogs von Marlborough.

Die in England aufgetauchte Besorgniß einer französischen Invasion, die deshalb angeregten Sicherheitsmaßregeln und das Für und Wider der Tagesblätter haben häufig auf die Kriegsthaten der Herzöge von Marlborough und Wellington zurückgeführt und der Presse Veranlassung gegeben ein in dieser Zeit erschienenes Werk:

The military life of John Duke of Marlborough. By *Archibald Alison*. Edinburg und London 1848.

besonderer Beachtung zu empfehlen. Hiervon aber auch abgesehen, verdient sie dies Buch als Geschichtswerk. Es vereinigt zu einem Ganzen was Murray und Core im Einzelnen geleistet, Jener durch seine werthvolle dem Feldherrn Marlborough betreffende Urkundensammlung, Letzterer durch seine Denkwürdigkeiten aus dem Hofleben des gefeierten Herzogs. Damit sind die zwei großen Hälften des fraglichen Zeitabschnitts bezeichnet. Er spaltet sich in glänzende Kriegsthaten und kleinliche Hofintriguen, und beide Hälften passen insofern zusammen, als die eine dem englischen Stolze ebenso sehr schmeichelt wie die andere ihn demüthigt. Nach außen war England wunderbar groß, im Innern wunderbar klein; der Unterschied ähnelt dem zwischen einem Helden und einer Buhlerin. In der Schlacht besiegte Churchill die ersten Feldherren seiner Zeit; in den Vorzimmern von St.-James besiegten ihn die Frauen. Während England seine tapfersten Söhne nach Flandern schickte dort für seinen Ruhm zu kämpfen, behielt es ein weibliches und männliches Gesindel zu Hause, ihm im Königspalaste Schande zu machen. Mit Letzterm hat Alison, bekannt durch seine „History of Europe", sich möglichst wenig befaßt, hat die Schlafstuben-Intriguen nur insoweit erwähnt, als sie zum Verständniß der Zeitgeschichte erwähnt werden mußten, übrigens sich von ihnen die Finger rein und den St.-Jamespalast im Hintergrunde gehalten. Wahr im Lobe seines Helden ist er auch wahr in dessen Tadel. Er erkennt in ihm den Ehrenmann und den Soldat, ohne zu verhehlen, daß die allgemeine Krankheit des Intriguirens ihn ebenfalls angesteckt. Was Andere ihm in der Beziehung gethan, verschmähte er später nicht Andern zu thun, verschmähte nicht die Waffe zu ergreifen die ihn früher oft schmerzlich verwundet. Doch selbst mit diesem Flecken auf seinem Charakter erscheint Marlborough rein in seiner Umgebung und ragt um mehr als Kopfeshöhe über die Größten seiner Zeit empor.

Das Buch sichert dem Verf. den Vorderplatz welchen die „History of Europe" ihm in der literarischen Versammlung angewiesen. 10.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Die Arbeiterfrage aus dem Standpunkte der Praxis, nicht theoretischer Träume. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 5 Ngr.

Bäumer, Predigt gehalten am 2. April, an dem Tage der Eröffnung des vereinigten Landtags zu Berlin. Arnsberg, Ritter. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Beck, J. T., Die alte Wahrheit für die neue Zeit. Predigt am Sonntage Lätare 1848. Gehalten zu Tübingen. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 Ngr.

Büttner, H., Die constitutionelle Monarchie in ihrer wahren Gestalt. Offenes Sendschreiben an Preußens und Deutschlands Bürger. Elbing, Levin. Gr. 8. 5 Ngr.

Denkschrift über die neueste polnische Schilderhebung im Großherzogthum Posen, von deren Beginn bis zum Augenblicke wo dieselbe in Folge der von Willisenschen Convention zur unzweideutigen Insurrection ausartet. Aus amtlichen und andern zuverlässigen Quellen dargestellt von W. K. Bromberg, Levit. Gr. 4. 10 Ngr.

Die deutsche Diplomatie wider das deutsche Volk. Eine Sammlung wichtiger Aktenstücke. Zum Verständniß der Vergangenheit und zur Warnung für die Zukunft. Wiesbaden, Friedrich. Lex.-8. 5 Ngr.

Hat der König von Preußen die Eigenschaften eines deutschen Kaisers? und was verlangt man von einem Deutschen-Bundes-Oberhaupte? 2te Auflage. Berlin, Quien. Br. gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Heideloff, C., Monarchie und Republik. Eine geschichtliche, artistische und praktische Skizze aus des Verfassers Kunstmaterialien-Lexikon mit zeitgemäßen Zusätzen. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Herzog, C., Der Ruf der Liebe des Herrn: Betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet! Eine Zeitpredigt, veranlaßt durch beklagenswerthe Vorfälle in der Gemeinde am 30. März, gehalten am 2. April 1848 zu Hoym. Aschersleben, Fokke. Gr. 8. 3 Ngr.

Hirscher, J. B., Die Nothwendigkeit einer lebendigen Pflege des positiven Christenthums in allen Klassen der Gesellschaft. Den deutschen Regierungen, zunächst dem deutschen Parlamente zur Würdigung vorgelegt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 6 Ngr.

Leverkus, W., Eine authentische Interpretation der Garantieakten Englands und Frankreichs wegen des Herzogthums Schleswigs, aus archivalischen Quellen dargelegt. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Metternich am Pranger und sein System vor dem Richterstuhle der Geschichte. Eine Warnungsstimme an das deutsche Volk. Leipzig, Naumburg. Br. 8. 5 Ngr.

Neander, A., Der glorreiche Einzug Christi in Jerusalem. Eine Palmsonntagbetrachtung. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 5 Ngr.

Parlaments-Fragen. IV. Die Stellung Oestreichs zu Deutschland. Von C. H. Schellwitz. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Ngr.

Romberg, J. H. F., Die evangelische Kirche in dem Regierungs-Bezirk Bromberg, Großherzogthum Posen. Eine Mittheilung über den gegenwärtigen Zustand derselben. Allen Haupt- und Zweigvereinen und allen Mitgliedern der Gustav-Adolf-Stiftung gewidmet. Bromberg, Mittler. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Die hannoversche Südbahn, die Halle-Nordhäuser-, Gotha-Mühlhäuser- und Hahle-Ruhme-Verbindungsbahnen. Denkschrift und Beitrag in Bezug auf deren Bau und Vereinigung. Nebst einer Karte der Bahnlinien. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Wetter, J. B., Stimme aus Hessen an Se. Königl. Hoheit Ludwig, Erbgroßherzog und Mitregenten von Hessen und bei Rhein. Gedicht. Gießen, Ferber. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 180. —— 28. Juni 1848.

Leopold Schefer.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

Der „Bauchredner“ im sechsten Theile ist eine Humoreske so wunderlicher und eigenthümlicher Art, daß wir außer dieser Sammlung wol vergeblich nach einem Seitenstück zu ihr suchen würden. Der humoristische Grundton hindert jedoch nicht, daß nicht die zartesten und tiefsten Gedanken sich darin vordrängten, wie Dies bei Schefer nicht anders sein kann. Oder muß nicht Folgendes für zart und schön gelten:

> Denn was man auch sagen mag, keine Jungfrau kann so schön sein als ein junges Weib. Immer scheint jener noch Etwas zu fehlen — und so fehlt es uns. Ihr Auge ist unsicher; selbst das Herrlichste an ihr, das Erröthen, zeigt, daß sie noch dem seligsten Leben fremd ist: ihr Blick, ihr Annähern, ihr Flüstern und Lächeln, daß sie sich sehne in den wahrhaft lebendigen Kreis der Menschen, als eingeweihtes Mitglied. Selbst ihren Formen fehlt noch, ich möchte sagen, ein Hauch, der sie in volle Rosenblüte löse —

Die seltsame Idee eines Duells in „verticaler Linie“ gehört wol diesem Verf. allein an, sowie denn auch der Grundgedanke in der Erzählung: der Seelenmarkt, auf dem ein Buchhändler die Seele eines Autors käuflich an sich bringt, an Sonderbarkeit wenige ihres Gleichen hat. Freilich macht er die Erfahrung, daß es gut sei was nicht unser ist liegen zu lassen, und der Gedanke, „daß der liebe Gott sein Herz auf Erden in weisen und gerechten Regenten, seine Augen aber in jedem vernünftigen Menschen zeige“, schließt die Erzählung schön ab. Die „Erbsünde“ ist für die gewählte Form zu ernst und düster, und blieb wol deshalb unausgeführt.

Im siebenten Theile treten uns zwei treffliche Erfindungen: der zweite Theil der „Osternacht“ und das „Verbrechen zu irren“, mit allem Reiz Schefer'scher Erzählungen, ja mit einer wogenden Fülle großer, reicher, zarter Gedanken, überraschender Emanationen des kindlichsten und consequentesten Naturglaubens, süße und reizende Eingebungen der innigsten Verwandtschaft mit der Weltseele wie sie dieser Dichter anschaut, entgegen. Hier ist Alles dichterisches Empfinden, frommes Fühlen, unerschütterliches Vertrauen auf den Naturgeist, bedingungslose Hingebung an ihn, der absolut gut ist, auch wo er versagt, vorenthält, Schmerzen erzeugt. Wir halten die „Osternacht“ für die Krone der Schefer'schen Erzählungen, die er in keiner andern, sich selbst so vollständig hingelegt und ausgeschrieben hat wie hier.

Im „Verbrechen zu irren“ kommt er sich selbst jedoch nahe. An der Vergänglichkeit der Welt; an ihrem Verderben lehrt er: „Erkenne du erst recht das Geisterreich der Erde und welch ein Gott in deiner Seele lebt und wessen du bist.“ Der verirrte Mensch sieht seine Thaten, sieht seine Kinder und ruft: So sehen meine Sünden aus. Drücke sie todt, todt! und so tödtet er seine Kinder! Aber er wähnt umsonst seine Sünden zu tilgen, die Versöhnung ist doch nur Ausfluß der Gnade, die die heilige Erde durch das Grab gewährt. Das ist der Naturmysticismus Schefer's.

Es ist für den Standpunkt dieses Dichters bezeichnend, daß er nur höchst selten und fast wie wider seinen Willen irgend eine historische Unterlage für seine Erfindungen sucht. Thatsachen, geschichtliche Facten beengen ihn, und wo er wie absichtslos auf sie trifft, verfährt er, wie mit allem Factischen, höchst willkürlich mit ihnen. Dies ist beispielsweise mit den beiden Erzählungen im achten Theile, mit den „Prinzeninseln“ und dem „Weihnachtsfest in Rom“, der Fall. Die erste lehnt sich an eine bekannte Episode aus der byzantinischen Geschichte, die andere an die Geschichte Gregor's VII. an, ohne darin zu wurzeln. In beiden ist die Macht der Situation fast noch größer als die der Gedanken die sie zur Darstellung bringen, das Glück stumm und blind zu sein, und die Gewalt religiöser Satzungen. „Um einen Himmel möglich zu machen, muß die Erde sein wie sie ist, und das Menschengeschlecht wie es ist — arm, unvollkommen, vergänglich.“ Eben Dies ist auch die Lehre in der „Pflegetochter“, der dritten unter den Erzählungen dieses Theils, die ausnahmsweise eine nordische Scenerie darbietet.

Im neunten Theile treffen wir, und verweilen trotz unserer Eile einen Augenblick bei einer der mächtigsten Erzählungen des Verf., der „Göttlichen Komödie in Rom“, der einzigen unter allen Arbeiten Schefer's die man als eine psychologische historische Novelle bezeichnen kann, weil sie einen gegebenen Stoff ernst nimmt und mit geschichtlicher Treue festhält. Es ist die reiche Lebensgeschichte Giordano Bruno's, des vorzeitigen Weisen, des unglücklichen Menschenfreundes, der seiner einfachen uralten

Lehre vom allgegenwärtigen Gott wegen, von der römischen Geistlichkeit durch alle Lande verfolgt, zuletzt auf ihrem Scheiterhaufen endet. Das ist die göttliche Komödie in Rom, oder Roms! Es half ihm nicht, daß er still und arm, nur von Galilei geliebt und gekannt, in Padua lebt, nicht mehr wider die Welt streitend, sondern nur das falsche Princip voll ruhiger Weisheit lehrend. Er fällt dennoch in die Schlingen der Inquisition, die ihm hundert Marterwochen bereitet, bevor der vom weltlichen Richter freigesprochene Weise, auf Cartesius' Betrieb, den Feuertod leidet, und die Urne welche seine Asche enthält, von Vanina nach England gebracht, im Vorzimmer der Königin Elisabeth aufgestellt werden kann. Die Begebenheit ist auf das reichste und glücklichste mit unerwarteten Zwischenfällen ausgestattet, und wenn man will, romanhafter als irgend eine andere Schefer'sche Erzählung. Nichtsdestominder ist aller dieser Stoff nur Beiwerk und Nebensache: im Gedanken ruhen Macht und Werth dieser trefflichsten Erzählung. Die Ueberzeugungstreue Bruno's allein, so begründet, so ausgesprochen, ist wahrhaft begeisternd: „denn die Freude über die Wahrheit ist grenzenlos und nicht zu verschweigen, wie ein Knabe schon kein gefundenes Nest zu verschweigen weiß." Ich komme wieder, tausendfach geboren, dann helfe ich euch, sagt Bruno den trostlosen Seinen, und so sagt er den Priestern die Wahrheit, und vernichtet ihre Lehre vom strafenden Weltgericht. Die Liebe welche Bruno ausstrahlt kehrt auf ihn zurück; hinreißend ist die Treue der Seinen. Doch wir fänden kein Ende, wollten wir alle die Perlen von Gedanken auslesen die dies Werk enthält, man muß es lesen um Schefer ganz zu verstehen: denn Bruno ist der Dichter selbst in seiner Hingabe an den Gottesgeist der sich durch die Welt offenbart, und dessen Licht die Priester nicht sehen, sondern nur den gebrochenen Strahl im Christ, in der Jungfrau, in dem Symbol der Dreifaltigkeit. An der Selbsterkenntniß aber fällt Rom dereinst wie jedes siegende Unrecht.

Neben dieser köstlichen Dichtung verdient „Der heimliche König der Armenier" mehr nicht als eine ehrende Erwähnung, da dies Erzeugniß nur bekanntere Gefühle, und eine schon in ähnlicher Art dagewesene Scenerie wiederholt. Die ganze lange Reihe der gesammelten Erzählungen aber, welche hiermit schließt, zeigt uns den Dichter in seiner zwiefachen Doppelgestalt, als Philosoph und Poet einerseits, und als Kosmopolit und Humanist andererseits, dessen Heimat die ganze Welt ist, während er doch nur im Stillleben des engsten Familienkreises seine volle Seele aufgehen läßt. An diese Doppelgestalt erinnert denn auch Alles bei Schefer. Der reiche Kenner der Welt und der Wissenschaft, und der zurückgezogene Weise, der in seinem stillen Muskau seine Weltgedanken ausarbeitet, und von dem Eindruck den seine Arbeiten hervorrufen kaum je Etwas erfährt, der tiefe Denker und der Mann mit den ursprünglichen, kindlichen Gefühlen, der Philosoph und der Naturmensch, reden aus jeder seiner Zeilen zu uns. So bildet sich ein kleiner, aber entzückter Hörerkreis um ihn, der ihm gleich einem Propheten — dem wissenden Nichtwissenden — zuhört, und seine heitern und ernsten Bilder, seine sinnvollen Betrachtungen, seine zarten Phantasiegewebe mit Begeisterung empfängt, und sich an seiner milden Weisheit und seiner tiefen Erkenntniß des Menschengeistes erfreut.

So sind denn auch seine Gedichte, epische und lyrische, welche der zehnte Theil enthält, nur als eine Ergänzung seiner erzählenden Poesien anzusehen, nur daß er zeigt wie schön er zugleich Rhythmus und Reim zu behandeln versteht. Schefer ist Musiker und Componist von Hause aus, und in sehr eigenthümlicher und erhabener Art; Schüler Salieri's, wie sollte er Metrik und Rhythmus in ihren Wirkungen nicht vollkommen kennen? Diese Gedichte umfassen in einem 445 Seiten starken Theile fast die ganze Lebensdauer des Poeten; denn während die Abtheilung „Für Liebende" bereits im J. 1803 größtentheils mit den eigenen so originellen Compositionen des Dichters als musikalische Lieder erschien, berühren die letzten Oden ganz neuerliche Zustände. Die geistige Doppelnatur Schefer's verkündet sich nun auch in diesen Gedichten; der Dichterphilosoph und der kindliche Weltweise treten uns darin überall entgegen. Die starke Seite des Poeten aber ist die Reflexion über Natur, Gott und Menschengeist. Die erste Abtheilung feiert die Liebe und die Jugend in wahrhaft neuen Tönen, in echter Glut, naiver, ungekünstelter Empfindung. Solche neue Töne werden in den Liedern „Frühlingsahnung", „Des Liebenden Morgen", „Leben des Lebens", „Nahen", „Der letzte Frühling" und vielen andern angeschlagen. Ein Beispiel für viele:

> Ihr Stimmen vom Himmel,
> Wo grüßt ihr mich her?
> Was soll ich hier werden?
> Erkenn' ich es mehr?
>
> O Wunder! Hier regt sich
> Mit Flügeln der Staub!
> Hier lodert es hellgrün
> Und glänzet als Laub.
>
> Nun knie ich und wein' ich
> Zum Glöckchen im Schnee,
> Zum Crocus im Schleier
> Und frag' was gescheh'?

Die Abtheilung „Legenden, Balladen und Fabeln" bietet einen Kranz gedankenvoller, reizender Dichtungen dar; Alles ist duftig, tief, reich an Gemüth. Am wunderbarsten treten die Gedanken in den Gedichten „St.-Peter's Gericht", „Das Weib mit der gläsernen Zunge", „Die Ladung vor Gottes Gericht", „Der Gast", „St.-Peter und der Pudel", „Der Helm zur Axt" hervor. „St.-Peter's Gericht" vor allen ist eine herrliche Dichtung. Der Himmelspförtner an der Himmelsthür hegt Zweifel über die Auferstehung:

> Und wie soll die Auferstehung gescheh'n?
> Alle Dinge möcht' ich doch wiederseh'n,
> Versammelt sie seh'n, das Meer von Meeren,
> Die Ernte von Ernten, das Heer von Heeren,
> Das Alles was der Herr in die Zeit,
> Ins Unermeßliche maßlos verstreut,

Des Vergangenen Schöpfung im großen Zugleich,
Das wäre das große, das göttliche Reich.

Da stand der Herr selbst ihm ganz nahe; der Pförtner sinkt in die Knie:

Doch sollst du heut' eine Probe seh'n,
Du selber sollst aus dem Grab ersteh'n.
Du, Petrus, sollst den Petrus richten. . .
Dein Leib liegt vor Joppe in Todesbanden,
Doch zweifle nicht und ruf' dich herfür,
Gleich hier herab von der Himmelsthür. . .
Ist nicht jeder Tag schon ein Wiederbringen,
Vom Schöpfungslenz ein Wiedergelingen?

St.-Peter erhebt sich und ruft:

Steh' auf aus deinem Grabe!
Und siehe, da bebte der Erde Grund,
Und aufthat hell sich ein Grabesmund,
Und zitternd schwankte St.-Peter, der Greis,
Hervor mit dem Haupte silberweiß.
Der fiel erstaunt auf sein Angesicht
Und rief: Herr, führe mich nicht ins Gericht!
Und droben ruft Petrus: Da kommen noch mehr,
Das Grab ist noch von dem Einen nicht leer.

Nun wanken funfzig Greise hervor und jeder ist Petrus:

Und droben ruft Petrus: Da kommen noch mehr,
Das Grab ist noch von den Funfzig nicht leer.

Nun kommen hundert Männer, und jeglicher Mann ist Petrus; sie schauen hinauf und schauen Petrum an. Der ruft:

Da kommen noch mehr —
Das Grab ist noch von den Hundert nicht leer.

Und siehe, da streben tausend Jünglinge, rosig und feurig, hervor, und jeder ist Petrus. Und endlich wimmelt eine Schar von Kindern heran:

Und so muß St.-Petrus sich endlich bequemen
Das Gericht mit den Seinen nun vorzunehmen.

Die Kinder läßt er hinein; von den Jünglingen stößt er drei zurück, die Männer alle: denn gern stieg er selbst wieder hinab und wäre wie vor

Ein Träger des Funkens vom Lichte der Welt.

Die Demuth dem himmlischen Vater gefällt, und er spricht, Alle einlassend:

— — voll Huld,
Im Himmel — hab' himmlische Geduld.

Es ist Dante'sche Größe in diesem Gedicht. Weiterhin ist „Der thörichte Bettler" eine ungemein geistreiche Humoreske; voll köstlicher Laune ist auch „Petrus und der Pudel". Unter den vermischten Gedichten sind besonders die patriotischen Zurufe: „Offener Gruß", „Hör' an, mein Volk", „Männerstolz" und „Das Grab der Deutschen", hervorzuheben, die den Grundgedanken variiren:

Es braucht nicht Sturm und braucht nicht Schwert
Das Menschsein euch zu retten:
Im Herzen seid der Freiheit werth.
So fallen alle Ketten!

Die Abtheilung „Für Künstler" enthält sehr schöne Sachen: „Benedeiung", „Eintritt in das geweihte Land", „Gewonnene Freude", „Junges Genie", „Jünglingshoffen", „Der Verzagte", stellen neben echter Künstlerbegeisterung eine Reihe trefflicher Lehren für Künstler hin, und der echte Sinn für das Schöne, in welchem dieses Dichters ganzes Wesen recht eigentlich seine Wurzel hat, tritt uns voll entgegen.

Die Abtheilungen „Epigramme, Hymnen und Dithyramben" schließen sich mehr dem Antiken an, und weisen nach, daß die Doppelnatur Schefer's im Romantischen wie im Antiken ihre Heimat hat, hierin der Muse Schiller's ähnlich, nur daß bei ihm das Zugleich gefunden wird, was bei Schiller Sache der Zeit und der Entwickelung war. Die Gedichte „Nachschöpfer", „Dichter und Propheten", „Todeserfindung"; die Hymnen „An die Natur", „An den Himmel", „Die Erde"; die Dithyramben „Hebe", „Endymion", „Adonis", „Die Horen", „Moses' Nachtgesang", „Die Auferstehung der Schönheit" u. s. w. belegen diesen Gedanken. Im letzten Gedichte heißt es:

Nehmet die Götter
Alle, die Göttinnen
Alle, nur laßt mir
Eine — die meine —
Die unvergleichliche
Seelenbezaubernde
Selige Schönheit.

Was wäre der Himmel
Unabsehbare Fülle,
Was Titanen-Allmacht
Ueber des Meeres
Unermeßliches Brausen
Ohne dich, o Schönheit!
Nur ein Wühlen des Ebers
In Moder und Schlamm!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Brief Paul Louis Courier's.

Der geistreiche Courier, den uns wenige Jahre nach seiner meuchlerischen Ermordung Ludwig Wachler *) näher kennen lehrte, ist uns neuerlichst in anziehenden Schilderungen **) wieder vorgeführt worden. Er wird unstreitig Vielen unter unsern Lesern als Hellenist in gutem Andenken sein, denn seine philologischen Leistungen behaupten noch immer ihren Werth. Nicht minder wird in andern Kreisen seine durch persönliche Tapferkeit hervorragende Theilnahme an den Feldzügen seiner Landsleute, namentlich an dem in Unteritalien, über welchen man ihm sehr wichtige Aufzeichnungen verdankt, unvergessen sein. Manchen aber die Courier von dieser oder jener Seite im Allgemeinen kennen ist es vielleicht nicht mehr gegenwärtig, daß er Einer von den Vielen war die Bonaparte's neues Cäsarenthum für Nichts als ein reines Possenspiel ansahen, und zugleich Einer von den Wenigen die sich darüber ganz ohne Hehl aussprachen. Es geschah Dies in der Art, daß er die ganze ihm in reichem Maße zu Gebote stehende scharfe Lauge seines

*) In dessen trefflichem Aufsatze: „Paul Ludwig Courier im Verhältniß zu seiner Zeit. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte Frankreichs." Im ersten Jahrgang (1830) des Raumer'schen „Historischen Taschenbuch".

**) „Paul Louis Courier." Von K. A. Mayer. Im sechsten Jahrgang von Prutz' „Literar-historischem Taschenbuch auf 1848". Die Biographie Courier's wird in dieser ersten Abtheilung bis zum Jahr 1814 geführt.

Spottes über diese Angelegenheit ausgoß, und ihr dann in verächtlicher Gleichgültigkeit den Rücken zuwendete. „Einen vernünftigen Mann", sagt er in einem Briefe an seinen Schwiegervater Clavier, „können die jetzigen Welthändel nicht kümmern. C'est sottise de méditer sur ce qui dépend de digestions de Bonaparte (wie er den Kaiser immer zu nennen fortfuhr). Aehnlich spricht er sich auch dem Volke gegenüber aus. „Ein Volk das aus sich machen läßt was man will", schreibt er an Villoison, „ist schlimmer als Wachs. Aristophanes hätte ein Wort dafür." Unstreitig war Courier hier in einem Irrthume befangen; auch nicht von ferne ahnt er die Weltmission, als deren bewußter und unbewußter Träger Napoleon erscheint, und hat kein Auge für die nothwendige Phase in der Entwickelung der Geschichte Frankreichs. Und doch ist die Art wie sich Courier, der Mann glänzenden Witzes und heiterer Ironie, über die hier in Rede stehende Angelegenheit in einem berühmt gewordenen Briefe, der wie mit Recht gesagt worden ist ein Stück Geschichte geworden ist, ausspricht, in ihrer Art so einzig, daß man auf Dank rechnen darf, wenn man ihn wieder einmal in Curs bringt. Er ist im dritten Band der von Armand Carrel veranstalteten und bevorworteten Ausgabe der Schriften Courier's (S. 51) enthalten, aus welcher ihn auch Mayer a. a. O. (S. 123) im Originale, um nicht durch eine Uebersetzung die Farben zu verwischen, mittheilt.*) Er lautet also:

„Nous venons de faire un empereur, et pour ma part je n'y ai pas nui. Voici l'histoire. Ce matin d'Anthouard nous assemble et nous dit de quoi il s'agissait, mais bonnement, sans préambule ni péroraison. Un empereur ou la république, lequel est le plus de votre goût? comme on dit: rôti ou bouilli, potage ou soupe, que voulez-vous? Pas le mot. Personne n'ouvre la bouche. Cela dura un quart d'heure ou plus, et devenait embarrassant pour d'Anthouard et pour tout le monde, quand Maire, un jeune homme, un lieutenant, que tu as pu voir, se lève et dit: S'il veut être empereur, qu'il le soit; mais, pour en dire mon avis, je ne le trouve pas bon du tout. Expliquez-vous, dit le colonel, voulez-vous, ne voulez-vous pas? Je ne le veux pas, répond Maire. À la bonne heure. Nouveau silence. On recommence à s'observer les uns les autres comme des gens qui se voient pour la première fois. Nous y serions encore si je n'eusse pris parole. Messieurs, dis-je, il me semble, sauf correction, que ceci ne nous regarde pas. La nation veut un empereur, est-ce à nous d'en délibérer? Le raisonnement parut si fort, si lumineux, si *ad rem*... que veux-tu, j'entraînai l'assemblée. Jamais orateur n'eut un succès si complet. On se lève, on signe, on s'en va jouer au billard. Maire me disait: Ma foi, commandant, vous parlez comme Cicéron; mais pourquoi voulez-vous donc tant qu'il soit empereur, je vous prie? «Pour en finir et faire notre partie de billard. Fallait-il rester là tout le jour. Pourquoi ne voulez-vous pas?». Je ne sais, me dit-il, mais je le croyais fait pour quelque chose de mieux. — Voilà propos de lieutenant, que je ne trouve point tant sot. En effet, que signifie, dis-moi..., un homme comme lui, Bonaparte, soldat, chef d'armée, le premier capitaine du monde, vouloir qu'on l'appelle Majesté! Être Bonaparte et se faire Sire! *Il aspire à descendre:* mais non, il croit monter en s'égalant aux rois. Il aime mieux un titre qu'un nom. Pauvre homme, ses idées sont au-dessous de sa fortune. Je m'en doutai quand je le vis donner sa petite soeur à Borghèse, et croire que Borghèse lui faisait trop d'honneur.

La sensation est faible. On ne sait pas bien encore ce que cela veut dire. On ne s'en soucie guère et nous en parlons peu. Mais les Italiens, tu connais Mandelli, l'hôte de Demandelle: *Questi son salti! questi son voli! un alfiere, un caprajo di Corsica che balza imperadore! Poffaridio, che cosa! sicchè dunque, commandante, per quel che vedo un Corso ha castrato i Francesi.**)

Voilà nos nouvelles. Mande-moi celles du pays où tu es, et comme la farce s'est jouée chez vous. À peu près de même, sans doute.

Chacun baise en tremblant la main qui nous enchaîne.**)

Avec la permission du poëte, cela est faux. On ne tremble point. On veut de l'argent, et on ne baise que la main qui paye.

Ce César l'entendait bien mieux, et aussi c'était un autre homme. Il ne prit point de titres usés, mais il fit de son nom même un titre supérieur à celui de roi."

Anhangsweise noch eine Anekdote die Mager in seiner „Geschichte der französischen Nationalliteratur" mittheilt. Nach einem hitzigen Gefechte, in welchem ein Bruder des Fürsten von Neufchatel, Cäsar Berthier, sich nicht als „Römer" gezeigt hatte, vertilgte Courier mit seinem Säbel diesen Vornamen auf einem Packwagen desselben. „Sage deinem Herrn", rief er dem Wagenführer zu, „er möge sich Berthier nennen so lange es ihm gefällt; aber nicht mehr Cäsar, Das verbiete ich ihm." 27.

*) Zur Orientirung stehe noch Folgendes hier: Im October 1803 erhielt Courier die Bestimmung zu einem Regimente reitender Artillerie in Piacenza unter Oberst d'Anthouard zu stoßen. Seine Abreise verzögerte sich und erst im März 1804 langte er in Piacenza an. Bonaparte, der damals den Uebergang der Republik ins Kaiserreich vorbereitete, wollte dabei den Schein gewinnen als ob ihn der Wille der Nation auf den Thron beriefe, und sogar die Regimenter, die unfreiesten aller seiner Unterthanen, erhielten Befehl ihre Meinung über den Regierungswechsel auszusprechen. Courier berichtet über den Auftritt bei Anthouard an einen Kriegsgefährten in obstehender Weise.

*) Das sind Sprünge! Das sind Flüge! Ein Fähnrich, ein Ziegenhirt von Corsica, der emporschnellt als Kaiser! O Herrgott, ist's möglich! So hat denn wie ich sehe, Commandant, ein Corse die Franzosen castrirt.

**) Aus Voltaire's „La mort de César", Act 2, Scene 2.

Literarische Notiz aus England.

Neues von Titmarsh.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben vor Jahr und Tag „Mrs. Perkins' Ball" von Titmarsh erwähnt. Es erscheint daher ordnungsgemäß einer zweiten Galerie londoner Portraits zu gedenken, welche derselbe unter dem Titel „Our street" (London 1848) hat folgen lassen. „Unsere Straße" liegt in einer der londoner Vorstädte, ist noch nicht eigentlich Stadt, züngelt aber vom Lande herein, ist eine der mehren langgestreckten Gassen, die sich modernisiren, wo hohe aristokratische Häuser entstehen, alles Ländliche sich zurückzieht, demüthige Kramladen den Platz räumen, und neben mancher in comfortabler Bescheidenheit lebenden Familie eine hochnasige, flitterbehangene sich niederläßt. Der Verf. bewohnt eins der alten Häuser. Es ist aber nicht mehr wie ehemals Nr. 17, Waddilove Street, sondern 46 A. Pocklington Gardens. Von hier hält er über seine Nachbarschaft Schau und macht gut christlich mit seinem Hause den Anfang. Im Ganzen dürfte diese zweite Galerie hinter der ersten zurückbleiben, sei es daß letztere ihr den Reiz der Neuheit weggenommen hat, oder daß einige ihrer Bilder zu sehr den frühern gleichen. Dennoch lobe sie ihren Meister. Nur eignet sie sich zur Verpflanzung nach Deutschland ebenso wenig wie die vorjährige. Zum richtigen Verständnisse gehört große Vertrautheit mit den londoner Sitten, und wer diese besitzt versteht muthmaßlich Englisch, zieht das Original der Copie vor. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 181. —— 29. Juni 1848.

Leopold Schefer.

(Fortsetzung aus Nr. 180.)

Wir kommen nun im elften und zwölften Theile zu demjenigen Werke Schefer's mit welchem er in unserer Literatur einzig dasteht, und von dem wir glauben, daß es, wie es die Seele des Dichters vollständig wiedergibt und zur Erscheinung bringt, eine lange Reihe von Erzeugnissen der Zeit, wie glänzend sie auch auftreten, überdauern werde. Wir meinen das „Laienbrevier". Jeder der diese unvergleichliche Emanation eines in Liebe und Bewunderung des Naturgeistes ganz versenkten Gemüths näher kennt, wird mit uns darin einig sein: daß der Werth dieser an Trost, Erhebung, Stärkung und Beruhigung unvergleichlich reichen Ergüsse ihm je länger je theurer werde, und daß er immer und immer wieder entzückt und begeistert auf sie zurückkommt. Läßt sich Dies von vielen Werken der Poesie sagen? Oder läßt sich eben hieraus nicht schließen, daß das Allgemeinmenschlichschöne in diesen Poesien nicht immer seine Geltung bewahren und ihnen eine Dauer erhalten müsse die dem Individuellschönen, den Poesien, die aus der Zeit, in der Zeit wurzeln, nicht beiwohnen kann?

Ein ganzes Gemüth, eine ganze Denkart spricht sich in diesen Gedichten auf die natürlichste und ungesuchteste Art, fast blos vom jambischen Rhythmus schön getragen, Jedem verständlich, selten schwunghaft, fesselnd durch Fülle der Farben und Tiefe der Gedanken, groß, einfach, lieblich zugleich, stets neu und anregend aus. Diese Gedichte können wir lieben, oft bewundern, immer aber wie tröstenden Zuspruch eines Freundes werth halten. Die alte Klage der Welt verstummt in ihnen, der Schmerz über Vergänglichkeit und Tod des Schönen auf Erden ist beseitigt, wir vernehmen nur den Jubelgesang einer tiefgläubigen Seele, welche glaubt weil sie weiß.

Hier, wo fast Alles schön ist, ist es kaum möglich Schönes auszuzeichnen; wir dürfen das Buch nur aufschlagen um auf Gedanken zu treffen welche unsere Seele in die rührendste Bewegung setzen. Der 1. Januar wie der 8. December, denn die Gedichte folgen den Kalendertagen, bieten solche Gedanken, Bilder, Anschauungen dar die uns poetisch anregen, beschäftigen, beruhigen.

> Nur wer die ganze Stimme der Natur
> Heraushört, dem wird sie zur Harmonie —

beginnt der Dichter wahr und schön.

> Der Geist des schönen Alls ist mir geworden —
> Von Freud' und Schmerz gleich fern, steh' ich bereit,
> Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

Beneidenswerther Geist! In dieser Gemüthslage sieht er nur die Herrlichkeit der Welt. Was auch zur Erscheinung kommt, es ist für ihn das Beste; groß, schön, liebenswerth, geschaffen aus unermeßlicher Fülle der Liebe. Der Tod ist nur da damit das Leben sei, die Nacht damit der Tag bestehe, die Erde damit der Himmel sein könne, und in Liebe und Bewunderung aufgehen zu können ist schon hier das selige Loos der Kinder Gottes. Dies ist der kurze Inhalt des „Laienbrevier", die praktischen Weisheitsregeln, die es in Fülle gibt, abgerechnet. Solcher köstlichen Lehren enthalten die Gedichte:

> Erst Ruh' und Würde macht das Dasein schön.
> Ein Schweres ist's: auf Erden fröhlich sein.
> Wir selber leben nie das eig'ne Leben.
> Ein Mittel weiß ich, wie du an dir selbst
> Das Unrecht rächen kannst das And're dir thun.
> Verdirb dir nicht die Gegenwart durch Zukunft.

und unzählige andere. Welch herrlicher Fluß in dem schönen Liede:

> Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
> Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
> Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
> Wie die Taube in des Haines Wipfeln . . .
> Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
> Eine reine Perl' ihr mögest zeigen;
> Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
> Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
> Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
> Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

Dagegen nun welche Macht des Gedankens in dem Spruche:

> Was ganz natürlich ist, was alle Tage
> An allen Orten still so fort geschieht,
> Das kann nicht viel sein — wär' es auch der Tod.
> D'rum hege nicht von ihm zu große Hoffnung,
> Es ist ein ganz gemein Natürliches.
> Doch was natürlich ist, ist auch nie wenig.
> Es ist ein Heiliges und Göttliches,
> D'rum hoffe nicht zu wenig von dem Tode,
> Dem die Natur ihr Schönstes ruhig opfert,
> Vielleicht auch freudig — wie Natur sich freuet —
> Und leidet — still! So freu' auch du dich still!

Oder in dem:

> Denk' öfter: Wer genießt wol jetzt das Gute
> Das ich einst that? Und wär's auch nur der Rock
> Den du dem Bettler gabst —
> Und freut dich Das, so thue wieder Gutes.

Doch denk' auch: Wer wol leidet nun das Böse
Das ich ihm that? Und wär's auch nur der Stein
Den du dem Blinden nicht vom Wege nahmst,
Der Zorn womit du einen Sanften schaltest,
Und kränkt dich Das — so thue wieder Gutes.

Und nun wieder welche Macht und welche Pracht des poetischen Ausdrucks in dem einzigen Frühlingsliede:

Nun ist ein großer Wundersaal geöffnet:
Der Frühlingssaal! so groß, daß See und Inseln,
Die Zauberfluren Hindostans, die Gärten
Alkinoos', das Vorgebirg der Circe,
Die Hügel Trojas und dein Vaterland
Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen;
So alt, daß Abel ihn erkennen würde,
So neu, daß ihn der Silbergreis bestaunt
Der achtzig mal durch seine Pracht gewandelt,
So reich, daß Salomo nur schauen möchte . . .
So licht ist dieser Saal, daß droben
Die Lerche selbst die graue Lerche sieht;
So bald verschlossen, daß die Hyacinthe
Hervorzubrechen eilt und abzublühen —
Daß jede Wolke unaufhaltsam fließt,
Als hätte sie nicht auf ein Wörtchen Zeit —
So schön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde — und so lieb —
Die Todten klagen und möchten nur noch einmal schauen:
Doch du lebst
Das süße Leben der Lebendigen
In dieser Werkstatt zarter Wunderwerke,
In der kein Hammerschlag erklang, kein Pinsel,
Kein Farbentopf mit Grün und Blau und Purpur
Wo übrig steht, kein Meister sichtbar schuf.
Und doch ist Alles fertig. — Wundersam! —
Nur Wolken flogen weg — die Wasser trugen,
Nur Wasser rauschen fort — die Wiesen netzten.
Nur Lüfte löschen aus — die Wolken brachten.
Und lächelnd still, als ob sie Nichts gethan,
Steht hell die Sonn' am Himmel — doch noch sichtbar.
Der Meister aber ist nicht einmal sichtbar —
Lächelt selber nicht — der Frühling ist sein Lächeln.

Dann wieder, welch tief tröstender Sinn in den Sprüchen:

Das scheint das Göttlichste mir von dem Gott:
Die Wendung, die er auch dem Unrecht gibt u. s. f.

Oder:

Glaub' ja nicht an Nothwendigkeit und Schicksal;
An Nöthigung vielleicht nur, wenn du schwach bist u. s. f.

Oder:

Selbständig — unser eigen ist das Glück,
Und was wir rein empfunden, bleibt in uns,
— — — — — — — — — — — —
Der wer des Lebens beste Güter hat
Begehre nicht die kleinen auch zugleich.
Im Großen und im Ganzen segnet ihn
Der Gott, und macht die Sonn' ihm hellen Tag,
Was soll ihm aller kleinen Kerzen Schein?

So groß, so mannichfaltig ist Lehre, Trost und Genuß welcher dieser Gedichtsammlung für den gleichgestimmten Leser entfließt, daß wir hierin keine andere mit ihr zu vergleichen wissen: es ist Dies ein Vorzug welcher der zwiefachen Natur dieses Dichters, die uns in allen seinen Arbeiten erkennbar ist, zu danken ist. Wer diese erkannt hat, dem bleibt Schefer theuer, wer ihn nicht kennt, der eile die Bekanntschaft eines Geistes zu machen wie er so bald nicht wieder in unserer Literatur hervortreten wird, die, wenn nicht Alles täuscht, mit raschen Schritten einem ganz andern Ziele zueilt, um in Materialismus und Gedankendürre zu enden.

Nachträglich kommt uns „Génévion von Toulouse" zu Händen. Es stünde übel um den deutschen Literaturgeist, wenn eine neue Arbeit eines Dichters wie Leopold Schefer ist der Empfehlung oder der rechtfertigenden Kritik bedürfte. Sie hat nur eine Einführung und eine gewisse Orientirung über den künstlerischen Standpunkt des Dichters nöthig. Allerdings erkennt Leopold Schefer die Foderungen und Bestrebungen des Tages, welche auf so viele Dinge außerhalb der eigentlichen poetischen Sphäre gerichtet sind, nicht in dem Maße an, daß er, wie andere Poeten, um ihretwillen auf seine innere Natur verzichtete; allerdings bleibt er in einer fast vierzigjährigen poetischen Laufbahn mit überzeugungskräftiger Beharrlichkeit auf dem einmal eingenommenen schöpferischen Standpunkt unverändert, sich selbst nach allen Richtungen hin treu, stehen; allerdings producirt er das Schöne aus derjenigen tiefen Naturanschauung heraus die sich ihm einmal und als Jüngling schon erschlossen hat: allein eben diese warme, innige, ja glühende Natur und Weltanschauung ist uns werth und theuer, weil sie eine durch und durch ideale und poetische ist. Schefer gehört ja seiner dichterischen Anlage nach nicht etwa zu Denen die zuweilen, hier und da, und wie zufällig auf das Poetische in der Natur treffen, sondern seine Welt selbst ist eine poetische, abgelöst vom Realen, und schwebend über der Wirklichkeit, aus dieser überall das Ideale und das Dichterische ausscheidend, verklärend, vergeistigend. Er sieht die Dinge allerdings anders als andere Menschen; er sieht sie ganz als Dichter, nicht wie sie in verkümmerter Realität vor ihm liegen, sondern etwa so wie sie in einer reinern Welt, im Zustande poetischer Verklärung sich vor dem gewöhnlichen Auge gestalten könnten. Mit Einem Wort, er ist Dichter, nichts als Dichter, und so sehr Dichter, daß er wie mit Geistesschritten über den Boden des Wirklichen hinschwebt, ohne von ihm etwas Anderes als Anlässe und Motive, nicht aber Formen, Bilder und Gestalten zu empfangen.

Unsere Zeit, wesentlich realistisch, versteht ihn daher auch kaum, und es stimmt trübe, daß so viel geisterschaffene Wirklichkeit von ihm völlig verkannt oder misachtet wird. Wie viel und wie Manches auch als ein Fortschritt unserer Zeit auf dem Gebiete des Geistes bezeichnet werden kann, wie viel wir auch erobert, wie viel und ohne Zweifel wie Wichtiges wir auch gewonnen haben, Eines, die Unmittelbarkeit des poetischen Fühlens, ist uns geraubt. Wir kennen die schrankenlose Liebe zu Gott und Welt, das Einssein mit Geist und Natur, die innige Seelengemeinschaft mit dem echt Menschlichen, ewig Wahren und einzig Guten, von welcher der Dichter Schefer beseelt und durchdrungen ist, diese kennen wir

nicht mehr. In der Epoche der Bildung neuer Zustände, der schnellen Weltumformung, in der wir zu stehen scheinen, hat der Verstand das Uebergewicht über jede andere Seelenthätigkeit gewonnen: wir vernünfteln, jene fühlten; wir urtheilen, jene schauten an; wir zersetzen, wir denken realistisch, jene Poeten empfanden die Natur auf völlig harmonische Art.

Der Stoff der vorliegenden Novelle ist nun ein solcher wie er nur von der Hand jener unmittelbaren poetischen Anschauungskraft welche wir Schefer beimessen mit Glück behandelt werden konnte. Sehen wir nun näher zu, was er in jener Sphäre poetischer Gestaltung vor unsern Augen geschehen läßt. Der Kern seiner Gedanken ist der, die Lehre die er uns dichten und erkennen lassen will ist die: daß das Weib nur dann wahrhaft keusch und rein erscheine, wenn es dem „geliebten Manne" mit dem Opfer seines Lebens, ja seiner Weltehre folgt; daß die wahre Unkeuschheit, Sünde und Schmach des Weibes es sei dem ungeliebten Manne, wenn auch die Gesetze der Welt sie nöthigen, sich zu weihen. Dieser Gedanke, überkühn für jeden Andern, ist wahr und schön im Sinne der Poesie Schefer's.

Wir sehen zunächst im Eingang der Erzählung einen alten, reichen Erben, Hrn. v. Boissieux, von dem Wunsch gestachelt die schönste Jungfrau der Stadt Toulouse, die Tochter des Präsidenten Lafaille, Génévion, sein zu nennen. Sein Neffe Goran, für ihn werbend, trifft im Blindekuhspiel mit der schönen Génévion zusammen; sie sehen sich, ihr Blick wurzelt in den Seelen, und „ruhig, genug, zu viel", sie müssen sich für das Leben lieben. Dieses erste Ersehen ist mit aller Sprachgewalt Schefer's geschildert: „Sie zürnte nicht, sie lächelte nicht: aber sie ward ernst, sie ward blaß und endlich weinte sie." Die Bewerbung des Onkels wird abgewiesen; allein Goran ist abhängig, ohne Vermögen. Er nimmt Dienste um Génévion zu erwerben, er schifft als Soldat nach Indien. Es kommt Nachricht, daß sein Schiff gescheitert sei; der Onkel legt eine Todtenliste vor die den Namen Goran enthält, allein mit aus Gérard in George verfälschtem Vornamen. Génévion klagt nicht, aber der Tod der vollkommensten Gleichgültigkeit ergreift und überwältigt ihre Seele. Goran war ihr die Welt gewesen, er war hin, sie hatte keinen Willen mehr. Gegen die verödende Krankheit des Herzens räth der Arzt Endenté die Ehe an, und da der Vater an ihrer Krankheit mit litt, da er sein Haus wohl schließen will, Génévion aber wie geistgestorben war, so erlangte Boissieux' neue Bewerbung Erfolg. Am Abend der Hochzeit erscheint Goran wieder: nicht er ist im Meere umgekommen, sondern sein Vetter Gérard Goran, Madelon's Geliebter, der Freundin Génévion's. Wie diese im Hochzeitschmuck zitternd dasitzt, flüstert ihr Madelon zu: daß Goran lebe! Diese Nachricht tödtet Génévion, sie streckte sich jetzt, daß Bänder an ihr platzten und Schnuren und Spitzen rissen, dann war es still, dann war sie still, der Schrecken, das Weib eines Andern zu sein — die Schamhaftigkeit, das Leben des Weibes welche nur von der Liebe zergeht verloren zu haben — schien sie zu tödten. Sie wird begraben. Scheidend hatte sie ihrem Goran gesagt:

> Und sterbe ich indeß, und findest du mich todt, so wird dein Kuß mich lebendig machen, ich sage es dir voraus: erschrick nicht, wenn ich im Sarge emporrausche und an deinem Halse hänge — es ist kein Wunder, es ist die Macht deiner Liebe.

Goran ging sie im Sarge zu sehen. Er stand vor ihr und rief:

> Ach du, du schöne Lügnerin, wie sprachst du zu mir, als letzten Trost im Scheiden: und fändest du mich todt und küßtest mich — ich würde dir lebendig. Wolan — ich will dich Lügen strafen!

Er neigte sich und küßte sie. So ruhte er Stirn auf Stirn, Mund auf Mund, betäubt, beseligt, weltvergessen. Und so empfand er es auch nur wie im Traum, in welchem Alles möglich ist und geschieht: daß Génévion's zartes Gebild unter ihm zuckte, ein leises Rieseln sie durchschauerte, und tief aus dem Innern Glut in ihre Glieder schoß, daß sie bebte bis in die Lippen. Wie Perlen im Wasser aufsteigen, quollen aus ihrer Brust Töne, wie aus einem Schlafenden, ihre Arme rangen sich frei, kurz, sie erwacht aus dem Starrkrampfe der sie gefesselt hielt zum Leben. Er verband ihre Augen, damit sie nicht sähe wo sie sei, rettete sie in einen Kahn und schifft mit ihr zum Schloß der Mutter. Hier bleiben die Liebenden verborgen, bis Madelon, deren Kind, die kleine Delices, gestorben ist, vom Muttergefühl überwältigt, die wiedererstandene Freundin verräth; denn seltsame Umstände hatten den Körper der kleinen Delices in den Sarg Génévion's gebracht, und ihn dort — eine verwandelte Génévion — finden lassen. Boissieux foderte nun seine begrabene Gattin zurück, und der seltsamste Proceß — so viel wir wissen ein geschichtliches Factum — begann. Es war die Frage: ob ein Weib Dem gehört der sie begräbt, oder Dem der sie ins Leben zurückruft. Die naturrechtlichste Entscheidung wäre wol die gewesen, daß sie Dem gehöre den sie als ihren Herrn erwählt. So würde der „Liebeshof" des alten Toulouse, die Simonie Boissieux' in der Liebe strafend, gesprochen haben. Der Rechtsstreit jedoch, obwol Génévion's Vater dem Gerichte vorsaß, nahm einen andern Ausgang, gerade durch ihn, der zu den Charakteren gehörte die am meisten geneigt sind gegen sich selbst Recht zu sprechen, um nur ja nicht ungerecht zu erscheinen. Auf diesem Punkte angekommen, verläuft die Geschichte rasch. Das Tribunal, von Baville's Sophismen umstrickt, spricht Boissieux Génévion zu; ein Appell an den Hof scheitert, und der Präsident Lafaille hat Befehl seine Tochter selbst dem Sieger zuzuführen. Génévion aber hat im letzten, entscheidenden Moment Gift genommen. Die Hochzeitgäste sind abermals im Palast Boissieux' versammelt: man wartet des Bräutigams, und als man endlich seine Thür öffnet, findet man ihn todt, vielleicht schon seit zwei Stunden. Neues Entsetzen. Nun will Génévion ihrem in der Stille angetrauten Goran gehören; allein sie selbst trägt den Tod in sich, und auch Goran, der den Rest ihres Giftes genommen hat. Nach

drei Tagen ruhten Goran und Génévion in einer Gruft beisammen, zu langem, traurigem Ruhme der Stadt Toulouse.

(Der Beschluß folgt.)

Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften von Alexander Jung. Zwei Bände. Königsberg, Samter. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

So verschiedenartig der Inhalt dieser zwei Bände auch ist, so entdeckt doch der sinnige Leser leicht, daß alle Mittheilungen des Verfassers auf einem Grundgedanken ruhen. Dieses Fundament liegt darin, daß der Verf. an die Realität, an die ewige Gültigkeit der Idee glaubt; dadurch ordnet sich der gesammte Inhalt unter eine höhere Einheit, darin fußt der mehr temporaire Werth dieser kleinen Schriften. Unser Verf. glaubt an die ewige Gültigkeit, an die Wahrheit, an die ewige Herrschaft der Idee; so groß dieser Vorzug ist, so selten wird er gefunden. Jetzt, wo Deutschland zu einem neuen Leben erwacht, wie man sich ausdrückt, wie gering erscheint da die Zahl Derer die an die Idee glauben, die der Idee folgen und auf sie zurückgehen. Sind alle die Männer des Fortschritts, alle die Ausschuß- und Vertrauensmänner wirklich von der Idee erfüllt, oder sind es untergeordnete Gedanken, mehr oder weniger egoistische Wünsche und Particularinteressen von denen sie getrieben werden? Wenn das Letzte nicht der Fall ist, wie kommt es, daß die Gegenwart an wahrhaft großen Charakteren, Das darf man sagen, im Verhältniß zu andern Epochen der Weltgeschichte arm ist? Oder scheint Das nur so? Doch wenn es mehr als Schein wäre, so würde der Grund nur darin liegen, daß so Wenige an die ewige Wahrheit und Gültigkeit der Idee glauben. Mit Freuden sehen wir, Herr Alexander Jung gehört zu Denen die daran glauben, und Das äußert auch auf das vorliegende Werk einen günstigen Einfluß in doppelter Weise. Zuerst: es zieht sich durch das Ganze die Ueberzeugung von der ewigen Wahrheit des Christenthums. Wer das Buch des Hrn. Jung liest, wird leicht einsehen, daß der Verf. keineswegs einer beschränkt orthodoxen Richtung folgt, was leider heutigen Tags immer supponirt wird, wenn man von Christenthum und Christlichkeit spricht; vielmehr hat unser Verf. in vollster Freiheit und kräftigster Selbständigkeit den Geist des Christenthums sich anzueignen gestrebt, dem Grundsatze folgend, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht. Von welcher Humanität seine Ansicht gehalten wird, sieht man aus seinem gerechten Urtheile über David Strauß und Feuerbach.

Zweitens folgt aus Jung's Grundprincipe sein Glaube an große Menschen. Davon geben viele seiner Charakteristiken ein lautes Zeugniß; namentlich die Charakteristik von Henrich Steffens, von Herbart, von Franz von Baader, von Börne u. A. Manchmal freilich scheint unser Verf. in der angedeuteten Beziehung etwas zu weit zu gehen, zum Beispiel wenn er gar so milde urtheilt über das Werk von Steffens „Die Revolution", ein Werk das wol nicht ohne Einfluß seines Gönners, des damaligen Kronprinzen, des jetzigen Königs Friedrich Wilhelm IV., geblieben ist. Leider bezeugt dies Buch, daß Steffens die letzten Phasen der Zeit in der er lebte gar nicht mehr verstanden hat, weil er das Große, das Fördernde was in der rechten Opposition liegt nicht anerkennen wollte. Steffens that was unverständige Fürsten und Aristokraten thun, er hielt Opposition für Einerlei mit Insubordination und Revolutionismus. In gleicher Weise ist das Resultat der Ansicht Jung's über Heine ein viel zu günstiges, ein Resultat was wir um so weniger begreifen, da doch Heine, der überall die Idee durch Spott und Hohn bekämpft, der schroffste Gegensatz zu Jung's Grundansicht ist. Oder sollte Jung meinen in den Einzelheiten seiner Kritik über Heine zu scharf gewesen zu sein, und sollte er das Resultat habe mildern wollen um nicht den ganzen Heine zu vernichten? Doch wir kommen auf unsern Satz zurück: der freudige Glaube an große Menschen, ein Glaube wovon die Charakteristiken Herbart's, Franz v. Baader's, Börne's u. A. voll sind, hat etwas Erquickendes für eine Epoche wo echte Größe selten gefunden wird.

Es würde zu weit führen, wenn wir die einzelnen Abhandlungen dieser zwei Bände einzeln recensiren wollten; statt Dessen mögen hier noch ein paar allgemeine Bemerkungen Platz finden.

Hr. Alexander Jung hat ein offenbares Talent für scharfe Auffassung und treue Darstellung von Charakteren. Er ist einem Zeichner zu vergleichen: zwei, drei, vier Striche werden gemacht und wir sagen: Ja, frappant, das ist Der und Der! Mehrmals ist uns über der Lecture der Wunsch gekommen, der Verf. möchte etwas mehr Ausführung gegeben haben, namentlich bei Gans, Windischmann und Börne; allein, wenn wir den Verf. richtig verstehen, so wollte er nicht einzelne Phasen und Uebergänge darstellen, er wollte nur das Gewordene, nicht das Werdende schildern; — vielleicht findet er Gelegenheit, auch in dieser Weise uns einmal ein Werk zu geben.

Wir führen zum Schluß noch den Inhalt der zwei Bände vor: Erster Band: 1. Ausstellungen über H. Heine. 2. Père Lachaise, zur Erinnerung an Baruch Börne. 3. Ole Bull, eine musikalische Phantasie. 4. Lord Byron. 5. George Sand. 6. Goethe als Enthusiast. 7. Windischmann und Gans. 8. J. F. Herbart. 9. Ludwig Feuerbach. 10. Franz Ritter von Baader. 11. Gebrüder Bauer.

Zweiter Band: 1. Sylvesternacht-Gedanken. 2. Ein polnischer Dante. 3. H. Steffens. 4. Charles Sealsfield. 5. Eine literarische Petition. 6. Der Fluch der Anonymität. 7. Die Denuncianten der deutschen Literatur. 8. Die Sprachreiniger der Gegenwart. 9. Ueber das Bedürfniß eines schriftstellerischen Vereintwirkens. 10. Königsberger Briefe. 37.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Hellmar, H., Die Norwegische Verfassung ein Vorbild für Preußen. — Gedanken über die indirecte Wahl, das Zweikammersystem und das suspensive Veto. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Hesse, J. E., An Preußens Volksschullehrer! Grundzüge zu einer das ganze Volksschulwesen umfassenden Petition an den, durch das neue Preußische Wahlgesetz zu berufenden Landtag. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 3 Ngr.

Heßlein, B., Der neue deutsche Kaiser mit dem alten Zopf. Berlin, Cohn u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Jordan, J. H., Unter welchen Bedingungen kann die bürgerliche Freiheit wahrhaft heilsame Wirkungen haben? Predigt gehalten zu Nördlingen 19. März 1848. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 2 Ngr.

Klette, W. F., Der Wahlgesetzentwurf zur Berufung einer Landessynode für die evangelische Kirche in Preußen kritisch beleuchtet. Crossen, Range. 8. 4 Ngr.

Köchly, H., Deutsches Reich — Deutscher Bund — Deutsches Parlament. Kein Glaubensbekenntniß, sondern eine geschichtlich begründete Darlegung. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 6 Ngr.

Kriegs-Lieder aus Schleswig-Holstein. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 12. 7½ Ngr.

Kritik der Schrift des Staatsanwalts v. Kirchmann über: Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft. Von einem Lehrer dieser Wissenschaft. Berlin, Plahn. Gr. 8. 4 Ngr.

Lange, J. P. und J. R. Waser, Ueber den Pauperismus. Amtliche Vorträge betreffend das Verhältniß der Kirche zum Pauperismus unserer Zeit. Gehalten in der Synode der Zürcherischen Geistlichkeit den 11. Jenner 1848. I. Die Proposition von J. P. Lange. II. Die Reflexionen von J. R. Waser. Zürich, Höhr. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 182. —— 30. Juni 1848.

Leopold Schefer.

(Beschluß aus Nr. 181.)

Wie viel oder wie wenig an diesem Gemälde nun möglich oder wahrscheinlich sei, kümmert Schefer nicht, welchem die ideelle Möglichkeit die wahre, echte, poetische Realität ist. Ihm ist der Stoff — und ein solcher ist reich und mächtig vorhanden — nur da um daran die Bilder tiefer und heißer Seelenzustände, von der Macht der Liebe, von der Gewalt welche die Welt ihr anthut, von der Reinheit des Weibes im Urzustande, von der Seligkeit der Jugend, dem Wehgefühl der Vergänglichkeit, vom Tode, vom Leben u. s. w., anzuknüpfen. Seine Erzählung ist durch und durch ein Gedicht, und selbst auf die sprachliche Form hat Dies, verbunden mit langer Gewöhnung freie Jamben zu schreiben, einen solchen Einfluß gehabt, daß ganze Seiten seiner Poesie sich fortwährend in jambischem Versmaß bewegen, wie etwa S. 43 fg.:

> An dich nun hab' ich mich gewöhnt,
> Ich kann dich nicht entbehren, nicht vermissen,
> Dich glücklich wissen stillet mich noch nicht;
> Es überrascht mich, meine Seele —
> Hat sich daran, alltäglich willig oder,
> Zu leben nicht gewöhnt —
> Ich wäre noch nicht gern so ganz verlassen,
> Das Haus des Alters ist ein böses Haus!
> Ich bin so Tag für Tag hineingerathen u. s. f.

Ein paar mal erhebt sich die Sprache bewußt zu gebundener Rede; von diesen Stellen ist denn das „Gebet der Liebenden" (S. 51) von vorzüglicher Schönheit:

> O Liebe, du altes Lied der Welt,
> Frisch, selig erklingend aus neuer Zither;
> Du Morgenstern am Himmelszelt,
> Du Nachtigall im Frühlingsgewitter;
> Der Duft der aufgebrochenen Rose,
> Das Götterkind auf der Göttin Schoose —
> Du junge Sibylle, du schöne Blinde,
> Im Herzen die Sonne, ums Auge die Binde —
> O laß uns sorgen, laß uns erlangen,
> Daß wir nicht an zu weinen fangen.

Doch nicht hierin etwa suchen wir die Poesie Schefer's; sie dringt vielmehr hervor aus dem Ganzen seiner Welt- und Naturauffassung, seines glaubensvollen Optimismus, der, indem er stets die ganze Natur betrachtet, Nichts sieht als Harmonie, Nichts hört als einen Sphärengesang der Liebe und des Gottvertrauens, dem Nichts stirbt ohne schöner wiedergeboren zu werden; die ganze Welt ist ihm ein Wundersaal, voll der göttlichen Liebe und Güte, der Mensch die edelste Wunderpflanze in diesem Weltsaal; ja, selbst der Schlechte — sinnlich Irrende ist ihm noch gut, er hat kein Recht irgend ein Wesen zu hassen. Vor allen Dingen aber kommt in seinen Augen alle Glorie dem Weibe zu, und in erhöhtem Maß dem Weibe das Mutter ist. Dieser Gedanke, mit der Flut von Bildern die sich mit ihm verknüpfen, füllt drei Viertel der Seele dieses Dichters aus. Das Weib ist für Schefer der fortlebende Träger der Gottesliebe gegen die Welt, und mit ihr der fortgesetzte Schöpfer des Menschenthums durch die Mutterliebe. Ueber die Reinheit des rein liebenden Weibes geht ihm Nichts. Er ist nun überzeugt, daß diese Keuschheit des Weibes, welche das Leben des Weibes ist, vor Nichts vergehen dürfe als vor der Liebe: die Gattin ohne Liebe ist ihm das Bild höchster Unkeuschheit. Dieser seiner Ueberzeugung ist die Novelle Génévion gewidmet. Als Génévion das Gift genommen, fragt sie in der Betäubung ein Engel:

> Warum kommst du, arme Génévion, so jung, so aus dem Frühling der Menschen? Aus Keuschheit — ist ihre Antwort — wißt ihr Engel Das nicht? Schöner Freund, nur eine Gattin ist erst wahrhaft keusch, und wer da ihr Gatte sei, weiß sie allein, die sie Den liebt und keinen Andern. Darauf bestand ich nicht, daß was ich bin und habe nur Goran gehöre — jedoch daß es nie einem Andern gehöre — Das halte ich heilig, Das müßt ihr Engel halten, ehren, segnen und belohnen mit dem Himmel — darum komme ich, mein schöner Freund.

Diese höchste Auffassung der Ehe gehört Schefer allein an; sie ist bei ihm wahr, sie würde falsch und nichtig und widersprechend werden in der Hand eines Jeden der seine Dichtung an das Reale anzuknüpfen, und die Wirklichkeit mit in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen versuchte. Der Quell aller Schmerzen ist nach Schefer die Liebe. Goran sagt sich (S. 157):

> Willst du der Schmerzen ledig sein, so höre nur auf zu lieben. Laß Schönheit, Jugend, Leben hin, gib sie auf als doch ganz unaufhaltbar, liebe nicht mehr — und auf der Stelle fällt dir Gram und Tod vom Herzen, und du lächelst blos zu einer Welt voll Gräber: wie Sommerblumen mögen alle Sterne verblühen, der Sturm mag ihre Samenhäuser verwehen — du liebst nicht. O Herz — die Liebe ist die Qual der Welt, das Gift des Todes.

Dagegen ist ihm Leid die Befähigung und Vorbereitung zur seelenerhebendsten Freude; der Leidende ist dankbar, und Dankbarkeit ist Glück, schon hier auf Erden.

Wie bescheiden leben wir im Unglück! Wer uns anlächelt der ehrt uns, wer uns die Hand drückt ist ein Gott für uns; daß uns noch die Sonne bescheint — welche Gnade! Daß uns Die welche wir verrathen haben noch die Thränen von den Augen küssen, welche barmherzige Seligkeit!

Diese Mystik Schefer's ist bekannt, sie hängt zusammen mit seinem innersten Wesen, das ganz in den Glauben versenkt, diese Welt sei die vollkommenste die zu denken sei, selbst im Uebel, selbst im Schmerz das nothwendige Element zur Bildung der Weltharmonie erkennt und anschaut. Wie unvergleichlich zart aber schildert dieser Dichter? Als der Vater z. B. die beiden Liebenden zum ewigen Bunde einsegnet und sie fragt nach alter Weise der Christen: Du willst dies Weib zu deinem Weibe u. s. w., da fährt er fort:

Aber die jungen Gebilde sagten nicht einmal Ja; sie langten nur nacheinander, ihre Fingerspitzen berührten sich nur; sie ließ sich nur von ihm ergreifen, sie umschlang ihn kaum wieder, und der Vater legte seine Hände auf ihre Häupter. Die Macht des Himmels, sprach er, verbindet frei und glücklich. Welcher andere Mann könnte zu dir treten und frech behaupten: du gehörst mir, Génévion. Den schönsten, einzig glaubenswerthen Glauben in aller Welt glaubt nur die Liebe des Mannes und des Weibes. Um ihrer willen wird einzig alles Andere schön und wahr, die Erde, die Sonne, Arbeit, Sorge, der Schmerz, das Alter, sogar der Tod.

Wir schließen unsere Anführungen mit folgendem schönen Bilde vom wahren und letzten Schmerz der Welt in Goran's, des Enttäuschten, letzten Worten:

O Welt, nun kenne ich dich — Niemand kennt dich gern. Stelle dich wie du willst: deiner hohen Sonnen stille Erbschleicherei, deiner Sterne alte, ewige Todtentänze, ich kenne sie nun wohl. Ich sehe — da liegt ein alter blinder Riese an der Kette. An dem Felsen führt ein schmaler Weg vorüber; leisen Fußes sucht Jeder an ihm vorbeizuschleichen. Für den Einen schläft er: Den verwundet er leicht, Den unheilbar. Die aber glücklich ihm vorübergeschlichen, die stürzen Alle — siebzig, achtzig Schritt weiter dennoch in den Abgrund. Das ist Leben, Schicksal, Tod. Wer nicht die Sonne wegbeten, und die Erde wegknien kann, der sinke als ein Mann in ihren Staub.

So dachte sich das Mittelalter das Bild des furchtbaren Demiurgos, des Weltverschlingers. Es wäre nun eitle Mühe an diesem poetischen Gebilde irgend zu tadeln, wir haben gesagt und wir wiederholen es: Schefer unterliegt nur seinem eigenen ästhetischen Gesetz. Man kann ihn nur genießen, sich seiner freuen, ihn lieben: oder man muß ihn lassen. Einzelnes an ihm der herkömmlichen Kritik zu unterwerfen, ist eitles und zielloses Beginnen. Soll man z. B. rügen, daß er die Welt in ihren Bedingungen und Verkümmerungen, in ihrem Halbschatten von Gut und Böse nicht kennt oder doch nicht darstellt; daß er die Menschen und besonders die Frauen ganz anders malt als sie sind, daß er alle Farben der Wirklichkeit verfehlt, verändert und niemals trifft, so ist seine Antwort: Die Welt wie sie ist, und die Menschen wie sie sind, sind eben nicht poetisch, sie sind nicht meine Poesie. Der Geist der Poesie aber ist so mächtig als er frei ist, er erkennt nur das Gesetz das er sich selbst gibt, und ist nur diesem unterthänig. Was kümmert mich eure Convention, ich bin ein Dichter! Oder soll man ihm vorhalten, daß er eine ungewöhnliche, zuweilen gewaltsame, stets schwer zu verstehende Sprache spreche, Worte und Wendungen brauche die Niemand außer ihm anwendet, sich nicht immer deutlich mache, und am unerfaßbaren Ausdruck Vergnügen zu finden scheine, so antwortet er: daß sein Ausdruck ungewöhnlich erscheinen müsse, weil er Ungewöhnliches sage und darstelle; daß er nur deshalb schwer zu erfassen sei, weil seine Gedanken dem prosaischen Sinne schwer faßlich seien in ihrer Abweichung von dem Herkömmlichen; daß Diejenigen die seiner Denkart nahe stehen oder denen seine Poesie verwandt und erschlossen sei keine Mühe finden ihn zu verstehen; mit Einem Wort, daß seine Poesie ihre eigene Mystik habe, wie alle Poesie sie haben soll, und daß es nicht seine Schuld sei, wenn die Welt dem prosaischen Denken, einer bloßen conventionnellen und Afterpoesie verfallen sei. Was wäre nun gegen solche Einreden zu thun? Wiederum nichts Anderes als was Schefer von Hause aus uns freistellt, nämlich ihn entweder zu genießen oder ihn ganz zu lassen. Daß aber Viele die erste Alternative ergreifen, dafür bürgt uns der ewig lebendige Geist wahrer Dichtung, die Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit des deutschen Literaturgeistes, und die einsame Höhe auf welcher der Dichter Leopold Schefer jetzt unter uns steht, und auf welcher es stiller und stiller um ihn her wird, in demselben Maße wie das Weltgeräusch unter ihm lauter und lauter wird.

W. von Lüdemann.

Das Leben des Feldmarschalls Heinrich Grafen von Bellegarde. Dargestellt von Karl Freiherrn von Smola. Wien, Heubner. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine Lebensbeschreibung des östreichischen Feldmarschalls Bellegarde aus der Hand eines unterrichteten Offiziers, des Major von Smola, kann zunächst als eine Bereicherung der östreichischen Militairliteratur gelten, da man es dem Buche ansieht, daß es aus urkundlichen Quellen geschrieben ist, aber dann auch für die außeröstreichische Militairwelt Interesse haben, da Graf Bellegarde zu den versuchtesten Führern in den Kriegen Oestreichs gegen Frankreich gezählt worden ist. Denn seit den Zeiten Eugen's von Savoyen hat kein östreichischer Feldherr 61 Jahre lang im thätigen Dienste gestanden. In diesem langen Zeitraume hat Bellegarde 18 Feldzüge mitgemacht und ist in vier derselben selbständiger Anführer gewesen, er war zwei mal Präsident des Hofkriegsraths, wiederholt Statthalter der wichtigsten Provinzen, Staats- und Conferenzminister, Oberhofmeister des jetzt regierenden Kaisers Ferdinand als Kronprinzen, endlich noch Commandeur des militairischen Marien-Theresienordens, zum Beweis, daß er neben den Pflichten des Feldherrn ein glänzendes Beispiel persönlicher Tapferkeit und entschlossenen Kriegsmuths auf dem Schlachtfeld bei Templeuwe und bei Caldiero gegeben hat. Alle diese Einzelheiten verfolgt der Verf. der Denkschrift in einer schlichten einfachen Sprache, sein Buch trägt einen rein militairischen Charakter, wie man Das bei ähnlichen Schriften östreichischer Offiziere gewohnt ist; auf den höhern Standpunkt der Biographie und die Verkettung der Schicksale des Einzelnen mit den allgemeinen Begebenheiten pflegen diese gründlichen Arbeiten nicht einzugehen. Ebenso

ist auch die Kritik von ihnen meistens ausgeschlossen; denn es wird z. B. nicht gerade herausgesagt, daß Moreau am 20. Juni 1799 bei Casina grossa über Bellegarde einen Vortheil gewonnen hatte, und daß der Sieg des Vicekönigs von Italien bei Valeggio am 8. Febr. 1814 das Heer Bellegarde's seitdem auf den Vertheidigungskrieg beschränkt habe. Solche Unglücksfälle, deren sich kein tüchtiger Feldherr zu schämen hat, brauchen selbst der jungen Generation nicht verschwiegen zu werden. Dafür bietet ja der Name des Feldmarschalls Bellegarde genug der ausgezeichnetsten Thaten dar. Wir wollen hier nur einige anmerken: den mit Einsicht und Tapferkeit 1799 bestandenen Kampf gegen den französischen General Lecourbe in Graubündten, den ruhmvollen Antheil an dem Siege bei Novi und andern Großthaten des Feldzugs von 1799, in Italien, wo ihm, dessen übertriebene Vorsicht mitunter Tadel gefunden hat, Suwarow ein ganz besonderes Vertrauen bezeigte, und die heldenmüthige Führung seiner Truppen an den Tagen bei Aspern und bei Wagram. Die Beschreibung beider Schlachten, so oft und gut man sie auch bereits gelesen hat, gehört zu den gelungensten Stücken unsers Buchs. Dasselbe rühmen wir von der Darstellung des Feldzugs in Graubündten, wobei uns denn wieder jene bedauernswerthe Eigenthümlichkeit des östreichischen Heerwesens entgegentritt, daß sich ein so wackerer Heerführer als Graf Bellegarde war wegen einer ihm zur Last gelegten Verzögerung seines Eindringens in Graubündten gegen den Staatsminister Thugut zu rechtfertigen genöthigt war. Und doch verstand Thugut gar Nichts von der Kriegführung; aber Alles sollte seinem ministeriellen Absolutismus sich beugen.

Die Anstrengungen Bellegarde's für zweckmäßige Eintheilung und Formation des Heers, Feldübungen, Exercirreglements u. dgl. sind am gehörigen Orte nach Verdienst gewürdigt. Vieles davon ist ein dauerndes Eigenthum der östreichischen Truppen geblieben.

Endlich ist in einer Zeit wo die alte Treue an so vielen Orten wankt die edle, pflichtgemäße Gesinnung des Grafen Bellegarde und seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an das Kaiserhaus Oestreich um so mehr hervorzuheben, je weniger der Verf. die wiener Stürme in den März- und Maitagen d. J. voraussehen konnte als er sein Buch schrieb. 17.

Bibliographie.

Anders, F. G. E., Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien. Glogau, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Bewegung des Socialismus und Humanismus unserer Tage. Mit besonderem Bezug auf Deutschland und die Literatur der letzten 4 Jahre daselbst. Repertorium der socialen Literatur. Bautzen, Weller. Gr. 8. 15 Ngr.

Daniels, A. v., Ursprung und Werth der Geschwornenanstalt. Ausführung eines den 11. Februar in dem Juristenvereine zu Berlin gehaltenen Vortrages. Berlin, Mylius. Gr. 8. 20 Ngr.

Davidis, Henriette, Gedichte. 2te Auflage. Elberfeld, Bädeker. 8. 1 Thlr.

Drechsler, A., Der Selbstmord, betrachtet im Verhältniß zum allgemein sittlichen Wesen des Geistes. Basel, Schneider. Gr. 8. 15 Ngr.

Du Jarrys, Freih. v. La Roche, C., Der dreißigjährige Krieg, vom militairischen Standpunkte aus beleuchtet. Nach grossentheils archivarischen und sonstigen noch unbenutzten Quellen bearbeitet. 1ster Band. Mit 2 Schlachtplänen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Graf, E., Der Geist meines ersten Wirkens in der deutschkatholischen Kirche, dargestellt in einer Sammlung von Festreden und Predigten. Worms, Rahke. Gr. 8. 18 Ngr.

Greverus, J. P. E., Empfehlung des Studium der angelsächsischen Sprache für Schule und Haus. Oldenburg. Gr. 4. 12 Ngr.

Haas, C. de, Nordamerika, Wisconsin, Calumet. Winke für Auswanderer. 2te vermehrte Auflage. Mit 3 Ansichten und genauer Karte von Wisconsin. Elberfeld, Bädeker. 8. 12 Ngr.

Hausmeister, J. A., Züge aus dem Leben und Wirken des seligen Johann Peter Goldberg, Missionar unter Israel. Basel, Schneider. Gr. 12. 7½ Ngr.

Hersch, H., Von Westen nach Osten. Gedichte. Bonn, Wittmann. 16. 20 Ngr.

Hügel, C. Frhr. v., Kaschmir und das Reich der Siek. In vier Bänden. 4ter Band. 2te Abtheilung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 8 Thlr.

John, L., Anti-Tebeldi. Zur Widerlegung der über die österreichischen Geldverhältnisse verbreiteten Irrthümer. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 Thlr.

Knapp, L., Heidenlieder. Manheim, Hoff. 8. 10 Ngr.

Langenbeck, M., Ueber die Wirksamkeit der medicinischen Polizei. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Löher, F., Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Cincinnati, Eggers u. Wulkop. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mazzini, J., Italien, Oestreich und der Papst. Ein Brief an Sir James Graham. Aus dem Englischen. Bern, Jenni, Sohn. 1847. Gr. 12. 15 Ngr.

Müller's, J. v., R. Glutz-Blotzheim's, J. J. Hottinger's und L. Vulliemin's Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von K. Monnard. 12ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Eidgenossen während des 18. und der ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, von K. Monnard. Aus dem Französischen. 2ter Theil. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Obermaier, G. M., Die Verhandlungen über Gefängnißreform in Frankfurt a. M. im Sept. 1846 oder die Einzelhaft mit ihren Folgen. München. Gr. 8. 16 Ngr.

Schirmer, A., Politisches Maibüchlein. Ein Tendenzroman in Versen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Schults, A., Lieder aus Wisconsin. Elberfeld, Bädeker. Gr. 16. 12 Ngr.

— — Märzgesänge. 25 Zeitgedichte. Ebendaselbst. Gr. 16. 12 Ngr.

Steinbühl, J., Epigramme und Sinnsprüche eines Unparteiischen. München, Kaiser. Gr. 12. 20 Ngr.

Tittmann, C. T., Ueber Gerichtsverfassung, Strafrecht und Strafproceß in den vereinigten Staaten von Nordamerika mit vergleichenden Blicken auf das englische und französische Unterrichtsverfahren. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Ständische Verhandlungen in Oestreich. 1ster Band. — A. u. d. T.: Der böhmische Landtag im J. 1847. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Völdernborff, H. O. v., Die Schleswig-Holsteiner. Ein deutsches Drama in drei Aufzügen. München, Kaiser. Gr. 12. 16 Ngr.

Wieseler, K., Chronologie des apostolischen Zeitalters bis zum Tode der Apostel Paulus und Petrus. Ein Versuch über die Chronologie und Abfassungszeit der Apostelgeschichte und der paulinischen Briefe. Mit einem Anhang über den Brief an die Hebräer und Excursen über den Aufenthalt der Apostel Paulus und Petrus in Rom. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Zimmermann, A., Ueber Ranke's Auffassung König Friedrich's II. Berlin, Logier. Gr. 12. 4 Ngr.

— — Ueber die neueste preußische Geschichtsschreibung. Ebendaselbst. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Andrich, E. F., Die Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats und gegen die öffentliche Ruhe nach den Bestim-

mungen des Sächsischen Criminalgesetzbuchs, zur Lehre und Warnung faßlich dargestellt. Grimma, Verlags-Comptoir. Br. 8. 4 Ngr.

Bekenntnisse eines Preußischen Offiziers. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Beschreibung der Feierlichkeit bei der Weihe der schwarz-gold-rothen Fahne, welche die Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen der hiesigen Bürgerwehr am 24. April verehrte. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 1 Ngr.

Block, M., Lieder für die Freiheit. I. Köln, Greven. Gr. 12. 5 Ngr.

Braun, Die projectirte Hypothekenbank und der Credit der Grundstücksbesitzer. Berlin, Hübenthal u. Comp. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die Bureaukratie in Posen und die fünfte Theilung Polens. Von H. S. Berlin. Gr. 12. 5 Ngr.

Daniels, A. v., Was bedürfen wir? An die Abgeordneten zur preußischen Volksvertretung. Berlin, Mylius. Gr. 12. 4 Ngr.

Deutschland eine Seemacht. Von einem deutschen Offizier. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ennemoser, J., Sendschreiben an seine alten und jungen Brüder über den Begriff der wahren Freiheit und eines gesunden Staatsorganismus für das deutsche Vaterland. München, Kaiser. Gr. 8. 4 Ngr.

Feuerbrände von L. Börne's Schatten. Nr. 1. Berlin, Schneider u. Comp. 4. 1 Ngr.

Fischer, C., Vorschlag zur Verfassung der Einzelstaaten im deutschen Bundesstaate mit Rücksicht auf die Ansprüche der Zeit und unter Rückblick auf noch bestehende Verfassungs-Urkunden. Nordhausen. Br. 8. 4 Ngr.

Die Schleswigsche Frage. Eine historische Betrachtung als Beitrag zur Lösung des Knotens von einem Schleswiger. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 5 Ngr.

Hambrook, B., Begründung des Einkammersystems. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Hansgirg, K. V., Die Physiognomie der Stadt Prag in den März- und Apriltagen 1848. Prag, Haase Söhne. 8. 3 Ngr.

Haushalter, C., Ist die Immediat-Justiz-Examinations-Kommission verantwortlich zu machen? Ein offenes Sendschreiben an den Preußischen Landtag. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Hinrichs, König Friedrich Wilhelm IV. Ein Wort an meine deutschen Mitbürger. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Hymne auf Deutschlands Einheit. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 Ngr.

Janinski, C., Zur Würdigung der Zustände im Großherzogthum Posen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Politischer Katechismus für das freie Deutsche Volk. Von einem Freunde des Volkes. 1stes Heft. Das deutsche Parlament. — Monarchie und Republik. Braunschweig, Westermann. 8. 3 Ngr.

Knorr, Recht und Gesetz! Wo ist jenes zu suchen und wer hat dieses zu geben? Eine dringend mahnende Frage der Zeit, für Gelehrte und Ungelehrte. Thorn, Lambeck. 8. 2½ Ngr.

König, G. F., Demokratie in Staat und Kirche, oder die religiös-politische Orthodoxie der Vergangenheit und Jetztzeit. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

— — Die Preußischen Monarchisten. Ebendaselbst. 8. 7½ Ngr.

— — Die Verfassungen der hannöverschen Städte und Flecken. — Die Besitzlosen in Niedersachsen und Westphalen. — Urtheil der Juristenfacultät zu Göttingen. Ein Beitrag zu der geheimen deutschen Justiz. Ebendaselbst. 8. 15 Ngr.

Der König von Dänemark und sein Recht. Berlin, Quien. Br. gr. 8. 1½ Ngr.

Laue, J. G., Das Auge des Herrn schauet hernieder! 2 Predigten zur Erinnerung an das verhängnißvolle Jahr 1847. Dessau, J. Fritzsche. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lengerke, C. v., Ein Bauernwort. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 2 Ngr.

Lommatzsch, C. A. W., Predigt über Luc. 23, 26—34, gehalten am Charfreitag 1848 zu Schwandt bei Neubrandenburg. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 3 Ngr.

Lorinser, F., Religion und Freiheit. Predigt, gehalten am 26. März 1848 zu Breslau. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 2 Ngr.

Maercker, F. A., Die Zurückberufung des Prinzen von Preußen. Rede gehalten im Friedrichstädtischen Casino am 12. Mai 1848. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Mayer, K. A., Das Vaterland über Alles, ein Ruf an alle Deutschen. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 2 Ngr.

Meyer, H. G., Der Volksschullehrer von heute. Ein Wort an Alle, insbesondere an meine Collegen. Oldenburg, Schmidt. 8. 5 Ngr.

Michelet, C. L., Zur Verfassungsfrage. Den Mitgliedern der beiden verfassungsgründenden Versammlungen gewidmet. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

30 unfehlbare Mittel zu der goldnen Kunst, sich aus allen Geldverlegenheiten zu befreien. (Von Oettinger.) Leipzig, Koffka. Gr. 16. 5 Ngr.

Nagelschmitt, H., Die Zeichen der Zeit. Gedeutet in 7 Fasten-Vorträgen. Crefeld, Gehrich u. Comp. 8. 12½ Ngr.

Nitzsch, C. J., Ueber Pred. Sal. 7, 11. Sprich nicht, was ist es, daß die vorigen Tage besser waren, denn diese; denn du fragest solches nicht weislich. Predigt beim Universitätsgottesdienst zu Berlin den 7. Mai 1848 gehalten. Berlin, Besser. Gr. 8. 3 Ngr.

Schönau, C. v., Der Freiheit eine Gasse! Gedichte. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Staatsverfassung Belgiens vom 25. Febr. 1831. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Ngr.

Stichling, B., Eine Stimme über die deutsche Reichsverfassung. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber die Religions-Freiheit und die Frage, was hat der Clerus ihr gegenüber zu thun? München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Vehse, C., „Aus der Hölle heraus!" Krieg oder Frieden mit Frankreich? Der Krieg der Armen und Reichen, die Geldmacht und ihr Sturz. Dem deutschen Volk und den Wählern zum deutschen Parlamente zugeeignet. Leipzig, Arnold. Br. 8. 15 Ngr.

Vorschläge zur Abhülfe des Nothstandes der Arbeiterklasse. Bockenheim, Strauß. Gr. 8. 2 Ngr.

Weiß, K. E., Fragmente zu einem Reichs-Grundvertrage für Deutschland. Ein Entwurf. Gießen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wippermann, C., Entwurf eines Deutschen Reichsgrundgesetzes. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Wo ist's geblieben unser Preußisch Courant? und Wie kriegen wir's wieder mit Zinsen. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Wünsche für Deutschlands Wiedergeburt. Von einem Kosmopoliten, in ungezwungenen Versen. Hamburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Zeitstimmen. Eine Reihe von Abhandlungen zur Beleuchtung der Gegenwart. I. Weshalb Furcht vor der Zukunft? von H. Bertholdi. Leipzig, Blum u. Comp. 8. 3 Ngr.

— — Dieselben. II. Kritik des Entwurfs des deutschen Reichsgrundgesetzes von H. Bertholdi. Ebendaselbst. 8. 3 Ngr.

— — Dieselben. III. Der Bund der Feigen, Faulen und Verstockten, das Haupthemmniß bei der Rettung Deutschlands. Eine Volksrede. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

— — Dieselben. IV. Der Gagern'sche Erbkaiser und sein Erbe der Prinz von Preußen. Ebendaselbst. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № 1.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** für **1848** erscheinende Zeitschriften und Anzeigeblätter aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, **eine Nummer**. **Die Insertionsgebühren** betragen für eine Zeile oder deren Raum 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden der **Deutschen Allgemeinen Zeitung nicht** beigelegt.

---

2) Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich ein mal und wird mit den Lieferungen der **Blätter für literarische Unterhaltung** sowie auch mit den Monatsheften der **Isis** von **Oken** ausgegeben. Für die Zeile oder deren Raum werden an **Insertionsgebühren** 2½ Ngr. berechnet und **besondere Beilagen** u. dgl. gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, der **Isis** aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt oder beigeheftet.

---

3) Bibliographischer Anzeiger.

Wird mit dem **Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur von Gersdorf** ausgegeben. **Inserate** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr., **besondere Beilagen** u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

4) Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Die Zeitung erscheint wöchentlich und werden **Anzeigen** für die Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr., **besondere Beilagen** u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

5) Pfennig-Magazin.

Vom **Pfennig-Magazin** erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. **Ankündigungen** werden gegen 3 Ngr. Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blatts abgedruckt, **besondere Beilagen** u. dgl. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

6) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich ein mal nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**. **Ankündigungen** werden die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, **besondere Beilagen** u. dgl. derselben gegen eine Gebühr von ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

7) Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie.

Erscheint in zwanglosen Heften. **Anzeigen** werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 1½ Ngr. berechnet; für **besondere Beilagen** u. dgl. sind 1 Thlr. 15 Ngr. zu vergüten.

---

8) Zeitschrift für die historische Theologie.

Dieselbe erscheint jährlich in vier Heften, auf deren Umschlägen **Inserate** abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 1½ Ngr. berechnet werden; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erscheinen für **1848**:

9) Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Beigegeben ist ein **Literarische Anzeiger.** **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden für das Tausend mit 1 Thlr. berechnet.

10) Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Dieser Zeitschrift ist ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. **Inserate** in demselben werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet; für **besondere Beilagen** u. dgl. ist 1 Thlr. zu vergüten.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,

zur **Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von**

J. H. Kaltschmidt.

Zweite Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

(Auch in 8 Heften à 8 Ngr. zu beziehen.)

Dauerhaft in Leinwand gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Kaltschmidt's Fremdwörterbuch ist unter allen derartigen Werken nicht nur das **vollständigste**, sondern in Rücksicht auf diesen Vorzug und die zweckmäßige **typographische Ausstattung** zugleich das **billigste**.

Leipzig, im Januar 1848.

F. A. Brockhaus.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist erschienen:

Hausmann, J. F. W., Handbuch der Mineralogie. 2. Theil. 4. u. letzte Lief. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Das ganze Werk kostet 9 Thlr. 22½ Ngr. (9 Thlr. 18 gGr.)

Göttinger Studien, 1847. Redigirt von *A. B. Krische*. I. Abtheilung: Mathemat. und naturwissenschaftliche Abhandlungen. 1. Lief. 2 Thlr.

Derselben II. Abtheilung: Philosoph., philolog. und histor. Abhandlungen. 1. Lief. 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 gGr.)

(Die in Vorstehenden enthaltenen Abhandlungen sind auch einzeln zu nachstehenden Preisen zu erhalten:)

Cavallari, Sav., Zur historischen Entwickelung der Künste nach der Theilung des römischen Reichs. Gr. 8. Geh. 10 Ngr. (8 gGr.)

Frerichs, F. Th., Ueber Gallert- oder Colloidgeschwülste. Mit Kupfern. Gr. 8. Geh. 17½ Ngr. (14 gGr.)

Havemann, W., Francisco Ximenez. Gr. 8. Geh. 10 Ngr. (8 gGr.)

Hermann, K. F., Ueber die Studien der griechischen Künstler. Gr. 8. Geh. 12½ Ngr. (10 gGr.)

Kraemer, A., Ueber Condylome und Warzen. Ein Beitrag zur Naturgeschichte dieser Gebilde. Mit Kupfern. Gr. 8. Geh. 15 Ngr. (12 gGr.)

Leuckart, R., Zur Morphologie und Anatomie der Geschlechtsorgane. Gr. 8. Geh. 20 Ngr. (16 gGr.)

Lotze, H., Ueber Bedingungen der Kunstschönheit. Gr. 8. Geh. 12½ Ngr. (10 gGr.)

Ritter, H., Ueber Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze. Gr. 8. Geh. 12½ Ngr. (10 gGr.)

Sartorius von Waltershausen, W., Physisch-geographische Skizze von Island, mit besonderer Rücksicht auf vulkanische Erscheinungen. Gr. 8. Geh. 20 Ngr. (16 gGr.)

Stern, M. A., Zur Theorie der Euler'schen Integrale. Gr. 8. Geh. 7½ Ngr. (6 gGr.)

Unger, F. W., Der gerichtliche Zweikampf bei den germanischen Völkern. Gr. 8. Geh. 11¼ Ngr. (9 gGr.)

Wüstenfeld, F., El-Macrizi's Abhandlung über die in Aegypten eingewanderten arabischen Stämme. Aus den Handschriften zu Leyden, Paris und Wien herausgegeben und übersetzt. Gr. 8. Geh. 15 Ngr. (12 gGr.)

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothecae Sanskritae sive recensus librorum exscriptorum Specimen. Concinnavit *Joannes Gildemeister*. Fol. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Bonn, im December 1847.

H. B. König.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Agardh (C. A.), Von der Zeitrechnung der Lebensgeschichte des Apostels Paulus, und den Schwierigkeiten sie zu bestimmen. Aus dem Schwed. von *A. G. Holm*. Gr. 8. Stockholm 1847. 10 Ngr.

————————, Notice sur une méthode élémentaire de résoudre les équations numériques d'un degré quelconque par la sommation des séries. In-8. Carlstad 1847. 10 Ngr.

Leipzig, im Januar 1848.

Brockhaus & Avenarius.

Goethe's Werke in zwei Bänden nunmehr vervollständigt.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's
poetische und prosaische Werke
in zwei Bänden.

Mit elf Stahlstichen.

Unter dem schützenden Privilegium sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes.

Zweiten Bandes zweiter Theil.

Preis 6 Thlr., oder 10 Fl.

Eine große Anzahl Abnehmer der compacten Ausgaben von Goethe's Werken hat das Verlangen ausgesprochen, auch die in den erschienenen zwei Bänden nicht enthaltenen kleinern Schriften gleichmäßig ausgestattet zu besitzen. Wir entsprechen diesem Wunsche durch obigen „zweiten Bandes zweiter Theil" und bemerken, daß hierdurch beide Ausgaben, sowol die erste von 1836 als die neueste von 1845—46, mit der Taschen-Ausgabe in 40 Bänden, dem Inhalte nach, vollkommen in Uebereinstimmung gebracht sind.

Stuttgart und **Tübingen**, im December 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ausgewählte Bibliothek
der
Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Hiervon sind im Jahre 1847 neu erschienen:

LVII. Herculano (Alexandro), **Eurich, der Priester der Gothen.** Aus dem Portugiesischen übersetzt von **G. Heine.** 20 Ngr.

LVIII. LIX. Tasso (Torquato), **Das befreite Jerusalem.** Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.

LX—LXII. Staël (Anne Louise Germaine de), **Delphine.** Aus dem Französischen. Zweite Auflage. Drei Theile. 2 Thlr.

LXIII. Foscolo (Ugo), **Letzte Briefe des Jacopo Ortis.** Aus dem Italienischen übersetzt von **F. Lautsch.** Zweite Auflage. 1 Thlr.

LXIV. Holberg (L.), **Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt.** Aus dem Lateinischen übersetzt von **E. G. Wolf.** Zweite Auflage. 1 Thlr.

Die frühern Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. [illegible] Auflage. 20 Ngr. — III. Gomes, Agi[illegible] 20 Ngr. — IV. Dante, Das neue [illegible] Ngr. — V. Bremer, Die Töchter de[illegible] 10 Ngr. — VI. VII. Bremer, Ki[illegible] VIII. IX. Bremer, Das Haus. [illegible] Bremer, Die Familie H. Zweite A[illegible] Eriles, Geschichte der Ma[illegible] non Lescau[illegible] — XII. XIII. Dante, Lyrische Ged[illegible] unegieber und Mitte. Zweite [illegible] ssoni, Der geraubte Eimer, übersetzt vo[illegible] Bremer, Kleinere Erzählungen. 1[illegible] d Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — [illegible] setzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. [illegible] von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im Januar 1848.

F. A. Brockhaus.

Am 15. Februar 1848 werden in Aschaffenburg die hinterlassenen Bibliotheken der Herren Forstmeister **W. Behlen**, Kreiswundarzt Dr. **Weißensee** und Professor Dr. **Braun** versteigert. Es kommen darin vorzügliche zum Theil sehr werthvolle Werke aus der **Geschichte, Geographie, Forstwissenschaft, Belletristik, Philologie**, sowie aus andern Fächern, hauptsächlich aber aus der **Medicin** vor; der 4525 Nummern umfassende Katalog ist durch alle Antiquare und Buchhandlungen, in Aschaffenburg durch **Th. Pergay** zu beziehen.

Uebersetzungsanzeige.

Von dem im Jahre 1847 in Schweden erschienenen Romane:

Aurora Königsmark
och
hennes slägt.
Af
W. F. Palmblad.

ist bei mir eine deutsche Uebersetzung unter der Presse.

Leipzig, im Januar 1848.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinen für 1848 nachstehende

Zeitungen und Journale,

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

---

1) **Deutsche Allgemeine Zeitung.**

Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.**

Täglich außer den Beilagen eine Nummer. Hoch 4.

Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden **nicht** beigelegt.

---

2) **NEUE JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.**

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer; Hofrath Dr. **G. E. Fein**, Prof. Dr. **H. Häser**, Geh. Hofräth Dr. **E. Reinhold**, Prof. Dr. **A. F. H. Schaumann**, Prof. Dr. **M. J. Schleiden**, Prof. Dr. **O. Schlömilch**, Prof. Dr. **E. Schmid**, Geh. Kirchenrath Dr. **K. E. Schwarz**, als Specialredactoren.

Siebenter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Nummern. Die **Insertionsgebühren** betragen 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile, **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

3) **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.**

Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar Dr. **E. G. Gersdorf.**

52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Es erscheint wöchentlich ein Heft von 2—3 Bogen. Dem Repertorium wird ein *Bibliographischer Anzeiger* beigegeben, und betragen die **Insertionsgebühren** 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

---

4) **Blätter für literarische Unterhaltung.**

Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.**

Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitschrift wird wöchentlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

---

5) **ISIS.**

Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.**

12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein **Literarischer Anzeiger.** Die **Insertionsgebühren** betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden **besondere Beilagen** u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung** und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

---

6) Rhea.

Zeitschrift für die gesammte Ornithologie.

Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.**

Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile auf dem Umschlag 1½ Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Neunter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

8) Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Sechster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden **Anzeigen** aller Art aufgenommen und die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

9) Zeitschrift für die historische Theologie.

In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten Historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von **Dr. C. W. Niedner.**

Jahrgang 1848. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erscheint für 1848:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.**

Dritter Jahrgang. 52 Nummern mit etwa 250 Illustrationen, in schmal gr. 4., auf feinstem Velinpapier.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.

Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden für das Tausend mit 1 Thlr. berechnet.

Zeitschrift

der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern.

Zweiter Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum; für **besondere Beilagen** u. dgl. ist 1 Thlr. 15 Ngr. zu vergüten.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen auf nachfolgendes Journal Bestellungen an:

Die Mode.

Zeitung für die elegante Welt. Jahrgang 1848. 52 Nummern (wöchentlich) mit 80 Tafeln fein illuminirten Modebildern. Leipzig, **Ernst Schäfer.** Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr.

Dieses einst in der belletristischen Literatur so hochstehende Blatt nimmt jetzt wieder einen neu verjüngenden Aufschwung; dem Verleger ist es gelungen mehre der ersten und bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands sowol für den Text wie für das Feuilleton zu gewinnen. Alles, was Literatur, Kunst, Theater, Musik und sonst an interessanten Neuigkeiten die feine Welt bewegt, findet hier seine Besprechung.

Die Kunstbeilagen (auf das sorgfältigste ausgeführt) erscheinen in dieser Zeitung gewöhnlich 8 ja 14 Tage früher, als solche in den gewöhnlichen Modezeitungen ausgegeben werden. **Probenummern stehen gratis zu Diensten.**

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius
in Leipzig.

1847. № 4. October bis December.

(Nr. 1 dieses Berichts befindet sich in Nr. IX, Nr. 2 in Nr. XII, Nr. 3 in Nr. XVII des Literarischen Anzeigers für 1847.)

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Zweiter Jahrgang. Nr. 40—52. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr. Ein Quartal 15 Ngr. Ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.
Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.
Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

***Blanc (L.),* Histoire de la révolution française.** T. II. 1 Thlr.

———————, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Zweiter Band. 1 Thlr. 7½ Ngr.
Die von dem **Verlags-Comptoir in Grimma** begonnene Ausgabe von welcher der 1. und 2. Theil erschienen ist wird nicht fortgesetzt. Nach Uebereinkunft erhalten die Abnehmer derselben unsere Ausgabe zur Fortsetzung, wogegen wir uns bereit erklären den 1. Theil unserer Ausgabe, welcher ebenso viel als die zwei im Verlags-Comptoir erschienenen enthält in Umtausch gratis zu liefern.

***Dumas,* Mémoires d'un médecin.** Tomes VI—IX. In-8. Preis des Bandes 15 Ngr.

Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie. Nach Zeichnungen von **Rudolf Töpffer** in lustigen Reimen von **Julius Kell.** Quer-Imperialoctav, auf feinstem Velinpapier, mit 153 Holzschnitten. Eleg. geh. 20 Ngr.

Lamartine (A. de), Geschichte der Girondisten. 6.—8. Band. (Schluß.) Preis des Bandes 1 Thlr.
Die französische Ausgabe ist ebenfalls in 8 Bänden vollständig und kostet 8 Thlr.

***Normand der Sohn,* Das neue Paris,** oder Auswahl von Gebäuden in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen. Erster Theil. 1.—5. Lieferung. Gr. 4. Subscriptionspreis einer Lief. 12 Ngr.

***Ralph (J.),* The English reader.** Neues englisches Lesebuch für Anfänger, enthaltend leichte Erzählungen in Prosa mit Erklärungen für den Schul- und Selbstunterricht 8. Velinpapier. Geh. 12 Ngr.
Vor einigen Monaten erschien von demselben Verfasser:
A Guide to English conversation. Anleitung zur englischen Conversation, nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schulen und zum Selbstunterricht und einem kleinen Wegweiser auf dem Gebiete der englischen Literatur. 12. 1847. Geh. 12 Ngr.

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 34.—45. Lief. (Schluss.) 4. Preis der Lieferung 8 Ngr., des vollständigen Werkes 12 Thlr. Gebunden mit reich vergoldeten Decken und Goldschnitt 13 Thlr.

Töpffer (R.), Gesammelte Schriften. Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. In etwa 12 Bändchen. Drittes Bändchen. Genfer Novellen. 8. Geh. 15 Ngr.
Diese Gesammtausgabe wird umfassen:
Genfer Novellen; Wanderungen im Zickzack, Ferienreisen durch die Schweiz und Oberitalien; Das Pfarrhaus, ein Roman in Briefen; Rosa und Gertrud, eine Novelle. — Eine biographisch-kritische Einleitung, sowie ein Portrait des Verfassers werden dem letzten Bande beigegeben werden.

———————, **Genfer Novellen.** Vollständige deutsche Ausgabe. Mit dem Bildniß des Verfassers. Drei Bändchen in einen Band geheftet. 8. 1½ Thlr. Eleg. cartonnirt 1¾ Thlr.

Töpffer (R.), Genfer Novellen. Prachtausgabe, mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Eleg. geh. 2⅔ Thlr. Eleg. cart. 3 Thlr.
Dieser Band enthält die Novellen des 2. und 3. Bändchens der nichtillustrirten Ausgabe eben bemerkter Gesammtausgabe der „Genfer Novellen“.
Vor einigen Monaten erschien von demselben Verfasser:
Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Mit 137 Bildern. Schillerformat. Eleg. geh. 1½ Thlr. Prachtband mit Goldschn. 2 Thlr. Ist auch im 1. Bändchen der „Genfer Novellen“, aber ohne Illustrationen enthalten.

Waldow (A.), Die wichtigsten Synonymen der französischen Sprache nach Girard, Roubaud, Boiste u. A. erklärt und mit Beispielen classischer Autoren versehen. Lex.-8. ⅓ Thlr.

Agardh (C. A.),* Von der Zeitrechnung der Lebensgeschichte des Apostels Paulus** und den Schwierigkeiten sie zu bestimmen. Aus dem Schwedischen von ***A. G. Holm. Gr. 8. Stockholm. ⅓ Thlr.

———————, **Notice sur une méthode élémentaire** de résoudre les équations numériques d'un degré quelconque par la sommation des séries. In-8. Carlstadt. ⅓ Thlr.

Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für das Jahr 1846. Lex.-8. 1 Thlr.

Portraits-vignettes pour l'histoire des Girondins par A. de Lamartine. Dessins par ***Raffet.*** Livr. 1—9. In-4. Paris. Preis der Lieferung 10 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von den Geschäftsführern. Heft III. und IV. (Schluss des ersten Bandes.) Lex.-8. Preis des Jahrg. von 4 Heften 2⅔ Thlr.

ΒΑΛΑΒΑΡΑΤΑ ἢ συντομὴ τῆς Μαχαβαράτας, Balabarata oder Auszug aus der Machabarata von ***Amara*** (oder ***Amarasandra***), Schüler des weisen Zenadata. Aus dem Brachmanischen übersetzt von ***Demetrios Galanos*** aus Athen. Zum erstenmal herausgegeben von ***Douma*** und ***Typaldos.*** Athen. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

***Pambour (F. M. G. de),* Traité des machines à vapeur.** In-4. Augmenté d'un atlas in-fol. Liége. 8 Thlr.

Svensk Bokhandels-Katalog. Afdeln III. Tillägg och Register. 8. Stockholm. 1 Thlr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Bekenntnißschriften
der
evangelisch-reformirten Kirche.
Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben
von **Dr. E. G. A. Böckel.**
Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien bereits bei mir:

Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von **F. A. Koethe.** Gr. 8. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Januar 1848.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1847 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Actenstücke zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins.** Gr. 12. Geh. 16 Ngr.
   Vgl. Nr. 74 und 75.

2. ***Albert (L.)*, A complete Dictionary of the English and German languages.** — A. u. d. T.: **Vollständiges Taschen-Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.
   In gleicher Einrichtung und Ausstattung erschien ebendaselbst:
   Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages, le Dictionnaire de l'Académie française etc. par **J. H. Kaltschmidt.** *Seconde édition.* 8. 1844. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

3. **Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.** Im Vereine mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von Dr. **G. Friederich.** In zwei Bänden oder 18 Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.
   Bis zum Schlusse des Jahres 1848 wird das Werk, dessen vollständige Lieferung in 18 Heften die Verlagshandlung ausdrücklich garantirt, bestimmt in den Händen der Abnehmer sein.

4. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** 8. Geh. 2 Thlr.

5. **Die Bekenntnißschriften der evangelisch-reformirten Kirche.** Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. **E. G. A. Böckel.** Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
   Ebendaselbst erschien früher bereits:
   Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von **F. A. Koethe.** Gr. 8. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.

6. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis vierundsechszigster Band. Gr. 12. 1841—47. Geh.
   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:
   I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. [illegible] Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben; übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite [illegible] 10 Ngr. — XI. [illegible] Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele übersetzt von

7. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Erstes und zweites Heft. (Nr. 1—428.) Großfolio. Geh. Jedes Heft 16 Ngr.
   Dieser „Bildersaal" enthält eine Auswahl der vorzüglichsten im Besitz von F. A. Brockhaus in Leipzig befindlichen **Holzschnitte** und **Clichés**, von denen zu dabei bemerkten Preisen scharfe **Abklatsche** abgelassen werden.

8. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1847. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
   Zu den unter Nr. 8 und 35 genannten Zeitschriften erscheint ein
   Literarischer Anzeiger,
   für literarische **Ankündigungen** aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.
   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere **Beilagen** u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

9. **Carus (C. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Bänden. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.
   Dieses Werk ist aus dem Verlage von **G. Weichardt** in Leipzig in den von **F. A. Brockhaus** übergegangen und erscheint jetzt in einer neuen Auflage, die in 6—8 Heften ausgegeben wird.

10. **Chronik der preußischen Verfassungsfrage.** Gr. 8. Geh. 6 Ngr.
    Vgl. Nr. 73 und 77.

11. **Clemens der Vierzehnte.** Ein Lebens- und Charakterbild. Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

12. **Conversations-Lexikon — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erster bis vierzehnter Band, oder erstes bis hundertundzwölftes Heft. Gr. 8. 1843—47. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

13. ——————— Neue Ausgabe in 240 Wochenlieferungen. Erste bis hundertundvierzehnte Lieferung. Gr. 8. 1845—47. Jede Lieferung 2½ Ngr.

14. ——————— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Erste bis vierundneunzigste Lieferung. 1844—47. Gr. 4. Jede Lief. 6 Ngr.

15. ***Dieffenbach (J. F.),*** **Die operative Chirurgie.** In zwei Bänden. Erstes bis elftes Heft. Gr. 8. 1844—47. Jedes Heft 1 Thlr.

Der erste Band ist mit dem sechsten Hefte geschlossen; der Schluß des Werkes ist binnen kurzem zu erwarten.

16. **Diogena.** Roman von **Iduna Gräfin H..H..** Erste und zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

17. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1847. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

18. **Düringsfeld (Ida von), Margarethe von Valois und ihre Zeit.** Memoiren-Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

19. **Die Einverleibung von Krakau** und die Unterzeichner der Schlußacte des Wiener Congresses. Eine publicistische Erörterung. Herausgegeben von **F. Bülau.** Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

20. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil [illegible]

21. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Verein von Aerzten, unter Redaction des Dr. ***A. Moser.*** Erste bis dritte Abtheilung. Gr. 12. 1843—47. Geh. 12 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieser Encyklopädie unter besondern Titeln:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie,** mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von ***E. Bochmann.*** 1846. 3 Thlr.

II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie,** bearbeitet von ***L. Posner.*** Drei Bände. 1843—47. 7 Thlr.

III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik,** oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von ***A. Moser.*** 1845. 2 Thlr.

22. **Evangelium Palatinum ineditum** sive reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit ***Constantinus Tischendorf.*** Gr. 4. Cart. 18 Thlr.

23. ***Fessler (J. A.),*** **Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Erster Band, oder erstes bis viertes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

24. **Foscolo (Ugo), Letzte Briefe des Jacopo Ortis.** Aus dem Italienischen übersetzt von **F. Lautsch.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

25. **Gagern (H. C. E., Freiherr von), Civilisation.** Erster Theil. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Eine Fortsetzung von des Verfassers bekanntem Werke: „Die Resultate der Sittengeschichte“, die Abschnitte VII, VIII, IX derselben: Wohnung, Arbeit und Eigenthum oder die Familie, enthaltend. Das Ganze wird in drei Theilen erscheinen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Gr. 8. 1845. 3 Thlr. 10 Ngr.

Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang. Gr. 8. 1846. 15 Ngr.

26. **Gerstäcker (F.), Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

27. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. In vier Bänden. Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 26 Ngr.

Die erste Abtheilung: Die Säugethiere der Vorwelt, kostet 1 Thlr. 16 Ngr., die zweite Abtheilung: Die Vögel und Amphibien der Vorwelt, 1 Thlr. 10 Ngr.; mit der dritten Abtheilung (Fische) wird der erste Band des Werkes, die Wirbelthiere enthaltend, geschlossen sein. Der zweite Band wird die Gliederthiere, der dritte und vierte Band die Wurmthiere behandeln. Jede Abtheilung bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

28. **Vollständiger Hand-Atlas über alle Theile der Erde.** In 45 Karten. Colorirt 1 Thlr., schwarz 18 Ngr.

Einzelne Karten kosten 1½ Ngr.

29. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste bis elfte Lieferung. (A—Schwarz.) Gr. 4. 1843—47. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

30. ——————— **Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste und zweite Lieferung. (A—Oeden.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon“ werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen [illegible].

(Die Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1847 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. III.)

31. **Herculano (A.), Eurico, der Priester der Gothen.** Aus dem Portugiesischen übersetzt von **G. Heine.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

32. **Holberg (L.), Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt.** Aus dem Lateinischen übersetzt von **E. G. Wolf.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

33. **Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin.** Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

34. **Jörg (J. Ch. G.), Zehn Gebote der Diätetik.** 8. Geh. 1 Thlr.

35. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1847. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.
   Vgl. Nr. 8.

36. **Julie und ihr Haus.** Eine Reliquie. Von einem Epigonen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

37. **Jürgens (K.), Luther's Leben.** Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. Erster bis dritter Band. Gr. 8. 1846—47. Geh. 7 Thlr. 15 Ngr.
   Mit dem dritten Bande ist die erste Abtheilung dieses Werks beendigt und bildet ein für sich vollständiges Ganzes.

38. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.
   In Leinwand gebundene Exemplare des vollständigen Werkes werden zu dem Preise von 2 Thlr. 15 Ngr. geliefert.

39. **Koenig (H.), Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.
   Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
   William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1834. 4 Thlr.
   Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. 4 Thlr.
   Die Wußfahrt. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 1836. 20 Ngr.
   Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. 1842. 1 Thlr. 6 Ngr.
   Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 3 Thlr.
   Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. 1844. 5 Thlr.

40. **Körte (W.), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen.** Nebst den Redensarten der deutschen Zechbrüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. Neue Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

41. **Die Kurmark Brandenburg,** ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des französischen Krieges im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

42. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. H. Schwarz,*** Geh. Justizrath Prof. Dr. ***A. L. J. Michelsen,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Prof. Dr. ***K. Snell,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1847. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.
   Wird Freitags ausgegeben.
   Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

43. **Loebell (J. W.), Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien.** Sendschreiben an den Consistorial-Director Seebeck in Hildburghausen. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.
   Von dem Verfasser erschien bereits ebendaselbst:
   Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band. Gr. 8. 1846. 2 Thlr.
   Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. 1839. 2 Thlr. 25 Ngr.

44. ***Massaloup (J. V.),* Logarithmisch-trigonometrische Hülfstafeln.** Ein zur Horizontalprojection der auf schiefen Ebenen gemessenen Längen, wie auch zu nivellitischen und markscheiderischen Arbeiten unentbehrliches Handbuch für Geometer, Markscheider, Ingenieure, Chaussée- und Wasserbaubeamte. Gr. 8. *Geheftet* 3 Thlr. 18 Ngr.; *gebunden* 4 Thlr.

45. **Der Neubau für die königliche Gemäldegalerie in Dresden.** Von ....m. 8. Geh. 4 Ngr.
   Im Jahre 1846 erschien ebendaselbst:
   Schulz (H. W.), Ueber die Nothwendigkeit eines neuen Galeriegebäudes für die königliche Gemäldesammlung zu Dresden. 8. 4 Ngr.

46. **Oertel (F. M.), Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhunderte.** Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Nebst einem bis zu Ende 1846 fortgeführten Nachtrage. Quer 8. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

47. ———————— **Die Jahre 1845 und 1846.** Erster Nachtrag zu den genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. Cart. 16 Ngr.

Wie durch diesen ersten Nachtrag, so wird auch für die Zukunft dieses Werk durch jährliche Nachträge stets vollständig erhalten werden.

48. ***Pfeiffer* (L.), Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Fasc. I et II. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In 5—6 Heften wird das Werk vollständig sein.

49. **Das Pfennig-Magazin** für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 1847. 52 Nummern. Nr. 209—260. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 3 Ngr. berechnet und besondere Beilagen u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazin kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster bis vierter Jahrgang (1843—46) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Letztere vier Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

50. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erster bis zwölfter Theil. Gr. 12. 1842—47. Geh. 23 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zwölfte Theil jeder 2 Thlr.

51. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Vierter Band. Herausgegeben von **F. Bülau.** Erste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Der erste bis dritte Band (2. Auflage 1833) kosten 9 Thlr. 10 Ngr. — Dieselben enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Die neu erschienene erste Abtheilung des vierten Bandes bildet auch mit dem ersten Bande ein besonderes Werk unter dem Titel:

52. ————————, **Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von **K. H. L. Pölitz.** Fortgesetzt von **F. Bülau.** Drei Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

53. ***Posner* (L.), Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Erster bis dritter (letzter) Band. Gr. 12. 1845—47. Geh. 7 Thlr.

Der erste Band: „Acute Krankheiten" (1845), kostet 2 Thlr., der zweite Band: „Chronische Krankheiten. Erster Theil." (1846) 2 Thlr. 12 Ngr.; der dritte Band: „Chronische Krankheiten. Zweiter Theil." (1847) 2 Thlr. 18 Ngr.

54. ***Pritzel* (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Erste bis dritte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpap. 2 Thlr., auf Schreibvelinpap. 3 Thlr.

55. **Raumer (F. von), Vorlesungen über die alte Geschichte.** Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr.

56. ————————, **Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II.,** gehalten am 28. Januar 1847 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Erste und zweite Ausgabe. Gr. 12. Geh. 4 Ngr.

Von dem Verfasser erschien unter Anderm ebendaselbst:

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis siebenter Band. Gr. 8. 1832—43. 20 Thlr. 13 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1840—42. 12 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

57. **Rebekka und Amalia.** Briefwechsel zwischen einer Israelitin und einer Adeligen über Zeit- und Lebensfragen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

58. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Neue Folge. Erster bis sechster Band. Gr. 12. 1846—47. Geh. 6 Thlr.

Die erste Folge (12 Bände) erschien in vier Lieferungen 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Der Neuen Folge erster bis sechster Band enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Zweite Auflage. — Erzählungen.

59. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. **E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1847. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Beilagen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

60. **Rogge (F. W.), Gedichte.** Vierte, stark vermehrte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

61. ***Roser* (W.), Handbuch der chirurgischen Anatomie.** Erste Abtheilung: Chirurgische Anatomie der Extremitäten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

62. **Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie.** Zwei Theile. Gr. 8. 1844—47. Geh. 6 Thlr.

Der erste Theil erschien 1844 und kostet 2 Thlr. 24 Ngr., der zweite Theil (1846) 3 Thlr. 6 Ngr.

63. **Schmid (A. Th. F.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts.** Besonderer Theil. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieses Werk, welches alle gemeinschaftliche Institute des Privatrechts, auch diejenigen, welche lediglich auf dem einheimischen Rechte beruhen, zu behandeln bestimmt ist, wird in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste Band hat das Eigenthumsrecht zu seinem Gegenstande.

64. **Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie.** Mit 127 in den Text eingedruckten Holzschnitten. In fünf Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 16 Ngr.

65. **Schufelka (F.), Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein.** Ein deutsches Lesebuch. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebendaselbst ist erschienen:

Briefe Joseph's des Zweiten. Dritte Auflage, zeitgemäß eingeleitet und erklärt von F. Schufelka. 8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Im Verlage von M. Simion in Berlin sind folgende Werke soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Sokrates und Christus, oder: Die logische und ethische Vernunft der philosophischen und geoffenbarten Religionslehre. Von Theod. Heinsius. Mit dem Bildniß des Verfassers. Preis 25 Sgr.

Aus der Zeit und aus dem Leben. Eine Erzählung, allen Volksfreunden gewidmet von Ferdinand Schmidt. Preis 12 Sgr.

Dramaturgie. Von Theodor Mundt. In 10 Lieferungen à 10 Sgr.

Allgemeine Literaturgeschichte. Von Theodor Mundt. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Lieferung 1—9. à 7½ Sgr.

John Ford's dramatische Werke, übersetzt von Dr. M. Wiener. Erster Band: Das gebrochene Herz, Trauerspiel. Mit einem Vorworte von L. Tieck. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Spiegel der Frauen des Alterthums, für die reifere weibliche Jugend. Von F. D. Nicolas. 3 Bände. Preis 2 Thlr. 22½ Sgr. (Der erste Band: Götterlehre der Griechen und Römer — vortrefflich zum Unterricht — apart 22½ Sgr.)

Jugend-Bibliothek, herausgegeben von Gustav Nieritz. Jahrgang 1848. Erstes Bändchen. Subscriptions-Preis für 6 Bände und Weihnachtsbuch 2 Thlr.

Die Großmutter. Jugend-Erzählung von G. Nieritz. Preis 10 Sgr.

Der Cantor von Seeberg. Jugend-Erzählung von G. Nieritz. 2. Auflage. Preis 10 Sgr.

Mutterliebe und Brudertreue. Jugend-Erzählung von G. Nieritz. 2. Auflage. Preis 10 Sgr.

Das wüste Schloß. Jugend-Erzählung von G. Nieritz. 2. Auflage. Preis 10 Sgr.

Belisar. Jugend-Erzählung von G. Nieritz. 3. Auflage. Preis 7½ Sgr.

Die Deportirten in Australien. Jugend-Erzählung von A. Winter. Preis 10 Sgr.

Der Glücksschiffer. Eine Seemanns-Erzählung (für die Jugend) von H. Smidt. Preis 10 Sgr.

Vöglein Roth und Vöglein Blau. Dramatisches Märchen für große und kleine Kinder. Von der Verf. der Häschen- und Kätzchen-Geschichte. Mit 4 Zeichnungen von Th. Hosemann. Preis 10 Sgr.

Schauspiele für die Jugend und gesellschaftliche Kreise. Herausgegeben von K. L. Kannegießer. 7.—9. Bändchen. à 5 Sgr.

Michael de Ruiter. Von H. Smidt. 4 Bände. Taschen-Ausgabe. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Volks-Taschenbuch für 1848. Herausgegeben von K. Steffens. Mit Stahlstichen und Holzschnitten. Preis 10 Sgr.

Der Hausfreund in Hütten und Palästen. Herausgegeben von K. Steffens. Fünfter Band. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ilius, Pamphilius und die Ambrosia.

Von **Bettina Arnim.**

Preis 2 Thlr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie

des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Aus dem Französischen übersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** Mit lithographirten Tafeln. In zwei Bänden. *Erster Band in 6 Lieferungen.* Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Eine Uebersetzung von Longet's «*Anatomie et Physiologie du système nerveux*», welche dem Buche seinen Werth als Quelle für die Beobachtungen und Ansichten eines der ausgezeichnetsten lebenden Experimentatoren erhält, und durch eingeschaltete Zusätze mit allen irgend wichtigen Leistungen der letzten Jahre auf das sorgfältigste vervollständigt, darf sich der günstigsten Aufnahme versichert halten. Als eine Ergänzung der in letzter Zeit sich immer mehr vervielfältigenden Arbeiten über allgemeine Nervenphysiologie, muss sie, an der Seite der neuern Arbeiten in der Nervenpathologie, insbesondere den Pathologen willkommen sein, indem sie vor Allem eine möglichst vollständige und ins Einzelne gehende Zusammenstellung über die specielle Nervenphysiologie darbietet.

Leipzig, im März 1848.

Brockhaus & Avenarius.

Neuestes Werk von S. Warren.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jetzt und Einst.

Erzählung

von

S. Warren,

Verfasser von „Zehntausend im Jahr“ und „Tagebuch eines Arztes“.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. A. Diezmann.

2 Theile. Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Dieser Roman fand in England so großen Beifall, daß in einigen Tagen die erste Auflage vergriffen wurde.

Es bildet dieses Werk auch den 4. und 5. Theil der von uns unter dem Titel:

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen.

veranstalteten Sammlung der vorzüglichsten neu erscheinenden Romane und Novellen Englands in deutscher Ausgabe. Band 1—3 enthält: „James der Verurtheilte“, einer der wirkungsreichsten Romane dieses Verfassers.

Berlin, im Februar 1848.

Duncker & Humblot.

Bücher-Auction.

Den 15. Mai d. J. wird in Göttingen die vom weil. Professor **K. Duncker** nachgelassene Bibliothek, vorzüglich reichhaltig im Fache der Jurisprudenz, Philologie und Urkunden-Sammlungen, versteigert werden. Der Katalog ist in allen Buchhandlungen vorräthig oder kann durch dieselben bezogen werden.

Vandenhoeck & Ruprecht.

Zeitschrift
für die
historische Theologie.

In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von

Dr. C. W. Niedner.

Jahrgang 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

Jährlich erscheinen vier Hefte. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Erstes Heft.

Inhalt: I. Die auf dem Religionsgespräch zu Marburg im Jahre 1529 aufgesetzten fünfzehn Glaubens- und Unions-Artikel; nach der wiederaufgefundenen Originalschrift zum ersten Male veröffentlicht von **H. Heppe**. — II. Die Einweihung der höhern Landesschule zu Jena am 19. März 1548. Von **C. Schmid**. — III. Die christliche Kirche in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Nach ihrem neuesten Bestande dargestellt von **W. Klose**. — IV. Die Dissenters in England. Dargestellt von **W. Chlebus**.

Leipzig, im März 1848.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

Ferd. Gumbert's

Auswahl von 12 neuen beliebten Gesängen aus Frankreich für eine Singstimme mit Begleitung des Piano. 2 Lief. à 17½ Sgr.

Dieselben mit *französischem* Text à 5 Sgr.

In Frankreich haben diese Compositionen von *Grisar, Niedermeyer, Labarre, Puget, Arnaud, Masini, Adhémar* und *Comone* in vielen Concerten Furore gemacht, sodass in kurzer Zeit mehre Auflagen nöthig geworden sind. Die *deutsche* Bearbeitung des beliebten Liedercomponisten **Gumbert** wird gewiss sowol bei Künstlern wie Dilettanten gleichen Anklang finden.

Gumbert, Fünf Lieder von *Geibel, Heine* etc. für eine *tiefe* Stimme mit Piano. Op. 23. 20 Sgr.

Truhn, Der Traum der ersten Liebe von *Geibel* für Sopran oder Tenor mit Piano. Op. 95. 12½ Sgr.

———, Der arme Taugenichts für eine tiefe Stimme mit Piano. Op. 98. 12½ Sgr.

Berlin.

***Schlesinger*'sche Buch- und Musikhandlung.**

Zur gefälligen Beachtung.

Die Versteigerung der hinterlassenen Bibliotheken der Herren Forstmeister **St. Behlen**, Dr. **Weissensee** und Prof. Dr. **Brand**, welche am 15. Februar beginnen sollte, muß eingetretener Umstände wegen bis zum **3. April** verschoben werden.

Kataloge sind durch alle Antiquare und Buchhandlungen zu beziehen von

Th. Pergay in Aschaffenburg.

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

THE ENGLISH READER.

Neues englisches Lesebuch für Anfänger, enthaltend leichte Erzählungen in Prosa mit Erklärungen für den Schul- und Selbstunterricht.

Von ***James Ralph,***
Lehrer der englischen Sprache in Dresden.

8. Velinpapier. Geh. 12 Ngr.

Eine Auswahl von Erzählungen, welche sich durch Klarheit und Leichtigkeit des Stils, sowie durch Kürze und Gediegenheit des Inhalts auszeichnen. Anfänger in der englischen Sprache werden durch den Gebrauch dieses Buchs in kurzer Zeit sich in den Stand gesetzt sehen, die bedeutendern Erzeugnisse der englischen Prosa zu lesen.

Vor einigen Monaten erschien von demselben Verfasser:

A Guide to English conversation. Anleitung zur englischen Conversation, nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schulen und zum Selbstunterricht und einem kleinen Wegweiser auf dem Gebiete der englischen Literatur. 12. 1847. Geh. 12 Ngr.

Ein praktischer Leitfaden, der den Schüler in den Stand setzt, in kurzer Zeit über gewöhnliche Dinge geläufig zu sprechen.

Für das Studium des Französischen ist zu empfehlen:

Die wichtigsten Synonymen der französischen Sprache nach Girard, Roubaud, Boiste und Andern, erklärt und mit Beispielen classischer Autoren versehen. Ein nothwendiges Hülfsbuch für Zöglinge höherer Lehranstalten. Von **A. Waldow**. Gr. 8. 1847. Geh. 10 Ngr.

Soeben ist erschienen:

Zeitschrift
für deutsches Alterthum

herausgegeben
von
Moriz Haupt.

Sechsten Bandes drittes Heft.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr.

Diesem Hefte ist ein ausführliches Register über die bis jetzt erschienenen 6 Bände dieser Zeitschrift beigegeben.

Leipzig, im Februar 1848.

***Weidmann*'sche Buchhandlung.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Vollständiger
HAND-ATLAS
über alle Theile der Erde.

In 45 Karten.

Colorirt 1 Thlr., schwarz 18 Ngr.

Dieser Atlas empfiehlt sich durch seine Vollständigkeit, namentlich in Bezug auf die deutschen Bundesstaaten, sowie durch überaus billigen Preis ganz besonders zum Schul- und Handgebrauch.

Leipzig, im März 1848.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1847 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. IV.)

66. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Ein romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. In Prachteinband 1 Thlr.

Die 1844 in siebenter Auflage erschienene Octav-Ausgabe kostet 1 Thlr., mit 7 Kupfern 2 Thlr., Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Außerdem erschienen von **E. Schulze** in demselben Verlage:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

67. **Staël (Anne Louise Germaine de), Delphine.** Aus dem Französischen. Zweite Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von der Verfasserin erschien früher in demselben Verlage:

De l'Allemagne. Nouvelle édition, précédée d'une introduction par *Charles François Dominique de Villers* et enrichie du texte original des morceaux traduits. 4 vols. 12. 1823. 3 Thlr. 20 Ngr.

Zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 1822. 2 Thlr. 10 Ngr.

68. **Talvj, Geschichte der Colonisation von Neu-England.** Von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachussetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebst einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien früher bereits ebendaselbst:

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen. Mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 1840. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. 1830. 20 Ngr.

69. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Neunter Jahrgang. Mit dem Bildnisse F. von Raumer's. Gr. 12. 1848. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des **Historischen Taschenbuch,** zehn Jahrgänge (1830—39), kostet im herabgesetzten Preise zusammengenommen 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

70. **Tasso (Torquato), Das befreite Jerusalem.** Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Von der ersten Auflage dieser Uebersetzung (mit gegenübergedrucktem Originaltext) ist noch ein kleiner Vorrath vorhanden, von dem Exemplare zu dem herabgesetzten Preise von 20 Ngr. abgelassen werden.

In ebendemselben Verlage erschien:

Tasso (Torquato), Auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Förster. Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischer Dichter." Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 1 Thlr. 15 Ngr.

71. **Tauffkirchen-Englburg (Fanny, Gräfin), Die Schwestern von Savoyen.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ebendaselbst erschien von der Verfasserin:

Die Schwärmerin. Erzählung. Gr. 12. 1846. 1 Thlr. 12 Ngr.

72. ***Tischendorf (C.), De Israelitarum per mare rubrum transitu.*** Cum tabula. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

73. **Ueber die Wirren der Gegenwart.** Betrachtungen, den Abgeordneten des Vereinigten Preußischen Landtages gewidmet von **Emeritus.** Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

74. **Ungarische Zustände.** Erste Auflage und zweite vermehrte Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Aus der zweiten Auflage wurde besonders abgedruckt:

75. **Programm der Opposition.** Nachtrag zur ersten Auflage der Schrift: „Ungarische Zustände". Gr. 12. Geh. 4 Ngr.

76. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1848. Neue Folge. Zehnter Jahrgang. Mit dem Bildnisse F. von Raumer's. 8. 1848. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1836—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge der neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Bildnisse **F. von Raumer's** sind Abdrücke in 4. zu 10 Ngr. zu haben.

78. **Veit (M.), Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen und das Edikt vom 11. März 1812.** Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

77. **Die preußische Verfassung vom 3. Februar 1847.** Nebst einem Anhang. Erster und zweiter Abdruck. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

79. **Volks-Bibliothek.** Erster bis vierter Band. Gr. 8. 1845—47. Geh. 4 Thlr.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser „**Volks-Bibliothek**" enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von **J. Ch. L. Haken.** Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von **G. W. Keßler.** Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1846. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen.** Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von **F. Gerstäcker.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.

80. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Dritter Jahrgang. 1847. 12 Hefte. Gr. 8. 1 Thlr.

Der erste und zweite Jahrgang kosten jeder 24 Ngr.

81. **Von einem deutschen Soldaten.** Erste und zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

82. **Werder (Bertha von), Altes Lieben, neues Hoffen.** Roman. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

83. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **Ch. W. Niedner.** Jahrgang 1847. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Inserate auf den Umschlägen werden für die Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Ngr., besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

84. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1847. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

85. ***Zestermann (A. Ch. Adf.)*, Die antiken und die christlichen Basiliken** nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zueinander dargestellt. Ausführliche Bearbeitung der von der *Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique* gekrönten Preisschrift „**De Basilicis libri tres**". Mit 7 lithographirten Tafeln. Gr. 4. Geh. 3 Thlr.

☞ Exemplare des lateinischen Originals „De Basilicis libri tres" sind zu demselben Preise ebenfalls durch **F. A. Brockhaus** zu beziehen.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Von *J. D. Passavant.* Zwei Bände. Gr. 8. 1839. Mit 14 Abbild. in einem Atlas in Grossfolio. Velinpap. 18 Thlr., Prachtausgabe (mit Kupfern auf chines. Pap.) 30 Thlr.

Von diesem Werke wird jetzt in der Ausgabe auf Velinpapier,
der **Text** ohne den Atlas zu 8 Thlr.
der **Atlas** ohne den Text zu 10 Thlr.
einzeln abgelassen. Die Preise des ganzen Werks bleiben in beiden Ausgaben unverändert die bisherigen.

Preisherabsetzung.

Nachstehende Schriften meines Verlags, die zusammen eine **vollständige mit mehr als 500 Abbildungen versehene kleine Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften** bilden, erlasse ich jetzt zu beigefügten sehr ermäßigten Preisen:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Aufl. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pneumatik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Akustik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Aufl. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Optik.** Zweite Aufl. (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Aufl. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Mineralogie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Krystallographie.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Geologie.** (26 Ngr.) 8 Ngr. — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Chemie** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Meteorologie.** (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Anfangsgründe der Botanik.** Zweite Aufl. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Erschienen ist und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dantis Alligherii
Divina Comoedia
hexametris latinis reddita
ab
Abbate **dalla Piazza** Vicentino.
Praefatus est et vitam Piazzae adjecit
Carolus Witte.

Gr. 8. Geh. $2\frac{1}{4}$ Thlr. Engl. Lwdbd. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Diese die grossartige Dichtung des unsterblichen Dichters in lateinischer Sprache zum ersten Male vollständig gebende Bearbeitung eines ausgezeichneten Gelehrten Italiens wird von dem gesammten philologischen Publicum wie von allen Verehrern Dante's willkommen geheissen werden.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

LOUIS BLANC,
Histoire de la révolution française.
Tome deuxième. In-8. 1 Thlr.

Dasselbe in deutscher Uebersetzung:

Geschichte der französischen Revolution.
Zweiter Band, in 5 Lieferungen. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Leipzig, im März 1848.

Brockhaus & Avenarius.

Das resp. Publicum wird zur **Vermeidung jeglicher Täuschung** aufmerksam gemacht, dass das hier allgemein beliebte **Polkaständchen,** welches mit grossem Erfolg in mehre Theaterstücke eingelegt und in verschiedenen Arrangements (für Piano, zu vier Händen, für Orchester, für vier Männerstimmen, für eine Singstimme) im Druck erschienen, von ***August Schäffer*** componirt worden ist. Beim Ankauf ist auf den Namen des Componisten **genau** zu achten!

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Soeben wurde versandt und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die operative Chirurgie
von
J. F. Dieffenbach.
Elftes Heft.
Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

Die Vollendung dieses Werks erleidet durch den Tod des berühmten Verfassers keine Verzögerung, vielmehr darf der Schluss desselben, nach einer dem elften Hefte beigedruckten Erklärung, in aller Kürze erwartet werden. Das Material liegt bereits vollständig vor und bedarf nur noch einer letzten Redaction, die einer Bestimmung des Verstorbenen gemäss sein Neffe, Herr Dr. *Bühring*, übernommen hat.

Leipzig, im März 1848.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1848

im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1848. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift wird wöchentlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

2. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** 12 Hefte. Mit Kupfern. Jahrgang 1848. Gr. 4. 8 Thlr.

   Zu den unter 1 und 2 genannten Zeitschriften erscheint ein

   Literarischer Anzeiger.

   Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Beilagen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Neunter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand,** als Geschäftsführer; Hofrath Dr. **G. E. Fein,** Prof. Dr. **H. Häser,** Geh. Hofrath Dr. **E. Reinhold,** Prof. Dr. **A. F. H. Schaumann,** Prof. Dr. **M. J. Schleiden,** Prof. Dr. **O. Schlömilch,** Prof. Dr. **E. Schmid,** Geh. Kirchenrath Dr. **K. E. Schwarz,** als Specialredactoren. Siebenter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Nummern. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile, besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Sechster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   In das Pfennig-Magazin werden Anzeigen aller Art aufgenommen und die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar Dr. **E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1848. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

   Es erscheint wöchentlich ein Heft von 2—3 Bogen. Dem Repertorium wird ein

   Bibliographischer Anzeiger

   beigegeben, und betragen die Insertionsgebühren 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten Historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **C. W. Niedner.** Jahrgang 1848. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

   Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

8. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1848. Täglich außer den Beilagen eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

9. **Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.** Im Vereine mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von Dr. **G. Friederich.** In zwei Bänden oder 18 Heften. Drittes bis neuntes Heft (Schluß des ersten Bandes). Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

   Bis zum Schlusse des Jahres 1848 wird das Werk, dessen vollständige Lieferung in 18 Heften die Verlagshandlung ausdrücklich garantirt, in den Händen der Abnehmer sein.

10. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

    Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten 16 Thlr.

11. **Bericht vom Jahre 1847 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Her-

ausgegeben von dem ersten Geschäftsführer der Gesellschaft Dr. K. A. Espe. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte der Jahre 1835—46 haben denselben Preis.

12. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie &c. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von J. G. Heck. Vollständig in 120 Lieferungen. Fünfundneunzigste bis hundertste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

13. **Bremer (Frederike), Nina.** Aus dem Schwedischen. Dritte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften in 14 Theilen kostet 4 Thlr. 20 Ngr.; unter besondern Titeln werden einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:
Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile.
Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage.
Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile.
Die Familie H. Zweite Auflage.
Kleinere Erzählungen.
Streit und Friede. Dritte Auflage.
Ein Tagebuch. Zwei Theile.
In Dalekarlien. Zwei Theile.

14. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Theilen. Drittes und viertes Heft (Schluß des ersten Theils). Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

15. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundsiebzehntes und hundertundzwanzigstes Heft (Schluß des Werkes). Gr. 8.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:
in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 15 Ngr.,
in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.
in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.
nach und nach bezogen werden.

☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

16. **Conversations-Lexikon.** Neue Ausgabe. In 240 Wochen-Lieferungen. Hundertundfunfzehnte bis hundertundzwanzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

17. **Dieterichs (J. F. Ch.), Handbuch der gesammten Hausthierzucht für Landwirthe.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 21 Ngr.

18. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Fünftes bis achtes Heft (Schluss des zweiten Bandes). Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Von dieser neuen Ausgabe erscheint monatlich ein Heft, deren vier einen Band bilden. Vollständige Exemplare des Werks können zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. fortwährend geliefert werden.

19. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. In vier Bänden. Ersten Bandes dritte Abtheilung. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jede Abtheilung unter besondern Titel einzeln:
I. Die Säugethiere der Vorwelt. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. Die Fische der Vorwelt. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit der dritten Abtheilung ist der erste Band des Werkes, die Wirbelthiere enthaltend, geschlossen. Der zweite Band wird die Gliederthiere, der dritte und vierte Band die Bauchthiere behandeln. Jede Abtheilung bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

20. **Gulat und Dschadra.** Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen von **Hugo vom Meer.** 8. Geh. 1 Thlr.

21. **Guy von Waleis** der Ritter mit dem Rade, von **Wirnt von Gravenberg.** Uebersetzt von **Wolf Grafen von Baudissin.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

22. **Das Heer von Inneröstreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn.** Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen &c. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

23. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon.** Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Dritte und vierte Lieferung. (Codex—Günther.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Vom neunten Bande, welcher die Erscheinungen der Jahre 1836—41 enthält (herausgegeben von O. A. Schulz), ist die erste bis elfte Lieferung (A — Schwarz) ausgegeben.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

24. **Hübner (J.), Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien** aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von **D. Jth. Lindner.** Die hundertundfünfte der alten, oder die sechste der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. Gr. 8. 10 Ngr.

25. **Humboldt's (W. von) Briefe an eine Freundin.** Zweite unveränderte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

26. **Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd,** zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von **C. H. E. Freiherrn von Berg.** Zwei Bände. Mit Lithographien und im Texte eingedruckten Holzschnitten. In sechs Heften. Erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 16 Ngr.

In demselben Verlage ist auch erschienen und zu herabgesetztem Preise fortwährend zu haben:
Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpractika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. Gr. 4. 1828. 10 Thlr. Herabgesetzter Preis 4 Thlr.
Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen. Gr. 8. 1820. 11 Thlr. Herabgesetzter Preis 5 Thlr.

27. **Neuhof (Lebrecht), Gedichte.** 8. Geh. 20 Ngr.

28. **Oertel (F. M.), Das Jahr 1847.** Zweiter Nachtrag zu den Genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. Geh. 12 Ngr.

Von dem Verfasser erschien daselbst:
Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhundert. Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Neue Ausgabe. Mit einem bis Ende 1846 fortgeführten Nachtrage. 1847. Quer 8. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.
Für die Besitzer der ersten Ausgabe hieraus einzeln:
Die Jahre 1845 und 1846. Erster Nachtrag zu den Genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. 1847. 16 Ngr.

29. **Pfeiffer (L.), Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. In zwei Bänden. Drittes Heft (Schluss des ersten Bandes). Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

30. **Prescott (W. H.), Geschichte der Eroberung von Peru.** Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Von W. H. Prescott erschien bereits in demselben Verlage:
Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.
Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des

Eroberung [illegible] Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 6 Thlr.

31. **Ausl[illegible]s Novellendichter.** Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **W. Wolfsohn.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Der erste Theil enthält Novellen von Helena Hahn und Alex. Puschkin; der zweite Theil von Nikolaus Pawlow.

32. **Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie.** Mit 127 in den Text eingedruckten Holzschnitten. In fünf Heften. Drittes und viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 16 Ngr.

33. **Sedgwick (Miß), Leben der Lucretia Marie Davidson.** Aus dem Englischen. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Ebendaselbst erschien bereits im Jahre 1843:
Irving (Washington), Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson. Aus dem Englischen. Gr. 12. 18 Ngr.

34. **Opern.** 16. Geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 8 Ngr.

35. **Sternberg (A. von), Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.** In Bildnissen zusammengestellt. Zwei Theile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr., gebunden 4 Thlr. 20 Ngr.

I. Gräfin Aurora Königsmark. — Fürstin Amelie Galitzin. — Anna Luise Karsch. — Angelika Kauffmann. — Elisabeth Mara. — Frau von Krüdener. — Karoline Neuber.
II. Katharina II. — Elisabeth Charlotte. — Maria Therese. — Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. — Gräfin Albany.

In demselben Verlage ist von dem Verfasser auch erschienen:
Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.
Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr.

36. **Tarnow (Fanny), Zwei Jahre in Petersburg.** Aus den Papieren eines alten Diplomaten. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

37. **Taylor (Henry), Philipp van Artevelde.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Aus dem Englischen übersetzt von **Adf. Heimann.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

38. **Therese** (Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.), **Eine Reise nach Wien.** 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Im Jahre 1846 erschien von der Verfasserin daselbst:
Paris und die Alpenwelt. Gr. 12. 1 Thlr. 26 Ngr.

39. **Twesten (K.), Ein Patricier.** Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 20 Ngr.

40. **Voigts (F.), Novellen.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 12 Ngr.

41. **Volks-Bibliothek.** Fünfter Band. — Auch unter dem Titel: Das Kriegsjahr 1813. Von **K. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die frühern Bände dieser „Volks-Bibliothek" enthalten:
I. Joachim Nettelbeck. Von Ch. L. Haken. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.
II. Der alte Heim. Von E. W. Keßler. Zweite Auflage. 1846. 1 Thlr.
III. Die Sprichwörter der Deutschen. Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.
IV. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von F. Gerstäcker. 1847. 1 Thlr.

42. **Eine Woche.** Idyll-Novelle. Herausgegeben von dem **Einsiedler bei St. Johannes.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Von dem Herausgeber erschien im Jahre 1843 daselbst:
Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St. Johannes. Drei Theile. Gr. 12. 6 Thlr. 15 Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt
von
Dr. **Karl Simrock.**
Sechste Auflage.
8. Broschirt. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Das Nibelungenlied hat sich, seit seiner Wiedererweckung, welche mit der Wiedererweckung unserer Nationalität zusammenfällt, immer mehr als unser Nationalepos, der größte Hort unseres Volks geltend gemacht, und den frühen, gleichsam prophetischen Ausspruch Johannes von Müller's, daß es die deutsche Ilias sei, bewährt.

Die Uebersetzung folgt dem Originale Zeile für Zeile und gibt es in einer Sprache wieder, die vollkommen neuhochdeutsch, doch allen modernen Anklang vermeidet, wodurch die Täuschung entsteht, als läsen wir, der sprachlichen Hindernisse die uns dies bisheran verwehrten überhoben, das Original selbst; diese Eigenthümlichkeit aller Uebersetzungen K. Simrock's aus dem Mittelhochdeutschen hat Goethe treffend bezeichnet. Er sagt (Nachgelassene Werke, V, S. 209), indem er dessen Uebersetzung der Nibelungen in der ersten Ausgabe als eine höchst willkommene begrüßt: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelten Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen."

Stuttgart und Tübingen, im April 1848. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Von der neuen und erweiterten Ausgabe des von dem Polytechniker Herrn **Brandegger** in Ellwangen entworfenen

Höhenmessers (Sextant)
zur Stellung der Uhren nach der Sonne

sind sowol Exemplare als auch eine **besondere ausführliche Anzeige** darüber, nebst den Gutachten des Herrn Prof. Dr. **Reuschle** in Stuttgart, und des Directors der Astronomischen Gesellschaft zu Leipzig, Herrn Dr. **Jahn**, durch den Unterzeichneten und alle andern Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, im April 1848. **F. A. Brockhaus.**

In Gemäßheit der Ordnungen der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte wird hierdurch daran erinnert, daß für die am 14. März 1856 zu vertheilenden Preise, von denen ein jeder 1000 Thlr. Golde beträgt, für den ersten eine Bearbeitung von Henrici de Hervordia chronicon, und für den zweiten eine Geschichte des Erzbisthums Hamburg und Bremen als Aufgabe ausgeschrieben worden ist, und daß der dritte Preis zur Anerkennung ausgezeichneter Arbeiten über deutsche Geschichte, welche in den Jahren 1845—55 erschienen sein werden, verwendet werden wird. Die nähern Bestimmungen über die Preisaufgaben finden sich in den zu den Göttinger gelehrten Anzeigen gehörigen Nachrichten vom 14. März 1847, und werden den Freunden der vaterländischen Geschichte, welche sich deshalb an den Director der Stiftung, den Consistorialrath Gieseler, in portofreien Briefen wenden, gern mitgetheilt werden. Eben demselben müssen die um diese Preise sich bewerbenden handschriftlichen Arbeiten bis zum 14. März 1855 eingesendet sein.

Göttingen, am 14. März 1848.

Der Verwaltungsrath der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Sommer-Semester 1848 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Engelhardt: Kirchen- und Dogmengeschichte, Uebungen des kirchenhistorischen Seminars. — Dr. Höfling: Uebungen des homiletischen und katechetischen Seminars, Katechetik. — Dr. Thomasius: Dogmatik, praktische Exegese des neuen Testaments. — Dr. Hofmann: Weissagungen Haggai's, Sacharja's und Maleachi's, Brief an die Hebräer, theologische Ethik. — Dr. Ebrard: Dogmatik, Brief Pauli an die Römer. — Dr. von Ammon: Pastoralinstitut, Symbolik mit kirchlicher Geographie und Statistik. — Dr. Schmid: Kirchengeschichte bis zur Reformation, Geschichte der neuern Theologie. — Dr. Wiesinger: Psalmen.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht. — Dr. Schmidtlein: gemeinen und bairischen Criminalproceß, katholisches und protestantisches Kirchenrecht, ausgewählte Lehren aus dem Strafrechte. — Dr. Schelling: Philosophie des Rechts, Theorie der summarischen Processe mit Einschluß des Concursprocesses, europäisches Völkerrecht, bairisches Staats- und Verwaltungsrecht. — Dr. von Scheurl wird seine Vorlesungen nach seiner Rückkehr vom Landtage ankündigen. — Dr. Gerber: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, gemeines deutsches Staatsrecht. — Dr. Gengler: gemeines deutsches Privatrecht, gemeines und bairisches Lehenrecht, bairisches Hypothekenrecht. — Dr. Ordolff: äußere und innere Geschichte des römischen Rechts, römisches Erbrecht, Pandektenprakticum.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie des Menschen, Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände. — Dr. Koch: allgemeine und beschreibende Botanik, Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medicin, allgemeine Biologie, Anthropologie und Hygieine, Conversatorien über Gegenstände seiner Vorlesungen. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, gerichtliche Medicin, medicinisch-forensisches Prakticum. — Dr. Heyfelder: chirurgische Klinik, Augenheilkunde, Akiurgie, cursus operationum. — Dr. Canstatt: medicinische Klinik, Poliklinik, specielle Pathologie und Therapie. — Dr. Trott: Toxikologie, Receptirkunst. — Dr. Will: vergleichende Anatomie, Veterinärmedicin, zoologische Demonstrationen, zootomische Uebungen. — Dr. Wintrich: Casuisticum medicum, propädeutische Klinik, gerichtliche Medicin. — Dr. von Gorup: Repetitorien über Grundlehren der Chemie mit Experimenten, physiologische und pathologische Chemie, gerichtliche Chemie, Anleitung zu analytisch- und praktisch-chemischen Arbeiten und zur mikroskopischen Untersuchung thierischer Flüssigkeiten und Gewebe.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: encyklopädische Uebersicht der Gesammtnaturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der französischen Revolution, Geschichte der neuern Zeit von der Reformation an, deutsche Geschichte. — Dr. Döderlein: Uebungen der Mitglieder des philologischen Seminars im Erklären und Unterrichten, Epinicien des Pindar, griechische Alterthümer. — Dr. von Raumer: Mineralogie, Pädagogik. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, Astronomie. — Dr. Fischer: Geschichte der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die speculativen Systeme, speculative Ethik. — Dr. Drechsler: Psalmen, Sanskrit oder arabische Sprache. — Dr. Nägelsbach: Interpretation Virgil's, lateinische Stilübungen, Odyssee, ausführliche Darlegung des gegenwärtigen Standes der homerischen Frage, Philippische Reden Cicero's. — Dr. Fabri: über Dampfmaschinen und ihre Anwendung, Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Nationalökonomie. — Dr. Winterling: deutsche Literatur und deutsches Literatenwesen im 19. Jahrhundert, Shakspeare's Merry Wives of Windsor, englische, italienische und spanische Sprache. — Dr. von Schaden: Philosophie der Geschichte, Geschichte der Poesie. — Dr. von Raumer: Nibelungenlied, Reinecke Vos. — Dr. Stahl: Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Handels- und Industriegeschichte Deutschlands. — Dr. Heyder: Religionsphilosophie, Psychologie, das Speculative in der Goethe'schen und Schiller'schen Poesie. — Dr. Martius: Experimentalpharmacie, Examinatorium aus der genannten Wissenschaft, Anweisung die am häufigsten vorkommenden Gifte durch chemische Mittel aufzufinden, Pharmakognosie des Thier- und Pflanzenreichs, Lehre über die Reagentien nebst Anweisung zu ihrer Darstellung. — Dr. Schnizlein: allgemeine Botanik, praktische Uebungen im Untersuchen und Bestimmen der Pflanzen, Excursionen.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fecht- und Schwimmkunst Duehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1848

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1848:

*1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1848. Täglich außer den Beilagen eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr., besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

---

*2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1848. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitschrift wird wöchentlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*3. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** 12 Hefte. Mit Kupfern. Jahrgang 1848. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Beilagen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung,** und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

---

*4. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Neunter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*5. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand,** als Geschäftsführer; Hofrath Dr. **G. E. Fein,** Prof. Dr. **H. Häser,** Geh. Hofrath Dr. **E. Reinhold,** Prof. Dr. **A. F. H. Schaumann,** Prof. Dr. **M. J. Schleiden,** Prof. Dr. **O. Schlömilch,** Prof. Dr. **E. Schmid,** Geh. Kirchenrath Dr. **K. E. Schwarz,** als Specialredacteuren. Siebenter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Nummern. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile; besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

*6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Sechster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden Anzeigen aller Art aufgenommen und die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besonde [illegible] n gegen Vergütung von ½ Thlr. für das T [illegible]

Der erste bis ze [illegible] Magazin haben zusammengenommen [illegible] abgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der [illegible] Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang [illegible] 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster [illegible] 7) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im P [illegible] gende Schriften:

Pfennig-Maga [illegible] nf Bände. Früher 5 Thlr. [illegible] Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

☞ Letztere vier Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

*7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeb. vom Oberbibliothekar Dr. **E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1848. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Es erscheint wöchentlich ein Heft von 2–3 Bogen. Dem Repertorium wird ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, und betragen die Insertionsgebühren 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

*8. **Rhea.** Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** In zwanglosen Heften. Mit Abbildungen. Zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile auf dem Umschlag 1½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

*9. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **C. W. Niedner.** Jahrgang 1848. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

II. An Fortsetzungen erscheint:

*10. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837–46), kosten 16 Thlr.

*11. **Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.** Im Vereine mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von Dr. **G. Friederich.** In zwei Bänden oder 18 Heften. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das erste und zweite Heft erschienen zu Ende des Jahres 1847. Alle 3 Wochen wird ein Heft ausgegeben, sodaß der Schluß des Werks bis Ende d. J. in den Händen der Abonnenten sein wird. Die vollständige Lieferung des Ganzen in 18 Heften wird von der Verlagshandlung ausdrücklich garantirt.

*12. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** Zweiter Theil. 8. Geh.

Der erste Theil erschien 1847 und kostet 2 Thlr.

*13. **Bericht vom Jahre 1847** an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem ersten Geschäftsführer der Gesellschaft Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte vom Jahre [illegible]–47 haben gleichen Preis.

*14. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Fünfundsechszigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übers. und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. **Celestina**. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übers. von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa**. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte**. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante**, Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli**, Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr.

*15. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Drittes Heft und folgende. Großfolio. Geh. Jedes Heft 16 Ngr.

Dieser „Bildersaal" enthält eine Auswahl der vorzüglichsten im Besitz von **F. A. Brockhaus** in Leipzig befindlichen Holzschnitte und Clichés, von denen zu dabei bemerkten Preisen scharfe Abklatsche abgelassen werden. Das erste und zweite Heft (Nr. 1—428) erschienen 1847.

*16. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Theilen. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

Der erste Theil (Heft 1—4) ist bereits ausgegeben; der zweite Theil wird ebenfalls 4 Hefte umfassen und in kurzen Zwischenräumen geliefert werden.

*17. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Funfzehnter Band, oder hundertunddreizehntes bis hundertundzwanzigstes Heft (Schluß des Werkes). Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen nach und nach bezogen werden, und zwar:

in **15 Bänden** zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in **120 Heften** zu dem Preise von 5 Ngr.,
in einer **neuen Ausgabe** in **240 Lieferungen** zu dem Preise von 2½ Ngr., von der wöchentlich eine Lieferung ausgegeben wird und bereits hundertundachtundzwanzig Lieferungen erschienen sind.

☞ Aeltere Auflagen des **Conversations-Lexikon** werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thalern angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

*18. [illegible] **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde, des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie &c. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck**. Vollständig in 120 Lieferungen. Fünfundneunzigste Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

*19. **Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie.** In zwei Bänden. Zwölftes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

Der erste Band (Heft 1—6) erschien 1844—45, das siebente bis elfte, oder das erste bis fünfte Heft des zweiten Bandes, 1847; das zwölfte Heft ist unter der Presse.

*20. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Siebenundvierzigster Theil und folgende.
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Siebenundzwanzigster Theil und folgende.
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meyer. Vierundzwanzigster Theil und folgende.

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

21. **Ennemoser (J.), Geschichte des thierischen Magnetismus.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil unter dem Titel: „Geschichte der Magie", erschien 1844 und kostet 4 Thlr. 15 Ngr.

*22. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**, methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser**. Vierte Abtheilung und folgende. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Abtheilungen einzeln unter besondern Titeln:

I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von L. Roehmann. 1844. 3 Thlr.
II. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von L. Posner. Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von A. Moser. 1845. 2 Thlr.

*23. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Fünftes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Der erste Band (Heft 1—4) erschien im Jahre 1847. Vollständige Exemplare des Werks können fortwährend zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. geliefert werden.

24. **Gagern (H. C. E., Freiherr von), Civilisation.** In drei Theilen. Zweiter und dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Eine Fortsetzung von des Verfassers bekanntem Werke: „Die Resultate der Sittengeschichte", die Abschnitte VII, VIII, IX desselben: Wohnung, Arbeit und Eigenthum, oder: Die Familie, enthaltend. Der erste Theil erschien 1847 und kostet 2 Thlr. 8 Ngr.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Gr. 8. 1844. 3 Thlr. 18 Ngr.
Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang. Gr. 8. 18[illegible]. 15 Ngr.

*25. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt**, mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. In vier Bänden. Ersten Bandes dritte (letzte) Abtheilung. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung: Die Säugethiere der Vorwelt, kostet 1 Thlr. 18 Ngr., die zweite Abtheilung: Die Vögel und Amphibien der Vorwelt, 1 Thlr. 10 Ngr.; mit der dritten Abtheilung: Die Fische der Vorwelt (2 Thlr. 20 Ngr.) ist der erste Band des Werkes, die Wirbelthiere enthaltend, geschlossen. Der zweite Band wird die Gliederthiere, der dritte und vierte Band die Weichthiere behandeln. Jede Abtheilung bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

*26. **Günsburg (F.), Studien zur speciellen Pathologie.** Zweiter Band. — A. u. d. T.: Die pathologische Gewebelehre. Zweiter Band: Die krankhaften Formveränderungen in den Geweben und Organen des menschlichen Körpers. Grundriss der pathologischen Entwickelungsgeschichte. Mit zwei Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band führt den Titel: Die pathologische Gewebelehre. Erster Band: Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung. Zu-

sammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit 3 Tafeln. Gr. 8. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr.

*27. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon**, oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz**. In Lieferungen zu 10 Bogen. Zwölfte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste bis elfte Lieferung (A—Schwarz) erschienen 1843—47; der Schluß ist binnen kurzem zu erwarten.

*28. ———, **Allgemeines Bücher-Lexikon** rc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller**. In Lieferungen zu 10 Bogen. Dritte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste Lieferung erschien im Monat October, die zweite im December 1847; die dritte und vierte Lieferung (Codex — Guthrie) sind ebenfalls bereits ausgegeben und die Fortsetzung wird in gleich rascher Folge geliefert werden.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

*29. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** In drei Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1846) kostet 2 Thlr.

30. **Kratzmann (E.), Die neuere Medicin in Frankreich.** Nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. In zwei Abtheilungen. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

*31. **Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.** Zweiter Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band wurde 1847 ausgegeben und kostet 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen ferner daselbst:

Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien. Sendschreiben an den Consistorial-Director Seebeck in Hildburghausen. Gr. 8. 1847. 15 Ngr.

Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. 1839. 2 Thlr. 25 Ngr.

*32. **Pfeiffer (L.), Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. In zwei Bänden oder 5—6 Heften. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

Das erste und zweite Heft erschienen im Jahre 1847, das dritte Heft (Schluß des ersten Bandes) im Febr. 1848.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

